NIVERSITY
OF
RONTO
BRARY

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/s02allgemeineencycl32ersc

S.D
E734a

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Zweiunddreißigster Theil.

K—KARABULAKEN.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1882.

105-837
20/10/10

AE
27
E7
Sect. 2
Bd. 32-33

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Zweiunddreißigster Theil.

K—KARABULAKEN.

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

K. Der Sprachlaut k, z. B. in nhd. kanne, kunst, gehört zu den Gutturalen, d. h. zu denjenigen Lauten des linguopalatalen Artikulationsgebietes, bei denen der hintere Theil des Zungenrückens gegen den weichen Gaumen artikulirt. K ist der tonlose Verschlußlaut (Explosivlaut) dieser Artikulationsstelle, g steht ihm als der tönende gegenüber. Dem k und g entsprechen als Reibelaute (Spiranten) der (tonlose) ach-Laut in unserm nhd. dach, loch, tuch, und der tönende Spirant, den man in gewissen Theilen von Norddeutschland für inlautendes g nach a, o, u in tage, bogen spricht (ʒ¹ nach Sievers' Lautbezeichnung). Innerhalb des gutturalen Artikulationsgebietes hat man wieder zwei Abtheilungen zu machen, das vordere, an das palatale angrenzende Gebiet und das hintere, nach dem unteren Rande des weichen Gaumens zu liegende, und man spricht demgemäß von vorderen und von hinteren Gutturalen; die ersteren sind in den europäischen Sprachen sehr häufig, zu ihnen gehören z. B. unser nhd. k, g vor a, o, u, wie in kanne, kopf, galle, gut, hintere Gutturale sind z. B. das qaf ق der Araber, das q der Georgier, das tiefe ch im schweizerischen Allemannisch. Als k-Laute bezeichnet man und schreibt man vielfach auch solche Sprachlaute, die durch Artikulation des Zungenrückens gegen den harten Gaumen gebildet werden. Diese Laute stellt man jetzt richtiger als „Palatale" den Gutturalen entgegen. Es sind z. B. die k- und g-Laute, die die Italiener in chiaro, chiesa, ghiotto, die Slawen vor den weichen (palatalen) Vocalen e, i u. s. w., wie in russ. kidát', gil', und wir Deutsche in kind, gift u. s. w. bilden; als Spiranten stellen sich diesen zur Seite z. B. unser (tonloser) ich-Laut in mich, frech, und der (tönende) Reibelaut j, wie er stellenweise in Nord- und Mitteldeutschland in wiegen, legen gesprochen wird.

In den indogermanischen Sprachen sind k-Laute von jeher, so weit wir zurückzublicken vermögen, vorhanden gewesen. Bis zum J. 1870 schrieb man der indogermanischen Grundsprache drei gutturale Explosivlaute zu (k g gh). Seitdem ist, namentlich durch die Untersuchungen von G. J. Ascoli und A. Fick, festgestellt worden, daß es in der indogermanischen Ursprache zwei Gutturalreihen gab, die in den einzelnen Sprachzweigen mehr oder minder scharf auseinander gehalten worden sind und die man jetzt meistens als k^1-Reihe (k^1 g^1 gh^1) und k^2-Reihe (k^2 g^2 gh^2) unterscheidet. Sehen wir hier von den ursprachlichen mediae und mediae aspiratae ab, so ist zunächst für urindogermanisches k^1 die gewöhnliche Lautvertretung in den einzelnen Sprachzweigen folgende: 1) altindisch ç (palataler Spirant), altbaktrisch s, altpersisch θ (interdentaler Spirant); 2) armenisch s; 3) griechisch κ; 4) lateinisch c (k); 5) altirisch c (k); 6) gothisch h und g (h im Anlaut und wenn der dem k^1 vorausgehende Sonant von Haus aus den Hochton hatte, sonst g); 7) altbulgarisch s; litauisch sz, lettisch und altpreußisch s. Für k^1 in gewissen Lautverbindungen gelten in einigen Sprachen noch besondere Gesetze. Beispiele:

Altindisch ç: çatám „hundert" = indogerm. *k^1mtó-m, dáça „zehn" = indogerm. *dék^{1}m. k^1+t wird št: vedisch aštá „acht" = indogerm. *ok^{1}tó. k^1+s wird kš: 2. Pers. Sing. Präs. vákši „du wünschest" = indogerm. *vék^{1}si. Altbaktrisch s: satem „hundert", dasa „zehn". k^1+t wird št: ašta „acht". k^1+s wird š (der lautliche Werth von š im Unterschied von š ist nicht genau bestimmbar): vaši „du wünschest". Altpersisch θ: θuxra- Eigenname = altbaktr. suxra- „roth", altind. çukrá- „hellfarbig"; viθ- „Clan" = altbaktr. vîs-, altind. viç-. k^1+t wird wol, wie im Altbaktrischen und Neupersischen (vergl. aštema- und haštum „der achte"), zu št; Beispiele im Altpersischen nicht vorfindlich. k^1+s wird š: niy-apišam „ich schrieb" = *apik^1-s-am, sigmatischer Aorist, Wurzel im Altindischen piç-. In den übrigen Consonantenverbindungen erscheint k^1 als s: aspa- = altbaktr. aspa-, altind. açva- „Pferd".

Armenisch s: sin „leer" (aus *sven) = altind. çúna- „Mangel", tasn „zehn" = altind. dáça.

Griechisch κ: ἑκατόν „hundert", δέκα „zehn", ὀκτώ „acht", δέξομαι „ich werde sehen" = altind. drakšyámi von Wurzel derk^1-.

Lateinisch c: centum, decem, octo, dixi (Wurzel deik^1-).

Altirisch c: cét „hundert", deich n- „zehn"

für älteres *decen. k^1+t wird ct, ſpäter cht: oct, ſpäter ocht „acht". k^1s wird zu ss: dess „rechts", vergl. griech. δεξιός, lat. dexter, altind. dákšiṇa-, altbaktr. dašina-, altbulg. desĭnŭ.

Germaniſch h und g: gothiſch hund „hundert", taihun „zehn", ahtau „acht", fagrs „paſſend" für *pak^{1}ró-s von Wurzel pak^1- im lat. pacisci, altind. pāça- „Band, Feſſel" u. ſ. w. Wegen des durch die urſprüngliche Accentverſchiedenheit bedingten Wechſels zwiſchen h und g vergleiche man auch ahd. 1. Perſ. Sing. Prät. zôh „zieh" („zeihen") = altind. didéça, 1. Perſ. Plur. zigum = altind. didiçimá.

Slawiſch s, litauiſch sz (lett. und altpreuß. s): altbulg. srĭdĭce, lit. szirdìs, lett. sirds, altpreuß. Accuſ. Sing. siran „Herz", vergl. lat. cor, griech. κραδία; altbulg. deseti, lit. dészimtis, lett. desmit „zehn"; altbulg. osmi, lit. asztûnì, lett. astûmi „acht", altpreuß. Acc. asman „octavum"; Infin. altbulg. nesti, lit. nèszti, lett. nest „tragen", vergl. ἐνεγκεῖν. k^1+s wird ſlaw. s, lit. sz: altbulg. desĭnŭ „rechts", lit. deszinė̃ „rechte Hand" = altind. dákšiṇa- u. ſ. w. (ſ. oben), altbulg. ſigmat. Aor. nĕsŭ „ich trug", lit. Fut. nèsziu „ich werde tragen" = *nek^{1}s$\hat{i}$ō.

Für k^2 gelten complicirtere Geſetze. Das Wichtigſte lehren folgende Zuſammenſtellungen.

Im Ariſchen k und c, und zwar entſprang c in der ariſchen Grundſprache aus k vor palatalen Vocalen (e, i). Altindiſch kás „wer?" = indogerm. *k^2ó-s, uktá- „geſprochen" = indogerm. *uk^{2}tó-, vakšyámi „ich werde ſprechen" = indogerm. *vek^{2}s$\hat{i}$ó. Dagegen ca „und" = indogerm. *k^2e, páñca „fünf" = indogerm. *pénk^{2}e, cid Partikel zur Hervorhebung u. ſ. w. = indogerm. *k^2i-d. Iraniſch k: kas in altbaktr. kas-cid, altperſ. kas-ciy. Vor anderen Conſonanten ging dieſes k in der iraniſchen Grundſprache in χ über: altbaktr. suχra-, altperſ. θuχra- = altind. çukrá-, altbaktr. uχta- = altind. uktá-. Beachtenswerth iſt, daß, während k^1+š und k^2+š im Indiſchen unterſchiedlos in kš zuſammengefallen ſind, ſie im Iraniſchen als š und χš getrennt erſcheinen: altbaktr. š z. B. in dašina-, χš z. B. in vaχšya = altind. vakšyámi. c: altbaktr. ca, altperſ. cā = altind. ca, altbaktr. pañca = altind. páñca, altbaktr. -cid, altperſ. -ciy = altind. cid.

Armeniſch k: kerp „Körper" vergl. altbaktr. kehrp-, lat. corpus; akn „Auge" vergl. lat. oculus, griech. ὄπωπα, got. augan-.

Griechiſch κ vor indogerm. a und vor Liquiden: καλός „ſchön" = altind. kalya-, κρέας „Fleiſch" = altind. kravís-, κλέπτω „ich ſtehle" = lat. clepo, altpreuß. au-klipts „verborgen". Vor dunkeln Vocalen und in Conſonantengruppen wird k^2 als qu zu π, π: ὅ-ππως, πῶς, πότερος vom Interrogativſtamme *k^2o-; ποινή = altbaktr. kaenâ- F. „Strafe"; ἕπομαι ἕψομαι σπέσθαι „folgen" von Wurzel sek^2- in lat. sequi, altind. sácate; πεπτός = altind. paktá- „gekocht". Vor palatalen Vocalen wird k^2 als erweichtes (mouillirtes) qu zu ττ, τ: ὅ-ττι, τί = altind. cid, τὲ = altind. ca, πέντε = altind. páñca; auf erweichtem qu beruht auch σσ = k^2+i: πέσσω „koche" = *pek$^2\hat{i}$ō: ὄσσε „Augen" = *ok$^2\hat{i}$e.

Italiſch. Die häufigſte Vertretung iſt im Lateiniſchen qu, im Umbriſchen und Oskiſchen p: lat. -que, umbr. osk. -p(e) = griech. τὲ; lat. quis quid, umbr. osk. pis pid = griech. τίς τί; lat. sequor = griech. ἕπομαι. Aus qu wird vor anderen Conſonanten c: sectari zu sequor. Oft läßt ſich für c eine ältere Stufe qu nicht nachweiſen, z. B. cancer (Stamm cancro-) = altind. karka-, karkin-, coxa = altind. kákṣha-.

Keltiſch urſprünglich qu, das im altiriſchen zu c, im altgalliſchen und in den britanniſchen Dialekten zu p wird: altir. cethir „vier", altgall. petor-ritum „vierräderiger Wagen", altbritann. Πετουαρία Name einer Stadt, altkymr. petguar, corn. peswar, breton. pevar = lat. quatuor u. ſ. w.; altir. cruim, kymr. pryf „Wurm" = altind. kṛ́mi- lit. kirmis; altir. cóic, kymr. pimp für urkelt. *quenque aus urindogerm. pénk^{2}e.

Germaniſch h, g und hw, gw. h: got. hails „heil" = altind. kalya-, hlifa „ſtehle" = lat. clepo (ſ. oben); g: hals-agga „Halskrümmung" vergl. altind. aṅká- „Biegung". hw: got. hvas = altind. kás, leihva „leihe" = griech. λείπω, f für hv in got. vulfs = altind. vṛ́ka-s „Wolf", fidvor „vier", fimf „fünf"; gw bleibt nur wenn n vorausgeht, z. B. altnord. þröngva = mhd. drengen „drängen", Wurz. trenk^2- in lit. trenkiù, ſonſt fällt nach beſtimmten Lautgeſetzen entweder g weg (got. siuns „Geſicht" für *sigwni-s, zum Verbum saihvan „ſehen") oder w (ahd. zwig „Zweig" = urindogerm. duĭk^{2}ó-m.)

Slawiſch k, woraus vor palatalen Vocalen č oder c: altbulg. kotoryjĭ „wer?" = got. hvaþar vom indogerm. Stamm *k^2o-, četyrije „vier", peką „ich koche" (= lat. coquo für *quequo *pequo, altind. pácāmi), 3. Perſ. pečetĭ, vlŭkŭ „Wolf" (altind. vṛ́ka-s) Voc. vlŭče, aber Locat. vlŭcě, Nomin. Plur. vlŭci.

Litauiſch k: kàs „wer", keturì „vier", vìlkas „Wolf", sekù sèkti „folgen" = lat. sequor.

k^1 ſcheint in der indogermaniſchen Grundſprache ein k geweſen zu ſein, das in der Gegend, wo harter und weicher Gaumen zuſammentreffen, artikulirt wurde; ſeine Artikulationsſtelle nicht zu weit nach hinten zu verlegen iſt rathſam wegen der Ziſchlaute im Ariſchen, Armeniſchen und Baltiſch-Slawiſchen, da dieſe auf palatale Artikulation des k^1 hinweiſen, andererſeits aber empfiehlt auch wieder die gutturale Artikulation im Griechiſchen, Lateiniſchen, Keltiſchen und Germaniſchen, dem k^1 im Urindogermaniſchen nicht den vollen Werth einer Palatalis (etwa wie in italieniſch chiesa) zu geben, da eine bedeutendere Verſchiebung der Artikulationsſtelle nach hinten in ſo vielen Sprachen zugleich unwahrſcheinlich iſt. k^2 ſcheint in der Grundſprache qu geweſen und im hinteren Gutturalgebiet artikulirt worden zu ſein; im Ariſchen und im Baltiſch-Slawiſchen ging das dem k-Laut anhaftende u consonans ſchon frühzeitig durchgängig verloren (vergl. altiriſch cethir für *quethir, franz. car = lat. quare).

Literatur über indogerm. k^1 und k^2: *G. J. Ascoli*,

Fonologia comparata del sanscrito del greco e del latino, Torino e Firenze 1870, ins Deutsche übersetzt von Baiglie und Schweizer-Sidler, Halle 1872, S. 29 fg. — A. Fick, Die ehemalige Sprachenheit der Indogermanen Europas, Göttingen 1873, S. 3 fg. — Joh. Schmidt, Jenaer Lit.-Zeit., 1874, Art. 201; 1875, Art. 588; 1877, Art. 247. — *L. Havet*, La question des deux k arioeuropéens, Memoires de la societe de linguistique II, 261 etc. — Hübschmann, Kuhn's Zeitschr. XXIII, 21 fg., 384 fg. — Windisch, Kuhn und Schleicher's Beitr. VIII, 25 fg. — Möller, Die Palatalreihe der indogermanischen Grundsprache im Germanischen, Leipzig 1875, Kuhn's Zeitschr. XXIV, 427 fg. — F. Müller, Die Gutturallaute der indogerm. Sprachen, Sitzungsber. der Wiener Akademie Phil.-hist. Cl., 1878, S. 3 fg. — Curtius, Studien zur griech. und lat. Gramm. VII, 267 fg. — Kluge, Beitrage zur Geschichte der german. Conjugation, Strasburg 1879, S. 42 fg. — Bezzenberger, Beitr. zur Kunde der indogerm. Sprachen II, 151 fg. — Osthoff, Morphologische Untersuchungen I, 116 fg., Paul und Braune's Beitr. VIII, 256 fg. — Collitz, Bezzenberger's Beitr. III, 177 fg. — Joh. Schmidt, Kuhn's Zeitschr. XXV, 1 fg. — G. Meyer, Griech. Gramm. S. 169 fg. — Brugman, Kuhn's Zeitschr. XXV, 306 fg., Morphol. Untersuch. IV, 407 fg. (*Karl Brugman.*)

K (als Schrift- und Zahlzeichen). — Ob das K, der 11. Buchstabe unseres Alphabets, zu denjenigen Zeichen gehört, die mit Sicherheit aus den Hieroglyphen abzuleiten sind, ist noch nicht entschieden. Sicher ist nur, daß dieser Buchstabe bei den Phöniciern bereits die entsprechende Form und die entsprechende Stelle im Alphabete hatte wie bei denjenigen Völkern, deren Lehrmeister die Phönicier geworden sind. Der K-Laut wurde nämlich im Phönicischen durch zwei Zeichen, Kaph und Koph, wiedergegeben, die demgemäß auch in dem griechischen Uralphabete von 22 Buchstaben ihren Platz fanden in der Gestalt von 𐤊 (später K) und 𐤒. Da aber das Lautsystem der griechischen Sprache zwei Zeichen nicht erforderte, so kam das eine schließlich außer Gebrauch. Ganz entfernen konnte man das 𐤒 allerdings schon aus dem Grunde nicht, weil die Buchstaben im Griechischen ebenso wie im Semitischen einen bestimmten Zahlenwerth haben. Wäre also ein Zeichen mitten in der Reihe einfach gestrichen, so würden dadurch alle nachfolgenden einen anderen Zahlenwerth erhalten haben. Nach längerem Schwanken einigten sich die Griechen schließlich dahin, das Koppa als Zahlzeichen C für 90 beizubehalten; und nur ausnahmsweise verwendete man noch 𐤒 ○, die Anfangsbuchstaben der Stadt, als Brandmarke edler korinthischer Rosse zu einer Zeit, in der die Alleinherrschaft des K im griechischen Alphabete bereits feststand.

Zu denjenigen Städten und Stämmen, welche am längsten K und 𐤒 nebeneinander verwendeten, gehörten die dorisch-chalcidischen Colonien in Großgriechenland, von denen die italischen Völker ihr Uralphabet erhielten, das schon aus diesem Grunde beide Buchstaben umfaßt haben muß.

Auf italischem Boden entstand dann noch ein drittes Zeichen dieses Lautes dadurch, daß der dritte Buchstabe des Uralphabets (γ) erst für G und C gemeinschaftlich, und dann ausschließlich für C angewendet wurde, nachdem (wenigstens im Lateinischen) das aus C differenzirte G zum selbständigen Buchstaben geworden war, und den durch Entfernung des Z freiwerdenden siebenten Platz im Alphabete erhalten hatte. Die italischen Völker haben also eigentlich drei Zeichen für den K-Laut: C, K, Q; die meisten aber entfernten schon früh das Q, das sich nur im Lateinischen und den allerältesten etruskischen Inschriften nachweisen läßt; das K dagegen wurde in den meisten italischen Alphabeten beibehalten; nur die Falisker und in später Zeit auch die Etrusker pflegten in ihren Inschriften regelmäßig das K durch C zu ersetzen. Selbst den Lateinern fehlte das K durchaus nicht, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist; die Spuren dieses Buchstabens sind besonders deutlich in der älteren Zeit. Noch kürzlich wurde auf dem Esquilin eine sehr alterthümliche Inschrift*) gefunden — bis jetzt die einzige bekannte lateinische, welche von rechts nach links geschrieben ist — die noch regelmäßig das K an derjenigen Stelle zeigt, wo wir nach der jüngeren Orthographie ein C erwarten würden, z. B. *pakari* und *feked*. Später tritt der Gebrauch des K im Lateinischen allerdings sehr zurück, war aber doch keineswegs blos auf fremde Namen, wie Karthago, beschränkt, sondern noch in der Kaiserzeit sind Schreibungen wie *kamenae*, *kanabae*, *kalendae*, *kandidatus*, *kaput*, *karissimus*, *kastra* etc. durchaus nicht ungewöhnlich, namentlich in Inschriften.

Zu Abkürzungen wurde das K im Griechischen sowol, wie im Lateinischen häufig benutzt, z. B. für *καί*, *Καῖσαρ*, *καλανδῶν*, *καταχθόνιοι* (*θεοί*), *Κοίντος*. und ähnlich in dem Spottverse:

Κρῆτες Καππάδοκες Κίλικες τρία κάππα κάκιστα.

welcher durch den vom Apostel Paulus (a. d. Titus I, 12) angeführten Verse des Epimenides von Kreta seine Erläuterung findet:

Κρῆτες ἀεὶ ψεῦσται, κακὰ θηρία, γαστέρες ἀργαί.

Das dreifache K fand auch noch Verwendung in dem Sprüchwort *κακοῦ κόρακος κακὸν ᾠόν.*

Im Lateinischen, wo die Vornamen durch die Anfangsbuchstaben angedeutet wurden, bezeichnete K Kaeso, ebenso wie C Gaius und Q Quintus. Außerdem war K, d. h. calumniator, das Brandmal, das man verleumderischen Sklaven auf die Stirn drückte; und endlich ist K(alendae) eine der häufigsten Abkürzungen in den zahlreichen uns inschriftlich erhaltenen Kalendern der Römer.

Als Zahlzeichen bezeichnet K im Phönicischen ebenso wie im Griechischen 20; ganz selten, z. B. bei der Zählung der homerischen Gesänge, 10.

*) Annali del Instituto, 1880, p. 150 etc. Rhein. Museum, 1881, N. F. 36, S. 235 fg. Hermes 16, 225 fg.

Ueber das K in den neueren Sprachen ist wenig hinzuzufügen; hier entscheidet über das Vorhandensein oder Fehlen dieses Buchstabens der Umstand, ob sie ihr Alphabet von den Griechen oder von den Römern erhalten haben. Zu den ersteren gehören die Armenier, Georgier, Kopten, Gothen, Russen und Neugriechen. Die Eigenthümlichkeiten des lateinischen Alphabets finden wir in dem der romanischen Völker wieder; denn weder die Franzosen und Spanier, noch die Italiener pflegen bei einheimischen Worten ein K zu schreiben, sondern gebrauchen statt dessen *qu* und *ch*, um den K-Laut auszudrücken. Die Deutschen und Engländer verwenden neben dem C und Q auch noch das K, und es ist charakteristisch, daß wir in denjenigen Lehnworten, die am frühesten Eingang in unsere Sprache fanden, das lateinische C durch K ersetzen, so z. B. corona, Krone; während die später recipirten Fremdwörter sich enger an die fremdartige Schreibweise anschließen durch Beibehaltung des C.

(*V. Gardthausen.*)

KAAB (genauer *Ka'b*). Vormohammedanischer arabischer Eigenname. Unter den Trägern desselben ist der berühmteste *Ka'b ibn Zoheir*, der Sohn des Mo'allaḳa-Dichters (s. Zoheir). Er war ebenfalls einer der bedeutendsten arabischen Dichter, bekannt ist er aber insbesondere auch durch die Geschichte seiner Opposition gegen Mohammed. Seinen Bruder Budscheir, welcher sich diesem angeschlossen hatte, verspottete er mit einigen bitteren Versen, welche den Propheten so reizten, daß er Ka'b für vogelfrei erklärte (im J. 630 n. Chr.). Budscheir ließ ihn von dem Todesurtheil, welches den unbesonnenen Poeten unter den damaligen Verhältnissen (Mekka und Tâïf waren bereits in Mohammed's Händen und ein ernstlicher Widerstand gegen ihn nirgends in Arabien mehr möglich) in die äußerste Gefahr brachte, unterrichten, und Ka'b entschloß sich, die Verzeihung des Propheten zu erbitten. Er begab sich zu ihm und recitirte ein mit den Worten *bânat So'âd* („Geschieden ist [die Geliebte] *So'âd*") anfangendes Gedicht, in dessen Mitte er in glänzender Wendung auf das Lob des Propheten überging. Mohammed war insbesondere von einem Verse so entzückt, daß er dem Dichter seinen grünen Mantel als Geschenk zuwarf, und ihm daneben vollständige Begnadigung gewährte, (s. Ibn Hischâm, Leben Muhammeds ed. Wüstenfeld p. 887 fg.) Der Mantel, nach welchem das Gedicht auch wol das Mantelgedicht (ḳaṣîdat-el-borda) heißt, soll nach Ka'b's Tode von den Erben an den Khalifen Mu'âwija verkauft und als kostbarer Schatz weiter vererbt sein, bis er bei der Eroberung Bagdads durch die Mongolen unter Hulagu 1258 verbrannt worden sein soll. Trotzdem wird er als Reliquie in Constantinopel gezeigt. — Von früheren Erlebnissen des Ka'b wird noch berichtet, daß er, von dem berühmten Helden Zeid-el-cheil einst im Kampfe gefangen genommen, sich durch sein berühmtes Pferd Kumait loskaufen mußte (Caussin de Perceval, Essai sur l'hist. des Ar. II, 635); nach seiner Bekehrung hören wir nichts weiter von ihm. — Das Gedicht Bânat So'âd ist eins der berühmtesten und beliebtesten der arabischen Literatur geblieben, in unzähligen Handschriften erhalten und vielfach commentirt (s. Hadschi Chalfa IV, 521 fg.); herausgegeben ist es (außer im Ibn Hischâm a. a. O.) von *Lette* (Caab ben Zoheir, Carmen panegyricum in laudem Muhammedis. Item Amralkeisi Moallakah etc. Lugd. Bat. 1748. kl. 4), *Freytag* (Caabi ben Zoheir Carmen in laudem Muhammedis dictum. Halae 1823 [resp. Bonnae 1822]. 4.; einen Calcuttaer Druck o. J. erwähnt noch Zenker I, Nr. 435) und mit Ibn Hischâmi's Commentar von *Guidi* (G'emaleddîni ibn Hišâmi Commentarius in Carmen Ka'bi ben Zoheir Bânat Su'âd appellatum. Lips. 1871. 8.); übersetzt von *Rückert* (Hamasa I, p. 152 ff.). Andere Gedichtfragmente von ihm finden sich in den arab. Anthologien, einen vollständigen Diwan (mit Commentar des Tha'lab), der 32 Gedichte bezw. Fragmente mit im Ganzen ca. 600 Versen enthält, hat *Socin* im Orient gekauft (Ztschr. d. dtsch. Morgenl. Gesellsch. XXX, 714 f.).

(*O. Loth; A. Müller.*)

KAABA (genauer *ḳá'ba*) ist der Name des in Mekka befindlichen Nationalheiligthums der Araber, welches durch Mohammed zur Wallfahrtsstätte des Islam wurde. Es ist ein viereckiges Gebäude von mäßigen Dimensionen (s. u.), größerer Höhe als Breite und Tiefe und mit einem flachen Dache, sodaß es einem erhöhten Würfel gleicht (daher der Name Ka'ba, arabisch Knöchel, Würfel), umgeben von einer Anzahl von Nebenheiligthümern, welche mit ihm zusammen inmitten eines länglich viereckigen, von einer großen Säulenhalle umschlossenen Hofes stehen. Der ganze Complex von Gebäuden heißt *el mesdschid el ḥarâm*, „die sacrosancte Moschee", die Ka'ba selbst wird von den Theologen officiell lieber *beit Allâh*, „das Haus Gottes" genannt; den Namen Ka'ba auf das Ganze zu übertragen ist ungenau, doch wird es angemessen sein, die Nebenheiligthümer hier mit zu behandeln.

Die Entstehung der Kaaba ist nach Zeit und Veranlassung unsicher. Die Tradition schreibt sie dem Abraham zu, der das Heiligthum mit Beihülfe des Ismael, des angeblichen Stammvaters der nördlichen Araber, gegründet habe, wie die Theologen behaupten, um dem reinen Monotheismus (den noch Mohammed als „Religion Abraham's" bezeichnete) eine Stätte zu erhalten; dieser Bestimmung wäre sie dann freilich gründlich entfremdet gewesen, denn selbst mohammedanische Schriftsteller können dem Koran gegenüber nicht leugnen, daß zur Zeit des Propheten und lange vorher die Ka'ba eine Stätte des Götzendienstes war. Die älteste authentische und unzweideutige Nachricht über ihre Existenz findet sich bei *Diodor*. III, 43, der von einem *ἱερὸν ἁγιώτατον τιμώμενον ὑπὸ πάντων Ἀράβων περιττότερον* spricht: damit kann nur die Ka'ba gemeint sein. Aus den Worten Diodor's ergibt sich aber von selbst, daß die Gründung viel weiter, vermuthlich in die vorchristliche Zeit zurückreicht. Gibbon und Ley (De templi Meccani origine, Berlin 1849) werden durch verschiedenartige, aber nicht stichhaltige Combinationen auf das erste Jahrh. v. Chr. geführt; Dozy läßt in seinem geistvollen, viel

zu wenig beachteten, wenngleich in seinen Resultaten doch nicht überall gebilligten Buche „Die Israeliten zu Mekka" (Deutsche Uebersetzung, Leipzig 1864) den mekkanischen Cultus und damit die Ka'ba bereits zur Zeit David's oder gar Saul's von den aus Palästina vertriebenen Simeoniten gegründet sein, während v. Maltzan (Meine Wallfahrt nach Mekka, Leipzig 1865, I, 373) aus der Trostlosigkeit der Umgebung Mekkas den Schluß zieht, daß der Ort irgend einem ascetischen Einsiedler, wahrscheinlich einem vorchristlichen Anachoreten sein Dasein verdankt haben müsse. Jedenfalls hängt die Entstehung der Ka'ba mit der Verehrung des berühmten schwarzen Steines (s. u.) zusammen, welche sehr alt sein kann — Steindienst war von jeher in Arabien einheimisch (Krehl, Vorislam. Religion der Araber, S. 69 fg.). Bei der Entwicklung des Cultus sind aber in diesem Falle auch Handelsinteressen mächtig gewesen (Sprenger, Alte Geographie Arabiens passim, besonders S. 222 fg.): in den drei heiligen Monaten, in welche die Wallfahrt fiel (etwa Mitte Februar bis Mitte Mai) war Landfriede, während dessen die Handelskarawanen unbehelligt von Raubanfällen der Beduinen von Südarabien nach den Häfen des Rothen Meeres ziehen konnten, in welchen die Verschiffung, vor allem des Weihrauchs, nach Aegypten stattfand. Als im ersten Jahrh. n. Chr. die alte Weihrauchstraße infolge des von den Römern bevorzugten directen Seeweges verödete und Mekka stark zurückging, verminderte sich natürlich auch das Ansehen des Heiligthumes; immerhin blieb es der religiöse Mittelpunkt der mit den Herren Mekkas, den Koreischiten (s. d.), zu Handelszwecken verbundenen umwohnenden Stämme. Genauere Angaben über die Schicksale des Heiligthumes vor Mohammed, auf die man sich verlassen könnte, fehlen; was von den verschiedenen Stämmen und Personen, in deren Besitz, bezw. Verwaltung die Ka'ba gewesen sein soll, berichtet wird, ist fast durchweg sagenhaft. Doch steht fest, daß die Ka'ba ursprünglich nur aus vier einfachen, unbedachten Mauern von Mannshöhe bestand, darin befanden sich der Hauptgötze der Mekkaner, Hobal, und einige andere Gottheiten: der eigentliche Zweck der Ka'ba war aber wol von Anfang, dem schwarzen Stein als Ehrenplatz zu dienen. Nach einer Tradition soll schon damals der Gebrauch bestanden haben, die Ka'ba mit einer nach allen Seiten herabhängenden Bedeckung (kiswa) zu versehen, welche ursprünglich wol die Stelle des fehlenden Daches vertrat. Letzteres scheint erst bei einem Neubau hinzugefügt zu sein, den die Koreischiten zu Mohammed's Lebzeiten (der Sage nach auch mit seiner Betheiligung) unternahmen, und welchem das Holz eines gestrandeten byzantinischen Schiffes, sowie ein auf dem letzteren befindlich gewesener griechischer Baumeister dienen mußten; dabei wurde auch das Gebäude erheblich höher gemacht. Um diese Zeit lag die Verwaltung des Heiligthumes und die Fürsorge für die jährliche Wallfahrt den Häuptern angesehener mekkanischer Familien ob, in welchen die einzelnen Befugnisse als Ehrenämter forterbten, und denen sie auch Mohammed nach der Einnahme Mekkas im J. 630 beließ. Ueberhaupt begnügte sich der Prophet, die Götzenbilder aus der Ka'ba entfernen zu lassen, alles andere blieb, wie es war, und der Cultus des schwarzen Steines und die Wallfahrt wurden als integrirender Theil in die Religion des Islam aufgenommen (s. über diese Gebräuche unter Mohammed). Das Gebäude selbst ist aber mit der heiligen Stadt weiterhin manchen Wechselfällen und mehrfachen Zerstörungen ausgesetzt gewesen; außer den gleich zu erwähnenden Unglücksfällen berichten die Chronisten (vgl. Wüstenfeld, Die Chroniken der Stadt Mekka. 4 Bde. Leipzig 1857—61) alle paar Jahre von Ueberschwemmungen, welche durch das ungünstige Terrain in Mekka häufig großen Schaden anrichten. Zum Schutze dagegen legte schon der Khalife Omar im J. 638 n. Chr. einen Damm an; gleichzeitig begann er die bis dahin dicht an die Ka'ba heranstehenden Häuser abzubrechen und einen freien Platz zu schaffen, der dann später allmählich zu seiner jetzigen Größe erweitert und (so schon unter Osman 647) auf allen vier Seiten mit Säulengängen umgeben wurde. Zunächst brannte die Ka'ba indeß bei der Belagerung Mekkas unter dem Gegenkhalifate des Ibn el-Zubeir im J. 683 nieder (wobei der schwarze Stein durch die Hitze des Feuers in drei Stücke zersprang). Ibn el-Zubeir ließ sie wieder aufbauen, und zwar nach der einen Seite etwas verlängert und bis auf 27 Ellen erhöht; nach der Vernichtung des Ibn el-Zubeir stellte indeß der Statthalter Haddschâdsch ibn Jûsuf auf Befehl des Khalifen Abdelmelik den ursprünglichen Grundriß wieder her, während die Höhe blieb, und die Dimensionen dieses Baues sind seitdem bei jeder Herstellung ängstlich innegehalten worden. Die Khalifen ließen es im allgemeinen an Geschenken und Verschönerungen nicht fehlen, die Säulengänge um den freien Platz wurden mehrfach vergrößert, später mit Thürmen versehen; die Teppiche, mit denen die Ka'ba behängt ist und die nur in der Wallfahrtszeit funfzehn Tage lang entfernt bleiben, wurden von den Khalifen jährlich erneuert und bestanden oft aus kostbaren Stoffen. Hierin folgten nach dem Untergange des Khalifates die ägyptischen und türkischen Sultane, und so ist die Verleihung der Kiswa zu einem Attribute der Souveränetät über Mekka geworden. Bei den Aufständen der Aliden unter Mâmûn und Mustaʿîn in den Jahren 815 und 865 wurde der Tempelschatz geplündert; noch schlimmer hausten die Karmaten (s. d.) im J. 930, die sogar den schwarzen Stein herausbrachen und mit sich fortnahmen. Erst nach 22 Jahren (951) gaben sie ihn zurück; aber schon um 1023 wurde der Stein von einigen persischen Ketzern von neuem herausgerissen und in drei Stücke zerschlagen, die man indeß wieder, wie schon früher, durch eine Silberfassung vereinigte. Der Verfall des Khalifates und die Differenzen zwischen den einzelnen aus demselben hervorgehenden Staaten wirkten natürlich ungünstig auf die Verhältnisse des Heiligthumes, für welches dann aber die ägyptischen Sultane, besonders Bibars (1269), zu sorgen sich angelegen sein ließen. Im J. 1399 zerstörte ein Brand die Nord- und Westseite der die Ka'ba umgebenden Säulenhallen, doch war bereits 1402 die Wiederherstellung auf

Kosten des ägyptischen Sultans el-Nâçir erfolgt. Eine gründliche Ausbesserung des Daches der Ka'ba erwies sich 1551 als nothwendig und wurde auf Befehl des Sultans Soliman im folgenden Jahre vorgenommen; aber auch die umgebende Säulenmoschee wurde baufällig und mußte vollkommen neu aufgeführt werden, was 1572—77 durch großartige Munificenz Selim's II. und Murad's III. ermöglicht ward. Am schlimmsten wurde aber die Ka'ba durch eine Ueberschwemmung im J. 1626 mitgenommen, welche, außer anderen großen Verwüstungen in den übrigen Gebäuden, drei Seiten der Ka'ba fortriß, sodaß sie nach Wegräumung der übriggebliebenen Seite 1627 gänzlich neu aufgeführt werden mußte. Seitdem scheinen größere Veränderungen an der Ka'ba nicht vorgenommen zu sein.

Beschreibungen des jetzigen Zustandes der Ka'ba mit ihren Nebengebäuden findet man in den Reisewerken des Ali Bey, Burckhardt's, Burton's und v. Maltzan's, neben denen die aus ihnen abgeleiteten Schilderungen Muir's (Life of Mahomet, 1. ed., II, 35 fg.) und Sprenger's (Leben Mohammed's II, 340) zu nennen sind. Pläne finden sich bei Ali Bey, Burton und nach ihnen Muir; letzterer, Ali Bey und d'Ohsson geben Ansichten. Nach diesen Quellen (ich folge vornehmlich Burckhardt) steht die Ka'ba in einem länglichen Viereck, das ca. 500 pariser Fuß lang und ca. 350 breit ist und von der Säulenhalle (der Moschee) umschlossen wird. Die Außenwand der Moschee wird direct von den daran gebauten Häusern der Stadt gebildet und ist unregelmäßig, ebenso, obwol nicht so stark, das innere Viereck; der Raum zwischen beiden ist mit einer dreifachen, an der südöstlichen und südwestlichen Seite zum Theil vierfachen Reihe von Säulen umgeben. Diese tragen Arcaden mit Spitzbogen und einem Dach darüber; achtzehn Zugänge führen zwischen den Häusern zur Moschee, sieben gepflasterte Wege von dieser über den inneren Hof nach der Ka'ba und ihren Nebengebäuden. Die Ka'ba steht nicht genau in der Mitte (nach Burckhardt 115 Schritte von der nördlichen und 88 von der südlichen Colonnade entfernt). Sie ist ein längliches massives Gebäude (nach Burckhardt 18 Schritte lang, 14 breit und 35—40 Fuß hoch; Burton gibt 22 Schritt = 55 englische Fuß zu 18 Schritt = 45 Fuß; Ali Bey: östliche Seite 37 pariser Fuß 2 Zoll 6 Linien, westliche 38 Fuß 4 Zoll 6 Linien, nördliche 29 Fuß, südliche 31 Fuß 6 Zoll, Höhe 34 Fuß 4 Zoll); die Ecken weisen ungefähr nach den vier Himmelsgegenden (Burckhardt fand die eine Seite nach NNW. ½ W. liegend). Sie ist aus großen Steinblöcken gemauert und steht auf einer zwei Fuß hohen Basis, welche eine sich scharf neigende Ebene darstellt; ihr Dach ist flach und in der Ferne hat sie das Aussehen eines vollkommenen Kubus, der den Eindruck ziemlicher Höhe macht, da die übrigen Gebäude sämmtlich absichtlich niedrig gehalten sind. Die einzige Thür, welche den Eintritt gestattet und jährlich zwei- oder dreimal geöffnet wird, ist an der Nordseite und etwa 7 Fuß über der Erde, sodaß man zum Hineingehen eine hölzerne Treppe gebrauchen muß. Auf der nordöstlichen Ecke ist der schwarze Stein, der einen Theil der scharfen Ecke des Gebäudes bildet und etwa 4 oder 5 Fuß (Burton 4 Fuß 9 Zoll) über der Erde eingemauert ist, sodaß er von den Pilgern bequem geküßt werden kann. Er bildet ein unregelmäßiges Oval, etwa 7 Zoll im Durchschnitt (Ali Bey: 6 Zoll auf 8 Zoll 6 Linien; eine Abbildung gibt derselbe und nach ihm Muir) mit einer wellenförmigen Oberfläche; infolge der oben erwähnten mehrfachen Zersprengungen ist er jetzt aus etwa einem Dutzend kleinerer Steine zusammengesetzt, die mit wenigem Mörtel verbunden und an der Oberfläche ganz glatt sind. Seine Farbe ist tief röthlichbraun, beinahe schwarz, seine Qualität hat man bisher nicht feststellen können (Burckhardt hielt ihn für Lava, Burton für einen Meteorstein, Ali Bey für Basalt, Maltzan schwankt zwischen letzterer und ersterer Annahme; vgl. Dozy S. 12); er ist von einem erhöhten Rande (wie es scheint aus einer Art röthlichbraunen Cements) und einer silbernen Einfassung umgeben; ihn zu küssen ist der wichtigste Theil der Ceremonie des siebenmaligen Umlaufs (s. das Nähere unter Mohammed). — In der südöstlichen Ecke (Rukn eljemeni) ist ein anderer Stein, etwa 5 Fuß vom Boden, 1½ Fuß lang und 2 Zoll breit, von grauer Farbe (daher „der weiße Stein" im Gegensatz zum anderen); dieser wird nicht geküßt, sondern nur mit der Hand berührt. — Auf der Nordseite bei der Thür der Ka'ba ist eine Höhlung im Boden, groß genug, daß drei Personen darin sitzen können. Die Stelle (*el-madschan* genannt) soll der Standort Abraham's beim Bau der Ka'ba gewesen sein, und es ist verdienstlich hier zu beten. — An der Westseite befindet sich eine halbrunde Mauer, 5 Fuß hoch und 4 Fuß dick (*el-Hatîm* genannt), deren zwei Enden bis 3 oder 4 Fuß an die Ka'ba herangehen und innerhalb deren Ismael und Hagar begraben liegen sollen; dieser Raum heißt *el-hidschr*, und wurde von Ibn el-Zubeir zur Ka'ba hinzugezogen (s. o.). Von den vier Seiten der Ka'ba hängt die Kiswa (s. o.) herab, die aber das Dach frei läßt. — Um die Ka'ba herum ist ein etwas vertieftes Pflaster, welches ein unregelmäßiges Oval bildet; es wird von 32 vergoldeten Säulchen umgeben, zwischen denen Glaslampen aufgehängt sind, und dem weitere zwei immer etwas erhöhte Pflaster folgen. Innerhalb dieser befinden sich die Nebengebäude. Zunächst ist NO. der Ka'ba ein viereckiges Gebäude, in welchem sich der Brunnen *Semsem* (vgl. Dozy S. 137), der Sage zufolge die Quelle der Hagar, befindet. Obwol das Wasser schlecht und schwer verdaulich ist, gilt es doch für verdienstlich und heilsam davon zu trinken, was denn auch kein Pilger versäumt. Nicht weit vom Semsem und genau N. der Ka'ba steht das „Thor des Heiles" (*Bâb es-selâm*), ein leichter Rundbogen, etwa 15 Fuß weit und 18 Fuß hoch, welcher den eigentlichen Eingang zu den heiligen Gebäuden bildet. Zwischen ihm und der Ka'ba ist das *Makâm Ibrahîm*, „der Standort Abraham's", ein kleines Gebäude, auf 6 etwa 8 Fuß hohen Säulen ruhend, mit einem Gehäuse von etwa 4□Fuß dazwischen, welches in eine Pyramide ausläuft und den „Stein Abraham's" enthält: auf ihm stand Abraham

auf dem oben erwähnten Flecke el-Mahsâben, und ein Abdruck seines Fußes soll sich in dem Steine befinden. Derselbe ist übrigens auch mehrfach entwendet und der Gefahr der Zerstörung ausgesetzt gewesen; eine Inschrift in unbekannten Charakteren auf ihm, welche der Chronist Jakûbi abgezeichnet hat, vermochte Tozy (S. 155 fg.) zu entziffern. — Auf der Seite des Makam, nach der Kaʿba blickend, steht die aus weißem Marmor gebaute Kanzel (*Menbar*), auf welcher Freitags und an Festtagen gepredigt wird. W., O. und S. stehen drei kleine Gebäude, in denen die Imâme der orthodoxen Sekten Gebetsversammlungen zu halten pflegen und die *Makâm Hanefi*, *Hambali* und *Mâleki* heißen; die Schâfʿiten haben ihr Makam in einer Oberstube des Semsemgebäudes. Schon außerhalb des Pflasters, zwischen dem Bâb es selâm und der Nordostecke der Saulenmoschee, sind noch zwei kleine geschmacklose Kuppelgebäude (*el-kubbetên*), welche als Aufbewahrungsort für allerhand Geräthe dienen.

Ein zweites, auf Befehl Mohammed's zerstörtes Heiligthum gleichen Namens befand sich in Negrân, s. Sprenger, L. Mob. III, 467; *Caussin*, Essai sur l'hist. des Ar. I, 160. (*A. Müller.*)

KAADEN (Kaadan, Cadan, Caduna), königliche Stadt im nordwestlichen Böhmen, am Fuße des Erzgebirges, am linken Ufer der Eger (50° 22′ 42″ Br., 30° 56′ 2″ L. Ferro), führt im Wappen eine Stadtmauer mit drei Thürmen, über dem mittleren einen geschlossenen Helm, unten ein offenes Thor mit Fallgatter, auf dem linken Thurme den böhmischen Löwen, auf dem rechten den österreichischen Adler. Nach der Volkszählung vom 31. Dec. 1880 zählt die Stadt 6332 Einwohner (3223 männliche und 3109 weibliche) deutscher Zunge, die neben Handel und Gewerbe auch die Landwirthschaft betreiben. Unter den Gewerben ragt die Handschuhfabrikation und Schuhwaarenerzeugung hervor. Stark besucht werden von den Landwirthen der fruchtbaren Umgebung die Wochenmärkte, auf welchen ein lebhafter Handel mit Getreide, Obst und Kleinvieh betrieben wird. Die Stadt ist mit allen Nachbarstädten durch ein gutes Straßennetz verbunden. Ueber die Eger führt eine im Jahre 1880 neuerbaute Brücke von Eisenconstruction; die nächste Eisenbahnstation — Kaaden-Brunnersdorf — der Buschtiehrader Eisenbahnlinie Prag-Karlsbad liegt eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Gegenüber der Station befindet sich die Kaaden-Brunnersdorfer Zuckerfabrik, ein Actienunternehmen. Die Stadt besitzt vier Kirchen und zwei Klöster (Franziskaner und Elisabethinerinnen). Gut entwickelt ist das Schulwesen, welches ein Communalobergymnasium, eine Landesackerbauschule, eine Volks- und Bürgerschule, eine Waisenhausschule und einen Kindergarten aufweist. Zwei Spitäler sorgen für die öffentliche Krankenpflege, und ein eigener Armenfond für das Armenwesen. An Vereinen bestehen ein bürgerliches Schützencorps, Gesangverein, Feuerwehrverein, Veteranenverein, Turnverein, Anpflanzungs- und Verschönerungsverein, eine Ortsgruppe des wiener Schulvereins und einige Geselligkeits- und Wohlthätigkeitsvereine. Ueberdies besteht ein gewerblicher Spar- und Vorschußverein und eine städtische Sparkasse, die im Jahre 1879 einen der Stadt zu gemeinnützigen Zwecken zur Verfügung stehenden Reingewinn von 33,831 Fl. 68 Kr. erzielte.

Kaaden hat eine reiche historische Vergangenheit, welcher gegenüber die gegenwärtige Bedeutung der Stadt einen theilweisen Rückgang beurkundet. Wenn auch nicht an das Gamburg, welches gelegentlich der Züge Karl's des Großen nach Böhmen genannt wird, angeknüpft werden darf, und ebenso wenig die Gründungsgeschichte des erfinderischen Chronisten Hajek zum Jahre 821 Glauben verdient, so läßt sich doch fürs 12. Jahrh. (zu 1183 und 1186) der Bestand eines königlichen Castells und einer Parochie in Kaaden nachweisen. Am Fuße der Burg entwickelte sich aus dem ursprünglichen Burgflecken allmählich ein städtisches Gemeinwesen, welches unter Ottokar II. (1253—1278) den Charakter einer freien königlichen Stadt erlangte. König Johann, noch mehr aber Karl IV. statteten Kaaden mit bedeutsamen Privilegien aus, welche der Stadt im 14. Jahrh. zu bedeutendem Wohlstande verhalfen. Aus der karolinischen Zeit, in welcher Kaaden Hauptstapelplatz an der Eger war, mag die ursprüngliche Anlage des durch seine Größe (4240 □-Klafter) noch jetzt imponirenden Marktplatzes stammen. Die Hussitenkriege unterbrachen diese Periode des glücklichen Gedeihens, und im Jahre 1421 wurde die Stadt von einem Taboritenhaufen erstürmt. Doch blieb die Bürgerschaft auch nachher gut deutsch und katholisch und gerieth deswegen mit Georg von Podiebrad in einen heftigen Conflict (1467), der mit der Vertreibung einer großen Anzahl von Bürgern und der Massenconfiscation ihrer Güter endete (vergl. Apologie der Kaadner gegen Georg von Podiebrad von L. Schlesinger — in den Mittheilungen des Vereins der Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrg. XIII, S. 126 fg.) Von den Königen zuerst an die Lobkowitze, später an die Schlicke verpfändet, wendete sich die Stadt bereits im Jahre 1524 mit aller Entschiedenheit zum Protestantismus und betheiligte sich an dem bekannten Aufstande der Stände gegen Ferdinand I. Sie verlor deshalb infolge des blutigen Landtags von 1547 ihre alten Gerechtsame und mußte ein Pönale von 3000 Schock Meißnisch zahlen. Der Dreißigjährige Krieg brachte Kaaden zu noch größerem Verfalle. Der kaiserliche Commissarius Hans Adolf von Wolfstein rückte im Jahre 1626 mit einem Fähnlein Soldaten in Kaaden ein und besorgte das Geschäft der Gegenreformation gerade nicht in der glimpflichsten Weise. Zweimal besetzten im Verlaufe des Krieges die Sachsen die Stadt, 1642 quartierte sich Torstensohn und 1648 Königsmark in Kaaden ein. Im nächsten Jahrhundert litt die Bürgerschaft vielfach im Oesterreichischen Erbfolgekriege und in den Schlesischen Kriegen. Im Jahre 1742 (14. October) entwickelte sich in der Nähe der Stadt ein Kampf zwischen den Franzosen unter Mallebois und dem kaiserlichen Befehlshaber Gyulay, in welchem 200 Franzosen fielen. Eine erbeutete französische Standarte wird noch jetzt in der Franziskanerkirche aufbewahrt. Am 20. April 1758 kam es vor den Thoren

Kaadens zwischen den Preußen und Oesterreichern zu einem heftigen Scharmützel, worauf die feindlichen Truppen die Stadt besetzten und brandschatzten. Weitere Kriegsschäden erlitten die Bürger im November desselben Jahres und wiederholt im Jahre 1762. Der letzte schwere Schicksalsschlag ereilte Kaaden am 1. October 1811 durch eine gewaltige Feuersbrunst, welche 473 Häuser, darunter Kirche und Rathhaus, einäscherte. In weiterem Kreise bekannte historische Ereignisse, die sich an den Namen der Stadt Kaaden knüpfen, sind: die Zusammenkunft Kaiser Albrecht's I. mit einigen Kurfürsten am 17. Aug. 1297, und der Kaadener Friede, unter welchem jener in der Stadt am 29. Juni 1534 abgeschlossene Vertrag des Kaisers mit einigen deutschen Reichsfürsten verstanden wird, durch welchen die Wahl Ferdinand's I. zum römischen König gegen Verzichtleistung der Habsburger auf den Besitz Würtembergs gesichert werden sollte. — Berühmte aus Kaaden stammende Männer sind: der gelehrte Mathematiker Pantaleon Kirbitzer von Kirbitz, der als erster Missionär (Jesuit) aus Böhmen 1626 zu Makkao in Asien starb, und der noch lebende Hofrath Dr. Jos. Löschner (geb. 1809), medizinische Celebrität und Gründer des Kinderspitals in Prag. Johann Sandel, der langjährige Stadtschreiber von Kaaden, übersetzte Hajek's tschechische Chronik ins Deutsche (1596).

(Eine in unserem Jahrhundert von Urban von Urbanstädt verfaßte ausführliche Geschichte Kaadens liegt im Manuscripte im städtischen Archive. Die 1857 gedruckte „Monographie der Stadt Kaaden" von K. G. Meyer beruht auf Auszügen aus Urbanstädt's Werke.)

(L. Schlesinger.)

KAADNER GRÜN. Unter diesem Namen wird in der Nähe von Kaaden am Fuße des geologisch hochinteressanten Burberges eine grüne Erde bergmännisch gewonnen und zumeist nach England versandt, von wo eine aus dem Rohmateriale durch ein bis jetzt geheim gehaltenes Verfahren bereitete sehr feine grüne Farbe in den Handel gebracht wird. *(L. S.)*

KAARTA, der nordöstliche Theil des Berglandes von Senegambien (s. d.), begrenzt im N. durch die Wüste Sahara, im O. von Bakhunu, im W. durch Diafunu und Diombokho, und im S. und SO. durch den Bakhoy, Fuladugu und Diangunte, eine zumeist fruchtbare und gut cultivirte Landschaft. Die Haupterzeugnisse bestehen in Baumwolle, Tabak und Gemüsen, diese gewinnt man in den Thälern, während die Berglehnen dem Getreidebau gewidmet sind. Kaarta bildete früher ein selbstständiges Reich, ist dagegen jetzt mit dem Bambaralande Segu (s. d.) ein den Fulbe unterworfener Staat.

Die Bevölkerung, fast ausschließlich aus Mandingo (s. d.), welche hier als Bambara bezeichnet werden, bestehend, treibt lebhaften Handel mit Gold und Elfenbein. Hauptstadt ist Nioro. Wie in der Mehrzahl der Staaten, welche von diesem Volke gegründet sind, theilen sich die Bewohner in Mohammedaner oder Buschrin (wahre Gläubige) und in Heiden, die man hier auch Sonaki oder Dschaar (Branntweintrinker) nennt. Die Heiden sind weit zahlreicher als die Mohammedaner, und die Regierung des Landes liegt in ihren Händen. Obgleich die achtbarsten Mohammedaner bei wichtigen Angelegenheiten häufig um Rath gefragt werden, sind sie doch von der Verwaltung ganz ausgeschlossen. Diese leitet der Mansa oder König mit seinen hohen Staatsbeamten, unter denen der Tarbanna oder Thronerbe den ersten Rang einnimmt. Auf diesen folgen die Alkaiden oder Provinzialstatthalter, welche auch Kimos genannt werden. Unter den Freien gelten die Sklavenhalter für die Vornehmsten. Die Sklaverei ist hier, wie in allen benachbarten Staaten, weit verbreitet, und oft begegnet man Zügen von Sklaven, welche zugleich als Lastträger verwendet werden.

Jedem Greise wird die größte Ehrfurcht gezollt. Stirbt der König, so gelangt der älteste Sohn auf den Thron, wenn er volljährig ist. Ist kein Sohn oder nur ein unmündiger vorhanden, so vererbt die Regierung auf den Bruder oder den sonstigen nächsten Verwandten des Verstorbenen, der jedoch nicht Regent oder Vormund des Minderjährigen, sondern König wird.

(Richard Oberländer.)

Ka'b, s. Kaab.

Ka'ba, s. Kaaba.

KABALE (Cabale), aus dem jüdischen kabbalâ (s. Jüdische Literatur), wurde anfänglich im Sinne von „Geheimlehre" gebraucht, so bei deutschen Schriftstellern im 16. und 17. Jahrh., bekam dann die jetzt allein gebräuchliche Bedeutung: „ränkevolles Handeln", „Intrigue". *(R.)*

KABARA, Hafenstadt des 7 Kilom. davon entfernten Timbuktu (s. d.) am linken Ufer des Niger, besteht aus gegen 400 Thonhäusern und Rohrhütten, in denen etwa 2000 Seelen, meist Sonrhay (s. d.) wohnen. Die kurze Strecke zwischen Kabara und Timbuktu ist völlig öde und führt den unheimlichen Namen Ur-immandeß (er hört es nicht), nämlich nicht das Angstgeschrei des Einzelnen, der dort in die Hände der Räuber fällt.

(Richard Oberländer.)

KABARDA, d. h. der Kabardinskische Bezirk, liegt im westlichen Theile des Terekschen Gebiets im asiatischen Rußland und umfaßt einen Flächenraum von 178 □Meilen. Der jetzige Bezirk besteht aus der ehemaligen großen und kleinen Kabarda und wird im Süden vom Hauptgebirgsrücken des Kaukasus, vom Elborus an bis zum Berge Passis-Mta begrenzt, während die Flüsse Malka und Terek die nördliche Grenze bilden. Die große Kabarda zerfällt ihrer Lage nach in zwei geognostisch verschiedene Theile: in das Berggebiet und in das Gebiet der Ebene. Ersteres wird von dem nördlichen Abhange des Kaukasus und von dem ihm parallel laufenden, unter dem Namen Tschornüe Gory (Schwarze Berge) bekannten Gebirgsrücken gebildet. An der Grenze des Kabardinskischen und Kubanschen Gebiets erhebt sich vor dem Hauptgebirgsrücken des Kaukasus bis zu einer Höhe von 18,571 Fuß die mit ewigem Schnee bedeckte Trachitmasse des Berges Elborus, von der bedeutende Gletscher sich der Ebene zu erstrecken, unter denen der Baksanskische der bedeutendste ist. Auf dem Kaukasusgebirge selbst

befinden sich außerdem noch mehrere sehr hohe, nicht ausgemessene Gebirgsspitzen, wie der Ulu-Kul, der Dongusorun, die Yekura, die Pässe Ima und der Aguschtau, welcher letztere eine absolute Höhe von ca. 16,000 Fuß haben mag. Die Schwarzen Berge erheben sich bis zu einer Höhe von 3—4000 Fuß und bestehen aus Conglomeraten, Sandstein, Dolomit, Kreide und Jurakalk. Wie der kaukasische Gebirgsrücken sind auch die Schwarzen Berge von engen Thälern durchschnitten, die reich an Wald und Weidematten sind. Die nördlichen Abhänge der Schwarzen Berge dehnen sich zwischen diesen Flußthälern etwa 28—33 Kilom. weit aus, indem sie sich allmählich verflachen und mit der großen Ebene vereinen, welche durch den unteren Lauf der Malka und den Terek gebildet wird. Diese unter dem Namen der Kabardinskischen bekannte, fast ganz horizontale Ebene enthält eine Areal von etwa 1200 □Werst und ist eine der fruchtbarsten in ganz Kaukasien, obwol die Waldvegetation daselbst gänzlich fehlt. Die ganze Kabarda ist gut bewässert. Außer den schon genannten Hauptflüssen, der Malka und dem Terek, sind noch nennenswerth der Urucl, der Lesken, der Argudan, der Urwan, der Naltschik, Tschegem, Baksan, Gundelen und Podkumok. Alle diese Flüsse fließen durch tiefe Schluchten in die Ebene hinab und bewässern dieselbe auf das vollständigste. Die kleine Kabarda nimmt den ganzen Winkel auf der rechten Seite ein, der durch die Krümmung des Terek gebildet wird, und wird von zwei nicht hohen, einander parallel laufenden Gebirgsrücken durchschnitten. Der erste von ihnen, von Klaproth „Belantscha" genannt, zieht sich vom rechten Ufer des Terek längs der Ossetinischen und Tschetschenschischen Grenze hin und bildet eine Fortsetzung des Karadag. Die nördliche Seite dieses Gebirgsrückens ist mit niedrigem Gestrüppe bedeckt. Der zweite Gebirgsrücken (bei Klaproth: Arak) läuft parallel zum ersteren und dem rechten Ufer des Terek (17 Kilom. von demselben entfernt), beginnt bei der Station Prischibkaja und endet außerhalb des Bezirks in dem durch die Vereinigung des Terek mit der Sunsha gebildeten Winkel. Die ganze Oberfläche der kleinen Kabarda ist wald- und wasserarm, hat jedoch einen fruchtbaren Boden und ist reich an herrlichen Weiden.

Die Einwohner, nach der letzten Zählung 46,785 Seelen, stehen unter einheimischen Fürsten, unter welchen die Geschlechter der Dschinbot, Mesost, Chatachschok und Kaitok die vornehmsten sind. Ihre Sprache weicht von der der übrigen Bergvölker sehr ab und hat nur mit der der benachbarten Abchasen Aehnlichkeit. Zur einheimischen Bevölkerung gehören die Kabardinzen (Kabertai) oder wie sie sich selbst nennen „Adige", einer der bedeutendsten Tscherkessenstämme, sodann die Uruspiewzen, an Swanetien grenzend, unter dem gemeinsamen Namen „Balkar"; die Tschegem und die den freien Swanetiern benachbarten Chulam, sowie die Gemeinde Biwingaj. Außerdem gibt es noch 4650 Russen, 410 Juden und 244 Deutsche in dem Gebiete, die theils in der Festung Naltschik leben, theils in der Umgegend derselben angesiedelt sind. Die Kabardinzen bilden den Hauptbestandtheil der Bevölkerung, da ihre Zahl sich bis auf 31,000 beläuft. Sie bewohnen die ganze kleine Kabarda, die Hochebene der großen Kabarda und die Schwarzen Berge. Die Zahl der vornehmlich in der Baksanskischen Schlucht wohnenden Uruspiewzen übersteigt nicht 5000, während die in den Schluchten der nördlichen Ausläufer des Kaukasus lebenden Balkaren 4500 Seelen stark sind. Die Abstammung der Kabardinzen ist in Dunkel gehüllt. Einige glauben, daß sie ursprünglich in der Krim und in Südrußland lebten, und von hier durch die Krimschen Tataren verdrängt wurden. Sie selbst leiten ihre Abstammung von Kes, einem Auswanderer aus Arabien, ab. Nach Ptolemäus wohnten früher in dieser Gegend die Troglodyten (Hohlenbewohner) und Nomades. Im 4. Jahrh. dehnten die Abasgi am Schwarzen Meere ihre Herrschaft über diese Gegend aus, woher die Aehnlichkeit der Sprache rühren mag; im 8. Jahrh. erscheinen hier unter Chazarischer Oberhoheit die Kabari, von denen die Kabarda wahrscheinlich ihren Namen erhalten hat, und im 9. Jahrh. wurden hier die Kassogen (unstreitig die Kasach, wie die Osseten die Kabardinzen nennen) vom russischen Großfürsten Swätoslaw besiegt und so die Grenze Rußlands bis zum Kaukasus ausgedehnt. Das Land wurde nun auch Kasachia genannt. Die russische Herrschaft wurde im 11. Jahrh. durch die Polowzer zerstört; die Türken bemächtigten sich aller kaukasischen Gegenden bis im Norden des Terek und Kuban, und nun wurde auch die unter Justinian von georgischen Mönchen eingeführte christliche Religion mit dem Mohammedanismus vertauscht. Von dem früheren christlichen Cultus finden sich noch manche Reste alter griechischer Kirchen und Grabsteine in der Form der alten griechischen Kreuze mit griechischen Inschriften; doch blieb das Volk immer noch fast ganz dem Heidenthum ergeben und nur der Glaube an einen einigen Gott und die Fasten gingen zu ihm über, während die Fürsten vollkommen Mohammedaner wurden. Im 13. Jahrh. standen die Einwohner unter der Herrschaft der Goldenen Horde der Tataren und hatten den Namen „Circassier", aus welchem Worte der heutige Name „Tscherkeß" entstanden ist. Nach der Abwerfung des tatarischen Jochs kommt darauf im 16. Jahrh. der Name „Kabarda" wieder auf, bis im 17. Jahrh. unter der Türkenherrschaft der Name Circassien wieder hervortritt. Jetzt stand die Kabarda zunächst unter den Krimschen Khanen, denen sie als Tribut jährlich ein schönes Mädchen oder Pferd oder auch einen kostbaren Panzer senden mußte. Im Jahre 1708 empörten sich die Einwohner gegen die Krimschen Tataren und begaben sich unter die Botmäßigkeit der Pforte. Im Kriege mit den Türken unterwarf endlich Katharina II. die Kabardei, und Georgiewsk, eine nicht unbedeutende Festung, wurde nun die Hauptstadt des kaukasischen Gebiets, das jedoch seine eigenen Fürsten behielt. Nach den in den Jahren 1804 und 1822 erfolgten Empörungen flüchteten viele dieser Fürsten in das Trans-Kubanische Gebiet, das damals noch nicht den Russen gehörte, und infolge dessen wurde Stawropol zur Hauptstadt Kaukasiens erhoben, um von hier aus

die Tscherkessen besser beobachten zu können. — Im allgemeinen erkennen alle Kabardinzen die Oberhoheit der russischen Krone an, zahlen jedoch keine Abgaben, sondern entrichten nur einen kleinen Tribut an die Administration des Grenzcordons. Die herrschende Religion ist die mohammedanische. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist die Vieh- und Schafzucht. Aus der Wolle bereiten sie grobe Filzdecken und das sogenannte Tscherkessentuch. Sie ziehen wenige, aber sehr schöne Pferde auf, die ihrer Ausdauer wegen berühmt sind. Der Ackerbau befriedigt, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, nur die örtlichen Bedürfnisse. Vorzugsweise wird Hirse, theilweise auch Weizen, Reis und Gerste angebaut. Einer großen Blüte erfreut sich die Bienenzucht, besonders in der kleinen Kabarda, wo es viele Familien gibt, die 500—1000 Bienenstöcke besitzen. Fuchs- und Marderpelze, Tuchröcke und Filzmäntel werden für baumwollene und leinene Kleider, Juchten, Saffian und andere Waaren von den Armeniern eingehandelt. Einen nicht unwichtigen Handelszweig bildet der Verkauf von Holz und Holzwaaren. Das Holz geht nach Pjatigorsk, Georgiewsk und andere Orte. So wurde in den Jahren 1847 und 1848 Holz und Holzwaaren aus dem Kabardinskischen Gebiete für 80,122 Rubel ausgeführt. Auch die von den Kabardinzen verfertigten Gewehre haben unter den Bergvölkern einen starken Absatz. Zu den seltenen Producten der Kabarda gehört auch der Moschus. Das Bisamthier, von welchem es gewonnen wird, hält sich in den höheren Regionen der Abhänge des Kaukasus auf, doch ist der von diesem Thiere gewonnene Moschus nicht so wirksam wie der chinesische, ostindische und persische.

Die Uruspiewzen und Balkaren sind überhaupt von friedlichem Charakter und haben unter ihren Dorfältesten eine demokratische Verfassung. Abgaben entrichten sie nicht. Da sie den höchstgelegenen Theil des Bezirks bewohnen, so besitzen sie weder ausgedehnte Weidetriften, noch fruchtbares Ackerland, sind daher gezwungen, ihr Getreide von den Kabardinzen zu kaufen und das Salz, sowie andere Waaren aus dem Ratschinskischen Kreise zu beziehen, wogegen sie im Austausche Tuch, Wolle, Filzdecken, Honig, Wachs und andere Landesproducte liefern. Die Verwaltung des Bezirks befindet sich in der Festung Naltschik (1384 Einwohner). Die im Bezirke liegenden Kosakenstationen sind Prischibskaja mit 988, Kotlarewskaja mit 656 am Terek, Alexandrowskaja mit 671 am Flusse Lefsen, Uruchskaja mit 415 am Flusse Uruch und die Smejskaja mit 1191 Einwohnern an der Smejka.

(*A. v. Wald.*)

KABARTA (nicht Kabarda) wird von den Tataren zuweilen der obere Lauf des Flusses Belbek oder Kabyrta-su in der Krim genannt, der in zwei Armen, dem Usenbasch und dem Bujuk-Usen, aus den Schluchten der Jaila herausströmt, bis zum Dorfe Aibat die Richtung nach Nord-West verfolgt, sich dann unterhalb dieses Dorfes nach Westen wendet und oberhalb der Sewastopolschen Bucht sich nach einem Laufe von 56 Kilom. in das Schwarze Meer ergießt. Das Belbek'sche Flußthal ist reich an Obst- und Weingärten. In der Nähe der Mündung der Kabarta befinden sich die Ruinen alter Burgen, die von den Genuesen zum Schutze ihres Handels erbaut worden waren. Die Gegend zwischen den Quellen des Belbek und der Katscha heißt Tscherkestjus. In ihr nomadisirten der Sage nach im Alterthume die Kabardinzen oder Tscherkessen. (*A. v. Wald.*)

Kabbala, Geheimlehre der Juden, s. unter Jüdische Literatur.

KABBELN oder KABBELUNG heißt das Kräuseln des Wassers, welches entsteht, wenn entweder zwei entgegengesetzte Strömungen aufeinanderstoßen oder der Wind gegen den Strom steht. Oefter verräth eine Kabbelung auch Untiefen im Wasser, an denen sich der Strom reibt. Wenn deshalb Schiffe ihren Ort nicht genau kennen und Kabbelung sehen, suchen sie ihr aus dem Wege zu gehen. Die Kabbelung kann bisweilen so heftig werden, daß die Wellen schäumen und von weitem wie Brandung aussehen. (*R. Werner.*)

KABEL nennt man auf Schiffen die schweren Taue von über 12—15 Cm, welche früher als Ankertaue benutzt wurden, jetzt aber lediglich zum Befestigen der Schiffe in den Häfen, zum Fortziehen derselben in engen Fahrwassern oder zum vorübergehenden Ankern mit leichten Ankern (Werp- oder Wurfankern) dienen, wenn man bei Gegenwind oder Windstille nicht von der Strömung fortgetrieben werden und gleich wieder zum Untersegelgehen fertig sein will. Die gewöhnlichen Taue bestehen aus drei oder vier Strängen, welche ihrerseits wieder aus einer Zahl dünnerer getheerter Hanffäden, den Kabelgarnen, zusammengeschlagen werden. Die Kabeltaue dagegen sind aus je drei Strängen zusammengesetzt, die wieder aus drei Strängen bestehen, mithin aus neun im Ganzen. Dadurch läuft die Richtung der Hauptstränge entgegengesetzt wie beim gewöhnlichen Tauwerk und man nennt deshalb Kabeltauwerk linksgeschlagen, während das andere rechtsgeschlagen heißt. Zum gewöhnlichen Ankern bedient man sich schon seit Anfang dieses Jahrhunderts allgemein der Ankerketten, die sich besser handhaben lassen und haltbarer sind als Kabeltau. — Kabelgat heißt an Bord der Raum, wo nicht nur die Kabeltaue, sondern auch das übrige Tauwerk des Schiffes aufbewahrt wird und das unter der speciellen Aufsicht des Bootsmanns steht. — Kabellänge ist das Maß eines Kabeltaues von 120 Faden oder 720 rheinl. Fuß, den Faden = Klafter zu sechs Fuß gerechnet. Man schätzte danach früher die Entfernungen zwischen Schiffen und andern Gegenständen, während es jetzt immer gebräuchlicher wird, nach Metern zu schätzen. (*R. Werner.*)

KABEL (Telegraphenkabel) heißen die unter der Erde und unter dem Wasser geführten Telegraphenleitungen. An solche Leitungen sind ganz andere Anforderungen zu stellen als an oberirdisch geführte Leitungen, und deshalb unterscheiden sie sich in ihrer ganzen Einrichtung von den letzteren, durch ihre Einrichtung und ihre Lage aber erhalten die Kabel zugleich Eigenschaften, welche bei ihrer Benutzung zum Telegraphiren sich in eigenthümlicher Weise fühlbar machen.

Da sowol das Wasser wie der feuchte Erdboden

Leiter der Elektricität und, so kann man in ihnen als Leiter für die elektrischen Telegraphenströme nicht blanken Metalldraht verwenden, weil man doch denselben nicht blos an einzelnen Punkten isolirt stützen und übrigens außer Berührung mit der Feuchtigkeit halten kann, wie dies bei oberirdischen Leitungen ausführbar ist. Es muß daher der Leiter auf seiner ganzen Länge zunächst mit einer isolirenden Hülle überzogen werden; jeder mit einer Isolirschicht bekleidete Leiter wird eine Kabelader (oder ein überzogener Draht) genannt, durch die seilartige Verbindung mehrerer solcher Adern aber entsteht eine Kabellitze. Weder die Ader noch die Litze sind ohne weiteres als Telegraphenleitung brauchbar, sie müssen vielmehr theils zum Schutz gegen Beschädigung von außen, theils zur Beschaffung der erforderlichen Festigkeit beim Versenken in größere Wassertiefen noch mit einer Schutzhülle versehen werden; dadurch erst wird die Ader oder Litze zum Kabel.

Als Material für den eigentlichen Leiter in den Kabeln wird fast ohne Ausnahme möglichst chemisch reines Kupfer verwendet. Es ist nämlich die Dicke der Isolirschicht, welche dem Leiter zur Erzielung eines bestimmten Isolationsgrades gegeben werden muß, proportional der Dicke des Leiters; bei dem hohen Preise des Isolirmaterials ist man demnach genöthigt, den Leiter aus möglichst gut leitendem Metall herzustellen, damit er bei vorgeschriebenem Leitungsvermögen möglichst geringen Durchmesser zu haben braucht.

Anfänglich benutzte man einen einfachen Draht. Da indessen bei der verhältnißmäßig geringen Dicke des Leiters die Gefahr eines Bruchs desselben nahe liegt, beim Bruch des Drahtes aber das Kabel unbrauchbar wird, so zieht man es (seit 1856) vor, als Leiter eine aus mehreren (meist 3 oder 7) dünneren Drähten (von 0,6 bis 0,7 mm Dicke) auf besonderen Seilmaschinen zusammengedrehte Litze zu nehmen. Der bei dem Zusammendrehen zwischen den einzelnen Drähten bleibende Zwischenraum wird, damit er nicht mit Luft erfüllt bleibe, mit Chatterton Compound, d. i. einer Mischung aus Guttapercha, Theer und Harz, ausgefüllt; man zieht dazu den mittlern Draht durch die erwärmte Mischung, welche dann die um diesen sich legenden Drähte verdrängen und in die Zwischenräume treiben.

Als Isolator wird jetzt fast ausschließlich die 1843 durch Dr. Montgomerie in Europa bekannt gewordene und 1847 zuerst von Werner Siemens zur Kabelfabrikation verwendete Guttapercha benutzt, der eingetrocknete Saft des besonders auf den malayischen Inseln heimischen Guttaperchabaumes, Isonandra gutta. Von diesem Stoffe wird in England jährlich durchschnittlich 1 Million Kilogramm eingeführt. Für die Kabelfabrikation muß der Rohstoff sehr sorgfältig gereinigt werden; er wird dazu erst auf Schneidemaschinen in kleine Späne gerissen, darauf in heißem Wasser zur Ausscheidung von Sand u. s. w. mehrmals gewaschen und geknetet und endlich durch Drahtsiebe gepreßt, darauf wieder gewaschen und geknetet, schließlich zu dünnen Platten geformt und nun in Kellern, gegen Licht und Luft geschützt, als Halbfabrikat aufbewahrt. Mittels Preßmaschinen wird der Draht mit Guttapercha umpreßt und dabei wird die vorgewärmte Litze durch eine sie eben durchlassende Oeffnung in den Kopf der Presse auf der einen Seite eingeführt, um auf der andern Seite durch eine um die gewünschte Dicke des Ueberzugs weitere Oeffnung wieder auszutreten; dabei wird mittels des Kolbens in dem oberhalb des Kopfes befindlichen Stiefel der Presse auf die darin befindliche erwärmte und erweichte Guttapercha ein Druck ausgeübt, daß sie die Litze oder den einfachen Draht schlauchförmig umgebend mit ihm austritt. Behufs Ermöglichung eines ununterbrochenen Betriebes sind zwei Stiefel vorhanden, die abwechselnd benutzt werden. Der aus dem Kopfe austretende überzogene Leiter wird in einem langen Wasserbade mehrmals hin und her geführt, bis er sattsam abgekühlt und erhärtet auf eine Rolle aufgewickelt werden kann. Bei längeren Kabeln wird der Ueberzug nicht auf seine ganze Dicke mit einemmale gegeben, sondern aus mehreren Lagen (von $\frac{1}{2}$, bis 1 mm Dicke) hergestellt, und bevor dabei eine neue Lage aufgebracht wird, wird die vorhergehende durch Betasten mit den Fingern sorgfältig auf etwa in ihr vorhandene schadhafte Stellen geprüft und diese nach Erfordern ausgebessert. Sehr sorgsam müssen auch die Verbindungen (Löthungen) zweier Adern zu einem längeren Stück ausgeführt werden; es werden dabei die Drähte jeder Drahtlitze gereinigt und zusammengelöthet, jede Litze darauf zugeschärft und beide verlöthet, mit feinem Bindedraht umwickelt, wieder verlöthet, nochmals umwickelt und verlöthet und endlich mit Compound und mit mehreren Lagen Guttapercha überkleidet.

Der Luft und dem Lichte ausgesetzt, namentlich bei etwas höherer Temperatur, verdirbt die Guttapercha und wird brüchig. Die Kabeladern und Litzen erhalten daher als schützende Hülle zunächst eine einfache oder doppelte Umspinnung mit Jute oder — wo zugleich ein besserer Widerstand gegen starken Zug beschafft werden soll — von Manillahanf. Diese auf einer Seilmaschine gegebene Umhüllung schließt die Ader oder Litze dicht ab und verhütet zugleich, daß die Guttaperchahülle von den nun noch aufzubringenden Eisendrähten berührt wird. Die in die Erde zu legenden Kabel bekommen eine Umhüllung von bis 4 mm starken verzinkten Eisendrähten. Bei Flußkabeln kommt über diese Hülle noch eine zweite aus Eisendrähten von bis zu 10 mm Dicke, als Schutz gegen die Schiffsanker, ja es werden die Flußkabel bei Bedarf selbst in gußeiserne Muffen eingeschlossen, welche aus je zwei der Länge nach sich aneinander fügenden halben Röhren bestehen und ähnlich wie die Glieder einer Kette aneinandergereiht werden. Von den Seekabeln bedarf nur das Uferende eine je nach der Uferbeschaffenheit mehr oder minder dicke Hülle als Schutz gegen Beschädigungen von außen nach der Verlegung, das Tiefseekabel dagegen bedarf eine solche Schutzhülle, damit es ohne Verletzung den Zug aushalten kann, welchen die beim Verlegen vom Schiffe nach dem Meeresgrunde hinabreichende Kabellänge auf das eben vom Schiff ablaufende Stück ausübt; die Tiefseekabel sollen daher bei thunlichster Leichtig-

keit möglichst große Zugfestigkeit besitzen; einmal glücklich verlegt, sind sie kaum noch Beschädigungen ausgesetzt.

Um einestheils die Guttapercha der Erdkabel noch besser von der Luft abzuschließen, anderentheils die Eisenschutzhülle bei im Wasser liegenden Kabeln noch wirksamer, als dies schon durch die Verzinkung der Drähte geschieht, gegen Oxydation zu sichern, wird das Kabel mit einer Asphalt- und Theermischung bedeckt. Da ein derartiger Ueberzug aber am Eisen schwer haftet und namentlich bei Biegungen leicht Risse bekommt und abblättert, umspinnt man das asphaltirte Kabel mit Jutefaser. Um den Asphaltüberzug aufzutragen, wird das aus der Seilmaschine, in welcher die Eisendrähte um dasselbe gesponnen werden, austretende Kabel, ehe es auf die Triebtrommel, die dasselbe aus der Maschine zieht, gelangt, durch ein Bad von geschmolzener Asphaltmischung hindurchgezogen und nach dem Abstreifen des überschüssigen Stoffes mit Jutefäden leicht umsponnen. Diese pressen sich in die zähflüssige Masse des Asphalts ein und bilden mit derselben eine dichte und feste Hülle. Hiernach wird das Kabel abermals durch die Asphaltmischung gezogen und der überflüssige Stoff wieder abgestrichen. Damit dann die einzelnen spiralförmigen Lagen des so behandelten Kabels beim Einlegen in die zur Aufbewahrung des fertigen Erzeugnisses dienenden großen runden eisernen Bottiche (tanks) nicht aneinander haften, wird es nach dem Asphaltiren durch eine wässerige Schlemmkreide-Mischung gezogen.

Früher öfter, jetzt nur noch selten, ward für Kabel **Kautschuk** als **Isolator** benutzt. Die beste der mit Kautschuk isolirten Leitungen ist die Hooper'sche Ader. Das gut gereinigte Kautschuk wird in dünne Platten gewalzt, diese zu Streifen geschnitten und letztere in Schraubenwindungen um den verzinnten Leiter herumgewickelt. In der Hooper'schen Ader sind zwei solche entgegengesetzte gewickelte Lagen aus reinem Kautschuk vorhanden; über dieselben werden nach dem von Siemens erfundenen Verfahren zwei entlang dem Drahte gelegte Streifen vulkanisirten (mit Schwefel und Schwefelblei gemischten) Kautschuks beim Durchgange durch gekehlte Walzen aufgepreßt, indem die Walzen zugleich das in der Breite Ueberflüssige von den Streifen abschneiden; bei der zweiten derartigen Bekleidung liegen die entstehenden beiden Längsnähte um 90° von denen der ersten Hülle entfernt. Darüber kommt eine Bewickelung der Ader mit einem in Kautschuklösung getränkten Wollenstreifen und dann wird die auf Rollen aufgewickelte Ader unter dem Druck von einigen Atmosphären mehrere Stunden lang einer Temperatur von etwa 120° C. ausgesetzt, damit die verschiedenen Lagen sich vereinigen.

Als Schutzhülle wurde von Siemens bei Kabeln, welche besonders leicht sein sollten, eine Schutzdecke aus drei schraubenförmig gewickelten, einander ein Stück übergreifenden **Kupferblechstreifen** verwendet. — Für Hausleitungen genügt oft eine ähnliche Bewickelung mit getheertem Band, mitunter gibt man darüber noch Flechtwerk aus Hanffäden. — Für Militärzwecke verwendet man vielfach einen siebendrähtigen Leiter mit 2 Guttaperchahüllen, darüber eine doppelte Lage von Hanffäden und endlich ein Geflecht aus solchen. Militärkabeln gibt man oft zwei Leiter, die als Hin- und Rückleitung dienen, oder auch man benutzt die äußere Stahlhülle als Rückleitung.

Von besonderem Interesse sind die Kabel für die in der Zeit vom März 1876 bis Juni 1881 gelegten unterirdischen Linien im Gebiete der deutschen Reichs-Telegraphenverwaltung. In der für die großen Linien jetzt angenommenen Bauart besteht die Seele des Kabels aus sieben Guttaperchaadern. Der Leiter in jeder Ader ist eine aus 7 gleich starken Kupferdrähten gebildete Litze und mit 2 Lagen Guttapercha isolirt, deren zweite einen Durchmesser von 6 mm hat. Um die einzelnen Guttaperchaadern voneinander unterscheiden zu können, ist die mit Nr. 1 bezeichnete Ader beim Umpressen der Guttapercha mit einer feinen Längsmarke in Gestalt einer geringen Erhöhung des Isolationsmateriales versehen, die mit Nr. 2 bezeichnete dagegen hat zwei derartige Längsmarken oder Rippen dicht nebeneinander. Die übrigen außenliegenden Adern Nr. 3, Nr. 4, Nr. 5 und Nr. 6 werden in der Richtung, welche durch Nr. 1 und Nr. 2 angegeben ist (vom Anfang des Kabels gegen das Ende hin gesehen in der Richtung, wie der Uhrzeiger läuft), gezählt, während die mittelste Ader Nr. 7 ist. Zwischen je zwei Adern liegt ein Jutefaden der Länge nach, um den Zwischenraum auszufüllen, worauf dann die Umwickelung mit Jutefäden folgt. Ueber diese ist die Schutzhülle, bestehend aus 20 je 3,75 mm starken verzinkten Eisendrähten mit gegen die Richtung der Jutefäden umgekehrt gerichtetem Trall aufgewunden, diese endlich wird von der Asphalthülle bedeckt und bildet mit ihr das fertige Kabel, dessen Stärke etwa 32,5 mm beträgt.

Durch die besondere Thatkraft des derzeitigen Leiters des Reichs-Postamts, Dr. Stephan, wurde mit den ausgiebigen Mitteln, welche das Reich bewilligt hatte, dieses ungeheuere unterirdische Netz in einer Bauzeit von etwa $5\frac{1}{2}$ Jahren vollendet. Die Linien sind zu etwa gleichen Theilen von den Firmen Siemens & Halske und Felten & Guilleaume ausgeführt worden. Während erstere das Kabel mit Ausnahme der zu Anfang erforderlichen Länge vollständig in ihrer in Berlin zu diesem besonderen Zwecke errichteten Kabelfabrik herstellten, bezogen letztere die Adern aus England und beschränkten sich darauf, dieselben in ihrem zu Mülheim a./R. gelegenen Carlswerk mit der Schutzhülle zu umseilen. Nachfolgende Zusammenstellung gibt ein Bild des großartigen in $5\frac{1}{2}$ Jahren fertiggestellten Netzes der unterirdischen Leitungen, durch welches jetzt 221 deutsche Städte, darunter die Haupt-Handels- und Waffenplätze, verbunden werden, dessen weiterer Ausbau und dessen weitere Ausdehnung auf die süddeutschen Gebiete nur noch eine Frage der Zeit sein dürfte, und dem das Ausland mit sich anschließenden Linien gewiß bald folgen wird.

	Linien km	Leitungen km
Berlin-Halle-Cassel-Frankfurt a. Main-Mainz (7 Adern)	595,174	4 166,218
Halle-Leipzig (4 Adern)	35,400	141,840
Berlin-Hamburg (Kabel I, 7 Adern)	297,988	2 085,916
Berlin-Hamburg (Kabel II, 7 Adern)	297,939	2 085,573
Hamburg-Kiel (7 Adern)	100,262	701,834
Frankfurt a. Main-Straßburg i. Els. (7 Adern)	262,677	1 838,739
Berlin-Magdeburg-Hannover-Cöln (7 Adern)	693,186	4 852,302
Barmen-Cöln (4 Adern)	54,985	219,940
Hamburg-Cuxhafen (4 Adern)	130,764	523,056
Hamburg-Bremen-Oldenburg-Emden (7 Adern)	284,575	1 992,025
Bremen-Bremerhaven (4 Adern)	59,198	236,792
Sande-Wilhelmshaven (4 Adern)	11,186	44,744
Cöln-Coblenz-Trier-Metz (7 Adern)	325,582	2 281,174
Coblenz-Mainz (7 Adern)	91,783	642,481
Metz-Straßburg i. Els. (7 Adern)	185,614	1 299,298
Berlin-Dresden (7 Adern)	236,291	1 654,037
Thorn-Danzig (7 Adern)	229,573	1 607,011
Danzig-Königsberg i. Pr. (7 Adern)	189,344	1 325,408
Berlin-Thorn (7 Adern)	418,031	2 926,217
Berlin-Breslau (7 Adern)	369,346	2 585,422
Stettin-Danzig (7 Adern)	368,341	2 578,387
Berlin-Stettin (7 Adern)	155,230	1 086,610
Cöln Aachen (7 Adern)	71,121	497,847
	5 463,950	37 372,871

Die Legung der Linien von den beiden Firmen fand wie folgt statt:

Linien	in der Zeit vom			
Berlin-Halle; (F & G*)	14. März	bis zum	24. Juni 1876,
Leipzig-Halle-Cassel-Frankfurt a. M.-Mainz; (F & G)	6. März	„	„	14. Juli 1877,
Berlin-Hamburg-Kiel; (S & H**)	1. April	„	„	31. October 1877,
Berlin-Magdeburg; (F & G)	3. September.	„	„	29. October 1877,
Frankfurt a. Main-Straßburg i. Els.; (S & H)	1. April	„	„	5. August 1878,
Magdeburg-Hannover-Cöln, einschließlich der Linie Cöln-Elberfeld-Barmen; (F & G)	1. April	„	„	23. September 1878,
Hamburg-Harburg-Cuxhaven; (S & H)	16. September.	„	„	20. November 1878,
Cöln-Coblenz-Trier-Metz; (F & G)	1. April	„	„	26. Juni 1879,
Hamburg-Bremen-Oldenburg-Emden, einschließlich der Theilstrecken Bremen-Bremerhaven und Sande-Wilhelmshaven; (S & H)	1. April	„	„	25. Juli 1879,
Metz-Straßburg i. Els.; (F & G)	25. Juni	„	„	14. August 1879,
Coblenz-Mainz; (F & G)	18. August.	„	„	27. September 1879,
Berlin-Dresden; (S & H)	11. September.	„	„	15. November 1879,
Berlin-Breslau; (S & H)	12. April	„	„	7. August 1880,
Thorn-Danzig-Königsberg i. Pr.; (F & G)	1. Mai	„	„	7. August 1880,
Stettin-Danzig; (F & G)	9. August.	„	„	7. November 1880,
Thorn-Müncheberg; (S & H)	9. August.	„	„	20. November 1880,
Berlin-Stettin; (S & H)	25. April	„	„	8. Juni 1881,
Cöln-Aachen; (F & G)	9. Mai	„	„	26. Juni 1881.

*) F & G bedeutet Felten & Guilleaume. **) S & H bedeutet Siemens & Halske.

Seitdem diese Kabel im Betrieb sind, werden allwöchentlich einmal der Leitungswiderstand des Leiters, die Isolation und die Ladungscapacität gemessen, damit man beständig über die Güte des Kabels unterrichtet bleibe. Aehnliche Messungen werden fortlaufend bei der Fabrikation und Auslegung der Kabel vorgenommen, damit man in beiden Fällen auftretende Fehler sofort entdecken und beseitigen kann.

Die Legung der Landkabel ist verhältnißmäßig einfach. Die einzelnen dabei aufeinanderfolgenden Arbeiten werden von getrennten Arbeiterabtheilungen ausgeführt, sodaß bei einer durchschnittlichen täglichen Fertigstellung von etwa 3,3 km bei Herstellung des deutschen Netzes die Länge der Baustrecke fast 15 km Länge erreichte. Die erste Abtheilung wirft den Graben aus; doch werden diejenigen Stellen, welche wegen besonderer Hindernisse Aufenthalt verursachen, rechtzeitig durch besondere Arbeiter in Angriff genommen. Das in Längen von je 1000 m auf hölzernen Trommeln gelieferte Kabel wird von einer zweiten Abtheilung entlang des Grabens in gerader Linie abgerollt und in den Graben eingeworfen, der Graben aber zugeschüttet und festgestampft, schließlich die Straßenoberfläche wieder in Stand gesetzt. Dann folgt die sorgfältige Verlöthung der Kabeladern an den offen gelassenen Stellen, wo die übereinandergreifenden Enden zweier benachbarter Kabelstücke aneinanderstoßen. Die Verbindungsstelle wird mit einer darübergeschobenen eisernen, gut verkitteten Verbindungsmuffe gegen die Luft abgeschlossen. Umständlicher ist die Legung in Städten, wo vielfach Kanalisations-, Gas- und Wasserleitungsröhren mit dem Kabel unterfahren werden müssen.

Schwieriger ist die Auslegung von Seekabeln; dieselbe wächst mit der Tiefe und mit der Kabellänge. Bei Legung längerer Kabel benutzt man besonders für diesen Zweck gebaute Kabelschiffe, welche mit den nöthigen großen Behältern für das Kabel in einer dasselbe nicht gefährdenden Entfernung von den Dampfkesseln versehen und mit der nöthigen Maschinerie zum Auslegen und etwa erforderlichen Wiederaufnehmen des Kabels ausgerüstet sind. Zu den während der Legung regelmäßig vorzunehmenden elektrischen Messungen müssen die Meßinstrumente in einem besonderen Meßzimmer an Bord sein. Das Schiff muß besonders leicht lenksam sein, wenn Störungen und Unfälle bei der Legung vermieden werden sollen.

Die ersten größeren Versuche mit Kabeln für unterirdische Telegraphenleitungen wurden, aber mit sehr entmuthigendem Erfolg, bereits in der Kindheit der elektrischen Telegraphie gemacht. In den Jahren 1847 bis 1850 wurden in Preußen mehrere unterirdische Linien hergestellt; dieselben enthielten einen einfachen Kupferdraht, welcher mit vulkanisirter, d. h. mit Schwefel vermischter Guttapercha umpreßt, mit einer Schutzhülle aber nicht versehen war. Die bei diesen Linien und anderwärts, besonders in Oberitalien, bei der Fabrikation begangenen Fehler wurden sofort erkannt, und schon 1851 legte Siemens eine brauchbare unterirdische Leitung mit Bleischutzhülle für die berliner Polizei. Trotzdem dauerte es noch 25 Jahre, bis Landkabel von größerer Ausdehnung gelegt wurden, obwol die mit der Zahl der Drähte bei oberirdischen Telegraphenlinien wachsenden Schwierigkeiten im Bau und in der Unterhaltung, und die bei diesen Linien durch die Witterungsverhältnisse, namentlich durch heftige Stürme, herbeigeführten häufigen Betriebsstörungen sich längst in empfindlicher Weise fühlbar gemacht hatten und durch die Erfahrungen an Unterseekabeln hinlänglich bewiesen war, daß die Technik in der Fabrikation jene Fehler zu vermeiden gelernt hatte, welche für die ersten unterirdischen Linien so verhängnißvoll geworden waren.

Rascher wagte man Kabel als unterseeische Leitungen zu verwenden, denn eine andere Möglichkeit zur telegraphischen Verbindung von durch Meere getrennten Ländern gibt es nicht. Und nachdem erst kleinere Unternehmungen glücklich durchgeführt waren, schritt man bald zu größeren und größeren. Die Versuche zur Fortleitung der Elektricität unter Wasser mittels isolirter Leiter für telegraphische Zwecke reichen zurück bis auf Sömmering und auf Schilling, schon zu Anfang dieses Jahrhunderts. Einen Guttaperchadraht versenkte 1848 Werner Siemens im Rhein und im kieler Hafen, sowie Armstrong im Hudson. Das erste Seekabel wurde am 28. August 1850 von Dover nach Cap Grisnez an der französischen Küste in 10 Stunden glücklich gelegt; es bestand aus einem einfachen, etwa 12,5 mm starken Guttaperchadrahte, welcher einen etwa 1,5 mm dicken Kupferdraht enthielt; nur die kurzen Uferenden besaßen eine Schutzhülle, ein stark wandiges Bleirohr, das einen schwächern Guttaperchadraht umschloß. Man vermochte auf diesem Kabel zu telegraphiren, doch schon am Tage nach der Legung war es auf dem felsigen Boden an der französischen Küste durchgerieben. Am 25. September 1851 ward zwischen Dover und Calais dann ein Kabel mit 4 durch Guttapercha isolirten kupfernen Leitern und einer aus 10 Eisendrähten von 7,5 mm Dicke gebildeten Schutzhülle versenkt; dieses Kabel ist über 25 Jahre im Betriebe gewesen. 1852 ward England und Schottland mit Irland durch ein Kabel verbunden; ebenso Neubraunschweig mit der Prinz-Eduards-Insel im St.-Lorenzbusen. 1853 wurden Kabel von England nach Belgien und Holland gelegt und von Seeland nach Fünen und von Fünen nach Friedericia. Im Jahre 1854 begannen die Arbeiten im Mittelmeere; zunächst wurde Piemont mit Corsica, und weiter Corsica mit Sardinien verbunden, 1855 aber Sardinien auch mit Afrika, ferner 1857 Sardinien über Malta mit Corfu, 1859 Sicilien mit Malta, und 1861 Malta mit Alexandria. 1855 war bereits ein Kabel durch den St.-Lorenzbusen nach Cap Breton zu legen versucht worden, der Sturm hatte den Versuch vereitelt, und erst 1856 glückte er mit einem leichteren Kabel. Nach gründlichen Vorarbeiten, namentlich Sondirungen, reihten sich hieran 1857 und 1858 die ersten Bemühungen, zwischen Amerika und Europa den telegraphischen Verkehr zu ermöglichen, was nur für 23 Tage gelang. Im Schwarzen Meere wurden während des Krimkrieges 1855 zwei Kabel zwischen Varna und Balaclava und zwischen Varna und Constantinopel versenkt.

Der Weg nach Indien ward 1859 und 1860 durch Kabel im Rothen Meere und im Arabischen Meere vervollständigt. Am 19. Juli 1865 dampften die Carolina mit den Uferenden und der Great Eastern mit dem Tiefseekabel von der irischen Küste ab nach Neufundland zu, legten zwar über 2000 km Kabel aus, mußten aber trotzdem umkehren und das Unternehmen unvollendet lassen. Endlich 1866 glückte es nicht nur, im Juli ein neues Kabel durch den Atlantischen Ocean zu legen, sondern auch (im September) das von 1865 zu vervollständigen. Die beiden Unternehmungen von 1865 und 1866 kosteten zusammen 24 000 000 Mark. Ausgebaut ward das atlantische Netz 1869 durch ein Kabel von Brest nach der Insel St.-Pierre und von da nach Duxbury in Massachusetts, 1873 und 1874 durch zwei Kabel von Irland nach Neufundland, 1875 durch das Kabel der Direct United-States-Cable-Company, dessen Leiter aus 11 einen stärkeren Mitteldraht umgebenden dünnen Kupferdrähten bestand und dessen Stärke von den Uferenden nach der Mitte zu in 8 verschiedenen Abstufungen abnahm, und das von Irland nach Neufundland und von da nach New-Hampshire läuft, 1879 durch ein Kabel von Brest nach St.-Pierre und von da nach Massachusetts und Neuschottland, 1880 durch eine Ergänzung des zum Theil unbrauchbar gewordenen Kabels von 1866.

Nach Südamerika führt seit 1874 ein Kabel von den Küsten Portugals über Madeira und St.-Vincent nach Pernambuco, von da aber laufen Kabel nördlich nach Para, südlich bis Montevideo; über die Anden ist dann die Verbindung mit Valparaiso hergestellt, von wo aus kürzere Kabel zwischen den Städten der östlichen Küste gelegt sind. Ueber die westindischen Inseln endlich steht Florida mit Guyana in Verbindung.

Von Aden an der Südspitze Arabiens aus erstreckt sich ein aus 7 Theilstrecken bestehendes Kabel über Zanzibar und Mozambique bis nach Natal. Andererseits steht Aden durch Kabel über Suez, Alexandria, Malta, Gibraltar mit Vigo in Spanien und Falmouth in Verbindung und nach Indien hin zunächst mit Bombay, während von Madras aus über Singapore, Australien und Neuseeland, sowie China, Japan und Sibirien bereits erreicht und an das Welttelegraphennetz angeschlossen sind. Nur der Stille Ocean wird zur Zeit noch nicht durch ein Kabel für den Weltverkehr überbrückt.

Die Länge der den verschiedenen Regierungen und Kabelgesellschaften gehörigen Unterseelinien beziffert sich nach der vom Berner internationalen Bureau der Telegraphen-Verwaltungen im Journal Télégraphique, Band 3 (1877) S. 575 und fg. gegebenen Zusammenstellung auf 420 Regierungskabel von einer Gesammtlänge von 8226 Kilometer, mit einer Leitungslänge derselben von 10 606 km, und 149 Gesellschafts-Kabeln von 110 281 km Gesammtlänge mit 121 370 km Leitungslänge. Nach L. Weil's Zusammenstellung hatten die Kabel der englischen Compagnien Ende 1879 eine Gesammtlänge von 121 222 km. Bemerkt sei noch, daß im Gegensatz zu den Landkabeln nur einige ältere und kürzere Unterseekabel mehr als einen Leiter haben, wie sich schon daraus ergibt, daß die Länge der Kabel so wenig von der Länge ihrer Leitungen abweicht.

Das Telegraphiren auf den Kabeln wird beeinflußt durch das elektrische Verhalten der Kabel. Der Leiter besitzt zunächst für den elektrischen Strom einen gewissen Widerstand, welcher mit dem Namen Kupferwiderstand belegt wird. Die isolirende Hülle ist ferner kein vollkommener Isolator; der Widerstand, den sie dem Durchgange des Stromes bietet, heißt der Isolationswiderstand; dieser Widerstand der Guttapercha und des Kautschuks nimmt mit der Temperatur ab, während der des Kupfers mit der Temperatur wächst; der Isolationswiderstand wächst ferner mit der Zeitdauer der Stromgebung und mit dem Drucke, unter welchem das Kabel steht. Endlich bildet das Kabel eine große und deshalb schon durch schwache Elektricitätsquellen eine starke Ladung annehmende Leidener Flasche, deren eine Belegung der Kupferdraht ist, während die andere von der Schutzhülle und der diese umgebenden Schicht des feuchten Erdreichs, bez. des Wassers, gebildet wird; daher besitzt das Kabel eine gewisse Capacität der Ladung. Diese drei: Kupferwiderstand, Isolationswiderstand und Capacität, sind die elektrischen Constanten des Kabels. Die oberirdischen Linien nehmen zwar auch eine gewisse Ladung an, aber diese ist so schwach, daß sie höchstens bei sehr langen Leitungen das Telegraphiren beeinflußt. Die Ladung nimmt ab, wenn das Verhältniß des Durchmessers der Kabelhülle zu dem des Leiters zunimmt; dieses Verhältniß liegt bei Kabeln gewöhnlich zwischen 2 und 4, und innerhalb dieser Grenzen ist die Ladung ungefähr umgekehrt proportional jenem Verhältnisse. Beim Anlegen einer Stromquelle an das Kabel wird nun ein Theil des Stromes dazu verbraucht, um das Kabel zu laden, und dies bewirkt eine Schwächung des weitergehenden Stromes und eine Verlangsamung der Fortpflanzung, eine Verzögerung des Stromes; nachweislich vergeht nämlich eine merkbare Zeit, bis der Strom von einer Stelle des Kabels zu einer anderen kommt, und zugleich sind die gleichzeitig an verschiedenen Stellen auftretenden Ströme um so schwächer, je weiter diese Stellen vom Kabelanfange entfernt sind. Wird der Anfang des Kabels an den einen Pol einer constanten Batterie, sein Ende an Erde gelegt, so steigt am Ende die Stromstärke nach einer bestimmten Curve an und erreicht erst nach Verlauf einer gewissen Zeit ihre volle Größe. Je empfindlicher demnach der am Ende aufzustellende Telegraph ist, desto früher nach dem Anlegen des Kabels wird derselbe das abgesandte telegraphische Zeichen hervorbringen. Nach der Stromgebung und der Ladung bei dieser entladet sich das Kabel wieder und zwar am raschesten, wenn auch der Kabelanfang an Erde gelegt wird. Am empfangenden Ende des Kabels verlängert der Entladungsstrom den zeichengebenden, weil er mit ihm gleichgerichtet ist. An dem stromgebenden Ende dagegen ist der Entladungsstrom dem Telegraphirstrome entgegengesetzt gerichtet. Je rascher die Entladung sich vollzieht, desto rascher kann eine neue

Stromgebung folgen. Die anzuwendenden Telegraphenapparate müssen daher so eingerichtet werden, daß sie den Verlauf der Entladung thunlichst beschleunigen, andererseits aber müssen sie dem Einflusse der starken Ladungs- und Entladungsströme entzogen werden, sofern diese sie beschädigen, bez. das Telegraphiren stören könnten. Die Entladung der Kabel wird mitunter auch dadurch beschleunigt, daß man nach jedem zeichengebenden Strome einen kürzeren oder schwächeren entladenden Strom in das Kabel schickt; dieser muß natürlich die entgegengesetzte Richtung haben wie der zeichengebende.

(*K. E. Zetzsche.*)

Kabeljau, Kabliau, Seefisch (Gadus Morrhua), s. Gadoides.

KABINET (Cabinet), im politisch-staatsrechtlichen Sinne, bedeutet zunächst das Arbeitszimmer des Fürsten als solchen oder überhaupt des Regierungschefs, von wo aus derselbe seine persönlichen Entscheidungen in Staatssachen erläßt, oder wo er sich mit seinen vertrauten Räthen über Regierungsgeschäfte, d. h. über die ihm als Staatsoberhaupt zukommenden Geschäfte, berath oder ihrer Arbeitshülfe sich bedient. Darüber hinaus bezeichnet Kabinet auch die Summe oder die Versammlung der in solchen engeren Rath berufenen Personen selbst. Handelt es sich um Dinge, welche zu beschließen oder anzuordnen dem Souverän persönlich und ausschließlich zukommt, so erscheint das Kabinet (zuweilen auch wol Geheimes Kabinet genannt) als eine Person mit dem Träger der Souveränetät selbst. Was vom Kabinet ausgeht, ist eben vom Fürsten ausgegangen, und es existirt dann weder rechtlich noch politisch irgend ein Unterschied, ob dieser allein oder mit Zuziehung von Gehülfen (Kabinets-Secretäre, Kabinets-Räthe, Kabinets-Minister) die Geschäfte erledigt. Die Staatsorganisations-Politik oder die Lehre vom System und von der Hierarchie der Staatsbehörden nimmt alsdann hiervon gar keine Notiz; sie beschränkt sich vielmehr darauf, für die verschiedenen Verwaltungszweige die überall zweckmäßigen Gliederungen (Ober- und Unterbehörden), namentlich an höchster Stelle die Ministerien und über denselben das allgemeine oder Staatsministerium zu fordern oder anzuordnen, braucht also zur Vollendung der Hierarchie nichts Weiteres mehr als den Fürsten, und das Kabinet ist alsdann eben der Fürst. Aber die große, freilich nach Verschiedenheit der Verfassungen auch verschieden zu beantwortende Frage ist: welches sind jene dem Fürsten persönlich oder ausschließlich zukommenden Geschäfte und Entschließungen? Welches ist der — unter staatsrechtlichen oder politischen Gesichtspunkten — zu ziehende Kreis, jenseit dessen jenes autokratische Handeln aufhören und die wenigstens theilnehmende Thätigkeit eigentlicher Staatsbehörden eintreten soll? Einen solchen — ob weiter oder enger gezogenen — Kreis und das Ueberschreiten desselben hat man in Auge, sobald man von einer Kabinets-Regierung im misbilligenden Tone spricht, namentlich dadurch den Gegensatz zu einer in regelmäßigen, gesetzlich bestimmten Formen sich bewegenden bezeichnet. Eine Kabinets-Regierung in diesem Sinne ist diejenige, die zum vorherrschenden Charakter das Walten des alleinigen Eigenwillens des Fürsten hat und die höhere Gewalt des persönlich vertrauten, neben oder über den eigentlichen Staatsbehörden eingesetzten engeren Rathes, des Kabinets-Rathes. Ein solches Kabinet nähert sich begrifflich der sogen. „Camarilla", obschon zwischen beiden immerhin der Unterschied bleibt, daß das Kabinet aus eigens zu Regierungsgehülfen des Fürsten ernannten und in dieser Eigenschaft offen auftretenden Männern besteht, also eine bekannte und anerkannte Macht ausübt, wogegen die Camarilla bloße Hofdiener und Günstlinge — auch Beichtväter und Weiber nicht ausgeschlossen — in sich begreift, welche auf die Entschließungen des Fürsten durch was immer für Mittel bestimmend einwirken. Solche Einwirkung ist naturgemäß fast immer eine unheilvolle, von schlimmen Folgen begleitete. Die Camarilla sehen wir fast ohne Ausnahme den Fürsten mit Mistrauen und Abneigung gegen die im Interesse des Rechts und des Gesammtwohls waltenden Behörden, in constitutionellen Staaten namentlich gegen die pflichtgetreuen Landstände erfüllen, an die Stelle echter Regierungsinteressen jene des Egoismus und der Parteiung setzen, zum Frommen derselben arglistig die fürstliche Leidenschaft oder Laune aufreizen, solchergestalt also der wahren, offenkundigen Regierung eine verborgene und unlautere entgegensetzen und entweder die gesetzlichen Autoritäten zu Werkzeugen jener selbstsüchtigen oder Factionsinteressen herabwürdigen oder das loyale Walten und die edelsten Bestrebungen derselben durch dunkle Gegenmachinationen vereiteln.

Neben diesem theils gleichgültigen, theils verwerflichen Sinne haben nun aber die Worte Kabinet und Kabinets-Regierung auch eine staats- wie völkerrechtlich vollständig tadellose und hochwichtige Bedeutung. In constitutionellen sowol wie in absoluten Staaten spricht man, wenn von auswärtigen Angelegenheiten und von den Wechselbeziehungen der Staaten untereinander die Rede ist, durchgängig vom Kabinet als einem mit Regierung gleichbedeutenden Begriffe, und man benennt es in der Regel nicht nach dem Staate selbst, sondern nach dem Sitze der Regierung, also nach der Hauptstadt oder der gewöhnlichen Residenz des Regenten. So sagt man z. B. das Kabinet von Berlin, von St. Petersburg, von St. James, früher auch das Tuilerien-Kabinet u. s. w. In den Verhandlungen der Staaten untereinander stellt die Regierung die Persönlichkeit des zum Staate vereinigten Volkes vollständig dar, und übt auch der constitutionelle Monarch das Recht des Krieges, der Friedensschlüsse, der Bündnisse und anderer internationaler Verträge, der Genehmigung oder Verwerfung von ständischen Beschlüssen, der Stellenbesetzung, der Oberaufsicht, der Begnadigung in der Eigenschaft als Inhaber der vollziehenden Gewalt, ohne directe Theilnahme der Volksvertretung aus. Daher ernennt auch er die Gesandten und erscheinen jene der fremden Staaten nur als an ihn gesendet; und daher ist im diplomatischen Schriftenwechsel niemals vom Staate die Rede, sondern nur vom König (oder wie sonst benannten Monarchen) oder von des

Königs Hof, Kabinet oder Minister. Alle diese Begriffe begreift man unter der Gesammtbezeichnung der Kabinets-Sachen. Das Kabinet in diesem Sinne ist nun aber, wie schon bemerkt, nicht zu verwechseln mit jenem weiter oben besprochenen, nämlich mit dem blos aus Gebulten der persönlichen Geschäfte des Fürsten bestehenden. In dem letzteren nämlich, wiewol es dem Wesen nach nichts anderes sein soll als eine Kanzlei zur Ausfertigung der Resolutionen des Fürsten, mag derselbe zwar die Meinungen oder Rathschläge seiner Diener einholen und danach sich richten; aber nach außen hin erscheint davon nichts, sondern es gilt alles als sein rein persönlicher Entschluß. Dort aber sind die Räthe oder Kabinets-Mitglieder zugleich verantwortliche Staatsbeamte und wirkliche Theilnehmer des — obgleich nur im Namen des Fürsten kund zu machenden — Beschlusses, für dessen Untadelhaftigkeit einzustehen sodann allernächst die Obliegenheit des ihn mit unterzeichnenden Ministers ist. In diesem Sinne können also auch in constitutionellen Monarchien Kabinets-Ordres oder Kabinets-Befehle erlassen werden, denn diese Ausdrücke bedeuten dann nichts anderes, als daß es Regierungsbeschlüsse seien, gefaßt ohne Mitwirkung der Kammern, soweit es die Constitution erlaubt oder vorschreibt. Diesfalls ist es dann auch gleichgültig, ob sie gefaßt oder erlassen werden unter Beirath sämmtlicher Minister oder nur eines Theils derselben. Auf das Recht oder die Amtsobliegenheit, im Kabinet dem Regenten Vortrag zu erstatten, bezieht sich der Titel Kabinets-Minister. Diejenigen Minister dagegen, welche zu solchen Vorträgen nicht berufen sind, sondern blos den Ministerialberathungen beiwohnen, heißen zuweilen, im Gegensatze zu jenen, Conferenzminister oder auch Staatsminister oder Minister schlechthin. Hiernach haben die soeben erwähnten Kabinets-Ordres oder Kabinets-Befehle, wenn sie in der durch die Constitution dem königlichen Willen überlassenen Sphäre und unter Verantwortlichkeit der dafür einstehenden Minister ergehen, weder rechtliches noch politisches Bedenken gegen sich; nur ist es Aufgabe der Constitutionspolitik, jene Sphäre genau zu umschreiben und der Ueberschreitung derselben einen wohlbefestigten Damm entgegenzusetzen.

Selbstverständlich ist in absoluten Monarchien die Autorität des Kabinets eine weit ausgedehntere, denn sie umfaßt hier neben der vollen Regierungs- oder Executivgewalt auch noch die gesetzgebende. Insofern dann das Kabinet nicht aus dem Gesammt-Ministerium besteht, oder insofern nicht wenigstens die betreffenden Minister darin den Vortrag haben, bildet sich daraus sehr leicht eine Kabinets-Regierung in der oben bemerkten verwerflichen Gestalt. Das eigentliche Ministerium und der Staatsrath sinken alsdann zu blos begutachtenden Stellen, ihre von einer weisen Organisationspolitik geforderte Autorität zur Scheingewalt herab, und der über ihnen stehende Kabinets-Rath oder der etwa zum geheimen Vortrag im Kabinet ausschließlich berufene einzelne Minister beherrscht von dort aus und ohne alle Verantwortlichkeit den ganzen Staat. Ueberhaupt ist es für ein Volk ein demüthigender und den Absolutismus in grellem Lichte zeigender Zustand, wenn Verordnungen, welche für das Wohl oder Wehe ganzer Provinzen oder des gesammten Staates entscheidend sein können, zumal aber, wenn politische und Rechtsgesetze, welche doch nach ihrem vernünftigen Begriffe nichts Anderes sein sollen als Aussprüche des Gesammtwillens oder des allgemeinen Anerkenntnisses, unter dem Titel von Kabinets-Befehlen erlassen werden, als Ausdruck des persönlichen Willens oder auch des Unfehlbarkeit und Alleingeltung beanspruchenden Dafürhaltens eines einzelnen Mannes und als Illustration zu dem berüchtigten Worte: „l'état c'est moi."

Des Fernern ist hier noch der sogen. Kabinets-Schreiben zu gedenken, als einer der in der Diplomatie üblichen Formen der zwischen den Fürsten untereinander geschehenden Mittheilungen. Die feierlichste Form derselben ist die des Kanzleischreibens. In diesem erscheint der Titel des mittheilenden Souveräns und die Formel „Wir". Auch wird das Schreiben vom Minister contrasignirt. Die einfachen Kabinets-Schreiben dagegen nähern sich mehr dem Tone von Privatschreiben, und der Fürst, der sie allein unterzeichnet, redet von sich nur mit „Ich". Eine noch vertraulichere Form endlich haben die eigenhändigen Schreiben, welche jedoch nicht häufig vorkommen.

Zum Schlusse muß hier noch auf die gefährlichen Verfälschungen der Gerechtigkeitspflege durch Kabinets-Justiz, d. h. durch Einwirkungen der Regierung auf die Leitung und Beurtheilung von einzelnen Civil- und Criminalprocessen, eingegangen werden. Die den Schutz der Rechtsordnung genießenden Güter, Zustände und Verhältnisse zählen mit unter den natürlichen Voraussetzungen des Staates und bedürfen deshalb einer von allen politischen Wandlungen unabhängigen parteilosen Beurtheilung durch selbständige, nur dem Gesetze gehorchende Organe. Ein persönliches Regiment, in welches die höchste Gewalt immer ausgehen muß, kann seiner Natur nach nicht die zur Rechtspflege erforderliche Stetigkeit besitzen, indem hier die allgemeinen Ereignisse, Veränderungen in der Person des Fürsten oder seiner Umgebung und sonstige unberechenbare Vorgänge einen Wechsel der Stimmung zur Folge haben. Die Urtheile dictirt dann nicht der unabänderliche Wille, nach dem Gesetze einem Jeden das Seine zu gewähren, sondern die Rücksicht auf Nebenzwecke, die politische Voreingenommenheit, die Vorliebe für Begünstigte, die Abneigung gegen Misliebige, oder bisweilen wol wenigstens Laune. Unter den germanischen Nationen galt denn auch von jeher der Grundsatz, daß der Fürst der Gerechtigkeitspflege nur seinen Schutz und seine vollziehende Gewalt (den Bann) leihe, während die Urtheile von den Angehörigen eines jeden Rechtskreises, vom Volke oder von Männern aus demselben (den Schöffen) gefunden wurden. Selbst diejenigen, welche, wie die Lehnsleute, Ministerialen und gutsherrlichen Unterthanen, in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen, bildeten unter der Leitung des Ober- oder Schutzherrn das Gericht für ihre Genossen. Wenn

nun auch im Fortgange der Zeiten die alten Volks- und Standesgerichte durch ständige, gelehrte und allgemeine Justizbehörden ersetzt wurden, so galt doch die Unabhängigkeit der letzteren, folglich der Ausschluß aller Kabinets-Justiz, als unzweifelhaftes Grundrecht. Was speciell Deutschland angeht, so suchten hier schon die Reichsstände wiederholt die Reichsgerichte gegen den Einfluß des kaiserlichen Hofes sicher zu stellen. Rücksichtlich des Reichskammergerichts war den Ständen ein Visitationsrecht eingeräumt, und wegen des Reichshofrathes mußten die Kaiser in den Wahlcapitulationen geloben, daß sie sich jeder Einmischung in die Rechtspflege enthalten wollten. Auch in den deutschen Territorien war für die Unabhängigkeit der Gerichte durch den Standesgeist der Juristen, durch die Actenversendung selbst an auswärtige Spruchcollegien und durch die Möglichkeit der Beschwerdeführung bei den Reichsgerichten, oder wenigstens bei landesherrlichen mit den nämlichen Attributen ausgestatteten Obergerichten gesorgt. Das neuere deutsche Staatsrecht fand, abgesehen von den Geschworenengerichten und von sonstiger Zuziehung des Laienelements zur Rechtsprechung, bezügliche Garantien sowol in der Deutschen Bundesacte (Art. 12) und der Wiener Schluß-Acte (Art. 29), als auch in den Verfassungsurkunden der meisten Einzelstaaten und deren Zusagen einer unabhängigen Justiz. Auch das Bestreben unserer Zeit, die sogen. administrativ-contentiösen Sachen der Entscheidung der Verwaltungsstellen zu entziehen, und sie entweder den ordentlichen Gerichten oder einer besonderen Behörde, den Verwaltungsgerichtshöfen, zu überweisen, gehört hierher. Alle diese Vorkehrungen schließen freilich die Möglichkeit fürstlicher oder ministerieller Eingriffe in die Unabhängigkeit der Gerichte nicht völlig aus. Das Recht, die Beamten zu ernennen und an andere Stellen zu versetzen, das Anklagemonopol der vom Justizministerium abhängigen Staatsanwaltschaft, der Einfluß, welchen die Verwaltungsbehörde auf die Bildung der Geschworenenlisten ausübt, sind als ebenso viele Gelegenheiten zu Einmischungen in die Rechtspflege zu betrachten; jedoch hat die Geschichte der deutschen Gerichte wenigstens in neuerer Zeit glücklicherweise nur selten einen Fall der Kabinets-Justiz zu verzeichnen gehabt. Gleichwol wiederholt auch noch das Deutsche Gerichtsverfassungsgesetz (§. 1) ausdrücklich die Bestimmung, daß „die richterliche Gewalt durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt wird"; und da nach heutiger staatsrechtlicher Anschauung die Kabinets-Justiz unter den Begriff der Justizverweigerung überhaupt fällt, so könnte dieselbe in Gemäßheit der Deutschen Reichsverfassung (Art. 77) vorkommenden Falles auch zur Verhandlung beim Bundesrathe des Deutschen Reiches gebracht werden.

(Albrecht Just.)

KABINET. Ursprünglich wird mit dem Worte Kabinet ein Nebengemach, ein kleines Zimmer bezeichnet. In fürstlichen Schlössern, die meist Säle und große Prunkgemächer enthalten, nannte man Kabinet das gewöhnliche Wohn- oder Arbeitszimmer des Fürsten. Im Gebiete der Kunst wird Kabinet im Gegensatz zum Museumsaal oder zur Galerie aufgefaßt. Während diese durch die stabile Aufstellung von Kunstgegenständen eine Art Oeffentlichkeit besitzen, will man mit dem Worte Kabinet einen kleineren, abgeschlossenen Aufbewahrungsort für gewisse Arten von Kunstobjecten bezeichnen. Historisch haben sie sich entwickelt aus den fürstlichen Kabineten oder aparten Gemächern, in welchen fürstliche Kunstfreunde und Raritäten-Sammler erworbene kostbare, kunstvolle und seltene Werke der Kunst und Wissenschaft, auch launenhafte Gebilde der Natur und andere Curiositäten aufstellten, um sie bei der Hand zu haben, sich an denselben zu ergötzen, dieselben vornehmen Besuchen zu zeigen. Aus solchen fürstlichen Kabineten haben sich schließlich die Museen entwickelt. Bei dem knappen Raume eines Kabinets konnten darin natürlich nur Gegenstände geringen Umfangs aufbewahrt werden, Edelsteine, Goldschmiedarbeiten, Münzen und Medaillen, Miniaturen, kleine Gemälde oder Kupferstiche. Solche Gegenstände, die wegen ihres geringen Umfangs den Sammlungen in den großen Sälen nicht einverleibt wurden und die man auch ihres hohen Werthes wegen in das Kabinet aufnahm, nannte man Kabinetstücke. Später blieb an dieser Bezeichnung nur der Begriff der Vorzüglichkeit oder Seltenheit haften, wie man unter dem Ausdruck Kabinetsmaler entweder einen Künstler versteht, der für ein fürstliches Kabinet beschäftigt ist (also so viel als Hofmaler) oder einen Künstler, der nur so Gediegenes geleistet hat, daß man dessen Arbeiten einer besonderen Aufbewahrung werth hält. In unseren Museen finden wir neben Galerien oder Sälen auch Kabinete. Man spricht — eigentlich mit Unrecht — von einem Antikenkabinet. Dagegen sagt man richtig: Kupferstich- oder Münzkabinet, da die Kunstobjecte, welche den Inhalt dieser Sammlungen bilden, ihrer Natur nach nicht in einer offenen Galerie aufgestellt werden können, sondern in Portefeuillen und Kästen aufbewahrt und abgeschlossen bleiben müssen.

(J. E. Wessely.)

KABIRA (*τὰ Κάβειρα*), großes Dorf (*κωμόπολις*) in Pontos, am Südrande der fruchtbaren vom Iris und Lykos durchströmten Ebene Phanaroia am Abhange des Gebirges Kemer Dagh (Strabo XII, 3, 30 sagt: *πρὸς αὐτῇ τῇ παρωρείᾳ τοῦ Παρυάδρου*, wo Paryadres der allgemeine Name aller pontischen Gebirge ist), 150 Stadien südlich vom Zusammenflusse der beiden Flüsse. Bis jetzt ist die Lage des Ortes nicht wiedergefunden; Hamilton (Travels in Asia Minor I, 345; vgl. Ritter, Erdkunde XVIII, 226, 230) dachte an den Ort Kütschük Kowera am Lykos. Der Name könnte semitisch sein (kabîr, groß), wenn die Berechtigung der Anwendung semitischer Etymologien auf diesem Gebiete erwiesen wäre. Die gewöhnliche Ansicht, daß der Ort ein Heiligthum des Mondgottes *Μὴν Φαρνάκου* enthalten habe, beruht auf einem Misverständniß von Strabo XII, 3, 31: *ἔχει δὲ καὶ τὸ ἱερὸν Μηνὸς Φαρνάκου καλούμενον, τὴν Ἀμερίαν κωμόπολιν, πολλοὺς ἱεροδούλους ἔχουσαν καὶ χώραν ἱεράν* cet. Das Subject von *ἔχει* ist hier nicht Kabira, sondern Pythodoris, Königin von Pontos, der auch Ameria gehörte. — In Kabira hatten die pontischen Könige einen

Palaſt; Mithradates VI. bewahrte hier ſeine Gefangenen. In der Nähe lagen Bergwerke und Jagdgründe. Im Frühjahre des J. 72 hielt Mithradates die Poſition von Kabira längere Zeit gegen Lucullus, bis die pontiſche Reiterei durch die Römer vernichtet wurde, und als Mithradates fliehen wollte, ſein ganzes Heer ſich auflöſte (Plut. Luc. 15 fg., App. Mithr. 79 fg., Eutrop. VI, 8). Kabira mit den königlichen Schätzen und dem Staatsgefängniß fiel in die Hände der Römer. Pompejus gab ihm wie zahlreichen anderen pontiſchen Ortſchaften die Organiſation einer griechiſchen Stadt und benannte es Diospolis. Der Ort blieb im Beſitz der pontiſchen Könige. Die Königin Pythodoris (7 v. Chr. — 19 n. Chr.) wählte ihn zur Reſidenz und taufte ihn Sebaſte um (Strabo l. c.; vgl. im allgemeinen E. Kuhn, Städt. Verf. des römiſchen Reichs II, 249). Seitdem wird der Ort von keinem Schriftſteller mehr genannt; doch beſitzen wir autonome Kupfermünzen aus der Kaiſerzeit mit der Legende *KABIPΣN*, die ihm angehören (*Mionnet* II, S. 347 no. 98 fg.). Daher kann Kabira weder mit dem zuerſt bei Plinius erſcheinenden Orte Neokaiſarea (j. Niksar) am rechten Ufer des Lykos [ſo Mannert und Forbiger] noch mit dem in der ſpäteren Provinz Armenia prima belegenen Sebaſtopolis (Plin. VI, 3, 8. Hierokl. und in den Biſchofsverzeichniſſen S. 703) identificirt werden, von denen beiden wir gleichfalls zahlreiche Münzen beſitzen. Auch paſſen die Angaben über die Lage von Kabira zu keinem dieſer beiden Orte.

(Eduard Meyer.)

KABIREN (*Κάβειροι*). Der auf den verſchiedenſten Punkten Griechenlands und Kleinaſiens bezeugte Cult dieſer räthſelhaften Gottheiten zählt zu den hervorragendſten Erſcheinungen im griechiſchen Religionsweſen, beſonders wegen des weitreichenden Einfluſſes, den er in den Myſterien von Samothrake ausübte. Doch wurde ſeine Bedeutung von den älteren mythologiſchen Forſchern — ſo von Heyne, Creuzer, Schelling („Die Gottheiten von Samothrake") — noch beträchtlich überſchätzt, obgleich oder weil ſie über vage Vermuthungen und luftige religionsphiloſophiſche Conſtructionen nicht hinauskamen. Mit geſünderer Methode wurde das Problem zuerſt angegriffen von Welcker (Aeſchyl. Tril. S. 157 fg.), ohne daß er, von einem einſeitigen, durch heterogene Studien bedingten Standpunkte ausgehend, zu einer unparteiiſchen Schätzung der geſammten Ueberlieferung gekommen wäre. Grundlegend durch einſchneidende Kritik gegen ſeine Vorgänger, vornehmlich aber durch die Sammlung, Sichtung und Ordnung des ganzen weithin zerſtreuten Materials wurde die auch heute noch unentbehrliche Arbeit Lobeck's Aglaoph. II, S. 1109—1348 (beſ. S. 1202 fg.). Die erſte bedeutendere Entdeckung aber wurde gemacht von O. Müller, der Proleg. S. 145 fg. (vgl. Orchom. S. 434) in meiſterhafter Unterſuchung die hiſtoriſchen Grundlagen des Kabirendienſtes klar legte. Jedoch hat man ſeine Reſultate theils ſtillſchweigend bei Seite geſchoben (Gerhard, Preller u. a.), theils ohne genügendes Eingehen auf die gegebenen Beweismittel ausdrücklich angezweifelt (Lobeck, Agl., S. 1252, ſowie der Verfaſſer der letzten wenig gelungenen Monographie über die Kabiren, Neubauer, Cadmilus S. 16 fg.), und nur H. D. Müller hat Mythol. d. gr. Stämme I, S. 294 fg. II, S. 382 fg. (vgl. Philol. XIV, S. 129—134) die Unterſuchung im Sinne O. Müller's mit beſtem Erfolge weiter geführt. Mehr iſt, abgeſehen von einigen epigraphiſchen Arbeiten, an Literatur aus neueſter Zeit nicht zu verzeichnen. [1])

Das von der Religionsgeſchichte in ihren feſten Beſitzſtand aufzunehmende Hauptergebniß der bisherigen Forſchungen iſt folgendes. Die Kabiren, beſonders wegen der handſchriftlich wie inſchriftlich bezeugten antiken Parallelbenennung *μεγάλοι θεοί* ſemitiſch als die „Kabirim" die „Großen, Mächtigen" zu deuten [2]), ſind die Stammgottheiten der tyrſeniſchen Pelasger — bei Herodot nur Pelasger, ſonſt auch nur Tyrſener genannt —, eines Stammes von barbariſcher, vermuthlich orientaliſcher Herkunft, der aus ſeinen Sitzen in Theſſaliotis und Böotien durch helleniſche Völkerſchaften verdrängt, einerſeits nach Makedonien, andererſeits nach Athen, auf die Inſeln des Ageiſchen Meeres (beſ. Imbros, Lemnos und Samothrake), ſowie an die Küſte von Jonien und der Propontis wanderte und überall, wo er ſich anſiedelte, den Dienſt ſeiner Götter verbreitete. [3]) So mußte die Kabirenreligion auf den verſchiedenen Sitzen ihrer Träger je nach den hiſtoriſchen Bedingungen, unter welche ſie trat, theils verkümmern, theils ſich umgeſtalten und erweitern; und es iſt von vorn herein wahrſcheinlich, daß hiermit die beſonders von Lobeck mit Recht hervorgehobene Proteusnatur der „hohen Kabiren", die „niemals wiſſen, was ſie ſind" (Goethe), im Zuſammenhange ſteht. Es ſcheint alſo gerathen, die geſammte Tradition, ſoweit möglich, nach dem Locale zu ſcheiden und in hiſtoriſcher Reihenfolge zu beſprechen. Wir beginnen mit der bedeutendſten, von den böotiſch-attiſchen Pelasgern herrührenden Cultreihe.

Als älteſter Sitz erſcheint Theben (Ephor. b. Strab. IX, 401), wo nach *Paus.* IX, 26, 1; 25, 5 ein Heiligthum der Kabiren ſowie ein Hain der Demeter Kabeiria beſtand. Die Legende erzählte, Demeter ſei hier zu den thebiſchen *Κάβειροι*, d. h. zu den Kabirendienern [4]), gekommen und habe ihnen mit einer

1) Eine gute Ueberſicht über die aufgeſtellten Anſichten (bis O. Müller) in Pauli's Realencykl. II, 2 fg.; einzig in ihrer Art iſt die dichteriſche Verewigung jener wiſſenſchaftlichen Fehden durch Goethe in der claſſiſchen Walpurgisnacht Fauſt II, 2. Als Curioſum ſei erwähnt die noch ganz auf Creuzer-Schelling'ſchem Standpunkte ſtehende Schrift Volkmuth's „Die Pelasger als Semiten" (1860). 2) Darüber ſind ſich jetzt wol alle competenten Beurtheiler einig, vgl. H. D. Müller I, 296; v. Gutſchmid, Beitr. I, 92; Schömann, Griech. Alterth. I, 11; II, 386. 3) Durch die Thatſache, daß ſich alter Kabirencult auf allen Hauptſitzen des Stammes und nur dort vorfindet, iſt von C. Müller a. a. O. die oben wiedergegebene Anſicht mathematiſch bewieſen; nur darin irrt er, daß er die barbariſchen Pelasger (*Herod.* I, 57) mit den Kadmeern identificirt: H. D. Müller I, 294, Fleckeiſen's Jahrbb. 123, S. 298 fg. 4) Die Namen Aitnaios und Prometheus ſcheinen aus der ſpäteren lemniſchen Combination der Kabiren mit Hephäſt herübergenommen zu ſein, da Aitnaios ein Beiname des

geheimnißvollen *παραχαταθήκη* ihre Weihe als Geschenk zurückgelassen. Hier scheint mythisch ausgedrückt, was H. D. Müller a. a. O. selbständig durch religionsgeschichtliche Forschung erwiesen hat: nämlich daß die tyrsenischen Kabirendiener von den Kadmeern in Theben die Hermes-Demeter-Religion annahmen. Leider haben sich, abgesehen von den scheuen Andeutungen des Pausanias, genauere Nachrichten über das Wesen dieses Dienstes in Theben nicht erhalten [5]); denn die Verehrung der Harmonia als Göttin sowie die Bezeichnung des Hermes als Kadmos (wie in Samothrake: O. Müller, Proleg. 146) ist nicht auf diesen Kreis beschränkt und die Vermuthung, daß der Oedipusmythus der Kabirenreligion angehöre (Philol. XIV, S. 134) hat H. D. Müller nicht weiter verfolgt. Zu vermerken haben wir nur noch, daß allem Anschein nach die Tyrsener den ihnen stammeigenen Aphroditedienst in Böotien, wie in ihren späteren Ansiedelungen, verbreitet haben (Fleckeisen's Jahrbb. 1881, 123, S. 298 fg.), sowie daß ein Zeugniß ihres Verkehrs mit den Kadmeern in der von K. Tümpel (Fleck. Jahrbb. Suppl. XI, S. 696 fg.) als Metamorphose der Demeter erwiesenen Aphrodite Pandemos der Kadmeia erhalten ist, und begleiten nunmehr den frühzeitig aus Theben verdrängten Stamm auf seinen Wanderzügen. [6])

In Attica zunächst, wo er sich am Hymettus ansiedelte, wurde ihm nach Herodot's ausdrücklichem Zeugniß die Einführung der ithyphallischen Bildung des Hermes zugeschrieben. [7]) Wenn aber die Spuren eigentlichen Kabirendienstes hier wider Erwarten schwach sind [8]), so erklärt sich das zur Genüge durch die abgesonderten Wohnsitze des Stammes und seine baldige Vertreibung, sowie durch die auch in der Sage ausgeprägte feindselige Stimmung der ansässigen Völkerschaften (*Herod.* VI, 136). Ausgiebiger, aber auch verworrener wird die Tradition auf den späteren Inselsitzen der Tyrsener, am ausgiebigsten dort, wo sie noch in historischer Zeit nachweisbar sind, im Norden des Ägeischen Meeres.

Dem ersten alterthümlichen Rest von Kabirendienst begegnen wir auf der Insel Paros, die nach Nikanor bei *Steph. Byz.* s. v. auch *Δημητριάς* und *Κάβαρνις* genannt wurde [9]), angeblich *ἀπὸ Καβάρνου τοῦ μηνύσαντος τὴν ἁρπαγὴν τῇ Δήμητρι τῆς θυγατρός*; von ihm sollten auch die Demeterpriester auf Paros *Κάβαρνοι* heißen: *Hes.* s. v. Lob. S. 1223, Böckh, C. I. Gr. II, p. 346, 2384. Der Zusammenhang zwischen diesen Bezeichnungen, die eine hybride Weiterbildung aus Kabar (= *Καβειραῖος*) zu sein scheinen, und der Kabirenreligion ist längst erkannt (Preller-Plew I, S. 696, 2). So erscheint Demeter wiederum mit den Kabiren verbunden, und auch ihr frühzeitig durch Dionysos verdrängter alter Gatte Hermes-Kadmos hat sich hier, wenigstens in heroischer Verkappung, in der Localtradition erhalten. [10])

Indem wir uns mit einer bloßen Erwähnung der späten und spärlichen Zeugnisse für den Kabirencult auf den ionischen Nachbarinseln Delos, Syros und Chios begnügen und nur die Thatsache hervorheben, daß hier unverkennbar, wie in der römischen Inschrift von Acharnä (Anm. 8), auch die Dioskuren als Kabiren betrachtet werden [11]), wenden wir uns weiter zu der wichtigen nordischen Inseltrias, zunächst nach Imbros.

Die Insel Imbros, noch zur Zeit der Perserkriege von den Pelasgern bewohnt (*Herod.* V, 26), war nach Steph. Byz. (vgl. *Strabo* p. 209) *ἱερὰ Καβείρων καὶ Ἑρμοῦ* und Jamblich Vit. Pythag. 151 nennt die dortigen Mysterien in einer Reihe mit den eleusinischen und samothrakischen. Hier tritt nun, der ältern Anschauung entsprechend, die in Paros ganz zurückgedrängte männliche Gottheit in den Mittelpunkt des Dienstes. Abgesehen davon, daß imbrische Münzen den Hermes in ithyphallischer Bildung mit Stab und Schale zeigen und daß demselben Gotte mehrere dort gefundene Weihinschriften gelten (Conze, Reise auf den Inseln des thrak. Meeres S. 95), ist seine dominirende Stellung in den Mysterien inschriftlich bezeugt (*οἱ τετελεσμένοι Ἑρμῇ ἐφ' ἱερέως Φιλίππου*, Conze, S. 96), sowie auf der am besten von Keil, Philol. Suppl. II, S. 598 fg. besprochenen späten Gebetinschrift mit den großen Göttern Kadmilos (*Κασμεῖλος*) angerufen wird. [12]) Demeter wird man in

---

Hephast ist und Prometheus b. Aesch. sein Feuer aus dem lemnischen Mosychlos holte: Preller S. 707[1].

5) Auch die Notiz *Paus.* IX, 22 über den offenbar von Theben herstammenden Cult der Kabiren in Anthedon, wo sie gleichfalls in der Nähe des Demetertempels ihr Heiligthum hatten, gewahrt keine weiteren Aufschlüsse. Sehr bemerkenswerth ist dagegen das Epigramm des *Diodor*, Anall. II, 185: *εὔξατο κῆρα φυγών, Βοιώτιε σοί με Κάβειρε κτλ.*, in welchem der Kabir (man beachte die Einzahl) als Retter in Seegefahr gefeiert und um Schutz vor Armuth (*ἀλέκοις . . . πενίην*) gebeten wird: Lob. S. 1256. 6) Feste Mysterienform bekam der halbvergessene thebische Cult erst zur Zeit des Epaminondas durch Methapos, ohne daß man deshalb mit Lobeck a. a. O. und Preller I, 707 diesen Wundermann für den Gründer halten durfte: vergl. die Bemerkungen Welcker's Götterl. III, 189 und O. Müller's S. 153 fg. Für altheimischen Kabirencult sprechen auch die echt böotischen Namen *Καβείριχος* und *Καβειρίχα* aus Theben und Umgegend bei Pape-Benseler s. v. 7) *Herod.* II, 51: *τοῦ δὲ Ἕρμεω τὰ ἀγάλματα ὀρθὰ ἔχειν τὰ αἰδοῖα ποιεῦντες . . . ἀπὸ Πελασγῶν πρῶτοι μὲν . . . Ἀθηναῖοι παραλαβόντες (μεμαθήκασι), παρὰ δὲ τούτων ὤλλοι . . . ὅστις δὲ τα Καβείρων ὄργια μεμύηται . . . οἶδε τὸ λέγω κτλ.* 8) C. I. Gr. 2296, wo ein Acharner Gaios erwähnt wird *ἱερὸς γενόμενος τῶν θεῶν μεγάλων Διοσκόρων Καβείρων*: Neuhäuser S. 4. Vergl. auch O. Müller, Etrusker II, 72 Deecke.

9) Es sind dies unter den vielen mitgetheilten Namen der Insel die einzigen, die auf religiöse Verhältnisse Bezug haben. 10) Spuren der Jasonsage in Paros wie in Samothrake: Klausen Aen., S. 333 fg.; Lob. Agl. S 1223. Auch der parische Eurymedon, Sohn der Pareia, in Lemnos mit den Kabiren verbunden, wird sich uns als Hermesheros erweisen. 11) Aus Delos wird C. I. Gr. 2270 ein *ἱερεὺς θεῶν μεγάλων* erwähnt; die dortige *τελετή* stellt Jamblich p. 151 neben die eleusinische, imbrische, samothrakische. Aus Chios stammt eine *θεοῖς μεγάλοις* gewidmete Inschrift C. I. Gr. 2221[a]. Der Insel Syros angehörig ist eine Münze mit dem Bilde der Dioskuren (von deren Geltung als Kabiren jedoch Pherekydes von Syros bei *Strabo* p. 209 noch nichts weiß) und der Bezeichnung *Καβείρων θεῶν — Συρίων*, Müller-Wieseler, Denkm. 821; wichtig für uns ist das dortige Demeterfest C. I. Gr. 2437[c]. Mehr bei Preller-Plew S. 100, 3. 107. 12) Die Inschrift lautet nach Keil *Θεοὶ μεγάλοι, θεοὶ δυνατοί, ἰσχυροὶ καὶ Κασμεῖλε ἄναξ, Πάτεκοι Κοίος Κρεῖος Ὑπερείων Ἐλαπετὸς Κρόνος*: in dieser Häufung von Namen und Beinamen besteht, wie Keil bemerkt, eine

dem matronenhaften Kopfe der auf dem Revers ein Hermesbild tragenden Münze bei Gerhard, Taf. XX, 11 erkennen dürfen, und auf die merkwürdige Combinirung von Dioskuren- und Hermesdienst deuten die zu beiden Seiten des Hermesstabes erscheinenden Dioskurenhüte Taf. XX, 9. Aus der Heroenmythologie der Insel ist Gyton (*Hom.* Il. XXI, 43) zu erwähnen, dem wir in Samothrake wieder begegnen werden: Klausen, Aen. S. 331.

Verwickelter gestalten sich die Verhältnisse in Lemnos, wo die Tyrrener nach den Minyern einwanderten und erst durch Miltiades unterworfen oder vertrieben wurden (*Herod.* IV, 136 fg. Rhode, Res Lemn. p. 43). In dem dortigen Kabirencultе scheinen sich nämlich, wie schon O. Müller, Proleg. S. 154 gesehen hat, die tyrrenischen Gottheiten Hermes-Kadmos, Demeter, vielleicht auch Aphrodite mit den altheimischen Göttern, besonders Hephast, verbunden und vermischt zu haben. Die Bedeutung des Hermescultes wird auch hier durch mannichfache Anzeichen, wie den Namen des Vorgebirges Hermaion und des letzten Pelasgerkönigs Hermon, das Auftreten des Kadmilos in lemnischen Göttergenealogien, sowie die Münzen der Stadt mit Stab und Widder (Gerhard, Taf. XX, 3 fg.) verbürgt; und so wird man denn auch in dem Kabiren Ganymedon bei Nonnus, als dessen Beschützer und Lehrer XXXVII, 590 der Gott selbst genannt wird, eine bereits Metamorphose des nach Hesych unter gleichem Namen verehrten Hermes erblicken dürfen.[1]) Dem Gotte gegenüber tritt auch hier die Göttin zurück; eine halb verwischte Spur läßt sich erkennen *Schol. Pind.* Ol. XIII, 74, wo Medea der Demeter in Verein mit den lemnischen, auch kabirisch genannten Nymphen Opfer darbringt, um eine Hungersnoth abzuwenden, und auch die *βοῦς χαλκῆ* auf dem Marktplatze zu Myrina wird man als Demetersymbol auffassen müssen.[14]) Diese wohlbekannte kabirische Göttergruppe, zu der sich nach Maßgabe der Münzen (Gerhard, Taf. XX, 5) auch hier die Dioskuren gesellten, wurde nun in verschiedenartigen Genealogien durch Kadmilos und die Pelasgerstocher Kabira (vielleicht Aphrodite) in Verbindung gebracht mit dem alten Herrn der Insel Hephaistos.[15]) Wie weit dadurch ihre cerealische Natur, die auch in den Fragmenten aus Aeschylus' Kabiren klar zu Tage tritt (Welcker, p. 1207 sq.), beeinflußt und verändert ist, läßt sich nicht mehr ausmachen. Dunkel ist auch das Verhältniß der als Stammgottheit der lemnischen Tyrrener besungten Artemis zu den Kabiren (*Plut.* Virt. mul. 9. Quaest. gr. 21). Ueber die Mysterien, die nach dem apokryphen Pindarfragmente Philol. I, S. 129 der erdgeborene Kabeiros selbstgegründet hatte, sind nur sehr spärliche Nachrichten erhalten, so besonders die schönen Verse aus Attius' Philoctet 526 f. Ribb., in denen die celsa Cabirum delubra und ihre mysteria pristina cistis concepta sacris[16]) auf Lemnos gepriesen werden. Die kühnen Vermuthungen Welcker's und Neubauer's über Form und Inhalt dieser Weihen entbehren jeglicher Grundlage; nicht einmal die seit Welcker, Tril. S. 247 fg. herrschende Annahme, daß das von Philostratos, Heroic. p. 740 beschriebene neuntägige Hauptfest der Lemnier, welches zugleich Jahresfest und Sühnfest ist und besonders durch die alterthümliche Ceremonie der Feuerläuterung charakterisirt wird, zu den Kabirenmysterien gehöre, ist hinlänglich gesichert[17]), und jedenfalls sind seine der Hephaistosreligion (Welcker S. 289) zugehörigen Grundelemente vortyrrenisch (Engel, Kypros II, S. 265 f.). Ebenso unsicher ist die Stellung des lemnischen Festes der Inynia (Hes. s. v.). Nur so viel scheint gewiß, daß es, wie die kretische Inachia, der Ino-Leukothea galt; was um so bemerkenswerther ist, als wir Spuren ihres Wesens in Samothrake antreffen werden und bereits O. Müller, Proleg. S. 371 die Umwandlung der Kadmostochter in die rettende Schiffergottin den tyrrenischen Pelasgern zugeschrieben hat.[18])

Die Betrachtung übersichtlicherer Verhältnisse hat uns nunmehr eine Reihe von Gesichtspunkten eröffnet, von denen aus wir auch die eben so reiche wie verwickelte und widersprechende Tradition der „heiligen Insel" Samothrake (*Diod.* III, 55), des Sitzes der vielberufenen Mysterien, uns nutzbar zu machen hoffen dürfen. Vollkommen gesichert ist auch hier der Cult des Hermes und der Demeter, dieser durch das Demeterheiligthum am Hafen und mancherlei mythische Spuren, besonders in

---

Art Gebet. Das Hereinziehen der Pataiken und der Titanen in diesen Kreis wird man mit Welcker und Keil aus der Theokrasie jener Periode (2. bis 3. Jahrh. n. Chr.) herleiten, obgleich uns für die letzteren die pergamenischen Kabiren eine derselben Zeit angehörige Analogie bieten werden. Die Namen der Kabiren selbst, die nach *Strab.* X, 210 mystisch waren, werden kaum genannt sein.

13) Seinen Bruder Alkon (vergl. Lob. S. 1250) könnte man mit Ares, dem Vater des thrakischen Alkon, in Verbindung setzen (über dessen Cult in Lemnos vergl. Fleck., Jahrbb. 123, S. 390 f.). Als lemnisch erweisen sich beide durch ihre Verbindung mit Hephäst, obgleich sie Nonnus als *πολῖται* von Samothrake bezeichnet. 14) Vergl. *Soph.* fr. 348 Ddf., Rhode S. 12, Paroemiogr. I, p. 355; über die Bedeutung dieses Symbols in der Kabirenreligion unten Anm. 26. 15) Nach Acusilaos bei Strabo p. 209 zeugt Hephäst mit der Kabira den Kamilos, dieser drei Kabiren, *ὧν νύμφας Καβειρίδας*: Pherekydes ib. läßt die drei Kabiren und drei kabirischen Nymphen direct von Hephast und Kabire (sic) abstammen; Nonnus nennt als Söhne des Hephäst und der Kabira zwei Kabiren, Ganymedon und Alkon; vergl. oben Anm. 13, während nach *Strabo* a. a. O. die Kabirennamen „mystisch" waren. Die dunkle und widerspruchsvolle Tradition ist immer noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Wel besonders durch die Details bei Nonnus bestimmt, deutet Preller I, 145 die lemnischen Kabiren als vulkanische Kräfte, wogegen schon Lobeck p. 1249 sq.

16) So nach Bergk; die Handschriften bieten castis concepta s., wovon eine sehr künstliche Erklärung bei Welcker, Tril. S. 256. 17) Welcker selbst hat es später bezweifelt, vergl. Götterlehre III, 181. Was Neubäuser S. 74 fg. vorbringt, hat keine Beweiskraft. 18) So gewinnt die Verbindung der Ino mit den Kabiren und der Demeter bei *Libanius* pro Aristoph. I, 447: *ἐξειπεῖν καὶ διασύρειν τὰ ἀπόρρητα τῶν δαιμόνων, τὰ τῆς Ἰνοῦς τὰ τοῦ παιδὸς τὰ Καβείρων τὰ Δήμητρος* eine eigene Bedeutung, und diesen Verhältnissen mag es zuzuschreiben sein, wenn die Hyaden, die Pflegerinnen des Dionysos neben Ino, Tochter des Kadmilos genannt werden (*Theon* ad Arat. Phaen. 171 sq.).

der Jasonsage, jener durch Münzen mit dem Widdersymbol und durch die hier nicht ausführlicher zu behandelnde Heroensage der Insel, in der zahlreiche mit Hermes eng verwandte Gestalten auftreten, wie sein Sohn Saos, der älteste Besiedler der Insel (vgl. Plew bei Preller S. 322[5]), ferner Kadmos und Jasion-Jason, der auch mit Cetion identificirt wird (Neuhäuser, S. 14 fg. Müller, Orch. S. 261). Daß Hermes auch in den Mysterien selbst eine hervorragende Rolle gespielt hat, zeigen die werthvollen Bemerkungen Herodot's II, 51 sowie das Erscheinen des Kadmilos in der mystischen Göttergruppe, und so stehen denn auch die erwähnten Heroen, zum Theil geradezu Kabiren genannt, in engster Beziehung zu diesem Religionskreise; für Demeter beweist das Gleiche nicht sowol das leichtwiegende Zeugniß später Schriftsteller [19]), als die Sage vom Kabiren oder Kabirendiener Jasos-Jasion, der in Samothrake als ihr Buhle wie als Verbreiter ihrer Mysterien angesehen wurde (*Dion. Hal.* I, p. 50, 12. *Eusth.* ad Od. V, 125: Neuhäuser S. 32 fg.). Wenn nun die Samothraker sich statt jener Gottheiten von Skopas Aphrodite und Pothos, allem Anschein nach für ihre Mysterien, als Cultpaar bilden ließen (*Plinius*, Hist. nat. XXXVI, 25), so wird diese Aphrodite, wie die thebische Pandemos, als eine durch angeschlossene fremde Elemente verursachte Metamorphose der Demeter, Pothos als der ethisch umgedeutete und in den Kreis der volksthümlichen Aphrodite gezogene Hermes ithyphallicus aufzufassen sein (Fleckeisen's Jahrbb. 123, S. 298 fg.). Daß aber in den Mysterien ein Götterpaar, „mas et femina", den Mittelpunkt des Cultes bildete, ergibt sich aus den Bemerkungen Varro's L. L. IV, p. 17 mit voller Sicherheit. [20]) Neben diesen Hauptgottheiten fehlen auch hier nicht die Dioskuren, die jedoch von Varro a. a. O. — in unverkennbarer Polemik gegen eine hergebrachte Meinung — ausdrücklich von den dii magni, den θεοὶ δυνατοί unterschieden und in der Sage der Insel als Mysten derselben aufgefaßt werden. [21]) Zweifelhaft ist auch die neuerdings besonders von Usener, Rhein. Mus. XXIII, S. 318 fg. angenommene Zugehörigkeit der zerynthischen Artemis-Hekate zum Kabirencult, ebensowenig wie sich in Lemnos eine solche Beziehung der Artemis erkennen läßt. Dagegen ist erwiesen, daß ursprünglich selbständige Elemente aus der Religion der Dardaner in den samothrakischen Kabirenkreis sich eingedrängt haben (O. Müller, S. 154), so besonders Kybele und ihr buntes Gefolge, Attis, die Korybanten, die idäischen Daktylen u. a., zugleich aber auch ihre göttlichen Zöglinge, Zeus und Dionysos [22]); die große Mutter, von deren Bedeutung zahlreiche samothrakische Münzen Zeugniß ablegen (Conze, S. 72), scheint mit der Kabirendemeter geradezu identificirt zu sein (Lob. Agl., S. 1224 fg.), wie sie ja auch im Nationalglauben bald mit der Demeter zusammenfloß. [23])

In die Geheimnisse der Mysterien gestatten einige beachtenswerthe Zeugnisse einen wenn auch flüchtigen und beschränkten Einblick. So hat uns Mnaseas *Schol. Apoll. Rh.* I, 917 die „mystischen Namen" verrathen als Ἄξίερος, Ἀξιόκερσα, Ἄξιόκερσος. [24]) Es sind dies offenbar Anrufungen der bei den Culthandlungen als gegenwärtig gedachten Gottheiten und Bunsen hat, Aegypten V[a], S. 251 (vgl. v. Gutschmid, Beitr. I, S. 92) von ganz anderem Standpunkt aus die beiden letzten im Anschluß an den elischen Ruf ἄξιε ταῦρε (d. i. Dionysos) sehr ansprechend gedeutet als „würdiger Gehörnter" und „würdige Gehörnte" [25]), sodaß uns hier das von H. D. Müller auf dem Wege religionsgeschichtlicher Forschung erschlossene kadmeische Cultsymbol für Hermes-Demeter, Stier und Kuh, unversehrt erhalten wäre [26]); weniger sicher scheint die Deutung des ersten vielleicht falsch überlieferten Namens als „würdiger Herr." Wichtiger noch, weil einen directen Aufschluß über das Wesen

19) Scholl. Apoll. Rh. I, 917; Lob. 1222 sq. 20) Wenn Varro dies Paar im Verlaufe für caelum et terra, Juppiter und Juno erklärt, so wird man darin kaum mit Ahrens Philol. XXIII, 208 übersetzte Mysteriennamen — am wenigsten die sprachwissenschaftlich construirten Διᾶς und Διᾶ (= Demeter, wie bei Useaer, Rhein. Mus. XXIII, 332) — vermuthen dürfen; vergl. Lobeck p. 1244 sq. 21) Auch Herodot scheint sie nicht zu den Kabiren zu rechnen, vergl. Lob. p. 1212. H. D. Müller leitet sie I, 216 aus Samos her; bedenklich bleibt dabei ihr Auftreten auf den anderen Inseln. Vielleicht sind sie (ursprünglich = Amphion und Zethos?) vom Festlande her mitgebracht.

22) Vergl. Scholl. Apoll. a. a. O.; Etym. Gud. p. 289; Lobeck p. 1224 sq. Von einem Culte des Zeus findet sich trotz Preller S. 698 keine Spur, ebensowenig von dem des Dionysos. 23) Die oben aufgestellten Ansichten bestätigt der samothrakische Heroenmythus, nach welchem Kadmos die samothrakischen Weihen empfangen und sich auf Samothrake mit Harmonia vermählt haben sollte; die Götter — also zunächst die auf der Insel verehrten, insbesondere die der Mysterien — nahmen an der Hochzeit Theil und brachten Geschenke dar, Demeter Getreide, Hermes die Leier, Athene ein Halsband, Elektra — die Mutter der Braut und Gemahlin des Zeus — die Orgien der großen Göttermutter: *Diod.* V, 48; 49. Abgesehen von der wol erst zur Zeit der attischen Seeherrschaft eingeführten Athene, sind alle hier erwähnten Gottheiten auf der Insel altheimisch; sehr bemerkenswerth ist die Zusammenstellung von Hermes und Demeter, sowie die klar ausgesprochene Scheidung der Kybele-Orgien von den alten auf jenes Paar bezüglichen Weihen. 24) Die wichtige Stelle lautet: *μυοῦνται δὲ ἐν Σαμοθράκῃ τοῖς Καβείροις, ὧν Μνασέας φησὶ καὶ τὰ ὀνόματα· τέσσαρες δ'εἰσὶ τὸν ἀριθμόν· Ἄξίερος, Ἀξιόκερσα, Ἀξιόκερσος. Ἄξίερος μὲν οὖν ἐστιν ἡ Δημήτηρ, Ἀξιόκερσα δὲ ἡ Περσεφόνη, Ἀξιόκερσος δὲ ὁ Ἅιδης· ὁ δὲ προστιθέμενος τέταρτος Κάσμιλος ὁ Ἑρμῆς ἐστιν, ὡς ἱστορεῖ Διονυσόδωρος.* Bei Mnaseas fanden sich offenbar nur jene drei Cultusrufe vor; der nach einer anderen Quelle erklärte Name Kasmilos gehört schon deswegen nicht zu jenen, weil er nicht mystisch ist; und so ist auch die Zahl nicht authentisch. Zweifelhaft ist auch die Herkunft der gegebenen Interpretation (H. D. Müller, Philol. XIV, 132), die im besten Falle von dem späteren Einfluß der Eleusinien Zeugniß ablegt (vergl. Artemidor b. *Strabo* IV, 4, p. 198). 25) Andere Deutungen von Welcker, Götterl. I, 229; Neuhäuser S. 58; H. D. Müller, Philol. XIV, 134; Sonne in. Kuhn's Zeitschrift X, 103; Struve, Bilderkreis von Eleusis S. 74 (verfehlt). In dem räthselhaften -ερος darf man keinesfalls einen bestimmten Gott, wie Eros, vermuthen; über dessen zweifelhaften Cult vergl. Schömann, Opusc. II, 85. 26) Vergl. H. D. Müller, Myth. II, 285. 347. 354. Auch in Lemnos erscheint das Kuhsymbol, vergl. oben Anm. 14. Interessant in diesem Zusammenhange ist die Inschrift Δαμάτρᾳ ταυροπόλῳ, Lebas 604, Keil zur Syll. inscr. Boeot. S. 584.

des Dienstes gewährend ist die von *Ephorus* Schol. Eur. Phoen. 7 mitgetheilte Thatsache, daß man noch zu seiner Zeit in den samothrakischen Mysterien die Harmonia suchte [27], welche hier also göttliche Geltung hat, wie in Theben, und als Stellvertreterin der in dem Vulgärmythus gesuchten Europa (= Demeter) auftritt, vgl. H. J. Müller II, S. 166. Wir haben hier augenscheinlich den Rest eines alten Frühlingsfestes vor uns [28], welches hervorgegangen ist aus einem Jahresmythus und so die Beziehungen der samothrakischen Gottheiten auf das Leben der Natur, auf das Werden und Vergehen im Wechsel der Jahreszeiten außer Frage stellt. Die im Winter verschwundene und unter dem Bann finsterer Mächte stehende Göttin wurde im Frühjahre von dem sehnsüchtig harrenden Bräutigam, dem Hermes-Kadmos, gesucht und wiedergefunden: und in diesen Zusammenhang ist vielleicht als Abschluß die auch nach Samothrake verlegte Hochzeit des Kadmos und der Harmonia einzureihen, die ursprünglich — wie im Artikel Kadmos gezeigt wird — ein echter ἱερὸς γάμος gewesen ist [29]. Auf diese alterthümliche Auffassung des Naturganges, nach welcher Frühlingsleben und Jahresfruchtbarkeit unter dem Bilde des in gesegneter Ehe verbundenen Götterpaares gedacht wird, ist denn auch die ithyphallische Bildung des Hermes-Kadmos und der auf sie bezügliche ἱερὸς λόγος der Tyrsener zu beziehen, sowie die oben vermuthete Verehrung der Gottheiten unter dem Symbole des zeugenden Stiers und der nährenden und gebärenden Kuh (H. D. Müller II, S. 355). Von dem Verlauf der Mysterienfeier können wir uns etwa folgendes, freilich wenig vollständige Bild machen. Der Einzuweihende mußte zunächst vor dem ἱερεύς eine Beichte ablegen (*Plut.* Apophth. p. 197, 228), um dann unter nicht genau festzustellenden Ceremonien gereinigt und geheiligt zu werden. [30] Indem er alsdann in die Gemeinschaft der μύστα εὐσεβείς aufgenommen wurde, empfing er gewisse Symbole als Unterpfänder göttlichen Schutzes, so nach *Schol. Apoll. Rh.* a. a. O. eine purpurne Binde [31], vielleicht auch einen eisernen Ring, das „ferreum Samothracium" (*Lucret.* VI, 1042; *Plin.*, Nat. hist. XXXIII, 6). Das Wesen und Wirken der Gottheiten wurde dem Mysten alsdann durch mimisch-dramatische Festbräuche, wie das Suchen der Harmonia, näher gebracht, und dabei scheinen später Elemente aus dem Kybelecult, wie der orgiastische Korybantentanz und die ekstatische Musik von Flöten, Cymbeln und Pauken (τύμπανα) eine große Rolle gespielt zu haben. [32] Mit der Weihe waren vermeintlich mannichfache Vortheile verbunden. So wurden dem Mysten Aufschlüsse über die Zukunft geboten (Lob. S. 1291) und vor allem war ihm die Hülfe der Mysteriengötter in Lebensgefahr, besonders zur See, gewiß. [33] Die Ausdehnung und Bedeutung der Mysterien, die in hellenischer und römischer Zeit den Eleusinischen an Ruf kaum nachstanden, wird uns besonders durch die neuerdings von Conze veröffentlichten Inschriften veranschaulicht, auf denen uns Römer und Barbaren neben Makedoniern und Griechen und officielle Festgesandte von mehr als zwanzig Städten aus dem ganzen Bereiche des Ägeischen Meeres begegnen.

Die übrigen Spuren des attisch-böotischen Tyrsenerstammes und seiner Gottheiten gewähren uns keinen weiteren Aufschluß über das Wesen des Cultes, abgesehen etwa von den pergamenischen Kabiren, die in dem merkwürdigen, aus dem Zeitalter der Antonine stammenden Orakelspruche des Apollo Gryneios C. I. Gr. 3538 als Verwandte der Titanen (Imbros) und Kureten-Korybanten (Samothrake) erscheinen, wenn sie nach der Art der späten Theologie und Theokrasie Söhne des Uranos genannt und als Zeugen der Geburt des Zeus gepriesen werden. [34] Wir wenden uns also zu den engverwandten thessalisch-makedonischen Pelasgern, die in Makedonien an einigen Punkten, wie in Kreston oberhalb der späteren Thessalonike, noch in Herodot's Zeitalter ansässig waren (*Herod.* II, 51). Daß der Ursitz dieses Stammes gleichfalls Theben gewesen sei, ist nicht ohne weiteres anzunehmen, besonders da hier der an die Kadmea anknüpfende Faden einheitlicher Ueberlieferung, den wir bisher im Cult des Hermes-Kadmos und der Demeter gefunden haben, abreißt. Freilich könnte man diese Thatsache auch

---

27) Bemerkenswerth ist die Notiz des Palaiphatos 43, daß die (von H. D. Müller gleichfalls als Demeterheroine erwiesene) Io von den Bewohnern von Argos gesucht wurde wie hier Harmonia. 28) Nach Neubäuser S. 130 ist als Festzeit Herbst und Frühling gleich möglich; für den letzteren entscheidet sich, richtiger als Neubäuser, auch Preller S. 706[2]. Eine andere Auffassung des Festbrauches bei Welcker, Kret. Kol. S. 67 fg. 29) Denselben Sinn hat auch die Buhlschaft des Jasos und der Demeter auf Samothrake (Lob. p. 1222 sq.); sehr verfehrt aber hat man die durch historische Beziehungen entstandene Erzählung von seinem Tode auf die Mysterien bezogen. Das gegenseitige Verhältniß der eng verwandten Gestalten des Hermes, Kadmos, Kadmilos, Jasos u. s. w. läßt sich nur durch genaueres Eingehen auf den kadmeischen Stammesmythus bestimmen. 30) Der Name des Sühnepriesters scheint κοίης oder κόης gewesen zu sein; vergl. *Hes.* s. v. Prototypisch erscheinen die Kabiren selbst als καθαρταί thätig in dem Hekate-Angelos-Mythus Schol. Theocr. II, 12. 36. Weiteres über die Sühnegebräuche bei Lobeck p. 1290 sq.; Klausen, Aen. S. 328 fg. 31) Diese sollte nach demselben Gewährsmann in der Gestalt des Leukotheaschleiers bereits den Mysten Odysseus gerettet haben — merkwürdig genug bei den eben mitgetheilten Vermuthungen Müller's (vergl. auch Orchom. S. 454) über Leukothea. Hierher scheint auch der ursprünglich gewiß nicht nur im Liebeszauber wirkende Gürtel der Aphrodite zu gehören.

32) Ueber die weitgehenden Vermuthungen Rathgeber's Ann. dell' Inst. 1856, p. 98 vergl. Michaelis, Fleck. Jahrbb. 79, S. 456. 33) Schon die Argonauten suchen *Apollon. Rh.* I, 916 Hülfe in der Kabirenweihe (Klausen S. 329). Hauptstelle *Aristoph.* Pac. 278; vergl. Usener, Rhein. Mus. XXIII, 319. Mehr bei Lobeck p. 1218 sq. 34) Pelasger und Kabirendienst in Troas: Müller, Proleg. S. 151. In Phrygien: Berg Kabeiros (*Strabo* X, p. 472); Kadmos Berg und Fluß (*Strabo* XII, p. 578); Hermes Fluß und Thal mit der Larissa Phrikonis, welche *Strabo* p. 620. 621 für den Sitz des Hippothoos hält, der Il. B 841 den Troern die φῦλα Πελασγῶν zuführt; Harmonia am Thermodon im Hain Ares Steph. Byz. s. v. Ἄρμ., und Κάβειρα Stadt in Pontos *Strabo* XII, p. 556. Vielleicht wird sich Kleinasien noch als die Urheimat des Stammes herausstellen. Hier sei auch der zweifelhafte Kabirendienst auf Aktion erwähnt (neben Aphrodite), *Dion. Hal.* I, 50.

aus der Natur der Zeugnisse erklären, die alle aus der Zeit des sinkenden Heidenthums stammen und sich auf den künstlichen, fremden Einflüssen doppelt ausgesetzten Staatscult von Thessalonike zu beziehen scheinen. Am ausführlichsten berichtet *Clemens Alex.* Protrept. p. 12 = *Euseb.* Praep. Evang. II, 3: *εἰ θέλεις δ' ἐποπτεῦσαι καὶ τὰ Κορυβάντων ὄργια, τον τρίτον ἀδελφὸν ἀποκτείναντες οὗτοι τὴν κεφαλὴν τοῦ νεκροῦ φοινικίδι ἐπεκαλυψάτην· καὶ καταστέψαντες ἐθαφάτην φέροντες ἐπὶ χαλκῆς ἀσπίδος ὑπὸ τὰς ὑπορείας τοῦ Ὀλύμπου . . . Καβείρους δὲ τοὺς Κορύβαντας καλοῦντες καὶ τελετὴν καβειρικὴν καταγγέλλουσιν· αὐτὼ γὰρ τούτω τὼ ἀδελφοκτόνω τὴν κίστην ἀνελομένω, ἐν ᾗ τὸ τοῦ Διονύσου αἰδοῖον ἀπέκειτο εἰς Τυρρηνίαν κατήγαγον . . . αἰδοῖα καὶ κίστην θρησκεύειν παραθεμένω Τυρρηνοῖς*, daher man diesen verstümmelten Dionysos auch Attis genannt habe; den Kern des Berichtes wiederholt *Arnob.* V, 19 und *Firmicus*, De err. prof. rel. p. 15 W., der noch hinzufügt: „hic (jener von den Brüdern gemordete) est Cabirus, cui Thessalonicenses quondam cruento cruentis manibus supplicabant". Wir erkennen hier deutlich, daß ähnlich wie in Samothrake der altheimische Kabirenname übertragen ist auf eingedrungene kleinasiatische Religionselemente, und zwar — so scheint der zweite Theil der Nachricht zu deuten — bei der Berührung ihrer Träger mit den tyrsenischen Pelasgern; zugleich ist klar, daß nur der eine Kabir als Gott zu betrachten ist, während die beiden anderen als menschliche Götterdiener erscheinen.[35]) So berichtet denn auch *Lactantius* I, 15, 8 Macedones summa veneratione coluerunt Cabirum, und einen Kabiren erblicken wir auch auf den Münzen der Stadt in jener ausdrücklich als *Κάβειρος* bezeichneten räthselhaften Gestalt, deren Attribute gleichmäßig auf unterweltliches, bacchisches und korybantisches Wesen hindeuten.[36])

Wir sind am Ende der von O. Müller nachgewiesenen Spurenreihe pelasgischen Kabirendienstes angelangt und müssen nun noch einige Stätten erwähnen, wo dieser Cult spät eingeführt und nicht auf volksthümlicher Grundlage erwachsen zu sein scheint, so besonders Milet und Andania. In Milet wird er durch eine der thessaloniceischen ganz ähnliche Legende aus Phrygien hergeleitet; nur soll das Elend des Landes unter dem Drucke eines grausamen Tyrannen die eigentliche Veranlassung zur Einführung der rettenden Heilgötter gewesen sein.[37]) Andania verdankt nach Sauppe seine unter den inschriftlichen *θεοὶ μεγάλοι* vermutheten und in den Mysterien neben (?) Hermes und Demeter verehrten Kabiren gar erst dem Methapos, einem Zeitgenossen des Epaminondas. Höchst bemerkenswerth ist dabei die Thatsache, daß hier Hermes und Demeter gepaart und als Mittelpunkt der Mysterien erscheinen, was wir nach vielfachen Anzeichen auch für Samothrake und die ganze thebisch-samothrakische Cultreihe angenommen haben.[38]) Die Ueberlieferungen über den Kabirencult in anderen Ländern sind theils zu dürftig, um ein Urtheil zu erlauben — so die Zeugnisse von Kabiren in Etrurien[39]) —, theils offenbar aus willkürlicher Interpretation und Identification fremder und griechischer Gottheiten entstanden — so besonders die späten Nachrichten über die phönizischen Kabiren, die trotz der meisterhaften Darlegung Lobeck's S. 1265—1279 noch neuerdings als vollgültige Zeugnisse behandelt und zum Ausgangspunkt der Betrachtung genommen sind.[40]) Abgesehen von diesen zweifelhaften Elementen schließt sich die ganze Tradition in der That eng an die von O. Müller nachgewiesenen Tyrsenersitze an und scheidet sich danach wie von selbst in die oben zusammengestellten immer ausgedehnter und complicirter werdenden Gruppen, ohne daß ein wesentlicher Rest an Material zurückbliebe. Ursprünglich scheint der Kabirenname, außer den etwaigen älteren Stammgottheiten der Tyrsener, dem Hermes und der Demeter gegolten zu haben, die nachweislich den Mittelpunkt des Mysteriendienstes bilden; die Leichtigkeit aber, mit der er wahrscheinlich noch von den Tyrsenern selbst auf ganz andere Wesen, wie besonders die Dioskuren, übertragen wurde[41]), beweist, daß er seiner Bedeutung nach nicht mit der Natur jener Gottheiten verwachsen war, sondern ganz allgemein — was nur die oben gegebene Etymologie berücksichtigt — die göttlichen Herren und Schützer des Stammes bezeichnete. (*O. Crusius*).

KABRIOLET, leichtes zweiräderiges, mit einem Pferde in einer Gabeldeichsel bespanntes Fuhrwerk mit

35) Unverkennbar sind die prototypischen Beziehungen auf anderweitig bezeugte Festbräuche; sonst ist eine sichere Interpretation im Einzelnen nach der Natur der Ueberlieferung unmöglich. Versuche und Ansätze dazu bei Welcker S. 250); Götterl. III, S. 179; Klausen S. 330 fg.; Neuhäuser S. 72. Man vergl. die milesische Legende Anm. 37. 36) Müller-Wieseler, Denkm. 818 fg. Chthonisch ist der dem Unterweltsherrn eigene Schlüssel, wahrscheinlich auch der Hammer, wie beim etruskischen Charon; bacchisch das Rhyton, korybantisch die nur einmal nachgewiesene Kriegertracht (Wieseler zu 819). Bemerkenswerth ist die Theilnahme des makedonischen Königshauses an den samothrakischen Mysterien: Lobeck p. 1256.

37) Zu den bedrängten Milesiern kommen zwei phrygische Jünglinge, Tottes und Dunes, mit den in einer Giste verborgenen Kabirenheiligthümern, deren gläubige Aufnahme das Volk rettet; *Nicol. Dam.* Hist. Gr. fr. III, 388, 54. 38) So in der Inschrift des Methapos *Paus.* IV, 1, 7 *ἤγνισα δ' Ἑρμείαο δόμους [σεμνῆς] τε κέλευθα [Δά]ματρος καὶ πρωτογόνου Κούρας*; in der Mysterieninschrift Z. 33 *θυσάντω τᾶ μὲν Δάματρι σὺν ἐπίτοκα, Ἑρμᾶνι κριόν κτλ.*, ähnlich Z. 70. — Auf willkürlicher Interpretation beruhen die amphissäischen Kabiren: Lobeck p. 1233. 39) Vergl. Müller, Etrusker II, 70 fg. ed. Deecke. 40) Selbst Duncker, Gesch. V⁵, 52 hält die thebischen Kabiren für die „acht großen Götter der Phöniker": Movers I, 528. 161. 41) Von den zahlreichen in Mythus und Cult hervortretenden Erweiterungen der Kabirenreligion (Dioskuren, Hephäst, Rhea) sind wohl zu unterscheiden die Speculationen und Interpretationen der Theologen, die hier besonders viel Verwirrung angerichtet haben. Wenn in der Tradition auch heroische und damonische Wesen Kabiren genannt werden, so sind das theils unverstandene Phasen der alten Gottheiten (Eurymedon, Jasos, Kadmos), theils deren mythische, nach bekanntem Sprachgebrauch (wie die Bacchen, Kybeben: Neuhauser S. 112) mit gleichem Namen belegte Verehrer (die thebischen *Κάβειροι*, die Korybanten u. a.).

Sitz für zwei Personen. Die Last desselben liegt in der Mitte auf der durchgehenden eisernen Achse. Das Kabriolet stammt aus Frankreich, wo es früher namentlich in Paris als Miethfuhrwerk — fiacre — gebräuchlich war. In Deutschland ist es lediglich herrschaftliches Fuhrwerk. (*William Lobe.*)

KABUL heißt der größte, etwa 65 geogr. Meilen lange Nebenfluß des Indus von der rechten Seite. Derselbe entspringt mit dem einen Quellflusse wahrscheinlich bei Sar-i-Ghasnah, in 34° 21′ nördl. Breite und 86° östl. Länge, nahe nördlich von Ghazni, in etwa 2560 m oder 7880 par. Fuß Höhe, beim Schuridana-Passe, und fließt nach Nord-Ost als ein überall durchfurtbarer Strom. Sein Weg führt zunächst, nach 13 geogr. Meilen Laufes, an Stadt Kabul und wendet sich unterhalb derselben nach Ost-Süd-Ost, wo er südlich an den Gebirgen der Kafirländer hinfließt, bei Kabul in 1950 m Höhe. Bei Gandamak sind 1300 m Höhe, 20 km südlich vom Flusse, am Nordfuße des Säfid-Kuh; und 5 km östlicher hat der Fluß bei Dschellálabad 584 m Höhe, sodaß eine Stufe von 1300 m Höhe plötzlich östlicher in ein Land von ganz anderer Natur führt. Bei Atak (Attok), wo der Kabul in den Indus mündet, hat er 272 m Höhe, sodaß derselbe im Ganzen auf jede Meile über 28 m fällt. Oberhalb Peschâwars umfließt er die Khâybar-Berge auf deren Nordseite. 20 km östlich von Kabul nimmt er rechts den Logar auf, der ihn zu einem reißenden Gewässer macht; und weiter östlich zahlreiche Gebirgsströme, welche ihm vom Säfid-Kuh oder Spin-Gar (beides heißt „Weißes Gebirge") zufließen. 8,7 geogr. Meilen unterhalb Kabuls mündet links der vom 4030 m hohen Khawak-Passe im Hindu-Kusch herabkommende Pandschihr, zu welchem von Süd-Westen her der etwa vom Irak-Passe desselben Gebirges kommende Gorband (der alte Gobryas) tritt. Nun folgen links aus Kafiristân der Tagao, der Alischang und der im Lande als der eigentliche Hauptstrom geltende, gegen 70 geogr. Meilen lange Kunar oder Beilam oder Kaschkar-Fluß (der Choaspes oder Coas der Alten); er entspringt aus dem Gattiboi-See an der Südgrenze von Wachân und durchfließt als Yarkhun oder Mastudsch-Strom das Land Tschitral.

Bei Mischni tritt der Kabul in das Peschâwar-Thal und theilt sich in einen nördlichen Arm, Aduzai genannt, und in einen südlichen, den Naguman. Der erstere empfängt hier im Lande der Jasoffzai links, in drei Armen, den das Land Swat durchströmenden Swat (den Soastus der Alten), welcher wiederum rechts den Pandschkora (Guraeus) aufnimmt; er heißt Landai-Sin, d. h. Kleiner Fluß, im Gegensatze zu dem östlichen von Norden herabkommenden Großen Sin oder Indus. Der Naguman theilt sich bei Muki wiederum in verschiedene Arme, welche sich bei Zakhi wieder vereinigen, wo er auch von Süden her den Bara aufnimmt; und dann vereinigen sich bei Duobandi beide Arme. Darauf fließt er nach Ost-Süd-Ost und mündet bei Atak in den Indus. Von der Quelle bis Dschellálabad hat der Strom Werth für die Bewässerung; von da an aber gewährt er den Holz-Flößen und solchen mit aufgeblasenen Fellen sichere und schnelle Fahrt. Von Duobandi bis Atak ist der Strom fahrbar für Boote von 40 bis 50 Tons. Ein wenig oberhalb Tschellálabads ist er auf der Straße nach Lughman in der trockenen Jahreszeit zu durchfurten, und beim Dorfe Kuz, am rechten Ufer, befinden sich Fähren. Gegenüber von Tschellálabad ist eine im April schwierige Furt, und dann folgen bis Duobandi die Fähren von Goschta, Lalpura, Abdana, Daka, Prang (Aduzai-Arm), Ghalil Banda (Naguman-Arm). Die Fähren unterhalb Duobandis sind: 1) Nigata nach Ghalil-Banda, 2—6 Boote; dies ist die Hauptfähre zwischen Peschâwar und Jasoffzai durch Haschtnagar. 2) Dehri Zardad nach Schah Alam, 2 Boote; wenig im Gebrauche. 3) Ghaischki nach Pirpai und Zakhel, 2 Boote, ebenso. 4) Neu- nach Alt-Naoschara, die größte für die Verbindung mit Jasoffzai, bei heißem Wetter 6—8 Boote; bei kaltem Wetter, auch bisweilen das ganze Jahr, besteht eine Schiffbrücke unterhalb der Fähre. 5) Misribandah nach Akora, 2 Boote; die beliebteste zwischen dem Osttheil der Jasoffzai-Ebene und den Chataks. 6) Jahangira nach Schaidoh, 2 Boote; es können auch 8 oder 12 von Atak besorgt werden. — Der Kabul heißt in den indischen Veden, also vielleicht 1800 Jahre a. Chr., Kubha, und so auch noch zu Alexander's Zeit; die griechische Transscription ist Kophes oder Kophen. (Nach Hunter.) (*G. A. v. Klöden.*)

KABUL, die Ortospana der Schriftsteller aus Alexander's d. Gr. Zeit, identisch mit des Ptolemaus Cabura (im Persischen noch jetzt Kaabur), ist die Hauptstadt des Reiches Afghanistan und liegt, mit Ausnahme der Vorstädte, rechts am Kabul, 2 km oberhalb der Einmündung des Logar, zwischen dem Safid-Kuh und dem Paghmân-Gebirge, in 34° 30′ nördl. Breite und 86° 44′ östl. Länge und in 1950 m Höhe (fast in der Höhe des St.-Gotthardt-Hospitals), also mit langen und strengen Wintern; es liegt 395 km von Atak, 304 km von Peschâwar, 509 km im Nord-Osten von Kandahar, 366 km von Khilat-i-Ghilzai, 141 km von Ghazni, 165 km von Dschellálabad, 565 km im Südosten von Balkh, 800 km östlich von Herat. Man schätzt die Zahl der Häuser auf 9000, die der Einwohner auf gegen 60000. Es liegt höchst malerisch am West-Ende einer weiten Ebene, im Winkel an der Vereinigung der Höhenzüge Koh-Tacht-Schah und Koh-Kodscha-Safar, in gutbewässerter, fruchtbarer, von schönen Gärten mit Ahorn- und Maulbeerbäumen, Cypressen, Rosen und Jasmin erfüllter Landschaft. Sein Umfang mag fast 5 km betragen, aber eine Ringmauer ist nicht vorhanden, obwol man Spuren alter Wälle sieht. Von den ehemaligen sieben Thoren stehen nur noch zwei. Am Süd- und Süd-Ost-Ende bildet die Citadelle Bala-Hissar gewissermaßen eine besondere kleine Stadt, die von bastionirten Mauern umgeben ist, und innerhalb deren die Wohnung des Herrschers steht. Diese Festung ist an sich und durch die Werke recht ansehnlich, wird aber von Höhen in der Umgebung beherrscht; sie umschließt das feste Schloß, das Palais des Herrschers, die Administrations-Gebäude, ausgedehnte Gärten und etwa tausend Häuser nebst einem

Bazar. Die eigentliche Stadt besteht aus der Altstadt, deren Häuser elende Bauwerke sind, und in ausgedehnten und volkreichen Vorstädten neuerer Entstehung. Eine derselben, Tschandol genannt, wird von den Nachkommen der türkischen und persischen Ansiedler bewohnt, welche Nadir-Schah hierher versetzt hat, und welche als Kisilbaschen, d. h. Rothmützen, bekannt sind; man schätzt deren Zahl auf 10—12000. Die Stadt zerfällt in Mehallas oder Viertel und diese wieder in Kutschas, deren jedes umschlossen und mit Thoren versehen ist, die bei Unruhen geschlossen werden. Die Straßen sind echt asiatisch, d. h. eng und düster, aber gepflastert. Merkwürdige Gebäude sind nicht vorhanden; der Bazar von Ali Murdân, der Stolz der Bewohner, ist 1842 zur Strafe durch die Engländer mit Pulver gesprengt worden, aber wiederhergestellt. Dieser Tschar-Tschata genannte Bazar, der westliche Theil des Darwázi-Lahori-Bazars, besteht aus vier bedeckten Säulenhallen, jede 46 m lang, 15 m breit und 12,2 m hoch, und war ehemals mit Gemälden verziert. Im südlichen Theile der Stadt zieht sich der 1,2 km lange Shor-Bazar vom Bala-Hissar nach Westen. Die Stadt besitzt nur ein Colleg, aber 14 oder 15 Sarais oder Karawanserais und zahlreiche Hammans oder öffentliche Bäder, welche aber unsauber und infolge schlechten Brennmaterials stinkend sind. Ueber den Fluß führt, gerade auf den Haupt-Bazar hin, die Pul-Kischti, d. h. Ziegelbrücke, die nicht unbedeutend, aber schlecht erhalten ist; westlicher, wo der Fluß zwischen zwei Bergen die Stadt betritt, liegt die befestigte Brücke des Sirdár Jahan Chan, auch wol die Brücke Nasir Chan's genannt. Weiterhin und außerhalb der Stadt liegt eine andere feste Brücke, deren Erbauung Baber zugeschrieben wird; sie verbindet Bala-Hissar mit den königlichen Gärten, ist aber sehr verfallen. Eine vierte feste Brücke liegt in der Nähe und läuft auf Baber's Grab zu. Nahe östlich der ersteren befindet sich die Pul-Náwa, ein hölzerner Steig, der auf ausgehöhlten Baumstämmen liegt.

Das gesammte äußere Geschäftsleben concentrirt sich in den von Menschen wimmelnden, schattigen Bazars, aber die Industrie ist von geringer Bedeutung; Kabul fabricirt nichts, was nicht anderswo besser hergestellt würde. Von Bedeutung als Handelsplätze sind außerdem nur noch Ghazni, Bamijan, Tscharikar, Logar und Dschellálabad. — Kabul ist mit gutem Wasser reichlich versehen; das des Flusses ist schön klar, wird aber in der Stadt und unterhalb derselben wegen der zahlreichen Verunreinigungen nicht getrunken; deshalb führen Seitenkanäle von oberhalb um die Stadt, wie auch vom Logar her. Brunnen sind in der Stadt äußerst zahlreich, ihr Wasser ist aber nicht beliebt. Die Sümpfe im Norden der Stadt sind nicht günstig und veranlassen im Herbst Fieber; indessen kann die Stadt nicht ungesund genannt werden. Sie hat herrliche Luft und fruchtbare, köstliche Umgebung. Das Thermometer stand 1839 um 4 Uhr Morgens und 3 Uhr Nachmittags:

zu Ende August auf	7,8	bis	23,3	— 22,2 bis	35°,56 C.
im September	„ 10	„	17,8	— 21,1 „	32,2 „
1. bis 14. October	„ —1,1	„	13,3	— 17,8 „	33,3 „

Der Ort ist durch seine von Baber gepriesene Lage zu allen Zeiten für den Transithandel von Bedeutung gewesen, weil hier hindurch die Straße von Westen nach Indien und die von Norden nach Kandahar führt. Zahlreiche Armenier und Juden haben einen Theil des Handels in Händen. Namentlich hat Kabul den größten Pferdemarkt des Landes.

Die Stadt wird zuerst bei Alexander's Zuge (als Ortospana) erwähnt. Strabo nennt sie das baktrische Trivium, wahrscheinlich weil hier die Straßen von Alexandria am Kaukasus von Norden her, die von Bamijan von Westen und die von Alexandria der Arier (Herat) zusammentreffen. Die Lage der alten Stadt war vermuthlich eine etwas östlichere, an einer jetzt Begrâm genannten Stelle. Eine andere Begrâm genannte Stelle liegt 56 km nördlich von Kabul, wo Masson eine Fülle von Münzen und Alterthümern ausgegraben hat, und die er für die Nekropole der Alexandria ad Caucasum hält; eine dritte Begrâm genannte Stelle liegt 3 km westlich von Dschellálabad, wo des Ptolemäus Dionysopolis stand; und eine vierte westlich von Peschâwar, an der Stelle des alten Puruschapura. — Zu Ende des 15. Jahrh. schlug Baber seinen Herrschersitz in Kabul auf; eine Viertelstunde von der Stadt entfernt befindet sich sein Grab. Seit Ende des 18. Jahrh., als Timur Schah den Sitz der Durrani-Häuptlinge hierher verlegte, ist Kabul statt des früheren Kandahar die Hauptstadt von Afghanistan, und spielte als solche eine wichtige Rolle in den britisch-afghanischen Kriegen. Am 7. August 1839 betrat Schah Schuja, der verbannte Sohn des Timur Schah, von der britischen Armee begleitet, als Emîr die Stadt. Dieses und das folgende Jahr blieben die Truppen unbehindert in Kabul. Aber am 2. Nov. 1841 brach eine Rebellion der Bewohner und afghanischen Soldaten gegen den Schah aus, und dieser wurde ermordet. Am 21. Dec. wurde der engl. Resident Sir William Mac Naghten von Akbar Chan verrätherischerweise erschossen, als man wegen Zurückziehung der Truppen unterhandelte. Am 6. Jan. zogen diese unter feierlich gegebener Garantie des Schutzes ab, 4500 Soldaten mit einem Gefolge von 12000 Seelen. Von allen erreichte nur Dr. Brydon Dschellálabad, und später wurden 95 Gefangene von den Afghanen herausgegeben. Am 15. Sept. 1842 kam General Pollock mit der Revanche-Armee in Kabul an, nahm ohne Widerstand die Citadelle Bala-Hissar, und die Briten blieben bis zum 12. October, wo die Stadt entleert ward; zuvor aber wurde der Pracht-Bazar in die Luft gesprengt. — Nach dem Vertrage von Gandámak im Mai 1879 wurde ein Brite als Resident in Kabul stationirt; dies war Major Cavagnari (später Sir Louis), der vom Emir Yakub Chan scheinbar freundlich bewillkommnet wurde; aber die Fanatiker erhoben wieder ihr Haupt, vielleicht von irgend einer Seite angetrieben, und griffen am 3. Sept. 1879 durch Volksmassen und Truppen die britische Residenz an, und nach tapferer Gegenwehr fiel der Resident nebst seiner Eskorte. Im October schon marschirte General Roberts den Kuram aufwärts und belagerte Kabul.

Citadelle und Palast wurden zum Theil geschleift; der Emir Yakub, des Einverständnisses verdächtig, ward entsetzt und als Staatsgefangener nach Indien geschickt; die Stadt aber blieb ein Jahr lang in britischer Occupation. Ein neuer Emir, Abdur Rahman Chan, wurde eingesetzt, und die Truppen verließen nach Vollzug der Strafe, im August 1880, die Stadt. (*G. A. v. Klöden.*)

KABULISTAN, d. h. Kabul Land, ist der vom Kabul durchströmte Theil von Afghanistan, in welchem die Hauptstadt liegt. Streng genommen ist darunter nur zu verstehen der Bereich westlich von dem in 584 m Höhe gelegenen Dschelâlabâd bis zum Hindu-Kusch und bis Bamijan und nach Süden bis an die Grenze der Provinz Ghazni gegen Kandahar. Ein alter Name dieses Bereiches ist auch Zabulestân oder Zabelstân. — Der Haupttheil ist natürlich die fruchtbare Ebene im Norden und Nord-Osten von Kabul. Im Norden und Westen der Kabul-Ebene bildet das 50 geogr. Meilen lange Längenthal Parwan, Pandschshir, Gorban, das sogenannte Kohistân, d. h. Gebirgsland, das von räuberischen Tadschik-Ansiedlern bewohnt wird. Gorband ist unendlich reich an den mannichfaltigsten Blumen und Sträuchern; Parwan ist ein enges, gewundenes Felsenthal mit Burgen an den Abhängen, in welchem man viele Maulbeerbäume zieht; und ähnlich ist Pandschshir. Die flachere Gegend, wo sich die drei Ströme dieser Thäler vereinigen, ist das Koh-i-damân, d. h. der Saum der Berge. In der östlichen Ecke, am Pandschshir, liegt das berühmte Reig-Rawân, Höhen aus losem Wüstensande, die eine Musik hören lassen wie der tönende Sand am Sinai. Dieses Koh-i-damân mißt 50 und 11 km. Das von Dörfern und Burgen erfüllte Gebiet ist überaus fruchtbar; aber die Bewohner sind auch hier äußerst unruhige Tadschiks. Der nordwestliche Theil, die Ebene von Begrâm, ist von unübertrefflicher landschaftlicher Schönheit. Hauptort ist Tscharikar; reizend gelegen ist das terrassenförmige Istalif. Es ist kaum zu bezweifeln, daß hier das Alexandria ad Caucasum (bei Opiân, nahe bei Begrâm) gelegen habe. — Die mittlere Temperatur von Kabulistân scheint 27° C. zu sein, aber es kommen auch 17 und 33° C. vor. In den Bergen fällt schon im September Schnee; mit den Regen im Mai tritt ein zauberischer Wechsel ein. Der August bringt übergroße Hitze. Das im Süden des Kabulflusses von Westen nach Osten ziehende, 25 geogr. Meilen lange Gebirge Safid-Kuh scheidet im Winter das im Westen gelegene Schneeland von dem östlich gelegenen indischen Regenlande. Sein 4830 m hoher Schneegipfel Sikaram ist einer der Berge, wo die Arche Noah stehen geblieben sein soll. Ueber das Gebirge führt der 2440 m hohe Paiwar- und der 3414 m hohe Schuturgardan-Paß.

(*G. A. v. Klöden.*)

KABYLEN, eigentlich K'baïl, d. h. Verbündete (Plural des arab. Wortes k'bila, Bund, Vereinigung), heißen die Berbern in Algerien im allgemeinen, vorzugsweise aber die im Küstengebirge hausenden Stämme derselben, während ihre Stammgenossen im inneren Gebirge Aures unter dem Namen Schauja (Chaouia), d. h. Hirten, in den südl. Oasen Wadi-Rir, Temasin, Wargla u. s. w. unter dem Namen der Beni Mezab oder Mzabiten, in der Wüste Sahara als Tuareg oder Imoschargh, in Marokko als Amazirghen, Schilluh, Rifpiraten u. s. w. bekannt sind. In Algerien dürfte ihre Kopfzahl zwar nur etwa 500,000 betragen; es unterliegt aber keinem Zweifel, daß gerade ihnen in Nordafrika die Zukunft gehört und die europäische Kolonisation vor allem diesen bisher vernachlässigten berberischen Theil der Bevölkerung zu gewinnen trachten muß, indem sie ihn wieder in die Herrschaft über die Ebene, sein ursprüngliches Besitzthum, einsetzt. So ausgedehnt aber auch der Verbreitungsbezirk des merkwürdigen Volks ist, nennt man Kabylenland oder Kabylien doch nur den meist sehr hohen, mit Felsspitzen besetzten östl. Theil der Küstengebirgszone vom Wed-Sahel, an dessen Mündung Bugia liegt, bis zur Mündung des Wed Sebaou, und unterscheidet hier wieder Großkabylien (la Grande-Kabylie) oder den westlichen, fast ganz zur Provinz Algier gehörigen Theil, welcher vom Wed-Isser bis zur Mündung des Wed-Sahel reicht, und Kleinkabylien (la Petite-Kabylie), den östl. Theil, in der Provinz Konstantine mit dem 1961 m hohen Großen Babor. Großkabylien, ein großartiges, fast alpines Bergrevier, ausgezeichnet durch Wasserreichthum, üppige Vegetation, dichte Bevölkerung und guten Anbau, zählt 75 Bewohner auf den Quadratkilometer und wird durch den Hauptgrat des Dscherdschera, des wichtigsten Theils des tellischen Atlas, im Lella-Khedidscha 2308 m hoch, in zwei Hälften getheilt. Kabylien hatte lange seine alte Unabhängigkeit fast gänzlich bewahrt. Die planmäßigen Expeditionen der Franzosen begannen zwar schon 1842 unter Marschall Bugeaud, aber erst mit der im Mai 1857 unter Randon erfolgten Unterwerfung des nördl. Theils von Großkabylien sah man die sämmtlichen Stämme der Kabylen als völlig unterworfen an.

Zur kaukasischen Rasse gehörig, sind die Kabylen im allgemeinen mittlerer Statur, mager, dabei von starkem Knochenbau. Sie haben wenig Bart und die Haare sind bei den meisten schwarz, ebenso das lebhafte, stechende Auge von wildem Ausdruck. Ihre sonnverbrannte Haut spielt vom Dunkelbraun ins Schmuziggelbe. Der Kopf ist ziemlich rund und ähnelt, wie die Gesichtsbildung, nicht den orientalischen, sondern eher den mitteleuropäischen Völkern. Sie haben feste Wohnsitze, treiben weniger Viehzucht als Spatenwirthschaft, Oliven- und Obstcultur und bebauen die Thäler und Bergabhänge mit großer Sorgfalt. Ihre Industrie besteht in Fertigung von Ackergeräthen, Messern, Waffen, Schießpulver, Haïks und Burnussen, Teppichen, Leder, geflochtenen Matten, Holz- und groben Töpferwaaren. Fast alle Stämme haben Wassermühlen und Oelpressen zur Verwerthung der Früchte der das ganze Gebirge bedeckenden Olivenwälder. Der Honig und das Wachs des Landes sind vortrefflich. Charakteristisch ist ihr Handelsgeist und ihre Liebe zum Gelderwerb. Die Blutrache gilt ihnen als Ehrengesetz und kann nicht durch Geld abgekauft werden. Dagegen besteht in dem Anaya (Sicherheitspaß, Geleitsbrief) eine sehr wohlthätige Ein-

richtung, welche in einem Lande und bei einem Volke, das unaufhörlich von Fehden beunruhigt wird, und wo es für die Reisenden keine Sicherheit gab, nicht genug gepriesen werden kann. Der Anaya wird durch irgend einen Gegenstand repräsentirt, den ein Kabyle dem anderen gibt; eher wird der Empfänger Frau, Kinder und Haus verlassen, als sich dieses Geschenks entäußern. Ein unter den Schutz des Anaya gestellter Reisender ist vollkommen sicher, und über einen Stamm, welcher sich etwa eine Verletzung desselben zu Schulden kommen ließe, würden flugs alle anderen herfallen, um ihn auszurotten. Die Wirksamkeit des Anaya reicht, je nach dem Einflusse dessen, von dem er ertheilt worden ist, mehr oder weniger weit; kommt er von einem Marabut (Priester), dann ist er gut zur Reise durch ganz Kabylien, und der Inhaber zeigt ihn allemal bei den Marabuts der verschiedenen Stämme vor, durch deren Gebiet er kommt. Prügel- und Todesstrafe, Sklaverei an Volksgenossen sind ihnen unbekannt; für alle gilt Gleichheit der Strafe, ohne Rücksicht auf den Stand. Gastfreundschaft wird gegen jedermann, ohne Unterschied der Nationalität und der Religion, geübt. Die Gesammtheit einer Familiengruppe (Sippe, Clan) wird als Charuba bezeichnet. Jede Charuba, aus welcher die Dehera (Ortschaft) besteht, erwählt aus der Mitte ihrer Angehörigen einen Dhaman. Dieser ist ihr Vertreter, Sachwalter, Fürsprecher im Gemeinderathe, und ihr verantwortlicher Stellvertreter und Bürge. Letzteres ist die eigentliche Bedeutung des Wortes. Jeder Kabyle, der einem anderen eine Summe darleiht, verlangt, daß der Schuldner ihm zwei Dhamans, Bürgen, stelle.

Eine aus mehreren Deheras bestehende Dorfgruppe wird als Arch bezeichnet. Jedes Dorf hat einen Amin, Vorsteher, Schulzen, welcher der Reihe nach aus jeder Charuba gewählt wird. Er sorgt für die Vollziehung der schriftlichen Gesetze, deren Gesammtheit den Kanun bildet. Der Amin darf keine Entscheidung aussprechen und keine Strafe oder Geldbuße zuerkennen ohne Beirath seiner Beigeordneten, der Dhamans. Dieses Tribunal wählt einen Schriftführer, Chodscha, welcher das Protokoll aufnimmt, und überhaupt den Verkehr mit den französischen Behörden besorgt. Seine Besoldung besteht in Naturalabgaben, z. B. Feigen, Oliven u. s. w. Der Oberste des Stammes, Amin-el-umena, wird von der franz. Behörde ernannt; er muß die Ordnung aufrecht erhalten, darf sich aber nicht in die Angelegenheiten der Dorfgemeinde mischen, die sich selbst regiert und verwaltet, gemäß den Bestimmungen ihres Kanun.

Die Gemeindekasse wird in der Dschama (Moschee) aufbewahrt und vom Ukil (Geschäftsmann) verwaltet; in dieselbe fließen die Geldbußen und die Abgaben, welche bei Geburten, Verheirathungen und Sterbefällen zu entrichten sind.

Als die Franzosen in Algerien nach dem Muster der brit.-ostind. Sepoys eine inländische Truppe gründeten, gaben sie derselben den Namen der kriegerischen Suawab, woraus das Wort Zuave (s. d.) entstanden ist. Vgl. *Hanoteau* und *Letourneux*, «La Kabylie et les coutumes kabyles» (2 Bde., Par. 1873). *Ch. Thierry Mieg*, Six semaines en Afrique, Paris 1861.

(*Richard Oberländer.*)

KABYLEN (sprachlich). Die Kabylen reden einen grammatisch reinen, lexikalisch aber mit vielen zumeist arabischen Lehnwörtern gemischten Dialekt der Berbersprache. Sie besitzen weder eine eigene Schrift, wie die ihnen verwandten Tuareg, noch eine eigentliche Literatur und bedienen sich, wo nöthig, zu Aufzeichnungen in ihrer Sprache der arabischen Buchstaben. Das Lautwesen der Sprache ist anscheinend nicht nur mundartlich, sondern auch individuell schwankend, die Articulation oft unsicher, die Zahl der unterscheidbaren Laute aber jedenfalls groß. Vocale: a, e, i, o, u, zum Theil mit Trübungen; Consonanten: k, kh (χ), h, h' (arab. ح) k' (ق) g, r' (غ), ng; t, th (ث) d, d' (ذ) t' (ط), dh (ض), n; f, b, m; ç (ص), tsch, dsch, ts, dz, s, z (= weich s), sch, ż, ñ; l, r, y, w. Die Wohllauts-(Sandhi-)Gesetze beschränken sich fast ganz auf den Consonantismus. — Gleich seinen Schwesterdialekten verfügt das Kabylische über einen Formenapparat, der in seiner Mannichfaltigkeit an den semitischen gemahnt; es hat Vocalwandel und Consonantenverdoppelung im Wortstamme und überdies Prä- und Suffixe. Es besitzt zwei Genera, Masculinum und Femininum, letzteres in den meisten Fällen auch das sächliche Geschlecht vertretend, und zwei Numeri, Singular und Plural. Das Genus findet auch in den Fürwörtern der 2. und 3. Person und in den Verbalformen für die 2. pers. pl. und die 3. pers. sing. und pl. Ausdruck. Die Formen für Geschlecht und Zahl sind mannichfaltig, z. B. ul, Herz: ulaun, Herzen; ikerri, Schaf: akraren; akli, Neger: aklan; amschisch, Katze: imschasch; igider, Adler: igudar. Das Femininum der Substantiva wird meist mittels vor- und nachgefügten th abgeleitet: igider, Adler: thigiderth, weiblicher Adler; im Plural wird lediglich th dem Plural des Masculinums vorgefügt: igudar, die männlichen Adler: thigudar, die weiblichen Adler, — oder es finden Wechsel des Inlautes und Suffixe Anwendung. — Eine eigene Casusform findet sich nur bei Substantiven, welche mit a anlauten. Wenn diese als Subject hinter dem Verbum stehen oder eine der Casuspartikeln b (Genitiv), i (Dativ) oder seg (Ablativ) vor sich haben, so verwandelt sich ihr Anlaut in u oder ua. Der Genitiv wird sonst noch, je nach dem betreffenden Substantivum oder Pronomen, durch die Hülfswörter g, en, ne, in, n, a ausgedrückt; der Accusativ ergibt sich aus der Wortstellung. — Die persönlichen Fürwörter erscheinen in drei Formen: einer selbstständigen und zwei affigirten, je nachdem sie als Possessive einem Substantivum oder als Objecte einem Verbum nachgefügt werden. Dazu kommen die subjectiven Pronominalsuffixe und Präfixe der Verbalconjugation. Letztere ist bei aller Mannichfaltigkeit in den Formbildungen doch arm; der Wortstamm vertritt den Imperativ, das conjugirte Wort ist zeitlos (Aorist), ein ihm vorgefügtes ad', at bildet das Futurum. Sonstige Tempora und Modi

sowie das Passivum fehlen; dagegen ist kein Mangel an Mitteln zur Bildung abgeleiteter Verba. Die Syntax ist einfach: das Prädicat kann sowol hinter als vor dem Subjecte stehen, das Attribut steht nach, und das Object folgt auf das regierende Verbum. Satzverbindungen sind durch Relativwörter darstellbar, aber wenig gebräuchlich, — bloße Aneinanderreihung bildet die Regel. Ein Verbum substantivum und einige copulative Partikeln dienen zum Ausdruck der Modalität. Hülfsmittel: *A. Hanoteau*, Essai de grammaire Kabyle. Constantine 1858. 8. (*J. H. Delaporte*), Dictionnaire français-berbere. Paris 1844. 4. *Creuzat*, Essai de dictionnaire français-kabyle (Zouaoua). Alger 1873. 12. (*G. von der Gabelentz.*)

KACHELN, aus gebranntem Thon dargestellte, viereckige, weiß, grün, braun u. s. w. gefärbte Platten, mit denen der Hauptkörper der thonernen Oefen (Kachelöfen) hergestellt wird. Auf der Vorderseite sind sie entweder eben oder gerade und heißen dann Platt- oder Tafelkacheln, welche die größten Seitenflächen des Ofens bilden, oder sie sind mit Vertiefungen (Rostkacheln) oder mit Reliefs versehen. Außerdem unterscheidet man Eck-, Fries- und Gesimskacheln, welche den oberen und unteren Rand des Ofens bilden. Zur Abwechselung werden zwischen letzteren Kacheln schmale Leistenkacheln angebracht. Die Kacheln sind auf der Vorderseite theils glasirt, theils unglasirt. Erstere nennt man Schmelz- oder Glanz-, letztere Biscuitkacheln. Die auf der inneren Seite glasirten werden matte Kacheln genannt; dieselben werden zu den mehr Ruß ansetzenden Zugöfen verwendet, weil sich der Ruß von glasirten Kacheln leichter abkehren läßt. An der Rückseite haben die Kacheln einen erhöhten Rand mit Wulst, den sogenannten Hals oder Rumpf. In die dadurch gebildete Vertiefung wird Lehm gedrückt, oder es werden Eisenklammern oder Drähte zur Verbindung der einzelnen Kacheln eingelegt. In der Herstellung farbigglasirter und reich mit Ornamenten und Figuren verzierter Kacheln war das Mittelalter weit vorgeschritten; später gab man den weißglasirten Kacheln den Vorzug, während man in neuester Zeit, namentlich in Villen, häufig wieder farbige, reich mit Reliefs versehene Kacheln verwendet.

(*William Löbe.*)

KACHETIEN oder bei den Eingeborenen Kisiqui, eine Landschaft in dem Sakawkasky Krai (Transkaukasischer Gegend) des asiatischen Rußlands. Unter diesem Namen verstand man die zur Provinz Georgien gehörige Gegend, welche den östlichen Theil des jetzigen Gouvernements Tiflis und zwar die Kreise Sakatalsk, Signach, Telaw und einen Theil des Kreises von Elisawetpol bildet. Kachetien wurde von den Orientalen „Gurdschan" (vom Flusse Kur) genannt. Die Russen verdrehten diesen Namen in Grusija, die Westeuropäer nannten es Georgien, weil die Einwohner gute Ackerbauer waren; die Armenier nennen es Wrastan oder Urastan. Nach der Meinung einiger Gelehrten soll der Name Kachetien persischen Ursprungs sein und „Goldenes Blatt" bedeuten, vom persischen Kahet, d. h. Firman, den die nach Georgien Reisenden von dem persischen Schah erhielten. Doch ist diese Ableitung unstreitig irrthümlich. Den westlichen Theil dieser Provinz oder des alten Königsreichs Georgien nennen die Einwohner Kartlweli, die Russen und andere Europaer Kartalinien. Die Einwohner, großtentheils Grusinier, werden eingetheilt in 1) Adel, 2) Geistlichkeit, 3) Familien der niederen Stande, wozu die Kaufleute, Handwerker und Ackerbauer geboren. Eine Ausnahmestellung nehmen die deutschen Colonisten in Marienfeld und Peterhof ein. — Kirchenleute sind die Bauern, welche durch die grusinischen Zaren den Kirchen und Klostern zugeschrieben sind. Ihre Zahl beläuft sich auf c. 10000 Seelen. Sie besitzen die besten und ausgedehntesten Ländereien in Kartalinien und Kachetien.

Der Kreis von Signach, eingeschlossen vom Kur-Flusse und vom kaukasischen Gebirgsrücken, beginnt von den Ufern des Kur und ist eine wellenförmige, von Hügeln durchzogene Fläche. Der Boden wird in Hinsicht der Fruchtbarkeit in den oberen und niederen eingetheilt. Der letztere hat nach den äußeren Zeichen eine größere Tragbarkeit. Starke Hitze im Sommer und sehr mäßige Kälte im Winter machen ihn geschickt, alle Erzeugnisse warmer Länder hervorzubringen, allein im allgemeinen ist der Boden zu trocken, sodaß er im gegenwärtigen Zustande fast nur Korn hervorbringt. In den niedrigen Gegenden, besonders um Alasan, die auch durch Canäle bewässert werden, ist die Fruchtbarkeit größer; jedoch gibt es auch ganz wüste und unbewohnte Gegenden in diesem Kreise. Die Abhänge der Berge werden vom Vieh beweidet. Andere Gegenden sind sumpfig, namentlich die Gegend von Zimachara am Fuße der Gebirge und im Distrikte Dampala am Laufe der Jora. Die Ebene von Schiran hat einen sehr guten Boden, aber die große Hitze macht sie auch sehr unfruchtbar, sodaß sie selbst nur in geringer Menge von Rindern beweidet werden kann. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter steigt die Kälte zuweilen bis auf 15° R. Heftige Winde und starke Nebel und Regenschauer wechseln miteinander ab und machen das Klima von Signach besonders im Februar, März und April unangenehm. Im Sommer ist wegen der großen Hitze der August und September die beschwerlichste und für die Gesundheit gefährlichste Zeit. Gewässer sind hier nur die beiden Flüsse Alasan (Alazonius der Alten) im Osten und die Jora (Cambyses bei den Alten) im Westen. In beiden Flüssen werden Störe, Welse und Lachsforellen gefangen; den Hauptnutzen aber gewähren sie durch fette Viehweiden an beiden Seiten. Außer den Hausthieren gibt es Wölfe, Füchse und Schakale fast überall; Panther und andere wilde Thiere sind nicht einheimisch, kommen aber oft aus anderen Gegenden herüber. Unter den wilden Vögeln sind besonders die schönen Fasanen bemerkenswerth. Eichen, Linden, Ahornbäume, Eschen, Buchen sind die gewöhnlichsten Waldbäume. Der Wald beginnt an der nördlichen Grenze des Telawskischen Kreises am Alasan und in den östlichen Theilen an dem sogenannten Zarischen Brunnen. Mineralien werden nicht gewonnen,

doch gibt es einige Salz-, Schwefel- und Eisenquellen, welche zur Heilung von Krankheiten benutzt werden. Die meisten Einwohner wohnen in Dörfern, welche im ganzen Kreise zerstreut sind. Derjenige Theil, welcher die hügeligen Erhebungen am Kur bewohnt, heißt Ukanamchara, der andere, welcher auf die Ebene beschränkt ist, Zinamchara. Die an der östlichen Seite liegenden Dörfer heißen Kysych. Die Einwohner letzterer, von Lesgischem Stamme, waren von jeher gefürchtet als grausame Verwüster der Umgegend; allein seit der Einnahme Grusiens durch die Russen ist die Sicherheit wiederhergestellt. Das Land liefert reiche Ernten an Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Baumwolle und Maulbeeren. Mit besonderem Erfolge wird der Weinbau betrieben. Kachetien ist die einzige transkaukasische Gegend, wo guter Wein wächst. Das Vieh der Kachetier besteht in Büffeln, Rindern, Pferden, Schafen, Eseln und Schweinen. Das dortige Rindvieh ist vortrefflich. Unter den Pferden sind die Karabachskischen die vorzüglichsten. Auch die Bienenzucht ist von Bedeutung. Die Jagd liefert Marder und Füchse; der Fischfang ist unbedeutend. Unter den Städten ist die bedeutendste die Kreisstadt Signach (10320 Einw.), unter dem 41° 6′ N. B. und 63° 19′ O. L. am Flüßchen Anagiskewi. Sie hat eine bedeutende Festung auf einem hohen, von tiefen Schluchten umgebenen Berge. Sie wurde vom byzantinischen Kaiser Heraclius erbaut, um die Kachetier gegen die räuberischen Einfälle der Lesgier zu schützen. Neben der Stadt befindet sich eine große Menge von schönen Weingärten. Handel wird getrieben mit russischen Fabrikaten, persischer Seide, lesgischen Tüchern, baumwollnen Waaren, Stahl- und Kupferfabrikaten, Fischen, Salz, Zucker, Thee und Rum.

Der Kreis von Telaw ist gebirgiger als der von Signach. Die Berge bestehen größtentheils aus sandigem Kalkstein, der zur Uebergangs-Bildung gehört. Der höchste Theil des Gebirges ist der Berg Ziwa, welcher sich am Anfange des Octobers mit Schnee bedeckt. Die Berge sind größtentheils mit Laubwäldern aus Eichen, Buchen, Erlen, Haselnüssen, Pflaumen und Schlehen bedeckt. Der schönste Theil des Telawskischen Kreises ist das große Kachetische Thal, aus zwei kleineren Thälern bestehend, Schiginiti Kacheti und Piraketi. Eine Merkwürdigkeit derselben ist, daß häufige Hagelwetter das Thal heimsuchen. Die Regenwolken ziehen über die kalten Gebirge des Kaukasus und schlagen sich als Hagel nieder. Die Hauptflüsse sind wie im Signachschen Kreise der Alasan und Jorafluß. Der Alasan ist hier kaum 3—4 Fuß tief und 140 Fuß breit. Von der linken Seite fallen in denselben die Bäche: Bursa, Duritsch, Kuizkaro, Tschelti, Zabori, Lopota und Stori, von der rechten Seite: Ilto, Turdo, Kisishewi. Alle diese Bäche fließen in breiten steinigen Betten, die im Sommer fast trocken sind. Die Jora fließt parallel mit dem Alasan und ist oft bis 350 Fuß breit. Sie ist reißender und tiefer als der Alasan. Schiffbar sind beide Flüsse nicht, doch wird Bauholz darauf nach dem Signachschen Kreise geflößt. Producte sind hier Hornvieh, Pferde und Schweine, in den Waldgebirgen: Hirsche, Steinböcke, wilde Ziegen, Schakale, Füchse und Hasen; von Pflanzen: Weizen, Gerste, Hirse, Mais, Färberröthe, Safran und Hopfen. Von Bauholz kommen Eichen, Buchen, Erlen, Wallnüsse-, Birnen-, Pflaumen-, Aepfel-, Süßkirschen-, Kastanien- und Aprikosenbäume vor; aus dem Mineralreiche: Thonerde, Kalk, Salz und Steinöl. Eine Schwefelquelle befindet sich zwischen dem Dorfe Schasriany und den Ruinen der alten Stadt Gremi. Die Einwohner bewohnen das Land sparsam, sodaß nur c. 8—9 männliche Seelen auf die □Meile kommen. Sie sind mit der russischen Regierung zufrieden, weil sie Ordnung und Sicherheit statt der Willkür einführte, sie sind indeß nicht sehr bildsam. In der Stadt Telaw (6209 Einw.) ist eine geistliche Schule, wo russische und grusinische Sprache, Religion und Rechnen gelehrt wird. Die Natur bietet hier alle Bequemlichkeiten des Lebens dar, doch sind die Wohnungen mehr Kellern oder Ställen ähnlich, obgleich ein Ueberfluß an Bauholz ist. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht aus Weinbau, theilweise auch aus Seidenbau. Die Weinernte ist Mitte September oder besser im October. Es gibt weiße, große längliche und dunkle Beeren, letztere, Saperawi genannt, liefern den besten Wein. Die besten kachetischen Weine im Telawschen Kreise werden gebaut bei den Dörfern Kondoli, Zinodali und Quareli, Gulgula und Achmet. Die Viehzucht ist aus Mangel an Weiden gering; Fischfang ist im Alasan, wo er der Krone gehört. Der Haupthandel besteht in Wein nach Tiflis.

Vgl. Klaproth, Beschreib. der russ. Prov. S. 60—69. Haxthausen, Transkaukasien, I, 123, 130. Eichwald, Reise auf dem casp. Meer und in dem Kaukasus, 2 Bd., 1834—1838, I, Abth. II, S. 411. (*A. v. Wald.*)

KACHEXIE nennt man einen krankhaften Zustand des Menschen, welcher sich durch ein fahles, elendes Aussehen und allgemeine Abmagerung und Erschlaffung kennzeichnet, und auch meistens mit einem gewissen Grade geistiger Depression verbunden ist. Derselbe beruht auf einer hochgradigen Ernährungsstörung, welche durch eine im Verhältniß zur Ausgabe nicht hinreichende Zufuhr von Nährmaterial bedingt ist. Die Kacherie ist entweder die directe Folge von hochgradigen Säfteverlusten (nach schweren Krankheiten, excessiven Blutungen, geschlechtlichen Ausschweifungen, namentlich Onanie), oder sie ist als Folge von chronischen Erkrankungen des Gesammtorganismus, den sogenannten Dyskrasien, zu betrachten. In letzterer Hinsicht sind besonders zu erwähnen: Skrofulose, Syphilis, Tuberkulose, Krebs, Leukämie, Bronzehaut (Addison'sche Krankheit der Nebennieren), Malariainfection, sowie verschiedene Metallintoxicationen (Blei, Quecksilber, Arsen; Berg- und Hüttenkrankheiten), endlich der Misbrauch geistiger Getränke (namentlich des fuselhaltigen Branntweins). Eine Heilung der Kachexie ist nur da möglich, wo es möglich ist, die Ernährungsstörung, beziehungsweise die zu Grunde liegende Dyskrasie zu beseitigen; Besserung dagegen wird nicht selten erzielt, wenn der Kranke unter in jeder Hinsicht passende

hygieinische Verhältnisse gebracht werden kann. Im allgemeinen ist demnach die Vorhersage günstiger bei der direct bedingten Kachexie.

Als besondere Form ist noch zu erwähnen die *Kachexia exophthalmica*, Basedow'sche oder Graves'sche Krankheit, eine Erkrankung, welche höchst wahrscheinlich auf einer Affection des sympathischen Nervensystems beruht und durch das gleichzeitige Vorkommen von Hervortreibung der Augäpfel (Glotzauge), Anschwellung der Schilddrüse (Kropf) und gesteigerte Thätigkeit des Herzens charakterisirt ist. (*Alfr. Krug.*)

KADES (a. Geogr.), hebr. Qadesch, vollständig Kades Barnea, Oertlichkeit in der Wüste südlich von Palästina. Daß Kades-Barnea mit Kades gleichbedeutend ist, lehrt z. B. 4 Mos. 32, 8, vergl. mit 13, 26; 5 Mos. 9, 23, vergl. mit 4 Mos. 20, 2 fg. Nach 4 Mos. 13, 26 entsandte Mose von Kades aus Kundschafter in das Land Kanaan, ohne Zweifel, um sodann direct nordlich vorzudringen; das Murren des Volkes nöthigte ihn zum Aufgeben dieses Entschlusses (vergl. darüber auch 4 Mos. 32, 8; 5 Mos. 9, 23 und Jos. 14, 7). Eine von Kades aus an den Edomiterkönig gerichtete Bitte, daß er Israel den Durchzug durch sein Land gestatten möge, blieb erfolglos (4 Mos. 20, 14 fg.; Richter 11, 16 fg.), und so sah sich Mose genöthigt, von Kades aus wieder südlich zu ziehen, um das Land der Edomiter zu umgehen. Nach Kades wird von der Ueberlieferung auch der Tod und das Grab Mirjam's, der Schwester Mose's (4 Mos. 20, 1), und die Geschichte vom Haderwasser (4 Mos. 20, 2 fg.; 27, 14; 5 Mos. 32, 51; Ezech. 47, 19; 48, 28) verlegt. Jedenfalls beruht es auf richtiger Erinnerung, daß sich zu Kades lange Zeit das Lager (oder richtiger Hauptquartier) des aus Aegypten ausgewanderten Volkes befand (4 Mos. 20, 1; 5 Mos. 2, 14, wo die 38 Jahre, die bis zur Ueberschreitung des Baches Sared verflossen, fast ganz auf den Aufenthalt in Kades gerechnet sind). Fraglich ist dagegen, ob der Name Kades, der eigentlich „Heiligthum" bedeutet, schon vor Mose existirte oder erst in Erinnerung an den Standort der sogenannten Bundeslade daselbst aufkam. Nach 1 Mos. 14, 7 wäre der alte Name En mischpat, d. i. „Gerichts- oder Entscheidungsquelle", gewesen. Dies könnte auf eine uralte Orakelstätte deuten; wahrscheinlicher ist jedoch, daß sich auch dieser Name nur auf die Wirksamkeit Mose's in Kades bezieht.

Trotz der häufigen Erwähnung von Kades ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Lage desselben definitiv zu bestimmen. Aus 1 Mos. 14, 7 ergibt sich, daß es nördlich von El Paran lag, daher es 4 Mos. 13, 26 in die Wüste Paran verlegt wird. Wenn es dagegen 4 Mos. 20, 1; 33, 36 der Wüste Zin zugetheilt wird (Psalm 29, 8 ist sogar von einer besonderen Wüste von Kades die Rede), so erklärt sich dies einfach aus dem Schwanken in der Benennung dieser Wüstenstriche bei den verschiedenen Pentateuchschriftstellern. Aus 1 Mos. 16, 14 ist nichts zu entnehmen, ebenso wenig aus den Grenzbestimmungen 4 Mos. 34, 4; Jos. 15, 3; Ezech. 47, 19; 48, 28. Wenn dagegen 4 Mos. 20, 16 Kades als eine „Stadt an der Grenze des Edomitergebietes" bezeichnet wird, so scheint dies für eine Lage westlich von der sog. Arabah, der südl. Fortsetzung des Todten Meeres, zu sprechen. Robinson (Palästina III, 140 fg., 171 fg.) hielt daher Kades für identisch mit dem heutigen Ain-el-Waibe (Weibe), ca. 60 Kilometer SSW. vom Todten Meere. Für eine so weit östliche Lage konnte vielleicht auch Jos. 10, 41 angeführt werden; aber die ganze Hypothese verträgt sich kaum mit 5 Mos. 1, 2, nach welcher Stelle vom Horeb bis Kades elf Tagereisen gerechnet wurden. Dies führt auf eine Lage weiter nach Westen zu und zu einer solchen stimmt auch 1 Mos. 20, 1. Rowlands fand 1842 in den Azazimeh-Bergen eine Quelle Namens Ain Qudes (vergl. *Williams*, The holy city I, 464) und diese ist seitdem von den meisten mit dem alten Kades identificirt worden. Die Oertlichkeit wurde 1870 von Palmer näher untersucht und die Lage der drei Quellen, die nach ihm Ain Gadis heißen, auf 30° 34′ nördl. Breite und 40° 41′ östl. Länge bestimmt; vergl. *Palmer's*, The desert of the Exodus (Cambridge 1871), S. 269 fg. der deutschen Ausgabe (Gotha 1876). Eine dritte Hypothese hat Wetzstein (Excurs III zu Delitzsch Commentar über die Genesis, 4. Aufl., Leipzig 1872, S. 574 fg.) sehr scharfsinnig zu begründen versucht. Nach ihm ist Kades identisch mit dem Qâdûs, welches der arabische Geograph Maqdisi eine Tagereise von Hebron in der Richtung nach Petra zu ansetzt. Wetzstein bestimmt dieses Qâdûs auf ca. 31° 5′ nördl. Breite und 52° 45′ östl. Länge (von Ferro); aber so viel Triftiges er auch für seine Hypothese geltend gemacht hat, so unterliegt sie doch noch stärkeren Bedenken als Robinson's Identificirung von Kades mit dem weit südlicher liegenden Ain-el-Waibeh. (*E. Kautzsch.*)

KADET. In Frankreich wurden in alter Zeit Jünglinge angesehener Familien, meist die jüngsten Söhne adeliger Geschlechter, welche gewisser militärischer Vorrechte theilhaftig waren, z. B. in einem regulären Corps ohne Besoldung und unter Bedingungen verhältnißmäßiger Unabhängigkeit zu dienen, cadets genannt. Das Militärinstitut der Kadetten reicht bis in den Anfang des 17. Jahrh. zurück, aber bis zu Ende dieses Jahrhunderts war es ein beschränktes, denn z. B. eine Ordonnanz von 1670 verbot, gleichzeitig mehr als zwei Kadetten in irgend einer Compagnie zuzulassen. In dieser Eigenschaft begannen Vauban und Fabert ihre Laufbahn. Aber 1682 erhielt die Institution eine Ausdehnung, da Ludwig XIV. in diesem Jahre mehrere Compagnien junger Edelleute bilden ließ, um ihnen die Ausbildung zum Kriegsmanne angedeihen zu lassen. Der König besoldete für jede Compagnie einen Lehrer der Mathematik, einen Zeichenlehrer, einen Lehrer der deutschen Sprache, einen Tanzlehrer und zwei Fechtmeister. Diese Compagnien Kadetten waren Schulen, in welche Söhne von Aeltern, die „nobel" lebten, im Alter von 15 bis 20 Jahren Aufnahme fanden und wenn sie die Fähigkeit zur Befehlsführung erlangt hatten, zu Unterlieutenants, Fähnrichen und Cornets ernannt wurden. Die vom Minister Louvois er-

richteten sechs Kadettencompagnien bildeten das corps de cadets, welches schon in den ersten Jahren 4000 Kadetten zählte, deren Unterhalt fast ausschließlich vom Könige bestritten wurde. Das Institut erfreute sich daher großen Beifalls; als aber 1687 etwa ein Drittel der Kadetten mit dem Officierpatent in die Regimenter eingereiht wurde, gingen von den Obersten unzählige Klagen über die Neuangestellten ein, weil diese den Geist der Indisciplin und der Verschwendung in die Truppentheile getragen hatten. Gleichzeitig zwangen den König die bedeutenden Kosten der Kriege, alle nicht durchaus erforderlichen Ausgaben zu beschränken, und man dachte daran, die Unterhaltungskosten für die Kadetten zu vermindern. Schon hatte man angefangen, die sich Präsentirenden nicht mehr unentgeltlich aufzunehmen, von ihnen eine Pension von 50 Thalern zu fordern und sie zu zwingen, ihre Einberufung vom Hofe zu erbitten. Die dadurch erwachsenden Kosten schreckten viele ab und veränderten selbst den Charakter der Institution, da man unter den neuen Bedingungen auch Jünglinge aufnahm, die nicht Edelleute waren. Von 1692 ab wurden keine neuen Zöglinge mehr aufgenommen, sodaß nach zwei Jahren die Compagnien aufgelöst waren. Im J. 1726 erneuerte der Minister Leblanc den Versuch Louvois' und errichtete 6 Compagnien Kadetten zu Metz; jeder, der in dieselbe eintreten wollte, mußte den Beweis seines Adels führen oder der Sohn eines im Dienste befindlichen Officiers sein. Eine Ordonnanz von 1729 reducirte diese 6 Compagnien auf zwei, ohne indeß den Gesammtetat zu vermindern; eine weitere Ordonnanz von 1732 schmolz das Ganze in eine Compagnie um. Der zweite Versuch war demnach noch weniger glücklich als der erste, sodaß ein Decret vom 22. Dec. 1733 zum zweiten male die Kadettencompagnien aufhob. Der Cardinal Fleury sah zwar von einer Erneuerung der Schöpfung Ludwig's XIV. ab, theilte aber jedem Regimente eine Anzahl Kadetten zu, d. h. Jünglinge, welche das Officiersbrevet erstrebten und dieses unter der ausschließlichen Leitung von zu diesem Zwecke designirten Geistlichen erlangen sollten. Das Ministerium Argenson unterdrückte diese Einrichtung des Cardinals Fleury. Inzwischen war 1751 auf dem Champ de Mars zu Paris eine Militärschule gegründet worden, die alle Erwartungen, welche man von den Kadettenschulen gehegt, erfüllen konnte; sie wurde aber bald von dem Kriegsminister Grafen Saint-Germain infolge der Misbräuche, zu denen sie Anlaß gegeben, und des schlechten Geistes, der in ihr herrschte, unterdrückt. An ihrer Stelle wurde durch Ordonnanz vom 25. März 1776 in jeder Compagnie der Infanterie, der Cavalerie, der Dragoner und der Chasseurs die Stelle eines cadet-gentilhomme begründet. Die Inhaber dieser Stellen sollten nach dem Eingehen der Officiere à la suite die Function von Souslieutenants erfüllen; sie mußten adeliger Geburt oder Söhne von Officieren höheren Grades sein, zuerst den Dienst eines Gemeinen mit Ausnahme der Arbeitsdienste thun, waren unter der Aufsicht eines von dem Oberst auserwählten Officiers casernirt, trugen die Uniform mit besonderen Abzeichen und mußten alle Unterofficiersgrade durchlaufen, bevor sie Officiere wurden. Eine königliche Ordonnanz bestimmte, daß die cadets-gentilhommes durch die Officiere rücksichtsvoll und als Kameraden behandelt würden, und daß die Soldaten stets des Unterschiedes eingedenk sein sollten, welcher zwischen ihnen und den cadets-gentilhommes bezüglich der Geburt und der Bestimmung besteht. — Diese Einrichtung bestand nicht lange, denn schon am 17. Juli 1777 erschien eine Ordonnanz, welche die Wiedererrichtung eines Corps der cadets-gentilshommes zu Paris und die Bildung eines Unterrichtscursus für diese jungen Edelleute befahl. Die Kadetten wurden aus den besten Eleven der Militärschulen der Provinzen ausgewählt und frei erzogen, erhielten das Souslieutenantspatent mit vollendetem 16. Lebensjahre, konnten aber zur Vervollständigung ihrer Ausbildung noch in der Schule bleiben. In den Gebäuden, die noch heute die Militärschule des Champ de Mars heißen, zählte man höchstens 120 Kadetten. Mit der Revolution verschwanden die Kadetten in Frankreich.

Von Frankreich aus ist mit der Institution auch der Name Kadet in die meisten Staaten Europas übergegangen und zwar in den beiden Formen, die sich dort abwechselnd gefolgt sind, nämlich die Kadettenschulen, Kadettenanstalten, Kadettencorps einerseits und die Regimentskadetten andererseits. Bei den ersteren liegt die Absicht vor, die Kadetten von der Erlernung des Kriegsdienstes in Reih und Glied, also in steter Berührung mit unebenbürtigen Genossen, zu befreien; bei den letzteren fällt diese Rücksicht fort. Die Kadettenschulen waren daher anfänglich wesentlich Exercirschulen; erst im Laufe der Zeit legte man ihnen den Charakter wissenschaftlicher Schulen bei, die daneben auch die soldatische Ausbildung der Zöglinge im Auge behielten. Gegenwärtig bilden die Kadettenanstalten meist Erziehungsinstitute mit Internat, die ihren Eleven den wissenschaftlichen Unterricht guter Schulen bieten und dieselben von Jugend auf an Ordnung und Gehorsam gewöhnen, sie durch Turnen, Fechten, Schwimmen, Reiten, Tanzen, Exerciren körperlich für ihren späteren Beruf vorbereiten und zu treuen Dienern ihres Fürsten und Vaterlandes erziehen sollen. Sie haben somit den Zweck, einen geeigneten Ersatz des Officiercorps sicherzustellen, bilden aber gleichzeitig eine Art von Wohlthätigkeitsanstalten, indem sie verdienten Officieren und Staatsbeamten die Erziehung ihrer Söhne erleichtern.

Die Begründung des preußischen Kadettencorps geschah durch den Großen Kurfürsten, der in Colberg, Magdeburg und Berlin Kadettenanstalten in einer Stärke von zusammen 80 Kadetten errichtete. König Friedrich Wilhelm I. vereinigte 1716 die Colberger und 1719 die Magdeburger Anstalt mit der Berliner, während Friedrich II. 1764 ein Kadettenhaus in Stolpe und 1776 ein anderes in Culm errichtete und auch mit dem Waisenhause zu Potsdam eine Kadettenanstalt verbinden ließ. König Friedrich Wilhelm II. gestattete, daß in dem Kadettenhause zu Potsdam auch Söhne nichtadeliger Officiere aufgenommen werden könnten, und errichtete 1793 eine

Kadettenanstalt zu Kalisch. Friedrich Wilhelm III. genehmigte für alle Anstalten die Einreihung der Söhne adeliger und nichtadeliger Officiere, ließ nach dem Frieden von Tilsit die Zöglinge der Kalischer und Culmer Anstalt nach Berlin und Stolpe überführen, setzte 1811 das Kadettenhaus an letzterem Orte auf und stellte nach dem Frieden die Anstalt in Culm wieder her. Während der dem Pariser Frieden folgenden Jahre machte sich die Nothwendigkeit der Errichtung neuer Kadettenhäuser geltend, die in Wahlstatt und Bensberg begründet wurden, und nach der infolge der Ereignisse des Jahres 1866 eingetretenen Vergrößerung des Staatsgebietes und der Armee fand die Neuerrichtung von Kadettenhäusern in Ploen und Oranienstein statt, sodaß gegenwärtig außer der inzwischen im October 1878 von Berlin nach Groß-Lichterfelde verlegten Hauptkadettenanstalt sechs Voranstalten zu Bensberg, Culm, Oranienstein, Ploen, Potsdam und Wahlstatt bestehen; letztere können zusammen über 1200 Zöglinge aufnehmen, während die Hauptanstalt einen Fassungsraum für 800 Eleven gewährt. Der Lehrplan des Kadettencorps ist infolge der königlichen Cabinetsordre vom 18. Jan. 1877 mit demjenigen einer Realschule I. Ordnung (mit Latein) so weit in Uebereinstimmung gebracht, als es die eigenthümlichen Verhältnisse des Kadettencorps irgend zulässig erscheinen ließen. Die Voranstalten enthalten die Klassen Sexta bis Tertia, die Hauptanstalt außer Secunda und Prima auch eine Selecta, in welcher Unterricht in den militärischen Disciplinen nach dem Lehrplan der Kriegsschulen ertheilt wird. Die Kadetten treten als Portepéefähnriche oder als Officiere in die Armee und liefern etwa 42 Proc. des Ersatzes für das Officiercorps der preußischen Armee; von ihnen wurden in letzterer angestellt 1877 — 215, 1878 — 199, 1879 — 186, 1880 — 179, 1881 — 204. In die preußischen Kadettenanstalten werden auch die Söhne der Angehörigen der übrigen deutschen Staaten mit Ausnahme Baierns und Sachsens, welche ihre eigenen Kadettenanstalten besitzen, aufgenommen. Eine Geschichte des preußischen Kadettencorps von v. Crousaz erschien 1857 zu Berlin.

In Baiern errichtete Kurfürst Maximilian III. zu München das Kadettencorps und ließ es am 1. Juli 1756 eröffnen. Dasselbe bestand unter diesem Namen bis 1778, lebte dann unter verschiedenen Schicksalen in der herzoglich Marianischen Landesakademie 1778—1790, darauf in der Militärakademie 1790—1805 fort, und erhielt 1805 seinen ursprünglichen Namen zurück. Am 1. Juli 1856 feierte es den Tag seines hundertjährigen Bestehens, aus welchem Anlaß Oberlieutenant Freiherr v. Schönhueb eine Geschichte des Kadettencorps (München 1856) erscheinen ließ.

Die Gründung des sächsischen Kadettencorps zu Dresden läßt sich auf den von 1691—94 regierenden Kurfürsten Johann Georg IV. zurückführen, während 1725 eine Kadettencompagnie errichtet wurde. Die neueste Reorganisation des Dresdener Kadettencorps datirt von 1867 und sind für dasselbe die meisten in Preußen gültigen Reglements adoptirt.

In England werden die Zöglinge der 1741 unter der Regierung Georg's II. begründeten Royal Military Academy zu Woolwich, welcher die Ausbildung der Officiere der Artillerie und des Ingenieurcorps obliegt, sowie die Eleven des Military College zu Sandhurst, welches die allgemeine militärische Ausbildung vermittelt, Kadetten genannt. Denselben Namen führen auch die Besucher der einzigen staatlichen Militärbildungsanstalt der Vereinigten Staaten Amerikas, der Militärakademie zu Westpoint, welche in ihrem Wesen einige Verwandtschaft mit den preußischen Kadettenanstalten zeigt.

In der österreichischen Armee wurden 1763 die sogenannten Fahnen-Kadetten Stellen eingeführt, jedoch zu Anfang des 19. Jahrh. wieder aufgehoben, worauf die sogenannten kaiserl.-königlichen Kadetten ins Leben traten. Diese Stellen, deren jedes Linien- und Grenz-Infanterie-Regiment 6, das Bombardiercorps 36 zählte, waren nur für Söhne von Officieren bestimmt und wurden vom Kriegsministerium vergeben. Diese Kadetten, im Stande des Regimentsstabes geführt, verrichteten wie die anderen sogenannten Regimentskadetten den Dienst bei den Compagnien, wurden nach ihren Fähigkeiten zu Unterofficiersdiensten verwendet und nach ihrem Range zu Oberofficieren befördert; jede im Regiment eintretende vierte Vacanz zum Unterlieutenant war für die kaiserl.-königlichen Kadetten bestimmt. Früher war es den Regimentsinhabern gestattet, diensttaugliche junge Leute — meist adelig oder Söhne von Officieren und höheren Beamten, welche Fähigkeiten besaßen — als sogenannte Regimentskadetten, ohne Verpflichtung einer Dienstzeit und ohne Rücksicht auf die Zahl, bei jedem Truppenkörper aufzunehmen, wogegen Söhne von niederen Beamten und anderen Familien, sowie Jünglinge, welche von der Militärstellung nicht befreit waren, als sogenannte Expropriis-Gemeine eingestellt werden konnten. Am 1. Jan. 1851 wurde jedoch die Einstellung der letzteren beseitigt und mußten von da ab junge Leute, welche das 16. Jahr erreichten und Kadettenstellen erstrebten, sich bei den Inhabern um die Aufnahme bewerben und sich mit dieser Bewilligung beim nächsten Armeecorps-Commando melden. Erst wenn der Aspirant die vorgeschriebene Prüfung bestanden, konnte seine Einstellung in den von ihm gewählten Truppenkörper erfolgen. Einzelne Regimentscommandeure hatten bei ihren Regimentern aus eigener Initiative die Kadetten in sogenannten Regiments-Kadettenschulen vereinigt, so z. B. Kinsky bereits 1777; andere Regimenter hatten dies nachgeahmt, doch wurden diese Bildungsanstalten während der Feldzüge am Anfang des 19. Jahrh. unterbrochen, bildeten sich dann wieder, fingen aber erst in den J. 1820—1826 an, allgemein zu werden und einige Regelmäßigkeit zu erlangen, waren dabei aber immer von der persönlichen Initiative Einzelner abhängig. Inzwischen hatte man aber auch die Zusammenfassung der Kadetten in vom Staate gegründete Kadettenhäuser in Angriff genommen und 1808 eine Kadettencompagnie in Olmütz, wenige Jahre darauf eine zweite in Graz und 1841 in Mailand ein drittes Kadettenhaus errichtet, welches letztere 1848 einging. Die betreffenden Kadetten wurden zwischen

dem 13. und 15. J. von einem Regiment angenommen, aber sofort der Anstalt überwiesen, in der alle Bedürfnisse des Unterrichts, Kleidung, Kost u. s. w. für sie vom Staate bestritten wurden. Nach vollendetem Lehrcursus traten die Kadetten in die Regimenter ein, um den praktischen Dienst zu erlernen und dann zum Officier befördert zu werden.

Die vorstehend skizzirten Institutionen haben im Laufe der Zeit manche Wandlungen erfahren, aber erst die im J. 1868 ins Leben gerufenen Wehrgesetze, welche die allgemeine Wehrpflicht einführten, haben einen gründlichen Umschwung der Verhältnisse zur Folge gehabt. Auf die früher bei den Regimentern unter der Leitung der Regimentscommandeure bestehenden Kadettenschulen hatte die Heeresverwaltung bezüglich deren einheitlicher Regelung nicht den geringsten Einfluß zu üben vermocht, da die Ernennung der Officiere zu den Rechten der Regimentsinhaber gehörte. Jetzt schritt man nach mancherlei Versuchen in dieser Richtung zur Aufstellung stabiler Kadettenschulen nach einem einheitlichen Plane in der Absicht, die nöthige Anzahl einheitlich gebildeter Officiere zu gewinnen. Die Beschaffung der erforderlichen Räumlichkeiten, die Schulung des Lehrpersonals, die Regelung des Zuzuges der Schüler bedingten ein schrittweises Vorgehen in dieser Richtung und die inzwischen zu Tage tretenden Erfahrungen auch manche Aenderungen der bereits in Function getretenen Schulen.

Ende 1880 befanden sich die nachfolgenden Kadettenschulen in Thätigkeit:

für Infanterie: zu Wien, Budapest, Prag, zu Lobzow bei Krakau, zu Karthaus bei Brünn, Hermannstadt, Preßburg, Lemberg, Agram, zu Liebenau bei Graz, Innsbruck, Triest, Temesvar, Kaschau;

für Cavalerie: zu Weißkirchen in Mähren;

für die Genietruppe: zu Wien;

für Pioniere: zu Hainburg.

Die Zahl der Frequentanten ist zwischen 120—400 für jede Schule normirt, nur die Pionier-Kadettenschule zählt deren 80. Im Ganzen waren bei Beginn des Schuljahrs 1878—79 in allen Schulen 4340 Frequentanten vorhanden. Die Frequentanten theilen sich in Truppen-Eleven, welche im Alter vom 14. bis zum vollendeten 17. Lebensjahre stehen, und in Frequentanten des Soldatenstandes vom 17. Jahre angefangen. Alle sind casernirt, beziehen Löhnung, Menage und Brotgebühr mit einiger Aufbesserung und haben seit Anfang 1877 eine besondere Adjustirung mit speciellem Abzeichen erhalten.

In Rußland besteht mit dem betreffenden Namen nur das Finnische Kadettencorps, welches den Adeligen des Großfürstenthums Finland die Mittel in die Hand geben soll, ihre Söhne erziehen und militärisch ausbilden zu lassen. Etatsmäßig hat dasselbe 120 Zöglinge, von denen nach absolvirtem achtjährigem Cursus alljährlich etwa 10 austreten. In die Kategorie der Kadettenanstalten gehört aber auch das Pagencorps Sr. Kaiserl. Majestät, welches bezweckt, den Söhnen verdienter Personen eine Erziehung und eine militärische Ausbildung zu geben, welche für den Dienst in der Garde nothwendig ist. Von den etatsmäßigen 120 Zöglingen kommen jährlich etwa 10 nach absolvirtem siebenjährigem Cursus zur Entlassung.

Die in verschiedenen Schriften mit Kadettenanstalten in Parallele gestellten russischen Junkerschulen haben wesentlich andere Zwecke als die ersteren, denn sie sollen Infanterie-, Cavalerie- und Kosaken-Junkern, Unterofficieren und Urjadnik's (Kosaken-Unterofficiere), mögen sie nun Freiwillige oder Leute des Dienststandes sein, die den Officieren nöthige wissenschaftliche wie auch militärische Bildung geben. Dagegen haben die Militärgymnasien und die Militärprogymnasien mehrfache Analogien mit Kadettenanstalten. Erstere bereiten die Kinder von Adeligen, welche im Militärdienst stehen, in einem sechsjährigen Cursus zum Eintritt in die Kriegsschulen vor, während letztere die Söhne von Officieren und Militärbeamten für den Eintritt in die Junkerschulen geeignet machen sollen und dieselben direct zum Dienste als Unterofficiere entlassen. Ende 1880 bestanden von Militärgymnasien 18 mit zusammen 6560 Zöglingsstellen, und zwar 3 in Petersburg, 3 in Moskau und je 1 in Plotzk, Nishnij-Nowogrod, Orel, Poltawa, Woronesch, Kiew, Orenburg, Omsk, Simbirsk u. s. w., und von Militärprogymnasien 8 mit zusammen 1700 Zöglingsstellen und zwar in Petersburg, Moskau, Pskow, Jaroslaw, Jelisawetgrad, Orenburg, Omsk und Simbirsk.

Ganz eigenartig ist das Kadettenwesen in der Schweiz gestaltet. Hier werden die Schüler der Elementarschulen, der Realschulen und der Gymnasien, wenn sie das Alter von 12 Jahren und dabei die erforderliche körperliche Geeignetheit erreicht haben, im Frühjahr und Herbst an mehreren Abenden der Wochentage durch Officiere und Exercirmeister militärisch geübt. Die betreffenden Jünglinge werden dann Kadetten genannt. Diese Einrichtung ist eine sehr alte, denn schon 1631 wurde zu Winterthur die erste Kadettenabtheilung gebildet; jetzt zählt man 78 verschiedene Corps, von denen 66 der Infanterie und 12 der Artillerie angehören und die im Ganzen etwa 8000 Eleven umfassen. Für die Kadetten wird ein eigenes, sehr leicht construirtes Gewehr vom Staate geliefert; die einzelnen Corps haben verschiedene Uniformen. Ueber den Nutzen, welchen die Eidgenössische Armee aus dieser Gestaltung des Kadettenwesens zieht, gehen die Meinungen weit auseinander; jedenfalls liefern die Schweizer-Kadetten nur ein sehr geringes Contingent an Officieren und Unterofficieren.

Auch in der Marine hat sich der Ausdruck Kadet eingebürgert und zwar als die Benennung der Officiers-Aspiranten. Bei der deutschen Marine werden diese Aspiranten als Kadetten zur See theilweise in der Marineschule zu Kiel wissenschaftlich, theilweise an Bord besonderer Schulschiffe praktisch ausgebildet. Nach abgelegtem Examen werden sie zu Seekadetten mit dem Range eines Portepéefähnrichs der Landarmee ernannt und erhalten dann ihre weitere praktische Ausbildung an Bord in Dienst gestellter Schiffe oder auch auf Schulschiffen; nach gesammter dreijähriger Fahrzeit auf See besuchen sie dann behufs Ablegung des Officiersexamens

die Marineschule. Die von der kaiserlichen Admiralität herausgegebene Rang- und Quartierliste der kaiserlichen Marine für das J. 1882 führt 36 Kadetten und 80 Seekadetten namentlich an. — Analoge Einrichtungen bestehen in den Marinen fast aller Staaten, wenn auch unter verschiedener Benennung. In Oesterreich werden die jungen Leute, welche sich der Seecarriere widmen, Seeaspiranten, in England naval cadets genannt, letztere werden dann zu Midshipmen ernannt, welche in gewissem Sinne den deutschen Seekadetten entsprechen, aber den Secondelieutenantsrang der Landarmee besitzen.

(*von Löbell.*)

KADI ist der aus dem Arabischen in sämmtliche islamitische Sprachen übergegangene Titel eines Richters, welcher nach dem Scher'i-scherif, dem aus dem Koran und seinen Commentaren abstrahirten göttlichen Recht der Mohammedaner, seine Entscheidungen trifft. Wie die Mufti oder Rechtsgelehrten und die Imame oder Moscheengeistlichen, werden die Kadi als Softa, theologische Studenten, auf den mohammedanischen Hochschulen, den Medresse, für ihren Beruf vorbereitet; mit beiden zusammen bilden sie das Corps der Ulema, als dessen vornehmste Mitglieder sie gelten, obwol das allgemeine Oberhaupt, der Scheich-ul Islam oder Großmufti, immer den Gelehrten entnommen wird. Die vom Kadi erlassene Sentenz ist, weil sie als religiöse Satzung gilt, inappellabel, und da ihm zur Begründung eines Urtheils nach dem Scher'i-scherif die Aussage zweier mohammedanischer Zeugen ohne Rücksicht auf deren Zuverlässigkeit genügt, so ist klar, daß ihm eine große Missbräuche ermöglichende Amtsgewalt zusteht. Dagegen ist sein Forum nicht obligatorisch, und ebenso ist er nicht befugt, in contumaciam zu urtheilen; auch dauert seine Amtirung an einer Stelle nur ein Jahr. Die sich von seiner Misgunst bedroht glaubende Partei kann also vor erflossener Sentenz den Fall bei dem höchsten Gerichtshofe, dem Ars-Odassi zu Constantinopel anhängig zu machen suchen, oder sich bis zum Amtsantritt des Nachfolgers außerhalb des Jurisdictionsbezirkes aufhalten. Die am höchsten stehenden Kadi sind die in Constantinopel residirenden Kadiaskjer von Rumelien und Anatolien; dann folgen der Kadi von Constantinopel, derjenige von Mekka, diejenigen von Adrianopel, Brussa, Beirut und Kairo, endlich diejenigen von Galata, Ejub (einer Vorstadt Constantinopels), Smyrna, Jenischehr, Salonik und Aleppo. Weiter sind die Dewrije, d. h. die abwechselnd mit bestimmten richterlichen Commissionen betrauten, und die Mufettisch, die mit Streitsachen über Wakuf (Todte Hand)-Güter beschäftigten Specialrichter, zu erwähnen, auf welche dann die gewöhnlichen Kadi folgen. Solcher gibt es in der Hauptstadt jedes größern Verwaltungsbezirks; überall steht ihnen eine Mechkemeh, ein islamitischer Gerichtshof zur Seite, welchem der Kadi präsidirt. Nach dem Ehrentitel der vornehmeren Kadi, Mola, werden die Jurisdictionsbezirke derselben Mewlewije genannt; man rechnet deren in der Türkei 24. In die seinem Bezirk angehörigen Districts-Vororte entsendet der Kadi seine Naibs, Delegirten. In dem mohammedanischen Theile Ostindiens, wo dieselben Einrichtungen bestehen, war früher die Stellung dieser Naib noch eine so hervorragende, daß die Engländer aus der arabischen Mehrzahl des Wortes, nämlich „Nawwab", ihr „Nabob" gemacht haben. — Schon längst hatte sich fühlbar gemacht, daß zu den modernen Verhältnissen, wie sie in der Levante in Handel und Wandel, ja sogar im innern Staatsrecht, der Stellung der verschiedenen Religionsgesellschaften zueinander, zur Geltung gelangt waren, der Kadi mit seinen dem frühen Mittelalter entstammenden starren Rechtskategorien nicht mehr passe, und so wurden denn zunächst in Constantinopel, dann aber auch an anderen Haupt-Verkehrsstellen für Straffälle Criminalgerichte (Dschenajet-Medschlissi) und für Handelssachen Handelsgerichte (Tidjharet Mechkemessi) eingesetzt, auf welche ein großer Theil der früheren Competenz des Kadi überging. Nur in Verlassenschafts- und Ehe-Streitigkeiten und den häufigen auf Wakuf bezüglichen Fällen blieb seine Autorität vorläufig unbestritten. Seine Einnahmen bestehen außer einem kleinen Gehalt in nach Procenten von dem Werthe des Streitobjects berechneten Sporteln; sie gelten bei manchen Aemtern als recht erheblich. Durch die in den letzten Jahren geschehene Einsetzung von erstinstanzlichen Gerichten (Bedajet Mechkemessi) in den Sandschaks und von Appellhöfen (Istinaf Mechkemessi) in den General-Statthalterschaften, sowie die Ernennung von Staatsanwälten (Mudda'i'umumi) für dieselben, dürfte die völlige Beseitigung der Kadi angebahnt sein.

(*G. Rosen.*)

Kähdingerland, so viel wie Kehdingen (s. d.).

KADJAK (Kadiak gesprochen) ist ein zum ehemaligen russischen Amerika gehörender Archipel in 58° n. Br. und zwischen 152 und 154½° westl. L. v. Gr., von der Halbinsel Aliaska durch die Aliaska- oder Schelikoff-Straße getrennt und in der Fortsetzung der gebirgigen, auch Gold führenden Kenai-Halbinsel gelegen. Einschließlich der im 160. Meridian gelegenen Schumagin-Inseln umfassen sie 162,25 g. □M. (das wäre etwa die Größe von Corsica). Der Name scheint von dem Eskimo- oder Innuit-Namen Kaniág abzustammen Zusammengesetzt ist der Archipel aus den Inseln Kadják Afognák, Tugidak, Sitkinak, Murmelthier-Insel (Ivráskin), Tannen-Insel (Yelówy), Wald-Insel (Lésnoi), Schirikoff-Insel oder Ukamok. Eine kleine Gruppe im N.W. von Schirikoff heißt die Sémidi-Inseln; eine andere am Eingange der Cooks-Einfahrt die Barren-Inseln (Bezplodnoi); und im Nord-Osten von diesen liegt die Gruppe der drei Schugatz-Inseln (nicht zu verwechseln mit dem Schugatsch-Golfe oder dem Prinz-William-Sunde). — Zahlreiche längere und kürzere Fjorde schneiden ringsum in die gebirgige Insel ein, deren Gesteinsarten, namentlich vielfach Talk- und Chloritschiefer, mit denen der Kenai-Halbinsel übereinstimmen. Die geschützteren Theile der Insel sind mit schönem Wald bestanden und enthalten, nebst den Küsten von Cooks-Einfahrt, einen großen Theil der besten Ansiedelungs- und Gras-Ländereien. Sie sind gut bevölkert und sind Handelsmittelpunkt des Alaska-

Territorium. St.-Paul ist nach Lage und Wichtigkeit der Hauptort und verdient viel mehr als Sitka Hauptstadt von Alaska zu sein. Es ist zu verschiedenen Zeiten Haupt-Depot der Compagnie gewesen, aber aus politischen Gründen hielt man den Hauptort so südlich als möglich. Außer St.-Paul sind noch drei Dörfer vorhanden an der Drei-Heiligen-Bai, Afognak, Fichten- und Wald-Insel, und eine Anzahl von Ansiedelungen Eingeborener. Das Depot der Eis-Compagnie befindet sich auf der Wald-Insel. Ein häufiger und merkenswerther Grundzug in diesem Theile der Küste sind die Nadel-Felsen, welche sich fast allenthalben vorfinden. — Auf den westlich von Kadjak gelegenen Sémidi-Inseln und auf Schirikoff oder Ukamok hatte die Compagnie eine Factorei. Das Murmelthier (Arctomys *Parryi*) war hier eingeführt worden und hat sich dermaßen vermehrt, daß man eine Anzahl von Personen von Sitka als Strafen für leichte Vergehen hierher schickte, um die Felle zuzurichten. Auf Pópoff und Unga in der Schumagin-Gruppe befinden sich Ansiedelungen; Unga hat zwei vortreffliche Häfen. Kohlen-Hafen an der Nordseite ist überreich an Kabliaus und für die Fischer ein gewöhnlicher Platz zum Zusammentreffen.

Im Jahre 1763 entdeckte Glótoff die Insel Kadjak, wo er überwinterte, obwol die Eingeborenen sich feindlich erwiesen; im Mai 1764 verließ er Kadjak. 1794 wurden die ersten Ansiedler aus Sibirien hierher geschafft, 265 Personen nebst Waaren, und da viele bald starben, noch 90. Beim ersten Census, im Jahre 1795, zählte man 3600 erwachsene Eingeborene männlichen und weiblichen Geschlechts. 1796 wurde die erste russisch-griechische Kirche gebaut. 1825 verlegte Schistakoff, der Nachfolger Murawjew's, das Hauptdepot der Compagnie von Sitka nach St.-Paul auf Kadjak. Seit 1850 zog man mit Erfolg Rinder auf Kadjak und an Cooks-Einfahrt. 1861 wurde die Regierung ausschließlich in die Hände des Hauptdirectors der Compagnie gelegt, und das Territorium wurde in sechs Districte getheilt: 1) Sitka, vom Elias-Berge südlich. 2) Kadjak, vom Elias-Berge bis zur Bristol-Bai, incl. der Schumagin-Inseln. 3) St.-Michaels, einschl. Norton-Sund, den Jukon und den Kuskoquim. 4) Unalaschka, von den Schumagin-Inseln bis Pribyloff, einschl. der Fuchs-Inseln. 5) Atka, einbegriffen die Reihe der übrigen Aleuten- und Commandeur-Inseln. 6) Kurilen. Der geistliche Hauptort blieb Sitka, und es bestanden sieben Missions-Districte: Sitka, Kadjak, Unalaschka, Atka, Kenai, Nuschergák und Kwikhpak. Die Kirchen wurden durch freiwillige Gaben erhalten. 11 Priester und 16 Dekane waren vorhanden. 1846 gab es 531 christl. Thlinkiten, 1854 nur 38, 1859 nur 42. Schelikoff richtete die erste und zweite Schule in Kadjak ein, in welcher russische Sprache, Rechnen und Religion gelehrt wurde. 1841 wurde in Sitka eine geistliche Schule eröffnet, welche 1845 zum Range eines Seminars erhoben ward: alles aber in sehr schlechtem Zustande. In Sitka war ein Hospital mit 40 Betten, in Kadjak mit 10 eingerichtet; in letzteres waren 1860 eingetreten 550 Kranke, und 12 starben. (*W. H. Dall*, Alaska and its Resources. Boston 1860.)

(*G. A. v. Klöden.*)

KADJAKEN (Kadjakisch). Das Kadjakische ist eine dem Eskimo nahe verwandte Sprache. Wenjaminow, dem wir eine dürftige Grammatik dieser Sprache zu verdanken haben, theilt dieselbe in sechs Mundarten: Kadjakisch, Alegmutisch, Tschugazisch, Tschnagamutisch, Malegmutisch und endlich die Mundart der seßhaften Tschuktschen oder Namollen (wohl zu unterscheiden von den nomadisirenden Tschuktschen, welche sprachlich in gar keiner Beziehung zu jenen stehen).

Da Wenjaminow's Angaben über die kadjakischen Lautverhältnisse höchst ungenügend sind, läßt sich nur vermuthungsweise sagen, daß dieselben im Wesentlichen mit denen der Eskimo-Sprache übereinstimmen. Dort wie hier ist die Gutturalreihe die bestentwickelte (q, γ, χ, k, g, ŋ). Unter den Vocalen kennt das Kadjakische nur die folgenden: a, e, i, u, ein Laut, welcher, wol ähnlich dem schwedischen o zwischen o und u die Mitte hält, und y, welches dem dumpfen i-Laut der slawischen Sprachen entspricht. Das e scheint überdies nur in Verbindung mit folgendem i vorzukommen, sodaß es möglicherweise als bloße Schwächung des a anzusehen ist.

Seinem Baue nach gehört das Kadjakische zu den agglutinirenden Sprachen. Die Wort- und Formenbildung findet ausschließlich auf dem Wege der Suffigirung statt. Gleich dem Grönländischen besitzt das Kadjakische außer dem Singular und Plural noch einen Dual. Das Possessivverhältniß wird durch gewisse Possessivsuffixe zum Ausdruck gebracht, z. B. ádaq, Vater; adáγa, mein Vater; adán, dein Vater; adtí, sein Vater u. s. w. Das Verbum soll eine große Anzahl von Formen aufzuweisen haben; doch läßt sich hierüber nichts Bestimmtes mittheilen, da Wenjaminow leider unterlassen hat, auf diesen Punkt näher einzugehen.

Die folgende Tabelle der Zahlwörter von 1 bis 10 mag das Verhältniß des Kadjakischen zum Grönländischen und Namollischen veranschaulichen.

	Grönländisch.	Kadjakisch.	Namollisch.
1	atauseq	alinuk	atašek
2	maχdluq	maluk	malχok
3	piñasut	piñayun	piñayu
4	sisamat	tšitaman	ištamat
5	tadlimat	taliman	tatlimat
6	aχfineq-atauseq	aχuinlñin	aχwinljaq
7	aχfineq-maχdluq	malχuñin	malχuk
8	aχfineq-piñasut	iñljulin	piχayunyn
9	aχfineq-sisamat	kulñuyan	aχpinlik
10	qulit	qulin	kule

Quellen: *S. Wenjaminow*, Zamĕčanija o Kološenskom i Kadjakskom jazykach. Sanktpeterburg 1841. Fr. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, II, 1, S. 179.

(*W. Grube.*)

KADLUBECK (Vincentius). Mit diesem Namen wird der um 1160 in Opatow geborene polnische Chronist Vincentius bekannt (der Name Kadlubek wurde ihm als Patronymicum beigegeben). Er war, nachdem er sich auf einer italienischen oder französischen Universität den Magistergrad erworben hatte, — als Magister Vincentius tritt er zuerst in einer Urkunde von 1189 auf — Probst der Collegiatkirche zu Sendomir, und nach dem Tode des Bischofs Fulco von Krakau dessen Nachfolger. Als Bischof von Krakau (1208—1218) betheiligte er sich 1215 an der Krönung des siebenjährigen ungarischen Prinzen Koloman und der jungen Tochter des Herzogs Leszek von Krakau zum König von Halicz. Nach mehrjährigen Kämpfen der Ungarn und Polen miteinander und gegen russische Fürsten um den Besitz des Fürstenthums Halicz nach dem Tode des haliczer Fürsten Roman, der bei Zawichost gegen die Polen gefallen war (1205), verbanden sich der ungarische König Andreas II. und der Herzog Leszek zu einem gemeinsamen Vorgehen, nach welchem Koloman mit Salomea, der Tochter Leszek's, sich vermählen und unter dem Schutze von Ungarn und Polen über Halicz herrschen sollte. Nach einer späteren, aber glaubwürdigen Nachricht erhielt der krakauer Bischof Vincentius den Auftrag, Salomea nach Halicz zur Krönung zu geleiten, welche von dem vom Papste Innocenz III. dazu beauftragten Erzbischof von Gran unter Theilnahme des krakauer Bischofs vorgenommen wurde. Wenige Jahre später, 1218, entsagte Vincentius freiwillig der Bischofswürde und zog sich in das von ihm durch eine Schenkung bedachte Cisterzienserkloster Jędrzejow (Morimundus minor) zurück, wo er im Jahre 1223 starb und begraben wurde. Die Zeit seiner Muße, die er in dieser stillen Zurückgezogenheit fand, benutzte er zur Abfassung seiner polnischen Chronik, welche in vier Büchern die sagenhafte Urgeschichte und die beglaubigte Geschichte der Polen seit der Einführung des Christenthums bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts enthält. Die Form der ersten drei Bücher, in welchen der Erzbischof von Gnesen, Johann, und Matthäus, der Bischof von Krakau, über die Urgeschichte und die ältere christliche Geschichte Polens sich unterhalten, von denen der zweite die polnischen Geschichten erzählt, der erste aber Analogien aus der Geschichte des Alterthums anführt, hat Lelewel zu der Annahme veranlaßt, der Verfasser dieses Theiles der Chronik sei Matthäus, dessen Arbeit Kadlubek seinem Werke einverleibt habe (Ueber Matthäus vom Geschlecht der Cholewa, Wilna 1811), eine Annahme, welche durch die Ausgabe der Chronik des Vincentius nach dem Codex Eugenianus von Przezdziecki und durch Zeißberg's Buch über Vincentius Kadlubek, Wien 1869, beseitigt worden ist. Der Umstand, daß Johann als Bischof von Breslau und der krakauer Bischof Matthäus besonders eifrige Verehrer und Förderer des Cisterzienserordens in Polen waren, hat Kadlubek, der selbst durch seine Schenkungen an die Cisterzienserklöster Jędrzejow und Sulejow und noch mehr durch seinen Eintritt in die Gemeinschaft der Mönche zu Jędrzejow seine Anhänglichkeit an diesen Orden bekundet hatte, bewogen, sie als Gewährsmänner und Interpreten der ältern polnischen Geschichte einzuführen. — Das Werk, die erste von einem Polen in lateinischer Sprache geschriebene polnische Chronik, ist eine rhetorisch gehaltene, durch Reminiscenzen aus Justin, Lucan, Cicero, Seneca, Quintilian, Ovid und einer Alexandersage ausgeschmückte Chronik, die in der älteren Partie auf Gallus, seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf eigener Information beruht, und für diese Zeit die einzige umfängliche Quelle für die polnische Geschichte ist. Die Urgeschichte des ersten Buches ist nach den Ausführungen v. Gutschmidt's (im 17. Bande des Archivs f. österr. Geschichtsforschung) die durch gelehrte Interpretation verunstaltete altpolnische Sage. — Ausgaben der Chronik des Vincentius sind: die von Herburt in Dobromil 1612; die von Kownazki 1824; die vom Grafen Przezdziecki, Krakau 1862; die von A. Mulkowski, Krakau 1864. — Vgl. Zeißberg: Ueber Vincentius Kadlubek in „Polnische Geschichtschreibung des Mittelalters", Leipzig 1873, S. 49—78. (*W. Nehring.*)

KADMEA (ἡ Καδμεία), der älteste Theil der Stadt Theben in Böotien, welcher der Tradition nach von Kadmos, dem eponymen Heros des wahrscheinlich orientalischen (semitischen?) Volksstammes der Καδμεῖοι oder Καδμείωνες gegründet ist und nachdem weitere Stadttheile hinzugefügt und nach der Sage von Amphion und Zethos ummauert worden waren, als Akropolis der ganzen Stadt diente (vgl. *Paus.* IX, 5). Sie nahm den westlichsten der von den Mauern des siebenthorigen Theben umschlossenen Hügel ein, sodaß die an ihrem westlichen Rande sich hinziehende Befestigungsmauer zugleich einen Theil der Ringmauer der Stadt mit dem nach seiner Lage αἱ Ὕψισται πύλαι genannten Stadtthore bildete; sie war aber auch an den übrigen Rändern gegen die Unterstadt durch eine aus großen Blocken von ziemlich unregelmäßiger Form erbaute Ringmauer abgeschlossen, sodaß eine in der Kadmeia liegende Besatzung sich auch gegen die untere Stadt längere Zeit halten konnte, wie dies beim Aufstand der Thebaner gegen Alexander d. Gr. im Jahre 335 der Fall war (vgl. *Arrian.* Anab. I, 7, 9). — Außer den Befestigungen enthielt die Kadmeia noch verschiedene Heiligthümer: des Zeus Hypsistos, des Zeus Ammon (mit einer von Pindar geweihten, von Kalamis gearbeiteten Bildsäule), der Tyche (welche den Knaben Plutos tragend dargestellt war), der Aphrodite (mit drei alten Schnitzbildern der Göttin, welche als Weihgeschenke der Harmonia, der Gattin des Kadmos, betrachtet wurden) und der Demeter Thermophoros; das letztere nahm nach der Tradition die Stelle ein, auf welcher einst das Wohnhaus des Kadmos und seiner Nachkommen gestanden haben sollte. Zu der Zeit, als Pausanias Theben besuchte, d. h. in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., befand sich vor diesem Heiligthume der Demeter der städtische Marktplatz; es war nämlich damals die bewohnte Stadt auf dem Hügel der Kadmeia, den auch das jetzige Städtchen Thiva einnimmt, verbrannt, der übrige Raum der Stadt verlassen und mit

Ausnahme der Heiligthümer verödet. — Vgl. *Paus.* IX, c. 8, 5; c. 12, 3 fg.; c. 16, 1 fg.; dazu Burſian, Geographie von Griechenland I, 227 fg.

(*C. Bursian.*)

KADMILOS (Kasmilos), ſ. Kadmos und Kabiren.

KADMOS, Cadmus. Den richtigen Weg zur Erkenntniß der verſchiedenen in der griechiſchen Götter- und Heroenſage auftretenden Weſen dieſes Namens[1]) hat bereits O. Müller gezeigt, Orchom.[2] S. 111—115 (vgl. Proleg. S. 149 fg.), durch den Nachweis der geſchichtlichen und religionsgeſchichtlichen Verhältniſſe, unter denen jene aus einheitlicher Grundform ſich herausgeſtaltet haben; Welcker's Abhandlung „Ueber eine kretiſche Colonie in Theben" bezeichnet bei vielen glücklichen Einzelbemerkungen dem gegenüber im Ganzen einen Rückſchritt. Aus der ſonſtigen Literatur ſind hervorzuheben Unger's „Thebana paradoxa" als Fundgrube entlegener und unberückſichtigter Notizen, beſonders aber die einſchlägigen Partien aus H. D. Müller's „Mythologie der griechiſchen Stämme", in denen O. Müller's Unterſuchungen in weſentlichen Punkten berichtigt und ergänzt werden (I, 7. 235 fg.; 293—314; II, 312—328).

Auszugehen iſt mit O. Müller von der Tradition, daß Hermes von den Böotern, insbeſondere den Thebanern, ſowie von den Tyrſenern — d. h. den tyrſeniſchen Pelasgern — Kadmos und Kadmilos oder Kasmilos[2]) genannt wurde (*Lycophr.* 162. 219 mit *Tzetzes* und *Scholl.*; *Etym. Gud.* s. v.; Neuhäuſer „Cadmilus" p. 49 sq.). Dazu ſtimmt, daß der auf den wichtigſten Cultſtätten der tyrſeniſchen Kabiren (Imbros, Lemnos, Samothrake) nachweisbare kabiriſche Kadmos-Kadmilos ausdrücklich mit Hermes identificirt wird, deſſen Dienſt ſich nach den im Artikel „Kabiren" zuſammengeſtellten Thatſachen als Hauptbeſtandtheil der Kabirenreligion erweiſt (*Scholl. Apoll. Rhod.* I, 917; *Herod.* II, 51). Endlich fällt Kadmos auch im Mythos mit Hermes zuſammen, wenn er, wie ſonſt der Gott, dem Zeus im Kampfe gegen Typhoeus zur Seite ſteht, wie ſchon Piſander von Kamira, ſpäter Nonnos berichtete (Lobeck, Aglaoph. p. 1253 sq.; H. D. Müller, Myth. I, 302). Es iſt alſo eine wohlbezeugte Thatſache, daß Kadmos eine Bezeichnung des thebiſchen Hermes war, unter welchem die argiviſchen Kadmeer, ſchon nach Ausweis ihres Namens, ihren Stammgott verehrten; von ihnen ſcheinen dann die tyrſeniſchen Pelasger Cult und Namen angenommen und auf ihre Inſelſitze übertragen zu haben (H. D. Müller I, 294 fg.). Indem nun die Mythen dieſes Gottes von den Nachfolgern der Kadmeer in Theben und Umgegend, den Böotern, nicht mehr in ihrer urſprünglichen Bedeutung verſtanden und empfunden, ſondern als geſchichtliche Vorgänge aufgefaßt und daher mit verwandten Elementen aus der Stammſage der Kadmeer verſchmolzen wurden, entſtand nach O. Müller's einleuchtender Vermuthung (Orchom. S. 113) der ſcheinbar ſo verſchiedene Heros Kadmos, deſſen am überſichtlichſten von *Apollodor.* III, 1. 4 erzählten Mythus wir jetzt betrachten wollen.

Agenor, Sohn des Poſeidon und der Libya und Bruder des Aegypterkönigs Belos, hatte in Europa (*παραγενόμενος εἰς τὴν Εὐρώπην*) die Telephaſſa geheirathet und mit ihr den Kadmos, Phoinix und Kilix gezeugt, ſowie die Europa, welche nach anderer und älterer Tradition vielmehr Tochter des Phoinix ſein ſollte.[3]) Als nun Zeus die Europa in Thiergeſtalt nach Kreta entführt hatte, ſandte Agenor ſeine Söhne aus, um ſie zu ſuchen, mit dem Bedeuten, ohne ſie nicht zurückzukehren; Telephaſſa aber zog mit ihnen, ebenſo Thaſos, der bald als ihr Oheim, bald als Bruder oder Geſchwiſterkind erſcheint. Aber alle Bemühungen der Ausgezogenen ſind vergeblich, und da ſie ſich den Weg zur Heimat verſchloſſen ſehen, ſo gründen ſie ſich neue Heimſtätten, Phoinix in Phönikien, Kilix am Pyramosfluſſe im ſpäteren Kilikien, Thaſos auf der nach ihm benannten Inſel, Kadmos, dem Telephaſſa folgt, in Thrakien. Hier ſtarb Telephaſſa; Kadmos beſtattete ſie und zog nach Delphi, um das Orakel wegen der Schweſter zu befragen. Der Gott antwortete, er ſolle um die Schweſter nicht weiter ſorgen, ſondern ſich eine durch weiße mondförmige Flecken zu beiden Seiten des Rückens gekennzeichnete Kuh aus den Heerden des Pelagon in Phokis zur Führerin wählen und da eine Stadt gründen, wo ſie ermüdet niederſinken werde.[4]) Kadmos entführte oder kaufte dieſe Kuh, wie ihm befohlen, und folgte ihr nach in das ſpätere Böotien, wo ſie ſich niederlegte an dem Platze, auf dem ſpäter Theben gegründet wurde. Um die Kuh der Athene zu opfern, ſchickte er einige ſeiner Genoſſen an die Quelle des Ares nach Waſſer. Dieſe bewachte ein Drache, Sohn des Ares und der Erinys Tilphoſſa[5]), der den Zugang verwehrte und die Abgeſandten umbrachte. Da zog Kadmos ſelbſt hin und tödtete das Ungeheuer. Auf Athenens Rath aber pflügte er den anſtoßenden Acker (*Hyg.* fab. 178; *Ovid.* Met. III, 104) und ſäete die Zähne des Drachen, worauf gewappnete Männer

1) Eine ſichere Deutung iſt noch nicht gegeben. Vielen Beifall hat Welcker's Herleitung von *κάζω* (= Bildner, Dröner gefunden (Kret. Kol. S. 23 fg.), vgl. O. Müller, Proleg. S. 151; ähnlich noch neuerdings H. D. Müller, Indogerm. Sprachbau S. 207. J. Baunack faßt *κα* = *κατά* (wie in *Κασταλία* u. a.: Curtius, Studien X, 109 fg.) und erkennt in *-δμος* die Wurzel *δαμ* (*δάμνημι*), vergl. *Ἄδμης*; ſodaß ſich eine für den Heros wie den Gott des ſiegreich eindringenden Stammes gleich paſſende Bedeutung ergeben würde; vergl. jedoch den Künſtlernamen *Εὔκαδμος*. Die Ableitungen aus ſemitiſchem Sprachgebiete hat gut zurückgewieſen Neuhäuſer, Cadmilus p. 64 sq., während ſeine eigene Deutung „procurator, administer" (von *κήδω*) wenig glücklich erſcheint. 2) In dem Deminutivum erkennt Welcker, Kret. Kol. S. 31, vielleicht mit Recht, ein Zeugniß von der Auffaſſung des Hermes als Kind, wodurch dem Kabirendienſte ein neues Element der altargiviſchen Stammreligion (H. D. Müller II, 355) zugewieſen würde.

3) Vgl. *Hom.* Il. XIV, 34; *Apollod.* a. a. O.; *Paus.* VII, 4, 2; H. D. Müller, Myth. I, 305. Ueber die an die Spitze geſtellte Genealogie vergl. H. D. Müller I, 57 fg. 4) Vgl. noch *Scholl. Eur. Phoen.* 608; *Arist.* Ran. 1256; *Paus.* IX, 2, 1; Unger p. 3 sq., dissertat. Halens. IV p. 27 sq. 5) *Schol. Soph. Ant.* 126. Vergl. K. Tümpel, Fleckeiſen's Jahrbb. Suppl. XI, 695. 706 fg.

aus der Erde hervorwuchsen, die man Sparten nannte. Diese erschlugen einander, entweder weil sie unter sich in Streit geriethen oder, nach Pherekydes, weil Kadmos, wie Jason, Steine unter sie warf und sie meinten, das hätten einige unter ihnen gethan. Nur fünf blieben am Leben und schlossen untereinander und mit Kadmos Frieden und Freundschaft: Echion, Udaios, Chthonios, Hyperenor, Peloros, nach Timagoras *Schol. Eur. Phoen.* 670. 942 auch Kreon. Die Blutschuld, die Kadmos durch den Mord des Drachen und der Drachensöhne auf sich geladen[6]), mußte er dem Ares erst durch achtjährige, den Zeitraum des „großen Jahres" ausfüllende Knechtschaft abbüßen. Darauf überwies ihm Athene die Herrschaft von Theben, Zeus aber gab ihm Harmonia, die Tochter des Ares und der Aphrodite (nach andern Elektra: Unger S. 273) zum Weibe. Zur Hochzeitsfeier ihrer Schützlinge stiegen alle Götter vom Olymp herunter zur Kadmea, welche Kadmos und seine Genossen im Verein mit den Sparten (Unger S. 13) gebaut hatten.[7])

Auf den ersten Blick erkennt man, daß in diesem Mythencomplex — den Verfasser absichtlich in engstem Anschluß an den antiken Mythographen wiedergegeben hat, ohne die leichterkennbaren Fugen und Unebenheiten zu verdecken und zu glatten — ganz verschiedenartige und widerstrebende Elemente verbunden und in Eins verarbeitet sind. Als Grundlage ergibt sich jener bei Gelegenheit der samothrakischen Kabiren besprochene religiös-symbolische Mythus der Kadmeer und Tyrsener, in welchem Hermes-Kadmos[8]) die während der Winterszeit verschwundene Demeter-Europa suchte, wiederfand und sich mit ihr in heiliger Ehe vermählte.[9]) Daß dieser Mythus ursprünglich in Böotien heimisch war, beweist, abgesehen von den oben besprochenen religionsgeschichtlichen Verhältnissen, die thebische Localtradition vom Verstecke der Europa auf dem teumessischen Berge[10]), sowie die Thatsache, daß sich Europa in alterthümlich-religioser Geltung nur in Lebadeia, vielleicht auch in Kopai erhalten hat.[11]) Ein Ueberbleibsel religioser Symbole ist wol in der durch mondförmige Flecken gekennzeichneten Kuh zu erkennen, der Kadmos in dem historisch aufgefaßten Mythus folgt, wie ursprünglich der kuhgestalteten Göttin selbst.[12]) Dieser religiose Kern ist nun völlig überwuchert und verdeckt durch legendenartige und historische Elemente, in welchen Kadmos als Stammheros der argivischen Kadmeer aufgefaßt und in durchsichtiger Symbolik ihre von Norden her erfolgte Einwanderung in Theben berichtet wird. In der Stadt hausten vorher neben den Tyrsenern als Herrscher die thrakischen Aonen und verwandte Volkselemente (*Paus.* IX, 5, 1), Verehrer des Ares und der durch tyrsenischen Einfluß zur Aphrodite Apostrophia gewordenen Erinys Tilphossa.[13]) Ihnen geborte vermuthlich der ursprünglich naturisymbolische Mythus vom Drachenkampf, sowie die durchsichtige etymologische Legende vom autochthonen Ursprung der edeln Spartengeschlechter.[14]) Als nun die Kadmeer in Theben eindrangen, trat zunächst an Stelle eines analogen Wesens aus der Aresreligion[15]) Hermes-Kadmos als Ueberwinder der durch den Drachen symbolisirten finsteren Gewalten, zugleich aber gewann der Mythus historische Bedeutung, indem der Drache als Repräsentant der alten Einwohnerschaft gefaßt wurde (Welcker, Kret. Kol. S. 78[176]). So scheint sich denn auch im Verhalten der Drachensöhne gegenüber Kadmos das Schicksal der Aonen widerzuspiegeln, die — wenn die Tradition bei *Paus.* IX, 5, 1 Glauben verdient — nach blutigem Kampfe mit den Kadmeern Frieden schlossen und sich in ihr Gemeinwesen aufnehmen ließen.[16])

---

6) Die Worte Apollodor's ἀπ' ἀν ἔκτεινεν können nicht auf den Drachen allein bezogen werden. 7) Die Gründung der Kadmea wird in allen besseren Quellen vom Bau der Mauern durch Amphion und Zethos unterschieden (Unger p. 15 sq.), sodaß man die immerhin fragliche Beziehung der sieben Thore auf semitische Religion nicht für das Phönikerthum des Kadmos anführen darf. 8) Die Identität des Heros Kadmos mit dem als Gemahl der Demeter erwiesenen Gotte wird bestätigt durch die Tradition, daß Kadmos im Tempel der Demeter Thesmophoros gewohnt habe (*Paus.* IX, 16, 5). 9) Europa war Beiname der Demeter in Lebadeia (*Paus.* IX, 39, 4); die Beziehung der beiden im Mythus eng verbundenen Namen auf zusammengehörige Gottheiten sowie die samothrakische Festfeier erhebt die oben wiedergegebene Auffassung über allen Zweifel. Harmonia ist nach H. D. Müller nur als Stellvertreterin der von anderer Seite in Beschlag genommenen Europa zu betrachten. Ueber die zuletzt von Duncker, Gesch. V[5], 51 erneuten Versuche, Kadmos und Europa-Harmonia als göttliche Wesen der phönikischen Religion zu vindiciren, vgl. H. D. Müller I, 299 fg. 10) Europa soll hier, wie in Kreta, von einem Hunde, nach zweifelhafterer Tradition auch von einem Drachen bewacht gewesen sein (Unger p. 399 sq.; Usener, Rhein. Mus. XXIII, 337), wodurch ihr Aufenthalt deutlich als unterweltlich gekennzeichnet wird. So würde mit Kadmos dem Drachentödter, der auch als Herr des Hundes genannt wird (Unger p. 401), Hermes Kynanches Kandaules Argeiphontes sich berühren (Usener S. 335).

11) Vgl. Welcker, Kret. Kol. S. 21[42], wo aus einer kopaischen Münze mit dem Stiersymbol auf Europadienst geschlossen wird; merkwürdig genug, daß auch das mythologische hapax legomenon einer Demeter Tauropolos aus Kopai stammt (Keil zur Sylloge inscr. Boeot. S. 584). 12) Preller sieht in der Kuh II, 27 ein „Symbol der Ansiedelung"; ganz richtig, nur scheint die Wahl des Symbols aus einer Anzahl von gleich möglichen durch den alten religiösen Zusammenhang bestimmt, wie in analogen Fällen der Aeneassage: Klausen, Aen. S. 354; Welcker, Kret. Kol. S. 74. 166. Sonst bliebe auch jenes Zeichen unerklärt, welches dem Gottstiere der Europa gleichfalls zugeschrieben wird (*Moschos*, Eur. 84—88). Eine ganz ähnliche Sage von den thebischen Gephyräern: *Eustath., Hom.* Il. III, 222, p. 408. 13) Vgl. hierüber K. Tümpel in Fleck. Jahrbb. Suppl. XI, 696—722 und Verfasser das. 123, 295—300. 14) Näheres über die Entstehung und den Charakter der Spartennamen bei H. D. Müller II, 325 fg. und Tümpel S. 708. 713 fg. Dem Kadmos stehen die Sparten fremd gegenüber; für ihre Zugehörigkeit zu den thrakischen Aonen spricht auch noch ihre Verwandtschaft mit den Aloiden. 15) Erhalten in Perseus, wenn er die Gorgonen mit Schlangenhaar und Eberzahn tödtet, in deren Gestalt sich alle chthonischen Symbole der Aresreligion (wie besonders Eber und Schlange) verbinden: Fleck. Jahrbb. 123, S. 304[47]. Ueberraschender Weise legen auch die nur von *Tzetzes*, Lycophr. 1206 überlieferten Namen der vom Drachen bezwungenen Gefährten des Kadmos, Deileon und Seriphos (vergl. den Aresheros Perseus auf Seriphos) Beziehungen auf Ares nahe. 16) Vergl. Tümpel S. 712 fg. Ganz aber geht so die Rechnung nicht auf, insbesondere bleibt unerklärt, warum die Sparten — auch hierin

Unter den Einfluß der nämlichen historischen Verhältnisse ist die nach Maßgabe der samothrakischen Frühlingsfeier ursprünglich entschieden natursymbolisch gemeinte Ehe des Kadmos und der Harmonia getreten: Harmonia, als Gattin mit dem siegreich eindringenden Kadmos verbunden, wird zugleich als Tochter an das Götterpaar der unterliegenden Aonen angeschlossen und so die friedliche Vereinigung beider Stämme mythisch dargestellt. Als jüngsten Ansatz an den böotischen Stamm des Mythus wird man die Knechtschaft des Helden betrachten müssen, die wol mit Recht von O. Müller, Dor. I, 237 aus analogen Gebräuchen des Apollocultus zu Delphi hergeleitet ist, zumal Kadmos mit dem dortigen Orakel ausdrücklich in Verbindung gesetzt wird (anders O. Müller, Orchom. S. 213 und H. D. Müller II, 324). Die in der Kadmossage auftretenden Gottheiten Ares und Erinys Athena Demeter hat K. Tümpel (Fleckeisen's Jahrbb. Suppl. XI, 685—722) nachgewiesen in der räthselhaften auf der Kadmea verehrten Cultgruppe des Ares und der drei Aphroditen, sodaß auch in dieser Hinsicht nicht sowol dichterische Willkür wie religionsgeschichtliche Verhältnisse die Ausgestaltung des Mythus bestimmt zu haben scheinen.

Mit der Wanderung argivisch-kadmeischer oder überhaupt böotischer Volkselemente wurden bald auch andere, zum Theil weit entlegene Orte in den Kreis des ursprünglich auf Böotien beschränkten Mythus gezogen[17]), und so verwandelte sich Kadmos, ähnlich wie Perseus und die Helden der Argonautensage, aus dem Stammheros allmählich in den seefahrenden Abenteurer. Von größter Bedeutung ist hier die kretische Sage von der Entführung der Europa durch Zeus, die H. D. Müller II, 317 fg. mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Wanderung argivisch-kadmischer Colonisten unter achäischer Führung gedeutet hat.[18]) Der bei Gortyna und auf dem dictäischen Berge localisirte Europamythus[19]) gewann auf dem sagenberühmten Eilande besonders durch die Verbindung mit dem hohen Nationalgotte eine solche Bedeutung, daß die böotische Localtradition dadurch ganz in Schatten gestellt und Europa von Kadmos in dem Vulgärmythus für immer getrennt wurde. In Kreta ist ferner nach H. D. Müller (I, 306 fg.) auf organischem Wege durch Berührung mit den mythisch als Phönikier aufgefaßten Karern die Ueberlieferung von dem phönikischen Ursprung zunächst der Europa, später des Kadmos erwachsen, welche nach der seit O. Müller (Orchom. S. 113) herrschenden Ansicht lediglich durch Trugschlüsse der Logographen entstanden sein soll.[20]) Dem phönikischen Kadmos hat man dann — und das ist wol die jüngste Schicht der Sage — die Einführung der Buchstabenschrift, der Metallbearbeitung und andere Kunstfertigkeiten zugeschrieben[21]), sodaß der Held im späteren Nationalbewußtsein in der That als der Culturbringer und Bezwinger der Barbarei erscheint, worin ältere und neuere Forscher vielfach seine Grundbedeutung gesehen haben.

Mehr äußerlich an den besprochenen Mythus angehängt als mit ihm verschmolzen ist die in ihren Grundzügen von *Apollodor.* III, 5, 4 (vergl. Unger S. 44—52) erzählte Sage von Kadmos und Harmonia in Illyrien. Nachdem Kadmos lange Jahre in Theben regiert und mit Harmonia Autonoe, Ino, Semele, Agaue und Polydoros[22]) gezeugt hatte (*Hes.* Theog. 975 fg.), verließ er Theben, von Dionysos vertrieben oder aus Kummer über das Schicksal seines durch den verschmähten Gott hart gestraften Hauses[23]), und zog mit seiner Gattin auf einem Stiergespann (*Eurip.* Bacch. 1333; *Steph. Byz.* s. v. *Βουθόη*) nach Illyrien. Hier verhalf er den von den Illyriern bedrängten Encheleern zum Siege und wohnte hinfort unter ihnen als ihr König. Nach langer glücklicher Regierung wurden er und sein Weib in Schlangen verwandelt und beide lebten entweder an der Grabstätte fort (*Callim.* fr. 104 fg.; *Ovid.* Met. IV, 600) oder wurden von Zeus ins Elysium (auf die seligen Inseln) versetzt (*Scholl. Pind. Pyth.* III, 153; *Eurip.* Bacch. 1339); ihr Sohn und Nachfolger in der Herrschaft war der gewaltige, von einer Schlange genährte Illyrios (Unger S. 51). Das Grabmal des Königspaares zeigte man bei Dyrrhachion (*Steph. Byz.* s. v.) am Drilonflusse, und in der Nähe scheint sich ein Heiligthum, wie in

---

den Aloiden verwandt — sich gerade gegenseitig morden. H. D. Müller's Ansicht, daß hier eine prototypische Beziehung auf alte Festbräuche zur Sühne des Drachenmordes anzunehmen sei, scheint um so wahrscheinlicher, als *Servius*, Aen. I, 317, einen ganz ähnlichen Brauch zur Sühnung des Mordes der thrakischen Harpalyke positiv überliefert („ut ad eius tumulum . . . propter expiationem per imaginem pugnae concurrerent").

17) Nach Sparta (wo Kadmos nach *Paus.* III, 15, 6, ein Heroon hatte) und Thera scheint die Sage durch die thebischen Aegiden verpflanzt zu sein; über Kadmos in Illyrien und Samothrake (Thasos, Thrakien) unten mehr. 18) Die Stiergestalt des Zeus ist der Symbolik der Kadmeer entlehnt, vgl. Anm. 11, 12. 19) Welcker, Kret. Kol. S. 4 fg. Europa am Flusse Lethaeus (wiederum unterweltlich) nach *Solin.* XI, 9, nach *Vibius Sequ.* vielmehr Harmonia (L. . . . ita dictus quod Harmonia . . . Cadmon ibi oblita dicitur), sodaß beide Gestalten wieder ineinander überspielen.

20) Ueber das Griechenthum des Kadmos sind sich wol alle Mythologen von Fach (vgl. noch Preller-Plew, II, 27 und Schömann, Gr. Alterth. I, 43) einig. Nur die Historiker haben, von den unleugbaren semitischen Elementen in der griechischen Cultur ausgehend, meist an Kadmos dem Phönikier festgehalten, so außer Movers besonders Brandis, Hermes II, 258 fg. und Duncker, Gesch. V⁵, 51. Die Sage protestirt geradezu dagegen, wenn Kadmos Bruder des Phoinix heißt (H. D. Müller I, 305) und Phoinix nach Phönikien zieht, wo also sein Vater Agenor nicht geherrscht haben kann. So verlegt denn auch Apollodor den Sitz des Agenor vielmehr nach Europa; in einer vereinzelten Tradition *Paroemiogr.* Gr. I app. V, 42 (= *Suid.* s. v. *Ἀγήνια κακά*) heißt Kadmos gar Sohn des thebischen Ogyges. Erst die Logographen machten die Ansicht von der ausländischen — phönikischen oder ägyptischen — Herkunft des Kadmos zur herrschenden: Welcker 64 fg.; Unger p. 12. 70. 21) Vgl. Jacobi, Wörterb. der Mythol. S. 516 Anm. Auch die Leitung der thebischen Quellen wird auf ihn zurückgeführt: Unger p. 111 extr. Merkwürdig, daß die Buchstabenschrift auch von dem mit Kadmos so eng verwandten Hermes erfunden sein soll. 22) Vgl. Eudoros, Sohn des Hermes und der Polymele. 23) Unger p. 51 sq. 385. Nach der sonderbaren euhemeristischen Tradition *Zenob.* IV, 45 wurde er gar von den Bürgern verbannt, weil er seinen Rivalen Linos erschlagen hatte.

Theben und Sparta, bekunden zu haben[24]), auch der Fluß Kadmos in Thesprotien (*Steph. Byz.* s. v. *Καδμεῖα*) scheint mit diesem Zweige der Kadmossage in Verbindung zu stehen. Eben diese localen Anknüpfungen machen es schwer glaublich, daß wir hier eine willkürliche Fiction vor uns haben, wie unter anderen Welcker, Kret. Kol. S. 89 (vergl. Jul. S. 116) annahm; vielmehr wird man mit Preller Plew II, S. 26 die Sage mit der von Herodot V, 61 überlieferten Einwanderung vertriebener Kadmeer in Zusammenhang bringen müssen, die zwar gleichfalls angezweifelt ist, aber in zahlreichen auf Boeotien und speciell Theben zurückweisenden Spuren in und bei Tyrrhachion eine Stütze findet.[25]) Unter den Schützlingen des Kadmos, den Enchelern — nach Andeutung ihres Namens „Drachensehne" wie die thebischen Sparten[26]) — wären dann eben jene aonisch-kadmeischen Volkselemente aus Theben zu verstehen, welches einst den Namen Enchelea getragen haben soll (*Joann. Ant.* fr. 8 = *Malal.* II p. 49, 6). Man bemerke übrigens, wie auch in diesem Sagengewebe die beiden Hauptsymbole des thebischen Kadmosmythus, Kuh und Schlange (letztere mit deutlicher Beziehung aufs Jenseit), nicht ohne Verständniß für den alten Sinn verwandt werden.

Endlich erzählte man auch auf Samothrake von Kadmos dem Heros und seinem Weibe Harmonia; die vermittelnden Träger der Sage waren hier, wie im Artikel „Kabiren" gezeigt ist, die von Theben ausgegangenen tyrsenischen Pelasger. Die samothrakische Sage tritt nun, anders wie die kretische und illyrische, in schärfsten Gegensatz zur thebischen, indem sie Harmonia als Schwester des Dardanos und Jasion, Tochter des Zeus und der Elektra, in das religios-genealogische System der Umgegend herüberzieht, die berühmte Hochzeit auf die Insel verlegt[27]) und Kadmos in Beziehung zur Kabirenweihe setzt und als einheimischen König behandelt (*Diod.* IV, 48, 5. 49; Unger S. 271 fg.). Es entspricht das ganz den hohen Ansprüchen, welche die „heilige Insel", die religiose Metropole der ganzen Umgegend, machte und machen konnte.[28])

Die nicht eben zahlreichen auf die Kadmossage bezüglichen Kunstwerke stellen meist den Drachenkampf dar und bieten dem Mythologen nichts wesentlich Neues.[29]) Von Interesse ist nur, daß auf einer Hydria aus Vulci außer einem zahlreichen Götterpersonal dabei auch Harmonia erscheint, sodaß die Hand der Göttertochter hier ganz anders und besser als bei Apollodor — allem Anschein nach als Preis für die Tödtung des Drachen hingestellt wird.[30]) Freilich ist schwer zu entscheiden, ob man darin eine selbständige Erfindung des Künstlers oder die Spur einer alten Sage wird erkennen müssen, in der etwa Harmonia, ähnlich wie ihre Doppelgängerin Europa vom Unterweltshunde, von dem gleichbedeutenden Drachen bewacht wurde.[31]) (*O. Crusius.*)

KADNIKOW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, 47 Kilom. nordöstlich von Wologda, an der Poststraße von Archangelsk nach Petersburg und Moskau und an der Sodima, einem Zuflusse der Peschma. Bei der Einrichtung des Gouvernements Wologda wurde das an dieser Stelle gelegene Dorf Kadnikow zur Kreisstadt erhoben. Kadnikow hat drei Kirchen, von denen die Kathedrale auf Kosten der Kaiserin Katharina II. erbaut ist, 43 Kaufläden, drei Schulen, drei Jahrmärkte und 1583 Einw. Weder in industrieller noch in commercieller Hinsicht ist Kadnikow von Bedeutung, denn der Handel beschränkt sich auf den Aufkauf von Butter, Leinwand und Fellen (im Werthe von 15,000 Rubel), die von hier aus nach Wologda und Kostroma geführt werden. Ebenso unbedeutend sind die Talglichtfabrik, die Bierbrauerei, die Färberei und eine Pfefferkuchenfabrik, in der jährlich 750 Pud Pfefferkuchen im Werthe von 2000 Rubel fabricirt werden. Der Import auf den Jahrmärkten besteht aus Tuch, Seidenzeugen, Wolle, Pferden, Getreide, Flachs und Oel.

(*A. v. Wald.*)

KADOM, bezirkslose Stadt im Temnikowschen Kreise des europäisch-russischen Gouvernements Tambow, 285 Kilom. im N.N.O. von Tambow an der schiffbaren Mokscha in einer niederen Sandebene gelegen, auf der sich zwei Sandhügel erheben, auf deren einem der Kirchhof der Stadt liegt. Kadom gehört zu den ältesten Städten Rußlands. Im J. 1426 wurde es vom Groß-

24) Vergl. jedoch Unger p. 50 sq. Auch zeigte man schlangenähnliche Steine, in welche das Paar verwandelt sein sollte: *Nonn. Dion.* 44, 116; *Dion. Perieg.* v. 395; Schneider, *Callim.* II, 365. 25) Epidamnus sollte angelegt sein wie Theben; auch die Amphion-Zethos-Sage war hier heimisch: Unger p. 44 sq. (der wol auch von diesen Traditionen zu gering denkt); nach dem Encheleischen Harpyia sollte Baton, der Wagenlenker des Amphiaraos, übergesiedelt sein (*Steph. Byz.* s. *Ἅρπ.*) u. s. w. 26) Die sprachliche Verwandtschaft von *ἔχις* (vergl. *Ἔχίων* den Sparten) und *ἔγχελυς* liegt auf der Hand: Curtius, Grundz. der griech. Etym. Nr. 172. Die von Unger p. 23 bezweifelte Notiz *Scholl. Lucan.* III, 189 (III, p. 201 W., anders bei Usener I, p. 100) „enchelys dicitur draco" (vergl. *Nonn.* XIX, 332) wird der Hauptsache nach bestätigt durch die Sage von Kissamis dem Koer (*Zenob.* IV, 64 = *Suid.* II p. 410), in der ein *ἔγχελυς* als Heerdenräuber und Unglücksdämon auftritt, ganz wie der mythische *δράκων*. Auch Illyrius erscheint nach der oben mitgetheilten Sage (Unger p. 51) als Drachensohn. 27) Das Nähere ist im Artikel Kabiren gegeben Anm. 23. 28) Eine Vermittelung und Ausgleichung der thebischen und samothrakischen Tradition versucht *Ephorus*, Schol. Eurip. Phoen. 7 = fr. 12, p 235 M. Nach ihm war zwar Harmonia, Tochter der Elektra, auf Samothrake heimisch, wurde aber von Kadmos geraubt und nach Theben entführt, wo sie das elektrische Thor zu Ehren ihrer Mutter benannt haben sollte: Unger p. 271 sq.

29) Vergl. O. Müller, Handbuch der Arch. §. 412, Anm. 3; Welcker, Alte Denkm. III, 385—392; Heydemann, Archaeol. Zeitung 1872, S. 35; Puchstein, daf. 1881, S. 238, Taf. 12. Die Beziehung des Albani'schen Reliefs auf die Hochzeit des Kadmos (Zoega) erscheint zweifelhaft. 30) Vergl. Welcker a. a. O. S. 386 fg. Auf demselben Vasenbilde erscheint die altthebische neben dem fabirischen Kadmos bezeugte Göttergruppe Hermes-Demeter (Kora): Welcker S. 389. 31) Vielleicht darf man für die letztere Möglichkeit den euhemeristischen Bericht des *Derkylos*, Schol. Eurip. Phoen. 7 anführen, in welchem Harmonia als Tochter eines thebischen Königs *Δράκων* bezeichnet wird, *ὃν φονεύσας Κάδμος ἔγημεν Ἁρμονίαν*: H. D. Müller II, 322.

fürsten Wassilji Wassiljewitsch der Familie Protassow geschenkt, wurde später von den Polen eingenommen, im J. 1609 aber vom General Scheremetjew denselben wieder abgenommen. Im J. 1708 wurde Kadom bei der Eintheilung Rußlands in 8 Gouvernements dem kasanschen Gouvernement zugezählt, 1719 dem asowschen, 1725 dem Gouvernement Woronesch und erst im J. 1779 zur Kreisstadt des Gouvernements Tambow erhoben. 1787 verlor Kadom seine Stadtrechte. Gegenwärtig hat die Stadt vier Kirchen, 62 Kaufläden, eine Elementarschule, sieben Oelmühlen, drei Gerbereien, eine Eisengießerei, drei Ziegelbrennereien und 7108 Einw. Aus dem bei der Stadt liegenden Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 52,000 Rubel verschifft, namentlich Getreide, Hanfsamen, Spiritus und Hornvieh. Von geringer Bedeutung sind die zwei, am 29. Juni und 1. Oct. (a. St.) stattfindenden Jahrmärkte. (*A. v. Wald.*)

KADSCHAREN, der seit 1794 durch Aga Mohammed Chan aus Masenderan, wo er eine hohe Hofstellung einnahm, in Persien herrschende türkische Stamm, nur mit 3800 Familien, welche aber den größten Theil der einträglichen Aemter innehaben und durch ihren Druck auf die übrige Bevölkerung sich bei dieser sehr unbeliebt machten. Die Kadscharen sind Schähr-Nidschin (Städtebewohner) und ihre Hauptorte Asterabad und Teheran. (s. Näheres im Art. Perser). (*Richard Oberländer.*)

KADU (holländisch Kadoe) oder Kedu ist eine gebirgige Binnenprovinz in dem niederländischen Java, im Umfang von über 2050 □Kilom. und dicht bevölkert. Der fruchtbare Boden dieser entzückend schönen und gesunden Landschaft liefert durchweg reiche Ernten von Reis und Kaffee und den besten Taback, und der Boden ist so weit durchweg in Cultur, daß es bereits an Bauholz fehlt. Der Hauptort Magelang, in 384 m Höhe, mit 4000 E. und einem gemauerten Fort, liegt an dem stark strömenden Progo in einer der schönsten Landschaften Javas, zwischen dem westlich sich erhebenden Doppel-Vulkan des 3385 m hohen gewaltigen Sumbing nebst dem 3202 m hohen Sandoro, und dem östlich aufsteigenden Doppel-Vulkan des 2806 m hohen Merbabu und des 3115 m hohen Merapi. Auch die Orte Menoreh, Temangong, Medono, Muntielan und Pakkies, mit europäischen Baumgärten, sind alle sehr hoch gelegen. Die Pferde sind hier größer und stärker als im übrigen Java. — 37 km im Nordosten von dem Hauptorte und dem Progo-Flusse erhebt sich auf einer ziemlich ansehnlichen Höhe die größte und schönste Tempelruine von ganz Java; obwol fast 13 Jahrhunderte alt, sind ihre Zierathen doch noch vortrefflich erhalten. Dieser Buddha-Tempel heißt Boro-Budur, d. i. viele Buddhas. Das Bauwerk ist eine flache, breite Pyramide, deren quadratische Seite 1516 m Länge hat, und es erhebt sich in sechs Terrassen stufenförmig zu 30 m Höhe. Längs jeder Terrasse bildet eine mit Skulpturwerken bedeckte Mauer die nächst höhere Stufe. Auf der obersten befinden sich drei kreisrunde kleine Terrassen übereinander mit 34, 24 und 14, in Summe 72 runden, glockenförmigen Tempelchen, in deren jedem ein Buddha sitzt; und aus ihrer Mitte erhebt sich eine 15,5 m im Durchmesser haltende, 8,3 m hohe Kuppel und darauf steht eine 9 m hohe Spitzsäule. Das Ganze besteht aus künstlich ineinandergefügten Trachyt-Quadern. Die Architektur in den Eingangsbögen, den Treppen und Nischen und Kuppeln ist großartig und zugleich zierlich, aber das Ganze durch eine Fülle von Basreliefs überladen. Auf einer Fläche von 4 und 3,5 Fuß (14 □Fuß) hat man mehr als tausend Figuren gezählt, welche Ceremonien, Processionen, Wagen-Rennen, Schlachten, Seegefechte u. s. w. darstellen. Die äußere unterste Wand enthält 480 Reliefs. Die schönsten Skulpturen befinden sich an der inneren Wand der ersten Galerie. Alle senkrechten Wände sind mit Reliefs, Arabesken und Guirlanden bekleidet. Die Zahl der großen Reliefs beläuft sich auf 2000, die Gesammtzahl der Figuren auf den fünf Galerien auf etwa 20,000. Sämmtliche Mauern der Galerien tragen reichverzierte Nischen, in denen überlebensgroße Buddhas thronen, im Ganzen etwa 500. Die Compositionen sind sehr mannichfaltig und sinnig, und selbst die kleinsten Einzelheiten von der sorgfältigsten Ausführung. Man glaubt, daß dieses Bauwerk aus der Zeit von a. 600 stamme; aber kein Javanese hat eine Ahnung, von wem und aus welcher Zeit es herrühre, so ganz haben Kriege, Revolutionen, Dynastienwechsel und Völkerwanderungen jede Tradition vernichtet. — Das auf Kosten der niederländischen Regierung 1874 publicirte großartige Werk, Text von Dr. C. Leemans, gibt auf 393 Tafeln in Riesen-Folio-Format alle Einzelheiten dieses merkwürdigen alten Bauwerkes wieder. 500 Exemplare des Werkes sind in die Bibliotheken des In- und Auslandes vertheilt worden. (*G. A. v. Klöden.*)

Käfer, s. Caleoptera.

Kaferistan, asiatische Landschaft, s. Kafir.

KÄFERNBURG. Die Grafen von Käfernburg (Kefernburg) bilden ein altes mächtiges Grafengeschlecht, dessen Stammburg östlich von Arnstadt, dem heutigen Schwarzburg-Sondershausenschen Amte, noch als Ruine vorhanden ist. Als erster Graf erscheint der von Bonifacius zum Christenthum bekehrte Hugo, eifriger Bekenner und Wohlthäter des neubegründeten nachbarlichen Klosters Ohrdruff, der selbst sein Leben im geistlichen Stande beschloß. Um 1040 finden wir Sighart, auch Sizzo genannt, hervorragend betheiligt an der Stiftung des Naumburger Doms. Einer seiner Nachfolger, Günther († 1196), verpfändete 1188 das Schloß und Gebiet Elgersburg an die Grafen von Henneberg, vermehrte dagegen seinen Besitz durch Heirath mit der Grafschaft Hallermund. Dieser Günther hinterließ fünf Söhne, von denen sich zwei dem geistlichen Stande widmeten: der eine, Albrecht, hatte von 1205 bis 1232, der jüngere, Wilbrand, von 1235 bis 1254 den erzbischöflichen Stuhl von Magdeburg inne. Die andern drei Brüder theilten das Geschlecht in drei Hauptzweige: Günther IV. setzte die Hauptlinie von Käfernburg fort, Rudolf gründete diejenige von Hallermund (dem ehemalig mütterlichen Besitzthum), die im Jahre 1436 mit dem Bischof Wilbrand von Minden erlosch, und Heinrich schließlich die

Schwarzburger Linie, deren erlauchte Abkommen derzeit noch in zwei getrennten Fürstenthümern die Stammlande beherrschen, auf deren nähere Geschichte einzugehen hier aber zu weit führen würde; wir verweisen darüber auf den Artikel „Schwarzburg". Zur Hauptlinie zurückkehrend, so theilten Günther's IV. Söhne den väterlichen Besitz; Günther V. folgte dem Vater im Familien-Erbe während Albrecht die neuerworbene Grafschaft Grabenswald erhielt und im Jahre 1259 mit Hinterlassung von drei Söhnen und einer Tochter starb. Schon in dieser Generation erlosch der Grabenswalder Zweig, da keiner der drei Söhne männliche Nachkommen hatte. Durch des zweiten Sohnes Friedrich († 1309) Tochter kam im Erbe die Herrschaft Wiebe an die Grafen von Orlamünde, während die von dem dritten Sohne Bertold erst durch des Grafen Otto von Hardegg Wittwe, Wilburg, geborene Gräfin von Helfensheim, erheirathete Hardegger Grafschaft durch Gisela, des Bruders Bertold Erbin, an die Burggrafen von Magdeburg aus dem Stamme der Herren von Querfurt fiel. Obiger Günther V. war der Vater von zwei Söhnen, von denen der ältere, Graf Günther VI., in der Theilung Clgersburg und die Hälfte von Ilmenau erhielt, Clgersburg (das bereits seit c. 100 Jahren verpfandete) jedoch seiner großen Schulden wegen bald an die Henneberger Grafen verkaufte. Der jüngere Sohn, auch Günther, und zwar der siebente des Namens, bekam Arnstadt, die andere Hälfte von Ilmenau, Wachsenburg und Schwarzwald, starb 1302 und hinterließ seinen Besitz, da ihm kein Sohn ward, mit Bewilligung des Landgrafen Albrecht seinen beiden Tochtermännern, den Grafen Heinrich von Hohnstein und Otto von Orlamünde, die ihn indeß bald an die Grafen von Schwarzburg abtraten und somit dem alten Stamme wieder zuführten. — Dem Grafen Günther VI. folgte im Jahre 1293 sein Sohn Günther X., diesem 1308 sein Sohn Günther XIII., der bis 1354 lebte und einen Sohn Georg hinterließ, der noch 1376 erscheint und Vater war Günther's XIV., des letzten Grafen von Käfernburg, welcher im Jahre 1385 auf einer Pilgerreise ins Heilige Land starb und sein berühmtes Geschlecht beschloß. — Der noch vorhandene, allerdings schon arg zusammengeschmolzene Besitz fiel dem Landgrafen Balthasar von Thüringen zu, der ihn jedoch den Grafen von Schwarzburg überließ, die diese Wiege ihres Geschlechts bis in die Neuzeit zu halten verstanden haben. — Unter den frommen Stiftungen der Käfernburgs sei noch besonders Kloster Georgenthal erwähnt, in dessen Mauern die sterblichen Ueberreste zahlreicher Glieder des Hauses ruhen. — Der Name ist geschwunden, das Wappen der Grafen, ein gekrönter goldener Löwe im blauen Felde, blüht fort als Schildzeichen der Fürsten von Schwarzburg an die gemeinsame Abstammung gemahnend.

(*H. v. Borwitz und Harttenstein.*)

KÄFERTHAL, Pfarrdorf im Kreise und Amtsbezirk Mannheim, Großherzogthum Baden, 5 Kilometer von Mannheim, seit dem 1. Mai 1880 Station der Strecke Frankfurt-Mannheim der Hessischen Ludwigsbahn, mit Geleiswaage und Telegraphenamt. Zwischen hier und Mannheim führt eine eiserne, auf vier steinernen Pfeilern ruhende Brücke über den Neckar. Die Zahl der Einwohner, die 1861 erst 2611 betrug, war bis 1880 auf 4400 gestiegen, darunter 2700 Katholiken und 1700 Protestanten; Juden sind nicht vorhanden. Diesen Aufschwung verdankt der Ort lediglich der hier blühenden industriellen Thätigkeit. Früher bestand eine chemische Fabrik, jetzt sind vertreten: eine großartige Spiegelfabrik mit 700 Arbeitern, deren Producte nach allen Ländern der Erde gehen. Die Fabrik hat Niederlagen in Amerika und Australien. Ferner ist eine Anilin- und Anilinfarbenfabrik mit 150 Arbeitern in Betrieb. Die Fabrikate gehen nach allen Theilen Deutschlands. In kleinerem Maßstabe arbeiten eine Malzfabrik nach dem neuesten System mit 20 und eine Knopffabrik mit 6 Arbeitern. Einen erheblichen Zuwachs seiner Industrie erhält der Ort durch zwei in Entstehung begriffene Anlagen: eine große Fabrik für Chinin und eine Dampfziegelbrennerei. Der mit der größten Sorgfalt gehandhabte landwirthschaftliche Betrieb, der früher durch eine Musterwirthschaft unterstützt wurde, die aber längst eingegangen ist, findet seinen Mittelpunkt im Tabacksbau, dessen Production sich auf jährlich 5000 Centner beläuft, die nach Mannheim, Rheinhessen, Heidelberg und Rheinpreußen verkauft werden. Von öffentlichen Gebäuden sind neben den beiden Kirchen und dem Rathhause besonders das 1877—78 errichtete Schulhaus, ein Muster- und Prachtgebäude mit den neuesten Einrichtungen, hervorzuheben. Im Allgemeinen macht der Ort mit seinen freundlichen Häusern und seiner sorgfältig gehandhabten Reinlichkeit einen sehr vortheilhaften Eindruck. Von Anstalten ist zu nennen eine Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder, geleitet von Barmherzigen Schwestern.

Käferthal wird in einer Urkunde Ludwig's, Pfalzgrafen bei Rhein, Herzogs in Baiern, vom J. 1227 zuerst als Cheverndal genannt. In zwei Urkunden Otto's des Erlauchten, Pfalzgrafen bei Rhein und Herzogs in Baiern, von 1230 und 1236 werden die Bauern von Keverndal wegen einer Besitzstreitigkeit mit dem Kloster Schönau als Zeugen aufgeführt. Die einst einen besonderen Anziehungspunkt von Käferthal bildenden englischen Park- und Gartenanlagen des Freiherrn von Reibold wurden 1835 bei Aussterben der Familie von der Gemeinde erstanden, parcellirt und versteigert. Das Reibold'sche Wohnhaus, ebenfalls in Privateigenthum übergegangen, ist merkwürdig, weil Schiller während des Aufenthalts in Mannheim darin öfter verkehrte und gern in einer Aussicht auf die Bergstraße gewährenden Eremitage weilte, weshalb auch der Hügel, auf dem dieselbe stand, früher Schillerhügel genannt wurde.

(*A. Schroot.*)

KAFF, Spreu, die beim Entkörnern der Strohfrüchte gewonnene Umhüllung der Samen. Die Spreu ist ein gutes Futtermittel, die von Hülsenfrüchten nahrungsreicher als die von Getreide. Da aber die Spreu die entarteten und kranken Samen, die krankhaft ver-

änderten Blatt- und Stengeltheile, die Befallungspilze und eine Menge Schmuz enthält, so ist sie nicht selten die Ursache des Milzbrandes. Sie muß deshalb vor der Verfütterung sorgfältig gesiebt werden. (*William Löbe.*)

KAFFA, Kâfa (Sidâma, d. h. Geist in der Gallasprache), ein reich bewaldetes, namentlich mit wilden Kaffeebäumen bestandenes wildes Bergland im Süden von Abyssinien, eine Fortsetzung der abyssinischen Alpen. Der auf 5200 m geschätzte höchste Gipfel, der Woscho, überragt selbst die höchsten Alpenhörner Abyssiniens.

Früher zu Abyssinien gehörig, bildet Kaffa gegenwärtig ein den mohammedanischen Gallavölkern, die, 1537 aus den Savannen des mittleren Südafrika kommend, zuerst in Abyssinien einfielen, unterworfenes eigenes, meist von christlichen Gongas bewohntes, sogenanntes Königreich Kaffa, außerdem besteht es aber auch noch aus einer Anzahl kleiner, voneinander unabhängiger Reiche und Republiken, welche sämmtlich, ähnlich wie kleine Festungen, mit Wallgräben umzogen sind und befestigte Eingangsthore haben. Soweit die Gongas noch nicht zum Christenthum bekehrt sind, entwickelt unter ihnen die katholische Kirche eine lebhafte Missionsthätigkeit.

Hauptstadt ist Bonga (7° 12′ nördl. Breite und 53° 43′ östl. Länge) am Zusammenfluß des Götse mit dem Godscheb gelegen; es besteht zwar nur aus weit zerstreuten Hütten, ist aber der wichtigste Ort dieses Theiles von Afrika und treibt lebhaften Handel mit Zibeth u. s. w., namentlich aber mit Kaffee; haben wir doch in Kaffa die eigentliche Heimat des Kaffees zu suchen.

(*Richard Oberländer.*)

Kaffa, Stadt im russischen Gouvernement Taurien, s. Feodosia.

Kaffeebaum und Kaffee, s. Coffea und Coffea Arabica.

Kaffeebitter, s. Coffeestoff.

Kaffeesurrogate, s. Coffeesurrogate.

KAFFERN, vom arab. Kâfir, d. h. Ungläubiger, ein zu den Bantu gehöriges weitverzweigtes Volk in Südafrika. Alle Bantustämme haben eine dunkle, schwärzlich pigmentirte Haut und wolliges Haar, dessen Länge und Beschaffenheit sehr verschieden ist, aber nie schlicht oder straff wird. Die ebenfalls sehr veränderliche Hautfarbe geht durch die verschiedensten Schattirungen vom tiefen Sepia bis zum Blauschwarz; fahle, matte und röthliche Pigmentirungen kommen häufig genug vor und sind als abnorm zu bezeichnen. Der Körper ist meist kräftig entwickelt, der Schädelbau dolichokephal und hoch, die Gesichtsbildung bei keiner Rasse nie wirklich europäisch, sondern zeigt einen abweichenden Typus. Mit den Europäern haben sie die hohe Stirn und den erhabenen Nasenrücken, mit den Hottentotten die hervorragenden Backenknochen, mit den Negern die aufgeworfenen Lippen gemein; der Bartwuchs ist schwach.

Die Kaffern zerfallen in fünf Völkerschaften: Die Ama-tonga im Norden der Kaffernregion, südlich von ihnen folgen die Ama-swazi, Ama-zulu, Ama-mpondo und Ama-osa. Die im Osten des Kafferngebietes wohnenden Ama-osa und Ama-zulu bezeichnet man als eigentliche Kaffern, während die in der Mitte wohnenden Stämme als Betschuana und die westlichen als Ovaherero oder Damara gekannt sind. Da die Colonisten die vielen fremdartigen Stammnamen nicht gut behalten konnten, so pflegten sie diesen Theil der Bantu-Rasse nach Art der Araber Kaffern zu nennen; doch hören die Schwarzen diese Bezeichnung ungern.

Die Ama-zulu oder, wie sie sich nach einem früheren Häuptling selbst nennen, die A-Bantu-ba-kwa-Zulu haben den Typus am reinsten bewahrt.

Der Kaffer ist ein ehrlicher Mensch und verabscheut den Diebstahl innerhalb seines Stammes, Europäern gegenüber, die er ja als Eindringlinge betrachtet, wird es damit nicht immer so genau genommen; aber von Natur ist er keineswegs diebisch. Sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, einen Viehstand zu errichten und denselben zu vermehren. Im Umgang zeigt er sich leutselig und gesprächig; er hat viele Worte der Liebkosung und der Schmeichelei. Sein Selbstbewußtsein tritt stark hervor; man wird handgreiflich gegen den, welcher es verletzt. Er ist sorglos und denkt wenig an den folgenden Tag, weil er weiß, daß er stets alle seine Bedürfnisse befriedigen kann. Zum Ackerbau hat ihn die Natur nicht geschaffen, dagegen ist er ein vortrefflicher Rinderhirt. Als Krieger zeigt er sich unerschrocken und tapfer, er ist von Haus nicht etwa ein blutgieriger Barbar. Der Kaffer ist scharfsinnig bis zum Spitzfindigen und im hohen Grade zweifelsüchtig. Er ergeht sich gern in Streitfragen und in seinen Fragestellungen geht er schlau zu Werke, um die Gegner zu verwickeln und zu verwirren. In der Familie gehorchen alle Angehörigen dem Hausvater unbedingt; ebenso ist der Häuptling innerhalb seines Stammes unumschränkter Gebieter, und sein Ansehen bleibt, solange er den hergebrachten Ueberlieferungen und Gewohnheiten entspricht. Der Kaffer ist insgemein ein hübscher, schlank und kräftig gebauter Mensch, muskelstark und in seinem ganzen Auftreten liegt viel Elastisches. Dagegen sind die Frauen, sobald die erste Jugendblüte vorüber ist, nichts weniger als hübsch und im höheren Alter werden sie geradezu häßlich.

Eine nationale Eigenthümlichkeit sind die künstlich geformten Haartouren, deren bizarre Art viel zu dem wilden Ausdruck der Gesichter beiträgt. Bei den jungen Burschen hängt das Haar wild um den Kopf herum in dünnen, verfilzten Strähnen; das Abzeichen der verheiratheten Männer aber ist der Ring oder Kranz. Zur Anfertigung desselben wird der ganze Kopf geschoren und nur rund um den Scheitel bleibt ein Kranz von Haaren stehen, welcher unter Benutzung von Sehnen zu einem festen Ringe gestaltet wird. Man überzieht ihn mit einem Gemisch von Akaziengummi und Kohlenpulver und sobald er trocken geworden ist, gibt man ihm mit Fett den gehörigen Glanz. Die Mädchen halten das Haar ohne alle Künstelei einfach kurz; bei Frauen schert man den Kopf bis auf den höchsten Theil des Scheitels. Dort bleibt ein Haarbüschel stehen, welcher durch Einreiben mit Ocker und Fett zu einer dichten Masse, zu einem aufdicken Wulste oder Knopf

wird. Der Kaffer trägt einen schmalen Schurz, an welchem in gewissen Abständen gedrehte Streifen langhaariger Felle oder die geringelten Schwänze der wilden Katze hangen. Bei ungünstigem Wetter trägt man den auch bei anderen südafrikanischen Völkern üblichen Fellmantel (Kaross). Bei friedlichen Gelegenheiten, Festlichkeiten, Kriegstänzen und zum Kriege putzen sich die Männer in abenteuerlicher Weise auch mit recht grellen Farben heraus und schmücken den Haarkranz mit langen Kranichfedern. Dazu kommen noch Gehange von Fellstreifen, welche die Brust bedecken, ein Gurtel von Katzenschwänzen und weiße Fellbüschel an Oberarm und Waden. Gleich dem Knaben gibt das junge Mädchen bis auf ein Stück gefärbter und bemalter Haut, welches bis kaum an das Knie reicht, gänzlich unbekleidet einher. Dagegen wird der Körper reichlich mit Fett eingerieben und allerlei Schmuckgegenstände mit Vorliebe getragen.

Die Wohnung der Kaffern trägt im Allgemeinen den südafrikanischen Typus, d. h. die bekannte Bienenkorbform mit niedriger Eingriechethur. Bei den Kaffern muß Alles zirkelrund sein, Hütte, Umzäunung, Feuerstätte u. s. w., es scheint, als ob ihm die Fähigkeit mangele, eine gerade Linie herzustellen. Das Innere der Hütte ist meist sauber und nett gehalten, Milchgefäße aus Binsen, wasserdicht geflochten, stehen umher; Wurfspieße oder auch Schießgewehre hangen an den Wänden. Eine Gruppe von Kaffernhütten nennt man einen Kraal. Man baut den Kraal am liebsten auf einer geneigten Fläche, damit das Wasser ablaufen kann. Ringsum wird die Gegend gelichtet, damit man die Bewegungen eines herandringenden Feindes übersehen kann. Zunächst wird ein Raum für das Vieh mit einem $2^1/_2$ Meter hohen, recht starken Zaun umfriedigt, dies ist die Isibaya, eine den Kaffern geheiligte Stätte. Rundum stehen die Hütten, deren gewöhnlich zehn bis vierzehn einen kleinen Kraal bilden. Die, welche dem Eingange zunächst stehen, werden von den Dienern bewohnt, dem sehr engen Eingange gegenüber, der nachts durch Pfahle geschlossen wird, stehen die Hütten des Häuptlings. Den Tag über ist die Heerde unter Obhut der jungen Burschen draußen auf der Weide, abends treibt man sie in die Umzäunung, woselbst auch von den Männern das Melken der Kühe besorgt wird.

Der Kaffer pflegt sein Lieblingsvieh auf alle mögliche Weise zu schmücken und fällt dabei manchmal auf Zierathen, welche dem armen Thiere sehr schmerzhaft sein müssen; so schneidet er zum Beispiel Streifen aus der Haut, welche er in Stränge flicht, er stutzt die Ohren, bringt die Hörner in allerlei abenteuerliche Gestalten u. s. w. Der Ochs wird nicht blos als Zug- und Lastthier verwandt, sondern auch zum Reiten benutzt.

Für die Bewaffnung ist ein $1^1/_3$ bis $1^1/_2$ Meter hoher, ovaler Schild charakteristisch; er besteht aus roher Ochsenhaut, ist von regelmäßigem Zuschnitt und sauberer Arbeit und hat einen langen Stab in der Längsachse als Stütze, der oben mit dem geringelten Felle eines Leopardenschwanzes oder anderem Pelzwerke verziert ist. An diesen Stab wird die Haut mit Stücken aus roher Haut befestigt. Die Wurfkeule, Kiri, ist allgemein in Gebrauch, aber eigentliche nationale Angriffswaffe ist der Wurfspieß, der Assagai.

Vielerlei Gerathschaften haben die Kaffern nicht. Als Gefäße benutzen sie Kalebassen, flache Schusseln und Töpfe von Holz, Melkeimer u. s. w. In Herstellung von Flechtwerk haben sie eine besondere Geschicklichkeit. Was man in einem anderen Lande zusammenleimt, ineinanderfalzt, mit Nageln oder eisernen Bandern vereinigt, wird von ihnen durch Bindewerk zusammengefügt; aus dem hochgewachsenen zähen Cypergrase (Cyprus textilis) flechten sie Gefäße, welche völlig wasserdicht sind.

Die Stämme stehen unter erblichen, voneinander unabhängigen Häuptlingen; die Verwaltung wird durch eine Anzahl Unterhäuptlinge oder Räthe besorgt, die auf der linken Seite des Kopfes eine Messingplatte tragen. Bei begangenen Verbrechen ist zumeist die ganze Sippe des Uebelthäters für die Unthat mit verantwortlich.

Die Seele der Bösen dauert nach dem Tode fort und sucht die Lebenden zu tödten. Gegen die Anfechtungen dieser bösen Geister dienen Amulete; auch gibt es Wunderdoctoren, die als Zauberer und Regenmacher in großem Ansehen stehen. Kranke legt man bei einigen Stämmen außerhalb der Umzäunung nieder, damit der Kraal bei ihrem Tode nicht verunreinigt werde. Nach dem Tode wird der Mensch zu einem Geiste, der in der Unterwelt dieselben Dinge, Häuser, Kühe u. s. w. findet, wie hier, doch viel kleiner, denn auch der Mensch ist dann eine Art Zwerg. Nach anderer Ansicht verwandelt sich der Mensch nach seinem Tode in ein Thier, am liebsten in eine Schlange; der tapfere Häuptling wird zum Löwen oder Elefanten.

Der gewöhnliche Kaffer begnügt sich meist mit einer Frau; die Häuptlinge und sonst vermögenden Männer haben deren mehrere, je nach ihren Mitteln. Thut ein Liebhaber die ersten Schritte um ein Mädchen, und es findet sich ein Nebenbuhler, so beginnt eine förmliche Versteigerung in der Art, daß die Bewerber Rinder zu zweien oder dreien dem Brautvater zusenden und damit so lange fortfahren, bis der eine nichts weiter sendet. Dann wird das Vieh beider Parteien einer genauen Prüfung unterzogen und die Wahl getroffen. Der abgewiesene Liebhaber hat dann wenigstens die Genugthuung, daß ihm das Mädchen selbst, mit dem besten Schmuck angethan, sein Vieh wieder zurücktreibt. Die Hochzeitsgebräuche bestehen darin, daß die älteren Frauen der Sippe des Bräutigams die Braut gründlich schlecht machen, und letztere ihr Müthchen an dem Bräutigam kühlt, indem sie ihn höhnt, schlägt und beschimpft. Letzteres geschieht, damit er wisse, daß er bis jetzt noch gar nichts zu befehlen habe. Einige Tage später würde es ihr freilich schlecht bekommen, wenn sie sich dann noch solche Freiheiten herausnehmen wollte. Bei der Hochzeitsceremonie haben der Vater der Braut und der Bräutigam Ochsen zum Besten zu geben. Mit seiner Schwiegermutter darf der Mann niemals ein freundliches Wort sprechen, ja er darf sie nicht einmal ansehen. Will

er durchaus mit ihr reden, so muß dies aus einiger Entfernung geschehen und mit sehr lauter Stimme; hat er aber etwas zu sagen, was kein dritter hören soll, dann stellen beide Theile sich hinter einen Zaun, der so hoch ist, daß sie einander nicht sehen können.

Den Colonisten haben die eingeborenen Kaffern viel zu schaffen gemacht. Die Holländer und Engländer wären zwar bereit gewesen, ihnen Ländereien abzukaufen, feste Grenzen zu bestimmen und Dein und Mein streng zu scheiden; allein den Kaffern war der Begriff des Kaufens nicht deutlich zu machen. Sie räumten gegen so und so viel Stück Vieh den Weißen bestimmte Gebiete ein, aber sie hielten dieses Land dennoch für ihr Eigenthum und wollten nach wie vor die Oberherrschaft darüber ausüben. Da selbstverständlich nur von Seiten der Weißen schriftliche Contracte aufgesetzt werden konnten, und beide Parteien in Sprache und Anschauungen voneinander durchaus verschieden waren, so gab es bei allen derartigen Unterhandlungsversuchen unausgesetzt Misverständnisse, und als sich nun die Boers (holländische Bauern) trotzdem um Graaf Reynett ansiedelten, kam es 1811 zum *ersten Kaffernkriege*. Die Wilden überfielen die Ansiedler, um ihnen das Land wegzunehmen, und diese wandten sich Hülfe suchend an die Regierung. Die englische Behörde übernahm das Amt eines Schiedsrichters, aber freilich eines sehr parteiischen Schiedsrichters: sie vertheilte den streitigen Grundbesitz, den man District Zurveldt nannte, unter die Boers. Damit war natürlich der Friede nicht hergestellt, sondern der Kampf entbrannte auf beiden Seiten um so erbitterter, bis schließlich die Schwarzen über den großen Fischfluß zurückgedrängt und alles Gebiet jenseit des Stromes in den Händen der vereinigten Holländer und Engländer war.

Nach dem bald darauf folgenden *zweiten Kaffernkriege* zwang Lord Charles Somerset die Kaffern im J. 1819 den Keiskammafluß als Grenze anzuerkennen. Alle Stämme, die diesseit des Stromes wohnen blieben und sich häuslich niedergelassen hatten, wurden britische Unterthanen. Im J. 1835 brach der sehr blutige *dritte Kaffernkrieg* aus. Die Eingeborenen, wol 12,000 an der Zahl, richteten unter den am Keiskammafluß wohnenden Landleuten und Viehzüchtern ein entsetzliches Blutbad an, raubten, sengten und plünderten und verließen, mit reicher Beute beladen, das Land. Der englische Statthalter, Benjamin d'Urban, konnte diesen Frevel nicht ungeahndet lassen, und ein heftiger Krieg war die Folge, in dem Tausende von Menschen ihr Leben verloren und große Summen Geldes, sowie auf beiden Seiten großes Besitzthum verschlungen ward. Schließlich gelang es dem Gouverneur, die Schwarzen zu besiegen und ihnen ein Stück Land wegzunehmen, das alsbald unter die weißen Ansiedler vertheilt ward. Im Mutterlande aber misbilligte man das Verfahren und, trotz aller Proteste seitens des Gouverneurs und der Colonisten, mußte den Kaffern das Land, das bereits von weißen Ansiedlern besetzt war, wieder zurückgegeben werden. Nicht Friede, sondern dauernde Reibereien waren die Folge der Maßregel, denn diese unüberlegte Handlungsweise wiegte die Kaffern in den Wahn ein, die Engländer hätten im Gefühl ihrer Schwäche den ihnen abgejagten Raub fahren lassen und wünschten um jeden Preis Frieden. In der Hoffnung, die verhaßten Fremden bis zur See zurückdrängen zu können, brachen die Kaffern den nächsten (*vierten*) *Krieg* vom Zaune. Das alte Schauspiel wiederholte sich; in beiden Heerlagern gab es große Verluste an Leben und Eigenthum. Aber nur ein Jahr vermochten die Wilden der Kriegskunst der höheren Rasse Widerstand zu leisten; dann mußten sie sich ergeben und Frieden schließen. Ein Theil der Kaffern ward in englische Bürger verwandelt, denn nun erfolgte zum zweiten male die Annexion jenes Bezirks, den man ihnen bereits einmal fortgenommen und, von falschem Mitleid getrieben, wieder eingeräumt hatte. Der Keisfluß ward als Grenze angesetzt; zwischen diesem Strome und dem Keiskamma gründete man im J. 1847 eine Provinz, die den Namen *Britisch-Kaffraria* erhielt. Das Land zwischen dem Keiskamma und der Colonie Natal verblieb den noch nicht besiegten Eingeborenen und erhielt den Namen *Frei-Kaffraria*.

Während in Britisch-Kaffraria, woselbst sich viele Deutsche angesiedelt haben, sich der Wohlstand mehrte, und namentlich die *Fingos*, die treuesten farbigen Anhänger der Capcolonisten, einen sehr zufriedenen Theil der Einwohnerschaft bilden, gestaltete sich das Leben in Frei-Kaffaria viel unruhiger, denn die Kaffern sannen fortwährend auf blutige Rache. Namentlich machte anfangs der „Prophet" Makanna den Engländern lange Zeit viel zu schaffen, später im J. 1857 gestalteten sich unter dem Propheten und Häuptling Krili die Angelegenheiten noch viel ernster, bis endlich den englischen Waffen ein schwer erkaufter Sieg zutheil ward und Ruhe eingekehrt schien.

Da ließ im J. 1871 England seinen Annexionsgelüsten die Zügel schießen und nahm unter einem Scheingrunde die auf dem Gebiete des Oranjefreistaats entdeckten Diamantfelder in Beschlag. Die dadurch hervorgerufene allgemeine Misstimmung benutzten die Kaffern unter Krili zu einem abermaligen Aufstande, in welchem sie indessen in mehreren Schlachten geschlagen wurden. Bald waren sie nicht mehr bedacht, Eroberungen zu machen, da sie ihr Hab und Gut, ihre Freiheit und ihr Leben zu vertheidigen hatten. Krili mußte flüchten, die Engländer proclamirten seine Absetzung und bemächtigten sich seines Landes, das sie an ihre Unterthanen vertheilten. Trotz energischer Gegenwehr seitens der Nachfolger Krili's blieb diese Annexion zu Recht bestehen, und seit Juni 1878 steht ganz Kaffraria vom Caplande bis zur Colonie Natal unter britischer Herrschaft, die Bezeichnung „Frei" ist gestrichen.

Die am 12. April 1877 erfolgte Annexion der Republik Transvaal seitens der Engländer war ein weiterer Schritt zur Verwirklichung der offenkundigen Absicht dieses Volkes, ganz Südafrika in britisches Gebiet zu verwandeln, und erregte den Zorn nicht nur der Kaffern, sondern auch der holländischen Ansiedler, der Boers. Zunächst hatte dieselbe den Krieg mit Ketschwayo, dem Häuptling der Zulukaffern, zur Folge, der, am 11. Jan. 1879 beginnend, nach harten Kämpfen, in denen das Glück

nicht immer auf Seite der Engländer war, am 21. Aug. desselben Jahres mit der Gefangennahme Ketschwayo's endete. (*Richard Oberländer.*)

KAFFERN (sprachlich). Kaffrische oder Bantusprachen im weiteren Sinne sind die sämmtlichen mehrsylbigen, präfigirenden Sprachen der sogenannten Kaffernrasse. Sie zerfallen in drei Gruppen: 1) eine östliche: Kafir, Zulu, die Sprachen der Barotse, Bayeye und Maschona, ferner das Kisuaheli, Kikamba, Kinika, Kipokomo und Kihiau umfassend; 2) eine mittlere: Setschuana, Sesuto, Sehlapi, Serolong, Tekeza und 3) eine westliche: Bunda, Londa, Herero, Kongo, Dikele, Isubu, Dualla, Mpongue u. s. w. in sich begreifend. Ba-ntu = Menschen ist ein in dieser Sprachenfamilie weit verbreitetes Wort. Man hat diese Sprachen nach ihrem hervorstechendsten Merkmale alliterirende genannt. Sie besitzen nämlich außer den Pronominibus 1. und 2. Person noch deren bis zu acht für die 3. Person, welche je im Singular und Plural und in beiden Numeris wiederum je in sechs verschiedenen Formen auftreten, einer selbständigen, substantivischen, einer präfigirten, einer subjectiven (der vorigen verwandt), einer suffigirten, einer objectiven und einer possessiven. Eine eigenthümliche Congruenz dieser Elemente bringt nun die Prädicats-, Attributs-, Objects- und Genitivverhältnisse zum Ausdruck, und dies verleiht den Bantusprachen ihr merkwürdiges syntaktisches und lautliches Gepräge. Das Lautwesen dieser Sprachen ist einfach und harmonisch entwickelt; nur das eigentliche Kafir und einige benachbarte Dialekte haben drei der hottentottischen Schnalzlaute angenommen, den dentalen |, den palatalen ǀ und den lateralen ǁ. Der Accent ruht meist auf der vorletzten Silbe. Folgende Tabelle zeigt die wichtigsten unter dreizehn Sprachen herrschenden Lautverschiebungen.

Kafir	Tekeza	Setschuána	Tette, Sena	Makua	Kisuaheli	Kinika	Herero	Angola	Kongo	Mpongwe	Benga	Isubu, Dualla
k	k	χ h' g	k	y	k	k	k	k	k	g	. . .	k
k					g	g						
ṅk	ℵ h	kχ kh'	ṅg	k g	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	nz	k	. . .	. . .
ṅg	ṅg	k	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	ṅg	ng	. . .	. . .
ℵ										g		
t	r	r	t	r	t	h	t s	t	t	r	l	l
nt	n	th	ntt	tt	t	t	nd	t	nt	. . .	t	t
ti							ti	tschi				
d	l	l	t	. . .	. . .	. . .	t	nd l	. . .	l	. . .	. . .
nd	nd	t	. . .	. . .	nd	nd	nd	nd	. . .	nd	. . .	n
p	ℵ h	f h	p	v	p	h v	p	b	. . .	v	. . .	w
p	bz	p										
mp	m	ph	p	p	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .	. . .
b	b v	b	ℵ mb	ℵ p	w	ℵ	p v	b ℵ	ℵ	v	b	b
ba					ba	ba						
mb	mb	p	. . .	. . .	mb	mb	mb	mb	. . .	mb	mb	mb
mb-	mob-	m-	. . .	. . .								
f	f	f h	p	v	f	f	ϑ' (s)	f ff	f	w	v	. . .
f			v	l r								
fu			fu ku	ku tu			t	fu				
v	f	b r	. . .	. . .	f	f	ϑ' (s)	f	. . .	. . .	. . .	. . .
v		ku										
		tschu										
mv	nf	p					mb	nf	nv			
mvu							ndndϑ'					ṅgu
χ'l	. . .	. . .	s	s	t	ts	k h	s	ss t	t	. . .	. . .
s	s tsch	s ts	s	h ℵ	s (ss)	s (ss)	t ty	s k	k ss	zy nty	h	s
										ℵ kz		
z	t	ts, χ'l	dz	d r	dsh z	ts z	ϑ' h	sch (g)	z	g s dsh	d	r
z							y r	ℵ l				
nz	t	ts	. . .	. . .	dy	ts	. . .	. . .	nz	ndsh	ℵ	d
nz	mf	p										
l	l	l	r	l	l ll ℵ	r, rr l	r	l r	l	n nl ny	d ℵ	d l ℵ
n	n ny	n	. . .	. . .	n	n	n	n	n	n	n	n
m	m	m	. . .	. . .	m	m	m	m	m	m	m	m mb
nχ'l	. . .	. . .	. . .	. . .	nd	ns nts	ndy	nz	nz	ndsh	ndsh	ndsh

Die Wortſtämme ſind meiſt mehrſilbig; verbale und nominale Ableitungen werden durch Suffixe, ſeltener durch Präfixe oder Reduplication geſchaffen. Nachſtehende Tabelle zeigt die eben erwähnten Präfixe der 3. Perſon in ihren vollſten Formen.

	I. sing.	I. plur.	II. sing.	II. plur.	III. sing.	III. plur.	IV. sing.	IV. plur.	V. sing.	V. plur.	VI. sing.	VI. plur.	VII.	VIII.	IX.	X.
Kafir . .	m	ba	m	mi	li	ma	si	zi	n	zin	lu	—	(ka)	bu	ku	—
Zulu . .	mu	ba	mu	mi	li	ma	si	zi	n	zin	lu	—	(ka)	bu	ku	—
Seχ'lapi ·	mo	ba	mō	me	le	ma	se	ri	n	rin	lo	—	(χa)	bo	χo	—
Sesuto . .	mo	ba	mō	me	le	ma	se	li	n	lin	le	—	(ḵ'a)	bo	ḵ'o	—
Tekeza .	mŭ	va	mū	mi	ri	ma	tschi	—	n	thin	li	—	—	bu	ku	—
Tette . .	mu	va	mu	mi	zi	ma	tschi	psi	n	zin	—	tu	ka	u	ku	pa
Sena . .	mu	va	mu	mi	ri	ma	tschi	pi	n	zin	—	tu	ka	u	ku	pa
Makua .	mu	a	mu	mi	ni	ma	ki	—	n	—	—	—	ka	u	u	—
Kihiau. .	mu	va	mu	mi	li	ma	ki	vi	n	n	lu	—	—	u	ku	pa
Kikamba .	mu	a	mu	mi	i	ma	ki	i	n	n	u	tu	ka	u	ku	wa
Kinika .	mu	a	mu	mi	—	ma	ki	vi	n	n	lu	—	ka	u	ku	va
Suaheli .	mu	wa	mu	mi	—	ma	ki	vi	n	n	u	—	—	u	ku	pa
Sambala .	mu	wa	mu	mi	—	ma	ki	vi	n	n	lu	—	ka	u	ku	ha
Bayeye .	mu	ba	mu	me	li	ma	se	—	n	zin	lo	—	ka	o	ko	—
Hereró .	mu	va	mu	mi	e,ori	ma	tyi	vi	n	∫on	ru	tu	ka	u	ku	po
Sindonga .	mu	a	mu	mi	e,ori	ma	schi	vi	n	∫o, n	lu	tu	ka	u	ku	—
Nano . .	mu	va	mu	mi	e,ori	va	tyi	vi	n	∫on	lu	—	ka	u	gu	—
Angola .	mŭ	a	mū	mi	ri	ma	ki	i	n	schin	lu	tu	ka	u	ku	—
Kongo . .	mu	a	mu	mi	ri	ma	ki	i	n	zin	lu	tu	ka	u	ku	—
Mpongwe.	om	a	om	in	i	am	ez	i	n	sin	o	—	—	—	—	—
Dikele . .	mu	ba	mi	mi	di	ma	vi	bi	n	—	la, ∫'a	la	dsh, a	bo	—	—
Benga . .	mo	ba	mw	mi	di	ma	vi	bi	n	n	—	lo	e	bo	—	—
Dualla . .	mu	ba	mo	mi	di	ma	i	bi	n	n	l	lo	e	bo	—	—
Isubu . .	mo	ba	mu	mi	di	ma	dsh	bi	n	n	l	lo	e	bo	—	o
Fernando Po	bu	ba	bu	bi	di	ba	si	bi	n	n, i	lu	to	e	bo	—	—

Zu bemerken iſt aber, daß nicht in einer jeden der Sprachen die Singular- und Pluralpräfixe ſich genau wie unter I.—VI. angegeben entſprechen, und daß daſſelbe Wort nicht nothwendig in allen Sprachen der nämlichen Klaſſe angehören muß. Allgemeine Grundſätze nach Art der Genusregeln in unſern Grammatiken dürften ſich nur für einzelne, verhältnißmäßig wenige Kategorien von Subſtantiven aufſtellen laſſen. So z. B. gehören die Namen von Nationen unter Klaſſe I, die von Sprachen unter Klaſſe IV:

mosuto, der Suto, basuto, die Suto, sesuto, die Sutoſprache;
u-muzulu, der Zulu, a-bazulu, die Zulu, i-sizulu, die Zuluſprache;
o-muhereró, der Herero, o-vahereró, die Herero, o-tyihereró, die Hereroſprache,
mukamba, der Kamba, akamba, die Kamba, ki-kamba, die Kambaſprache u. ſ. w.

Wie nun dieſe Pronominalelemente den Bau der Sprache beherrſchen, ergeben folgende Beiſpiele aus der Zuluſprache:

Kl. I. ntu, Menſch: *u-mu*-ntu *w*-etu *o-mu-χ'*le — Mann unſer ſchöner *u*-ya-bonakala, si-*m*-tanda. — erſcheint, wir-ihn-lieben.

Plur. *a-ba*-ntu *b*-etu *a-ba-χ'*le *ba*- — Leute unſere ſchönen er- ya-bonakala, si-*ba*-tanda. — ſcheinen, wir-ſie-lieben.

Variationen hierauf:

Kl. II. ti, Baum: *u-mu*-ti *w*-etu *o-mu-χ'*le *u*-ya-bonakala, si-*wu*-tanda.

Plur. *i-mi*-ti *y*-etu *e-mi-χ'*le *i*-ya-bonakala, si-*yi*-tanda.

Kl. III. zwe, Land: *i-li*-zwe *l*-etu *e-li-χ'*le li-ya-bonakala, si-*li*-tanda.

Plur. *a-ma*-zwe etu *a-ma-χ'*le *a*-ya-bonakala, si-*wa*-tanda.

Kl. IV. zwe, Volk: *i-si*-zwe *s*-etu *e-si-χ'*le *si*-ya-bonakala, si-*si*-tanda.

Plur. *i-zi*-zwe *z*-etu *e-zi-χ'*le *zi*-ya-bonakala. si-*zi*-tanda.

Kl. V. tombi, Mädchen: *i-n*-tombi *y*-etu *e-i-χ'*le *i*-ya-bonakala, *si-yi*-t
Plur *i-zin*-t. *z*-etu *e-zin-χ'*le *zi*-ya-bonakala, *si-zi*-t.
Kl. VI tanda, Liebe: *u-lu*-tanda *lu*-etu *o-ku*-kulu Liebe untere große *ku*-ya-bonakala. *a-ba*-ntu erscheint. Die Menschen *ba-ku*-bona, si-*ku*-bonakalisa. sie dieselbe sehen, wir sie zeigen.

Das Zahlensystem ist decimal; doch weichen die Ausdrücke für die Zahlen 6—9 so stark voneinander ab, daß man auf ein älteres, quinäres System zurückschließen darf.

Literatur: *W. H. J. Bleek*, Comparative Grammar of South African Languages, Pt. I, Phonology, Pt. II, Sect. I, The noun. London 1862 and 1869. 8., ist leider unvollendet geblieben. Einzelsprachliche Grammatiken und Wörterbücher besitzen wir dagegen in großer Menge. — *W. B. Boyce*, A Grammar of the Kaffir Language, 2d ed. Lond. 1844. 8. — *J. W. Appleyard*, The Kafir Language. King William's Town 1850. 8. — *J. Aylff*, A Vocab. of the Kafir Language. London 1846. 8. — J. A. Bonatz, Anleitung zum Erlernen der Kaffern-Sprache. Gnadau 1862. 8. — (*Colenso*), First steps in Zulu-Kafir. Ekukanyeni 1859. 8. — Derſ. Zulu-English Dict. Pietermaritzburg 1861. 8. — *L. Grout*, The Isizulu, a Gramm. of the Zulu lang. Natal 1859. 8. — *J. L. Krapf*, Outline of the Elem. of the Kisuáheli Lang., with special reference to the Kinika Dialect. Tübingen 1850. 8. — *E. Steere*, Handb. of the Swahili lang. Lond. 1870. 12. — Derſ. Collections for a Handb. of the Yao Lang. Lond. 1871. 12. — Derſ. Collections . . . Shambala Lang. Zanzibar 1867. 12. — Derſ. Coll. . . . Nyamwezi Lang. London s. a. 12. — *E. Casalis*, Études sur la langue Séchuana. Paris 1841. 8. — *J. Archbell*, A Gramm. of the Bechuana Lang. Grahamstown 1837. 8. — *J. Frédoux*, A sketch of the Sechuana Gramm. Cape Town 1864. 8. — H. Habn, Grundzüge einer Gramm. des Herero. Berlin 1857. 8. — *H. Brusciotto à Vetralla*, Regulae quaedam pro difficillimi Congensium idiomatis faciliori captu. Rom 1659. 8. — A Gramm. of the Mpongwe lang. New York 1847. 8. — *Le Berre*, Gramm. de la l. Ponguée. Paris 1873. 12. — (Les missionnaires du Gabon) Dictionnaire français-pongoué. Paris 1877. 12. — A Gramm. of the Bakële Lang., with vocab. New York 1854. 8. — *J. Merrick*, A Gramm. of the Isubu tongue. Bimbia 1854. 8. — *J. L. Mackey*, A Gramm. of the Benga lang. New York 1855. 8. — *B. M. de Cannecattim*, Collecçaõ de observaçoës grammaticaes sobre a lingua Bunda ou Angolense. Lisboa 1805. 4. — Derſ. Dicc. da la l. Bunda ou Angolense. Lisboa 1804. 4. — *J. Clarke*, Introd. to the Fernandian tongue. Berwick-on-Tweed. 1848. 8.

(*G. von der Gabelentz.*)

KAFIR und KĀFIRISTĀN (كافر). Kafir nennt der Araber jeden Ungläubigen, der nicht den Satzungen des Koran folgt; Kafiristan (كافرستان) bedeutet im Persischen das Land der Ungläubigen im Hindukuſch-Gebirge. Dieſes Land iſt eine wahre terra incognita: kein Europäer iſt dahin eingedrungen; alles, was wir darüber wiſſen, beruht auf Auskagen von Afghanen und von Eingeborenen der indiſchen Grenzgebiete.

Geographiſche Ueberſicht. Das Land bildet ein unregelmäßiges Viereck zwiſchen 34° 50′ und 36° 15′ nördl. Br., 70° und 71° 50′ öſtl. Länge v. Gr. Es iſt ein Alpengebiet, das in ſeinen zum Kabulſtrom hinabreichenden Berggehängen den Uebergang zu Indien bildet. Der mächtige Kamm des Hindukuſch, die Waſſerſcheide zwiſchen dem Oxus und dem Indus, gehört mit ſeinem mittleren Theile vom Paſſe Khawak an bis zum Paſſe Do-rāh (16,500 engl. Fuß), oder vom Uebergange aus dem oberen Thale des Panǧhīr nach Andar-āb bis zum Uebergange aus dem Thale Hinǧigān in Ober-Citral in das Gebiet von Munǧān, zu Kafriſtan. Pamirähnliche Hochflächen, die nur im Spätſommer gangbar ſind, ausgebreitete Schneefelder, welche zahlreiche nord- und ſüdwärts abfließende Bergſtröme nähren, charakteriſiren dieſe Hochregion, deren niedrigſte Abhänge (bis 10,000′ hinauf) dichte Nadelwaldungen bedecken. Von der Hauptkette läuft nach Nordoſten mitten durch Bādakhšān ein Gebirgskamm aus, der im Dašt-i-Gargaš und Dašt-i-Khāš hart an der Biegung des Kokča-Fluſſes endigt; zahlreicher und mächtiger ſind die Gebirgsäſte, welche ſüdwärts zu dem Zwillingsſtrome von Kābul und von Citrāl ſtreichen. Die maſſivſte dieſer Abzweigungen bildet die Waſſerſcheide zwiſchen dem Unterlaufe des Stromes von Citral und einem Hauptzufluß des Kabulſtromes, dem Alingār; ſie trägt zahlreiche Gipfel von 14—16,000′ und endigt in dem aus Urgeſtein beſtehenden Maſſiv des Sān oder Khund (14,000′), das durch einen Granitrücken mit dem weiter im Südweſten ſich erhebenden Kašmund (10,000′) verbunden wird. Ein nicht minder mächtiger Zweig ſtreicht weiter im Oſten aus der Gegend des Paſſes Dō-rāh und endigt gegenüber Asmār und Caghān-sarāī; es iſt die Waſſerſcheide zweier bedeutender Zuflüſſe des Stromes von Citrāl. Ein dritter Gebirgsaſt zieht ſich gegen Kila-Nagar hin. Auch auf der Weſtſeite des Alingār bis zum Panǧhīr-Thale gehen mächtige radiale Ketten vom Hindukuſch aus; eine derſelben endigt im Kōh-Kāriṅǧ (12,000′) oberhalb Laghmān. Alle dieſe Ausläufer verzweigen ſich auch der Quere nach und bilden ein complicirtes Syſtem von Gebirgszügen, die durch Eroſionsthäler (Kaf. gāl, gul; Citr. gol, bedeutet auch „Canton") in allen Richtungen voneinander geſchieden ſind. Der Kāriṅǧ und das Syſtem des Khund mit dem Kašmund ſind als die ſüdlichſten von Weſten nach Oſten verlaufenden Querriegel, welche gegen die Alluvialebene des Kabulſtromes terraſſenförmig abfallen, zu betrachten. — Was die Flüſſe (Kaf. nandī, nannī; Citr. sinn) betrifft, ſo kennen wir nur die Einmündungen der be-

deutenderen Zuflüsse des Kabulstromes genauer. Genannt seien der Nigr-āw, der Tagh-āw (vielleicht der Badr-āw Baber's), der Alingār und der Strom von Citrāl. Der Alingār, im Oberlaufe auch Sūnah und Kóu genannt, entspringt nach Baber in dem Canton Gewār; von seinen Zuflüssen aus dem Khund-Massiv sind die Bäche von Citali und Pariāna bekannt; wichtiger ist der westliche Zufluß, der Ališang, der nach Baber in dem Canton Meïl entspringt; er vereinigt sich mit dem weit stärkeren Alingār bei Tri-garī in Laghmān. Der Strom von Citrāl wird im Unterlaufe auch Fluß von Kāmah, von Kunar, von Caghān-sarāi genannt; in Citrāl selbst führt er den Namen Khō, was sehr an Χόης bei Arrianos und Κώας bei Ptolemaios erinnert; dem Lande der Kafirs gehören nur seine westlichen Zuflüsse an, deren Namen uns unbekannt sind. Alle diese Ströme und deren Zuflüsse haben im Oberlaufe ein sehr starkes Gefälle; Stromschnellen und Wasserstürze sind hier überaus häufig; die Schneemassen der Gebirgskämme führen reichlich Wasser zu, bedeutende Mengen von Transportgeschieben gelangen in die unteren Regionen; hier und da wird silber- und goldhaltiger Sand ausgewaschen. Die Thäler sind meist schmal, der Humusboden (Kaf. būm, pällāl) ist auf wenige Striche eingeschränkt; gähnende Abgründe und enge Schluchten, welche mit Holzstegen (Kaf. séu, súe; Citr. ser = Skr. sétu) mühsam überbrückt werden, erschweren die Communication. — Die Jahreszeiten haben ungefähr denselben Verlauf wie in Mittel-Europa, daher die Viertheilung im Gegensatz zum tropischen Indien: Frühling (Kaf. wäsunt, Kal. basun, Citr. bosún), Sommer (Kaf. ninga, aus Skr. nidāgha, Citr. grišpah), Herbst (Kaf. súru, šŭru; Citr. šarah) und Winter (Kaf. zẽ, ziū, éran. W.; Kaf. heman, Citr. yomún). Der Regenfall (Kaf. waš, Kal. bášik, Citr. bošik) ist am stärksten im Frühjahr und in den Monaten August und September; Hagelwetter sind häufig, im Winter Schneestürme; zur Zeit der Schneeschmelze und der Lawinenstürze (Citr. rešt) äußert sich die Kraft der Gießbäche verheerend; die Menge der Niederschläge ist im Kafirgebiet stärker als in Citrāl und Yasīn. In den südlicheren Niederungen herrscht im Sommer große Hitze, während die höheren Regionen sich eines gemäßigten, alpinen Klimas erfreuen; daraus ergeben sich bedeutende Gegensätze für die Vegetation. Am Fuße des Khund sind reiche Bestände von Eichen und Nadelbäumen, in den Thalniederungen Oliven- und Granatenpflanzungen, Walnußbäume und Weizenfelder; darüber erhebt sich eine Region dichten Schwarzwaldes mit Fichten aller Art, darunter auch abies Smithiana; weiter hinauf wächst nur Knieholz, spärliche Juniperus-Gesträuche und etwas Futtergras; noch höher sind die Felsen kahl und öde, die Gipfel weiß von Schnee (Kaf. zīm, šim, mit éran. Anlaut; Citr. hīm, Paschai īm). Dichte Nadelholzwaldungen sollen namentlich in den oberen Thälern gegen den Hindukusch, z. B. am Nigr-āw und westwärts von Lut-khō, vorherrschen; die südlicheren Striche und die günstiger gelegenen Thäler der Mittelzone besitzen eine Flora, welche die Griechen unter Alexander als die heimische wiedererkannten; immergrüne Sträucher, die mediterranen Fruchtgattungen herrschen hier vor; der Weinstock wird überall gezogen, das Getränk soll jedoch übel munden. Von Cerealien wird Weizen, Gerste und Hirse angebaut, Reis gedeiht nur in den feuchten und heißen Niederungen Laghman's. Die Felder sind auf den schmalen Terrassen künstlich angelegt, die mangelnde Humuserde wird durch Sand und Dünger ersetzt, jedes Fleckchen Landes wird ausgebeutet, die Irrigation ist sorgsam; die Agricultur erfordert viel Fleiß und Geduld, der Ertrag ist gleichwol für die dichte Population ungenügend. Die Bevölkerung Kafiristans wird ungefähr auf 130,000 Seelen geschätzt.

Wir führen hier einige die Flora charakterisirende Wörter aus den Hindukusch-Sprachen an:

„Apfel", Kaf.: páṛuṛa, paṛṛa, palla; Citr.: pálogh; (Skr.: phāla).

„Birne", Kaf., Citr.: tōng; Gowrō: tāngu.

„Granatapfel", Kaf.: amār, amaruk; Paschai: amirik.

„Aprikose", Kaf.: tsīra, tsīri; vergl. Kaschm.: tsér; Yidgah: čīré; Balt.: čūli.

„Walnuß", Kaf.: yũ, yamũ; Paschai: ambū.

„Weintraube", Kaf.: drās, drāš; Citr.: droč; Paschai: dāšik (Skr.: drākṣā); vgl. Δραστόκα, Ort in Kabulistan bei Ptolemaios.

„Gerste", Kaf.: ẓau, ẓū; Gowrō: yau (Skr.: yava).

„Weizen", Kaf.: gūm, gōm (Skr.: gōdhūma).

Auch hinsichtlich der Fauna treten Gegensätze zwischen der Natur Indiens und der Alpennatur hervor; in den südöstlichen Strichen gibt es mehrere Arten von Affen, ferner Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Schakale, Maina's und Papagaien, Moskitos; höher hinauf finden sich Bären, Wölfe, Füchse, wilde Katzen, Wildschweine, Stachelschweine, Igel, Flußottern (besonders in Citrāl), Murmelthiere; Adler, Geier und Falken sind überaus häufig, auch Wildgänse, Enten; ferner: Rebhühner, Waldhühner, Tschikors, Fasane, Wachteln, Singvögel aller Art. Pferde und Esel sind bekannt, werden aber nur in den breiten Thälern (z. B. in Katār und Gambir) gezüchtet. Das Rind der Niederungen ist unansehnlich, höckerlos; in den Bergen gut entwickelt, großbuckelig. Die Schafzucht ist nur bei den Wāma's von Belang; die Ziegen dagegen sind von vortrefflicher Rasse und bilden den Hauptreichthum der Kafirs. Der Reichthum an Rothwild ist hervorzuheben; Antilopen, Steinböcke, Hirsche (bara-šingas und uriyāls), wilde Schafe, Moschusthiere werden in Menge erlegt. Im Ganzen herrscht die Alpenwirthschaft vor; Fleisch, Milch, Käse, Butter bildet die Hauptnahrung der nördlicheren Stämme; auch Honig und Wachs wird in großen Quantitäten gewonnen. Nagethiere und Reptilien sind durch zahlreiche Arten vertreten; die Schlangen gelten für dämonisch und werden nie getödtet (vgl. die Verehrung der Schlangengötter im alten Udyāna). Läuse sind gewöhnlich, dagegen sollen Flöhe fehlen.

Anbei folgen einige Thiernamen:

„Hund", Kaf.: šu, šun, son; kuri, Lagām.: khudink.

„Pferd", Kaf.: usp, has; Čitr.: istor (eran. W.); Kaf.: gura, gora; Paschai: ghoda (Skr.: ghoṭa).

„Esel", Kaf.: gudda; Čitr.: gordok (Skr.: gardabha; Prakr.: gaḍḍaha).

„Rind", Kaf.: go, ga, gāo: Kun. Nar.: golang; „Kalb", Kaf.: watsala.

„Schaf", Kaf.: wami, vgl. Skr. vama, „Gut, Habe"; daher der Canton: Wamastan? Baschg.: wi; Kal.: meš; „Widder", Baschg.: ni (aus nir „Männchen"); „Lamm", Kaf.: baru.

„Ziege", Kaf.: wūsa; Čitr.: pai; Nar.: pläng u. s. w.

„Steinbock", „Antilope", „Reh", überh. „Rothwild", Kaf.: marang, mrang, maṛa: Čitr.: mroi (Skr.: mṛga).

„Bär", Kaf.: riċ, rits; Kal.: its; Koh.: ūċ; Čitr.: orts (Skr.: ṛkša; Prakr.: riccha, accha, ikka).

„Affe", Kal.: markro; Čitr.: mukkúl; Paschai: makadik (Skr.: markaṭa).

„Wilde Katze", Kaf.: pisās, pišuš, puṣak; Paschai: pišúndik; Čitr.: puši.

„Fuchs", Kaf.: ālwākī; Koh.: lambāhī.

„Tiger", Čitr.: purdúm.

„Huhn", Kaf.: kikūṛ, kūkūṛ; Baschg.: kŭkkŭk.

„Rebhuhn", Kaf.: ẓū, ẓúwai; Čitr.: kulu; Yid.: žörżah.

Die wichtigsten Metallnamen sind:

„Eisen", Kaf.: ċimā; Čitr.: ċimúr; Paschai: ċummār; Nar.: ċimer; Tir.: tsimbar.

„Kupfer", Čitr.: tŭrŭm (Acc.: tŭrmo); Torw.: tambā.

„Messing", Kal.: harila; vgl. harilek, „gelb".

„Silber", Čitr.: droχŭm (Acc.: droχmo), d. i.: δραχμή; Kaf.: arūa, ryū (Skr.: rupya); ċitta, „weiß".

„Gold", Čitr.: sorŭm (Acc.: sormo); Kaf.: surun, sūn, sōna (Skr.: svarṇa).

Ethnographische Stellung der Kāfirs. Der physische Typus der Kafirs bietet manches Eigene. Die Körpergröße ist im Durchschnitt geringer als bei den Tāǧik's und Afghanen, dagegen zeichnen sich die Kafirs der Ebene durch sanftere und gefälligere Gesichtszüge, die der Gebirge durch stark entwickelte Muskulatur aus; die Kopfform ist oval, die Gesichtsfarbe röthlich angehaucht; die Farbe der Augen braun oder grau, nicht selten dunkelblau; die Wimpern sind lang, die Brauen verlaufen in regelmäßigen schmalen Bogen und nähern sich stark an der Nasenwurzel; die Farbe des Kopfhaares wechselt zwischen schwarz, kastanienbraun und lichtbraun, unter den Knaben und Mädchen soll es auch Flachsblonde geben. Kröpfe finden sich in einigen Bergcantonen eben so häufig wie bei den Kulūta's im Himālaya. Die Hinneigung zu dem blonden Typus bildet ein unterscheidendes Merkmal der Kafirs gegenüber den Eingeborenen Indiens und Afghanistans; wir dürfen annehmen, daß sich der Typus der arischen Rasse in dem alpinen Hindukuschgebiete getreuer und länger bewahrt hat als in den südlicheren Klimaten unter den Drawida's und Kuschiten. Dieselbe Beobachtung können wir auch in den benachbarten eranischen Regionen machen: der sinische Pilger Hwan Thsang berichtet von den Einwohnern von Khwandao in Walhan, daß sie die blaugrune Färbung der Augen von allen Asiaten unterscheide; der Jesuit Benedikt Goes traf auf dem Wege von Andar-ab nach Badakhschan Galča's an, deren Kopf- und Barthaar blond war wie bei den Niederländern; in unsern Tagen bezeugt Ujfalvy den blonden Typus der Yaghnōbi's im Sarafschanthale. — Daß die Kafirs dem indischen Zweige der Arier angehören, ergibt sich aus ihrer Sprache; daß sie das Kabulthal bis zum Hindukusch hinauf nicht erst in neueren Zeiten occupirt haben, sondern daselbst seit Beginn der Geschichte hausen, lehren die Berichte; nur ob sie den Weg vor oder nach ihren Stammesbrüdern, die wir am Indus und Ganges finden, genommen — ob sie sich aus dem Kabulthale hinauf oder über den Hindukusch hinab allmählich verbreitet haben, bleibt unaufgeklärt. Ohne Zweifel haben sie überall Aboriginerstämme vorgefunden, überschichtet und absorbirt; als einen vereinzelten Ueberrest solcher vor-arischer Einwohner haben wir das Volk der Khaǧūna's in Dardistān zu betrachten, dem eine agglutinirende Sprache und die vigesimale Zählmethode eigen ist; letztere finden wir merkwürdigerweise auch bei den Kafirs und Darada's ja selbst bei den éranischen Galča's, vielleicht als Erbstück dieser anarischen Aboriginer.

Geschichte. In den indischen Schriftwerken finden wir kein Volk genannt, das mit Sicherheit für den alten Grundstock der Kafirs zu halten wäre; die Gandhāra's gehören dem Unterlaufe des Kabulstromes (Skr. Kubhā) an, die Muraṇḍa's hatten die Thäler am obern Pañǧkōra und Swāt inne, die Darada's saßen auf beiden Seiten der Indusbiegung; einzig die Lampāka's stehen zu den Kafirs in nahen Beziehungen. Bei Ptolemaios nehmen die Λαμβάγαι das ganze Gebiet zwischen dem Κώας und dem Κώφης ein und reichen nordwärts bis zu den Κωμῆδαι im Pamir; mit Sicherheit läßt sich jedoch der Name nur auf das heutige Gebiet von Laghmān oder Lamegān, zwischen den Passagen von Bādpaš im Westen und Darūṭa im Osten, beziehen. Vielleicht gehörten auch einige Bergstämme dazu; im indischen Epos (M. Bh. II. p. 703) kämpfen die Lampāka's, gleich den Darada's und Khaça's, mit Stangen und Knütteln; derselben Waffen bedienen sich noch jetzt die Paruna-Kafirs im nördlichen Wāmastān. Mit Unrecht hat Lassen die Kāmbōǧa's in den heutigen Kafirs von Kāmōts gesucht: jene werden im Epos wegen ihrer Rosse und Elefanten gepriesen, diese besitzen keine von beiden. Bei den Utsavasankēta's, den in sieben Stämme getheilten Huldigern der Festgelage und Liebeszusammenkünfte, werden wir allerdings an die Kafirs erinnert.

So viel ist sicher, daß seit den ältesten Zeiten der Geschichte das Kabulbecken indischen Stämmen angehört hat; eine indische Gründung, Kapiçā (Skr.: „rothbraun")

an der Vereinigung des Ghōrband- und Panǧhir-Thales, hatte bereits Kyros in seine Gewalt bekommen; Dareios unterwarf das Kabulbecken und das Fünfstromland, selbst die Khaça's und Darada's huldigten ihm; die Provinz am Kabulstrom führt in den Keilinschriften nach dem Hauptvolke der Ebene den Namen Gandāra, die assyrische Version hat dafür Paruparanisana, d. i. Παροπαρνασός, Παροπαννισός der Griechen. Als Alexander gegen Indien zog, fand er am untern Kabulstrome das gandarische Volk der Açvaka's vor; die Nachrichten über Nysa und Meros sind allerdings mythischer Natur, aber den nächsten Anlaß dazu gab die Cultur der Weinrebe und der mediterranen Obstgattungen, sowie das dionysische Leben der indischen Bewohner; sonst könnte bei dem dreigipfeligen Meros (Skr.: Mēru, Tri-kakud, -kakubh) auch an den Tiriċ-mīr in Ober-Čitrāl, bei Nysa an den Canton Nišā in Wāmastān gedacht werden. — Wir übergehen die Herrschaft der indo-baktrischen Könige und gedenken nur des großen Einfalls der Çaka's und Turuška's nach Indien; einer der mächtigsten Fürsten aus dieser fremden Rasse war Kaniška, der um Christi Geburt über Kapiçā, Gandhāra, Kaçmīra und zahlreiche Nachbargebiete herrschte und die Lehre Buddha's nach Kräften beförderte; der Buddhismus stand noch in Flor, als Hwan-Thsang die indischen Lande beging (630—640); damals scheint das Berggebiet von Lampāka eine Dependenz von Kapiçā gebildet zu haben; der Pilger besuchte außer Laghmān auch Čitrāl (Sin.: Šang-mi, Khūi-wei) und sämmtliche Thalgebiete am obern Oxus, ins Herz des Kafirlandes drang er jedoch nicht ein. Während bereits die Araber im Westen siegreich auftraten, erstanden in Kabul und im Panǧ-āb brahmanische Herrschaften; diesen machte der mohammedanische Amīr von Ghāzna, Sabuk-tegīn, ein Ende (978 fg.) und zugleich drangen afghanische Horden in die bis dahin ausschließlich von Indern bewohnten Niederungen des Kabulbeckens ein; in Lamegān und Pēschāwer wurden alle Spuren der indischen Cultur vernichtet und gegen die „Ungläubigen" der Gebirge Glaubenskriege (ghaziyyas) eingeleitet. Seit neun Jahrhunderten sind die Kafirs ringsum von fanatischen Mohammedanern eingeschlossen, die Blutfehden sind an der Tagesordnung, und es geht das alteinheimische Volkselement immer mehr seinem völligen Niedergang entgegen. — Noch einmal sehen wir indisches Volksthum nach dem Westen vordringen in den stillen Wanderungen der Zigeuner oder Rōm (= Ḍama, Ḍamāra) vom oberen Ganges; Kaschmīr und Kabulistan waren die nächsten Haltstationen dieser verachteten Rasse. — Marco Polo (1260) kennt südlich vom Hindukusch nur die Regionen Pašai (d. i.: Čitrāl mit Kunar) und Dīr; ersteren Namen bietet auch Ibn-Batuta. Als Timur gegen Indien zog (1408), unternahm er vom Passe Khawāk aus einen Zug gegen die Kafirs von Kaṭawar (j. Kaṭī); auch Baber (1507—1527) kämpfte mitunter gegen die indischen Kafirs des Kabulbeckens. Als der Jesuitenpater Benedictus Goës (Ende 1603) von Pēšāwar nach Cārikār und Parwān zog, um von da den Hindukusch zu überschreiten, hörte er von dem Lande „Cafiristan, in quam Saracenis aditus minime permittitur, adeuntes vero capite puniuntur; agrum esse feracem et uvae copiam reperiri", und kostete von diesem Weine; in den Kafirs vermuthet er Christen. Zwei Jahrhunderte später (1808) zog Mountstuart Elphinstone die ersten ausführlichen Nachrichten über die Kafirs ein.

Topographie der Kāfir-Tribus. Einen indigenen Gesammtnamen haben die Kafirs nicht; die Worte Kapira und Sapi haben sie von den Mohammedanern adoptirt; die Perser gebrauchen die von der schwarzen oder weißen Kleidung hergenommene Benennung Siyah-pōš, Safēd-pōš; ebenso reden die Afghanen von Tōr- und Spīn-Kāfirs. Außer den echten „Ungläubigen" gibt es zahlreiche Stämme, welche äußerlich den mohammedanischen Glauben angenommen, die alten Sitten jedoch unverfälscht bewahrt haben; man faßt sie als „Halblinge", Pers. Nīmča's, zusammen; dazu gehören z. B. die Kalāši's, die von Tanner beschriebenen Čugānī's. Die Ṣāfī's (Kaf. Sāpi) dagegen oder die „Reinen" verbinden mit mohammedanischem Glauben auch mohammedanische Sitten; obwol gleicher Abstammung, sind sie dennoch die geschworensten Feinde der Kāfirs sowol wie der Nīmča's. — Elphinstone bietet zahlreiche Cantonnamen der Kāfirs, es ist aber schwer, dieselben auf der Karte zu fixiren; noch mehr gilt dies von Raverty's Angaben. Nach Biddulph zerfallen die echten Kāfirs in vier große Abtheilungen: 1) Răm- oder Lăm-gali's, in der westlichen Hälfte des Landes; 2) Wāï-gali's, im Centrum und in dem gegen Čaghān-sarāï streichenden Thale; 3) Bāš-gali's, im Nord-Osten gegen Čitrāl; auch auf der Nordseite des Hindukusch im Quellgebiete des Kokča-Oxus gibt es eine Kāfir-Tribus; 4) die Kaṭī-gali's. Alle diese Abtheilungen zerfallen in zahlreiche Gaue und Clans, die Wāï-gali's z. B. zählen deren 18; die Namen endigen meist auf -gal (Kaf. „Thal, Bachufer") und -dēš („Bezirk, Land"). — Am ungenauesten ist der westliche Theil bekannt; hier scheint der Islam bereits sehr tief ins Land gedrungen zu sein; der Unterlauf der Flüsse ist ausschließlich von Afghanen, Tāǧik's und Ṣāfī's bewohnt, welch letztere das Parāčī und das Pašai reden, Dialekte des mit dem Panǧābi und Hindi am meisten verwandten Kōhistāni, wozu auch das Lāghmani und Kunari gehört. Am Niǧrāw liegt der Ort Išpī, nördlicher die Veste Timurhiṣār, auf mohammedanischem Boden. Der von Baber angeführten Cantone Meïl am oberen Ališang, Gewār am oberen Alingār wurde bereits gedacht; Raverty führt die Tribus Askīn und Ašpīn an, ferner den Stamm Panḍū mit den Orten Mukūwatū, Niwlī, Teïlī, Panḍū und Parmawāl. Das Thal Ingār (= Alingār?), ebenso Tapa-gal, Māišta-gal, Wadīū, Sālāo, sind bereits von Wāma's bevölkert; die zwei Afghanen, welche 1864 Wāmasthān besucht haben, drangen dahin über Laghmān vor; sie erwähnen das eisige Gebirge Walimand, die Kafirorte Šaider-lām, Muz-gal und Girdalares. Am Südabhange des Khund-Massivs wohnen die zum Islam bekehrten Čugānī's, etwa 23,000 Seelen stark;

sie beiden Citch, Parruna (1000 Häuser) gegen Westen, Kandak und Somal am oberen Nur-darra, Si-gal am oberen Damenè, Sulut am Bache gleichen Namens, Aret (1200 Häuser) am oberen Mazar, Cilas am oberen Coki gegen Süden, endlich Kordar am oberen Pèè-darra gegen Osten. Die Bache von Nur an, welchen Ort Babur wegen seiner Naturreize und Fruchtbarkeit preist, ergießen sich in den Unterlauf des Kunarstromes; Babur berichtet, die Kafirs von Pič („gewunden") erzeugten den starken Wein Khiru unter Beimischung von starken Kräutern (= haoma?). Die unteren Thalniederungen im Westen und Osten haben jetzt Safi's inne. Nördlich vom Khund-massiv wohnen die Kafirs von Sainu oder Säu, ihr Hauptort heißt Sainu-glam; vom Khund oder Säu gelangt man dahin über Di-gal oder Deo-gal, Sir, Kordar, Droñak. Weiter hinauf gegen Nord-Osten liegen Niša-gram, Canoš, Pandoš, Mandoš, Ranè-gal, Mundi-gal, Wäile-gal, Baira-gal und andere Orte der Wama's, sowie der Wai-gali's. Die Thalgebiete der letzteren werden von einem mächtigen Zuflusse des Kunarstromes bewässert, welcher oberhalb des Pèè-darra gegenüber Caghan-sarai einmündet; nahe dem Strome liegen die Cantone Kaṭar (Kaf. Kaṭa, bei Baber Kator) — hier werden Rosse gezüchtet —, ferner Gambir (Sfr. gambhira „tief"), Trai-gama („Dreidorf") mit je 1000 Häusern, weiter entfernt gegen Norden Harans (3000 Häuser), Cumia, Amèšots, Pandit, endlich der Hauptort Wäi-gal (6000 Häuser). Die am Kunarstrome zunächst hausenden Nimča's und Kafirs feroern von den Caravanen, welche aus Citrāl nach Caghan-sarai ziehen, den Zoll oder Tribut ein; diese schlagen daher lieber den östlicheren Umweg über Dīr ein. Im nordlichen Wāmasthan soll eine wilde Tribus Paruna hausen, welche mit Keulen und Stangen sich wehrt; ihr Hauptort heißt Kištoki („Holzingen"); noch weiter hinauf wohnt die Tribus Wäi oder Pānišṭa, und jenseit des Hindukuschkammes die Tribus Kaṭi oder Kaṭi-gali, auch Wiri-gali genannt; ihr Hauptort ist Kalar: sie gehört zu den Safed-pōš, wozu auch die aus Laghman eingewanderten Mandul und Šamāgīl gezählt werden. In dem Sattel Kandah-i-nīl soll die Kokča-Quelle des Oxus entspringen, ihr nach Nord-Osten gerichtetes langes und schmales Erosionsthal bildet die natürliche Einfallsstraße der Kaṭi's nach Ulur, Kurān, Girm und Bādakhšān: nach Nord-Westen jenseit eines vom Hindukusch auslaufenden Gebirgsastes finden wir die von eranischen Galča's bewohnten Hochthäler von Ašangān (bei Firdausi: Šangān), Angumān, Murasaè, Péškān, Paryān, Khwāst und Andarāb, aus denen der Warsaè, Farkhār, Bangī und andere Zuflüsse des Oxus ihren Ausgang nehmen; ostwärts vereinigt sich mit der Kokča bei Girm der Fluß Darra-Yamgān, welcher Mungān bewässert und beim Passe Dō-rāh entspringt. — Oestlich von dem Gebirgsrücken, der das Gebiet der Wai-gali's begrenzt, finden wir einen anderen Zufluß des Stromes von Citrāl, dessen Haupt- und Seitenthäler die Bāš-gali's bewohnen; ihre Ansiedelungen reichen bis Bīr-kot am Strome; die nördlichere Abtheilung desselben bewohnt den Canton Kam-ots (ots „ober", Sft. ucca) oder Kam-deš mit dem Hauptort Brag ama-tal (Citr. Lut-deh „großer Ort") und den Dörfern Ama-droña, Luluk, Suya, Absai, Said-gal, Abrons, Madad-gal; die südlichere den Canton Kam-toz mit zahlreichen Ansiedelungen. Die Bašgali's sind seit geraumer Zeit dem Herrscher von Citral unterworfen, d. h. sie leisten einen Jahrestribut, bestehend aus einigen hundert Centnern Butter, Honig und Wachs, aus Fellen und groben Filzdecken, silbernen Gefäßen und Halsbändern, Rindern und weiblichen Sklaven; auch hat bereits der Islam wenigstens äußerlich Eingang gefunden. Aehnliches gilt von den Kalaši's, einem vormals mächtigen, jetzt aber sehr herabgekommenen und zum Islam bekehrten Stamme, dessen Gebiet von jenem der Bāšgali's durch einen Gebirgskamm getrennt wird, den die Citrali's von Bumburet aus in einem steilen Passe zu übersteigen pflegen; die nordlichere Abtheilung bewohnt Kalaš-gram, Bumburet, Broana, Budirik, Rongmū, Biriu, Ghairet; die südlichere Cingurét, Sawair, Loi, Šiši und andere Dörfer zwischen Daroš und Nagar am Strome. — Die Anwohner des Flusses von Citrāl huldigen seit lange dem Islam, vormals waren sie jedoch der Parsi-Religion, dem brahmanischen Glauben, der Lehre Buddha's ergeben. Wir nennen zuerst die Gabr's in Gabrek (vgl. Pers. gabr, gaur, „Feueranbeter") an der Ostseite des Stromes von Ašrét südwärts bis Šāl, in den Orten Nārisat, Langarbat, Gad, Pasinger, Maïmena, Nawakila, Kalman, Harnoi; die Leute, durch spärlichen Haarwuchs bemerklich, sprechen das Narisati (bei Baber Gabrī genannt), das die Mitte hält zwischen dem Bašgali und den Dialekten am oberen Swat. — Von Ašrét bis Darōš hinauf wohnen Dangārik's, deren Sprache ebenso wie das Gowrō am Indus dem Šinā oder Dardi nahe stehen soll. — Dann kommen die eigentlichen Citrāli's am oberen Khō und dessen Zuflüssen. Mūl-khō, Tōri-khō und Lut-khō (hier von Drušp an bis Soghat); sie sprechen das Khōwāri, den eigenthümlichsten aller indischen Dialekte. Die anarischen Nachbarn in Yasīn nennen die Citräli's Arina, was an das Volk Alina im Rigveda erinnert. — Die indischen Dialekte am oberen Swāt und Pangkōra, das Torwālāk und Baškārik, lehnen sich bereits an das Pangābi an und sind Ueberreste der Sprache von Udyāna (Präkr. Uggānaka), also Dialekte der alten Gandhāra's, ebenso wie das Tirai südlich von Péšāwer. — Schließlich sei noch der Thatsache gedacht, daß in Ober-Citrāl neben dem alterthümlichen Khōwāri auch noch ein höchst interessanter eranischer Dialekt in Blüte steht, das Yidghah, das im Thale Yidakh oder darrah-i-Hingigān vom Passe Dō-rāh südostwärts auf beiden Seiten des oberen Lut-khō bis Drušp hinab gesprochen wird; die Bewohner sind seit geraumer Zeit aus dem Gebiete von Mungān oder dem Yamgān-Thale über den Paß hinabgewandert und haben sich als Keil zwischen die Bašgali-Kāfirs und die Citrāli's eingeschoben; das kleine Vocabular, welches Biddulph bietet, weist Wortformen auf,

die eine Mittelſtellung zwiſchen dem Altbaktriſchen und dem heutigen Paṣṭō einnehmen.

Sprache der Kāfirs. Faſt jede Tribus ſpricht ihren eigenen Dialekt; gleichwol haben alle Dialekte daſſelbe lautliche Gepräge und denſelben Urſprung; es iſt eine ungetrübte, ungemiſchte Prākritſprache, welche die reichen Flexionen des Sanſkrit abgelegt und durch Agglutination ſelbſtändiger Elemente erſetzt hat; ſie theilt mit ihren Schweſtern die Vorliebe für naſalirte Vokale (ā, ī, ū), für die Aſpiraten (ph, bh u. ſ. w.) und die Cerebralen (ṭ, ḍ, ṛ u. ſ. w.); eine Beſonderheit iſt der häufige Abfall eines Schluß-r.

Die Zählmethode nach Stiegen zu zwanzig, ſodaß z. B. 70 durch 3 × 20 + 10 (Kaf. tré-wiši-dos, tre-biši-daš, Čitr. troi-bīšer-ǧoš, Yid. šaroi-wīst-u-las, Khaǧun. iski-álter-tōrom) ausgedrückt wird, bis zur höchſten Zahl 400, d. i. 20 × 20 (Kaf. wíši-wíši, biši-biši), haben alle Hindukuſch- und Pamirſprachen gemein; wir ſuchen darin eine gemeinſame ariſche Grundlage (ſ. o.). Daß jedoch das Kafiri, gleich dem Čitrāli, verglichen mit dem Literatur-Prākrit Central-Indiens, alterthümlichere Formen aus der ariſchen Epoche aufbewahrt hat, lehrt ſchon die Betrachtung des Ind. Präſ. des Verb. Subſt.:

	Kaf.	Čitr.	vergl. Zigeun.	Pali
	sŭm	asúm	isóm, sóm	asmi, amhi
	sis	asúṣ	—	asi
	sĕ, sĭ	asúr	isí, sí	atthi
Pl.	símiš	asúsi	isám, sám	asma, amha
	sik	asúmi	—	attha
	san, sin	asúni	isán, sán	santi

Wie mannichfachem Wechſel eine und dieſelbe Grundform auch in den prākritiſchen Sippen an der Kubhā und im Hemagiri mit Naturnothwendigkeit ausgeſetzt iſt, dafür einige Beiſpiele:

„Herz" (Skr. hṛdaya, Prākr. hiyaya) Čitr. hardī, Kal. héṛā, Nar. hiḍā, Gowrō héyō, Šin. hīō, Torw. hŭ.

„Ei, Hode" (Skr. aṇḍa), Kal. ondrak, Torw. ān.

„Bruder" (Skr. bhrātā, Prākr. bhāyā), Čitr. brār, Baſchg. brā, Kaf. brār, burā, blā, Tir. bhrā, Torw. bhā, Nar. blāyō, Kal. bhāyā, Paſchai lāyā, Kun lē.

„Schweſter" (Skr. svasar), Čitr. ispasár (wie ispá „wir ſelbſt" aus Skr. sva), Tir. spaz, Baſchk. išpō, Kaf. sussi, sŭs, Šin. sās, Torw. šū.

„Sohn" (Skr. putra), Tir. putur, Kal. putr, Baſchg. puᴅr, Kun. pušl, Paſchai pult', Torw. pū, Šin. puč.

„Dorf" (Skr. grāma, Prākr. gāma), Kaf. grām, grōm, glām, lām, Šin. Torw. gām, Paſchai Nar. lām.

„Lang" (Skr. dīrgha, Pāli dīgha, Prākr. dīha), Kal. Tir. drīga, Paſchai liga, Nar. ligālo, Šin. ẓīgo, Torw. ẓīk, Baſchk. lūk, Čitr. drung (éran.)?

„Recht, gerade" (Skr. ṛǧuka, Prākr. uǧǧuya, Baktr. erezu), Čitr. 'orsk, Kal. ūǧek, Yid. 'orzuk, 'orzu, Wakh. wurz.

„Weiß" (Skr. çveta), Čitr. išpéro, Kaf. čitta, Šin. šéo u. ſ. w.

Quellennachweis. Hinſichtlich der Sprache vergleiche die von Leech geſammelten Vocabularien aus den Dialekten des Kabulbeckens (Journ. of the Asiat. soc. of Bengal, Vol. VII, Calcutta 1838, p. 731, 780—785); die von Raverty gebotenen Kafiri- und Kohiſtāniwörter (ebenda, Vol. XXXIII, 1865, p. 267—278); das Vocabularium aus dem Kaláša und dem Arina (= Čitrāli, Khōwāri), das Leitner ſeinem Werke „The races and languages of Dardistan", Lahore 1876, einverleibt und jüngſt (Lahore 1880) unter dem Titel „Kafiristan, Sect. I." ſeparat abgedruckt hat; endlich die kurzen grammatikaliſchen Abriſſe und Wörterſammlungen über die Dialekte Oſt-Kabuliſtans und der oberen Indusregion, die wir Biddulph verdanken „Tribes of the Hindoo koosh", Calcutta 1880, App. p. III—CLX. E. Trumpp's Arbeit über die grammatiſche Stellung des Kafiri (Zeitſchr. d. Deutſchen morgenl. Geſ. B. XX, 1866, 377—418; Journ. of the royal Asiat. soc. of Great-Brit. Vol. XIX, p. 1 sqq.) iſt der einzige wiſſenſchaftliche Verſuch über dieſe Frage; derſelbe Gelehrte hat die Bearbeitung des von Col. Tanner bei den Cugāni's und Sāṇu's geſammelten Sprachmaterials für das citirte londoner Journal übernommen und wird ſo die genauere Erkenntniß des Hindukuſch-prākrit begründen. — Die Lebensweiſe und die Gebräuche der Kāfirs ſind noch immer am beſten geſchildert in dem von Elphinſtone niedergelegten Berichte des Mulla Naǧīb (An account of the kingdom of Caubul. Lond. 1815); brauchbare Notizen finden ſich ferner in den Reiſewerken von Burnes, Vigne, Wolfe, Maſſon, Lumsden, Wood, Bellew und in Aufſätzen von Raverty; den Bericht der beiden Afghanen über die Wāma's hat Trumpp veröffentlicht. Major J. Biddulph behandelt in dem lehrreichen Buche „Tribes of the Hindoo koosh" die ethniſchen und ſocialen Verhältniſſe der oberen Indusgebiete, über die Bāšgali-Kāfirs gibt es Notizen in Chap. X (p. 126—133). Das Gebiet der Cugāni's hat zur Zeit der britiſchen Expedition nach Afghaniſtan Tanner beſucht und darüber ausführlich berichtet (Proceedings of the royal geographical soc. 1881, p. 278—301). Die beſten Karten über Čitrāl und das Kabulbecken finden ſich bei Leitner, Biddulph, Tanner; doch bleibt hinſichtlich des eigentlichen Kāfirgebietes faſt alles unſicher.

Lebensweiſe und Gebräuche der Kāfirs. — Die Nahrung iſt vorwiegend animaliſch: gekochtes oder halb roh gebratenes Fleiſch (Kaf. ándā, annā, andár; Kal. moss, Tir. mās u. ſ. w.) der Rinder, Schweine, Schafe, vor allem der Ziegen, dann auch aller Waldthiere, z. B. der Bären, Rebhühner; Fiſche werden verabſcheut. Die Hausthiere liefern Milch (Kaf. zŭ, zū, zur; čer, čīr), Lab (Kaf. níū, niwa), Butter (Kaf. nūnī, Kal. práčono) und Käſe (Kaf. kela, kila, Kal. pinḍa); die Bienen Honig (Kal. mačerik), die Oliven Oel (Kaf. anau, anū). Die Obſtfrüchte werden friſch und

getrocknet genossen. Mehl wird mit der Handmühle bereitet, der dünne ungesäuerte Brotfladen bildet die Zukost (Kaf. an, awin). Das Quellwasser ist frisch und vortrefflich; Wein (Kaf. cukara, eig. „sauer", Kal. čukra, Sfr. cukta; tin, eig. „scharf", Sfr. tikšna) wird pur und gewässert in großen Quantitäten von allen getrunken; er wird in Ziegenschläuchen oder in Felsencisternen aufbewahrt. Die Mahlzeiten werden von den Männern gruppenweise, oft im Freien, genommen; das Ansehen und der Rang bestimmt die Sitzordnung; man sitzt auf trommelartigen, in der Mittelhöhe ausgeschnitzten, mit Ziegenfellen überzogenen Holzblöcken; man greift mit der Hand oder mit Spießen zu; der silberne Weinhumpen geht vom Höchsten zum Niedrigsten in der Runde. Die Leute, stark und gesund, werden meist alt. — Kleidung. Die Männer waschen sich niemals, auch die Kleider werden niemals gereinigt. Der echte Kafir trägt auf bloßem Leibe ein Wams aus vier schwarzen Ziegenfellen mit dem Haare nach außen, meist ohne Aermel oder mit weiten, aufgetrennten, über den Ellbogen reichenden Aermeln. Die Reichen tragen darunter noch ein Hemd aus grober Baumwolle und weite Hosen aus gleichem Stoffe, beide mit Blumen in rother und schwarzer Wolle ausgenäht; Hosen und Wams hält ein Gurtriemen zusammen. Die Wama's und Baśgali's tragen aus schwarzen Ziegenhaaren gewobene Röcke und Hosen; schwarze, indigo-blaue und braune Wollkleider aus Pešawer sind bei den Nimča's verbreitet. Die Weiber haben lange vom Hals bis zu den Fußknöcheln reichende Kleider, aus Ziegenhaaren gewoben, lose gegürtet, mit langen Aermeln und farbiger Schärpe; oder ein nur bis zum Knie reichendes Oberhemd aus grober Wolle, gegürtet, darunter enge Hosen, unter dem Knie schwarz, über demselben weiß. Beide Geschlechter gehen oft barfuß, meist tragen sie Halbstiefel und Schuhe aus Ziegenleder oder Ziegenhaaren (Kaf. čaruk). Die Männer gehen barhaupt; erst wenn sie Feinde erschlagen haben, tragen sie rothe Mützen mit Federschmuck oder Kappchen aus Baumrinde oder, wie die Ugani's, braune Filzhüte mit schmaler Krämpe; Turbans haben die Säti's. Die Käfirs scheren die Haare bis auf zwei Locken an den Schläfen und einen langen Schopf von 3 Zoll Durchmesser, der vom Scheitel auf den Rücken fällt. Die Weiber flechten ihr Haar und schlingen die langen dünnen Zöpfe auf dem Scheitel zusammen; ein farbiges Wollkäppchen bedeckt den Wulst, meist hängt eine Flechte mitten auf die Stirn hinab. Der Kopfputz ist mit einem Silberband umzogen und mit Münzen, Perlen und Kauri-Muscheln (cypraea moneta) verziert. Bei den Bāśgali's tragen nach Biddulph die Eheweiber eine schwarze Kappe mit Zipfeln, aus denen zwei gegen einen Fuß lange Hörner aus Holz, die mit schwarzem Zeug umwickelt sind, aufragen; denselben Hornschmuck fand Sang-yün (520 n. Chr.) bei den baktrischen Ye-tha's Hwan-Thsang bei den Tukhāra-Weibern in Hematāla (j. Darrah-i-Aïm in Bādakhšān). Die Kalaša-Weiber haben breite Kappen mit herabhängenden Zipfeln, belegt mit Kauris, aber ohne Hörner. Beide Geschlechter tragen mit Vorliebe Ohr-, Hals-, Arm- und Fingerringe aus Eisen, Kupfer, Messing, seltener aus Silber und Gold; die Armspangen haben schlangenkopfartige Verzierungen; aller Schmuck wird zur Zeit der Trauer abgelegt. — Die Waffen sind primitiv. Die Bogen (Kaf. drū, Baśg. Citr. dron, Yid. drun) sind aus Holz, selten aus Horn (Sing-drū), 4½ Fuß lang, mit einer Darmsehne (Kaf. ghi); die Pfeile (Kaf. kan, Kal. brn, Citr. wośu) von Rohr, leicht, 2 Fuß lang, die eisernen Spitzen und Widerhaken bisweilen vergiftet; der Köcher am Rücken, aus Leder, enthält 12 Pfeile; die Kafirs schießen wunderbar sicher und kräftig auf 60 Ellen Distanz. Als Schutzwaffe dient der Schild (Kaf. karai). Im Ledergurt tragen sie rechts einen langen, breiten, etwas gekrümmten Dolch (Kaf. kātrā, kātarī) von ausgezeichneter Arbeit, mit eisernem Griff und mit Messingbuckeln geschmückt; links ein scharfes Messer (kāta, Laghm. šelt' — Sfr. çastra) sammt Flint und Zunderrinde. Flinten (tupaka, türk. W.) kommen immer mehr in Gebrauch, sie stammen aus Khokān und Kašghar; krumme Säbel (Kaf. tarwāli, Citr. kangūr) dagegen werden aus Swat und Afghanistan eingeführt. Eine nationale Waffe ist auch die Streitaxt (Baśg. kašō) und die Keule. — Die Häuser (Kaf. ama, amā) an den steilen Böschungen der Bergwände sind immer mehr als ein-, oft vier- bis sechsstöckig; man steigt von einem Stock zum andern auf einem schiefen, mit eingehauenen Fußtritten versehenen Balken hinauf. Die Dächer sind flach. Der Unterbau (Kal. dighra) besteht aus Stein und Holzwerk, der Oberbau nur aus Holz; Thüren (Kaf. do), Pfosten und das Getäfel sind mit hübschem Schnitzwerk verziert; Kellerräume für Wein, Essig, Butter und Käse sind vorhanden. Feuer wird in der Mitte der Zimmer (Kaf. hannu, Kal. hand) angezündet, der Rauch entweicht durch die Lichtöffnungen so gut er kann; den Hausrath bilden Wandbänke (Baśg. ban), Stühle (stā), Tische, niedrige Bettgestelle (khāt), Truhen, Filzteppiche, Trinkgeschirre aus gebranntem Thon oder aus Erz mit griechischen Henkeln und Hälsen, Gefäße zur Käse- und Mehlbereitung, Werkzeuge und Waffen. Im Hochgebirge gibt es auch Wohnungen in Höhlen. Die Dörfer (Kaf. glām; pātala) sind fast stets an den Berggehängen terrassenförmig gebaut, sodaß das Dach eines Hauses die Straße bildet, die in das obere Haus führt; die Häuserzahl variirt von 500 bis 1000, einige Orte zählen deren bis 6000. Alle Orte sind offen und nur durch die Lage geschützt; Vesten gibt es nur am Kabulstrome, in Laghmān, Kunar und Citrāl. — Die Kafirs haben die Gemüthsanlage eines echten Naturvolks; sie sind harmlos, gutherzig, gesprächig und gesellig, Freunde der Musik, des Gesanges und Tanzes; Märchen und Feensagen sind bei ihnen im Schwunge; beide Geschlechter und alle Lebensalter nehmen an den gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil. Ihre Gastlichkeit ist berühmt, Verrath und Wortbruch unbekannt; der Gast wird von Haus zu Haus geführt und bewirthet; mitunter überläßt der Wirth seinem Gast das eigene Weib für die Nacht. Krämer und Bettelmönche aus Hindustan finden immer Einlaß; sie verkehren selbst mit den Mohammedanern außer den

Zeiten der Blutfehde. Diebstähle sind unbekannt; die Häuser läßt man unbewacht. Mit den Sitten soll es das weibliche Geschlecht nicht sehr genau nehmen; der Ehemann begnügt sich, den Verführer durchzuprügeln und ihm einige Werthsachen oder eine Kuh abzufordern. Im Herbst, wenn alle Vorräthe gesammelt sind, werden die meisten Gelage abgehalten; sie dauern 20 bis 40 Tage, den Schluß bildet eine mitternächtige Orgie, wobei nach Auslöschung der Kienfackeln Bursche und Männer, Weiber und Mädchen ohne Wahl der Sinnenlust huldigen. Zu Beginn des Frühlings halten die Burschen und Mädchen ein Spiel ab, wobei sich die Mädchen außerhalb des Dorfes verstecken, von den Burschen aufgesucht werden und sich mit Gerten tüchtig wehren. Mit Fug gelten daher die Burschen und Mädchen eines Ortes für verschwistert, die Heirathen finden immer zwischen entfernteren Dörfern statt. Die Musik ist lärmend, aufregend, wild; in den Lärm der Cymbeln, Trommeln und Pfeifen mischt sich der schrille Gesang der Tänzer. Getanzt wird von allen, bald einzeln, bald paarweise, bald in Gruppen gegeneinander oder in verschlungenem Reigen um die Spielleute herum; dabei werden die Schultern gehoben, die Glieder und Köpfe geschüttelt, der Boden mit Heftigkeit gestampft; die Männer zücken die Messer, schwingen die Streitäxte und Keulen über dem Kopfe oder feuern die Flinten ab; einige accompagniren mit Schellen und Castagnetten. — Außer dem Spiele, der Jagd und dem Ackerbau ist es der Krieg, der die Männer beschäftigt. Fehden unter den einzelnen Tribus sind häufig, die Blutrache ist an der Tagesordnung; allgemein ist jedoch der Kampf mit den Mohammedanern der Grenzgebiete; die Käfirs skalpiren ihre Feinde, die Gefangenen opfern sie unter Ceremonien ihren Götzen, Tödtung eines Säfi gilt für die rühmlichste Handlung. Hat ein Stamm den Rachezug beschlossen, so versammelt sich alles wie zu einem Feste, ein Barde begeistert die Männer (wirē) durch Aufzählung aller von den Mohammedanern verübten Blutthaten zur Rache; die Streitbaren ziehen von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, singen und trinken Wein; sie suchen den Feind unvorbereitet zu überfallen; gar mancher fällt in die Hände des Gegners, weil sie die Wachen in der Nacht vernachlässigen; verfolgt, spannen sie den Bogen ab und machen mit ihm unglaubliche Sätze von Fels zu Fels. Bei der Heimkehr werden die Streitbaren von den Mädchen erwartet, welche Obst im Busen bergen; wer einen Feind erschlagen hat, darf sich der Früchte bemächtigen; die Beutelosen dagegen werden von den Weibern mit Kuhmist und Asche beworfen, beim Mahle erhalten sie knappe Portionen über den Rücken hingereicht. Wer viele Feinde erschlagen hat, erhält eine rothe Stirnbinde mit einer gleichen Zahl von Kauris, oder eine Silberkette, bei den Opfermahlen doppelte Portionen, und das Recht, bei Tänzen die Streitaxt zu schwingen; allgemein ist auch die Sitte, daß die Braven sich Pfähle (kul) errichten mit so vielen Querbolzen (sänt) und Ringen, als die Zahl der von ihnen erschlagenen und verwundeten Säfi's beträgt. Wenn zwei Männer einen Streit haben, wird derselbe vor allen Clangenossen durch einen Ringkampf entschieden, die Gegner umarmen sich zuletzt. Wird mit einem Säfi ein Friedensbund geschlossen, so wird eine Ziege geschlachtet, beide genießen das zubereitete Herz des Thieres, beide beißen dann einander sanft in die Herzgegend; oder es wird ein Goldschmuck in ein Wassergefäß getaucht, beide lassen einige Tropfen eigenen Blutes hinein und trinken davon — und der Vertrag ist geschlossen (sūn-wărăk, -āwu, „Goldwasser"). Zum Gruße werden nach europäischer Art die Hände geschüttelt. — **Stände.** Könige und erbliche Stammhäupter gibt es nicht; Timur hatte solche allerdings vorgefunden (ōdā, ōdā-šū). Gegenwärtig gibt es nur einen durch Heldenthaten und durch Festgelage erreichbaren Adel. Wer wenigstens 4 Feinde erschlagen hat, muß, um als Held (bahādur) zu gelten, noch 200 Ziegen, 6 Rinder, einige Centner Korn, Reis und Käse, und sehr viel Wein dem Clane schenken. Um Häuptling (surūnwālī, sōninwālī, „Goldvogt") oder Machthaber (ġēṣṭa, vgl. Sskr. ġyaiṣṭha „der Stärkste") zu werden, muß er innerhalb der nächsten 3 Jahre 80 Feste geben, wobei immer mehr Ziegen geschlachtet und immer größere Quantitäten an Brod, Käse und Wein verschenkt werden; bei der Ernennung wird die große Trommel (mandū, mandúr) gerührt und viel getanzt; bei den Mahlzeiten hat er den ersten Platz, eine lange massive Silberkette ist sein Schmuck. Alles wird durch Berathschlagung der Dorfältesten und der reichen Machthaber entschieden; diese sind die Führer im Kampfe. Ein Reicher besitzt im Durchschnitt 1000 Ziegen, 300 Rinder, 10 Gesindesklaven. Kasten gibt es nicht; selbst die Priesterwürde verleiht kein besonderes Ansehen. Nur eine Art Heloten ist vorhanden, die Abkömmlinge der Aboriginer des Landes; sie beschäftigen sich mit der groben und feinen Schmiedearbeit, mit Weberei, Lederbereitung, Holzschnitzerei und mit dem Tragen der Lasten (daher ihr Name bārī). Zahlreich sind auch die Gesindesklaven (lāwā, Baśg. pātsā), die sich aus den Gefangenen eigenen Stammes rekrutiren; sie werden gut behandelt und begleiten den Herrn im Kampfe. — Die **Heirathsgebräuche** sind sehr verschieden. Hat ein Bursche unter den Mädchen eines benachbarten Dorfes seine Wahl getroffen, so schickt er dem Vater der Erwählten eine Ziege; wird diese geopfert, so ist der Antrag angenommen und der Bräutigam darf seine Braut fortan ungehindert besuchen. Am Hochzeitstage schickt dieser die Hochzeitsgeschenke, Ziegen, Schmuck und Hausrath, Kienfackeln und Victualien für den Schmaus; das Fest wird in beiden Dörfern abgehalten. Ist der Schmaus und der Tanz beim Vater der Braut zu Ende, so erhält diese ihre Ausstattung und dazu einen Korb mit süßen Früchten; vom ganzen Dorf unter Singen und Tanzen begleitet, begibt sie sich in das Dorf und Haus des Bräutigams und gilt ohne weiteres für sein Weib (istrī, štrī, Kal. strī-ġā), höchstens, daß der Ehebund hier und da durch Zusammenbindung zweier Fichtenreiser von der Größe der Brautleute symbolisch bekräftigt wird; wird die Ehe nachmals gelöst, werden die Reiser gebrochen. Am nächsten Morgen schickt der Vermählte dem

Schwiegervater den eigentlichen Kaufpreis — oft bis 20 Kühe; die Braut darf ihres Vaters Haus vor fünf Jahren nicht betreten. Die Burschen heirathen zwischen dem 20. und 30., die Mädchen im 15. oder 16. Jahre. Vielweiberei ist erlaubt; jedoch gestatten sich nur die Begüterten diesen Luxus und bringen es auf 4 bis 5 Weiber. Die Stellung der Frau ist frei von allen Extremen; sie arbeitet redlich im Hause und bestellt den Acker; der Mann pflegt die Hausthiere, jagt, ficht und nimmt an den Dorfversammlungen Theil. Die Zeit der Reinigung und des dreißigtägigen Wochenbettes verbringen die Weiber in Gemächern außerhalb des Dorfes; sie werden dann gebadet und unter Tanz und Musik ins Haus zurückgebracht. Der Säugling erhält den Namen desjenigen seiner Vorfahren, bei dessen Nennung er zu saugen beginnt. Vater (Kaf. tala, tät) und Mutter (ū, mōr, nān) genießen hohe Achtung, ebenso die Geschwister der Aeltern und die Schwiegeraltern (susur, „Schwiegervater"); von den Geschwistern werden die Erstgeborenen und älteren besonders ausgezeichnet. — Todtengebräuche. Stirbt ein Kafir, so wird der Leichnam gebadet und in reine Tücher gehüllt; daneben liegen die Waffen, ein holzernes Abbild des Todten und der Sarg oder die Schachtel aus Fichtenholz; während die Weiber und Gesindesklaven weinen, stellen die Männer Gefechte an und preisen die Thaten des Verstorbenen; nach ein oder zwei Tagen wird der Leichnam rund um das Dorf getragen und zu einer von Bäumen beschatteten Höhle auf die Berge gebracht; dort wird er in den Sarg gelegt, dieser mit Holznageln geschlossen und mit großen Steinen beschwert; das Begräbniß schließt stets mit Schmaus, Gesang und Tanz; beim Tode von Machthabern wird die große Trommel gerührt, auch die Pfähle mit den Symbolen der erschlagenen Feinde werden beim Sarge eingerammt. Einmal im Jahre wird ein Gedenkfest gefeiert, wobei die Manen Speisung erhalten. Die Aussetzung des Todten erinnert an alt-eranische Sitten; sie findet sich aber auch bei sibirischen Volkern (Türken, Samojeden, Tunguſen). — Religion. Die Käfir's sind nach den Berichten der Mohammedaner būt-Verehrer; gleichwol stellen sie an die Spitze der Götzen eine unsichtbare Hauptgottheit, die sie verschieden benennen, bald Yamrāi, Im-rā, Imb-rā (d. i. Yama-rāǧa?), bald Di-gān oder Dēogān (Skr. dēva-ghana, „großer Gott"), bald thakur („ehrwürdig"), oder einfach dē, dī („Gott, Himmel"). Der Imrā von Kāmdēš wurde auf einer Anhöhe in Gestalt eines vier Fuß hohen, einen halben Fuß breiten steinernen Pfostens (Imrā-ṭhān) verehrt; die Stätte (Imrā-āmā) galt für heilig, alle Opfer wurden hier verrichtet. Zuerst wird das heilige Feuer aus Zweigen der Kāčar-Fichte bereitet, dann wirft der Opferpriester (ōtā, hazār-malik) Wasser, Butter, Körner oder Weizenmehl, das Blut des Opferthieres, endlich Wein — Salz mangelt dem Lande — dreimal durch die Flamme an den heiligen Pfosten, wobei er und die Gemeinde Weiheformeln recitiren. Außer Ziegen werden auch Kühe geschlachtet, das Blut wird auf dem Feuer gekocht, das Fleisch hinzugeworfen und dann halb roh verzehrt; zuletzt werden die Knochen verbrannt; Wein wird viel getrunken. In Sanu-glam befindet sich ein Tempel (but-tsida) des Di-gan mit einem Idol aus geschnitztem Holze; es reckt die Zunge, schneidet Grimassen und schwingt zum Schlage ausholend die Keule; die Stelle des Augapfels ist vergoldet; im Tempel hängen Weihegaben und Beutestücke, Waffen und Gefäße vieler Decennien. Im Dorfe Muzgal wird ein Holzidol mit Silberaugen, Pulis-panu („Mannwesen"?) verehrt; ihm opfern die Wama's bei Mißwachs und Krankheiten Ziegen; Weiber dürfen nur aus der Ferne zutreten; diese wenden sich an das Steinidol Matika-panu („Mutterwesen"?) im Dorfe Saiderlām in allen Familienangelegenheiten; ein drittes Steinidol Adrak-panu („unsichtbares Wesen"?) befindet sich in Girdalares. In silberner Vogelgestalt wird der Gott Tarašin („Sternfalke"? Garuda?) verehrt; andere Holzidole sind Suruya, Lāmāni, Pandu. Außerdem werden vierhundert mal vierhundert Dämone, männliche und weibliche, hölzerne und steinerne, angerufen; es sind theils Naturgeister aller Art (fast jedes Gewässer, jedes Gehölz hat seinen Schutzgeist), theils verstorbene Helden und Machthaber, die sich durch ihre Thaten und Festspenden den Weg zum Pantheon der Kafirs erschlossen haben. Bei Elphinstone finden wir zahlreiche Namen solcher Genien, z. B. Geż, Bageż, Māni oder Mandi, Parsu, die sieben Brüder Paradik und ebenso viele Parun's, die Erdmutter Kumāi (kumārī? Čitr. kumoro, „Mädchen"), Saranğu, Ništi, Mara-sūrī (surya, „Sonne"?), Inderči (vgl. Indra?). Jede Tribus hat ihre eigenen Heroen. (*Wilhelm Tomaschek.*)

KAFTAN ist im Türkischen die Benennung eines bis über die Waden hinabreichenden, schlafrockähnlichen Männer-Kleidungsstücks, welches mit seinem Namen Gemeingut wie der verschiedenen Türkenstämme und der von ihnen beeinflußten centralasiatischen, so der osteuropäischen Völker geworden ist. Der ursprüngliche Stoff des Kaftans ist ein Baumwollen- oder Seiden-Zeug, resp. ein halb-baumwollener Seidenatlas, welcher, in lebhaften Farben gestreift, für diesen Zweck an verschiedenen Stellen der Levante, namentlich in Brussa und Damaskus, in großer Menge producirt wird. Man hat sich daher den Kaftan zunächst als Unter- oder Hauskleid und für den Verkehr im Freien mit einem Pelze oder doch einem aus Wollstoff verfertigten, den atmosphärischen Einflüssen unmittelbar ausgesetzten Rocke überdeckt vorzustellen. Eine besondere Bedeutung gewann der Kaftan, als die zum Islam übergetretenen und die Sitten und Gebräuche der alt-mohammedanischen Culturvölker sich aneignenden Türkenstämme ihren Kaftan mit dem Chil'a, dem arabisch-persischen Ehrenkleide, identificirten, welches längst von den orientalischen Dynastien als Anerkennungszeichen in der Weise unserer Ordensdecorationen conferirt worden war und in der vulgär-arabischen Aussprache Chāl'a uns das Wort Gala gegeben hat. Der Kaftan wurde somit ein vor dem Publicum mit Stolz zu tragendes Prunkgewand; auch unterschied man seitdem einen Üst-Kaftân, Ober-Kaftan, und einen Itsch-Kaftân, Unter-Kaftan. Die im Serai von Constantinopel bis Anfang

dieſes Jahrhunderts feſtgehaltene Fiction, daß die Geſandtſchaften der chriſtlichen Mächte Huldigungsgeſchenke darbringende Vaſallen-Botſchaften an den Sultan als „Schatten Gottes auf Erden" ſeien, machte den Kaftan auch für die europäiſche Diplomatie bedeutſam. Die fremden Vertreter durften vor dem Großherrn nur, ſozuſagen, in ſeiner eigenen Uniform erſcheinen und mußten es ſich gefallen laſſen, bei feierlichen Audienzen den Degen abzulegen und mit ihrem Gefolge den ihnen zu dieſem Behufe verabfolgten ſogenannten Ehrenkaftan anzuthun, gewöhnlich ein wenig werthvolles Kleidungsſtück aus dünnem Baumwollengewebe von weißlicher Farbe mit großen blaßgelben Blumen in durchwirkter Flockſeide und faſt bis zur Erde herabhängenden Scheinärmeln, unter denen ein Schlitz den Armen freien Durchgang gewährte. Durch die ſeit den dreißiger Jahren unſers Jahrhunderts zur Geltung gekommene neue türkiſche Tracht, den Sürtük, iſt der Gebrauch des Kaftans ſehr beſchränkt worden, jedoch wird er von den Ulema, von dem Handwerker- und Krämerſtande in den Städten und in vielen Gegenden Anatoliens von der Landbevölkerung noch feſtgehalten.

(*G. Rosen.*)

KAGENECK. Das noch jetzt in Ruinen ſichtbare Bergſchloß dieſes Namens unweit Colmar im Elſaß iſt die Wiege dieſes alten ritterbürtigen Geſchlechts. Nach Zerſtörung der Burg ſiedelte es um 1250 nach Straßburg über, wo es durch Jahrhunderte hohe Würden im Stadtregimente bekleidete. Als erſter Stammherr der beglaubigten Filiation erſcheint Ritter Claus, der ſich 1258 im Stadtregimente befand. Als im J. 1261 die Domherren zu Straßburg bei damaligen Streitigkeiten des Biſchofs mit den Bürgern des Erſteren Partei hielten und viele davon aus der Stadt zogen, waren die Kageneck auch mit darunter. Hans v. Kageneck war 1271 Stadtmeiſter, Nicol 1337 Probſt zum Jungen Peter in Straßburg. Erhard befand ſich unter den funfzehn Rittern des Unterelſaß, welche über den gemachten Landfrieden 1355 einen Landtag zu Colmar hielten. Stephan, unter dem Heere Leopold's von Oeſterreich kämpfend, fiel 1386 bei Sempach, Thomas und Claus erſchienen auf dem großen 1390 zu Straßburg gehaltenen Turnier. Hans ritt 1414 mit dem Markgrafen Bernhard zu Baden nach Coſtnitz zum Concil, nachgehends war er wegen der Stadt Straßburg als Unterhändler bei dem Vertrage, in dem ſich die Schweizer mit dem Herzoge von Savoyen verglichen. Ein anderer Hans wurde 1451 von der Stadt Straßburg mit 300 Pferden dem Kaiſer Friedrich III. zur Krönung nach Italien beigegeben und ein dritter Hans ſammt ſeinem Bruder Moritz in dem Kriege wider Herzog Karl den Kühnen von Burgund, da ſowol die Stadt als der Biſchof von Straßburg nebſt den Vorderöſterreichiſchen Landen, Elſaß und Breisgau, den Eidgenoſſen Hülfe leiſteten, am Tage vor der Schlacht bei Murten 22. Juni 1476 wegen tapferen Verhaltens zu Rittern geſchlagen. Des genannten Moritz Sohn, Reimbold v. Kageneck, iſt der nähere Stammvater der noch heute blühenden Linie. Seine Nachkommen des jüngeren Zweiges verblieben zum Theil im Elſaß, nachdem ſie daſelbſt von der franzöſiſchen Krone unterm 6. Aug. 1773 den Freiherrenſtand anerkannt erhalten hatten, bis zur Revolution, die ihnen ihre linksrheiniſchen Beſitzungen raubte, ſie ſelbſt aber nach Baden vertrieb. Der ältere Zweig hatte durch Ausſterben der Herren v. Pforr im Breisgau großen Beſitz geerbt, ſich dieſerhalb dorthin gewendet, den Beſitz durch Kauf wie Belehnungen (beiſpielsweiſe die wichtige Wald-Vogtei über den Schwarzwald) ſeitens des Hauſes Oeſterreich gemehrt und war zu großem Anſehen in der neuen Heimat gediehen.

Dem entſprechend erhob Kaiſer Leopold I. den Johann Friedrich v. Kageneck, Herrn zu Munzingen, Mösdingen und Höbsheim, mittels Diploms d. d. Wien 22. Sept. 1671 und mit der Titulatur „Wohlgeboren" in den Reichsfreiherrenſtand. Erwähnenswerth von ſeinen Nachkommen ſind Johann Heinrich Hermann Freiherr v. Kageneck (geſt. 1744), Landcomthur des Deutſchen Ordens und kaiſerlicher ſowie hoch- und deutſchmeiſteriſcher Geheimer Rath, ſpäter kurpfälziſcher Statthalter des Herzogthums Neuburg, geheimer Conferenzminiſter und zuletzt Oberhofkammerpräſident; dann Franz Heinrich Wendelin, ein Sohn des Freiherrn Georg Sebaſtian Reinhard und der Joſepha Maria Franziska geborenen Freiin von Ulm zu Mittel-Bibrach, der ſich dem geiſtlichen Stande widmete und 1733 als Domherr von Eichſtädt und Augsburg erſcheint; ſchließlich der k. k. Kämmerer Friedrich Fridolin Freiherr v. Kageneck, der am 8. Jan. 1771 den Reichsgrafenſtand an ſein Haus brachte. Dieſer iſt der Vater des Grafen Heinrich Hermann (geſt. 1790), ſowie einer Tochter Beatrix Antonie Aloyſia (geb. 1755, geſt. 1828), der Mutter des Fürſten Clemens Metternich. Graf Heinrich Hermann theilte durch zwei Söhne ſeinen gräflichen Stamm in zwei Zweige, deren älterem das in und um Freiburg im Breisgau gelegene Fideicommiß des Hauſes zuſteht, während der jüngere ſeinen Wohnſitz zu Schloß Weiler bei Stegen hat, aber beiden Linien gemeinſam die Grundherrſchaften Munzingen, Bleichheim, Stegen und Unter-Ibenthal gehören. Das geſammte Geſchlecht bekennt ſich zur katholiſchen Lehre und hat viele treue Diener der Kirche hervorgebracht. Sein altes Stammwappen zeigt einen ſilbernen Schrägrechtsbalken im rothen Felde; aus dem Helm wächſt ein roth gekleideter Mannsrumpf in rother Stulpmütze, der auf Bruſt und Mütze mit ſilbernem Schrägrechtsbalken belegt iſt.

(*H. v. Borwitz und Harttenstein.*)

KAGOSIMA (auch Kiusiu), befeſtigte Hafenſtadt der ſüdlichſten der größeren japaniſchen Inſeln, liegt im Hintergrunde des gleichnamigen Golfes, der ſchönen Inſel Sakura gegenüber. Wegen Ermordung des Engländers Richardſon durch die Begleitung des Fürſten Schimadſu und wegen Vertragsbruches ward die Stadt im J. 1863 beſchoſſen und unter ſchwere Contribution gelegt. Bekannter und in jeder Beziehung wichtiger iſt die auf derſelben Inſel gelegene Stadt Nagaſaki (ſ. d.).

(*Richard Oberländer.*)

KAGUL oder Formosa, Stadt in der europäiſch-ruſſiſchen Provinz Beſſarabien, $4\frac{1}{2}$ Kilom. vom Pruth entfernt, liegt in einer öden baumloſen Steppe, hat eine

griechisch orthodoxe und eine Raskolnikenkirche, zwei Synagogen, eine männliche und eine weibliche Volksschule und 1916 Einw., darunter 713 Raskolniken verschiedener Sekten und 536 Juden. Die Einwohner treiben Ackerbau und Getreidehandel mit dem Auslande. Kagul gehörte bis zum J. 1856 zum russischen Bessarabien, kam dann an Rumänien und ist seit dem berliner Vertrag vom 13. Juni 1878 wieder russisch geworden. (*A. v. Wahl.*)

KAHATH, der zweite Sohn des Levi (1 Mos. 46, 11; 4 Mos. 3, 17; 1 Chron. 5, 27; 6, 2 fg.; 23, 6. 12) und somit Enkel des Patriarchen Jakob. 2 Mos. 6, 17 fg. (4 Mos. 3, 17 fg.) werden als Söhne Kahath's genannt: Amram, Jizhar, Hebron und Uziel. Von Amram stammten Aaron und Mose, von Jizhar unter anderen Korah. Infolge dessen wird weiterhin z. B. Jos. 21, 4 fg. unterschieden zwischen solchen Kahathitern oder Söhnen Kahath's, welche (als Söhne Aaron's) priesterliche Befugnisse hatten, und solchen, welche nur Levitendienste verrichteten. Nach 4 Mos. 3, 27 lagerten die 8600 Kahathiter an der Südseite der Stiftshütte und hatten die Geräthe des inneren Heiligthums zu versorgen (vergl. die genaue Detaillirung ihrer Pflichten 4 Mos. 4, 4 fg. und 7, 9). Jos. 21, 4 fg. und 1 Chron. 6, 39 fg. werden die Städte aufgezählt, welche an die Kahathiter abgetreten werden sollten (13 an die priesterlichen, 10 an die übrigen Söhne Kahath's). Nach 1 Chron. 6, 18 stammte der davidische Sängesmeister Heman aus den Kahathitern; 2 Chron. 29, 12 wird ihrer unter Hiskia (um 8. Jahrh.), 34, 12 unter Josia (um 624) gedacht. — Alle die vorstehend erwähnten Stellen gehören indeß erst den spätesten Bestandtheilen der alttestamentlichen Geschichtsbücher (nämlich im Pentateuch und Josua dem sogenannten Priestercodex) an, was schon daraus hervorgeht, daß bis zum Exil von einer Scheidung in Priester und dienende Leviten sonst nirgends die Rede ist, vielmehr wird dieselbe erst Ezech. Kap. 44 angekündigt. Deshalb sind jedoch die oben erwähnten Namen keineswegs eine bloße Fiction des Priestercodex, sondern nur eine Zurückdatirung der levitischen Geschlechter und Familien, wie sie nach dem Exil unterschieden wurden, auf die mosaische Zeit. Nur aus dieser Anlehnung an noch bestehende Verhältnisse erklärt sich, wie 1 Chron. 6, 7 fg. die Genealogie der Söhne Korah's, des Enkels Kahath's, bis zum 8. Gliede verfolgt werden konnte, während doch 4 Mos. 16, 32 alle Korachiten von der Erde verschlungen worden waren. Letztere Angabe würde nicht ignorirt worden sein, wenn sie nicht durch die thatsächliche Existenz von Korachiten noch in nachexilischer Zeit widerlegt gewesen wäre. (*E. Kautzsch.*)

Kahira, s. Kairo.

KAHLA, Stadt im Saal-Eisenberger- oder Westkreise des Herzogthums Sachsen-Altenburg, in schöner Lage an der Saale, über die eine 1563 erbaute Steinbrücke mit eisernem Zwischenbau führt, 14 Kilom. von Jena, 23 Kilom. von Rudolstadt entfernt, Station der Saaleisenbahn mit fester Laderampe, Telegraphenstation, Amtsgericht, Steuer- und Rentamt, Schiedmannsamt, Fortbildungsschule, Kleinkinderbewahranstalt, Hospital. Die Zahl der Bewohner, die 1875 2758 betrug, war 1880 auf 2999 gestiegen, darunter 2995 Protestanten und 4 Katholiken. Den Haupterwerbszweig der Stadt bildet die industrielle Thätigkeit, die verhältnißmäßig mannichfaltig ist. In größerem Maßstabe wird aber nur die Porzellanfabrikation betrieben, die in zwei Etablissements 225 Arbeiter zählt. Außerdem gibt es eine Pappenfabrik mit 10, eine Wollspinnerei mit 15, eine Maschinenfabrik mit 6, eine Räucherkerzenfabrik mit 6, eine Buntlederfabrik mit 4 Arbeitern. Der ziemlich lebhafte Handelsverkehr (Vertrieb der Fabrikate, Butterversand u. s. w.) wird durch 5 Viehmärkte, 4 Jahrmärkte und die sogenannten Fastenmärkte gehoben. Als Sehenswürdigkeit der Stadt ist die Sammlung des Alterthumsforschenden Vereins, enthaltend Waffen, Münzen, Gefäße, Sculpturen, Fahnen, Manuscripte u. s. w. zu erwähnen. Die schöne Umgebung der Stadt lockt viele Touristen an, namentlich die herrliche Fernsicht vom Bergschloß Leuchtenburg, welche das Saalthal und darüber hinaus bis zum Thüringer Wald umfaßt (s. unten). Außerdem sind hübsche und merkwürdige Punkte: der Pornitzberg, Pfaffenberg, Birkenhain und der am rechten Saalufer schroff ins Flußbett abfallende Dohlenstein, der 1780 und 1828 furchtbare Bergstürze ins Thal sandte und viele Weinberge vernichtete.

Der Ursprung von Kahla, in alten Urkunden Kael, Koahel, Kole, Calo u. s. w. genannt, ist, wie der so vieler anderer Städte Thüringens und der Lausitz, auf eine gegen das Vordringen der Slawen errichtete Befestigung zurückzuführen. Diese Befestigung wurde später in eine Burg umgewandelt, von der aber jetzt nur noch ausgedehnte Kellerräume und der Name des „die Burg" genannten Stadttheils Zeugniß gibt. Dieser Stadttheil erhebt sich auf dem nordöstlichen Ausläufer des Walpersberges (Walpurgisberg), da, wo er steil gegen die Saalaue abfällt. Die Burg wird, soviel bekannt, zuerst in zwei Urkunden aus den Jahren 1333 und 1411 genannt. Nach der erstgenannten Urkunde überlassen die Herren von Leuchtenburg das Haus Leuchtenburg, Schloß und Stadt Kahla, die Stadt Roda, die Ravensburg u. s. w. den Grafen zu Schwarzburg um zwölfthalbhundert Schock Groschen Prager Pfennige. In diesem Stadttheil befindet sich auch die der heiligen Margaretha geweihte Kirche, die in ihrer jetzigen Gestalt in den Jahren 1411—1413 gebaut worden ist. In dieser Kirche predigte Luther am 23. Aug. 1524. Die Gottesackerkirche wurde 1486 vollendet. Ein Godescalcus de Kale tritt als orlamündischer Vasall urkundlich 1184—1206 auf. Nach dem Chronisten Nicolaus v. Syghen wird Kalne civitas sive oppidum 1344 im Grafenkriege erobert und zerstört. Eine erfurter Chronik, im Verein mit dem schwarzburger Chronisten Jovius, versetzt diese Zerstörung in das Jahr 1345. In dem den Grafenkrieg beendigenden Frieden verzichtet der damalige Besitzer der Stadt Kahla, Graf von Schwarzburg, Herr zu Arnstadt, auf Kale Haus und Stadt zu Gunsten des Siegers, Landgrafen Friedrich von Thüringen. In Kahla wurde am 1. Sept. 1554

der Erbvertrag abgeschlossen, nach welchem die gefürstete Grafschaft Henneberg gegen Uebernahme von 130,470 Fl. Schulden der letzteren, nach Aussterben des Hauses Henneberg in den Besitz des Ernestinischen Hauses überging. Kaiser Karl V. ertheilte diesem Erbvertrage am 22. Jan. 1555 zu Brüssel seine Bestätigung. Im Jahre 1528 bestätigte Kurfürst Johann die Privilegien der Stadt mit der Bemerkung, daß er wohl verursacht gewesen sei, dieselben wegen der vor Kurzem stattgehabten Empörung (Unfug 1524, veranlaßt durch Karlstadt) aufzuheben. Infolge einer 1636 zu Jena grassirenden Pest ward die dortige Universität auf kurze Zeit nach Kahla verlegt.

Die Leuchtenburg erhebt sich eine halbe Stunde von der Stadt auf dem rechten Saalufer, auf einem schroffen, die ganze Gegend beherrschenden Bergkegel. Das imposante Bauwerk ist von fünf Thürmen überragt, von denen jedoch nur der Hauptthurm, zu dessen Höhe 152 Stufen führen, aus der ältesten Zeit stammt. Merkwürdig ist ein uralter 350 Fuß tiefer Ziehbrunnen. Das Ganze ist mit einer 1400 Fuß im Umfang messenden Mauer umschlossen. Auf dem Burghof befindet sich eine geschmackvoll eingerichtete Restauration, welche im Sommer vielfach zu längerem Aufenthalt benutzt wird. Die herrliche Aussicht umfaßt zunächst das Saalthal, in dem Jena mit dem Fuchsthurm und der Lobdaburg, Orlamünde, Schloß Weißenburg und Rudolstadt als Glanzpunkte hervortreten. Oestlich schweift das Auge bis zu den voigtländischen Bergen und westlich über den Thüringer Wald bis zum Schneekopf und dem Kickelhahn. Die Leuchtenburg wurde im 9. Jahrh. als Bollwerk gegen die Sorben erbaut. In alten Zeiten gehörte die Feste den Herren v. Lobdaburg; so wird 1221 Hartmann v. Leuchtenburg, Herr des obern Schlosses Lobdaburg, Präsident des Landgerichts u. s. w. genannt. Im thüringischen Grafenkrieg wurde die Burg sammt Kahla 1345 vom Landgrafen Friedrich genommen und geschleift. Wieder aufgebaut kamen Stadt und Veste in den Besitz der Herren von Witzleben, bis sie 1392 durch den Markgrafen Friedrich von Meißen erobert wurden und nun an Sachsen fielen. Im J. 1365 kommt Otto Hold als Vogt zur Leuchtenburg vor. Später heißen die Vögte Amtmann und endlich Burgrichter. Der letzte war Friedrich Franz Julius Meißner 1844—1849. Dann diente die Burg zur Civilversorgung und war zuletzt Strafanstalt, die 1871 aufgehoben wurde.

(*A. Schroot.*)

KAHLDEN, KALDEN (Kalende), ein altes adeliges Geschlecht der Insel Rügen, das hier bedeutenden Grundbesitz besaß und zum Theil noch innehat. Schon in den frühesten Zeiten hat es sich von Pommern einerseits nach der Lausitz und Schlesien, andererseits nach Mecklenburg und Westfalen gewendet und in allen diesen Landen stattliche Güter erworben. — Erich von Kalende auf Renz wurde nach der Ermordung des Landvogts von Rügen, des Ritters Ravan Barnekow, im Jahre 1471 an dessen Stelle gewählt; sein Sohn Jaroslav v. Kalende bekleidete dieselbe Würde 1536—54, sowie sein Enkel Erich von 1558—60 ein Zeichen, daß die Mitglieder dieses Geschlechtes neben ihrer Macht auch schon früh diejenigen persönlichen Eigenschaften besaßen, die im Laufe der Zeiten der Familie Ansehen erhalten haben. Dieser heimatlichen Linie entsproß der im Jahre 1713 geborene Henning Alexander v. Kahlden, der sich in den Schlesischen Kriegen als preußischer General-Major und Inhaber eines Infanterie-Regiments durch seinen Muth wie seine umsichtige Führung einen vorzüglichen Namen erwarb. Seiner besonderen Leibesgröße wegen hatte ihn König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1738 als Fähnrich bei seiner potsdamer Riesengarde (Leib-Regiment) angestellt. Hier avancirte er zum Lieutenant und wurde nicht lange darauf, als König Friedrich II. seine Leibgarde neu organisirte, bei dieser zum Premier-Lieutenant ernannt. Seine besondere Befähigung brachte ihn in die unmittelbare Nähe des Königs, den er, nachdem er unter die Flügel-Adjutanten aufgenommen, in allen drei Schlesischen Kriegen begleitete. In der Schlacht bei Soor nahm er, obgleich bereits verwundet, eine feindliche Batterie; in den Schlachten von Reichenberg, Prag und Kollin, hier als Oberst betheiligt, brachte der Tag von Kollin ihm neue Wunden. Am 5. December 1757 commandirte er bei Leuthen eine Brigade auf dem rechten Flügel und trug nach des Königs Ansicht nicht wenig zur Erringung des Sieges bei. Zorndorf setzte seiner glänzenden und ruhmreichen Laufbahn endlich ein Ziel. Als Führer der Avantgarde beim Beginn des Kampfes durch einen Schuß in den Fuß schwer verletzt, war er nicht zu bewegen, das Commando abzutreten, blieb in Thätigkeit bis zum Ausgange der Schlacht, starb aber tags darauf während der Amputation am 22. October 1758. Der große König liebte ihn besonders und gab ihm viele Beweise seiner persönlichen Zuneigung. So hatte er ihn mit dem heimgefallenen Waldow'schen Lehen Gottberg im Kreise Pyritz belehnt. Durch seine am 12. August 1749 erfolgte Vermählung mit Sophia Friederika v. Kannenberg, Erbtochter des Oberhofmeisters der Königin und Erbmarschalls des Fürstenthums Minden und seiner Gattin Charlotte Albertine, geborene Gräfin v. Finkenstein, traten nach dem am 22. Mai 1762 erfolgten Tode ihres mütterlichen Großvaters seine beiden Söhne Leopold Wilhelm Ferdinand und Ernst Friedrich Wilhelm Alexander v. Kahlden in den Besitz des Kannenbergschen Erbes, des Stammhauses Kannenberg und des Gutes Buschow, beide im Fürstenthum Halberstadt gelegen, sowie von Himmelreich im Mindenschen. — Der König übertrug hierauf unterm 15. Juni 1764 das Erbmarschall-Amt des Fürstenthums Minden an diesen Zweig des Kahlden'schen Geschlechts, vererblich nach dem Rechte der Erstgeburt, was auch seitens König Friedrich Wilhelm's II. am 14. Januar 1787 bestätigt wurde. Obgleich diese Linie noch derzeit zu Iden und Krumke blüht, besitzt sie das seit 1840 den Freiherren v. d. Reck zustehende Erbamt nicht mehr.

Von dem auf Rügen verbliebenen Stamme sei noch Balthasar Ernst Alexander Ferdinand v. Kahlden erwähnt, der als Lieutenant bei den Ansbach-Baireuth-Dragonern von seinem mütterlichen Oheim, dem General

Major Georg Balthasar v. Normann zu Landsberg, Herrn auf Poppelwitz auf der Insel Rügen, zum Grafen berufen, am 4. December 1789 die königlich-preußische Genehmigung erhielt, die Namen und Wappen beider Familien als „Kahlden v. Normann" zu verbinden. Die Wappenzusammenstellung zeigt uns den Schild getheilt, in der vorderen Hälfte erscheint Normann, hinten dagegen das Stammwappen; die beiden Helme dem entsprechend.

Stammwappen: Im silbernen Felde wie auf dem Helme ein vorwärts gestellter rother Löwenkopf; Decken: roth-silbern. (*H. v. Borwitz und Harttenstein.*)

KAHLENBERG oder Kalenberg heißt gegenwärtig der vorletzte der nordöstlichsten Berggipfel des an der steiermarkischen Grenze sich durch Niederösterreich bis zur Donau bei Wien hinziehenden Wiener Waldes. Der langgestreckte Rücken dieses Sandsteinberges erreicht in seinem höchsten Punkte 438 Meter, ist durch eine sanfte bewaldete Einsattelung mit dem Leopoldsberge, welcher steil zur Donau abfällt, verbunden und führt auch den gegenwärtig weniger gebräuchlichen Namen Josephsberg. Diese beiden Berge haben im Laufe der Zeit ihre Namen geändert, indem der Leopoldsberg diesen Namen erst seit dem Jahre 1694 von Kaiser Leopold I. führt und früher Kahlenberg hieß, während der heutige Kahlenberg ursprünglich und zwar bis zum Jahre 1639 Schweinsberg hieß, von da an Josephsberg und gegenwärtig allgemein Kahlenberg heißt. Auf der Wien zugekehrten steiler abfallenden Seite trägt der Kahlenberg das kleine Dorfchen Josephsdorf, welches 32 Einwohner zählt, zu der eine Stunde entfernten Orts- und Pfarrgemeinde Kahlenbergerdorf am Fuße des Berges an der Donau gehört, dem Gerichtsbezirke Währing und dem politischen Bezirke Hernals zugetheilt ist. In den älteren Zeiten gehörte der Kahlenberg unter dem Namen Schweinsberg dem Stifte Klosterneuburg, welches denselben im Jahre 1628 dem Kaiser Ferdinand II. abtrat. Dieser übergab ihn in demselben Jahre den Camaldulensern zu eigen und fügte diesem Geschenke 36,000 Gulden hinzu, sodaß jene im Jahre 1629 mit dem Baue eines Klosters beginnen konnten. Dieses wurde in Gestalt eines Vierecks aufgeführt und bestand nach seiner Vollendung im Jahre 1639 aus 20 abgesonderten Häuschen, einer Kirche und einem Priorate nebst Gastgebäuden. Von nun an hieß der Berg Josephsberg. Schon im Jahre 1683 wurde das Kloster durch die Turken zerstört. Im September 1683 besetzte das Heer, welches zum Entsatze Wiens von den Turken unter dem Polenkönige Johann Sobieski erschienen war, den Kahlenberg und in den Ruinen des Klosters wohnten die Heerführer der Messe bei, bevor sie zum entscheidenden Kampfe hinabzogen. Das Kloster erhob sich alsbald wieder aus seinen Trümmern und bestand bis zum Jahre 1782, in welchem es von Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde. Der Kahlenberg wechselte seit dieser Zeit mehrmals seine Besitzer und bietet seit dem Anfange unseres Jahrhunderts mit seinen niedlichen Klosterhäuschen infolge der gesunden und schönen Lage des Ortes und der Umgebung, sowie der herrlichen Aussicht, wieder Sommergästen einen angenehmen Aufenthalt. In neuester Zeit ist der Kahlenberg in das Eigenthum der Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft übergegangen, welche im Jahre 1872 die Concession zur Anlage einer doppelgleisigen Zahnradbahn nach dem System Rigi erwarb, den Bau im folgenden Jahre begann, im Jahre 1874 beendete und dem Betriebe übergab. Die Bahn zieht sich von Nußdorf an der Donau über Heiligenstadt, Grinzing und Krapfenwaldl bis auf das Plateau des Berges zunächst dem daselbst befindlichen Hotel. Das Neigungsverhältniß variirt zwischen 1 : 30 und 1 : 10. Die Curven haben den gleichen Radius von 180 Meter. Die Fahrzeit beträgt 30 Minuten. Das neue Hotel Josephsdorf ist seither mit allem Comfort, Restauration, Bädern, Aussichtsthurm und 60 Fremdenzimmern versehen worden. Fast gleichzeitig mit der Zahnradbahn war eine Drahtseilbahn angelegt worden, welche sich von der Donau am nordwestlichen Fuße des Leopoldsberges auf die Einsattelung hinaufzog, welche den Kahlenberg mit dem Leopoldsberge verbindet. Auf dieser 760 Meter langen doppelgleisigen Bahn verkehrten große Waggons mit je 100 Sitzplätzen, wovon immer gleichzeitig der eine sich aufwärts, der andere abwärts bewegte. Die Fahrt, bei welcher die beträchtliche relative Höhe von 243 Meter erreicht wurde, währte fünf Minuten. Dem Publicum standen somit für die Auf- und Abfahrt zwei verschiedene Eisenbahnen zur Benutzung. Da aber für zwei Verkehrsanstalten die Frequenz zu gering war, brachte die Kahlenberg-Eisenbahn-Gesellschaft im Jahre 1876 die Drahtseilbahn zum Zweck der Fusion käuflich an sich, legte aber die Concession für dieselbe, da die Bahnerhaltung unverhältnißmäßig große Geldopfer gekostet hätte, zurück und beschränkte sich seither auf den Betrieb der Zahnradbahn. Der Leopoldsberg, welcher sich von dem 157 Meter hohen Donauspiegel noch um 266 — 423 Meter über dem Meere erhebt, hat eine größere historische Vergangenheit als sein Nachbar. Leopold III., der Heilige, erbaute sich im Jahre 1101 auf demselben eine Burg und verlegte seine Residenz dahin. Diese Burg war die nordöstlichste in der langen Reihe der Vesten, welche an den Thaleingängen in den Wiener Wald bis gegen den Semmering hin zum Schutze gegen die Einfälle der Magyaren angelegt waren. Von einem Fenster dieser Burg wurde der Gemahlin Leopold's III., der Markgräfin Agnes, im Jahre 1106 der Schleier entweht, dessen Wiederauffindung acht Jahre später die Gründung des Chorherrnstiftes Klosterneuburg veranlaßte. Als Heinrich Jasomirgott seine Residenz nach Wien verlegt hatte, diente der Leopoldsberg nur noch selten den Landesfürsten zum Aufenthalt. Die Burg wurde vor der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529 gesprengt und Kaiser Leopold I. erbaute an der Stelle derselben im Jahre 1694 die Kirche, welche noch heute steht. Kahlenberg und Leopoldsberg haben heute hauptsächlich nur touristische Bedeutung, indem sie eine herrliche Fernsicht bieten, deren Peripherie der Bisamberg, die Kleinen Karpaten, die Hundsheimer Berge,

das Leithagebirge, Rosaliengebirge, der Hochschwabgipfel, Schneeberg, Göllen, Anninger u. s. w. bilden, innerhalb welcher der Blick zunächst im Vordergrunde über ganz Wien und die Donau, sowie über das Marchfeld und die wiener Ebene hinschweift. Mozart, der ein häufiger Besucher des Kahlenberges war, schrieb auf demselben seine Zauberflöte. (Vgl. Groß, A. Z., Der Kahlenberg und seine Umgebung. Wien 1832; Vogl, J. N., Der Kahlenberg bei Wien und seine Bewohner. Zweite Auflage. Wien 1846.)

Nach dem Kahlenberge führt der nordöstlichste Theil des Wiener Waldes, welcher in schönstem Waldesschmucke prangt, ganz unpassend den Namen Kahlengebirge. Dieses beginnt von der Senke zwischen Sievring und Weidling am Bach und fällt nach kurzem Verlaufe steil gegen die Donau ab. Sein höchster Gipfel ist der Hermannskogel, 542 Meter. Viele Schriftsteller haben den Mons Cetius der Alten mit dem Wiener Walde, dem Kahlengebirge und selbst mit dem Kahlenberge identificirt. A. Schmidl ist in einer in den Sitzungsberichten der kaiserl. Akademie d. Wissenschaften in Wien, phil. hist. Classe, Bd. XX, 1856, S. 338 ff., niedergelegten Abhandlung zu dem Resultate gelangt, daß nach Ptolemäus, welcher für die Erklärung des Mons Cetius allein maßgebend ist, unter diesem Namen alles zwischen der Donau und den Karawanken längs der pannonischen Ebene sich erstreckende Gebirge zu verstehen sei. Die Vindicirung dieses Namens für das Kahlengebirge ist eine Erfindung späterer Zeit, welche durch eine irrige Copie der Karten des Agathodämon veranlaßt wurde.

Von der Sulzwiese in der Einsattelung zwischen dem Kahlenberge und Leopoldsberge führt durch die tief eingeschnittene Schlucht des Boding- oder Waldgrabens ein Weg zur Ortschaft Kahlenbergerdorf, welche 548 Einwohner zählt, mehrere hübsche Landhäuser und Fabriken besitzt und Stationsplatz der Franz-Josephs-Bahn, sowie der Local-Donau-Dampfschiffahrt ist. Hier soll der Pfarrer Weigand von Theben als der sogenannte „Pfaff oder Pfarrherr von Kahlenberg", ein Günstling Herzog Otto's des Fröhlichen, um 1330 gelebt und seine lustigen Späße und Possen getrieben haben. Diese Schwänke wurden von einem sonst unbekannten Philipp Frankfurter, welcher zu Wien lebte, am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts zu einem Gedichte verarbeitet und von Achilles Johann Widmann im „Peter Leu oder der andere Kahlenberger" im sechzehnten Jahrhundert gewissermaßen fortgesetzt. Die poetische Darstellung ist in beiden Gedichten etwas unbeholfen, im Ganzen aber lebendig und volksmäßig. Durch ihren Inhalt stehen diese zwei Gedichte in Verwandtschaft mit Stricker's Amis und mit Salomon und Markolf. Daß die Helden beider Gedichte wirklich existirt haben, ist kaum zu bezweifeln. (Vgl. Narrenbuch. Herausgegeben durch v. d. Hagen (Halle 1811); Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, S. 116; Koberstein, Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 5. Aufl. Bd. I, S. 319; Wackernagel, Geschichte der deutschen Literatur, S. 277.) (*Ferd. Grassauer.*)

KAHLERT (Karl Wilhelm), Doctor der Medicin und Geburtshülfe, k. k. ordentlicher Professor der Seuchenlehre und Veterinärpolizei zu Prag, wurde geboren im Jahre 1776, widmete sich der Heilkunde und wurde an der Universität Prag als Professor der Seuchenlehre und Veterinärpolizei angestellt. Seine Wirksamkeit hat sowol durch seine mündlichen Vorträge als durch seine Schriften den vortheilhaftesten Einfluß auf die Landwirthschaft und insbesondere die Viehzucht in Böhmen gehabt. Als Veterinär-Schriftsteller machte sich Kahlert zuerst vortheilhaft bekannt durch einzelne Fragmente über Thierheilkunde, welche in dem Wirthschaftskalender auf die Jahre 1826, 1827 und 1828, herausgegeben von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag, enthalten sind. Sehr verdient machte er sich auch durch schriftliche Belehrungen über die Drehkrankheit der Schafe in eben jenem Kalender und durch seine Schrift „Praktische Anleitung zu einer naturgemäßen Geburtshülfe der landwirthschaftlichen Thiere" (Prag 1830). Außerdem schrieb Kahlert noch „Die Euterkrankheiten der nutzbarsten Haus-Säugethiere" (Prag 1843); „Die Schafwollwäsche, eine systematisch geordnete geschichtliche Darstellung aller bisherigen Ergebnisse und Unternehmungen in Bezug auf Wollwäsche mit den neuen Mitteln, nebst Beurtheilung ihrer Erfolge" (Leipzig 1842); „Die Hühnerpest, der Hühnertod" (Prag 1838); „Ein neues Kartoffelbüchlein zu dem alten mit versuchsweiser Beantwortung der Frage: Woher es kommen mag, daß unsere Kartoffeln heutigen Tages nicht mehr so haltbar sind als sonst, leichter faulen und verderben? Nebst einem Vorschlage: Wie diesem Uebel am ehesten abzuhelfen sein dürfte" (Prag 1841). Kahlert starb am 13. October 1844. (*William Löbe.*)

Kahlköpfigkeit, s. Alopecie.

KAHLUR, auch Kuhlur, eigentlich Bilaspur, ist einer der kleinen Gebirgsstaaten unter politischer Oberaufsicht der Pandschâb-Regierung, zwischen 31° 12′ 30″ und 31° 35′ 45″ nördl. Breite und zwischen 94° 6′ und 94° 38′ östl. Länge, 14 geogr. □Meilen = 777 □Kilometer, mit einer 1876 auf 60,000 geschätzten Bevölkerung. Die Gurkhas in Nipal haben zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Land überfallen, wurden aber 1815 durch die Briten wieder vertrieben, die den Radscha wieder in den Besitz von Bilaspur einsetzten. Als 1847 bis 1848 das Pandschâb erobert ward, wurde der Radscha in dem Besitz von Kahlur bestätigt, das rechts am Satledsch liegt; er war mit den Sihks verbündet gewesen und zahlte ihnen Tribut. Die britische Regierung verzichtete auf den Tribut, verlangte aber vom Radscha, daß er den Transit-Zoll in seinem Gebiete abschaffe. In Anerkennung seiner Dienste während der Revolution erhielt der Radscha ein Ehrenkleid im Werthe von 500 Pfd. Sterl. und das Recht auf eine Ehrensalve von 7 Kanonenschüssen. Der gegenwärtige Radscha, Hira Chand, ein Radschpute, ist um 1835 geboren. Sein Einkommen beläuft sich auf 10,000 Pfd. Sterl. Die Hauptproducte des Ländchens sind Opium und Korn; fabricirt werden Wollenwaaren. (*G. A. v. Klöden.*)

KAHN ist ein verhältnißmäßig leicht und meistens aus Tannenholz gebautes, für Personen- oder Waarentransport bestimmtes Flußfahrzeug ohne Kiel, mit flachem Boden und von verschiedenen Dimensionen. Während der gewöhnliche kleine Kahn zum Personenverkehr und zum Fischen 4—6 Meter lang ist, gibt es auf unseren großen Strömen, der Elbe, Oder, Weichsel, solche für Waarentransport, welche mehrere tausend Centner tragen. Bei gutem Winde fahren sie unter einem Segel und haben zu diesem Zwecke einen sehr hohen Mast, der sich aber beim Passiren von Brücken u. s. w. niederlegen läßt. Zum Rudern sind diese großen Kähne nicht eingerichtet, sondern werden bei mangelndem Winde entweder mit Stangen geschoben oder am Ufer mit Tauen durch Menschen oder Pferde gezogen. Wegen ihres flachen Bodens haben die sämmtlich vorn und hinten spitz geformten Kähne einen sehr geringen Tiefgang, der trotz schwerer Belastung selten einen halben Meter übersteigt und deshalb das Befahren der Flüsse auch bei sehr niedrigem Wasserstande gestattet. Das Wort Kahn ist deutschen Ursprungs. (*R. Werner.*)

KAHNBEIN. Diesen Namen haben wegen ihrer Gestaltung zwei Knochen des menschlichen Körpers erhalten: a) Das Kahnbein (Os naviculare s. scaphoideum) der Handwurzel ist der erste Knochen der ersten Handwurzelreihe, welcher mit dem untern Ende der Speiche im Handgelenke in Berührung ist, und außerdem an das Mondbein, das Kopfbein, das große und kleine vielwinkelige Bein stoßt. b) Das Kahnbein (Os scaphoideum s. naviculare) der Fußwurzel liegt am innern Fußrande. Dasselbe steht nach hinten mit dem Kopfe des Sprungbeins, nach vorn mit den drei keilförmigen Beinen in Verbindung, und es berührt auch noch durch eine kleine Stelle das Würfelbein.

(*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAHNFÖRMIGE GRUBE. In der Anatomie des Menschen werden drei Stellen wegen ihrer länglichen, kahnförmigen Gestaltung mit diesem Namen belegt: a) die kahnförmige Grube (Fossa navicularis s. Morgagni) der männlichen Harnröhre; eine 4 bis 8 Linien (9.0—15.2 Millimeter) lange Erweiterung im Eichelheile der Harnröhre, die sich beim venerischen Tripper zuerst zu entzünden pflegt und einen Ansammlungsort für den Tripperschleim bildet. b) Die kahnförmige Grube (Fossa navicularis) der weiblichen Scham. Die beiden großen Schamlippen werden nämlich am hinteren Ende durch das sogenannte Schambändchen oder Lippenbändchen vereinigt, ein dünnes queres Fältchen von der Breite einiger Millimeter und 1—$1\frac{1}{2}$ Linien (1.9—2.8 Millimeter) Höhe. Zwischen diesem Bändchen und dem tiefer liegenden Scheideneingange findet sich diese kahnförmige Grube, welche bei unverletztem Jungfernhäutchen tiefer erscheint. Dieselbe verschwindet durch das bei der Geburt gewöhnlich erfolgende Einreißen des Schambändchens. c) Die kahnförmige Grube des äußern Ohres (Fossa scaphoidea s. navicularis s. innominata, Scapha). Dieselbe verläuft zwischen den zwei Hervorragungen der Leiste und Gegenleiste. (*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAI (franz. Quai, engl. Quay) bezeichnet ein künstlich gegen Abbruch und Ueberflutung gesichertes Ufer, welches insbesondere der Vermittelung des Schiffsverkehrs mit dem Landverkehre dient.

In Deutschland führen derartige gesicherte Ufer mitunter auch den Namen der Kajen, Kajungen, Bollwerke. Das Wort „Bollwerk", unstreitig älter als „Bohlwerk", ist speciell in der Nordseegegend zwischen Ems und Elbe neben „Kaje" das gebräuchlichere für jede Uferbekleidung eines Hafens. Mehrfach finden wir das Wort Kai auch für die künstlich gesicherten Ufer innerhalb Städten, für die ganze Straße und die sie einseitig begrenzende Häuserreihe als Straßenbezeichnung benutzt, gleichgültig, ob das Ufer Handelszwecken dient oder nicht, so die neuen Kais in Prag u. s. w.

Zur Vermittelung des Land- und Wasserverkehrs finden wir die Kais häufig mit Anlandevorrichtungen ausgestattet. Zum Befestigen der Schiffe ordnet man Schiffsringe in der Wand der Ufermauern, Schiffshalter oder Haltepfähle hinter der Kaimauer an. Zum Zweck vorübergehender Befestigung beim „Verholen" des Schiffes wickelt sich die Leine desselben mitunter um eine am Quai-Ufer befindliche Winde, das Gangspill, zum Schutz der Ufermauer beim Anlegen des Schiffes dienen die Reibhölzer, welche entweder vorübergehend angelegt, oder wie bei den Quaimauern von Portsmouth, Geestemünde, Kiel, fest an denselben angebracht sind, oder durch eingerammte Prellpfähle, welche sich durch zwischengelegte Polster gegen die Mauer stützen, ersetzt sind, endlich bei starkem Wasserwechsel durch schwimmende Hölzer repräsentirt werden.

Zur Vermittelung des Personenverkehres dienen für die Schiffsmannschaft Leitern, welche auf je eine Schiffslänge, also auf mindestens 70—80 Meter je eine am Kai in der Mauer vertieft angebracht sein müssen, ferner Treppen zum Anlegen von Booten, welche fest in der Mauer construirt oder beweglich angeordnet sein können. Den Verkehr mit größeren Schiffen vermitteln die Anlandebrücken, welche sich mit dem einen Ende an den Quai, am andern auf das Schiff oder einen im Wasser schwimmenden Ponton stützen. Mitunter ist dieser Ponton zu einer großen Plattform, einem schwimmenden Kai erweitert, so zu Hamburg, wo acht einzelne eiserne Pontons in ihrer Länge zusammengekuppelt einen 205 Meter langen schwimmenden Kai bilden, welcher zum Anlegen der Boote dient und mittels dreier Brückenklappen mit festen Brückenpfeilern verbunden ist. Die großartigsten Anlagen dieser Art finden wir zu Liverpool und Birkenhead.

Die Construction der Kais kann als Nothbehelf in Gestalt einer hölzernen Ufereinfassung geschehen, sie wird zweckmäßiger, wie an den Victoriadocks zu London, als eiserne Pfahlwand, meist aber als Ufermauer durchgeführt. Die Höhe der Kaimauer hängt von den verschiedenen Wasserständen, der durchschnittlichen Größe der den Hafen besuchenden Schiffe u. s. w. ab. Bei großen Seefahrzeugen liegt das Deck etwa 3—4,5 Meter über Wasser. Kann die Terrainhöhe frei gewählt werden,

so ist die Mauerkrone stets über den höchsten vorkommenden Wasserspiegel und 2,5—3,5 Meter über den gewöhnlichen mittleren Wasserspiegel zu legen. Die Kronenbreite der Kaimauern ist, wo große Schiffe in Betracht kommen, nicht unter 1—1,5 Meter zu wählen, damit sie dem Anprall der Fahrzeuge widerstehen kann. Die Böschung der wasserseitigen Mauerfläche hat zwei direct entgegengesetzte Interessen zu vermitteln. Die Rücksichten der Stabilität, Materialersparniß und gleichmäßiger Inanspruchnahme des Baumaterials erfordern flache Dossirungen, die Abnutzung durch die Verwitterung und das bequemere Anlegen der Schiffe erheischen das Gegentheil. Der gebräuchlichste Anlauf der Mauern ist 1 : 12; doch erscheint auch noch 1 : 8 zulässig.

Besonders wichtig ist die Fundirung der Mauern, sie kann im Trockenen oder unter Wasser erfolgen; bei gutem Baugrunde wird das Mauerwerk direct auf den Baugrund gesetzt, bei minder tragfähigem kommen Betonfundamente, liegende Röste, bei schlechtem Pfahlröste, welche bei Constructionen dieser Art oft ganz gewaltige Dimensionen erreichen, in Anwendung.

Ist in größerer Tiefe guter Baugrund zu finden, so versenkt man das Mauerwerk pneumatisch mittels Caissons, teuft Brunnen ab u. s. w. Man sehe hierüber besonders die einschlägigen Artikel über Fundirung.

Literatur: Handbuch der Ingenieur-Wissenschaften (Leipzig 1880), III. Band: Wasserbau; Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst (Berlin 1863), III. Band.

Im Uebrigen wird speciell auf die Literatur über Häfen verwiesen. (*Fr. Steiner.*)

KAIBALEN, ein Volk, das im asiatischen Rußland, Gouvernement Tomsk, am oberen Jenisei jenseit Abakan zu beiden Seiten jenes Flusses unweit der Sajanischen Berge ansässig ist und in 15 Stämme eingetheilt wird, die den Ueberrest einer großen Horde ausmachen. Ihre Gesichtszüge verrathen mehr einen tatarischen als samojedischen Typus, sowie auch ihre Sprache, wenn sie auch viele samojedische Ausdrücke enthält, eine tatarische Mundart ist. Sie beschäftigen sich zumeist mit Viehzucht und wohnen daher auch in beweglichen Zelten. Das Vieh muß sich auch im Winter selbst Nahrung suchen, nur das schwächlichere nehmen sie unter ihre Zelte. Nur selten treiben die Kaibalen Ackerbau; dann bauen sie sich statt der Jurten hölzerne Hütten und halten sich wol auch Hausgeflügel, das man sonst bei einem nomadisirenden Volke selten anzutreffen pflegt. In Hausgeräth, Kleidung, sowie in ihren Sitten und der Bereitung ihrer Speisen stimmen sie vielfach mit den Krasnojarskischen Tataren überein, in deren Nähe sie wohnen. Die Stricke und Taue zur Befestigung ihrer Zelte und zu anderen Zwecken verfertigen sie aus wildem Flachs und aus Brennesseln.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts waren nur noch 400 Individuen männlichen Geschlechts vorhanden, jetzt mögen sie wol gänzlich ausgestorben sein. Früher dem Schamaismus huldigend, waren sie später sämmtlich zur griechisch-katholischen Religion bekehrt. (*Richard Oberländer.*)

KAIDAK, Alt-Kaidak oder Staryе Kaidaki, ein Flecken im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, 13½ Kilom. südöstlich von der Stadt Jekaterinoslaw. Der Flecken ist deshalb wichtig, weil hier die berüchtigten Katarakte, Wasserfälle, Porogen oder Stromschnellen des Dnjepr beginnen, welche seit den ältesten Zeiten die Schiffahrt auf dem Dnjepr so sehr erschwerten. Diese Wasserfälle entstehen daraus, daß sich von den Karpaten her eine Granitlage, die den Bug, Dnjepr, Ingul und Dnjepr durchkreuzt, von Westen nach Osten durch das südliche Rußland zieht. Die Wasserfälle vom Kaidakschen Porog anfangend bilden eine Distanz von 10 Meilen, sind zwar bei hohem Wasserstande im Frühling von kleinen Schiffen sowol hinab als hinauf zu befahren, allein in älteren Zeiten wurden gewöhnlich die Schiffe ausgeladen und die Waaren zu Lande fortgeschafft, bei den schwierigsten Stellen auch die Schiffe selbst, und erst nach Ueberwindung dieser beschwerlichen und wegen der räuberischen Völker auch gefährlichen Passage setzte man die Schiffe wieder ins Wasser, um dann auf dem ruhigen Strome weiter zu fahren. Die Ufer des Flusses bestehen an diesen Stellen aus circa 70 Fuß hohen Granitfelsen. Die relative Höhe dieser Wasserfälle ist folgende: 1) Bei Staroi Kaidak 8′ 6″; 2) die Woloschnowa sabor 2′ 9″; 3) der Porog Surskoi etwa 8 Kilom. weiter 3′ 6″; 4) der Porog Lachannoi 9′ 2″; 5) die Sabor Streltscha, wo eine Felseninsel sich befindet, 1′ 1″; 6) der Porog Swonezkoi 4′ 9″; 7) der Porog bei Knjaginez am Einflusse der Worona, welcher auch Technitzeskoi genannt wird, 4′ 2″; 8) der Hauptfall bei dem Dorfe Wassiljewskoi, der Nenasytezkische Porog oder Nenasytez genannt, 12′ 2″. Hier ziehen die hohen Granitfelsen des rechten Ufers jochähnlich durch den Strom bis zum linken Ufer und zwar theilweise mit Wasser bedeckt, theilweise sich über den Wasserspiegel erhebend. Hier stoßen sie an zwei Felseninseln, zwischen denen und dem Vorgebirge Monastyrkoi am rechten Ufer der Dnjepr in einer Länge von 2800 F. mit ungeheurer Schnelligkeit hindurchströmt. Unterhalb dieser Inseln zieht sich vom linken Ufer eine ganze Reihe von 6—7 hohen Felsen durch den Strom. An diese schlägt das Wasser mit ungeheurer Gewalt und Getöse an, in Folge dessen sich am Ende des Wasserfalles in der Mitte des Flusses ein Wirbel bildet, durch welchen das Fahrwasser geht. Dies ist die gefährlichste Stelle für die Schiffahrt, deshalb auch „Ad“ (Hölle) genannt. Ein Fahrzeug kann hier selbst bei dem schwächsten Winde zertrümmert werden. 9) Der Fall bei Worona, Woronowa Sabor 2′ 2″; 10) die Kriwaja Sabor 2′ 4″; 11) der Porog Wolynokoi 5′ 7″; 12) der Budilowskoi Porog 4′ 10″; 13) der Lischnoi Porog 3′ 5″; 14) der Nischnoi Wolny Porog 7′ 10″. — Nach Eroberung des südlichen Rußlands suchte Katharina II. durch Sprengung der Felsen diese Hindernisse der Schiffahrt hinwegzuräumen, und die Kaiserin war deshalb 1787 den 20. Mai selbst in Kaidaki, allein durch den schnellen Abfluß des Wassers wurden die wenigen fahrbaren Zwischenräume nur noch niedriger. Erst in den J. 1811—1825

wurden die Bemühungen mit mehr Glück erneuert, namentlich der Kandakische Fall, 200 Faden lang, durch eine Kammerschleuse, und der Nenasytetzkische, 150 Faden lang, durch einen Derivationskanal fahrbar gemacht. — Neu-Kandaki oder Keidaki, deutsche Colonie im europäisch-russischen Gouvernement Jekaterinoslaw, am rechten Ufer des Dnepr, 10^1 Kilom. südöstlich von der Stadt Jekaterinoslaw, mit 1721 Einw. Am Ufer sowol wie im Flusse befindet sich hier eine ungeheure Menge von Granitblöcken, die den Fluß fast bis zur Hälfte ausfüllen und dämmen, doch beginnen die eigentlichen Wasserfälle erst zwanzig Werst weiter abwärts bei Starye Kaidaki.

(*A. v. Wald.*)

KAIEN, seemännischer Ausdruck für Rippen mit Bezug auf die Raaen. Wenn diese an ihre Plätze an den Verlängerungen der Masten (Stengen) gebracht oder von diesen herab an Deck genommen werden sollen, so kann dies nur in nahezu lothrechter Lage geschehen, während sie zum Gebrauch nur wagerecht hangen können. Letzteres wird durch die Toppenanten vermittelt, Taue, welche von den Enden der Raa nach der Spitze des Mastes oder der Stengen führen. Außer diesen Toppenanten hängt die Raa in der Mitte auch noch an einem andern Taue, dem Fall. Bindet man dies etwas nach der einen Seite der Raa fest und läßt die Toppenant an der entgegengesetzten Seite los, so kippt oder kait die Raa, sie hängt auf und nieder und kann nach Abstreifen der Toppenanten am Fall auf das Verdeck niedergelassen werden. In umgekehrter Weise kait man die Raa, wenn sie aufgebracht ist, indem man sie horizontal in die vorher in geeigneter Länge befestigten Toppenanten fallen läßt.

(*R. Werner.*)

KAIFA, ein Städtchen der syrischen Küste, ungefähr in der Mitte zwischen der Einmündung des Kison in das Meer und dem Karmel-Cap auf der nördlich das Karmelgebirge umsäumenden Ebene gelegen, heißt eigentlich Haifa und verdankt die Umgestaltung des Namens theils der Schwierigkeit für die Palästina besuchenden Romanen, das stark aspirirte h der Araber auszusprechen, theils der Aehnlichkeit mit dem Namen des aus dem Neuen Testament bekannten Hohenpriesters Kaiphas, zu dessen Geburtsort die kritiklose Legende es hat machen wollen. Kaifa ist Vorort einer nach ihm benannten Nahije des ehemaligen Paschaliks, jetzigen Sandschaks Akka, welches nach der neuen Provinzialorganisation der Türkei selber dem Wilajet, d. i. der Generalstatthalterschaft Suria (Syrien) untersteht. In Akka befindet sich auch das erstinstanzliche Gericht (Nedajet-Mechkeme-ssi), an welches die Bewohner Kaifas sich zu wenden haben. Man rechnet die Bevölkerung auf wenig über 1000 Seelen, darunter etwa 10 Proc. Melkiten (unirt-griechische Araber), welche eine kleine Gemeinde bilden; die übrigen sind Mohammedaner und wenige magrebitisch-jüdische Familien. Die Stadt lebt vom Landbau und Handel; der Fischfang und die Schiffahrt sind nur gering. Etwas Getreide, Olivenöl und Baumwolle wird von da nach anderen Plätzen Syriens, selten unmittelbar nach Europa ausgeführt. — Das Alterthum kannte an derselben Stelle eine Ortschaft, welche anscheinend wegen des dort betriebenen Feigenbaus den griechischen Namen Sykaminon führte. Der heutige Name kommt zuerst bei Eusebius in der ersten Hälfte des 4. Jahrh. in der Form Hifa (Ἡφά) mit dem einen hauchenden Anlaut bezeichnenden spir. asper vor, woraus Hieronymus (Onom. s. v. Jaffhae) mit Unterdrückung des Hauchlauts Epha machte. Die Form Gaiphas stand in der Kreuzfahrerzeit schon völlig fest; so schreiben Saewulfus, so Willermus Tyr., so Jacobus de Vitriaco u. s. w. Der Ort wird im Mittelalter häufig erwähnt, gelangte aber nie zu erheblicher Bedeutung. In neuester Zeit ist Kaifa wegen der Nähe des Karmel-Klosters, welches von da aus besucht zu werden pflegt, und seit der regelmäßigen Befahrung der syrischen Küste durch europäische Dampferlinien wegen seiner Rhede häufiger genannt worden, welche letztere, wenn auch sandig und nach Westen offen, doch wegen des Vorgebirges gegen südliche und südwestliche Stürme Sicherheit bietet und demnach den für Akka und Jafa bestimmten Fahrzeugen gelegentlich einen Ankerplatz gewährt. Ein Versuch, Ende der sechziger Jahre von würtembergischen Sektirern gemacht, in der Umgegend Kaifas eine deutsche Colonie zu gründen, mußte, nachdem Misernten die Betriebsmittel verschlungen und Krankheiten viele Theilnehmer hingerafft hatten, wieder aufgegeben werden.

(*G. Rosen.*)

KAI-FONG, Kaï-fung-fu, gut gebaute, stark befestigte Hauptstadt der chinesischen Provinz Che-nan oder Ho-nan (ehemals Yen und Yu, die Mitte Chinas), unter 34° 52′ nördl. Br. und 132° 13′ östl. L. unweit des Gelben Flusses (Hwang-ho) gelegen. Da die Stadt unter dem Niveau des Flusses liegt, ist sie schweren Ueberschwemmungen häufig ausgesetzt. In einer derselben sollen 300,000 Menschen in den Fluten umgekommen sein,; seit jener Zeit hat die Stadt niemals wieder ihren früheren Glanz erlangt, und beherbergt jetzt vielleicht kaum noch 80,000 Einwohner. Früher als Sitz der Juden in China bekannt, soll die jüdische Gemeinde zur Zeit nur noch kaum 200 Köpfe zählen. Unter der Dynastie Sang war Kai-fong deren Residenz und Landeshauptstadt; jetzt treibt sie blühenden Handel und zeichnet sich durch den Gewerbfleiß seiner Bewohner aus.

(*Richard Oberländer.*)

KAIK nennt man in der Türkei ein zum Befahren jeder Art von Gewässern bestimmtes Boot, welches sich von den verwandten Fahrzeugen, der Maona und Feluka, hauptsächlich durch langgestreckte Bauart auszeichnet, und demnach wegen der Fortbewegung mehr auf Ruder als auf Segel angewiesen ist. Der Kaik, welcher fast ausschließlich für den Transport von Personen und nur ausnahmsweise von Waaren benutzt wird, setzt ein verhältnißmäßig ruhiges Fahrwasser voraus, wie es, abgesehen von Flüssen und Landseen, z. B. der Bosporus und die Propontis bieten, deren in der Nähe Constantinopels gelegene Küstenortschaften, sofern sie nicht von Dampfschiffen berührt werden, täglich mittels der sogenannten Basarkaiks

(Marktkahne) zahlreiche Geschäftsleute mit in Handgepäcksform verpackten Landesproducten der Hauptstadt zusenden. Bekannter und wichtiger sind die Kaiks, welche den Verkehr über das Goldene Horn und den Bosporus vermitteln; dieselben sind für Constantinopel ebenso charakteristisch wie die Gondeln für Venedig. Diese Kaiks sind gegen ihre Länge besonders schmal und so leicht gebaut, daß die Fahrgäste, um nicht umzuschlagen, sorgfältig das Gleichgewicht beobachten und sich sitzend oder liegend verhalten müssen. Die Form des hinten und vorn spitz zulaufenden Bootes ist sehr elegant und wird noch gehoben durch geschmackvolle Bemalung der Außenbords mit Oelfarbe und gelegentliche Verzierung mit Vergoldung. Für den oder die Bootführer, Kaiktschi geheißen, sind in der Mitte, quer die Seitenwände verbindend, ein oder mehrere Sitzbreter angebracht. Die gefällig geschnitzten Ruder werden durch einen unter dem Griff befindlichen ovalen Holzwulst mit dem kurzen innern Theile gegen den langen äußern in Gleichgewicht gesetzt; sie bewegen sich an Lederriemen, welche sie an aus der Bootswand vorragenden Pflöcken befestigen. Indem der Kaiktschi sie handhabt, wendet er dem im Hintertheil auf dem Boden sitzenden Fahrgaste das Gesicht und der Spitze des Bootes den Rücken zu; er hat also beim Fahren beständig die Augen nach rechts und links hinter sich zu wenden, um auf den belebten Wasserflächen nirgends anzustoßen. Die Bewegung ist leicht und sehr rasch. Die kleinsten Kaiks nehmen nur einen Fahrgast, die größeren mehrere auf. Nach der Zahl der Ruderbänke wird das Boot birtschift, ikitschift, ütschtschift u. s. w., d. h. Ein-, Zwei-, Dreipaarer genannt und verschieden klassificirt; mit dem Vierpaarer beginnt das Staatsboot. Während bis zum Dreipaarer je ein Kaiktschi beide zusammengehörigen Ruder handhabt, kommt bei hohern Zahlen auch wol auf jedes Ruder ein Mann. Die höchsten Pfortenbeamten, die Botschafter und Gesandtschaftschefs pflegen mit sieben Paaren und einem hinter den Fahrgästen am Steuerruder sitzenden Steuermann, Reïs, zu fahren. Die kleinen bedürfen keines Steuers, und werden durch entsprechende Bewegungen des Ruders gelenkt. Eines Zehnpaarers bedient sich nur der Großherr, welcher auch allein das Recht hat, einen Baldachin zu führen. Sein Kaik, weiß, mit reicher Vergoldung, vorn mit großem goldenem Adler verziert und unter besagtem, auf Goldsäulen ruhendem Baldachin den Herrscher zum Freitagsgottesdienst nach irgendeiner Moschee führend, gewährt von 20 in weißen Atlas und Seidengaze gekleideten, wegen ihrer Schönheit, Kraft und Geschicklichkeit erlesenen Jünglingen gerudert, einen von den Besuchern Constantinopels viel bewunderten Anblick. (*G. Rosen.*)

KAIMAKAM, aus dem Arabischen Kaim-makâm, an der Stelle (Jemandes) stehend, bedeutet im Türkischen im allgemeinen einen Stellvertreter und ist seit Einführung des Tanzimat zum Titel des Präfecten eines Sandschaks oder Departements geworden. Die Sandschaks, in welche die osmanischen Eroberer die neu gewonnenen Gebiete zerlegt hatten, und deren Statthalter als Sandschak-Beys ursprünglich direct von der Staatsregierung ressortirten, waren in späteren Zeiten zu größern Verwaltungskörpern, Ejalets oder Wilajets (ungenau Paschaliks) geheißen, unter Wâlis, Generalstatthaltern, gewöhnlich mit dem Titel Pascha, vereinigt worden und hatten dann von den letzteren ernannte und durchaus abhängige Vögte, die Mussellime oder Mutesselime, als Administratoren erhalten. Die neuere türkische Provinzialorganisation beließ nicht nur die Eintheilung in Wilajets, sondern bildete noch durch Zusammenfassen mehrerer solcher den geographischen Ländernamen entsprechende Gesammtverwaltungen; den Wâlis aber wurden im Interesse größerer Centralisation der Staatsgewalt wesentliche Befugnisse entzogen. Unter andern wurden die Mussellime abgeschafft, und die Pforte ernannte in den Sandschaks selber die Administratoren, für welche nunmehr der Titel Kaimakam, gleichsam Vertreter des Wâli, aufkam, und welche zu dem letzteren in das Verhältniß lediglich amtlich untergeordneter Staatsdiener traten. — Christliche Sandschak-Präfecten haben wol den gleichwerthigen Titel Bey erhalten; als geringere Titel für denselben Posten gelten Muhassil und Emir, als ein höherer Mutessarrif.*) Wie dem Wâli, so steht auch dem Kaimakam ein aus den ortseingesessenen Notabeln gebildetes Medschlis (Regierungscollegium) zur Seite. Gegen seine Entscheidungen geht die Berufung an den Wâli, welcher ihn auch durch seinen Kapu Kjaja bei der Pforte vertritt und überhaupt die Gesammtinteressen der Provinz wahrnimmt. Kaimakam ist nur ein amtlicher, nie ein persönlicher Titel, wie solche in der Türkei dem Namen des Inhabers angehängt werden; man findet unter den Kaimakam Paschas, Beys, Efendis und Agas. Ein in dem hohen Range eines Muschir stehender Kaimakam ist in seltenen Fällen wol zum Wâli ernannt und somit vorübergehend der betreffende Sandschak aus seinem Wilajet-Verbande gelöst worden. — Kaimakam ist auch ein militärischer Titel und bedeutet als solcher den Oberstlieutenant als Vertreter des Miralai, d. h. Obersten. (*G. Rosen.*)

Kaiman (Zool.), s. Crocodilus.

KAIMASCHEN, Kamatschinzen, Kamassinzen, ein beinahe ausgestorbener Stamm des samojedischen Zweiges der uralaltaischen Völker, nomadisiren im asiatischen Rußland um Abakansk und Kansk (s. Samojeden). (*Richard Oberländer.*)

KAIN (biblische Geschichte), hebr. Qājin, nach 1 Mos. 4, 1 fg. der erstgeborene Sohn des Adam und der Eva. Herangewachsen bebaut er den Acker, während sein Bruder Abel die Schafe hütet. Ergrimmt darüber, daß Gott das Opfer Abel's gnädig aufnimmt, das seinige dagegen verschmäht, erhebt er sich trotz der an ihn ergangenen göttlichen Warnung meuchlerisch wider seinen Bruder und erschlägt ihn. Ungeachtet seines frechen Leugnens wird er hierauf von Gott hinweggeflucht von dem Boden, der das Blut seines Bruders aufgenommen; ja die Erde soll ihm, dem unstet und flüchtig Umhergetriebenen, überhaupt keinen Ertrag mehr geben. Als sodann Kain klagt, daß ihm Unerträgliches auferlegt sei, und daß er wol der

*) Nach dem neuesten türk. Sâlnâme (Staatskalender) verdrängt dieser Titel den des Kaimakam.

ersten besten Mörderbande zum Opfer fallen werde, wird ihm siebenfältige Bestrafung dessen verheißen, der sich an ihm vergreifen würde, und diese Verheißung noch durch ein besonderes Zeichen verbürgt. Dieses sogenannte Kainszeichen ist nicht nothwendig ein Zeichen an Kain (ein Brandmal, übeler Blick u. dergl.), sondern kann nach dem Hebräischen auch ein Wahrzeichen bedeuten, welches Gott dem Kain gab; allerdings auch ein Merkzeichen für andere, „damit ihn nicht erschlüge Jeder, der ihn fände". Verbannt aus dem Angesichte Gottes wendet sich Kain nach dem Osten und wohnt im Lande Nod (d. i. „Flucht"). Hier erzeugt er einen Sohn und benennt denselben Chanokh (Henoch); ebenso benennt er auch eine bald darauf erbaute Stadt. Durch Chanokh wird Kain der Ahnherr der sogenannten Kainiten oder Kainitischen Linie (1 Mos. 4, 17 fg.) im Gegensatz zu der Sethitischen Linie (1 Mos. 5, 3 fg.; s. darüber unten). Der fünfte der Kainiten ist Lamech, dem von zwei Weibern drei Söhne geboren werden, und zwar von Ada Jabal, der Stammvater aller Nomaden, und Jubal, der Stammvater aller Harfen- und Schalmeispieler; von Zilla dagegen Tubalkain, der Meister in allerlei Erz- und Eisenarbeit.

Diese uralte Erzählung hat frühzeitig mancherlei Fragen und nicht minder mancherlei verkehrte Erklärungen veranlaßt. Schon der Name Kain hat sehr verschiedene Deutungen erfahren, da das Wort sonst im Hebräischen der Speer bedeutet, anderseits an das aramäische qênaj „Schmied" oder an das hebr. qina „Trauerlied" anklingt. 1 Mos. 4, 1 wird der Name auf den Stamm qânâ „schaffen, erwerben" zurückgeführt. Sprachlich näher liegt der nach Ausweis des Arabischen gleichbedeutende Stamm qîn oder qin, und so erhalten wir für Kain die einfache Bedeutung „Geschöpf" (Sohn); dies ist um so wahrscheinlicher, als neuerdings auch Abel (hebr. hâbel) in dem assyrischen hablu „Sohn" als Appellativum wieder aufgefunden worden ist. Für gänzlich müßig halten wir dagegen die Versuche, in Kain und dem von ihm Erzählten die Reste heidnischer Theogonien, resp. meteorologischer Mythen nachzuweisen (vgl. z. B. Goldziher, Der Mythus bei den Hebräern, Leipzig 1876, S. 129 fg.; nach welchem der Bruderzwist als Naturmythus eigentlich den Kampf des Taghimmels, d. i. Kain, mit dem dunkeln Nacht- oder Wolkenhimmel abbildet). Gesetzt auch, daß dem Mythus von Kain und Abel jemals in vorhebräischer Zeit eine solche Bedeutung innegewohnt hätte, so ist doch in der biblischen Gestalt der Erzählung jede Spur davon verwischt und darum auch jede Möglichkeit der Herausdeutung eines anderen Sinnes als des in den Worten selbst liegenden geschwunden. Dieser Sinn aber ergibt sich deutlich aus dem Zusammenhalt mit 1 Mos. 3, welches Kapitel von demselben Erzähler herrührt. Es soll in dem Bilde Kain's die Steigerung der Sünde von bloßer Uebertretung eines bestimmten Gebots zu blutiger Gewaltthat geschildert werden. Die Sünde ist als eine objective Macht hingestellt, die einem reißenden Thiere gleich vor der Thür lauert, um den unbedacht Heraustretenden zu überfallen; dennoch aber vermag der Mensch durch das rechte Verhalten die Herrschaft über sie zu behaupten (1 Mos. 4, 7). Dagegen steigert sich mit der Größe des Verbrechens zugleich der Trotz des Sünders nach der That, aber nicht minder auch der Fluch, der ihn trifft. Sollte Adam im Schweiße seines Angesichts den Ertrag des Bodens genießen, so soll die Erde dem Kain überhaupt ihre Früchte verweigern. Unstet und flüchtig soll er umherirren, ein steter Zeuge von der Macht des bösen Gewissens. Gegenüber der Wichtigkeit dieser Lehren kommen die Widersprüche nicht in Betracht, die sofort auftauchen, wenn man den Maßstab strenger Geschichtlichkeit an die Erzählung legen wollte; so die Furcht Kain's vor der Blutrache (Vers 14), während doch außer ihm nur seine Aeltern auf der Erde sind. Daß dem frommeren Bruder der Beruf des Hirten, dem gottlosen dagegen die Bebauung des Ackers zugeschrieben wird, mag mit der uralten Verachtung zusammenhängen, die der freie Nomade dem an die Scholle gebundenen Bauer zollt; keinesfalls aber waltet dabei zugleich die Tendenz vor, das wirksamere blutige Opfer von Abel, das geringere Speiseopfer dagegen von Kain darbringen zu lassen. Vielmehr kann nach dem ganzen Context der Erzählung die ungnädige Aufnahme des Opfers Kain's nur in der mangelhaften sittlichen Beschaffenheit des Opfernden erblickt werden, und eine solche wird Vers 7 deutlich vorausgesetzt.

Daß bei der ganzen Erzählung vom Brudermord in ihrer jetzigen Gestalt das religiös-ethische Moment Hauptsache, alles andere Nebensache ist, lehrt vor allem die Unbefangenheit, mit der der Erzähler Vers 17 fg. den Faden der Urüberlieferung wieder aufnimmt. Der unstet und flüchtig Umherirrende erscheint jetzt auf einmal als Familienvater und Städtebauer (der Name der Stadt deutet vielleicht auf das indische Kanoge); in das sechste Glied seiner Nachkommen fällt der Ursprung des Nomadenthums, die Erfindung der Musikinstrumente und der Metallbearbeitung. Und zwar werden Jabal, Jubal und Tubalkain als Ahnherren aller Nomaden, Musiker und Metallarbeiter bezeichnet, unbekümmert darum, daß nachher die ganze Menschheit bis auf eine Familie von der Flut verschlungen wird. Nach der üblichen Auffassung nun soll 1 Mos. 4, 17—24 gelehrt werden, daß Städtebau, Vielweiberei und Künste (zu denen sich freilich auch das Nomadenthum gesellt!) von der gottentfremdeten Linie der Kainiten ausgegangen und daher von vorn herein mit dem Fluche Gottes behaftet gewesen seien; in dem sogenannten Lamechsliede werde dann obendrein das freche Pochen auf die rohe Gewalt der Waffen verherrlicht. Dies alles aber liegt unserem Erzähler offenbar fern, denn er kennt eben nur diese Patriarchenlinie; überdies hat man längst erkannt, daß die 1 Mos. 5, 3 fg. (aus anderer Quelle) mitgetheilte Linie der frommen Patriarchen, die an Adam's dritten Sohn Seth anknüpft, fast ganz dieselben Namen enthält. Aber nur auf Grund dieser anderweitigen Gestaltung der Urgeschichten war es möglich, daß man von Kainiten im Gegensatz zu den Sethiten redete.

(*E. Kautzsch.*)

Kainardschi, Ort in Bulgarien, s. Kûtschûk-Kainardschi.

KAINATSCH, ein großer See auf der Halbinsel Kamtschatka im irkutskischen Gouvernement (russ. Asien), der nebst dem kulchkoljangischen See daselbst nach dem Aberglauben der Kamtschadalen durch einen Roßtritt im Gesteine des Berges Schweliz (wie bei den Griechen die Hippokrene auf dem Helikon durch den Hufschlag des Pegasus) entstanden sein soll. Die Kamtschadalen erzählen, daß durch diesen ihren Pegasus der Berg Schweliz, sich von seiner früheren Stelle erhebend, in drei Sätzen gesprungen sei und nach dem dritten Satze sich auf der gegenwärtigen Stelle festgesetzt habe.

(*Richard Oberländer.*)

KAINIT, monoklin krystallisirendes, meist aber derb, in selbständigen oft mächtigen Schichten vorkommendes Mineral, zu den sogenannten Abraumsalzen der Steinsalzlager von Staßfurt und von Kalusz in Galizien gehörig. Es besteht aus schwefelsaurer Magnesia mit Chlorkalium und Wasser, von der Formel: $MgSO_4+KCl+3aq$, entsprechend 32,2 Schwefelsäure, 16,1 Magnesia, 15,7 Kalium, 14,3 Chlor und 21,7 Wasser. Der Kainit ist eins der werthvollsten Abraumsalze und wird zur Gewinnung von schwefelsaurem und kohlensaurem Kali benutzt. Im Jahre 1869 wurden nahe 14 Millionen Kilogramm Kainit in Staßfurt gefördert. Zum Düngen wird er theils in rohem Zustande verwandt, theils auch durch einfaches Calciniren als „rohe Kali-Magnesia" in den Handel gebracht.

(*E. Geinitz.*)

KAINITEN (auch Kajaner oder Kainisten) ist der Name eines Zweiges der gnostischen (s. d. Artikel Gnosticismus) Sekte der Ophiten (s. d. Artikel). Indem die Ophiten den Jaldabaoth oder Weltschöpfer allerdings aus der Sophia hervorgehen und daher an ihrer Lichtkraft in gewissem Grade theilnehmen, aber zugleich mit der Behauptung, er sei der unabhängige Beherrscher der Welt, der Erkenntniß des in Wahrheit höchsten Princips entgegenarbeiten lassen, lag es nahe, in der Geschichte des Alten Testaments diejenigen Handlungen und Personen als schlechte anzusehen, welche das Wohlgefallen des Weltschöpfers gewinnen, als gute dagegen diejenigen, welche von ihm gehaßt und bestraft werden. Vor allem die Schlange konnte nicht mehr als Werkzeug oder Incarnation des bösen Princips, als Verführerin zu Irrthum und Sünde aufgefaßt werden, sondern als Incarnation Christi oder der Sophia selbst, welche die Menschen eben durch den Ungehorsam gegen den Weltschöpfer zum Guten und zur wahren Erkenntniß hinführen wollte. Diesen Gedanken haben die Kainiten[1]) besonders durchgeführt, weshalb es auch wahrscheinlich ist, daß die Verehrung der Schlange und die Benennung „Ophiten" ursprunglich nur bei ihnen sich gefunden habe und erst später auf verwandte Sekten übertragen worden sei, auf welche sie nicht paßten. (Vgl. besonders d. Artikel Sethiten und Peraten.)

Auch sie stellen (vgl. *Epiphanius* Haer. XXXVIII) an den Anfang der Geschichte zwei Mächte, eine stärkere und eine schwächere. Jene ist die Weisheit, σοφία, diese der Weltschöpfer, den sie ὑστέρα = uterus nannten, nach Baur[2]), um die Schöpfung als die Welt des Geburtswechsels zu charakterisiren. Beide Kräfte verbanden sich mit der Eva; die stärkere zeugte mit ihr den Kain, die schwächere den Abel. Deshalb stritten auch beide miteinander und Kain, der Sohn der stärkeren Kraft, tödtete Abel, den Sohn der schwächeren. Gleichwie Kain, so stammen von der höheren Macht auch Esau, die Korachiten und Sodomiten, deren Verwandtschaft die Kainiten sich rühmen. Diese hätten die wahre Erkenntniß besessen, und da der Weltschöpfer sie verfolgt, habe die Weisheit sie zu sich gezogen in ihr höheres Reich. Unter den Aposteln ehren sie vor allen den Judas. Denn mögen einige von ihnen Christus von der niederen Macht ableiten, andere in ihm den Gesandten der höheren Macht sehen, durch dessen Kreuzestod die Weltfürsten ihrer Macht entkleidet wurden, jedenfalls ward Judas, mag er nun in Christus die niedere Macht bekämpft, oder infolge seiner höheren Einsicht den Tod Christi beschleunigt haben, durch seinen Verrath der Urheber unsers Heils. Deshalb stand unter ihnen im höchsten Ansehen eine Schrift „Evangelium des Judas" genannt. Neben anderen Schriften gegen den Weltschöpfer benutzten sie noch das „Anabaticon Pauli". Dasselbe enthielt die „unsagbaren Worte", welche Paulus nach 2 Cor. 12, 4 vernahm, als er in den dritten Himmel entzückt ward.

Auch schandbare Laster werden den Kainiten als Folgerung aus jenen Anschauungen schuld gegeben. Jeder müsse die höhere Macht ergreifen und von der niederen sich lossagen; das aber könne er nur, wenn er die ganze Stufenleiter der Lasterhaftigkeit durchmache (s. d. Artikel Karpokrates). Ja, sie lehren, daß jedem Laster ein besonderer Engel vorstehe, den sie bei Ausübung der That selbst anrufen. Als Anrufungsformel überliefert Epiphanius, Haer. XXXVIII, c. 2: Ὁ δεῖνα ἄγγελε, καταχρῶμαί σου τὸ ἔργον· ἡ δεῖνα ἐξουσία, πράττω σου τὴν πρᾶξιν, Irenaeus I, 31: O tu angele, abutor opere tuo. O tu illa potestas, perficio tamen operationem. — Weitgehender Antinomismus lag ja freilich in der Auffassung gerade der verworfensten Personen des Alten Testaments als Träger der höheren, wahren Erkenntniß, als Vorläufer der im Christenthum zum Durchbruch kommenden Offenbarung begründet, dennoch wird sich nicht mehr feststellen lassen, wie weit die Anschuldigungen kirchlicher Gegner begründet sind, welche die Kainiten in ihren Versammlungen die wildeste Sodomiterei treiben und von jedem Eintretenden fordern lassen, daß er den Namen Jesu verfluche.

(*B. Pünjer.*)

KAINSK, Kreisstadt im asiatisch-russischen Gouvernement Tomsk, unter 52° 27′ nördl. Breite und 36° östl. Länge, 583 Kilometer Westsüdwest von Tomsk, an dem Einflusse des Flüßchens Kamenka in den Om,

1) Den ausführlichsten Bericht über sie gibt *Epiphanius*, Haer. XXXVIII, dagegen *Hippolytus*, Phil. VIII, erwähnt sie kaum; auch Irenaus I, 31 und Theodoret, h. f. I, 1. haben wenig Eigenthümliches. 2) Vgl. Baur, Die christliche Gnosis. S. 199. Anm. Tüb. 1835.

in einer sumpfigen und wenig bevölkerten Gegend gelegen. In geringer Entfernung von der heutigen Stadt war im Jahre 1722 eine kleine hölzerne Festung, unter dem Namen Kainski-Pas, zum Schutze gegen die räuberischen Ueberfälle der Kalmücken und Kirgisen angelegt. Die bei dieser Festung entstandene Ansiedelung wurde im Jahre 1772 nach dem Orte verlegt, wo das heutige Kainsk steht, und 1804 zur Kreisstadt des neu eingerichteten Gouvernements Tomsk erhoben. Die Stadt hat zwei Kirchen, 34 Kaufläden, drei christliche und zwei jüdische Schulen, eine Talgschmelzerei, eine Seifensiederei, fünf Talglichtfabriken, zwei Gerbereien, eine Ziegelbrennerei. Die Einwohnerzahl beträgt 5524, die hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht treiben. Viele Einwohner beschäftigen sich auch mit dem Waarentransport auf der großen sibirischen Poststraße, an der Kainsk gelegen ist.

Der Kreis Kainsk zählt auf einem Flächenraume von 1411½ □Meilen nur etwa 90,000 Einwohner, von denen der größte Theil aus Verbannten besteht. (*A. v. Wald.*)

KAIPHAS, richtiger Kajaphas (*Καϊάφας*), ist der Beiname des jüdischen Hohenpriesters Joseph, der bei der Verurtheilung Jesu eine Rolle spielte. Im Neuen Testament erscheint Kaiphas (d. i. wahrscheinlich das aramäische kajepha, „Unterdrückung", keinesfalls so viel als kepha, „Fels") nur unter diesem seinem Beinamen; doch verräth Matth. 26, 3 Bekanntschaft mit seinem wirklichen Namen. Nach Josephus (Antiquitt. 18, 2, 2) wurde Kaiphas um 18 n. Chr. von dem römischen Procurator Valerius Gratus eingesetzt und erst 36 n. Chr. durch den Proconsul Vitellius wiederum beseitigt (vgl. Antiquitt. 18, 4, 3). Diese lange Amtsdauer erscheint um so auffalliger, als sich vor und nach Kaiphas nur wenige Hohepriester länger als ein Jahr in ihrer Würde behaupteten, indem von 15—70 n. Chr. nicht weniger als 18 amtirten. Nimmt man hinzu, daß Kaiphas auch während der ganzen Herrschaft des grausamen und willkürlichen Pontius Pilatus (26—35 n. Chr.) im Amte blieb, so wird man nicht zweifeln können, daß er lediglich wegen seiner Schwäche und Charakterlosigkeit so lange geduldet wurde. Auch die Evangelien lassen es an verschiedenen Stellen durchblicken, daß während jener ganzen Zeit nicht Kaiphas, sondern der 15 n. Chr. abgesetzte Hannas oder Ananos (nach Joh. 18, 13 Schwiegervater des Kaiphas) als der eigentliche Hohepriester betrachtet wurde; vgl. Luk. 3, 2, wo Hannas und Kaiphas nebeneinander als Hohepriester genannt werden, und Apostelgesch. 4, 6, wo sogar Hannas allein als solcher bezeichnet wird. Ebenso scheint es Joh. 18, 15—23; doch zeigt Vers 13, daß dem Evangelisten trotzdem Kaiphas als der wirkliche Hohepriester gilt (vgl. hierzu die gründliche Erörterung von Schürer, „Die *ἀρχιερεῖς* im Neuen Testamente, Theologische Studien und Kritiken", 1872, S. 593—657). Daß der Beschluß, Jesum gefangen zu nehmen und hinzurichten, wenigstens mit auf Veranlassung des Kaiphas gefaßt wurde, ergibt sich aus Matth. 26, 3 und Joh. 11, 49 fg.; nach letzterer Stelle sprach er dabei unbewußt das prophetische Wort aus, es sei besser, daß ein Mensch für das Volk sterbe, als daß das ganze Volk verderbe. Wenn Jesus nach der Gefangennehmung laut Joh. 18, 13 zuerst zu Hannas und nicht (wie Matth. 26, 57 berichtet) zu Kaiphas geführt wurde, so konnte es sich dabei nur um ein Privatverhör gehandelt haben. Jedenfalls war es Kaiphas, der das entscheidende Verhör anstellte und durch das Zerreißen seiner Kleider das Signal zur Verurtheilung gab (vgl. Matth. 26, 59 fg., Mark. 14, 63 fg.). Wie bei dieser Gelegenheit, so muß Kaiphas auch bei dem Verhör des Petrus und Johannes (Apostelgesch. 4, 6) als Hoherpriester den Vorsitz geführt haben. (*E. Kautzsch.*)

KAIRO, die Hauptstadt Aegyptens, heißt eigentlich Mysr-elkâhira, Mysr die Siegreiche, und verdankt den aus dem Beiwort umgebildeten, schon zur Zeit der Kreuzfahrer bei den Culturvölkern des Westens zu allgemeiner Geltung gelangten Namen dem Einfluß der italienischen Seestaaten, welche damals den Handel mit dem Orient beherrschten. Lateinisch wurde derselbe durch Cayrum wiedergegeben, während in dem Französischen le Caire sich eine Erinnerung an den arabischen Artikel erhalten hat. Bei den Einheimischen hat die Stadt immer Mysr, im Vulgärarabischen der späteren Zeit zu dem heutigen Namen Masr verderbt, geheißen, in welchem Worte sich der altsemitische Landesname Aegyptens, bei den Juden wegen der Zweitheilung in Ober- und Unterägypten in der Dualform Mizraim, erhalten hat. Daß aber das Epitheton an die Stelle des eigentlichen Namens getreten, ist aus dem Vorhandensein eines andern Mysr (s. u.) zu erklären, welches von den Arabern durch das Beiwort el'atîka unterschieden wird. — Kairo liegt 12 Kilometer oberhalb der großen Bifurcation des Nils und des beginnenden Delta auf dem rechten Stromufer da, wo die Vorhöhen des Mukattam-Gebirges in die gegen das Mittelmeer sich vorstreckende reiche Niederung auslaufen, in einer für die Landeshauptstadt vorzugsweise geeigneten Gegend, und bildet den natürlichen Vereinigungspunkt der beiden großen Administrativkörper, in welche das heutige Aegypten zerfällt, d. h. des Said oder Rif, Oberland, wie die südlich von der Stadt belegenen Gebiete genannt werden, und des Dschôf, Tiefland, die nördlichen Gebietstheile und vornehmlich das Delta. Nur 7 Kilometer weiter stromaufwärts auf dem linken Ufer hatte das alte Memphis gelegen und diesem gegenüber auf der rechten Stromseite die nach dem Untergange des alten unterägyptischen Königreichs in der römischen Kaiserzeit zu Bedeutung gelangte Stadt Babylon, welche von den Arabern Babliûn, jedoch auch Mysr genannt wurde, und deren Einnahme durch Amr Ibn-el-As unter dem Khalifat Omar's im J. 638 die Unterwerfung Aegyptens durch den Islam entschied. Seit Jahrtausenden ist das Land somit gewohnt gewesen, in ein und derselben Gegend seinen eigentlichen Schwerpunkt zu sehen. Von der Zerstörung durch das Heer Amr's erholte sich Babylon nicht, und an seine Stelle trat eine Stadt, die aus dem Feldlager der Araber entstand, und demnach ursprünglich Fostât, Gezelt, genannt wurde, auf welche sich aber bald der Name Mysr übertrug. Als

Sitz der arabischen Statthalter des reichen Landes, welche schon in abbassidischer Zeit, zum Theil nur dem Namen nach abhängig, über die Einkünfte frei verfügten, gelangte diese Stadt zu hoher Blüte. Nichtsdestoweniger legte 330 Jahre später der fatimidische Kaid (Feldherr) Dschohar, als er sich im J. 969 Aegyptens bemächtigt hatte, wenige Kilometer nördlicher eine neue Stadt an, auf welche er von vornherein mit dem Namen Mysr den Charakter einer Landeshauptstadt übertrug, und der er, weil die Gründung unter dem Horoskop des Planeten Mars geschah, den die Araber el Kâhir, den Siegreichen, nennen, den Beinamen el Kâhira ertheilte. So entstand Kairo, nach welchem der fatimidische Khalif Moïs'-lidinillah bei seiner Uebersiedelung von Kairowan in der Berberei nach Aegypten im J. 973 sofort seine Residenz verlegte, während Fostât, das seitherige Mysr, nunmehr mit dem schon erwähnten Beiwort el'atîka, das Alte, belegt, seine Bedeutung verlor und nur als Sitz des Koptischen Patriarchats ferner das Dasein einer Landstadt fristete. Heute heißt es bei den Arabern Masr elkadîma, bei den Europäern Altkairo. — Die neue Stadt wurde in einer schon damals reich angebauten, mit Dörfern übersäeten Ebene angelegt, deren zwei gleich in sie aufgenommen wurden; sie umfaßte sogar Birkehs, Teiche, von solcher Ausdehnung, daß, nachdem der Nil, welcher zur Zeit seiner Ueberschwemmung auch sie mit Wasser füllte, in sein Bett zurückgekehrt war, die gewöhnlichen Feldfrüchte in ihnen gebaut wurden. Einen ferneren Zuwachs erhielt sie noch durch Saladin, welcher u. a. das jetzige Südquartier Tailûn, damals eine gesonderte Ortschaft, mit dem ehemaligen Residenzschloß und großer Moschee der Tuluniden, hinzufügte und sich auch sonst um sie verdient machte, indem er, um sie gegen Angriffe der Kreuzfahrer zu sichern, ihre ursprüngliche Lehmmauer in eine noch jetzt vorhandene feste steinerne verwandelte und ihr mittels eines hölzernen Aquäducts von Fostât her Nilwasser zuführte. Ihren größten Glanz entfaltete die Stadt gegen den Schluß und bald nach Beendigung der Kreuzzüge unter den Mamlukensultanen, als der Handel Europas mit der Levante eine früher nie geahnte Ausdehnung gewonnen hatte, und Aegypten ausschließlich den europäisch-indischen Waarenaustausch vermittelte. Die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch die Portugiesen und noch mehr die Eroberung Aegyptens durch die Türken that der Weltstellung Kairos großen Abbruch; doch blieb es, nachdem es, eine nach der anderen, die Dynastien der Fatimiden, der Ejubiten, der Bahriten und der Circassier in seinen Mauern geborgen und jahrhundertelang die Hauptstadt eines vom Nil bis zum Euphrat sich erstreckenden Reiches gewesen war, auch als Centralpunkt des nach ihm benannten, in einer gewissen Autonomie belassenen türkischen Wilajet Mysr immer von großer Bedeutung, und einen ungeahnten Aufschwung erfuhr es, seitdem es im Anfange dieses Jahrhunderts durch Mehemed Ali wieder zum Sitze einer die Hülfsquellen Aegyptens mit Kraft zur Geltung bringenden Dynastie geworden ist. Vor Mehemed Ali hatte die zurückgegangene Bevölkerung den für Wohnungen bestimmten Raum innerhalb der saladinischen Umfassungsmauer nicht mehr angefüllt; jetzt wuchs und verdichtete sich das ungeheure Straßennetz. Unter andern wurde die Esbekijeh, der größte der alten Birkehs, ein Platz von 450,000 □-Fuß, welcher bisher in der trockenen Jahreszeit zu nationalen Lustbarkeiten und Festaufzügen gedient hatte, im Winter aber zu Saaten benutzt worden war, gegen die Ueberschwemmung gesichert und allmählich in einen von herrlichen Boulevards durchzogenen, mit schattender Baumallee gezierten Stadttheil verwandelt. Bald faßte die Mauer nicht mehr das Häusermeer; nach dem 3 Kilometer von der Stadt entfernten Gartenschloß von Schubra mit prächtigen Anlagen und der benachbarten Hafenstadt Kairos, Bulak, bildete sich eine Villenstraße; es entstand eine ganz europäische Vorstadt, Ismailia, mit Palästen, Theatern, eleganten Läden, Hôtels und Kaffeehäusern, sodaß das heutige Kairo einen Raum von fast 28 □-Kilometern einnimmt. — Was die Bevölkerung der Riesenstadt anbetrifft, so ist dieselbe eine sehr gemischte. Schon in Fostât, der ersten großen arabischen Niederlassung auf ägyptischem Boden, hatte sich der ethnographisch bemerkenswerthe Proceß vollzogen, durch welchen die koptische Nation dem Einfluß der griechischen Bildung entzogen wurde, um dafür viel vollständiger demjenigen des Araberthums zu erliegen. Die Assimilirung war fast vollendet, als die Stadt Dschohar's das arabisch redende, mit Nationalarabern verquickte Aegyptervolk aufnahm. Das Koptische erhielt sich nur in der Kirche, und für diese blieb Fostât der Mittelpunkt. Mit den Fatimiden erfolgte eine massenhafte Berbereinwanderung nach Kairo. Auch die ägyptischen Fellahs des gesammten Nilthals und die Nubier des Südens sind seit Jahrhunderten dahingeströmt. Dazu kamen nordische Volkselemente; Kurden, Kaukasier, Seldschuken und osmanische Türken wurden zu verschiedenen Epochen von den Gewalthabern in großer Zahl dort angesiedelt; dann sind noch die Juden zu erwähnen und seit der Eroberung Selim's die Griechen, sowie die den Kopten confessionsverwandten Armenier, die Abessinier und die zahlreichen Neger aus dem Sudan. Den Schluß macht die allerdings mehr fluctuirende als eigentlich seßhafte, aber nichtsdestoweniger einflußreiche und wichtige europäische Colonie, zu welcher Italien, Frankreich und England, in neuerer Zeit auch die Schweiz und Deutschland ihre Contingente geliefert haben. Die Zahl der nicht-orientalischen Fremden wurde im J. 1872 auf 19,120 Personen angegeben. Die allgemeine Verkehrssprache war immer und ist noch heute die arabische; doch hört man auch viel türkisch, und von europäischen Sprachen italienisch, französisch und englisch reden. Die Gesammtbevölkerung betrug im J. 1846 rund 200,000 Personen, darunter 121,000 Mohammedaner, 60,000 Kopten, 4000 Juden, 8500 Europäer incl. der Griechen, 2000 Armenier und 4000 mit der römischen Kirche unirte Orientalen (Kopten, Griechen und Armenier). Im J. 1872 zählte man 349,883 Einwohner; gegenwärtig dürfte das vierte Hunderttausend längst überschritten sein.

In den alten Stadttheilen zeigt sich der allgemein orientalische Charakter, wenn auch durch locale Besonder-

heiten, wie sie Klima und Geschmacksrichtung bedingten, vielfach modificirt, in seltener Vollkommenheit. Die Straßen sind eng und unregelmäßig, aber sie überraschen ebenso sehr durch die mannichfaltige Originalität der baulichen Einzelheiten wie durch die in ihnen sich bewegenden Menschen. An den Privatbauten fallen am meisten die vorspringenden Holzerker, Meschrabijeh, mit ihren fein geschnitzten Fenstergittern auf, welche in den Nebenstraßen hier und da so weit gegeneinander vorragen, daß gegenüber Wohnende sich dadurch die Hände reichen können. Wie somit die Straße schattig, so ist das Innere der Wohnungen stilvoll und dem regenlosen Lande angemessen, die Dächer sind flach. Die Bazarstraßen, häufig gegen die Sonne durch ein Schirmdach von Holz oder nur durch übergespannte Matten und Teppiche geschützt, sind zahlreich; die berühmteste ist die Muski, an welcher zuerst auch Europäer wohnen und Läden eröffnen durften, welche aber seit dem Aufblühen des Ezbekijehviertels ihre Wichtigkeit verloren hat. Außer der Muski sind bemerkenswerthe: Bazare el-Ghoriseh und Chan Chalil für Kleider, Stoffe, Stickereien und Waffen; el Hamsani für europäische Manufacturen, Tuche und Seide; el Terbijeh für magrebinische Waaren, Feß, Burnus u. s. w.; el Akkadi für Wolle, Baumwolle, Bettwaaren; Sük-essiláh für Waffen aller Art; Sük el Tschum'a, der Freitagsmarkt, für Geflügel. Besonders reich ist Kairo an Prachtbauten aus den verschiedensten Epochen, namentlich Moscheen, Mausoleen, Sebils (öffentlichen Brunnen), Palästen und Thoren. Die älteste Moschee ist die Tailunijeh, von Ahmed Ibn Tulun, autonomem abbassidischem Statthalter Aegyptens, schon im J. 879, also 70 Jahre vor Gründung der Stadt, erbaut und sammt dem gleichnamigen Quartier erst von Saladin mit letzterer vereinigt. Der Plan derselben ist von jeher als demjenigen des Harám von Mekka, allerdings ohne den eigentlichen Kern dieses, nämlich das in der Mitte des Hofes befindliche Beit-Allah mit dem Kaaba-Stein, nachgebildet betrachtet worden und findet sich auch sonst in islamitischen gottesdienstlichen Bauten jener frühen Epoche wieder. Wie in Mekka, so tritt auch hier der Gläubige nicht in einen geschlossenen Raum, sondern auf einen viereckigen Freihof von ungefähr 250 Fuß im Geviert, von eleganten, auf schlanken Säulen ruhenden Arcaden umgeben, letztere auf der nördlichen, westlichen und südlichen Seite mit doppelter, auf der Mekka zugewandten östlichen Seite aber mit fünffacher Säulenreihe. Die Arcaden sind durchweg im Spitzbogenstil, wenn auch mit leiser Annäherung an die runde, die Basis verengende Hufeisenform, das älteste Beispiel jenes Stils, welcher sich drei Jahrhunderte später in Europa einbürgerte und dort in der Gothik eine neue, Staunen erregende Verwerthung erhielt. Dieselbe Bodenerhebung, auf welcher die Tailunijeh steht, el-Katáijeh, trug auch das Residenzschloß der Tuluniden, von welchem interessante Reste unter dem historisch nicht aufzuklärenden Namen Kal'at-el-Käbsch, Widderburg, gezeigt werden. — Die älteste Moschee der Fatimidenzeit ist die Al'har, im J. 970 von Dschohar, dem Gründer der Stadt, selber angelegt, aber nachher vielfach umgebaut und vergrößert, ein der Tailunijeh ähnlicher, aus natürlichen Saulengängen bestehender Bau, mit einer ausgezeichneten Bibliothek und berühmter Hochschule verbunden, welche für arabische Philologie und Gottesgelahrtheit als die beste des Orients betrachtet wird. Zu derselben Gattung von Moscheen gehört noch diejenige des dritten fatimidischen Khalifen, Hakim bi-emr-Allah, im J. 1003 im östlichen Stadttheile erbaut, aber leider zum Theil in Ruinen liegend. Einen vollkommenern Baustil weist die nun folgende Hassanijeh auf, im J. 1356—59 von dem Bachriten-Sultan el-Melik-en-Näsir Hassan, einem Enkel Kalaún's, erbaut und als die schönste aller Moscheen Kairos betrachtet, ein quadratisches Hypathrium mit reich ornamentirten, hoch überwölbten Hallen nach den vier Seiten, der großten und prachtvollsten an der Ostseite, und durch diese mit dem herrlichen Dom des Mausoleums Hassan's in Verbindung gesetzt. Unter den übrigen, nach Hunderten zählenden Moscheen der Stadt sind noch besonders beachtenswerth diejenige des Sultans Kalaún, 69 Jahre vor der Hassanijeh im J. 1287 erbaut, mit einem Irrenhause, dem Muristan, verbunden und das Grab des Erbauers einschließend, ferner diejenige des circassischen Sultans Berkük, um 1393 erbaut, diejenige des unglücklichen Sultans el Ghori, welcher 1517 bei Aleppo gegen Selim II. fiel, und dessen Leichnam in dem daneben befindlichen Mausoleum bestattet worden sein soll, endlich diejenige Mehemed Ali's, auf der von Saladin angelegten Citadelle, dem hochaufragenden südöstlichsten Stadttheil, errichtet, ein wol wenig origineller, aber fernhin sichtbarer, stattlicher Bau mit weitfassender Kuppel in dem Stile, welchen die türkische Kunst nach dem Muster der alten Sophienkirche zu Constantinopel für Prachtbauten jener Art zur Geltung gebracht. — Die Grabdenkmäler Kairos reichen weniger weit zurück als die Moscheen; von den Fatimiden ist keins, von den Ejubiten nur eins, dasjenige des Salih Ejúb, gest. 1250, erhalten. An Mausoleen der bachritischen und circassischen Mamluken aber ist sowol das Innere der Stadt wie auch ihre Umgebung reich; es sind diese letztern, welche den Reisenden als Khalifengräber gezeigt zu werden pflegen. Ausgezeichnete Bauwerke dieser Art sind in der Stadt das Grab des Baibar, gest. 1277, sowie dasjenige des Näsir Mohammed, im J. 1299 errichtet und außerhalb des Ostthores in einem jetzt vom Wüstensande überwehten Terrain gelegen, bemerkenswerth wegen der die Kuppel tragenden, an die Gothik erinnernden und dem sarazenischen Stil sonst fremden Pfeilerbündel; ferner das Grab des el Aschraf Abu-n-Nasr Kaitbai, des 19. Sultans der circassischen Mamluken (gest. 1496), dasjenige des Berkük u. a. m. Ebenfalls außerhalb der Stadt, aber in südlicher Richtung, befindet sich das von Saladin erbaute und mit einer Moschee verbundene Mausoleum des Imam Schafe'i, des Stifters der nach ihm benannten orthodoxen Gelehrtensekte, schon aus der Ferne an dem hochaufragenden Dome kenntlich, und in der Nähe desselben die Grabstätte Mehemed Ali's und seiner Familie, ein aus zwei mittels Corridors verbundenen Kuppelgemächern bestehendes Gebäude. — Die öffentlichen Brunnen von Kairo sind im

allgemeinen eine reiche Fundgrube für das Studium der sarazenischen Ornamentik; eine besondere Erwähnung verdienen zwei neuere, der Sebil des Tussún Pascha und derjenige des Ismail Pascha, zweier Söhne Mehemed Ali's. Weniger zeichnen sich des eklektischen Charakters ihrer Anlage wegen die Paläste aus; auch werden die meisten mehr wegen der Kostbarkeit der inneren Einrichtung als der Gebäude wegen besucht. Aus den Fenstern des von Mehemed Ali angelegten Residenzschlosses auf der Citadelle genießt man eine herrliche Aussicht über die Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln und Minarets und über das Nilthal bis zu den Pyramiden von Giseh und Sakâra. Leider ist der von Dschohar erbaute Palast der fatimidischen Khalifen, el Kasrein, die Doppelburg genannt, welchen nachher Saladin glänzend ausbauen ließ, bis auf einen noch als Mechkemeh, Gerichtssaal, benutzten Theil, eine Ruine. Besser erhalten sind von den Bauten Saladin's die in der Umfassungsmauer desselben angebrachten geschmackvollen Thore, namentlich Bab Suaileh, durch welches man nach dem Stadttheil Tailunijeh gelangt und Bab-en-Nasr, das östliche Thor, durch welches alljährlich der Auszug der Pilger nach Mekka geschieht. Zu den Sehenswürdigkeiten Kairos in weiterem Sinne gehören die auf Ausflügen von da zu erreichenden Punkte: Heliopolis mit seinem Obelisk, Altkairo, die Insel Roda mit dem alten Nilmesser, der versteinerte Wald im Mukattam-Gebirge, endlich Giseh, Abukir und Sakâra, je mit Pyramiden, Sphinxen, Kolossen und Felsengräbern.

Der gewaltige Einfluß moderner europäischer Ideen drängt das orientalische Leben Kairos immer mehr in den Hintergrund. Während daselbst dem Altägyptischen das gelehrte Interesse der ganzen civilisirten Welt zu Hülfe kommt, wird das arabische Mittelalter ungebührlich vernachlässigt. Herrliche Denkmäler sarazenischer Kunst fallen in Trümmer und verschwinden, ohne daß die Regierung davon Notiz nimmt. Auch die orientalische Gelehrsamkeit erfährt dorther keine sonderliche Anregung, und schwerlich dürfte deshalb die Hochschule der Al'har-Moschee hinfort viele Blüten treiben. Dagegen geschieht Alles, um die Stadt mehr und mehr den Anforderungen der heutigen Weltcultur gerecht werden zu lassen. Kairo ist die Residenz des Khedive und der Sitz der Regierung, sowie der höchsten Civil- und Militärbehörden Aegyptens. Sämmtliche Großmächte und mehrere Mächte zweiten Ranges sind daselbst durch Generalconsulate und diplomatische Agentschaften vertreten. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit Alexandria und Damiette, mit Suez und mit Suit. Der 1877 eröffnete Kanal Ismailia erleichtert den Austausch der Natur- und Kunsterzeugnisse anderer Welttheile gegen die unerschöpflichen Reichthümer der Nilländer. Durch ein in Kairo bestehendes internationales Tribunal sind die Rechte des fremden Kaufmannstandes gegen die Unsicherheit der orientalischen Justizpflege geschützt worden. Kairo besitzt ein Museum*), dessen Schätze an ägyptischen Alterthümern noch beständig durch neue Funde vermehrt werden, eine geographische Gesellschaft, eine medicinische Hochschule, eine Kriegsakademie, viele arabische Volksschulen, zwei Hospitäler, eine Börse, eine Bank und mehrere Theater. Die bereits von Saladin angelegten Aquäducte sind neu ausgebaut und vermehrt worden und versorgen die Stadt ausreichend mit dem wohlschmeckenden Nilwasser. Die nach dem Muster der pariser Boulevards aufgeführten neuen Straßen haben Trottoirs und Gasbeleuchtung und werden von Staats- und Geschäftswagen befahren wie diejenigen einer europäischen Großstadt. Als commerzieller Mittelpunkt von Nordost-Afrika, als Hauptetappe des europäischen Verkehrs mit Indien und Hinterasien, als Ausgangsstätte der wissenschaftlichen Erforschung der Länder des ägyptischen Alterthums, sowie der ethnographisch so wichtigen Nachbargebiete, als einheimische Hochschule der arabischen Philologie, endlich als nachhaltigste Mustersammlung zur Kenntniß der Entwickelung der sarazenischen Baukunst besitzt es eine von Jahr zu Jahr mehr anerkannte Bedeutung, welche in der raschen Zunahme der Bevölkerung und dem immer mehr gesteigerten Fremdenverkehr ihren Ausdruck findet. (*G. Rosen.*)

KAIRWÂN, KIRWÂN, KAIRUAN, den Mohammedanern heilige Stadt im Innern von Tunis, nach Tunis die größte und volkreichste Stadt dieses Landes, in sumpfig-salziger, ungesunder Ebene, der Centralpunkt eines nicht unbedeutenden Handels und bekannt durch die hier gefertigten vortrefflichen gefärbten Saffiane, Wollwaaren, kupferne Gefäße u. s. w. Die heilige Stadt, welche kein Andersgläubiger betreten darf, ist gegen früher sehr herabgekommen und zählt nur kaum noch 12,000 Einwohner.

Im J. 675 durch Okbah-ben-Nâfi mitten in einem Urwald gegründet, ist Kairwân in späteren Jahren trefflich gebaut und stark befestigt worden. Von ihrem einstigen Glanze zeugen noch einige 20 Moscheen, unter denen die Große oder Okbah-Moschee, die auf 500 Granitsäulen ruht, für die heiligste in ganz Nordafrika gehalten wird; außer den Moscheen finden sich in Kairwân noch einige 50 Zabias (den Heiligen geweihte Kapellen) oder Marabu-Kubbas. (*Richard Oberländer.*)

KAISARIEH, d. h. Caesarea, ist der (nach griechischer Aussprache) unverändert gebliebene Name der Hauptstadt einer Landschaft im innern Anatolien, sowie durch eine, in der Türkei herkömmliche Uebertragung, dieser Landschaft selbst, welche, einen Theil des alten Kappadociens einnehmend, nach der gegenwärtigen Provinzialorganisation der Türkei einen Sandschak der Generalstatthalterschaft Angora bildet. Dieser räumlich nicht sehr ausgedehnte Sandschak erstreckt sich über die Wasserscheide zwischen dem Kysyl-Yrmak, dem alten Halys, im Norden, und den Samantia-Sui, einem dem Saihûn, dem Sarus der alten Geographen, in Cilicien zuströmenden Gewässer im Südosten und umfaßt nach dem türkischen Staatshandbuche (Sálnáme vom J. 1297 d. Fl.) die folgenden Kasas und Nahien: 1) Kaisarieh mit Sary-Oghlán, 2) Deweli, 3) Gjöstereh, 4) Indschesu, 5) Kara Hissár.

*) In der Hafenvorstadt Bulak.

Die größte Merkwürdigkeit der Landschaft ist der sich in ihr erhebende 3841 Meter hohe Ardschisch Dagh, der Argäus der Alten, ein erloschener Vulkan und unstreitig der höchste Berg Kleinasiens, von dessen Gipfel, wie dem Strabo versichert wurde, man zugleich das Schwarze und das Mittelländische Meer zu erblicken glaubte. Die Bodenbeschaffenheit des Sandschaks ist sehr verschieden, weite Strecken sind mit vulkanischen Schlacken, mit Lava, Trachyt, Basaltblöcken und Porphyrgeroll derartig überstreut, daß von Anbau nicht die Rede sein kann; außerdem umlagern den Argäuskegel weite Sumpfstellen, die sich im Winter zum großen Theil durch stagnirende Gewässer in Seen verwandeln, und deren Miasmen im Sommer Krankheiten erzeugen. Die den besagten Uebelständen nicht unterliegenden Stellen, leider der bei weitem geringere Theil der Bodenfläche, sind ausnehmend fruchtbar und da, wo Incursionen räuberischer Nomaden, der Kurden von Osten und der Turkmenen von Westen, nicht stattfinden, vortrefflich angebaut. Unter den Bodenerzeugnissen ist nebst den gewöhnlichen Getreide- und Obstarten, Wein, Feigen, Granaten, Melonen und Pasteken hauptsächlich die Gelbbeere (Rhamnus tinctorius) zu erwähnen, welche mit Gallapfeln, Tragant, Krapp und Sultana-Rosinen den vornehmlichsten Exportartikel bildet. Auch viel Steinsalz und Gips wird gewonnen, dagegen ist gutes Trinkwasser selten. Die Einwohner des Sandschaks sind vorwiegend mohammedanische Türken; jedoch bilden auch die Armenier ein starkes Bevölkerungselement; weniger zahlreich ist die griechische Nationalität vertreten. Die Hauptstadt Kaisarieh soll 8000 Häuser zählen, darunter 5000 turkische, 2500 armenische und 500 griechische. Die Armenier besitzen zwei Kirchen, die Griechen ein Kloster, in welchem das Grab des heiligen Basilius gezeigt wird. Die Stadt liegt auf den nördlichen Vorhöhen des Ardschisch, oberhalb der Niederung des Flüßchens Karasu, des Melas der alten Geographen, welchen Strabo irrigerweise zu einem Nebenfluß des Euphrat macht, während er sich in Wirklichkeit der natürlichen Bodengestaltung gemäß nach kurzem nördlichem Laufe mit dem Sarumsakly-Su vereinigt und so westwärts dem benachbarten Halys zuströmt. Kaisarieh, von jeher ein wichtiges Emporium für den kleinasiatischen Binnenhandel, ist ein sehr alter Ort. Sein ursprünglicher Name war Mazaka; unter demselben wird es nicht selten als die Hauptstadt, ja die einzige Stadt Kappadociens erwähnt. Den Namen Caesarea, welcher ohne auf Jahrhunderte den früheren zu verdrängen, allmählich der vorwiegende geworden ist, erhielt es zu Ehren des Kaisers Tiberius; Strabo, welcher zu Augustus' Zeiten schrieb, konnte es daher nur als Mazaka kennen. Unter den römischen Kaisern gelangte es zu großer Blüte, hatte aber gelegentlich von den mit den Römern in fast ununterbrochenem Kriege befindlichen Persern zu leiden. Nach der Niederlage Valerian's wurde es von dem Sassanidenkönig Sapor theilweise zerstört, aber in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts von Justinian glänzend wieder aufgebaut. Im J. 1067 wurde es von dem Seldschukiden Kutlumisch erobert und folgte nun den wechselnden Geschicken des Reiches Rum, bis es an die Osmanen kam, welche es gegen 500 Jahre besessen haben. Der Mittelpunkt eines größern Verwaltungsbezirks scheint es unter türkischer Herrschaft nie gewesen zu sein, dagegen hat es immer mit den umliegenden Districten einen besondern Sandschak gebildet, welcher bisweilen der Generalstatthalterschaft von Konia, bisweilen, wie gegenwärtig, derjenigen von Angora beigefügt wurde. Zur Zeit ist Kaisarieh Sitz eines Mutessarrif und eines erstinstanzlichen Gerichtes, welches dem Appellationsgerichte von Angora untersteht. (*G. Rosen.*)

Kaiser, s. Kaiserthum.

KAISER (Friedrich), dramatischer Schriftsteller der wiener Volksbühne, ward am 3. April 1814 als Sohn eines österreichischen Offiziers zu Bibrach geboren, besuchte das akademische Gymnasium in Wien und absolvirte den philosophischen Cursus der wiener Universität. Die als Praktikant beim k. k. Hofkriegsrath begonnene Beamtenlaufbahn gab er auf, um sich der Theaterdichtung zu widmen, einer Laufbahn, welche er schon 1835 mit der Posse „Hans Hasenkopf" betreten hatte. Von 1839—59 war er officiell angestellter Theaterdichter des Leopoldstädter Theaters unter den Directionen von Carl, Nestroy und Traumann. Seine Fruchtbarkeit war außerordentlich, wurde aber zum guten Theil von materiellem Bedürfniß erpreßt. Außer einem Monatsgehalt von 24 Gulden erhielt er nur 48 Gulden Honorar für ein neues einen Abend füllendes Werk. Die Erfolge, welche in der langen Reihe seiner Possen und Volksschauspiele den Dramen: „Wer wird Amtmann?" (1840), „Die Schule des Armen", „Der Rastelbinder oder zehntausend Gulden", „Ein Fürst", „Junker und Knecht" (sämmtlich 1850 im Druck erschienen, aber früher aufgeführt), ferner den späteren „Die Frau Wirthin" (1861), „Zwei Testamente" (1862), „Des Krämers Töchterlein" (1862), „Palais und Irrenhaus" (1863), „Der Mensch denkt" (1866), „Leute von der Bank" (1867), „Hans Rohrmann oder Cajus und Sempronius" (1867), „Der bairische Hiesel" (1868), „Alte Schulden" (1868), „Pater Abraham a Santa Clara" (1870), „General Laudon" (1874) zutheil wurden, vermochten nicht, den Autor in eine behagliche Lebenslage zu versetzen, er kämpfte fortgesetzt mit der kläglichsten Armuth. Auch die Versuche, welche er machte, sich durch einige andere literarische Arbeiten, wie den historischen Roman „Ein Pfaffenleben" (1872, eine Bearbeitung des Lebens Abraham a Santa Clara's, das er schon früher dramatisirt hatte) und „Unter dem alten Fritz und Kaiser Joseph" (Wien 1873) oder die aus persönlichen Erinnerungen geschöpften Schriften „Theaterdirector Carl, sein Leben und Wirken" (Wien 1854), „Friedrich Beckmann, Heiteres, Ernstes und Trauriges aus seinem Leben (Wien 1866), „Unter fünfzehn Theaterdirectoren; bunte Bilder aus der wiener Bühnenwelt" (Wien 1871) aus der Abhängigkeit vom Theater einigermaßen zu befreien, blieben vergeblich. Während in jüngeren Jahren Kaiser eine populäre Figur Altwiens gewesen (am 15. März 1848 hatte er hoch zu Roß, von Trompetern begleitet, die Constitution verkündigt), lebte er in späterer Zeit vergessen, bedrängt, mußte Schulden halber

ein paarmal aus Wien flüchten und starb am 7. November 1874 in einer wiener Vorstadt in solcher Dürftigkeit, daß er nicht einmal ein Bett hatte, sondern auf ein paar Stühlen liegend sein Ende fand. Die Dramen Kaiser's entbehren freilich jeder poetischen Vertiefung und künstlerischen Ausführung, aber es war immerhin eine wenn auch nicht zur Reife gelangte Erfindungskraft und mancherlei Lebensbeobachtung in ihnen enthalten, um ihnen momentane Bühnenerfolge zu sichern, und auf alle Fälle verschafften in späterer Zeit schlechtere Stücke als die Kaiser'schen ihren Verfassern Wohlstand, während dieser Autor beständig mit dem drückendsten Mangel zu kämpfen hatte. Seine Entwickelung fiel in den Umschwung des wiener Localgeistes und wiener Lebens, in den er sich nicht vollständig zu finden vermochte, und die lange Reihe seiner Arbeiten enthält keins jener Elemente, welche poetischen Werken die Dauer sichern. (*Adolf Stern.*)

KAISER (Friedrich), sehr bedeutender holländischer Astronom und Professor in Leyden, geb. 10. Juni 1808 in Amsterdam, wurde im J. 1826 Observator an der Sternwarte in Leyden, ohne jedoch in dieser Stellung Gelegenheit zu finden, in der Wissenschaft, deren Zierde er einst werden sollte, umfassendere Studien zu machen, da die dortige Sternwarte nicht nur aller Hülfsmittel damals entbehrte, sondern ihm auch von seiten seines Vorgesetzten absichtlich Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Seinen Ruf als Astronom begründete er durch eine im J. 1835 herausgegebene Abhandlung über den Kometen von Halley, welche sowol wegen ihrer Deutlichkeit wie auch wegen ihrer Vollständigkeit als musterhaft anerkannt wurde; denn der Weg, welchen der Komet am Himmel beschrieb, stimmte genau mit der von Kaiser gegebenen Berechnung. Im J. 1837 wurde er Director der Sternwarte in Leyden, die sich von dieser Zeit an aus ihrem Verfall erhob, und zwei Jahre später Mitglied der Royal Astronomical Society in London. Mit Hülfe des Mikrometers begann er die wiederholte Messung einer Reihe von 39 Doppelsternen, die von Bessel und Struve einige Jahre vorher, und zwar von jedem besonders, gemessen worden waren; in der kleinen Abhandlung: „Erste Messungen mit dem Mikrometer", wies Kaiser zur Evidenz nach, daß die wahrscheinlichen Fehler seiner Messungen kleiner waren als die der beiden genannten Astronomen. In weiteren Kreisen wurde sein Name aber erst durch sein populäres Werk: „Der Sternhimmel" bekannt (De Sterrenhemel, Amsterdam 1843, 2 Theile), ein Werk, das verschiedene Auflagen erlebte. Als Fortsetzung zu diesem Werk schrieb er „Geschichte der Entdeckungen der Planeten", ein Werk, das eine äußerst interessante und angenehme Lektüre darbietet, obwol gerade diese Arbeit weniger allgemeine Anerkennung fand als sein „Sternhimmel". In praktischer Hinsicht machte er sich durch die Verbesserung des Prismazirkels verdient, und die Einrichtung der leydener Sternwarte mit ihren von Kaiser theils erfundenen, theils verbesserten und in höchst zweckmäßiger Weise aufgestellten Instrumenten erregte die Bewunderung aller fremden Besucher. Seine Abhandlungen über die Construction und den Werth der verschiedenen Instrumente sind deshalb auch die schönsten Producte seines scharfen Verstandes, so besonders seine Untersuchung über den Mikrometer mit doppelten Bildern von Airy, mit dessen Hülfe er Secchi's Annahme von der elliptischen Gestalt des Saturnringes erfolgreich widerlegte. Mit dieser praktischen Seite seiner Thätigkeit hing auch seine Ernennung zum Verificator der Instrumente der niederländischen Marine zusammen, in welcher Stellung er die ersprießlichsten Dienste leistete und namentlich durch eine Verbesserung des Compasses sich ein großes Verdienst erwarb. Erst im J. 1860 sah Kaiser seinen Lieblingswunsch, die Erbauung einer neuen Sternwarte, erfüllt, die denn auch vollständig nach dem von ihm entworfenen Plane eingerichtet wurde. Von dieser Zeit an datiren seine meisten und wichtigsten Beobachtungen, die in den 1868, 1870 und 1872 erschienenen „Annalen der Sternwarte in Leyden" (Haag) veröffentlicht sind. Im J. 1867 wurde Kaiser von der niederländischen Regierung als Bevollmächtigter zu den in Berlin geführten Verhandlungen über die europäische Gradmessung gesandt und hier zum Präsidenten der astronomischen Commission und zum Mitgliede der ständigen Commission ernannt, welche mit der Regulirung der zur Ausführung der Gradmessung vorzunehmenden Arbeiten betraut war. Kaiser starb am 28. Juli 1872. Im J. 1840 war er zum Professor in Leyden und 1843 zum Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt worden.

Kaiser war durchaus Autodidakt, einen eigentlichen Lehrer in der Astronomie hat er nicht gehabt, und die überraschenden Resultate, die er trotz der Beschränktheit und Unvollkommenheit seiner Hülfsmittel zu Wege brachte, erhöhen seine Bedeutung nur desto mehr. Trotz schwächlicher Gesundheit entfaltete er doch eine riesenhafte Arbeitskraft; die lange Reihe der von ihm verfaßten Abhandlungen und der unermüdliche Eifer, mit dem er alle seine Beobachtungen, Entdeckungen und Berechnungen bekannt machte, würden ihm allein einen Ehrenplatz unter den Astronomen aller Zeiten sichern.

Vgl. „Levensschets van *Frederik Kaiser* door J. A. C. Oudemans" im Jaarboek van de Koninklyke Akademie der Wetenschappen, 1875, p. 39 fg. (*Th. Wenzelburger.*)

KAISERCHRONIK ist der erst später aufgekommene und üblich gewordene Titel eines dem 12. Jahrhundert angehörenden mittelhochdeutschen Gedichts in kurzen Reimpaaren, das in 17,296 Versen die Geschichte der römischen Kaiser und deutschen Könige von Cäsar bis auf Konrad III. (gest. 1147) behandelt. Es ist in zahlreichen Handschriften des 12.—15. Jahrhunderts überliefert. Die dem ursprünglichen Text am nächsten stehende Vorauer Handschrift ist von Diemer herausgegeben (1. [einziger] Thl., den Text enthaltend, Berlin 1849). Eine kritische Ausgabe nach allen Handschriften hat Maßmann veranstaltet (3 Thle., Quedlinburg und Leipzig 1849—54), aber in willkürlicher Textesgestaltung, ohne das Handschriftenverhältniß festgestellt zu haben. Er führt als von ihm benutzt 12 Handschriften und eine Anzahl Bruchstücke

auf (III, 1 fg.) Fernere Bruchstücke wurden veröffentlicht von Diemer (Sitzungsber. d. Wiener Akad., Philos.-hist. Kl., Jahrg. 1851, S. 150—61), Leyser (Zeitschr. f. deutsches Alterth. XIV, 503—525) und Schönbach (das. XIX, 208—210). Von den vollständigen Handschriften haben acht den älteren Text, beginnend: In des almehtigen gotis minnen, vier enthalten eine bis auf Friedrich's II. Tod (1250) fortgeführte (eine reicht noch weiter bis auf Rudolf von Habsburg 1274) und bald danach entstandene Umarbeitung mit einer neuen Vorrede, beginnend: Höch gelopter Altissimus. Diese Umarbeitung ist hauptsächlich aus den größeren Ansprüchen einer späteren Zeit mit Rücksicht auf Versmaß und Reim hervorgegangen. Ein Streben, den Reim zu glätten, tritt auch schon in den noch den alten Text enthaltenden Handschriften gelegentlich hervor. Der Versbau des ursprünglichen Werkes ist, wie in den Gedichten der damaligen Zeit, noch sehr ungeregelt, das Maß von vier Hebungen wird nicht immer erreicht, öfter überschritten, namentlich am Schluß eines Abschnittes in der Erzählung scheinen übermäßig lange Verse beliebt zu sein. Auch sind ungleich lange Zeilen durch den Reim gebunden. Der Reim selber ist vielfach unvollkommen, sowol vocalisch als auch consonantisch ungenau; besonders alterthümlich ist, daß in zweisilbigen Worten bisweilen noch blos die Endungen reimen.

Der poetische Werth der Kaiserchronik, als Dichtung im Ganzen aufgefaßt, ist sehr gering, als Geschichtswerk ist sie für die Quellenforschung fast ganz unbrauchbar, doch ist sie wichtig als erstes Geschichtsbuch in deutscher Sprache, noch bedeutsamer als durch Alter und Umfang hervorragende, den Geschmack der Zeit kennzeichnende Sammlung von Sagen, Legenden und Novellen. Denn die Kaisergeschichte ist vielfach nur der Faden, an dem in buntem Wechsel diese Erzählungen aufgereiht sind, die in ihrer häufig die seltsamsten Schicksale verfuhrenden wunderbaren Verknüpfung charakteristisch sind für das an eigenen wunderbaren Erlebnissen reiche Zeitalter der Kreuzzüge. Das eigentlich Historische ist dabei auf die willkürlichste Art behandelt. Die Reihenfolge der Kaiser ist vielfach gestört, ihre Namen sind entstellt, viele fehlen ganz, Thaten des einen sind auf den andern übertragen, das Chronologische liegt vollständig im Argen, Begebenheiten, die Jahrhunderte auseinanderliegen, werden in geschichtlichen Zusammenhang gebracht, auch an Widersprüchen im Einzelnen fehlt es nicht. So folgt, um ein Beispiel dieser abenteuerlichen Geschichtschreibung anzuführen, auf Nero ein Kaiser Tarquinius, der von dem Fürsten Collatinus aus Trier getödtet wird, wodurch Gelegenheit geboten ist, die Geschichte der Lucretia des breitern einzuflechten. In ähnlicher Weise finden sich von Sagen des Alterthums noch die von Marcus Curtius, der hier Jovinus heißt, unter Cajus, von Mutius Scävola, Odnatus genannt, unter Vitellius, die Geschichte von dem ehernen Stier des Phalaris von Nerva erzählt. So ist nun auch eine große Anzahl von Legenden und legendarischen Erzählungen eingeschaltet. Einige dieser episodischen Erzählungen wachsen vollständig aus dem Rahmen der Kaisergeschichte heraus, insbesondere der Roman von Faustinianus (an Kaiser Claudius' Stelle als dessen Bruder tretend) und seinen Söhnen in Verbindung mit der Disputation zwischen Simon Petrus und Simon Magus, die Sage von Herzog Adelger von Baiern mit der eingeflochtenen Thiermare vom herzlosen Hirsch (unter Severus), die Silvesterlegende unter Constantin, endlich die Geschichte der Crescentia, Tochter des angeblichen Kaisers Narcissus (auf Heraclius folgend). Letztere hat einen Umfang von beinahe 1500 Versen; der an die Recognitiones S. Clementis sich anlehnende Faustinianus und der Silvester füllen bald je 3000 Verse. In der letzten Partie der Kaiserchronik nach Karl dem Großen, wo die geschichtliche Wahrheit größer wird und die richtige Reihenfolge der Kaiser beobachtet ist, treten auch diese episodischen Erzählungen zurück. Der Verfasser scheint zum Schluß zu eilen, der trockene Chronikenstil hebt sich sichtlich ab von der stellenweise zu poetischer Lebendigkeit sich erhebenden behaglichen Breite in den Episoden.

Es liegt nahe, sich diese schon vor der Kaiserchronik als selbständige Dichtungen existirend zu denken (vgl. dazu Scherer in den Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgesch. der German. Völker, VII, 31 fg. und XII, 85 fg.). Am Ende des Silvester findet sich auch mitten in der Chronik ein vollständiger Schluß:

10634 fg. Swer daz liet virnomen habe,
der sol ein pater noster singen
in des heiligen geistis minne
ze lobe sanctô Silvestrô dem heiligen hêrren u. s. w.

die Abschnitte von Adelger und von Crescentia finden sich in einigen späteren Handschriften in Umdichtung selbständig herausgehoben; Schade (Crescentia, Berlin 1853) hat letztere für sich als Gedicht in sechszeiligen Strophen hergestellt herausgegeben; während er denselben Strophenbau auch im Adelger durchzuführen sucht, nimmt Welzhofer (Untersuchungen über die deutsche Kaiserchronik, München 1874, S. 18 fg.) in anderen, ebenfalls der bairischen Localgeschichte angehörenden Partien Lieder von zwölf- und achtzeiligen Strophen an; Rödiger (Ztschr. f. dtsch. Alterth., XVIII, 157—159) hat innerhalb der Disputation der Silvesterlegende ein Lied in sechszeiligen Strophen mit daktylischem Abgesang entdecken wollen. Es ist aber überall sehr leicht, aus kurzen Reimpaaren, in denen die Kunst des „Reimebrechens" minder geübt ist, wenn man noch dazu nachhilft, Strophen von einer gewissen Länge zu bilden. Es ist daher schwer zu sagen, in welchem Umfange die Kaiserchronik ältere Gedichte aufgenommen hat. So viele Parallelen zu den in ihr behandelten Geschichten sich auch nachweisen lassen, so ist doch bisher noch kein deutsches Gedicht aufgetaucht, das sich mit Sicherheit als directe Quelle derselben darstellte. Das in Resten einer trierer Legendenhandschrift gefundene umfängliche Bruchstück einer Silvesterlegende (veröffentlicht von Rödiger, Zeitschr. f. d. A., XXII, 145—209), das vielfach wörtlich zu der Kaiserchronik stimmt, erweist sich deutlich als daraus geschöpft, da es, eines eigenen Anfanges entbehrend, statt eines solchen die Einleitung der gesammten Kaiserchronik (V. 1—

42) herübernimmt, diejenigen Verse (15—26) weglassend, worin der Chronist seine Aufgabe näher bestimmt. Eine ältere deutsche Chronik als Grundlage beider mit Rödiger zu statuiren, ist nicht nöthig, da der trierer Silvester sehr wohl neben der Kaiserchronik noch die muthmaßliche Quelle derselben, die Vita des Heiligen im Sanctuarium des Mombritius, selbständig benutzt haben könnte.

Für die Composition der Kaiserchronik kommt besonders in Betracht das Verhältniß zu dem deutschen Loblied auf den h. Anno, Erzbischof von Köln (gest. 1075). Mit ihm hat die Kaiserchronik einen längeren Abschnitt von den vier Weltmonarchien und den Kämpfen Cäsar's gegen die Deutschen und gegen Pompejus gemeinsam, zum Theil zwar abweichend und in anderer Anordnung, zum Theil aber wörtlich übereinstimmend. Die frühere Annahme, daß das Annolied erst nach 1183 (Aufhebung der Gebeine Anno's) entstanden sei und aus der Kaiserchronik geschöpft habe, ist jetzt allseitig aufgegeben und anerkannt, daß dasselbe schon wegen der Alterthümlichkeit der Sprache und des Versbaues weit früher zu setzen sei, mindestens in den Anfang des Jahrhunderts. Während aber die einen es als ein vorzügliches Gedicht aus Einem Guß und Fluß hochpreisen, tadeln andere seine Composition und wollen in ihm nur eine schwächliche Compilation erblicken. Holtzmann (in der Germania, II, 1—48) hatte zuerst ausführlich zu begründen gesucht, daß das Annolied sowol der 1100—1105 von einem Siegburger Mönch verfaßten Vita Annonis (Monum. Germ., SS. XI, 465—514) als auch der Kaiserchronik vorgelegen habe. Welzhofer (S. 22 fg.) kehrt das Verhältniß zur Vita wieder um und nimmt für die Kaiserchronik und das Annolied eine gemeinsame Quelle an. Seine nicht ausreichend bewiesene Ansicht, welcher Debo (Ueber die Einheit der Kaiserchronik, Graz 1877, S. 36 fg.) zustimmt, hat auch Kettner (Untersuchungen über das Annolied in der Ztschr. f. dtsch. Philol., IX, 257—337), der sie im Einzelnen genauer zu begründen sucht (S. 266—283 und 296—304), nicht zu völliger Gewißheit erheben können. In ähnlicher Weise streitig ist das Verhältniß zu dem Gedicht des Priesters Arnold von der Siebenzahl zum Lobe des heiligen Geistes (Diemer, Deutsche Gedichte des 11. und 12. Jahrh., S. 333—357), mit dem die Kaiserchronik in der Darstellung der Regierungszeit des Augustus zum Theil wörtliche Uebereinstimmung zeigt. Während Maßmann (III, 257) in der Kaiserchronik die Quelle des Priesters Arnold sah, lassen Holtzmann (S. 11), Müllenhoff (Denkmäler, 2. Aufl., S. 458), Scherer (Quell. u. Forsch., XII, 85) den Chronisten ausschreiben; Welzhofer (S. 30 fg.), Debo (S. 36) und Kettner (S. 283 fg.) nehmen hier wieder dieselbe gemeinsame Vorlage an wie beim Annolied.

In ihrem Inhalt berühren sich ferner mit dem ersten Theile der Kaiserchronik die Fragmente einer älteren deutschen Legendenhandschrift (veröffentlicht von Schade, Fragmenta carminis theotisci veteris, Königsb. i. Pr. 1866, und Barack in der Germania, XII, 90—96), die Anklänge sind aber so schwach (vgl. Scherer, Quell. u. Forsch., VII, 39 fg.), daß an einen Zusammenhang nicht zu denken ist.

Für den Anfang der Kaiserchronik kommt als etwaige Quelle noch in Betracht ein von Maßmann (III, 296 fg.) in einer stuttgarter Handschrift aufgefundenes prosaisches lateinisches Bruchstück, das in genauer Uebereinstimmung mit der Kaiserchronik (Vers 43—232) von den sieben Wochengöttern der Römer und den Bildsäulen der unterjochten Länder handelt. Ebenso läßt sich in der Schilderung der Kämpfe Cäsar's um Trier mit Dulcimar (Inducíomarus) und Signator (Cingetorix) ein Zusammenhang mit den Gesta Treverorum nicht verkennen. Aber während das Verhältniß zu den letztern nicht genauer bestimmt werden kann, ist es für das stuttgarter Bruchstück wahrscheinlicher, in demselben mit Kettner (S. 276) vielmehr eine gedrungene Uebersetzung nach der Kaiserchronik zu sehen. Maßmann hatte in ihm den Rest einer sowol von der Kaiserchronik, wenigstens in ihrem ersten Theile, wie von den Gesta Treverorum benutzten lateinischen sagenhaften Kaisergeschichte erblicken wollen.

Für die Reihe der deutschen Könige nach Karl dem Großen sucht Welzhofer (S. 33 fg.; vorher schon Giesebrecht, Gesch. d. dtsch. Kaiserz., IV, 399—401) das Chronicon Wirciburgense (Mon. Germ. SS. VI, 17 fg.) als eine wenn auch nicht unmittelbare Quelle der Kaiserchronik zu erweisen. Bernhardi (Jenaer Literaturz., Jahrg. 1875, S. 77—80) leugnet jedes nähere Verhältniß beider, und in dem von Welzhofer behaupteten Umfange ist es gewiß nicht vorhanden; aber bei einzelnen Kaisern läßt sich eine gewisse Verwandtschaft nicht verkennen, deutlich genug ist sie namentlich in dem die Jahre 1055—57 umfassenden Stücke der Würzburger Chronik, wo diese ganz selbständig auftritt (Welzh. S. 44 fg.). Ganz unerwiesen ist die Benutzung einer Reihe anderer lateinischer Geschichtswerke, die Welzhofer noch vergleicht, da sporadische Uebereinstimmungen nichts besagen können. Für die Regierungszeit Lothar's des Sachsen nimmt Schum (Forschungen zur deutschen Geschichte, XV, 610—617) eine engere Beziehung zwischen der Kaiserchronik und den Paderborner Annalen an. Der Nachweis einer directen Quelle bleibt also auch für diese ganze Partie noch ausstehend.

Die Kaiserchronik selbst beruft sich in der Einleitung auf ein deutsches Gedicht, das sie bis zur Gegenwart fortführen wolle (Vers 15—26), wenigstens sind so die Worte am natürlichsten zu verstehen, indem man am Schluß von Vers 22 einen Punkt setzt und Vers 23 zu dem folgenden zieht (vgl. Debo, S. 23 fg.):

15. Ein buoch ist ze diute getihtet,
das unsich rômiskes rîches wol berihtet:
geheizen ist iz Crônicâ.
iz kundet uns dâ
von den bâbisen unde von den kunigen
20. beidiu guoten unde ubelen,
die vor uns wâren
unde rômiskes rîches phlâgen.
unz an disen hiutegen tac,
sô ich allir beste mac,
25. sô wil ich iz iu vorzellen:
iz verneme swer der welle.

In den Worten von den babisen einen Widerspruch mit dem Inhalt der Kaiserchronik zu finden (Welzhofer, S. 14 fg., Scherer, Ztschr. f. d. A., XVIII, 301, und mit Einschränkung Lebo, S. 26 fg.) ist nicht nothig, denn es ist in ihr doch auch viel von Papsten die Rede: Clemens, Gregorius, Sixtus, Sylvester, Leo werden ausführlich behandelt, andere, wie Bonifacius, gelegentlich erwähnt. Wie aber das Verhältniß des Verfassers zu seiner Vorlage zu denken ist, bleibt ganz im Unklaren. Lebo (S. 25 fg.) nimmt, hauptsächlich auf Stilverschiedenheiten gestützt, an, daß die (etwa in den Anfang des 12. Jahrh. zu setzende) ältere Chronik bis Trajan, bis wohin die Kaiserreihe (abgesehen von den Einschiebseln im Allgemeinen eingehalten ist, gereicht habe, von dem Fortsetzer aber interpolirt sei, der namentlich den Faustinianus hinzugedichtet habe. Kettner (S. 284 fg.) scheidet ebenfalls scharf zwischen dem ersten, die speciell romische Geschichte behandelnden und dem mehr historischen zweiten Theile. Innerhalb des erstern aber sondert er als Grundlagen des Gedichts drei Bestandtheile aus: eine deutsche Weltchronik von schlichter Kürze (dieselbe, die auch dem Annolied und dem Loblied des Priesters Arnold vorlag), eine chronologisch geordnete deutsche Legendensammlung, und eine Quelle, welche die eingeflochtenen Sagen enthielt. Seine Hauptstütze für diese Aufstellung, die jedem der angenommenen Bestandtheile eigenthümlichen wiederkehrenden gleichen Wendungen, wollen aber nicht viel beweisen, da sie einfach aus der verschiedenen Natur und dadurch bedingten Stilgattung der drei Elemente des Gedichtes hervorgehen: der trockenen Chronik, der lebendigen Kampfesschilderung, der frommen Legende. Daß die Kaiserchronik eine Compilation ist, kann bei der Ungleichartigkeit der Theile im Allgemeinen nicht zweifelhaft sein, aber die Art der Zusammensetzung im Einzelnen nachzuweisen, namentlich auch, wie weit der Verfasser seine Vorlage einfach herübernahm oder bearbeitete, dürfte sehr schwierig sein. Eine von Scherer (Quell. u. Forsch., VII, 38) begonnene und von Lebo (S. 8 fg.) fortgeführte genauere Untersuchung der Reime des Gedichtes ergibt nur, daß die Crescentia durch größere Reimgenauigkeit und in der Art der am häufigsten zugelassenen ungenauen Reime von den übrigen Partien sich wesentlich unterscheidet.

Da die Beziehungen auf andere Werke keinen Schluß auf die Abfassungszeit der Kaiserchronik zulassen, muß man in dem Gedichte selbst Kriterien dafür zu gewinnen suchen. Die Worte der Einleitung unz an disen hiutegen tac sind für eine Zeitbestimmung nicht verwendbar, da das ursprüngliche Ende der Chronik nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Die meisten alten Handschriften geben bis zu den Vorbereitungen Konrad's III. zum Kreuzzuge (1146); da aber hier jeglicher Schluß fehlt, vielmehr fast im Satze abgebrochen wird, so kann von einem planmäßigen Aufhören an dieser Stelle nicht die Rede sein. Nun findet sich hundert Verse vorher mit Lothar dem Sachsen (gest. 1137) ein vollkommener Schluß, womit auch zwei Handschriften aufhören:

17178 fg. Swer daz het vernomen habe,
der sol ein pater noster singen
dem almehtigen gote ze minnen
des kaisers Lutheres sele u. s. w.

Welzhofer (S. 12), Scherer (Ztschr. f. d. A., XVIII, 299) u. a. nehmen daher hier einen ursprünglichen Abschluß des Werkes an, das später eine Fortsetzung fand, während andere, wie Giesebrecht, Bernhardi, Rödiger (Ztschr. f. d. A., XXII, 209), Lebo (S. 35), dies nicht für nothwendig halten wegen des ganz ähnlichen Schlusses am Ende der Silvesterlegende (s. o.). Aber während dieser dort als einfach mit herübergenommener Schluß eines ursprünglich selbständigen Liedes oder als Abschluß eines ersten Theiles des ganzen Gedichts begreiflich wird, ist hier diese Erklärung nicht sehr wahrscheinlich. Andererseits ist mit der Annahme eines Abschlusses mit Lothar's Tode unvereinbar, daß schon unter Heinrich IV. bei der fabelhaften Erzählung der Kreuzfahrt einer Herzogin Agnes von Baiern, die in Rohas (Edessa) Mutter des Sangwin (Zenki) wird, mit den Worten (16631 fg.): swenne iz kumit an die stat, so bescheiden wir die rede baz, deutlich auf die spätere Behandlung der Eroberung Edessa's durch Zenki (1144) hingewiesen wird, man müßte denn in jener episodischen Erzählung eine Interpolation des Fortsetzers erblicken wollen. Ueber einen größeren oder geringeren Grad der Wahrscheinlichkeit kommt man bei diesem Dilemma nicht hinaus. Welzhofer's Annahme einer dreimaligen Redaction des Gedichts um 1100, 1140, 1170 (S. 29 fg.) ist sehr complicirt und nicht genügend motivirt. Lachmann (Ueber Singen und Sagen, S. 8) hatte die Abfassungszeit um 1160 angesetzt, da mit den Versen:

393 fg. daz die Megenzêre
nie nich eineme irm hêrren
ganzen trûwen wonten mite:
noch halden sie den alten site

auf die Ermordung des Erzbischofs Arnold von Main (1160) angespielt sei. Auf diese Ansicht ist neuerdings Bernhardi (a. a. O.) zurückgekommen. Die letzte Zeile ist aber einzig in der heidelberger Handschrift überliefert, die anderen lesen vorher mit triwen mite waren, also nur zwei Zeilen mit ungenauem Reim (hêrren: wâren), damit ist diese historische Beziehung ganz unsicher (vgl. Kettner S. 281). Noch einen entscheidenderen Beweis für die Abfassungszeit um 1160 glaubt Bernhardi gefunden zu haben in den Versen:

16234 fg. den strît den geschieden sie alsus,
daz der keiser der Franken herzentuom
gap dô ûf daz bistuom,
swer den gwalt besitzet
daz er in iewederme teile rihtet:
er ist herzoge unde biscof.
daz urkunde habent sie noch.

Hieraus soll folgen, daß der Dichter die zwischen den Jahren 1159 und 1165 gefälschte Urkunde Heinrich's II. über den ostfränkischen Ducat gekannt habe; andererseits aber, da er Karl den Großen nirgends heilig nennt (ka-

nonisirt 1165), könne er auch nicht später als 1165 geschrieben haben. Abgesehen davon, ob die Beziehung zutreffend ist, braucht dem Ausdrucke urkunde gar nicht die begrenzte technische Bedeutung des heutigen Wortes zuzukommen, wie er an anderen Stellen nicht so zu verstehen ist, und sicher auch nicht 16139 fg.:

zuo Prâge was ein biscof,
daz urkunde ist an den buochen noch,
geheizen was er Albrecht.

Und überhaupt ein unsicheres Kriterium für Datirungen nach beiden Richtungen sind die (vorhandenen oder fehlenden) Heiligkeitsprädicate. So muß hier die Hauptsache noch unentschieden bleiben. Es fehlt, da alles schwankend ist, an einem festen Punkt, von dem aus das Uebrige mit einiger Sicherheit gruppirt werden könnte. Nur im Allgemeinen auf die Mitte des Jahrhunderts sieht man sich durch den Sprachcharakter und die Beziehungen des Gedichtes hingewiesen.

Größere Uebereinstimmung herrscht in Bezug auf den Entstehungsort der Kaiserchronik. Maßmann's Vermuthung, der sie nach Trier versetzen wollte, ist nicht genügend begründet, vielmehr in Baiern, genauer in oder um Regensburg der Dichter (oder letzte Bearbeiter) zu suchen. Welzhofer (S. 16—21) hat die für Regensburg sprechenden Gründe im Wesentlichen zusammengestellt, sie sind nicht alle treffend, aber örtliche Anspielungen und Kenntnisse, die besondere Heranziehung bairischer Geschichten und Sagen und der bairische Localpatriotismus, der mehrfach und vornehmlich in dem Lobe Heinrich's des Stolzen (1126—39) hervortritt (vgl. Scherer, Quell. u. Forsch., XII, 83 fg.), weisen hierhin. Die Sprache des Gedichts ist dem nicht entgegen, welche, wenn sie auch der ungenauen Reime wegen sich nicht genauer bestimmen läßt, sich entschieden als fränkisch ausweist.

Daß der Verfasser ein Geistlicher ist, kann nach der ganzen Haltung des Gedichts, auch wenn man den vielfach eingestreuten lateinischen Brocken keine Beweiskraft zuerkennen will, kaum zweifelhaft sein. Welzhofer (S. 57 fg.) hat ihn mit dem Dichter des ebenfalls in Baiern, wahrscheinlich unter Heinrich dem Stolzen, entstandenen Rolandsliedes, dem Pfaffen Konrad, zu identificiren gesucht. Diese Hypothese hat er ganz ohne Beweis gelassen. Die in beiden Gedichten vorkommenden gleichen Wendungen sind nichts Auffallendes, ähnliche Parallelen finden sich in gleichzeitigen Gedichten genau so. Vielmehr sprechen ein paar wörtliche Uebereinstimmungen (K. 14773 fg. = R. 23, 11 fg.; K. 14937 fg. = R. 259, 20 fg.) eher für eine directe Benutzung des Rolandsliedes durch die Kaiserchronik. Daß der Dichter der letzteren das erstere gekannt habe, ist bei der nahen örtlichen und zeitlichen Verwandtschaft beider sehr wahrscheinlich. Darauf deuten auch die Verse der Kaiserchronik:

15085 fg. Solden wir sîne wundir alle sagen,
so muosen wir die wîle haben.
des zîtis inist nû niht.
Karl hât ouch anderiu liet,

worin es schwer fallen wird, mit Welzhofer ein Versprechen des Dichters zu finden, später Karl noch besonders zu besingen.

Das lange Fortleben der Kaiserchronik erweist sich, außer durch die bis ins 15. Jahrh. reichenden Handschriften, in einer rohen Bearbeitung, welche die bereits erwähnte Umreimung des 13. Jahrh. noch im J. 1594 durch Christoph Tegernseer erfuhr (Maßmann III, 26 fg.). In die großen gereimten Weltchroniken des 13. und 14. Jahrhunderts Jansen Enenkel's und Heinrich's von München wurde die Kaiserchronik theilweise mit aufgenommen. Eine Prosaauflösung des älteren Textes der Kaiserchronik findet sich unter dem Titel: Der künige buoch gewöhnlich mit dem Schwabenspiegel verbunden. (*R. Hügel.*)

KAISERGEBIRGE. Die nordtirolischen Kalkalpen folgen östlich auf die Vorarlberger und Algäuer Alpen, von denen sie durch die Zürcheralpe und den Lech geschieden sind, und enden an der Saal (Saalach) bei Lofer. Ihre südliche Grenze ist die Arlberger Straße von Stuben bis Landeck, der Inn von Landeck bis Wörgl und die zwischen Wörgl und Saalfelden über Elmau, St.-Johann, den Griesenpaß und das Leogangthal führende Straße. Der culminirende Punkt ist die 9600 Fuß hohe Parseierspitz im Nordwesten von Landeck. Die zu Baiern gehörigen Theile dieses Gebirgsabschnittes werden unter dem Namen des „baierischen Oberlandes" zusammengefaßt. Einzelne, durch Höhe oder Abgeschlossenheit auffallende Theile dieses 25 geographische Meilen von Westen nach Osten sich erstreckenden Gebirgscomplexes führen besondere Namen; die bemerkenswerthesten darunter sind: das Wettersteingebirge mit der Zugspitze; die südlich davon gelegenen Miemingerberge mit dem Wanneck und dem Hochmundi; das Karwendelgebirge zwischen der Isar und dem Rießthale; die Solstеinkette nördlich von Innsbruck; endlich das Kaisergebirge bei Kufstein, zwischen dem Inn und der Kitzbühler Ache. Diese ganze Kalkalpenkette zeichnet sich durch häufige, tiefe und oft bis auf die Basis des Gebirges hinabreichende Zerspaltungen und Continuitätsstörungen aus, wodurch in manchen Regionen sogar eine stockförmige Gliederung des Gebirges zur Ausbildung gelangt, d. h. jene Auflösung des Gebirgsmassivs in relativ kleine, unter sich nur schwach oder auch gar nicht verbundene Stöcke, die zuweilen die ursprüngliche Kammanlage nicht mehr erkennen lassen und eine rationale Eintheilung in größere Gruppen mehr oder weniger erschweren.

Das östlich von Kufstein jenseit des Innflusses gelegene Kaisergebirge ist ein solcher isolirter Gebirgsstock des Hochkalkes, ein Zahn der Kalkalpen. Sein Mittelpunkt ist der Treffauer Kaiser, so benannt nach der über Scheffau gelegenen Häusergruppe Treffau. Es besteht aus zwei Bergketten, dem Vorderen Kaiser, dem südlichen hohen Zug, und dem Hinteren Kaiser, der sich nach Norden zu erstreckt und niedriger ist. Beide sind durch ein Querjoch verbunden, welches ein westliches, zum Inn gehendes Kaiserthal, und ein öst-

liches Kaiserthal, das zur Kitzbühler Ache führt, scheidet. Der Vordere Kaiser, als der höhere, hebt seine ganze Kette in ihrer wilden Großartigkeit und Zerrissenheit dem Straßenzuge, von Zell bis Wörgl, der von Innsbruck nach Salzburg und Wien führenden sogenannten Kaiserstraße zu. Der westliche Theil des Kaisergebirges führt auch den Namen Wilder Kaiser. Unter dem östlichen Ende desselben zieht aus dem Thale von Wörgl herüber, durch das Kitzbühler Achenthal unterbrochen, eine niedere Terrasse, der Niederkaiser genannt, unter seinen Felsenstirnen hin, theils bewaldet, theils mit Krummholz überwuchert, nur zu oberst eine wegen ihrer Schichtung merkwürdige Felsenkante zeigend. Die Hauptspitzen sind: der Treffauer Kaiser (7320 Fuß), der Scheffauer Kaiser (7339 Fuß), die Hochkaiserspitz (6271 Fuß) und das Stripfenjoch (5047 Fuß). Der größte Ort innerhalb des südlichen Gebietes des Kaisergebirges ist das kleine Kirchdorf Scheffau (2299 Fuß), dessen Bewohner Getreidebau, Obst- und Viehzucht als Hauptgewerbe treiben; außerdem befinden sich hier zwei nicht unbedeutende Sensenschmieden. Am südlichsten Fuße liegt das romantische Becken des Hintersteiner Sees (2904 Fuß), von Bauernhöfen umgeben. Ueberragt von den grotesken Massen des Kaiser gewährt der 50 Morgen große See ein überaus reizendes Bild.

Was die klimatischen Verhältnisse des Kaisergebirges betrifft, das zum größten Theil aus unterem Keuperkalk (auch Hallstädter- oder Wettersteinkalk genannt) besteht und einen Gehalt von Bleierzen aufweist, so treten innerhalb dieses Gebirgscomplexes dieselben Erscheinungen auf wie in den östlichen Nordalpen überhaupt. Während die westlichen Nordalpen sich durch eine verhältnißmäßig längere Vegetationszeit und durch eine allmähliche Steigerung der Wärme zu mäßiger Höhe auszeichnen, ist hier die Steigerung der Wärme zu hohen Temperaturgraden sehr rasch, und die Vegetationszeit daher eine sehr eingeengte; der Frühling ist bedeutend kühler, der Schnee bleibt bei gleicher Höhe länger liegen, und der Beginn der vegetativen Entwickelung ist entschieden mehr hinausgeschoben als im Westen. Gegen den Hochsommer zu wendet sich aber dieses Verhältniß zum Gegentheil, und die Temperatur ist dann hier etwas höher als im westlich gelegenen Alpenflügel; im Herbste machen sich jedoch wieder analoge Verhältnisse wie im Frühling geltend. Es finden daher hier Pflanzen eine Heimat, die während ihrer Vegetationszeit verhältnißmäßig hoher Temperaturmaxima bedürfen, die auch demzufolge von dem westlichen Flügel der Nordalpen ausgeschlossen sind.

(*Ferdinand Moesch.*)

KAISER-FRANZ-JOSEPH-LAND. Der hochnordische Archipel des Kaiser-Franz-Joseph-Landes gehört zu den spätest entdeckten arktischen Landmassen. Am 30. Aug. 1873 wurden seine Südgestade zuerst von den Mitgliedern der zweiten Oesterreichisch-ungarischen Nordpolar-Expedition erblickt und seine Küstengebiete dann im Frühjahre 1874 durch mehrere Schlittenfahrten, deren eine bis über 82° nördl. Breite hinausführte, von Julius Payer erforscht.[1] Nachdem später am 7. Sept. 1879 A. de Bruyne auf der holländischen Expedition des „Willem Barents" die südlichen Inseln in Sicht bekommen hatte, wurden dieselben zum zweiten mal im August 1880 von P. Leigh Smith erreicht und um mehrere Längengrade weiter nach Westen hin verfolgt, als es den Oesterreichern geglückt war.[2]

Franz Joseph Land ist neben Grant- und Hall-Land die nördlichste bisher entdeckte Landmasse. Unter 80°–82° nördl. Breite und etwa 42°–62° östl. Länge von Greenw. gelegen, besitzt es, nach den bisherigen Forschungen, etwa die Größe Spitzbergens. Wie dieses stellt es einen Complex von Inseln dar, unter denen namentlich zwei einen größeren Umfang zu besitzen scheinen: das Zichy-Land im Westen und das Wilczek-Land im Osten. Beide sind durch eine buchten- und inselreiche, meist von Eis bedeckte Meeresstraße, den Austria-Sund, voneinander getrennt, welcher im Norden durch das Kronprinz-Rudolf-Land in zwei Arme getheilt, sich gegen das von Payer im äußersten Norden erblickte Petermann- und König-Oskar-Land hinzuziehen scheint. Von zahlreichen Fjorden durchschnitten und durch enge Fjordstraßen zerstückelt, erheben sich die Küsten meist mit steilen Abstürzen terrassenförmig nach dem von mächtigen Inland-Eismassen bedeckten Innern, von dem ausgedehnte Gletscher in breiten Strömen bis zum Meeresspiegel herabreichen und (wie namentlich an dem gewaltigen Dove-Gletscher) mit ihren über 30 Meter hohen Abstürzen auf weite Strecken hin die Gestade umsäumen. Zahlreiche Einzelberge ragen inselartig aus den selbst die kleineren Eilande überspannenden Eiswüsten bis zu Höhen von 600 bis 1000 Meter empor. Im Süden steigt die Richthofenspitze, als höchste bisher bekannte Erhebung des Archipels, bis zu 1600 Meter unmittelbar an der Küste des Zichy-Landes auf. Alle diese Berge bestehen aus vulkanischen Gesteinen, aus Basalt und Dolerit (Hyperstenit), welche theils deckenförmig ausgebreitet sind und dann schroff umrandete Tafelberge bilden, theils sich zu Kegel- und Dom-Vulkanen erheben. Neben diesen vulkanischen Gesteinen deuten namentlich Sandsteine der Braunkohlenformation mit allerdings nur spärlichen Kohlen-Einschlüssen auf die geologische Verwandtschaft dieses Archipels mit Theilen von Ost-Grönland und Spitzbergen. Wie die Küsten dieser letzteren, so tragen auch die des Franz-Joseph-Landes in muschelführenden Strandterrassen, welche die Küste „gleich hypsometrischen Curven" einfassen, Merkmale eines in jüngster Vorzeit erfolgten Emportauchens des Landes aus dem Meere.

Das Klima des Archipels ist ein kalt-feuchtes. Bei einer mittleren Jahrestemperatur von etwa −16° C. sank das Thermometer auf dem „Tegetthoff" im März 1874 auf −48° C. als Minimum und hob sich in demselben Monat auf −1,25° C. als Maximum der fast halbjährigen

1) Payer, Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition in den Jahren 1872–1874 in Petermann's Mittheilungen, 1874, S. 381 u. 1876, S. 201 mit Karte: Tafel 11. 2) Das. 1880, S. 264 mit Karte.

Beobachtungsreihe. Die Feuchtigkeit der Luft gibt sich namentlich in der Eisincrustirung selbst der schroffsten Felswände, in der ungeheuern Entwickelung des Inlandeises, in der oft mehrere hundert Meter messenden Mächtigkeit der sich nicht nur aus den Thälern, sondern auch über die Berglehnen herabsenkenden Gletscherströme, in dem Herabrücken der Firngrenze bis auf 300 Meter Meereshöhe zu erkennen.

Trotz dieses hocharktischen Charakters der Natur aber entwickelt sich doch auch hier im Hochsommer an schnee- und eisfreien Gehängen eine verhältnißmäßig üppige Vegetation von Gräsern, Alpenkräutern, Moosen und Flechten. Ja schon im Frühjahr fand Payer auf seinen Schlittenreisen zwischen dichten Moospolstern und Flechtenfeldern einzelne arktische Kräuter, wie Saxifraga oppositifolia, Silene acaulis, Cerastium alpinum, Papaver nudicaule. Das Thierleben beschränkt sich im Süden auf eine Reihe von Vögeln und auf den Eisbär. Weiter im Norden wurden zahlreiche Spuren des Polarfuchses und des Polarhasen beobachtet. Die Felsgestade sind umschwärmt von Alken, Tauchern, Teisten, grauen und weißen Möven, die namentlich das „Alken-Cap" wie einen „riesig bevölkerten Vogelbauer" belebten. Die Fischfauna der Küstenmeere scheint wenig reich zu sein, nur die Gattungen Gadus und Liparis wurden durch das Schleppnetz zu Tage gebracht. Dagegen wurden Weißwale, Walrosse und namentlich Seehunde in größerer Zahl beobachtet. Der Archipel ist völlig unbewohnt. Nur an einer Stelle am Strande des Wilczek-Landes fand Payer neben spärlichen Treibholzresten einen Kreis großer Steine, welche in ihrer Aufstellung denjenigen glichen, die Payer in Ost-Grönland bei verlassenen Eskimo-Ansiedelungen gesehen hatte.

Wenn aber auch dieser von Schnee- und Eismassen starrende Archipel unbewohnt und der Cultur entrückt ist, so ist die Bedeutung der Entdeckung und Erforschung desselben nichtsdestoweniger eine außerordentlich hohe. Die Gruppirung der Inseln, Küstengliederung, Oberflächenformen, geologischer Bau — alles deutet auf eine nahe Verwandtschaft des Franz-Joseph-Landes mit Spitzbergen sowol wie mit Gillis-Land und König-Karl-Land, „ein wichtiges Moment, welches anzudeuten scheint, daß wir es hoch im Norden Europas, ähnlich den Erscheinungen im Norden Amerikas, mit einem ausgedehnten Insel-Complexe zu thun haben". Ueberdies aber bietet Franz-Joseph-Land bei seiner weiten Erstreckung nach Norden eine vortreffliche Operationsbasis für weitere Forschungsreisen nach dem höchsten Norden und nach dem Nordpol selbst. Von dieser Ansicht ausgehend, hat Leigh-Smith im Sommer 1881 wiederum das Franz-Joseph-Land zum Ausgangspunkt einer Nordpol-Expedition gewählt, von welcher wir eine weitere Durchforschung des bisher doch nur in einzelnen Partien bekannten Archipels erwarten dürfen. (*Rudolf Credner.*)

KAISERGROSCHEN. Groschen, auch wol Schilling, war der Name des in Oesterreich-Ungarn bis Ende October 1858 ausgeprägten Silbercourantmünzstückes zu 3 Kreuzern oder $^1/_{20}$-Gulden des früheren Conventionsfußes oder 20-Guldenfußes. Streng gesetzmäßig nach der am 21. September 1753 mit Baiern abgeschlossenen Münzconvention wurden aus der ehemaligen Kölnischen Mark rauh $137^1/_2$ Stück geprägt, sodaß das Gewicht 1,7010 Gramm war. Die Feinheit betrug nach dieser Convention $5^1/_2$ Loth oder $343^3/_4$ Tausendtheile, und demnach gingen auf die Kölnische Mark fein Silber 400 Stück, sodaß das Feingewicht 0,5847 Gramm war. Später, im Jahre 1820, wurde die Feinheit auf 5 Loth oder $312^1/_2$ Tausendtheile herabgesetzt, das Gewicht aber entsprechend erhöht, indem nun aus der Kölnischen Mark rauh nur 125 Stück geprägt wurden, während das Feingewicht das vorherige blieb. Der Werth des Stückes war 0,0526 jetzige österreichische Silbergulden oder 5,26 Kreuzer (Neukreuzer) = 1 Silbergroschen 0,6 Pfennige im vormaligen norddeutschen 14-Thalerfuße = 3 Kreuzer 2,7 Pfennig im früheren süddeutschen $24^1/_2$-Guldenfuße. Eine Rechnungsstufe zu $^1/_4$ Kaisergroschen oder $^3/_4$ Kreuzern wurde Gröschel genannt. — Kaisergulden war in Oesterreich-Ungarn gleichbedeutend mit Gulden des Conventions- oder 20-Guldenfußes. (*Fr. Noback.*)

KAISERKANAL, chinesisch Yun-ho, d. h. Transportfluß oder Tscha-ho, der große 975 Kilometer lange, 80—320 Meter breite Kanal von Hang-tscheu-fu nach Peking in China. Er vereinigt sich mit dem Hoang-ho und trennt sich wieder von ihm, um sich bei Knat-scheu mit dem Jang-tse-Kiang zu verbinden. Von der Dynastie Yuen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten des Terrains mittels mächtiger Erd- und Steindämme über Moräste und Thäler geführt, dient der Kaiserkanal besonders dazu, dem Norden des chinesischen Reiches die Producte des Südens und der Hauptstadt Getreide zuzuführen. (*Richard Oberländer.*)

Kaiserkrone, s. Tritillaria.

KAISERLING, KAISERPILZ (Agaricus caesareus *Schaeffer* [nicht *Linné*]) ist einer der wohlschmeckendsten Pilze, welcher schon den alten Römern bekannt war und von ihnen sehr geschätzt wurde. Außer in Italien findet er sich in Frankreich, Ungarn, Oesterreich (nördlich etwa bis Prag) und in Süddeutschland sowol in Laubwäldern als auch auf Weideplätzen, besonders nach starken Gewitterregen, einzeln oder gesellig. Er besitzt einen hochrothen, glänzenden, gewölbten, am Rande deutlich gefurchten, mit weißlichen, ziemlich großen Lappen besetzten Hut. Die Lamellen (Blätter) auf der Unterseite des Hutes sind blaßgelb oder später schwefelgelb. Der Strunk ist gleichfalls gelbgefärbt, oben mit dem herabhängenden Ringe versehen, am Grunde von der weißen, zerrissenen Wulst umgeben. Von dem Fliegenpilz (Agaricus muscerius *L.*), mit welchem er zu der Abtheilung Amanita gehört, die hin und wieder nach Fries' Vorgange als besondere Gattung von Agaricus abgetrennt wird, unterscheidet er sich durch die gelbe Farbe der Lamellen, des Ringes und des Strunkes, durch die weißen, breiteren, aber in geringerer Zahl vorhandenen Lappen auf der Oberfläche des Hutes, welche

jedoch ebenso wie bei dem Fliegenpilz bisweilen ganz fehlen, und im ersten jugendlichen Zustande durch die glatte, ungeschuppte, reinweiße Wulst, welche beim Fliegenpilz schuppig und von dem mit zahlreichen kleinen Warzen bedeckten kopfförmigen Hute deutlich abgesetzt ist. (*Garcke.*)

KAISERRECHT, Jus Caesareum, ein Ausdruck der mittelalterlichen Rechtssprache, bedeutete zunächst ganz allgemein das Recht der Kaiser, und zwar sowol das in Justinian's Corpus juris enthaltene römische Recht, wie auch die deutschen Reichsgesetze; sodann besonders den Schwabenspiegel (s. d.), welcher deutsches Reichsrecht mit römischen Rechtssätzen zu verarbeiten suchte. Ein eigenes Gesetzbuch dagegen ist das im Gegensatze zum Schwabenspiegel sogenannte Kleine Kaiserrecht, ein Rechtsbuch von unbekannter Herkunft, welches wahrscheinlich gegen Ende des 13. oder zu Anfang des 14. Jahrhunderts (vielleicht unter Rudolf von Habsburg) im mittlern Deutschland verfaßt worden, ursprünglich in hochdeutscher Mundart geschrieben und in vier Bücher eingetheilt ist. Es ist ein selbständiges, nach doctrinären Formeln ausgearbeitetes Werk mit der Tendenz, ein Allgemeines Reichsrecht zu sein. Vielleicht erklärt sich daraus die öftere Hinneigung desselben zum rhein-fränkischen Rechte; denn eine örtliche Beziehung auf die Gegenden, in welchen das letztere gilt, scheint das — nach den Handschriften zu schließen — über weitere Kreise verbreitete Rechtsbuch wenigstens nicht zu beabsichtigen. Sein Werth ist übrigens nur ein geringer. Neueste und beste Ausgabe von Endemann (Kassel 1846) eine systematische Darstellung seines Inhalts gibt von Gosen, Das Privatrecht nach dem Kleinen Kaiserrecht (Heidelberg 1866). (*Albrecht Just.*)

KAISERSBERG oder Kayserſberg ist ein Städtchen im Elsaß, Regierungsbezirk Ober-Elsaß, Kreis Rappoltsweiler, in dem westlich von Colmar gelegenen Canton Kaisersberg, in 246 Meter Höhe an der Weiß oder dem Alensbache, in einem fruchtbaren und malerischen Thale am Eingange zu den Thälern Orbey und Lapoutroie, beherrscht von zwei Bergen, auf deren einem eine Schloßruine steht. Die Stadt hat 2588 Einwohner, besitzt Baumwollspinnerei und Weberei, Korn- und Lohmühlen, Holzschneidemuhle, Papierfabrikation, Gerberei, Ziegelei, Brauereien, Kerzenfabrik, eine Hammerschmiede und baut guten Wein. — Aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt das große Schiff der Kirche, von 1604 das Stadthaus. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts baute der Präfect Wölfelin auf Befehl Friedrich's II. Schloß und Stadt; diese wurde Freie Reichsstadt und Sitz eines Reichsvogtes. Im Jahre 1247 bemühte sich der Bischof von Straßburg, Heinrich von Stahleck, vergeblich, die Stadt zu erobern; im nächsten Jahre nahm sie der Herzog Matthias von Lothringen, und 1261 Rudolf von Habsburg. Als Kaiser kam dieser 1285 wieder zur Stadt. Im J. 1331 verpfändete sie Ludwig von Baiern dem Könige von Bohmen, und nahm sie 1333 nach einer Belagerung wieder. Karl IV. befreite sie 1354, und hielt hier eine Versammlung der Freien Städte des Elsaß zur Berathung der Mittel für Erhaltung des öffentlichen Friedens ab. Im J. 1525 nahmen die aufrührerischen Bauern sie, verließen sie aber sofort wieder, um bei Scherwiller den Herzog Anton von Lothringen zu bekämpfen. Vom Schlosse, das wol auf der Stelle römischer Befestigungen erbaut ist, steht noch ein kleiner Theil der Walle und der imposante runde Donjon. — Der Reformation war die Stadt nicht geneigt; ihren Pfarrer Hillner ließ sie 1523 köpfen, weil er der neuen Lehre zugethan erschien. — Hier befand sich eine Komthurei der Ordensritter und ein Franziskanerinnen- (Recollecten-) Kloster (bis 1483) im Thale von St.-Jean, hinter Alspach, dessen Kirche noch steht, aber leer. In 2 Kilometer Entfernung stand vor der Französischen Revolution das Clarissen-Kloster von Alsbach (Alwisbach, Alosbach, Alaspach, Alenspach), welches der Graf von Eguisheim im 11. Jahrhundert für Benedictiner gegründet hatte, und das 1282 den Clarissinnen von Kientzheim verkauft wurde. — Kaisersberg ist der Geburtsort des ersten evangelischen Predigers von Straßburg, Mathias Zell (1477 bis 1548); des Gelehrten Joseph Lang, Professor der griechischen Sprache zu Freiburg (1612). Ferner ward hier zwar nicht geboren, aber von frühester Jugend von seinem Großvater erzogen der berühmte Johann Geiler, darum Geiler von Kaisersberg genannt (s. in diesem Werke unter Geyler), gest. 1510 als Domprediger zu Straßburg. (*G. A. v. Klöden.*)

KAISERSCHNITT (Sectio caesarea oder Laparo-hysterotomia) nennt man diejenige chirurgisch-geburtshülfliche Operation, durch welche die Frucht durch einen in die Bauchdecken und in die vordere Gebärmutterwand gemachten Schnitt aus dem Leibe der Schwangeren genommen wird. Nach gesetzlichen Bestimmungen, welche bis auf die dem Numa Pompilius (700 v. Chr.) zugeschriebene Lex regia zurückreichen, muß der Kaiserschnitt an der Todten ausgeführt werden, wenn eine Schwangere nach Ablauf der 27. Schwangerschaftswoche stirbt. Da die Frist vom Tode der Schwangeren bis zu dem der Frucht eine kurze ist, so muß die Operation nach dem Tode der Schwangeren binnen wenigen Minuten ausgeführt sein, wenn man eine lebende Frucht erhalten will. Es gibt jedoch einzelne wenige verbürgte Fälle, in denen nach plötzlichem Tode der Mutter eine lebende Frucht durch den Kaiserschnitt entwickelt worden ist. Nach der Versicherung des Plinius soll Cäsar auf diese Weise zur Welt gebracht worden sein (daher Partus caesareus); doch leitet man die Bezeichnung der Sectio caesarea lieber von caedere (schneiden) ab. Ging jedoch dem Tode der Schwangeren eine Krankheit voran, so wird die Vorhersage für die Frucht noch schlechter; denn entweder ist sie vor oder zugleich mit der Mutter abgestorben oder stirbt bald, nachdem sie durch den Kaiserschnitt zur Welt befördert worden ist. Nichtsdestoweniger verlangte die christliche Kirche überhaupt bei gestorbenen Schwangeren, also auch nach sicherem Tode des Fötus, die Vornahme des Kaiserschnitts der Taufe wegen, und zwar bereits am zwanzigsten Tage nach der Conception.

An der Lebenden wurde der Kaiserschnitt in Deutschland zuerst durch den Chirurgen Trautmann in Wittenberg (1610) gemacht, während das erste Werk über den Kaiserschnitt bereits 1554 von François Rousset in Paris herausgegeben wurde.

Die Operation ist unbedingt angezeigt bei so hochgradigen Beckenverengerungen, daß die Frucht weder ganz noch verkleinert auf natürlichem Wege aus der Gebärmutter entfernt werden kann, ohne daß das Leben der Mutter in ebenso hohem Grade bedroht wird als durch den Kaiserschnitt. Außerdem soll die Ausführung des Kaiserschnitts von dem Wunsche der Mutter abhängig gemacht werden in den Fällen, in welchen eine Beckenverengerung vorhanden ist, welche die Frucht zwar nicht unversehrt, also nicht lebend, wohl aber ohne Schaden für die Mutter nach vorhergängiger Verkleinerung (s. Kephalothrypsie und Perforation) oder Zerstückelung (Embryotomie) auf natürlichem Wege zur Welt zu bringen gestattet. Der Kaiserschnitt an der Lebenden ist stets in hohem Grade gefährlich für die Mutter; erst in neuerer Zeit hat sich die Vorhersage für dieselbe je nach der Wahl der Operationsmethode etwas gebessert. Während früher mindestens 50 Procent der Operirten entweder sofort an dem Blutverluste oder in den ersten zwei bis drei Tagen am Kindbettfieber oder an Bauchfellentzündung (traumatischer Peritonitis) zu Grunde gingen, wurden durch Einführung des aseptischen Verfahrens und besonders durch die Ausschneidung des Uterus und dessen Anhänge günstigere Resultate erzielt. Trotzdem ist aber auch aus früheren Zeiten die Zahl der glücklich verlaufenen Operationen eine nicht geringe und es sind mehrere Berichte über Fälle vorhanden, in denen die Operation an einer und derselben Frau mehrmals mit günstigem Erfolge ausgeführt wurde, wenn auch der von S. A. Michaelis in Kiel berichtete Fall, in welchem dieselbe viermal gleich glücklich ablief, als Unicum dasteht. Meist werden die Kinder lebend zur Welt gebracht, wenn die Operation wegen Beckenenge zur richtigen Zeit, d. h. nach Beginn der Wehenthätigkeit, aber bei noch vorhandenem Fruchtwasser ausgeführt werden kann.

Was die Methode des Kaiserschnitts anlangt, so wurde früher die Wunde der Gebärmutter nach Herausnahme der Frucht nicht genäht, wobei man aber immer festhalten muß, daß früher eben der Kaiserschnitt nur an Todten ausgeführt wurde. Erst seit Lebas de Mouilleron in Paris (1769) wurde die sorgfältige Naht der Gebärmutterwunde zur Regel gemacht, auch für die Fälle, in denen der Kaiserschnitt an der Todten ausgeführt worden war. In neuerer Zeit sind verschiedene Verbesserungsmethoden des Kaiserschnitts zu verzeichnen. Die erste bezog sich auf die Anwendung der Chloroformnarkose, die zweite auf die des antiseptischen Verfahrens nach Lister, welches jetzt bei allen chirurgischen Operationen zur unumgänglichen Bedingung gemacht zu werden verdient. Ein dritter Fortschritt besteht in der Abtragung des Uterus nach Ausführung des Kaiserschnitts. Schon Storer in Boston hatte dieselbe (1868) wegen eines großen fibrösen Tumors der Gebärmutter mit unglücklichem Ausgange für die Mutter ausgeführt. Glücklicher war Porro in Pavia (1876), welcher, nachdem er die lebende Frucht mittels Kaiserschnitts aus dem Uterus entfernt hatte, wegen hochgradiger Beckenverengerung den Uterus nebst Eileitern und Eierstöcken exstirpirte und die Mutter, welche dadurch fortpflanzungsunfähig gemacht wird, am Leben erhielt. Seitdem wurde die Porro'sche Operation bereits gegen sechzigmal ausgeführt und wird dies stets werden müssen, wenn entweder das mütterliche Becken so hochgradig verengt ist, daß man mit Gewißheit vorhersagen kann, daß eine erneute Schwangerschaft nur ebenfalls wieder mit dem Kaiserschnitt beendet werden könnte, — oder wenn der Uterus den Ursprungsort für eine große Neubildung abgegeben hat. Diese Operationsmethode ist aber bereits noch weiter verbessert worden, indem sie durch Peter Müller in Bern (1878) zur fast unblutigen Operation gemacht worden ist. Er zog nach Eröffnung der Bauchhöhle den Uterus aus letzterer hervor, um den Bluterguß in dieselbe zu verhüten, schnürte dann den Mutterhals mit einem Constrictor zusammen, worauf er erst die Gebärmutter selbst eröffnete und sie nach der Elimination der Frucht oberhalb der Klammer amputirt. Die Nachbehandlung ist stets eine rein chirurgische. (*E. Kormann.*)

Kaisersheim, s. Kaisheim.

KAISERSLAUTERN, bairische Bezirkshauptstadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kaiserslautern (Regierungsbezirk Rheinpfalz), mit katholischer Pfarrei und Dekanat im Bisthum Speier und protestantischer Pfarrei und Dekanat, liegt auf der an die westliche Abdachung des Hardtgebirges stoßenden Vogesiasebene, an der eine halbe Meile südöstlich von Kaiserslautern aus starken Quellen entspringenden Lauter, an den Hauptstraßen Mainz-Saarbrücken und Kaiserslautern-Neustadt, sowie an der Eisenbahnlinie Ludwigshafen-Bexbach. Es hatte (1880) 26,323 Einwohner, vier Kirchen (darunter die nach 1288 neu aufgeführte protestantische Stiftskirche, der wichtigste Bau der Gothik in der Pfalz, als deren Anhang die nahe, gegen 1300 vollendete Franziskanerkirche zu betrachten ist), ein Bezirksrabbinat, eine Local-Krankenanstalt, eine Kreis-Realschule, eine Industrie-Schule, ein protestantisches Schullehrer-Seminar, eine (isolirte) Latein-Schule, eine Baugewerk-Schule mit Gewerbe-Museum, eine Präparanden-Schule, eine städtische höhere Töchter-Schule, ein Institut für Erziehung weiblicher Jugend, eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Jugend, protestantische und katholische Volksschulen, ein städtisches Theater, ein Bezirksgericht, ein Bezirksamt mit den Amtsgerichten Kaiserslautern, Otterberg und Winnweiler (in Mitte der Pfalz, 11,73 Quadratmeilen = 189,855 Tagwerken Flächeninhalt, davon 96,627 Tagwerke Waldung, mit zusammen 69,868 Seelen in 3 Städten, 1 Markt, 63 Dörfern [darunter 20 Pfarrdörfer], 32 Weilern, 166 Einöden; im Ganzen 264 Ortschaften und 64 Gemeinden), ein Rentamt, ein Forstamt, eine Baubehörde, ein Central-Gefängniß (Zuchthaus) mit einem Detachement Infanterie (Garnison Zweibrücken), ein Bezirks-Gefängniß, eine Polizei-Anstalt, eine Post-Verwaltung

mit Posthalterei, eine Telegraphen-Zwischenstation, ein Nebenzollamt I. Klasse (Haupt-Zollamt Zweibrücken), eine Eisenbahnstation; vier Notare und sechs Advocaten. Zur Gemeinde Kaiserslautern gehören, außer der Stadt Kaiserslautern, 36 Orte mit zusammen 11,120 Einwohnern.

Kaiserslautern bildet sich allmählich zu einer reinen Fabrikstadt aus. Schlot um Schlot steigt in die Höhe; daher erscheint es auch unfertig, denn die Baulust ist groß, eine Straße entsteht nach der anderen, die Verbindungen zu einer größeren Stadt sind vorhanden. Sandsteinbrüche in nächster Nähe liefern treffliches Baumaterial, die ergiebigen Waldungen „Gab- und Bauholz", die Lebensmittel sind nach Verhältniß immer noch billig, und der Bürgerstand rührt sich und ist strebsam, wenn auch vorerst noch die materielle Seite vorherrscht. Das Gemeindevermögen steht glänzend, der Bürger opfert willig und gern. Vieles ist schon geleistet, wie die 1846 vollendete große Fruchthalle (von Voit in München entworfen) mit ihrem prachtvollen Saale; anderes ist im Entstehen, sodaß bei den noch unvermittelten zahlreichen Gegensätzen der eigentliche bauliche Charakter der Stadt schwer zu bestimmen ist.

Industrie und Handel nehmen in Kaiserslautern einen mächtigen Aufschwung. Es besitzt unter anderem eine Actien-Baumwollspinnerei und Weberei mit Bleicherei, Druckerei und Färberei; eine Fabrik bunter Baumwollgewebe, roher, gebleichter und gefärbter Nessel- und Blaudruckwaaren; eine Kammgarnspinnerei; eine Streichgarnspinnerei mit Wollweberei und Strickerei; Fabrikation von Halbwollen-Waaren; Maschinenfabrik und Eisengießerei; chemische und Farbenfabrik, zwei Gasanstalten mit bedeutendem Consum; eine Actien-Ultramarinfabrik; Uhrglasfabrikation; Steingutfabrikation; eine Actien-Dungerfabrik; eine Calciniranstalt; bedeutende Bierfabrikation; Essigsiedereien; Stärkefabrikation; Tabackfabrikation u. s. w. Auch hat Kaiserslautern einen sehr bedeutenden Fruchtmarkt, und der Holzhandel ist gleichfalls von Wichtigkeit.

Was das gegenwärtige öffentliche Schulwesen anlangt, so ist dasselbe ziemlich neuen Datums. Wie die ganze Pfalz hatte nämlich auch Kaiserslautern schon seit 1664 Schweres durch die Ländergier Ludwig's XIV. von Frankreich zu erdulden, besonders aber 1673 bis 1679 durch die mordbrennerischen französischen Horden, dann während der schmachvollen Reunionen, im Orleans'schen Kriege und später. Unter dem Schutze der Bajonette siedelten sich in Kaiserslautern Franziskaner an, die protestantischen Kirchen- und Schulgüter wurden weggenommen, Prediger und Lehrer fortgeführt oder verjagt, die Schulgebäude durch die Brandfackel der Franzosen in Asche gelegt. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde in Kaiserslautern die höhere reformirte Schule wiederhergestellt, während die Franziskaner schon seit 1727 eine Latein-Schule unterhielten, für welche die Stadt ein Schulhaus bauen mußte. Durch königliche Verordnung erhielt Kaiserslautern 1817 ein Progymnasium, welches durch die Schulordnung von 1830 in eine Lateinschule umgewandelt wurde. Außerdem wurde dort durch Ministerial-Verordnungen von 1830 und 1836 eine Landwirthschafts- und Gewerbeschule mit drei Cursen eingerichtet und zur Kreisanstalt erklärt; 1844 erhielt dieselbe, auf Antrag des Landraths, mit einem eigenen Rectorat eine selbständige Stellung, wozu 1851 eine „Vorschule", 1851 eine Handelsabtheilung, und 1864 eine besondere landwirthschaftliche Abtheilung (Ackerbauschule) trat. In der neuesten Zeit ist die Gewerbeschule in Kaiserslautern, wie alle ähnlichen Schulen in Baiern, in eine Realschule umgewandelt worden. Das dortige Schullehrer-Seminar (für protestantische und israelitische Zöglinge) wurde durch Regierungsverordnung vom Jahre 1817 errichtet.

Nach einer geschichtlichen Sage soll Kaiserslautern, einer der urältesten Pässe der Pfalz, von Julius Cäsar erbaut, dann vom Hunnenkönige Attila zerstört worden, aber auch so groß gewesen sein, daß das heutige eine halbe Wegstunde entlegene Dorf Moorlautern (damals „Vorlautern" geheißen) eine Art Vorgasse gebildet habe. Nach anderen sei während der Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian eine fromme Frau, Namens Lutrina, aus einem edlen Geschlechte der Assyrier, von Trier ausgewandert, mit ihrem Hofgesinde lange Zeit in den Wäldern umhergeirrt, bis sie sich endlich in einer von einem Klausner bewohnten Wildniß bei Kaiserslautern, welche noch jetzt „Einsiedel" heiße, eine Hütte gebaut und solche nach ihrem Namen Lutrea (Lautern) genannt habe.

Obgleich, außer vielen römischen Todtenhügeln in den nahen Wäldern, sich sonst noch keine anderen Denkmale ergaben, weil der Platz, den gegenwärtig Kaiserslautern einnimmt, zur Römerzeit noch sehr sumpfig war, so war doch damals schon, wie noch heute, in der Nähe der jetzigen Stadt, eine für den Verkehr äußerst wichtige Stätte, indem daselbst sieben römische Thalstraßen ihren Vereinigungspunkt hatten. Erst in den folgenden Zeiten scheint der Boden, der die ursprüngliche Stadt trägt, allmählich entsumpft und der Waldlauter ihr gegenwärtiges Bette bereitet worden zu sein.

Um den Rest des größtentheils in fremden Besitz übergegangenen alten Wormsgaues in dortiger Gegend dem Reiche zu erhalten, ließ Kaiser Friedrich I., Rothbart, unmittelbar nach seiner Thronbesteigung (1152) an dem Ufer der Lauter, wo sich vielleicht früher schon einige Höfe befunden haben mögen, eine feste Burg oder einen mächtigen Palast errichten, um welchen sich in kurzer Zeit viele Bewohner ansiedelten. Unmittelbar an diese Burg grenzte ein großer Teich, der „Kaiserswoog" genannt, dessen Anlage wol zur Sicherheit des Palastes und zur Entwässerung des umherliegenden Terrains bestimmt gewesen sein mag und an den sich einige gemüthvolle Sagen in Betreff Barbarossa's knüpfen. In dem neu entstandenen Burgflecken mußte jener Monarch infolge der immer mehr zunehmenden Bevölkerung bald auch ein Spital für Arme und Gebrechliche gründen, das er dem Prämonstratenser-Orden zur Aufsicht übergab und welches später in eine Klosteranstalt verwandelt

ward. Dies ist der Ursprung der Stadt Lautern, die man zur Ehre und zum Gedächtniß ihres Gründers in der Folge Kaiserslautern nannte.

Zu jenem Palaste oder jener Burg wurde das zwischen der jetzigen Kaiserstraße und dem Blies- und Nahegaue gegen Westen gelegene Land geschlagen, worin nachher, durch Ausroden der mächtigen Wälder, mehr als 20 Dörfer und Weiler entstanden, und dem man den Namen Reichsland beilegte, das den Burggrafen von Lautern untergeben war. Südlich von Lautern lagen große Waldungen, die Friedrich I. ebenfalls dem Reiche sicherte und die daher heute noch der Reichswald heißen. Der Rothbart, sein Sohn und sein Enkel, Heinrich VI. und Friedrich II., hielten sich öfters im kaiserlichen Palaste zu Lautern auf, und letzterer veranlaßte daselbst die Stiftung eines Barfüßerklosters.

In der Burg zu Lautern befand sich das kaiserliche Gericht für das Reichs- und Königsland, sowie für die nächste Umgebung, bei dessen Verhandlungen die Burgmannen, unter Vorsitz angesehener Männer aus dem Grafen- oder Dynastenstande, als Beisitzer mitwirkten, deren Urtheilssprüche schon seit 1220 bekannt sind. Erst durch den Habsburger Rudolf I. erhielt jedoch Lautern im Jahre 1276 Privilegien, Freiheiten und Gerechtsame, und wurde in die Reihe der Freien Städte des Deutschen Reiches eingesetzt. Sowol König Adolf von Nassau als auch dessen Nachfolger, Albrecht I., bestätigten die Freiheiten Kaiserslauterns, und letzterer machte der gesammten Bürgerschaft für ihre erprobte Treue und Anhänglichkeit im Jahre 1303 die Waldungen zum Geschenk, in deren Besitz die Stadt heute noch ist und wodurch eigentlich der städtische Wohlstand begründet ward.

Dieser Reichsfreiheit erfreute sich Kaiserslautern nicht lange, da Ludwig der Baier unmittelbar nach Beendigung des langwierigen Kampfes mit seinem Gegenkönige Friedrich dem Schönen von Oesterreich, auf dessen Seite die lauterer Bürgerschaft gestanden hatte, 1322 die Städte Kaiserslautern und Wolfstein (das Haupt des Königslandes), an seinen Schwager, König Johann von Böhmen, um 10,000 Pfund Heller versetzte. Dadurch büßten jene Städte ihre Reichsunmittelbarkeit ein. Sieben Jahre nachher gab der Böhmenkönig die beiden Städte dem Grafen Josried von Leiningen in Afterpfandschaft, und 1332 trat er dieselben, nach Rücktritt des Grafen, dem Erzbischof Balduin von Trier unterpfändlich ab, dem die Bürgerschaft nun auch als ihrem Herrn huldigen mußte. Im J. 1351 versetzte der Erzbischof von Trier die beiden Städte an den Grafen Heinrich zu Veldenz, allein Kaiser Karl IV. brachte dieselben im Jahre 1357 durch Einlösung von Trier wieder an sich und das Reich. Aber noch in demselben Jahre gelangten sie, nebst anderen Städten, unterpfändlich an den Verwandten des Kaisers, den mächtigen Kurfürsten Ruprecht I. von der Pfalz, mit dessen Landen sie endlich (1407) eigenthümlich vereinigt wurden. Mit der Reichsherrlichkeit Lauterns ging auch die der kaiserlichen Hohenstaufenburg daselbst ein, welch letztere jetzt fortwährend der Sitz der pfälzischen Beamten oder Burggrafen blieb.

Außer einigen Streitigkeiten des Rathes von Kaiserslautern mit dem dortigen Prämonstratenserkloster (oder dem Stifte) und mit der nahen Abtei Otterberg, sowie mit den pfälzischen Beamten und dem umliegenden Adel störte nun nichts den friedlichen Gang der Stadt; doch als zwischen Rath und Bürgerschaft öfters Zwistigkeiten ausbrachen, vornehmlich im Jahre 1441, setzte der Vormund des minorennen Kurfürsten, Ludwig's V., der Herzog und Pfalzgraf Otto von Mosbach, die Glieder des Rathes eigenmächtig ab, ernannte 12 andere an deren Stelle und gab diesen 2 aus jeder der 11 Zünfte, also 22 Männer von seiten der Gemeinde, zur Berathung bei, ordnete überhaupt das gesammte städtische Gerichts-, Verwaltungs- und Rechnungswesen aufs neue, was indeß nicht verhinderte, daß später, namentlich 1498, 1510 u. s. w., wiederholt tiefgehende Uneinigkeiten zwischen Rath und Gemeinde eintraten, die gewöhnlich durch den Kurfürsten als Landesherrn geschlichtet werden mußten.

Im Bauernkriege, 1525, blieb die Stadt Kaiserslautern, ihrer festen Mauern und Thürme wegen, unangefochten; die Reformation hingegen fand dort, nachdem das Prämonstratenserstift nebst dem Barfüßerkloster eingegangen war, bereitwilligste Aufnahme, und die verbesserte evangelische Lehre ward unter den Kurfürsten Otto Heinrich und Friedrich III., wie im gesammten kurpfälzischen Staate, also auch in Kaiserslautern und in dem dazu gehörigen Amte vollständig eingeführt.

Der im Jahre 1576 verstorbene Kurfürst Friedrich III. hatte seinem zweiten Sohne, dem Herzoge und Pfalzgrafen Johann Kasimir, in seinem letzten Willen die zwei Oberämter Neustadt und Lautern zugeschieden, vorzüglich aus dem Grunde, damit die in Frankenthal, St.-Lambrecht und Otterberg angesiedelten niederländischen und wallonischen Auswanderer, zu denen sich später noch die aus Frankreich vertriebenen Hugenotten gesellten, in der Ausübung ihrer Religion und Entfaltung ihres Wohlstandes durch seinen älteren Sohn und Nachfolger Ludwig VII. nicht gestört und beeinträchtigt werden möchten, worauf Herzog Johann Kasimir die Verwaltung jener beiden unter dem Namen Fürstenthum Lautern miteinander verbundenen Oberämter 1576 übernahm und seine Residenz in der dortigen kaiserlichen Burg aufschlug, die er bedeutend vergrößerte und verschönerte. Allein dieser einsichtsvolle Fürst zog, nach dem frühzeitigen Tode seines Bruders, Ludwig's VII., als Vormund von dessen Sohne, Friedrich IV., nach Heidelberg und starb dort kinderlos zu Anfang des Jahres 1592, worauf seine Besitzungen wieder mit dem Kurstaate vereinigt wurden.

Während des Dreißigjährigen Krieges, der wie überall in der Pfalz auch in Kaiserslautern den blühenden Wohlstand vernichtete, zogen schon 1620 die Spanier unter Spinola vor Lautern, welch letzterer sein Winterquartier daselbst nehmen wollte, allein die Bürger schlugen seinen Angriff muthig zurück; kaum war aber des Reiches Acht über den pfälzer Kurfürsten 1621 verhängt, so bemächtigte sich der General Don Corduba Lauterns. Im folgenden Jahre mußten die Bürger einen fehlgeschlagenen Versuch gegen die Spanier zu Gunsten ihres von Kaiser und

Reich schwer mißhandelten rechtmäßigen Fürsten schwer büßen, und von da an hausten die fremden Eindringer 10 Jahre lang in den Mauern Kaiserslauterns unter Ausübung ihres allbekannten materiellen und geistigen Druckes. Die schwedischen Waffen stellten zwar seit 1631 die Ruhe und Ordnung wieder her, jedoch nur auf kurze Zeit; denn nach der Schlacht bei Nördlingen, 1634, legte Herzog Bernhard von Weimar eine schwedische Besatzung nach Kaiserslautern, um seine Vereinigung mit Lothringen und Frankreich zu decken, aber im Sommer 1635 wurde die Stadt durch das kaiserliche Heer unter Gallas erstürmt, die schwedische Besatzung bis auf den letzten Mann niedergehauen, und zu gleicher Zeit 1500 Einwohner, Greise, Männer, Weiber und Kinder, durch den siegenden Feind schonungslos erwürgt, alles rein ausgeraubt, und was noch von Menschenleben übrigblieb, in den darauf folgenden Jahren durch Hunger und Pest großtentheils aufgerieben. Im Jahre 1644 verjagten endlich die Schweden und Franzosen die Kaiserlichen aus Lautern und blieben dort bis zum Westfälischen Friedensschlusse.

Kurfürst Karl Ludwig that seit 1652 sein Möglichstes, um der entvölkerten und ruinirten Stadt wieder aufzuhelfen, allein der kleine Krieg, den er selbst 1668 und 1669 gegen den Herzog von Lothringen wegen der Schlösser Landstuhl, Hohenecken und Falkenstein, die letzterer besetzt hielt, führte, bereitete den Bürgern wieder vieles Ungemach, weil die Stadt eben dieses Krieges wegen durch Anlegung mehrerer Bollwerke in einen kräftigeren Vertheidigungszustand gebracht worden war und eine Besatzung mit einem Commandanten einnehmen mußte, der im Verein mit dem pfälzischen Oberamtmann oder Landschreiber, trotz des Widerstandes des Rathes und der Bürgerschaft die Stadt Kaiserslautern schließlich um den Rest ihrer Gerechtsame brachte. Im September 1688 rückten endlich, wegen der Orleans'schen Erbforderungen, auch noch die Franzosen vor Lautern, nahmen es und setzten sich darin fest, nachdem die pfälzische Besatzung ausgezogen und die kurfürstlichen Beamten sich entfernt hatten. Sie ließen die erst 1679 vollendeten Bollwerke und sonstige Festungsbauten der Stadt schleifen, das Schloß großtentheils demoliren, und die Einwohner seufzten unter dem französischen Soldatendrucke bis zum Frieden von Ryswick 1697, jedoch wurde Kaiserslautern mit Brand verschont.

Nach geschlossenem Frieden ward Lautern seinem Landesherrn, dem Kurfürsten von der Pfalz, wieder eingeräumt, das verfallene Schloß für den Wohnsitz des pfälzischen Landschreibers nothdürftig hergerichtet, auch die Mauern der Stadt ausgebessert, welche aufs neue eine pfalzische Garnison erhielt und, mit Ausnahme eines feindlichen französischen Ueberfalls im Jahre 1713, in ihrem gedeihlichen Entwickelungsgange nicht gestört wurde. Kurfürst Karl Theodor that manches zum Besten und zur Verschönerung der Stadt, indem er unter anderem den seit 1769 in Kaiserslautern und Umgegend wirkenden sogenannten Bienenverein, der auch landwirthschaftliche Gegenstände in seinen Bereich gezogen hatte, zu einer physikalisch-ökonomischen Gesellschaft erhob, welche er 1774 in eine hohe Kameral- oder Staatswirthschafts-Schule mit fünf ordentlichen Lehrern verwandelte, die jedoch 10 Jahre später nach Heidelberg verlegt und mit der dortigen Facultät vereinigt ward.

In dem französischen Revolutionskriege, während dessen Dauer Kaiserslautern gleich dem übrigen linken Rheinufer vieles ausstehen mußte, erlangte die Stadt noch eine besonders traurige Berühmtheit durch die am 29. und 30. November 1793 zwischen den Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig und den Franzosen unter General Hoche daselbst vorgefallene Schlacht, die zum Nachtheil der letzteren ausfiel. Als eine Folge jenes Krieges kam die linke Rheinseite an Frankreich; Lautern wurde unter den Franzosen eine Bezirksstadt mit einer Unterpräfectur und einem Tribunal, das als Bezirksgericht noch besteht. Die späteren Truppenzüge, vornehmlich die seit 1810 angelegte sogenannte Kaiserstraße, beförderten den Wohlstand der Bürger, allein unter der nachfolgenden königlich bairischen Herrschaft, an welche 1814 und 1815 die Pfalz und damit Kaiserslautern kam, hob und vergrößerte sich diese Bezirksstadt seit 1816 noch viel mehr. Im Mai 1849 war Kaiserslautern der Herd und Mittelpunkt des pfälzischen Aufstandes, ohne daß dadurch im Innern eine Aenderung herbeigeführt wurde, und im Beginn des Deutsch-französischen Krieges von 1870/71 war die Stadt kurze Zeit das Hauptquartier des preußischen Prinzen Friedrich Karl, nachmaligen Feldmarschalls, und der Hauptstützpunkt der II. Deutschen Armee. (*Ferdinand Moesch.*)

KAISERSTUHL, ein isolirtes Gebirge vulkanischen Ursprungs im badischen Kreise Freiburg (Breisgau) zwischen Alt-Breisach und Endingen, nordwestlich von der Stadt Freiburg. Es ist durch das flache Dreisamthal vom Schwarzwald geschieden und stößt mit seinen westlichen Vorbergen an den Rhein. Aus etwa 45 Kegelbergen bestehend, bietet es auf dem kleinen Raume von zwei Quadratmeilen (110 Quadratkilometern) eine Fülle und Mannichfaltigkeit von landschaftlichen Schönheiten, verbunden mit einer Ueppigkeit der Vegetation, wie sie in Deutschland in diesem Verhältniß nicht wiedergefunden werden. Auch hat es die dichteste Bevölkerung nicht nur in Baden, sondern in ganz Deutschland, sofern eben ländliche Bezirke in Betracht kommen, denn es zählt auf seinen 2 Quadratmeilen über 30,000 Einw. in 30 größeren und kleineren Ortschaften. Haupterwerbszweige sind Wein- und Obstbau, Waldwirthschaft und Viehzucht. Der Getreidebau wird aus Mangel an ausreichenden Flächen nur in beschränktem Maße betrieben. Wohlhabenheit herrscht trotz der dichten Bevölkerung durchgehends. Die Blüte des Landstriches wird noch erhöht durch günstige Verkehrsverhältnisse. Außer von der schiffbaren Wasserstraße des Rheines wird der Kaiserstuhl noch von zwei Linien der Badischen Staatsbahn berührt.

Seinen Namen führt der Kaiserstuhl von dem Umstande, daß Kaiser Rudolf von Habsburg, wenn er in Breisach Hof hielt, bei seinen Jagden im Gebirge auf

der höchsten, speciell Kaiserstuhl genannten Spitze desselben zu rasten pflegte und dort auch zuweilen öffentlich Gericht hielt. In den Urkunden des 14. Jahrhunderts kommt er als Sedes imperialis vor. Aber auch aus dem Grunde mag dem Gebirge dieser Name zukommen, weil Rudolf's Wiege hier gestanden hat, indem er am 1. Mai 1218 auf der Limburg, über dem Dorfe Sasbach am Rhein, das Licht der Welt erblickte. Mächtige Trümmer bezeichnen die Stelle, die auch deshalb historisch merkwürdig ist, weil hier im J. 1078 Herzog Berthold I. von Zähringen, der Stammvater der badischen Herrscherfamilie, starb. Der Kaiserstuhl, auch Todtenkopf, Mahlberg und Zu den neun Linden genannt, mißt 1763 pariser Fuß oder 573 Meter über dem Meer, 1138 pariser Fuß oder 370 Meter über dem mittleren Rheinspiegel, der also in dieser Breite 625 Fuß oder 203 Meter beträgt. Der Berg zeigt oben eine ebene Fläche, von der man die herrlichste das Rheinthal von Straßburg bis Basel, den Schwarzwald und die Vogesen umfassende Rundsicht genießt. Außerdem sind zu erwähnen: der Katharinenberg, 1564 Fuß (508 Meter) mit einer Kapelle, der Teufelsberg, 1124 Fuß (365 Meter). Der höchstgelegene Ort im Kaiserstuhl ist das Pfarrdorf Achkarren, 1119 Fuß oder 363 Meter über dem Meer. Der merkwürdigste Ort im Gebiet des Gebirges ist Breisach, gewöhnlich Altbreisach genannt, zur Unterscheidung von Neubreisach im Elsaß. Er ist Endpunkt der Linie Freiburg-Altbreisach der Badischen Staatsbahn, die hier mittels der über den Rhein geführten Brücke mit den Elsaß-Lothringischen Bahnen zusammenstößt. Seine Geschichte verliert sich in das keltische Alterthum, es blühte als römische Niederlassung und war später stark befestigt, bis die Werke 1805 geschleift wurden. Von hier aus zwang die badische Artillerie in den Tagen vom 2. bis 6. November 1870 das Fort Mortier zur Capitulation. Die Stadt treibt Handel mit den Producten des Gebirges. An der Eisenbahn liegen außerdem noch: Ihringen, 5 Kilometer von Breisach, und Wasenweiler, 3 Kilometer weiter, sowie Riegel auf der Ostseite des Gebirges, 23 Kilometer von Freiburg entfernt. Ihringen und Riegel sind mit festen Laderampen versehen und ebenfalls stark an der Ausfuhr der Gebirgsproducte betheiligt, von denen sowol Wein als Obst durch ihre Güte und Feinheit weitberühmt sind. Die besten Weine bringen die Ortschaften Wasenweiler, Ihringen, Königschaffhausen, Bischoffingen, Achkarren, Bickensohl hervor. Durch Viehzucht zeichnet sich besonders Forchheim aus. Die Rebe wurde aller Wahrscheinlichkeit nach von den Römern am Kaiserstuhl angepflanzt. In der fränkisch-alamannischen Zeit erscheinen urkundlich als Weinorte: Bötzingen 670 und 769, Burgheim 778, Endingen 774, Riegel 781. Neben dem Weinbau wird auch in ansehnlichem Maße Branntweinbrennerei aus Zwetschen, Kirschen, Trestern und Kartoffeln betrieben. Der Holzbestand des Gebirges, größtentheils aus Buchen und Eichen bestehend, wird von den Bewohnern als Bau- und Brennmaterial verwerthet.

Der Kaiserstuhl besteht größtentheils aus Dolerit, der aber häufig in Trachyt, Basalt und Klingstein übergeht. In diesen Gesteinen finden sich viele zum Theil seltene Mineralien und zwar: Olivin, Augit, Vesuvian, Leucit, Melanit, Hornblende, gemeiner und glasiger Feldspat, Basaltjaspis, Mesotyp, Stilbit, Analcim, Nephelin, Glimmer, Arragonit, Bitterkalk, Titaneisen, Magnetkies, Gelbtitanerz u. a. Dieser Beschaffenheit des Bodens, resp. den aus ihm gebildeten Verwitterungsproducten, verdankt der Kaiserstuhl den hohen Grad von Fruchtbarkeit, welche ihn den gesegnetsten Landstrichen der gemäßigten Zone zugesellt. (*A. Schroot.*)

KAISERSTUHL, ein alterthümliches Städtchen mit steilen Gassen, einem alten dicken Thurm und einer Rheinbrücke, liegt 371 Meter über dem Meer, 35 Kilometer nordöstlich von Aarau im Bezirk Zurzach des Cantons Aargau, am Rhein und der Nordostbahnlinie Winterthur-Waldshut und zählte (1880) 366 meist katholische Einwohner (11 Procent Protestanten), deren Haupterwerbsquelle der Acker- und Weinbau ist.

Kaiserstuhl soll an der Stelle der römischen Gerichtsstätte Forum Tiberii liegen, welche 256 n. Chr., wie die übrigen römischen Castelle am Oberrhein, von den Alamannen zerstört wurde. Im Mittelalter wird das Städtchen, nach welchem sich das Geschlecht der „Schenke von Kaiserstuhl" nannte, vom 10. Jahrhundert an erwähnt. Am Ende des 13. Jahrhunderts ging es durch Kauf von den Freiherren von Regensberg an die Bischöfe von Constanz über, deren Obervögte bis 1798 in dem am rechten (badischen) Ende der Rheinbrücke gelegenen Schlosse Röteln residirten. 1415 kam es durch Eroberung an die Eidgenossen, welche es der gemeinen Herrschaft Baden zutheilten und die hohe Gerichtsbarkeit dem Landvogt derselben übertrugen, die niedere Gerichtsbarkeit dagegen dem bischöflichen Obervogt beließen. 1798 wurde das Städtchen dem Canton Baden der Helvetischen Republik, 1803 dem neuen Canton Aargau einverleibt. (Vgl. Müller, Der Aargau, 2 Bde. Zürich und Aarau 1870.) — Den Namen Kaiserstuhl tragen in der Schweiz außerdem noch ein Bergstock und ein Hügelrücken im Canton Unterwalden. Jener, auch Kaiserstock genannt, erhebt sich zwischen dem Schönegg- und dem Bannalppasse an der Grenze von Nidwalden und Uri zu 2401 Meter und ist ein Kalkstock, dessen steil abfallende Felswände, ähnlich dem Tafelberge der Capstadt, von einem ebenen Plateau gekrönt sind; dieser liegt, wie auch der gleichnamige Weiler, nördlich vom Lungernsee in Obwalden an der Brünigstraße, welche in drei großen Windungen die Steigung des Kaiserstuhls überwindet. (*A. Wäber.*)

KAISERSWERTH ist ein preußisches Städtchen der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Landkreis Düsseldorf, am Rhein, in 34 Meter Höhe, mit 218 Wohngebäuden und darin 403 Haushaltungen; die Zahl der Bewohner ist 2365, welche Schiffahrt und Seidenweberei betreiben. Der Ort hat eine große Seidenfabrik. Er ist sehr alt, denn schon im J. 710 predigte dort Suitbert, dessen Grabmal sich in der Stiftskirche befindet. Auf einer Rheininsel erbaute Pipin von Heristal ein Schloß und ein Kloster; im J. 1062 entführte Erzbischof Hanno von Cöln von hier den zwölfjährigen Heinrich IV. Im Mittelalter war es eine in verschiedenen Händen be-

ländische Festung. Einen besondern Ruf hat der Ort erlangt durch seinen Prediger Th. Fliedner, welcher 1822 die ärmliche evangelische Pfarrstelle zu Kaiserswerth erhielt. Mittels reichlich ihm zufließender Beiträge gründete er 1826 den Bibelverein und den rheinisch-westfälischen Gefängnißverein zu Düsseldorf, 1833 ein Asyl für entlassene weibliche Gefangene, und zwar in seinem Gartenhause; darauf 1835 zu Düsseldorf eine der ersten Kleinkinderschulen, später eine Strafschule und ein Seminar für Kleinkinder-Lehrerinnen. 1836 am 13. October eröffnete er die erste Diakonissen-Anstalt, das Mutterhaus für viele ähnliche Anstalten; er verband damit ein Magdalenenstift, ein Krankenhaus (jetzt mit 120 Betten), ein Waisenstift für Mädchen mittlerer Stände, ein Seminar für Lehrerinnen und eine Heilanstalt für weibliche Gemüthskranke. Jetzt ist das Gartenhaus zu Straßen mit stattlichen Häusern geworden, in denen täglich mehr als 500 Menschen beköstigt werden. — 1879 gibt der 42. Jahresbericht über den Stand der Dinge Nachricht: Das Mutterhaus zu Kaiserswerth hatte im März 1879: 447 eingesegnete Diakonissen und 117 Probeschwestern, ferner 16 Diakonissen-Schülerinnen, in Summa 580. Die 8 Töchterhäuser in Preußen waren besetzt mit 38 Schwestern; die 78 Stationen der Rheinprovinz mit 181 Schwestern; die 37 Stationen in Westfalen mit 91 Schwestern; die 6 Stationen in Hessen-Nassau mit 23, die 10 Stationen in Brandenburg mit 46, die 3 Stationen in Schlesien mit 10, die 1 Station in Ostpreußen mit 1, die 2 Stationen in Sachsen mit 2 Schwestern; 2 Stationen (in Detmold und in Speier) mit 8 Schwestern. Mit 23 Schwestern die Stationen in Bukarest, Constantinopel, Pest und Florenz; mit 42 Schwestern die Stationen in Beirut, Jerusalem und Smyrna; mit 9 Schwestern die in Alexandrien; mit 1 Schwester die zu Rochester in Nordamerika. Die Zahl der 1878 von kaiserswerther Diakonissinnen verpflegten Personen wird folgendermaßen angegeben: in Krankenhäusern 23,844; in Versorgungshäusern 621; in Familien 15,000; einzelne Kranke 1900; in Waisen- und Erziehungshäusern 672; in Pensionaten 534; in Elementarschulen 464; in Handarbeits-, Flick- und Sonntagsschulen 4046; in Kleinkinderschulen 2703; in Mädchenanstalten und Logirhäusern 2565; in Asylen und Gefängnissen 96; in Summa 52,445 Personen. Dazu kommen noch in den Hospitälern von Alexandrien 29,064, in Beirut 11,821, in Jerusalem 4800, zusammen 45,685. Aus den Krankenhäusern in Aachen, Neunkirchen u. s. w. ist die Zahl der Behandelten nicht bekannt. Die poliklinischen Behandlungen geschehen ganz unentgeltlich, meist wird auch die Arznei unentgeltlich verabreicht. Die ganz selbständigen Diakonissen-Mutterhäuser Breslau, Bielefeld, Halle a. S., Königsberg i. Pr., Speier, Paul Gerhard-Stift in Berlin haben nur die vorstehende Schwester vom Kaiserswerther Mutterhause erhalten.

Die inländischen Töchterhäuser sind: die seit 1868 bestehende Diakonissenschule zu Kaiserswerth (15 Schwestern); der Erholungsort für genesende und müde Schwestern in Salem; das Kinder-Genesungsasyl und der Erholungsort für Schwestern auf Haus Wallbaum bei Hattingen; die evangelische Magdeberberge und Magdeleinenschule in Düsseldorf; die Magdeberberge und Magdebildungsschule auf Marthashof in Berlin; das Waisenhaus zu Altorf bei Pleß in Oberschlesien; das Lehrhaus und die höhere Töchterschule in Hilden; das Asyl für Gefallene und Entlassene in Brandenburg a. d. H. — Töchterhäuser und Arbeitsfelder im Auslande sind: das Hospital in Jerusalem; das Erziehungshaus Talitha-Kumi in Jerusalem; das Pensionat und Waisenhaus in Smyrna; das Hospital in Constantinopel; das Diakonissen-Krankenhaus in Alexandrien; die Diakonissenarbeit in Beirut am Libanon; die deutsch evangelischen Mädchenschulen und die Kleinkinderschule in Bukarest; das Diakonissen-Krankenhaus in Pest; das Diakonissen-Lehrhaus in Florenz.

33 Hülfs- und 56 Zionsvereine stützen das Werk. 1878 beliefen sich die Einnahmen auf 277,014 M. 99 Pf., die Ausgaben auf 263,492 M. 64 Pf. Leider ist noch eine Kapitalschuld von 180,000 M. vorhanden, für welche der Zinsenaufwand ansehnlich ist.

Die Wohlthaten, welche diesen Instituten zu verdanken sind, kann man nicht verkennen, nicht allein für die Kranken und zu Bessernden, sondern auch dadurch, daß unverheiratheten weiblichen Personen ein schöner Beruf und segensreicher Wirkungskreis geöffnet ist, wenn sie sich dem Diakonissenamt widmen, natürlich ganz freiwillig und mit voller Hingabe der Seele. Freilich müßte ihnen der Austritt auch gewährt sein, sobald sie erkennen, daß sie hier nicht den für sie geeigneten Beruf oder Lebensweg gefunden haben. Leider aber scheint die Tendenz zu bestehen, die Eingetretenen ebenso unlösbar festzuhalten, wie es die katholischen Klöster thun, und zwar auf Wegen und durch Mittel, wie sie nicht zu rechtfertigen sind. Da ist denn die Klage nicht zu verwundern, daß dem Verlangen und Bedürfnisse an Diakonissen in so sehr vielen Orten wegen der geringen Zahl von solchen, die sich zum Eintritt melden, in keiner Weise genügt werden kann. (*G. A. v. Klöden.*)

KAISERTHUM. Die vornehmste und erhabenste aller politischen Institutionen der civilisirten Welt ist ohne Zweifel die Würde und der Beruf des Kaisers. Denn während das Königthum an und für sich der höchste Ausdruck für die äußere oder formelle Darstellung der staatlichen Einheit ist, verknüpft sich mit dem Begriffe Kaiserthum historisch stets der Gedanke einer gewissen Steigerung des Königthums, einer Ausdehnung desselben über die Grenzen des strengen Einheitsstaates hinaus, einer Neigung zur Weltherrschaft, zu einer Art von völkerrechtlicher Hegemonie. In diesem Sinne tritt uns die Idee des Kaiserthums, oder wenigstens das Streben nach der Verwirklichung eines solchen, seit den ältesten Zeiten der Geschichte entgegen. Schon der Perser Cyrus erscheint als ein Träger dieser Idee, wie der regierende Sohn des Himmels in China und der indische Großkönig, dem es gelingt, unter Anlehnung an die Einheit des Brahmanismus eine größere Anzahl von indischen Stämmen eine Zeit lang unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Und wie der griechische Gedanke

der Weltherrschaft oder des Kaiserthums in Alexander seinen glänzendsten, wenngleich rasch vorübergehenden Ausdruck gefunden hatte, und das römische Volk jedenfalls schon durch Cäsar zu einigem Bewußtsein dieses Gedankens wie zu der Ahnung einer bestimmten, nicht im Königthume allein liegenden Form für denselben erweckt worden war, so leuchtet im Mittelalter ein Schein der Idee bereits hervor aus dem gothischen Gesammtkönigthum und aus dem frühen Eingehen der Germanen auf die Traditionen des Occidentalischen Kaiserthums wie in der gleich frühen Nachahmung des orientalisch-kaiserlichen Hofes und Regiments.

Jedes Kaiserthum muß sich an ein allgemein menschliches Princip anlehnen, welches es innerhalb eines größeren Kreises von im übrigen eigenthümlich ausgebildeten und mehr oder weniger selbständigen Völkerindividualitäten darzustellen sucht, indem es diese Völker selbst wieder zu einer besondern, gerade durch das Kaiserthum individuell charakterisirten höheren Einheit zusammenfassen und also insofern wenigstens beherrschen will. Demnach muß jedes Kaiserthum seinem Grundgedanken nach auf einer Oberherrschaft entweder durch den Glauben, oder durch neue Gesellschaftsideen, oder endlich durch materielle Machtverhältnisse beruhen. Man darf dies nicht so auffassen, als müsse jedes Kaiserreich entweder ein Cäsareopapismus, oder ein rationalistisch-revolutionäres Protectorat, oder ein militärisches Großkönigthum sein. In der Regel wird aber in jedem Kaiserthume etwas von jeder der drei angegebenen Grundideen enthalten sein, gleichviel, an welche von ihnen dasselbe sich zuerst und vorzüglich angeschlossen hatte. Da aber für die Dauer des Bestandes Collisionen zwischen dem Kaiserthum und den ihm angehörenden Gliederstaaten nicht ausbleiben können, so wird schließlich meist die materielle Macht über die Forteristenz des Kaiserthums zu entscheiden haben.

Zur äußern Charakteristik des Kaiserthums gehört zunächst der im kaiserlichen Titel liegende höhere völkerrechtliche Rang. An sich freilich enthält dieser kaiserliche Titel durchaus keine besondern staatsrechtlichen Machtvollkommenheiten oder völkerrechtlichen Befugnisse. Das Staatsrecht berührt er an und für sich gar nicht, und im Staatenverkehr oder nach Völkerrecht begründet er den ihn anerkannt habenden Mächten gegenüber nur einen höheren Rang. Deshalb hatten der byzantinische wie der römisch-deutsche Kaiser zuerst nur einen einzigen Genossen ihres völkerrechtlichen Ranges, und dieser war, sonderbarerweise, der Erbfeind der Christenheit, der Sultan, der Oberherr aller wahren Muselmanen, wie der Kaiser der der Christenheit. Da aber der Rang im Verkehre überhaupt, und namentlich im Völkerverkehre, um so bedeutender ist, je mehr er durch Ideen und entsprechende Mittel getragen wird, so muß derjenige Staat, welcher die Consequenzen irgendeines Kaiserthums mit seiner Stellung nicht vereinigen kann, demselben entweder die Anerkennung verweigern, oder ihm seine eigene Krone als eine ebensowol kaiserliche mit dem Anspruch auf gleichen Rang gegenüberstellen; denn im höheren Range liegt stets eine Gefahr für die völkerrechtliche Gleichheit, da derselbe Prätensionen nahelegt, welche leicht über die Grenzen eines bloßen Ehrenvorrechts hinausgehen. Im Zusammenhange mit den hier angedeuteten Gesichtspunkten steht denn auch ein besonderer, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten sich kundgebender Glanz der äußern Erscheinung des Kaiserthums, wie er einmal in der Kleidung (Ornat), Hofhaltung und im ganzen Auftreten des jeweiligen Trägers der Würde, sodann aber vorzugsweise auch in einem gewissen, dem Kaiserthum in noch höherem Grade als dem Königthum eigenthümlichen, religiösen Charakter (Salbung, Krönung) hervorzutreten pflegt.

Ungleich wichtiger als diese Aeußerlichkeiten sind nun aber diejenigen Eigenschaften des Kaiserthums, welche dasselbe innerlich charakterisiren, da von ihnen die tiefere Bedeutung der äußern Erscheinung abhängt. Das wahre Kaiserthum, als das Resultat einer nach außen gehenden Expansion der Kraftüberfülle eines Einheitsstaates muß sich vorzüglich gerade auf letzteren stützen. Es ist dabei gleichgültig, welchen Grad innerer Vollendung der eigentliche Hauptstaat bereits erlangt hat oder von früherher noch behauptet; es genügt, wenn derselbe relativ, d. h. im Verhältniß zu den Nebenvölkern, den am stärksten organisirten Staat repräsentirt, denn ein Kaiserthum, welches der erfolgreichen Thätigkeit der Expansivkraft vorausgeht oder nach deren Absterben noch fortbesteht, ist noch nicht oder ist nicht mehr ein wahres Kaiserthum. Dieses aber wird, will es nicht etwa in ein vergrößertes Königthum oder vollkommenes Einheitsstaatswesen zurückfallen, sich zu gewissen föderativen Concessionen gezwungen sehen, d. h. das Kaiserthum muß seinen einzelnen Völkern und Ländern einen gewissen Grad von Selbständigkeit lassen oder geben. Diese Nothwendigkeit bringt jedoch die wichtigsten Consequenzen mit sich. Je kaiserlicher nämlich eine Regierung ist, desto mehr Kraft braucht sie, um die Einheit größerer und in einem hohen Grade autonomer Theile zusammenzuhalten. Allein gerade in dieser Selbständigkeit oder Freiheit, welche das Kaiserthum schließlich dem Hauptvolke, aus dem es hervorgegangen, nicht wird versagen können, liegt eine große Gefahr für seinen, d. h. den einheitsstaatlichen Bestand, da die Neigung zum Föderalismus leicht überwiegt und in ihren weiteren Consequenzen zur Auflösung führt. Nur mächtige Ideen, getragen von mächtigen Persönlichkeiten, können demnach einen dauernden und lebenskräftigen Bestand eines Kaiserthums sichern, und alles, was zur Vollkommenheit der Form des Einheitsstaates gehört und aus dieser resultirt, wird selbst unter diesen Voraussetzungen minder vollständig vorhanden sein. Aber auch die innere organische Durchbildung des Reiches wird vom Standpunkte der Einheitlichkeit aus um so weniger eine vollkommene sein können, je individuell verschiedener und damit zur organischen Verschmelzung ungeeigneter die einzelnen Theile an sich sind. Schon aus diesen Gründen schwebt das Kaiserthum stets zwischen der Gefahr der Auflösung in eine Staatenmehrheit und der des Rückfalles in das Einheitskönigthum. Dazu kommt, daß das Kaiserthum, obgleich es seinem Wesen nach in mancher Beziehung mehr Freiheit gewährt als das Königthum,

wegen seines Fortstrebens nach außen nicht um der inneren Freiheit in anderen Beziehungen gefährlicher werden muß als das Königthum, sondern auch vermöge seiner Ideen und deren Anziehungskraft immer etwas Drohendes nach außen hin an sich hat, was natürlich durch mächtige kaiserliche Persönlichkeiten noch gesteigert wird. Die Nothwendigkeit, innerlich immer mehr zu centralisiren, zwingt es, gewissermaßen seinen eigenen Boden zu zerstören, und der Drang, durch Eroberungen sich äußerlich zu vergrößern, läßt es mit seinem eigenen Grundgedanken auch in dieser Richtung in Widerspruch gerathen. Will man auch die geschichtlich nachweisbare Schwäche der inneren Organisation der Kaiserreiche oder doch deren meist nur mechanischen Zusammenhang überleben, will man keinen besondern Werth darauf legen, daß die geschichtlichen Kaiserreiche in der Regel von dem Ideal eines organischen Staates in demselben Maße weit entfernt sind, als deren Idee eine erhabene gewesen — ein Gesichtspunkt wenigstens kann hier nicht ganz unbeachtet bleiben, der nämlich, daß das Kaiserthum seiner federalistischen Neigung wegen stets mit einer Art von Feudalismus verbunden zu sein pflegt. Die rechtliche Unbestimmtheit der Beherrschungsform, die rechtliche Unselbständigkeit des Herrschers und im Zusammenhange hiermit die große Unsicherheit der Nachfolge oder der rechtlichen Continuität in der Oberherrschaft sind die geschichtlich vorliegenden Folgen jener Thatsache.

Diejenigen Erscheinungsformen des Kaiserthums, welche hier in ihrem historischen Zusammenhange und gewissermaßen als dessen einzelne Entwickelungsstufen des nähern berührt werden müssen, sind folgende: 1) das Römisch-occidentalische; 2) das Römisch-griechische; 3) das Fränkische; 4) das Römisch-deutsche Kaiserthum oder das der deutschen Könige.

1) Das Römisch-occidentalische Kaiserthum. Dem glücklichen Erben Cäsar's, Octavius Augustus, gelang es, die gesammte römische Staatsgewalt in seiner Person zu vereinigen. Von da an verehrt das römische Weltreich in dem Kaiser sein einiges Haupt. Als Großneffe und Testamentserbe Cäsar's führte Octavius auch den Namen Cäsar. Aber noch bedeutete derselbe nicht die Kaiserwürde. Einen festen Namen dafür gab es anfänglich überhaupt nicht. Die ersten Kaiser nannten sich zunächst mit ihren Personennamen und fügten diesen die verschiedenen römischen Würden bei, deren Concentration die wesentlichen Attribute der Kaiser in sich begriff. Sie betonten ihre imperatorische Gewalt und ihr tribunicisches Ansehen. Der Kaiser war regelmäßig auch pontifex maximus und princeps senatus und zog auch die censorische Gewalt der Sittencensur an sich. Von Zeit zu Zeit ließ er sich außerdem die Würde des Consuls übertragen, dessen stellvertretende (proconsularische) Gewalt er fortwährend beibehielt. Durch die alten Namen republikanischer Aemter wurde so die neue monarchische Hoheit in den Augen des Volkes gleichsam ermäßigt und die Verbindung der neuen Verfassung mit der alten sichtbar dargestellt, ähnlich wie unsere heutigen Könige die Titel untergegangener mittelalterlicher Reichsfürstenämter fortzuführen pflegen. Wollte man die kaiserliche Machtvollkommenheit mit einem Worte bezeichnen, so bediente man sich mit Vorliebe des Ausdrucke imperator oder princeps, oder persönlicher noch des Ehrennamens Augustus, der allmählich dem Namen Cäsar den Vorsprung abgewann und noch im Mittelalter neben demselben sich lange behauptete. Erst zuletzt erbleichte er vor dem großeren und individuelleren des Kaisers und kam dann ganz in Vergessenheit. Die kaiserliche Würde war jedoch nicht erblich und schon dadurch unterscheidet sie sich von der gewöhnlichen Königswürde, die fast immer mit einer Dynastie erblich verbunden war. Der Kaiser bedurfte eines Senatsschlusses und eines Volksgesetzes, durch welche ihm die höchste Gewalt übertragen ward. Die Römer waren überhaupt allen Erbämtern abgeneigt, sie verlangten für alle öffentlichen Würden individuelle Tüchtigkeit; ganz vorzüglich aber schien der cäsarische Beruf höchster individueller Begabung zu bedürfen, wie sie das Erbrecht nicht zu gewährleisten vermag. Thatsächlich freilich hielten sich die Römer so viel als möglich an die Familie des letzten Kaisers, ja sie ließen sich sogar einen Schwachkopf wie Claudius gefallen, weil er der kaiserlichen Familie entstammte. Aber vom Standpunkte des römischen Staatsrechts aus war es nicht im mindesten anstoßig, wenn ein glücklicher Empörer an der Spitze der Legionen die Stufen des Kaiserthrones erstieg, denn eben durch seine Erfolge erwies er seine cäsarische Begabung. Wichtiger noch ist folgender Gesichtspunkt. Schon im Alterthum gilt das Königthum für eine wesentlich nationale Institution, es ist seiner Natur nach in der Regel beschränkt auf ein bestimmtes Volk und auf ein begrenztes Land. Das römische Kaiserthum dagegen ist eine universelle Würde. Seine Idee umfaßt die Menschheit und seine Autorität will sich über die ganze Erde erstrecken. Im höchsten Sinne des Wortes gibt es daher nur einen Kaiser und viele Könige. Der Zug der Römer zur Weltherrschaft, der alle Völker der Erde sich unterordnen müssen, hat im römischen Kaiserthum seinen höchsten Ausdruck gefunden. Der Kaiser ist die römische Weltherrschaft in Person. Alle öffentliche Macht gipfelt zuletzt in ihm und seine oberste Gewalt breitet sich schrankenlos nach unten aus, soweit er es im öffentlichen Interesse für nöthig hält. Das römische Volk und der römische Kaiser, das sind die beiden großen, absoluten Autoritäten, welche der Römer verehrt, und zwar erscheint die Autorität des römischen Volkes als die ursprüngliche, die des Kaisers als die hieraus abgeleitete. Im Volkswillen findet das Kaiserthum seine rechtliche Begründung, und die Volkswohlfahrt ist seine Aufgabe. Aber in der Regel verhält sich das Volk selbst nur passiv, und alle wahre politische Action geht vom Kaiser aus, der die Macht des römischen Volkes schrankenlos besitzt und beliebig übt. Denn der Kaiser ist durch kein Gesetz gebunden und er wird durch kein Gesetz beschränkt. Aber er steht nicht außerhalb des römischen Volkes, sondern er findet im Geiste und im Charakter des Römerthums eine höhere Macht als selbst die seinige. Er kann das römische Recht um der Staatswohlfahrt willen aus-

nahmsweise durchbrechen, aber er muß es als Lebensregel beachten. So dictatorisch sein Imperium ist, so muß er sich doch vor Uebelthaten und Misregierung hüten, durch welche das Volk zu trotzigem Aufstande gereizt würde, denn dann ist seine Macht und sein Leben in äußerster Gefahr. Die salus publica ist die Quelle, die Schranke und der Zweck aller römischen Kaisermacht.

2) Das Römisch-griechische Kaiserthum. War in dem älteren Kaiserthum wenigstens formell noch die Verbindung verschiedener republikanischer Magistraturen sichtbar, so ging auch diese Erinnerung später unter, und das Kaiserthum wuchs sich völlig zu einer einheitlichen und untheilbaren Monarchie aus. Ebenso verschwanden die übrigen Magistraturen der Republik mit ihrem relativ selbständigen Imperium nach und nach, und es gab in dem weiten Reiche nur noch kaiserliche Aemter und kaiserliche Beamten. In der Gründung von Neu-Rom auf griechischem Boden (Byzanz) hatte der innere Gegensatz beider Civilisationen, die im römischen Weltreiche verbunden waren, der hellenischen und der römischen, ein zweites, griechisches, Centrum gefunden, dessen wachsende Bedeutung bald die der alten italischen Hauptstadt weit hinter sich ließ. Damit war auch die Spaltung des Kaiserthums in ein weströmisches und ein oströmisches veranlaßt. Zwar gehörten noch immer Occident und Orient zusammen. Dem Princip nach war es immerhin nur ein Kaiserthum, ein Reich, aber die Größe desselben erforderte zwei Träger der kaiserlichen Gewalt, die überdies noch in den sogenannten Cäsaren sich Theilhaber der Macht, Gehülfen und Nachfolger erwählten. Thatsächlich waren es also zwei besondere Reiche; der Occident wurde gewöhnlich von Rom aus, der Orient von Constantinopel aus regiert. Der Absolutismus dieses späteren Kaiserthums war noch viel ungehemmter als der des früheren, weil die republikanischen Ideen und Uebungen im Volke vollends abgestorben waren, und weil in Constantinopel nun die orientalischen Vorstellungen und Gewohnheiten herrschend wurden. Wie vor einem Gotte warf sich der Orient vor seinem Despoten in den Staub, und auch das kaiserliche Hofceremoniel bekam nun einen vollständig orientalischen Anstrich. Nur in einer Beziehung erhielt das Kaiserthum eine vorher nicht gekannte Schranke. Seit Constantin der Große das Christenthum angenommen hatte, waren die christlichen Kaiser genöthigt, eine höchste Autorität anzuerkennen, die in keiner Weise auf das römische Volk zurückgeführt werden konnte. Christus und die Apostel galten ihnen in religiösen Dingen doch mehr als der Wille der Römer. Dem Imperium trat daher als eine neue, wesentlich selbständige — wenn auch in allen äußeren Beziehungen dem Kaiser unterthänige Macht — das Sacerdotium an die Seite. Der neuen Sorge für das Christenthum und für den orthodoxen katholischen Glauben unterzogen sich aber die Kaiser selbst. Sie waren die Wächter der kirchlichen wie der staatlichen Einheit, ihre Würde bekam zu einem guten Theil einen religiösen Charakter, sie wurden Verkünder und Schützer des Dogmas. Mit dem Titel „De trinitate“ eröffnet der Kaiser Justinian bedeutsam seine Sammlung kaiserlicher Gesetze; die Schirmung des orthodoxen Glaubens und seine möglichste Verbreitung bildeten die vorwiegende Aufgabe des byzantinischen Kaiserthums.

3) Das Fränkische Kaiserthum. Auf römischem Boden erhob sich das große Reich der deutschen Franken. Die fränkische Monarchie, aus römischen und deutschen Elementen gemischt, bildet denn auch den Uebergang aus der antiken in die mittelalterliche Weltordnung. Viel mächtiger als ein altgermanischer König ist der fränkische König, doch weder so absolut noch so übermächtig wie der römische Kaiser. Die Ideen des germanischen Rechts und der germanischen Freiheit haben sich gewissermaßen vermählt mit dem Gedanken der römischen Staatshoheit und Macht, und aus dieser Verbindung ist jene monarchische Institution hervorgegangen, wie wir sie in der Zeit Karl's des Großen in voller Kraft entwickelt sehen. Eine Reihe von Gründen wirkte zusammen, um die einheitliche Macht der Karolingischen Könige zu stärken: vorerst die merkwürdige Folge individuell ausgezeichneter und glücklicher Herrscher, sodann die wachsende Ausdehnung eines großen Reiches, für welches ein umfassendes und starkes politisches Regiment Bedürfniß ward, ferner die Nothwendigkeit einer stets verfügbaren großen Kriegsmacht, und die Siege, welche durch sie erfochten wurden, endlich die Verbindung mit den romanischen Unterthanen, die seit Jahrhunderten in der Cultur des römischen Staates erzogen und an die Vorstellungen und durchgreifenden Einrichtungen des letzteren gewöhnt waren. In einer Beziehung freilich machte die Institution der Monarchie eher einen Rückschritt. Das Princip der Erblichkeit nämlich der königlichen Würde, neben welcher die frühere Kur zu einer ziemlich bedeutungslosen Formalität zusammenschrumpfte, wurde allzu sehr nach der Weise der privatrechtlichen Erbfolge ausgeübt, und zum Nachtheil des Staates und der Nation das Gesammtreich unter mehrere Söhne des verstorbenen Königs so vertheilt wie die liegenden Güter, die ein Privatmann hinterlassen hatte. Damit war aber der politische und staatsrechtliche Charakter der Thronfolge, welcher die fortdauernde Einheit des Staates conservirt, gänzlich verkannt und wurde dem privatrechtlichen Princip, daß die Herrschaft im Staate wie ein Vermögen des Individuums und der Familie aufzufassen sei, d. h. dem sogenannten Patrimonialprincip in dieser Hinsicht gehuldigt. Anlangend die Gesetzgebung, so vermochte natürlich der römische Grundsatz, daß jede beliebige Willensäußerung des Kaisers in Rechtssachen Gesetzeskraft habe, beim germanischen Volke der Franken weder Billigung noch Geltung zu finden; aber die in den meisten Fällen maßgebende Vorbereitung der Gesetzentwürfe wurde nun gewöhnlich im königlichen Cabinet mit Hülfe der königlichen Räthe vorgenommen und die Gesetze selbst im Namen des Königs erlassen, dessen Sanction erst den Entwürfen Gesetzeskraft verlieh. Von größter Bedeutung aber war es, daß die Berathung, beziehungsweise die Zustimmung der auf den Reichstagen versammelten geistlichen und weltlichen Großen der Aristokratie in der Sitte und in dem Rechte als unentbehr-

lich betrachtet wurde für die Gesetzgebung. Die Billigung durch das Volk selbst hatte dagegen nur noch eine untergeordnete Bedeutung, und galt in den meisten Fällen, insbesondere wenn es sich um staatliche oder kirchliche Organisationen handelte, nicht mehr für nothig; nur wenn das eigentliche Volksrecht verändert werden sollte, wurde auch die Gutheißung des Volkes selbst noch erfordert. In jener Mitwirkung der Optimaten aber ist der erste Ansatz der ständischen Repräsentation zu erkennen, welche in den späteren Jahrhunderten eine so großartige Ausbildung erlangt und den repräsentativen Staat hervorgebracht hat. Auch eine starke Regierungsgewalt stellte sich bei der Größe des Staates und der damaligen Umgestaltung der öffentlichen Zustände bald als unabweisbares Volksbedürfniß heraus. Der Idee, für die Handhabung des Friedens und die Aufrechthaltung des Rechts zu sorgen, gesellte sich die Rücksicht auf die öffentliche Wohlfahrt bei. Indessen war den germanischen Vorstellungen das römische Imperium ein zu fremder und unerträglicher Begriff, als daß derselbe hätte adoptirt werden können. Vielmehr erhob sich die neue Regierungsmacht im Geiste der einheimischen Mundschaft (mundium). Diese königliche Mundschaft verhält sich auf dem Gebiete des Staatsrechts zu dem römischen Imperium gerade so wie die Vormundschaft des deutschen Ehemannes und Vaters zu der römischen potestas im Familienrechte. Sie ist nicht eine absolute Herrschergewalt, sondern der Schutz der Rechte des Volkes und der Unterthanen, und die Sorge für deren Wohl sind die Ideen, welche sie beleben. Die Vorstellung der Pflicht wird mit der des Rechts unauflösbar verbunden und schrankenlose Willkürgewalt nicht gestattet. Der neue Gedanke ist freilich noch nicht nach allen Seiten klar geworden, aber der Kern desselben ist gesund und einer wahrhaft staatlichen Entwickelung fähig. Von diesem Standpunkte aus darf und soll der König auch gebieten. Das Gebot äußerte sich in der Form des sogenannten Bannes. Der König hatte sowol den Heerbann, infolge dessen er über die gesammte Kriegsmacht des Reiches verfügte, wie auch den Gerichtsbann, d. h. die erstarkende Staatsordnung beschränkte nun die früher in viel weiterem Umfange geübte Selbsthülfe und Rache in privatrechtlichen Streitigkeiten wie in Straffällen, und über das ganze Land breitete sich der sogenannte Königsfrieden unter dem Schutze des Königsbannes aus und ersetzte den vormals leichter zu störenden gemeinen Frieden. Ganz besonders aber ist hier schließlich noch die enge Beziehung des fränkischen Königthums sowie der weströmischen Kaiserwürde, welche durch Karl den Großen mit demselben verbunden wurde, zu der Ausbreitung des Christenthums und zu der christlichen Kirche hervorzuheben. Karl der Große hatte zu Rom die Kaiserkrone aus der Hand des Papstes empfangen, und auf Jahrhunderte hinaus erhielt sich der Gebrauch der Kaiserkrönung durch den Papst. Dieses Hervortreten einer geistlichen Auctorität war neu und von größtem Einfluß. In späteren Jahrhunderten hat die kirchliche Doctrin darauf sogar eine Ueberordnung des Papstes über den Kaiser zu begründen versucht; allein die historische Kritik hat längst den Irrthum dieser Meinung aufgedeckt. Karl der Große war, bevor er die Kaiserkrone empfing, Herr von Rom und übte auch nachher die fürstliche Oberhoheit über den Papst aus. Die Kaiserkrone gehörte niemals dem Papste und es kam diesem nicht zu, die Kaiserwürde nach seinem Ermessen zu verleihen; wenn dessenungeachtet damals der Papst den König der Franken zum Kaiser proclamirte und ihm huldigte, so erkannte er durch diesen Act im Grunde nur die Umgestaltung der Weltverhältnisse an und benutzte die politische und kirchliche Situation, um die neuen Zustände in die Form der römischen Rechtsanschauung hinüberzuleiten und durch seine religiöse Weihe die Veränderung gutzuheißen. Er war dabei der Zustimmung der romanischen wie der germanischen Völker sicher. Das byzantinische Kaiserthum war zu jener Zeit in Italien machtlos, nur von den Frankenkönigen konnte Rom Schutz und Sicherheit erwarten. Religiös waren die Römer damals mit dem byzantinischen Hofe zerfallen, die Frankenkönige huldigten der römisch-katholischen Lehre. In den Augen der Ostkaiser war jener Act ein Abfall von der legitimen Auctorität, in den Augen der Römer der naturgemäße Fortschritt der Zeit. Nachdem aber so der Staat ein christlicher geworden war und das Königthum durch Priesterhand die göttliche Weihe und Heiligung empfangen hatte, fühlte der König sich verpflichtet, für die Erhaltung und Ausbreitung des reinen christlichen Glaubens in seinem Reiche zu sorgen, und als Kaiser, soweit seine Macht reichte, das Heidenthum zu vertilgen und die Ketzerei auszurotten: eine Verpflichtung, welche Karl der Große in großartigem Umfange und mit Strenge vollzog. Die Christenheit selbst galt als ein zusammengehöriger Körper mit zwei Ordnungen, der priesterlichen und der königlichen, der kirchlichen und der staatlichen. Obwol aber der König nur das Haupt der letzteren war, so handhabte er doch auch dem Klerus gegenüber die einmal erkannte christliche Ordnung. Er berief Synoden, beaufsichtigte die Bischöfe und die Klöster und erließ eine Reihe von Gesetzen und Verordnungen von kirchlichem Inhalte. Umgekehrt wirkte der Geist der Hierarchie hinwieder auf die Gestaltung der politischen Einrichtungen und auf die Rechtsgrundsätze der weltlichen Ordnung bedeutend ein.

4) Das Römisch-deutsche Kaiserthum. Der Versuch Karl's des Großen, als König der Franken und römischer Kaiser eine neue Weltmonarchie zu errichten, hatte doch nur einen vorübergehenden Erfolg. Das große einheitliche Reich ging bald wieder in Stücke, zum Theil aus Schwäche der regierenden Dynastie, deren Familieninteressen sich der politischen Staatseinheit nicht fügten und wiederholte Theilungen forderten, zum Theil auch aus Widerstreben der verschiedenen Volksstämme und ihrer Fürsten, welche nach Unabhängigkeit trachteten. Als aber der deutsche König Otto der Große, nachdem er mit dem Schwerte in der Hand die italienischen Zustände neu geordnet und seine Macht über Rom erstreckt hatte, sich neuerdings vom Papste zum Kaiser krönen ließ und damit die Kaiserkrone von den West- an die Ostfranken oder Deutschen brachte, bekam die Würde wieder einen

größeren Glanz. Länger als acht Jahrhunderte hindurch blieb sie nun mit Deutschland verknüpft. Wer von den deutschen Fürsten zum deutschen Könige erwählt war, der wurde zugleich König der Römer und hatte ein Recht darauf, sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen. Die erste Bedingung der Entstehung des Römisch-deutschen Kaiserthums war natürlich die Ausscheidung Deutschlands aus dem Frankenreiche, ein Ereigniß, welches wir als den ersten Anfang einer Entwickelung größerer selbständiger Nationalitäten innerhalb der Karolingischen christlichen Welt- und Völkereinheit zu betrachten haben. Wirkt aber auch in dem deutschen Reiche die fränkisch-romanische Idee fort, so ist es doch etwas wesentlich anderes als das Karolingische Reich. Karl der Große erscheint als der Culturheros der neuen Welt auf der dreifachen Grundlage des Germanismus, Romanismus und des Christenthums. Die deutschen Könige und Kaiser aber sind die eigentlichen Heroen des christianisirten Germanismus, welche in der Form ihrer Zeiten die Gleichberechtigung des Romanismus leugnen und, ohne dessen Dienste vorkommenden Falls abzuweisen, für die Weltsuprematie des germanischen Elements den Riesenkampf unternehmen. Der Uebergang des Kaiserthums auf Deutschland unter den Ottonen erfolgte unter der Entwickelung derselben natürlichen Gesetze und politischen Erwägungen, wie ehedem der Uebergang desselben auf Karl den Großen, und was immer das deutsche Kaiserthum von Byzanz und von den Karolingern, namentlich in Hinsicht auf die äußere Erscheinung, entlehnte — immer blieb es wesentlich deutsch und zwar auch dann, wenn es den Schwerpunkt seines äußeren Daseins in Rom suchen zu müssen glaubte. Fromm und idealistisch, klug und politisch, stark, glänzend und kriegerisch ist es nicht nur der getreue Abdruck des deutschen Nationalcharakters, sondern auch in seinem Streben nach einer gewissen Weltsuprematie, in der Lahrheit der Verbindung seiner Theile, in seiner Anlehnung an das Christenthum, in seinem Charakter als Wahlreich selbst ohne einen festen Mittelpunkt, in der Unbestimmtheit oder doch geringen Sicherheit der centralen Wirksamkeit seiner Einrichtungen, in seiner Abhängigkeit von den kaiserlichen Persönlichkeiten und in einer gewissen Willkürlichkeit des Regiments der wahre Typus des Kaiserthums, wie wir dasselbe weiter oben charakterisirten. Im Kaiserthum der deutschen Könige sind nun aber zwei Hauptphasen zu unterscheiden. Die eine umfaßt den Zeitraum, wo es mit aller Macht aufwärts strebt zur Verwirklichung seiner Weltbeherrschungsidee und dabei mit der Kirche in Kampf geräth. Im Papstthume beginnt die Kirche wenn nicht eine höhere, so doch eine in kirchlichen Dingen ebenso absolute Weltherrschaft wie das Kaiserthum zu erlangen, und es entsteht eine um so bedenklichere Collision, als die Kirche, des weltlichen Armes bedürftig, im Kaiser den advocatus ecclesiae erkennt, der Kaiser aber als Christ der Kirchengewalt untergeordnet ist. Rechnet man hierzu die verschiedenen Ansichten, welche über die durch die Kaiserkrönung dem Papste, oder durch die deutsche Königswahl dem Kaiser zustehenden Rechte zur Verleihung der Kaiserkrone und über die daraus hervorgehenden Folgen bestanden, erwägt man ferner die Entstehung mächtiger, ihrer Eigenthümlichkeit und Selbständigkeit bewußter europäischer Staaten, die zuerst mit Eifersucht, dann mit entschiedenem Widerwillen die Suprematie des deutschen Kaiserthums betrachteten, so ist im Zusammenhange mit der ganzen Organisation des deutschen Reiches einerseits und der römischen Kirche andererseits die Geschichte des aufstrebenden Kaiserthums klar genug. Zwischen ihm und dem Papstthume fehlte das ausgleichende Element, und bei ihrer unverträglichen und doch unauflöslichen Verbindung mußte der Kampf so lange dauern, bis das eine oder das andere von ihnen seine absolute Suprematie verloren, damit aber freilich auch den Sieger selbst wesentlich geschädigt hatte. In dieser Periode, welche mit dem tragischen Ende der Hohenstaufen abschließt, gehen alle Tendenzen der vielen großen Kaiser nur auf das Kaiserthum; dieses allein ist Zweck, alles Uebrige ist nur Mittel. Die Bekämpfung der Stammesherzoge, die Bereicherung der kaiserlichen Hausgüter, die Züge nach Italien, die Anerkennung der particularen Autonomien, das Streben nach Erblichmachung der deutschen Königskrone, selbst die Annahme von Lehen seitens des päpstlichen Stuhles — alles das, wie widersprechend es auch erscheint, soll den Umständen gemäß demselben Zweck, der Erhöhung des Kaiserthums, dienen. Aber alles mislang; ja, alles schlug am Ende zum geraden Gegentheil dessen aus, was man beabsichtigte. Deutschland war kein fester Kern für das geträumte Weltreich, und die staatliche Entwickelung, in welcher die nichtdeutschen Völker das Deutsche eben deshalb überflügelten, weil ihre Kraft auf das Königthum und nicht auf das Kaiserthum gerichtet war, machte die Expansion des letzteren über sie mehr und mehr unmöglich. Allerdings lagen in Deutschland die politischen Verhältnisse von Haus aus weit ungünstiger als im ehemaligen Frankenreiche. Letzteres repräsentirte ohne Frage eine viel einheitlichere Monarchie als das heilige römische Reich deutscher Nation. Die Karolingischen Kaiser hatten wol noch eine gräfliche Aristokratie, aber keine größeren Fürsten mehr zu beachten. In Deutschland aber gab es zu Anfang die mächtigen Stammesherzoge, die nur durch lange und schwere Kämpfe zur Unterordnung unter die königliche Auctorität zu bringen waren, und später Landesfürsten, welche den Widerstand von neuem und nun mit größerem Erfolg wieder aufnahmen. In Italien kamen zu den Fürsten, die ihre Selbständigkeit zu erhalten und zu erweitern suchten, noch die Städte hinzu, welche die Unabhängigkeit von den deutschen Königen erstrebten; und so konnte es denn nach alledem nicht ausbleiben, daß die Päpste nach und nach eine höhere Stellung errangen, als sie vormals einzunehmen gewagt hatten. Die ursprüngliche Allianz zwischen Kaiser und Papst schlug, wie schon angedeutet, zunächst in eine Rivalität der beiden obersten Gewalten um. Im ersten Jahrhundert der deutschen Könige war zwar das Kaiserthum noch überwiegend, aber schon seit Gregor VII. konnten die Päpste mit den Kaisern um die Oberherrlichkeit in Italien und

um den Vorrang in Deutschland rangen, und schließlich endigte der große mittelalterliche Kampf mit dem entschiedenen Siege des Papstthums. In dem Hohenstaufen Friedrich II., dem genialsten Fürsten des ganzen Mittelalters, leuchtete noch einmal die untergehende Sonne des Kaiserthums in wunderbarer Pracht auf; dann kam die Nacht, welche diese erste, glänzende Periode des deutschen Kaiserthums abschloß. Das Papstthum hatte doch einen breiteren Boden in der Christenheit gewonnen als das Kaiserthum, und leichter konnten die Könige der nichtdeutschen Völker die Oberhoheit des Kaisers ablehnen, als der kirchlichen Auctorität des Papstes widerstehen. Erst in den Zeiten der Hohenstaufen wurde wieder entschiedener ein weltlicher Ausgangspunkt für das kaiserliche Recht behauptet. Die Juristen stellten der Lehre der Theologen eine neue Theorie gegenüber. Das römische Recht, welches unabhängig von der Kirche auf dem noch heidnischen Boden des römischen Staates erwachsen war, und welches als selbständige staatliche Auctorität dem kanonischen Rechte gegenübertrat, ward nun zum Fundamente der kaiserlichen Rechte und Ansprüche gewählt; das Staatsprincip erhob sich wieder mächtiger und bewußter als zuvor. Aber die Verflechtung mit der kirchlich-religiösen Weltanschauung des Mittelalters und mit den kirchlich-römischen Institutionen war doch zu groß, als daß es zu einer principiellen Ausscheidung des Staates von der Kirche und zu einer freien Entwickelung des ersteren hätte kommen können; man blieb auf halbem Wege stehen und wurde gelegentlich wieder zurückgedrängt. Der erheblichste Unterschied endlich des Römisch-deutschen Kaiserthums von der ehemaligen fränkischen Monarchie liegt darin, daß diese wesentlich noch eine bloße Staatsinstitution gewesen war, jenes aber mehr und mehr zu einer ausgesprochen völkerrechtlichen Institution heranreifte. Auch dieser Gegensatz war nur zum Theil ein bewußter und gelangte nicht zu völliger Durchbildung; aber der Fortschritt in der Idee war doch zu erkennen und dieser Fortschritt ist dem germanischen Rechtsgefühl zuzuschreiben. Die antike Kaiseridee nämlich bedeutete absolute Staatsherrschaft über die Welt. Damit ist die Selbständigkeit und Freiheit der Völker unverträglich. Sie negirt das Recht der Nationalitäten, sie uniformirt die Menschheit. Auch im Mittelalter sprach nun zwar die Theorie dem Kaiserthum das imperium mundi oder das dominium mundi zu, aber man verstand darunter nicht mehr eine durchgreifende und ausschließliche monarchische Staatsgewalt und noch weniger ein Obereigenthum am gesammten Erdboden. Nicht einmal in Deutschland und Italien war eine derartige Anschauung möglich, geschweige denn im übrigen Europa. Man verstand vielmehr unter jenen Ausdrücken lediglich die Sorge für den Weltfrieden, die Handhabung des europäischen Völkerrechts. Die Weltherrschaft in solchem völkerrechtlichen Sinne aber bedrohte die fremden Nationalitäten nicht, sondern sie schützte sie vor Gewalt und Unterdrückung; sie griff die staatliche Selbständigkeit der verschiedenen Königreiche, Fürstenthümer, Republiken nicht an, sondern sie achtete und schirmte deren Recht. Eine lehensartige Oberhoheit freilich war damit wol vereinbar und entsprach nach den Ansichten des Mittelalters durchaus dem Ideale der neuen christlich-römischen Weltordnung; aber der Kaiser konnte auch darauf verzichten, ohne damit dem kaiserlichen Berufe untreu zu werden, und in der That war er nicht so mächtig, um die französischen und englischen Könige mehr als vorübergehend zur Anerkennung seiner Lehenshoheit zu bewegen. Heinrich III. und Heinrich VI., Barbarossa's Sohn, errangen in der praktischen Durchführung dieser Lehensherrlichkeit die vergleichsweise größten Erfolge; aber die Oberhoheit selbst dieser mächtigsten Kaiser wurde keineswegs von allen Königen des Abendlandes anerkannt. — Ueber die zweite Phase des deutschen Kaiserthums, welche mit der Zeit des beendigten Interregnums beginnt und den Kaisergedanken in seinem Niedergange zeigt, kann hier kürzer hinweggegangen werden. Zwar leuchtet im Anfang noch ein paar Mal das alte Feuer auf, aber im Vergleich zu früher sind es nur die Eruptionen eines erloschenden Kraters. Zunächst suchte Rudolf von Habsburg, so gut es nach dem heftigen Sturze der Königsmacht noch möglich war, die königlichen und kaiserlichen Rechte wieder zu erneuern; allein die große Veränderung zeigte sich schon darin, daß er nie nach Rom ging und daher auch den Namen des Kaisers nicht führte. Später aber nahmen die deutschen Könige unbedenklich den Titel römischer Kaiser an, sobald sie von den Kurfürsten gewählt und in Deutschland gekrönt waren. Die päpstliche Krönung zu Rom erschien demnach nicht mehr erforderlich; das Kaiserthum löste sich mehr und mehr von Italien ab und zog sich auf Deutschland zurück. Auch die völkerrechtliche Bedeutung der kaiserlichen Oberhoheit erlosch allmählich völlig und der Kaisername wurde zu einem bloßen Titel, der die deutschen Könige vor andern Königen auszeichnete und ihnen den ersten Rang in Europa sicherte. Als die letzten Trümmer des griechischen Kaiserthums um die Mitte des 15. Jahrhunderts durch die Türken hinweggefegt waren, konnten sie sich rühmen, allein als römische Kaiser in der Welt übriggeblieben zu sein; aber das Misverhältniß zwischen den Ansprüchen der „Cäsarischen Majestät" und der realen Macht der Kaiser war zu groß, als daß man sich über die gänzliche Veränderung der Institution hätte täuschen können. Das Kaiserthum hatte aufgehört, eine universelle Auctorität zu sein, es war im wesentlichen nur noch eine Zierde des deutschen Königthums, und auch dieses letztere ging, dank einerseits dem besonders seit dem Westfälischen Frieden mehr und mehr hervortretenden Streben der Territorialgewalten nach voller Souveränetät, dank andererseits den von außen her andrängenden, namentlich französischen, Einflüssen unaufhaltsam der Auflösung entgegen. Schwache Persönlichkeiten erlangen jetzt den Kaiserthron, der, noch durch die Goldene Bulle rechtlich zwar zum Throne eines Wahlreiches erklärt, bald aber thatsächlich im Hause Habsburg erblich, nur vorhanden zu sein scheint, um die Entwickelung seiner Theile zu voller staatlicher Selbständigkeit zu decken; der Glanz und das Ansehen des Kaiserthums erblaßt zugleich mit der Idee der advocatia ecclesiae durch das Aufkommen mächtiger Staaten und deren,

die Anerkennung einer neuen, sich vom Papstthum lossagenden Kirche vermittelndes Eingreifen in den Weltgang. Man sucht die deutsche Kaiserkrone als Mittel zur Beförderung dynastischer Zwecke, und schließlich ist es nur noch die habsburgische Hausmacht, welche einem blos nominellen und innerlich morschen Weltreiche zur Stütze dient, dem die gewaltsamen Erschütterungen im Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts auch formell ein ruhmloses Ende bereiten. — Man kann darüber streiten und es ist unendlich viel darüber gestritten worden, ob der Erwerb des Kaiserthums für die deutsche Nation ein Segen oder ein Unheil gewesen sei. Sicher ist, daß die deutschen Könige durch die glänzende Würde verleitet wurden, sich an Aufgaben zu wagen, welche ihre Kräfte überstiegen. Deutsches Blut wurde in Italien in Strömen vergossen, aber der Reichthum und die Bildung Italiens waren nicht die Früchte der deutschen Opfer noch die Wirkung der kaiserlichen Oberherrschaft. Indem die italienischen Städte ihre Unabhängigkeit von den Kaisern erkämpften, wurden sie groß und mächtig und entfaltete sich das geistige und künstlerische Leben des Landes. Nur im Süden Italiens wirkte der Einfluß der Hohenstaufen, aber mehr als Landesfürsten denn als Kaiser, wohlthätig ein. Deutschland selbst aber verlor in den gewaltigen Kämpfen zwischen Kaiser und Papst seine Einheit und seinen innern Frieden, die Aristokratie der Fürsten theilte sich in das Reich und verdrängte allmählich das Königthum aus dem Besitze der Macht. Allein auf der andern Seite bedeutet es wie für den Einzelnen so auch für ein Volk ein reicheres Leben, mit Ernst nach dem Größten zu streben, als in bescheidener Entsagung nur das nahe und sichere Ziel zu verfolgen. Es ist doch nichts Geringes, daß die deutsche Nation die Ehre erwarb, schon im Mittelalter an der Spitze aller Völker zu stehen. Indem sie unter der Führung der Kaiser den Riesenkampf aufnahm wider die päpstliche Theokratie, deren sich die Romanen damals schwerlich erwehrt hätten, rettete sie die Zukunft der Staatsidee und erwarb sich damit ein bleibendes Verdienst um die Menschheit. Jener Kampf war die Vorbedingung der späteren Befreiung des Geistes und der Wissenschaft; ohne ihn wäre diese Freiheit schwerlich errungen worden. Und wer vermag zu bestimmen, wie viel wir jenem kaiserlichen Ehrgeiz in unserer gesammten Cultur zu verdanken haben? Jener Ehrgeiz war es, der die Brücken baute, welche vom Alterthum in die neuen Zeiten herüberführten, der die Kanäle grub, in denen die römische und die italienische Civilisation auch nach Deutschland herübergeleitet werden konnte. War das deutsche Volk nicht stark und noch nicht geistig bewußt genug, um die größten politischen Probleme zu lösen, so war es wenigstens tapfer genug, sich daran zu wagen, und ausharrend genug, um die Lösung zu fördern. Auf alle Fälle erscheint das deutsche Kaiserthum in seiner glänzenden ersten Phase als der erste und herrliche Träger der deutschen Nationalität in ihrer höchsten Expansivkraft, als der erste Ausdruck für die große providentielle Culturaufgabe der deutschen Nation in der damals zeitgemäßen Form. Aber auch das verfallende Kaiserthum noch hatte seine große Aufgabe. Dem deutschen Herzogthum als dem Träger des deutschen Stammesbewußtseins und damit dem Kern deutschen Wesens, den deutschen Marken als dessen Schale gegenüber blieb das Kaiserthum die Personification des Gedankens der Einheit beider, ein Hinderniß undeutscher absolutistischer Staatscentralisation in der Zeit der Unmündigkeit der Völker und, in Ermangelung eines ausgebildeten Völkerrechts, namentlich nach Verfall der völkerrechtlichen Auctorität des Papstthums durch die Glaubenstheilung, der wenn auch schwache Repräsentant eines internationalen rechtlich-sittlichen Zustandes aller Völker.

Nachdem in vorstehender Darstellung die Idee des Kaiserthums in ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrem geschichtlichen Zusammenhange gewürdigt wurde, erübrigt zum Schluß dieser Besprechung noch ein kurzes Eingehen auf die modernen Erscheinungsformen des Kaisergedankens. Vorauszuschicken ist, daß diejenigen Beherrscher europäischer Großstaaten, welche in neuerer Zeit den Kaisertitel angenommen haben, damit zunächst weder eine Wiederherstellung des antiken, noch auch eine Erneuerung des mittelalterlichen Kaiserthums andeuten wollten. Die moderne Kaiserwürde erscheint vorerst nur als eine nationale, nicht als eine universelle Würde, als eine Staats-, nicht als eine völkerrechtliche Institution. Die mächtigsten europäischen Monarchen führen den Kaisertitel als die vornehmste monarchische Bezeichnung; an sich gibt derselbe keine Rechte über die eigene Staatssouveränetät hinaus. Gleichwol ist nicht zu übersehen, daß im Kaisernamen doch mindestens die Erinnerung an eine höhere Bedeutung fortlebt, und daß vielleicht auch der Keim zu einer neuen höheren Bedeutung darin fortwirkt, ein Keim, der sich unter günstigen Umständen auch in der Zukunft wol noch zu einem fruchtbaren und segensreichen Gebilde entfalten könnte. Denn der Gedanke des „Reiches" im Sinne einer an die Schranken der Nationalität nicht gebundenen, mehr oder weniger universellen Staatsform ist in Europa keineswegs erloschen. So nennen sich, nachdem schon in früherer Zeit verschiedene Könige von Spanien vorübergehend den Kaisertitel geführt hatten, die Zare von Rußland neuerdings und zwar seit 1721 Kaiser aller Reußen, wobei ihnen die Idee einer gewissen Fortsetzung des Griechisch-orientalischen Kaiserthums vorschwebt. Fort und fort richtet die russische Eroberungspolitik ihren Blick auf Constantinopel, und der Kaisername wird ihr zu einem Rechtstitel für die angestrebte Herrschaft über das Erbe der byzantinischen Kaiser. Freilich dürfte durch die jüngsten politischen Ereignisse und die hierdurch bedingte Verschiebung der Machtverhältnisse auf der Balkanhalbinsel jenen russischen Bestrebungen einstweilen ein wirksamer Riegel vorgeschoben sein. Napoleon I., der 1804 den Titel eines Kaisers der Franzosen annahm, hegte sogar den ausgesprochenen Vorsatz, das Reich Karl's des Großen in moderner staatlicher Form zu erneuern, und wäre es ihm gelungen, die Weltherrschaft, welche das Ziel seines Ehrgeizes war, zu befestigen, so hätte der Kaisertitel eine weit höhere als blos französische Bedeutung erlangt.

Napoleon III., der 1852 das französische Kaiserthum seines Oheims erneuerte, erstrebte wenigstens eine politische Auctorität, welche weit über Frankreichs Grenzen hinausgriff und hinauswirkte. Er dachte sich das Kaiserthum als eine moderne völkerrechtliche Auctorität, deren neue Begründung er — eine Zeit lang mit Glück — versuchte; das Ziel seines Strebens war die Stellung eines obersten Schiedsrichters im europäischen Staatensysteme, eines Schiedsrichters und Vermittlers, der für die neue Weltordnung sorgt und dieselbe zu realisiren sich bemüht. Auch das Haus Habsburg-Lothringen, welches 1804 seine gesammten Erblande zu einem Kaiserthum Oesterreich (seit 1867 die österreichisch-ungarische Monarchie genannt) vereinigte, wurde hierbei von dem Streben geleitet, die in Deutschland erloschene Majestät des Kaisernamens den slawischen, magyarischen und romanischen Völkern des halbbarbarischen Ostens gegenüber geltend zu machen, mit Hülfe der Kaiseridee jene Länder an sich zu ziehen, und so einen habsburgisch-österreichischen Kaiserstaat aus einer Reihe kleinerer Staaten zusammenzufügen; noch durch die jüngsten politischen Ereignisse hat diese Tendenz nach südöstlicher Richtung hin einen bemerkenswerthen, den russischen Plänen nicht gerade günstigen Ausdruck gewonnen. Daß übrigens im österreichischen Kaiserthum ein starker Rest von mittelalterlich-theokratischen, ja selbst von byzantinischen Vorstellungen ausdrücklich aufbewahrt wird, ist aus dem vom gegenwärtigen Kaiser erneuerten Titel der „apostolischen Majestät" ersichtlich. Die Krone von Großbritannien und Irland dagegen hat zwar den Königsnamen nicht mit dem Kaisertitel vertauscht, aber sie sprach, als Repräsentantin einer Weltmacht, völkerrechtlich von jeher kaiserlichen Rang an, und sie hat durch die 1876 erfolgte Annahme des Nebentitels „Kaiser von Indien" diesen Anspruch auch äußerlich bekräftigt. Endlich hat auch 1877 der Beherrscher des verfallenden Reiches der Gläubigen den früheren Namen des Sultans officiell in den Titel eines osmanischen Kaisers umgewandelt.

Von ungleich größerer Bedeutung als die eben erwähnten modernen Verkörperungen des Kaisergedankens erscheint nun aber und wirkt weit über Europas Grenzen hinaus die 1871 durch den letzten Deutsch-französischen Krieg erfolgte Errichtung des aus dem vormaligen Norddeutschen Bunde hervorgegangenen Deutschen Kaiserthums. Wurde dieselbe auch vielfach als eine „Erneuerung" des mittelalterlichen Kaiserthums, als eine „Wiederherstellung" von Kaiser und Reich aufgefaßt und bezeichnet, so ist doch nicht zu verkennen, daß diese Anschauung sich weniger als eine politische und staatsrechtliche Wahrheit, sondern mehr als eine, wir möchten sagen, poetische Fiction darstellt, freilich als eine Fiction, die vom deutschen Standpunkte aus eines nationalen Hintergrundes und einer naheliegenden historischen Tradition nicht entbehrt. In Wirklichkeit unterscheidet sich das neue Deutsche Kaiserthum vom ehemaligen Römischen Reiche deutscher Nation durch eine ganze Reihe höchst wesentlicher Momente. Zunächst nämlich bedeutet dasselbe nicht mehr eine universelle, sondern eine nationale Institution. Der neu deutsche Kaiser erhebt nicht mehr, wie vormals der römisch deutsche, den Anspruch auf Weltherrschaft, auf das imperium mundi; er ist das Haupt des deutschen Volkes, nicht der Herr der Welt. Sodann empfängt der deutsche Kaiser seine Krone nicht mehr aus der Hand des Papstes. Er ist vollkommen frei von jeder priesterlichen Auctorität und berufen, den religiösen Frieden und die Freiheit der deutschen Nation zu schützen wider priesterliche Herrschsucht; er bedarf und will keine kirchliche Weihe. Weiter ist der deutsche Kaiser auch nicht mehr, wie der vormalige römische Kaiser, Oberlehnsherr der deutschen Fürsten, und diese sind nicht seine Vasallen, sondern seine Verbündeten, als Landesherren von ihm unabhängig und durch die staatliche Landesverfassung mit selbständigen Kronrechten und Kronpflichten ausgestattet, aber als Reichsfürsten zu reichsverfassungsmäßiger Unterordnung verpflichtet. Des fernern ist die Grundlage der Kaisermacht nicht mehr, wie im Mittelalter, das deutsche Königthum, sondern zunächst das Königthum von Preußen, als der deutschen Hauptmacht, dann aber auch die noch im Wachsthum begriffene Fülle von militärischen und finanziellen Befugnissen, welche dem deutschen Kaiser durch die Reichsverfassung zuerkannt worden sind. Mit dem einen Fuße steht derselbe auf dem alten Boden der preußischen Landesherrschaft, und insofern ist das Kaiserthum eine föderative Institution; mit dem andern Fuße steht er auf neuem Reichsboden, und insofern hat das Kaiserthum einen nationalen Charakter. Die Selbständigkeit der Länderstaaten und die Einheit des Reiches sind sonach in der Person des Königs von Preußen und deutschen Kaisers einheitlich dargestellt. Endlich ist aber das deutsche Kaiserthum nicht mehr Wahlmonarchie, sondern Erbmonarchie, und zwar im Anschluß an das preußische Erbkönigthum. Erscheint nach alledem das neue deutsche Reich kaum nach irgendeiner materiellen Richtung hin dem weiland Römischen Reiche deutscher Nation vergleichbar, so tritt uns gleichwol eine gewisse innere, ethische Verwandtschaft zwischen beiden insofern entgegen, als jenes europäisch-internationale, zum Theil sogar kosmopolitische Schiedsrichteramt, welches seit dem Verfall des Reiches von Frankreich gehandhabt wurde, nunmehr ganz entschieden auf das neu-deutsche Kaiserthum wieder zurückgekehrt ist und zu immer allgemeinerer Anerkennung gelangt. Wie zur Zeit der Staufen erhebt auch heute Deutschland, das große Reich des Friedens im Herzen Europas, seine entscheidende Stimme im Rathe der Weltpolitik. Waltet es des von der Vorsehung ihm zurückgegebenen Amtes als Schiedsrichter und Vermittler auch in Zukunft mit Würde, Unparteilichkeit und Energie, so wird es für die heilsame Entwickelung des Völkerrechts und der Völkerfreiheit eine sichere Gewähr, eine unantastbare Auctorität bleiben, und der Weltfriede wird gegen Deutschlands Willen kaum irgendwo dauernd gestört werden.

Auf die übrigen außereuropäischen Kaiserreiche (China, Japan, Marokko, Brasilien, vorübergehend auch Mexiko u. s. w.) braucht aus naheliegenden Gründen hier nicht weiter eingegangen zu werden. Nur bezüglich Bra-

filiens möge die kurze Bemerkung platzgreifen, daß dieses Reich wenigstens dem stillen Ehrgeiz einer zukünftigen Vereinigung des gesammten südamerikanischen Continents unter seinem kaiserlichen Scepter wol nicht ganz fern steht. (*Albrecht Just.*)

Kaiser-Wilhelm-Spende, s. Wilhelm I., Kaiser von Deutschland.

Kaiserwurz, Pflanzeng., s. Imperatoria.

KAISHEIM, KAISERSHEIM, bairisch-kathol. Pfarrdorf im Amtsgerichte Donauwörth (Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg), zum katholischen Dekanat Burgheim und protestantischen Dekanat Ebermergen gehörig, liegt in einem engen Thale zwischen drei Bergen am Kaibache, $1\frac{1}{2}$ Stunden von Donauwörth, an der Straße nach Nürnberg. Es hatte (1880) 1303 Ackerbau und Viehzucht treibende Einwohner, ein Zuchthaus mit Curatie, und zur Bewachung der Gefangenen 1 Compagnie Infanterie, ein Strafarbeitshaus mit Convent des Ordens der Barmherzigen Brüder zum heiligen Bernhard, Aerarialrevier und Posterpedition. Zur Gemeinde Kaisheim gehören außer dem Pfarrdorfe Kaisheim noch die 3 Einöden Bertenbreit, Neuhof und Schabernackmühle.

Die jetzige Strafanstalt (Strafarbeitshaus) befindet sich seit 1816 in den Gebäuden der ehemaligen, 1133 von Graf Heinrich II. von Lechsgemünd und seiner Gemahlin Luitgarde gestifteten reichen Cistercienserabtei (Abbatia Caesariensis), die 1345 mit der Grafschaft Graisbach durch Heirath an Baiern kam, nach entstandenen Streitigkeiten aber von Kaiser Karl IV. für reichsunmittelbar erklärt wurde. Im J. 1511 kam es zwischen Baiern und dem Kloster zu einem Vergleich, doch 1757 trat das letztere, ungeachtet des Widerspruchs Baierns, unter den Schutz des schwäbischen Kreises, bis es 1803 nach dem Lüneviller Frieden infolge Reichsdeputations-Hauptschlusses in Baierns Besitz gelangte. Die aus grauem Sandstein in ernstem, einfachem Stile gehaltene Klosterkirche wurde zwischen 1352 und 1387 neu erbaut. Sie hat einen stattlichen Mittelthurm und Thürme an der Façade und enthält neben herrlichen Grabmälern auch den Grabstein des Stifters. (*Ferdinand Moesch.*)

KAITAG oder Kaitago-Tabasaranski, Bezirk im nördlichen Theile des russisch-kaukasischen Gebiets Daghestan mit einem Areal von 57 □Meilen, grenzt östlich an das Kaspische Meer und ist mit den Ausläufern des kaukasischen Gebirgsrückens bedeckt. Der höchste Berg desselben Tschufut-Dag befindet sich im südwestlichen Winkel des Gebiets und hat eine absolute Höhe von 9908 Fuß. Zwei Zweige erstrecken sich vom Tschufut-Dag, ein südlicher in der Richtung Südost bis zum Berge Fit-Dag (9354 Fuß), ein nördlicher in der Richtung Ostnordost zwischen den Flüssen Rubas-Tschai, Aschti und Bugan-Ullu. Letzterer Zweig endet in der Umgegend von Derbent in dem 2356 Fuß hohen Berge Dżal. Außerdem erstrecken sich in das nördliche Kaitag hinein noch Gebirgszweige aus dem Darginskischen Bezirk, von denen der eine in einiger Entfernung vom Kaspischen Meere in die breite, fruchtbare Terekemeiskische Ebene ausläuft. Der Boden des Bezirks besteht größtentheils aus Sand und Lehm, stellenweise auch aus fruchtbarer Humuserde. Unter den Flüssen, die sich alle in das Kaspische Meer ergießen, sind die bedeutendsten: der Kara-Ösen, der die nördliche Grenze des Bezirks bildet, der Gamri-Ösen, Baschly-Bugan oder Ullu-Tschai, Darbasch, Rubas und Tschirach-Tschai, der Kaitag von dem Kjurinskischen Khanat trennt. Kleine Seen und Sümpfe finden sich vorzugsweise an der Küste des Kaspischen Meeres. Der größte See ist der Adschi (Gadschi), welcher Salz ausscheidet, das von den Bewohnern der Umgegend consumirt wird. Dort befindet sich auch, etwa 3500 Schritte vom Meere, eine heiße Schwefelquelle mit einer Temperatur von 32° R., die von Abich chemisch untersucht ist und als Gesundbrunnen benutzt wird. Auch gibt es mehrere Naphtha- und Salzquellen am Fuße der Gebirge. Waldungen finden sich sowol auf dem Gebirge als auch in der Ebene vor, sodaß an Bau- und Brennmaterial kein Mangel ist.

Der Bezirk Kaitag wurde 1859 aus zwei früher abgesonderten Theilen des Kaitag oder Kara-Kaitag und Tabasaran gebildet. Kaitag, das früher in das freie, obere und untere eingetheilt gewesen war, bildete eine besondere Uzmiistwo, welche von einheimischen Uzmien (Fürsten) verwaltet wurde. Die Uzmien kamen mit den Russen schon unter Peter dem Großen in Berührung, der Achmed-Khan zwang, die Oberhoheit der russischen Krone anzuerkennen. Im J. 1774 nahm Emir-Chamza den russischen Akademiker Gmelin gefangen; als Strafe dafür verwüstete General Mengden das ganze untere Kaitag. Nach dem Verrathe Adel-Khan's (1821) wurde die Würde der Uzmien aufgehoben. Tabasaran war auch in zwei Theile getheilt, in das obere und untere, und wurde von Meissumis verwaltet, deren Würde im J. 1828 aufgehoben wurde. Gegenwärtig wird das nördliche Tabasaran vom Kadi Eldar-Bek, das südliche vom Sultan Achmed-Bek verwaltet. Im J. 1859 bildeten beide Herrschaften Kaitag und Tabasaran den einen Bezirk Daghestan, der in das nördliche und südliche Kaitag und in das nördliche und südliche Tabasaran eingetheilt wird und circa 100,000 Einwohner enthält, von denen der größte Theil Lesghier sind, die den mohammedanischen Glauben wenigstens äußerlich angenommen haben und in 254 Ansiedelungen mit circa 17,000 Häusern (von Stein) leben. Die Lesghier sind ein schöner und kräftiger Menschenschlag; ihre Kleidung ist tatarisch; die Sprache ist nicht überall die gleiche. Im südlichen Tabasaran spricht man die kjurinskische Sprache, im nördlichen Tabasaran tatarisch; im Kaitag theilweise tatarisch, theilweise die karakaitagkische, akuschinskische, uraklinkisische und awarische Sprache. Früher bestand die Hauptbeschäftigung der Einwohner in Räuberei; seit Beginn der russischen Herrschaft fingen sie aber an, sich mit Ackerbau, Viehzucht und Seidenbau zu beschäftigen. Die vorzüglichsten Landesproducte sind: Weizen, Gerste, Mais, sehr schöne Obstarten, Saffran, Färberröthe, Rindvieh, Pferde, Schafe, Ziegen, Wild aller Art, besonders Hirsche, wilde Schweine, Wölfe und Bären. Im Dorfe Kubatschi werden vortreffliche Gewehre verfertigt. Tabarassan ist außerdem reich an Nußwal-

dungen und Brunnen. Viele Einwohner treiben Handel über Torki nach Kaukasien und Südrussland, oder über Lerbent zur See nach Astrachan, besonders mit Getreide, Farberröthe und Mais. Die Küste des Kaspischen Meeres ist von vielen für die Schiffahrt gefährlichen Sandbänken umgeben. Vergl. Bodenstedt, Die Völker des Kaukasus. I, 318. (*A. v. Wald.*)

KAJANA (finnisch Kajani), Kreisstadt im Uleaborgschen Gouvernement des Großfürstenthums Finland. Sie liegt 356 Kilometer südlich von Uleaborg am südlichen Ufer der Kajana, 686 Kilometer von Petersburg. Kajana erhielt die Stadtgerechtigkeit im J. 1651. Man zählt in der Stadt 742 Einwohner. Sie hat einen Magistrat unter einem Bürgermeister, eine Schule, eine Kirche und zwei Jahrmärkte. Auf dem im Februar stattfindenden Jahrmarkte wird ein bedeutender Handel mit Flachs mit den aus dem Gouvernement Archangelsk anreisenden Kaufleuten getrieben. Fabriken und Manufacturen besitzt die Stadt nicht. — Kajana, der Kreis, hat 20,000 □Werst, von denen der größte Theil mit Wald bedeckt ist. Er umfaßt drei Kirchspiele. Gegen Sawolax ist das Land gebirgig und sämmtliche Flüsse fließen von hier dem Bothnischen Meerbusen zu. Auch bilden sich hier mehrere größere und kleinere Landseen. Die Einwohner, circa 23,500, beschäftigen sich hauptsächlich mit Viehzucht, besonders der Rennthierzucht. In den Quellen findet sich Ocker und Vitriol, in den Flüssen auch Perlen. Das Land ist dürr und trocken und wenig zum Ackerbau geeignet. Der ganze Boden ist mit Sand und kleinen Steinen bedeckt. Die früheren Einwohner, die Lappen, haben sich nach Norden zurückgezogen. Statt deren sind jetzt Einwohner aus Karelien und Sawolax eingewandert. Es wird viel Pottasche verfertigt und Bretter werden in großer Menge gesägt und ausgeführt. (*A. v. Wald.*)

KAJÜTEN nennt man an Bord von Schiffen die größeren Wohnräume für den Kapitän, die Offiziere und die Passagiere. Für die ersteren und die vornehmeren Passagiere befinden sich die Kajüten gewöhnlich im hintern Theile des Schiffes, weil dieser sowol als der vornehmere gilt, als auch besser gegen die Unbilden der Witterung geschützt ist, da bei schlechtem Wetter das Seewasser hauptsächlich vorn über das Schiff stürzt. Die Kajüten werden zum gemeinschaftlichen Aufenthalte benutzt; als Schlafzimmer dienen die Kammern oder Kojen, welche nur den allernothwendigsten Raum haben und in denen sich oft mehrere Bettstellen neben- und übereinander befinden.

Die Kajüten waren in früherer Zeit sehr einfach eingerichtet; jetzt werden sie jedoch, namentlich auf den Passagierschiffen, auf das prachtvollste ausgestattet und lassen an Bequemlichkeit für die Reisenden nichts zu wünschen übrig. Auf den großen transatlantischen Dampfern gibt es Kajüten von 20—25 Meter Länge und 10—15 Meter Breite. Ihr Licht erhalten sie entweder von den Seiten durch sehr starke runde Fenster, die sogenannten Ochsenaugen, oder durch Oberlicht. (*R. Werner.*)

KAKADU ist der aus dem Malayischen stammende Name («kaka-tua», alter Vater) einer Papagaiengruppe, welche durch einen faltigen aufrichtbaren Federbusch (Schopf oder Haube), äußerst kräftigen, meist ebenso hohen wie langen Schnabel, lange und spitze Flügel und meist breiten, geraden, selten abgerundeten oder ausgerandeten Schwanz ausgezeichnet ist. Wegen des faltbaren Federbusches nannte Vieillot die Hauptgattung der Familie *Ptyctolophus* (πτυκτός, faltig), welcher Name aber durch einen Druckfehler (in der Analyse d'une nouvelle Ornithologie) in *Plyctolophus* entstellt und seitdem in den verschiedenartigsten Schreibweisen (*Phlyctolophus*, *Plictolophus* u. s. f.), sämmtlich ohne Etymologie und ohne Sinn, nachgeschrieben worden ist. Der Oberschnabel hat hinter der Spitze eine Ausbuchtung und Feilkerben, die Firste ist abgeflacht oder gekielt, selten abgerundet. Das Verbreitungsgebiet der Kakadus erstreckt sich von Vandiemensland über Australien bis zu den Philippinen und von Timor und Flores über Neuguinea bis zu den Salomonsinseln. Einzelne Arten sind zuweilen auf besondere Inseln beschränkt. Sie gehören zu den am ansprechendsten, weiß oder rosa, selten trübe oder dunkel gefärbten Papagaien, leben in der Regel in großen Scharen, welche, sich des Nachts meist in den dichten Kronen der höchsten Bäume aufhaltend, bei Tage die benachbarten Fruchtfelder nach Nahrung (Früchte, Körner, Sämereien, seltener Knollen, Zwiebeln u. s. f.) durchstreifen. Sie sind die gelehrigsten und liebenswürdigsten Formen der ganzen Ordnung. Den Stamm der Familie bildet die Gattung *Ptyctolophus* (fälschlich „*Plictolophus*“) mit etwa 17—18 Arten, von denen der weiße, rosa angehauchte Molukken-Kakadu, eine der größten, auf die Insel Ceram beschränkte Art, am häufigsten nach Europa kommt. Seltener ist der in Australien lebende Inka-Kakadu (*Pt. Leadbeateri*), weiß und rosa mit hochrother Federhaube, durch deren Mitte quer ein gelbes Band zieht. Durch hellen Schnabel, mit sehr langem Oberschnabel, und befiederte Nasenlöcher weicht die Gattung *Licmetis*, der Nasenpapagai, von den genannten ab. Meist sehr große Arten mit langen Flügeln, langem Schwanze und sehr starkem Schnabel, der höher als lang ist, werden in der Gattung *Calyptorhynchus* vereinigt. Zu ihr gehört der dunkel schiefergraue, licht quergewellte Helm-Kakadu (*C. galeatus*), dessen Kopf, Nacken, Backen und Haube scharlachroth sind. Von Ptyctolophus weicht die Gattung *Callipsittacus Ag.* (*Nymphicus* Vieill.) durch kantige Schnabelfirste, kurzen, keilförmigen Schwanz mit vorragenden Mittelfedern ab (*C. Novae Hollandiae*). Zwergformen, mit kurzem, dickem Schnabel, dessen Spitze sehr lang, Firste gekielt ist, ohne Haube, mit langen spitzen Flügeln, mit vorspringenden steifen Schäften der Steuerfedern, bilden die Gattung *Nasiterna* Wagl. (Neuguinea und benachbarte Inseln bis zu den Salomonsinseln). Die letzte der hierher zu rechnenden Gattungen, *Microglossus*, ist durch den kolossalen Schnabel ausgezeichnet, welcher viel länger als hoch ist, mit weit vorragender Spitze und sich nur an der Spitze berührendem Ober- und Unterschnabel. Hierher gehört einer der größten Vögel der Familie, der Arara-Kakadu oder Rasmalos (*M. aterrimus*), durch schwarze Farbe, breit

abgerundete Federn und nackte, faltige, rothe Wangen ausgezeichnet. (*J. Victor Carus.*)

Kakerlaken, ſ. Albinos.

Kakochylie; Kakochymie, ſ. Dyskrasie.

Kakodämon, ſ. Dämonologie.

KAKODYL, Arſendimethyl, ein organiſches Radical, beſtehend aus 2 At. Arſen und 4 At. Methyl: $As_2 (CH_3)_4$. Man erhält daſſelbe durch Einwirkung von Zink auf Kakodylchlorür ($As (CH_3)_2 Cl$) unter Ausſchluß der Luft als eine farbloſe, dünne, ſtark lichtbrechende Flüſſigkeit von knoblauchartigem Geruch, welche im Waſſer incht, in Alkohol und Aether leicht löslich iſt und ſich an der Luft von ſelbſt entzündet. Bei ſehr allmählichem Luftzutritt oxydirt es ſich zu Kakodyloxyd und Kakodylſäure. Erſteres (Alkarſin) wird am beſten dargeſtellt durch trockene Deſtillation eines Gemenges von gleichen Theilen arſeniger Säure und eſſigſauren Kalis, wobei es mit Kakodyl verunreinigt als farbloſe Flüſſigkeit übergeht (Cadet's rauchende Flüſſigkeit); in reinem Zuſtande raucht es nicht an der Luft, nimmt aber Sauerſtoff daraus auf und geht in Kakodylſäure über. Es iſt ſchwerer als Waſſer, in dieſem unlöslich, in Alkohol und Aether leicht löslich, riecht durchdringend und ſehr unangenehm. Seine Formel iſt: $As_2 (CH_3)_4 O$; mit Salzſäure behandelt gibt es Kakodylchlorür $As (CH_3)_2 Cl$, eine farbloſe Flüſſigkeit von äußerſt heftigem, betäubendem Geruch. Die Kakodylſäure (Alkargen) $As (CH_3)_2 O. OH$ iſt eine in Waſſer leicht lösliche ſtarke Säure, welche aus Alkohol ſchön kryſtalliſirt und auch zum Theil kryſtalliſirbare Salze bildet. Die Kakodylverbindungen ſind giftig, doch iſt die Wirkung, wenigſtens kleiner Mengen, nicht andauernd. Außer den Arſendimethylverbindungen ſind auch noch Arſenmonomethylverbindungen, Trimethylarſin- und Tetramethylarſonium- oder Arſenmethyliumverbindungen bekannt, ſowie ſolche, welche an Stelle des Methyls andere Alkoholradicale (Aethyl, Propyl ꝛc.) enthalten. Vgl. beſonders: Bunſen, Annalen d. Chem. u. Pharm. 31, S. 175; 37, S. 1; 42, S. 14; 46, S. 1, ſowie Kolbe, Lehrb. d. org. Chemie, IIIa, 734; Gmelin-Kraut, Handb. d. org. Chem. 4. Aufl. V, 50 und Suppl. I, 123; Beilſtein, Handb. d. org. Chem., S. 154; Neues Handwörterb. d. Chem. I, S. 763. (*E. Drechsel.*)

KAKOVUNI, d. i. ſchlechtes Gebirge, nannten die Türken zur Zeit ihrer Herrſchaft, noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts, den ſüdlichſten Theil der mittleren Halbinſel an der Südſeite des Peloponnes, jetzt Maina oder Mina genannt, in welcher die ſüdliche Verlängerung des Pentedaktylon oder Taygetos als ſteiles, kahles, wildes Felsgebirge fortſetzt, von einem berüchtigten Stamme von Land- und Seeräubern, den heutigen Mainoten, bewohnt, welche die Türken **Kakovunioten** nannten. Dieſelben haben ſich in neuerer Zeit an das Königreich Griechenland angeſchloſſen. Der Name Kakovuni iſt verſchollen; 1810 hat ihn Ukert noch in ſeiner Reiſe; ſeitdem nennen ihn Bücher und Karten nicht mehr. (Siehe die Art. Maina und Mainoten.) (*G. A. v. Klöden.*)

Kalabasse, ſ. Crescentia.

KALAFAT iſt ein rumäniſches Uferſtädtchen an der Donau, in dem zur ehemaligen Kleinen Walachei gehörigen Kreiſe Dolži (Dolz) mit Hauptſtadt Krajowa, gelegen, und zählt gegen 5000 Einwohner. Der Ort unterhält einen lebhaften Schiffsverkehr und beſitzt eine Agenzie der K. k. Oeſterreichiſchen Donau-Dampfſchiffahrts-geſellſchaft; wegen ſeiner günſtigen Lage für Ein- und Ausfuhr erfreut er ſich eines blühenden Handels und iſt ſtark im Anwachſen begriffen. Seine geſchichtliche Bedeutung indeſſen verdankt Kalafat der Nähe der auf dem rechten Donauufer gelegenen, früher türkiſchen und ſeit dem Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 bulgariſchen Feſtung Widdin, für welche es früher als eine Art Brückenkopf und als das Ausfallsthor bei den häufigen türkiſchen Kriegseinfällen in die Walachei zu dienen hatte. In dieſer Weiſe nahmen im Frühjahr 1828 die Türken daſelbſt Aufſtellung, um die Flanke des gegen die Donau anrückenden ruſſiſchen Heeres zu beunruhigen, indeſſen wurden ſie am 8. Juli des Jahres an Ort und Stelle von dem Corps des Generals Geismar angegriffen, geſchlagen und nach Widdin zurückgeworfen. Beſondere Wichtigkeit erlangte Kalafat im Beginn des Ruſſiſch-türkiſchen Krieges von 1853—56. Nachdem die Ruſſen den 2. Juli 1853 den Pruth überſchritten hatten, um, wie ſie ſagten, ſich der Fürſtenthümer als eines Pfandobjects zu bemächtigen, ſetzten ſich die Türken von Widdin aus zunächſt auf der vor Kalafat gelegenen Donauinſel feſt (17. Oct. 1853) und landeten acht Tage ſpäter in Kalafat, woſelbſt ſie nach blutiger Vertreibung der daſelbſt aufgeſtellten ruſſiſchen Truppen ein verſchanztes Lager für 20,000 Mann einrichteten. Bis zum 6. Jan. 1854 hielten ſie ſich unthätig in dieſer Stellung, dann aber ergriffen ſie die Offenſive und ſchlugen bei Cetate den General Grafen Anrep Elmpt, welcher gegen ſie angerückt kam. Auch gegen General Ciprandi, welcher mit größerer Macht die Schanzen von Kalafat nehmen wollte, behaupteten die Türken ſich ſiegreich, ja ein wiederholter Angriffsverſuch (den 17. April 1854) wurde ſo nachdrücklich abgewieſen, daß die Ruſſen ſich genöthigt ſahen, die Kleine Walachei zu räumen, und ſich (den 21. April) über Krajowa zurückzogen. Als nachher die Ruſſen im Auguſt 1854 aus den Donaufürſtenthümern abzogen und Oeſterreich mit Genehmigung der Pforte dieſelben beſetzte, wurde die Stellung der Türken bei Kalafat als überflüſſig aufgegeben. — Die günſtige politiſche Lage der Pforte, welche ihr in den Jahren 1853/54 die militäriſche Ausnutzung der Stellung von Kalafat möglich gemacht hatte, fand während des ruſſiſch-türkiſchen Krieges von 1877/78 nicht ſtatt; nicht nur daß keine der großen Mächte der Türkei Vorſchub leiſtete, es war auch inzwiſchen die Stellung der norddanubiſchen Länder eine andere geworden. An die Stelle der **beiden** Fürſtenthümer, der Moldau und Walachei, welche als autonome **türkiſche** Provinzen betrachtet wurden, war das Geſammtfürſtenthum Rumänien mit dem Anſpruch eines lediglich tributpflichtigen ſouveränen Staats getreten, der ſeine Politik lediglich dem eigenen Intereſſe anpaßt. Rumänien aber hatte ſich auf Rußlands Seite geſtellt, ſodaß die Türken

den Boden von Kalafat nicht mehr als den einer privilegirten Provinz, sondern als Feindesland würden haben betreten müssen. Um mögliche Landungen türkischer Truppen zu verhüten, welche die vortheilhafte Flankenposition Widdins hätten zur Geltung bringen können, war demnach Kalafat von der rumänischen Regierung stark besetzigt worden. Nachdem am 23. Mai 1877 Rumänien der Pforte den Krieg erklärt hatte, begannen eben da die Feindseligkeiten in Form eines resultatlosen Kugelwechsels, welcher damals spottend die Feuertaufe des Fürsten Karol genannt wurde. Nach der Idee der voltiniden Strategie des St. Petersburger Cabinets sollte sich die Betheiligung Rumäniens an dem Kriege auf die Bewachung Kalafats gegen einen türkischen Flankenangriff beschränken, und in der That nahm auch die rumänische Armee von Kalafat bis Simnitza Aufstellung, bis sie nach der russischen Niederlage von Plewna schleunig zu activem Eingreifen berufen wurde. — Der Name Kalafat ist türkisch und bedeutet Kalfaterei; wahrscheinlich ist der Ort, über dessen älterer Geschichte ein Dunkel schwebt, als Schiffsbau- und Kalfater-Statte (Kalafatjeri) von Widdin aus gegründet worden.

(*G. Rosen.*)

KALAHARI, eine ausgedehnte, 1000 Meter über dem Meere liegende Wüstenfläche in Südafrika, welche im Süden bis an den Oranjefluß, im Norden bis an und über den Ngamisee reicht und im Westen in die Landschaft der Namaqua, Damara und Ovaherero hineingreift. Die Kalahari ist eine brennendheiße, sandige Einöde, trotzdem nicht so pflanzen- und thierarm wie die Sahara. Dies kommt daher, daß die Wüste ein Bassin bildet, dessen Ränder von Felsenriffen und Hügelland eingesäumt sind, sodaß aus weiter Ferne her sich unterirdische Wasseradern unter der Erde hinziehen mögen. Die Möglichkeit hierzu gewährt eine nicht tief unter der Oberfläche streichende Schicht harten Sandes oder jungen Sandsteins, welche beim Graben nach Wasser sorgfältig geschont werden muß, denn wird dieselbe aus Unvorsichtigkeit durchbrochen, so verschwindet das Wasser unwiederbringlich in die Tiefe.

Das Gras, das die Kalahari größtentheils bedeckt, erreicht eine erstaunliche Höhe. Es steht in getrennten Gruppen; die Zwischenräume sind, soweit sie nicht kahle Stellen bilden, mit einer mannichfachen Flora von kriechenden, knollenführenden Pflanzen, Wassermelonen und Kürbissen überzogen; an anderen Stellen finden sich große Gruppen von Gebüsch und selbst Baumwuchs.

Der an den östlichen Rand der Wüste angrenzende Landstrich von Kuruman bis Kolobeng und auch noch weiter, fast bis zum Ngamisee, zeichnet sich durch ein besonders gesundes Klima aus. Der Winter ist vollständig trocken, und da während dieser Zeit, nämlich vom Anfang Mai bis Ende August, nicht ein Tropfen Regen fällt, so ist nie Kälte mit Feuchtigkeit gepaart. Selbst bei der größten Hitze hat die Atmosphäre nie das Erschlaffende und Niederdrückende wie in anderen Gegenden der Tropen. Die Abende sind von angenehmer Kühle und eine erfrischende Nacht folgt auch dem heißesten Tage. Während mehrerer Monate im Jahre fällt kaum etwas Thau.

Das ungeheure sandige, durstige Flachland der Kalahari wird von Menschenstämmen spärlich bewohnt, die sich in allen Stücken unähnlich sind, außer daß Hitze und Durst, dürftige Nahrung und anstrengende Lebensweise ihnen in der Regel eine höchst magere, sehnige, skeletartige Körperbeschaffenheit verliehen haben, wie sie sich höchstens bei australischen Eingeborenen wieder findet, die sie aber gleichwol befähigt, große Anstrengungen und Entbehrungen auszuhalten. Diese Leute sind die Ba-Kalahari, d. h. „die (Männer) der Wüste" und die Buschmänner.

Die Bakalahari sind augenscheinlich ein alter Betschuanenstamm und sollen sich vor Zeiten in guten Umständen befunden haben, bis die eingewanderten Scharen ihres eigenen Stammes ihnen ihr Vieh und ihre Ländereien raubten und sie in die Wüste drangten. Sie haben trotz dieses Schicksalswechsels ihre alte Liebe zu Ackerbau und Viehzucht nicht verloren, können aber freilich in der Wüste nicht viel mehr thun, als ein Fleckchen mit Melonen und Kürbissen bepflanzen und einige Ziegen aufziehen, für welche sie das Wasser oft löffelweise sammeln müssen. Die Bakalahari sind friedsame, schüchterne Leute, die sich darauf beschränken, ihrem Unterhalt nachzugehen. Ueber einen langen Wüstenstrich hin verstreut, suchen sie in der Regel unter benachbarten Betschuanen einflußreiche Gönner, damit sie im friedlichen Tauschverkehr sich Scheren, Wasser, Tabak und Hunde verschaffen können, wofür sie als Gegenwerth allerlei Thierfelle liefern, unter denen besonders die Felle einiger kleiner katzenartiger Raubthiere als schönes Pelzwerk geschätzt sind und in weiter Ferne Absatz finden. Den wärmsten Pelz liefert eine Schakalart, „Molotse" genannt (Megalotis capensis oder Kap-Fennek), den schönsten der „Pukuje" (Canis mesomelas und Canis aureus). Nächstdem gelten als die werthvolleren Felle die des Tsipa oder kleinen Ozelot (Felis niripes), des Luchses (Tuane), der wilden und der gefleckten Katze. Aber auch Felle vom Puti (Duiker) und Puruhuru (Steinbock), sowie von Löwen, Leoparden, Panthern und Hyänen suchen sich die Bakalahari zu verschaffen. Die Betschuanen gerben diese Felle und nähen sie in Karosse (Pelzmäntel) zusammen, für die sie stets willige Abnehmer finden und die eigentlich der Haupthandelsartikel jener Gegenden sind.

Die Furcht vor räuberischen Ueberfällen der Betschuanen und Buschmänner veranlaßt die feigen Bakalahari, ihre Wohnsitze weitab vom Wasser anzulegen; nicht selten auch verbergen sie das Wasser, das sie sich ergraben haben, indem sie das Loch wieder mit Sand füllen. Soll aus solchen unterirdischen Vorräthen Wasser entnommen werden, so kommt die Frau mit einem Sack oder Netz leerer Straußeneier und höhlt eine Vertiefung aus, soweit der Arm reichen will. Dahinein stellt sie ein Schilfrohr, an welches unten ein Büschel Gras gebunden ist, rammt das Loch mit dem herausgenommenen, feuchten Sande wieder fest zu und fängt an, an dem Rohre

zu saugen. Das in dem Grasbüschel sich sammelnde Wasser tritt allmählich in dem Rohre in die Höhe, und die Pumpe kommt in Gang. Ein Mund voll nach dem andern wird herausgezogen und an einem Strohhalme in ein daneben liegendes Straußenei abgelassen. Sind in dieser Weise 20—30 Eier gefüllt und die Oeffnungen derselben mit Gras verstopft, so trägt man sie nach Hause und vergräbt sie sorgfältig. (*Richard Oberländer.*)

KALAÏS, Sohn des Boreas und der Oreithyia. Mit seinem Bruder Zetes ist er aufs unzertrennlichste verbunden. Sie werden deshalb auch wol Zwillingsbrüder genannt (*Ovid*, Metam. VI, 712 gemellos, *Lactant*, Narr. fab. VI, 8 geminos, cf. *Orph.* Argon. 219), treten fast nie[1]) einzeln auf und werden unter dem Namen Boreaden zusammengefaßt. Ueber sie hat erschöpfend, mit vollständiger Angabe der reichen Literatur, gehandelt: Ludolf Stephani, Boreas und die Boreaden. Mémoires de l'académie des sciences de St.-Pétersbourg. VII. Série. Tome XVI. No. 13. St.-Pétersbourg 1871. Sie sind Personificationen von Winden, wie hervorgeht 1) aus ihrer Herkunft, 2) aus ihren Namen, die den Zetes als den stärker Blasenden, Kalaïs als den milder Wehenden bezeichnen (Schol. zu Pind. Pyth. IV, 325 *Ἴσως δὲ τὰ ὀνόματα πεποιημένα ἀπὸ τοῦ πατρός, οἷον Ζήτην τον ἄγαν ἄοντα καὶ πνέοντα καὶ Κάλαϊν οἷον καλῶς ἄοντα.* Lobeck, Paralipomena grammat. graecae I, 159: *ὁ καλὸς πνέων.* Pape, Wörterbuch der Griech. Eigennamen führt auch als Ableitung an: *καλα ΐς*, schönhart, schönkräftig); 3) aus den ihnen fast ausnahmslos[2]) gegebenen Flügeln, die entweder am Kopf (*Orph.* Argon. 222) oder an den Füßen (*Apollon. Rhod.* I, 219), an den Schultern (*Pindar.* Pyth. IV, 182, der sie *πορφύρεοι* nennt; andere Stellen bei Stephani a. a. O. S. 16, Anm. 1; so stellen sie auch die meisten Bildwerke dar) oder an Kopf und Füßen (*Hygin.* Fab. 14) oder auch an Schultern und Füßen (auf der Vase in den Monumenti dell' Instituto di corrisp. archeol. X, t. VIII) hafteten. Auch ihre dunkeln (*Ap. Rh. κυάνεαι*, *Hyg.* caerulei) Haare sollten ihnen in wunderbarer Weise beim Fliegen behülflich gewesen sein (*Hygin.* l. c. qui pervio aere usi sunt; *Tzetzes*, Chil. I, 210. XII, 441); 4) durch die vielfach an ihnen gerühmte Schnelligkeit, die bei den Leichenspielen des Pelias dem Kalaïs im Diaulos, dem Zetes im Dolichodromos zum Siege verhalf (*Hygin.* Fab. 273), den Herakles unterliegen machte (Schol. zu Ap. Rhod. I, 1304), während die Brüder bei dem Todtenfeste für Thoas allerdings von Erginos besiegt wurden (Schol. zu Pind. Ol. IV, 26. 29. 32); 5) durch ihren Kampf mit den tobende Windsbraut und schädliche Winde personificirenden Harpyien.

Mit den Harpyien treffen die Boreaden zusammen auf ihrem Zuge mit den Argonauten, unter denen sie Hygin (Fab. 14) als Oberste der Rudermannschaft (toecharchi) fungiren läßt. Sie stoßen zu den nach Kolchis ziehenden Helden, entweder, nach Apollonius Rhod. und anderen (s. Schol. zu Ap. Rhod. I, 211), aus Thrakien, welches Land gewöhnlich als ihre Heimat genannt wird, nach Herodot aus Daulis, nach Duris und Phanaedikos aus dem Lande der Hyperboräer, wo (nach *Aelian.* de nat. anim. XI, 1) auch drei Söhne des Boreas und der Chione das Heiligthum des Apollo verwalten sollten. Als Theilnehmer am Argonautenzuge lassen die alten bildenden Künstler die Boreaden in verschiedenen Scenen auftreten. Als Insassen der Argo erschienen sie bei der Weissagung des Meergottes Glaukos (auf dem Bilde *Philostrat.* Imag. II, 15, vgl. Gaedechens, Glaukos der Meergott, S. 82 f.), finden sie sich dargestellt bei dem Kampfe mit Talos (Vase in der Archäol. Zeitung 1846, Taf. 44. 45, vgl. Stephani, a. a. O. S. 19, Nr. 9); sie assistiren einer Unterredung des Jason mit der Medea (nach O. Jahn's im Rhein. Museum VI, S. 293 gegebenen richtigen Deutung einer Vase bei Gerhard, Apulische Vasenbilder Taf. X); sie schauen dem Schicksal des Bebrykerkönigs Amykos zu (Vase aus dem Besitz des Duc de Luynes, in Gerhard's Auserlesenen Vasenbildern, Taf. CLIII, nicht unwahrscheinlich auch mit ihrem Vater auf der Ficoroni'schen Ciste, s. Stephani a. a. O. S. 17, Anm. 3; S. 20, Anm. 3), dem Kampfe des Jason mit dem Drachen wohnen sie bei, bald zuschauend (auf Vasen: a) Ann. d. Instit. XX. tv. d'agg. G.; b) Millingen, Peint. de div. coll. pl. 6, weitere Nachweise bei Stephani, a. a. O. S. 19, Nr. 7 u. 8), bald eingreifend (Vase in den Monum. dell' Inst. V, tv. XII).

In eigentliche Action treten sie aber nur nach der Landung der Argonauten zu Salmydessos, dessen König Phineus ihnen verschwägert war, indem er ihre Schwester Kleopatra als Gattin heimgeführt hatte, durch welche Ehe wol nur die stürmische Natur jener Gegend bezeichnet werden sollte (Preller, Griechische Mythologie II, 225). Sie finden den König[3]) durch Zeus geblendet, durch die vom erzürnten Apollo gesendeten Harpyien gequält, die dem Blinden alle vorgesetzten Speisen besudeln oder entführen. Ein Orakelspruch hatte die Möglichkeit der Vertreibung dieser Unholde durch die Boreaden zwar prophezeit, zugleich aber den Tod der letzteren verkündet, wenn sie jene nicht einzuholen vermöchten (*Apollodor.* I, 9. 21). Vereinzelte Notizen lassen denn auch die Brüder bei diesem Abenteuer umkommen (*Apollodor.* III, 15. 2, mit den Harpyien zugleich *Tzetzes*, Chil. XVIII, 5), nach der gewöhnlichen Sage aber (die zahlreichen Schriftstellen hat Stephani a. a. O. S. 17, Anm. 6 gesammelt), gelingt ihnen die Vertreibung, sie verfolgen die Flüchtigen mit ihren Schwertern[4]); ehe sie dieselben aber erreichen,

1) Nur auf einigen Vasen erscheint ein einzelner Boreade. 2) Lediglich auf einer Vase, bei Gerhard, Archäol. Ztg. 1846, Taf. 44. 45, kommen die inschriftlich bezeugten Boreaden flügellos vor.

3) Auf Phineus und die Boreaden sind einige Denkmäler: Vasen, ein Spiegel, ein Relief bezogen, doch ist dieser Deutung theils durch Stephani (a. a. O. S. 21 fg.), theils von Robert (nach einer Notiz in der Archäologischen Zeitung 1879, S. 114) und Flasch (daselbst 1880, S. 141 fg., Anm. 6) wol mit Recht widersprochen. 4) Auf den Vasenbildern haben sie entweder Schwerter oder Lanzen oder beide Waffenarten zugleich.

veranlaßt sie eine Stimme (*Valerius Flaccus* IV, 477 fg.) oder, von Zeus gesendet, Iris (*Apoll. Rh.* II, 177 sq., *Servius* zu Verg. Aen. III, 209) oder Hermes (Schol. zu Apoll. Rh. II, 296) am Umkehr, unter der Zusicherung, daß Phineus künftig von den Harpyien unbehelligt bleiben werde. In den Tragedien des Aeschylos („Phineus") und des Sophokles („Phineus oder die Tympanisten". Ueber beide s. Welcker, Aeschylische Trilogie, S. 477 fg., und Griechische Tragedie, S. 329) wird dieser Mythos ausführlich behandelt worden sein. Auch in der alten bildenden Kunst war die Vertreibung und Verfolgung der Harpyien durch die Boreaden kein unbeliebter Gegenstand. Sie war sowol an der Lade des Kypselos (nach *Pausanias* V, 17: *Φινεὺς δὲ ὁ ἐφεξῆς ἐστι καὶ οἱ παῖδες οἱ Βορέου τὰς Ἁρπυίας ἀπ' αὐτοῦ διώκοντες*), wie an dem von Bathykles gefertigten Thron des Amykläischen Apollo (*Pausanias* III, 18: *Κάλαϊς δὲ καὶ Ζήτης τὰς Ἁρπυίας Φινέως ἀπελαύνουσι*) dargestellt. Dieselbe That zeigen drei erhaltene figurenreiche Vasen: a) Früher im Besitz von Feoli, jetzt im Museum zu Würzburg. Schwarze Figuren auf rothem Grund, die Boreaden ausnahmsweise bärtig. Monum. d. Inst. X, tav. VIII, Flasch in den Annali d. Inst. 1874, p. 3 sq. und Archäol. Zeitung 1880, S. 138 fg. b) Amphora aus der Sammlung Jatta in Ruvo. Rothe Figuren, schwarzer Grund. Monum. d. Inst. III, tav. XLIX, Duc de Luynes, Ann. d. Inst. 1843, p. 12—15, Flasch l. c., p. 140 sq. c) In der Nähe Athens gefunden. Rothe Figuren auf schwarzem Grunde. Millingen, Ancient unedited monuments I, pl. XV; Stackelberg, Die Gräber der Hellenen, Taf. XXXVIII, dessen Zweifel an der Richtigkeit der Deutung widerlegt sind, vgl. Duc de Luynes l. c., p. 15 sq., Stephani S. 19, Flasch p. 139 sq.[5])

Erscheinen hier die Boreaden dem Phineus hülfreich, so gab es auch eine völlig damit contrastirende Sage, nach der sie ihm strafend nahen. Danach hatte er sich schwer gegen das Geschlecht des Boreas vergangen, indem er dessen Tochter Kleopatra, seine Gattin, verstieß und, auf Antrieb seiner zweiten Frau, die mit jener erzeugten Söhne mishandelte, einkerkern, gar blenden ließ. Für diese Frevel straft ihn nun Boreas (*Diod.* IV, 44, *Serv.* zu Verg. Aen. III, 209) oder dieser vereint mit den Argonauten (*Apollodor.* I, 9, 21, III, 15, 3) oder auch die Boreaden (*Diod.* l. c., *Orph.* Argon. 674 sq.).

Ihren Tod fanden die Brüder durch die Hand des Herakles. Die Ursache seines Grolls wird sehr verschieden angegeben (Schol. zu Ap. Rhod. I, 1304). Apollonius gibt ihnen schuld, daß auf ihren Antrieb die Argonauten die Rückkehr des in Mysien auf der Suche nach dem geraubten Hylas (an der jedoch *Propert.* I, 20, 15 die Boreaden theilnehmen läßt) zurückgebliebenen Herakles nicht abgewartet; nach Semos zürnte er ihnen, weil sie ihn im Laufe besiegt, nach Stesimbrotos neidet er ihnen die beiden von Jason gespendeten Geschenke, nach Nikander von Kolophon rächt er sich durch ihren Tod an Boreas, weil dieser ihn auf der Rückkehr nach Kos aufgehalten, nach Anaxidemos straft er sie, weil sie ihm nachgestellt. Genug, Herakles tödtet sie mit seinen Pfeilen (*Hygin.* 14, *Seneca*, Medea III, 634) auf der Insel Tenos (*Akusilaos* bei Apollodor. III, 15, 2, Schol. zu Ap. Rh. l. c., *Antipater* in der Anthol. Palat. IX, 550), wo man ihre Grabstätten und auf diesen zwei Säulen zeigte, welche (beide *Hyg.* l. c. oder nur eine derselben Schol. zu Ap. Rhod. l. c. *ὧν τὸν ἕτερον*) beim Nordwind durch den klagenden Vater Boreas bewegt werden sollten.

Die Gründung der campanischen Stadt Cales wird dem Kalaïs (bei *Silius Ital.* VIII, 515) wol nur wegen der Aehnlichkeit des Namens zugeschrieben.

(*R. Garbrechens.*)

KALAIT oder Türkis, ein Edelstein von himmelblauer bis span- und apfelgrüner Farbe, seiner chemischen Zusammensetzung nach wasserhaltige phosphorsaure Thonerde mit wenig phosphorsaurem Kupfer- und Eisenoxyd; die Zusammensetzung ist nicht in allen Varietäten die gleiche. Es ist ein amorphes Mineral, in Trümmern, Adern, nierenförmigen Ueberzügen und kleinen Gerollen vorkommend; von muscheligem bis unebenem Bruch, der Härte 6, specifischem Gewicht 2,62—2,8; grünlichem Strich; sehr wenig glänzend, undurchsichtig bis schwach kantendurchscheinend. Vor dem Löthrohr unschmelzbar färbt es die Flamme grün, im Kolben erhitzt zerknistert es und wird schwarz, mit Borax und Phosphorsalz gibt es zu klarem Glase geschmolzen heiß die grüne Eisenfärbung und nach dem Erkalten die blaue Kupferreaction; in Säuren löslich. — Der Name Kalait stammt von callaïs (Plinius), Türkis wahrscheinlich daher, daß er aus Persien durch die Türken zu uns kam. — Das Mineral findet sich in den schönsten Varietäten im Orient: bei Mesched nord-westlich von Herat, auch im Megarathal am Sinai; ferner in Schlesien, bei Oelsnitz in Sachsen und in den Cerillos-Bergen in Mexico, theils in Kieselschiefer, theils in Porphyr, theils seltener in Sandstein. — Neben diesem sogenannten Mineraltürkis oder orientalischen Türkis findet sich noch der Zahn- oder occidentalische Türkis, welcher organischen Ursprungs ist, nämlich aus gefärbten fossilen Zähnen besteht, besonders dem Schmelz von Mastodon- und Dinotheriumzähnen, und ziemlich die Härte und Farbe des Mineraltürkis hat, aber mit Säuren benetzt aufbraust, beim Erwärmen einen animalischen Geruch verbreitet und durch Reiben leicht elektrisch wird; außerdem ist er leichter als der Mineraltürkis. Er findet sich besonders häufig im südlichen Frankreich (Simorre, Dep. du Gers); in Sibirien werden auch durch Blaueisenerde, resp. Kupferoxyd, gefärbte Mammuthzähne dazu verwendet. — Vielleicht schon im Alterthume bekannt, war der Kalait oder Türkis besonders im Mittelalter hoch geschätzt; wunderbare Gaben wurden ihm beigelegt; er sollte vor Unglücksfällen schützen, zankende Eheleute versöhnen u. s. w. Gegenwärtig ist er noch ein beliebter Edelstein für Ringe und Nadeln, Colliers u. s. w., auch zum Einfassen anderer Steine

5) Auf a und b erscheint nur ein Boreade.

und Perlen. Sein Preis ist jetzt geringer als früher, Farbe und Größe der Stücke beeinflussen den Werth. — Neuerdings werden auch Nachahmungen hergestellt durch Glasflüsse und auch auf andere Weise, die zum Theil sogar chemisch nahezu mit dem natürlichen Türkis identisch sind, ganz abgesehen von Farbe, Härte, Glanz u. s. w. J. Pohl hat zur Unterscheidung eine Glühprobe angegeben (s. N. Jahrb. f. Mineralogie u. s. w. 1878, S. 364); der echte Stein zeigt beim Erhitzen bis zum Rothglühen ein starkes Verknistern und zerfällt in ein tief braun-schwarzes erdiges Pulver; der künstliche verknistert dabei nicht, sondern schmilzt zu einem Glase oder frittet zu einem harten Körper zusammen.

(*E. Geinitz.*)

KALAMÄ im Peloponnes heißt der Hauptort der nach ihm benannten Eparchie, welcher zugleich Hauptort der Nomarchie Messenien ist. Im Alterthume führte es den Namen Pherä oder Pharä, und seit der Zeit der venetianischen Herrschaft hieß es Kalamata. In dem schmalen, aber sehr fruchtbaren Mündungsgebiete des Nedon, am Busen von Koron, liegt, etwa 20 Minuten vom Meere entfernt, nach der Zählung von 1870 mit 6327 Einwohnern, der Ort umgeben von Oliven-, Orangen- und Citronenhainen, von riesigen Feigenbäumen, Cypressen, Agavehecken, selbst Palmen in Gärten, welche berühmt sind und von der auffallend rührigen Bevölkerung gut versorgt werden. Die Stadt ist Sitz eines Erzbischofs, hat ein Gymnasium, einen gut versehenen Bazar, treibt Seidenzucht und Tabacksbau und neben der Schiffahrt einen ganz ansehnlichen Handel mit Südfrüchten, Feigen, Olivenöl und Seidencocons. Ein Hafen ist nicht vorhanden, sondern nur eine offene Rhede, und deshalb müssen die Schiffe während der stürmischen Winterzeit den kleinen Hafen von Armyros als Ankerplatz aufsuchen; dieses Dorf liegt 6 Kilometer entfernt an einem starken Bache mit salzhaltigem Wasser, nach welchem es den Namen trägt. Bei der Stadt finden sich keine Alterthümer; das alte Kalamä lag wol eine halbe Stunde entfernt im Nord-Osten auf dem etwa 10 Stunden weiten Wege nach Sparta, wo am Fuße des Taygetos an einem Kalami genannten Hügel sich antike Reste einer Doppelmauer herumziehen und auch Hausplätze auf dem künstlich geebneten Felsboden zu erkennen sind. Das alte Pherä soll ganz nahe dem Meere gelegen haben, es müßte also der Küstenstreif um 2—3 Stadien seitdem an Breite zugenommen haben.

„Die schon in den Homerischen Gedichten erwähnte Stadt bestand auch unter der lakedämonischen Herrschaft fort, trennte sich im Jahre 182 v. Chr. zugleich mit ihren beiden Nachbarorten gegen Norden und Süden, Thuria und Abia, vom übrigen Messenien, wurde durch Augustus zu Lakonien geschlagen, aber durch Tiberius wieder mit Messenien vereinigt. Abia, angeblich das Homerische Ire, lag etwa drei Stunden südlicher auf einer Anhöhe hart am Meere." (Bursian.) — Im 13. Jahrhundert war Kalamä eine starke Festung, welche bei der Eroberung des Peloponnes im Jahre 1205 durch die Franken in den Besitz Villehardouin's und dessen Nachkommen kam; von seiner Burg steht die imposante Ruine noch oberhalb der Stadt. Im Jahre 1685 nahmen die Venetianer sie den Türken weg; sie fiel aber 1718 mit dem ganzen Peloponnes durch den Frieden von Poscharewatz wieder den Türken zu. Im Jahre 1821 war sie eine der ersten Städte, welche durch den Aufstand der Griechen befreit wurden, und am 9. April desselben Jahres wurde hier die erste griechische National-Versammlung, unter dem Namen des Senates von Messenien, eröffnet. Im J. 1825 haben die Truppen Ibrahim-Pascha's bei ihrem Vernichtungszuge durch den Peloponnes auch diese Stadt zerstört; sie hat indeß jetzt wieder einen gewissen Wohlstand erlangt. (*G. A. v. Klöden.*)

KALAMAIKA, eigentlich Kołomyjka, ein Tanz der galizischen Kleinrussen, benannt von der Stadt Kolomyja (Kolomea) am Pruth in Galizien. Eine besondere Gattung Lieder wird dazu gesungen, von denen eine große Anzahl veröffentlicht bei *Golovackij*, Narodnyja pěsni galickoj i ugorskoj Rusi, namentlich Band II, S. 247; vergl. auch Żegota Pauli, Pieśni ludu ruskiego w Galicyi II, 165. Die Kalamaika hebt bei einer wehmüthigen, sehnsüchtigen Melodie langsam schleifend an, geht dann immer rascher ($^2/_4$ Takt), bis der Bursche das vor ihm ausweichende Mädchen ergriffen hat. Zu den Slowaken ist der Tanz unter dem Namen Kalamajka ebenfalls übergegangen und auch in Böhmen bekannt; eine Melodie hat *Erben*, Napěvy prostonár. písní českých, Prag, 1862, Nr. 231. (*R.*)

KALAMIS wird als einer der angesehensten griechischen Bildhauer der Uebergangszeit aus dem strengen in den freien Stil genannt; er gehört vermuthlich der attischen Schule an, da er für Athen eine Reihe von Werken geschaffen und einen Athener (Praśias) zum Schüler hatte, auch seinem Kunstcharakter nach sich den Attikern anschließt. Seine Blütezeit wird gegen Ol. 78 (468—464 v. Chr.), als er aus weiter Ferne den Auftrag bekam, einen olympischen Sieg des Hieron von Syrakus durch die Statuen von Knaben auf Rennpferden zu verherrlichen, ihren Höhepunkt erreicht haben. Seine Thätigkeit in Athen trifft mit der Verwaltung des Kimon zusammen, zu dem er in ähnlichem Verhältniß gestanden zu haben scheint wie Phidias zu Perikles.

Die Liste der Werke des Kalamis ist eine ziemlich umfängliche, sie weist Götter- und Heroenbilder, aber auch Gegenstände aus dem menschlichen Kreise und mehrfach Darstellungen von Pferden auf, welche letzteren dem Künstler nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Plinius (N. H. 34, 71) u. A. in vorzüglicher Weise gelangen. Ein Cultusbild des Zeus Ammon von der Hand des Kalamis weihte der berühmte Dichter Pindar, der Ol. 84, 3 (442 v. Chr.) im höchsten Alter starb, in Theben (*Paus.* 9, 16, 1). Statuen des Apollon arbeitete Kalamis mehrmals: einmal für Apollonia am Pontus in Erz (nach Klein's Vermuthungen Arch.-epigr. Mittheilungen aus Oesterreich V, 86 aus Goldelfenbein) und als Kolossalfigur von 30 Meter Höhe, ein Werk, welches M. Lucullus nach Rom entführte (*Plin.* 34, 39), dann für Athen einen fluchabwehrenden Apollon

(Akrisaios), dessen Widmung man später als durch das Aufhören der großen Pest Ol. 87, 3 (430) veranlaßt erklärte. Ein dritter Apoll aus Marmor findet sich bei Plinius (36, 30) unter den Arbeiten eines Toreuten Kalamis erwähnt, wird aber, wie diese selbst, von Brunn vielleicht nicht mit Unrecht dem berühmten Bildhauer zugeschrieben. Die Stadt Tanagra in Boiotien besaß von dem letzteren im Eleusios-Tempel eine Gruppe aus parischem Marmor, Eleusios stehend und unbekleidet, mit dem Ehrenscepter und einem Kantharos und ihm zu Füßen ein Triton, wie sich aus der Nachbildung des Werkes auf einer tanagraeischen Erzmünze des Marc Aurel (Huber's Numism. Zeitschr. 1877, S. 32 fg., *Paus.* 9, 20, 4) erkennen läßt. Ebendaselbst befand sich im Tempel des Hermes Kriophoros ein Bild des Gottes mit dem Widder auf den Schultern, welches Kalamis aus Anlaß einer Seuche geschaffen haben sollte (*Paus.* 9, 22, 1) und von dem uns Münztypen der Stadt (Numism. Zeitschr. a. a. O., S. 29; vgl. Ann. d. i. 1879, S. 119 fg.) noch eine ungefähre Vorstellung geben. Einen unbärtigen Asklepios aus Gold und Elfenbein mit dem Scepter in der einen und einem Pinienapfel in der anderen Hand bildete Kalamis für Sikyon (*Paus.* 2, 10, 3), für Olympia eine sogenannte „ungeflügelte Siegesgöttin" (Nike Apteros), richtiger eine Athena Nike, eine Wiederholung des Holzbildes im Nike-Tempel auf der Burg zu Athen, die möglicherweise ebenfalls von Kalamis herrührte (Benndorf, Ueber das Cultusbild der Athena Nike, S. 44). Zu einer Figur der Erinnys des Kalamis in Athen, wol im Heiligthum der Semnae beim Areopag befindlich, fügte später der berühmte Skopas zwei andere hinzu, um die Dreizahl dieser Göttinnen zu vervollständigen (*Clem. Alex.* Protr. 47). Am Aufgange zur Akropolis stand ein noch in der Kaiserzeit viel bewundertes Werk des Kalamis, ein Weihegeschenk des reichen Kallias, die unter dem Namen Sosandra mehrfach erwähnte Statue der Aphrodite. Auch Gegenstände aus dem Heroenkreise hat Kalamis wiederholt und, wenn Plinius' Urtheil (N. H. 34, 71) nicht eine der beliebten epigrammatisch zugespitzten Wendungen ist, mit vollem Glück behandelt. Er führte eine Erzfigur der Alkmene, Pausanias (X, 16, 4) ein Weihgeschenk der Lakedämonier, das Standbild der Hermione, des Menelaos Tochter, in Delphi an. Aus dem Bereich rein menschlicher sowie der Thierbildung werden verschiedene Zwei- und Viergespanne erwähnt, — vermuthlich die Weihgeschenke für Siege in den Wettkämpfen, darunter eine Quadriga, zu welcher ein Praxiteles — ungewiß, ob der große Künstler dieses Namens oder ein sonst unbekannter Zeitgenosse des Kalamis — einen Wagenlenker machte (*Plin.* N. H. 34, 71)*). Zwei Rennpferde mit den sie zügelnden Knaben darauf arbeitete er für Hieron, der sie in Olympia zu Seiten eines Viergespannes von der Hand des Onatas aufstellen ließ (*Paus.* 6, 12, 1). Bedeutender war ein ebendort befindliches Werk des Kalamis, das den Sieg der Agrigentiner über die Bewohner von Motya verherrlichte und einen Chor betender Knaben in Erzfiguren darstellte (ib. 5, 25, 5).

So zeigt sich Kalamis als ein sehr vielseitiger, auch in der Technik vielgewandter Meister. Er bildete in Gold und Elfenbein, in Marmor wie in Erz und scheint sich auch mit der Kleinkunst beschäftigt zu haben, wenn eine Notiz des Plinius (34, 47), daß ein Kalamis als Caelator in Silber berühmt war und mit zweien seiner Becher noch das Copistentalent der Kaiserzeit herausforderte, hierher zu ziehen ist.

Wenig präcis, wie zumeist, sind die Angaben der Alten über den Stil des Kalamis. In den Vergleichungen der Rhetoriker (*Dion. Hal.*, Isocr. 3) spielt der Künstler eine gewisse Rolle, indem er mit Kallimachos und Polygnot zusammen als Vertreter jener eigenthümlichen Zierlichkeit und Anmuth genannt wird, welche attische Werke aus der letzten Zeit des Archaismus auszeichnete. Da sie in den Reliefs eines kleinen Altars aus Athen (Ann. d. Inst. 1869 tv. J. K.) mit Darstellungen eines widdertragenden Hermes und einer verschleierten Frau besonders deutlich hervortritt, so hat man in ihnen Anlehnung an Werke und Stil des Kalamis erkennen wollen. Den hohen Reiz feinster Durchbildung und durchbrechender Beseelung der Gesichtszüge innerhalb der Grenzen einer noch etwas gebundenen Formengebung charakterisirt auch das der Sosandra ertheilte Lob, sie erscheine im Schmuck verschämter Züchtigkeit und mit ehrbarem und unbewußtem Lächeln. Unter dem erhaltenen Statuenvorrath ist es noch nicht gelungen, sichere Nachbildungen von Werken des Kalamis nachzuweisen. Die Pembroke'sche Marmorstatuette in Wilton-House (Overbeck, Gesch. d. gr. Plast.[3], Fig. 52) weicht von dem Münztypus nicht unwesentlich ab und ist auch der noch sehr alterthümlich gehaltenen Stellung nach für die Kunst des Kalamis nicht reif genug. In wie weit die sich an den atheniſchen sogenannten Apoll auf dem Omphalos (Conze, Beiträge zur Geschichte der griechischen Plastik, Thl. 3—5) anschließenden Werke zu dem Stil des Meisters Beziehung haben, bedarf noch der Aufklärung. (*Th. Schreiber.*)

KALANDERN oder Calandriren (vom französischen calandrer) heißt ein besonders bei der Appretur der Gewebe angewendetes Verfahren, bei welchem die Wirkung eines oder mehrerer Paare von Preßwalzen dazu benutzt wird, dem Stoffe Glätte und Glanz, zuweilen auch, indem die einzelnen Fäden glatt gedrückt werden, den Schein größerer Dichtheit zu geben. Die Construction der hierzu dienenden Vorrichtung, des Kalanders, beruht im allgemeinen darauf, daß von den in einem starken gußeisernen Gestell in horizontaler Anordnung übereinandergelagerten Walzen, zwischen welchen der Stoff flach ausgespannt hindurchgeführt wird, je zwei zusammen arbeiten, von denen die eine aus hartem, die andere aus elastischem Material hergestellt ist. Während für die erstere ein in hohem Grade politurfähiges

*) Nach Benndorf's Vermuthung (a. a. O., S. 46) stand das Viergespann auf der Burg von Athen und war ein Weihgeschenk der Athener für den Sieg über Chalkis auf Euboia (*Paus.* I, 18, 2. *Herod.* V, 77). Vergl. die darauf bezügliche Basisinschrift im CIA. I, 334.

Metall — Gußeisen, Gußstahl oder noch besser Hartguß — verwendet wird, sind für die letztere mit den verschiedenartigsten Stoffen, Kokosfaser, Jute, Baumwollenzeug, comprimirten Hobelspänen — Versuche gemacht worden; am gebräuchlichsten sind jedoch für diesen Zweck die Papierwalzen, deren Anfertigung in der Weise stattfindet, daß eine große Anzahl Papier-, resp. Pappscheiben, auf eine eiserne Achse geschoben und stark gegeneinander gepreßt werden, worauf der zwischen zwei eisernen Scheiben eingeschlossene Papierkörper sehr genau abgedreht wird. Sämmtliche Walzen, mit Ausnahme der untersten, müssen sich etwas heben und senken können, wenn Gewebe von verschiedener Stärke hindurchgehen oder wenn der zwischen den Glättwalzen hindurchgegangene Stoff auf eine Walze aufgewickelt wird. Je nach der Anzahl der Walzen unterscheidet man zwei-, drei-, fünf- und siebenwellige Kalander. Am häufigsten findet der dreiwellige Kalander Anwendung, bei welchem meist die mittlere Walze aus Metall hergestellt ist. Der Stoff tritt hier zwischen der obern Papierwalze und der Metallwalze ein, umschlingt die letztere bis zur Hälfte ihres Umfangs und tritt zwischen ihr und der untern Papierwalze wieder aus, sodaß er zweimal dem Drucke unterworfen wird. Genügt der einmalige Druck, so können zwei Stücke gleichzeitig bearbeitet werden, indem das eine zwischen Ober- und Mittelwalze, das andere zwischen Mittel- und Unterwalze hindurchgeht. Bei den fünf- und siebenwelligen Kalandern, in denen ein vier-, resp. sechsmaliger Druck zur Anwendung kommt, sind gewöhnlich die obere und untere Walze aus Metall, die übrigen selbstverständlich abwechselnd aus Papier und Metall hergestellt. Die erforderliche Pressung wird mittels Hebel- oder Schraubendrucks meist durch Uebertragung von Dampf- oder Wasserkraft hervorgebracht. Bei zweiwelligen Kalandern erfolgt der Antrieb von der Transmissionswelle mittels Riemen direct auf die Metallwalze; bei drei-, fünf- und siebenwelligen Kalandern wird mittels Riemen zunächst eine Vorlegewelle betrieben und dann durch zwei Räder auf die Metallwalze, resp. auf eine derselben, übersetzt, während die übrigen Walzen vermöge der Reibung mitgenommen werden. Um dem Gewebe Glanz zu geben, können die hohlen Metallwalzen durch glühende Bolzen, Dampf oder Gas geheizt werden. Der eigentliche Glanzkalander, auch Frictionskalander genannt, ist derart construirt, daß die Walzen durch Zahnräder eine verschiedene Umdrehungsgeschwindigkeit erhalten, sodaß die schneller gehende auf dem Stoff gleitet und hierbei, ähnlich dem gewöhnlichen Plätteisen, außer durch Druck auch durch Reibung wirkt. Ein wellenartiger Schimmer (Moirirung) wird durch das Kalandern erzeugt, indem man entweder zwei übereinanderliegende Stücke zusammen zwischen den Walzen hindurchführt, oder dem einfachen Stoffe durch einen besondern Mechanismus während des Durchgangs eine links- und rechtsseitige Verschiebung ertheilt, oder auch indem man das Gewebe vor seinem Eintritt zwischen die Walzen straff ausgespannt über die wellenförmig geschweifte Kante einer eisernen Schiene streichen läßt, wodurch eine geringe Verschiebung der Einschlagfäden bewirkt wird. Baumwollene und leinene Gewebe erhalten eine sehr schöne, matte, zartgewässerte Moirirung durch die Behandlung auf dem Stampf- oder Stoßkalander, in welchem der Stoff, auf eine harte hölzerne Walze gewickelt, während der langsamen Umdrehung derselben der Wirkung einer Reihe hölzerner Stampfen ausgesetzt wird. Auf dem gleichen Princip — weil einer ähnlichen Aufgabe dienend — wie die zur Appretur der Gewebe gebräuchlichen Kalander basirt die in der Papierfabrikation verwendete Maschine, gleichfalls Kalander genannt, durch welche dem Papier ein hoher Grad von Glätte und ein seidenartiger Glanz ertheilt wird. Von der gewöhnlichen Construction derselben weicht der sogenannte Bogenkalander nur insofern ab, als hier das Papier nicht in Form eines endlosen Streifens, sondern bogenweise zwischen den Walzen hindurchgeht. (*W. H. Uhland.*)

KALANDSWIESEN sind solche Wiesen, welche man an Landwirthe überläßt unter der Bedingung, daß dafür alljährlich eine gewisse Abgabe entrichtet wird. Zuweilen liegt dieser Verleihung eine Art Erbpacht zu Grunde, sodaß dann die Wiese vom Vater auf den Sohn übergeht. Der Name Kalandswiese rührt von den Kalandsbrüdern (s. Caland) her. (*William Löbe.*)

KALARASCH, die Hauptstadt des zu der ehemaligen Großen Walachei gehörigen rumänischen Kreises Jalomnitza, liegt wenig oberhalb des Beginns der Biegung, welche von der Donau in ihrem untern Laufe durch Verlassen der westöstlichen Richtung und Verfolgen einer südnördlichen beschrieben wird, an dem schmalen linksseitigen Bortscha-Arme des Stromes in der Nähe des Landsees, welcher nach ihr den Namen See von Kalarasch führt. Die Einwohnerzahl der Stadt wird auf 3500 angegeben. In neuester Zeit ist dieselbe Stirbey umgenannt worden nach dem Namen des letzten Hospodars der Walachei vor dem Krimkriege (Barbo Demeter Bibesko Fürst Stirbey, geboren 1801, zum Hospodar erwählt 1848, demissionirte 1854, gest. 1869 zu Nizza), welcher sich schon vor seiner Thronbesteigung als Minister seines Bruders, des Hospodaren Bibesko, um die Sanirung der untern Donauländer große Verdienste erworben. — Kalarasch verdankt seine Bedeutung den Umständen, erstlich, daß es, in einer weit und breit an Versumpfung leidenden Stromniederung gelegen, auch zur Zeit der jährlichen Ueberschwemmungen der Donau mit Truppen und Train zu erreichen ist, und zweitens, daß nur der Strom und die Balta-Insel es von Silistria, ehemals der wichtigsten unter den türkischen Donaufestungen, trennt, was ihm bei den periodischen Angriffskriegen Rußlands wider die Pforte eine hervorragende kriegsgeschichtliche Rolle gesichert hat. Besonders viel genannt wurde es im ersten Stadium des sogenannten Krimkrieges im J. 1854. Schon im November 1853 waren die Russen unter General Anrep von da stromaufwärts nach Oltenitza gerückt und hatten die bei letzterem Orte aufgestellten türkischen Trüppen zum Rückzug über die Donau genöthigt. Als sie dann aber, vom Feinde nicht belästigt, bei Kalarasch Batterien gegen Silistria zu errichten anfingen, ging den 4. März ein starkes türkisches Corps über den Strom, griff diese Werke an

und zog sich erst zurück, nachdem es sie zum großen Theil zerstört hatte. Die russischen Arbeiten wurden dadurch so sehr aufgehalten, daß erst den 7. Mai die Beschießung der Uferbatterien von Silistria beginnen konnte. Am 11. Mai traf der greise Fürst Paskewitsch, der berühmteste russische Stratege jener Zeit, von Warschau her in Kalarasch ein, um den Oberbefehl der Belagerung zu übernehmen, mit deren unmittelbarer Betreibung von der linken Flügelseite her General Schilder, auf der Landseite dagegen am rechten Flußufer der von Karasu herangerückte General Luders befaßt war. Um ein besseres Zusammenwirken beider Heere zu ermöglichen, wurde unterhalb Kalarasch eine Brücke über die Donau geschlagen. Indessen erwiesen die von den Russen gemachten ungeheuern Anstrengungen sich als vergeblich; Silistria hielt sich und nach einundvierzigtägiger Belagerung sah Rußland sich genöthigt, der Feste zu entsagen und seine schwer mitgenommenen Truppen nach der Walachei zurückzuziehen. (*G. Rosen.*)

KALAU heißt ein Kreis und eine Kreisstadt in der preußischen Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt. Der Kreis Kalau, 17,95 geogr. □Meilen oder 99,017 Hektaren groß, ist ein langgestrecktes Land zwischen dem südlich gelegenen sumpfigen Thale der Schwarzen Elster und dem nordlich vorliegenden Spreewalde. Hindurch führen die Berlin-Görlitzer Bahn mit Lübbenau und Vetschau, und der Zweig Lübbenau-Grenze mit Kalau, Altdöbern und Senftenberg; die Halle-Sorau Gubener Bahn mit Kalau; die Kottbus-Großenhainer Bahn mit Drebkau, Petershain und Senftenberg. Die fünf Städte dieses Kreises sind die gesperrt gedruckten. Die Zahl der Bewohner war 1880: 52,778, die der Landesgemeinden 157, der Gutsbezirke 98, der Wohnhäuser 7275, der Haushaltungen 10,956; männlich waren 25,839, weiblich 26,939. 1819 war die Zahl der Bewohner 31,892. 1867 zählte man im östlichen Theile 6760 Wenden. — Die an der Dobra gelegene Stadt Kalau hat 3003 Einwohner (1816: 1529) und 264 Wohnhäuser. Sie liegt 15 Kilometer von Lübbenau und 24 Kilometer von Kottbus, hat eine Wasserleitung und in der Nähe eine schwefelhaltige Stahlquelle. Sie soll schon im J. 950 ummauert gewesen sein. Ein großer Theil der Bewohner treibt das Schuhmachergewerbe. Von den zur Stadt gehörenden 732 Hektaren Fläche sind 575 Hektare Ackerland. — Im Nordwesten liegen die von Patow'schen Güter: Groß-Jehser, 102 (Dorf 176) Einwohner, Gliechow 75 (Dorf 50) und Zinnitz 42 (Dorf 258) Einwohner. Letzteres war ehemals eine nach dem Jahre 1000 vom Polenkönige Boleslaus angelegte Festung. (*G. A. v. Klöden.*)

KALAUER, ein Ausdruck für Witzreden untergeordneter Art, der sich in neuerer Zeit von Berlin aus über Deutschland verbreitet hat. Man denkt dabei zunächst an die Art des Witzes, die in den Gesprächen zwischen Müller und Schulze im „Kladderadatsch" und in den berliner Possen vorherrscht. Die Herkunft des Wortes ist unsicher; einige behaupten, es sei eine Verdrehung des französischen Wortes Calembourg. Der Begriff des Calembourg ist jedoch ein etwas engerer; es wird darunter ausschließlich ein Wortwitz verstanden. Büchmann meint, es habe bei der eigenthümlichen Umbildung des Fremdwortes auch der Gedanke an die Stadt Kalau (s. d.) mitgewirkt, eine kleine Stadt, die wegen der dort betriebenen Fabrikation von Schuhwerk für die unteren Volksklassen bekannt ist. (*W. Creizenach.*)

KALAURIA (*Καλαύρια*, *Καλαυρία* und *Καλαυρία* geschrieben) war der antike Name der jetzt Poros genannten Insel im Saronischen Meerbusen, welche nur durch einen schmalen Meeresarm von der Ostküste von Argolis (dem Gebiete der alten Stadt Troizen) getrennt wird. Dieselbe besteht aus zwei geologisch ganz verschiedenen Theilen: einer von Westen nach Osten 10 Kilometer langen Bergmasse aus Kalkstein, von welcher sich ein schmaler Bergrücken weit nach Norden hinauszieht, und einer mit der Südseite der Hauptinsel nur durch einen schmalen Landstreifen verbundenen kleinen Halbinsel von dreieckiger Form, deren Gestein (Trachyt) auf vulkanischen Ursprung hinweist. An der Süd- und Westseite dieser kleinen Halbinsel, in welcher einige neuere Geographen mit Unrecht die von Pausanias (II, 33, 1) neben Kalauria genannte Insel Sphäria haben erkennen wollen, liegt das moderne aus dem griechischen Befreiungskampfe bekannte Städtchen Poros; dieselbe Stelle scheint auch die im Periplus des sogenannten Skylax (§. 52) und mehreren Inschriften (C. i. gr. n. 1188; Annali dell' instituto 1829, S. 155; Lebas, Inscriptions n. 1754 = K. Keil im Philologus, 2. Supplementband S. 623) erwähnte Stadt (*ἡ πόλις ἡ τῶν Καλαυρεατῶν*) mit ihrem Hafen eingenommen zu haben. Diese Stadt war aber gewissermaßen nur ein Anhängsel eines weithin berühmten Heiligthumes, auf welchem ausschließlich die Bedeutung der Insel im Alterthum beruhte, des auf einer breiten Hochfläche ungefähr in der Mitte der Hauptinsel gelegenen, von einem weiten Temenos mit verschiedenen Nebengebäuden (Wohnungen für die Priester und Tempeldiener, Einkehrhäuser für Fremde u. dergl.) umgebenen Tempels des Poseidon, welcher der Sage nach die Insel von ihrem früheren Besitzer Apollon gegen Delphi (oder von Leto gegen Delos) eingetauscht haben sollte (vgl. *Paus.* II, 33, 2; *Strab.* VIII, p. 373). Dieses Heiligthum des Poseidon Kalaureatas war seit früher Zeit der Mittelpunkt einer Amphiktyonie, d. h. eines unter den speciellen Schutz dieser Gottheit gestellten Bundes von seefahrenden Städten, welche sich zum gemeinsamen Schutze und zur gemeinsamen Erhaltung des Heiligthums verpflichtet hatten. Als Mitglieder dieses Bundes nennt Strabon (VIII, p. 374), dem allein wir unsere Kenntniß davon verdanken, folgende 7 Städte: Hermione, Epidauros, Aegina, Athen, Prasiä, Nauplia und das minyische Orchomenos; für Nauplia sind (nach Austreibung der alten dryopischen Bevölkerung) die Argiver, für Prasiä (nach Annexion der ursprünglich zu Argolis gehörigen Ostküste der Parnonhalbinsel durch Lakonien) die Lakedämonier eingetreten. Im Widerspruch mit dieser ausdrücklichen Angabe Strabon's will E. Curtius („Der Seebund von Kalaurea", im Hermes, Bd. X, S. 385 fg.) nicht das minyische, d. h. boiotische, sondern das arkadische Orchomenos als

Mitglied des Bundes angesehen wissen, welchen er als eine von Pheidon von Argos gestiftete Coalition gegen das Uebergewicht des mit Elis verbündeten Sparta, überhaupt des streng dorischen Elements im Peloponnes, betrachtet; die Erwähnung der Nauplier und Prasier unter den Mitgliedern des Bundes erklärt er durch die Annahme, daß Pheidon in diese beiden von ihren früheren spartanerfreundlichen Bewohnern geräumten Städte neue Ansiedler gesandt habe. Gegenüber dieser, wie es mir scheint, durchaus willkürlichen Annahme glauben wir an der Ansicht festhalten zu müssen, daß der Bund schon vor der Einwanderung der Dorier in den Peloponnes zur Erleichterung und Sicherung des Verkehrs zwischen den Ostküsten des Peloponnes und des mittleren Griechenlands gestiftet worden ist und, nachdem er durch das Ueberwiegen des dorischen Elements, durch den Eintritt der beiden bedeutendsten dorischen Staaten im Peloponnes, seine politisch-commerzielle Bedeutung verloren, zum Schutze des Heiligthums und seines Asylrechtes fortbestanden hat. Dieses Recht des Heiligthums, den Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte zu gewähren, genoß im Alterthum so allgemeine Achtung und Anerkennung, daß selbst Archias von Thurioi, der Häscher des Antipater, es nicht wagte, den Demosthenes, der, von seinen Mitbürgern auf Befehl der makedonischen Gewalthaber geächtet, sich in das Heiligthum geflüchtet hatte, mit Gewalt aus demselben hinwegzuführen, sondern ihn auf gütlichem Wege durch Zureden zu bewegen suchte, die heilige Stätte zu verlassen — eine Aufforderung, der Demosthenes erst nachkam, nachdem er aus seinem Griffel ein rasch wirkendes tödliches Gift gesogen hatte, sodaß er sofort nach seinem Austritt aus dem Tempel niedersank und seinen Geist aufgab (*Plutarch.*, Demosth., c. 29; vgl. A. Schäfer, Demosthenes und seine Zeit, Bd. III, Abth. 1, S. 357 fg.). Die Kalaureaten bestatteten die Leiche des großen Redners und Staatsmannes innerhalb des Peribolos des Heiligthums und errichteten ihm ein Denkmal, das noch dem Pausanias (II, 33, 3) gezeigt wurde. Das Heiligthum, in welchem neben dem Poseidon (als dessen Priesterin nach Paus. a. a. O. eine Jungfrau fungirte) auch Zeus Soter und Aphrodite verehrt wurden (siehe die Inschriften bei Lebas, Inscriptions n. 1754 und 1755), wurde ebenso wie viele andere hochgeehrte und reiche Cultstätten Griechenlands im 1. Jahrhundert vor Christo von den kilikischen Seeräubern geplündert und verheert (s. *Plutarch.*, Pompei., c. 24), bewahrte aber bis in die spätere römische Kaiserzeit sein altes Ansehen und ist jedenfalls erst durch die Herrschaft des Christenthums der Verödung anheimgefallen. Seine jetzt von den Umwohnern mit dem Namen „Palatia" (die Paläste) bezeichnete Trümmerstätte ist dann jahrhundertelang von den Bewohnern von Poros, Hydra und anderen Orten als Steinbruch benutzt worden; infolge dessen sind jetzt nur noch unscheinbare Reste der ausgedehnten alten Baulichkeiten erhalten, von welchen Lebas (Voyage archéologique en Grèce et en Asie mineure. Itineraire, pl. 15) einen Situationsplan entworfen hat. — Vgl. E. Curtius, Peloponnesos, II, 443 fg.; Bursian, Geographie von Griechenland, II, 92 fg. (*C. Bursian.*)

KALAUSS, auf Tatarisch die Grenze der Städte, ein Fluß im kaukasischen Gouvernement Stawropol, der rechts in den Manytsch mündet, welcher unter dem Namen Sargamysch bekannt ist. Er durchströmt anfangs den Pätigorskischen und dann den Stawropolschen Kreis. Der Kalauß entspringt auf den Worowskoleskischen Bodenerhebungen und mündet in den Manytsch bei dem Kurgan Kara-ul-Tjube; seine Richtung ist von Süden nach Norden, seine Länge 270 Kilometer, seine Breite in der oberen Strömung 7—15 Fuß, in der mittleren und unteren 25—112 Fuß, seine Tiefe schwankt überall zwischen 2 und 7 Fuß, im Sommer aber trocknet er von seiner Quelle an bis zur Mündung des Flüßchens Jankubi ganz aus. Der Boden des Flusses ist schlammig und lehmig, sein Wasser von keiner guten Beschaffenheit, da es Kalktheile enthält. Das Thal, durch welches der Kalauß fließt, hat eine Breite von 2—17 Kilometer. — Von der Quelle des Flusses an bis zum Einfluß des Ku-ai-gura in ihn ist das rechte Ufer hoch und steil, das linke niedrig. Unterhalb des Ku-ai-gura sind beide Ufer flach und deshalb im Frühjahr überschwemmt. Alle Zuflüsse des Kalauß sind unbedeutende Bäche, die nur im Herbst voll Wasser sind. (*A. v. Wald.*)

KALAVRYTA, d. h. Schönbrunn, ist ein griechisches Städtchen im Peloponnes, der Sitz des Erzbischofs in der gleichnamigen Eparchie der Nomarchie Achaja und Elis. Es liegt in 700 Meter Höhe in einer 6 Kilometer langen fruchtbaren Ebene, die sich am nördlichen Fuße des Veliagebirges von Westen nach Osten erstreckt und durchströmt wird von einem wasserreichen, in der Kleitoria entspringenden, durch einen Spalt zwischen dem westlichen Ende der Aroania- und dem östlichen der Erymanthoskette in die Ebene eintretenden Flusse, dem Erasinos der Alten, welcher jetzt der Fluß von Kalavryta genannt wird. Wahrscheinlich lag an dieser Stelle das alte Kynätha; die Ebene und die Abhänge der sie umschließenden Gebirge bildeten das Gebiet der Kynätheis. Das von den Ruinen einer fränkischen Burg überragte Städtchen liegt anmuthig zwischen Gärten. Ueber der Hinterseite der Stadt ist der westliche Gipfel des schneebedeckten Chelmós sichtbar. Zwei Katakomben in der Nähe sind die einzigen vorhandenen Reste aus alter Zeit. Ein vielfach gewundener Pfad führt in $2^1/_2$ Stunden von hier zu einer mächtigen, von einer 200 Meter hohen steilen Felswand überragten Höhle, in welche das größte und reichste Kloster Griechenlands, Megaspiläon, d. h. die große Höhle, hineingebaut ist. — Kalavryta wurde im J. 1459 vom Despoten Thomas, und 1460 von Mohammed II. erobert. Schon bei dem im J. 1770 durch die Russen veranlaßten und betriebenen Aufstande der Griechen im Peloponnes, der so unglücklich endete, erhob zuerst Kalavryta die Fahne des Aufruhrs; und am 4. April 1821 brach in Morea der Aufstand unter Andrea Zaïmis aus Kalavryta aus, in dessen Folge am 9. April die provisorische Regierung zu Kalamata eingesetzt ward. (*G. A. v. Klöden.*)

KALB (Charlotte von), bekannt als Freundin Schiller's, wurde am 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld geboren. Ihr Vater war Johann Friedrich Philipp Marschall von Ostheim, ihre Mutter Wilhelmine Henne geb. von Stein. Sie verlor früh ihre Aeltern und wuchs heran durchaus auf sich selbst angewiesen, ohne in ihrer Umgebung jemand zu finden, der ihr eigenthümliches Seelenleben richtig verstanden hätte. Ihr Naturell hatte schon frühzeitig durch das Leben auf dem väterlichen Landsitze Nahrung erhalten. Die Beschäftigungen, die sonst der Kinderwelt Freude gewähren, zogen sie wenig an; sie erzählt selbst, sie habe dem Spielen mit Puppen niemals Geschmack abgewinnen können. Nach dem Tode der Aeltern lebte sie zuerst im Hause des Herrn von Türk in Meiningen, dann bei ihrem Oheim Herrn von Stein auf Nordheim. Mit dem geräuschvollen geselligen Leben, das im Hause des Oheims herrschte, vermochte sie sich nicht zu befreunden; ihr liebster Umgang waren Männer, die auf ihre literarischen Interessen eingehen konnten, wie der meiningische Bibliothekar Reinwald und der meiningische Hofprediger Pfranger, bekannt als Verfasser des gegen Lessing's „Nathan" gerichteten Dramas „Der Mönch vom Libanon". Ihre Bildung strebte schon frühzeitig über den durch die französische Literatur begrenzten geistigen Interessenkreis der höheren Stände hinaus. So brachte sie auch Schiller als Menschen wie als Schriftsteller eine innige Theilnahme entgegen; bei ihrem ersten Zusammensein während Schiller's Aufenthalt in Bauerbach (November 1782 bis Juli 1783) wurde allerdings noch nicht der Grund zu dem späteren innigen Seelenbunde gelegt.

Noch im Jahre 1783 vermählte sich Charlotte mit Heinrich von Kalb, der als französischer Offizier den nordamerikanischen Befreiungskrieg mitgemacht hatte und eben damals zurückkehrte. Die Verbindung wurde auf Antrieb des Präsidenten von Kalb, Heinrich's Bruder und Gemahl von Charlottens Schwester Leonore, geschlossen, der durch diese Ehe einen Einfluß auf Charlottens Antheil am Familienvermögen wahren wollte. Nachdem sie den ersten Winter ihrer Ehe in Baireuth verlebt hatte, reiste sie im Mai 1784 mit ihrem Gemahl nach dessen Garnisonsorte Landau; unterwegs trafen sie in Mannheim mit Schiller zusammen. Es wird erzählt, daß Schiller am 9. Mai, am Tage nach Charlottens Ankunft, als im Theater „Kabale und Liebe" gespielt werden sollte, aus Rücksicht auf die Gäste die Schauspieler veranlaßt habe, den Namen des Hofmarschalls von Kalb nicht auszusprechen. Sie verließ indeß Landau schon Ende Juli, da sie, wie die meisten französischen Offiziersfrauen, nicht in der Garnisonsstadt des Mannes leben mochte, und nahm für die nächste Zeit ihren Aufenthalt in Mannheim. Dort wurde ihr 1784 der älteste Sohn geboren. Sie erhielt indeß häufig Besuch aus Landau von ihrem Manne und dessen Freunden, unter denen einer, William Hugo, auch in ihren Memoiren erwähnt wird. Aus ihrem Verkehr mit Schiller entwickelte sich bald eine tiefe Neigung. Die Gedanken über den Conflict der Convention und des Pflichtgebots mit der Leidenschaft, die Schiller in den Gedichten „Kampf" und „Resignation" niedergelegt hat, haben sich ohne Zweifel im Verkehr mit Charlotte von Kalb im Dichter entwickelt. Auch für die Königin Elisabeth im „Don Carlos", den Schiller damals zu dichten begann, scheint er einige Züge aus Charlottens Charakter entlehnt zu haben. Was die Freundin ihm damals war, hat Schiller selbst in späterer Zeit schon und treffend dargethan, wenn er bald nach der Vollendung des „Wallenstein" an Charlotten schreibt (22. April 1799): „Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent. Nicht nur das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern auch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war Ihnen werth."

Die Verbindung der beiden wurde indeß durch Schiller's Abreise nach Leipzig im April 1785 zunächst aufgelöst; ihre Empfindungen bei der Trennung hat Charlotte in dem Dialog „Maya und Fimanté" geschildert. Sie fand indeß einigen Trost im Zusammensein mit Sophie von Laroche, die damals im benachbarten Speier lebte; in Heidelberg befreundete sie sich mit dem geistesverwandten Jung-Stilling. In Mannheim hing ihr der Schauspieler Beck, Schiller's zurückgebliebener Freund, mit warmer Verehrung an.

Indeß gestalteten sich damals, infolge eines langwierigen Processes, die Verhältnisse ihres älterlichen Familienvermögens sehr ungünstig, sodaß der Präsident von Kalb, der den Proceß für die Familie führte, in sie drang, den kostspieligen Aufenthalt in Mannheim aufzugeben. Im Frühjahre 1786 siedelte sie nach dem Gute ihres Schwiegervaters, Kalbsrieth in Thüringen, über, wo sie, von allem geräuschvollen Welttreiben abgeschlossen, sich ganz der Erziehung ihres Knaben und der Lektüre widmete. Vor allem fühlte sie sich zu dem Studium der Werke Herder's hingezogen, der ihr durchaus congenial war; „sie spricht gerade so, wie Herder in den Briefen über Humanität schreibt", hat Jean Paul in späterer Zeit einmal von ihr gesagt. Damals begannen schon die ersten Anzeichen ihres Augenleidens, das sich späterhin bis zu völliger Erblindung steigerte.

Der Wunsch nach lebendigerem, angeregterem Verkehr ließ sie im April 1787 die Einladung einer Verwandten, der Frau von Uechtritz, nach Gotha annehmen. Sie trat dort in den Kreis von geistig angeregten Persönlichkeiten ein, die damals dem geselligen Leben in dieser Residenzstadt ein durchaus eigenartiges Gepräge verliehen. Der tonangebende Mann in diesem Kreise, Gotter, war freilich nicht im Stande, sie völlig zu würdigen. Tiefere und nachhaltigere Anregungen empfing sie, als sie wenige Monate später nach Weimar übersiedelte, zumal da Schiller am 21. Juli gleichfalls dorthin kam. Er hatte seit seiner Abreise von Mannheim mit Charlotten in brieflichem Verkehr gestanden, und jetzt war es auch vor allem ihre Anwesenheit, was ihn nach Weimar zog. Mit gesteigerter Heftigkeit wandte sich von neuem ihre Neigung dem Dichter zu, ja sie trug sich

damals mit dem Gedanken, das Ehebündniß mit dem ungeliebten Manne zu lösen und sich mit Schiller zu vermählen. Die Liebe Schiller's zu Charlotte von Lengefeld (Sommer 1788) riß sie aus diesen Zukunftsplänen heraus und bereitete ihr eine schmerzliche Enttäuschung. Ihr Verhältniß zum Dichter blieb indeß noch während der nächsten Zeit ein freundschaftliches. Die Nachricht von Schiller's bevorstehender Vermählung hat sie freilich tief schmerzlich berührt; sie hat damals ihre Briefe von Schiller zurückverlangt und den Flammen überliefert. Den Gedanken einer Trennung ihrer Ehe gab sie nun wieder auf. Trost und Erhebung fand sie in diesen traurigen Tagen vor allem im Umgange mit Herder. Auch sonst blieb sie in Weimar nicht vereinsamt; Goethe und die beiden Herzoginnen Anna Amalia und Luise brachten ihr innige Theilnahme entgegen.

Ebenso wurde bald mit Schiller ein würdiges Verhältniß wiederhergestellt. Schiller empfahl ihr auch seinen Landsmann Friedrich Hölderlin als Hauslehrer für ihren Sohn (1793). Wie alle, die in ihren Gesichtskreis traten, so wurde nun auch Hölderlin von der Fülle und Tiefe ihres Geistes bezaubert. Indeß empfand er in Waltershausen, wo sich damals die Familie von Kalb aufhielt, bald die Sehnsucht nach einem Orte, der reichere Belehrung und mannichfaltigern Umgang gewährte; er gab die Hauslehrerstelle Ende 1794 wieder auf und wandte sich nach Jena.

Noch eine schmerzliche Enttäuschung sollte ihr in den nächsten Jahren bevorstehen. 1796 lernte sie in Weimar Jean Paul kennen: die schwärmerische Neigung, die beide zueinander faßten, steigerte sich noch, als er Ende 1798 seinen Besuch in Weimar wiederholte; abermals erwog sie die Möglichkeit einer Ehescheidung und einer neuen Vermählung. Im Laufe des Jahres 1799 zeigte es sich jedoch, daß Jean Paul diesen Schritt nicht wagen mochte; er zog sich von ihr zurück. Charlotte wurde ihm indeß das Vorbild zur Linda in seinem Romane „Titan".

Die nächsten Jahre brachten ihr neues schweres Unglück. Ihre Vermögensverhältnisse gestalteten sich immer ungünstiger. Sie dachte daran, ihre Lage durch Gründung einer Erziehungsanstalt zu verbessern, unterließ jedoch die Ausführung dieses Plans, nachdem Schiller ihr vorgestellt hatte, daß sie zum erzieherlichen Berufe nicht geeignet sei (1800). 1802 wollte sie von Waltershausen wieder dauernd nach Weimar übersiedeln; sie blieb jedoch an ihrem frühern Aufenthaltsorte, wie aus einem Briefe Schiller's hervorzugehen scheint, weil sie die Kosten des weimarer Aufenthalts nicht bestreiten konnte. Der große Proceß um den Familienbesitz wurde zu ihrem Nachtheil entschieden (1804); sie gerieth in die äußerste Noth. Selbst die Heilmittel zur Pflege ihres Augenleidens mußte sie sich versagen. Im Jahre 1806 erschoß sich ihr Gemahl in Verzweiflung über die zerrütteten Vermögensumstände. Schon im Jahre 1804 hatte sie sich nach Berlin gewendet, wo ihr Hufeland und Fichte freundliche Theilnahme bezeigten; dann hielt sie sich einige Zeit in Frankfurt und Würzburg auf, schließlich kam sie wieder nach Berlin zurück. Sie lebte hier in sehr beschränkten Verhältnissen, dabei nahm ihr Augenleiden zu; im Jahre 1820 erblindete sie völlig. In demselben Jahre wurde ihr auf Verwendung der Prinzessin Marianne von Preußen eine Wohnung im königlichen Schlosse angewiesen; dort verbrachte sie den Rest ihres Lebens. Häufige Besuche von Freunden und Freundinnen — worunter mehrere literarisch bekannte Persönlichkeiten — hielten sie mit den geistigen Interessen der Zeit in Zusammenhang und halfen ihr ihr schweres Geschick leichter tragen. Sie starb am 12. Mai 1843.

In den Lebenserinnerungen, die sie während ihrer letzten Lebenszeit dictirte, hat sie ein literarisches Denkmal hinterlassen. Diese Erinnerungen erschienen nach ihrem Tode in wenigen Exemplaren als Manuscript gedruckt unter dem Titel „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten", von neuem herausgegeben und allgemein zugänglich gemacht durch Palleske (Stuttgart 1879). Dieses Werk der blinden Greisin ist in einer dunkeln, wunderlichen, oft kaum zu enträthselnden Sprache geschrieben, indeß ist es doch zu hart, wenn man sie als „einen 200 Seiten währenden Vernichtungskampf gegen Grammatik, Orthographie, Natur und gesunden Menschenverstand" bezeichnet hat. Viele Stellen zeugen — wie der Unterzeichnete bereits in einer Besprechung des Palleske'schen Buches („Centralblatt" 1880, S. 357) zu bemerken Gelegenheit hatte — von einer überraschenden Feinheit und Tiefe der Beobachtung, manche Schilderungen sind voll plastischer Anschaulichkeit und die Aeußerungen über literarische Dinge lassen uns in Charlotten die würdige Freundin der weimarer Dichter und Denker erkennen. Charlottens Roman „Cornelia", den sie gleichfalls in ihrer Blindheit dictirte, war mir nicht zugänglich. Er enthält Beziehungen auf persönliche Erlebnisse der Verfasserin. Zu ihren Lebzeiten hat sie, soviel ich weiß, nichts durch den Druck veröffentlicht außer einem Trauergedicht auf ihre mütterliche Freundin und Pflegerin Frau von Türk, das in Wieland's „Deutschem Merkur" 1782 (2. Quartal, S. 86 fg.) erschienen ist.

Eine Monographie über Charlotte von Kalb mit sorgfältiger Benutzung ihrer Lebenserinnerungen veröffentlichte E. Köpke („Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe", Berlin 1852); eine durch Sachkenntniß und Unparteilichkeit ausgezeichnete Würdigung enthält Sauppe's Aufsatz im „Weimarischen Jahrbuch", Bd. I, S. 372 fg. Palleske hat in seiner Schillerbiographie mit besonderer Vorliebe bei Charlotten verweilt. Eine ungerechte Voreingenommenheit zeigt Adolf Stahr („Schiller's Frauengestalten", Westermann's „Monatshefte", 1876, December, S. 246 fg.). Wittmann in seinen interessanten und lehrreichen Feuilletons über Charlotte von Kalb („Neue Freie Presse" 1876, Nr. 4349, 4351, 4356 fg.) neigt sich gleichfalls auf die Seite der Gegner, von ihm rührt auch das oben angeführte Urtheil über ihre Lebenserinnerungen her. Er wurde dafür, ebenso wie Stahr, von Palleske in der Einleitung zu

seiner Ausgabe der Lebenserinnerungen heftig angegriffen; er vertheidigte sich in der „Neuen Freien Presse" 1879, Nr. 5243.

Briefe Charlottens enthält das Sammelwerk „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (Stuttgart 1862); Wittmann l. c. theilt einen Brief mit, den Charlotte am 11. Mai 1785 von Mannheim aus an Schiller nach Leipzig richtete, den dieser nicht zurückgab und dadurch vor der Verbrennung rettete, ferner aus der Zeit nach Schiller's Verheirathung zwei auf die Hauslehrerangelegenheit bezügliche Briefe; Briefe an Jean Paul bei Spazier, „Jean Paul Friedrich Richter" (Bd. IV) und in der „Vossischen Zeitung" Sonntagsbeilage 1882, Nr. 16 fg.

Charlottens Kinder waren: 1) Karl Friedrich Heinrich Alexander von Kalb, gewöhnlich Fritz genannt, geb. 1784, der Zögling Hölderlin's, später Ulanenrittmeister in Düsseldorf; Todesjahr unbekannt; 2) Amalie Regia Eleonore Adelaide, genannt Edda, Hofdame der Prinzessin Wilhelm von Preußen in Berlin, Herausgeberin der Schriften ihrer Mutter, gest. 23. Januar 1874, welcher Palleske werthvolle Nachrichten verdankt; 3) August Wilhelm von Kalb, geb. 1793, gest. 1825; eine kurze Notiz über seinen Lebenslauf bei Palleske, S. 258; 4) Eleonore Susanne Amalie Henriette, geb. 1795, gest. wenige Wochen nach ihrer Geburt.

Wir besitzen von Charlotte zwei Bildnisse, ein Pastellbild, auf welchem sie in eigenthümlichem Rococo-Aufputz, ein Buch in der Hand haltend, dargestellt ist; Nachbildungen findet man unter andern in Wurzbach's „Schillerbuch" und in Düntzer's Leben Schiller's; ferner ein Oelgemälde, auf Schloß Waltersbausen befindlich, eine photographische Nachbildung vor Palleske's Ausgabe der Lebenserinnerungen. Die Zeichnung ihrer Todtenmaske, die Palleske („Schiller's Leben und Werke", 10. Aufl., Stuttgart 1879, Bd. I, S. 483) erwähnt, ist, soviel ich weiß, nicht reproducirt. (*W. Creizenach.*)

KALB (Johann), General im amerikanischen Revolutionskriege, wurde am 29. Juni 1721 zu Hüttendorf bei Erlangen in der damaligen Markgrafschaft Baireuth geboren, als zweiter Sohn des dortigen Bauern Johann Leonhard Kalb und seiner Ehefrau Margaretha, geborenen Seiz von Eschenbach, vorher verwittweten Puz zu Hüttendorf. Seine Jugendgeschichte ist in tiefes Dunkel gehüllt. Es ist von ihm nur bekannt, daß er seine Kinderjahre im väterlichen Hause verlebte und seinen ersten Unterricht in der Schule zu Kriegenbronn erhielt. Darauf wurde er Kellner und ging als solcher, kaum 16 Jahre alt, in die Fremde. Von hier an fehlt für lange Jahre jede Nachricht über ihn. Er muß aber bald nach Frankreich und unter die Soldaten gegangen sein, denn gegen Ende des Jahres 1743 taucht der ehemalige Bauernjunge Hans Kalb zuerst als Jean de Kalb und als Lieutenant im französischen Infanterieregiment Löwendal wieder auf. Wie er ins Ausland gerieth, und wie er sich hier seinen Weg bahnte, insbesondere wie es ihm ermöglicht wurde, sich diejenigen wissenschaftlichen Kenntnisse und Formen des geselligen Verkehrs anzueignen, welche zur erfolgreichen Behauptung des von ihm angenommenen Adels nothwendig waren, ist bei dem Mangel an zuverlässigen Quellen unbekannt geblieben. Die Geschichte hat es jedenfalls fortan nur mit dem Offizier, dem Baron von Kalb, zu thun. Unter dem Marschall von Sachsen, dem großen europäischen Feldherrn zwischen dem Prinzen Eugen und Friedrich dem Großen, kämpft Kalb in Flandern gegen England, Holland und Oesterreich. Sein Regiment hat Antheil, oft entscheidenden, an fast allen Erfolgen der französischen Waffen. Ueberhaupt gibt es mit Ausnahme der Schlacht von Lafeld und Rancoux kaum ein hervorragendes Ereigniß, bei welchem sich das Regiment Löwendal in den niederländischen Feldzügen nicht ausgezeichnet hätte. In zu untergeordneter Stellung, als daß sein Name in den Berichten jener Zeit besonders erwähnt wäre, ist Kalb jedoch schon damals ein fleißiger und strebsamer Offizier, der unablässig an seiner Ausbildung arbeitet und neben den neueren Sprachen besonders die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Belagerungskunst und die innere Organisation der verschiedenen Heereskörper studirt. Dieser Strebsamkeit entspricht auch seine schnelle, im Jahre 1747 erfolgte Beförderung zum Hauptmann und Regimentsadjutanten. Zugleich wird er mit den Dienstleistungen eines officier de détail betraut. Diese für einen so jungen Offizier ehrenvolle, aber auch höchst verantwortliche Stellung, welche in seiner Person die Pflichten eines Verwalters und Richters des Regiments vereinigte und ihm die Herrschaft im Innern desselben verlieh, konnte nur ein umsichtiger, energischer und gewissenhafter Mann gut ausfüllen. Aber auch über das Niveau eines solchen ragte er bald hinaus. Im Jahre 1754, zu einer Zeit, wo die officielle Welt Frankreichs sich mit dem Plan der Landung einer französischen Armee in England trug, legte Kalb dem Marineministerium den Entwurf zur Errichtung eines aus Fremden angeworbenen Marineregiments für die Landung in England vor, welcher nicht nur von außergewöhnlicher, militärischer Einsicht, sondern auch in hohem Grade von Geschichtskenntniß und politischem Scharfblick zeugte. Dieser bis ins Detail ausgearbeitete Entwurf verschaffte ihm zwar die Anerkennung seiner Vorgesetzten, wurde jedoch nicht verwirklicht. Vielleicht hätte derselbe mehr Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn Kalb nicht zu stolz gewesen wäre, sich, wie ihm gerathen wurde, an den Anhang der Pompadour zu wenden. — Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges ist Kalb Major im Regiment Löwendal. In der Schlacht bei Roßbach gehörte dasselbe zum Corps des Herzogs von Broglie, welches den Preußen bei Merseburg den Saale-Uebergang wehren sollte, indessen nach tapferem Widerstande total geschlagen wurde, dann aber mit dem Corps des Grafen St.-Germain die Franzosen auf dem Rückzuge vor Vernichtung schützte. Im Jahre 1760, nachdem das Regiment Löwendal aufgelöst und in den Regimentern Anhalt und la Marck aufgegangen war, wurde Kalb durch den Marschall, Herzog von Broglie, zum Generalquartiermeister-Adjutanten (aide-maréchal général des logis) bei der Armee des Oberrheins ernannt. Durch diese seine neue Stellung, welche

er seit dem 19. Mai 1761 mit dem Range eines Oberstlieutenants bis zum Ende des Krieges bekleidete, wurde Kalb in täglich nähere Berührung mit dem Oberbefehlshaber gebracht. So gewann Broglie eine besondere Vorliebe für Kalb. Als infolge des Zerwürfnisses, welches die in der Schlacht von Vellinghausen ergriffenen Maßregeln zwischen Soubise und Broglie hervorgerufen hatten, dieser dem Günstling der Pompadour, Prinzen von Soubise, weichen mußte, drückte Kalb seinem Beschützer und Freunde seine Theilnahme und seinen Schmerz über diese ungerechte Zurücksetzung in so unzweideutigen Worten aus, daß Soubise sein erklärter Feind wurde, ihn von seinem Posten entfernen und als Major dem sächsischen Hülfscorps beigeben wollte. Dieser Plan gelang jedoch nicht, da die nächsten Vorgesetzten Kalb's ihn nicht missen zu können versicherten. Das persönliche Verhältniß zwischen Broglie und Kalb blieb aber das alte und gleich innige für das ganze spätere Leben beider Männer. — Nach der folgenschweren Schlacht bei Wilhelmsthal (24. Juni 1762), durch welche alle von Broglie errungenen Vortheile wieder verloren gingen, empfing Kalb für sein tapferes und umsichtiges Verhalten bei dieser Gelegenheit den Orden des militärischen Verdienstes. Das französische Hauptquartier befand sich dann bis zum Frieden in und bei Frankfurt a. M. Während dieser Zeit nahm sich Kalb verschiedener fürstlicher und adeliger Familien an, welche ihre Forderungen an die französische Armee geltend machten. Für diese seine Vermittelung scheint er entsprechend entschädigt zu sein, wenigstens belief sich bald darauf das Vermögen des vorher mittellosen Mannes auf 52,000 Franken. — Nach Beendigung des Krieges wurde sein für dessen Dauer geschaffenes Amt aufgehoben. Kalb konnte von Glück sagen, daß er sich bei Auflösung des Regiments Löwendal eine Hauptmannsstelle im Regimente Anhalt gekauft hatte, denn sie sicherte ihm fürs erste einen festen, wenn auch bescheidenen Rückhalt. Mit dem Range eines Oberstlieutenants war er nun Hauptmann. Seine Bemühungen in Paris, eine seiner bisherigen Charge angemessene Stellung zu erhalten, blieben fruchtlos. Indessen führte sein pariser Aufenthalt eine andere unerwartete Wendung seines Geschickes herbei. Er lernte nämlich die Tochter des Enkels eines durch Colbert nach Frankreich berufenen und von Ludwig XIV. geadelten holländischen Tuchfabrikanten Peter van Robais kennen. Kalb heirathete sie am 10. April 1764. Seine Ehe war bis zu seinem Lebensende eine sehr glückliche und gestaltete seine äußeren Lebensverhältnisse zu glänzenden. Nach seiner Verheirathung lebte Kalb mit seiner jungen Frau in und um Paris und wurde auf sein Ansuchen gegen Ende 1764 als Oberstlieutenant mit entsprechender Pension zur Disposition gestellt. Aber schon nach Jahresfrist behagte ihm die Ruhe nicht mehr. So trat er denn mit gewichtigen Empfehlungen des Herzogs von Broglie und seines Bruders, des Grafen von Broglie, versehen, mit dem berühmten, aus der Kriegsschule Friedrich's des Großen und des Herzogs von Braunschweig hervorgegangenen Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe in Unterhandlung. Dieser hatte während der letzten Jahre des Siebenjährigen Krieges in Portugal gedient und die Angriffe der Spanier erfolgreich zurückgeschlagen. Als er im Jahre 1764 nach Deutschland zurückgekehrt war, um hier drei deutsche Regimenter für Portugal zu werben, suchte ihn Kalb in Bückeburg auf. Die hier angeknüpften Verhandlungen zerschlugen sich jedoch, nachdem sie sich zwei Jahre lang hingezogen hatten. Mittlerweile hatte sich Kalb ein ganz neuer Wirkungskreis erschlossen. Seit dem Ende des Jahres 1758 war der Herzog von Choiseul (1719—1785) an die Spitze des französischen Ministeriums getreten. Bei dem Streben dieses bedeutenden Staatsmannes, alle Politik und Waffen, alle Kampflust und allen Unternehmungsgeist seines Volkes gegen England zu richten, um den alten Glanz und die in den aufreibenden Kriegen der letzten Decennien verlorene Machtstellung Frankreichs England wieder zu entreißen, waren ihm die aus dem Zwist mit den amerikanischen Colonien für das Mutterland erwachsenden Gefahren nicht verborgen geblieben. Hier war der Punkt, wo er den verhaßten Nebenbuhler empfindlich demüthigen, wo er ihn aus den Angeln zu heben hoffen konnte, hier fand sich die so lange ersehnte und endlich eingetretene Gelegenheit, Frankreich wieder zu seinem früheren Einfluß und seiner schiedsrichterlichen Stellung in der europäischen Staatenfamilie zu erheben. Zunächst galt es, die amerikanischen Verhältnisse und den Grad der Gärung gründlich zu ermitteln. Zu diesem Zwecke wurde Kalb von ihm in geheimer Mission nach Amerika gesandt, um daselbst möglichst den wirklichen Stand der Dinge zu erforschen. Mit diesem Auftrag trat Kalb in die höhere Politik seiner Zeit und in durchaus neue Verhältnisse ein, die für sein ganzes späteres Leben entscheidend werden sollten. Am 4. October 1767 tritt er von London aus die Reise nach Philadelphia an, wo er nach einer stürmischen Fahrt am 12. Januar 1768 ankommt. Seine Berichte aus den englisch-amerikanischen Colonien, die er von Pennsylvanien über New-Jersey und New-York bis nach Neu-England und Canada bereiste, zeichnen sich durch scharfe Auffassung und gesundes Urtheil vortheilhaft aus. Leider gelangten nur wenige von ihnen an den Ort ihrer Bestimmung, sodaß Kalb, der während seines ganzen damaligen amerikanischen Aufenthaltes nie eine Antwort von Choiseul erhielt, Ende April 1768 von New-York aus nach Europa zurückkehrte. Hier erfuhr er die Kränkung, daß der Minister ihm vorwarf, Amerika zu schnell verlassen zu haben So sah sich Kalb wieder um die Belohnung seines Ehrgeizes getäuscht. Er schien fortan alle militärischen und politischen Pläne aufgegeben zu haben, wie er denn auch einige Monate nach seiner Rückkehr von Amerika das Schloß Milon la Chapelle, drei Meilen von Versailles, kaufte, wo er mehr als zwei Jahre in ländlichem Stillleben verbrachte. Im Jahre 1771 aber forderte ihn der Herzog von Brillière auf, nach Polen zu gehen und dort gleich so vielen französischen Offizieren (Dumouriez) für die Conföderirten von Bar gegen die Russen zu kämpfen. Kalb stellte jedoch seine Bedingungen und

verlangte namentlich den Rang eines Brigadiers und ein festes Gehalt seitens Frankreichs, worauf indessen das Ministerium nicht einging. Er blieb also vorläufig zu Hause und schrieb, in seinem Ehrgeize nach einem größeren Felde der Thätigkeit verlangend, militärische Gutachten und Pläne. Ein 1775 wurde seine erzwungene, wenn auch glückliche Ruhe durch einen kurzen viermonatlichen Garnisondienst in Metz unterbrochen, den er wie alle zur Disposition gestellten Offiziere zu thun hatte. Für diese seine Leistungen empfahl ihn sein Vorgesetzter, der jüngere Broglie, dem Kriegsminister Grafen St.-Germain so vortheilhaft, daß dieser ihn mit dem Range eines Marechal de camp für die emporten Colonien Amerikas bestimmte, während zugleich der amerikanische Gesandte Silas Deane ihn eigenmächtig als Generalmajor im Dienste der amerikanischen Colonien anstellte. Aber obschon die französische Regierung bestrebt war, deren Unterstützung zu verheimlichen, so wurde sie von dem englischen Gesandten, Lord Stormond, doch durchschaut, der über diese Mission eines „so äußerst fähigen Mannes" wie Kalb nach London berichtete und dadurch die Ausführung der Expedition, die anfangs über Havre gehen sollte, zunächst vereitelte. Erst der Beitritt Lafayette's, der in Bordeaux ein eigenes Schiff ausrüstete, ermöglichte sie, und am 20. April 1777 stach Kalb, dem Broglie den jungen Lafayette als Schützling beigegeben hatte, von Los Pasages in See und landete am 13. Juni an der Küste von Süd-Carolina, etwa einen halben Grad nördlich von Charleston.

Indem Frankreich den aufständischen Colonien seine Unterstützung gewährte, hatte es weiter nichts im Auge, als Englands Macht zu schwächen. Amerika sollte lediglich der Boden sein, auf welchem seine im Siebenjährigen Kriege verloren gegangene Waffenehre wiederhergestellt würde. Das dort für seine Freiheit kämpfende Volk kam bei den leitenden Staatsmännern, als sie Frankreichs Hülfe boten, in ihrer cynischen Geringschätzung des Volkskrieges gar nicht in Betracht. Ein geistiges Verständniß der hohen Ziele dieses Kampfes lag ihnen so fern wie der Schauplatz selbst, wo das große Drama spielte. Am treffendsten wird diese ganze Anschauungsweise durch die Instruction charakterisirt, welche Broglie Kalb zukommen ließ. Nach dieser sollte letzterer darauf hinwirken, daß die höchste militärische Gewalt einem mit Frankreich gemeinsame Sache machenden Manne übertragen würde, welcher in dieser Stellung die Herrschaft im Lande allmählich und unbemerkt an sich reißen und zu Frankreichs Gunsten ausbeuten sollte. „Das Wesentliche der Sendung", schreibt Broglie am 11. December 1776 von seinem Landgute Ruffec an Kalb, „mit welcher Sie beauftragt sind, besteht also darin, daß Sie den Nutzen oder vielmehr die unerläßliche Nothwendigkeit der Wahl eines Mannes klar machen, welchem man die Gewalt einräumen müßte, seine Gehülfen mitzubringen und jedem von ihnen die Stellung anzuweisen, die er für passend erachtet. Der Rang des zu Erwählenden müßte ein ganz besonders hervorragender sein, wie z. B. derjenige des Prinzen von Nassau; seine Thätigkeit dürfte sich aber nur auf das Heer, nicht auch auf den Civildienst erstrecken, mit der einzigen Ausnahme vielleicht, daß er die politischen Verhandlungen mit den fremden Mächten zu leiten hätte. Indem Sie diesen Mann vorschlagen, müssen Sie natürlich thun, als ob Sie nicht wüßten, daß er überhaupt eine solche Stellung nur wünsche; allein Sie müssen zu gleicher Zeit zu verstehen geben, daß er blos unter ganz außerordentlichen Bedingungen sich zu den ihm zugemutheten Opfern entschließen würde. Sie würden ferner auszubedingen haben, daß drei Jahre die längste Zeit sei, für die er sich verpflichten könne, daß er auch nach Ablauf dieser Zeit ein bestimmtes Gehalt beanspruche, und daß er sich um keinen Preis für immer expatriiren wolle. Sie müssen auf diesem Punkte um so mehr bestehen, als die Versicherung, daß der Mann nach spätestens drei Jahren nach Frankreich zurückkehren will, jede Besorgniß ob der ihm einzuräumenden Machtvollkommenheit und selbst den Schein beseitigt, als strebe er in seinem Ehrgeiz danach, der Souverän der neuen Republik werden zu wollen. — Beschränken Sie sich also darauf, die militärische Autorität für den Anzustellenden zu fordern, der mit der Stellung eines Generals und Präsidenten des Kriegsrathes den Titel eines Generalissimus, Feldmarschalls u. s. w. vereinigen würde. — Natürlich sind große pecuniäre Vortheile für die Vorbereitungen der Abreise, für die Reise selbst und ein bedeutendes Gehalt für die Zeit nach der Rückkehr, ungefähr in derselben Art zu beanspruchen, wie es für den Prinzen Ferdinand geschehen ist. Sie können die Versicherung geben, daß eine solche Maßregel Ordnung und Oekonomie in die Ausgaben bringt, daß sie hundertfach in einem Feldzug ersetzt, was sie kostet, und daß die Wahl von Offizieren, welche ihrem Führer blos auf sein Wort hin und aus Anhänglichkeit folgen, mehr werth ist als die Verstärkung der Armee um wenigstens zehn- oder zwanzigtausend Mann. Sie kennen die Personen, welche diesem Führer ergeben sind, und die unbegrenzte Anzahl von tüchtigen Subalternoffizieren sehr gut, sind sie doch keine Hofleute, sondern ausgezeichnete erprobte Soldaten; Sie kennen besser als andere den großen Unterschied, der zwischen dem einen Manne und dem andern obwaltet, und werden auf diese Punkte besondern Nachdruck legen. Ebenso wenig werden Sie die Wirkung hervorzuheben vergessen, welche eine solche Ernennung bei ihrem Bekanntwerden in Europa machen muß. Selbst in einer guten europäischen Armee entscheidet die Wahl des Oberbefehlshabers alles, um wie viel mehr also in einer Sache, in welcher alles erst zu schaffen und zu ordnen ist! Es ist nicht leicht, einen Mann zu finden, der eine solche Aufgabe versteht, sie unternimmt und auszuführen weiß. Wenn die Dinge da hinten (là bas) sich zum Guten wenden sollten, so müßten Sie den Congreß veranlassen, daß er sofort den kleinen Dubois Martin mit Befehlen und Vollmachten an Herrn Deane zurückschickte. Diese Vollmachten dürften aber nur in dem einen Punkte beschränkt sein, daß sie von vornherein jede Gefahr beseitigten, die aus einer zu weit gehenden Ausübung der

bürgerlichen Machtbefugnisse oder aus einem Ehrgeiz nach der Herrschaft über die Republik hervorgehen könnte. Man will dieser gern militärisch und politisch dienen, aber mit allen Ehren, Würden und Gewalten über die untergeordneten Beamten, überhaupt mit einer wohlgeordneten Macht. — Wenn Sie den kleinen Dubois zurückschicken, so melden Sie mir zugleich den wahren Stand der Dinge und die Stimmung der Geister und zeigen Sie zugleich die Möglichkeit, das Gute zu thun. Geben Sie mir ferner Nachricht von den dem Agenten der Insurgenten gesandten Vollmachten. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen und Ihrer Karavane eine gute Reise. Ich werde Ihre Aufträge besorgen und bei meiner Ankunft in Paris mit Herrn von Sartines reden. — Zeigen Sie mir den Empfang dieses Briefes und den Augenblick Ihrer Abfahrt an und schreiben Sie mir unter der Adresse des Abtes St.-Evrard, im Bureau des Herrn St.-Julien, Generalschatzmeisters des Klerus. Ich unterschreibe nicht. Sie wissen ja, wer ich bin." — So Broglie an Kalb. Sobald jedoch dieser in den Colonien angekommen war, erkannte er die absolute Undurchführbarkeit der Broglie'schen Pläne und war klug genug, nie etwas von ihnen verlauten zu lassen und nie einen Schritt zu ihrer Verwirklichung zu thun.

Statt des erwarteten herzlichen Empfanges fanden Kalb und seine Begleiter jedoch nur Kälte und Mistrauen. Die eingeborenen Offiziere wollten sich nicht unter „die Fremdlinge" stellen, und nur dem Takte Kalb's gelang es, seine definitive Bestätigung als Generalmajor durchzusetzen. Das gleiche Patent hatte der Lieutenant Lafayette wegen seiner Repräsentation des französischen hohen Adels bereits erhalten. Eine unglückliche Zeit war es, in der sie in Amerika angekommen waren: Philadelphia war in britische Hände gefallen, das Treffen am Brandywine verloren, das bei Germantown ohne Erfolg geblieben, und die kleine Armee mußte Ende 1778 das bekannte traurige Winterlager von Valley-Forge in Pennsylvanien beziehen, wie im nächsten ebenso thatenlosen Jahre das Lager bei Fishkill am mittleren Hudson. — Die bitterste Verstimmung bemächtigte sich Kalb's, und nur sein Pflichtgefühl vermochte seine Sehnsucht nach Frankreich und seiner Familie zu überwinden. Seine Briefe an seine Frau und an den Grafen Broglie geben darüber Aufschluß. Der tüchtige Soldat war unzufrieden mit dem Militärwesen der Colonien, den liederlichen Verpflegungsanstalten und den gegenseitigen Eifersüchteleien der Generale. Dazu kam die große Theuerung aller Lebensbedürfnisse, deren Ankauf das Gehalt, das er bezog, weit überstieg, sodaß der sparsame Kalb, der doch weder Kaffee noch Wein genoß und an kriegerisches Ungemach hinlänglich gewöhnt war, bittere Klagen führte, die durch die allgemeine Entwerthung des Geldes nur zu gerechtfertigt waren. Im Jahre 1780 galten 40 Papierdollars nur 1 in Silber oder Gold, sodaß das 2000 Dollars betragende Gehalt eines Generalmajors sich in der That nur auf 50 Dollars belief. Ein Hut oder ein Paar Stiefeln kosteten 400, ein mittelmäßiges Pferd 20,000 Dollars. Im Frühjahr 1780 zahlte Kalb für ein Nachtquartier mit schlechtem Abendessen und Grog für sich und seine sechs Begleiter in Petersburg in Virginien 850 Dollars! Und zu alledem die steten Intriguen der amerikanischen Generale gegen die fremden und die empörende Behandlung derselben selbst von ihren untergeordneten Waffengenossen. Als z. B. auf Kalb's Marsche nach dem Süden an der Spitze der Maryland-Division dieser Staat seinen Truppen eine Kiste mit Zucker, Thee, Cognac u. s. w. zusandte, stellte der Brigadier Smallwood eine Wache daneben auf mit dem Befehl, dem Generalmajor Kalb, als einem Nicht-Maryländer, nichts davon zu verabreichen. — Erst im April 1780 verwirklichten sich Kalb's Hoffnungen auf kriegerische Thätigkeit. Washington schickte ihn zum Schutze Carolinas ab, da die Engländer unter Clinton Charleston bedrohten. Aber der gänzliche Mangel an Vorkehrungen zur Verpflegung und zum Transport seines nur 2000 Mann starken Corps verzögerte seinen Marsch, und Kalb sprach die Worte aus: „Ich finde keine Unterstützung, keinen Glauben und keine Tugend in Virginien!" Da fiel Charleston durch die Feigheit seiner toryistisch gesinnten Bürger, und der Kongreß ernannte eiligst den unverdient berühmt gewordenen Sieger von Saratoga und eiteln Nebenbuhler Washington's, General Gates, zum Obergeneral für den Süden. Kalb war von Herzen froh, seinen Oberbefehl los zu werden, denn er erwartete bei dem Mangel von Zufuhren und Verstärkungen keine Erfolge mehr von der Expedition. Desto siegesgewisser war Gates und beschloß, wider die Vorstellungen seiner Untergenerale, auf dem schnellsten Wege dem Feinde entgegenzugehen. Der Weg führte aber durch eine wüste Gegend, in der kaum etwas Mais aufzutreiben war die Versicherungen des Obergenerals, da und dort werde man Lebensmittel erhalten, erwiesen sich als leere Vorspiegelungen, und es trat in der unglücklichen Armee beinahe offene Meuterei ein, die nur durch die energischen Vorstellungen der Offiziere gestillt wurde. Eine kleine Quantität Mais und die Vereinigung mit der nordcarolinischen Miliz unter General Caswell belebte den Muth der Truppen aufs neue, welche nunmehr gegen Camden vorrückten, wo die Engländer unter Lord Rawdon standen. Die strategische Unfähigkeit des Generals Gates erlaubte diesen die unbelästigte Vereinigung mit Lord Cornwallis und dessen frischen Truppen, während nur ein Häuflein undisciplinirter virginischer Milizen die sogenannte amerikanische Armee verstärkte. Alles in allem zählte diese am Morgen des 15. August 3052 Kampffähige, denen an 2500 kampfgeübte englische Truppen unter den bewährtesten Führern gegenüberstanden. Die Schlacht war für beide Parteien eine Nothwendigkeit geworden; für die Amerikaner, um in bebautes Land zu kommen, für die Engländer, um nicht von der Seeküste abgeschnitten zu werden. So rückten denn in der Nacht zum 16. August beide Heere zum Angriff vor und stießen halbwegs aufeinander. Kalb allein war der Ordre Washington's gemäß für den Rückzug gewesen, aber überstimmt worden. Die Engländer faßten sich zuerst und nahmen eine durch Sümpfe wohlgedeckte Defensiv-

stellung ein, während Gates noch den Fehler beging, die rohen Milizen ins erste Treffen zu stellen, was dem Blick eines Cornwallis nicht entging. — Der Kampf begann. Kalb befehligte den rechten Flügel, Caswell das Centrum und Stevens den linken Flügel. Gleich auf den ersten Stoß warfen die Virginier ihre noch geladenen Gewehre weg und verstrickten auch die Nordcarolliner in ihre schimpfliche Flucht. Der Obergeneral Gates folgte ihrem Beispiel, um, wie er sagte, „die Schurken zurückzuholen". So fiel die ganze Last der Schlacht auf die Maryländer und Delawarer der Division Kalb's, die mit beispielloser Tapferkeit fochten und dreimal zum Angriff vorgingen. Schon war Kalb das Pferd unter dem Leibe getödtet, schon blutete er aus einer Kopfwunde, aber wieder führte er zu Fuß seine Braven ins Feuer. Da sank er von mehreren Kugeln zugleich getroffen; sein Fall aber wurde das Zeichen zur Flucht der Amerikaner. Vergebens hatte Kalb's Adjutant, Dubuysson, sich über den General geworfen und die Stöße der wüthenden Engländer mit seinem Leibe abgewehrt, der General starb am 19. August 1780 an seinen 11 Wunden und wurde von seinen Feinden ehrenvoll bestattet. Seit 1825 bezeichnet ein Denkmal die Stelle, wo er fiel. Der gerade zum Besuch anwesende General Lafayette weihte es ein. Vierundzwanzig Granitsäulen, der Zahl der damaligen Staaten entsprechend, schließen die Asche des Helden ein. — Kalb war ein kräftiger und schöner Mann, eine durch Ernst und Milde imponirende Erscheinung. Seiner äußern Gestalt nach ein wahrer Hüne, mehr als sechs englische Fuß groß, ertrug er die Leiden und Entbehrungen des Soldatenlebens mit spielender Leichtigkeit. Mit großer Mäßigkeit und Vorsicht verband er eine außerordentliche Geduld und jene physische Kraft und Zähigkeit, ohne die ein Held gar nicht denkbar ist. Während des Krieges in Amerika stand Kalb gewöhnlich schon vor Tagesanbruch um 4 Uhr auf, arbeitete bis 7 Uhr und nahm dann sein blos aus Brot und Wasser bestehendes Frühstück. Dann arbeitete er wieder bis 12 Uhr, ritt oder ging aus und aß darauf zu Mittag. Seine ganze Mahlzeit bestand aus Suppe, Gemüse und Fleisch, wozu er nur Wasser trank. Abends begab er sich sehr früh zur Ruhe. Von seinen Soldaten wurde er wegen seiner Anspruchslosigkeit und Freundlichkeit wie ein Vater geliebt und geehrt. Kalb hatte einen gesunden Verstand, einen klaren und hellen Blick, wußte sich leicht und schnell selbst in die ihm fremdesten Verhältnisse hineinzuleben und verband mit einem eisernen Fleiß ein strenges Pflichtgefühl. Er war kein genialer, großartig angelegter Mensch, allein ein ehrgeiziger, unternehmender und energischer Charakter, welcher vor keinem Opfer zurückschreckte, wo er hoffen durfte, Ruhm, Auszeichnung und Beförderung zu erlangen. Kalb sprach und schrieb Französisch sehr fließend und leicht, wenn auch nicht so elegant wie ein Eingeborener. Inwieweit er des Deutschen mächtig war, läßt sich nicht ermitteln, weil sich in allen seinen Papieren auch nicht eine einzige deutsche Zeile fand. Das Englische war ihm geläufig, obgleich er sich etwas gezwungen und nicht frei darin ausdrückte. — Seine Ehe mit Anna Elisabeth Emilie van Robais war eine glückliche. Es entsprangen derselben drei Kinder, von denen der älteste Sohn Friedrich, geboren am 18. Mai 1765 zu Paris, im October 1793 guillotinirt wurde, nachdem er beim Ausbruch der Revolution sich den royalistischen Emigranten angeschlossen hatte, später aber nach Frankreich zurückgekehrt war, um die Rückgabe der confiscirten Familiengüter zu erwirken. — Die Tochter Anna Marie Caroline, geb. 25. Mai 1767, heirathete 1787 den schweizer Kapitän Lucas Geymüller und starb 24. Januar 1829 als dessen Witwe. Der zweite Sohn Kalb's, Elie, geb. 9. März 1769, starb 7. September 1835 in Milon la Chapelle, nachdem er beim Ausbruch der Revolution ausgewandert und infolge der Amnestie erst 1802 in seine Heimat zurückgekehrt war. Beide Söhne hinterließen keine männlichen Nachkommen.

Vgl. Friedrich Kapp, Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb (Stuttgart 1862), welche Schrift sich durchweg auf bisher unbekannt gewesene deutsche, französische und amerikanische Staatsschriften und Quellen stützt. (*Friedrich Kapp.*)

KALB, das Junge des Hirsches und Rehes, insbesondere aber des Rindviehes von der Geburt an bis zum zurückgelegten ersten Lebensjahre. Das männliche Kalb heißt Ochsen- oder Bullen-, das weibliche Kuhkalb. (*William Löbe.*)

KALBE ist der Name eines Kreises der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Magdeburg, von der Elbe, Saale und Bode durchflossen und reich an Salz und Braunkohlen wie an Gewinnung von Zuckerrüben. Hindurch führt die Magdeburg-Cöthen-Halle-Leipziger Bahn mit Schönebeck, Gnadau; die Zweigbahn Schönebeck-Staßfurt mit Schönebeck, Eggersdorf, Eikendorf, Förderstadt und Staßfurt; die Magdeburg-Erfurter Bahn. Der Kreisgerichtsbezirk Kalbe umfaßt diesen Kreis und einen Theil von Wanzleben. Die Fläche des Kreises ist 9559 □Meilen oder 52,607 Hektaren. Die sechs Städte desselben sind: Schönebeck, Staßfurt, Kalbe a. S., Barby, Aken und Groß-Salza; von den 41 Landesgemeinden zählen mehr als 2000 Bewohner: Biere, Atzendorf, Bernburger Vorstadt von Kalbe und Förderstadt. Die Zahl der Gutsbezirke ist 15, die der Wohnhäuser 9557, die der Haushaltungen 19,303; männlichen Geschlechts sind 42,282, weiblichen 42,331, also (1880) die Zahl der Bewohner 84,613 (1819: 36,621). — Die Kreisstadt Kalbe an der Saale liegt in 54 Meter Höhe, 3 Kilometer vom Bahnhofe Saale und zählt 8522 Einwohner (1816: 3966). Die Bewohner sind beschäftigt in einer Streichgarn-Maschinenspinnerei, Tuch-, Papier-, Oel- und zwei Zuckerfabriken, Dampfmahlmühle, Spiritusbrennerei, Färberei, Braunkohlengruben und mit Ackerwirthschaft, da $^{7}/_{8}$ des der Stadt gehörigen Bodens Acker ist. — Kalbe an der Milde, in demselben Regierungsbezirk, Kreis Salzwedel, an der Milde, 8 Kilometer vom Bahnhofe Bismark, zählt 1720 Einwohner (1816: 1273), die Garten-, Taback- und Hopfenbau betreiben. (*G. A. v. Klöden.*)

KALBE, FERSE, STARKE, das Rind weiblichen Geschlechts im Alter von einem Jahre bis nach erfolgtem Kalben. (*William Löbe.*)

KALBEFIEBER, MILCHFIEBER, GEBAERFIEBER, Krankheit der Hausſäugethiere, insbeſondere der ſäugenden Kühe, kommt meiſt nur in Ställen vor, wo ſehr reichlich gefüttert wird, ohne daß man beſtimmte Erregungsurſachen anzugeben vermag. Gewöhnlich zeigt ſich die Krankheit 2—4 Tage nach dem Kalben; ſie kommt in manchen Jahren häufiger vor als in andern. Das kranke Thier frißt nicht mehr, zittert, trippelt mit den Hinterfüßen, legt ſich nieder und kann ſich nicht wieder erheben. Im höchſten Stadium der Krankheit liegt das Thier ausgeſtreckt auf der Seite mit dem Kopf auf der entgegengeſetzten Seite. Die Extremitäten werden kalt, das Thier ſtöhnt, brüllt, knirſcht mit den Zähnen, hat matten Blick, verdreht die Augen, ſchlägt mit den Hinterfüßen, die Milch verſiegt ganz, der Bauch iſt zuweilen aufgetrieben, der Wurf geſchwollen und heiß, und die Nachgeburt geht in der Regel nicht ab. Die Krankheit beſteht meiſt in Entzündung der Theile des Bauchfells, welche das innere Becken auskleiden, die daſelbſt gelegenen Organe überziehen und die breiten Mutterbänder bilden, oder es iſt zu gleicher Zeit eine Gekrös- und Darmentzündung damit verbunden. Das Fieber entſteht gewöhnlich kurz nach der Geburt und zeichnet ſich durch große Neigung zu Ausſchwitzungen in die Bauchhöhle und Verbindung mit nervöſem Fieber aus. Der Verlauf des Fiebers iſt oft ſo ſchnell, daß, wenn nicht ſofort ein zweckmäßiges Heilverfahren eingeleitet wird, der Tod binnen 24 Stunden erfolgt. Hat die Krankheit einen hohen Grad erreicht, ſo iſt es am gerathenſten, das Thier ſofort zu ſchlachten. Urſachen der Krankheit ſind entweder zu ſtarke Fütterung in der letzten Zeit der Trächtigkeit und in der erſten Zeit nach dem Kalben, oder ungeſchickte, rohe Hülfeleiſtung bei der Geburt. Um die Krankheit zu verhüten, darf man in der letzten Zeit der Trächtigkeit nicht zu ſtark füttern, muß nach der Geburt leicht verdauliches Futter und Kleien- oder Mehltränke geben; wenn die Milch zu frühzeitig eintreten und das Euter ſtark angefüllt ſein ſollte, die Milch noch vor dem Kalben abmelken. Wo das Kalbefieber häufig auftritt, ſoll man die Mutter, falls das Junge normal liegt, bei der Geburt nicht ſofort unterſtützen, und unmittelbar nach Austritt des Kalbes beide Schamlippen in der Weiſe mit einer Hand umfaſſen, daß die Scham völlig geſchloſſen wird und keine Luft eindringen kann. Unbedingt nothwendig iſt Vermeidung zu hitzigen Futters, namentlich der Abfälle von Brennereien und Braucreien, ſowie Roggenſchrot. Längere Zeit vor dem Kalben ſoll man die trächtigen Thiere ſich in der freien Luft bewegen laſſen. Nächſtdem ſoll man ſolche Kälber zur Zucht vermeiden, deren Mütter von dem Kalbefieber befallen worden ſind. Bei ausgebrochener Krankheit ſind die Thiere in einen zugfreien, warmen Stall auf hohe, trockene Streu zu ſtellen und mit einer Decke zu belegen. Jedem erkrankten Thiere werden ſofort 3 Kaffeelöffel Brechweinſtein, aufgelöſt in $2^1/_2$ Liter Waſſer, eingegoſſen. Nach einer Stunde wendet man daſſelbe Mittel in dre Gaben mit etwa zehn Minuten Unterbrechung an, aber nur 1 Kaffeelöffel Brechwein in einer Flaſche Waſſer; nach je zwei Stunden folgen weitere drei ſolche Gaben. Gleichzeitig reibt man die Kreuzgegend mit 45 Gramm eines Liniments ein, das aus 75 Gramm Oleum terebinth., 75 Gramm Liquor Ammon. Caust., 50 Gramm Oleum lini und 75 Tropfen Oleum croton beſteht. Auch die Kaltwaſſercur iſt hülfreich. Man übergießt den Kopf des kranken Thieres 12 Stunden lang und noch länger wiederholt mit kaltem Waſſer, beſonders in der Gegend des Gehirns. Innerlich gibt man bei dieſer Behandlung Kamillenthee mit Salzſäure, wendet ſchleimige Klyſtiere mit Salz an und reibt den Rücken mit warmem Eſſig ein. Die Homöopathie wendet ſofort Aconit. in Verdünnung, ſtündlich 12 Tropfen in Waſſerlöſung, an; tritt Beſſerung ein, abwechſelnd ſtündlich Aconit. und Bryonia alba. Sollte die Nachgeburt noch nicht abgegangen und die Bauchſeiten bei der Berührung noch etwas ſchmerzhaft ſein, ſo wird zweiſtündlich wechſelsweiſe Bryonia und Belladonna gegeben. (*William Löbe.*)

KALCHAS (urſprünglich, nach *Eust.* ad Il. II, 569, Chalcas, bei *Plaut.* Calcas), Sohn des Theſtor (Il. I, 69. Schol. zu Apoll. Rhod. I, 139. *Hygin.* Fab. 97. 190. *Quint. Smyrn.* VI, 57. 68), deshalb Theſtorides (z. B. *Zenodor.* 104 Düntzer), mehrfach auch lediglich durch dieſes Patronymikon bezeichnet (*Ovid.* Metam. XII, 19. 27. *Stat.* Achill. I, 497. 516), Bruder des Alkmäon (Il. XII, 394), Abkomme des Abas (*Eust.* ad Il. I, 70), war aus Megara (*Pausan.* I, 43. 1) oder Mykenä (*Hyg.* 97) gebürtig. — Von ihm handelte eine Schrift des Antiſthenes (*Diog. Laert.* VI. Segm. 17, p. 324 Meibom).

Auf des Kalchas berühmte Seherkunſt deutet ſchon ſein Name (über deſſen Flexion: Ebeling, Lex. Homer. s. v., Forcellini, Lexicon. Onomasticon II. XI, p. 61 de Vit, *Charisius*, Inst. gr. I, p. 50, Ritſchl, Prolegomena p. LXXXVII). Man leitete ihn von *κάλχη*, Purpurmuſchel, ab (*Eust.* l. c., Schol. zu Soph. Ant. 20), woher *καλχαίνειν:* purpurn färben, wie die Farbe der bewegten See, unruhig und bewegt denken (*Eurip.* Herakl. 40, *Soph. Ant.* l. c. mit den Bemerk. von Musgrave, Erfurdt, G. Hermann und des Schol.: *ἀντὶ τοῦ πορφύρουσα καὶ τεταραγμένως φροντίζουσα*), ſinnen, denken, weiſſagen (Etym. Magn. *παρα τὸ καλχαίνειν ὅ ἐστι κατὰ βάθος μερμνᾶν — ὁ τα βάθη τῶν μαντειῶν ἐρευνῶν ἢ ὁ τοῖς βασιλεῦσι μαντεύματα φανερῶν. Eust.* l. c. *καὶ ὅτι καλχαίνειν ἔπος ἢ τὸ πορφύρειν κατὰ νοῦν βύθιον ὡς ἐκ τῆς χάλκης ἢ τὸ μαντεύεσθαι ὡς ἐκ τοῦ Κάλχαντος δῆλον ἀπο τῶν παλαιῶν. Henr. Steph.*, Thes. IV, 910: *καλχαίνων*, alte mente cogitans). Eigenthümlich Klauſen, Aeneas und die Penaten, Anm. 2412: „ſinnende Sehnſucht."

Apollo's Gunſt hatte ihm die Gabe der Mantik verliehen (Il. I, 72. 87. *Lykophr.* Cass. 426: *Κοίτου κύκνου* = Cubicularis Cygnum. *Stat.* Achill. I, 496. 552), die er vornehmlich als Vogelſchauer übte (Il. I, 69 sq.,

II, 300, *Zenobius* 104, Duntzer: *οἰωνοπόλων ὀχ' ἄριστος*. *Cic.* De divinat. I, 40. De nat. D. II, 3. 7. *Ovid.* Met. XII. 19. *Hygin.* 97. 128): doch war er auch mit jeder sonstigen Art der Weissagung vertraut (*vates Troj.* Aen. II, 122, v. celeberrimus *Cic.* Leg. II. 3, divinandi arte peritissimus. *Ovid.* De arte amat. II, 741, futurorum praescius *Dict. Cret.* I, 15. II, 30, *Βεσπρόσιος*. *Tryphiodor.* *Ἰλιοῦ Ἅλωσις* 172), ein Spiegel von guter Zeichnung im Museum Gregorianum (I, XXIX und Gerhard: Etrusk. Spiegel, Taf. CCXXIII, Text III, S. 212) zeigt ihn z. B. in der Ausübung der Extispicien; die ihm von dem Künstler gegebene Beflügelung deutet auf hohen Geistesschwung, die Vorstellung als Greis (cf. *Tzetzes* zu Lyk. Cass. 426: *Κύκνον — διὰ τὸ γηραιὸν καὶ τὸ μαντικόν*. *Tzetzes*, Posthomerica 666 sq. gibt seine genaue Personalbeschreibung) hat er mit allen Sehern gemein.

Sein Ruhm war sehr groß, viele ehrende Beinamen werden ihm gegeben, er wird gern mit anderen bedeutenden Sehern zusammengenannt (*Lucian*: *διάλεξις πρὸς Ἡσίοδον* 1. *Cic.* De nat. Deor. II, 3. 7), Weise und Weissagungskundige werden als Calchantes bezeichnet (Anthol. gr. VII, 688: *δύο Κάλχαντες*, *Plaut.* Merc. V. 1. 104 Calcas iste, etwa auch Gellius bei *Charis* Inst. gr. I, 50 huius Calchae).

Seine Hauptthätigkeit bewährte er im Trojanischen Kriege. Er hatte vorausgesagt, daß nur unter des Achilleus Mitwirkung derselbe glücklich beendigt werden könne (*Apollod.* III, 13. 8), und hatte durch seine Kunst den Aufenthalt des Verborgenen angegeben (*Stat.* Achill. I, 516 sq.). Die versammelten Griechen läßt er schwören, nicht abzustehen vom Kriege, bis Ilion und das ganze troische Reich gefallen (*Dictys. Cret.* I, 15). In den Kyprien wurde berichtet (nach *Proclus*, Chrestom. p. 235. 12 bei Westphal, Script. metr. gr.), wie er aus der Zahl der Sperlinge im Nest, die von einer Schlange verzehrt wurden, die Zahl der Jahre, welche der Krieg dauern würde, gedeutet (auch in einer Erzählung in der Il. II, 322 sq., ferner bei *Ovid.* Met. XII. 19 sq. *Hygin* 97. *Eustath.* ad Il. I, 106. *Cic.* De divinat. I, 33. 72. *Macrob.* Sat. V, 14. 13, *Dict.* IV, 18, *Quint. Smyrn.* VIII. 475. *Tryphiodor.*, *Ἅλ. Ἰλ.* 132; *Apul.* De deo Socr. 18); in Aulis verlangt er, um den in fortdauernder Windstille sich offenbarenden Widerstand der Götter zu heben, die Opferung der Iphigeneia (in den Kyprien nach *Proclus* l. c. p. 235. 25, *Paus.* IX, 19. 6. *Ptolem. Heph.* bei Phot. V, p. 190. Westermann, Myth. gr. *Eust.* l. c. I, 106. *Ovid.* XII, 27 sq. *Propert.* IV, 1. 111 sq. *Virg.* Aen. II, 116, *Dict.* I, 21, wo er vereint mit Odysseus und Menelaos sie zum Opfer schmückt, *Euripides* Iphig. Taur. und Aul., s. darüber Welcker, Epischer Cyclus, I. S. 144, Anm. 79. *Ennius*, Iphigenia, s. Ribbeck, Die röm. Tragöd., S. 94 fg.). Auf den griechischen und römischen Bildwerken, die diese Scene mehrfach darstellten (O. Jahn, Archäol. Beiträge, S. 378—393 und Overbeck, Gallerie berühmter Bildwerke S. 314—323), und unter denen das Gemälde des Timanthes (Ol. 76), auf welchem Kalchas „traurig" erschien (*Valer. Max.* VIII, 11. 6), sehr berühmt war, schickt der Seher sich an, das Opfer zu vollbringen, während die Version, nach der Agamemnon selbst der Opferer war (*Eurip.* Iph. Taur. 8. 360: *ἱερεὺς δ' ἦν ὁ γενέτωρ πατήρ*. *Hyg.* 98 cum pater eam immolare vellet) von den Verfertigern der bezüglichen zahlreichen etruskischen Aschenciſten (gesammelt bei Brunn, I Rilievi delle urne etrusche I. tv. XXXV — LXV, p. 40 sq.) adoptirt ist, wie Jahn bemerkt, indem sie das Opfer durch einen gerüsteten Mann bereiten lassen.

Nachdem er fälschlich allen Theilnehmern am Kriege glückliche Heimkehr verheißen (*Prop.* IV, 1. 109), beginnt die Seefahrt unter seiner Leitung (Il. I, 71: *καὶ νήεσσ' ἡγήσατο Ἀχαιῶν Ἴλιον εἴσω ἦν διὰ μαντοσύνην*, cf. *Eustath.* ad h. l. und ad I, 59. *Apul.* De deo Socr. XVIII classem deduxit), die ihm wegen seiner Weisheit anvertraut wird (*Cic.* De divinat. I. 40. 87 ducem classium fuisse ad Ilium auspiciorum credo scientia, non locorum); doch haben Spätere aus dem *ἡγεῖσθαι* des Homer gefolgert, daß er ein Krieger gewesen, Dictys (I, 17) läßt ihn mit 20 Schiffen aus Akarnanien zu den Griechen stoßen, Tzetzes (Posthom. 645) ihn unter den 23 *ἐπίδημοι ἄνδρες ἄριστοι* im hölzernen Roß Platz nehmen, während ihn Hygin (128) richtig unter den Beamten der Expedition aufzählt.

So ehrenvoll seiner mehrfach in der Ilias gedacht wird, tritt seine Thätigkeit bei Homer nur sehr wenig hervor. Er erkennt als Ursache des Zornes des Apollo die seinem Priester Chryses angethane Schmach (dieser Moment ist dargestellt auf der Tabula Iliaca, s. O. Jahn, Griechische Bilderchroniken, S. 11) und kündet sie (Il. I, 92 sq. *Dict.* II, 30); sonst tritt er handelnd bei Homer nicht auf. Unter seiner Gestalt erscheint einmal Poseidon bei den Griechen (Il. IV, 45. 70).

In den nach-Homerischen Gedichten spielt er eine weit bedeutendere Rolle. Auf seinen Rath greifen die Griechen den Helenos (*Conon*, Narrat. 34); er heischt den Raub des Palladium (*Sil. Ital.* XIII, 41 sq., vgl. damit die Lüge Sinon's bei *Virg.* Aen. II, 176 sq.), kündigt den baldigen Fall der Stadt (*Dict.* V, 7), besteigt mit den andern Helden das hölzerne Roß (*Tzetzes*, Posthom. 645, *Tryphiodor.*, *Ἅλ. Ἰλ.* 645) und fordert den Tod des Astyanax und die Opferung der Polyxena (*Serv.* zu Virg. Aen. III, 489, *Seneca*, Troades 533. 592—636, auch im Astyanax des *Accius*, s. Ribbeck, Röm. Trag. S. 412—416, der, in Tragicorum Rom. fragm. p. 158. V., das arg verfehrte Fragment wiederherstellt: tum Calcas quidem (iam) pridem religionem iactans desistet exercitum morari meque ab domum itione arcere tuo obsceno omine. — Auf der Darstellung nach des Stesichoros *Ἰλίου πέρσις* auf der Tab. Iliaca ist Kalchas bei der Opferung der Polyxena gegenwärtig, s. O. Jahn, Gr. Bilderchroniken. S. 37). Vielerlei dichtete über ihn Quint. Smyrnaeus, er läßt ihn dem fliehenden Aeneas weissagen (XIII, 333), mahnt

die Griechen, den steinernen Hund, in den Hekabe verwandelt ist, mit in die Heimat zu führen (XIV, 352) u. s. w.

Von seinen Schicksalen nach dem Falle Ilions erzählten die Nostoi (nach *Proclus*, Chrestom.; s. Stiele im Philologus VIII, S. 60 fg.). Während die übrigen Griechen ihre Heimfahrt zu Schiffe antreten, wandert er, Sturm bei den kapharischen Felsen fürchtend (*Quint. Smyrn.* XIV, 362—367) oder den morsch gewordenen Schiffen nicht vertrauend (*Theopomp.*, *Eustath.* und Schol. ad Il. II, 135), allein mit Amphilochos, des Amphiaraos Sohn (Hesiod. in der Melampodie nach *Strabo* XIV, 642. fr. 117 ed. Paris. Lehrs p. 59. *Quint. Smyrn.* XIV, 365 sq.) oder mit ihm und anderen Gefährten (*Proclus*: Calchas, Leontios, Polypoites u. a., *Tzetzes* ad Lyk. Cass. 426, cf. 980 mit Amphilochos, Leontios, Podalirius und Polypoites. Vgl. *Pausan.* VII, 3. 7. *Herodot.* VII, 91. *Strabo*, 668. 675. *Conon* 6) zu Fuß nach Pamphylien. Bei ihrer Ankunft am Heiligthum des klarischen Apollo bei Kolophon erfüllt sich ein früherer Orakelspruch, welcher dem Kalchas den Tod verkündet hatte, wenn er auf einen Weissager treffe, dessen Kunst der seinigen überlegen sei (*Soph.* Ἑλένης ἀπαίτησις bei *Strabo* 643, und *Kallinos* ibid. 668. *Tzetzes* ad Lyk. 426 sq. 980). Jenem Heiligthume stand Mopsos vor, Sohn des Kreters Rhakios oder des Apollo und der Manto. Kalchas trat ihm mit der Frage entgegen, ob er die Zahl der Früchte an einem wilden Feigenbaume angeben könne, was er ohne Säumen that (*Hesiod.* bei *Str.* 642, *Eust.* ad Il. I, 70, ad Od. XXI, 28, *Lyk.* Cass. 426 sq. und *Tzetzes* ad h. l. und ad 980. *Servius* zu *Virg.* Ecl. VI, 72, wo es aber heißt pomorum numero cuiusdam arboris contenderunt) und nun an Kalchas die Aufforderung stellte, die Zahl der Jungen anzugeben, welche eine vor ihnen stehende trächtige Sau gebären werde. Als Kalchas schwieg, nannte Mopsos eine Zahl, die sich hernach als die richtige erwies (*Pherekydes* bei Strabo l. c., *Lykophron* mit *Tzetzes* l. c.). Oder Kalchas weissagte dem Amphimachos, dem König der Lykier, fälschlich den Sieg, den Mopsos ihm absprach (*Conon* Narr. 6. 5). Kurz, sich überwunden sehend (denn nur *Seneca*, Medea 655 sq. schreibt in dem Wettkampfe dem Kalchas den Sieg zu), starb Kalchas aus Gram (*Hesiod.* bei Strabo l. c. *Eust.* ad Il. l. c., *Servius* und *Lykophron* l. c.), oder er legte selbst Hand an sich (*Conon* Narr. 6, *Tzetzes* 426). Er wurde dort von seinen Genossen bestattet. Zwar sagt der Wortlaut bei Proclus: οἱ περὶ *Κάλχαντα* — *Τειρεσίαν ἐνταῦθα τελευτήσαντα θάπτουσι*, und manche (wie Westphal bei *Proclus* Script. metr. gr. p. 240, Welcker, Epischer Cyclus, II, 289. 16) behalten diese Lesart bei; da aber der Tod des Kalchas zu Kolophon so vielfach bezeugt ist, Teiresias dagegen nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Alten anderswo gestorben ist, die Fügung im Originaltext des Proclus: οἱ περὶ *Κάλχαντα* . . *Κάλχαντα* Späteren leicht irrthümlich der Verbesserung bedürftig erscheinen konnte, bei Tzetzes außerdem *Κάλχαντα θάπτουσι* steht, so ist wol (mit Nitzsch, Sagenpoesie II, 1, S. 35, Schneidewin im Philologus I, S. 32, weitere Nachweise bei Stiele ebenda VIII, S. 60, Anm. 51) bei Proclus statt *Τειρεσίαν*: *Κάλχαντα* zu lesen.

Andere verlegen den Tod desselben nach Mallos (Sophokles bei *Strabo* XIV, S. 675 und 642. *Quint. Smyrn.* XIV, 368), andere nach dem Siris (*Lyk.* Cass. 978) oder nach dem Hain des Apollo bei Grynoi an der Grenze Mysiens und Joniens (*Euphorion*, Fragm. 46, p. 401. Meineke. *Serv.* zu Virg. Georg. VI, 72), wo dem Weinreben pflanzenden Kalchas ein Weissager kündet, er werde den aus denselben erzeugten Wein nicht trinken. Beim fröhlichen Mahle, zu dem er auch den Unglückspropheten geladen, setzt Kalchas just den vollen Becher an die Lippen, als jener seine Prophezeiung wiederholt, worüber Kalchas so ins Lachen geräth, daß er erstickt. Nach Lykophron (l. c. 978 und Tzetzes dazu) aber sollte Hercules auf seinem Zuge gegen Cacus den Kalchas erschlagen haben, weil er ihn verlacht.

Dem Kalchas wird die Gründung von Selge in Pisidien zugeschrieben (*Eustath.* 570), und in Lucanien, wo er einst die Gegend um Atina beherrscht haben sollte (*Plin.* Nat. hist. III, 16. 5), war auf dem Gipfel des Hügels Drion in Daunia ein Heiligthum von ihm neben dem des Podalirios (*Lyk.* Cass. 1046). Dort opferten die Orakel Suchenden einen schwarzen Widder und empfingen, auf einem Fell schlafend, durch Incubation ihre Antwort (Strabo VI, 284). (*R. Gaedechens.*)

KALCKREUTH, ein altes deutsches Adelsgeschlecht. Stammwappen sind zwei kreuzweise gelegte Ziegenfüße (Instrumente zum Brechen des Kalksteins). Den Namen hat das Geschlecht von der Ortschaft Kalckreuth in Mittelfranken, die ein Lehn desselben war. Spätere Nachrichten nennen Andreas von Kalckreuth als militärischen Baumeister des Kaisers Max im Oberinnthal. Sein Sohn trat in den Deutschen Ritterorden und fiel bei der Vertheidigung Wiens gegen die Türken (1529). Ein anderer Zweig der Familie wandte sich Mitte des 12. Jahrhunderts nach der Markgrafschaft Meißen und baute dort die Burg Kalckreuth bei Großenhain, die aber schon 1226 zerstört wurde. Etwa 1280 wurden die Kalckreuth mit Dolzig belehnt. Auch in der Lausitz bei Sagan wurde ein Dorf Kalckreuth gegründet. Böhmische Lehnbriefe bekunden den Besitz der Familie daselbst. Dieser ging im Dreißigjährigen Kriege meist verloren, wo sie gegen den Kaiser stand. Im 15. Jahrhundert gründete sie im Herzogthum Crossen die Linien Klemzig, Pommerzig und Goltzen, welche noch blühen. Ein Zweig derselben bekleidete hohe militärische und Hofämter in Dänemark, erlosch 1830. Von der Linie Pommerzig ging Heinrich von Kalckreuth nach Polen, und führte mit seinem Vetter Adam von Kalkreuth dem Johann Sobiesky Reitertruppen zu, welche die Leibgarde des Königs bildeten. Beide erwarben sich dabei hohe Verdienste im Kampf und wurden vom König dafür mit dem polnischen Indigenat belohnt. Von der Familie existiren jetzt noch die Linien: a) Linie Klem-

zig und Wolmersdorf mit den Häusern Siegersdorf, Hackpfäffel, Hohenwalde, Lorzendorf, Ober- u. Niedermechau; b) die Linie Pommerzig mit den Häusern Stentsch, Weißensee, Kurzig, Obergorzig, Samst, Eggedorf, Muchocyn, Kammendorf, Arensdorf, Schönborn; c) Linie Zawada.

Besonders zu erwähnen ist aus diesem Geschlechte Friedrich Adolph Graf von Kalckreuth, königlich preußischer Feldmarschall, geboren am 22. Februar 1737 zu Sottershausen bei Sangerhausen in Thüringen, gest. am 10. Juni 1818 zu Berlin. Er war der Sohn des Herrn von Kalckreuth, Major in Diensten des Herzogs Friedrich Adolph von Weißenfels. Kalckreuth verlor früh seinen Vater, wurde 1747 in das Seminar der Mährischen Brüder zu Neusalza aufgenommen und kam von hier in eine Pensionsanstalt der französischen Colonie. Am 25. Januar 1752 trat Kalckreuth in das Regiment Garde-du-Corps ein und fand im Siebenjährigen Kriege vielfach Gelegenheit sich auszuzeichnen. Er ward Adjutant des Prinzen Heinrich und erhielt 1762 in seinem 24. Lebensjahre den Rang eines Majors. 1786 beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's II. wurde Kalckreuth in den Grafenstand erhoben. Dem Feldzuge gegen Holland 1787 wohnte er als Generalmajor bei. Vorzüglich machte er sich durch die Einnahme der Festung Nieuwersluis verdient, die er an der Spitze von 120 Reitern und 740 Mann Infanterie nebst einer 3pfündigen Kanone nahm, während man 54 Kanonen im Platze vorfand. Am 24. August 1790 avancirte Kalckreuth zum Generallieutenant und zeichnete sich 1792 in dem Kriege gegen die französische Republik vielfach aus. Er beschleunigte die Uebergabe von Verdun und wurde nach der erfolglosen Kanonade von Valmy im Anfang October zur Sicherung von Verdun entsendet, um diese Stadt zu decken. Das Aufgeben dieser Festung war bei dem weitern Rückzuge der Armee nothwendig geworden, die diplomatische Gewandtheit Kalckreuth's aber brachte es dahin, daß die Franzosen sich dagegen verpflichteten, die preußische Armee auf ihrem ferneren Rückzuge nach Longwy nicht zu beunruhigen. Während sich die verbündete Armee aus der Champagne zurückzog, eroberte der französische General Custine Mainz (am 21. October), und die Wiedereroberung dieses wichtigen Platzes wurde das Hauptobject des nächsten Feldzuges; Kalckreuth übernahm den Oberbefehl des Belagerungscorps, welches 38,000 Mann stark war. Die engere Einschließung von Mainz fand den 14. April 1793 statt. In der Nacht zum 31. Mai unternahmen die Belagerer einen Ausfall gegen die Mitte der Einschließungslinie, wo es ihnen beinahe gelungen wäre, den Grafen Kalckreuth in seinem Hauptquartier zu Marienborn aufzuheben. Die Ueberraschung war vollständig, aber die Franzosen benutzten die errungenen Vortheile nicht mit der gehörigen Energie und mußten sehr bald der überlegenen Disciplin ihrer Gegner weichen. Am 19. Juni wurde die erste Parallele eröffnet, am 28. Weißenau erobert und am 23. Juli ergab sich die Festung. Kalckreuth bewilligte der noch 18,000 Mann starken Besatzung freien Abzug mit allen Kriegsehren unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die verbündete Macht zu dienen. Am weiteren Verlaufe des Krieges war Kalckreuth ebenfalls rühmlich betheiligt, in der Schlacht von Kaiserslautern (29. 30. November), die den Feldzug von 1793 beendigt, ward er durch den Streifschuß einer Granate verwundet. 1794 am 23. Mai finden wir ihn wieder auf demselben Schlachtfelde an der Spitze von 15 Bataillonen und 25 Escadronen das Gefecht von Kaiserslautern entscheiden. Der Separatfrieden zu Basel endigte 1795 die weiteren Feindseligkeiten gegen Frankreich.

Kalckreuth wurde nach dem Frieden zu verschiedenen diplomatischen Sendungen verwendet, 1798 zum General der Cavalerie befördert und 1806 zum Gouverneur von Danzig und Thorn und Generalinspecteur der in Preußen liegenden Cavallerieregimenter ernannt.

Nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstadt, den 14. October 1806, vereinigten sich die geschlossen gebliebenen preußischen Truppentheile bei Sömmerda und wurden unter den Befehl Kalckreuth's, welcher bei Auerstädt zwei Divisionen der Reserve befehligt hatte, gestellt. Am 16. October brach er von hier auf, fand in Weißensee (1 Meile nordöstlich von Sömmerda) französische Cavalerie, und er, den sonst nie die Geistesgegenwart verließ, verlor durch diesen unerwarteten Umstand die Fassung in einem solchen Grade, daß ohne die kräftigsten Vorstellungen des Prinzen August von Preußen und des Generals Blücher schon hier eine Katastrophe eingetreten sein würde. Bald aber gewann Kalckreuth seine Fassung wieder, wußte den französischen Anführer durch einen angeblich abgeschlossenen Waffenstillstand (der König von Preußen hatte allerdings einen Offizier an Napoleon abgeschickt, um einen Waffenstillstand zu erlangen) anfänglich zu täuschen und später mit einer kleinen Arrièregarde die französischen Truppen unter Soult bei dem Défilé von Greußen ($1\frac{1}{2}$ Meile nordwestlich Weißensee) so lange aufzuhalten, daß die Hauptmassen ungefährdet Nordhausen erreichten, wo der Fürst Hohenlohe eintraf und den Oberbefehl wieder übernahm. Die Truppen theilten sich in 2 Colonnen, Hohenlohe marschirte über Quedlinburg nach Magdeburg, Kalckreuth über Halberstadt nach Rogatz ($8\frac{1}{2}$ Meilen von Magdeburg) und überschritt an diesem Orte die Elbe. Die Truppen vereinigten sich mit dem Prinzen von Hohenlohe; Kalckreuth aber ging auf Befehl des Königs nach Preußen und übernahm bis zur Ernennung des Generals Lestocq zum Oberbefehlshaber das Commando über die dortigen Truppen.

Kalckreuth ging hierauf nach Danzig, um die Vertheidigung dieser wichtigen Festung zu übernehmen, da die Vorbereitungsmaßregeln des damaligen Gouverneurs von Mannstein durchaus ungenügend erschienen. Am 11. März langte er in Danzig an, verstand das Vertrauen der Besatzung und der Einwohner wiederherzustellen und mit Hülfe desselben den Franzosen einen unerwartet hartnäckigen Widerstand zu leisten.

Erst als durch die Sorglosigkeit der Russen der Holm in die Gewalt der Franzosen gefallen, auf Entsatz nicht mehr zu hoffen war, der Verlust des die Stadt dominirenden Hagelsberges unvermeidlich wurde und die Vor-

räthe an Munition aufgezehrt waren, übergab Kalckreuth die Festung dem Marschall Lefebvre, nachmaligem Herzoge von Danzig, unter derselben Bedingung, welche er 1793 der französischen Garnison von Mainz bewilligt hatte. Der König empfing ihn in Königsberg sehr gnädig und verlieh ihm für die tapfere Vertheidigung die Feldmarschallswürde.

Kalckreuth übernahm hierauf das Gouvernement von Königsberg und 1809 das von Berlin. Mehrmals leistete er dem Vaterlande durch seine diplomatischen Fähigkeiten Dienste; so wurde er 1807 an Napoleon geschickt, um den Frieden zu vermitteln, und 1811 dem Kaiser zur Geburt des Königs von Rom Glück zu wünschen. Körperlich zu schwach, um noch an den Freiheitskriegen thätigen Antheil zu nehmen, begnügte er sich 1812—14 mit dem Gouvernement von Breslau. Nach dem Frieden kehrte er wieder als Gouverneur nach Berlin zurück und starb daselbst am 10. Juni 1818 in seinem 81. Lebens-, seinem 67. Dienstjahre. Ein vorzügliches Oelgemälde befindet sich von ihm im Feldmarschallssaale des Cadettencorps.

Einer seiner Söhne, Graf Friedrich von Kalckreuth, geb. 15. März 1790, gest. 15. December 1873, war dramatischer Schriftsteller (Dramatische Dichtungen, 2 B., Leipzig 1824) und gab die originellen Tagesbefehle seines Vaters unter dem Titel „Paroles du Feldmarschall K." (Paris 1844) heraus. (*R.*)

Kalden, s. Kahlden.

KALDENKIRCHEN ist ein preußisches Städtchen in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, und liegt an der niederländischen Grenze, 6 Kilometer im SO. von Venloo. Es zählt 3032 Einw. (1816: 1023) und hat 729 Wohnhäuser mit 1270 Haushaltungen, eine evangelische und eine katholische Pfarrkirche. Die Bewohner, größtentheils katholisch, treiben Acker- und Flachsbau und Baumwollzeugfabrikation.

(*G. A. v. Klöden.*)

KALEB AFENDOPOLO BEN ELIA ist ein bedeutender jüdischer Gelehrter aus der Sekte der Karaiten, (s. unter diesem Art.), dessen Schriften sich größtentheils handschriftlich erhalten haben, jedoch erst in jüngster Zeit Gegenstand näherer Mittheilung geworden sind, leider nicht ohne verwirrende Irrthümer. Da sie fast die einzigen, im ganzen dürftigen, Nachweisungen über die Lebensverhältnisse des Verfassers enthalten, so wird die nachfolgende Zusammenfassung der wichtigsten Momente auf die kritische Beschaffenheit der zugänglichen Nachrichten näher eingehen müssen, als für die Kürze und Sicherheit der Resultate erwünscht wäre.

Aeltere Quellen sind angegeben in meinem Catalogus libror. hebr. in Bibl. Bodleiana (Berlin 1852—1860) s. v. p. 1571 und Addenda; dazu Catal. Codd. hebr. Bibl. Acad. Lugd. Batav. 1858, p. 232, woraus allein, ohne alle Kenntniß der Schriften selbst, die weitschichtige, zum Theil uncorrecte und unvollständige Darstellung bei Jul. Fürst (Gesch. des Karäerthums II, 1865, S. 316 fg. und Anm. S. 117 fg., wo die Mittelquelle oft übergangen ist). Aus der Bibliographie des Simcha Isak Luzki (1757) stammen die Schriftenverzeichnisse bei M. Jost (Gesch. des Judenthums II, 1858, S. 367) und A. B. Gottlober (בקרת etc. hebr. mit Titel: Krit. Untersuchungen über die Gesch. der Karäer, Vilno 1865, S. 196, richtiger 186). Aus einem handschriftlichen Katalog der ersten Sammlung Firkowitz, von diesem verfaßt und nicht ohne grobe Irrthümer[1]), schöpft Neubauer (aus der Petersb. Bibliothek, 1866, S. 61, 62) einander widersprechende Daten (s. unten n. 8). Auszüge aus jenen Handschriften bei Jonas Gurland, in einer mir unzugänglichen russischen Abhandlung über Mord. Comtino („Cumatiano"), nochmals abgedruckt in: גנזי ישראל.. „Neue Denkmäler der jüd. Literatur" in St. Petersburg, 3. Heft, 1866, S. 14—28 (vgl. Heft 2, S. 38), bieten zuerst brauchbares Material, beweisen aber auch, daß jene Abschriften nicht frei von Fehlern (oder Zusätzen des Fälschers Firkowitz?) sind, namentlich in Jahrzahlen, welche vielleicht von Abschreibern substituirt oder falsch gelesen sind.

Kaleb nennt sich vollständig Kaleb Afendopolo, oder Efendopulo[2]) ben Elia[3]) ben Jehuda. Der Vater wird 1487 und 1497 mit der Eulogie eines Lebenden bezeichnet.[4]) Kaleb scheint bald nach 1497, vielleicht 1498 oder 1499, gestorben zu sein[5]), das Geburtsjahr 1453 ergäbe sich aus dem Epigraph zu Schrift 1, wenn die Zahlbuchstaben richtig sind. Kaleb nennt 1487 als verstorbenen Lehrer — ohne Zweifel in der Mathematik — den sonst bekannten Astronomen Mordechai Comtino.[6])

---

1) Eine Copie liegt auch mir vor und citire ich dieselbe als „Catal. Firk.". 2) אפנדפולו, was E. Carmoly (Israel. Annalen, herausg. von M. J. Jost, 1839, S. 397) durch Efendi (افندى) und πούλος Sohn erklärt. Hiernach wäre Efendi auf den Vater Elia zu beziehen; doch ist die Bezeichnung Efendi bei Juden noch zu belegen. Was die Schreibung des Wortes betrifft, so ist im Akrostichon bei Gurl. S. 28 nur אפנדפלו (und zwar ף wol aus zwei Wörtern) gezeichnet, wenn man nicht das ו in דוד hinzunimmt; Z. 5 und 6 sind nicht ganz klar, in 6 scheint הזקן zu stecken, welches dem Großvaternamen folgt, S. 14, 18, 21 und sonst. Was die Aussprache betrifft, so muß אפיפדופולו (das Jod sonst nirgends) nach dem Metrum zu Anfang mit Halbvocal, kurzem A oder E, gelesen werden. Ueber die Variante אפרפולו s. unten Anmerk. 25. 3) Abbrevirt אבא, also nicht „Abba", wie noch Jost l. c., und im Index „Kaleb Abba". 4) 1487 s. unten n. 10 (bei Gurland S. 14), 20. Siwan 1497 beim Abschreiber von n. 3 (Gurl. S. 19) und s. n. 9. — Ein Elia ben Jehuda verkauft Cod. Firk. 617 an Jakob ben Jehuda ha-Rofe (Schwiegersohn Kaleb's?), s. unten Anmerk. 14. 5) 1498 bei Fürst S. 311 ist nur Hypothese, s. unten Schrift n. 18; das angebliche Geburtsdatum „um 1430" ist ohne alle Begründung. 6) In כלי רובע (Gurl. S. 15), bei Fürst (Anmerk. S. 113, n. 168) für Elia Baschiatschi angeführt; vgl. die widersprechenden Angaben S. 298, 305, 311. Nach Fürst S. 297 wäre Comtino um 1430 geboren (er war aber schon 1425 Schriftsteller, Cod. Paris 1084, im J. 1450, spätestens 1455, in Constantinopel als Greis bezeichnet, s. Hebr. Bibliogr. XV, 39, XVII, 111, 134) und lebte noch 1495 (S. 298 wegen S. 301 n. 8, ist aber Datum der Abschrift von Cod. Firk. 345—47, bei Gurland II, 6). Comtino wäre in Adrianopel der Lehrer Baschiatschi's und Kaleb's, nach Fürst's Vermuthung (Anmerk. 704, S. 113). Vielleicht kam er 1453 infolge der Einnahme Constantinopels dahin? Den Com-

Im J. 1490 beweint er den Tod seines ebenfalls bekannten karaitischen Lehrers Elia Baschiatschi (vulgo Beschizi[7]), dessen Schwester Chryseide[8]), die Frau Kaleb's, vielleicht schon 1487 gestorben war.[9]) Kaleb hatte zwei Brüder: Samuel, genannt Ramati[10]), für welchen im Siwan 1497 eine Schrift Kaleb's (unten n. 3, Handschr. Firk. 649) abgeschrieben wurde, nach Catal. Firk. in Constantinopel, wohin allerdings Samuel aus Belgrad gekommen und zum „Chacham" (Schulhaupt) erwählt worden; ein Bruder und Schüler, Jehuda בלי[11]), war 1496 in Kaffa in der Krim.[12]) Eine ungenannte Schwester hat wol den Jakob ben Jehuda aus Adrianopel geheirathet, bei dessen Tod im Nisan 1481 Kaleb in Belgrad einen Trostbrief an seinen eigenen Vater schreibt.[13]) Von diesem zu unterscheiden ist der Schwiegersohn Kaleb's, Jakob ben Jehuda ben Jakob החרופא[14]) in Adrianopel, für welchen Kaleb 1497 eine Abhandlung verfaßte.[15]) Drei Söhne: Salomo Jedidja (bekannter Doppelname), Mose und Menachem, wovon erstere Fragen an ihn richten, erscheinen in der Schrift n. 8, wahrscheinlich 1487.[16])

Ueber Stand und Gewerbe Kaleb's ist fast nichts bekannt; eine pariser Handschrift soll das eidliche Versprechen eines seiner Schüler, Josef ben Mordechai, enthalten, das Erlernte nicht ohne Genehmigung des Lehrers weiter zu lehren und auch dann nur unter gleicher Verpflichtung.[17]) Seine pecuniären Verhältnisse können nicht schlecht gewesen sein, da er viele und theuere Handschriften abschreiben ließ oder kaufte.[18]) Er copirte selbst das übersetzte astronomische Werk des Arabers Dschabir über Aflah 1482, in Cod. Paris 1024; nach dem Katalog hätte er selbst auch dasselbe Werk in Cod. 1025 im J. 1522 copirt, was nur ein Irrthum sein kann. Im J. 1488 oder 1493 soll ein „Abraham fil. Afendopolo" ein Werk des Gazzali in Cod. Vatican. 346 copirt haben; wahrscheinlich ist die Abbreviatur אבא falsch gelesen.[19])

Die bisher bekannten Schriften werden hier, wegen ungenügender Daten, nach dem Alphabet der hebräischen Titel geordnet.

---

mentar zu Jesod. Mora schrieb er nach längerem Aufenthalt in Adrianopel (Gurland S. 10), und zwar vor 1463, wo er jenen Commentar citirt (Cod. Paris 681, [7]). Für Comtino ist im Herbst 1470 Cod. Paris 830 geschrieben von Elia Mizrachi, den Fürst (S. 311) ebenfalls zum Lehrer Kaleb's macht. — Eine Nachahmung Comtino's bei Elia Basch. s. Hebr. Bibliogr. XX, 96, Anm. 15.

7) Elia ben Mose ben Menachem starb 23. Siwan (Gurland S. 25, s. unten n. 8). 8) כרישיידי, vgl. Chryse bei Zunz, Ges. Schriften II, 57; כרשולה Catal. Lugd. S. 165. 9) Neubauer S. 121 (vgl. S. 61) und Gurland (S. 24) gaben ein offenbar mehrfach corruptes Excerpt, welches ich nach bloßer Conjectur berichtigt hier inhaltlich wiedergebe. In der Nacht des Sonntags fehlt: am 12.] Adar רכז erhielt Kaleb in Belgrad (עיר לבן) ein Schreiben aus Constantinopel mit Trauernachrichten; es waren gestorben: seine Frau Chr. am Dienstag 14. Adar, sein mütterlicher Onkel (מסרפי, vgl. Catal. Codd. Lugd. 243 A. 2, wonach S. 246 für frater sororis zu lesen: matris; Neubauer hat מסרכי mit Fragezeichen) Jehuda Rabbenu ben Kaleb, der Jüngling Mose ben [fehlt Namen des Vaters, etwa Elia?] Baschiatschi [also Neffe? vgl. Hebr. Bibliogr. VII, 11], und seine Schwiegermutter (מיחתנת, vgl jedoch מחתן bei Neub. S. 123, Gurl. S. 32) קשרי (vielleicht Abkürzung von Hefaste, vgl. Zunz, Ges. Schriften II, 67, 68; Monatsschr. 1879, S. 288), Tochter eines Kaleb aus מדייבי. — Die Jahrzahl רכז 1507 ist bei Neubauer S. 61 nur daraus erklärlich, daß er nach Catal. Firk. 821) die Schrift unterscheidet von derjenigen, die er 1490 verfaßt sein läßt (s. unten n. 8). An das Todesjahr Kaleb's hat er nicht gedacht, wie Gurland. Die leichteste Emendation ist רנז, 1487 (vgl. unten Anm. 13), wodurch sich vielleicht auch erklärt, daß Kaleb 1490 Elia B. nur als Lehrer, nicht als Schwager bezeichnet. Der gleichzeitige Tod so vieler Familienglieder weist auf Pest oder eine sonstige Calamität hin. Nach Juchasin f. 193[b] ed. Cracau wurde Adrianopel im J. 895 H. (beginnt 1. Dec. 1487) niedergebrannt; Adar fällt aber in den Frühling desselben Jahres, also vor diese Calamität. 10) Ueber diese Benennung und das Nachfolgende s. Hebr. Bibliogr. XX, 122. 11) Vgl. באלי bei Zunz, Ges. Schriften II, 29 und Hebr. Bibliogr. XX, 96. 12) Catal. Bodl. S. 1472, Neub. S. 122, XXX und Gurl. S. 22. An erster Stelle als Bruder „von väterlicher und mütterlicher Seite" bezeichnet; hatte Samuel eine andere Mutter? 13) Gurl. S. 24; Neub. S. 61 liest unrichtig 1501 (רנא für רנג), obwol das Buch (unten n. 8) 1490 verfaßt sein soll! Vgl. oben Anmerk. 9. 14) Das letzte Wort (der Arzt) dürfte sich auf den Großvater beziehen. Ein Arzt Jakob aus Luzk ist nach Abraham Bali (vgl. Hebr. Bibliogr. XX, 96) bei Elia Baschiatschi (f. 32[b] Kap. 20, vgl. Neub. S. 123, bei Gurland S. 31 uncorrect) gemeint, lehrte also um 1460, sodaß dieser Jakob der Großvater von Kaleb's Schwiegersohn sein konnte. Abraham Bali ist offenbar die Quelle für Simcha Isak f. 21[a]. Carmoly (Hist. des méd. juifs p. 186) unterscheidet von Jakob aus Luzk einen Arzt Jakob ben Jehuda. An Jakob ben Jehuda החרופא schreibt Isak ben Schemarja החזקן (Cod. Firk. 814, nicht 813, wie Neub. S. 121, wahrscheinlich aus dem Catalog ms.); das Schreiben copirt in Adrianopel 1421 Schemarja, Sohn des Briefschreibers (Isak's, nicht Jakob's, wie Catal. Firk. angibt), daher Schemarja ben Isak bei Simcha Isak f. 21[b]. Hiernach hätte dieser Jakob ben Jehuda (einer von beiden Arzt) schon 1400 gelebt und wäre älter als Jakob aus Luzk. Unsicher ist auch Jakob ben Jehuda, der Käufer von Cod. Firk. 617, oben Anmerk. 4.

15) Unter n. 3, bei Gurland S. 19: אחי יעקב חתני, vgl. ähnlich אדוני אחי וחתני (a. 1696) bei Neubauer 142. 16) Gurland S. 23. 25. 17) Carmoly, Israel. Annalen 1839. S. 397; der pariser Katalog unter 1024 weiß nichts davon; Delitzsch (Vorrede zu Ahron ben Elia S. 11) deutet auf die Unzuverlässigkeit der Quelle hin, acceptirt jedoch die Annahme, daß Kaleb sich von Unterricht ernährt habe, ebenso Fürst S. 312. 18) Die Zahl der bekannten läßt auf eine weit größere schließen, da die Kataloge in Bezug auf Besitzer sehr unvollständig sind; der pariser Katalog unter 1022, 1064 verschweigt, was hier aus handschriftlichen Notizen von B. Goldberg folgt. Der Inhalt der Schriften ist auch für die Studien Kaleb's instructiv; sie sind philosophisch (meist Uebersetzungen des Averroës) oder mathematisch; nämlich auf seine Bestellung geschrieben sind Ende 1487 Cod. Paris 702, 852, a. 1495 Cod. Bodl. bei Uri 403; er kauft 1490 Cod. Vat. 336 für 150 Aspern (so ist Fürst, Anmerk. 205 zu berichtigen), am 9. Adar II. 1495 Handsche. Fischl 21 (Lathif), a. 1496 Alfergani und ibn Heitham in Cod. Paris 1022 für 70 לבנים (Silberstücke? vgl. לבן Weißpfennig bei Zunz, zur Gesch. 562), 1498 Par. 724 (angeblich früher dem bekannten David ben Jehuda Messer Leon gehörig), angeblich 1499 die im J. 1484 geschriebene Handschr. Par. 948; das Jahr ist allerdings sehr fraglich. Für Par. 949 und 1064 (Almanach des Jakob ben Machir) ist kein Jahr bekannt. 19) Meine Conjectur in Catal. Codd. Lugd. S. 232 wird bei Fürst Anmerk. 206 zu einem Factum mit Weglassung des Namens Abraham.

1) אבינר בן נר (oder אבנר?), Handschr. Firk. 818, nach dem Schluß (bei Gurland S. 27) beendet 14 Kislew 249 (Herbst 1488) „im 34. Jahre der Geburt Kaleb's". Darauf folgt eine jedenfalls gefälschte Nachschrift, nach welcher Kaleb selbst das Werk und diese Handschrift beendet hätte Freitag 23. Siwan 5284 (1524!) im 60. Lebensjahre. Dieses Datum allein gibt Catal. Firk. und wol danach Neubauer (S. 62) und Gurland (Ginse II, 37). Das Werk ist eine Art von Makamen, worin Personen aus der Zeit Saul's und David's, auch die Königin von Saba, redend eingeführt sind; Probe bei Gurland S. 25—27. Auf ein Buch desselben Titels, worin das Hohelied philosophisch gedeutet ist, verweist Kaleb in der Schrift n. 15[20]), weshalb Simcha Isak und andere unsere Schrift als einen Commentar zum Hohenliede bezeichnen.[21])

2) אגרת תשובה, ein Gutachten über den Gebrauch von Arrak, Handschr. Leyden 52, [9] und Pinsker 39, [5], worin eine Stelle über christliche Opfer.[22])

3) אגרת המספקת eine ausführliche Abhandlung über Thierschlachten und Speisegesetze in der beliebten Form von Fragen und Antworten (Examinatorium), Cod. Firk. 649 und Fischl 6. Enddatum Montag 21. Adar I. 1497 (ברנה); verfaßt für den Schwiegersohn Jakob u. s. w., s. oben.

4) אגרת קצרה, eine kleine resumirende Abhandlung über dasselbe Thema, verfaßt in קרמריא[23]) bei Constantinopel jenseit des Meeres, beendet Freitag 4. Tammus 1497. Handschr. Leyden 52, [7] (Catal. S. 232) und correcter Fischl 6.[24])

5) אגרת המספקת astronomische Terminologie, Cod. Paris 1090, den Bibliographen unbekannt, citirt zwei andere Schriften, unten n. 7 und 8.

6) ארתמיטיקא „Arithmetica", wird in n. 15 citirt.

7) גל עיני wird in n. 5 citirt. Ueber den Inhalt ist nichts bekannt. Der Titel ist aus Psalm 119, 18, welchen Vers jüdische Philosophen, Kabbalisten und auch die Karaiten gern an die Spitze oder an den Schluß ihrer Schriften setzen.[25])

8) גן המלך, eine Art von Divan, viel Gelegentliches enthaltend und daher eine wichtige Quelle für Familienverhältnisse und Zeitgeschichte des Verfassers; doch leiden die spärlichen Nachrichten darüber an Kritiklosigkeit. Das Autograph war nach Polen gekommen, wie Mordechai ben Nisan (Kap. 8) berichtet. Der Catal. Firk. theilt das Buch (wie sonst andere zusammengehörende Handschriften) in drei Nummern: 821 Gedichte, Elegien u. s. w. vom J. 1507(!), 822 Gan ha-Melech und 823: מור עובר geschrieben 1644. Nach Neubauer (S. 61) ist Gan im J. 1490 verfaßt, enthält Trostschreiben vom J. 1501 und Mor Ober enthält Nachrichten u. s. w. vom J. 1507. Gurland (II, 39) erklärt den Titel Mor Ober als Fiction Firkowitz's, es sei ein Fragment des Gan und enthalte nichts Medicinisches.[26]) Die kurzen Mittheilungen Gurland's[27]) lassen vermuthen, daß dieser Divan in Belgrad (1489?) begonnen, in Constantinopel bis mindestens 1495 fortgesetzt sei, da er zwei Elegien aus diesem Jahre über Vertreibungen der Juden in den Ländern des Westens, sowie in Rußland und Lithauen, enthält.[28]) Nach dem Einleitungsgedicht (S. 22), einer Nachahmung ibn Esra's[29]), ist das Buch für die Söhne des Verfassers zu Belgrad im 10. Monat des J. 269 (רסט) verfaßt, vielleicht zu lesen רמ״ט, also 1489, wie bereits oben Aehnliches zweimal vorkam. Kaleb citirt dieses Buch in den Schriften n. 4 und 18. Außer den Nachrichten über seine Familie, welche oben verwerthet sind, ist dem puritanischen Charakter der Karäer gegenüber hervorzuheben ein nicht übles, etwas sinnliches Gedicht an die Geliebte (S. 24), worauf ein poetischer Dialog mit dem activen Intellect folgt — den Kaleb allerdings auch im Hohenlied (mit älteren Autoren) angedeutet findet. — Mose Hamon, ein spanischer Gelehrter, fragt Kaleb über wissenschaftliche Gegenstände.[30])

9) דרך עץ החיים. Eine Inhaltsangabe der Religionsphilosophie des Ahron ben Elia, nebst Index der Bibelverse, erstere edirt in der leipziger Ausgabe (von Delitzsch und Steinschneider 1841, begonnen 1839), beide in der (mir unzugänglichen) Ausgabe Kosloff 1839. Catal. Firk. 694 läßt die Schrift in עיר הלבנה (sic) 1503 verfaßt sein, und daher Neubauer S. 62. Die Wiener Handschr. hat das Datum 24. Adar 1512, welches schon in Catal. Bodl. 1472 als corrupt bezeichnet ist. Man möchte נ״ז״ר אלהיו (Num. 6, 7) lesen, also 1497, wobei zu beachten, daß der Vater (S. LIV) als Lebender erscheint.

10) כלי רובע השעות (תיקון) Anweisung zur Verfertigung eines Stundenquadranten (Sonnenuhr) im J. 1487, wie schon sein verstorbener Lehrer Comtino ver-

20) Catal. Codd. L. B. S. 232. 21) S. Salfeld, Das Hohelied bei den jüdischen Erklärern, S. 134, confundirt unsere Schrift mit dem 2. Theil von n. 14. 22) Catal. Codd. Lugd. S. 233; vgl. meine Polem. und apologet. Literatur S. 374. Fehlt bei Fürst. 23) Vgl. Catal. Bodl. S. 1472; falsch Karsaria bei Fürst S. 310, A. 208 und 314 A. 229. 24) Fürst läßt diese Schrift für den Schwiegersohn verfaßt sein, indem er die Erwähnung der ausführlicheren misversteht. 25) Catal. Codd. Lugd. S. 271 (Verfasser ist Israel Maarabi, s. Hebr. Bibliogr. XX, 92); Ahron ben Elia in Schlachtregeln (Litbl. des Orient XI, 350 = Gan Eden f. 81c), Kaleb selbst am Anfang von n. 3, bei Gurland S. 18.

26) Diese Bemerkung ist gegen Delitzsch (Vorrede zu Ahron ben Elia S. 11) und Neubauer gerichtet, welche Kaleb auch über Medicin schreiben lassen. In der That sind medicinische Studien Kaleb's überhaupt nicht bekannt und in Dod Mordechai Kap. 8 (f. 7 ed. Wien), wo das Autograph richtig geschildert ist, kommt nur das Wort סגולות (Specifica) vor! 27) III, 22—25; die Angabe: Manuscript 826, ist Druckfehler. 28) Neubauer S. 121, Gurland S. 25, wo auch Kaleb an seinen Schüler Isak ben David aus Trock schreibt wegen des Geldes, welches dessen Schwager Josef, ebenfalls Schüler Kaleb's, seit seinem Aufenthalt „hier in Constantinopel", dem Kaleb schuldig sei. 29) Zeile 2 ist השר der Sänger, Z. 5 nach dem Reime wol נסבר zu lesen. 30) Gurland S. 24: בר lies כר. Ueber die spanische Familie Hamon s. Catal. Bodl. S. 2999. Neubauer, S. 61, las הירן, was היוני (der Grieche) heißen müßte; vgl. n. 10.

faßt hatte[31]); jedoch auch für die ungleichen Stunden (שעות המשתנות); Handschr. Firk. 714, beendet 19. Schebat 5247 (Anfang 1487), copirt von Sabbatai ben Mose aus Candia, Donnerstag 22. Elul desselben Jahres.[32]) Auch Josef del Medigo kannte diese Schrift.

11) ביעה (אגרת) eine Abhandlung über Verwandtschaftsgrade, gegen Jeschua, wird von Jehuda Poki angeführt.

12) מכלל יפי über mathematische Astronomie, Handschr. Pinsker 7, [4], im Katalog zu kurz behandelt, wird citirt in Ner Samuel von Samuel ben Abraham (gest. 1762, Gurl. II, 45).

13) נחל אשכל Sciagraphie des wichtigsten karaitischen Werkes Eschkol ha-Kofer von Jehuda Hadassi, und mit demselben gedruckt.

14) כדר ענין השחיטה Schlachtregeln in Reimen, Handschr. Firk. 569, Probe bei Gurland S. 20; Straßburg n. 48.

15) עשרה מאמרות zehn Homilien über Psalm 119 und das Hohelied mit einer theilweise historischen Einleitung; letztere nebst I und II in Leyden 30,[5] [33]), allein daselbst 52, [10]; das Werk vollständig Handschr. Fischl 5 und 7, Firk. 747.

16) פתשגן כתב הדת über die Lectionen der Festtage u. s. w. in 17 Kap., Cod. Firk. 819, daraus die Vorrede bei Gurland S. 21, verfaßt in Constantinopel 1496, als der Bruder Jehuda aus Feodosia (כפה und קפא Caffa) kam. Kaleb verspricht zweimal neue Anordnungen von Bibelversen für die Recitationen. Einem unbekannten Reformator einer alten Sitte verbeißt er die göttliche Rache.

17) תשובה Widerlegung der Ansicht des Maimonides (Gesetzbuch, Temidin Kap. 7) über ניחרת השבת — ein bekanntes exegetisches Controversthema — in maßvollem Tone dem berühmten Gelehrten gegenüber; Handschr. Firk. 738 (hinter 737). Ein Fragment in Cod. Tischendorf (in Petersburg)[34]) nennt den Verfasser אפרימיל.[35])

18) Unvollendetes Supplement zu Elia Baschiatschi's Gesetzbuch Aderet Eliahu, mit demselben gedruckt, insbesondere über den Kalender, 1497; Kaleb soll an der Vollendung durch den Tod verhindert worden sein.

19) Widerlegung der Angriffe des Moses ben Jakob „Aschkenasi" in Menkerman[36]), zur Zeit in Lutz, auf Abron ben Elia's Gan Eden, beendet Dienstag 2 Elul 1487; bisher unbekannt; Cod. Fischl 6, woraus das interessante Vorwort in Hebr. Bibliogr. XX, 122.[37])

20) Kaleb redigirte Liturgisches und verfaßte Hymnen, worüber noch Einzelheiten fehlen, sodaß hier eine kurze Verweisung genügen muß.[38])

Kaleb's Schriften repräsentiren im ganzen die Gelehrsamkeit einer abschließenden Periode, auf welche geistlose Kleinlichkeit folgt. Sie enthalten Material für die Literatur- und Culturgeschichte der Karaiten.

(*M. Steinschneider.*)

KALEIDOSKOP (von *καλός*, schön, *εἶδος*, Gestalt und *σκοπεῖν*, sehen, beobachten) ist ein von Brewster 1817 erfundenes Instrument zur Erzeugung von sternförmig symmetrischen Spiegelbildern eines Gegenstandes. Die Haupttheile desselben sind vor allem ein Paar Spiegel, gewöhnlich ein Paar länglich rechteckige Streifen von nicht amalgamirtem, dafür aber auf der Rückseite geschwärztem oder mit dunkelm Papier belegtem Spiegelglas. Diese werden mit ein Paar ihrer längeren Kanten so aneinandergelegt, daß die spiegelnden Flächen einen Winkel von 60°, 45°, 40° oder 36° bilden, und dann, in dieser Lage befestigt, in ein Pappe- oder Metallrohr geschoben. Das eine Ende des Rohres wird mit einer Platte verschlossen, welche in der Mitte eine kleine runde Oeffnung hat, sodaß man durch dieselbe in den von den Spiegeln eingeschlossenen Winkelraum hineinblicken kann. Das andere Ende ist mit zwei runden Glasplatten geschlossen, von denen die eine ganz durchsichtig ist und an die beiden Spiegelglasstreifen anstößt, die andere, mattgeschliffene, mit der ersten parallel liegt und einige Millimeter von ihr entfernt ist. Bringt man nun zwischen die beiden letzterwähnten runden Glasscheiben eine Anzahl bunter Glassplitter, getrocknete Blumenblätter und andere kleine durchsichtige oder durchscheinende Gegenstände, so werden diejenigen davon, welche zufällig so liegen, daß sie dem durch die runde Oeffnung am andern Ende des Rohres hineinblickenden Auge in dem Winkel zwischen den beiden Spiegeln zu liegen scheinen, von diesen beiden Spiegeln in wiederholter Weise so gespiegelt, daß dabei ein regelmäßiges sternförmiges Spiegelbild entsteht, wobei sich in jedem Strahle oder Winkelfelde dieses Sternes die Lage der in dem direct beobachteten Winkelfelde befindlichen Theilchen mit abwechselnder Vertauschung

31) Ueber Gomtino's gleichbetitelte Abhandlung s. Gurland II, 16; III, 5; über Kaleb's II, 37; III, 14. 32) Catal. Firk. fügt hinzu: Der Verfasser war 23 Jahre alt, da er selbst gegen Ende des Buches angibt, daß er a. 1465 geboren sei! Den Abschreiber (der auch sonst vorkommt) macht Firk. zum Karäer u. s. w. Alles das wiederholt Neubauer, offenbar ohne Autopsie. Gurland kennt eine solche Stelle nicht, sie ist auch jedenfalls unecht. 33) Katal. S. 128 fg. und eine Stelle über Jesus S. 393. — Die Einleitung ist copirt in Cod. 74 (und 75? s. Wolf, Biblioth. Hebr. II, 1265, n. 73); ein größeres Citat bei Mordechai ben Nisan, Kap. 8; s. auch Gurland S. 16—18. 34) Nachgewiesen in der Hebr. Bibliogr. VII, 11, unbeachtet von Neubauer S. 62 und Gurland S. 28. 35) Die Wegiassung des ב und ד für ר s. auch bei Gurland S. 37. 39.

36) מנקרבין, vgl. כן כרמין bei Neubauer S. 141, n. 46 und Harkavy, Altjüd. Denkmäler in der Krim S. 257. — Mose ist der Verfasser des אזהר נחמד, welchen Mordechai ben Nisan zu den Karaiten zählt! 37) Die Correspondenz mit Mose ha-Jewani bei Neubauer S. 62 (wo das Anmerkungszeichen zu den oben erwähnten Elegien zu gehören scheint) beruht auf Irrthum, wie S. 61, daß Elia Basch. 1480 an denselben geschrieben; Elia widerlegt Mose Kappuzzatto; s. Hebr. Bibliogr. XIX, 58, wonach auch Fürst II, 297. 303 zu berichtigen ist. 38) Zunz, Gött. Vortr. S. 425; Gottlober l. c.; הקדמות enthält Cod. Fischl 6; vgl. auch unter n. 16. — Eine besondere „Sammlung" der Hymnen kennt nur Fürst, S. 314, ohne Nachweis.

von Rechts und Links wiederholt. Dadurch, daß beim Schütteln oder Drehen des Instruments immer neue bunte Theilchen oder dieselben mit veränderter Lage in das direct beobachtete Winkelfeld fallen, entstehen immer neue Sternfiguren, und es wird das Instrument dadurch zu einem anmuthigen, unterhaltenden Spielzeuge. Doch kann es auch in der Industrie zur Erfindung von sternförmigen Mustern dienen. Dieser Stern ist übrigens sechs-, acht-, neun- oder zehnstrahlig, je nachdem der Winkel der Spiegel 60, 45, 40 oder 36 Grad beträgt.

Die Entstehung dieser sternförmigen Spiegelbilder läßt sich leicht aus dem Verhalten von Winkelspiegeln zu den Strahlen erklären, welche von einem zwischen den Spiegeln befindlichen Object aus auf die Spiegelflächen fallen. Denkt man sich die beiden Spiegel durch die Schenkel AC und BC eines Winkels dargestellt, der mit ACB bezeichnet sei, dazwischen ein Object O, welches vom Spiegel AC um a und von BC um b abstehe, so wird zunächst hinter AC ein Spiegelbild α, in einer Entfernung gleich a entstehen. Dies wird wieder für Spiegel BC gleichsam zum Object und erzeugt hinter diesem ein Spiegelbild, welches b_2 genannt sei; b_2 erzeugt wieder hinter AC ein Spiegelbild a_3 und dieses wieder hinter BC ein Spiegelbild b_4 u. s. w. Ein ähnliches Spiel wiederholt sich mit dem ersten Spiegelbilde, welches das Object hinter dem Spiegel BC erzeugt. Dies liegt auch in der Entfernung b und sei b genannt. Es wird sofort für den andern Spiegel AC zum Object und erscheint hinter ihm als Spiegelbild a_2; dieses erscheint wiederum hinter BC als Bild b_3 und dieses hierauf hinter AC als a_4. Dieses Spiel geht so lange so fort, bis die Spiegelbilder in den Scheitelwinkel der Spiegel, also hinter die spiegelnden Flächen beider fallen. Dann kann keine weitere Spiegelung der Strahlen stattfinden. Da übrigens die Spiegelbilder nach dem Spiegelungsgesetze stets paarweise gleichen Abstand auf den beiden Seiten der Spiegel haben müssen, fallen sie alle auf die Peripherie eines Kreises mit dem Radius CO um den Mittelpunkt C. Ist der Winkel gerade ein aliquoter Theil von π, so liegen die Bilder übrigens auch symmetrisch vertheilt auf der Peripherie dieses Kreises, immer je eins in einem der Theile, welche entstehen, wenn man den Winkel der beiden Spiegel auf der Peripherie weiter herumträgt, und die letzten beiden Bilder, welche in den Scheitelwinkel fallen, fallen zusammen.

Das Chromatoskop ist nichts als ein Kaleidoskop, bei welchem als Object eine drehbare Walze mit verschiedenen bunten Gegenständen angebracht ist. Beim Debuskop sind die beiden Spiegel nicht fest, sondern an einer Axe in verschiedenen Winkeln stellbar. Das Typoskop von Emsmann endlich ist eine Verbindung eines polyedrischen Glases mit einem Kaleidoskop. Durch das polyedrische Glas werden die Sterne zu einem Muster vervielfacht. (*H. A. Weiske.*)

KALENBERG, ehemals festes Bergschloß im gleichnamigen früheren Fürstenthum (s. unten), einst Residenz desselben, im Dreißigjährigen Kriege mit Besatzung versehen und verschiedentlich Stützpunkt bei den Streifzügen beider Parteien. Hier war es, wo Pappenheim am 12. April 1632 ein vom Herzog Georg von Lüneburg den Hessen zu Hülfe gesandtes Corps von 2000 Mann zersprengte oder gefangen machte. Der Herzog von Lüneburg und der General Baudissin belagerten, als Pappenheim weiter nach Stade gezogen war, die Feste, sie fanden aber für gut, bei Pappenheim's Rückkehr die Belagerung aufzuheben und sich bei Hildesheim zu verschanzen, wo jener sie auch in Ruhe ließ, weil er Wichtigeres zu thun fand. — Das Fürstenthum Kalenberg umfaßte den südlichen Theil der Landdrostei Hannover und zwar hauptsächlich den Stadt- und Landkreis Hannover, sowie die Kreise Hameln und Wennigsen und hatte ein Areal von $49\frac{1}{2}$ Quadratmeilen. Es wurde von Erich I. im Jahre 1491 gegründet und fiel nach dem Aussterben des fürstlichen Geschlechtes von Kalenberg 1584 an Braunschweig, kam 1648 an Celle und, nachdem diese Fürstenlinie im Mannesstamme erloschen war, 1705 an Hannover. (S. übrigens Calenberg.) (*A. Schroot.*)

Kalender, s. Calender.

KALERGIS (Demetrios). Die älteren Zeitgenossen erinnern sich im Hinblick auf die unaufhörlichen Verfassungswirren und Wahlkämpfe des jetzigen Königreichs Griechenland dieses seinerzeit vielgenannten neugriechischen Generals und Politikers, der vorzugsweise als der kecke Agitator galt, durch dessen Eingreifen das neue Hellas in die Reihe der parlamentarisch regierten Staaten Europas eingeführt worden ist. Der Name Kalergis wird indessen schon viel früher in der Geschichte des griechischen Volkes genannt, und zwar auf der Insel Kreta, aus welcher auch Demetrios Kalergis in unserem Jahrhundert nach Morea gekommen ist. Zuerst, soweit wir sehen, erscheint gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf Kreta eine mächtige Familie griechischer „Archonten" oder Barone dieses Namens, die zu den damals auf der schönen Insel, der großen Eroberungscolonie der Venetianer im Aegäischen Meere, dominirenden italienischen Machthabern bald in freundlichen, bald in feindlichen Verhältnissen stand. Während eines Aufstandskrieges vieler Kreter gegen die Republik der Lagunen, 1272—1277, hielt der Archont Alexios Kalergis zu der letzteren; aber die Verkürzung der Rechte seines Hauses trieb ihn 1283 dahin, selbst die Waffen gegen Venedig zu erheben. Weil er aber es doch verschmähte, mit den Genuesen gemeinschaftliche Sache zu machen, gewährte ihm die feine Politik der Republik 1299 einen günstigen Frieden, durch welchen Alexios als Inhaber von 13 Ritterlehen in die Reihen der mit den venetianischen Nobili gleichgestellten insularen Ritterschaft aufgenommen wurde. Seit dieser Zeit bestand zwischen der Linie des Alexios Kalergis und den Venetianern gute und dauernde Freundschaft, die derselben nachmals auch die Aufnahme in das venetianische Patriciat verschaffte, zumal sie nicht sich bedachte, selbst gegen ihre Landsleute und Blutsverwandten bei deren unaufhörlichen Erhebungen die Waffen auf der Seite der Venetianer zu führen. In solcher Weise war namentlich des alten Alexios gleichnamiger

Enkel im Jahre 1341 gegen seinen Oheim Leon Kalergis mit großem Erfolge thätig. Freilich traten wieder mehrere Glieder des Hauses Kalergis, nämlich Johannes, Alexios und Georg Kalergis, auf die Seite der venetianischen Ritter der Insel, als diese sich 1363 zu dem verwegenen Versuch erhoben hatten, die Insel als selbständigen Staat von der Regierung in den Lagunen loszureißen, und theilte deren bis 1366 sich vollziehende blutige Niederlage. Später wieder hielt Andreas Kalergis treu zu dem venetianischen Statthalter Bernardo Vitturio, als 1453 der Grieche Siphis Blastos gegen die venetianischen Barone auf Kreta eine großartige Verschwörung organisirt hatte.

Wir wissen nicht, ob und in welchem Verwandtschaftsgrade sich von dieser alten kretischen Familie die jungen griechischen, auf Kreta geborenen, Offiziere herleiten, welche zunächst während des neugriechischen Unabhängigkeitskrieges unseres Jahrhunderts gegen die Osmanen hervortraten. Nur vorübergehend freilich erscheint Emanuel Kalergis, der im Jahre 1825 unter den Truppen sich befand, mit welchen der griechische Präsident Georg Konduriotis die Besatzung des Castells von Navarino verstärkte, als Ibrahim-Pascha gegen Ende Februar desselben Jahres in Messenien festen Fuß gefaßt hatte. Er führte damals eine Compagnie regulärer Artillerie, tritt aber in der Geschichte der Griechen ganz zurück hinter seinen Bruder Demetrios Kalergis. Der letztere war um 1803 auf der Insel Kreta geboren und ist in St.-Petersburg erzogen worden. Nach Art sehr vieler seiner griechischen Landsleute seit Ausgang des 17. Jahrhunderts studirte er dann Medicin, und zwar zu Wien. Als im Jahre 1821 der Unabhängigkeitskrieg der Griechen ausgebrochen war, stellte auch er sich der Sache seiner Landsleute zur Verfügung. Soviel uns bekannt, trat er als selbständiger Führer zuerst im Sommer 1825 auf. Als nämlich damals die schrecklichen Erfolge der Aegypter in Morea die Lage Griechenlands anfingen höchst bedenklich zu gestalten, wagte es Demetrios, mit einer Anzahl flüchtiger Leute von Tschakonien aus nach seiner heimatlichen Insel überzusetzen. Hier hat er sich durch einen verwegenen Handstreich der starken und wohlgelegenen Festung Grabusa bemächtigt; damit war der Anfang gemacht, auf der Insel Kreta, die bereits wieder als durch die ägyptischen Truppen pacificirt galt, den unter der Asche glimmenden Aufstand neu zu beleben und den Aegyptern erhebliche Schwierigkeiten zu bereiten. Kalergis persönlich hat indessen doch seine kriegerische Laufbahn auf dem griechischen Festlande fortgesetzt. Er hat im Herbst und Winter 1826 und 1827 tapfer in Rumelien unter Karaïskakis gefochten; dann aber wurde er auf der Ebene von Athen in dem unglücklichen Gefecht am 6. Mai 1827, wo seine kretischen Palikaren meistens zu Grunde gingen, durch eine Kugel im Bein verwundet und gerieth in die Gefangenschaft der Osmanen, die ihm ein Ohr abschnitten. Nachher, im Februar 1827 und Frühling 1828, fungirte Kalergis als Adjutant bei dem französischen Philhellenen General Fabvier, und nach dessen Austritt aus dem griechischen Dienst, der im Mai 1828 erfolgte, an der Seite des Präsidenten Kapodistrias. Damals gehörte Kalergis sehr entschieden jener Partei unter den freien Griechen an, die bei ausgeprägten russischen Sympathien zuerst die Berufung des ionischen Grafen an die Spitze Griechenlands erzielt hatte und nach dessen tragischem Ausgange als korfiotische oder hybernitische, endlich unter König Otto als napistische Partei ihre Stellung genommen hat. Als ergebener Anhänger des Präsidenten half Kalergis wiederholt Unruhen niederwerfen. Namentlich aber führte er das Reiterregiment jener Division griechischer Regierungstruppen, mit welchen in dem Moment höchster Spannung zwischen Kapodistrias und den Hydrioten General Nikitas am 13. August 1831 die Hafenstadt Poros besetzte, an demselben Morgen, wo der hydriotische Admiral Miaoulis bei seiner furchtbaren Erhebung gegen Kapodistrias im Hafen des Städtchens einen Theil der griechischen Staatsflotte in Brand steckte. Nach des Präsidenten Ermordung und nach seines Bruders, Grafen Augustin, Vertreibung aus Griechenland hielt sich Kalergis, wie bisher, mit großer Rührigkeit, jetzt als Oberst oder General auf seiten der hybernitischen Partei an der Seite des alten Theodor Kolokotronis, dessen unruhige Thätigkeit durch ihn wesentlich gefördert wurde.

Als endlich die Ankunft des Königs Otto und der bairischen Regentschaft den Agitationen der hybernitischen Militärchefs ein Ende gemacht hatte (1833), trat Kalergis für längere Zeit mehr zurück. Aber als einem der Führer der napistischen Partei, unter denen er nach des alten Kolokotronis Tode (im Februar 1843) neben dem Grafen Metaxas wol der bedeutendste Kopf war, sollte ihm noch einmal eine bedeutende Rolle zufallen. Es ist bekannt, daß damals die Verstimmung der Griechen gegen König Otto und dessen Régime einen hohen Grad erreicht hatte. Der alte, wieder erwachte, rhomäische Haß gegen alles Fremde traf namentlich die Baiern, überhaupt die Deutschen im Lande. Zugleich mit deren Austreibung wollten aber die unzufriedenen Elemente auch die Einführung einer parlamentarischen Verfassung erzwingen. Die Wünsche der Napisten gingen freilich noch viel weiter: für sie war die Hauptsache, auch die bairische Dynastie zu vertreiben und einen „orthodoxen" Prinzen für den athenischen Thron zu gewinnen. Da unter allen Truppen der Besatzung in Athen nur die Gensdarmerie wirklich zuverlässig, die Maßregeln aber der königlichen Behörden nicht geschickt waren, so wurde es dem Kalergis — der damals eine Reiterabtheilung in Athen commandirte — nicht schwer, in der Nacht, wo die Bewegung in Athen explodirte (in der Nacht zum 15. September 1843), die sämmtlichen Truppen der Residenz mit sich fortzureißen. Nachts 1 Uhr übernahm er deren Commando, führte sie unter klingendem Spiel und unter dem Läuten der Glocken und dem Auflodern der Signalfeuer auf den Höhen der Umgegend vor das Schloß des Königs Otto. Während Garnison und Volk das Schloß blokirten, hielt Kalergis durch starke Patrouillen Ordnung in der Stadt, forderte den König persönlich auf, dem Volke die bisher vorenthaltene Ver-

fassung nicht länger zu versagen, und schnitt zugleich allen Verkehr des Königs mit den Gesandtschaften ab. Da sich König Otto endlich entschloß, die auf der Spitze der Bajonette ihm präsentirten Forderungen zu acceptiren, so wurde Griechenland nunmehr wirklich Verfassungsstaat. Die dynastischen Hintergedanken der Napisten blieben unausführbar.

Kalergis war nach diesen Erfolgen anfangs sehr populär. Er hatte es wirklich vermocht, während der Krisis sowol das Schloß und den König persönlich zu schützen, als auch Blut-, Brand- und Raubscenen in Athen zu verhindern. Und der lang ersehnte Gewinn der neuen Verfassung wurde einstweilen dem schlauen Agitator zugute gerechnet, der auch von seiten der englischen Gesandtschaft als der Held des Tages demonstrativ ausgezeichnet wurde. Aber er war nicht im Stande, eine dominirende Stellung zu behaupten. Die alte Gegnerschaft mehrerer rumeliotischer und hydriotischer Führer, die seit 1833 geruht hatte, machte sich schnell wieder geltend. Bei den neu beginnenden parlamentarischen Arbeiten liefen die Parteien der alterfahrenen Politiker Kolettis und Maurokordatos den Napisten bald den Rang ab. Kalergis persönlich, der seit dem 30. März 1844 zum Generalmajor und königlichen Generaladjutanten avancirt war, ohne doch darum das Vertrauen des Hofes zu besitzen, verlor die Gunst der Palikaren und der Massen, als er (23. Juni 1844) bei einem schlimmen Tumult in Athen mit Waffengewalt nachdrücklich durchgegriffen und selbst mit eingehauen hatte. Als dann die Wahlen zur Landesvertretung gegen das zur Zeit regierende Ministerium Maurokordatos ausgefallen waren, führte (16. August) ein neuer furchtbarer Tumult zum Rücktritt sowol dieses Staatsmannes wie des Kalergis aus ihren Stellungen. Nicht lange nachher, 1845, schied Kalergis gänzlich aus dem griechischen Kriegsdienst, wandte sich, jetzt mit allen Parteien seines Vaterlandes zerfallen, nach Korfu, dann nach London, um zu Ende des Jahres 1846 wieder seinen Aufenthalt in Zante zu nehmen. Das Mistrauen der regierenden Kreise in Athen gegen Kalergis war andauernd so groß, daß man ihn im Frühjahr 1848, als er sich nach Argos begeben wollte, zu Patras anhielt und nach Athen brachte. Hier allerdings wurde er dann bald wieder freigelassen, und konnte dann fünf Jahre ruhig in Argos, Hydra und Nauplia zubringen. Als aber zur Zeit des Krimkrieges die Westmächte die neue Erhebung der Griechen gegen die Pforte im Zaume hielten und nach Besetzung des Piräeus (26. Mai 1854) durch französische Truppen den König Otto zwangen, das Ministerium Kriézis zu entlassen und ein von ihnen vorgeschriebenes zu acceptiren, — da übernahm der nunmehr überall unpopuläre Kalergis unter Maurokordatos' Präsidium zu großem Verdruß des Hofes das Kriegsministerium. Als dieses Cabinet im October 1855 sich wieder auflöste, blieb Kalergis in Athen, um im März 1861 noch einmal als griechischer Gesandter nach Paris zu gehen. Nach dem Sturze des bairischen Königshauses (1862) erklärte sich Kalergis anfangs gegen alle Throncandidaturen, unterstützte jedoch schließlich die Wahl Georg's von Dänemark zum neuen König der Hellenen. Er ist nachher am 24. April 1867 in Athen gestorben. (*G. F. Hertzberg.*)

KALEVALA, d. h. Heimat des Kaleva, dieses wenig bekannten mythischen Helden, ist der Name des finnischen Nationalepos. Jahrhundertelang blühte unter dem finnischen Volke durch mündliche Ueberlieferung eine Volkspoesie, die auch den Gebildeten des Landes bekannt war, obwol schriftliche Zeugnisse dieser volksthümlichen Dichtkunst erst nach Einführung der Reformation hervortreten. Das älteste Bruchstück ist eine Zauberformel aus dem Jahre 1564; den ausländischen Gelehrten theilte Morhof aus Bischof Bang's in Åbo 1675 gedruckten Priscorum Sveo-Gothorum ecclesia ein finnisches Bärenlied mit. Erst mit der im letzten Jahrhundert überall hervortretenden höheren Werthschätzung der nationalen Dichtkunst lenkte auch die finnische Volkspoesie eine größere Aufmerksamkeit auf sich, besonders durch den als Vater der finnischen Geschichtsforschung rühmlichst bekannten Professor Porthan. Er ließ überall unter dem Volke Lieder sammeln, fing an diese wissenschaftlich zu behandeln und veranlaßte auch seine Schüler Lencqvist und Ganander, die Arbeit fortzusetzen. Der erste schrieb über den Aberglauben der alten Finnen, der andere verfaßte die erste finnische Mythologie, beide auf Grundlage der Volkslieder. Nachdem Professor von Becker in einer finnischen Zeitschrift den ersten Versuch gemacht hatte, einige Lieder über Wäinämöinen in ein Ganzes zu vereinigen und Dr. Z. Topelius während der Jahre 1822—1836 eine größere Sammlung Volkslieder in fünf Theilen herausgegeben hatte, wurde Elias Lönnrot, der als Sohn eines finnischen Dorfschneiders mit den Anschauungen des Volkes wohl vertraut war, dazu veranlaßt, die zahlreichen von ihm gesammelten Lieder zu einem Epos zusammenzufügen. Während der Jahre 1828 und 1831 machte er ausgedehnte Wanderungen in Finland, und fand als Districtsarzt in Kajana vom Jahre 1832 an Gelegenheit, diese auch auf die karelische Bevölkerung außerhalb Finlands auszudehnen. Hier im Kirchspiel Wuokkiniemi war es besonders der achtzigjährige Greis Arhippa, der ihm tagelang werthvolle Lieder von bedeutendem Umfange vorsang. Hierdurch gelang es Lönnrot, die erste Redaction des Kalevala in 32 Gesängen und etwas über 12,000 Versen schon 1835 im Drucke herauszugeben. Gleich bei seinem Erscheinen erregte das Gedicht größtes Aufsehen, nicht zum mindesten durch Jakob Grimm's rühmenden Aufsatz „Ueber das finnische Epos" (in Höfer's Zeitschrift für die Wissenschaft der Sprache I, 13—55). Die 1831 gegründete Gesellschaft für finnische Literatur, auf deren Kosten das Epos erschienen war, fühlte sich zu weiteren Forschungen verpflichtet und betrieb mit regem Eifer das Einsammeln neuer Lieder. Lönnrot selbst machte drei umfassende Reisen 1837, 1842 und 1845 nach Lappland, Karelen, Ingermanland und den Ostseeprovinzen, immer neue Liederbeiträge erntend. Sehr reichhaltig waren die Sammlungen, welche Cajan, Castrén, Ahlquist und besonders Europäus hauptsächlich in Ingermanland während der Jahre 1845,

1846 und 1848 zusammenbrachten. Mit Hülfe dieser konnte Lönnrot im Jahre 1849 die um das Doppelte vermehrte neue Ausgabe der Oeffentlichkeit übergeben. Dieselbe umfaßt in 50 Gesängen (Runos) 22,800 Verse; jeder Gesang besteht aus 200, 500—800 achtsilbigen, reimlosen, durch zwei oder drei alliterirende Hebungen gebundenen trochäischen Zeilen. Obwol in den späteren Jahren neue Sammlungen mehrmals gemacht worden sind, ist nichts von so wesentlicher Bedeutung hinzugekommen, daß eine völlige Umarbeitung nothwendig erachtet wäre. Der Text aller folgenden Ausgaben ist daher, außer in Schulausgaben, unverändert nach der 1849er Ausgabe beibehalten worden.

Als echtes Volksepos hat die Kalevala ein Hauptcentrum, um welches sich die mit mannichfaltigen hochpoetischen Episoden, wie dem tragischen Cyklus von Kullervo, der schönen Aino-Sage und den sinnigen Hochzeitsliedern durchflochtenen Begebenheiten reihen; es ist der Gegensatz zwischen den Völkern Kalevala's und Pohjola's. Der Ursprung dieses Gegensatzes auf mythischem Grunde blickt noch öfters hervor als der Zwiespalt zwischen Licht und Finsterniß, auf historischem Gebiete als der zwischen Finnen und Lappen. Hierin kann man daher die Kalevala mit der Iliade und ihrem Gegensatze zwischen Trojanern und Griechen vergleichen und andererseits mit dem deutschen Nibelungenlied und dessen beiden Hauptthemen, welche ihre Analogien in den Brautwerbungen der drei Kalevala-Helden Wainämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen um die schöne Tochter der Pohjola-Wirthin finden, in der eigenthümlichen Beschaffenheit des von ihr geforderten Talismans Sampo (ursprünglich die Sonne), dessen Eroberung und endliches Versinken ins Meer. Theilweise an skandinavische und griechisch-mythische Vorstellungen schließt sich der Hauptheld Wäinämöinen, Odin's Ebenbild durch sein Alter, seine Weisheit und seine Runenkunde, anderseits wieder Orpheus vergleichbar durch seinen Gesang, womit er die ganze Natur bezaubert und bändigt; ebenso Ilmarinen an den nordischen Wölund, den griechischen Hephästes erinnernd. Lemminkäinen ist ursprünglich ein Frühlingsgott, der wie der entsprechende Typus in den Vorstellungen vieler Volker getodtet, aber durch die siegende Macht der Liebe, hier der Mutter, wieder lebendig gemacht wird. Wenn man auch im Einzelnen Einwirkung litauischer und skandinavischer Sagenstoffe in der Kalevala nachweisen könnte, so steht doch das ganze Gedicht gerade in seinen rein poetischen Theilen ganz selbständig da und trägt das Gepräge des echten Epos. Die Anfänge desselben gehen zurück auf weit entfernte Zeiten, denn die Hochzeitsgesänge sind ihrem ganzen Inhalte und ihrer Form nach den Hochzeitsgesängen den Syrjänen ähnlich, wie der Kullervo-Cyklus dem estnischen Kalevipoeg entspricht, und überhaupt tritt die unmittelbare Naturanschauung überall als schöpferische Kraft dem Leser entgegen. Auf der Grundlage der einheimischen Mythe und Sage beruhend, gewährt daher das Gedicht ein anschauliches Bild von dem eigenthümlichen Wesen und Leben des finnischen Volkes.

Das Epos beginnt mit einer Schilderung, wie die Tochter der Luft sich ins Meer hinabläßt, wo sie von dem Winde und den Wogen geschwängert wird und Wainamöinen noch dreißig Sommern und einer gleichen Zahl von Wintern gebiert. Mittlerweile ha eine Ente ihr Nest auf dem Knie der Tochter der Luft gebaut und dort sechs goldene Eier und ein siebentes von Eisen gelegt. Beim Schütteln ihrer Glieder rollen die Eier ins Meer und zerbrechen. Aus ihren Theilen entstehen Erde, Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Die Lufttochter schafft dann Tiefen und Untiefen des Meeres, Landzungen, Busen und Ufserland. Wäinämöinen treibt lange auf den Wogen umher, steigt endlich ans Land und läßt Sampsa Pellervoinen Bäume saen. Selbst fällt er dann eine Waldung, verbrennt diese mit Feuer, das er von einem Adler bekommen, und säet Gerste. Nachdem der durch Gesang und Weisheit berühmte Wäinamöinen vergeblich versucht hatte, die schone Aino als Weib heimzuführen, und diese sich ins Meer gestürzt, begibt er sich nach dem Nordland, um die reizende Jungfrau des Nordens zur Gattin zu bekommen. Die Mutter verspricht ihm diese zur Ehe, falls er ihr den Sampo schmieden konne. Nach Hause gekehrt fordert Wäinämöinen den Schmied Ilmarinen auf, um des Nordlands Jungfrau zu freien, die er sich erringen könne, wenn er den Sampo schmiede. Da Ilmarinen dazu keine Luft zeigt, bringt ihn Wäinämöinen gegen seinen Willen durch List dahin, wo er aufs beste empfangen wird. Nun schmiedet er den Sampo, welchen des Nordlands Wirthin in einen Kupferberg hinter neun Schlössern einschließt, und verlangt die Jungfrau als Lohn. Als diese ihn zurückweist, begibt er sich selbst segelnd nach Hause. Das Gedicht erzählt nun weiter von dem muntern, schönen Lemminkäinen, dem dritten Helden der Kalevala. Auf einer Insel blühte in des Vaters Wohnung, schön wie eine Blume, die herrliche Kyllikki. Sonne, Mond und ein Sternlein warben vergeblich für ihre Söhne. Sie wollte nicht an ihrer Seite den Luftkreis durchlaufen oder flimmern in der Nacht am winterlichen Himmel. Auch Lemminkäinen wird zurückgewiesen, raubt sie aber mit Gewalt und führt sie nach Hause. Beide schwören einander mit heiligem Versprechen, er nicht in den Krieg zu gehen, sie nicht an den Tanzesfreuden des Dorfes theilzunehmen. Kyllikki vergißt aber ihren Schwur, worauf Lemminkäinen sie auf der Stelle verstößt und sich nach dem Nordland auf die Freite begibt. Als er nun bei des Nordlands Wirthin um ihre Tochter wirbt, trägt diese ihm mehrere Aufgaben auf, von denen er zwei vollbringt. Als er aber die dritte Aufgabe, den Schwan auf dem Tuoni-(Unterwelts-)flusse zu schießen, vollbringen wollte, wurde er von einem geringgeschätzten Hirten getödtet, in den Fluß geworfen und vom Sohne Tuoni's in Stücke gehauen. Lemminkäinen's Mutter, die durch das Bluttriefen seiner Bürste Kunde von seinem Tode bekommen, eilt herbei, harkt die Theile seines Körpers aus dem Flusse zusammen und bringt ihn vermittels Zaubersprüche und Salben wiederum ins Leben.

So endete vergeblich die Brautfahrt jeder der drei Helden nach dem Nordland. Wäinämöinen wünschte aber noch

sein Glück zu versuchen. Nachdem er, um drei beim Zimmern eines Bootes vermißte Worte zu bekommen, einen gefahrvollen Besuch in der Unterwelt und bei Wipunen unter der Erde gemacht, segelt er wieder nach dem Nordlande hin auf Freierfahrt. Ilmarinen eilt nun aber auch herbei, wirbt wieder um die Tochter des Nordlands, vollführt mit Beihülfe der Jungfrau mehrere ihm auferlegte gefahrvolle Arbeiten und erhält endlich die Schöne zur Gattin. Es folgt die Beschreibung der großartigen Hochzeit und die fein gefühlten Lieder der dabei Betheiligten, wahre Perlen der schönsten Volksdichtkunst. Lemminkäinen aber, voll Aerger darüber, daß er nicht zur Hochzeit eingeladen worden, zieht übermüthig nach dem Norden, schlägt mit seinem Schwerte dem Nordlandswirthe den Kopf von den Schultern und muß sich vor den verfolgenden Kriegsscharen auf einer Insel jenseit mancher Meere verbergen. Als er dort frevelhaft mit den Mädchen und Weibern umgeht, muß er wiederum entfliehen und gelangt endlich in seine Heimat, wo das Volk des Nordlands die Stube verbrannt hat und er seine Mutter in einem Verstecke im Walde findet. Noch einmal macht er einen Rachezug nach dem Norden, ist aber gezwungen, nach Schiffsbruch und traurigen Wanderungen durch die Wildniß unverrichteter Sache heimzukehren.

Hier folgt die tieftragische Erzählung von Kullervo, einem Heldensohn mit außerordentlicher Kraft und hohen Eigenschaften begabt, der aber als Knecht dem Ilmarinen verkauft wird. Von dessen Hausfrau schlecht behandelt, läßt er Wölfe und Bären sie zerreißen, zieht hinaus in die weite Welt, schändet ohne es zu wissen seine eigene Schwester, rächt sich blutig an den Feinden seines Vaters, indem er zugleich ihre Stuben verbrennt, und macht endlich mit dem Schwerte seinem Leben selbst ein Ende, fragend, ob nicht das Schwert einmal auch schuldiges Blut schmecken wolle, da es so oft schuldloses vergossen hat.

Ilmarinen kann sein verlorenes Weib nicht vergessen. Er schmiedet sich eine Frau aus Gold und Silber, findet aber am Morgen die Seite, welche er in der Nacht der goldenen Braut zugewandt hatte, gar kalt und begibt sich nun nach dem Nordland, um sich um die jüngere Schwester seines früheren Weibes zu bewerben. Er bekommt nur böse Schmähworte zur Antwort; ergrimmt darüber, raubt das Mädchen und begibt sich auf den Heimweg. Die Jungfrau beschimpft ihn aber dermaßen, daß Ilmarinen sie in heftigem Zorne in eine Möve verwandelt. Heimgekehrt erzählt er dem Wäinämöinen, wie das Nordland im Besitz des Wunderdinges Sampo glücklich lebe. Sie beschließen, zusammen dorthin zu ziehen, um sich des Sampo zu bemächtigen, und nehmen den Lemminkäinen, der sie vom Strande aus erblickt, als dritten Mann auf den Weg mit. Aus den Backenknochen eines Hechtes macht dann Wäinämöinen eine Kantele und spielt darauf so schön, daß alle Wesen in der Luft, auf der Erde und dem Meere herbeieilen, um seinem Spiele zu lauschen. Wäinämöinen selbst vergießt Thränen, welche ins Wasser rollen, wo sie in blauliche Perlen verwandelt werden. In dem Nordlande angekommen, erklärt Wäinämöinen, sie seien des Sampo wegen gekommen, mit Güte oder Gewalt würden sie ihn mit sich nach Hause führen. Des Nordlands Wirthin bietet aber ihr Kriegsvolk auf. Da ergreift Wäinämöinen die Kantele und versetzt mit seinem Spiel das Volk in Schlaf, worauf sich die drei Helden des Sampo bemächtigen, ihn in ihr Boot schaffen und ihrer Heimat zueilen. Erst am dritten Tage erwacht des Nordlands Volk und eilt ihnen nach. Ein Kampf entsteht auf dem Meere, in welchem es der Wirthin glückt, den Sampo ins Meer zu schaffen, wo er zerbricht. Die größeren Stücke sinken unter zum Schatz des Meeres, die kleineren, welche die Flut ans Ufer treibt, sammelt Wäinämöinen sorgsam, durch sie beständige Wohlfahrt für Kalevala hoffend.

Da Wäinämöinen's erste Kantele durch einen von der Pohjola-Wirthin gesandten Sturmwind ins Meer gefallen, macht er sich jetzt eine neue aus einer Birke, die Saiten aus den Haaren einer Jungfrau. Wenn er darauf spielt, freut sich wieder alles in der Natur, auch die Blumen beugen sich liebevoll. Niemals ist zuvor gehört solch ein Spielen voller Anmuth, nie solang die Zeiten dauern, nie solang das Mondlicht strahlet. Sogar Mond und Sonne steigen herab, um dem Spiele zu lauschen. Dadurch gelingt es aber des Nordlands Wirthin, sie in ihre Gewalt zu bekommen. Sie birgt dieselben in den Steinberg Pohjola's und stiehlt noch dazu das Feuer aus Kalevala's Stuben. Ukko, der Gott im hohen Luftraume, empfindet Misbehagen über die Dunkelheit und schlägt Feuer zu einem neuen Monde und zu einer neuen Sonne an. Das Feuer fällt aber auf die Erde hinab in den Alue-See, wo es von einem Fische verschlungen wird. Wäinämöinen und Ilmarinen fangen den Fisch mit einem leinenen Netz, das Feuer wird im Bauche des Fisches gefunden, eilt aber in einen Wald und verheert viele Länder, bis man endlich seiner habhaft wird und es in die dunkeln Stuben Kalevala's führt. Noch sind aber Mond und Sonne im Nordlandsberge eingeschlossen. Nachdem Ilmarinen die von ihm geschmiedeten neuen Himmelslichter zum Leuchten zu bringen vergeblich versucht hat, zieht Wäinämöinen aus, um jene aus dem Berge zu befreien. Er haut dort das ganze Volk nieder und die Pohjola-Wirthin läßt sie schließlich aus Furcht aus dem Berge. Wäinämöinen grüßt die Himmelslichter mit jenem schönen Gesang, der an die Hymnen des Rigveda erinnert: Steig, o Sonne, jeden Morgen, bring uns täglich Glückesgrüße, daß sich unsre Habe häufe! Gehe deinen Weg mit Wohlsein, deine Bahn voll lauter Wonne, ende deinen Lauf voll Schönheit, ruhe abends aus voll Freude!

Hier ist eigentlich das Ende des Gedichtes. Der letzte Gesang spiegelt aber noch den Untergang des Heidenthums und die beginnende christliche Zeit wider. Die schöne Jungfrau Marjatta ging als Hirtin auf den Fluren. Durch das Essen einer Beere wurde sie schwanger und gebar einen Knaben. Als dieser aufwuchs, fällte Wäinämöinen das Urtheil, daß man ihn tödten müsse, da er vom Sumpfe, von einer Preißelsbeere stamme. Der alte Wirokannas weiht ihn aber zum König von

Karjala, worüber Wäinämoinen so verdrießlich wird, daß er sich in ein kupfernes Boot setzt und damit über des Meeres Rücken zieht zu dem Rande des Horizonts, wo sich Himmel und Erde berühren und wo er noch weilt. Bei seiner Trennung verkündet er, daß die Tage noch kommen werden, wo man seiner bedürfe, um einen neuen Sampo zu schaffen, neuen Mond und neue Sonne auf den Himmel zu führen. Die Kantele und seine schönen Gesänge hat er jedoch hinterlassen zur ewigen Freude des Suomivolkes.

So geschah es auch in der Wirklichkeit, denn von dem Erscheinen der Kalevala-Gesänge datirt das kräftigere Erwachen des nationalen Bewußtseins in Finland, welches sich seitdem auch auf politischem Gebiete kundgegeben hat.

Die erste Ausgabe der Kalevala erschien 1835 und wurde von Castrén ins Schwedische übersetzt, die zweite 1849, welche vollständig von K. Collan übersetzt wurde, 1864—68. Eine Volksausgabe mit Erklärung wurde 1870 und 1877 veröffentlicht. Im Jahre 1852 erschien die deutsche Uebersetzung von A. Schiefner, 1867 eine französische von Léouzon de Duc und 1871 eine ungarische von F. Barna; noch gibt es eine russische Uebersetzung und einzelne Theile sind von John Porter und Wickham Hoffmann ins Englische übertragen. In der deutschen Literatur behandelt diesen Stoff Gäsar, Das finnische Volksepos Kalevala (Stuttg. 1862); J. Grimm, Kleinere Schriften (Band 2, Berlin 1865); von Tettau, Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalevala (Erfurt 1873). (*O. Donner.*)

KALFATERN nennt man in der Schiffsbaukunst das Dichtmachen der Nähte zwischen den Planken, aus denen der Schiffsrumpf zusammengesetzt ist, damit kein Wasser von außen in letzteren dringen könne. Das Kalfatern geschieht, indem man die beim Bau glatt aneinandergefugten und befestigten Planken mit einem flachen stumpfen Eisen auseinandertreibt, dann Werg hineinstopft und dasselbe mit einem andern ähnlichen Eisen, das aber an seiner Aufsatzfläche gerillt ist, so fest wie möglich schlägt. Man treibt das Werg gewöhnlich zwei Centimeter tief und bis einen halben oder ganzen Centimeter unter die Oberfläche der Planken. Die bleibende Lücke wird dann mit siedendem Pech ausgegossen, dem man, wenn das Schiff in die Tropen geht, einen größeren Zusatz von Harz gibt. Bei großer Wärme wird das Pech leicht flüssig und läuft dann aus den Nähten, während der Harzzusatz es härter macht. In kalten Klimaten ist dagegen das Pech zweckmäßiger, weil es zäher und elastischer bleibt als das Harz, das bei heftigen Bewegungen des Schiffes in größerer Kälte leicht Risse bekommt und aus den Nähten springt.

Das Wort Kalfatern ist arabischen Ursprungs und im Mittelalter in die abendländischen Sprachen gelangt. So lange man Boote oder Schiffe aus mehreren Theilen zusammensetzt, so alt ist auch das Kalfatern. Die alten Aegypter benutzten Papyrusfasern dafür, die alten Deutschen Wollenstoff, andere uncivilisirte Völkerschaften nehmen Moos und dergleichen zum Dichten der Nähte. Bei den Griechen war jedoch schon zu Themistokles' Zeiten das Werg für diese Zwecke in Gebrauch, das sich am besten dazu eignet und jetzt allgemein verwendet wird. Die Wiederholung des Kalfaterns hängt von den Umständen ab, unter denen das Schiff seine Fahrten macht. Erleidet es häufige extreme Klimawechsel oder schwere Stürme, in denen es schwer arbeitet, so muß es öfters kalfatert werden. Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist bei seegehenden Schiffen das allgemeine Kalfatern alle 6—9 Monate erforderlich. (*R. Werner.*)

Kali, s. Kalium.

KALI (medicinisch), das Oxyd des Kalium, findet allein, namentlich aber in seinen Salzen in der Medicin eine sehr ausgedehnte Verwendung, und zwar sowol zum innerlichen wie zum äußerlichen Gebrauche. Wir müssen wegen des Genauern auf die Handbücher der Arzneimittellehre (von Roßbach und Rothnagel, Binz u. A.) verweisen und uns hier darauf beschränken, die Präparate namhaft zu machen, welche hauptsächlich benutzt werden.

Zum innerlichen Gebrauche dienen, und zwar als auflösende, die Thätigkeit der Schleimhäute, des Darmkanals, der Nieren, beziehungsweise auch der Haut befördernde Mittel, das kohlensaure, essigsaure, schwefelsaure, weinsaure Kali, während bei dem gleichfalls vielfach verwendeten salpetersauren Kali (Nitrum, Salpeter) die eigentliche Wirkung des Kali auf das Herz mehr hervortritt; sodaß dasselbe in größeren Gaben und anhaltend verabreicht eine giftige Wirkung auszuüben vermag. Das letztere gilt gleichfalls von dem als fäulnißwidriges Mittel vielfach — namentlich gegen Diphtherie — empfohlenen chlorsauren Kali, welches eine Dissolution der Blutkörperchen herbeizuführen im Stande ist. Das arsenigsaure Kali (besonders in der Fowler'schen Lösung angewendet) hat dieselbe Wirkung wie die arsenige Säure selbst. Hydrobromsaures Kali (Chromkalium) wird vorzüglich gegen nervöse Erregtheit, gegen Krampfzustände, sowie auch als Schlafmittel angewendet, während das hydrojodsaure Kali (Jodkalium) als die Auffaugung in hohem Grade steigerndes und gegen manche Dyskrasien (Syphilis, Scrofulose) eine specifische Wirkung entfaltendes Mittel geschätzt ist.

Zum äußerlichen Gebrauche dienen als Aetzmittel das reine Kalihydrat (Aetzkali) in festem Zustande, sowie das doppelt chromsaure Kali in der Lösung. Als desinficirende Mittel kommen, namentlich auch in der Form des Gurgelwassers, zur Verwendung das chlorsaure und das übermangansaure Kali, während behufs einer Hautreizung, beziehungsweise gegen Hautkrankheiten, das kohlensaure und das hydrothionsaure Kali (Schwefelkalium) in Fuß- oder allgemeinen Bädern, sowie in Waschungen benutzt werden. Als die Auffaugung befördernde Mittel findet das Jodkalium auch äußerlich sehr ausgedehnte Verwendung. (*Alfr. Krug.*)

KALIBASSEN stammt von dem ungarischen Worte Kaliba, welches so viel wie Hütte bedeutet; so werden in Siebenbürgen diejenigen Rumänen genannt, die in den Alpen als Hirten in solchen Hütten wohnen;

sie sind also durchaus kein besonderer, etwa später eingewanderter Volksstamm, wie man irrthümlich wähnt.

(*J. Hunfalvy.*)

KALIBER, der Durchmesser einer cylindrisch ausgebohrten Röhre, ist der Ausdruck namentlich für den Durchmesser der Seele der Feuerwaffen und in weiterer Folge auch für den Durchmesser der zugehörigen Geschosse im Gebrauch, sodaß man sowol von dem Rohr- oder Lauf-Kaliber als auch von dem Geschoß-Kaliber spricht. Beide sind für dieselbe Feuerwaffe keineswegs identisch. Bei den glatten Geschützen und Gewehren muß zwischen Seelenwand und Geschoßoberfläche ein Spielraum bleiben, damit ein Einladen der Kugel in die Rohr- oder Laufseele überhaupt möglich ist, und auch bei den von der Mündung aus zu ladenden gezogenen Geschützen und Gewehren ist ein solcher zu gleichem Zwecke erforderlich, während bei den Hinterladern der Spielraum entweder ganz fortfallen kann oder doch auf eine minimale Größe beschränkt werden darf.

Die Größe des Kalibers wird durch die Gebrauchszwecke der Feuerwaffe bedingt. Die kleinen Feuerwaffen müssen von einem Manne getragen, geladen und abgefeuert werden können, daher ein geringes Gesammtgewicht besitzen, andererseits sollen ihre Geschosse auf bestimmten Entfernungen die Kraft besitzen, Menschen und Pferde kampfunfähig zu machen. Durch diese beiden Bedingungen wird ihr Kaliber in enge Grenzen eingeschlossen. Die großen Feuerwaffen dagegen haben sehr verschiedene Aufgaben zu erfüllen, denn sie sollen im Feldkriege nicht nur Menschen und Pferde außer Gefecht setzen, sondern auch leichtere Deckungen zerstören und zwar beides auf größere Entfernungen, als sie für die kleinen Feuerwaffen erreichbar sind; demnächst sollen sie aber auch im Festungskriege stärkere Erdwerke und Mauern, in neuerer Zeit sogar Panzerungen, wirkungsvoll beschießen, während man von den Marinegeschützen ein Zertrümmern oder ein Durchbohren der starken Eisenpanzer der modernen Kriegsschiffe fordert. Daher findet man bei den Gewehren seit ihrer Benutzung für Kriegszwecke eine viel größere Uebereinstimmung in dem Kaliber als bei den Geschützen. Nur in der ersten Zeit ihres Gebrauches variirt auch bei den kleinen Feuerwaffen das Kaliber und zwar so lange, als man zu denselben noch Gewehre zählte, die zu ihrem Abfeuern auf eine Gabel gelegt werden mußten. Damals gab es Handwaffen, welche Kugeln von 16 Loth (etwa 234 Gramm) Blei schossen, neben solchen, welche nur zweilöthige (etwa 30 Gramm) Kugeln verfeuerten, und dazwischen vielfache Zwischenkaliber. Doch schon vor Beginn des 16. Jahrhunderts wurden die zweilöthigen Handbuchsen oder halben Haken für die Truppen im Feldkriege Norm, wogegen die vierlöthigen ganzen Haken und die achtlöthigen Doppelhaken lediglich bei der Vertheidigung der Städte und festen Schlösser in Verwendung kamen. Die durch die ausgedehntere Benutzung der Feuerwaffen hervorgerufene Vermehrung und Verstärkung der Schutzwaffen, die Ausbildung der Harnischtracht rief das Streben nach Vergrößerung der Wirkung der Gewehre und damit wiederum eine Steigerung des Kalibers hervor, sodaß Herzog Alba in der spanischen Armee die vierlöthigen Musketen einführte und sein Beispiel in den meisten Heeren Nachahmung fand, trotzdem diese Musketen wiederum zu ihrem Abfeuern einer Gabel bedurften. Der Kampf der Schutz- gegen die Feuerwaffen wurde endlich aufgegeben, da man zu der Ueberzeugung gelangte, daß kein Panzer, kein Harnisch einen vollkommenen Schutz gegen die Wirkung der verbesserten Gewehre leisten könne und jede Rüstung den Träger nur unbeholfen und unbeweglich mache; infolge davon verschwanden die Schutzwaffen und demgemäß auch die Gewehre großen Kalibers nach und nach, worauf sich in den meisten Armeen ein dem zweilöthigen nahestehendes Kaliber (18—20 Kugeln auf ein Pfund Blei), welches einen Durchmesser der Laufseele von 17—18 Millimeter bedingt, als einziges Gewehrkaliber einbürgerte. Dieses blieb bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts mit verhältnißmäßig nur geringen Abweichungen bestehen, erlitt dann aber eine successive Verminderung, hervorgerufen durch die Einführung gezogener Gewehre mit Langgeschossen, welche letztere, den Rundkugeln gegenüber, eine größere Schwere besaßen und deshalb bei dem bisherigen Kaliber eine Verminderung der vom Manne getragenen Taschenmunition erheischten, wenn derselbe nicht übermäßig belastet werden sollte. Dabei lehrte die Erfahrung, daß man das Kaliber der Gewehre verringern könne, ohne an der außer Gefecht setzenden Kraft der Geschosse einzubüßen, und daß die Verkleinerung des Kalibers sogar ein Mittel gewähre, die ballistischen Leistungen der Waffen durch eine größere Rasanz der Flugbahnen ihrer Geschosse zu verbessern. Die Schweiz ging in dieser Beziehung durch Annahme des Laufkalibers von 10,5 Millimeter allen übrigen Staaten voran, ihr folgten nach und nach die sämmtlichen Armeen, bei denen das Kaliber von 10—11 Millimeter in neuerer Zeit normal geworden ist. In der Uebergangszeit, die noch jetzt bei den vorhandenen großen Vorräthen von Gewehren nicht völlig überwunden ist, nannte man das Kaliber von 10—11 Millimeter das kleine, während man das Kaliber von 13—15 Millimeter als das mittlere und das Kaliber von 17—18 Millimeter als das große bezeichnete. Versuche haben das Kaliber von 10 Millimeter als ein minimales erkennen lassen, denn bei Gewehren mit einem geringeren Laufdurchmesser genügt die Percussionskraft der Geschosse nicht mehr, um lebende Wesen außer Gefecht zu setzen; ein Beispiel hierfür liefert das Gewehr der Cent-gardes Napoleon's III., das nur 9 Millimeter Kaliber hatte und geringe ballistische Leistungen aufwies, freilich auch nur die Waffe einer Palasttruppe bildete.

Der verhältnißmäßigen Uebereinstimmung der Gewehrkaliber steht eine ungemein große Mannichfaltigkeit der Geschützkaliber gegenüber. Die zuerst gefertigten Bombarden hatten fast ausschließlich ein bedeutendes Kaliber, weil sie an Stelle der früheren Sturmböcke und Widder zur Breschlegung von Mauern Verwendung fanden und mit ihren Steinkugeln durch die Masse das ersetzen

mußten, was ihnen bei dem mangelhaften Pulver an Kraft gebrach. Erst als eiserne Kugeln in Gebrauch kamen und das Schießpulver verbessert worden, wurde eine Verringerung des Kalibers zulässig, wenn auch der Gedanke an die ursprüngliche einzige Aufgabe der Geschütze, Bresche zu legen, die Vorliebe für übermäßige Kaliber wach erhielt. Als Repräsentanten dieser Neigung können die Zarj Puschka im Kreml zu Moskau zu 91,4 Centimeter und die Tolle Grete in den Niederlanden zu 64 Centimeter Kaliber gelten. Mit der Verminderung des Kalibers beginnt aber auch die höchste Mannichfaltigkeit desselben; jedes Geschütz wird ein Individuum für sich und man findet für die Bezeichnung des Kalibers, das bei den Kanonen nach dem Gewicht der eisernen Vollkugel stattfindet, fast alle Zahlen des natürlichen Zahlensystems von 1—120 im Gebrauch. In dieses Chaos von Geschützen, denen man die Namen von Vierfüßlern, Vögeln, Schlangen u. s. w. beilegte, wurde wiederholt versucht, Ordnung und System zu bringen, so namentlich in Frankreich durch das Edict von Blois 1572, welches die Kanonenkaliber auf 7, das 42-, 33-, 16-, 8-, 4-, $1\frac{1}{2}$- und $\frac{1}{2}$-pfündige, festsetzte, ferner durch das Valliére'sche System 1732, welches nur das 24-, 16-, 12-, 8- und 4-pfündige Kaliber normirte. In anderen Staaten beschränkte man sich auf das 24-, 12-, 6- und 3-pfündige Kanonenkaliber. Die Vallière'schen wie die letztgenannten Kaliber sind bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die maßgebenden für die Kanonen geblieben, wobei die 24- und 16-pfündigen ausschließlich im Festungskriege Anwendung fanden, während die übrigen Kanonenkaliber auch im Feldkriege gebraucht wurden. — Während man die Kanonen nach dem Gewicht ihrer eisernen Vollkugel bezeichnete, behielt man für die Haubitzen und Mörser die Benennung nach dem Gewicht der früher aus ihnen verfeuerten steinernen Vollkugel bei, auch nachdem man dieselbe bei ihnen längst durch eine eiserne Hohlkugel ersetzt hatte, deren Schwere mehr als das Doppelte der gleichkalibrigen Massivkugel von Stein beträgt. Von Haubitzen führten die verschiedenen Mächte 7-, 10- und 25-pfündige, zuletzt auch 50-pfündige, von Mörsern 7-, 10-, 25-, 50- und 75-pfündige; zu letzteren trat noch der zum Werfen von Steinen bestimmte 140-pfündige Steinmörser von 15 Zoll Seelenweite. Die von Oberst Paixhans construirten Bombenkanonen, welche eine Granatwirkung gegen Kriegsschiffe ergaben und wesentlich die Panzerung derselben hervorgerufen haben, waren von 25- und 50-pfündigem Kaliber (Steingewicht). Neben den genannten Kalibern traten in der Marine, namentlich bei den Carronaden, verschiedene andere auf und auch im Landkriege wurden zuweilen abnorme Kaliber verwendet, so bei der Belagerung von Antwerpen 1832 ein Riesenmörser von 60 Centimeter Mündungsweite; der während des Krimkrieges vom Volkswitz „Palmerstons folly" getaufte Mörser von 90 Centimeter Mündungsweite kam nicht zur kriegerischen Anwendung, da er bereits bei den Versuchen sprang.

Als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die gezogenen an die Stelle der glatten Geschütze zu treten begannen, behielt man anfänglich sowol die Seelendurchmesser wie auch die Bezeichnungen der letzteren bei, ging aber bald zu Aenderungen in beiden Richtungen über. Einestheils trat eine Kaliberverminderung ein, da die Langgeschosse mit ihrer größeren Durchschlagskraft dies herbeiführten, andererseits ging man großentheils von der Bezeichnung durch das Gewicht der eisernen Rundkugel ab und nahm dafür meist die Bezeichnung des Durchmessers der gezogenen Seele von Feld zu Feld an, weil das Gewicht der Langgranate das der gleichkalibrigen Vollkugel um das Zwei- bis Dreifache übertraf. Nur die englische Artillerie hat das wirkliche Gewicht der Langgranaten in Pfunden zur Kaliberbezeichnung angenommen, während die französische Artillerie anfänglich eben dieses Gewicht, in Kilogrammen ausgedrückt, adoptirte (canon de 7, d. h. ein Geschütz, dessen Langgeschoß nahezu 7 Kilogramm wiegt) und die russische Artillerie theilweise die alte Bezeichnung nach dem Pfundgewicht der Rundkugeln beibehielt. Diese Verschiedenheit in der Bezeichnungsweise bewirkt es, daß das deutsche Kanon von 8 Centimeter, der russische 4-Pfünder und der englische 9-Pfünder in ihrem Kaliber wenig voneinander variiren. Die Feldartillerie hat ein Geschütz von so großer Seelenweite wie der frühere 12-Pfünder nicht mehr, dagegen hat die Festungs- und Belagerungsartillerie die früheren Seelenweiten ihrer 12- und 24-Pfünder in den 12- und 15-Centimeter-Geschützen beibehalten, während die Marine- und Küstenartillerie den Kampf mit dem Eisenpanzer der Kriegsschiffe aufgenommen hat und infolge davon von Kalibersteigerung zu Kalibersteigerung fortgeschritten ist. Die englische Artillerie, welche die schwersten Geschütze nach dem Rohrgewicht benennt, hat in ihrem 38-Tons-Geschütz ein Kaliber von 31,73 Centimeter, in ihrem 81-Tons-Geschütz ein solches von 38,1 Centimeter, in ihrem 200-Tons-Geschütz ein solches von 50,8 Centimeter; das italienische 100-Tons-Geschütz besitzt ein Kaliber von 43,2 Centimeter. Die deutsche Küsten- und Marineartillerie führt Geschütze von 17, 21, 24, 26, 28 und 30,5 Centimeter Kaliber; der Krupp'sche 1000-Pfünder hat 36 Centimeter Kaliber. In der letzten Zeit hat sich eine Reaction gegen die Kalibersteigerung geltend gemacht, wie sich auch vielfach Stimmen gegen die weitere Verstärkung der Schiffspanzer erhoben haben. Wahrscheinlich folgt dem Stillstande ein Rückschritt in Form einer Kaliber- und Panzerverminderung. (*v. Löbell.*)

KALIBERMASSSTAB ist ein Instrument zum Messen des Bohrungsdurchmessers der Geschützröhre zunächst der Mündung, das meist aus einem messingnen Lineal mit Maßeintheilung besteht, welches an dem einen Ende einen feststehenden und außerdem einen verschiebbaren stählernen Fuß besitzt. Der Kasten, welcher den verschiebbaren Fuß trägt, enthält eine Noniuseintheilung, die gestattet, 0,05 Millimeter abzulesen. (*v. Löbell.*)

KĀLIDĀSA, der berühmteste Kunstdichter Indiens und einer der größten Dichter aller Völker und Zeiten überhaupt, ist dem europäischen Publikum seit dem

Erblühen der Sanskritstudien seinen Hauptwerken nach wohlbekannt. Ueber seine Zeit, Heimat und Lebensumstände schwebt freilich noch immer ein Dunkel, wenn auch die Ansichten hierüber seit mehreren Jahren einigermaßen geklärt sind. Anfangs versetzte man ihn, wie alles, was aus Indien kam, in das graue Alterthum, dann verwies man ihn einer ihrem Ursprunge nach sehr zweifelhaften und ihrem Inhalte nach zum Theil ganz misverstandenen Tradition zufolge, welche Kalidasa mit acht andern Gelehrten oder Dichtern zusammen die neun Edelsteine am Hofe des Vikrama bilden läßt, in das letzte Jahrhundert v. Chr. und zwar nach Udjchajini an den Hof des Königs Vikramaditja von Malava, dessen Aera mit dem Jahre 56 beginnt. Spätere Untersuchungen wiesen nach, daß diese Datirung nicht nur unbegründet, sondern auch unmöglich ist, und die indische Philologie schwankte nun lange für die Epoche des Kalidasa in einem Zeitraume herum, welcher die letzten Jahrhunderte v. Chr. und das ganze erste Jahrtausend n. Chr. umfaßte. Endlich ist man dahin gelangt, auf Grund astrologischer Data, die sich in den Werken des Dichters finden, als früheste Grenze für dessen Zeit das Jahr 350 n. Chr. anzusetzen; als späteste gilt mit großer Wahrscheinlichkeit die Mitte des 8. Jahrh. Innerhalb dieses Zeitabschnitts ist es noch nicht gelungen, den Dichter einer bestimmten Epoche zuzuweisen. (S. über diese Chronologie und die einschlägige Literatur Weber, Indische Literaturgeschichte, 2. Aufl., S. 217 fg.)

Unter dem Namen des Kalidasa ist nun eine Menge von verschiedenartigen Werken der Sanskritliteratur auf uns gekommen, ein Umstand, der sich nur so erklären läßt, daß es entweder wirklich mehrere Dichter dieses Namens gab, oder daß mancher denselben geradezu als seinen Dichternamen anlegte, um sich dadurch ein größeres Ansehen zu geben. Unmöglich können alle jene Arbeiten, von denen einige deutlich den Epigonenstempel aufgedrückt tragen, von Einem Dichter herrühren, und die europäische Kritik ist denn auch ziemlich einstimmig darin, dem großen Kalidasa nur sechs von jenen Werken zuzuerkennen, nämlich die drei Dramen: Abhijnânaçakuntala, Vikramorvaçi und Mâlavikâgnimitra, und die drei Mahâkâvya's (großen Gedichte): Raghuvaṃça, Kumârasaṃbhava und Meghadûta.

Unter den drei Dramen ist das bei weitem beste und bekannteste das Abhijnânaçakuntala, die Ring-Sakuntala. Den Stoff des Stückes bildet eine Sage aus dem Mahabharata. König Duschmanta aus dem Geschlechte der Puru sieht auf einer Jagd in dem Büßerhaine des Kanva die diesem zur Pflege anvertraute Sakuntala, die Tochter einer Himmelsnymphe oder Apsaras, und benutzt die Abwesenheit des Büßers dazu, ein Liebesverhältniß mit der Pflegetochter desselben einzugehen, der er bei seiner Abreise einen Ring an den Finger steckt, bei dessen Anblick er sie als seine Gemahlin anerkennen wolle, wenn er sie nach einiger Zeit in seinen Harem abholen ließe. Bald kehrt auch Kanva zurück und billigt das inzwischen nicht ohne Frucht gebliebene Verhältniß. Sakuntala soll nun ihrem Gemahl zugeführt werden, vergißt aber, während sie an diesen denkt, einem Gastfreundschaft begehrenden Büßer die schuldige Ehrfurcht zu bezeigen, weshalb sie von diesem verflucht wird. Nach einem rührenden Abschied von dem Büßerhain wird sie in die Residenz zum Könige geführt; dieser aber erkennt sie nicht, weil sie den Ring nicht vorzeigen kann, der ihr bei einer Andachtsübung ins Wasser gefallen. Der König verstößt sie in seiner Verblendung, aber eine Apsaras erbarmt sich ihrer und entführt sie nach der Einsiedelei des heiligen Maritscha, wo sie einen Knaben zur Welt bringt. Mittlerweile ist der König beim Anblick des Ringes, den ein Fischer im Bauche eines Fisches gefunden und an den Hof gebracht hat, wieder zur Besinnung gekommen und empfindet die tiefste Reue über das an seiner Gemahlin begangene Unrecht. Da erhält er einen Auftrag von Indra, die Dämonen zu bekämpfen, entledigt sich desselben zur Zufriedenheit des Gottes, wird von diesem in seinem Himmel hoch geehrt und vom Wagenlenker Indra's bei seiner Herabkunft auf die Erde ebenfalls in den Hain des Maritscha geführt, wo er Sakuntala mit ihrem Knaben wiederfindet und sich für immer mit ihr vereint. — In dieser Weise hat der Dichter den Stoff, der sich im Epos in viel einfacherer Gestalt zeigt, zu einem Drama verarbeitet, welches zwar den Anforderungen, die wir an ein solches zu stellen gewohnt sind, vielfach widerspricht (namentlich ist die durch keine wirkliche Schuld motivirte Verstoßung der Heldin infolge einer psychologisch ganz unerklärlichen Gedächtnißschwäche des Königs ein unerträgliches Moment), im Einzelnen aber eine poetische Pracht entfaltet, wie wir sie nur in den Werken gottbegnadeter Dichter finden. Namentlich ist das Erwachen der Liebe bei Held und Heldin im ersten Act, sowie der Abschied der letzteren von dem Büßerhain im vierten Act (der bereits den indischen Erklärern als die Perle des Ganzen galt) mit unübertrefflicher Zartheit geschildert worden. Unser Drama hat denn auch stets sowol in Indien wie in Europa warme Anerkennung gefunden und gehört zu den Sanskritwerken, welche zuerst bei uns heimisch wurden, und zwar zu einer Zeit, wo in Deutschland die Heroen unserer classischen Literaturperiode, darunter namentlich Goethe und Herder, deren Urtheil dann auch für die folgenden Geschlechter maßgebend geworden ist, es schätzen und genießen konnten. Schon 1789 hatte nämlich Sir William Jones zu Calcutta eine englische Uebersetzung erscheinen lassen, welche wiederum von Forster (1791) und Herder (1813) ins Deutsche übertragen wurde. Die erste europäische Ausgabe war die von Chézy (Paris 1830), auf welcher die Uebersetzung von Hirzel (1833) beruht. Eine neue Ausgabe (sanskrit und deutsch) erschien 1842 von Böhtlingk; an diese schlossen sich die Uebersetzungen von Meyer (1852) und Lobedanz (1854; 6. Aufl. 1878) an. Freiere, zum Theil für die Bühne bestimmte Bearbeitungen gibt es von Höppl (1854), Wolzogen (1869) und Donsdorf (1876); im Jahre 1867 erschien auch eine Uebersetzung von Rückert (aus dessen Nachlaß), welche jedoch allgemein für wenig gelungen gilt. Spätere Ausgaben sind die von Burk-

baud (1872) und die von Pischel (1877); letztere in verdeutlicht von L. Fritze (1877). Außerdem gibt es englische und indische Ausgaben in Menge und Uebersetzungen in fast sämmtliche Sprachen Europas. Die wortgetreuesten Versionen sind die von Böhtlingk und Fritze; beide sind zugleich instructiv für die Recensionsfrage, über die wir mit einigen Worten orientiren müssen. Die Handschriften der Sakuntala, welche den ersten europäischen Bearbeitungen zu Grunde liegen, sind nämlich im bengalischen Alphabet geschrieben und enthalten einen längeren Text als die später von Böhtlingk zu seiner Ausgabe benutzten, welche in Devanagarischrift vorliegen. Letzterer glaubte nun in der kürzeren, der Devanagari-Recension, die ursprüngliche und schönere Fassung des Dramas zu erkennen, und diese Ansicht wurde fast ausnahmslos von den Indianisten getheilt, bis Richard Pischel im J. 1870 in seiner Arbeit De Çakuntali recensionibus wiederum auf die bengalische Recension zurückging, die er dann in seiner sehr sorgfältigen Ausgabe wieder zu Ehren zu bringen suchte. Pischel nimmt sogar vier Recensionen an, nämlich außer den beiden schon genannten noch eine südindische und eine gemischte; von allen soll die bengalische den ursprünglichsten Text enthalten, der dann mannichfaltige Entstellungen, namentlich aber Verkürzungen erlitten habe. Pischel ist mit dieser Ansicht nicht durchgedrungen; nach wie vor wird von der Mehrzahl der Sanskritphilologen die kürzere Fassung für die echte gehalten, die dann Erweiterungen erfahren hat. Eine neuerdings von Bollensen (Nachr. der Königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Göttingen 1880, Nr. 11) aufgestellte Hypothese, daß die längere Recension das Lese-, die kürzere das Spieldrama enthalte, ist wol als verunglückt zu betrachten. — Das zweite Drama Kalidasa's, Vikramorvaçi d. h. Urvaśi, der Preis der Tapferkeit, behandelt einen mythologischen Stoff, dessen Anfänge bis in die Zeit der vedischen Hymnendichtung zurückreichen. König Pururavas entbrennt in Liebe zu der Apsaras Urvaśi, die er in einem Kampfe gegen die Dämonen beschützt hat. Es wird ihr gestattet bei ihm zu leben, bis er Nachkommenschaft von ihr erhalten. Bald nach ihrer Verheirathung wird Urvaśi jedoch infolge eines alten Fluchs des weisen Bharata, des Theaterregisseurs in Indra's Himmel, dessen Unwillen sie sich durch einen Gedächtnißfehler bei einer dramatischen Aufführung vor den Göttern zugezogen, in eine Schlingpflanze verwandelt und von dem vor Schmerz wahnsinnig gewordenen König erst nach langem vergeblichem Suchen im Walde wiedergefunden, wobei sie denn auch ihre natürliche Gestalt zurückerhält. Von Indra wird dem Pururavas zuletzt auch nach der Geburt eines Sohnes als Gegengabe für die dem Gotte im Kampfe gegen die Dämonen zu leistenden Dienste ein beständiges Zusammenleben mit Urvaśi gestattet. Auch dieses Drama enthält große Schönheiten, obwol es der Sakuntala nicht gleichkommt; herausgegeben von Lenz (1833) mit lateinischer, von Bollensen (1846, die kritische Hauptausgabe) mit deutscher Uebersetzung; poetische Bearbeitungen erschienen von Höfer (1837), Hirzel (1838) und Lobedanz (1861; 2. Aufl. 1873), ferner eine vortreffliche wortgetreue Uebersetzung von L. Fritze (1881). Wie die Sakuntala, liegt auch die Urvaśi in einer längeren und einer kürzeren Gestalt vor, welche letztere hier aber in den südindischen Handschriften erscheint (herausgegeben von Pischel, Monatsber. der königl. Akad. der Wissensch. zu Berlin, Juli 1875). Wir sind geneigt, auch hier die kürzere Fassung für die ursprüngliche zu halten und die vielen im Volksdialekt abgefaßten Strophen des vierten Acts für eine späte und zwar geschmacklose Zuthat zu erklären. — Das Mâlavikagnimitra ist ein Intriguenlustspiel mit historischem Hintergrunde. Der Held desselben ist König Agnimitra (Sohn des Puschpamitra aus der Sungadynastie), welcher die ihm zur Gattin bestimmte Prinzessin Malavika erst nach mancherlei Abenteuern und Hindernissen, die ihr zuerst auf der Reise aus dem väterlichen Reiche an den Hof des Königs, dann aber besonders durch Kabalen der übrigen Frauen desselben bereitet werden, heirathen darf. Die Ueberlieferung dieses Stücks ist eine mehr einheitliche, und deshalb auch die Recensionsfrage für dasselbe nicht vorhanden. Es ist herausgegeben von Tullberg (1840), übersetzt und erklärt von Weber (1856), dann wiederum mit großem kritischem Apparat herausgegeben von Bollensen (1879). An Romantik und Pathos steht es den beiden andern Dramen Kalidasa's weit nach, hält sich dafür aber auch von Ueberschwänglichkeiten freier und liegt in vielen Dingen dem europäischen Geschmack näher als jene.

Von den epischen Gedichten des Kalidasa behandelt der Raghuvaṃça in 19 Gesängen die sagenhafte Geschichte des Raghugeschlechts und hat darum einen Theil seines Inhalts mit dem Ramayana gemein. Das Gedicht ermangelt seiner ganzen Anlage nach eines einheitlichen Charakters und wir haben seine Schönheiten deshalb mehr in den Details sowie in der besonders edeln und classischen Sprache zu suchen. Es ist 1832 von Stenzler mit einer lateinischen Uebersetzung edirt worden. — Ganz und gar mythischen Inhalts ist der Kumârasambhava (die Geburt des Kriegsgottes). Er handelt von der durch die Götter, welche von dem Dämon Taraka bedroht werden, zum Behuf der Erzeugung eines Helden zur Bekämpfung desselben herbeigeführten Vermählung des Siva mit der Parvati, aus welcher der Kriegsgott hervorgeht, der zuletzt den Taraka überwältigt. Von diesem Epos waren bis vor kurzem nur 7 Gesänge bekannt, welche bis zur Vermählung der beiden Gottheiten reichen (ebenfalls von Stenzler 1838 mit lat. Uebersetzung herausgegeben); vor einigen Jahren sind noch 10 andere Gesänge, welche den Stoff zu Ende führen, dazugekommen und mehrfach in Indien edirt worden. Unserem Geschmacke wird auch dieses Gedicht nur in Einzelheiten gerecht. Ein deutscher Uebersetzer, welcher sich entschließen könnte, sich auf diese zu beschränken und die mannichfachen Ueberschwenglichkeiten über Bord zu werfen, würde auch vielleicht für diese im ganzen noch weniger bekannten Kunstepen ein dankbares Publikum finden. — Zu den in Europa längst heimischen und geschätzten Gedichten der Sanskritliteratur gehört dagegen der episch-lyrische Meghadûta (Wolkenbote), welcher bereits die Anerkennung Goethe's gefunden hat. In diesem

Gedicht sendet ein Verbannter Jakscha (eine Art Halbgott) eine Wolke mit einer Liebesbotschaft zu seiner fernen Gattin; der erste Theil gibt hochpoetische, zuweilen auch recht plastische Schilderungen von den Gegenden, über welche die Wolke hinzueilen hat; der zweite schildert in tief empfundenen, allerdings mitunter etwas schwülstigen Versen den Liebesgram der Verlassenen. Es dürfte kaum ein indisches Gedicht geben, welches als Ganzes dem europäischen Geschmack so sehr entspricht wie der Meghadûta. Kritische Ausgaben gibt es von Gildemeister (1840) und Stenzler (1874), eine deutsche prosaische Uebersetzung mit vortrefflichem Commentar von Schütz (1859), poetische Uebersetzungen von Max Müller (1847) und L. Fritze (1879).

Das sind die Werke, welche die Kritik mehr oder minder einstimmig dem großen Kalidasa zuerkennt. Das Drama Mâlavikâgnimitra wurde zwar von Wilson in seinem Theatre of the Hindoos dem Verfasser der Sakuntala und Urvaśi abgesprochen; seit dem Vorgange Weber's aber (in seiner Uebersetzung jenes Dramas) haben sich die Forscher wol einmüthig wieder zur Autorschaft des Kalidasa bekannt. Außerdem wurde die Echtheit des zweiten Theiles des Kumârasaṃbhava gleich bei seinem Erscheinen stark in Zweifel gezogen. Dieser Streit ist namentlich von indischen Gelehrten geführt worden (s. Pandit, Bd. I und Weber, Zeitschr. der Deutschmorgenl. Gesellsch. XXVII, Seite 174 fg.); wahrscheinlich sind in der That nur die ersten 8 Gesänge echt. Was sonst noch den Namen Kalidasa trägt, scheint andern Dichtern anzugehören. Der Ritusaṃhâra, eine Schilderung der 6 Jahreszeiten (herausgegeben von Bohlen 1840) zeigt zwar in der Diction vielfache Uebereinstimmung mit den Werken Kalidasa's, doch kann diese auch als bloße Nachahmung erklärt werden, und man hat sich mit Recht geweigert, dieses etwas schwächliche, wenn auch sonst recht lesenswerthe Gedicht dem Verfasser der Sakuntala zuzuschreiben. Der sehr gekünstelte Nalodaya (herausgegeben von Benary 1830) wird wol kaum von einem Indianisten für etwas anderes als für ein Epigonenwerk sehr späten Ursprungs gehalten. Auch das metrische Compendium Çrutabodha führt wahrscheinlich den Namen Kalidasa mit Unrecht; wenigstens enthält es nichts, was ihm den Anspruch verleihen könnte, für das Werk eines großen Dichters zu gelten.

Die Größe unseres Kalidasa liegt vor allem in der Tiefe und Zartheit der Empfindung, wie sie sich namentlich in den beiden ernsten Dramen und im Meghadûta ausspricht, sowie in einem gewissen Sinne für das Einfache und Natürliche, der ihn verhältnißmäßig selten die Grenzen des Geschmacks überschreiten und dem allgemeinen Fehler der indischen Kunstdichter, der Maßlosigkeit, anheimfallen läßt, und den man trotz des stellenweise recht bemerklichen Raffinements im Gegensatze zu anderen Dichtern doch deutlich herausfühlt; ferner in seiner meisterhaften Behandlung des Sanskrit, welche sich bei ihm mehr in einer knappen und gedrungenen Diction, als in den bei manchen Dichtern so sehr beliebten und von dem indischen Publikum im allgemeinen sehr geschätzten Spielereien und Künsteleien äußert. Vgl. zu seiner ästhetischen Würdigung Lassen, Ind. Alterthumskunde II, S. 1160; Félix Nève, Calidasa ou la poésie sanscrite dans les raffinements de sa culture (Paris 1864); Klein, Geschichte des Dramas IV, S. 228 fg. (*C. Cappeller.*)

KALI-JERW oder Kali-See, einer der kleinsten, aber gewiß merkwürdigsten Seen, ungefähr in der Mitte der zum liefländischen Gouvernement des europäischen Rußlands gehörigen Insel Oesel, im Kirchspiele Pyhaschen zwischen Karmel und Wolde. Er liegt hart an dem Gute Salle oder Kalimoisa auf einer ebenen Fläche, ist vollkommen rund und nur ungefähr 120 Fuß im Durchmesser, dennoch ging die Sage unter dem Landvolk, daß er unermeßlich tief sei und mit dem Meere in unterirdischer Verbindung stehe. Um den See herum befindet sich ein erhöhter Rand von ungefähr 15 Fuß Breite und dann folgt rings um denselben ein 20 Fuß hoher und 10 Fuß breiter, sehr schroffer Ringwall, dessen Abhänge an mehreren Stellen mit Gebüsch bedeckt sind. Ein einziger Weg führt vom Gutsgebäude auf die Höhe hinauf zu einem Platze, wo eine Laube errichtet ist und zwei große unbehauene Kalksteine aus der Erde hervorragen von derselben Art, aus welcher der Fels der ganzen Insel besteht. Solche Steine finden sich auch auf dem flachen Felde außerhalb der Umwallung zerstreut vor. Das Wasser des Sees ist vollkommen süß und klar; doch findet sich nirgends weder ein Abfluß noch eine sichtbare Quelle, wodurch der See gespeist wird. Ueber die Entstehung dieses Sees sind verschiedene Meinungen aufgestellt. Die Bauern der Umgegend halten ihn mit seiner umringenden Verschanzung für einen Festungsberg und in der That hat er seinem äußern Ansehen nach auch am meisten Aehnlichkeit mit den alten Festungsbergen der heidnischen Zeit an anderen Orten der Insel, namentlich bei Peude, Karmel, Wolde und Mohne. Die erste gedruckte Nachricht über diesen See gibt der Dr. med. Lucae aus Arensburg in seinem Beitrag zur ältesten Geschichte der Insel Oesel (Pernau 1827). Lucae sucht zu beweisen, daß die Insel Oesel durch eine Senkung der Ostsee allmählich aus dem Meere hervorgetreten sei, daß aber auch ein vulkanischer Ausbruch hier nicht unmöglich gewesen. Nach Kruse war der Kali-See ein heiliger alter Opferplatz, ähnlich dem Hertha-See auf der Insel Rügen. Bei der kreisrunden überall gleichförmigen Umwallung ist die künstliche Herstellung augenscheinlich. (*A. v. Wald.*)

KALIPPOS oder Kallippos (Calippus), aller Wahrscheinlichkeit nach aus Cyzikus stammend, gehört zu den bedeutenderen Vertretern der griechischen Astronomie aus der voralexandrinischen Zeit. Seine Lebenszeit ist nicht genau festzustellen, doch läßt sich aus dem Commentar des Simplicius zu Aristoteles „De coelo“[1]) wenigstens so viel entnehmen, daß Kalippos in Athen

1) Man vergleiche die italienische Uebersetzung des Textes im II. Anhang zu Schiaparelli's trefflicher Monographie: Le sfere omocentriche di Eudosso, di Calippo e di Aristotele (Milano 1874), S. 52 fg.

mit dem größten Philosophen Griechenlands über gewisse astronomische Fragen in Berathung getreten ist. Auch aus den chronologischen Arbeiten des ersteren läßt sich, wie Böckh nachgewiesen hat[2]), ein sehr inniges Latum für deren Leben herleiten; man kann nämlich beweisen, daß die berühmte Lunarperiode, von welcher gleich nachher näher die Rede sein soll, mit Olymp. 112, 111, also mit dem Jahre 330 v. Chr., ihren Anfang genommen habe. Kalipp mag demnach mit Fug kurzweg ein Zeitgenosse Alexander's des Großen genannt werden. Unsere Hauptquelle, der Commentar, berichtet weiter, daß jener seine Studien unter einem gewissen Polemarchos machte, der selbst wieder von dem ihm befreundeten Eudoxos unterrichtet worden war, und daß er auch die oben erwähnte Reise nach Athen eben in Gesellschaft Polemarch's unternahm. Dies ist so ziemlich alles, was uns von den äußeren Lebensumständen des Mannes bekannt ist, welchen Schiaparelli für den bedeutendsten Astronomen seines Zeitalters erklären durfte.[3]) Glücklicherweise steht es mit unserer Kenntniß seiner wissenschaftlichen Leistungen etwas besser; dieselben sind einerseits mehr chronologischer, andererseits rein theoretisch-astronomischer Natur und müssen deshalb gesondert betrachtet werden.

Zur Zeit des Peloponnesischen Krieges hatte der Athener Meton die hellenische Zeitrechnung auf eine exacte Grundlage gestellt durch die Einführung der nach ihm benannten Periode, indem er 19 Sonnenjahre 235 Mondmonaten gleichsetzte. So verdienstlich diese Annäherung an die Wahrheit auch war, so lief doch ein kleiner Fehler mit unter, und dieser Fehler war im Laufe von gegen hundert Jahren so beträchtlich angewachsen, daß eine Neuregulirung des Kalenders platzgreifen mußte. Kalippos kürzte die Jahreslänge, von welcher Meton ausgegangen war, und die sich als zu groß erwiesen hatte, um ihren 76. Theil ab und ersetzte die Periode seines Vorgängers durch einen neuen Cyklus, der vier metonische Cyklen weniger einen Tag, also 27,759 Tage, umfaßte. Nun war nicht allein die Coincidenz mit dem Sonnenlaufe in viel genauerer Weise wiederhergestellt als früher, sondern auch mit der Mondbewegung stimmte der neue Sonnenkreis, der allgemein mit Kalipp's Namen bezeichnet zu werden pflegt, ungleich besser überein, denn dividirt man die obige Zahl von Tagen durch die Anzahl der einer solchen Periode entsprechenden Lunationen, d. h. durch 940, so erhält man für den synodischen Monat eine Länge von $29^d\,12^h\,44'\,25''$, und das ist nur um 22″ zu viel. Die Genauigkeit, welche durch diese Anordnung erreicht wird, ist eine um so auffälligere, als sie einen streng mathematischen Charakter trägt, denn wollte man mit den Mitteln der Neuzeit das Verhältniß des synodischen Mondmonates zum tropischen Sonnenjahre durch möglichst kleine ganze Zahlen ausdrücken, so müßte man die Kettenbruchentwickelung

$$\frac{27759}{365{,}2422} = 1\,|\,2\,|\,1\,|\,2\,|\,1\,|\,1\,|\,2\,|\,1\,|\,1\,|\,1\,|\,1\,|\,7\,|\,\ldots$$

vornehmen und fände als sechsten Näherungswerth $\frac{19}{25}$, wie bei Meton. Da also dieser kluge Mann auf einem Wege, den wieder auffinden zu wollen ein vergebliches Bemühen sein würde, bereits die besten Zahlwerthe gefunden hatte, so durfte Kalippos von diesen nicht abgehen; um aber trotzdem seinen Reformgedanken zur Ausführung zu bringen, verfiel er auf das sinnreiche Mittel, in jedem vierten Cyklus einen vollen Monat (von 30 Tagen) in einen leeren Monat (von 29 Tagen) zu verwandeln.[4])

Diese Kalippische Periode bürgerte sich in Griechenland sehr bald vollkommen ein, und selbst eine an sich ganz gerechtfertigte Verbesserung, welche Hipparchos (s. d. Artikel) an ihr anbringen wollte, konnte ihrer relativen Complicirtheit halber nicht gleichen Anklang finden, obgleich sie dazu gedient hätte, die absolute Uebereinstimmung der Zeitrechnung mit den himmlischen Erscheinungen herbeizuführen. Im Almagest des Ptolemäus werden vier Beobachtungen des Alexandriners Timocharis, drei eines ungenannten Astronomen und elf des Hipparch auf diesen Schaltcyklel bezogen. Das Gerüste des von Geminus neu ausgearbeiteten Systems ist nach Böckh dem Kalippos entlehnt.[5]) Was die Details der neuen Jahreseinrichtung betrifft, so kann nach den tief eindringenden Untersuchungen Böckh's etwa das Folgende darüber ausgesagt werden.[6]) Kalipp ließ seine Periode höchst wahrscheinlich im J. 330 nach der Sommersonnenwende beginnen, und diese fiel auf den 27. 28. Juni von Abend zu Abend. Das erste Jahr des ersten Cyklus lief vom 27. 28. Juni 330 bis zum 26. 27. Juni 329, das zweite bis zum 26. 27. Juni 328, das dritte bis zum 26. 27. Juni 327 und das vierte wieder bis zum 27. 28. Juni 326. Die vier Jahreszeiten waren in dem athenischen Kalender des Meton und Euktemon so angesetzt gewesen, daß von der Sonnenwende zur Herbstgleiche 90, von da bis zur Winterwende 90, von da bis zur Frühlingsgleiche 92 und von da bis wieder zur Sonnenwende eine uns nicht genau bekannte Anzahl von Tagen gerechnet wurde[7]); Kalippos setzte die bezüglichen Zeitabschnitte auf 92, 89, 90 und 95 Tage fest. Es

2) Böckh, Ueber die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, vorzüglich den Eudoxischen (Berlin 1863), S. 175. 3) Mehr Material bietet auch nicht *Cornewall Lewis*, Historical survey of the astronomy of the ancients (London 1862), welcher von allen Geschichtswerken am einlaßlichsten mit Kalipp's Privatverhältnissen sich befaßt (S. 122, 163 fg.), jedoch offenbar aus keiner anderen Quelle schöpft, als dies unsere Darstellung thut.

4) Wolf, Geschichte der Astronomie (München 1877), S. 16. 5) Böckh, Sonnenkreise u. s. w. S. 40. 6) Böckh, der sich die Fixirung der Einzelbestimmungen in Kalipp's System besonders hat angelegen sein lassen, bezieht sich, abgesehen von den auch den älteren Schriftstellern zugänglich gewesenen Quellenwerken, hauptsächlich auf den unter dem Titel des Eudoxischen bekannten Papyrus, welchen Letronne und Brunet de Pesle herausgegeben haben. In diesem Schriftstück, das die Ueberschrift *Εὐδόξου τέχνη* führt, wird auch des Kalippos Erwähnung gethan. Der berühmte berliner Philologe hat in seiner mehrfach citirten Schrift über die antiken Sonnencyklen jenem merkwürdigen Papyrus ein besonderes Kapitel gewidmet. 7) Vgl. hierzu Ideler, Handbuch der mathem. und techn. Chronologie (Berlin 1825), I, 353.

war in Griechenland damals üblich, die für die Kalenderrechnung wichtigen Daten in öffentlichen Gebäuden dem allgemeinen Gebrauche vor Augen zu stellen (Parapegmen). Auf den nämlichen Tafeln wurden dann gewöhnlich auch meteorologische Vorherverkündigungen und Regeln mitgetheilt, und auch von Kalippos werden solche „Episemasien“ [8]) ausdrücklich namhaft gemacht.[9])

Während die vorstehend geschilderte Seite von Kalipp's wissenschaftlicher Thätigkeit allseitiger Anerkennung sich zu erfreuen hatte, kann von seinen Versuchen, die theoretische Astronomie zu vervollkommnen, ein Gleiches nicht behauptet werden. Er schloß sich bei dieser Arbeit aufs engste an Eudoxos an, aus dessen Schule er ja, wie wir bereits oben sahen, recht eigentlich hervorgegangen war, und da uns die Geschichte der Sternkunde lehrt, daß das Eudorische System zwei Jahrtausende hindurch völlig verkannt worden ist, so kann es uns nicht wundernehmen, daß es seinem die gleichen Bahnen betretenden Nachfolger nicht besser erging. Eudoxos ist der Begründer des Systems der homocentrischen Sphären, eines Systems, durch welches die verwickelten Phänomene der Planetenbewegung mit einer für die vorteleskopische Epoche nicht übertroffenen Schärfe dargestellt wurden, in welches einzudringen aber nur wenige sich die Mühe nahmen, bis endlich Schiaparelli (s. o.) den Schleier lüftete und die mathematische Schönheit der mechanisch freilich unhaltbaren Theorie ins Licht setzte. Montucla z. B. fertigt dieses System und zugleich dessen durch Kalippos bewirkten Ausbau mit den harten Worten ab[10]): „Hypothèse aussi absurde et aussi peu conforme aux phénomènes célestes. Aristote se prit d'une belle passion pour elle, de même que Calippe, l'auteur de la période Calippique, et un certain Polemarque.“ Um den wahren Werth dieses wie manches anderen Verdammungsurtheiles, das sich noch aufführen ließe, gebührend würdigen zu können, müssen wir uns zuvor mit den Hauptgrundsätzen der Eudorischen Kosmologie bekannt machen.

Eudoxos nahm wie fast das gesammte Alterthum an, daß die Erde im Centrum der Welt stehe und zugleich den Mittelpunkt für eine große Anzahl concentrischer Sphären bilde. Jedem einzelnen Wandelstern waren mehrere solche Sphären — zwei bis vier — zugewiesen, deren jeder eine bestimmte Bewegungsform zukam. Da an jeder derselben auch der Planet selbst Antheil nahm, so wirkten auf denselben mehrere Bewegungsimpulse, infolge deren er eine mehr oder minder verwickelte sphärische Curve zu beschreiben genöthigt ward. Von Schiaparelli ist nun der Nachweis geführt worden, daß, wenn nur diese „Hippopeda“ — dies der technische Name besagter Curve — richtig verzeichnet war, durch ein solches Diagramm alle scheinbaren anomalen Erscheinungen des Planetenlaufes, wie Stillstände, Schleifenbildung, Rückläufigkeit, ganz gut erklärt werden konnten. Im Einzelnen war allerdings noch manches zu rectificiren übrig, und hier legte eben Kalippos die bessernde Hand an, vielleicht auf Veranlassung des Aristoteles. Dieser soll es nämlich gewesen sein, der in seinem Interesse für das Eudorische Weltsystem den Ptolemarchos und Kalippos als besonders sachverständige Leute nach Athen berief, sodaß mithin die eingangs erwähnte Reise einer Art von astronomischem Congreß gegolten hätte. Wie dem nun auch sei, so viel geht aus den Anmerkungen des Simplicius, deren bezügliche Theile übrigens einem älteren Commentar des Sosigenes entnommen zu sein scheinen, deutlich hervor, daß Kalipp an dem Systeme seines Meisters mehrere Aenderungen vornahm, deren wichtigste im Folgenden angegeben sind.[11])

Saturn und Jupiter bedurften einer Revision nicht, dagegen wurde dem Mars noch eine weitere Sphäre beigegeben, um für gewisse von Eudoxos nicht berücksichtigte Fälle die rückläufige Bewegung zu ermöglichen. Tiefer einschneidend fielen die Modificationen bei Mond und Sonne aus. Jeder dieser beiden Himmelskörper ward mit zwei neuen Hülfssphären ausgestattet, welche sich aus dem Grunde als nöthig erwiesen, weil Eudoxos der Ungleichheit der Jahreszeiten nicht Rechnung getragen hatte. Hier erwiesen sich natürlich dem Kalippos seine Studien über die Zeitrechnung sehr förderlich. Auf diese Weise setzte sich das Planetensystem aus

$$4+4+5+5+5+5+5=33$$

Kugelschalen zusammen. Ueber die Art und Weise, wie Kalippos die Anzahl und die kinematische Bedeutung seiner subsidiären Sphären aufgefunden haben möge, sind selbstverständlich nur Vermuthungen möglich, indessen hat Schiaparelli, der sich wie nur wenige in den eigenartigen Geist der griechischen Geometer zu versenken vermocht hat, recht gefällige Hypothesen über den Entdeckungsgang der Eudoxischen Schule aufgestellt.

Wenn wir diese authentische Erklärung der Lehre von den homocentrischen Sphären uns aneignen, so gewinnen wir die Ueberzeugung, daß die ungünstige Kritik eines Montucla, Bailly und vieler anderer einzig und allein aus ungenügender Sachkenntniß hervorgegangen ist. Ein Mathematiker könnte gegen jene höchstens einwenden, daß sie allerdings bei der Erklärung der sogenannten ersten Ungleichheit versagt, womit die Alten den mit den Jahreszeiten wechselnden Durchmesser von Sonne und Mond bezeichneten. Die eigentliche Schuld an dem Miscredit der älteren Planetentheorie trägt jedoch kein anderer als Aristoteles. In seinem etwas übereilten Bestreben, die himmlischen Bewegungen nicht blos geometrisch, sondern auch mechanisch zu begreifen, glaubte er zwischen die 33 Kalippischen noch 32 weitere Sphären

8) Böckh, S. 226 fg. 9) Wir sind in unserer Schilderung der chronologischen Leistungen des Gyzikeners der Hauptsache nach Ideler's ausgezeichneter Schrift: Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten (Berlin 1826) gefolgt, wo im II. Abschnitt reiche Belehrung über alle alten Cyklen zu holen ist. 10) Montucla, Histoire des mathématiques (Paris An VII), tome I, p. 183.

11) Vgl. Schiaparelli's Monographie S. 158 fg.; einen gedrängten Auszug aus ersterer enthält Jahrgang XI der Vierteljahrschrift der astronomischen Gesellschaft, S. 257 fg.

enthalten zu müssen, durch welche eine von den kundigen Sphären etwa gegenseitig ausgeübte Störung vermieden werden sollte. Solchergestalt bildete sich allerdings ein allzu künstliches und verwickeltes Weltgebäude heraus, und die Sache ward dadurch nicht besser, daß spätere Astronomen, wie Alpetragius und Fracastor[12]), der in Vergessenheit gerathenen Lehre durch Zusätze von neuen Kunstsphären wieder aufzuhelfen trachteten.

Unseren Kalippos vermag ein solcher Vorwurf nicht zu treffen. Wie in seiner Reform des griechischen Kalenderwesens als gelehrter Astronom, so hat er sich in seiner unerlaßlichen Erweiterung der Sphärenlehre als gewandter Geometer bethätigt. Wir dürfen hoffen, daß ihm künftig seitens der Geschichtschreiber die so lange vorenthaltene Ehre zutheil werde. (*S. Günther.*)

KALIR (Elasar), Rabbi aus Kirjat-Sefer[1]), hervorragender Paitan (Hymnendichter), dessen synagogale Poesien den deutschen, französischen und italienischen Ritus beherrschen, wogegen sie im spanischen Ritus entweder nie Aufnahme gefunden hatten oder durch andere Dichtungen verdrängt worden sind.[2]) Ueber die Heimat Kalir's, über seine Lebenszeit und über die eigentliche Bedeutung der Namen Kalir und Kirjat-Sefer hat sich Entscheidendes noch nicht ermitteln lassen, obgleich seit mehr denn fünf Jahrzehnten, seit dem Erscheinen der epochemachenden Biographie Rapoport's (1829 בכרמי חמדים) gerade diesen Punkten die Aufmerksamkeit der namhaftesten Kenner der synagogalen Poesie gewidmet war.[3]) Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Palästina die Heimat Kalir's, und ist seine Blüte in den Anfang des 9. Jahrhunderts zu setzen. Daß aus den zahlreichen Compositionen des Dichters, die uns erhalten blieben, sich kein bestimmendes Argument für eine bestimmte Zeit hat gewinnen lassen, findet darin seine Begründung, daß sie fast nie zeitliche Gedanken und Empfindungen zum Ausdruck bringen, fast nie eine Gegenwart widerspiegeln, sondern in Erinnerungen an eine große Vergangenheit wurzeln oder in Hoffnungen auf eine kommende Gnadenzeit ausklingen. Der Väter Verdienst und die Zuversicht der Erlösung der Kinder, der Tyrannen Haß und des göttlichen Hortes Liebe, der Gottesdienst der himmlischen und der irdischen Heerscharen, diese und ähnliche Leitmotive werden von Kalir jedesmal in besondere innige Beziehung zu dem jeweiligen Festgedanken gesetzt. Mit Vorliebe widmet Kalir sich der dichterischen Ausschmückung der ersten drei Eulogien des ersten Hauptgebetes an ausgezeichneten Sabbaten und Festtagen, der sogenannten Keroba, doch hat er auch bisweilen andere Poesien, wie Hoschanoth und Elegien, componirt. Wie fruchtbar Kalir auf dem Gebiete des Piut gewesen, kann aus den Zusammenstellungen, welche Landshuth und Zunz bieten, ersehen werden. Und selbst die Angabe von mehr als zweihundert Piutim bei Zunz erschöpft diesen Reichthum noch nicht. Manches Citat aus Kalir konnte in den uns erhalten gebliebenen Dichtungen noch nicht nachgewiesen werden. Auch ist es dem bekannten Alterthumsforscher Firkowitsch gelungen, sechs alte vergilbte Blättchen aufzufinden, welche unfraglich die Fragmente einer bisher unbekannt gewesenen zweiten Kalir'schen Keroba für das Wochenfest bilden.[4])

Die Quellen Kalir'scher Poesie bilden nebst der Heiligen Schrift die Talmude, ältere und jüngere Midrasch-Sammlungen[5]), worin eine fast unerschöpfliche Fülle religionsgeschichtlicher und erbaulicher Ueberlieferung niedergelegt war, nicht minder aber auch jüngere apokalyptische Schriften[6]), in denen ein Ueberschwang von Hoffnung auf eine glanzvolle Zukunft zum Ausdruck gelangt war. Selten ist es der Born eigenen, urthümlichen Empfindens, aus denen Kalir's Dichtung strömt, die darum auch zu allermeist religiös-national, selten menschlich-individuell

12) Mädler, Geschichte der Himmelskunde von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Braunschweig 1873, I, 139 fg.

1) אלעזר בירבי קליר נקרית ספר. So vollständig zeichnet der Paitan nur in zwei Dichtungen des Thau- und Regengebetes Namen und Heimat akrostichisch ein. Meist begnügt er sich mit אלעזר בירבי קליר, und zwar geschieht diese Einzeichnung des Namens stets in jenem Piut einer Kalir'schen Keroba, welcher dem אל נא לעילם vorangeht (Zunz, Die synag. Poesie S. 67), für קליר steht dreimal קילר. 2) Die Angriffe Ibn Ezra's gegen Kalir im Commentar zu Kohelelth 5, 1 sind bekannt. Wie sehr Kalir allgemach selbst von den Gelehrten Spaniens vergessen wird, geht aus den Chabib's Worten hervor: והריים הזה למדתי דבר חדש אצלי נפייט אחד שקדר הרב הפייטן הקלירי זל כאשר הראני חכם ירא ובר לבב תישב בארץ הזאת (so. in Salenichi, wo Jakob 'n Chabib, nachdem er aus Spanien gewandert, seinen עין יעקב schrieb) כי בספרד לא נזכרני באלה. Siehe Zunz, Literaturgesch. der synag. Poesie, S. 34. 3) Den Stand dieser Fragen im J. 1857 hat L. Landshuth in seinem: Amude Ha-Aboda I. S. 27 u. fg. übersichtlich mit erschöpfender Quellenangabe dargestellt. Seitdem war das von Grätz in der „Monatsschrift für Gesch. und Wissensch. des Judenthums", 1860, S. 23 u. fg. und besonders S. 57 u. fg. Erbrachte von wesentlichem Belange, bis Zunz in seiner Literaturgesch. der synag. Poesie (Berlin 1865) die Fragen insofern zu einem gewissen Abschlusse gebracht hat, als auch er den Anfang des 9. Jahrh. als die Zeit Kalir's annahm, und alles das zusammenstellt, was für die palästinensische Heimat Kalir's spricht (a. a. O. S. 31 und 33). Für die in Italien s. v. קלר, ערך) und Frankreich (R. Tam, angeführt in Machsor Vitry, כרם חמד VI, 31) geläufige Deutung des Namens קלירא von קלירא, dem Kuchen, der den Knaben bei Beginn ihres Schulbesuches gegeben wird, und den wol auch Erwachsene zur Schärfung ihres Gedächtnisses im Behalten des Studirten zu bestimmter Zeit und unter bestimmten Vorrichtungen essen — vgl. Zunz: Zur Geschichte S. 167 und 168 — ist ein neuer Beleg in dem kurzen Excerpt aus Handschrift de Rossi 327 gefunden, das Gh. M. Horowitz in: Halachische Schriften der Geonim I, Frankfurt a. M. 1881, S. 58 mitgetheilt hat. Ueber den zweimal in die Dichtungen zum Sabbat Sachor akrostichisch eingezeichneten Juda, den Bruder Elasar's, siehe Zunz: Literaturgesch. S. 34 und vgl.: Die synag. Poesie S. 108. Ueber den angeblichen Vatersnamen Jakob siehe Landshuth a. a. O. S. 28.

4) Ein ausführlicherer Bericht über diese werthvolle Handschrift, welche mir durch die Güte des Herrn Dr. Steinschneider zur Einsichtsnahme übergeben worden ist, und die Veröffentlichung der Dichtungen, deren manche die recipirten Kalir'schen Piutim an Werth übertreffen, dürften wol demnächst zu erwarten sein. 5) Angegeben bei Zunz: Literaturgeschichte S. 30 und fg. 6) Siehe Grätz a. a. O. S. 60 und fg.

ist. Von den drei Merkmalen, welche nach der Charakteristik des römischen Dichters[7]) dem wahren Poeten eigen sein müssen, dem ingenium, dem mens divinior und dem os magna sonaturum, eignet dem Kalir stets die göttliche Begeisterung, die er aus einem für hoch und heilig gehaltenen Schriftthum schöpft, eignet ihm meist wol auch der Sprache Schwung und Höhe, fehlt ihm aber stets die schöpferische, eigentlich dichterische Kraft. Er trägt gern die Fesseln einer sklavischen Abhängigkeit vom Midrasch, von einer Peßikta, will der Dolmetsch einer Ueberlieferung sein, die allerdings in ihm einen volltönenden Verkünder gefunden. Er war nicht ingeniös genug, seiner Kraft neue, ungeahnte Bahnen zu erschließen, die literaturgeschichtliche Bewegung in ein anderes Gleis zu bringen; aber innerhalb der vorgezeichneten Bahn hat er seine Vorgänger[8]) weit überholt und durch die Fülle seiner Leistungen und durch deren relative Vollständigkeit und Vollkommenheit hat er auf die Folgezeit mächtig eingewirkt. Nicht nur folgt die deutsch-französisch-italienische Paitanim-Schule unbedingt seinem Beispiel und tritt prüfungslos in seine Fußstapfen, selbst wählerische und kritischer angelegte Naturen, wie der Gaon Saadia, vermögen nicht dem Bannkreise seiner Einwirkung sich zu entziehen.[9]) Die Agada hatte ihre Triebkraft verloren, der Midrasch fing an zu erstarren; gelesen, übte er keine Macht, keinen Reiz mehr auf die Leser und Hörer aus. Es war die Zeit gekommen, daß der Piut den Midrasch ablöse, wenn die Ueberlieferung wieder belebend auf die Gemeinde wirken sollte.[10]) Das war der Ursprung jener künstlerischen Ausschmückung der Hauptgebete, die wir Piut nennen. Und ihn hat Kalir aufs reichlichste ausgestattet. Zur alphabetischen Reihenfolge der Verse oder Strophen, zur akrostichischen Einzeichnung des Autorennamens, zum Abschluß der Strophen mit einem passenden Bibelspruch fügte Kalir noch den Reim hinzu. Wo auf so viele Aeußerlichkeiten Rücksicht genommen werden mußte, verlor der Inhalt an Innerlichkeit.

Kalir und seine Art fanden die verschiedenste, oft die entgegengesetzteste Beurtheilung. Bald wurde der Dichter hoch erhoben, bald sank er tief in der Werthschätzung. Hier fand er blinde Nachbetung und da gerieth er in Vergessenheit. Wo, gefördert durch die arabische Umgangssprache und durch das Studium ihrer grammatischen Literatur, die sprachwissenschaftliche Ueberzeugung von der dreibuchstabigen hebräischen Wurzel sich Bahn gebrochen hat, wo überdies der neuhebräischen Literatur und Poesie so classische Pfleger erstanden wie in Spanien, da konnte und mußte Kalir und seine Richtung, vornehmlich aus sprachlichen Rücksichten, zuerst aufs schärfste verurtheilt werden, um allgemach durch die heimischen vortrefflicheren Leistungen völlig verdrängt zu werden. Wo dagegen das durch eine nichtsemitische Umgangssprache weniger geschärfte Ohr an der Sprache Kalir's keinen oder geringeren Anstoß nahm wie in Deutschland, Frankreich und Italien, da fand Kalir knechtische Nachahmung und da verblieben seine Dichtungen in unerschütterter Autorität. Auch in neuerer Zeit ist das Urtheil über Kalir nicht völlig unabhängig geblieben von der sprachwissenschaftlichen Stellung der Beurtheiler.[11]) Eine gerechte, geschichtlich objective Auffassung der Sachlage wird der Erinnerung sich nicht verschließen, daß Kalir zu einer Zeit dichtete, in welcher das grammatische Sprachbewußtsein bei den Juden durch Aufnahme massorethischer Studien eben erst zu erwachen und sich zu regen beginnt, zu einer Zeit, in welcher es von den Gesetzen sprachlicher Bildungen keine genaue Kunde, kaum mehr als eine leise Ahnung geben konnte, daß Kalir ferner talmudischen und midraschischen Stoff im reinsten biblischen Idiom auszudrücken mit sichtlichem Erfolge bemüht ist, wird endlich erwägen, daß in nicht classischen Zeitaltern die Grenzen zwischen gewähltem und gesuchtem Ausdruck schwer zu ziehen sind, und wird — bei aller Unregelmäßigkeit, Kühnheit und Mangelhaftigkeit der Diction Kalir's — dennoch seiner sprachbildenden Fähigkeit und seiner wortgestaltenden Kraft hohe Anerkennung und Würdigung zollen müssen.

(*P. F. Frankl.*)

KALISCH (poln. Kalisz), unter 51° 46′ nördl. Breite und 35° 46′ östl. Länge, Hauptstadt des polnischen Gouvernements gleichen Namens, an drei Armen der Prosna, eine Meile von der preußischen Grenze in einem weit ausgedehnten Thale gelegen, eine der schönsten Städte des Landes, zählt 22,280 Einwohner, darunter 10,000 Juden, und hat ein Schloß, in welchem der Gouverneur residirt, vier römisch-katholische, eine russische Kathedrale und eine evangelische Kirche (frühere Kirche der Jesuiten), eine Synagoge, ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine Realschule und andere Schulen, ein Theater, einen russischen Club, einen großen Park mit schönen Spaziergängen, der von der Prosna umflossen die Stadt von drei Seiten umgibt, eine Dampf-

7) Horaz, Sat. IV, Vers 43 und 44. 8) Jose ben Jose, der Verfasser der altfranzösischen Aboda אתה כוננתה עולם ברב חכד und der im deutschen Ritus dem zweiten Neujahrstage zugewiesenen „Tekiata" und Jannai, der als Lehrer Kalir's bezeichnet wird. Jannai's Art ist von der Kalir's fast gar nicht weiter als durch den Mangel des Reims unterschieden. 9) Nach Steinschneider's Mittheilung aus dem arabischen Commentar Saadia's zum Jezirah-Buche (Cod. Uri Nr. 370) heißt es daselbst fol. 28: קאל אמר אלעזר לסוכבי לגוסכבי בגסיכת קדוש ונחן דאינא נכתב פי רסאילנא שבחי שלום וחבשר ברכות וחשבי תבונות אר מבטחי שלום ומבחטי ברכות ונישחור חכמות אר הניצו שלום וחצני ברכות וצני רצון אר נא שאכל דלך bei Landshuth a. a. O. S. 30. 10) Siehe das wichtige Citat aus dem פרדס bei Graetz a. a. O. S. 24.

11) So ist Delitzsch' überaus günstiges Urtheil über Kalir, das man fast ein überschwengliches nennen dürfte (Zur Geschichte der jüdischen Poëšie S. 136 und S. 148) offenbar von der Fürst'schen Auffassung der semitischen Wurzel, zu der Delitzsch a. a. O. S. 153 und fg. Anm. sich bekennt, mit beeinflußt. Einer objectiven Beurtheilung der paitanischen, auch der Kalir'schen Sprachbildungen begegnet man allenthalben bei Zunz.

bierbrauerei, eine Branntweinbrennerei, eine Tuchfabrik mit jährlicher Production von 200,000 R., eine Bandfabrik und mehrere Lederfabriken. Eine meilenlange Chaussee führt zum Zollamt Ichipowno an der preußischen Grenze. In der Umgegend von Kalisch und an den Ufern der Prosna Knochen vorsündfluthlicher Thiere und beim Pflügen des Bodens römische Beile, thönerne Urnen und alte römische Münzen aufgefunden worden. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich das Calisia, das bei Ptolemäus vorkommt. In der Schlacht bei Kalisch wurde 29. October 1706 der schwedische General Mardefeld von König August II. von Polen und dem russischen Feldmarschall Menschikow geschlagen und gefangen genommen. Auch ist Kalisch denkwürdig wegen des daselbst abgeschlossenen Allianzvertrages zwischen Preußen und Rußland vom 28. Februar und der Zusammenkunft der Monarchen beider Staaten am 2. April 1813. Am 11. und 13. September 1831 fanden hier Gefechte zwischen Russen und Polen statt. An das hier 1835 gehaltene glänzende Lustlager russischer und preußischer Truppen erinnert ein Obelisk aus Gußeisen, der 1841 vom Kaiser Nikolaus I. errichtet wurde. — Das Gouvernement Kalisch zählt auf 11,373,3 Quadrat-Kilometern 700,734 Einwohner und enthält 52 Städte in den Kreisen: Kalisch, Sieradz, Lenczy, Wielun, Turek, Slupza, Konin und Kolo. Der Boden des Gouvernements eignet sich vortrefflich zum Weizenbau. Ueber die von russischen Grenzreitern scharf bewachte Grenze wird ein starker Schleichhandel, besonders mit Spiritus, getrieben.

(*A. v. Wald.*)

KALISCH (David), humoristischer Schriftsteller und dramatischer Dichter, ward am 23. Februar 1820 in israelitischer Familie zu Breslau geboren, widmete sich dem kaufmännischen Berufe, durch welchen er nach mancherlei wechselvollen Schicksalen nach Paris geführt wurde. Hier begann er sich mit Correspondenzen und kleinen Humoresken auch als Schriftsteller zu versuchen, bearbeitete französische Vaudevilles für die deutsche Bühne und gewann persönliche Beziehungen zu Heinrich Heine, Georg Herwegh, zu den Socialisten Marx und Wolf, kehrte 1846 nach Deutschland zurück, war kurze Zeit als Mitarbeiter an dem „Charivari" thätig, den damals E. M. Oettinger zu Leipzig herausgab, trat dann (1847) wieder in ein Handlungshaus zu Berlin und widmete sich seit 1848 ausschließlich literarischen Arbeiten. Mit kleinen Schwänken, darunter „Ein Billet von Jenny Lind", gewann Kalisch die Bühne, die er auch dann hauptsächlich im Auge behielt, als er 1848 einer der Begründer des „Kladderadatsch" geworden war. Dem „Kladderadatsch" half er von vornherein seine eigenthümliche Richtung, seine Begrenzung auf die oppositionelle Satire geben, an der Schöpfung der berliner Typen, welche in dem Blatte regelmäßig wiederkehrend auftraten, hatte er Antheil; der Bankier „Zwuckauer", die Weißbierphilister Müller und Schultze, der ewige Quartaner Karlchen Mießnick wurden von ihm erfunden, eine Reihe der schärfsten politisch-satirischen Gedichte, welche der „Kladderadatsch" brachte, stammte aus seiner Feder. Indessen nahm ihn bald seine dramatische Thätigkeit stärker in Anspruch als die Mitredaction der mehrgenannten Zeitschrift. Mit den beiden ersten größeren Possen, welche Kalisch schrieb, „Berlin bei Nacht" und „Hunderttausend Thaler", errang er außerordentliche Erfolge; dieselben erlebten Hunderte von Aufführungen und bahnten der ganzen modernen Possenliteratur die Pfade. Kalisch benutzte für seine Darstellung den eigenthümlichen Zersetzungsproceß des alten, den Werdeproceß des neuen Berlin. In der eigenthümlichen socialen Gärung und den Glückswechseln einer sich erst bildenden Gesellschaft fand er ergiebige Elemente für eine possenhafte satirische Darstellung des Lebens, der zwar alle eigentliche Phantasie, alles tiefere Gemüthsleben abging, welche aber mit höchster Gewandtheit die charakteristischen Figuren des modernen Berlin theils in realistischer, theils in scharf carikirter Weise vorführte und welche die Trivialität des Alltags mit dem Salz politischer Oppositionsstimmung würzte. Der scenische Aufbau und die dramatische Führung dieser Possen war leicht, locker und nur in den wenigsten wurde die Forderung einer geschlossenen und aus dramatischen Motiven auf ein dramatisches Ziel hindrängenden Handlung einigermaßen erfüllt. Die Bühnengerechtigkeit und Bühnenwirkung fast aller dieser Possen und der zahlreichen Nachahmungen, die sie hervorriefen, beruhte ausschließlich auf der einzelnen Scene und die Eintheilung derselben in Bilder ergab sich naturnothwendig aus der lockern Composition. Der Geist, welcher Kalisch's Stücke beseelt, zeigt eine merkwürdige Mischung von Gutmüthigkeit und Brutalität, von flachster Frivolität und ernster Antheilnahme an gewissen Zeitfragen, von gesundem Witz und ungesunder lotteriger Skepsis. Den genannten Erstlingsposſen folgten mit steigendem Beifall „Münchhausen", „Gräfin Guste", „Peschke", „Ein gebildeter Hausknecht", „Der Actienbudiker", „Berlin wie es weint und lacht", „Berlin wird Weltstadt", „Der Goldonkel". Einige derselben beherrschten halbe Jahre und jahrelang namentlich die kleinen norddeutschen Bühnen und halfen jenen Geschmack des Durchschnittspublikums erzeugen, der alle nicht possenhaften dramatischen Darbietungen ablehnte. Die Couplets, welche nicht eigentlich aus den Situationen der Stücke und den Charakteren hervorwuchsen, sondern ohne eigentlichen Bezug zum Stücke, aber mit sehr entschiedenem Bezug auf Augenblicksfragen beliebten Darstellern in den Mund gelegt wurden, sammelte Kalisch als „Berliner Leierkasten" (Berlin 1857—1866, 3 Bde.), während von den Possen selbst eine Sammlung als „Lustige Werke" (Berlin 1870) erschien. Der Autor starb zu Berlin am 21. August 1872; ein Lebensbild „David Kalisch" schrieb Max Ring (Berlin 1873).

(*Adolf Stern.*)

KALIUM, ein Alkalimetall; chemisches Zeichen: K, Atomgewicht: 39,137. — Das Kalium kommt in der Natur sehr verbreitet vor, aber nie im freien Zustande, sondern stets in Verbindung mit andern Elementen. Als Chlorid findet es sich im Sylvin und Carnallit; als schwefelsaures Salz in manchen vulkanischen Producten,

im Kainit, Pikromerit, Polyhalit, Kalinit, Alunit u. s. w.; ferner als wesentlicher, nie fehlender Bestandtheil in vielen Silicaten, z. B. Kaliglimmer, Orthoklas, Leucit, Apophyllit, sowie als zufälliger Bestandtheil in manchen Amphibolen, im Chabasit, Natrolith, Oligoklas und vielen anderen ähnlichen Mineralien. Das Meerwasser, das Wasser des Todten Meeres, die Salzsoolen, Mineralwässer und viele Quellwässer enthalten ebenfalls kleine Mengen von Kali. Infolge der Verwitterung der feldspatähnlichen Mineralien gelangt das Kali in Form von löslichen Salzen in den Ackerboden, aus welchem es die Pflanzen entnehmen; für diese ist es ein nothwendiges Nahrungsmittel, welches durch die anderen Alkalien (Lithion, Natron, Rubidion und Cäsion) nicht ersetzt werden kann. Namentlich sind es die an Kohlehydraten (Stärkemehl) reichen Pflanzen und Pflanzentheile, z. B. Rüben, Tabak, Kartoffeln, welche das Kali zu ihrer Entwickelung nicht entbehren können. Aus den Pflanzen geht das Kali in den thierischen Organismus über, in welchem es ebenfalls eine wichtige Rolle spielt; so enthält das Muskelfleisch viel phosphorsaures Kali, aber nur Spuren von Natron; die rothen Blutkörperchen sind reicher an Kali als an Natron, während im Blutserum das umgekehrte Verhältniß obwaltet. Auch in anderen Flüssigkeiten und festen Geweben des Thierkörpers findet sich Kali, und ganz besonders im Wollschweiße der Schafe.

Als Hauptquelle für die Gewinnung von Kaliverbindungen im Großen dienten bis vor nicht allzu langer Zeit nur Producte pflanzlichen Ursprungs, der Weinstein (s. u. weinsaures Kali) und die Pottasche (s. u. kohlensaures Kali). Seit Entdeckung der staßfurter Steinsalzlager werden aber auch die mächtigen Lager von Mutterlaugensalzen (sogen. Abraumsalze) ausgebeutet, welche das Hangende, die oberste Schicht, der genannten Salzlager bilden. Die wichtigsten in denselben vorkommenden Kalimineralien sind der Carnallit (Chlorkaliumchlormagnesium: $KCl, MgCl_2 + 6H_2O$), und der Kainit (schwefelsaure Kalimagnesia mit Chlormagnesium: K_2SO_4, $MgSO_4$, $MgCl_2 + 6H_2O$), deren Bedeutung für die Industrie aus folgenden Zahlen erhellt: im J. 1877 wurden 16,103000, 1878: 15,364000, 1879: 13,195000 Centner Rohsalze gefördert und in 34 Fabriken hauptsächlich auf Chlorkalium (neben geringeren Mengen von schwefelsaurem Kali, Pottasche, Kalidüngemitteln u. s. w.) verarbeitet.

Zur Darstellung des metallischen Kaliums kann man sich verschiedener Methoden bedienen; H. Davy erhielt es zuerst 1807 durch Elektrolyse von schwach angefeuchtetem Kalihydrat; Gay-Lussac und Thénard reducirten Kalihydrat durch metallisches Eisen bei Weißglut; die ergiebigste und jetzt fast ausschließlich angewandte Methode ist aber die der Reduction des kohlensauren Kalis durch Kohle. Man mengt zu diesem Zwecke verkohlten, kalkhaltigen Weinstein innig mit Holzkohlenpulver und erhitzt das Gemenge in einer schmiedeeisernen Retorte (Quecksilberflasche) zum Weißglühen; dabei entwickeln sich Kohlenoxydgas und Kaliumdampf, welche in eine besonders construirte, mit Steinöl beschickte, gut gekühlte Vorlage von Kupferblech geleitet werden, in welcher sich das Kalium verdichtet. Das so erhaltene rohe Kalium (150—250 Gr. aus 800—900 Gr. Weinsteinkohle) ist noch mit Kohle und Kohlenoxydkalium vereinigt, wovon es am besten durch Destillation in eisernen Gefäßen befreit wird. Das reine Kalium ist ein silberweißes, stark glänzendes Metall von 0,865 spec. Gewicht. An trockener Luft hält es sich unverändert; an feuchter läuft es auf der Schnittfläche augenblicklich blaugrau an, wobei man im Dunkeln ein schwaches Leuchten bemerkt; man muß es deshalb unter Steinöl oder Paraffin aufbewahren. Bei 0° ist es brüchig, bei gewöhnlicher Temperatur wachsähnlich weich, schmilzt bei 62°5 C. (Bunsen) und verflüchtigt sich in der Rothglühhitze in grünen Dämpfen. Auf Wasser oder Eis geworfen entwickelt es mit Heftigkeit Wasserstoffgas und erhitzt sich bis zum Rothglühen, sodaß bei Gegenwart von Sauerstoff Entzündung und Verbrennung mit violetter Flamme eintritt; das bei dieser Reaction gebildete Kalihydrat schwimmt nach vollendeter Verbrennung noch einige Augenblicke als rothglühende Kugel auf dem Wasser und löst sich dann unter Explosion auf. Das beschriebene Verhalten des Kaliums hat man zur Entzündung von Torpedos angewandt.

Das Kalium hat sehr große Verwandtschaft zum Sauerstoff und ist im Stande, die meisten Oxyde zu reduciren; ebenso verhält es sich zu Chloriden, Fluoriden, Bromiden u. s. w. Mit Sauerstoff bildet es drei Verbindungen: ein sehr entzündliches, graublaues Suboxyd, ein pomeranzengelbes Superoxyd K_2O_4, und ein Monoxyd K_2O. Dieses entsteht bei langsamer Verbrennung des Kaliums; es ist weiß und erhitzt sich mit wenig Wasser bis zum Glühen unter Bildung von Kalihydrat (Kaliumhydroxyd) KOH. Gewöhnlich stellt man letzteres dar durch Kochen einer verdünnten Lösung von kohlensaurem Kali mit überschüssiger Kalkmilch; man läßt absitzen, decentirt die klare Lösung, dampft sie so schnell als möglich in einer eisernen oder silbernen Schale ein, bis der Rückstand sich zu verflüchtigen beginnt, und läßt erkalten, meist in metallenen Stengelformen. Das Kalihydrat ist weiß, hart, spröde, oft faserig krystallinisch, hat das spec. Gewicht 2,1, schmilzt bei stärkerem Erhitzen und verflüchtigt sich in der Rothglut. Es zerfließt an feuchter Luft rasch zu einer öligen Flüssigkeit; mit Wasser übergossen erhitzt es sich sehr stark und löst sich darin auf zu Kalilauge, einer farblosen, stark ätzenden Flüssigkeit, welche begierig Kohlensäure aus der Luft anzieht. Das Kalihydrat findet mancherlei Anwendungen; in Stengelchenform (Aetzkali, Kali causticum fusum, Lapis causticus chirurgorum) wird es zum Aetzen in der Chirurgie benutzt; die Kalilauge (Liquor kali caustici, eine Lösung von 1 Thl. Kalihydrat in 2 Thln. Wasser) dient ebenfalls zu chirurgischen Zwecken, zur Seifebereitung, zum Wäschereinigen, bei analytischen Operationen zur Absorption der Kohlensäure u. s. w. Eine verdünnte Kalilauge ist ein häufig angewandtes Reagens in der analytischen Chemie, wird

aber neuerdings mehr und mehr durch die billigere Natronlauge verdrängt.

Das Kali ist eine der stärksten Basen und neutralisirt die stärksten Säuren vollständig. Die so entstehenden Salze sind meist in Wasser leicht löslich; als schwerlösliche sind hervorzuheben das chlorsaure, überchlorsaure und saure weinsaure Kali, ferner Kieselfluorkalium und Kaliumplatinchlorid. In eine nicht leuchtende Flamme gebracht färben das Kali und die meisten seiner Salze dieselbe violett, doch genügt schon eine geringe Menge Natron, um diese Färbung völlig zu verdecken; sie wird aber wieder erkennbar, wenn man die Flamme durch ein blaues (Kobalt-)Glas betrachtet. Das Spectrum der Kalisalze besteht aus zwei Linien, einer rothen und einer violetten, die nahe an den beiden Enden des sichtbaren Spectrums liegen. Das kohlensaure Kali (Kali carbonicum), K_2CO_3, bildet den Hauptbestandtheil der sogen. Pottasche, welche durch Auslaugen der Asche von Holz, Rübenmelasse, und neuerdings auch vom Wollschweiße der Schafe, Eindampfen der geklärten Laugen und Calciniren des Rückstandes gewonnen wird. Aus dem schwefelsauren Kali, welches in großen Mengen aus den staßfurter Abraumsalzen erhalten wird, stellt man ebenfalls Pottasche nach dem Leblanc'schen Sodaproceß (Glühen mit Kohle und kohlensaurem Kalk) dar, wobei sich ein größerer Gehalt an schwefelsaurer Magnesia (bis 20 %) als vortheilhaft erwiesen hat. Die rohe Pottasche stellt eine erdige, weiße, stellenweise bläuliche (Mangan) und röthliche (Kupfer) Masse dar, welche noch viel schwefelsaures und kieselsaures Kali, Chlorkalium, auch Schwefelkalium neben Natronsalzen und unlöslichen Substanzen enthält. Durch Umkrystallisiren aus sehr wenig heißem Wasser wird sie gereinigt, doch ist auch das so erhaltene Product noch ziemlich unrein. Um ganz reines kohlensaures Kali darzustellen, fällt man entweder eine concentrirte Lösung von gereinigter Pottasche mit Kohlensäure und führt das ausgeschiedene, schwer lösliche doppelt kohlensaure Kali durch gelindes Glühen in neutrales über, oder noch besser, man verkohlt ganz reinen Weinstein in einer Silberschale und laugt den Rückstand mit Wasser aus, wobei man sofort eine Lösung von reinem kohlensaurem Kali erhält. Das reine Salz ist vollkommen weiß, schmilzt bei 1200° und verliert in höherer Temperatur eine kleine Menge Säure. An feuchter Luft zerfließt es sehr rasch zu einer öligen Flüssigkeit (Oleum tartari per diliquium) von scharf alkalischem, aber nur wenig ätzendem Geschmack und stark alkalischer Reaction. Mit $1\frac{1}{2}$ Mol. Wasser krystallisirt es in großen monoklinen Krystallen. Es findet mannichfache Anwendungen, zur Bereitung von Seifensiederlauge (Kalilauge), Salpeter, in der Glasfabrikation, zur Darstellung von Blutlaugensalz, Cyankalium, in der analytischen Chemie als Fluß- und Aufschließungsmittel für Silicate, Metalloxyde u. s. w., in der Medicin als Kali carbonicum purum, depuratum und crudum, je nach seiner Reinheit. Gegenwärtig werden jährlich ca. 20 Mill. Kilogramm Holzpottasche, 12 Mill. Rübenpottasche, 15 Mill. Mineralpottasche und 1 Mill. Schafwollschweißpottasche producirt. Das saure oder doppeltkohlensaure Kali (Kali bicarbonicum) $KHCO_3$ bildet mit 1 Mol. Wasser große monokline Krystalle, welche sich in 4 Thln. Wasser lösen und einen Theil ihrer Säure schon beim Erwärmen ihrer Lösung verlieren.

Das schwefelsaure Kali (Kali sulphuricum, Tartarus vitriolatus), K_2SO_4, findet sich in mehreren Mineralien (s. o.) und wird im Großen auch durch Umsetzung von Carnallit mit Kieserit gewonnen. Es krystallisirt wasserfrei in rhombischen, anscheinend hexagonalen Pyramiden und Prismen, löst sich bei gewöhnlicher Temperatur in 9—10 Thln. Wasser, nicht in Alkohol; es schmeckt schwach salzig bitter. Anwendung findet dasselbe in der Medicin, zur Fabrikation der Mineralpottasche, des Alauns und des Glases. Das saure schwefelsaure Kali, $KHSO_4$, aus dem vorigen durch Behandlung mit Vitriolöl erhalten, ist in Wasser viel leichter löslich.

Das salpetersaure Kali (Kali nitricum, Nitrum, Salpeter, Kalisalpeter), KNO_3, kommt in manchen Gegenden als Bestandtheil des Bodens vor, aus welchem es nach Durchnässung beim Austrocknen ausschwitzt; so namentlich in Bengalen auf der Ostseite des Ganges, ferner in Aegypten, Persien, Spanien, Ungarn. Es bildet sich in dem Erdreiche durch Oxydation von Ammoniak (Jauche, Harn, Excremente, Abfälle von Schlächtereien u. s. w.) in Gegenwart starker Basen (Kali aus verwittertem Feldspat, kohlensaurer Kalk), welcher Proceß nach neueren Untersuchungen auf der Lebensthätigkeit einer Pilzspecies (eines sogen. Fermentorganismus) beruht. Durch Auslaugen der salpeterhaltigen Erde und Eindampfen der geklärten Lauge wird der Rohsalpeter erhalten, der durch Umkrystallisiren weiter gereinigt (raffinirt) wird (s. Salpeter). Eine andere Methode der Salpetergewinnung gründet sich auf die gegenseitige Zersetzung von salpetersaurem Natron (Chilesalpeter) und Chlorkalium in heißer Lösung, wobei Kochsalz (Chlornatrium) und salpetersaures Kali entstehen. Der Salpeter krystallisirt in langen, gestreiften, sechsseitigen Säulen mit sechsseitiger Zuspitzung; er enthält kein Krystallwasser, aber die größeren Krystalle schließen oft beträchtliche Mengen Mutterlauge in Höhlungen ein, sodaß sie beim Zerreiben ein feuchtes Pulver geben. Er schmeckt kühlend bitter, wirkt in größeren Mengen giftig; in Wasser ist er leicht löslich (in ca. 3 Thln. bei gewöhnlicher Temperatur, in weniger als $\frac{1}{2}$ Thl. bei Siedehitze). Beim Erhitzen schmilzt er leicht; in der Glühhitze wird er unter Sauerstoffentwickelung zersetzt und wirkt dann als äußerst kräftiges Oxydationsmittel. Gemenge von Salpeter mit Kohlen- oder Schwefelpulver verbrennen angezündet sehr heftig und glänzend. Er findet mannichfaltige Anwendung: in der Medicin (Sal Prunellae, Nitrum tabulatum: erstarrte Tropfen von geschmolzenem Salpeter), zur Darstellung der Salpetersäure, vieler Nitroverbindungen, zur Fabrikation des Schießpulvers, in der Feuerwerkerei, zum Pökeln des Fleisches u. s. w.

Das chlorsaure Kali (Kali chloricum) $KClO_3$ entsteht neben Chlorkalium bei der Einwirkung von Chlor-

gas auf Kalilauge oder kohlensaures Kali in der Wärme; es krystallisirt aus der heißen Lösung beim Erkalten in prachtvoll perlmutterglänzenden dünnen Tafeln und Blättern aus, welche in kaltem Wasser schwer löslich sind (in ca. 17 Thln. bei gewöhnlicher Temperatur). Beim Erhitzen schmilzt es leicht und entwickelt in höherer Temperatur den ganzen in ihm enthaltenen Sauerstoff, wobei Chlorkalium zurückbleibt. Anfangs entsteht hierbei auch überchlorsaures Kali, $KClO_4$, neben Chlorkalium und Sauerstoff, welches in Wasser noch schwerer löslich ist als das chlorsaure Salz. Das chlorsaure Kali ist ein äußerst kräftiges Oxydationsmittel; mit Schwefelblumen in einem Mörser zerrieben gibt es zu heftigen Explosionen Veranlassung, wie es denn überhaupt mit organischen oder sonstigen leicht oxydirbaren Substanzen äußerst leicht entzündliche, explosive Gemenge gibt. Deshalb muß die Bereitung solcher Gemische (z. B. Feuerwerkssätze) stets mit äußerster Vorsicht, am besten auf Papier mit einer Federfahne, geschehen, niemals in einem Mörser. Das Salz findet vielfache Anwendung: zur Darstellung von Sauerstoff, zu Oxydationen, zu Feuerwerkssätzen, zur Zündholzfabrikation, in der Medicin u.s.w.

Das übermangansaure Kali (Kali hypermanganicum), $KMnO_4$, wird erhalten, indem man Braunstein mit Kalihydrat und chlorsaurem Kali oder Salpeter schwach glüht, die erkaltete Masse (Chamaeleon minerale) mit Wasser auslaugt und die grüne Lösung für sich oder besser unter Einleiten von Kohlensäure kocht, bis sie dunkel purpurfarbig geworden ist und auf weißem Filtrirpapier keinen grünen, sondern einen rothen Fleck macht; beim Erkalten setzt die durch Schießbaumwolle filtrirte Lösung das Salz in schönen, metallisch glänzenden, fast schwarzen, säulenförmigen Krystallen ab. Es ist in kaltem Wasser schwer löslich (in ca. 16 Thln.) und färbt dasselbe äußerst intensiv purpurroth. Es ist ein äußerst kräftiges Oxydationsmittel, welches in der analytischen Chemie, zum Bleichen, zum Färben, zum Desinficiren mannichfach angewandt wird.

Das saure weinsaure Kali (Weinstein, Tartarus), $C_4H_5KO_6$, scheidet sich aus säuerlichen Weinen bei der Klärung um so reichlicher ab, je alkoholischer dieselben sind. Der rohe Weinstein (T. crudus) bildet eine gelblich-graue bis röthliche krystallinische Masse, welche viele fremde Pflanzenstoffe und Kalk enthält und durch Umkrystallisiren gereinigt wird. So erhält man ihn in kleinen, harten, durchsichtigen oder durchscheinenden (kalkhaltigen) Krystallen (Weinsteinrahm, Cremor tartari), welche in kaltem Wasser sehr schwer löslich sind (in ca. 200 Thln.). Beim Glühen wird er zersetzt; das rückständige Gemenge von kohlensaurem Kali und Kohle dient als Flußmittel (schwarzer Fluß). Er dient zur Bereitung von Weinsäure, Brechweinstein, in der Medicin u. s. w.

Das Chlorkalium (Kalium chloratum, Digestivsalz, Sal digestivum s. febrifugum Sylvii), KCl, findet sich in der Natur als Sylvin oder Leopoldit, mit Chlormagnesium als Carnallit und Kainit (s. o.), im Meerwasser, in den Salzsoolen, in vielen Pflanzenaschen. Im Großen gewinnt man es aus den staßfurter Abraumsalzen (s. o.), indem man dieselben entweder in heißem Wasser löst und diese Lösung einer fractionirten Krystallisation unterwirft, oder indem man sie in heißer Chlormagnesiumlauge löst, wobei Kochsalz und Bittersalz fast ganz zurückbleiben, und den zunächst beim Abkühlen ausgeschiedenen Carnallit durch Umkrystallisiren aus Wasser zersetzt: Chlorkalium scheidet sich aus, während Chlormagnesium in der Mutterlauge gelöst bleibt. Das reine Chlorkalium krystallisirt wasserfrei meist in farblosen, tesseralen Würfeln, häufig mit Octaëderflächen, auch in trichterförmigen Aggregaten wie Kochsalz; es schmeckt bitterlich salzig, löst sich leicht in kaltem Wasser (in ca. 3 Thln.), schmilzt in der Glühhitze und verdampft in noch höherer Temperatur. Es wurde früher in der Medicin angewandt; gegenwärtig benutzt man es zur Fabrikation anderer Kalipräparate, des Alauns und besonders als Düngemittel.

Das Bromkalium (Kalium bromatum), KBr, erhält man durch Neutralisiren von kohlensaurem Kali mit Bromwasserstoffsäure; es ist dem Chlorkalium sehr ähnlich und wird neuerdings viel in der Medicin, besonders bei Nervenleiden, angewandt.

Das Jodkalium (Kalium jodatum), KJ, wird auf sehr verschiedene Weise, meist durch Zersetzung von Eisenjodür mit kohlensaurem Kali dargestellt; es bildet wie die vorigen farblose oder weiße Würfel, welche in weniger als dem gleichen Gewicht kalten Wassers löslich sind und auch von absolutem Alkohol in geringer Menge aufgenommen werden. Es schmilzt in der Glühhitze und verdampft in noch höherer Temperatur. An der Luft und im Sonnenlichte wird die wässerige Lösung gelblich und alkalisch, indem etwas Jod durch den Sauerstoff der Luft unter Bildung von Kalihydrat ausgeschieden wird. Es findet in der Medicin vielfache Anwendung, ferner in der Photographie.

Das Cyankalium (Cyankali, Kalium cyanatum), KCN, bildet sich auf mannichfache Weise, namentlich beim Schmelzen von Pottasche mit stickstoffhaltiger (thierischer) Kohle; rein erhält man es durch Sättigen von Kalilauge mit Blausäure oder durch Schmelzen von wasserfreiem Blutlaugensalz unter Luftabschluß. Es krystallisirt wasserfrei in farblosen Würfeln; geschmolzen und wieder erstarrt bildet es eine weiße porzellanartige Masse. In Wasser ist es leicht löslich; die Lösung färbt sich aber bald unter Zersetzung braun. Es ist äußerst giftig; mit Säuren, selbst Kohlensäure behandelt entwickelt es Blausäure, und nimmt daher an feuchter Luft sehr bald deren Geruch an. In der Chemie findet es mannichfache Anwendung als Reagens, als kräftiges Reductionsmittel, zur Darstellung anderer Cyanverbindungen; ferner in der Photographie. Das käufliche, sogen. Liebig'sche Cyankalium wird durch Schmelzen von Blutlaugensalz mit kohlensaurem Kali dargestellt und enthält daher eine beträchtliche Menge (ca. 20 %) cyansaures Kali. Mit Schwefel oder gewissen Schwefelverbindungen (Metallsulfiden) geschmolzen geht das Cyankalium über in Schwefelcyankalium (Rhodankalium, Kaliumsulfo-

cyanid, Kaliumrhodanatum, sulfocyanatum), KSCN. Dieses krystallisirt aus Alkohol, wenn es leicht löslich ist, in langen, salpeterähnlichen, zerfließlichen Prismen von kühlendem, etwas bitterndem Geschmack; es ist ebenfalls giftig. Mit Eisenoxydsalzen gibt es eine blutrothe Färbung, weshalb es als empfindliches Reagens auf Eisenoxyd häufig in der analytischen Chemie benutzt wird.

Mit Schwefel verbindet sich das Kalium in mehreren Verhältnissen. Das Einfachschwefelkalium (Kalium monosulfuratum), K_2S, erhält man durch Reduction des schwefelsauren Kalis mit Wasserstoffgas oder Kohle; es ist hell zinnoberroth, krystallinisch, zerfließt an der Luft. Wird in Kalilauge bis zur Sättigung Schwefelwasserstoff eingeleitet, so entsteht Kaliumhydrosulfid, KSH, welches in farblosen Krystallen erhalten werden kann. Das Schwefelkalium verbindet sich mit vielen anderen Sulfiden (z. B. Schwefelantimon) zu Sulfosalzen; mit Schwefel vereinigt es sich zu Zweifach-, Dreifach-, Vierfach- und Fünffachschwefelkalium (K_2S_2, K_2S_3, K_2S_4 und K_2S_5), welche man auch als Kaliumpolysulfurete bezeichnet. Ein Gemenge dieser letzteren mit unterschwefligsaurem, bez. schwefelsaurem Kali ist die sogen. Kalischwefelleber (Hepar sulfuris alkalinum s. salinum), welche durch Zusammenschmelzen von Schwefel mit kohlensaurem Kali bei nicht zu hoher Temperatur bereitet wird; sie bildet eine leberbraune Masse, die nach und nach grünlich gelb wird, leicht in Wasser und auch in Alkohol löslich ist. Sie findet in der Medicin Anwendung. Vgl. Gmelin-Kraut, Handb. der unorg. Ch., 6. Aufl. (II, 1. Abth., S. 3 fg.); Graham-Otto, Ausführl. Lehrb. d. unorg. Ch., 5. Aufl.; Neues Handwörterb. der Ch. v. Fehling, III, S. 912 fg.; ferner in technischer und nationalökonomischer Hinsicht Frank, Das staßfurter Kali; Bischoff, Die Steinsalzwerke bei Staßfurt; Krause, Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall; endlich die Hand- und Lehrbücher der chem. Technologie von R. v. Wagner und F. Knapp.

(*E. Drechsel.*)

KALJASIN, Kreis im europäisch-russischen Gouvernement Twer, mit einem Areal von 56,2 Quadrat-Meilen und 99,872 Einwohnern. Der Boden des Kreises, welcher an dem rechten Wolga-Ufer liegt, bildet eine stellenweise von Hügeln durchbrochene Ebene. Der Acker ist wenig fruchtbar und gibt nur zwei bis höchstens fünffaches Korn. Man baut hauptsächlich Roggen und Hafer, weniger Hanf und Flachs. Die 58 Procent des ganzen Areals einnehmenden Wälder liefern hinreichend Holz auch zu Böttcherarbeiten und zu Schindeln, mit denen man hier gewöhnlich die Dächer zu decken pflegt. Die Wolga gehört dem Kreise in einer Länge von beinahe 100 Kilometer an. Alle übrigen im Kreise befindlichen Flüsse gehören zum Stromgebiet der Wolga, wie die Dubna, Chotscha und der Nerl, die nur zur Zeit der Frühlingsüberschwemmungen flößbar sind. Seen gibt es nur wenige im Kreise. Die bedeutendsten sind der Waßilewskische und der Rusnetzkische, beide sehr fischreich. Undurchdringliche mit Wald bestandene Sümpfe befinden sich im östlichen Theile des Kreises an der Grenze des Wladimir'schen Gouvernements.

Der Kreis enthält eine Stadt, 45 Kirchspiele und 758 Dörfer. Den Export der Landesproducte befördert der lebhafte Verkehr auf der Wolga und die Nähe der Städte Jaroslaw, Twer und Moskau. Kaljasin, die Kreisstadt des genannten Kreises, 199 Kilometer nordöstlich von Twer an dem Einflusse der Shabna in die Wolga. Ihre Lage ist frei und gesund und zum Handel sehr geeignet. Die Stadt war früher ein Flecken bei dem Dreifaltigkeits-Kloster, das im 15. Jahrhundert vom Archimandriten Makarij gegründet ward und sich auf dem linken Wolga-Ufer befindet, während Kaljasin auf dem rechten Wolga-Ufer liegt. Kaljasin besteht aus zwei Stadttheilen, Nikolajewskaja und Monastyrskaja, welche im Jahre 1775 zu einer Stadt vereinigt wurden. Der Shabna Fluß theilt sie in zwei Theile, welche durch Brücken miteinander verbunden sind. Sie hat 924 Häuser, worunter 155 steinerne, 112 Kaufläden, 11 Kirchen, eine Kreisschule und zwei Elementarschulen, 30 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 174,000 Rubel, und 7640 Einwohner, welche mit Getreide, Leinwand, Talg, Butter, Leder, Cichorien und Stärkemehl handeln. Aus dem bei der Stadt liegenden Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 790,000 Rubel exportirt und für 956,000 Rubel importirt. Kaljasin hat für den Handel eine große Bedeutung als Stapelplatz für die Waaren, die von hier nach St.-Petersburg geschafft werden. Vier Jahrmärkte finden statt: am 17. August, 9. Mai, am zehnten Freitag nach Ostern und am 8. September (a. St.). (*A. v. Wald.*)

KALK, wichtigste der alkalischen Erden, bestehend aus Sauerstoff und Calcium; Kalkbrenner; gebrannter Kalk; gelöschter Kalk; Kalkwasser, s. Calcium.

KALKBRENNER (Christian), Sohn Michael Kalkbrenner's, war ein tüchtiger Musiker und Vater des berühmten Pianofortevirtuosen Friedrich Kalkbrenner. Er wurde am 22. Sept. 1755 in Münden bei Cassel geboren und siedelte in früher Jugend mit seinem Vater nach Cassel über, wo letzterer Stadtmusikus geworden war. Kalkbrenner empfing daselbst vom funfzehnten Jahre an bei dem Stadt- und Hoforganisten Becker gründlichen Unterricht im Pianoforte-, bei Karl Rodewald dagegen Unterweisung im Violinspiel. Schon während seiner Studienzeit wirkte er an der französischen Oper als Chorsänger mit und fand dadurch reiche Gelegenheit zu Partiturstudien, welche er denn auch dazu benutzte, um sich mit dem Wesen und den Gesetzen der dramatischen Musik gründlich bekannt zu machen. Unter dem neuen Intendanten, dem Marquis de Luchet, wurde er gegen 1775 seiner Theaterstellung enthoben; auf besondere Verwendung des Landgrafen jedoch, dem er eine Symphonie gewidmet hatte, trat er bald wieder in dieselbe ein und verblieb darin bis zu der im Jahre 1785 erfolgenden Auflösung der Kapelle. Schon neben seiner Thätigkeit am Theater befaßte sich Kalkbrenner viel mit Compositionen. Die Einsendung einer vierstimmigen Messe an die Philharmonische Akademie zu Bologna

hatte seine Ernennung zum Ehrenmitgliede dieser Gesellschaft zur Folge. Im Jahre 1788 folgte er einem Rufe der Königin von Preußen als Kapellmeister nach Berlin, welche Stellung er 1790 mit einer gleichen bei dem Prinzen Heinrich in Rheinsberg vertauschte. Nach dem Ableben des Prinzen finden wir Kalkbrenner 1796—97 in Neapel und von 1799 in Paris, wo er Singmeister und Chorregent an der Großen Oper war und am 10. Aug. 1806 starb. Er componirte die Opern: „La veuve de Malabara", „La femme et le secret", „Démokrite", „Lanassa", „Olympie", „Oenone", die dramatische Scene „Pygmalion", eine Scene aus Ossian's Dichtung und eine Reihe größerer und kleinerer Klavierstücke, welche bei aller Formglätte und ansprechender Melodik doch des tieferen Gehaltes ermangeln und daher der Vergessenheit anheimfielen. Das gleiche Schicksal hatten auch Kalkbrenner's schriftstellerische Arbeiten, ein „Abriß der Geschichte der Tonkunst", eine „Theorie der Tonkunst" (erstere 1792, letztere 1789 in Berlin erschienen) und „Histoire de la musique" (Paris 1802).

(*A. Tottmann.*)

KALKBRENNER (Friedrich), der Sohn von Christian Kalkbrenner, war als Musiker ungleich bedeutender als sein Vater. Derselbe gehörte zu den Hauptbegründern des modernen Klavierspieles. In den Angaben seines Geburtsjahres sowie des Geburtsortes herrschen große Differenzen. Nach einigen Berichten wurde er 1784 in Cassel, nach anderen im selben Jahre in Berlin, wieder nach anderen 1778 in Berlin geboren. Den glaubhaftesten Quellen zufolge ist Kalkbrenner 1788 bei der Uebersiedelung seiner Aeltern nach Berlin, auf der Reise von Cassel dorthin, unweit der preußischen Residenzstadt geboren. Den ersten Unterricht in der Musik empfing der junge Kalkbrenner von seinem Vater; die weitere Ausbildung erhielt er auf dem pariser Conservatorium, in welches er 1798 eintrat, wo Catel in der Harmonielehre, Adam im Klavierspiel seine Lehrer wurden. Er machte hier so bedeutende Fortschritte, daß er bald zu den besten Schülern der Anstalt zählte und bei seinem Abgange in beiden Fächern den ersten Preis empfing. Nun begab sich Kalkbrenner auf Kunstreisen und zwar zunächst nach Deutschland (Wien und Berlin), überall, wo er sich hören ließ, infolge seines feinen, ausgeglichenen und jeder Schattirung fähigen Spieles die größten Erfolge erringend. Nichtsdestoweniger ließ er sich an der bereits erworbenen Kunstfertigkeit und an den dadurch errungenen Erfolgen nicht genügen. Hauptsächlich war es Clementi, den er auf seinen Reisen gehört und kennen gelernt hatte, welcher durch sein breites, tonvolles Spiel bestimmend auf die weitere pianistische Entwickelung des jungen Virtuosen einwirkte. Ebenso unterzog sich Kalkbrenner auf Haydn's Veranlassung bei Albrechtsberger in Wien nochmals eingehenden contrapunktischen Studien. Auch Hummel's feindurchdachte, anmuthige Vortragsweise blieb nicht ohne Einfluß auf den strebsamen Künstler. Ruhmgekrönt und bereits im Besitze eines sehr ansehnlichen Vermögens ging Kalkbrenner 1814 nach London und verweilte in der Themsestadt — einen alljährlichen Sommeraufenthalt auf seinem französischen Besitze Rambouillet abgerechnet — bis 1823. Hierauf besuchte er, diesmal in Verbindung mit Moscheles, abermals Deutschland, ebenfalls allerwärts mit dem glänzendsten Erfolge concertirend. Nach diesem seinem zweiten Triumphzuge kehrte Kalkbrenner nach Paris zurück und trat als Compagnon in die Pianofortefabrik von Pleyel ein, welche durch seine Theilhaberschaft bald einen Weltruf erlangte und beiden Chefs ein bedeutendes Vermögen eintrug. Auch die letzten Concertreisen durch Deutschland (1833—34) sowie durch Belgien (1836) waren von demselben Erfolge gekrönt wie die früheren Concertreisen Kalkbrenner's. Nach dieser Zeit war Kalkbrenner nur noch in Paris als Lehrer und Concertspieler thätig. Bei dem Ausbruche der Cholera flüchtete er sich nach dem nahe gelegenen Enghien, wurde hier aber von der Krankheit ergriffen und am 10. Aug. 1849 durch den Tod ereilt. Zu seinen talentvollsten Schülern gehörten unter anderen die Herzogin Helene von Orleans, ferner Kathinka von Dietz, Camille Pleyel, Wilhelm John und Stamaty. Kalkbrenner lebte in glänzenden äußeren Verhältnissen. Er war mit der Großnichte des Admirals, der Tochter des Generals d'Estaing vermählt. — Von Natur wohlwollend und theilnehmend gegen andere, zugleich durch den steten Verkehr in den feinsten Cirkeln der Gesellschaft selbst zum feinen Weltmann geworden, fanden alle Künstler, namentlich seine deutschen Landsleute, stets einen liebenswürdig entgegenkommenden, nicht selten auch helfenden Rathgeber und Freund in Friedrich Kalkbrenner. Wie sein Wesen als Mensch, so waren auch seine Leistungen als Virtuos und Componist, liebenswürdig und gewinnend, ohne dabei Anspruch auf bedeutende Tiefe und Genialität erheben zu können. Kalkbrenner schrieb gegen 150 Werke, von denen als die hervorragendsten namhaft gemacht seien: die Klavierschule, sowie die das Supplement dazu bildenden Etüden, das D moll Concert, das Concert für zwei Pianoforte in C dur, die Phantasie „Le rêve", einzelne Rondos, die Sonaten Op. 4, 13, 35 und 42, und von Ensemblewerken: das Quintett Op. 81, das Sextett Op. 58 und namentlich das Septett Op. 15.

Der Sohn Friedrich Kalkbrenner's, Arthur Kalkbrenner, war ebenfalls Pianist. Er starb zu Paris im Januar 1869 (nach einer anderen Angabe 1868) und setzte seinem Edelsinne ein schönes Denkmal, indem er der Gesellschaft der Musiker, welche Baron von Taylor gründete, laut Testament ein Kapital von 120,000 Frcs. überwies.

(*A. Tottmann.*)

KALKMILCH, Verbindung gut gebrannten Weißkalks mit Wasser, dient zur Bereitung des Syrups aus Kartoffeln und des Syrups und Zuckers aus Runkelrüben, wird bereitet, indem man 1 Kilo weißen, gut gebrannten Kalk mit einem halben Kilo lauwarmen Wassers begießt, sobald der Kalk zu Pulver zerfallen ist, noch 10 Liter Wasser dazu gießt, und zuletzt alles gut durcheinander mischt. Eine andere Art Kalkmilch besteht aus 1 Theil gelöschtem Kalk, aufgelöst in 12 Theilen Wasser, und dient dazu, die Flechten und Moose an den Obst-

Blumen zu zerstören. Eine Lösung aber kann sofort nach ihrer Bereitung verwendet werden. Man besprengt mit ihr mittels einer Gießkanne die Flechten und Moose, wodurch die grüne Farbe derselben dunkler und, wenn die Sonne eine Zeit lang darauf geschienen hat, braun wird. Sie schrumpfen dann zusammen und fallen nach einigen Monaten von selbst ab. Die beste Zeit zur Anwendung dieses Mittels ist der Spätherbst, wenn das Laub abgefallen ist, oder das Frühjahr, ehe die Knospen zu treiben anfangen. (*William Lobe.*)

KALKSPAT, Calcit, — Mineral aus kohlensaurem Kalk bestehend, von der chemischen Formel $Ca\,CO_3 = CaO.CO_2$; mit 44 Procent Kohlensäure und 56 Procent Kalk, meistens aber mit mehr oder weniger kleinen Beimischungen der isomorphen Carbonate der Magnesia (Uebergang zum Dolomit) und des Eisenoxyduls, auch Mangans oder Zinks. — Das Krystallsystem des Kalkspats ist das rhomboedrische, dessen Formen geometrisch als die Halbflächner, Hemiëdrien, des hexagonalen zu betrachten sind. Hauptsächlich sind es Rhomboëder, Skalenoëder, sechseitige Säulen oder Tafeln, welche theils einzeln, theils in Combinationen die formenreiche Reihe dieses Minerals bilden. Bis 1874 waren durch Descloizeaux über 170 verschiedene einfache Krystallformen des Kalkspats bekannt. Alle diese Formen haben vermöge der sehr vollkommenen Spaltbarkeit des Kalkspats nach dem sogenannten Grundrhomboëder R die Eigenschaft, beim Zerschlagen in rhomboëdrische Spaltstücke zu zerfallen, deren Polkantenwinkel 105° 8′ betragen. Zwillingsverwachsungen sind ziemlich häufig, nach verschiedenen Gesetzen, zum Beispiel sehr gern nach einer Fläche des ersten stumpfen Rhomboëders, — $^1/_2$ R; durch oftmalige Wiederholung dieser Bildungen, die polysynthetische Zwillingsbildung, entsteht auf gewissen Flächen parallele Streifung, die zum Beispiel sehr gut an vielen aus Krystallkörnern zusammengesetzten Marmorarten zu beobachten ist. — Härte 3 (Nummer 3 in der Mohs'schen Härtescala); specifisches Gewicht 2,6—2,8, der reine wasserhelle Kalkspat 2,72. Das Mineral ist in der reinsten Varietät, dem wegen seiner starken Doppelbrechung des Lichtes so genannten isländischen Doppelspat, farblos, wasserklar; in anderen wird es weiß, grau oder in fast allen Farben gefärbt. Es zeigt Glasglanz und in manchen Fällen auf gewissen Flächen Fett- oder auch Perlmutterglanz. Vor dem Löthrohr unschmelzbar, brennt er sich kaustisch, mit Salzsäure benetzt braust er lebhaft schon in der Kälte und löst sich vollständig auf. — Der isländische Doppelspat findet wegen seiner ausgezeichneten negativen Doppelbrechung zu optischen Instrumenten (Nicol'sche Prismas u. s. w.) Verwendung. — Außer den frei auskrystallisirten oder doch deutlich individualisirten Varietäten (eigentlicher **Kalkspat**, besonders schöne Vorkommnisse u. A.: Andreasberg, Freiberg, Tharand, Cumberland) bildet der Kalkspat auch faserige und stangelige Massen (**Faserkalk**) und körnige bis dichte Varietäten (**Kalktuff**, **Kalk-Sinter**, **Kalkstein**). Mit mechanischen Beimengungen von Quarzsand bildet er den sogenannten krystallisirten Sandstein von Fontainebleau in Frankreich. — Der Kalkspat findet sich fast nur als secundäres Product der chemisch geologischen Agentien, indem das circulirende Wasser den sich durch die mannichfaltigsten Zersetzungs- und Auflösungsprocesse von Mineralien und Gesteinen bildenden kohlensauren Kalk mit sich führt und an geeigneten Stellen als Kalkspat wieder absetzt. Daher finden sich die Kalkspat-Krystalle oder -Aggregate hauptsächlich in Hohlräumen von Gesteinen als Mandel- oder Drusenausfüllungen, als secundäre accessorische Mineralien in Gruptivgesteinen, ferner auf kleinen oder großen Spalten und Klüften als Adern oder Begleitmineral auf den Erzgängen, in den Höhlen der Kalksteingebirge als Stalaktiten, Stalagmiten und anderen Sinterbildungen, oder endlich an Quellen als Kalktuff mit den mannichfachen Incrustaten. Aus demselben Grunde erklärt sich das häufige Vorkommen des Kalkspats in Form von Pseudomorphosen nach anderen Mineralien und umgekehrt die vielen Pseudomorphosen nach Kalkspat. Ebenso das Auftreten des Kalkspats als Versteinerungsmaterial von Hölzern, von Korallen, Conchylien u. a. m., hierbei stellt oft eine solche Versteinerung (zum Beispiel ein Seeigelstachel) ein einheitliches krystallinisches Individuum dar.

Die krystallinischen **Aggregate** von Kalkspatindividuen bilden den

Kalkstein, der bald grobkrystallinisch, bald feinkörnig, bis ganz dicht ist, und auch durch verschiedene Beimengungen ein sehr wechselndes Aeußeres erlangt. Die mehr oder weniger deutlich krystallinisch-körnigen Varietäten von weißer, grauer bis schwarzer Farbe, oft gebändert und geflammt, werden als **Marmor** bezeichnet und zu Bildhauerarbeiten, Monumenten und allerhand Utensilien benutzt. Dieser krystallinische Kalkstein, auch Urkalk genannt, findet sich hauptsächlich im Gebiete der archäischen Formationsgruppe. Die mehr oder weniger dichten Abarten, die sich aber unter dem Mikroskop immer noch als krystallinisch zu erkennen geben, bilden in ihren verschiedenen Modificationen den gemeinen **Kalkstein**, der grob oder fein geschichtet, oft ganz dünnplattig ist, und stellenweise ungemein reich ist an Versteinerungen. Er findet sich auf der ganzen Erde verbreitet und in allen Sedimentärformationen. Man verwendet ihn als Baustein und in gebranntem Zustande zu Mörtel, ferner zur Düngung. Bei einer Beimengung von 25—30 Procent Thon ist er besonders zu hydraulischem Mörtel und Cement brauchbar. Solchen durch mehr oder weniger Thonbeimengung verunreinigten Kalkstein nennt man **Mergel**. Eine Beimengung von kohlensaurer Magnesia gibt den **dolomitischen Kalkstein**. Ein sehr feinkörniger, fast dichter, dünnplattiger, mergeliger Kalkstein ist der für die Lithographie so werthvolle sogenannte Solenhofener Schiefer. Ein mit Bitumen gemengter Kalkstein ist der **Stinkstein**, der beim Zerschlagen unangenehm riecht. Die **Kreide** ist eine erdige Masse von Kalktrümmern mit massenhaften Schalen von Foraminiferen und zerbrochenen Schalenresten anderer Thiere. **Bergmilch** oder Montmilch nennt man eine zerreibliche weiße Masse von hauptsächlich kohlensaurem Kalk, die

als Ausblühung oft die Oberfläche kalkreicher Gesteine bedeckt. Als Structurvarietät unterscheidet man noch den Rogenstein oder oolithischen Kalk. (*E. Geinitz.*)

KALKSTEIN, ein altes adeliges Geschlecht, das, aus Schlesien stammend, sich nach der Lausitz, auch nach Polen und Preußen wendete. Die Zweige in polnischen Landen behielten nur zum Theil den alten Namen bei, theils nahmen sie Besitznamen an, so nach Kobylin bei Gnesen: „Kobilinski", nach Oslowo bei Schwetz: „Oslowski", ein dritter Zweig, „Stolinski." Die Lausitzische Linie erlosch, während der Stamm in Polen und Preußen zu großer Blüte gedieh. Des letzteren Stammvater, Christian von Kalkstein, wurde im Beginn des 15. Jahrh. vom Deutschen Orden für ersprießliche Dienste mit dem Dorfe Wogan belehnt. Aus seiner Ehe mit einer von Trauttmansdorff hinterließ er mehrere Kinder. Einer seiner Nachkommen, Albrecht von Kalkstein (geb. 1592, gest. 1670), erwarb 1645 die bedeutenden Güter Knauten, Mühlhausen, Romitten und Jesau und machte sich als kursächsischer Generallieutenant und Oberkammerherr bekannt. Dessen Sohn ist Christian Ludwig von Kalkstein, kurbrandenburgischer Oberst und Chef eines Regiments zu Pferde, auch Amtshauptmann zu Oletzko, der seines traurigen Geschickes halber das Mitgefühl seiner Zeitgenossen in Anspruch nahm. Schon in jungen Jahren seiner hervorragenden geistigen und körperlichen Eigenschaften wegen zum Obersten über 1000 Mann Fußvolk und 600 Dragoner ernannt, misbrauchte er seine Stellung durch despotische Strenge auf mancherlei Art, sodaß sich sein Kriegsherr schließlich genöthigt sah, ihn dieser Stelle zu entheben. Christian Ludwig, Rache im Herzen, fand bald Gelegenheit, diese zu bethätigen. Bei der Huldigung des Kurfürsten als souveränen Herzogs in Preußen suchte er die preußischen Landstände zu überreden, dem Kurfürsten Bedingungen vorzuschreiben, intriguirte in jeder Weise gegen ihn und ging so weit, im Hinweis auf seine polnischen Beziehungen seinem Herrn mit Einfall von polnischen Kriegsvölkern zu drohen, wobei er Preußen mit Feuer und Schwert verwüsten wolle. Hierüber wurde ihm der Proceß gemacht und er zu lebenswierigem Gefängniß verurtheilt. Auf Fürbitte der Kurfürstin, als sie ihrem ersten Prinzen, Philipp Wilhelm, das Leben gegeben, wandelte ihr Gemahl diese Strafe in eine Geldbuße von 10,000 an den Fiscus zahlbaren Thalern, deren eine Hälfte sogleich zu erlegen war; auch mußte sich Kalkstein eidlich verpflichten, ohne Erlaubniß des Kurfürsten sich nicht von seinen Gütern zu entfernen. Allein kaum hatte Michael Korybut den polnischen Thron bestiegen, so begab sich Christian Ludwig nach Warschau, wo er aus der Zeit seiner dienstlichen Stellung (er war vorübergehend auch polnischer Oberst gewesen) viele Freunde, auch Verwandte am Hofe selbst besaß. Sofort machte er seinem Hasse gegen den Kurfürsten Luft, indem er auf Umstoß des sogenannten Wehlauer Tractats hinstrebte, sodaß das Herzogthum Preußen nur als ein polnisches Lehn dem Kurfürsten gegeben werden könne. Dieser, im höchsten Grade erbittert, ließ durch seinen Residenten, Eusebius von Brand, die Auslieferung des Kalkstein fordern, wurde aber abgewiesen. Ein eigenhändiger Brief an den König Michael, dem die Proceßacten des inzwischen als Rebellen und Meineidigen zum Tode verurtheilten Christian Ludwig beilagen, hatte keinen bessern Erfolg. Der König schützte die Verfassung des Reiches vor, die ihm nicht erlaube, einen ehemaligen Staatsdiener und Gutsbesitzer auszuliefern; ja er ernannte nicht lange darauf, nachdem ihm Kalkstein Briefe von den preußischen Landständen mit der Bitte ihnen das brandenburgische Joch wieder abzunehmen überbracht hatte, diesen zu seinem Kammerherrn, Obersten über ein Regiment Cavalerie, zum Landboten auf dem Reichstage und versah ihn überdies mit den kräftigsten Schutzbriefen. — Als Antwort hierauf gab der Kurfürst von Brandenburg seinem Residenten die bündigste Weisung, sich der Person des Kalkstein in heimlicher Weise mit Gewalt zu bemächtigen und ohne Aufsehen auf preußischen Boden bringen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurden dem Herrn von Brand ein Offizier und mehrere Soldaten in bürgerlichem Kleide nach Warschau gesendet, denen es mit Brand's Hülfe und zwar in dessen eigenem Hause gelang, sich des ihnen gewordenen Auftrags zu entledigen. An Händen und Füßen gebunden, den Mund verstopft, wurde Kalkstein in Tapeten gewickelt und so als Ballen in einem geschlossenen Wagen nach Preußen geführt, dort auch ohne langen Aufschub zu Memel im Jahre 1672 enthauptet. König Michael von Polen ließ sich dieses Gewaltstreiches wegen nur schwer beruhigen; Eusebius von Brand versuchte dies durch eine eigene Schrift: „Ludovici Kalkstein mores et fata" betitelt.

Von berühmten Männern des Geschlechts sind ferner zu erwähnen: Christoph Wilhelm von Kalkstein, preußischer General-Feldmarschall, Gouverneur der Festung Glogau, Chef eines Regiments zu Fuß, Johanniter-Ritter, sowie Ritter vom Schwarzen Adler. Er war im Jahre 1682 als Sohn des Christoph Albrecht von Kalkstein auf Knauten und Wogan, Majors der polnischen Kronarmee und der Maria Agnes geborenen von Lehwald a. d. H. Ottlau geboren. Seine militärische Laufbahn begann er in hessischen Diensten, wo er den Erbprinzen Friedrich von Hessen-Cassel (den nachmaligen König von Schweden) als Adjutant im spanischen Erbfolgekrieg begleitete und vorzüglich in der Schlacht bei Malplaquet Proben seiner Tapferkeit ablegte. Im Jahre 1715 gelegentlich der Belagerung von Stralsund lernte ihn König Friedrich Wilhelm I. von Preußen kennen, gewann ihn für seinen Dienst und übertrug ihm eine Oberstlieutenantstelle. Bald darauf zum Obersten und 1719 zum Unterhofmeister beim Kronprinzen ernannt, bekleidete er seinen Posten bis 1729. Als Commandeur des Butowsky'schen Regiments wurde er 1731 nach Cassel zum König von Schweden gesendet, ihm zur Ankunft in seinen deutschen Staaten Glück zu wünschen, zugleich aber den König zu bestimmen, den Theil der hessischen Truppen, welcher bisher im englischen Solde gestanden, nun aber zur Hälfte abgedankt werden sollte, der preußischen Armee zu überlassen. Kalkstein führte diese Mission bei seinem

alten Herrn zur Zufriedenheit des neuen Kriegsherrn aus und wurde 1733 zum Generalmajor und 1741 zum Generallieutenant befördert. Als solcher befehligte er bei Mollwitz den linken Flügel und bald darauf, nachdem seine hier erhaltenen Wunden geheilt, leitete er die Belagerung von Brieg mit so gutem Erfolge, daß sich die Stadt binnen acht Tagen ergeben mußte und 66 Kanonen und 8 Mörser der Beute Lohn betrug. Hierfür mit dem Orden vom Schwarzen Adler belehnt, erhielt er gleichzeitig das Gouvernement von Groß Glogau und 1743 die Dröster Dragoner im Herzogthum Cleve. Er focht fast in allen Schlachten der Schlesischen Kriege, mit besonderer Auszeichnung bei Hohenfriedberg und Soor, und wurde schließlich 1747 mit dem Marschallstabe belohnt. Sein am 2. Juni 1759 erfolgter Tod setzte weiterem Wirken ein Ziel. — Sein jüngster aus der Ehe mit Christophora Lucretia Brand von Lindau erzeugter Sohn Ludwig Karl von Kalkstein trat in die Fußstapfen des Vaters, errang auch dessen sämmtliche Titel und Würden. Geboren zu Berlin am 6. März 1725 erhielt er eine vorzügliche Erziehung, lenkte bereits im Böhmischen Feldzuge 1742 die Aufmerksamkeit des Feldzeugmeisters Grafen von Schmettau auf sich, wurde 1752 zum Premier-Lieutenant, 1758 zum Capitän befördert. Als Major beim Ueberfall von Anclam gefangen genommen, erhielt er nach 14 Tagen die Freiheit wieder, unterstützte den General von Belling bei seinen Unternehmungen in Pommern, wurde nach dessen Abzuge von schwedischer Cavalerie überfallen und nach der tapfersten Gegenwehr mit seiner Compagnie bei Taschenberg in der Uckermark abermals gefangen, nach Schweden geführt, jedoch nach einigen Monaten wieder ausgewechselt. Jetzt erhielt er ein Grenadier-Bataillon bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und befehligte beim Einmarsch in Böhmen die Avantgarde, leitete den ersten Angriff auf die teplitzer Anhöhe, verlor dabei ein Pferd unterm Leibe, gerieth aber dadurch zum dritten mal für einige Monate in Gefangenschaft. Das Jahr 1767 brachte ihm die Beförderung zum Oberstlieutenant, 1777 zum Oberst, 1782 zum Regiments-Commandeur und 1783 zum Generalmajor. König Friedrich Wilhelm II. wollte ihm nicht minder wohl und verlieh ihm bald nach seiner Thronbesteigung eine Präbende des Domstifts zu Magdeburg sowie die Würde eines Generallieutenants und Chefs eines Infanterie-Regiments. Ein neues Feld seiner Thätigkeit und weiteren Ruhmes eröffnete sich ihm in der Rhein-Campagne. Die Anerkennung für seine dort bewiesene Auszeichnung wurde ihm im höchsten Orden der preußischen Krone, dem Schwarzen Adler, sowie im Marschallstabe zutheil. Ludwig Karl von Kalkstein starb 1800 zu Magdeburg als Gouverneur der dortigen Festung. Obgleich zweimal und zwar mit Henriette Auguste von Borke (des preußischen Ministers Tochter), dann mit einer geborenen von Weyring vermählt, hat er Kinder nicht hinterlassen. Seine beträchtlichen Güter, als Wogan, Romitten u. s. w., kamen an Vettern seines Namens, Knauten dagegen an weibliche Verwandte.

Das Wappen der Kalkstein zeigt im silbernen Schilde drei rothe Balken; auf dem Helme zwei wie der Schild gezeichnete Büffelhörner; die Helmdecken: roth-silber.

(*H. v. Borowitz u. Hartlenstein.*)

KALKUTTA, Hauptstadt des britischen Kaiserreiches Indien. Die prächtige Stadt, deren Anfang zu Ende des 17. Jahrh. drei Dörfer aus Erdhütten waren (s. Calcutta), hat sich in kurzer Zeit so riesig entwickelt, daß sie mit ihren vier Vorstädten jetzt 800,000 Einwohner zählt. Der centrale Theil, das eigentliche Kalkutta, hatte 1876 schon 429,535 Einwohner, und sein Seehandel belief sich 1875 auf $54^1/_2$ Millionen Pfund Sterling, natürlich mit jährlichen Schwankungen. Nimmt man als mittlere Zahl 52 Millionen an, dann kommen davon 31 auf die Ausfuhr und 21 auf die Einfuhr.

Im J. 1834 ist der General-Gouverneur von Bengal (sprich Bengol) zum General-Gouverneur von Indien erhoben, und 1854 ein unter diesem stehender Lieutenant-Gouverneur von Bengal ernannt worden. Somit ist Kalkutta seitdem sowol Sitz der höchsten als auch der Provinzialregierung, jede mit ihrer eigenen Reihe von Beamten. Das Regierungsgebäude, die amtliche Residenz des General-Gouverneurs, jetzt Vicekönigs von Indien ist ein prächtiges Bauwerk, 1804 von Lord Wellesley nördlich vom Fort und dem großen Park, Maidan genannt, aufgeführt. Die amtliche Residenz des Lieutenant-Gouverneurs von Bengal ist das sogenannte Belvedere in der südlichen Vorstadt Alipur. Durch Verbesserungen und Wasserzufuhr ist Kalkutta jetzt eine der gesündesten Städte Indiens. Die drei Ausläufer des Ganges, welche sich vereinigen, um den Mündungsarm Hugli zu bilden, die sogenannten Nadija-Flüsse, werden durch angestrengte Ingenieurarbeiten offen erhalten; und noch mehr geschieht für den Fluß unterhalb Kalkuttas. 1853 lautete das Urtheil dahin, daß das Flußbett sich sehr verschlechtere und verschlamme, sodaß man vorschlug, an dem anderen Matla genannten Mündungsarme einen Hülfshafen anzulegen; indeß ist seitdem jede erdenkliche Hülfe für die Verbesserung im Gange, und namentlich arbeiten unablässig riesige Bagger, sodaß der Hafen selbst für die größten, acht Meter tief gehenden Seeschiffe offen erhalten wird.

Die Zählung von 1872 ergab für die Stadt 447,601 Einwohner; für die „Suburbs von Kalkutta" genannte Municipalität 257,149 Einwohner; für die „Nord-Suburban-Stadt" genannte Municipalität 27,263; für die „Süd-Suburban-Stadt" 62,632 Einwohner; für Haurah (Howrah) auf der andern Flußseite 97,784 Einwohner: in Summa 892,429. Eine richtigere Zahl, 794,645, ergab wol die Zählung von 1876. — Die Fläche wurde bestimmt zu 0,376 geogr. □Meilen oder 20,72 □Kilometer. Man zählte 38,864 Häuser, 291,194 Hindus, 133,131 Mohammedaner, 869 Buddhisten, 21,356 Christen, 1051 anderen Bekenntnisses. Männlichen Geschlechtes waren 299,857, weiblichen 147,744; auf jedes Haus kamen etwa 11 Personen. 1876 zählte man in Kalkutta

409,036, im Fort William 2803, im Hafen von Kalkutta 17,696, in Summa 429,535. Die Länge der Straßen betrug 32,5 geogr. Meilen oder 240 Kilometer. Das Municipal-Einkommen belief sich 1877 auf 285,692, die Ausgaben auf 289,844 Pfund Sterling; Abgaben per Kopf 11 Shilling $4^3/_4$ Pence.

Das System der Wasserversorgung datirt von 1865; die Werke liefern täglich der Stadt mehr als 6 Millionen Gallons Wasser, welches von Paltá an der Hugli, etwa 25,6 Meilen oberhalb Kalkuttas, kommt. Drei Dampfmaschinen zu 50 Pferdekraft saugen das Wasser auf und führen es in 6 Bassins, 150 und 75 Met. messend; hier steht es 36 Stunden und geht dann zu den 8 Filtern, jeder 60 und 30 Met. messend. Die Werke kosten 525,432 Pf. Sterl.; 1870 wurden sie beendet; die unter den Straßen liegenden Röhren messen 160 Kilom. in der Länge; 1874 führten sie das Wasser in 8159 Häuser. Die noch nicht ganz vollendeten unterirdischen Abzugskanäle haben 1874 620,000 Pf. Sterl. gekostet. Leichen dürfen nicht mehr in den Fluß geworfen werden, und die Begräbnißorte und Verbrennungs-Ghats stehen unter Aufsicht. Aller Koth und Unrath wird auf einer besonderen Eisenbahn nach dem Salzsee abgeführt. Eine Gas-Compagnie erleuchtet die Stadt durch 2723 Gas- und 730 Oellampen. Die Löschmannschaft hat zwei Dampf- und fünf Handspritzen und kostet jährlich 2000 Pf. Sterl. Die Polizei bestand 1873 aus 4 Oberaufsehern, 155 niederen Beamten, 1292 Constables und 6 reitenden Constables; jährliche Kosten 41,227 Pf. Sterl., wovon die Regierung ein Viertel bezahlt. Einschließlich der Flußpolizei, Regierungsgarde u. s. w. steigt die Zahl auf 2313 Mann; davon Europäer etwa 50.

1873 hatte Kalkutta 3 Regierungscolleges, nämlich das 1855 gegründete Präsidentschaftscollege mit 709 Zöglingen; das 1824 gegründete Sanskritcollege mit 26 Zöglingen, von denen 17 Brahmanen; das 1781 gegründete Kalkutta-Madrasa oder Mohammedcollege mit 528 Zöglingen. Die fünf aus Missionsmitteln gegründeten, von der Regierung unterstützten Colleges hatten 305 Zöglinge. Die Zahl der Schulen des Erziehungs-Departements war 260 mit 19,445 Schulkindern, 157 für Knaben mit 16,155, 103 für Mädchen mit 3290 Zöglingen. 36 Schulen lehren 9445 Knaben Englisch, 121 unterrichten 6620 Knaben in der Landessprache, 99 lehren 3244 Mädchen in der Landessprache; in 4 Seminaren wurden 90 Volkslehrer und 46 Lehrerinnen unterrichtet. Von allen Zöglingen waren 47,7 Proc. Hindus, 13,5 Proc. Christen, 2,6 Proc. Muſulmanen, 36,2 Proc. waren ungewiß. Die Kosten beliefen sich auf 25,011 Pf. Sterl., wovon die Regierung 9160 Pf. Sterl. zahlte. Die Regierungs-Kunstschule besuchten 1872—74: 94 Studenten, wovon 88 Hindus, 4 Muſulmanen und 2 Eurasier waren. Kalkutta hat auch eine wichtige Medicinalschule oder Medicinalcollege mit großem Hospitale.

Die wohlthätigen Institute sind: das Medicinalcollege-Hospital, das Haupt-Hospital, das nur für Eingeborene bestimmte Mayo-Hospital, das städtische Armen-Hospital und kleinere. Das Haupt-Hospital ist fast allein für Europäer bestimmt. Die Regierung zahlt über 30,000 Pf. Sterl. 1872—73 wurden 251,039 Kranke behandelt, wovon 20,805 in den Hospitälern (64,9 Proc. Männer, 16,3 Proc. Frauen, 18,8 Proc. Kinder.) An der Cholera starben unter 1000: 484,3. 1873 starben 11,557 oder 25,82 pro mille. Die meisten starben im November, December und Januar, die wenigsten im Juni und Juli; unter den Christen starben 31,5, unter den Hindus 26,1, unter den Muſulmanen 24,7.

Die mittlere Temperatur ist 26,1° C.; innerhalb der letzten 18 Jahre ist die höchste Temperatur im Schatten 41,1°, die niedrigste 11,5° C. gewesen. Das Extrem ist also etwas über 11,7°, während die mittlere Temperatur des December und Mai, des kältesten und des wärmsten Monats, 20,3° und 29°,4 ist. Der ungefähre Regenfall während 36 Jahren ist 1676 Millim.; der höchste ist 1871 gewesen, nämlich 2370 Millim., der niedrigste 1837, nämlich 1107 Millim. Der meiste Regen fällt zwischen Juni und October. — Kalkutta hat von periodischen Cyklonen oder Wirbelstürmen zu leiden. Der stärkste vorgekommene Druck des Windes betrug 50 Pfund auf den englischen □Fuß. In den Stürmen von 1864 und 1867 ist der Windmesser fortgeweht worden. In Kalkutta und den Vorstädten wurden am 5. Oct. 1864 beim Sturme 49 Personen getödtet und 16 verwundet; 102 Ziegelhäuser wurden zerstört und 563 schwer beschädigt; 40,698 Ziegel- und Strohhütten wurden ganz fortgerissen. Die Verwüstung unter den Schiffen im Hafen übertraf jede frühere: von 195 Schiffen blieben 23 unverletzt, und 31, von etwa 27,653 Tons, wurden völlig zu Wracks.

Der Hafen, 16 Kilom. längs der Hugli, mit einer Breite von etwa 230 Meter und mit 169 Ankerstellen, steht unter einer Körperschaft von 9 Europäern, die den Titel führen „Commissäre für Hafenverbesserungen". Diese besteht seit 1870; sie hat auch die Aufsicht über die seit 1874 beendete schwimmende oder Schiffbrücke, welche nach dem bei Haurah liegenden Ende der Eisenbahn führt; zu bestimmten Stunden wird sie den Schiffen geöffnet. 1875 wurden in 41 Wochen 7593 Pf. Sterl. eingenommen; die Kosten der Brücke betrugen 220,000 Pf. Sterl. — 1873 auf 1874 war die gesammte Einnahme der Hafencommissäre 114,709 Pf. Sterl., die Ausgabe 78,260 Pf. Sterl. An Kapital waren bis dahin aufgewendet 580,339 Pf. Sterl., einschließlich einer Schuld von 400,123 Pf. Sterl. Im J. 1727 wurde die gesammte Schiffahrt auf 10,000 Tons geschätzt, 1759 segelten 30 Schiffe von Kalkutta mit etwa 3964 Tons Lasten. Während der 11 Monate bis April 1812 belief sich Ausfuhr nebst Einfuhr auf $9^1/_2$ Millionen Pf. Sterl., bewirkt durch 600 Schiffe von 150,000 Tons. 1861—62 war die Zahl der ein- und ausgegangenen Schiffe 1793, mit einer ungefähren Tonnage von 1,337,632 Tons; 1873—74 waren es 1927 Schiffe von 2,437,447 Tons.

Der Werth der Ein- und Ausfuhr war folgender:

	Gin- und Ausfuhr	Zoll
1820—21:	10,154,910 Pf. Sterl.	151,817 Pf. Sterl.
1830—31:	8,736,382 „ „	121,321 „ „
1840—41:	15,202,697 „ „	495,515 „ „
1850—51:	18,754,025 „ „	1,038,365 „ „
1860—61:	31,794,671 „ „	2,270,654 „ „
1870—71:	49,316,738 „ „	3,548,926 „ „
1874—75:	54,288,555 „ „	

Baumwollwaaren wurden 1824 ein wichtiger Einfuhrartikel; Leinsaat wurde zuerst 1835 ausgeführt; die Ausfuhr von Jute in großem Maßstabe datirt von 1860, die des Thees von 1864. 1870—71 waren die Haupt-Artikel der Einfuhr und Ausfuhr und ihre Werthe folgende:

Einfuhr:

Artikel	Werth	
Kleidung	186,767	Pf. Sterl.
Bier	140,859	„ „
Kohlen	109,185	„ „
Baumwollwaaren	11,624,712	„ „
Maschinen	194,198	„ „
Metalle	1,311,547	„ „
Eisenbahnmaterial	710,357	„ „
Salz	652,632	„ „
Gewürze	150,150	„ „
Spirituosen	162,635	„ „
Wein	214,191	„ „
Holz	156,903	„ „
Wollenwaaren	347,116	„ „
Geld	2,255,244	„ „
Regierungsladungen	981,557	„ „
	19,198,053	Pf. Sterl.

Ausfuhr:

Artikel	Werth	
Baumwollwaaren	811,825	Pf. Sterl.
rohe Baumwolle	2,020,159	„ „
Färbematerial	153,113	„ „
Korn und Gemüse	2,630,451	„ „
Häute und Felle	1,743,655	„ „
Indigo	2,285,202	„ „
Jute	2,585,390	„ „
Jute-Manufacte	664,898	„ „
Lack	194,576	„ „
Metalle	215,920	„ „
Opium	5,490,395	„ „
Salpeter	440,133	„ „
Saat	2,921,117	„ „
Seide	1,508,801	„ „
Seidenwaaren	244,076	„ „
Gewürze	215,018	„ „
Zucker	674,149	„ „
Thee	1,117,712	„ „
Taback	152,716	„ „
Wollenwaaren	136,052	„ „
Edelmetalle	1,021,638	„ „
Regierungsschatz	228,534	„ „
	27,455,530	Pf. Sterl.

Der Landhandel wird theils mittels der Eisenbahn, theils durch Wasserverkehr vermittelt. Drei Eisenbahnen enden in nächster Nähe der Stadt. Die Ostindische Eisenbahn, deren Ende der Stadt gegenüber bei Haurah ist, bringt die Producte aus den nordwestlichen Provinzen und aus Behar und verbindet Kalkutta mit der Hauptbahn der Halbinsel. Die Ost-Bengal-Eisenbahn und die Südostbahn enden bei Sialdah, einer östlichen Vorstadt; die erstere ist eine wichtige Linie durch das Delta nach der Vereinigung des Ganges und Brahmaputra bei Goalanda, die jetzt nach Norden bis Dardschiling fortgesetzt ist. Die Südostbahn ist kurz und soll die Hauptstadt mit Port-Canning, in den Sundarbans, verbinden. Die drei Hauptwasserlinien sind 1) der Kalkuttakanal, eine Kette von Kanälen und Flüssen rundum und durch die Sundarbans, zu allen Jahreszeiten offen, die Haupt-Verbindungslinie mit dem Ganges und Brahmaputra; 2) die Nadijaflüsse, aus denen die Hugli wird, in den trockenen Jahreszeiten schwierig zu befahren; 3) die Midnapur- und Hidschili-Kanäle, welche südlich nach Orissa führen. Der wichtige Handel, welcher somit seinen Weg aus dem Innern nach Kalkutta findet, wurde außer Opium und Eisenbahnmaterial, 1876—77 auf 26,671,090 Pf. Sterl. geschätzt. Für 10 Millionen Pf. Sterl. wurde durch Boote aus dem Lande, $2\frac{1}{2}$ Millionen durch Flußdampfer, 10 Millionen durch die Ostindische Bahn, 3 Millionen durch die Ost-Bengal-Bahn und 1 Million Pf. Sterl. zu Lande herangebracht. Namentlich kamen aus dem Innern nach Kalkutta Reis für 3,570,000, Thee für 2,900,000, Jute für 2,490,000, Indigo für 2,390,000, Leinsaat für 1,980,000, Senfsamen für 1,020,000, Weizen für 1,290,000 und Seide für 1,130,000 Pf. Sterl. Die Ausfuhr aus Kalkutta ins Innere wurde 1876—77 zu 19,535,510 Pf. Sterl. geschätzt; und zwar gingen Güter für $4\frac{1}{2}$ Millionen Pf. Sterl. durch Boote, für 800,000 durch Flußdampfer, für $11\frac{1}{2}$ Millionen auf der Ostindischen Bahn, für $2\frac{1}{2}$ Millionen auf der Ost-Bengalbahn, für 380,000 zu Lande. Die wichtigste Ausfuhr aus Kalkutta in das Innere war 1876—77: europäische Baumwollwaaren für $10\frac{1}{2}$ Millionen Pf. Sterl., Salz für 3,430,000, europäischer Baumwolltwist für 1,124,000 Pf. Sterl. (Hunter.)

(*G. A. von Klöden.*)

KALLIERGES (Zacharias). Der Name dieses gelehrten Buchdruckers erscheint vielfach verdorben. Abgesehen von unglaublichen Formen, wie Kalloergos, Kalierges, Kallergos, findet man am häufigsten Kalliergos oder in Deutschland auch Calliergus. Er selbst nennt sich *Καλλιέργης*[1]); weil in seinen Drucken *ὑπὸ Ζαχαρίου Καλλιέργου* steht, hat man diesen Genetiv falsch von Kalliergos hergeleitet. Die Griechen sagten natürlich Kalliergis, daraus entstand bei den Italienern Calliergi und diese Namensform haben auch die Franzosen angenommen. Er stammte aus einer angesehenen Familie und war auf Kreta in der an der Nordküste gelegenen Stadt Rhethymna

1) Ritschl, Thom. Mag. praef. p. XVIII.

(Retimo) geboren, woher auch Markos Muſuros ſtammte. Da die Inſel Candia damals den Venetianern gehörte, ſo iſt er nicht etwa ottomaniſcher Herrſchaft entflohen, ſondern freiwillig in die Hauptſtadt Venedig übergeſiedelt. Die Zeit wiſſen wir nicht. Er legte eine Druckerei an und wetteiferte in ſeinen Werken mit Aldus, fand auch wie dieſer an Carpi, ſo an ſeinem Landsmann Nikolaos Blaſtos die freigebigſte Unterſtützung. 1499 im Juli erſchien das Etymologicum magnum, dieſes typographiſche Meiſterwerk, das in ſeiner Ausſtattung mit rothem Titel und ähnlichen kunſtvollen Initialen (die ſogar in einigen Exemplaren vergoldet ſind) die ſauberen Handſchriften byzantiniſcher Kalligraphen treu darzuſtellen bemüht iſt. In wie weit die *παραίνεσις τῆς λαμπροτάτης τε καὶ σωφρονεστάτης κυρίας Ἄννης θυγατρὸς τοῦ πανσεβαστάτου καὶ ἐνδοξοτάτου κυρίου Λουκᾶ Νοταρᾶ ποτε μεγάλου δουκὸς τῆς Κωνσταντινουπόλεως* dabei eingewirkt hat, läßt ſich nicht ermitteln; wir wiſſen nur, daß nach dem tragiſchen Ende des Notaras und ſeiner Söhne 1453 die Mutter mit ihrer Tochter aus Conſtantinopel entkommen ſind und in Venedig ſich niedergelaſſen haben.[2]) Muſuros hat in den auf dem Titel ſtehenden Verſen die Kunſt ſeines Landsmannes in der Herſtellung der Typen geprieſen, das Opfer des Kreters, der die Koſten hergegeben hat, und ſchließlich die Griechen überhaupt, denen man die erſten griechiſchen Typen verdankt.[3]) In der Vorrede ſagt er, daß man ſeit ſechs Jahren, alſo ſeit 1493, ſich mit der Herſtellung abgegeben habe. Wenn er ſchließlich auch den lobt, der das ſchwierige Werk der *διόρθωσις* auf ſich genommen, ſo darf dabei man ſchwerlich an Muſuros ſelbſt denken, zumal dieſer von ſich nicht in der dritten Perſon geredet haben würde. Kallierges war gewiß zu ſolcher Compilation befähigt.[4]) In gleicher Ausſtattung erſchien noch in demſelben Jahre Simplikios zu den Kategorien des Ariſtoteles. Auf Koſten des Blaſtos erſchienen 1500 die *Θεραπευτικὴ μέθοδος* des Galen, das vierzehnte Buch dieſes Schriftſtellers, zu dem Muſuros die Handſchriften für Kallierges beſorgt hatte, und die erſte Ausgabe des Commentars, welchen Ammonios Hermeias zu den *πέντε φωναί* des Porphyrios geſchrieben. Seitdem ruht die Thätigkeit des Kallierges einige Jahre; vermuthlich war Blaſtos geſtorben und damit die Quelle verſiegt. Sicherlich erſcheint auf den beiden Drucken aus dem Jahre 1509 ein Jac. Pontio aus Lecco, der die Koſten hergegeben hatte zu einem Unternehmen ganz anderer Art, das einträglicher werden konnte. Es ſollte an der Stelle der Philoſophen und Dichter, für die Aldus geſorgt, eine Reihe von Andachtsbüchern werden, für die auch ein Privilegium erlangt war. Das Gebetbuch (*ὡρολόγιον*) in Klein-Quart zeigt rothen und ſchwarzen Druck. Des Agapetos *παραινετικα κεφάλαια πρὸς βασιλέα Ἰουστινιανόν* ſind ſehr ſelten und die Angaben der Bibliographen lauten widerſprechend.[5]) Die politiſchen Verhältniſſe nöthigten zum Abbruch dieſes Unternehmens und der typographiſchen Thätigkeit überhaupt. Als Leo X. die griechiſche Anſtalt unter Laskaris' Leitung in Rom gründete, wurde Kallierges veranlaßt, ſeine Druckerei nach Rom zu verlegen. Am 13. Auguſt 1515 erſchienen dort die Scholien zu Pindar *πόνῳ καὶ δεξιότητι Ζ. Καλλιέργου*, wie es in der Schlußſchrift heißt oder per Zach. Calergi (ſo) Cretensem permissu S. D. M. Leonis X. Pont. Max. auf dem Titel. Die Koſten hatte Aug. Chigi gegeben, in deſſen Hauſe die Druckerei errichtet ſcheint, und Cornelio Benigno von Viterbo dazu gerathen, denn ſo werden wir die Worte *παρὰ τοῖς οἰκίοις τοῦ μεγαλοπρεποῦς Αἰγ. τοῦ Κισίου ἐντυπωθεῖσα — ἀναλώμασι τοῖς αὐτοῦ, διὰ παραινέσεως λογίου ἀνδρὸς Κορν. Βενίγνου τοῦ Οὐιτερβιέως* zu verſtehen haben. In daſſelbe Jahr wird auch die Sammlung der Apophthegmata von Arſenios geſetzt, aber weder das Jahr iſt ſicher, noch läßt ſich Kallierges beſtimmt als Drucker bezeichnen; genannt hat er ſich nicht, was er doch ſonſt thut, auch die Typen ſind verſchieden und deshalb hat man das Buch aus der Druckerei hervorgehen laſſen, welche der Papſt auf Monte Cavallo errichtet hatte.[6]) Unzweifelhaft iſt die Ausgabe des Theokrit vom 15. Januar 1516, zu der Cornelio Benigno die Koſten gegeben hat.[7]) Es ſind bisher nicht gedruckte Gedichte und 19 Epigramme hinzugekommen, auch die Zuſammenſtellung der Scholien iſt Kallierges' Verdienſt. Im März 1517 erſchien die editio princeps des Thomas Magiſter mit einem päpſtlichen Privilegium gegen Nachdruck auf 10 Jahre. Die Widmung an Michael Silva, den Geſandten des Königs von Portugal, ergibt, daß dieſer Gönner Anregung und Mittel zu dem Werke gegeben hatte, das Kallierges nach den Handſchriften abgedruckt, nicht etwa ſelbſt willkürlich in alphabetiſche Ordnung gebracht hat. Lactanz Tolomeo von Siena hat es in zwei Gedichten gefeiert. Wenige Monate ſpäter erſchien der Atticiſt Phrynichos, der öfter mit Thomas zuſammengebunden iſt. Dieſen Grammatiker hat er nach dem Alphabete geordnet. 1523 hat er das Lexikon gedruckt, welches Guarino aus Favore bei Camerino (Favorinus Camers), der ſchon ſeit mehreren Jahren Biſchof von Nocera war, zuſammengeſtellt hatte und welches die Neugriechen beſonders geſchätzt haben. Ein Druck der Erotemata des Chryſoloras, angeblich von 1522, iſt ſehr zweifelhaft; er iſt wol aus früherer Zeit und ſtammt aus Florenz. — Eine kurze griechiſche Grammatik iſt handſchriftlich auf italieniſchen Bibliotheken, zum Beiſpiel in Turin, ebenſo anderes über Buchſtaben, über Accente, über Quantität der Caſus-Endungen in einem cod. Ottobon. 173. Vgl. Bekker, Anecd. gr.

2) C. Sathas, *Νεοελληνικὴ Φιλολογία* 1868. 3) Demetrios von Kreta hat ſie geliefert für den Druck des Laskaris in Mailand 1476 und für den florentiniſchen Homer 1488. 4) Menge, De Musuri vita, studiis, ingenio narratio. Jenae 1868, p. 15—18; Fabricii Bibl. gr. ed. Harles T. VI, p. 595.

5) Bei einigen ſteht graece et latine, was kaum glaublich erſcheint; auch das Octavformat iſt darauf zu führen, daß Kallierges immer, auch bei Folio, einige Lagen verband. 6) So Morelli und Chardon de la Rochette in Magas. encyclop. 1810, p. 426. 7) Fabric. Bibl. gr. ed. Harl. III, p. 780, J. A. Jacobs in der praef. ſeiner Ausgabe (Halle 1824) p. XXXII.

p. 1081. — Nachrichten von Kallierges über 1523 hinaus besitzen wir nicht; weder Geburts- noch Todesjahr dieses Druckers ist uns bekannt. Erasmus, Epist. XXIII, 5, nennt ihn virum eximie doctum; seine Bekanntschaft muß auf den Aufenthalt in Venedig und das freundschaftliche Verhältniß mit Aldus bezogen werden, welcher auch die Drucke des Kalliergos buchhändlerisch vertrieb (Reuchlin's Briefwechsel von Geiger, S. 77). Der Name der Familie kommt in der Geschichte bis auf unsere Tage noch vor.

Die Nachrichten bei Humphrey Hody, De Graecis illustribus, p. 317, sind sehr kurz. Als Reiske zu seiner Ausgabe des Theokrit auch die romische verglichen hatte, sagte er in der Vorrede: Quod si essem copiis et usu vetustorum librorum et peritia rerum in literis saeculis XV et XVI gestarum instructior otioque praeterea si abundarem, erat hic commodus locus de typographia a Z. Calliergo (also selbst Reiske nur mit der Masse) Romae adornata et de libris ab eo profectis, item de Cornelio Benigno Viterbiense qui sumptus huic editioni erogasse dicitur — disputandi. Dies ist jüngst geschehen von Ambr. Firmin Didot in dem Werke Alde Manuce et l'Hellenisme à Venise (Paris 1875) p. 544—578, wo auch bisher nicht veröffentlichte Briefe sich finden. Was die *Νεοελληνικὴ Φιλολογία* II, p. 270 und vorher in den bibliographischen Angaben enthält, gibt nichts Neues. (*F. A. Eckstein.*)

KALLIGRAPHIE. Die Kalligraphie lehrt, wie und nach welchen Regeln die einzelnen Schriftzeichen schön gebildet und miteinander in Verbindung gebracht werden, um als ein schönes Ganze zu erscheinen. Vom technischen Standpunkte betrachtet ist sie angewandtes Linearzeichnen. Die Schrift muß dem besten Geschmacke des Zeitalters angemessen sein, weshalb alle zopfigen Zieraten und Schnörkeleien vermieden werden müssen. Die Kalligraphie besitzt einen unbestreitbaren Werth für die Gesellschaft: man verlangt mit Recht, daß eine Schrift schnell hergestellt werden könne und daß das so Dargestellte gleichzeitig das Gepräge des Schönen an sich trage. Um dies zu erreichen, ist es nötig, die Schriftzeichen einfach, deutlich, handgerecht und verbindungsfähig zu gestalten. Schön ist eine Schrift schon zu nennen, wenn sie durch charakteristische, harmonisch miteinander verbundene Buchstabenformen, sowie durch freie, natürliche Abwechselung der feinen, mittelstarken und starken Striche auf den Beschauer einen angenehmen Eindruck hervorbringt. Zu den allgemeinen Kennzeichen einer schönen Schrift gehört in erster Reihe eine gewisse Regelmäßigkeit in der Lage, Höhe, Tiefe und Entfernung der Striche, sowie gleiche Entfernung eines Wortes vom anderen (regelrecht soll der Raum der Striche und Buchstaben so viel betragen, daß ein „n" dazwischenstehen könne). Auch muß jedes Wort für sich ein Ganzes bilden, damit das Auge nicht, wie es bei der weit auseinandergezogenen, sogenannten amerikanischen Schrift der Fall ist, die Buchstaben zu einem Wortbilde zusammensuchen müsse. Endlich ist Einheit des Schriftcharakters erforderlich. Die Kalligraphie stand schon im Alterthume in hoher Blüte, so zeigen z. B. die in Herculanum aufgefundenen Wandinschriften und Papyrusrollen, daß man damals streng regelmäßige Buchstabenformen vermittels breiter Pinsel oder abgeflachter Schreibrohre zu schreiben verstand. Wenn auch die mustergültigen Alphabete der Alten nach den damaligen Begriffen von Kunstgegenständen praktisch durchführbar waren, so wurden dieselben doch mit der Zeit für den allgemeinen Gebrauch zu unhandlich und man war genöthigt davon abzuweichen, zumal nach der Erfindung der Buchdruckerkunst sich nothwendig ein Unterschied von Druck- und Schreibschrift einstellte. Es kann hier bei dem Begriff „Schönschreiben" nur von den Schreibschriften und zunächst nur von den occidentalen (im engeren Sinne: westeuropäischen) die Rede sein. Die occidentalen Schriftcharaktere stammen sämmtlich aus dem lateinischen Alphabete und weichen in den verschiedenen Zeitaltern mehr oder weniger von dem Original ab. Das abgeflachte Schreibwerkzeug der Alten wurde wie später der Gänsekiel und heutzutage die abgestumpfte Feder (Noten-, Fractur- und Rundschriftfeder) so verwendet, daß bei gleichmäßiger Fortbewegung desselben mit der scharfen Seite die feinen, mit der breiten Seite die starken Striche gebildet wurden, und so wechselten starke und feine Striche nach der gleichmäßigen Verwendung des Schreibwerkzeuges regelrecht ab. Im Süden, besonders in den warmen Gegenden Italiens, schrieb man, der Bequemlichkeit halber, mit der zur Schreiblinie parallel laufenden Richtung des Federhalters und es erscheinen hierdurch die Bindestriche stark und die Hauptstriche (Grundstriche) fein. An andern Orten stellte man, wie es an den meisten Handschriften vor Erfindung der Buchdruckerkunst ersichtlich ist und noch heute geschieht, die flache Seite der Feder mit der Schreiblinie parallel, wodurch wieder die Bindestriche fein und die Hauptstriche stark erscheinen. Bevor man das flache Schreibwerkzeug kannte, gab es keine Abwechselung der feinen und starken Striche bei den Buchstabenformen. Als das Bedürfniß viel und rasch zu schreiben immer lebhafter herantrat, erwachte das Bestreben, die Wortbilder möglichst zusammenhängend zu gestalten, und man verfiel auf verschiedene Abkürzungen, auch fing man an sich der „Kleinbuchstaben" zu bedienen. Einige Kleinbuchstaben finden wir schon auf den herculanenischen Papyrus und im 5. Jahrhundert bereits deren zwölf in Anwendung. In den Urkunden aus dem 9. und 10. Jahrhundert erscheinen die Schriftformen schon ziemlich klar und bestimmt. Ausgangs des 12. Jahrhunderts und später, besonders unter der Regierung Friedrich's II., brach sich durch den von Frankreich ausgehenden gothischen Baustil eine diesem angepaßte Schriftform Bahn, welche von der Klarheit und Deutlichkeit der älteren lateinischen Schrift bedeutend abstach und bei der oft errathen werden mußte, was die Buchstaben eigentlich vorstellen sollten. Ungeachtet solcher Mängel wurde diese gothische Schrift in Prachtbüchern und in Bibeln im 14. und 15. Jahrh. in Deutschland ziemlich allgemein verbreitet. Italien und Spanien hielten sich jedoch an die ältere, einfachere lateinische Schrift und bedienten sich nur bei besondern

Gelegenheiten einer Schriftart, der wir die sogenannte „Schwabacher" entnahmen. Man bemühte sich damals, in unrichtiger Auffassung des Schriftzweckes, die ornamentalen Verzierungen der Gothik überall zu verwenden, und so entstanden Wortzerrbilder, welche zu entziffern es oft großer Anstrengung bedurfte. In Deutschland, den Niederlanden, England und Frankreich verwendete man bis auf einige kleine Unterschiede dieselbe Schrift. Albrecht Dürer setzte für die kleinen Fracturbuchstaben und dann für andere Schriften Proportionen fest, welche theils durch seine Schüler, theils durch andere verdiente Männer weitere Ausbildung erlangten. Die neuesten Lehrer der Kalligraphie befleißigen sich der vollkommen regelmäßigen Darstellung der Schriftzüge, wie solche durch die natürliche Bewegung des Armes und der Finger leicht und ungezwungen hergestellt werden können. Im Ductus der modernen deutschen Schrift lassen sich, ähnlich wie in der englischen und französischen, drei Arten unterscheiden: 1) die leichte, in den Grundstrichen abwechselnd mit starken, mittelstarken und feinen Strichen ausgeführte Geschäftsschrift (bei den Engländern current hand, bei den Franzosen écriture expédiée); 2) die kräftigere, stets in gleichmäßig starken Grundstrichen dargestellte, mit etwas kürzeren Ober- und Unterlängen versehene Documentenschrift (bei den Engländern round text, bei den Franzosen coulée); 3) die gleichmäßig starke, mit sehr kurzen Ober- und Unterlängen versehene Kopfschrift (bei den Engländern large text, bei den Franzosen ronde). Die Documentenschrift wie die Kopfschrift werden etwas steiler als die Geschäftsschrift gehalten, auch werden oft beide senkrecht stehend ausgeführt; es betragen die Ober- und Unterlängen bei der Geschäftsschrift die dreimalige, bei der Documentenschrift die zweimalige und bei der Kopfschrift die einmalige Höhe der „m" Striche. Ferner soll die Geschäftsschrift unter einem Winkel von 45°, die Documentenschrift unter 55°, die Kopfschrift unter 60° geneigt erscheinen. Seit dem Gebrauche der spitzen Stahlfedern mußten viele Schriftformen verändert werden, deshalb erscheinen viele von den noch vor kurzem gebräuchlichen Schreibweisen als veraltet und den Ansprüchen der Jetztzeit nicht mehr genügend. Gegenüber den Bestrebungen der jetzigen Schreiblehrer und Kalligraphen Maas und Sönnecken, wieder die breite Federspitze und dabei die mehr gerundeten, den lateinischen Schriftformen ähnlichen Buchstaben einzuführen, werden die Werke folgender Männer für Fachleute Interesse haben: Johannes Newdörfer, Nürnberg 1538, Wolffgang Fugger, Nürnberg 1553, Ep. Stymmer, Zürich 1562, Simon Köfferl, Nürnberg 1570, Antonius Newdörfer, Nürnberg 1601, Paulus Fürsten, Nürnberg 1655, Gebhard Overheiden, Braunschweig 1661, Bauernfeind, Nürnberg 1716, Ch. Roßberg, Dresden 1793, J. G. H. Müller, Nürnberg 1797, D. Lüders, Quedlinburg und Leipzig 1827, Albrecht Platt, Magdeburg 1827, J. M. H. Hudtloff, Berlin 1828, Joh. Bollenberg, Elberfeld 1829, Mädler, Berlin 1829. Vielfach in Gebrauch waren die Vorschriften von Beck, Bergmann, Brückner, Diehl, Dufft, Hegewald, Hennig, Könen, Kübler, Küsel, Mettenleitner, Nädelin, Roseck, Schütt, Silber, Stubber, Waldhecker, Zschille, Zumpe und viele andere. Gewissermaßen als Brücke zu den neuesten dienen: Heinrigs, Payer und Rasner. Greiner's und Klap's deutsche Schriftformen sind als vorzüglich anerkannt. Zu erwähnen bleibt noch Maas' sog. deutsche Nationalhandschrift. Die sogenannte höhere Kalligraphie gehört in das Fach der Ornamentzeichenkunst. Als Vertreter dieses Faches sind zu nennen in Deutschland Greiner, Döppler, Dondorf, Maas, in England Shaw, in Frankreich Racinet und andere. (*M. Maas.*)

KALLIKRATES (I.), Kleinkünstler aus Lakedämon (*Athenaios* XI, c. 4. p. 782, ed. Schweighäuser IV, p. 215; *Aelian.* Var. hist. I, 17; *Galen.* προτρ. λόγος π. τεχν. 9; *Choerobosc.* ap. Schol. Dion. Thrac. in Bekker's Anecdota gr. II. p. 651. 30), in Elfenbein (*Plin.* Nat. hist. VII, 85) und Metall (*Athen.* und *Choroeb.*) thätig, während die Angaben (bei *Plin.* l. c. XXXVI, 43 und *Apuleius*, De orthographia 57 ed. Osann), er habe solche Kleinigkeiten auch in Marmor gearbeitet, sicher irrthümlich sind (s. Böckh zum Corp. Inscr. I, p. 782 extr. und Brunn, Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 407). Von einigen wird er wegen seiner Kunstfertigkeit gepriesen (Athenäus zählt ihn unter den ἔνδοξοι τορευταί auf, Apulejus nennt ihn scalptor admirandus; Aelian: Τὰ θαυμαζόμενα), von anderen wegen seiner Kunstspielereien getadelt (*Ael.*, *Galen.*, *Theodosius gramm.* p. 54 ed. Goettling, der Aehnliches zur ψευδοτεχνία zählt).

Kallikrates wird fast immer mit Myrmekides aus Athen (oder Milet), als einem gleichartigen Künstler, verbunden angeführt (*Apul.*, *Galen.*), auch, wenn ein oder das andere seiner Werke erwähnt wird, stellt sich der Name des Rivalen ein, ohne diesen wird er lediglich als Verfertiger von Ameisen und anderen kleinen Thieren aus Elfenbein (*Plin.* ll. cc. und *Solin.* Collect. ed. Mommsen p. 27. 18, cf. Salmasius p. 33 C. sq. ed. Trai. ad Rhen. 1689) bezeichnet, doch scheinen (nach *Cicero*, Acad. Prior. II, 38. 110) auch solche als von der Hand des Myrmekides herrührend bekannt gewesen zu sein. — Unter den von beiden gefertigten Stücken war das berühmteste ein winziges ehernes Viergespann, welches nach Plutarch von einer Fliege, nach Aelian und Choeroboscus von den Flügeln einer dasselbe ziehenden Fliege bedeckt war, während Theodosios noch den Lenker des Wagens als mitdargestellt betont. Aber auch Myrmekides allein soll nach Plinius ein solches Kunststück gemacht haben, doch (VII, 85) aus Elfenbein oder (XXXVI, 43) aus Marmor.

Ein ähnliches Werk aus Bronze, angeblich von der Hand des älteren Theodoros und von dessen Standbild zu Samos herrührend, erwähnt Plinius (XXXIV, 83) als in Präneste befindlich (dagegen Loeschke, Observat. archaeologicae I). Manche (z. B. Oehmichen, Plinianische Studien, S. 135 fg.) haben es einem jüngeren Theodoros, Böckh (l. c. p. 782), mit trefflicher Berichtigung des Raisonnements des Plinius, unsern beiden Kleinkünstlern oder einem derselben zugewiesen.

Endlich sollen beide Homerische Verse (Plutarch)

oder ein elegantes Täfelchen (Aelian) auf ein Schauspiel gesetzt haben. Die Meinung von Auslegern des Aelian (ed. Argentorat 1713, p. 26: non inscripsisse istas litteras stylo vel simili modo sed succisa reliqua materia ita sculpsisse ut extarent, wird durch die Bemerkung Aelian's hinfällig, sie hätten es „mit goldenen Buchstaben aufgeschrieben". Aehnliche Spielereien aus Alterthum und neuerer Zeit hat G. Patch, De novis inventis, ed. II. Lipsiae 1760, p. 710. 711 gesammelt.

Aus dieser steten Zusammennennung des Kallikrates und Myrmekides kann nun entweder geschlossen werden, daß beide immer dieselben Gegenstände gearbeitet (Osann zu *Appl.* Orth. p. 78), obwol es wunderlich wäre, wenn ein Künstler in Lakedaimon und einer in Athen stets auf gleiche Spielereien verfallen wären, man müßte denn an eine bewußte wetteifernde Nachahmung denken; oder man kann annehmen, daß wirklich beide zusammen an diesen Dingen gearbeitet hätten, wenngleich ein gemeinsames Arbeiten gerade bei diesen Kleinigkeiten auffallen mußte (Goettling ad Theodos. p. 221: nempe ne quid unquam deesset ridendi materia Athenae et Sparta nobilissimae antiquitatis urbes quasi insignia sua conserere debebant, ut tam magnificum tamque multo labore dignum conficeretur artificium). Da beide Annahmen ihre Bedenken haben, der Name Myrmekides deutlich den Charakter eines Beinamens trägt, Kallikrates in der That Ameisen fertigte, so liegt die Vermuthung nahe, daß ein selbständiger Myrmekides gar nicht existirt habe, vielmehr dem Kallikrates der Name „Ameisler", „Ameisenkunstler", als Scherzname gegeben worden sei, den dann Spätere für den wirklichen Namen eines anderen Künstlers hielten. Die vielfachen Widersprüche und Ungenauigkeiten der alten Schriftsteller über beide Künstler erklären sich durch Brunn's (l. c. S. 407) Bemerkung: die Alten selbst hätten die ganze Sache einer ernsten Aufmerksamkeit nicht würdig erachtet und sie daher stets in einer Weise berührt, wie man von ähnlichen Curiositäten wol im gewöhnlichen Leben zu sprechen pflegt.

Ueber die Zeit des Kallikrates haben wir keinerlei Angaben, doch wird allgemein angenommen, daß er in der nachalexandrinischen Zeit, in der man an solchen Spielereien besonderes Vergnügen fand, gelebt habe.

Die auf ihn bezüglichen Stellen der Alten hatte Junius gesammelt (Catalogus p. 44); jetzt finden sie sich vollständiger bei Overbeck, Die antiken Schriftquellen zur Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen. No. 293. 2168. 2192—97. — **Kallikrates** (II). Beim Bau des Parthenon nennt Plutarch, Perikles 13, zusammen mit dem berühmten Iktinos auch einen Kallikrates. Da aber sonst (*Pausan.* VIII, 41. *Strabo* IX. 605 A., 606 C.) Iktinos als alleiniger Architekt jenes Tempels genannt wird, ein Kallikrates als Baumeister völlig unbekannt ist, derselbe aber von Plutarch als ἐργολάβος beim Bau der langen Mauern erwähnt wird, glaubt Brunn (Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 365) ihm auch beim Bau des Parthenon nur die Stelle eines „Bauunternehmers" zuweisen zu dürfen. — Kallikrates (III). Einen Kallikrates nennt Theophylactus Simocatta ep. 6 als Maler eines Portraits; Brunn (Geschichte der griechischen Künstler, II, S. 310) ist geneigt, diese Angabe als „für poetische Zwecke fingirt" zu halten. (*R. Gaedechens.*)

KALLIMACHOS, griechischer Künstler, Bildner in Marmor und Erz, Toreut, auch in der Malerei und Architektur thätig. Die Stellen der Alten bei Overbeck, Die antiken Schriftquellen, No. 531, 532, 893—896, 1950. Eingehende Besprechungen von Sillig, Catalogus artificum p. 123—128; Welcker im Kunstblatt 1827, No. 82, S. 325 fg.; Volkel's Nachlaß I, S. 121—129 und K. O. Müller dazu S. 152—158; Raoul Rochette im Journal des Savans 1851, p. 152 sq.; Brunn, Geschichte der Griechischen Künstler I, S. 251—255, und Osann im Philologus, zweiter Supplementband S. 351—375.

Erwähnt werden drei Werke des Kallimachos: 1) sitzende marmorne Hera, die bräutliche (*νυμφευομένη*) genannt, im Heratempel zu Platää (*Paus.* IX, 2. 7); 2) tanzende Spartanerinnen (saltantes Lacaenae, *Plin.* n. h. XXXIV, 92), die Angabe (Revue archéolog. II, p. 425) irrthümlich (Brunn, S. 255) in den Karyatiden des Erechtheions wiederfinden zu können glaubte, während Meyer (Geschichte der bildenden Künste I, S. 96) ein Borghesisches Relief (ibid. Taf. X), Bursian (in dieser Encyklop. Sect. I, LXXXII, S. 442) ein Albani'sches (Zoega, Bassir. tv. XX) oder mit noch mehr Wahrscheinlichkeit ein Relief des Louvre (Clarac, Mus. de sculpt. II, pl. 168, n. 78, Müller-Wieseler, D. d. a. K. II, Taf. XVII, No. 188, S. 264 der zweiten Auflage) für eine Nachahmung der Arbeit des Kallimachos halten; 3) Candelaber im Erechtheion zu Athen. Ueber der goldenen Lampe, die Tag und Nacht brannte und nur einmal im Jahre einer Speisung bedurfte, erhob sich bis unter die Decke ein cherner Palmbaum, der vermittels einer Röhre den Oelqualm ableitete (*Paus.* I, 26. 6; *Strabo* IX, 369). Endlich wird Kallimachos 4) als Maler obenhin erwähnt von *Plin.* l. c. und von Gregor von Nazianz (in Tollii Itin. Ital. p. 66, v. 742 sq.).

Zwei Erfindungen werden dem Kallimachos zugeschrieben: a) die Anwendung des Bohrers (*Paus.* I, 26. 6: *ὥστε καὶ λίθους πρῶτος ἐτρύπησε*). Doch kann hier wol nicht von einer Erfindung, sondern nur von häufigerer Anwendung und technischer Vervollkommnung, etwa durch Einführung von „Schnur und Rad" (Thiersch, Epochen, Anm. 128, S. 60 fg.) die Rede sein. Diese Kunstfertigkeit mußte ihm besonders zu statten kommen bei b) der korinthischen Säule. Vitruv (IV, 1. 10) berichtet die artige Geschichte, wie die Amme eines jung verstorbenen Mädchens auf die Spitze des Grabmals ihres Pfleglings einen mit allerlei Andenken gefüllten Korb gesetzt und denselben durch einen daraufgelegten Ziegelstein schützend bedeckt, wie dann eine zufällig darunter keimende Akanthuspflanze das Ganze umrankt und dem Kallimachos Veranlassung gegeben habe zur Herstellung von Säulen korinthischen Stils. Osann (Die Entstehung des korinthischen Kapitäls l. c., bes. S. 364) weist nach,

wie in diese Anekdote nur die Thatsache gekleidet ist, daß Kallimachos eine in Korinth gebräuchliche Denkmalart, „Grabstelen mit Kapitälen aus gebrannter Erde", in Stein ausführte, sie zu architektonischen Zwecken als Säule benutzte, und deren Verhältnisse wissenschaftlich (seine σοφία rühmt Paus.) feststellte.

Ueber seine Herkunft geben die Alten keine sichere Kunde, doch legt der Umstand, daß (nach Vitruv) die Athenienser ihm einen Beinamen gegeben haben sollen, die Vermuthung nahe, Athen sei sein Geburts- oder doch ständiger Aufenthaltsort gewesen, zumal er für das Erechtheion daselbst jenen Lychnos arbeitete. Durch diese letztere Nachricht läßt sich auch die Zeit, in der Kallimachos lebte, annähernd feststellen (vgl. Winckelmann's Werke I, S. 332), da der Bau jenes Heiligthums um Olymp. 93 vollendet wurde, mit welcher Zeit auch seine Thätigkeit für den korinthischen Baustil bestens zusammenstimmt.

Was den Kunstcharakter des Kallimachos anlangt, so stand er nach Pausanias in der eigentlichen höheren Kunst den vorzüglichsten Bildnern nach (*ἀποδέων τῶν πρώτων ἐς αὐτὴν τὴν τέχνην*), übertraf sie aber an σοφία (Brunn: „Kunstfertigkeit"; Osann, S. 366: „Kunsteinsicht — Ueberlegung und Reflexion"; Völkel, S. 124: „Erfindsamkeit und Geschicklichkeit in der technischen Behandlung"), was mit seiner erfinderischen Thätigkeit durchaus übereinstimmt. Die Darstellung des Erhabenen und Göttlichen war nicht sein Element, wie Dionys. Hal. (De Isocr. 3, p. 541 sq. Reiske) bemerkt, der seine und des Kalamis Kunst der Redekunst des Lysias vergleicht und ihn seiner Zierlichkeit und Grazie wegen (*τῆς λεπτότητος ἕνεκα καὶ τῆς χάριτος*) lobt, wie auch Vitruv seine elegantia et subtilitas in der Marmorarbeit hervorhebt. In der Zeit des gewaltigen Kunstaufschwungs, in der er lebte, konnte dieses Streben als „Abweichung von dem herrschenden Geist und Sinne" (K. O. Müller, Handbuch der Archäologie, §. 123. 1) erscheinen, und Kallimachos wird die Gefahr, welche ein allzu einseitiges Streben nach Formvollendung in sich schließt, nicht siegreich bestanden haben, dasselbe wird ihn vielmehr „zu einer freieren und großartigen Entfaltung seiner Kunst nicht haben gelangen lassen" (Brunn, II, S. 157, cf. K. O. Müller, Minervae Pol. sacra p. 25), was schon in seiner Zusammenstellung mit dem Kalamis (bei Dion. Hal. und Gregor von Naz.) angedeutet wird, und wie Plinius ausführt, der seine tanzenden Lakedämonierinnen zwar ein vollendetes Werk nennt, in dem jedoch die peinliche Sorgfalt der Ausführung allen freien Reiz vernichtet habe. Der Künstler sei nie mit seinen Arbeiten zufrieden gewesen und habe sich nie in der Detailausführung genügen können, wodurch sich auch die geringe Zahl der Arbeiten seiner Hand, die von den Alten erwähnt werden, erklärt.

Diese seine Eigenart bezeichnete ein Beiname, den ihm nach Vitruv die Athener, nach Pausanias andere oder er selbst sich gegeben, und der gewiß Lob und Tadel in treffender, witziger, scherzhafter Weise verschmolz. Bei Vitruv ist catatechnus gesicherte Lesart, bei Pausanias und Plinius führen die Handschriften auf *κατατηξίτεχνος* und catatexitechnus. Sicher ist nur eins dieser Wörter der richtige Beiname, oder dieser liegt in den beiden versteckt. 1) Welcker's Conjectur *καταθηξίτεχνος*, „der die Kunst schärft, wetzt, sich immerfort antreibt", entspricht wenig dem Wesen des Kallimachos. 2) *κακιζότεχνος*, was Siebelis (ad *Paus.* I, p. 93 sq.) in den Text des Pausanias und Vitruv aufnahm, würde, falls man es mit ihm als suae artis calumniator, mit Gesner als qui suam artem vituperat, mit Steph. Thes. als improbans suum artificium oder mit Hirt (Geschichte der bildenden Künste, S. 157) als „Selbsttadler" übersetzen dürfte, eine gute Illustration des Plinianischen semper calumniator sui geben; doch liegt in dem Worte nur die Bedeutung von „Kunsttadler" (Sillig: is qui artem vituperat; Thiersch: „Kunstverschlimmerer", was für Kallimachos nicht paßt). 3) *κατάτεχνος* (von Osann, S. 371 fg. bei Vitruv, Pausanias und Plinius hergestellt) würde in seiner gewöhnlichen Bedeutung: „kunstvoll" (Sillig: propter summam diligentiam) ein viel zu wenig bezeichnender Beiname gewesen sein; doch scheint allerdings, wenn auch die Version von Schneider „verkünstelt" zu stark ist, dennoch das Wort auch einen Nebenbegriff von „Uebertriebenem" (Welcker; R. Roch. p. 153 expression qui renferme certainement de quelque manière qu'on l'interprète une réstriction à l'éloge) zu haben, wie aus Plut. (De prof. in virt. 7) hervorgeht, wo Sophokles am Aeschylos *τι πικρὸν καὶ κατάτεχνον τῆς αὐτοῦ κατασκευῆς* tadelt. So passend diese Bezeichnung für den Kallimachos auch wäre, stimmte dieser halbe Tadel nicht mit der Fassung der unbedingt lobenden Stelle des Vitruv überein. 4) *κατατηξίτεχνος*, seit K. O. Müller (zu Völkel, S. 156) außer von Osann meist für alle jene drei Schriftsteller adoptirt, scheint das Sprechendste und Entsprechendste zu sein. Pausanias erwähnt diesen Beinamen bei der Arbeit des Kallimachos mit dem Bohrer, wie sie vornehmlich bei dem Kapitäl der korinthischen Säule in Anwendung kommen mochte, und da war die Bemerkung, Kallimachos habe den harten Stein wie Wachs behandelt, ihn so zu modeln gewußt wie Wachs, durchaus passend. Da nun nach Dion. Hal. (De vi Demosth. VI, 1114 ed. Reiske) *κατατήκειν* ein technischer Ausdruck in der Kunstsprache war, mit dem man die sorgfältige Ausführung von Aederchen, Härchen und der ganzen Oberfläche der Haut, nach Müller (S. 153 fg.) „ein sorgfältiges Ausdrücken aller Details der Oberfläche, überhaupt ein Bilden ins Feinste und Kleinste" bezeichnete, so wird jener dem Kallimachos ursprünglich für eine Art seiner Thätigkeit ohne eine Beimischung von Tade gegebener Beiname von Späteren überhaupt auf seine jenen Subtilitäten allzu ausschließlich zugewandte Kunstweise scherzend übertragen sein.

Das bekannte Relief des Museo Capitolino (IV, tv. XLIII, Winckelmann, Trattato preliminare am Anf. und sonst) mit der Darstellung eines Satyrs und dreier Nymphen, welches die Inschrift *ΚΑΛΛΙΜΑΧΟΣ ΕΠΟΙΕΙ* trägt und von Foggini, Fea und Hirt als von unserm Künstler herrührend betrachtet, von Meyer

einem älteren Bildner dieses Namens zugeschrieben wird, ist, seitdem Winckelmann (Werke V, S. 221) die Inschrift als gefälscht erwiesen, das griechische Verbild dieses (entgegen der Meinung von Quatremère de Quincy Questions de l'histoire de l'art, p. 77) wol als römische Arbeit zu betrachtenden Werkes, als viel archaischer als die Schöpfungen des Kallimachos nachgewiesen (Brunn, S. 265), trotz Burtian's Bemerkung (in dieser Encycl. l. c.) mit unserm Kallimachos in keinerlei Beziehung zu setzen. (*K. Lincke.*)

KALLIMACHOS (Callimachus) gehörte zu den angesehensten Gelehrten des alexandrinischen Zeitalters und zweifellos zu den größten Dichtern dieser Periode, der Sprache und Technik des Versbaues am meisten beherrschte. Geboren um 300 v. Chr. in Kyrene in Libyen, wo er, ein Sohn des Battus und der Megatime, dem vornehmen Geschlecht der Battiaden (vgl. *Suidas* s. v., *Catull.* c. 116, *Ovid.* Fast. II, 367 u. a.) angehörte, wurde er Schüler des Grammatikers Hermokrates aus Jasus und kam frühzeitig nach Alexandria, berufen von Ptolemäus Philadelphus; später gründete er eine eigene Schule, deren Mitglieder sich οἱ Καλλιμάχειοι nannten (Ister, Hermipp, unter denen am hervorragendsten der Geograph Eratosthenes, der Grammatiker Aristophanes von Byzanz (cf. *Suidas* s. v.), der Epiker Apollonius von Rhodus gewesen zu sein scheinen. Um Ol. 130 — 257 v. Chr. wurde er Oberbibliothekar der alexandrinischen Bibliothek und als solcher Nachfolger des Grammatikers Zenodot von Ephesus. Wenn auch die von ihm gegründete Schule alle Zweige der grammatischen und philologischen Wissenschaft umfaßte, so scheint doch die berühmteste und dankenswertheste Thätigkeit, die er als Gelehrter ausübte, das Aufstellen, Katalogisiren und Tituliren (ἀναγράφειν) der in der großen königlichen Bibliothek des Stadtviertels Bruchéion aufbewahrten Bücher gewesen zu sein, wobei er selbst mit seinem Schüler Hermippus die Epiker und Lyriker besorgte, der Dichter Alexander Aetolus dagegen und Lycophron die Tragiker und Komiker. Aus dieser bibliothekarischen Thätigkeit entsprang das große literarhistorische Werk *Πίνακες* in 120 Büchern, oder genauer *πίνακες τῶν ἐν πάσῃ παιδείᾳ διαλαμψάντων καὶ ὧν συνέγραψαν*, wo jeder Schriftsteller mit seinen Werken namhaft gemacht, die Bücher mit Titeln und Doppeltiteln verzeichnet und Angaben über Echtheit und Unechtheit der einzelnen Schriften, über Umfang und Zeilenzahl, chronologische Folge der Autoren mitgetheilt waren (vgl. Schneider, Callim. II, p. 297—322). Auf diese Katalogisirung geht auch die erste damals vorgenommene Zählung der ganzen Bibliothek zurück, welche damals 400,000 Rollen, einschließlich der Doubletten, besaß. Die Spuren dieser umfassenden Thätigkeit haben sich erhalten bei biographischen Schriftstellern, z. B. Diogenes Laërtius, Porphyrius, Stephanus von Byzanz, ganz besonders aber in dem biographischen Lexikon des Hesychius Milesius Illustris (Ende des 6. Jahrhunderts), welches Suidas compilirt hat (vgl. darüber im allgemeinen Ritschl, Alex. Biblioth. p. 38 fg.; Schneider, Callim. II, p. 7 fg.; Wachsmuth, Symbol. Bonn. p. 137 fg.). Im Zusammenhang mit dieser Thätigkeit steht nun eine zweite, welche mehr die Bedeutung des Kallimachos als Philologe und Kritiker erkennen läßt. Auf ihn wird nämlich der sogenannte alexandrinische Kanon zurückgeführt, auf den zuerst Ruhnkenius (Hist. crit. orat. Graec. p. XCIII fg.) aufmerksam gemacht hat, und als dessen Hauptbearbeiter von Quintilian (X, 1, 54) Aristophanes und Aristarch genannt werden. Dieser Kanon, dessen Existenz in neuerer Zeit mit Unrecht bezweifelt worden ist, war kein Buch, sondern man stellte dergleichen auf und vertheilte es an die Schüler, wodurch es gewissermaßen gangbares Eigenthum wurde und auch mit der Zeit Gelegenheit zur Vervollständigung bot. Das Princip, nach welchem man dabei verfuhr, scheint ein gemischtes gewesen zu sein. Es waren nicht nur die Schriftsteller empfohlen, welche vom ästhetischen Standpunkt die vollkommensten waren, sondern auch solche, die, wenn auch ästhetisch fehlerhaft, dennoch durch ihr Genre einer neuen Richtung Bahn gebrochen hatten. Die Namen derer, die in diesen Kanon aufgenommen waren, sind folgende: 1) die bekannten zehn Redner; 2) die Historiker Herodot, Thucydides, Xenophon, Theopomp, Ephorus, Anaximenes, Kallisthenes; 3) die Philosophen Plato, Xenophon, Aeschines, Aristoteles, Theophrast; 4) die heroischen Dichter Homer, Hesiod, Pisander, Panyasis, Antimachus; 5) die Jambographen Archilochus, Simonides von Amorgus, Hipponax; 6) die Elegiker Calinus, Mimnermus, Philetas, Callimachus (der aber erst nach Aristarch in diesen Kanon aufgenommen zu sein scheint); 7) die Lyriker Aleman Alcäus, Sappho, Stesichorus, Pindar, Bacchylides, Ibykus, Anacreon, Simonides; 8) die Tragiker Aeschylus, Sophocles, Euripides, Jon, Achäus; dazu aber die sieben alexandrinischen Tragiker mit Philiskus, welche die Plejaden genannt werden; 9) die Komödiendichter (der alten Komödie) Epicharm, Kratinus, Eupolis, Aristophanes, Pherecrates, Plato; (der mittleren Komödie) Antiphanes und Alexis; (der neueren Komödie) Menander, Philippides, Diphilus, Philemon, Apollodor.

Ebenso umfassend, wie die gelehrten Arbeiten, war die poetische Thätigkeit des Kallimachos. Von dem für seine Zeit der poetischen Unfruchtbarkeit gewiß richtigen Grundsatz ausgehend, daß ein großes Buch ein großes Uebel sei (vgl. *Athen.* III, p. 72), womit er besonders Gegner der durch seinen Schüler Apollonius, den Dichter der Argonautica, vertretenen epischen Richtung wurde, wendete er sich zunächst der Elegiendichtung zu und dichtete vier Bücher *Αἴτια* in elegischem Versmaß, welche die Leser „über die Gründe auffallender Sitten bei öffentlichen Wettspielen und Götterfesten, schwer erklärbarer Benennungen hellenischer Oertlichkeiten, Beinamen einzelner Götter und wol noch anderer Curiositäten" (Rohde, Griech. Roman. S. 84) unterrichteten, eine Fülle von antiquarischen Kenntnissen auf dem Gebiet der Topographie, Ethnographie und Mythologie enthielten, und deshalb namentlich später in Rom vielfach Anregung zur Nachahmung (Properz, Ovid) und zur Commentirung gaben. Allerdings mußte dabei der Mangel an Genialität und poetischer Individualität durch gelehrte Detailkenntnisse

erſetzt werden. Vgl. Hertzberg, Quaest. Propert. lib. II, c. VII; Sperling, Properz in ſ. Verh. z. Callim. (Stralſund 1879.) Eine der berühmteſten Liebeselegien im dritten Buch war die von Acontius und Cydippe (vgl. Dilthey, De Callim. Cyd. Leipzig 1863; Rohde a. O. p. 87), die von Ovid, Heroid. 20, nachgeahmt iſt. Als elegiſcher Dichter hat er den erſten Preis erhalten von Ovid (Ex Pont. IV, 16. 32) und Quintilian (X, 1. 58). Außerdem war er Verfaſſer von Hymnen, deren wir fünf in heroiſchem Versmaß und eine in elegiſchem beſitzen (*εἰς λουτρὰ τῆς Παλλάδος*), welches letztere Gedicht aber mit Recht zu den Elegien gezählt wird, und von 70 uns erhaltenen Epigrammen. Auch verfaßte er ein kleines genre-artiges Gedicht in Hexametern aus dem Sagenkreis des Theſeus, welches den Namen der attiſchen Localgöttin Hecale führt und wegen ſeiner glänzenden Form im Alterthum ſehr geſchätzt war (vgl. Naeke, De Callim. Hecale, Bonn 1829). Ein zweites epiſches Gedicht führte den Namen Ibis und war ein Schmähgedicht gegen Apollonius (nachgeahmt von Ovid im gleichnamigen Gedicht). Von Intereſſe ſind ferner das Gedicht auf das Haupthaar der Berenice, welches Catull, c. 66, zum Muſter diente, und auf Atthis (Catull, c. 63; vgl. Wilamowitz im Hermes XIV, p. 194); zweifelhaft dagegen iſt die Abhängigkeit des catulliſchen Gedichts auf die Hochzeitsfeier des Peleus und der Thetis (c. 64) von Kallimachos (vgl. Teuffel, Röm. Liter., 4. Aufl., §. 214, 6). Auch beſitzen wir 21 Fragmente aus einer Sammlung in Choliamben, die zum Zweck hatte, aus dem Munde des Hipponax Kritik an literarhiſtoriſch bedeutenden Männern zu üben.

Die Fruchtbarkeit des Kallimachos war erſtaunlich. Suidas (nach Heſych.) bemerkt, daß er über 800 Bücher verfaßt habe, und gibt ſelbſt ein ſorgfältig abgefaßtes, auf alexandriniſche Quellen zurückgehendes Verzeichniß der Hauptſchriften, über deſſen Anordnung epochemachend gehandelt hat Schneider, Callim. II, p. 2 fg.; neuerdings auch A. Daub, De Suid. biogr. p. 460 fg.; Studien zu den Biogr. d. Suidas, S. 83 (Freib. 1881).

Geſammtausgabe von Spanheim, I. II., Utrecht 1697; ferner von Bentley, London 1741, der zu den Fragmenten den Hauptgrund gelegt hat; von Erneſti I. II., Leyden 1761, der im zweiten Theil die Anmerkungen von Spanheim abdrucken ließ. Endlich die beſte und vollſtändigſte Ausgabe von O. Schneider, I., Leipzig 1870, II, ib. 1873. Elegiarum fragmenta ill. Valckenaer, ed. Luzac, Leyden 1799. Beſte Ausgabe der Hymnen und Epigramme von A. Meineke, Berlin 1861.

Kallimachos, epiſcher Dichter, Neffe des berühmten, Sohn des Staſenor und der Megatime, Schweſter des Kallimachos, wird von Suidas und Eudocia (d. h. Heſychius) erwähnt. Er ſchrieb ein epiſches Gedicht *περὶ νήσων*. (*H. Flach.*)

KALLINOS (Callinus), der älteſte elegiſche Dichter der Griechen, war aus Epheſus gebürtig und lebte, nach gewöhnlicher, aber falſcher Annahme zwiſchen 630 und 560, als Zeitgenoſſe der kimmeriſchen Kämpfe in Kleinaſien gegen Sardes und die ioniſchen Städte und nach der ſchließlichen Vertreibung der Kimmerier durch den lydiſchen König Halyattes. (Ueber die Chronologie dieſer Züge vgl. E. Rohde, Rh. Muſeum XXXVI, p. 560 fg.) Etwas älter macht ihn G. Geiger, De Callini aetate (Erlangen 1877), der ihn noch als Zeitgenoſſen des Gyges (716—678) und des Ardys (678—629) betrachtet, ſodaß ſeine Blüte um 652 fiele. Jene Ereigniſſe, zu denen noch der Vernichtungskampf von Epheſus gegen Magneſia am Mäander hinzukam, waren nicht ohne Einfluß auf ſeinen Charakter und ſeine Denkart und auf die Richtung in der Elegie, wodurch er der erſte Vertreter und Begründer der politiſchen und kriegeriſchen Elegie geworden iſt; denn die Anfeuerung der ioniſchen Jünglinge zu tapferer Gegenwehr hatte er zum Hauptinhalt ſeiner Elegien gemacht. Beſonders bei ihm ſind noch die Bindeglieder deutlich zu erkennen, durch welche die elegiſche Poeſie mit der epiſchen zuſammenhängt; denn wie bei keinem andern Elegiker gewahren wir eine größere Redſeligkeit, eine breite und behagliche Ausführung von Bildern, ein geringes Achten auf den durch den Pentameter von ſelbſt ſich darbietenden Schluß eines Gedankens, alles Eigenſchaften, welche der entwickelteren Elegie abgehen. Die wenigen uns erhaltenen Bruchſtücke (darunter nur ein größeres) bei Gaisford, Poet. min. Graeci Vol. I, p. 426; Delect. poet. eleg. ed. Schneidewin, p. 1; Callini, Tyrtaei, Asii frag. ed. Nic. Bach (Leipzig 1831; Nachtrag 1832), am beſten bei Bergk, Poetae lyrici[4] (vol. 2) p. 3—7. Ein Bruchſtück, fr. 1, v. 5 fg. iſt auch, wol mit Unrecht, dem Tyrtäus zugeſchrieben worden. Vgl. Sitzler in Philol. Jahrb. 119, S. 351 fg. Ueberſetzung ins Deutſche durch Weber, Elegiſche Dichter der Hellenen (Frankf. 1826). Griechiſche Lyriker. Deutſch von Thudichum (Stuttgart 1859). — Kallinos, ein Schüler des Theophraſt, erwähnt von *Diogenes Laërtius* V, 52. 55. 56. (*H. Flach.*)

KALLIOPE (*Καλλιόπη, Καλλιόπεια*, Calliope, Calliopea), ihrem Namen nach die „Schönſtimmige“[1]), eine der neun Muſen, die erſtgeborene[2]) aus dem Liebesbunde des Zeus und der Mnemoſyne und die angeſehenſte unter den Schweſtern. Heſiod (Theog. 79) nennt ſie *προφερεστάτη, προφερέστερα ἔργα* werden ihr zugeſchrieben (Anthol. Planud. V, 349), Horaz (Od. III, 4. 2) ruft ſie an als regina, Dionyſ. (Hymn. I. 6) als *Μουσῶν προκαθηγέτι τερπνῶν*, als welche ſie, inſchriftlich bezeugt, auf der berühmten Françoisvaſe (Monum. dell' Instit. IV. Tv. LIV. LV) erſcheint; als Wortführerin der Schweſtern läßt ſie Quint. Smyrnaeus (III, 622—655) reden, um die über den Leichnam ihres Sohnes trauernde Thetis zu tröſten; bei Anrufung der Muſen wird ſie mehrfach, gleichſam als deren Repräſentantin, noch beſonders hervorgehoben[3]), und Zeus überträgt ihr das Richteramt

1) *Diodor.* IV, 7 *ἀπὸ τοῦ καλὴν ὄπα προΐεσθαι*, *Fulgent.* XIV optimae vocis, welche Eigenſchaft wenig unterſcheidend iſt, da ſie alle Muſen ziert (*Hom.* Od. XXIV, 60 *Μοῦσαι δ' ἐννέα πᾶσαι ἀμειβόμεναι ὀπὶ καλῇ*, *Hesiod.* Theog. 68 *ἀγαλλόμεναι ὀπὶ καλῇ*). 2) *Apollodor.* Bibl. I, 3. 1, *Plato* Phaedr. c. 41, p. 259 D *πρεσβυτάτη*, cf. *Aristarch.* im Schol. zu Hes. Th. 79. 3) *Virg.* Aen. IX, 525 Vos, o Calliope, precor aspirate canenti;

beim Streit der Aphrodite und Persephone um den Adonis (*Hygin.* Poet. Astr. II, 7 [4]) sie ist die Vogterin der Könige[3]) weil nicht nur, um ihre Thaten zu besingen, sondern auch als Patronin der Poesie, die die Helden der Vorzeit preisen (L. Preller, Griechische Mythologie I, S. 283 fg.). Denn so wenig auch ihr, wie den übrigen Musen, zu irgendeiner Zeit im allgemeinen Glauben ein streng abgegrenztes Gebiet der Thätigkeit gegeben worden ist[4]), so wird sie doch besonders von den epischen Dichtern als ihre Beschützerin in Anspruch genommen und als Mutter der Heldendichtung gepriesen.[5]) Sie beherrscht das Vortrefflichste derselben[6]), wie denn ihre *ἀοιδή* mehrfach betont wird[7]), die epischen Dichter rufen sie an[8]), empfangen von ihr Begeisterung[9]), und manche derselben werden als ihre leiblichen Kinder bezeichnet.

Mochten sich die epischen Dichter der besonderen Gunst der Göttin rühmen, so hatten doch auch die übrigen Poeten nicht minder das Recht, sie die Ihre zu nennen, denn sie war Vorsteherin der Dichtkunst überhaupt.[12]) Poeten aller Art rufen sie an, sie zu begeistern[13]), nennen ihr dichterisches Vermögen ihre Kalliope[14]); manche sollen ihrem Schoße entsprossen sein.

Die „Schönstimmige" steht auch der Tonkunst nahe (*Plato*, Phaedr. XLI. p. 259 *D. Niket. Eugenian.* VI, 344); Horaz (Od. III, 4. 1—4) gibt ihr vox tibia fides und cithara, musikalische Instrumente führt sie bei Schriftstellern (*Themist.* Or. XXI, p. 255; *Propert.* I. 2. 27 sq.; *Martian. Capella* XII, 24) und auf Bildwerken, s. u., und Sängerinnen werden als Kalliopen (Anthol. VII, 597 sq.) oder Töchter der Kalliope (ibid. Append. 251) gefeiert.[15])

Der innige Zusammenhang der Kalliope mit den Töchtern ist durch das Bestreben, den Ruhm der letzteren zu erheben, der ursprünglichen, sproden Jungfräulichkeit der Göttin sehr verhängnisvoll geworden; eine große Anzahl von Ehen wird ihr zugeschrieben: Orpheus[16]), mit dem Thrakier Oiagros[17]) oder mit Apollo[18]) gezeugt, Hymen[19]), Jalemos vom Apollo[20]), Linos von demselben[21]), Hymenaios vom Magnes[22]), Rhesos vom Flußgott Strymon[23]), die Sirenen vom Acheloos[24]), endlich die Korybanten.[25])

Kalliope hatte in Antiochia ein eigenes, mitten in der Stadt gelegenes Heiligthum[26]); auf einer Münze des Kaisers Probus, der ein Museion in jener Stadt restaurirte und ausschmückte[27]), ist die CALLIOPE AVG. dargestellt, wie sie an eine auf einer Säule stehende Lyra faßt[28]), vielleicht eine Copie nach dem Cultusbilde jenes Tempels.

Auf den griechischen Bildwerken (einige deutet an die Anthol. Planud. IV, 217 und 218) hat Kalliope ebenso wenig wie die andern Musen eine typische Gestalt erhalten. Sie erscheint, inschriftlich bezeugt, auf Vasen stets als anmuthiges Mädchen, mit wechselnden Attributen, bald mit einer Syrinx[29]) oder einer Flöte[30]), bald mit Trigonon[31]), mit einem Schmuckkästchen[32]) oder auch

---

Sil. Ital. III, 232 Prodite, Calliope, famae, mit Ernesti's Anm., und XII, 390 Sed vos, Calliope, nostro donate labori.

4) Die bezüglichen Bildwerke hat Stephani behandelt in den Annali dell' Inst. 1860, p. 313 sq. 5) *Hes.* l. c. und *Plutarch*, Praec. ger. reip. V, 3. 6) So schon *Themist.* Orat. XXI, p. 255. Vgl. Guédéonoff, Ann. d. Inst. 1852, p. 69. Trendelenburg, Der Musenchor, 36. berliner Winckelmanns-Festprogramm S. 21. Anm. 46. Gerhard, Götter- und Heroengestalten S. 43. 7) Anthol. Gr. IX, 504 *K. σοφίην ἠρωίδος εὗρεν ἀοιδῆς*, vgl. *Plut.* Conv. disp. IX, 14. 7. Sie fundet *λόγους θείους καὶ ἀνθρωπίνους*, *Plato* l. c. 8) *Auson.* Id. XX, 7 Carmina C. libris heroica mandat. *Mart. Cap.* XL, 1 sagt von ihr und Urania: innumera gremio congessere volumina. Auf Bildwerken (s. unten) führt sie Schreibtafel und Griffel oder eine Schriftrolle. 9) *Petronii Afranii* epigr. in T. Petr. Arb. Satiricon, Francof. 1621, p. 221 Calliope doctis dat laurea poetis, cf. Anthol. IX, 50. 5, *Mart. Cap.* 332. 4. 10) Bei *Homer* Il. I, 1 *θεὰ* und Od. I, 1 *μοῦσα* sind als Kalliope zu fassen, vgl. außerdem Hymn. auf Hel. 2, *Tzetzes τὰ πρὸ Ὁμήρου* 2, *Tryphiodor. Ἅλωσις Ἰλίου* 1 sq., *Virg.* Aen. I, 8; V, 925. 11) *Moschos* III, 73 nennt Homer *τὸ Καλλιόπας γλυκερὸν στόμα*. *Max. Tyr.* diss. III, 7 *Ὁμήρῳ ὑπὸ Καλλιόπης λιγαινομένῳ*. 12) Bei *Arsen. Violar.* p. 325 Walz, *Moschopulos* p. 59 Titze, *Apostol.* X, 33b in den Paroem. Gr. I, p. 494 und in einer Inschrift auf einem herkulanensischen Wandgemälde (Pitture d'Ercol. II, p. 59) wird der Kalliope die *ποίησις* ganz im Allgemeinen als eigenstes Gebiet zugewiesen. 13) z. B. *Sappho* 82, *Stesich.* 78, *Alcman* in Bergk Lyr. gr. p. 354. 45, *Claudian.* XVII, 288 cf. XXIX, *Mart.* Cap. I, 17, *Propert.* V, 6. 11; II, 1. 3, *Lucret.* VI, 92, *Hom.* Hymn. XXXI, 2 Baumeist., *Sid. Apollin.* XIV, 6; vgl. auch *Isokrat.* VIII, p. 75 Reiske. 14) *Ovid.* Trist. II, 567, *Columella* X, 225.

15) In ähnlichen Fällen ist jedoch immer die Frage aufzuwerfen, ob es sich nicht um den wirklichen Namen Kalliope handelt der bei menschlichen Frauen keineswegs ungebräuchlich war; vgl. Becker im Philologus VIII, S. 373 fg. 16) *Eustath.* p. 817. 30, *Eratosth.* Katast. 24, *Arnob.* III, 37, *Eurip.* Rhes. 944, Anthol. VII, 8 und 9, Anthol. Planud. IV, 217, *Orph.* Argon. 606, Schol. in Caes. Germ. Arat. p. 404, 16, Eyssenh., *Claudian.* Epist. I, 20 Jeep. 17) *Ἀγ. Ἡσ. καὶ Ὁμ.* ed. Goettl. 314, *Ap. Rhod.* Argon. I, 23 sq., *Apdor.* I, 3. 2, Schol. zu Pind. Pyth. IV, 513, Anthol. VII, 10, *Orph.* Argon. 77, *Nonnus* XIII, 430; XXII, 190, *Conon* Narr. 45, *Quint. Sm.* III, 637 sq. *Hygin.* Fab. XIV, *Seneca* Herc. Oet. 1034, *Mart.* IX, 87, *Stat. Silv.* II, 7. 39 sq., *Prop.* II, 23. 29, *Virg.* Ecl. IV, 57, *Ovid.* Fast. V, 86 und Ibis 480. 18) *Apdor.* I, 3. 2. 19) *Ἀγ. Ἡσ. κ. Ὁμ.* l. c., Anth. IX, 523 und Antipater in der Anth. Planud. IV, 296, *Plut.* Vita Hom. I, 4. 7. 20) *Hesych.*, *Phot.* und *Suid.* s. v., Schol. zu Eurip. Orest. 1375, zu Supplices 281, zu Rhesos 895, zu Apollon. Rh. IV, 1304, zu Pind. Pyth. IV, 313, *Gregor. Cypr.* in den Paroemiogr. gr. II, p. 72; vgl. Welcker, Kl. Schrift. I, S. 30 fg. 21) *Apdor.* I, 3. 2. 22) Schol. zu Pind. l. c.; er wird einfach Calliopeius genannt in *Patricii* Epithal. (Anth. Lat. II, 641. 77 und I, 283. 77 Meyer). Musa genitus bei *Claudian.* XXXI, 31, doch kann da auch Urania oder Terpsichore als Mutter gemeint sein. 23) *Apdor.* I, 3. 2. 24) *Serv.* zu Virg. Aen. V, 864, zu Virg. Georg. I, 8. 25) *Strabo* X, 3. 19. 26) *Libanius* ad Julian. Leg. p. 410 und Monod. p. 336 und andere Stellen bei K. O. Müller, Antiquit. Antioch. p. 69 und 106. 27) Nach *Malalas* p. 400 Oxon. 28) Eckhel. Doctr. N. II, Tom. VII, p. 504, Cavedoni, Ann. d. Inst. 1858, p. 93, Cohen, Descr. hist. des monn. impér. V, p. 429, no. 151 (100 francs). 29) Auf der Françoisvase; eigenthümliche Deutungen von Guédéonoff, Ann. d. Inst. 1852, p. 69 und Em. Braun ibid. 1848, p. 311 sq. 30) Beim Streit der Aphrodite und Kora um den Adonis, Bullet. arch. Napolet. N. S., VII, tv. IX, nach Stephani, Ann. d. Inst. 1860, p. 315 extr. 31) Von Panofka beschrieben Musée Blacas p. 18. 22. 32) Mit

ohne irgendein Abzeichen.[33]) Auch die spätere Kunst hat keine allgemein gültig gewordene Ausstattung der Kalliope gewonnen. Statuarische Werke (Clarac, Musée de sculpt. III, pl. 294—296, No. 1113—1115 B gibt eine Reihe angeblicher Standbilder der Kalliope) kommen fast gar nicht in Betracht, da die Attribute fehlen oder ohne Gewähr der Richtigkeit ergänzt sind. Von den Musen auf Münzen des Pomponius Musa, die als Nachahmungen der berühmten Statuen aus Ambrakia gelten, die Fulvius Nobilior nach Rom in den Tempel des Hercules Musarum weihte, wird von manchen die auf eine Säule gestützte, mit dem Buche (Cohen, Méd. consulaires pl. XXXIV, No. 6) Kalliope genannt, während Visconti, Borghesi (Oeuvres numismatiques I, p. 293) und Cohen (l. c. p. 267) diesen Namen der Münze zuweisen, die eine Muse darstellt, welche eine auf einer Säule stehende Lyra rührt (Cohen, l. c. No. 5), die also der Darstellungsweise der Kalliope auf der Münze des Probus entspricht. Auf Reliefen (z. B. der tabula Iliaca), besonders auf den zahlreichen Musensarkophagen[34]), erscheint sie sitzend oder stehend, meist mit Schreibtafel und Griffel (auch auf einem Mosaik bei Clarac, l. c. No. 1119), gern mit Klio gruppirt, von ihr aber oft schwer zu unterscheiden, wie auch auf einem herculanensischen Wandgemälde (Pitture d'Erc. II, p. 59, D.d.a.K. I, LVIII, No. 741) die epheubekränzte (*Ovid.* Fast. V, 79) *ΚΑΛΛΙΟΠΗ* eine Rolle trägt, wie die entsprechende *ΚΑΕΙΩ*, sodaß bei ähnlichen Fresken (s. Helbig, Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Camp. No. 860—862, vgl. S. 172) die Benennung schwankend bleiben muß.

Eine große Anzahl von griechischen Autorenstellen bei Pape, Wörterbuch der griechischen Eigennamen, s. v. I, S. 602, von lateinischen bei de Vit, Onomasticon, II, XI, p. 71. (*R. Gaedechens.*)

Kallippos, s. Kalipos.

KALLIPYGOS (die Form Callipygis beim Commentator Cruq. ad Hor. Sat. I, 2. 93), auch *Καλλίγλουτος* genannt (nach *Nikander* bei *Clemens Alex.* I. p. 40. Dindorf, p. 11 Sylburg), „die Schöngesteißte".

1) Beiname der Aphrodite in Syrakus nach der Geschichte bei *Athen.* XII, 13, p. 554 E. Zwei Landmädchen aus der Umgegend streiten sich, wer von ihnen das schönste Gesäß habe.*) Sie rufen einen zufällig vorübergehenden Jüngling aus der Stadt zum Richter auf, der für die Aeltere entscheidet und sich in sie verliebt; sein Bruder, von ihm unterrichtet, erwählt die Jüngere. Nicht ohne Mühe erlangen sie von ihrem Vater die Einwilligung zur Heirath; die Mädchen ziehen nach Syrakus, werden von den Bürgern *Καλλίπυγοι* genannt und weihen daselbst aus Dankbarkeit der Aphrodite Kallipygos ein Heiligthum (Aratus in den Jamben bei Athen. l. c. und Clem. Alex. l. c.). Mit dieser Anekdote wird ohne jede Berechtigung zusammengebracht:

2) die berühmte, stark versehrte, von Albaccini ergänzte (die Restaurationen sind angegeben bei Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildwerke, S. 119 fg., und Niccolini zum Real Museo Borbonico XVI. tv. XXVII), angeblich an der Stätte des goldenen Hauses des Nero gefundene, später in der Farnese'schen Sammlung, jetzt im Museum zu Neapel befindliche, unter dem Namen Venus Callipygos (Vénus aux belles fesses) bekannte Marmorstatue (oft abgebildet, z. B. Müller-Wieseler, Denkmäler der alten Kunst, II. XXV. n. 276) und besprochen (daselbst S. 417; Friederichs, Bausteine, No. 606; Bernoulli, Aphrodite, S. 341 fg.), der allerdings die Benennung Venus nicht abgesprochen werden soll. Die Göttin hat durch Aufheben ihres gegürteten Gewandes die ganze schöne Rückseite entblößt und wendet sich zur Schau derselben um, ein raffinirtes Motiv, welches dies schön gearbeitete, von Winckelmann (Werke II, S. 404) nicht gebührend geschätzte griechische Kunstwerk der nachalexandrinischen Epoche zuweist. Größere antike Wiederholungen besitzen wir nicht.

Einige in den Büchern noch immer spukende *Καλλίπυγοι* sind endlich einmal abzuweisen: a) Winckelmann l. c. spricht von einer solchen in Versailles, doch ist diese nur eine von Clairion gefertigte Copie der Neapolitanischen (s. Thomassin, Recueil des figures . . . qu'ils se voient à présent dans le château et parc de Vers. 1694, p. 9 zu pl. 33, auch in der Ausgabe A la Haye 1724; seine Angabe wird bestätigt durch Mus. Royal de Naples. Peint. br. et stat. érotiques du cabinet secret. Paris 1836, p. 8). b) Welcker (zu K. O. Müller's Handbuch der Archäologie, § 377. 2) führt eine solche als in Syrakus befindlich an; doch ist diese Angabe sicher nur aus der falschen Deutung hervorgegangen, die die berühmte kopflose, jetzt im dortigen Museum stehende Statue (nach der Jenaischen Literaturzeitung, 1816, No. 164, S. 370) durch Graß (Reise nach Sicilien, II, S. 556) und Landolina (den schon Kephalides, Reise durch Italien und Sicilien, II, S. 8 fg. berichtigt) erhielt. c) Die von K. O. Müller l. c. angeführte, bei Cavall. II, 66 ist keine andere als die Neapolitanische. Sicher unter dem Eindruck der letzteren ist eine Paste des Berliner Museums (Toelken, Erklärendes Verzeichniß, III, 2. 424, Friederichs l. c. S. 347, abgebildet bei Müller-Wieseler l. c. No. 276[a]; ob aber Venus oder Hetäre?) gearbeitet, deren Echtheit mir jedoch nicht über allem Zweifel erhaben scheint; noch unsicherer ist, ob der angebliche Onyx in den Monuments du culte secret des dames romaines, Caprée 1784, pl. XLVI je existirt hat.

---

vier andern Musen einem jungen Mädchen Geschenke bringend, ibid. pl. IV, Müller-Wieseler, Denkm. der alten Kunst II, Taf. LVII, no. 733, wo auf S. 28 die weitere Literatur; vgl. noch Conze, Götter- und Heroengestalten, Taf. XC, 2 und Stephani, Compte rendu, 1861, p. 18.

33) Beim Streit des Apollo und Marsyas, Monum. d. Inst. II, tv. XXXVII, Müller-Wieseler l. c., Taf. XLI, Nr. 488, S. 41. 34) Eine Aufzählung durch Gerhard in der Archäol. Zeitung 1843, S. 115 fg.

*) Von einem ähnlichen Wettstreit in einer Frauengesellschaft berichtet *Alkiphron* I, 39, Einschlagendes auch beim Komiker Alexios nach *Clem. Alex.* I, 303 Dind. (p. 94, 3 Sylb.), Rufin (Epigr. in Brunck, Analecta II, 390) läßt Paris die Schönheit der drei Göttinnen lediglich nach den Reizen ihrer nates beurtheilen.

Von niemand beanstandet ist dagegen die Authenticität einer Bronzestatuette zu Arolsen (Gaedechens, Die Antiken des fürstlich Waldeckischen Museum zu Arolsen, S. 53 fg., No 79; ich erstand 1879 ein zweites Exemplar in einem Laden auf Piazza Barberini in Rom), deren Stephane die Deutung auf die Göttin zu sichern scheint. Das Motiv ist dem der Statue völlig gleich, nur ist das Kleid nicht angezogen, sondern umgelegt, und im Arrangement des Gewandes sind erhebliche Abweichungen.

Auf mehreren andern Bildwerken hat man Weiber in der Stellung der Venus Kallipygos erkennen zu dürfen geglaubt, doch entweder fehlt ihnen (wie der Marmorgruppe einer elfstattlichen Manade und eines sich über ihre Körperblöße freuenden Satyrs, aus Gythion, bei Pervanoglu, Ann. dell' Inst. tv. d'agg. P. 2, p. 271 sq.) das Motiv der absichtlichen Entblößung und des Rückschauens, wodurch jene Statue das Bublerische und Hetärenhafte erhält, oder sie deuten auf brutale und unnatürliche Wollust, wie ein Vasenbild aus der Sammlung Hope (Archäol. Anzeiger 1849, S. 98 unten), welches „den verworfenen Sinn der Statue erklären" helfen soll, der ihr aber gar nicht anhaftet. Burckhard (Cicerone, 2. Auflage, II, S. 450) sagt mit Recht: „Die Absichtlichkeit der ganzen Darstellung rückt dieses Bild in das Gebiet des Bublerischen, wenn man es auch nicht obscön nennen kann."

Hetären und Tänzerinnen scheinen allerdings gern diese Stellung nachgeahmt zu haben. Unterliegt zwar die interessante, angeblich aus Herculaneum stammende Bronzestatuette einer tanzenden Mohrin in der Nationalbibliothek zu Madrid (Revue Archéologique, III, p. 264, Holzschnitt), auch abgesehen von der Inschrift, trotz Mérimée's wiederholter Versicherung ihres antiken Charakters, wegen ihrer Echtheit gegründeten Bedenken, so finden sich auf Vasen einzelne sichere bezügliche Darstellungen (z. B. Gerhard u. Panofka l. c., S. 315 fg., No. 505. Heydemann, Die Vasensammlungen des Museo Nazionale in Neapel, No. 2855, S. 407; eine Zeichnung einer ähnlichen besaß Raoul Rochette nach Welcker zu K. O. Müller l. c.). Als eine Parodie der Venus Kallipygos dürfte aufzufassen sein die Bronzestatuette des Museums zu Neapel bei Gerhard u. Panofka l. c., S. 199, No. 3: „Schauspieler in Weiberkleidung, der sich den Rock hinten aufhebt." (*R. Gaedechens.*)

KALLIRRHOE (*Καλλιῤῥόη*), ein an verschiedenen Orten Griechenlands und des gräcisirten Orients wiederkehrender Name für Quellen und Quellnymphen. Die bekannteste derselben ist die athenische Kallirrhoe, die einzige Quelle reinen und frischen Trinkwassers auf dem Boden der Stadt Athen, deren Wasser seit den ältesten Zeiten sowol zum Trinken als zu sacralen Verrichtungen benutzt wurde. Dieselbe entsprang in der Nähe des Ilissos, war daher nicht in die Ringmauer der Stadt eingeschlossen, sondern gehörte zu der östlichen Vorstadt Athens, Agrä. Durch Peisistratos wurde über der Quelle ein stattliches Brunnenhaus errichtet, aus welchem das Wasser durch 9 Röhren hervorströmte, weshalb die Quelle auch den Namen Enneakrunos erhielt. S. *Herod.* VI, 137; *Thukyd.* II, 15; *Paus.* I, 14, 1. Der neuerdings von Unger in seinem Aufsatz „Enneakrunos und Pelasgikon" (in den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und historischen Classe der königl. bayr. Akademie der Wissenschaften zu München, 1874, Bd I., S. 263 fg.) gemachte Versuch, zwischen einer innerhalb der Stadt, am östlichen Ende des Marktplatzes, gelegenen Enneakrunos und der außerhalb der Ringmauer am Ilissos aufsprudelnden Kallirrhoe zu unterscheiden, muß als völlig verfehlt bezeichnet werden. Während der Name Enneakrunos mit dem Verfall des Brunnenhauses verschwunden ist, haftet der alte Name Kallirrhoe noch heutzutage an einer reichen Quelle, die jetzt aus dem Felsboden zwischen zwei Armen des Ilissos aufsprudelt und ihr Wasser unmittelbar in das Bett dieses Flusses ergießt, eine Erscheinung, die offenbar auf eine Veränderung des Laufes des Ilissos seit dem Alterthum zurückzuführen ist und uns nicht veranlassen darf, mit B. Stark (Nach dem Griechischen Orient. Heidelberg 1874, S. 315) den Namen Kallirrhoe auf eine ein wenig nördlich davon aus einer künstlichen Spalte des Felsbodens hervorbrechende Wasserader (die jedenfalls nur ein Zweig der Hauptquelle ist) zu übertragen. Vgl. E. Wachsmuth, Die Stadt Athen im Alterthum, Bd. I. (Leipzig 1874), S. 172 fg. und S. 272 fg. — Quellen gleichen Namens finden wir im Alterthum in der ätolischen Stadt Kalydon (s. d.) in der Nähe des Hafens (*Paus.* VII, 21. 5); in der akarnanischen Stadt Oiniadä (auf diese noch heutzutage in den Ruinen der Stadt nachweisbare Quelle ist die Aufschrift *ΚΑΛΛΙΡΟΑ* auf Münzen von Oiniadä zu beziehen, s. Imhoof-Blumer, Die Münzen Akarnaniens, Wien 1878, S. 145 fg.), und in der phönizischen Stadt Tyros (*Nonnos* Dionys. XL, 363). Ferner führte die gewöhnlich Edessa genannte Stadt, die Hauptstadt der mesopotamischen Landschaft Osroëne, auch den Namen *Ἀντιόχεια ἐπὶ Καλλιῤῥόῃ* nach den starken Quellen des von den Griechen Skirtos, von den Syrern Daisan genannten Flusses (eines Nebenflusses des Euphrat), welche in der Nähe der Stadt einen Teich bilden (*Plin.* N. h. V, 21. 86; *Steph. Byz.* p. 100. 1 f. ed. Meineke; vgl. H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 155 fg.). Endlich wurde auch ein durch seine heilkräftigen Quellen berühmter Badeort in der jüdischen Landschaft Peräa von den Griechen mit dem Namen Kallirrhoe bezeichnet (*Plin.* V, 16. 72; *Joseph.* Arch. XVII, 6. 5; b. Jud. I, 33. 5; *Ptolem.* V, 16. 9; *Euseb.* h. eccl. I, 8.).

(*C. Bursian.*)

KALLISTHENES von Olynthos, Sohn des Demotimos oder Kallisthenes (Suid.) und der Hero, einer Cousine des Aristoteles (*Plut.* Alex. 55). Er kann höchstens etwa 10 Jahre jünger gewesen sein als letzterer (geb. 384) und stand jedenfalls bei der Zerstörung seiner Vaterstadt durch Philipp von Makedonien (Ende 348 v. Chr.), der alle Gefangenen in die Sklaverei verkaufte, schon im Mannesalter. Wie Aristoteles, wird auch er mit Makedonien in Beziehung gestanden haben, und als jener im Jahre 343 die Erziehung Alexander's übernahm, scheint auch Kallisthenes an den Hof gekommen zu sein; er wird

daher als Mitschüler Alexander's bezeichnet (*Justin.* XII, 6, 17). Allgemein gilt Kallisthenes als Schüler des Aristoteles, wie weit indessen seine philosophischen Studien sich erstreckten, wissen wir nicht. Vermuthlich haben sie sich im wesentlichen auf die praktischen Zweige der griechischen Philosophie, Rhetorik und Ethik, beschränkt. Mit Aristoteles' Hauptschüler Theophrast stand Kallisthenes in nahen Beziehungen (*Cic.* Tusc. III, 21 u. a.); derselbe verfaßte später, offenbar mit Beziehung auf Kallisthenes' Tod, eine Schrift *Καλλισθένης ἢ περὶ πένθους* (*Diog. L.* V, 44). Daraus, daß bei Diogenes Laërtius V, 39 eine bekannte, sonst von Ephoros und Theopomp oder Xenokrates und Aristoteles erzählte Anekdote auch einmal auf Kallisthenes und Theophrast übertragen wird — der Lehrer habe gesagt, jener bedürfe des Spornes, dieser des Zügels — etwas über die Begabung des Kallisthenes zu folgern, ist nicht zulässig. Seine literarische Thätigkeit wandte Kallisthenes der Darstellung der zeitgenössischen Geschichte zu. In 10 Büchern behandelten die *Ἑλληνικά* den dreißigjährigen Zeitraum vom Frieden des Antalkidas (387) bis zum Ausbruch des heiligen (phokischen) Krieges 357 (*Diod.* XIV, 117; XVI, 14). Die Geschichte des letzteren, die mit der Begründung der makedonischen Hegemonie in Hellas endete, stellte ein zweites Werk dar (*περὶ τοῦ ἱεροῦ πολέμου*, *Athen.* XIII, 560; vergl. *Cic.* ad. fam. V, 12, 2, wo Westermann Troicum bellum richtig in Phocicum bellum corrigirt hat). Beide Werke sind jedenfalls vor 334 v. Chr. vollendet worden; wenn Lydus (De mens. IV, 68) eine Angabe des Kallisthenes aus dem vierten Buche der Hellenika anführt, in der er von den Ursachen der Nilschwelle spricht und erzählt, er sei mit Alexander nach Aegypten gezogen und bis nach Aethiopien gekommen (hier liegt wol ein Misverständniß des Lydus vor, der seine Angabe jedenfalls nicht direct aus Kallisthenes entlehnt hat; im übrigen wird Kallisthenes' Erklärung der Nilschwelle aus den heftigen Regenmassen in Aethiopien, die hier im Hochsommer durch die Etesien angehäuft würden, auch sonst mehrfach erwähnt, s. *Kall.* fr. 6 Müller), so ist die Stelle entweder später eingefügt, oder, was viel wahrscheinlicher erscheint, das Citat entstammt der Geschichte Alexander's und nicht den *Ἑλληνικά*.

Ueber Anlage und Darstellung dieser Werke lehren die Fragmente (bei Müller 17 [resp. 16] der *Ἑλληνικά* und 1 aus dem heiligen Kriege) nicht allzu viel. In der Darstellung stand er jedenfalls wie seine Zeitgenossen Theopomp und Ephoros völlig unter dem Einflusse der Rhetorik (vergl. *Cicero* De orat. II, 58. ad Qu. fr. II, 13. *Longin.* De subl. III, 2), ja sein späteres Werk über Alexander kann geradezu als Muster und Vorbild der die ganze folgende Epoche beherrschenden Verirrung der Historiographie gelten, welche eine blendende, pointirte und an Anekdoten und interessanten Schilderungen reiche Darstellung als ihre Hauptaufgabe betrachtet und darüber die historische Wahrheit oft ganz aus den Augen verliert. Daß er zahlreiche Excurse einfügte (zum Beispiel über die Verfassung Kretas, über Aristides' Nachkommen, über das Datum der Zerstörung Trojas, über Kimon [s. u.]) ist gleichfalls im Geschmacke der Zeit; Theopomp füllte bekanntlich ganze Bücher lediglich mit Excursen. Betreffs der Tendenz wird man wol annehmen dürfen, daß Kallisthenes auf ähnlichem Standpunkte stand wie Isokrates und Aristoteles. Die Aufgabe der Hellenen war, den Kampf gegen die Perser wieder aufzunehmen und zu Ende zu führen, die gewissermaßen von der Natur geforderte Herrscherrolle über die Barbaren auch wirklich auszuüben. Statt dessen zerfleischten sie sich in ewigen Kämpfen, bis endlich in Philipp ein Fürst erstand, der Hellas zur Einigung zwang und nun den Kampf gegen Asien beginnen konnte. Gleich zum Eingang hat Kallisthenes offenbar den beliebten Vergleich des Antalkidas-Friedens mit dem sogenannten Kimonischen ausgeführt; denn aus ihm stammt die ausführliche, von der des Ephoros [erhalten bei *Diodor* XI, 60 fg. und *Frontin.* IV, 17, 45; vgl. *Polyaen.* I, 34, 1] völlig und vortheilhaft abweichende Schilderung der Schlacht am Eurymedon bei Plutarch (Cim. 12. 13; p. 484, 23—486, 21 der kleinen Sintenis'schen Ausgabe). Daß nach der Schlacht ein wirklicher Friede geschlossen sei, bestritt Kallisthenes; nur thatsächlich hätten die Perser von da an das westliche Kleinasien aufgegeben. Auf den durch Kallias nach Kimon's Tode geschlossenen Frieden, dessen Echtheit bekanntlich Theopomp (fr. 168) bestritt, scheint Kallisthenes nicht eingegangen zu sein. Ob sonst noch Gut des Kallisthenes in den auf uns gekommenen Darstellungen dieser Epoche erhalten ist, ist noch nicht untersucht. Die Angabe des Porphyrios (bei *Euseb.* pr. ev. X, 3), Ephoros habe aus den Werken des Daimachos [??], Kallisthenes und Anaximenes an 3000 Zeilen wörtlich herübergenommen, ist wegen ihrer allgemeinen Fassung nicht weiter zu verwerthen, selbst wenn sie völlig correct sein sollte.

Als Aristoteles 335/4 nach Athen ging, soll er den Kallisthenes bei Alexander gewissermaßen als Stellvertreter zurückgelassen haben (*Diog. L.* V, 5 und Suidas), woran dann einige werthlose Anekdoten angeknüpft werden. Glaublicher ist, daß Alexander den berühmten Historiker zu sich berief, um als Augenzeuge die Geschichte seines Zuges zu schreiben (*Justin.* XII, 6), wie ihn in gleicher Weise der Kyniker Onesikritos und der Rhetor und Geschichtschreiber Anaximenes begleiteten. Ganz falsch und lediglich nach dem Beispiel des Aristoteles zurechtgemacht ist dagegen die Angabe, Kallisthenes habe sich dem Alexander angeschlossen, um ihn um die Wiederherstellung Olynth's zu bitten (*Plut.* Al. 53, De stoic. rep. 20, vgl. die Geschichte von Anaximenes bei *Pausan.* VI, 18).

Kallisthenes hat die Begebenheiten des „persischen Kriegs" — daher der bei Suidas s. v. *Σαρδανάπαλλος* überlieferte Titel *Περσικά* — offenbar unmittelbar nach den Ereignissen niedergeschrieben; sein Werk war die erste **ausführliche** Darstellung, aus der man in Europa die Thaten des Königs kennen lernte. Zieht man die schriftstellerische Begabung des Kallisthenes dazu in Betracht, so begreift man vollkommen, welchen Einfluß er gewinnen mußte. Er ist denn auch für die erste Hälfte des Alexanderzuges die Grundlage aller folgenden Berichte

geworden; so viel auch überarbeitet, zugesetzt, entstellt worden ist, der Kern der Vulgata über Alexander, wie sie uns bei Diodor, Curtius, Justin, und an vielen Stellen bei Strabo, Plutarch, Arrian u. a. vorliegt, geht, wie namentlich Droysen betont hat und sich vielfach mit völliger Sicherheit nachweisen läßt, auf Kallisthenes zurück.

Die Darstellung des Kallisthenes beruht durchweg auf einer überschwenglichen Verherrlichung Alexander's (vgl. *Polyb.* XII, 23), der, ein Nachkomme des Zeus, des Perseus und Herakles, unter göttlichem Beistand die Mission der Hellenen erfüllt. Bekannt ist seine Schilderung, wie in Lykien am Klimax das Meer vor Alexander zurückgewichen sei, um gewissermaßen ihm die προσκύνησις zu leisten (fr. 25; zur Kritik vergl. vor allem *Strabo* XIV, 3, 9, wahrscheinlich aus Aristobul). Zum Ammonion führen ihn zwei Raben durch die Wüste und die Götter thaten Wunder auf Wunder; das Orakel erklärt den König für einen Sohn des Zeus (fr. 36). Vorzeichen verkünden dann seine weiteren Kriege, die Schlacht bei Arbela und Darius' Tod (ib.), ein Indicium, daß auch die absurden Vorausverkündigungen vor der Schlacht am Granikos bei *Diod.* XVII, 17, 6 fg. ihrem Kern nach auf Kallisthenes zurückgehen werden. Durchaus wird Alexander als Vorkämpfer der Hellenen aufgefaßt, während er in Wirklichkeit sich bekanntlich vor allem als Makedoner fühlte und der Antagonismus beider Völker unter und nach ihm immer stark hervortrat. Vor der Schlacht bei Arbela läßt ihn Kallisthenes den griechischen Truppen eine lange Rede halten, in der er die Götter auffordert, wenn er wirklich vom Zeus stamme, sollten sie den Hellenen ihre Hülfe gewähren (fr. 37, *Plut.* Al. 33); demnach geht wahrscheinlich auch die analoge Rede vor der Schlacht bei Issos (*Curt.* III, 10; *Justin.* XI, 9; *Arr.* II, 7; vergl. Droysen, Gesch. Al.² II, 412) auf Kallisthenes zurück. Dem entspricht, daß in der Vulgata überall die Hellenen ungebührlich hervortreten, speciell die thessalischen Reiter (bei Issos: *Curt.* III, 11, vgl. *Diod.* XVII, 33, 2; am Granikos: *Diod.* XVII, 21, 4); Aristobul und namentlich Ptolemaeos rectificiren hier durchweg die Vulgata. Ferner scheint auf Kallisthenes die detaillirte Schilderung der persischen Verhältnisse zurückzugehen, wie Droysen vermuthet; es ist charakteristisch, daß die maßlos übertriebenen Angaben über die Stärke des persischen Heeres bei Issos und die Zahl der Gefallenen, welche Kallisthenes gab (*Pol.* XII, 18, 2 der allerdings nur 30,000 Reiter und 30,000 griechische Söldner nennt; indessen die Masse des persischen Fußvolks, 60,000 Kardaker, kann daneben nicht gefehlt haben, und §. 9 fg. weist auch darauf hin) in unserer gesammten Ueberlieferung, auch bei Ptolemaeos und Aristobul, die eben für die persischen Verhältnisse kein neues Material beschaffen konnten oder wollten, gleichmäßig wiederkehrt. Daß dramatisch pointirte Schilderungen und Anekdoten nicht fehlten, ist selbstverständlich, obwol sich nicht nachweisen läßt, wie viel von den zahllosen derartigen Erzählungen über Alexander im einzelnen auf Kallisthenes zurückgeht. So läßt sich nicht erweisen, daß die aus Curtius, Diodor und dem pompejanischen Mosaik bekannte dramatische Schilderung des Zusammentreffens zwischen Darius und Alexander auf Kallisthenes zurückgeht, daß er aber zu einer derartigen Darstellung den Anstoß gab, lehrt die Angabe bei Polybios, daß Alexander und Darius nach Kallisthenes beide von Anfang an nach einem persönlichen Zusammentreffen strebten. In Arrian's Schlachtschilderung ist davon mit keinem Worte die Rede. — Daß Kallisthenes dagegen von militärischen Operationen wenig verstand, lehrt Polybios' scharfe Kritik seiner Darstellung der Schlacht bei Issos (XII, 17—22, und deutlicher noch der Vergleich der streng militärischen Darstellung Arrian's mit der Schilderung bei Curtius (vergl. auch Justin) und der arg entstellten bei Diodor, welche beide, sei es direct, sei es indirect, aus Kallisthenes entnommen sind (letzteres geht daraus hervor, daß alle bei Polybios erwähnten Angaben des Kallisthenes in beiden Berichten wiederkehren).

Eine besondere Eigenthümlichkeit des Werkes sind die zahlreichen geographischen, antiquarischen, naturwissenschaftlichen Notizen und Excurse, die dann in gleicher Fassung oder mit Modificationen in den späteren Darstellungen wiederkehren und um derentwillen auch Strabo den Kallisthenes stark benutzt hat. Namentlich gab Kallisthenes ausführliche Untersuchungen über Homerische Geographie, über die Wohnsitze der Kaukonen, Halizonen, Arimer, über den Fluß Parthenios, über die Auswanderung der Kiliker aus Troas nach den angeblichen Städten Thebe und Lyrnessos in Pamphylien und Kilikien, über die Geschichte der Karer und Leleger; auch die übereinstimmende Beschreibung des Flusses Kydnos und der korykischen Höhle, wo der Safran wächst, bei Curtius, Arrian und Strabo XIV, 5, 12 und XIII, 4, 6. XIV, 5, 5 (vgl. dazu noch Plin. XIII, 5 crocinum (unguentum) in Solis Ciliciae diu maxime laudatum est — Kallisthenes erscheint unter den Quellenschriftstellern für die asiatischen Pflanzen in Plinius' Index zu lb. XII und XIII) stammt aus Kallisthenes. An die Eroberung von Sardes knüpfte eine viel verwerthete Untersuchung über die — nach Kallisthenes zweimalige — Eroberung der Stadt durch die Kimmerier und Treter und das Zeitalter der Kallinos und Archilochos (*Strabo* XIII, 4, 8; vgl. Gelzer, Rhein. Mus. XXX, 259). Bei Tarsos und Anchiale erzählte Kallisthenes von ihrer Erbauung durch Sardanapal, unterschied nach Hellanikos' Vorgange zwei Könige dieses Namens, und theilte die berühmte Inschrift (in ionischem Dialekte) mit: *Σαρδαναπάλλος ὁ Ἀνακυνδαράξεω παῖς Ταρσὸν καὶ Ἀγχιάλην ἔδειμεν ἡμέρῃ μιῇ· ἔσθιε πῖνε ὄχευε, ὡς τἆλλα οὐδὲ τούτου ἐστὶν ἄξια*, nämlich des angeblichen Schnippens mit den Fingern, welches auf der Statue angedeutet sein soll (fr. 32, dessen Echtheit Westermann ohne Grund bezweifelt). Aristobul (bei *Strabo* XIV, 5, 9 und Arrian) entlehnte die Angabe aus Kallisthenes, ersetzte ὄχευε durch das anständigere Wort παῖζε, deutete indessen an, daß im „assyrischen Originale" ein kräftigeres Wort stehe. In seiner Fassung ist die Angabe dann in der griechischen Literatur unzähligemal verwerthet worden. Die In-

schrift ist jedenfalls von Kallisthenes einfach — unter Benutzung einheimischer Traditionen — erfunden worden, was ihm indessen bei der Art, wie die Griechen durchweg mit den Traditionen des Orients umgegangen sind, nicht einmal stark zum Vorwurf gemacht werden kann.

Wie weit das Werk des Kallisthenes hinabreichte, ist nicht sicher festzustellen; die romantischen Angaben der Vulgata über Darius' Tod sehen sehr danach aus, als ob sie in letzter Linie auf ihn zurückgingen. Jedenfalls wird dasselbe auf das treffendste charakterisirt durch die Anekdote, Kallisthenes habe gesagt, von ihm hänge der Ruhm Alexander's ab, er sei nicht zum Alexander gekommen, um durch ihn Ruhm zu gewinnen, sondern um ihn berühmt zu machen (*Arr.* IV, 10).

Trotz oder vielleicht gerade infolge seines Enthusiasmus für Alexander's Thaten ist Kallisthenes die Seele der Opposition gegen den König geworden und hat im Kampfe gegen ihn den Untergang gefunden. So unsicher auch die Ueberlieferung über die letzten Schicksale des Kallisthenes in ihren Einzelheiten ist, völlig klar tritt hervor, daß es der Gegensatz war, in welchen durch die Gewalt der Umstände und auch durch die Eigenart seines Charakters Alexander zu den Anschauungen und Forderungen der Hellenen, wie sie Isokrates, Aristoteles, Kallisthenes vertraten, geführt wurde, was den Bruch zwischen ihm und Kallisthenes veranlaßte. Anstatt, wie Aristoteles forderte, die Herrschaft der Hellenen über die Barbaren zur völligen Durchführung zu bringen und diesen die von der Natur ihnen vorgezeichnete Sklavenrolle zu überweisen (*Arist.* bei Strabo I, 4, 9; *Plut.* Fort. Alex. I, 6; vgl. Bernays, Dialoge des Aristoteles 52 fg.), suchte Alexander die Makedoner und Hellenen mit den Asiaten zu Einem Staate zu verschmelzen; über der Masse der Unterthanen sollte dann in übermenschlicher Höhe der als Gott verehrte Weltbeherrscher stehen. Gegen diese Bestrebungen, namentlich die Versetzung des Königs unter die Heroen, und die Vollziehung der *προσκύνησις* vor ihm, trat Kallisthenes, der nach einer bei *Justin.* XII, 6; *Curt.* VIII, 8, 22; *Plut.* Al. 52 vorliegenden Version nach Klitos' Tode (Anfang 328) noch den König durch philosophische Trostgründe aus der Verzweiflung zurückgerufen haben soll, mit Entschiedenheit auf, während der Abderite Anaxarchos als ihr Hauptverfechter genannt wird. Die Details der Vorgänge sind in den verschiedenen Versionen (bei *Arrian.* IV, 10 fg.; *Plut.* Al. 53 fg.; *Curtius* VIII, 5 fg.; *Justin.* XII, 7; vgl. XV, 3; *Curt.* VIII, 1, 17) abweichend und rhetorisch ausgeschmückt überliefert; die einzelnen Anekdoten sind von sehr zweifelhaftem Werth, ebenso die eingeflochtenen Charakteristiken des Kallisthenes (*ὑπαγροικότερος*, *σεμνός* u. a.) und die ex eventu fabricirte Angabe, Aristoteles habe gesagt, Kallisthenes könne gut reden, aber habe keinen Verstand (vgl. *Diog. L.* V, 5, 10; vgl. *Val. Max.* VII, 2 ext. 11 u. a.). Jedenfalls fiel Kallisthenes schließlich völlig in Ungnade, während die Unzufriedenen unter den Makedonern sich eng an ihn anschlossen. Es war daher sehr natürlich, daß, als im Winterquartier zu Baktra Anfang 327 (*Arrian.* IV, 22, 2) die Verschwörung des Hermolaos und der königlichen Pagen entdeckt ward, auch Kallisthenes der Mitschuld bezichtigt und gefangen gesetzt wurde. Ueber seine weiteren Schicksale widersprechen sich die Berichte (*Plut.* Al. 55; *Arr.* IV, 14, 3). Nach Chares und Aristobul starb er nach sieben Monaten im Gefängniß an einer Krankheit, nach der Vulgata (Justin, Curtius), der auch Ptolemäos folgt, wurde er gefoltert und hingerichtet. — Vergl. Droysen, Gesch. Alex. 2. Aufl. II. S. 83 fg. Grote, Hist. of Greece XII, p. 38 fg. u. a. Sammlung der Fragmente nebst Biographie u. s. w. von Westermann, De Callisthene Olynthio et Pseudo-Call. commentatio. 4 leipziger Programme. 1838—1842. Dann bei Geier, Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppares 1844, p. 191 fg. und C. Müller, Scriptores rerum Al. M. (im Arrian. ed. Duebner. Paris, Didot. 1846). — Fälschungen sind die Fragmente, welche aus angeblichen *Μακεδονικά*, *Θρακικά*, *Γαλατικά*, *Μεταμορφώσεις*, *Κυνηγετικά* des Kallisthenes (fr. 42—47 Müller bei Plutarch (De fluviis und Parall. min., und daraus bei Stobäus) angeführt werden, wie alles, was diese pseudepigraphen Machwerke enthalten. Ebenso sind der *Περίπλους* und die *Ἀποφθέγματα* (fr. 40—42 Müller) aus der Liste der Schriften des Kallisthenes zu streichen.

Mit dem Namen Pseudo-Kallisthenes pflegen wir den Verfasser des etwa im dritten Jahrhundert n. Chr. in Alexandria entstandenen griechischen Alexanderromans zu bezeichnen, der die Grundlage aller occidentalischen und orientalischen Alexandersagen bildet. Das Werk ist in den meisten Handschriften anonym, nur eine pariser aus dem Jahre 1469 (Zacher, Pseudocallisthenes p. 7) und eine ungefähr gleichzeitige römische (ib. p. 17) nennen den Verfasser *Καλλισθένης ἱστοριογράφος ὁ τὰ περὶ τῶν Ἑλλήνων συγγραψάμενος*, ob auf Grund alter Ueberlieferung, erscheint mir recht fraglich. Weit älter beglaubigt ist jedenfalls die Zurückführung des Werkes auf Aesopus, die sich in den Handschriften der lateinischen Uebersetzung des Werkes durch Julius Valerius (einem turiner Palimpsest, vielleicht aus dem 7. Jahrhundert, Zacher l. c. p. 35, 39, und einer mailänder Pergamenthandschrift des 9. Jahrhunderts, ib. p. 34: Julii Valerii res gestae Alexandri Macedonis translatae ex Aesopo graeco) sowie in einer leidener Handschrift der epitome aus Julius Valerius (9. Jahrhundert, in Zacher's Ausgabe von Julii Valerii Epitome, p. V) findet. Es hangt damit wol zusammen, daß zwei Handschriften des Pseudo-Kallisthenes (Zacher, p. 7 u. 14) denselben die Fabeln Aesop's unmittelbar vorangehen oder folgen lassen. Ob aber der Verfasser wirklich Aesop hieß oder die Uebertragung der Namen eine rein zufällige ist, muß dahingestellt bleiben.

Erste Ausgabe des Pseudo-Kallisthenes von C. Müller im Anhang zu Dübner's Arrian (s. o.). Pseudo-Kallisthenes nach der leidener Handschrift herausgegeben von H. Meusel, in Jahrbüchern für classische Philologie. V. Supplbd. 1871. — Ueber Handschriften und Geschichte des Werkes s. J. Zacher, Pseudo-Callisthenes.

Forschungen zur Kritik und Geschichte der ältesten Aufzeichnung der Alexandersage. Halle 1857.

(*Eduard Meyer.*)

KALLISTO, eine Arkadierin [1]), Tochter des Königs Lykaon (über sie s. besonders *Apollodor* III, 8. 2; *Ovid* Metam. II, 404 sq.; *Hygin.* Poet. astron. II, 1; Schol. in Arat. 27; Schol. in Caesaris Germanici Aratea 38 B sq. in der Ausgabe des Mart. Capella von Eyssenhardt, S. 381), als solche Lykaonis (*Ovid.* Fast. II, 73; cf. *Λυκαονὶη ἄρκτος Kallim.* Hymn in Jovem 41) genannt, nach anderer Nachricht (*Asios* bei *Apollod.* l. c.) Tochter des Nykteus, oder dem Liebesbunde des Keteus und der Stilbe entsprungen (*Pherekydes* ibid., Schol. zu Eurip Orest. 1647) und Enkelin des Lykaon (Arkethus von Tegea nach Hygin l. c.).

Der Jagdlust ergeben, schließt sie sich dem Gefolge der Artemis an, bricht aber das der Göttin gegebene Gelobniß ewiger Keuschheit, indem sie sich am Mons Parthenius (*Serv.* zu Virg. Aen. X, 57 quod ibi virginitas Callistonis delibata sit) den Umarmungen des Zeus hingibt, der ihr in der Gestalt der Artemis (Amphis comoed. bei Hygin., Apollodor.; Schol. Germ. Arat. ll. cc.; *Serv.* zu Virg. Aen. I, 744; *Nonnos* Dionys. II, 123; *Ovid.* Met. II, 425 sq.[2]) oder des Apollo (Apollodor.) genaht war. Ihr Fehltritt hat ihre Metamorphose in ein wildes Thier (*θηρίον Lucian. νεκρ. διάλ.* 28. 3) zur Folge; einzelne Schriftsteller (*Eurip.* Hel. 387; *Clem. Alex.* Homil. V, 13, cf. Potter ad Lykophr. 88[3]) lassen sie zu einer Löwin werden; nach den weitaus meisten Nachrichten aber wird sie in eine Bärin verwandelt. Diese *θηρίωσις*, die Lucian (*περὶ ὀρχήσεως* 48) als Gegenstand der Orchestik nennt, geschieht entweder durch Zeus, welcher der Göttin seine Untreue verbergen (Hygin) oder die Geliebte vor ihrer Rache sichern will (*Apollod.* l. c. und *Liban.* Narr. bei Westermann, Mythogr. gr. p. 374, 34), oder durch die erzürnte Hera (Schol. Germ. Arat.; *Ovid.* Fast. II, 177 sq.; *Serv.* zu *Virg.* Georg. I, 67. 138), die dann die Artemis zu ihrer Erlegung antreibt (Hygin u. Apollodor), oder durch Artemis, welche ihre Gefährtin, nachdem sie ihre Schuld bekannt (Schol. Germ. Arat.) oder, nachdem beim Bade ihr unjungfräulicher Zustand entdeckt war (*Hyg.*, *Ovid.* Fast. II, 177 sq. und Metam. II, 454 sq.) durch die Verwandlung in eine Bärin strafte.[4]) Vor oder nach der Metamorphose gebar Kallisto den Arkas, den Zeus der Maia (Libanius) oder dem Hermes (Apollodor) zur Pflege übergibt; als sein Zwillingsbruder wird gelegentlich Pan genannt (*Epimenides* beim Schol. zu Theokrit. Idyll. I, 3; Schol. zu Eurip. Rhesus 36).

Hirten fangen die Bärin und bringen sie dem Lykaon als Geschenk dar; als sie einst, von Arkas begleitet, in den Tempel des Zeus Lykaios geräth, unbekannt mit dem strengen Verbot, denselben zu betreten, wollen die Arkader sie tödten (Hygin), oder Arkas selbst, in der Bärin nicht die Mutter ahnend, schickt sich an, sie für diesen Frevel zu strafen (*Ovid.* Fast. II, 184 sq., *Serv.* zu Virg. G. I, 67; Schol. Arat. l. c.), oder er ist im Begriff, sie auf der Jagd zu erlegen (*Ovid.* Met. II. 496 sq.), kurz: in einem kritischen Moment verstirnt Zeus beide (wunderlich *Libanius: ὡς δὲ αὐτῆς ἔσχε πλήσμιον*), die Mutter macht er zur großen Bärin, den Sohn zum Arcturus oder Arctophylax.[5]) Auch als Sternbild hat Kallisto nicht Ruhe vor dem nachtragenden Zorn der Hera, welche die Tethys anweist (*Ovid.* l. c. 527 sq.), daß sie die Nebenbuhlerin nicht zum erquickenden Bad in den Meeresfluten zulasse (Hygin l. c. und Fab. 177), weshalb das Gestirn der großen Bärin nie untergeht.

Statt Kallisto heißt die Heldin dieser Erzählung auch wol Megisto (Arkethus bei Hygin), Themisto (*Steph. Byz.* s. v. *Ἀρκάς*; *Eust.* p. 300. 30) oder Helike (Schol. Arat. l. c.; *Serv.* zu Virg. G. I. 67).

Ihr Grab (oder nach dem Gesagten wol ihr Gedächtnißmal) zeigten die Arkader auf einem mit Bäumen bepflanzten Hügel, 30 Stadien von der Quelle Krunoi. Auf seinem Gipfel stand ein Heiligthum der Artemis Kallisto (über das Verhältniß der Kallisto zu dieser Göttin s. K. O. Müller, Dorier I, 372; vgl. Schwenck, Mythol. I, 162 fg.; Creuzer, Symbolik, IV, 710 fg., 3. Aufl.). Im Dienste der Artemis Brauronia lebte das Andenken an die Kallisto in dem Namen *ἄρκτοι* fort, den die der Göttin dienenden Mädchen führten (*Aristoph.* Lysistr. 645, *Harpocr.* s. v. *ἀρκτεύσαι*, vergl. K. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer §. 62, 9—12).

Die Statuen der Kallisto, des Arkas und seiner Kinder fertigte Pausanias von Apollonia als Weihgeschenk der Tegeaten für Delphi (*Pausan.* X, 9. 3; verg. Brunn, Gesch. d. Gr. Künstl. II, 283), woselbst in der Lesche Polygnot in der Nekyia die Kallisto dargestellt hatte mit einem Bärenfell bekleidet, die Füße im Schoße der Nemea (*Paus.* X, 31. 3). Uns sind sichere antike Darstellungen der Kallisto und ihrer Schicksale (s. Anm. 2) nicht erhalten. (*R. Gaedechens.*)

KALLISTRATOS, geb. um 410 v. Chr., Sohn des Kallikrates und der Aphidna, einer Familie angehörig, welche schon früher durch populäre Anträge die Gunst des atheniſchen Volkes sich zu verschaffen gewußt hatte, war einer der angesehensten und einflußreichsten atheniſchen Redner, und als solcher besonders

1) Ovid gibt ihr deshalb die von Städten und Bergen dieses Landes herrührenden Namen Maenalis, Nonacrina, Parrhasis, Tegaea. 2) Zeus als Artemis und Kallisto im Beisein des Apollo wollten die neapolitanischen Akademiker in dem räthselhaften Wandgemälde Pitture d'Ercolano II. 10. p. 65 erkennen, andere Deutungen führt Helbig an (die Wandgemälde in den vom Vesuv verschütteten Städten Camp. S. 193 zu Nr. 970). 3) Welcker (Aeschyl. Tril. Prometh. S. 540, Anm. 833) ist zu der Annahme geneigt, in dem von Hesychius angeführten *Λέων* des Aeschylus sei die Sage von der Kallisto behandelt gewesen. 4) Nach Apollodor wird sie von der erzürnten Göttin getödtet, bei Ovid nur aus ihrem Kreise gestoßen.

5) Nach *Eratosth.* Cataster 8, *Arat.* Phaen. 911, Schol. Germ. Arat. 89 ist Arkas der Enkel, den Lykaon schlachtet und dem ihn besuchenden Zeus zur Speise vorsetzt; dieser aber fügt den Körper wieder zusammen und verstirnt ihn.

von Demosthenes und Aeschines wiederholt anerkannt (Schäfer, Demosthenes, I, S. 10 fg.). Sein Privatcharakter scheint nicht besonders ausgezeichnet gewesen zu sein, da Theopomp ihn den Lüsten ergeben schildert (Fr. 95 bei *Athen.* IV, p. 166) und auch die Komiker ihn wegen seiner Wollust und Leckerhaftigkeit zum Gegenstand ihres Spottes gemacht haben. Durch die Gabe seiner zündenden Beredsamkeit rettete er sich vor der Anklage, als er und Chabrias im Jahre 369 den Athenern zu einem Vergleich mit den Thebanern gerathen hatten, und hielt jene berühmte Rede, *τὴν περὶ Ῥωποῦ δίκην*, welche Demosthenes zum Studium der Beredsamkeit begeisterte (*Gellius*, Noct. Att. III, 13; *Plut.* Dem. 5; Schäfer a. O., S. 96 fg. und S. 275). Auch Chabrias, vertheidigt von Lykoleon, wurde damals freigesprochen. Er ist durch seine rednerische Kunst das bedeutendste Vorbild des Demosthenes geworden (Schäfer, a. O., S. 302), der vier volle Jahre ihn zu hören Gelegenheit hatte (Schäfer a. O., S. 277) und um seinetwillen der Akademie Plato's den Rücken kehrte. Aber auch in militärischer Beziehung hat er eine hervorragende Rolle gespielt; er war 378/77 mit Timotheus und Chabrias Feldherr und 373 mit Iphikrates und Chabrias (Schäfer a. O., S. 57), und als solcher verhandelte er mit Callias im Jahre 372 den Frieden mit Sparta, dessen Zustandekommen wesentlich seinem Auftreten zuzuschreiben ist. Als Politiker war er Patriot und als solcher der größte Gegner des Epaminondas und der böotischen Partei, wobei sein Streben kein besonderer Vorwurf trifft, aber er war kein Idealist, sondern vertrat vorzugsweise das Utilitätsprincip; sein Gegner war Melanopus (vgl. *Plut.* Demost. 13; über denf. *Aristot.* Rhet. I, 15, *Xenoph.* Hellen. VI, 3). Der bedeutendste staatsmännische Act war das Zustandebringen des jüngeren athenischen Seebundes im Jahre 378, wo er besonders für die Einführung der modificirten Steuern seitens der Bundesgenossen, die er in Beiträge (*συντάξεις*) umtaufte, und für die Vereinbarung der Höhe derselben thätig war (Schäfer S. 27 fg.); vgl. Busolt, Der zweite ath. Bund, S. 703 fg. Die letzte politische That, die ihm gelang, war das Bündniß mit den Spartanern, Eleern und Achäern gegen die thebanische Hegemonie im Jahre 364, wobei ihm aber nicht gelungen war, bei derselben Gelegenheit auch die Argiver und Messenier zu gewinnen trotz seiner in Messene gehaltenen, offenbar berühmt gewordenen Rede (*Arist.* Rhet. III, 17, S. 1418^{b} und Schäfer S. 113, Note 1). Aber gerade dieses letzte peloponnesische Bündniß war die Ursache zu seinem Sturz, obwol die directe und greifbare Veranlassung dazu nicht mit Sicherheit zu bestimmen ist. Schäfer a. O. S. 115 sucht sie vorzugsweise in den Unfällen, welche die Athener an den thracischen Küsten und in den thessalischen Gewässern erlitten, und die durch die von ihnen unterlassenen Seerüstungen und die Unkosten des arcadischen Feldzugs veranlaßt waren. Kallistratos verzichtete auf eine Vertheidigung, begab sich, noch bevor das Urtheil gefällt war, in die Verbannung und lebte in Macedonien am Hofe des Perdikkas und später Philipp's, zeitweise auch auf Thasos und in Byzanz. Auch hier entsagte er nicht ganz seiner politischen Thätigkeit, die übrigens den Beweis liefert, daß er mit Athen noch fortgesetzt Beziehungen hatte und daselbst noch einen mächtigen Anhang gehabt haben muß. Macedonien verpflichtete er zur Dankbarkeit, indem er das Zollwesen reformirte dadurch, daß er Verdoppelung des Pachtes der Hafenzölle durch Erleichterung der Caution bewirkte (Böckh, Staatsh. I, S. 430 und 32 fg.). Während seines Aufenthaltes in Thasos im Jahre 360 bestimmte er die Thasier, die am Festland gegenüberliegende Stadt Datos (auch Daton genannt), die in fruchtbarer Gegend und benachbart den Goldgruben des Pangäon lag, mit Ansiedlern zu bevölkern, welches Unternehmen leider wenige Jahre darauf mit der Zerstörung der Colonie durch Philipp von Macedonien ein Ende erreichte (vgl. *Scylax*, Peripl. 67, p. 27; *Zenob.* IV, 34; Schäfer S. 120 Note). Schon nach kurzer Zeit verließ jedoch Kallistratos diese von ihm angelegte Colonie und begab sich nach Byzanz, wo er als Schutzbürger aufgenommen wurde. Doch scheint ihn im Jahre 355 die nie erloschene Sehnsucht und der Schmerz über die trostlose Lage und Verlegenheit der Athener nach vielen Verlusten zur See und bei völliger finanzieller Erschöpfung in seine Heimatstadt zurückgetrieben zu haben. Leider täuschte er sich in Betreff der Aufnahme, die er finden würde; trotzdem er zum Altar der 12 Götter floh, wurde er ergriffen und hingerichtet (*Lycurg.* adv. Leocrat. 93 p. 159). Das delphische Orakel hatte ihm auf sein Befragen geantwortet: „er werde dort finden, was rechtens sei". Vgl. auch Rehdantz, Vitae Iphicr., Chabriae, Timothei p. 114—116 (Berlin 1845). (*H. Flach.*)

KALLISTRATOS, ein namhafter alexandrinischer Grammatiker im Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr., gehörte zur Schule des Aristophanes von Byzanz, woher er zum Unterschied von andern den Beinamen *ὁ Ἀριστοφάνειος* führt. Seine wissenschaftliche Thätigkeit bestand hauptsächlich in der Herausgabe von Commentaren zu griechischen Dichtern, besonders zu Homer, Pindar, Aristophanes, Euripides, Cratinus, von denen uns leider nur einzelne Fragmente in den Scholiensammlungen und bei Athenäus erhalten sind. Außerdem wird von Athenäus III, S. 125B und Erotian, Glossar. Hippocr. ein Werk unter dem Namen *Σύμμικτα* citirt, das wenigstens sieben Bücher gehabt haben muß und eine Quelle der späteren Lexikographen Harpocration, Hesychius und Photius gewesen ist. Mit seinen Commentaren über die griechischen Komiker scheint in Zusammenhang zu stehen ein anderes Buch, welches Athenäus XII, S. 591D unter dem Namen *περὶ ἑταιρῶν* nennt. Die Fragmente sind edirt von R. Schmidt, Comm. de Callistr. Aristophaneo, Halle 1838 (im Anhang des Aristophanes von Nauck). Vgl. auch Müller, Fr. hist. IV, p. 353 not. — Verschieden von diesem ist Kallistratos, mit dem Beinamen Domitius, der vermuthlich Freigelassener eines vornehmen Römers gewesen ist und im ersten Jahrhundert v. Chr. gelebt hat. Seine Hauptschrift handelt über das pontische Heraclea, die nicht nur eine Quelle zahlreicher geographischer Details für Stephanus von

Byzanz gewesen ist, sondern auch biographisches Material enthalten haben muß, wie wir aus Suidas (d. h. Hesychius) s. v. *Ἰουλιανός* und *Φιλόξενος* ersehen. War doch das pontische Heraclea die Vaterstadt vieler in der Wissenschaft sehr hervorragender Männer (Heraclides u. a.). Ein zweites Werk desselben Autors handelte über Samothrake und ist uns durch ein längeres Excerpt bei Lyncus, Hal. I. 68 bekannt. Fragmente mit Ausnahme der im Suidas bei Müller, IV, S. 303 fg. Mit Unrecht hat Schmidt Gallistrat, S. 24 fg., diesen Historiker mit dem Grammatiker identificirt, andere gar mit dem berühmten attischen Redner, obwol das Richtige sich schon findet bei Rubnkenius, Hist. crit. Orat. p. LX. — Kallistratos, ein Sophist, von dem wir weder das Vaterland noch das Zeitalter kennen, der aber sicher jünger ist als Philostrat und gewöhnlich der zweiten Hälfte des 2. oder dem 3. Jahrhundert n. Chr. zugewiesen wird. Er verfaßte eine schwulstige und wenig originelle Beschreibung von 14 Statuen (*Ἐκφράσεις*), worüber zu vergleichen Heyne, Opusc. ac. V, p. 196–225. Diese uns erhaltene Schrift ist gewöhnlich mit der ähnlichen Schrift des Philostrat (*Εἰκόνες*) edirt worden, am besten von Kayser. (*H. Flach.*)

KALLIWODA (Johann Wenzel), bekannter Componist und Violinist; den meisten Angaben zufolge den 21. März 1800, nach andern dagegen den 21. Febr. desselben Jahres, wieder nach andern zwar an demselben Datum, aber ein Jahr später geboren. Kalliwoda studirte am prager Conservatorium und machte hier (1810—1816) den vollen sechsjährigen Cursus durch, sich zum Violinvirtuosen und Componisten ausbildend. Nach absolvirten Studien trat er als Geiger in das prager Theaterorchester ein. Im Jahre 1822 unternahm er eine Concertreise nach Süddeutschland und machte in München die Bekanntschaft des musikliebenden Fürsten von Fürstenberg, welcher ihn zu seinem Kapellmeister ernannte und mit nach Donaueschingen nahm. Kalliwoda unterzog sich seinen neuen Obliegenheiten als Dirigent mit großer Gewissenhaftigkeit und unternahm nur noch einzelne Kunstreisen nach Leipzig, sowie nach einigen andern Städten Deutschlands. Im Jahre 1853 zog er sich in den Ruhestand zurück und starb am 3. Dec. 1866. — Kalliwoda war eine durch und durch musikalische, aber mehr anmuthige als großangelegte Künstlernatur. Er vertrat daher in seinem Spiele wie in seinen Violincompositionen hauptsächlich das gefällige Genre. Sehr beliebt waren seine effectvollen Doppelvariationen für 2 Violinen in E dur. Ebenso wurden die Etuden Op. 64 und Op. 87 wegen ihres violinmäßigen Wohlklanges, besonders aber ihres technischen Nutzens wegen eine Zeit lang von den Geigern gern und viel gespielt. Die Compositionen Kalliwoda's haben alle eine hübsche, freundliche Außenseite und fallen ins Gehör, jedoch fehlt es ihnen meist an Idealität und tieferem künstlerischem Gehalt. Sie haben sich daher großentheils überlebt. Auszunehmen sind hiervon eine Anzahl seiner Lieder, vor allem aber seine erste, 1826 erschienene Symphonie in F moll, welcher die übrigen fast an musikalischem Werthe nur wenig nachstehen; dagegen machen seine Concertouverturen mehr den Eindruck gefälliger Gelegenheitscompositionen. Auch von seinen beiden großen Opern (Bianca, Christine) hat sich keine auf dem Repertoire erhalten. Kalliwoda war überaus productiv. Es gibt kaum einen Zweig der Musikliteratur, welchen er nicht cultivirt hatte. Geradezu unendlich ist die Reihe seiner Salonstücke für Violine, bestehend in Phantasien, Variationen, Rondos, Arrangements u. s. w. Viele aber sind es besonders, welche — weit hinter dem ernster gewordenen Zeitgeschmacke zurückbleibend — schon jetzt der Vergessenheit anheimgefallen sind. (*A. Tottmann.*)

KALLUNDBORG ist das westlichste Hafen- und Handelsstädtchen der dänischen Insel Seeland, in 55° 40′ 12″ nördl. Breite und 28° 47′ 19″ östl. Länge von F., an dem früher Hårvig genannten Kallundborger Fjorde des großen Beltes, der zwischen den Vorgebirgen Refsnas und Asnäs einschneidet. Es ist ein offener Ort des Amtes Holbak und zählt 3167 Einwohner (im J. 1820: 1200), welche Ackerbau und Fischfang, auch einen ansehnlichen Handel mit Korn und Vieh treiben. Durch die Dampfschiffahrten von hier nach Aarhuus (sprich Orhus) wird die Verbindung zwischen Seeland und Jütland hergestellt. (*G. A. von Klöden.*)

KALMAR, in 56° 40′ nördl. Breite und 34° östl. Länge von F. in 6 Meter Höhe, mittlere Jahrestemperatur 7,8° C., ist die Haupt- und Stapelstadt des schwedischen Kalmar-Län (s. d.), und liegt an dem die Insel Oeland abtrennenden 7,5 Kilom. breiten Kalmarsunde auf der durch eine Brücke mit dem Festlande verbundenen Insel Quarnholm. Sie ist Sitz eines Landshöfdings und eines Bischofs und zählt 10,469 Einwohner (im J. 1820: 3058). Die alte Stadt lag vor dem Schlosse, wurde aber nach dem Brande von 1647 auf der gegenwärtigen Stelle sehr regelmäßig aufgebaut und mit Wällen umgeben. Das sehr alte, von Oskar I. wiederhergestellte Schloß liegt 1,8 Kilom. von der Stadt entfernt, hat vier Kuppelthürme, ist die Residenz der Söhne des Birger Jarl, des Magnus Ladislås und des Magnus Smek gewesen, und in ihm sind viele Reichstage gehalten worden. Die Schloßkirche ist noch im Gebrauche, die übrigen Theile wurden seither als Magazin, Gefängniß, Museum und Bibliothek verwendet. Solange Dänemark im Besitze der Provinzen Halland, Schonen und Blekinge war, bis 1660, hieß Kalmar der Schlüssel von Gotland. Mitten in der Stadt steht die nach der Peterskirche zu Rom gebaute Kathedrale. Die Stadt hat Schiffswerfte, Zucker- und Tabacksfabriken, Wollweberei und Pottaschsiederei, und handelt mit Bretern, Balken, Theer, Pech und Fliesen und Steinen aus Oeland. Der Hafen ist gut. Im Mittelalter war sie eine der bedeutendsten Handelsstädte Schwedens. Jetzt besitzt sie 114 Schiffe von 3107 Neulasten. Von den 1873 ausgegangenen 552 Schiffen gingen 243 nach Deutschland, 189 nach Dänemark, 100 nach Großbritannien. Die Ausfuhr besteht in Bretern, Balken, Theer, Hafer, Zündhölzern u. s. w. — In dem Schlosse zu Kalmar

wurde im J. 1397 ein wichtiger Act vollzogen. Die Tochter des Dänenkönigs Waldemar IV. Atterdag, Margarethe, welche die Gemahlin des norwegischen Königs Hakon war, erhielt nach ihres Vaters Tode auch die Herrschaft in Dänemark; und als die Schweden sich gegen ihren deutschen König Albrecht empörten, übertrugen sie das Regiment gleichfalls an Margarethe.

Dieser klugen Frau, der Königin des Nordens, gelang es, die drei Reiche zu vereinigen, die Kalmarer Union zu schließen und auf ihren Großneffen Erich von Pommern zu übertragen. Diese Vereinigung sollte indeß nur eine Personal-Union sein mit der Verpflichtung gegenseitiger Waffenhülfe; dabei blieben die herkömmlichen Rechte und Verfassungen in jedem der drei Reiche unverändert bestehen. Die Union blieb indeß nur ein großer Name und ging ohne bleibende Frucht vorüber. 1438 ging es verdientermaßen mit Erich's Herrschaft zu Ende; und in Kalmar hielten dänische und schwedische Reichsräthe schon Rath, ob es nicht zweckmäßiger wäre, wenn die Union gelöst würde und jedes Land seinen eigenen König wählte. Dennoch wählten 1439 Dänemark und Schweden Erich's Schwestersohn, Christoph von Baiern, zu ihrem Könige und dem Erich wurde die Treue gekündigt. Christoph wurde 1442 in Opslo oder Oslo (wo jetzt Christiania steht) und Upsala gekrönt und nannte sich „König von Dänemark, Schweden, Norwegen, der Wenden und Gothen". Er starb schon 1448, und damit zerrissen die schlaffen Bande der Kalmarer Union: Schweden wählte Karl Knudson zum Könige, Dänemark den Grafen Christian, Neffen Adolf's von Schleswig-Holstein. 1481 folgte diesem sein Erstgeborener, Johann oder Hans; dieser legte sich den Titel bei: „Erwählter König zu Dänemark und Schweden, rechter Erbe zu Norwegen" u. s. w.; denn am 7. Sept. 1483 wurde durch den Kalmarer Receß aufs neue feierlich ausgesprochen, „daß die drei Reiche wieder zusammenbleiben sollen in ewigem Frieden, Liebe und Verbündniß unter Einem Herrn und Könige zu ewigen Zeiten". Dessen Sohn, Christian II., setzte sich als König von Dänemark und Norwegen 1520 durch Gewalt auch in Besitz des schwedischen Thrones. Damit wurde also die Kalmarer Union wiederhergestellt, aber auch geschlossen; denn schon 1521 wurde Gustav Wasa Reichsverweser in Schweden.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMAR-LÄN, eine schwedische Küstenprovinz der Ostseite, zwischen 56°15′ und 58°15′ nördl. Breite, im Norden von Karlskrona, im Süden von Ostgotland, im Osten von Jönköping und Kronoberg, aus dem östlichsten Theile Smålands und der Insel Oeland zusammengesetzt. Der Flächeninhalt beträgt 11493,1 □Kilom. oder 208,7 geogr. □Meil., wovon 5,2 Proc. Seen sind, und zählte 1878: 243,600 (im J. 1800 129,600) Einwohner. Darin liegen die Städte Kalmar, 10,469 Einw., Vesterwik, 6007 Einw., Oskarshamn, 5348 Einw. und auf Oeland Borgholm 897 Einw. Die Oberfläche ist eine wellenförmige Mulde, im Norden und Westen von einem Höhenrücken umgeben, und durchschnitten von einem andern, der Oeland gegenüber ins Meer absinkt. Die zerrissene Küste hat im Norden Buchten und zahlreiche Skären, aber doch weniger als die nördlicher gelegene; die wichtigsten der Buchten sind Sursan und Vesterwiken. Unter den Seen ist der Yxer der bedeutendste. Auch die Flüsse sind nicht von großer Länge; der größte ist die Em Å, welche in 57° 10′ nördl. Breite in den Kalmarischen Sund mündet. Dennoch ist die Bewässerung reichlich. Der Boden ist in der Niederung leicht, aber fruchtbar; das Klima kalt, aber gesund. Der Ackerbau liefert den Bedarf an Korn und Hülsenfrüchten, auch Gemüse, Rüben und Kartoffeln, namentlich aber viel Flachs; man gewinnt Obst, und die Waldungen sind reich an Eichen, Buchen und Fichten. Die Rindviehzucht ist ansehnlich, das Meer reich an Fischen, namentlich an Strömlingen. Es bestehen Eisenhütten und Alaunwerke. Die Bewohner, Småländer, hoch und kräftig von Wuchs, ernst, trotzig und kurz angebunden, allgemein mit Holzschuhen bekleidet, treiben fleißig Fischfang, Schiffahrt, Ackerbau, Spinnerei und Weberei im Hause. Sie verhandeln Eisenwaaren, Alaun, Vieh, Butter, geschnittenes Holz, Theer und Pech. Das Land wird von den Eisenbahnen Kalmar-Emmaboda und Oskarshamn-Nässjö durchzogen.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMEN oder Doldrums nennt man den schmalen, in der Gegend des Aequators um die Erde laufenden Gürtel zwischen den Passatwinden der nördlichen und denen der südlichen Hemisphäre, welcher durch Windstille oder schwache veränderliche Winde charakterisirt ist. Dieser Gürtel liegt etwa zwischen 5° nördlicher und 5° südlicher Breite und in ihm fällt Regen das ganze Jahr hindurch, am stärksten im März und im September, etwas weniger im Juni und December. Es bezeichnet die Gegend der größten mittleren Erwärmung der Erde und des niedrigsten Luftdruckes, und verschiebt sich, der Sonne folgend, um wenige Grade, sodaß er in unserem Winter schmaler ist als im Sommer, hält sich aber mit seiner Nordgrenze immer nördlich vom Aequator. Der reichliche Regenfall zeichnet sich aus durch die meist nachmittags eintretenden Gewittergüsse, bei denen der Donner fast ununterbrochen rollt. Die hier in den aufsteigenden Luftstrom übergehenden, mit Feuchtigkeit gesättigten Passate entledigen sich hier ihres Wasserdampfes durch die geringste Ursache; daher die steten Gewittergüsse, die veränderlichen Winde, zuweilen die Windstöße, überhaupt das schlechte Wetter, das den Seefahrer treibt, sobald als möglich diese Gegend wieder zu verlassen. Die andauernden Wolken des aufsteigenden Luftstromes hemmen bei Tage die Einwirkung der Sonne und verhindern bei Nacht die Abkühlung; daher ist die Luft stets unerträglich warm und feucht, und wir müssen uns die Atmosphäre des Aequators beständig von elektrischem Feuer durchzuckt denken.

(*G. A. von Klöden.*)

KALMIA ist der Name einer zu den Ericaceen gehörigen Pflanzengattung, welche Linné zu Ehren seines Schülers Peter Kalm, zuletzt Professor der Botanik zu Abo, benannte. Der Gattungscharakter ist folgender:

der Kelch ist fünftheilig, mit kleineren oder größeren, fast blattartigen, stehenbleibenden oder abfallenden Zipfeln. Die Blumenkrone ist weit glockenförmig oder fast präsentirtellerförmig, mit trichterförmiger Röhre und fünftheiligem Saume, dessen Zipfel eingefaltet-klappig aneinanderliegen. Die zehn unterständigen, von der Kronröhre eingeschlossenen Staubgefäße haben pfriemliche, anfangs einwärtsgekrümmte, später elastisch zurückspringende Fäden und auf dem Rücken eingefügte, breit-längliche, stumpfe, zuerst beiderseits Grübchen der Kronröhre eingefügte, zuletzt freie und den Blütenstaub ausstreuende Beutel, deren Fächer an der Spitze mit kleinen Löchern aufspringen. Es ist ein zehnfurchiger Discus vorhanden. Der Fruchtknoten ist fast kugelig, fünffächerig, der Griffel fadenförmig, stehenbleibend oder abfallend, die Narbe kopfförmig. In den Fächern sind zahlreiche Eichen vorhanden, welche den dem innern Winkel angewachsenen Placenten in wenigen Reihen eingefügt sind. Die Kapsel ist kugelig, fast fünfklappig, krustig, fünffächerig, scheidewandspaltig — fünfklappig, vielsamig, die Klappen öffnen sich nur innen an der Spitze und schließen die fast kugeligen, von krustiger oder häutiger Samenschale umgebenen Samen ein.

Die hierher gehörigen Arten bestehen aus aufrechten Bäumchen oder Sträuchern mit wechselständigen, gegenüberstehenden oder zu drei quirligstehenden, eiförmigen länglichen oder linealischen, ganzrandigen, überwinternden oder abfälligen Blättern, ziemlich großen, meist in achsel- oder endständigen Trauben oder Doldentrauben stehenden Blüten und schlanken, am Grunde von Deckblättern begleiteten Blütenstielen.

Bekannt sind aus dieser Gattung nur sechs Arten, von denen fünf (Kalmia latifolia *L.*, K. angustifolia *L.*, K. cuneata *Michaux*, K. glauca *Aiton* und K. hirsuta *Walter*) in Nordamerika von Florida bis Californien und selbst noch in den arktischen Ländern vorkommen, während Kalmia ericoides *Wright* auf Cuba gefunden ist. (*Garcke.*)

KALMUCK, ein langhaariger, tuchartiger oder geköperter, mit glanzreicher Appretur versehener Wollenstoff (so genannt, weil die Kalmücken ähnliche Mäntel tragen), der verschieden gefärbt zu Winterkleidern benutzt wird. Der echte Kalmuck wird aus dickem Streichwollgespinnst lose gewebt, aber fest gewalkt, stark gerauht, doch wenig oder nicht geschert. Früher wurde unter dem Namen Kalmuck auch ein atlasartig geköpertes Zeug aus Kammgarn in den Handel gebracht; gegenwärtig wird ein ähnlicher Stoff aus starkem, rauhem Baumwollengarn hergestellt, der durch Appretur das Aussehen des echten Kalmucks erhält. (*W. H. Uhland.*)

Kalmücken, s. unter Mongolen.

KALMÜCKISCHE STEPPE. Die von den Nomadenstämmen der Kalmücken bevölkerte Steppe erstreckt sich als ein Theil des großen südrussischen Steppengebietes von der unteren Wolga[1]) nach Westen durch die Gouvernements Astrachan und Stawropol gegen den unteren Don, die Manytschniederung und die Kuma. Mit flach hügelig-welliger, oft von tiefen und steil umrandeten Wasserrissen durchzogener Oberfläche[2]) erhebt sich die Steppe von den Ufern des Kaspischen Meeres (26 Meter) bis zu den Höhen der Ergeni-Hügel, der einzigen über 100 Meter aufsteigenden Terrainwelle dieses Gebietes, welche sich als Anschluss des Wolga-Berg-Ufers von Sarepta in nördlicher Richtung, mit steilem Abfall gegen das Kaspische Depressionsgebiet bis zur Manytschniederung hin erstreckt. Sandmassen, an zahlreichen Punkten zu wandernden Dünenketten aufgethürmt, bedecken auf weite Strecken den Boden, der meist salzhaltig und hier und da von Salzefflorescenzen überzogen in seinen Vertiefungen zahllose Salzseen und Salzsümpfe beherbergt, die zum Theil eine reiche Ausbeute an Kochsalz liefern.[3]) Muschelreste, die in großen Mengen über die Oberfläche verstreut, sind, oft auch noch in anstehenden Bänken gefunden werden, beweisen, daß diese Gebiete erst in jüngster Vorzeit von den Fluten des großen mit dem Pontus in Zusammenhang stehenden Binnenmeeres verlassen sind, von welchem ein nur geringer Rest in dem Kaspischen Meere erhalten ist.

Von echt continentalem Klima beherrscht, schmachten diese Steppen unter langen, drückend heißen Sommern, denen in raschem Wechsel kalte Winter folgen. Nirgends in Europa sind die Niederschläge so geringfügig wie hier in diesen von dem Feuchtigkeit spendenden atlantischen Ocean am weitesten entlegenen Gebieten. Die Höhe der jährlichen Niederschläge beträgt in Astrachan nur 124 Mm. Dabei erfolgen die Niederschläge namentlich im Sommer (33%) häufig in Form von Platzregen und Gewitterschauern, deren Gewässer rasch verrinnen und eine kräftige und dauernde Durchfeuchtung des schmachtenden Bodens nicht herbeiführen können. Der Steppencharakter ist deshalb hier am schärfsten in ganz Europa ausgeprägt; nur an den oft schon nach kurzem Laufe versiegenden Flüssen und an künstlich bewässerten Stellen findet sich Baumwuchs und Anbau von Culturgewächsen; in den eigentlichen von der Saiga-Antilope und zahlreichen grabenden Nagern bevölkerten Steppen entwickelt sich nur in dem kurzen Frühling und zum Theil wieder in dem ebenso kurzen Herbst eine namentlich an den Gehängen der Ergeni-Hügel, sowie in den Terraineinsenkungen und Thalschluchten üppigere Vegetation von Gräsern, Zwiebelgewächsen und Kräutern und auf salzhaltigem Boden von Salsola- und Salicornia-Arten, während unter der glühenden Hitze des Sommers rasch das pflanzliche Leben abseits der See- und Flußufer erlischt. Feste Ansiedelungen meist russischer Colonisten finden sich dem entsprechend nur entlang der Flußläufe, in der Steppe selbst nur an besonders begünstigten Stellen und längs der großen von Astrachan zum Terek führenden Heerstraße. Die eigentliche Bevölkerung der Steppen bilden die Kalmücken (Ölöt), der etwa 150,000 Köpfe starke Rest der in den

1) Petermann, Mittheilungen, 1858, S. 94.

2) Vgl. Beiträge zur Kenntniß des russ. Reiches, XVIII, 123.

3) Petermann, Mittheilungen, 1858, S. 93 fg. 4) Vgl. unter anderen Schmidt, Die Aralo-Kasp.-Niederung, 1874, S. 38—40.

Jahren 1636 und 1703 aus Central-Asien eingewanderten, im Winter 1770 aber zum großen Theil wieder in ihre asiatische Heimat zurückgekehrten mongolischen Stämme. Mit ihren bei dem spärlichen Schneefall auch im Winter im Freien gehaltenen, dann aber durch heftige Schneestürme (Buran) vielfach gefährdeten Heerden von Rindern, Schafen, Pferden und Kamelen durchziehen die Kalmücken nomadisirend die Weideplätze der Steppe. Die Heerden bilden ihren Hauptreichthum, sie gewähren ihnen in Fleisch, besonders aber in Stuten-, Kuh- und Schafmilch ihre Hauptnahrung, in Wolle, Häuten und Fellen die Rohstoffe für ihre Kleidung und für die Filzdecken ihrer Jurten. Nur weiter im Westen, im Lande der Don'schen Kosaken, sind einige Kalmücken als Ackerbauer ansässig geworden. (*Rudolf Credner.*)

KALMÜNZ, KALLMÜNZ, alter bairischer Markt im Bezirksamt und Amtsgericht Burglengenfeld (Reg.-Bez. Oberpfalz und Regensburg), mit kath. Pfarrei im Dekanat Schwandorf, liegt in rauher Gegend am Zusammenflusse der Vils und der vereinigten Nab. Er hat (1880) 1342 Einwohner, 2 Kirchen, 2 Beneficien, ein Spital, eine Volksschule, eine Postexpedition; außerdem eine Brücke über die Vils und Nab und 2 Burghuten. Zur Gemeinde Kalmünz gehört noch die Einöde Auberg.

Kalmünz war im 11. Jahrhundert Sitz eines Pflegamtes, das, nachdem das jetzt in Ruinen liegende Schloß im Dreißigjährigen Kriege durch Brand zerstört war, nach Burglengenfeld verlegt wurde. In diesem bischöflich bambergischen Eigen erwarben 1142 die Nonnen in Niedermünster ein Gut durch Tausch; später hatten die Grafen von Sulzbach diesen Ort mit Holzheim von Bamberg zu Lehen, und 1174 erhielt Kaiser Friedrich I. für seine Söhne darauf die Lehensanwartschaft. Das alte Kalmunze erscheint schon im Salbuche von 1240 im Amte Pettendorf, und wahrscheinlich erwarben die bairischen Herzoge diese Besitzung gleich nach dem Erlöschen der Sulzbacher (1188) oder von ihren Nachfolgern, den Grafen von Hirschberg, ohne daß die Hohenstaufen in den Genuß dieser Lehenschaft traten. 1283 befand sich in Kalmünz bereits ein eigenes Schergenamt des Landgerichts Lengenfelt, und es stand hier ehedem eine landgerichtliche Malstatt. Der Markt wurde 1344 von Kaiser Ludwig den Bürgern von Regensburg, 1347 an Markgraf Friedrich von Meißen verpfändet und hatte gleiches Los mit Burglengenfeld. Bekannt ist die Treue der Bürger von Kalmünz, welche 1504, als der dortige Pfleger das Schloß den Böhmen übergeben wollte, es durch tapfern Widerstand ihrem Landesherrn erhielten. Herzog Albrecht verlieh diesem Markt 1455 ein Wappen. Die ehedem von Georg Braunsperger dort fabricirten Violinsaiten waren in ganz Deutschland berühmt. (*Ferdinand Moesch.*)

Kalmus, s. Acorus.

KALOCSA, erzbischöfliche Stadt im pesther Comitat, liegt südlich von Budapest 110 Kilom. entfernt, 4 Kilom. vom linken Ufer der Donau im sogenannten Sárköz (d. h. Moos, sumpfige Gegend), welches von der Donau mit den Nebenarmen Vajas und Sárviz gebildet wird. Die nächstgelegene Dampfschiffahrtsstation befindet sich bei dem Dorfe Uszód, nordwestlich von Kalocsa. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, mit geraden und breiten Gassen. Die von Nordwest nach Südost hinziehende Hauptgasse ist mit doppelten Baumreihen bepflanzt und hat zu beiden Seiten breite Trottoirs; auch die Nebengassen sind meistens mit Akazienbäumen besetzt. Die Häuser haben meistens Ziegel- oder Schindeldächer. Ansehnliche und auch in architektonischer Beziehung bemerkenswerthe Gebäude sind: die Kathedralkirche, welche in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gebaut wurde; der erzbischöfliche Palast, mit einer etwa 70,000 Bände zählenden Bibliothek und einem sehr reichen Herbarium des jetzigen Erzbischofs Dr. Ludwig Haynald, der mit großer Vorliebe die botanischen Studien pflegt und befördert; das Collegium der Jesuiten und das anstoßende Gymnasialgebäude; das Priesterseminar; die Wohnungen der Domherren; die Gebäude, in welchen sich die Knaben- und Mädchenpräparandien, die höhere Mädchenschule und die Kinderbewahranstalt befinden. Außer der Kathedralkirche gibt es noch mehrere andere Kirchen und Kapellen. Die gelehrten und kunstliebenden Erzbischöfe, namentlich der gegenwärtige Erzbischof Cardinal Dr. Ludwig Haynald, der sich durch seine Gelehrsamkeit und Opferwilligkeit einen europäischen Ruf erworben hat, und sein Vorgänger Josef Kunßt haben sehr viel zur Verschönerung der Stadt beigetragen und darin viele nützliche Institute errichtet. Unter andern errichtete Erzbischof Haynald eine Sternwarte, bereicherte und erweiterte fast alle Lehranstalten, stiftete ein Waisenhaus und eine Versorgungsanstalt für erwerbsunfähige Männer und Weiber.

Kalocsa ist Sitz eines königlichen Gerichtshofes, eines Bezirksgerichtes, eines königlichen Steueramts; es befinden sich daselbst zwei Sparkassen, ein Casino und ein Leseclub u. s. w. Nach der Volkszählung von 1880 gab es daselbst 15,789 Einwohner, darunter waren 14,608 Ungarn, 405 Deutsche, 22 Serben, 88 Zigeuner, 556 Kinder unter einem Jahre; der Religion nach waren 15,082 römisch-katholisch, 5 griechisch-orientalisch, 15 Lutheraner, 105 Calviner, 581 Israeliten.

Von der Gesammtbevölkerung wohnen etwa zwei Drittel in der Stadt selbst und ein Drittel auf den Meiereien und Höfen der verschiedenen Prädien, welche zur Gemarkung der Stadt gehören. Die Gemarkung der Stadt ist sehr groß und beträgt 35,258 Katastraljoch à 1600 □Klafter. Ein großer Theil derselben ist sumpfig und dient blos als Weide oder ist mit Röhricht bedeckt, auch gibt es große Torfablagerungen, besonders in den Mooren des sogenannten Orjeg. Der größte Theil der Gemarkung ist den Ueberschwemmungen der Donau ausgesetzt, die bisher erbauten Schutzdämme und der zur Ableitung der Binnengewässer gebaute Abzugskanal entsprechen ihrem Zwecke nur unvollkommen. Den Haupterwerbszweig der Bevölkerung bildet die Landwirthschaft, es wird besonders viel Weizen und Mais gebaut. Auf höher gelegenen Sandrücken gibt es auch

Weingärten. Die Obstcultur ist unbedeutend. Auch die Industrie und der Handel sind unbedeutend, wegen Mangels an guten Landstraßen kann sich der Verkehr nicht entwickeln. Diesem Uebelstande wird einigermaßen die projectirte Zweigbahn abhelfen, welche Kalocsa mit der Pest-Zemliner Eisenbahn verbinden wird.

An der Stelle der Stadt soll bereits zur Zeit der Römer eine Ansiedelung gestanden haben, und schon der erste ungarische König, Stephan der Heilige, stiftete daselbst ein Bisthum. Als erster Bischof wird Astricus oder Anastasius genannt. Später wurde es zum Erzbisthum erhoben, oder vielmehr das von Ladislaus dem Heiligen im Jahre 1094 gestiftete Bácser Erzbisthum wurde im Jahre 1135 mit dem Kalocsaer Bisthum vereinigt. Paul Tomori, welcher die ungarischen Truppen im Jahre 1526 in der unglücklichen Schlacht bei Mohacs commandirte und daselbst seinen Tod fand, war der 58. in der Reihenfolge der Kalocsaer Bischofe und Erzbischöfe. Dr. Haynald ist seit der genannten Schlacht der 30. und seit der Stiftung der 88. Inhaber des bischöflichen und erzbischöflichen Stuhls. Während der türkischen Herrschaft wurde Kalocsa zu wiederholten malen verwüstet und ward ein elendes Dorf. Nach Vertreibung der Türken begann sich die Stadt wieder zu heben, besonders unter den Erzbischöfen Graf Emrich Csáky (1710—1733) und Gabriel Patachich (1733—1745). Gegenwärtig sind blos der römisch-katholische Bischof von Großwardein, ferner die Bischofe von Csanád und Siebenbürgen und der titulirte Bischof von Tinninia Suffragane des Erzbischofs von Kalocsa; vor dem Jahre 1853 waren es auch der Bischof von Diakovár und Syrmien, der von Zeng und Modrus und der von Agram. Im genannten Jahre wurde das Agramer Bisthum zum Erzbisthum erhoben und demselben die Bisthümer Zeng-Modrus, Diakovár und Kreuz untergeordnet.

Es gibt noch mehrere Ortschaften, welche den Namen Kalocsa führen; ein Dorf dieses Namens befindet sich in Siebenbürgen im Szolnok-Dobokaer Komitat; andere Ortschaften führen diese Nebenbenennung, z. B. Kalocsa-Imsad, Kalocsa-Horb, Kalocsa-Láz, u. s. w.

(*J. Hunfalvy.*)

KALOFER, eine am südlichen Abhange des westlichen Balkan gelegene, von einem der Quellbäche des Tundschaflusses durchströmte, von 1160 bulgarischen und etwa 40 zigeunerischen Familien bewohnte, also ungefähr 7000 Seelen zählende Stadt, welche, früher zu dem Paschalik von Adrianopel gehörig, durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 der autonomen Provinz Ostrumelien einverleibt worden ist. Kalofer verdankt seinen Ursprung erst der türkischen, also einer verhältnißmäßig neuern Zeit; es ist immer fast ausschließlich von Christen bewohnt gewesen und behauptet sogar, im Besitz eines Privilegiums gewesen zu sein, nach welchem Türken sich daselbst nicht niederlassen durften. Das Bemerkenswertheste an dem Orte ist seine hochentwickelte Industrie; daselbst werden nämlich in bedeutenden Quantitäten allerlei Posamentirwaaren und zwar hauptsächlich die bei der orientalischen Kleidung unentbehrlichen Schnure (ghaitán), sowie auch ein im Orient beliebter Möbelstoff, Minderlik, fabricirt, welche Artikel weit und breit in den Ländern der Balkanhalbinsel ihren Absatz finden. Die Bewohner Kalofers haben auch längst das den Ort durchfließende Bergwasser als mechanische Treibkraft nutzbar zu machen verstanden; mittels vielfach abgezweigter Kanäle in die Häuser geleitet, setzt dasselbe das Räderwerk von ungefähr 700 Spindeln in Bewegung. Kalofer besitzt eine gute bulgarische Schule und drei Kirchen griechisch-katholischer (orthodoxer) Confession, außerdem noch zwei Frauenklöster und ein in jener Gegend des Balkanlandes berühmtes Mönchskloster Sw. Bogoroditza (zur heiligen Gottesmutter), außerhalb des Weichbildes an der Bjela Rjeka in den Vorhöhen der mächtigen Balkan-Kuppe Djumruktschal gelegen. Ueberhaupt macht die Stadt einen wohlhabenden Eindruck; in der Schlucht, durch welche ihr Gewässer herabkommt, amphitheatralisch aufsteigend, gewährt sie mit ihren aus Weinreben und Obstbäumen auftauchenden Häusern, ihren hochliegenden Kirchen und Klöstern einen ebenso interessanten wie freundlichen Anblick. Der der Stadt zunächst liegende Theil des Balkan wird nach ihr Kalofer-Balkani genannt; es befindet sich daselbst zwischen dem Djumruktschal und der Osanj-Höhe ein nur selten benutzter und als schwierig und sogar lebensgefährlich verrufener Paßübergang, der Rosalitapaß geheißen, zwischen dem westlichsten Tundschathal und einem der Quellthäler der Rusitza, eines Nebenflusses der Jantra, durch welchen Paß Kalofer mit Selwi und andern Punkten im Norden des Balkan, sowie mit dem Osmathal, in Verbindung gesetzt werden kann. — In dem letzten russisch-türkischen Kriege wurde Kalofer schon im Monat Juli 1877 von dem fliegenden Corps des General Gurko besetzt, nach der russischen Niederlage vor Plewna aber wieder aufgegeben und dann nur gelegentlich und vorübergehend von Truppenzügen berührt. — Kalofer ist nicht zu verwechseln mit Kilifar, einem am Nordfuße des Balkan gelegenen Städtchen an der Drenska, einem Nebenflusse der Jantra.

(*G. Rosen.*)

KALOJOANNES (Calojoannes, Kalojan, Joannitius, Ἰωαννίτζης), bulgarischer Zar von 1197—1207, gehörte zu der bulgarischen Herrscherfamilie der Aseniden. 1188 war er den Byzantinern als Geisel gegeben worden, aber entflohen. Nach Ermordung seines Bruders Johannes Asên I., des Wiederbegründers des bulgarischen Reiches (1186—1197), folgte er diesem, zuerst gemeinsam mit dem andern Bruder Peter, der aber noch 1197 ermordet ward. Die Regierung des Kalojoannes ist ausgefüllt von unaufhörlichen Kämpfen erst gegen das byzantinische Reich, dann gegen die Franken, nachdem 1204 die fränkische Eroberung Constantinopels stattgefunden hatte. Als Bundesgenossen gegen Byzanz benutzte er die heidnischen Kumanen (seine Frau war eine Kumanin), die mit grausamer Wildheit jährliche Raubzüge nach Macedonien und Thracien machten und mit den Bulgaren zusammen das griechische Reich auf die letzte Stufe der Schwäche und Verödung brachten. Kalojoannes gab durch seine Eroberungen dem bulgarischen

Staat eine bedeutende Ausdehnung, auf der einen Seite bis an die Morawa und Belgrad, auf der andern bis ans Schwarze Meer und fast bis nach Constantinopel und Theſſalonich. Die Weſtgrenze brachte ihn in Conflict mit Ungarn, zu ſeiner Sicherung ſuchte er, wie das die bulgariſchen und ſerbiſchen Fürſten in bedrängten Zeiten öfter thaten, Verbindung mit dem Papſte und von dieſem Anerkennung der Zarenwürde: 1204 wurde er in der That in der Hauptſtadt Trnovo durch einen päpſtlichen Legaten gekrönt, der Anſchluß an die römiſche Kirche, wie von Rom das Verhältniß aufgefaßt wurde, iſt aber nie zur Wirklichkeit geworden. Mit den Franken hatte Kalojoannes ſich anfangs gegen die Griechen verbünden wollen für die Anerkennung ſeines Reiches, er wurde nicht blos zurückgewieſen, ſondern die Franken machten ſelbſt auf dies Reich, als ein den Griechen widerrechtlich entriſſenes Land, Anſpruch. Dadurch wurde Kalojoannes gedrängt, den ihn zu Hülfe rufenden, ſich gegen die Franken empörenden Griechen beizuſtehen; am 15. April 1205 ſchlug er die Franken unter Kaiſer Balduin vollſtändig, Balduin ſelbſt ward gefangen und ſoll in der Gefangenſchaft eines gewaltſamen Todes geſtorben ſein. Der Krieg währte fort, zu gleicher Zeit gegen Franken und Griechen, die bald mehr von dem Zaren als von den Franken zu fürchten hatten und von ihm abfielen. 1207 rückte Kalojoannes vor Theſſalonich und belagerte die Stadt, ward aber in der Nacht von einem Kumanen in ſeinem Zelt ſchlafend erſtochen. Unter allen Bekämpfern der Griechen iſt Kalojoannes einer der unverſöhnlichſten, die Byzantiner nannten ihn in ihrem Haſſe „Skylojoannes“ (Hundej.), während er ſich ſelber als Romaioktonos (Griechentödter) bezeichnet haben ſoll, den Namen Bulgaroktonos, der dem Zerſtörer des erſten bulgariſchen Reiches, dem Kaiſer Baſilius, beigelegt war, parodirend. Vgl. C. Jirecek, Geſchichte der Bulgaren, Prag 1876; Hopf, Griechiſche Geſchichte in dieſem Werke, I. Section, 85. Th. S. 166 fg. — Die kirchlichen Verhältniſſe ſ. Golubinskij; Očerk istorii pravoslavnych cerkwej, bolgarskoj etc. (Moskau 1871); die Correſpondenz zwiſchen Kalojan und Innocenz III. bei Theiner, Monumenta Slavorum meridionalium (Romae 1863). (*R.*)

KALOJOKI (Fiſchfluß), ein Fluß des Uleåborg'ſchen Gouvernements im Großfürſtenthum Finland, entſteht aus der Vereinigung zweier Flüſſe, des Iſojoki oder Stur-ok (oder großen Fluſſes) und des Wäräjoki. Erſterer entſpringt aus dem See Kala und ſetzt ſeinen Lauf 107 Kilometer fort. Dann vereinigt er ſich mit dem aus dem See Pitjiru entſpringenden Wäräjoki und beide vereinigt nehmen darauf den Namen Kalojoki an. So vereinigt ergießen beide Flüſſe ſich nach einem Laufe von $11^1/_4$ Kilometer in den Bottniſchen Meerbuſen.

Der Fluß iſt nur 3 Kilometer von ſeiner Mündung an ſchiffbar und zwar für Fahrzeuge, die nicht tiefer als 5—6 Fuß gehen. Er iſt ſehr reich an Fiſchen, beſonders Lachſen, woher auch der Name Kalojoki rührt.

(*A. v. Wald.*)

KALOMEL, Queckſilberchlorür (Einfachchlorqueckſilber, Halbchlorqueckſilber, verſüßtes Queckſilber, Hydrargyrum chloratum mite, Hydrargyrum muriaticum mite, Mercurius dulcis, Panacea mercurialis, Draco mitigatus), iſt eine Verbindung von Queckſilber mit Chlor nach der Formel $Hg_2\ Cl_2$, welche in der Natur als Queckſilberhornerz vorkommt. Künſtlich wird dieſelbe dargeſtellt durch Fällen der Löſung eines Queckſilberoxydulſalzes mittels Salzſäure oder Chlornatrium (Kochſalz) oder durch trockene Sublimation von Queckſilberchlorid mit metalliſchem Queckſilber. Das Kalomel bildet rhombiſche Prismen, welche bei dem durch Fällen dargeſtellten Präparate ein rein weißes, bei dem mittels Sublimation erhaltenen ein gelblich-weißes Pulver liefern; als feines weißes Pulver ſchlägt ſich das Kalomel auch nieder, wenn bei der Sublimation die Queckſilber-Dämpfe zugleich mit Waſſerdämpfen in den Ballon treten.

Das Kalomel iſt in kaltem Waſſer, Alkohol und Aether unlöslich, wird durch ſiedendes Waſſer zerſetzt, verflüchtigt ſich, ohne vorher zu ſchmelzen, zerfällt bei wiederholter Sublimation theilweiſe in Chlorid und metalliſches Queckſilber, welches letztere auch infolge von Einwirkung des Lichts auf Kalomel ausgeſchieden wird.

Als Arzneimittel findet das Kalomel häufige Verwendung, ſowol innerlich als äußerlich. In erſterer Hinſicht wird es beſonders benutzt bei acut entzündlichen Zuſtänden, bei denen die auflöſende Wirkung des Queckſilbers überhaupt verwerthet werden ſoll, ferner bei Syphilis, Abdominal-Typhus, Brechdurchfall, ſowie bei chroniſchen Affectionen der Leber und Milz, bei Waſſerſucht. Außerdem wird das Mittel bei zahlreichen Affectionen als Laxans gebraucht, wenn eine einmalige Darmentleerung herbeigeführt, ſowie da, wo gleichzeitig auf die Gallenſecretion eingewirkt werden ſoll. Als Beweis für die beſondere Einwirkung des Kalomel auf die Thätigkeit der Leber wird namentlich die eigenthümliche grüne oder ſehr dunkle Färbung der nach Verabreichung des Mittels entleerten Kothmaſſen betrachtet, da dieſelbe durch ſtarken Gehalt an Galle bedingt ſein ſoll (Kalomelſtühle). Eine Eigenthümlichkeit der Wirkung des Kalomel beſteht ferner darin, daß daſſelbe, namentlich bei innerlichem Gebrauche, leicht Speichelfluß (Salivation) und Entzündung des Zahnfleiſches, mit ihrem nachtheiligen Einfluß auf die Zähne, hervorbringt.

Aeußerlich braucht man das Kalomel zum Einſtreuen bei verſchiedenen Augenaffectionen, namentlich bei Hornhautflecken und Puſteln der Bindehaut, ſowie als Streupulver oder in Salbenform bei chroniſchen (namentlich ſyphilitiſchen) Geſchwüren und Kondylomen (Feuchtwarzen). Ferner iſt es (mit Glycerin vermengt) zu Einſpritzungen in das Unterhaut-Zellgewebe, ſowie zu Räucherungen gegen ſyphilitiſche Affectionen empfohlen worden.

Ein aus Kalomel und Kalkwaſſer dargeſtelltes, zum Verband ſchlecht ſecernirender, namentlich ſyphilitiſcher Geſchwüre verwendetes Präparat iſt die Aqua phagedaenica nigra.

Techniſche Verwendung findet das Kalomel in der Porzellanmalerei, um Gold möglichſt dünn auftragen zu können. (*Alfr. Krug.*)

KALONYMOS, קלונימוס, καλόνυμος, auch Kalonymus (nach Zunz ursprünglich Kleonymos), irrthümlich Clemens gelesen, ist einer der alteren griechischen Namen, welche unter den Juden das Bürgerrecht des sogenannten heiligen (hebr.) Namens erhielten. Später übersetzte man ihn vielleicht Schem Tob (שם טוב)[1]; abgekürzt erscheint er in Italien und Frankreich als Kalo (קאלו), Kal, Calo[2]), Calco, in Deutschland als Kalman, woraus in Norditalien der Familienname Calmanni — zu welcher Simcha oder Simon, ein Gelehrter des 18. Jahrh. gehört; — in Polen wird aus dem Genitiv ein Gentilnamen Kalmankes.

Der Name Kalonymos kam wahrscheinlich von Palästina zunächst nach Italien und lebt in gelehrten und vornehmen Familien auch anderer Länder wieder. Die Einzelheiten sind jedoch noch nicht gesichert, sodaß hier nur das Wichtigste zur Sprache kommt und von Persönlichkeiten nur die hervorragendsten eingehend behandelt werden.[3])

Kalonymos aus Lucca, oder sein Sohn Mose, soll von Karl dem Großen nach Mainz gebracht sein; aus seiner Familie stammten gleichnamige Gelehrte in den berühmten Schulen zu Mainz, Speier und Worms im 12. Jahrh.[4]) Auch in der Provence gab man einer vornehmen Familie, angeblich Davidischer Abkunft, daher mit Nasi (נשיא, Fürst) bezeichnet, ähnlichen fernen Ursprung.[5]) In den Jahren 1163—95 war Kalonymos ben Todros Nasi, in den lateinischen Documenten „Claramoscius fil. Tauros", sogenannter Roi des Juifs in Narbonne.[6]) Ein gleichnamiger Enkel oder Nachkomme um 1295 lg. nennt sich auf seinem erhaltenen Siegel Mennet (nicht Momet) Tauros, was nicht „Muhammed" bedeuten kann[7]) und noch unerklärt ist. Dieser Kalonymos betheiligte sich beim Streit um das Studium der Philosophie und namentlich der Schriften des Maimonides, und seine Güter wurden (wahrscheinlich) bei der Vertreibung der Juden 1306) confiscirt.[8])

Ein Zeitgenosse und wol Verwandter des letzteren in Arles, Kalonymos ben Meir Nasi, war als Gelehrter und Dichter gefeiert; seine Hochzeit und sein Tod (gegen Ende des 13. Jahrh.?) wurden von dem berühmten Abraham Bedarschi (aus Beziers) besungen.[9]) Ein Sohn desselben scheint

KALONYMOS BEN KALONYMOS Nasi, auch Kalonymos ben Meir genannt, wahrscheinlich nur aus Ungenauigkeit, oder weil man eine irrthümliche Wiederholung vermuthete. Er ist Gegenstand wiederholter Untersuchung und Darstellung[10]), hat sie auch verdient. Seine Berühmtheit verdankt er hauptsächlich dem „Probirstein" (unten N. 1); auch einige andere kleine edirte Schriften sind nach ihrer Gattung von literaturgeschichtlicher Bedeutung, noch mehr seine unedirten Uebersetzungen aus dem Arabischen, welche, größtentheils dem Alter von 20—30 Jahren angehörend, den Umfang seiner Studien bezeugen, und ihm ein wol damals stilmäßig übertriebenes Lob in Betreff der Sprachkenntnisse erwarben, sogar „Aegyptisch" erwähnt Kalonymos ben David, aber auch den Neid von Christen zugezogen zu haben scheinen.

Von seinen Lebensverhältnissen wissen wir sehr wenig. Er ist in Arles, wahrscheinlich gegen Ende 1286, geboren (s. unten Anmerkung 49), studirte wol in Salon, wo zwei seiner Lehrer lebten: Abba Mari, wahrscheinlich Cligedor, oder Sen(hor) Astruc de Noves[11])

---

1) „Semtob" in Spanien schon 1049, s. Revue des Etudes juives II (1881), p. 136. 2) Vgl. Emanuele Calò in Rom 1878 (il Vessillo, herausgeg. von Servi 1878, S. 127); erinnert an die Freunde Kalonymos und Immanuels daselbst (s. unten). Vielleicht ist auch „Calot" in Rouen 1297 (Rev. d. Et. j. II, 24) hierherzuziehen. 3) Im allgemeinen s. meinen Catal. Bodl. S. 1574, 2414 und für die jüngeren Drucker u. s. w. S. 2963, 2918 (Familie Jafe-Kalmankes). Ueber verschiedene Kalonymos des Mittelalters s. Sam. Kohn, Mardochai ben Hillel S. 137 (Sonderabdruck aus der Monatsschr. 1878, S. 139); Hymnendichter bei Zunz, Literaturgesch. und Nachtrag im Index, insbesondere Kalonymus ben Sabbatai (vgl. Hebr. Bibliogr. XVIII, 66); ferner Groß, Gesch. der Juden in Arles, Monatsschr. 1878, S. 249 und 250, wo אבן אחרן (vgl. den Artikel jüd. Literatur, Bd. XXVII, § 13, S. 402, A. 17) zu lesen אבי (nach Zunz, Liter. 106; vgl. H.B. XVIII, 34) oder אבי כל הנזרות, nach Halberstam, אגרת בקורת 1878, S. 3. 4) Catal. Bodl. S. 2414 (vgl. 2601); Zunz, Lit. 105 fg. (Kritik der Quellen), 111, 325 (H.B. XIV, 89). 5) Kalonymos Nasi „der Große" (Alte) soll von Machir abstammen, oder vom Khalifen [Harun] Karl dem Großen zugesandt sein (Sacut ed. London S. 84, angeblich nach einem sonst unbekannten קבלת החכיר, vgl. Grätz, Monatsschr. 1859, S. 112); s. dagegen Zunz, Lit. 106 („Märchen"); Groß l. c. S. 473. In dem höchst unkritischen vulgararabischen Legendenbuch מעשה משעשים, Livorno 1868, II, 22, 24, wird ein Kalonymos der Alte nach Jerusalem und in das J. 4863 (1103) versetzt; wie daselbst I, 33 in der Papstlegende Simon קייפא substituirt wird. — Ueber angeblich Davidische Abkunft s. Zunz zu Benjamin von Tudela ed. 1840, II, 6; Groß l. c. 1880, S. 170. Ueber die sonst überall (bis Brasilien und Surinam) vorkommenden Nasi s. diesen Artikel.

6) Hebr. Bibl. IV, 155, VIII, 77. Das irrthümliche J. 1159 bringt A. Geiger (jüd. Zeitschr. X, 285, vgl. II, 63) auf falsche Combinationen. Vgl. G. Saige, Les Juifs du Languedoc, 1881, p. 14, 43, 71, 72 (wo das Autograph der hebr. Unterschrift), Index S. 367. 7) Hebr. Bibl. XVI, 69. 8) Saige l. c. S. 43, 60 (wo das Siegel), 76; Hist. Lit. de la France (auch als Les Rabbins Français etc. von Renan, separat herausgeg. 1877) XXVII, 737, 747; als Schwager des Mose ha-Levi, gen. Escapat Malit (H.Bibl. XVII, 123), das. S. 692. 9) Groß l. c. 1878, S. 474 und dazu 1879, S. 421. 10) Von ihm handeln noch uncorrect Wolf, Bibl. hebr. n. 1892 und III, 1887 (confundirt mit einem Homonymus, der 1591 in Mantua starb) IV n. 1893[b]; De Rossi, Wörterb. deutsch S. 156. Zeitalter und Leistungen stellte zuerst ins Licht ein Artikel von Zunz in Geiger's wiss. Zeitschr. II, 313, IV, 199 (abgedruckt in Gesamm. Schriften III, 150 fg.). Einzelnes behandelt Steinschneider in Frankel's Zeitschr. III (1846) S. 275 und 400; im Litbl. des Orient IV, 25; Manna, Berlin 1857; Catal. Bodl. 1576—78 und Add., Hebr. Bibl. XI, 54, XVIII, 13, XIX, 115; M. Kayserling's Leben des Kalonymos, ein kurzes Résumé, erschien zu Eben Bochan (unten n. 1) und separat (H.Bibl. XVIII, 13); einiges bietet Perles zur Streitschrift (unten n. 3). Eingehend behandelt ist Kalonymos bei Groß l. c. 1879, S. 470 fg.; auf diesen Artikel wird unten mit dem bloßen Namen verwiesen, ohne jedesmal hervorzuheben, was bei ihm zu berichtigen oder nachzutragen ist. 11) Hebr. Bibl. XVI, 92, vgl. XVII, 7 und XIV, 98; Carmoly in הלבנון IV, 103 und France Israel. 97 (aus Zunz, Zur Gesch.

und Mose, wahrscheinlich ben Salomo aus Beaucaire.[12]) Daß er praktischer Arzt gewesen (wie Groß S. 562 annimmt), ist nirgends bezeugt. Seine Uebersetzungen in den Jahren 1307—17 scheinen in Arles ausgeführt; nur eine einzige (N. 5) nennt Avignon (1314); doch hat er schon vor der Vertreibung (1306) einiges übersetzt (s. unten N. 26); in der Provence schrieb er noch im Herbst 1318, nach seinem Aufenthalt in Salon, die Streitschrift gegen Caspi (N. 3). Bald darauf dürfte er mit Robert von Anjou in Verbindung getreten sein, der seit 1319 in Avignon weilte[13]), und in dessen Bibliothek er wahrscheinlich das Buch der Gifte (ספר האדרים) von Dschabir (ben Hajjan) fand.[14]) Mit Robert's Empfehlungen und Aufträgen ging Kalonymos nach Rom (zwischen 1319—21), wo er sich die Achtung der Gelehrten erwarb, namentlich von dem geistesverwandten Immanuel ben Salomo („Manoello", Freund Dante's) gefeiert wurde. Derselbe beantwortet im Namen der römischen Gemeinde eine Aufforderung, welche an Kalonymos gerichtet worden, in die Heimat zurückzukehren, dahin, Kalonymos müsse zuerst die vom Könige aufgetragene Uebersetzungsarbeit[15]) vollenden, und beeile sich. Er scheint aber aus einer (nicht sichern) Veranlassung früher zurückgekehrt zu sein; vielleicht diente er als Fürsprecher der römischen Juden beim Papste in Avignon.[16]) Im J. 1322 verfaßte er in Catalonien den Prüfstein (unten N. 1). Hierauf verliert sich jede Spur bis auf die lateinische Uebersetzung in Arles 1328 (N. 14). Vielleicht starb er bald darauf, also wenig über 40 Jahre alt.[17])

Seine Schriften[18]) sind:

A. Eigene, und zwar die bekannteste

1) אבן בוחן (Prüfstein), eine rhetorische und satirische Weltbetrachtung in Reimprosa, welche, an Immanuel's witzige Anwendung von Bibelphrasen streifend, neben der, kurz vorher verfaßten, mehr philosophischen „Weltprüfung" des Jedaia Penini, in vielen Handschriften zu finden ist. Kalonymos beendete dieselbe im Tebet „als die Welt[19]) 83 Jahre alt war", also zwischen 10. Dec. 1322 und 9. Jan. 1323[20]), und widmete sie zehn bedeutenden Männern der Provence und Cataloniens.[21]) Das Schriftchen erschien zuerst Neapel 1489, dann Venedig 1546 u. s. w.[22]), mit jüdisch-deutscher Uebersetzung in Kapitel getheilt von Mose Eisenstadt, Sulzbach 1705; die Uebersetzung allein, Homburg 1746; mit Index der Bibelstellen von Josef Kohen, Lemberg 1865; in deutscher Paraphrase (metrisch bis Kap. 53), dem Stil des Originals wenig entsprechend, von W. A. Meisel, nach dessen Tode mit einem „Leben Kalonymos'", herausgegeben von M. Kayserling. Probe einer engeren deutschen Nachahmung („die Schriftsteller") in Steinschneider's „Manna". Berlin 1847.

2) מסכת פורים (Tractat Purim), eine Parodie des Talmuds in vier Kapiteln, worin die Namen von italienischen Personen als Autoritäten zu figuriren scheinen, also wahrscheinlich in Rom (1319—22) verfaßt[23]), für die Culturgeschichte von verschiedenartigem Interesse.[24]) Alte Handschriften sind kaum zu finden.[25]) Wahrscheinlich fand die Parodie wenig Gönner in der bald folgenden schweren Zeit; auch die beiden anonymen Ausgaben[26]) sollen durch die Rigorosität der Juden selbst bis auf äußerst wenige Exemplare vernichtet sein; die wiener Ausgabe 1871 ist nur nach einer Copie des zweiten Drucks veranstaltet.[27]) Allerdings traten seit Ende des 17. Jahrh. plumpe Nachahmungen mit dem-

480, 482); Salfeld, Die jüd. Erklärer des Hohel. Anh. VIII; Perles S. X, Groß 471, 472.

12) Hebr. Bibl. XVI, 93, 103. Die Identification bei Groß 471 unterstützt Cod. Turin bei B. Peyron, Catal. S. 218, wo für שילך lies שילון. Ueber eine Confusion mit Mose ben Salomo aus Salerno (Hebr. Bibl. XI, 54, XV, 86, 90, 91, XVI, 90, XVII, 68) s. Hebr. Bibl. XIV, 98. 13) Zunz l. c. S. 315; Groß S. 474. 14) Steinschneider, Zeitschr. der Deutsch. morgenl. Gesellsch. IX, 843; XXIV, 369: Zur pseud. Lit. S. 71, Hebr. Bibl. VIII, 77, Geiger's jüd. Zeitschr. VIII, 118; Virchow's Archiv u. s. w. LII, 364; Noten zu Baldi, Vite di matem. arab. p. 82 (nachzutragen bei Groß S. 474). — Aphorismen über Purgative von Dschabir besaß ein Jude im J. 483 H., Handschrift in Genua (Bollett. Ital. degli stud. or. p. 410). Leclerc, Hist. de la médecine arabe 1876, I, 70 kennt beide Schriften nicht. 15) מלאכת ההעתקה (Immanuel, Divan Kap. 23) ist ein abstracter Ausdruck. Für Robert konnte Kalonymos nur Uebersetzungen ins Lateinische angefertigt haben, und wir wissen nur von einer einzigen (n. 14). „Uebersetzungen" bei Groß S. 544 ist Vermuthung; wie „ein großer Theil seiner Uebersetzungen" bei Zunz S. 315. 16) Steinschneider's Hypothese; s. Litbl. des Orient IV, 197, vgl. Hebr. Bibl. X, 100 A. 1, XI, 54, XIX, 118 (Magazin für Wissensch. des Judenth. II, 17); wonach Groß 546 A. 4 zu berichtigen und zu ergänzen. 17) Daß die hebr. Uebersetzung eines Circulars Robert's 1328 nicht aus Kalonymos' gewandter Feder geflossen, ist im Vorwort zum Katalog der hamburger hebr. Handschrift S. XVI bemerkt. 18) Zunz ordnet alle chronologisch, mit einigen Ungenauigkeiten seiner Quellen, Groß die eigenen (S. 553—556) chronologisch, die übersetzten in zwei sachlichen Abtheilungen (S. 557 fg.); dem Zwecke dieser Encyklopädie entspricht am besten die alphabetische Reihenfolge der arab. Autoren, doch ist Averroes vorangestellt. Auf eine Berichtigung der vielfachen Irrthümer in Fürst's Bibl. Jud. II, 165 war nicht einzugehen; vgl. unten Anm. 91.

19) Der Ausfall der Worte: „die Welt" hat Verwirrung in die Daten über den Verfasser gebracht. 20) Catal. Bodl. S. 1579. 21) Notizen über dieselben geben Kayserling und Groß S. 548 fg.; vgl. auch Hebr. Bibl. XVIII, 15; zu Groß S. 549 Cavallero s. Hebr. Bibl. VII, 89 Z. 7, VIII, 111, XI, 124. 22) Ausgaben in Catal. Bodl. 1579, (Zedner) Catal. Brit. Mus. S. 408; Benjacob, Thesaurus s. v. — Eine Analyse bei Groß S. 554. 23) „Oder Ancona" (Zunz, Zur Gesch. S. 470, ohne Angabe des Motivs). — Die Personen s. bei Zunz und Groß S. 543. 24) Ueber die von Grätz (Gesch. der Juden VII, 306) misdeuteten Stellen, das Schach und eine angebliche Cardinalstochter betreffend, s. Steinschneider bei A. v. d. Linde, Gesch. und Bibliogr. des Schachspiels S. 188 und Hebr. Bibl. XIII, 2. 25) Vielleicht die anonyme turiner bei B. Peyron, Catalogus p. 264 (Pasinus Cod. 159, bei Wolf, Bibl. hebr. IV, 1041 n. 97). Die Handschrift Michael 464 ist aus der Ausgabe copirt, Mich. 846 aus dem 18. Jahrh. Beide enthalten die Parodie des Requiems (Leichengebets) מגרוכה, dessen Verfasser vielleicht D. R. Polido (1703?), s. Letterbode VII (1881) S. 6. Ueber andere jüngere Handschriften s. Hebr. Bibl. XIII, 2; auch Straßburg 29. 26) Pesaro durch Gerson Soncino c. J. (1507—1520) und Ven. 1552; s. Catal. Bodl. S. 1581 und Add. 27) Hebr. Bibl. XIII, 2.

selben Titel auf, für welche man den genialen Vorgänger nicht verantwortlich machen darf.[28])

3) Eine Streitschrift, תשובה, gegen seinen Zeitgenossen Josef Caspi, insbesondere gegen dessen philosophisch ausschreitendes „Buch des Geheimnisses" in 30 Kapiteln — welches kürzlich aufgefunden worden —[29]), beendet in den Buptagen des J. 79 (Anfang September 1318), aus der einzigen Handschrift, als Festschrift, herausgegeben von Jos. Perles, München 1879.[30]) Interessant ist es, daß Kalonymos (S. 19) die abwechselnden Bezeichnungen Gottes in der Genesis auffällig findet, bekanntlich der Hauptanstoß für die heutige Kritik des Pentateuch. Kalonymos begnügt sich mit dem Bekenntniß, daß dahinter wol ein unerforschtes Geheimniß stecke.

4) Ein mathematisches Fragment einer Schrift, welche wahrscheinlich auch Astrologie umfassen sollte, auf Befehl „des Königs" verfaßt, in der Handschrift München 290, gehört wahrscheinlich dem ספר חבילים (Buch der Könige). Es compilirt die Ansichten anderer und fügt Eigenes hinzu.[31]) Vielleicht sollte eine lateinische Uebersetzung folgen.

B. Die Uebersetzungen betreffen theilweise Schriften, deren arabische Originale unbekannt sind. Die Technik des Stils war bereits ausgebildet, und Kalonymos hielt es wol nicht für nothig, seine streng wissenschaftlichen Uebersetzungen mit Vorreden zu versehen. Nur in den Epigraphen ist meistens Name und Datum zu finden, selbst die in öffentlichen Bibliotheken vorhandenen sind noch nicht hinlänglich erkannt, und wird bei der nachfolgenden Aufzahlung auf die irrthümlichen Angaben der gedruckten Kataloge nur ausnahmsweise eingegangen.[32]) Groß (S. 557) meint, Kalonymos habe sich mit Uebersetzungen von Vorgängern nicht begnügt. Es ist jedoch nur bei Einer Schrift (N. 17) die Kenntniß des Vorgängers wahrscheinlich, bei den andern dreien (N. 9, 10, 12) sehr zweifelhaft. Andere Angaben beruhen auf Misverständniß. Einzelne Epigraphe (auch der eigenen Schriften) bezeugen die Schnelligkeit der Arbeiten.

Wir fahren in der Zahlung der Schriften fort:

5) Averroes' großer Commentar über Analytica posteriora, ב' הנראים, beendet 14. Tebet 75 (December 1314) in Avignon; Handschr. in der Bodl. Opp. 938 fol. (Anfang unvollständig), München 32, De Rossi 285, Wien CXIV (S. 133.)[33])

6) Desselben mittl. Commentar zur Topik, נצוח, beendet 23. (nach And. 9) Elul 1313[34]); Breslau Sar. 22, Leipzig 41, München 264, bis III loc. 25, 106, 284, Paris 920, 932 (Literaturbl. IX, 359), 933, 934[35]), De Rossi 362, Turin 40 und 149 (bei B. Peyron S. 14 und 149); Specimen bei Pasinio.[36]) Die gedruckten lateinischen „Uebersetzungen" des Ganzen von Abraham de Balmes und von I—IV von Jacob Mantinus sind aus dieser hebräischen geflossen. Die vorangehenden Bücher des mittl. Comm. hatte Jacob Anatoli übersetzt.

7) Desselben mittl. Comm. zur Sophistik, התנאה, beendet 5. Tischri 74 (12. Sept. 1313)[37]); auf n. 6 folgend in Breslau, Leipzig, München, Paris, De Rossi, Turin; schwerlich in Florenz, Plut. 88, Cod. 34, VI? Specimen bei Pasinio l. c. S. 19, eine Stelle zu Ende bei Munk.[38]) Die gedruckte latein. Uebersetzung des Abraham de Balmes ist aus dieser hebr. geflossen.

8) Desselben logische Quästion zu Analyt. prior. I, 16 gehörend, nach Katalog Paris 960[3], 977[5] (im Index S. 257 : 974 unrichtig).[39])

9) Desselben mittl. Comm. zur Physik, שמע הטבעי, beendet in Arles 19. Elul 1316; dieselbe Schrift hatte Serachja ben Isak ben Schealtiel schon 1284 in Italien übersetzt[40]); doch ist kein Grund anzunehmen, daß Kalonymos diese Uebersetzung kannte, die sehr selten zu sein scheint, während von Kalonymos beinahe dreißig Handschriften bekannt sind: in der Bodleiana 6 (Uri 393; Bodl. 609 und Marsh 472, Anfang defect, Oppenh. 1163 Qu., Mich. 71, 218), Hamburg 267 (N. 264 meines Katalogs), Leipzig 26[2], mit textvergleichenden Glossen[41]); München 30, 73 (unvollständig), 310, 341

28) Ausführlicheres in der Fortsetzung meiner Abhandlung Purim und Parodie, im Letterbode VII; Groß, S. 554 läßt Kalonymos' Schriftchen lateinisch von Mai übersetzt sein, obwol er Catal. Bodl. S. 1643 citirt, wo das Gegentheil sich erweist. 29) Eine Handschr. des Dr. Sanger ist schon in Catal. Bodl. 1449 angegeben. 30) Berichtigungen nach meiner, zur Herausgabe gemachten Abschrift und vollständiges Verzeichniß der angeführten Auteritäten in Hebr. Bibl. XIX, 115—118. 31) S. meine Notiz in Geiger's jüd. Zeitschr. VIII, 118 fg. (Zu S. 120, Anm. 3 vgl. den Alchemisten كيماس im Fihrist 353, II, 278, im Index unerklärt.) — Robert ist nicht ausdrücklich genannt (gegen Groß S. 556). Zu S. 122, Anm. 2 über Robert's Liebhaberei für mystische Wissenschaft vgl. auch Thesaurus Rosar. Philosophor. (abbreviatus) auf Befehl Robert's bei Pasinus II, 290 Cod. 940 (ob von Arnold de Villanova? Vgl. Cod. hebr. München 288?). Vgl. auch Hebr. Bibl. XI, 54. 32) Da ich die Schriften aus Autopsie wenigstens Einer Handschrift kenne, so war ich im Stande, andere zu bestimmen, die unten angegeben sind; zweifelhafte sind weggelassen. Vollständiger und näher werden die Werke und deren arabische Verfasser behandelt in einer, seit 30 Jahren compilirten, soeben für den Druck vorbereiteten Monographie über die jüdischen Uebersetzer.

33) Anfang und Ende theilte mir Goldziher im April 1870 mit. Groß S. 557 führt Breslau 75 (d. i. Saraval 22) auf; aber Zuckermann, Katal. S. 9, gibt ausdrücklich für dieses Buch Anatoli, also den mittl. Commentar, an. 34) Wolf, Bibl. hebr. IV, 751 (nach Turin 40), daher Delitzsch Catal. Lips. S. 307, dazu Zunz Additt. 325; Dukes, Litbl. IX, 359, nach Par. 932. 35) Par. a. f. 320 bei Wüstenfeld, Gesch. der arab. Aerzte S. 106, ist jetzt 929 und nicht von Kalonymos. — Auch Flor. 88 Cod. 32, 34 enthält nicht die Topik, sondern der mittl. Comm. zu Anal. post. 36) Studii sopra Averroe — Estratto dall' Annuario della Soc. Ital. degli stud. or. I, 1872, p. 15 und 16 über eine Stelle zu Anfang des IV. Buches, die nur in Mantino's Uebersetzung vorkommt; vgl. Hebr. Bibl. XIII, 5. 37) Das Datum 22. Elul 1323 bei Wolf IV, 751, Zunz, Delitzsch S. 307, nach Cod. Turin 40 (auch bei Pasinus), aber schon Zunz in Add. auffallig, gehört dem darauffolgenden Levi ben Gerson; s. B. Peyron, Catal. S. 137. 38) Mélanges de Philosophie juive et arabe, Paris 1859, S. 431. 39) S. Katalog der münchener Handschrift S. 14. 40) Wolf III, 39 (Bodl. 601), Hebr. Bibl. III, 99 mit irrigem Datum 5570 für das Original; Turin 157, bei B. Peyron S. 72; latein. von Vitalis Dactylomelos 1500 (Renan, Averroes S. 304). Vielleicht gehören Serachja die Handschriften Paris 943, 944, welche von Kalonymos abweichen. 41) Delitzsch vermuthet irrthümlich Mose Tibbon,

(mit Noten von Bonsenior), 352 (I—III) und Fragm. in 151, V, Paris 937—42, Straßburg 23 (früher Fischl 37), Turin 40, 134 (falsch beschrieben von Pasinus), 142 (B. Peyron S. 17, 135, 178, wo CLXII Druckfehler); Vatican 343 (emendirt von Saul Aschkenasi), Wien 121 (Deutsch S. 137) und dort im Bet ha-Midrasch, früher Pinsker 10[42]), bei S. S. Olper in Venedig[43]), eine Handschrift besaß N. Coronel 1871. — Nach einiger Zeit erhielt Kalonymos eine Handschrift des Originals[44]), und übersetzte danach noch einmal VIII, 2 K. 1, 2; dieser Nachtrag findet sich in wenigstens vier Handschriften (Bodl. 609 und Marsh 472, Paris 939, 940), aber meist erst hinter einem der nachfolgenden Bücher. Der gedruckten lateinischen Uebersetzung des Jacob Mantinus[45]) und dem Supercommentar des Levi ben Gerson liegt unsere Uebersetzung zu Grunde. Einige Handschriften (Coronel, Turin 134) sind zu Anfang irrthümlich als großer Commentar bezeichnet. Von letzterem existiren nur Buch I—IV in verschiedenen Handschriften ohne Uebersetzernamen, wonach die Angabe des pariser Katalogs, daß N. 883, 884 denselben von Kalonymos übersetzt enthalte, zweifelhaft wird.[46])

Die physischen Quästionen nennen nirgends einen Uebersetzer, Kalonymos ist nur von Barloloni ohne Grund dazu gemacht.[47])

10) Averroes' mittl. Commentar zu De generatione et corruptione[48]) beendete er in Arles 9. Cheschwan 77 (26. Oct. 1316) im 30. Lebensjahre[49]), Handschrift Berlin 291 (S. 24, N. 26 meines Verzeichnisses), Bodl. 609 und Marsh 472, Mich. 73 (früher Heidenh. S. 39, n. 5), München 73, 387. Paris 939, 943, 945, 947, 954, De Rossi 935, Turin 40 und Valperga 204 (B. Peyron S. 18 und 220), Vat. 345[50]) und Urbin. 41 (ohne Uebersetzernamen), in Kopenhagen mit (N. 11), bei Olper in Venedig, Pinsker und Firkowitz. Specimen bei Lasinio l. c. S. 31 fg. — Von der Uebersetzung des Serachja (1284) ist nur Eine Handschrift im londoner Bet ha-Midrasch bekannt.

11) Desselben mittl. Commentar zu Meteora אותות עליונות[51]), beendet in Arles 28. Cheschwan 77 (15. Nov. 1316, also in 19 Tagen), im 30. Lebensjahre; Handschrift Berlin 292 (s. vor. N.), Bodl. Mich. 73 (Ende defect), München 30, 372 (früher Sussex, dann Quatremère), Paris 947, 950, 951[52]), De Rossi 935, Turin, Valperga 204[53]), Vat. 345 (I und II) und wol Urb. 41, eine der ältesten Handschriften von Kalonymos (1331).[54]) Eine Handschr. in Kopenhagen III, 83 besaß früher Adler.[55]) Die gedruckte lateinische Uebersetzung ist unvollständig.[56])

12) Desselben mittl. Commentar zur Mataphysik מה שאחר הטבע, nach einem uncorrecten Original mit Lücken übersetzt, beendet 13. Siwan 1317[57]), XIII Tractate, nach den Buchstaben benannt, wie im Griechischen, also bis מ, da α fehlte. Daß Kalonymos die (seltene) Uebersetzung des erwähnten Serachja (Rom 1284) schon damals gekannt habe, ist weder nachweisbar, noch wahrscheinlich. — Handschrift Bodl. (Mich. 72, 74), Leyden 9 (Katal. S. 26), München 30, 226, 244, Paris 915, 954, 955[58]), 989, De Rossi 1308, Turin 40, 89 (Peyron S. 20, 120), Vat. 283[9 59]), 336, Urbin. 45. Der lateinischen Uebersetzung von Elia del Medigo, bis Buch VII gedruckt, wie dem Supercommentar des Abr. Bibago ms., liegt wol unsere Uebersetzung zu Grunde.

13) Desselben Commentar zum B. der Pflanzen, ספר הצמחים, nebst vollständigem Text; letzterer nicht in 8 Tagen angefertigt, sondern am 8. Nisan 1314 beendigt; doch bedürfen die nicht ganz übereinstimmenden Handschriften — in der Bodl. (Opp. Add. Qu. 10 und Fragm. in Uri 408), Paris 1005, De Rossi 216, 776, Turin 40 (Peyron S. 19), Fragm. Vat. 290[18] — genauerer Untersuchung.[60]) Das Pseudo-Aristotelische Buch rührt von Nicolaus Peripateticus (Damascenus) her, wurde von Ishak ben Honein arabisch übersetzt

---

welcher das gedruckte Compendium (Analyse) übersetzte. Letzteres enthält auch Paris 935, a. f. 350 bei Wüstenfeld S. 106.

42) Vgl. Schorr, החלוץ VIII, 63; כוכבי יצחק XXX, 25. 43) Luzzatto, אוצר נחמד II, 15. 44) Ob die Handschrift 10 in Wolfenbüttel (die Renan nicht kennt) in hebr. Lettern den mittleren Commentar oder das Compendium enthalte, ist aus Ebert's gedrucktem Katalog (hinter Fleischer's Katalog der dresdener Handschriften, wo „Conclusiones" mehr dem Compendium entspricht) nicht zu entscheiden. 45) Catal. Bodl. S. 1237, n. 8. 46) Hebr. Bibl. XXI, 83. 47) S. Katal. der münchener Handschriften S. 15, ungenügend benutzt von Groß S. 559. 48) Das arabische Original mit hebr. Lettern in der Bodleiana, bei Uri 439[2], Paris 1009, in Modena, s. Lasinio l. c. und dazu Hebr. Bibl. XIII, 5. 49) בשנת שלשים משנותיי. Zur Physik (oben N. 9) am 19. Elul, also 20 Tage früher, heißt es: בהגיעי לשנת השלשים „als ich zum Jahre 30 gelangt war", was also das nahe Ablaufen bedeuten soll: in den nachfolgenden Meteora לשלשים בישנותי, und s. unten Anm. 71. Demnach scheint Kalonymos gegen Ende 1286 (5047 der Schöpfung) geboren. 50) Bei Wolf, Bibl. Hebr. I, n. 1223 unter N. תימון! also nicht Tibbon, wie im Catal. Bodl. S. 1999 vermuthet ist. — Der wiener Katalog S. 1391, legt dem Kalonymos Vat. 345 und [Urbin.] 39 bei, wahrscheinlich nach Wüstenfeld; diese Handschriften enthalten aber das Compendium, übersetzt von Mose Tibbon.

51) Entsprechend אלאתאר אלעלויה des Originals im Cod. Bodl. Uri 439 und Paris 1009. אותות השמים stellt voran nur die junge Abschrift in Berlin, daher Groß S. 559. Der Ausdruck ist für verschiedene Bearbeitungen charakteristisch. 52) a. f. 312, bei Wüstenfeld S. 106, 9, ", als wahrscheinlich von Mose Tibbon, der aber das Compendium übersetzte; bei Wüstenfeld S. 107 als de sensu, und so im wiener Katalog S. 140. 53) B. Peyron S. 224, fehlt im Index S. 316 unter Kalonymos, wie die Metaphysik. — Pasinus 156 enthält nicht unser Buch, sondern XVI—XIX de animalibus von Averroes, wonach B. Peyron S. 60 und 19 zu berichtigen ist. 54) Urb. oder De Rossi scheinen eine von der andern copirt, im Wochentag scheint ein Irrthum. 55) Catal. rabbin., Kiel 1836, S. 20. 56) S. Serapeum, herausg. v. Naumann, 1869, S. 139. 57) Einige Handschriften haben 1311; allein Kalonymos hat seine Uebersetzungen sicher nicht mit dem schwierigsten Buche des Averroes begonnen; 1318 hat nur Eine Handschrift. Das vorangehende Buch war im November 1316 beendet; das gibt für 1317 die angemessene Zeit von 7 Monaten. 58) A. f. 324, nicht 320 und „Abrégé", wie Carmoly, Hist. des medecins j. p. 123. 59) Bei Assemani falsch als Kategorien von Josef Caspi, daher unter diesem Artikel II, 71 zu streichen. 60) S. Hebr. Bibl. XX, 102.

und von Ibabri ben Kerra emendirt. Eine arabische Handschrift kennt auch Leclerc nicht.[61])

14) Derselben تهافت التهافت, vulgo Destructio destructionis, Widerlegung der Streitschrift al-Gazzali's gegen die Philosophen, für Robert 18. April 1328 in Arles ins Lateinische übersetzt, aber nicht vollendet, Handschrift des Vatican 2434[62]), vielleicht in der höchst seltenen Ausgabe 1495—96 oder 1497 gedruckt[63]), in welcher die letzten vier (physischen) Tractate fehlen.

15) Ahmed (Abu Tscha'fer) ben Jusuf ben Ibrahim (schrieb 904—5)[64]), Commentar zum Centiloquium (Καρπός, כמרי, פרי) des Ptolemäus, beendet 20. Elul 1314; Handschrift Bodl. (Uri 367, Oppenh. 834 Oct.), Leyden Scal. 14 (Catal. S. 368), Paris 1028, 1055, Vat. 382; Handschrift Mortara, dann (1868) Schönblum's (Catal. 1871 n. 2), jetzt mein; J. Albinus (bei Wolf I, S. 970). Die gedruckte lateinische Uebersetzung ist an vielen (auch historischen) Stellen corrumpirt und aus der hebräischen zu berichtigen.

16) Costa ben Luka's Uebersetzung von Archimedes über Kugel und Cylinder, בכדור וכאצטיגא; zweite Uebersetzung, nach dem Epigraph des Abschreibers in der einzigen Handschrift Urb 440 (vgl. unten n. 26).[64a])

17) Al-Farabi, في العقل والمعقول (De intellectu et intelligibili) בשכל ובמושכל, oder mit erweitertem Titel: בשכל ובמושכל ובמישבל, beendet 9. Nisan 1314; Handschrift Bodl. (Oppenh. 1172 Qu.), Floren; Plut. 88 Cod. 25 (Biscioni S. 150 oder 477), München 1255 und 308; Wien Bet ha-Midrasch (Pinsker 15, Fruber in Odessa). Zu unterscheiden ist eine ältere, von Rosenstein 1858 in Breslau herausgegebene Uebersetzung, betitelt המושכל והמישכלית[65]), wahrscheinlich diejenige, welche Jedaja Penini (vor 1300) für ungenügend erachtete, sodaß er dies für die Auffassung des *vοῦς* wichtige Schriftchen unter dem Titel כתב התעת übersetzte.[66])

Diese Uebersetzung, welche schon Gerson ben Salomo in Arles (s. diesen Artikel) citirt, ist dem Kalonymos schwerlich unbekannt geblieben; er mochte vielleicht den hochgeachteten Urheber nicht bloßstellen.

18) Derselben احصاء العلوم[67]), encyklopädische Uebersicht der Wissenschaften, schon im 12. Jahrh. in einer ausführlichen und compendiösen lateinischen Uebersetzung bekannt[68]), unter einem mehr oder minder paraphrasirenden Titel מאמר (במספר החכמיות ו) במניית חלקי כל חכמיה יבי, beendet am 17. (oder 27., 37.) des Omer (Frühling) 1314, also unmittelbar nach der vorigen Schrift; Handschrift München 308, De Rossi 458, 776, bei Treves in Venedig und Abschrift bei Luzzatto.[69])

19) Desselben Anleitung zum Studium der Philosophie, Auszug aus dem von Schmolders edirten فيما ينبغي ان تقدم قبل تعلم الفلسفة (vielleicht identisch mit مراتب العلوم), אגרת בסדרי קריאת החכמיות, Handschrift De Rossi 458, Munchen 308[5], bei Ghirondi (1 Blatt) ohne Uebersetzernamen, aber höchst wahrscheinlich mit N. 18 zusammen.[70])

20) Honein ben Ishak's Uebersetzung von Galen's בחקנא ובקילנ', De clysteriis et colica, unter Beibehaltung des arabischen Ausdrucks, beendet 10. Nisan 1308, im 22. Lebensjahre.[71]) Aus der einzigen bekannten leydener Handschrift (Scal. 2,[16]) lateinisch herausgegeben von Fr. Raphelengius 1591 und dann in Ausgaben Galen's. S. unter folg. N.

21) [Desselben] Uebersetzung von Galen's De Phlebotomia, aus einem sehr schlechten Exemplar, in Ermangelung eines besseren, aus Rücksicht für den Verfasser und wegen Mangels an hebräischen Schriften, beendet 41. Sefira (26. Ijjar, also sechs Wochen nach N. 20) 1308 in Arles. Einzige Handschrift in Leyden hinter N. 20. — Diese beiden Schriften gehören nicht zu den alexandrinischen Compendien, für deren Uebersetzer Kalonymos irrthümlich gehalten worden; er ist also auch nicht der Uebersetzer der Abhandlung vom Urin in Leyden.[72]) Durch combinirte Irrthümer wurde auch Kalonymos zum Uebersetzer von Honein's Einleitung (מבוא), oder gar Verfasser eines in Amsterdam 1610 gedruckten ספר רפואה.[73])

Ishak ben Honein, s. oben N. 13.

---

61) Hist. de la médecine arabe I, 209. 215. 62) Epigraph in meinem Giuda Romano (Abdruck aus il Buonarroti, Rom 1870 S. 6. — Sie enthält nur 14 Abschnitte nach Bartolocci I, 132. 63) Catal. Bodl. S. 766, wo zuerst die überall herrschende Confusion mit der hebr. und jüngeren latein. Uebersetzung der beiden Kalonymos ben David (s. unten) aufgehellt ist. 64) Jusuf ben Ibrahim ist ابن الدايه, s. Hebr. Bibl. XX, 90 und die Citate in Zeitschr. für Mathematik XVI, 384, meine Noten zu Baldi, Vite di Matem. p. 18, 75. Rosen, Les Manuscr. arabes de l'Institut etc. 1877, p. 123; zu berichtigen und ergänzen Leclerc, Hist. II, 502 und 510 = 485 „Albumazar"; bei Wüstenfeld, Uebersetzungen aus dem Arab. S. 28: Abumasar; s. S. 60 n. 7, wo a. 392 H. offenbar nach Zeitschr. für Math. X, 493, s. jedoch XII, 36. Die latein. Ausgabe nennt irrthümlich Eben Rodoam (ibn Ridhwan) wegen des Comm. zum Quadripartitum. Aus dem Lateinischen übersetzte Jacob ben Elia den Comm. zum Centiloquium. 64a) Catalogus Codd. h. Lugd. Bat. S. 319, Anm 2, Hebr. Bibl. VII, 91; Zeitschr. für Mathem. X, 474. Auch Leclerc, Hist. I, 157, 223, kennt die Uebersetzung Costa's nicht. 65) Carmoly, Rev. or. II, 210 (so lies im Cat. Bodl. S. 2484) legt sie fälschlich dem Samuel Tibbon (um 1200) bei. 66) Ausführliches s. in meinem: Al-Farabi u. s. w. Petersb. 1869, S. 92 fg.

67) Handschrift des Escurial 643, woraus eine Stelle bei J. Müller, Philosophie u. s. w. von Averroes, S. 16. — Citat bei Mose ben Esra und Benutzung bei Josef ibn Aknin (vgl. diesen Art. Bd. 31, S. 53) nachgewiesen in Hebr. Bibl. XIV, 18, 37. 68) Die Identität erkennen nicht Leclerc, Hist. II, 504, vgl. 377 und 420, Wüstenfeld, Uebers. S. 39, 67; falsch mit Avicenna combinirt in Hebr. Bibl. X, 58. 69) Ausführlich in Alfarabi S. 83, 244, 253, 255, wo auch Citate mit modificirtem Titel. 70) Alfarabi S. 85, 124. 71) בשתים ועשרים ליום הולדת אותו; im Leydener Katal. S. 337: „anno . . . peracto" (Groß S. 563: „in seinem vollendeten"!), unrichtig, s. oben Anm. 49. 72) Catal. S. 251; die Berichtigung im Kataleg der hamburger Handschriften S. 138 ist Groß S. 563 entgangen. 73) S. Catal. Bodl. S. 1578, 1591, Hebr. Bibl. XVII, 78 über die Handschrift Franecker, jetzt Leuwarden 6, worin etwas von unserm Kalonymos. Das ספר רפואה (Wunderbar, Litbl. des Or. XI,

22) Al-Kindi (abu Jusuf Jakub ben Ishak, vulgo Alchindus u. s. w.), astrologische Abhandlung über Nativitäten אגרת בקיצור המאמר בנולדות in 18 kurzen Kapiteln (1 vom Nimodar, 18 vom Tode), beendet 21. Elul 1314[74]); Handschrift München 304, Paris 1028 (Wolf III, n. 1054[b]), 1055, 1056 (Wolf III, n. 30), Vat. Urb. 472[75]), Handschrift Mortara, dann Schönblum (seit 1868, Katalog 1871 N. 2), jetzt in meinem Besitz, geschrieben 1577.

23) Desselben אגרת בלחיות ובניטר über Feuchtigkeit und Regen in 5 איפנים, Handschrift Paris 1055[10], Carmoly 104B[12], 109[3 76]), eine der letzteren sah vielleicht Schorr in Brody 1856.

24) Desselben אגרת בעלות המיוחסות אל האישים [oder בסבות עליונות באישים] העליונים המורים על הויות הגשם, über den Einfluß der Himmelskörper auf den Regen, beendet 21. Elul 1314, wie N. 222; doch ist kaum anzunehmen, daß er beide an demselben Tage auch begonnen habe; Handschrift München 304, Fragm. in 356, Paris 1028[8], 1055[9], Vat. Urbin. 47[77]), Carmoly 104B, 109[4], Mortara u. s. w., jetzt mein. In den Noten zu Nicomachus (N. 25) citirt Kindi ein dem Plato beigelegtes Buch über die Sphärenzahlen סבר המיוחס אל עלות הכמות המיוחס אל האישים העליונים.

Das 1507 und 1540 erschienene lateinische: De pluviis ist eine verworrene Bearbeitung (vielleicht mit Benutzung von N. 23?), worin unter andern eine für die neuesten Forschungen interessante Stelle über die Mondstationen fehlt, welche die hebräische Uebersetzung enthält[78]); die Originale aller drei Schriften des berühmten Verfassers scheinen verloren.

25) Rabi'u ben Ja'hja (abu Suleiman), Bischof von Elvira, Compendium der Arithmetik (ארתמיקא) des Nicomachus Gerasenus, nach der syrischen Uebersetzung des 'Habib ben Bahriz, mit Noten, zum Theil von el-Kindi[79]), beendet 1317, im Alter von 30 Jahren (nach Cod. Paris 1028); Handschrift München 36[11], Paris 1028, 1029, 1093, 1095.[80])

26) Ridhwan (ibn, vulgo Rodhwan), abu'l-Hasan Ali (gest. 1068)[81]), الاصول فى الطب in vier Tractaten[82]), העמוד בשרשי הרפואה, beendet in Arles 13. Marcheschwan 68 (10. Oct. 1307), nämlich die zweite Uebersetzung; die erste war bei der Vertreibung der Juden aus Frankreich (1306) verloren gegangen (vgl. oben N. 16); Handschrift in Leyden Scal. 2,[5] (Catal. S. 318) und München 44.

27) Samma'h (ibn, oder Sem'h, schwerlich Semdsch), abu'l-Kasim Asba' (gest. 1035)[83]), Tractat über die Cylinder und Kugeln: מאמר באצטוונות והמחודדים, vielleicht nur ein Theil eines größeren Werkes? beendet 25. Tebet 72 (5. Jan. 1312); Handschrift Bodl. bei Uri 433. — Bei Groß fehlen N. 27—29.

28) Thabit ben Korra el-Harrani (gest. 901)[84]) فى الشكل القطاع (de figura cata, catha, oder sector, in der lateinischen Uebersetzung Gerard's von Cremona), hebräisch סבר התמונה החיתוכית, beendet 9. Kislew 74 (14. Nov. 1313).

29) Vielleicht ist auch Kalonymos Uebersetzer der Abhandlung von Archimedes' κυκλου μετρησις, arab. فى مساحة الدائرة وتكسيره, wahrscheinlich von Thabit übersetzt, mit einem Anhange (?), hebr. (?) סבר ארכימידס בנישיחת העגולה; Handschrift Vatican 385 fol. 411; in der lateinischen Uebersetzung Gerard's von Cremona als „Arsemenides" De dimensione (de quadratura) circuli.[85])

578) nennt als Zeitgenossen Abraham Nahmias aus Portugal (wol den Autor gegen Ende des 16. Jahrh.), aber nicht Kalonymos; Fürst, Bibl. Jud. II, 166 (vgl. Benjacob, Thesaurus S. 548, N. 206, vgl. N. 202) läßt Nahmias weg und hat wol Kalonymos aus Wolf III, 969 bei Steinschneider in Frankel's Zeitschr. III, 275. Vgl. unten Anm. 91.

74) Ueber N. 20—22 s. Catal. Bodl. S. 1508, 1517; Zeitschr. Deutsch. morgenl. Gesellsch. XVIII, 131, 157, 181, XXIV. 347, XXV, 395, 404; Zeitschr. für Mathem. XVI, 362, 394. 75) Nach Assemani's Katalog 11 Kapitel, und übersetzt 1316; der arab. Verfasser irrthümlich „aus Alexandria". für el-Kindi, der Titel: אגרת על נחברות תמאורות ועל לקות שמש וירח scheint aus den Schriften des ibn Esra in denselben Codex herübergenommen. Eine ähnliche Confusion herrscht in der Angabe unter 474: על משפטי הכוכבים ועל לקות שמש וירח aus den Schriften ibn Esra's excerpirt und übersetzt(!) von Kalonymos, anf. ועתה בשם האל. Es sind Collectaneen, die sich auch in Cod. Dresden 384[8] finden, ebenfalls mit jüngerer Ueberschrift, wie ich aus Mittheilungen ersehe. — Das Schriftchen hat keine Beziehung zum Liber novem judicum (Zeitschr. für Mathem. XVI, 394), vielleicht zu de judiciis (Zeitschr. Deutsch. morgenl. Gesellsch. XXIV, 348, vgl. Leclerc, Hist. II, 283, 494; Wüstenfeld, Uebers. S. 119). 76) Autograph, nach Carmoly, Isr. Ann. 1840, S. 97, worüber derselbe keinen Glauben verdient; der Katalog (von Kirchheim?) unter 109 macht falsche Schlüsse; Hebr. Bibl. XV, 106. 77) Assemani gibt an: De intelligentiis sphaeras moventibus und Alexandrini (s. Anm. 75); daher figurirt dies als besonderes Werk noch bei Groß S. 562 t neben v, obwol die Identität des Verfassers schon in Frankel's Zeitschr. III, 275, 399 errathen und später (s. die Citate oben Anm. 74) auch die der Schrift festgestellt ist. 78) Zeitschrift Deutsch. morgenl. Gesellsch. XVIII, 158, 185.

79) Die Verhältnisse der Bearbeitung zum Buche sind noch nicht ganz gesichert; s. mein „der Kalender von Cordova" in der Literaturzeitung zur Zeitschr. für Mathematik u. s. w. XIX (auch Sonderabdruck) S. 6, unbeachtet von Leclerc, Hist. I, 137, 227, der verkehrte und einander widersprechende Folgerungen zieht. 80) Die angebliche Handschrift Carmoly's (Itiner. de la terre sainte p. 346) ist sehr verdächtig; der Titel המכסר und persisch für syrisch, scheint aus Lilienthal (bei Geiger, Melo Chofn, S. 56) zu stammen; im Katalog der Handschriften Carmoly's ist sie nicht zu finden. 81) S. meine Noten zu Baldi S. 45, wo die Quellen über Ali, unbenutzt von Leclerc, der auch unsere Uebersetzung nicht kennt, und Virchow's Archiv u. s. w. LXXXVI, 124. 82) „Grundfeste" bei Hammer, Literaturgesch. der Araber VI, 393, n. 9, bei Leclerc, Hist. I, 528 richtig Elements de Médecine; ibn abi Ocheibia, Handschr. Berlin II, 106[b] gibt ausdrücklich 4 Tractate an. 83) S. die Citate in meinem Alfarabi S. 160, Zeitschr. Deutsch. morgenl. Gesellsch. XXIV, 336 und Virchow's Archiv u. s. w. LXXXVI, 126; über unsere, den arab. Bibliographen unbekannte Schrift, Zeitschr. Deutsch. morgenl. Gesellsch. VIII. 383, IX, 837. 84) Quellen über ihn in Zeitschr. für Mathem. XVIII, 332, 338, über unsere Schrift S. 333, wonach Leclerc, Hist. II, 410, 495, Wüstenfeld, Uebers. S. 60, n. 9 zu ergänzen. — Ueber den Ausdruck fig. alk. s. mein Zur pseud. Liter. S. 73, Hebr. Bibl. XXI, 86. 85) Hebr. Bibl. VII, 93 und S. IV; Zeitschr. für Mathem. X, 475, wonach Leclerc l. c.

79) Eine anonyme Abhandlung oder Ueberſetzung aus Ptolemäus [etwa Almageſt?] über die Planeten, בכסדר עניני הכוכבים הנודעים, folgt im Cod. Paris 1028[2] auf Kalonymos oben N. 25, datirt 8. Nisan; Groß (S. 561) vermuthet 1317; dazu mußte erſt ein Zuſammenhang zwischen den Schriften nachgewieſen werden; außerdem ſcheint N. 25 im Herbſt verfaßt.

81) Der Streit zwiſchen den Thieren und Menſchen aus der 51. Abhandlung der ſogenannten „lautern Brüder" اخوان الصفا (אחי אלצפא), hebr. אגרת בעלי חיים, a. 1316 in einer Woche überſetzt, was am Schluß angegeben wird, aber wegen der früheren Seltenheit des gedruckten Buches ſelbſt Zunz entgangen war.[86]) Kalonymos bemerkt im Vorwort, man dürfe das Buch nicht zur Klaſſe der Bücher wie Kalila we-Dimna (indiſche Fuchsfabeln), Miſchle Sendabar [Syntipas, über Schlauheit der Frauen] oder Hariri[87]) zählen [die bloße Unterhaltung gewähren]; es ſei vielmehr reich an Tröſtungen und Sittenlehren[88]); der aufmerkſame Leſer werde darin „tiefe Geheimniſſe" zerſtreut finden. Beim Abdruck dieſes Artikels (1882) erſcheint eine deutſche Ueberſetzung von Jul. Landsberger.

Dem Kalonymos werden irrthümlich folgende Schriften oder Ueberſetzungen beigelegt:

אגרת הנשמה (ſ. unter N. 31). — Ueberſetzungen von Averroes, De coelo et mundo[89]), De anima[90]), De conjunctione etc. (iſt die lateiniſche Ueberſetzung des Kalonymos ben David, ſ. unten), Quaestiones phys. (ſ. oben unter N. 9), Politik הנהגת המלכים[91]); Compendium Galen's und Honein's Einleitung (ſ. oben N. 21), ליחס התכונה Ueberſetzung der Alfonſini'ſchen Tafeln.[92])

Mit unſerm Kalonymos hat man vielfach zwei jüngere Homonymen verwechſelt:

Kalonymos ben David ben Todros (oder Tedroſi), der vielleicht in Arles kurz nach 1328 das Buch تهافت التهافت des Averroes ins Hebräiſche als תשבץ התשבלה überſetzte und in der Vorrede die lateiniſche des K. ben Kalonymos (als noch lebenden, wie es ſcheint) erwähnt.[93])

Kalonymos ben David (II) „aus der Familie der Kalonymos", auch „maestro Calo Calonymos", vielleicht aus obiger Familie ſtammend, war Arzt in Neapel und Venedig. Ueber ſeine Lebensverhältniſſe iſt faſt nichts bekannt.[94]) Er ergänzte die hebräiſche Grammatik (מקנה אברם) des Abraham de Balmes durch ein Kapitel über Accente, hebräiſch und lateiniſch (Venedig 1523). Seine lateiniſche Ueberſetzung der Destructio destructionis des Averroes aus der hebräiſchen Ueberſetzung des vorhergenannten Kalonymos ben David iſt gedruckt 1527 und in den großen Ausgaben des Ariſtoteles mit Averroes ſeit 1550; Delitzſch (Literaturbl. des Orients II, 284) ſchreibt ihr eine „rauhe unverſtändliche Wörtlichkeit" zu. Endlich überſetzte er die Abhandlung des Averroes: De connexione intellectus abstracti cum homine, gedruckt 1527 fg. Die früher unbekannte Quelle iſt eine hebräiſche Ueberſetzung des Samuel ibn Tibbon als Anhang zu deſſen Commentar über Kohelet. Dieſer Anhang iſt hebräiſch von J. Herez herausgegeben.[95]) (*M. Steinschneider.*)

KALORISCHE MASCHINEN (Heißluftmaſchinen) nennt man diejenigen Triebwerke, bei welchen als bewegende Kraft atmoſphäriſche Luft vermöge ihrer Eigenſchaft, ſich bei Erwärmung auszudehnen und bei Abkühlung zuſammenzuziehen, zur Wirkung kommt. Die erſte Idee zu einer kaloriſchen Maſchine gab der Franzoſe Carnot im J. 1825; der Engländer Stirling ſoll bereits 1827 eine derartige Maſchine ausgeführt haben. Näheres weiß man jedoch erſt von einer durch den Schweden Ericsſon in London gebauten, im J. 1833 in „Mechanic's Magazine" beſchriebenene Maſchine, angeblich von 5 Pferdekräften. Obſchon bei den kaloriſchen Maſchinen im allgemeinen ein höherer Nutzeffect als bei Dampfmaſchinen erzielt wird, werden ſie faſt nur als Motoren für das Kleingewerbe benutzt. Die Schwierigkeiten, welche ſich bis jetzt einer ausgedehnteren Anwendung derſelben entgegenſtellen, beruhen hauptſächlich auf Folgendem: Während die Spannung des Dampfes ſchon

II, 410, Wüſtenfeld, Ueberſ. S. 59 zu ergänzen. Vgl. auch Paſinus II, 306; Archimenides: Cod. Libri 665; Curtze, Analyſe einer Handſchrift in Thorn S. 55.

86) Ausgaben Mantua 1557, Frankfurt a. M. 1704, jüdiſch-deutſch von Chanoch ben Jehi 1718; Probe deutſcher Nachahmung bei Steinſchneider, Manna, 1857, S. 65. S. Catal. Bodl. S. 1579 und Add., Hebr. Bibl. II, 92; vgl. IV, 114; XIII, 9 über die Schriften und den Orden der Verfaſſer, zu dem vielleicht auch Juden und Chriſten gehörten. 87) חריר, ſo lies für תרוך im Druck (Literaturbl. d. Orient IV, 396), der berühmte Verfaſſer der Makamen. Dieſe Bücher waren bereits hebräiſch überſetzt, Kalila durch Jacob ben Elaſar, Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrh., ſ. Hebr. Bibl. XVIII, 50. 88) בייסרים; vielleicht iſt daher dem Kalonymos ein אגרת המוסר beigelegt worden; vgl. Groß S. 556. — Dieterici hat eine deutſche Ueberſetzung aus dem Arabiſchen als „arabiſches Mährchen" (1858 und 1880 das Original ohne Benutzung der hebr. Bearbeitung herausgegeben; val. Hebr. Bibl. II, 91. 89) Turin 40 bei Wolf, Bibl. Hebr. IV, 751 und Renan S. 150; Ueberſetzer iſt Salomo ibn Ajub, das Datum zu dem folg. de generatione, oben N. 10; Catal. Bodl. S. 1578, überſehen von Groß S. 558. 90) Fabricius, Bibl. gr. III, 235 bei Renan S. 150; vgl. Groß S. 559, der auf Cod. 635 Ven. Marc. hinweiſt. Im Verzeichniß der hebr. Handſchriften in St. Marco von Latte's (Notizie etc. 1880, p. 36 fg.) kommt nichts der Art vor. 91) Bei Fürſt, Bibl. Jud. II (ſo), 166, iſt nicht Confuſion mit ס' המלכים, wie Groß S. 559 vermuthet, ſondern eine falſche Combination in Frankel's Zeitſchr. III, 275, allerdings berichtigt S. 400. 92) S. Katalog der münchener Handſchriften S. 60; Hebr. Bibl. XVIII, 13.

93) Ueber ihn und Handſchriften der Ueberſetzung ſ. Verzeichniß der berliner Handſchriften S. 88 (woraus Groß Monatsſchr. 1880 S. 60) und S. 133 fg., wo die intereſſante Vorrede und einige Stellen gegeben ſind. 94) Unſicheres über ſeine Familie u. ſ. w. ſ. Catal. Bodl. S. 1575. Sein Schwiegerſohn, der Arzt Elia Menachem Chalfan (Catal. Bodl. S. 2878, Benjacob, Theſ. S. 269, n. 66) lebte noch 1556 (Paſinus S. 44, N. 120, B. Peyron S. 196 verſtümmelt den Namen), aber nicht mehr 1560 (Epigr. Sohar ed. Mantua). 95) Drei Abhandlungen über die Conjunction des ſeparaten Intellects u. ſ. w. von Averroes, Berlin 1869. — Die lateiniſche Ueberſetzung iſt zur Vergleichung herangezogen.

bei verhältnißmäßig niederen Temperaturen eine hohe ist (bei 135 Grad C. 3, bei 145 Grad 4, bei 200 Grad 16 Atmosphären), muß die Luft auf 273 Grad erhitzt werden, um eine Atmosphäre Ueberdruck zu erhalten. Da man hierdurch sehr bald Temperaturen erhält, welchen die bewegenden Maschinentheile nicht lange Widerstand zu leisten vermögen, muß man, um eine größere Kraft ausüben zu können, die Maschinen in so bedeutenden Dimensionen ausführen, daß sich die Anwendung derselben als Ersatz größerer Dampfmaschinen von selbst verbietet. Ihre Vorzüge als Kleinmotoren bestehen vor allem darin, daß sie nicht der Explosionsgefahr ausgesetzt sind, keiner Concession bedürfen, nicht der gesetzlichen Controle unterliegen und daß ihre Bedienung keine geschulten Wärter erfordert.

Man unterscheidet im wesentlichen offene und geschlossene kalorische Maschinen. Offene Maschinen heißen diejenigen, bei welchen durch eine Luftpumpe dem Arbeitscylinder stets neue Luft zugeführt wird, welche, nachdem sie erwärmt worden und die durch die Erwärmung entstandene Expansion zur Bewegung der Maschine Anwendung gefunden hat, ins Freie entweicht. Sie sind meist einfachwirkend und bestehen in der Hauptsache aus einem Arbeits- und einem Luftpumpencylinder. Eine vom Kolben des Arbeitscylinders ausgehende Schubstange greift direct oder mittels Hebelübersetzung an die Kurbel, während der Pumpenkolben direct mit dem Treibkolben verkuppelt ist. Die Luftpumpe ist einfachwirkend, mit Saug- und Druckventilen versehen. Zur Steuerung dienen ein Eintritts- und ein Austrittsventil, von denen ersteres das Innere des Arbeitscylinders im richtigen Moment mit der in einem besonderen abgeschlossenen Raum befindlichen heißen Luft in Verbindung setzt, wogegen das Austrittsventil nach vollbrachtem Hub die Luft aus der Maschine entweichen läßt, wodurch der Druck unter dem Kolben aufgehoben wird. Der Rückgang der Maschine erfolgt ohne äußere Einwirkung, ganz auf Kosten der im Schwungrad angesammelten Kraft, weshalb derselbe, um zugleich Arbeit nach außen abgeben zu können, verhältnißmäßig sehr schwer sein muß. Die Feuerung ist entweder vom Arbeitscylinder getrennt oder mit diesem vereint angeordnet. Die älteren offenen Maschinen haben meist einen sehr geräuschvollen Gang — ein Nachtheil, der bei den neueren Constructionen auf ein Minimum reducirt ist.

Geschlossene kalorische Maschinen nennt man jene, bei welchen ein und dasselbe Luftquantum, ohne die Maschine zu verlassen, abwechselnd erhitzt und wieder abgekühlt wird. Die Luftpumpe der offenen Maschine fällt bei dieser Klasse von Heißluftmaschinen fort; dafür erhalten dieselben einen zweiten Kolben, den sogenannten Verdränger, welcher den Zweck hat, die Luft abwechselnd nach dem Ofen und nach dem kalten Theil des Cylinders zu schaffen. Die Haupttheile dieser Maschine bestehen also in einem Arbeits- oder Heißcylinder und einem Compressions- oder Kaltcylinder. Der die Bewegung auf die Maschine übertragende Treibkolben sowie der Verdränger sind durch je eine Kurbel an die Schwungradwelle gekuppelt. Die Kurbel des Heißcylinders hat eine Voreilung von circa 90 Grad. Die Erhitzung der Luft geschieht dadurch, daß dieselbe auf dem Wege durch die Maschine mit den Wänden eines Feuertopfes in Berührung kommt, welcher in einem ihn umschließenden Ofen bis zur Rothglühhitze erwärmt wird, während die Abkühlung der Luft durch äußere Wassercirculation um die den Verdränger umgebenden Cylinderwandungen erreicht wird. Da die geschlossenen Maschinen durch die stete Communication zwischen den beiden Cylindern weder Saug- und Druck-, noch Steuerventile bedürfen, ist ihr Gang bei sonst rationeller Construction ein nahezu vollkommen geräuschloser.

Zu den Heißluftmaschinen älterer Construction gehören die von Ericsson, Wilson, Wilcox, Burdin, Bourget, Beloú, Windhausen, Kober, Laubereau; doch sind dieselben durch die neueren Maschinen so weit überholt worden, daß ihre Beschreibung hier sehr wohl übergangen werden kann. Unter den neueren Systemen sind die bekanntesten die von Hock, Holdorff & Brückner, Lehmann, Stenberg und Rider, von welchen die beiden ersten offene, die übrigen geschlossene Maschinen sind.

Die Heißluftmaschine von Hock gehört zu den offenen kalorischen Maschinen mit geschlossener Feuerung. Dieselbe ist einfachwirkend und besteht in der Hauptsache aus dem Ofen, der Luftpumpe und der eigentlichen Maschine. Auf dem gußeisernen Ofen steht der verticale Arbeitscylinder, welcher zugleich den Stützpunkt für die Lagerung der querliegenden Kurbelwelle und der Luftpumpe bildet. Beide Kolben sind durch ein Rohrstück miteinander verbunden. Der Arbeitskolben ist durch eine Blechhülle vor zu großer Erhitzung geschützt und außerdem ist die eigentliche Kolbendichtung, um das Verbrennen derselben zu vermeiden, gegen die kühlere Maschinenseite gelegt. Die Steuerung der Gebläseluft geschieht durch eine Saugklappe im Gebläsekolben und eine Druckklappe am Deckel des Gebläsecylinders, die Steuerung der erhitzten Luft durch zwei voneinander unabhängige Tellerventile, welche durch Bufferfedern geschlossen werden. Das Oeffnen der letzteren Ventile wird durch die rotirende Kurbelwelle bewirkt, die zugleich einen Kugelregulator treibt, der bei zu großer Umdrehungsgeschwindigkeit der Maschine die überschüssige atmosphärische Luft mittels eines besonderen Ausblaseventils abführt. Der Hock'sche Motor, dessen Einrichtung eine äußerst ökonomische Heizung gestattet, braucht nur in Zwischenräumen von $1—1^1/_2$ Stunde mit Brennmaterial versehen zu werden, bedarf keines Fundaments und nimmt einen sehr geringen Raum ein. Erfahrungsgemäß beträgt der Brennstoffverbrauch nicht über 4,5 Kilogr. Coaksgries pro effective Pferdekraft und Stunde bei andauernd gleichmäßiger Leistung. Am empfehlenswerthesten ist die Verwendung von Coaks, weil durch andere Materialien Cylinder und Steuerventile zu sehr verunreinigt werden und somit ein öfteres Demontiren der Maschine nothwendig wird. Beim Gang des Motors wird durch den Hubwechsel der Saugventile ein dumpfer Schlag erzeugt, der indeß nicht so bedeutend

ist, daß die Maschine nicht in oder neben bewohnten Räumen aufgestellt werden konnte.

Gleichfalls zur Klasse der offenen kalorischen Maschinen mit geschlossener Feuerung gehört der Motor von Holdorff & Brückner, der im wesentlichen mit dem Hock'schen Motor identisch ist. Der mit Chamotte ausgekleidete Ofen ist mit einem concentrischen Gußeisenmantel in der Art umgeben, daß zwischen diesem und dem Blechcylinder des Ofens, in der vollen Höhe des Aschen- und des Feuerraums, ein Raum entsteht, welchen die aus der Luftpumpe kommende Luft auf dem Wege zum Aschenkasten und zum Feuerraum passiren muß und der somit als Vorwärmer dient. Mittels zweier durch Handhebel von außen regulirbarer Oeffnungen hat man es in der Hand, den größeren Theil der Luft entweder in den Aschenkasten oder direct in den Feuerraum gelangen zu lassen und dadurch eine lebhaftere Verbrennung, mithin eine Temperaturerhöhung, oder das Gegentheil zu bewirken. Der vereinigte Arbeits- und Luftpumpencylinder steht neben dem Ofen; der Kolben desselben ist ein hohler gußeiserner Cylinder, dessen sehr dicke, gleichfalls hohle Kolbenstange durch eine Stopfbüchse des Cylinderbodens hindurchgeht und mittels einer kurzen Zugstange an einen Balancier gekuppelt ist, welcher durch eine Pleuelstange die Bewegung auf die Kurbelwelle überträgt. Der obere, eine volle Kreisfläche bildende Theil des Cylinders dient als Arbeitscylinder, der untere, von ringförmigem Querschnitt, als Luftpumpe. Ein- und Austrittsventil befinden sich in einem am Arbeitscylinder angebrachten Gehäuse und empfangen ihre Bewegung durch die Kurbelwelle; das Saugventil ist im Boden des Cylinders, das Druckventil in einem Pumpe und Vorwärmer verbindenden Rohr angebracht. Die Maschine ist mit einem Centrifugalregulator versehen, welcher bei gesteigerter Tourenzahl ein auf dem Ofen befindliches Ventil öffnet und hierdurch Luft aus dem Vorwärmer entweichen läßt; durch die auf diese Weise herbeigeführte weniger lebhafte Verbrennung wird eine verminderte Kraftproduction bewirkt. Die Wirkungsweise des Motors ist dieselbe wie bei demjenigen nach Hock'schem System. Durch das geöffnete Einlaßventil tritt die heiße Luft in den Cylinder und treibt durch ihre Spannung den Kolben aus seiner höchsten in die tiefste Stellung, während welcher Zeit die vorher angesaugte Luft aus der Pumpe durch den Vorwärmer in den Ofen gepreßt, hier erhitzt und der Maschine zugeführt wird. Nach vollbrachtem Hub schließt sich das Eintrittsventil, das Austrittsventil öffnet sich und läßt die heiße Luft aus dem Cylinder entweichen, während der Kolben auf seinem Wege aufwärts frische Luft ansaugt.

Lehmann's Heißluftmaschine ist eine wesentliche Vervollkommnung des seinerzeit vielfach in Anwendung gebrachten Systems Laubereau. Dieselbe gehört zu den geschlossenen kalorischen Maschinen und ist die älteste und verbreitetste der hauptsächlich in Gebrauch gekommenen Constructionen dieser Gattung. Den Haupttheil der Maschine bildet ein langer, horizontaler, vereinigter Arbeits- und Compressionscylinder, der aus dem eigentlichen Arbeitscylinder, einem Zwischenstück und dem Feuertopf besteht. Der vordere Theil des vorn offenen Cylinders ist zum Zweck der Anwendung des Kühlwassers doppelwandig gegossen; in demselben bewegt sich ein luftdicht schließender Kolben, welcher, durch zwei Kolbenstangen an ein Hebelwerk gekuppelt, durch dieses die Bewegung in der Weise auf die oberhalb des Cylinders angebrachte Maschinenwelle überträgt, daß eine Hin- und Herbewegung des Kolbens einer einmaligen Umdrehung der Maschine entspricht. Um der äußeren Luft den Zutritt zur Maschine zu gestatten, sobald die Spannung in derselben unter eine Atmosphäre sinkt, ist der Kolben mittels einer nach innen gerichteten Ledermanchette gedichtet, welche ein Entweichen der in der Maschine befindlichen Luft ins Freie nicht zuläßt. Der aus einem luftdichten Blechcylinder bestehende Verdränger, der sich in einem von dem Kolben einerseits und dem Boden des Feuertopfes andererseits begrenzten Raum bewegt, hat eine Kolbenstange, welche durch eine Stopfbüchse des Arbeitskolbens zwischen den beiden Kolbenstangen desselben hindurchgeht und mittels einer Contrekurbel und eines Hebelwerks mit der Maschinenwelle in fester Verbindung ist, sodaß durch eine einmalige Drehung der letzteren der Verdränger eine Vor- und Rückwärtsbewegung macht. Außer von der Kolbenstange erhält der Verdränger seine Führung durch verschiedene aufgenietete Blechstreifen und eine unterhalb desselben in einer Vertiefung laufende Rolle. Der zwischen Verdränger und Cylinderwandung gebildete Raum von ringförmigem Querschnitt ist groß genug, um der Luft einen freien Durchtritt zu gestatten, hinwieder auch eng genug, um die Luft mit den vom Kühlwasser umgebenen Flächen des Cylinders in innige Berührung zu bringen. Der den Feuertopf bildende untere Theil des Cylinders und das Zwischenstück sind eingemauert, und zwar ist der von dem Mauerwerk umschlossene Heizraum derartig angeordnet, daß der Boden desselben und die nächstliegenden Theile fortwährend rothglühend erhalten werden können. Zur selbstthätigen Controlirung des Ganges der Maschine ist ein Regulator angebracht, welcher, von der Schwungradwelle getrieben, auf eine Bremse wirkt, die sich bei zu schnellem Gang fest um das Schwungrad legt und so die überschüssige Kraft absorbirt. Die Bewegung der Maschine erfolgt durch die im Feuertopf erwärmte Luft, welche vermöge ihrer Expansivkraft den Arbeitskolben vorwärts drückt; die hierdurch bewirkte Umdrehung der Maschine treibt den Verdränger gleichfalls nach vorn, wodurch die heiße Luft, welche inzwischen schon durch das den vorderen Theil des Cylinders umgebende Wasser theilweise abgekühlt ist, durch den zwischen Verdränger und Cylinderwand gebildeten Raum zurückgedrängt wird und vollständig abgekühlt nach dem Feuerraum zurückgelangt, wo sie alsbald aufs neue erhitzt und expandirt wird. Der Brennmaterialverbrauch der Maschine beträgt 3—3½ Kilogr. Coaks pro effective Pferdekraft und Stunde;

jedoch ist es bei entsprechend eingerichteter Feuerung gleich, ob mit Coaks, Steinkohle, Braunkohle, Holz, Torf, Lohe oder Sägespänen geheizt wird, da eine Verunreinigung von Maschinentheilen bei dieser Construction nicht stattfinden kann. Es ist dies ein wichtiger Vorzug der geschlossenen Maschinen den offenen gegenüber. Da ein Füllofen angewendet werden kann, der nur in ziemlich langen Pausen ein Nachlegen oder Schüren erfordert, ist die Bedienung dieser Maschine sehr wenig mühsam und zeitraubend.

Während der Lehmann'sche Motor nur mit Anfangsspannungen von $0{,}_7$—$0{,}_8$ Atmosphären Ueberdruck arbeitet, gestattet die von Stenberg construirte Maschine Admissionsspannungen von $1{,}_5$—2 Atmosphären Ueberdruck, weshalb sie bei gleicher Kraftleistung kleinere Dimensionen erhalten kann. Im übrigen ist der Stenberg'sche Motor von dem Lehmann'schen nicht wesentlich verschieden; nur ist der Bewegungsmechanismus bedeutend einfacher und auch der Feuertopf anders eingerichtet. Der horizontale Arbeitscylinder ist in seinem vorderen Theil, wie bei der vorigen Maschine, von einem gußeisernen Mantel zur Aufnahme des Kühlwassers umgeben und an der vorderen, der Kurbelwelle zugekehrten Seite offen. Die Kurbelwelle liegt hier in der Achse des Cylinders und vor demselben, ein Umstand, welcher die einfachere Construction des Bewegungsmechanismus mit sich bringt, dagegen den Nachtheil hat, daß man, um den Verdränger herauszunehmen, die Welle demontiren muß. Der Feuertopf hat eine zweimal einwärts gebogene Form, durch welche zwar ein größerer Heizeffect als bei der Lehmann'schen Anordnung erzielt, zugleich aber auch eine größere Neigung zu schädlichen Formveränderungen veranlaßt wird. Die Kraftübertragung vom Arbeitskolben auf die Schwungradwelle geschieht mittels einer gegabelten Schubstange, durch welche die Kolbenstange des Verdrängers hindurchgreift und die ihre Bewegung mittels zweier sich um einen tiefer liegenden Punkt drehenden Hebel von der Kurbelwelle empfängt. Der Verdränger, welcher in glockenförmiger Gestalt mit seinem unteren offenen Theil in den von der Doppelwandung des Feuertopfes gebildeten ringförmigen Raum hineinragt, erhält seine Führung durch die centrale Kolbenstange und eine wie bei der Lehmann'schen Construction gelagerte, von unten durch eine Schraube regulirbare Rolle. Der hauptsächlichste Unterschied in der Wirkungsweise des Stenberg'schen und des Lehmann'schen Motors wird dadurch hervorgerufen, daß durch die eigenthümliche Kraftübertragung von der Schwungradwelle auf den Verdränger dieser bei der ersten Construction relativ viel schneller hin- und herbewegt wird und außerdem, sobald er in seiner Rückwärtsbewegung den sogenannten todten Punkt erreicht hat, während eines Theiles einer Kurbeldrehung stehen bleibt, wodurch die Luft fast momentan nach dem gekühlten Theil des Cylinders gedrängt, dort durch den Arbeitskolben comprimirt und bei der Vorwärtsbewegung desselben durch den rasch nacheilenden Verdränger nach dem Feuertopf befördert wird, um hier aufs neue erhitzt zu werden. Sowol die Vorzüge als die Mängel dieser Maschine sind im übrigen dieselben wie bei dem Lehmann'schen Motor und bei allen geschlossenen Maschinen.

Der Heißluftmotor von Rider ist, wie die vorstehend beschriebenen Constructionen, eine einfach wirkende geschlossene Maschine. Die Hauptbestandtheile derselben sind zwei verticale Cylinder, ein Arbeitscylinder und ein Compressionscylinder. In beiden Cylindern bewegen sich nach außen luftdicht schließende Plungerkolben von gleichem Durchmesser und ungleichem Hub, welche je mittels einer Schubstange mit zwei auf einer gemeinschaftlichen Schwungradwelle in einem Winkel von 95 Grad angeordneten Kurbeln verbunden sind. Die Plunger sind an ihrem oberen Ende auf eine bestimmte Länge auf den Cylinderdurchmesser abgedreht und erhalten hierdurch ihre Führung, während ihr unterer Theil von kleinerem Durchmesser ist, sodaß zwischen Cylinderwand und Plunger ein ringförmiger Raum gebildet wird, welcher einerseits groß genug ist, um den Durchzug der Luft nicht zu erschweren, und andererseits klein genug, um sie zum Zweck der Erwärmung oder Abkühlung mit den Außenwänden in Berührung zu bringen. Der Compressionscylinder ist mit einem Gehäuse zur Aufnahme des circulirenden Kühlwassers umgeben; der Arbeitscylinder hängt mit seinem unteren Theil in einem ihn concentrisch umgebenden Feuertopf, welcher nach innen cylindrisch ausgebaucht ist und vollkommen frei in dem eigentlichen, mit Chamotte ausgemauerten Ofen hängt, sodaß er von den Flammen sowol am Boden als an den Seitenwänden umspielt werden kann. Die aus Lederstulpen bestehenden Dichtungen der Plungerkolben werden am oberen Theil des Heißluftcylinders von einer denselben außen umspülenden Wasserschicht vor dem Verbrennen geschützt. Die beiden Cylinder sind durch einen Kanal verbunden, in welchem sich ein Regenerator befindet; derselbe besteht aus einer Anzahl an ihren Enden leicht abgedichteter gußeiserner Platten, durch welche die Luft von einem Cylinder zum andern ihren Weg nehmen muß, um entweder Wärme zu empfangen oder solche abzugeben. An demselben Rohr ist noch ein Ventil angebracht, durch welches man die Maschine zum Stillstand bringen kann; wenn dasselbe geöffnet ist, entweicht die gespannte Luft, worauf die Maschine stehen bleibt. Ein an der Fußplatte des Compressionscylinders angebrachtes Ventil gestattet der äußeren Luft freien Zutritt, wenn die Spannung im Cylinder unter eine Atmosphäre sinkt. Durch die Versetzung der Kurbeln um 95 Grad und den verschiedenen Hub der beiden Plunger befindet sich beim Beginn des Hubes der Treibkolben in seiner tiefsten, der Verdränger in seiner mittleren Stellung. Die Luft im Kaltcylinder ist alsdann auf circa $^1/_3$ ihres Normalvolumens (bei atmosphärischer Spannung) comprimirt. Während nun der Treibkolben aufwärts gedrückt wird, geht der Verdränger abwärts; die im Kaltcylinder eingeschlossene Luft wird durch den Regenerator in dünnen Schichten zwischen den Wänden

des Feuertopfes und des Heizcylinders hinstreichen, dort rasch erhitzt und auf höhere Spannung gebracht werden. Wenn jetzt der Arbeitskolben in seiner höchsten, der Verdränger in seiner Mittelstellung ist, nimmt die Luft das Dreifache ihres früheren Volumens ein. Bei fortgesetzter Hebung erreicht der Treibkolben bei seinem Aufgang seine mittlere, der Verdränger seine höchste Stellung. Da das Luftvolumen dasselbe bleibt, die Temperatur jedoch im Verhältniß zu derjenigen der in den Kaltcylinder übergehenden Luft eine geringere wird, so wird die Spannung immer schwächer, bis die Kolben in ihre Anfangsstellungen zurückgehen, wodurch alle Luft in den Kaltcylinder gepreßt, abgekühlt und auf nahezu $^1/_3$ ihres früheren Volumens comprimirt wird.

Außer den im Vorstehenden beschriebenen kalorischen Maschinen existiren eine große Anzahl derartiger Systeme, wie Van Rennes' Motor mit oscillirenden Cylindern, Buschbaum's Motor mit einer neuen Regulirung und andere, welche wir, da sie theils im wesentlichen mit den hier beschriebenen identisch, theils noch nicht genügend erprobt sind, unberücksichtigt lassen können.

(*W. H. Uhland.*)

KALPAK ist eine mittelasiatische Kopfbedeckung, welche, von den Osmanen nach Europa herübergebracht, ihren turkisch-tatarischen Namen auch für dort vorgefundene ähnliche Trachten solcher Nationen, welche auf längere oder kürzere Zeit dem Einflusse des Türkenthums erlagen, zur Geltung gebracht hat. In seiner ursprünglichen Form ist der Kalpak eine, den Kopf bis zu den Augen und Ohren bedeckende, abgestumpft konische Schafpelz-Mütze, zu deren Anfertigung Felle von dunklerer Farbe, bei Vornehmen namentlich schwarze Astrachan-Pelze, verwendet und welche dann mit weicherem Pelzwerke von hellerer Farbe ausgefüttert werden. Derartige Mützen haben sich bei den meisten tatarischen Stämmen bis auf diesen Tag erhalten und dürften früher auch bei den Osmanen einen Theil der Nationaltracht ausgemacht haben. Nachdem bei den letzteren die Erinnerung an das Nomadenleben der Vorfahren sich verloren und der arabisirende Einfluß des Islam den Turban in vorwiegenden Gebrauch gebracht hatte, erhielt sich in Constantinopel der Kalpak als auszeichnende Kopfbedeckung angesehener christlicher Unterthanen der Pforte. Jedoch erlitt er hier erhebliche Veränderungen; an die Stelle des Pelzes trat ein dicker, schwarzer Filzstoff und die Gestalt wurde bauschig, fast melonenförmig. Dieser Art gab es drei besonders bekannte, nach den Berufsklassen, die sich vorzugsweise ihrer bedienten, benannte Arten: den Kalpak der Aerzte, den der Bankiers und den der Dolmetscher (Hekîm, Starrâf und Terdschûmân-Kalpaghi). Den Dolmetscher-Kalpak hatten noch im Anfange dieses Jahrhunderts in Constantinopel auch die Gesandtschaftsdolmetscher nichttürkischer Staatsangehörigkeit zu tragen, wenn sie sich in Geschäften auf die Pforte begaben. Daheim wurde der Kalpak, welcher zu schwer und zu heiß war, um bequem zu sein, auf eine künstlich geschnitzte, meistens bemalte und mit Vergoldung gezierte Wandconsole, den Kalpaklik, niedergelegt, welches Möbel als das Symbol eines reichen christlichen Hauses galt. — Unter den Nationen, welche den Namen Kalpak auf ihre analoge Kopfbedeckung übertragen, sind vor allen die Slawenstämme der Balkanhalbinsel zu erwähnen. Als hohe Pelzmütze, aus den feinsten nordischen Rauchwerksgattungen verfertigt und mit kostbarer Agraffe geschmückt, gehört der Kalpak noch heutigentags zu der Gala Tracht der ungarischen Magnaten und der rumänischen Bojaren. Auch die Pelzmützen unserer Husaren führen in Erinnerung an den ungarischen Ursprung dieser Reitergattung dieselbe Benennung.

(*G. Rosen.*)

KÄLTE ist im gewöhnlichen Sprachgebrauche die Bezeichnung für einen Zustand unserer Empfindung, wie sie statthat, wenn wir ganz oder theilweise mit einem Medium von geringerer Temperatur als die unseres Körpers in Berührung sind, also für eine Empfindung, wie sie jeden Wärmeverlust unsererseits begleitet, da an jeder Berührungsstelle zweier Medien von verschiedener Temperatur stets ein Uebergang von Wärme von dem Medium höherer zu dem niederer Temperatur stattfindet und zwar durch Strahlung oder Leitung oder auf beiden Wegen zugleich. In der Regel bezeichnet man aber auch mit Kälte kurzweg die Ursache des erwähnten Empfindungszustandes, d. i. den niederen Temperaturgrad irgendeines von uns berührten Mediums, indem man von Kälte der Luft, des Wassers, eines Metallstückes u. s. w. spricht, sobald wir bei Berührung mit diesen Dingen Wärme an dieselben abgeben. In der Physik verband man hiermit früher und im gewöhnlichen Leben auch wol noch jetzt die Anschauung, die Kälte sei ein ganz besonders geartetes physikalisches Agens, welches in seinen Eigenschaften und Wirkungen denen der „Wärme" entgegengesetzt sich verhalte und die Ursache jeder Temperaturerniedrigung sei. Es führte dies z. B. Rumford (Phil. Transact. 1804) zur Annahme von besonderen Kältestrahlen neben den Wärmestrahlen, und auch Leslie (Experim. Inq. into the nature and prop. of heat. Lond. 1804. On certain impressions of cold transmitted from higher atmosphere etc. Edinb. Soc. Transact. VII, 1814) nahm noch das Vorhandensein solcher Kältestrahlen an. Alle Thatsachen jedoch, welche ihre Erklärung durch diese hypothetischen Kältestrahlen finden sollten, lassen sich völlig ungezwungen durch die alleinige Annahme von Wärmestrahlen erklären, so z. B. der bekannte Versuch, daß, wenn man zwei Hohlspiegel so aufstellt, daß sie ihre concaven Seiten einander zuwenden und ihre Axen zusammenfallen, und man in den Brennpunkt des einen ein Stück Eis bringt, ein im Brennpunkte des anderen aufgestelltes Thermometer sinkt. Es erklärt sich dies einfach aus dem beweglichen Gleichgewicht der Wärme. Beide Körper, das Eis und das Thermometer, senden Wärmestrahlen aus; das letztere sendet aber mehr aus, als es vom Eise empfängt und dadurch sinkt seine Temperatur, nicht durch eine wirkliche, vom Eise ausgehende Kältewirkung.

Gewöhnlich macht man noch den Unterschied, daß man bei dem Gefühle einer bedeutenden Temperaturerniedrigung von Kälte spricht, dagegen bei einer geringeren nur von Kühle oder Abkühlung. Kälte kann man natürlich hervorbringen durch alle Processe, welche eine Temperaturerniedrigung zur Folge haben; also besonders durch die Vorgänge, bei denen Wärme verschluckt oder gebunden wird, nämlich durch Schmelzen, Verdampfen und Ausdehnung besonders gasförmiger Körper.

Wenn zwei feste Körper oder ein fester und ein flüssiger, welche beide im Stande sind, ein flüssiges Gemisch zu bilden, zusammengebracht werden, so muß bei dem dann eintretenden Schmelzen eine gewisse Wärmemenge, die sogenannte Schmelzungswärme, verbraucht werden. Dadurch muß, wenn keine neue Wärme von außen zugeführt wird, zunächst die Temperatur des Gemisches selbst sinken, aber auch dem Gefäße und den dasselbe umgebenden Stoffen Wärme entzogen werden. Eine solche Mischung nennt man dann Kältemischung oder auch, wenn die dadurch hervorgebrachte Abkühlung bis wesentlich unter den Gefrierpunkt des Wassers geht, Frostmischung.

Kältemischungen der einfachsten Art erhält man durch Auflösung einer großen Anzahl von Salzen in Wasser; doch muß man hierbei darauf achten, daß die Salze, wenn sie mit Krystallwasser krystallisiren, nicht etwa im wasserfreien Zustande zur Auflösung gebracht werden, weil sonst durch die sofort erfolgende Aufnahme des Krystallwassers und durch die infolge davon frei werdende Wärme ein großer Theil der durch die Wärmebindung erzeugten Kälte, ja vielleicht der ganze Betrag derselben wieder verschwindet. So würde z. B. bei der Auflösung von krystallwasserhaltigem Chlorcalcium Kälte erzeugt werden, während hingegen bei der Auflösung wasserfreien Chlorcalciums eine Erwärmung eintreten würde.

Im Nachstehenden folgt eine Uebersicht der nach den Untersuchungen von Fr. Rüdorff (s. Berichte der Deutsch-chemischen Gesellschaft, Band 2, Seite 68) beim Auflösen von Salzen im Wasser erzeugten Kältewirkung. Die größte Abkühlung findet nach diesen Untersuchungen dann statt, wenn die Lösung bei der stattfindenden niedrigen Temperatur gerade gesättigt ist. Die Salze müssen dabei im feingepulverten Zustande angewendet werden.

Tabelle I.

Name des Salzes	Gemischt mit 100 Theilen Wasser	Die Temperatur sinkt		
		von	bis	um °C.
Alaun, krystallisirt	14 Theile	+ 10,8	+ 9,4	1,4
Chlornatrium	36 „	+ 12,6	+ 10,1	2,5
Schwefelsaures Kalium	12 „	+ 14,7	+ 11,4	3,0
Phosphorsaures Natrium, krystallisirt	14 „	+ 10,8	+ 7,1	3,7
Schwefelsaures Ammonium	75 „	+ 13,2	+ 6,8	6,4
Schwefelsaures Natrium, krystallisirt	20 „	+ 12,5	+ 5,7	6,8
Schwefelsaures Magnesium	85 „	+ 11,1	+ 3,1	8,0
Kohlensaures Natrium	40 „	+ 10,7	+ 1,6	9,1
Salpetersaures Kalium	16 „	+ 13,2	+ 3,0	10,2
Chlorkalium	30 „	+ 13,2	+ 0,6	12,6
Kohlensaures Ammonium	30 „	+ 15,3	+ 3,2	12,1
Essigsaures Natrium, krystallisirt	85 „	+ 10,7	— 4,7	15,4
Chlorammonium	30 „	+ 13,3	— 5,1	18,4
Salpetersaures Natrium	75 „	+ 13,2	— 5,3	18,5
Unterschwefligsaures Natrium, krystallisirt	110 „	+ 10,7	— 8,0	18,7
Jodkalium	140 „	+ 10,8	— 11,7	22,5
Chlorcalcium, krystallisirt	250 „	+ 10,8	— 12,4	23,2
Salpetersaures Ammonium	60 „	+ 13,6	— 13,6	27,2
Schwefelcyanammonium	133 „	+ 13,2	— 18,0	31,2
Schwefelcyankalium	150 „	+ 10,8	— 23,7	34,5

Folgende Tabelle gibt eine Zusammenstellung noch anderer wirksamer Kältemischungen.

Tabelle II.

Bei einer Mischung von	Gibt die Temperatur		
	von	bis	um C.
3 Theilen Schnee und 1 Theil Kochsalz	0	− 17,7	17,7
5 Theilen Salmiak, 5 Theilen Salpeter, 8 Theilen Glaubersalz und 16 Theilen Wasser	+ 10,0	− 15,5	25,5
8 Theilen Glaubersalz und 5 Theilen starke Salzsäure	+ 10	− 17,0	27
2 Theilen Weingeist (70 nach Richter) und 1 Theil Schnee	0	− 20	20
1 Theil verdünnte Schwefelsäure und 1 Theil Schnee	− 6,8	− 51,0	44,4
1 Theil Chlorcalcium und 2 Theilen Schnee	− 9,0	− 42,0	33,0
4 Theilen Chlorcalcium und 3 Theilen Schnee	0	− 49	49
2 Theilen Chlorcalcium und 1 Theil Schnee	− 18,0	− 54,0	36,0
3 Theilen Chlorcalcium und 1 Theil Schnee	− 40,0	− 57,0	17,0
59 Theilen feinvertheiltes Zinn, 103½ Theilen Blei und 182 Theilen Wismuth in 808 Theilen Quecksilber	+ 17,5	− 10	27,5

Um den Werth einer Kältemischung zu beurtheilen, sind die in der physikalischen Literatur meist allein angegebenen, bei einer gewissen Mischung beobachteten Anfangs- und Endtemperaturen nicht hinreichend. Nirgends findet man quantitative Daten über die absorbirbare Wärmemenge, selten solche über das überhaupt erreichbare Temperaturminimum. Offenbar sind ja Mischungsverhältnisse, welche irgendeine sehr niedrige Temperatur erreichen lassen, deshalb nicht auch diejenigen, welche bei weniger niedrigen Temperaturen am meisten abkühlend wirken. Es müßten zur vollständigen Beurtheilung eigentlich gegeben sein:

1) Dasjenige Mischungsverhältniß, welches die tiefste Temperatur hervorbringt und die Höhe dieses Minimums (Intensität der Kältemischung).
2) Für jede andere, weniger niedere Temperatur das günstigste Mischungsverhältniß, d. h. welches bei oder bis zu dieser Temperatur am meisten Wärme absorbiren kann, und die Menge der letzteren (Abkühlungswerth der Mischung für die betreffende Temperatur).
3) Für praktische Verwendungen muß ferner noch bekannt sein, ob die äußerlichen Eigenschaften der Kältemischung für den Gebrauch günstig sind.

Für Kälteerzeugung im Großen dürften wol die Kältemischungen weniger in Betracht kommen, da hierzu die mit Dampf betriebenen Aether-, Ammoniak- und Luftexpansionsmaschinen vortheilhafter erscheinen, bei welchen durch positive Verwandlungen von Arbeit die negative von Ueberführung der Wärme aus einem kälteren in einen wärmeren Körper ermöglicht wird. Sollten aber auch die Kältemischungen zur fabrikmäßigen Kälteerzeugung nicht tauglich erscheinen, so verleiht ihnen doch die Eigenschaft der Transportabilität einen großen Werth für den Physiker, den Chemiker, den Reisenden in heißen Ländern und den Chirurgen auf dem Schlachtfelde. Diese besitzen in ihnen oft das einzige Mittel zur Kälteerzeugung.

Diese Erwägung haben Leop. Pfaundler zu eingehenderer Beantwortung der obenangeregten Fragen veranlaßt durch eingehende Untersuchung zunächst einer Kältemischung, nämlich der von Schnee und Schwefelsäure, nicht wegen deren besonderen praktischen Verwendbarkeit, sondern weil bei ihr zur Berechnung des Effectes alle Daten gegeben vorliegen (s. Sitzungsberichte der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, LXXI. Band, II. Abth., S. 509—538).

Was zunächst die Frage nach der Wärmemenge (Kälte als negative Wärme gerechnet) betrifft, welche beim Mischen eines Molecüls Schwefelsäuremonohydrat (98 Gramm) mit n Molecülen Schnee (1 Molecül = 18 Gramm) entsteht, so finden sich die Pfaundler'schen Resultate in folgender Tabelle zusammengestellt. Es bezeichnet darin n die Anzahl der Schneeatome, w die Verbindungswärme derselben mit einem Schwefelsäuremolecül. L ist die Schmelzwärme eines Molecüls Schnee, also $= 18.79{,}4 = 1429{,}2$ Calorien. W ist die Differenz w — nL zwischen der Verbindungswärme und der Schmelzwärme der betreffenden n Schneemolecüle, also die wirklich auftretende Wärme- oder (je nach dem Vorzeichen) Kältemenge in Calorien, m die von Pfaundler in früheren Untersuchungen bestimmte Molecularwärme eines Hydrates von $H_2SO_4 + nH_2O$ und endlich t die Temperatur des Gemisches, die sich durch Division von $\frac{W}{m}$ ergibt.

Tabelle III.

n	w	nL	W = w − nL	m	t
1	6924	1429	+ 5495	50,5	+ 112,3
2	9989	2858	+ 7131	63,1	+ 113,0
2,874	11542	4107	+ 7435	—	—
3	11718	4288	+ 7430	78,1	+ 95,1
5	13601	7164	+ 6455	108,4	+ 59,6
10	15650	14292	+ 1172	199,9	+ 5,9
10,950	15650	15650	0	—	0
11	15659	15721	− 62	218,2	− 0,3
15	16204	21438	− 5234	291,4	− 17,9
20	16601	28584	− 11983	382,9	− 13,3

Man ersieht aus Tabelle III, daß bei Mischung von weniger als 10,95 Molecülen Schnee mit einem Molecül Säurehydrat immer Wärme entsteht, dahingegen bei mehr als 10,95 Molecülen Schnee immer Kälte und zwar bei 20 Molecülen eine Kältemenge von −11983 Calorien, was eine Abkühlung um 31,3° C. zur Folge hat. Die größte Wärmemenge ergibt sich bei einer Schneemolecülmenge von $n = 2{,}874$ und zwar +7435 Calorien.

Fragt man, welche Concentration der Schwefelsäure die vortheilhafteste zu Kältemischungen mit Schnee ist, so ergibt sich, daß ein vorläufiger Zusatz von $n = 2{,}874$ Molecülen Wasser also im Hydrat $H_2SO_4 + 2{,}874 H_2O$ die geeignetste Verdünnung sein wird, weil hier die überhaupt größtmögliche Mischungswärme schon bei der Mischung mit Wasser frei wurde. Es gibt dies einen Procentgehalt der anzuwendenden Säure = 66,19.

Außer durch Kältemischungen kann man, wie oben schon erwähnt, auch noch auf anderm Wege künstliche Kälte erzeugen. Das Hauptmittel bleibt die Verdunstung, weil hierbei Wärme gebunden und diese der Umgebung entzogen wird, wenn nicht andererseits neue Wärme zugeführt wird. Schwefeläther erniedrigt z. B. durch Verdunsten an freier Luft die Temperatur um 32,77° C. unter dem Recipienten der Luftpumpe selbst um 72° C. Schwenkt man ein Thermometer, dessen Kugel mit Musselin überzogen und mit Schwefelkohlenstoff benetzt ist, herum, so sinkt die Quecksilbersäule von +15,75° auf −17,75°. Stellt man denselben Versuch mit flüssiger schwefliger Säure an, so sinkt das Thermometer von +10° auf −57°, unter der Luftpumpe gar bis −68°. Flüssige und feste Kohlensäure erniedrigen die Temperatur um mehr als 90°.

Die Verdunstungskälte sowie die bei der Expansion comprimirter Luft gebundene Wärme wird auch zur Kälteerzeugung bei den sogenannten Eismaschinen benutzt. Zur Einleitung beider Processe wird zunächst durch mechanische Arbeit, gewöhnlich durch eine Dampfmaschine, ein luftverdünnter Raum erzeugt, in welchen hinein dann die Verdunstung oder die Expansion stattfinden soll. Nach der theoretischen Rechnung müßten pro Stunde und Pferdekraft etwa 15 Kilogramm Eis von −3° aus Wasser von +10° erzeugt werden. In der Praxis werden aber von dieser Leistung höchstens 10 Procent erhalten. Will man nicht wirklich Eis erzeugen, sondern nur eine starke Abkühlung erhalten, wie in den Bierbrauereien und den Paraffinfabriken, so ist der Effectverlust bei weitem geringer. Die Eismaschine des Engländers Harrison (1856) erzeugt die Kälte durch Aetherverdampfung, die des Amerikaners Gorrie (1860) durch Luftexpansion. Der Franzose Carré (1860) und der Engländer Reece (1867) wenden die weit wirksamere Verdampfung tropfbar gemachten Ammoniaks an. Bei der am meisten verwendeten Carré'schen Eismaschine wird in einem geschlossenen Kessel concentrirte Ammoniakflüssigkeit (Salmiakgeist) erhitzt und dadurch das Ammoniak zum Verdampfen gebracht. Das entweichende Ammoniakgas wird durch starke Abkühlung in einem Schlangenrohre und durch einen Druck von 8—10 Atmosphären in den tropfbaren Zustand übergeführt. Diese Flüssigkeit läßt man dann durch Oeffnung eines Hahnes in die Schlangenröhren eines besonderen Raumes, des Eisbildners, strömen. Der Chlorcalciumlösung, welche diesen erfüllt und die Röhren von außen umspült, wird durch den in den Röhren stattfindenden Verdunstungsproceß Wärme entzogen und dadurch das Wasser zum Gefrieren gebracht, welches sich in den in der Chlorcalciumlösung eingestellten Gefrierkästen befindet. Das Ammoniakgas läßt man wieder von der Flüssigkeit, aus welcher es durch Erhitzen ausgetrieben wurde, absorbiren und unterwirft diese dann aufs neue demselben Processe. Je nach der Größe der Maschine wird zur Herstellung von 8—12 Kilogramm Eis 1 Kilogramm Kohle verbraucht. (*H. A. Weiske.*)

KÄLTE in ihrer Wirkung und Anwendung in der Medicin. Die Kälte in physiologischer Hinsicht bezeichnet denjenigen Zustand, der durch die Berührung von Körpern in uns erregt wird, die uns weniger Wärme mittheilen, als sie von uns erhal-

ten. So redet man von „kalten Händen", „Marmorkälte", „Eiskälte", obwol in solchen Fällen die objective Temperaturerniedrigung in der Regel nur 2—4° C. beträgt.

Die Physiologie handelt von der Kälte in doppelter Beziehung 1) von der Wirkung niederer Temperaturen auf die Organismen, 2) von der Temperaturerniedrigung der Organismen selbst.

1. Der Einfluß sinkender Temperatur auf das thierische Leben ist in erster Linie ein Wärme entziehender und kann sich in sehr mannichfaltiger Weise äußern. Ein geringer Fall der Temperatur kann auf das eine Thier ebenso schädlich einwirken wie ein starker auf das andere, während ein drittes in beiden Fällen unbeeinflußt bleibt. Oft wird das thierische Leben ertödtet, ehe der Gefrierpunkt erreicht ist, während in andern Fällen selbst Einfrieren die Thiere nicht zu vernichten vermag, sondern sie nur in einen Zustand latenten Lebens versetzt. Mitunter bewirkt die Einwirkung der Temperaturerniedrigung nur Veränderungen in den Functionen, mitunter auch solche in den Structurverhältnissen. So hat man oft genug — und in vielen Fällen sicherlich mit Recht — angenommen, daß die Zwergrassen von Thieren, die man auf hohen Bergen und in den Polargegenden findet, durch den das Wachsthum hindernden Einfluß der Kälte hervorgerufen werden. Die durch zahlreiche Experimente bewiesene enorme Verschiedenheit in der Resistenzfähigkeit verschiedener Thierarten gegen die Kälte zeigt, daß der Einfluß der letzteren nicht absolut, d. h. auf alle ihr ausgesetzten Thierarten gleichmäßig, wirken kann, sondern daß das Absterben der Thiere bei Kälte zum Theil auch abhängt von der Natur der so beeinflußten Thiere selbst. Hierher gehören auch einige specielle Erscheinungen: die Phänomene des Winterschlafs und des Wiederauflebens nach dem Gefrieren. Nicht zu bezweifeln ist, daß der Winterschlaf aus einer Einwirkung zu erklären ist, welche Temperaturerniedrigung auf manche Thiere, im hohen Norden wie in der Aequatorialzone, auszuüben pflegt und welche darin besteht, daß sie die vitale Energie derselben in einem solchen Grade herabstimmt, daß die Thiere allmählich einschlafen und in einem schlafähnlichen Zustande so lange verharren, als der ihn bedingende, niedere Wärmegrad anhält.

Ein zweiter Punkt ist die manchen Thieren zukommende große Resistenzfähigkeit gegen extreme Kältegrade und ihr Vermögen, selbst das Gefrieren zu ertragen, ohne in ihrer Lebensfähigkeit dadurch beeinträchtigt zu werden. In dieser Hinsicht sind die kaltblütigen (pökilothermen) Thiere vor den warmblütigen (homöothermen) bevorzugt. Bei ihnen ist die Körpertemperatur immer ganz oder nahezu gleich der Temperatur des sie umgebenden Mediums, mit dessen Wärmeschwankungen auch jene steigt und fällt. Aber auch unter den Kaltblütern ist das Vermögen, bedeutenden Kältegraden zu widerstehen, sehr verschieden, ja sogar dasselbe Thier verhält sich in seinen verschiedenen Entwickelungsstadien verschieden.

Die Beobachtungen über die Lebensfähigkeit der Kaltblüter sind oft staunenerregend. So wird z. B. angegeben, daß Frösche und Kröten nicht sterben, selbst wenn sie so vollständig gefrieren, daß Haut, Muskeln und Knochen in kleine Stücke zerbrochen werden können.

Ganz anders ist es bei den warmblütigen Thieren (Vögeln und Säugethieren) und dem Menschen. Diese haben, so lange sie gesund sind, eine von der Umgebung unabhängige Temperatur, die Eigenwärme, welche bei dem Menschen ungefähr 37° C. beträgt. Die Bedingungen, von denen die Constanz der Eigenwärme abhängt, lehrt die Physiologie. In seinen „Vorlesungen über allgemeine Pathologie" gibt Cohnheim werthvolle Beiträge zur Lehre von der Kältewirkung auf den lebenden Organismus, denen wir einen großen Theil unserer Mittheilungen an diesem Orte und weiter unten entlehnen. Der continuirliche Wärmeverlust hält im normalen Körper der Wärmeproduction der Art die Wage, daß die Eigenwärme unter den verschiedensten äußeren Bedingungen nahezu dieselbe bleibt. Der Körper reagirt nun ganz verschieden zum Behufe der Erhaltung der Eigenwärme auf die höhere und niedere Temperatur der Umgebung.

In kalter Luft ist die Haut bläulichblaß, ihre Gefäße sind contrahirt und nur wenig Blut strömt deshalb der Oberfläche zu. Da infolge dessen die Haut bald eine dem kühlen Medium nahekommende Temperatur annimmt, so wird der Wärmeverlust durch Leitung und Strahlung wesentlich beschränkt. Der Mensch unterstützt diesen Naturvorgang dadurch, daß er sich bei kalter Temperatur einerseits mit schlechten Wärmeleitern bekleidet und seine Wohnungen erwärmt, andererseits durch vermehrte Nahrungsaufnahme und vor allem durch lebhafte Muskelarbeit seine Wärmeproduction nach Möglichkeit steigert. Ein weiteres natürliches Regulationsmittel ist die Steigerung des Stoffwechsels infolge des Aufenthaltes in einem niedrig temperirten Medium, welche in der neuesten Zeit Pflüger und Voit als unzweifelhaft nachgewiesen haben. Doch würde ein Mensch, der auf diese regulatorische Productionszunahme allein angewiesen wäre, übel daran sein. Denn der unbekleidete Mensch vermag seine Eigenwärme nur bei einer Außentemperatur zu behaupten, die nicht weniger als 27° C. beträgt. Ohne Kleider könnten wir schon in unserer gewöhnlichen Zimmertemperatur uns höchstens durch sehr energische active Bewegungen und reichliche Nahrungsaufnahme vor erheblicher Abkühlung bewahren. Ein unzureichend genährter und dünnbekleideter Mensch, der bei starker Winterkälte im Freien liegen bleibt oder einschläft, ist der Gefahr des Erfrierens in hohem Grade ausgesetzt. Die Abkühlung geht um so rascher vor sich, je weiter die Hautgefäße und je größer daher die Differenz zwischen der Temperatur der Haut und der umgebenden Atmosphäre (oder dem Erdboden) ist. In keinem Falle kann bei den oft unter 0° betragenden Lufttemperaturen des Winters die Wärmeabgabe von seiten der Haut und Lungen aufhören sehr beträchtlich zu sein, solange der Mensch lebt, und die Temperatur des Körpers muß

auch bei engen Hautgefäßen sicher heruntergehen, wenn auch langsamer.

2) Wie dann der Organismus auf die Erniedrigung der Eigenwärme reagirt, hat man eingehend nur bei Thieren studirt. Setzt man solche so lange einer Temperaturerniedrigung aus, bis die Innentemperatur des Körpers bis auf 18°—20° C. heruntergegangen ist, so werden dieselben unfähig, sich auf den Beinen zu erhalten, die Zahl der Herzcontractionen vermindert sich bedeutend, ebenso die Respirationsfrequenz oder die Athemzüge werden häufiger und oberflächlich; die Blasen- und Darmmusculatur wird gelähmt, die Augen stehen weit offen und die Hornhaut und Regenbogenhaut reagiren nicht oder doch sehr schlecht auf Reize, der arterielle Blutdruck ist vermindert, der Blutstrom verlangsamt. Dieser allgemeine paralytische Zustand ist ohne Zweifel bedingt durch eine hochgradige Herabsetzung der Erregbarkeit aller Gewebe, in erster Linie des Nervensystems. Setzt man die Einwirkung der Kälte fort, so sterben die Thiere unter Convulsionen. Erwärmt man sie wieder, so erholen sie sich nur sehr langsam nach und nach, viele von ihnen sterben noch, nachdem sie schon wieder ihre Normalwärme erreicht haben. Manche erwärmen sich über die Normalhöhe.

Bei welcher Körpertemperatur die Menschen erfrieren, darüber sind ebenso wenig ganz zuverlässige Berichte bekannt wie über das etwaige Auftreten von Krämpfen unmittelbar vor dem Tode. Doch hat man, was letzteren Punkt anlangt, beim Rückzuge der Franzosen aus Moskau beobachtet, daß Männer, die eben noch muskelkräftig einherschritten, plötzlich die Beweglichkeit der Muskeln verloren, zu Boden stürzten und „unter Symptomen der Epilepsie oder Katalepsie" den Geist aufgaben. Man nimmt gewöhnlich an, daß der Erfrierungstod durch Zurückdrängen des Blutes aus den peripherischen Theilen in die Centraltheile erfolge und durch innere Blutung, tödtliche Hyperämie in Gehirn und Brustorganen sowie durch Herzparalyse bedingt werde. Neuerdings weist Wertheim nach, daß die Erfrierung von einer vermehrten Kohlenstoffverbrennung begleitet sei und damit eine beträchtliche und andauernde Kohlensäureausscheidung in Verbindung stehe. Es steht physiologisch nicht fest, warum die große, so oft bewiesene Reactionsfähigkeit des menschlichen Organismus gegen die Kälte in einzelnen Fällen nicht ausreicht, um die Ertödtung durch dieselbe abzuwehren. Gewiß weiß man nur, daß Individuen von geringerer Reactionsfähigkeit, also kleine Kinder, sehr bejahrte oder kranke, ausgehungerte, geistig tief deprimirte Menschen auch dem Erfrierungstode leichter unterliegen als andere. Auch begünstigen Zustände, die an sich eine Congestion nach Gehirn und Brust bedingen, z. B. Schlaf und Trunkenheit, die Möglichkeit zu erfrieren. Es gibt aber keine absolut lethalen Kältegrade.

Bei dauernd der Kälte ausgesetzten Menschen beobachtet man im Innern des Körpers Temperaturen von 30—26° C., selbst bis auf 24° C. hinunter. Auch bei ihnen wurden ausgesprochene Apathie und Schlafsucht, weite und träge reagirende Pupillen, verlangsamter Puls und verlangsamte Respiration beobachtet. Auch hier bedurfte es meistens vieler Stunden, ehe die betreffenden Individuen, trotz der Einhüllung in warme Decken, ihre Normalwärme erlangten. Mit zunehmender Körpertemperatur hob sich die Zahl der Herzschläge und Athemzüge, allmählich ließ die Tiefe des Schlafes nach und schließlich kehrte auch noch die volle Besinnlichkeit zurück. In günstig verlaufenden Fällen schlossen sich weiter keine Störungen an, trotzdem ist aber eine solche vorübergehende starke Abkühlung für den menschlichen Körper keineswegs gleichgültig. Denn je mehr sich die Temperatur den Werthen von 20°—18° nähert, desto weniger sicher ist eine vollständige und rasche Restitution.

Uebrigens ist die Wirkung kalten Wassers auf den Organismus insofern von der der kalten Luft verschieden, als das erstere vermöge seines Aggregatzustandes intensiver einwirkt, bei letzterer auf der andern Seite die Verdunstung mit in Betracht gezogen werden muß. Mit festen kalten Medien kommt der lebende Körper selten in seiner Totalität in Berührung. Ueberhaupt trifft die Kältewirkung nicht immer den gesammten Organismus. Sehr häufig ist sie eine ganz locale. Bei örtlicher Einwirkung einer stärkeren Kälte entsteht zunächst in dem betroffenen Theile ein Kältegefühl, welches je nach dem Grade der Kälte, der Größe der betroffenen Fläche, der Empfindlichkeit des betroffenen Individuums oder des Theiles eine verschiedene Intensität zeigen und durch alle Grade des Schauders bis zum Schüttelfroste sich steigern kann. Die Nerventhätigkeit des Theiles wird abgestumpft. Es schwindet der turgor vitalis, die Haut ist zusammengezogen und nimmt die Form der sogenannten Gänsehaut an, weil die Talgdrüsen sich nicht in gleicher Weise zusammenziehen können wie das umgebende Gewebe. Das Blut zieht sich von der Peripherie zurück, der Theil erscheint blaß und zusammengefallen und fühlt sich mehr oder weniger kalt an. Die Transspiration ist unterdrückt, die Muskeln verlieren ihre Beweglichkeit und der Theil wird mehr oder weniger steif und starr. Bei längerer Dauer intensiver Kältegrade tritt endlich der örtliche Tod (Brand, Gangräna) ein und der betroffene Körpertheil wird vom übrigen intacten Organismus abgestoßen. Auch bei diesen localen Kälteeinwirkungen kommt es sehr auf das Medium der Einwirkung an. Gleiche Kältegrade vorausgesetzt wirkt die kalte Luft am schwächsten, zumal wenn sie nicht bewegt ist. Eine bewegte kalte Luft jedoch macht sich sehr empfindlich an entblößten Hautstellen bemerklich, weil alsdann in jedem Augenblick eine neue kalte nach Ausgleichung mit der Körperwärme strebende Luftschicht einwirkt. Schon in unseren Wintern, noch mehr aber bei den Nordpolexpeditionen hat man die Bemerkung zu machen Gelegenheit genug, daß die tiefsten Kältegrade bei ruhiger Luft besser ertragen werden können als geringere bei Wind und Sturm. Kalte feste Körper wirken um so intensiver ein, je rascher sie dem berührten Körpertheile Wärme entziehen. Kommt ein Stück Metall von niedriger Temperatur mit einem befeuchteten Körpertheile in Berührung, so wird durch die schnelle Wärmeentziehung die wässerige Bedeckung der

Oberfläche sofort in Eis verwandelt, das Metall friert an den Körpertheil an, sodaß bei unvorsichtigem Losreißen die Oberhaut abgehalt wird. Ist das Metallstück klein, dann nimmt es durch den Austausch der Temperaturen schnell die höhere des Körpers an und thaut dann von selbst ab. Wird statt des Metalles ein Stück Eis von gleich niedriger Temperatur applicirt, so entsteht keine so heftige Empfindung, dieselbe dauert aber länger an (wegen der verschiedenen Wärmecapacität von Metall und Wasser). Werden sehr kalte Flüssigkeiten von relativ großer Menge in den Magen eingeführt, während der Körper sich in Aufregung und Erhitzung befindet, so kommt es zu Erscheinungen von einiger Aehnlichkeit mit denen, die man beobachtet, wenn die Regio epigastrica durch eine äußere Gewalt getroffen wird: hastige, erschwerte Respiration, unregelmäßiger und schwacher Puls, Blässe des Gesichts, Sinken der Hauttemperatur, Collapsus, Trübung der Sinnesperceptionen, Betäubung, unter Umständen der Tod. Diese Erscheinungen sind auf Nerveneinflüsse zurückzuführen.

Die sogenannten reactiven Erscheinungen nach der Kälteapplication beruhen darauf, daß sich der Körper nicht passiv gegen die seine Lebensäußerungen beschränkende niedere Temperatur verhält, sondern auf den feindlichen Eingriff dadurch reagirt, daß auf die vorhergegangene Erschlaffung der vitalen Functionen eine energische Belebung derselben erfolgt. Vor allem beobachtet man, daß der Wärmeverlust an der betreffenden Stelle ausgeglichen wird, indem das Blut stärker dahinströmt, die Haut sich röthet, transspirirt und ein Jucken, Brennen und Prickeln auf ihr empfunden wird. Am auffallendsten treten diese Erscheinungen nach einem kurzen kalten Bade hervor (s. den Artikel Kaltwassercur). Diese Nachwirkung der Kälte kann sich aber auch so steigern, daß es zu oberflächlichen, selbst tief eingreifenden Entzündungen (reactiven Entzündungen) kommt. Derartige Erscheinungen treten häufig auf, wenn jemand aus der kalten Luft plötzlich in ein sehr warmes Zimmer tritt oder sich gar dem geheizten Ofen zu rasch nähert. Uebrigens richtet sich die Stärke der Reaction nach der Größe und Dauer der primären Kälteeinwirkung, nach der Ausdehnung und Schnelligkeit des stattgefundenen Temperaturwechsels, nach der Reactionsfähigkeit des ganzen Organismus oder der betroffenen Theile. Ihre Dauer hängt weniger von der primären Kältewirkung als vom individuellen Zustande des Betroffenen ab. Diese Nachwirkung kann auch ausbleiben bei lebensschwachen Individuen und in geschwächten Theilen, auch bei längerem Bestehen einer mäßigen primären Wirkung.

Als ätiologisches Moment für die sogenannten **Erkältungskrankheiten** spielt ferner auch die **relative Kälte** eine bedeutende Rolle. Relative Kälte wirkt auf ein Individuum oder Organ ein, wenn eine vorherige höhere Temperatur in demselben oder seiner Umgebung durch eine niedere ersetzt wird; dieselbe braucht deshalb keine absolut niedrige zu sein. Diese Temperatur, welche an und für sich nicht als kalt empfunden zu werden pflegt, wirkt jetzt durch die vorherige stärkere Erkaltung als Abkühlung, unter Umständen als Erkältung. Die relative Kälte wirkt dadurch schädlich auf den Organismus, daß plötzlich die durch die Wärme an der Peripherie stärker angehäufte Blutmenge infolge der niedrigeren Temperatur nach den inneren Theilen des Körpers getrieben wird und dort Hyperämien und Entzündungen hervorbringt, wenn nicht durch eine rasch eingeleitete natürliche oder künstliche Reaction das Blut wieder nach der Peripherie zu strömen gezwungen wird. Frösteln, ein Zeichen der Depression der peripherischen Nerven, ist das sicherste Zeichen drohender oder schon eingetretener Erkältung. Ob eine Erkältung bei den gegebenen Ursachen zu Stande kommt oder nicht, hängt gar sehr von der Individualität und Gewohnheit des Betroffenen ab. So ertragen Hüttenarbeiter und andere Feuerarbeiter mit Leichtigkeit schnelle Temperaturwechsel, welche den fortwährend in gleichmäßiger Stubenluft und körperlicher Ruhe Verweilenden nachtheilig sein würden. Rheumatismen sind in erster Linie als Erkältungskrankheiten zu nennen, dann folgen die Entzündungen der Respirationsorgane, der Darmschleimhaut u. a. Ueberhaupt kommt es bei den Folgen einer Erkältung sehr darauf an, ob irgendein Organ besonders reizbar oder schwach ist (Disposition).

Daß die Kälte auch unter andern Umständen als wichtige krankmachende Potenz auftreten kann, ist bekannt. Namentlich scheint die große Sterblichkeit der Kinder im ersten Lebensjahre zum Theil hierauf zurückzuführen zu sein, zumal bei den ärmeren Volksklassen.

Als Vorbauungsmittel gegen die erwähnten Krankheiten dienen: sorgfältige Umhüllung des Körpers mit schlechten Wärmeleitern (Kleider und Betten), Aufenthalt in geschützten Räumen, Bewegung und nahrhafte Diät, warme Getränke, besonders solche, die das Blut der Peripherie zuführen, in erster Linie Alcoholica in mäßigen Gaben. Bei den Nordländern sowol wie auch bei den Völkern der heißen Zone dienen Einreibungen des Körpers mit Fett als Mittel gegen Erkältung. Das beste Vorbeugungsmittel ist Abhärtung des Körpers durch kalte Waschungen und Bäder (s. Kaltwassercur).

Die Behandlung der Erkältungskrankheiten gehört in die Pathologie und Therapie.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal die Wirkungen der Kälte auf den Organismus, so sind diese auf 4 Wirkungsweisen derselben zurückzuführen:

1) auf die Entziehung von Wärme,
2) auf die adstringirende und
3) auf die paralysirende Wirkung,
4) auf die Reactionswirkung im lebenden Organismus auf die 3 vorgenannten Wirkungsweisen.

1) Was zuerst die Entziehung von Wärme anlangt, so findet diese nach dem physikalischen Gesetze statt: daß zwei sich berührende Körper von verschiedener Temperatur ihre Wärme gegenseitig austauschen. Indessen fügt sich der lebende thierische Organismus diesem Gesetze nur annähernd und bedingt und verhalten sich die verschiedenen Thierarten verschieden gegen den Einfluß der umgebenden Temperatur, wie wir weiter unten näher be-

leuchten wollen. Die Wärmeentziehung betrifft zunächst nur die Peripherie des lebenden Körpers. Wirkt jedoch der angrenzende fremde Körper, welcher von niederer Temperatur ist oder durch Veränderung seines Aggregatzustandes abkühlend wirkt, längere Zeit ein, so verbreitet sich die Abkühlung auch auf die tiefer liegenden Organe. Wie weit infolge dessen die Temperatur der inneren Theile sinken kann, ist noch nicht sicher ermittelt, auch ist noch nicht bewiesen, daß beim Erfrieren die Entziehung der Wärme als solche das Tödtliche sei.

2) Die Volumenverminderung, von Haus aus physikalischer Natur, erhält einen vitalen Charakter durch die Wirkung auf die contractilen Gewebe des Körpers (Zellgewebe und Muskelfasern). Wir nehmen eine derartige Wirkung der Kälte wahr in der den nordischen Völkern eigenen Straffheit der Faser, welche, als dauernd ausgeprägtes Merkmal einer gewissen Körperbeschaffenheit, ein Analogon jener vorübergehenden Zusammenziehung ist. In der Medicin wird Kälte als adstringirendes Mittel angewandt. Die unter Einfluß der Kälte stattfindende Zusammenziehung kann die Ursache bleibender Structurveränderungen werden, wahrscheinlich unter Mitwirkung der gleichzeitigen Veränderungen des Aggregatzustandes, und dadurch zu gangränöser Abstoßung des befallenen Theiles (s. oben) führen.

3) Die Beschränkung der Nerventhätigkeit, sowol der sensibeln als der motorischen, erkennt man in Verminderung der Sensibilität, die schon bei der Einwirkung geringerer Kältegrade erfolgt und bei bedeutenderen Kältegraden sich bis zur Gefühllosigkeit steigert. Mit dieser verbindet sich eine Unempfindlichkeit schmerzhaften Einflüssen gegenüber (Anodynie) und Abstumpfung des Tastsinnes. Die Schwächung der motorischen Nerven sehen wir im Sinken der habituellen Muskelkraft und bei stärkerer und dauernder Einwirkung der Kälte in dem Steifwerden der Musculatur, welches die Volkssprache „Verklammen" nennt. Die Beschränkung des gesammten Nervenlebens erkennen wir in der Schläfrigkeit und den Convulsionen, die dem Erfrieren vorausgehen.

4) Die reactive Gegenwirkung des Organismus auf die vorstehenden drei Wirkungsweisen besteht:

a) in vermehrter Wärmeproduction und verminderter Wärmeabgabe;

b) in Ausdehnung der Gewebe, welche der Kältecontraction derselben nachzufolgen pflegt;

c) in vermehrter Reizbarkeit der Nerven, die sich bei den sensibeln durch Kribbeln und Wärmegefühl, bei den motorischen durch vermehrte Kraftäußerung der Muskeln bemerkbar macht.

Ueber alle diese Erscheinungen ist oben ausführlicher gehandelt, weshalb wir nur noch einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen.

Wenn man von der Kälte sagt, sie störe die Function der von ihr betroffenen Organe, so ist die Erklärung dieser Wirkung schon in den bisherigen Andeutungen vorgezeichnet. Die Kälte, welche von den drei Aggregatzuständen nur einen, die Festbildung, begünstigt, während sie der Verflüssigung und Verflüchtigung widerstrebt, beschränkt schon hierdurch die Thätigkeit der ihr ausgesetzten Absonderungsorgane. Dabei kann jedoch nicht übersehen werden, daß auch die Volumenverminderung der zuführenden Blutgefäße und die Schwächung des Nerveneinflusses zu demselben Resultate wesentlich beitragen. Die übrigen mittelbaren Wirkungen der Kälte lassen sich größtentheils aus der die äußeren Theile betreffenden Contraction herleiten. Das Zurückdrängen des Blutes aus der Peripherie des Körpers bedingt eine Congestion desselben nach inneren Theilen, Entzündungen und Apoplexien. Wir sahen ähnliche Abnormitäten des Gefäßlebens sich als Reactionserscheinungen auch in den von der Kälte unmittelbar betroffenen Körpertheilen entfalten. Ebenso verhält es sich mit den Absonderungen, welche sich theils in den unmittelbar von der Kälte berührten Theilen (Thränen der Augen, Nasen- und Lungenkatarrh u. s. w.), theils antagonistisch in entfernten Organen (Diurese, Diarrhöe u. s. w.) entwickeln. Es gehört ferner auch hierher der Umstand, daß während der Kälte mehr Nahrung verlangt und assimilirt wird, daß auch die Lunge alsdann mehr Sauerstoff aus der Luft aufnimmt. Es stimmt zu diesen Erscheinungen, daß der menschliche Körper während der kalten Jahreszeit durchschnittlich eine Volumenzunahme erfährt. Die antagonistisch vermehrte Thätigkeit der inneren Organe bedingt einen stärkeren Verbrauch der zu verarbeitenden Stoffe. Daß die vermehrte Production sich vornehmlich in Festbildung äußert, scheint jedenfalls das normalste Verhältniß zu sein. Was endlich das Nervenleben betrifft, so sehen wir mancherlei Nervenleiden: Asthma, Ohnmacht, Geisteskrankheiten u. s. w. infolge des Wechsels der Temperatur (besonders der Hitze zur Kälte) eintreten und erkennen in den Phänomenen dieser Zustände ein ähnliches Verhältniß wieder, wie es das Blutleben zeigt: ein Zurückdrängen des Lebensprincips von der Peripherie nach dem Centrum. Wird diese „Concentration" auf das Aeußerste getrieben, so ist sie dem Organismus unerträglich; in ihren mäßigen Graden fördert sie dagegen die Einheit des Lebens. Schon mäßige Wärmegrade, die auf das Gemeingefühl einen angenehmen Eindruck machen, laden mehr zur Ruhe als zur Thätigkeit ein, während die Kühle und Kälte theils physische Kraftäußerungen mit Emsigkeit vollbringen läßt, theils das höhere Geistesleben zu energischer und anhaltender Thätigkeit anspornt. Großentheils mag hierin der Grund liegen, daß viele Organismen die Nacht zur Zeit ihrer Thätigkeit wählen.

II. Von Temperaturverminderung im Organismus kann eigentlich nur bei den homöothermen (warmblütigen) Thieren und dem Menschen die Rede sein. Bekanntlich unterscheidet man die pökilothermen oder kaltblütigen Thiere, welche in verschiedenen Temperaturen existiren können und von ihrer Umgebung die verschiedensten Temperaturen annehmen, von den homöothermen oder warmblütigen Thieren, die eine eigene Wärmeökonomie haben und die Fähigkeit besitzen, innerhalb gewisser, für manche nicht sehr weite Grenzen ihre Wärmebildung und Warmeabgabe den äußeren Bedingungen so anzupassen, daß ihre inneren Organe eine

fast constante Temperatur genießen. Daneben haben sie auch das Vermögen dieser gleichmäßigen Temperatur: während die poikilothermen Thiere durch den Einfluß der verschiedenen Temperaturen nur allmähliche Schwankungen in der Intensität ihrer Lebensprocesse erleiden, sind diese bei den homoiothermen Thieren an bestimmte innere Temperaturen gebunden, gerathen schon bei geringeren Abweichungen von denselben in Unordnung. Nur eine kleine Abtheilung der Säugethiere ist unvollkommen homoiotherm: die Winterschläfer, welche gegenüber mäßigen Temperaturschwankungen des umgebenden Mediums ihre Wärme bewahren, aber sich mit der kalten Jahreszeit abkühlen und (wie viele Kaltblüter) in Schlaf verfallen. Auch die neugeborenen Jungen mancher Thiere sind unvollkommen poikilotherm, indem sie ohne Erwärmung von Seiten der Mutterthiere eine niedere Temperatur annehmen, ohne dabei zu Grunde zu gehen.

Der Mensch als homoiothermes Geschöpf weiß, wie wir oben gesehen haben, durch natürliche und künstliche Vorrichtungen sich seine constante Temperatur der Außenwelt gegenüber in der Mehrzahl der Fälle zu erhalten. Und es bedarf zur Aenderung unserer Körpertemperatur exorbitanter Einflüsse, sobald jene regulatorischen Einrichtungen prompt und regelmäßig functioniren. Indeß ist auch unter den gewöhnlichen Bedingungen auf eine Constanz der Eigenwärme nicht zu rechnen, wenn die Regulationsmittel sich fehlerhaft verhalten. Es muß hier zwischen Störungen der Wärmeproduction und -Abgabe unterschieden werden. Was erstere anlangt, so ist zu beachten, daß bei manchen Individuen, wenn sie sich in einem kalten Medium aufhalten, die willkürlichen und unwillkürlichen Wärmeproductionsmittel in geringerem Grade leistungsfähig sind. Dies ist der Fall bei Menschen, die hungern, noch mehr bei solchen, deren Muskeln größtentheils gelähmt oder sonstwie der Herrschaft des Willens entzogen sind. Daß ihre Eigenwärme nicht, wie die der poikilothermen Thiere, ganz von der Temperatur der Umgebung abhängt, das wird verhütet, solange sie leben und athmen und solange die Hautgefäße und der Blutstrom in ihnen den physiologischen Gesetzen gehorchen.

Indeß ist es Thatsache, daß curarisirte (durch Vergiftung mit Curare gelähmte) Thiere in einem kalten Medium relativ rasch abkühlen, sowie daß hungernde und gelähmte Individuen in strenger Winterkälte leichter erfrieren als gut genährte und muskelkräftige. Aber es muß die Lähmung der Muskeln eine sehr ausgedehnte sein, wenn die Wärmeconstanz selbst unter ungünstigen äußeren Temperaturverhältnissen ernstlich bedroht sein soll. Von größerer Bedeutung für die Eigenwärme sind Störungen im Regulationsmechanismus der Wärmeabgabe, weil sie schon unter normalen Verhältnissen die Wärmeconstanz erheblich beeinträchtigen. Das Entscheidende in dieser Beziehung ist die Beschaffenheit des Blutstroms, der durch die Hautgefäße circulirt. Daß die Hautarterien eng und mit wenig Blut gefüllt sind, wenn die Wärmeproduction schwach und die Temperatur der Umgebung niedrig ist, daß sie dagegen bei reichlicher Wärmeproduction und in warmer Umgebung weit sind und viel Blut enthalten, das sind die wirksamsten Mittel, die der Organismus zur constanten Erhaltung seiner Eigenwärme benutzt. Daneben kommt noch die Wirkung der Schweißdrüsen als eines Verdunstungskälte producirenden Apparates in zweiter Linie in Betracht. Sollen demnach die Aenderungen in der Circulation der Hautgefäße der Wärmeconstanz zu Gute kommen, so darf die rechtzeitige Verengerung derselben ebenso wenig erschwert oder behindert sein als die rechtzeitige Erweiterung; und wenn außerdem noch der Tonus der Hautarterien dauernd und in abnormer Weise herabgesetzt ist, so fehlt dem Organismus sein bestes Hülfsmittel, sich vor Abkühlung zu schützen. Die Ursachen pathologischer Congestionshyperämien der Haut sind dieselben wie die der andern Organe. Es gibt Hauthyperämien auf nervöser Basis, z. B. als Begleiterscheinungen von Neurosen, und zwar solche, die durch Erregung der Hemmungsnerven, und solche, die durch Lähmung der Vasomotoren bedingt sind. Durch Thierversuche ist bewiesen, daß bei ihnen Erniedrigung der Innentemperatur des Körpers stattfindet, und ist durch Analogie auf das Gleiche beim Menschen zu schließen. Je ausgedehnter das hyperämische Hautgebiet, desto sicherer ist der die Temperatur herabsetzende Effect. Aber auch Hauthyperämien auf nicht nervöser Basis, sondern auf directer Einwirkung beruhend, pflegen die Innentemperatur des Körpers herabzusetzen. Hierher gehört die Lähme der Hautarterien durch hohe Hitzegrade der Umgebung, die selbst noch längere Zeit andauert, nachdem die betreffenden Individuen bereits wieder in kühlere Umgebung zurückgebracht wurden. Auch überfirnißte Thiere pflegen eine erniedrigte Innentemperatur aufzuweisen, welche mit starker Erweiterung der Hautgefäße einhergeht und so bedeutend werden kann, daß die Thiere an Wärmeverlust zu Grunde gehen. Doch scheint beim Menschen die Ueberfirnissung ohne nachweisbaren Einfluß für die Körperwärme zu sein. Auch die Temperaturerniedrigung, welche in der Regel ausgedehnten Hautverbrühungen zu folgen pflegt, hat gewiß ihren Grund in der abnorm gesteigerten Wärmeabgabe seitens der dilatirten und ihrer schützenden Epidermisdecke beraubten Gefäße innerhalb der verbrühten Partien. Doch kann man nicht behaupten, daß die Abkühlung tödlich wirkt; vielmehr ist die Temperaturabnahme nur eine Begleiterscheinung wichtigerer Störungen. Endlich bilden Aenderungen, unter Umständen Herabsetzung der Eigenwärme einen häufigen und wichtigen Zug in dem Krankheitsbilde bei traumatischen Continuitätstrennungen des Rückenmarkes oder bei sonstigen Erkrankungen, durch welche die Leitung im Rückenmark unterbrochen ist. Es sind nämlich alle Arterien, deren vasomotorische Nerven unterhalb der Unterbrechungsstelle das Mark verlassen, zunächst ihres Tonus beraubt. Doch sind hierbei die Verhältnisse so complicirter Natur, es kommen hier so vielerlei Factoren in Frage, daß durch andere Einflüsse das Krankheitsbild wesentlich geändert werden kann und es daher nicht überrascht, wenn der

Einfluß der Unterbrechung der Rückenmarksleitung auf die Temperatur in den verschiedenen Fällen ein sehr verschiedener ist.

Die Herabsetzung der Temperatur bei manchen Krankheiten, z. B. im stadium algidum der Cholera, im Collapsus bei Herzschwäche u. s. w. ist nur eine scheinbare. Sie beruht auf Wärmeretention im Innern durch Schwäche der Blutcirculation, die als natürliche Folge Kälte der Peripherie nach sich zieht.

Daß nach Aufhören der vitalen Functionen, bei eingetretenem Tode, die Körpertemperatur sich der Umgebung anpaßt, ist ebenso bekannt wie auf physikalischen Gesetzen beruhend. Die von Wunderlich u. a. beobachtete postmortale Steigerung der Innentemperatur beruht auf Wärmeretention, bewirkt durch Fehlen der Blutcirculation.

Gehen wir nun zur therapeutischen Anwendung der Kälte über, so sei bemerkt, daß der Arzt sie in allen drei Aggregatzuständen verwerthet und zwar theils so, wie sie unter natürlichen Bedingungen vorkommt, theils in der Form eines künstlichen Productes. Kälte wird erzeugt entweder durch rasche Verflüssigung fester oder Verflüchtigung flüssiger Körper (Verflüssigungs- und Verdunstungs-Kälte). Das erstere geschieht entweder durch den Proceß des Schmelzens oder des Auflösens, das letztere entweder durch den Proceß des Siedens oder durch Verdunstung. Da bei jedem der beiden vorgenannten Processe eine gewisse Menge von Wärme gebraucht (gebunden) wird, so ist es ersichtlich, daß, wenn man keine Wärme zuleitet, die nächste Umgebung, in welcher der Proceß vor sich geht, die nöthige Wärme hergeben muß und infolge dessen ihre Temperatur erniedrigt. Ebenso werden alle Körper kälter, die mit der verdunstenden Flüssigkeit in Berührung kommen sowie auch der noch flüssige Theil der verdunstenden Flüssigkeit. Anwendung des luftverdünnten Raumes verstärkt die Kältewirkung, da durch Ausdehnung ebenfalls Wärme gebunden wird. Verflüssigungskälte durch Schmelzung erzeugen wir hauptsächlich mit Hülfe des Eises. Verflüssigungskälte durch Auflösung erzielen wir durch Wasser, Schnee oder Eis, in denen verschiedene Salze aufgelöst werden, zum Theil auch unter gleichzeitiger Anwendung von Säure. Solche Salzmischungen werden Kältemischungen genannt. Die Temperaturerniedrigung ist bei verschiedenen Salzen verschieden, theils weil durch nebenhergehende chemische Verbindungen noch Wärme erzeugt wird, theils wegen der verschiedenen specifischen Wärme der Salzlösungen.

Von Kältemischungen seien folgende erwähnt:

1 Theil salpetersaures Ammoniak und 1 Theil Wasser bewirken Abkühlung von + 10° C. auf — 15° C. Dasselbe bewirken 5 Theile Salmiak, 5 Theile Salpeter, 8 Theile Glaubersalz und 16 Theile Wasser, 8 Theile Glaubersalz und 5 Theile rohe Salzsäure mit Schnee ergeben Abkühlung von — 27° C., Schnee mit Weingeist von 70 Proc. bewirkt eine Temperatur von — 20° C.

1 Theil wasserhaltiges Chlorcalciumpulver mit 2 Theilen Schnee bewirkt Abkühlung von — 11° C. auf — 52° C.

1 Theil Schnee und 1 Theil verdünnte Schwefelsäure bewirken Abkühlung von — 8° C. auf — 62° C.

Die in der Medicin gebräuchlichen Schmucker'schen Umschläge bestehen aus 1 Salmiak, 3 Kalisalpeter, mit einer Mischung von 6 Essig und 12 — 24 Wasser befeuchtet.

Verdunstungskälte bewirken wir durch verschiedene Badeproceduren in kaltem Wasser (s. Kaltwassercur), in noch intensiverem Grade durch Zerstäubung von Aether und Alcohol mittels sogenannter Pulverisateure.

Die Therapie bedient sich der Kälte zur Bekämpfung der verschiedenartigsten Krankheiten, und wenn man sich vergegenwärtigt, wie genau die Physik, die Physiologie und Pathologie über die Wirkungen dieses Agens auf den Organismus (andern Heilmitteln gegenüber) informirt ist, so muß man gestehen, daß sie entschieden als eins der rationellsten Heilmittel zu betrachten ist. Hauptbedingung für den Arzt, der sie anwenden will, ist genaue Bekanntschaft nicht nur mit ihren Wirkungen, sondern auch mit dem zu behandelnden Individuum, überhaupt strenges Individualisiren bei Behandlung jedes einzelnen Falles. Der Arzt muß sich ganz klar sein, welche Eigenschaft der Kälte hier am Platze ist: ob er sie allgemein oder local oder beides zugleich, ob er ihre Erst- oder Nachwirkung oder beide zugleich und mit welcher Dauer, welchem Temperaturgrade, welchem Aggregatzustande und welcher Applicationsweise anwenden will. Die Vernachlässigung dieser Cautelen ist es hauptsächlich, was die Kälte als Heilmittel so lange in Miscredit bei der ärztlichen Welt erhalten hat und zum Theil noch heute erhält. Zur Beleuchtung dieser Behauptung sollen nur ein paar Beispiele dienen. Man hat sehr warm die Anwendung der Kälte bei Erysipelas, Rothlauf, empfohlen. Würde man nun, statt den erkrankten Theil mit trockener Kälte (Eisblase) zu bedecken und an entfernten Körperstellen ableitende Umschläge zu appliciren, sowie den Fieberzustand mit kühlen Bädern zu behandeln, die kranke Haut mit kalten Waschungen tractiren, so würde man durch diese irrationelle Behandlung gerade das Gegentheil von dem erreichen, was man bezweckt: Steigerung der Entzündung und des Fiebers. Es wird ferner die belebende Kraft der Kälte bei Zuständen von Anämie gerühmt. Es wäre aber falsch, ein anämisches Mädchen in ein kaltes Klima zu schicken, dieselbe ungenügend zu bekleiden und vielleicht noch protrahirte kalte Bäder anzuwenden, statt die Kranke im allgemeinen warm zu halten und nur von Zeit zu Zeit eine ganz kurze, aber energische Kälteapplication in der Form von kalten Abreibungen oder Regenbädern anzuwenden. Wir verweisen zur weiteren Information über die Anwendung der Kälte auf dem Artikel „Kaltwassercur" und fügen nur ergänzend und vervollständigend noch Folgendes hinzu.

Ausgehend von der deletären Wirkung auf alles Lebende wendet man die Kälte zur Bekämpfung der Mikroorganismen bei septischen Processen (als Antisepticum)

an und zwar durch Verwendung des Eises, der Kältemischungen, des kalten Wassers und der kalten Luft. Die Kälte concurrirt hier, was die Chirurgie anlangt, zum Theil mit der antiseptischen Wundbehandlung nach Lister u. a., zum Theil unterstützen sich beide. Als direct entzündungswidrigen Mittels (Antiphlogisticum) gegen acute und chronische Entzündungen aller Art bedient man sich der Kälteapplication in Form von Eisblasen- und Umschlägen, Kältemischungen, Irrigationen und Bädern unter Zuhülfenahme der kalten Luft. Ebenso, nur in noch ausgedehnterem Maße, findet dies bei der antipyretischen Behandlung fieberhafter Krankheiten statt, wo die Kälte mit der inneren Anwendung von Chinin, Salicylsäure u. a. concurrirt oder mit ihr combinirt wird.

Als Adstringens und Tonicum wendet man die Kälte in Form von Eis, Kältemischungen, Waschungen und Bädern aller Art, Umschlägen, Einspritzungen mit Zuhülfenahme kalter Luft bei allen inneren und äußeren Blutungen, ferner bei Erschlaffungszuständen, Blutmangel und schlechter Ernährung an. Sie concurrirt hier mit den örtlichen Adstringentien und Styptisis, sowie der inneren Anwendung der Tonica: Ferrum, Chinin u. a.

Als Antidyscratieum kommt die Kälte in Form von Bädern und Umschlägen aller Art und Trinken von kaltem Wasser zur Verwendung bei Fehlern der Säftemischung: Gicht, Rheumatismus, Skrophulose, Syphilis, Tuberculose u. a.

Erregend wirkt die Kälte bei Lähmungen und Schwächezuständen aller Art in Form von Bädern, Abreibungen und Begießungen, beruhigend und krampfstillend bei Aufregungszuständen und Convulsionen in Form von Bädern und Umschlägen und Eisapplication, anästhesirend bei Schmerzen während vorzunehmender Operationen und bei Neuralgien, rheumatischen und entzündlichen Schmerzen u. s. w. in Form von Eis, Kältemischungen, Bädern aller Art und zerstäubtem Aether und Alcohol. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Kälte in der Geburtshülfe als wehenbeförderndes Mittel in Form von Umschlägen und Einspritzungen mit Glück verwandt wird.

So gibt es kein Gebiet der Therapie, welches sich nicht der Kälte zur Erreichung ihrer Zwecke zum Theil allein, zum Theil mit andern Mitteln combinirt, zu bedienen pflegt, und es ist zu erwarten und zu wünschen, daß sich ihre Verwendung immer mehr und mehr bei allen rationellen Heilmethoden einbürgere. (*Emil Preller.*)

KÄLTE in der darstellenden Kunst. Man sagt von Werken der bildenden Kunst, daß sie den Betrachter kalt lassen, wenn sie keinen Effect machen; damit ist ein tadelndes Urtheil ausgesprochen. Der Grund, daß man sich für gewisse Kunstwerke nicht erwärmen kann, liegt entweder im Betrachter selbst, wenn er dem dargestellten Gegenstande fremd gegenübersteht, oder im Kunstwerke, wenn die Conception, Zeichnung oder Farbe desselben so beschaffen ist, daß sie auf ein fein ausgebildetes Kunstgefühl nicht wohlthuend einwirkt. Man wird also ein Kunstwerk kalt nennen, wenn der Gegenstand desselben kein Interesse erweckt. Leider mischt sich in dieser Hinsicht oft die Mode in die Beurtheilung ein; was einer Zeit als höchstes Ideal erschien, läßt eine andere ganz kalt; wir erinnern nur an die Kunstwerke der akademischen Richtung, wie sie unter David in Frankreich so hoch gepriesen wurden, oder an die spätere deutsche Kunstweise der Romantiker. So hoch diese Kunstrichtungen einst erhoben und gepriesen wurden, unserer Zeit stehen beide fremd gegenüber und selten wird sich einer für dieselben begeistern. Auch die Zeichnung kann die Kälte verschulden. Eine unrichtige, fehlerhafte Zeichnung wird natürlich das geübte Auge nie bezaubern können; selbst beim glühendsten Colorit, wie bei Makart'schen Gemälden, wird sie, wenn sie vorkommt, störend wirken und den Effect beeinträchtigen. Aber selbst eine correcte Zeichnung wird in einem Gemälde oder einem Sculpturwerk der Kälte nicht entgehen, wenn an dem Kunstwerke zu sehr das benutzte lebende Modell sich vordrängt, sodaß man über der überall durchscheinenden Mühe des Schaffens nicht zum Genusse eines lebenswahren, gleichsam im Augenblick der Inspiration plötzlich entstandenen Kunstwerkes kommen kann. Aber auch die Anordnung der Gruppirung muß sich vor der Kälte bewahren. Wo der Charakter, die Stellung der einzelnen Scenen nicht im lebendigen Contact mit den übrigen steht, sodaß jedes Glied seinen Zweck voll erfüllt und dabei zugleich den Charakter der Einheit des Ganzen unterstützt, wo sich die Linien in der Gruppirung scharf durchschneiden oder unruhig auseinandergehen, da kann von einer künstlerischen Befriedigung keine Rede sein; ein solches Kunstwerk läßt kalt. Besonders bei der Farbe werden die Prädicate warm oder kalt gebraucht. In der Regel werden das grelle weiße Licht und der schwarze Schatten kalt genannt, während man das Gegentheil von einem ins Gelbliche fallenden Lichte und einem transparenten Schatten sagt. Vorzugsweise wird aber das warme Colorit in der Verbindung der Gegensätze, in einer harmonischen Verschmelzung der Farbenscala zu suchen sein, während das mosaikartige Zusammenstellen greller ganzer Farben eine kalte Färbung erzeugt. (*J. E. Wessely.*)

KALTENBACH (Georg Gottfried), Zeichner, Modelleur und Kunsthistoriker, geboren zu Graudenz am 18. Mai 1805, gestorben zu Bamberg am 1. Febr. 1865. Er war für die juristische Laufbahn bestimmt, vollendete auch seine Studien; als er aber Referendar werden sollte, gab er diesen Beruf auf, um seiner lang gehegten Neigung zu folgen und das Gebiet der Kunstwissenschaft zu pflegen. Vor allem war es die Baukunst des deutschen Mittelalters, der er seine ganze Zeit und Kraft opferte. Zu diesem Zwecke durchreiste er Deutschland kreuz und quer (seit 1837) und sammelte überall Stoff für seine Arbeiten, den er dann in den Wandervorlesungen, die er jahrelang (1840—1846) in verschiedenen Städten hielt und in mehreren epochemachenden Werken verwerthete. Seine Vorträge machte er besonders dadurch instructiv, daß er sie durch selbstverfertigte Modelle der wichtigsten Bauobjecte illustrirte. Seine Modellsamm-

lung zählte an 250 Stück, die er selbst nach den Originalen in verkleinertem Maßstabe verfertigte. Die Sammlung ist einzig in ihrer Art. Die schönsten deutschen Dome und Kirchen (wie die Dome von Magdeburg, Worms, die Klosterkirche in Berlin, Andreaskirche in Braunschweig, Lorenzkirche in Nürnberg, Kirchen in Cöln, Andernach u. s. w.), Schlösser (Saalbau der Wartburg), Rathhäuser (z. B. in Münster), Wohnhäuser (aus Coblenz, Trier, Frankfurt, Cöln, Danzig u. a.) und Thürme sind getreu nachgebildet, die architektonischen Formen und Ornamente bis ins kleinste Detail durchgeführt. Die Sammlung kam nach Berlin in das Neue Museum (Abtheilung der Kleinkünste) und nach Auflösung dieser Abtheilung in die Bauakademie, wo sie sich jetzt befindet. Die letzten Lebensjahre brachte Kaltenbach in Bamberg in Zurückgezogenheit zu. Von seinen kunstgeschichtlichen Werken sind zu nennen: Album mittelalterlicher Kunst. München 1846. 4. 6 Hefte mit 60 Tafeln. — Die Baukunst des deutschen Mittelalters, chronologisch dargestellt, mit besonderer Rücksicht auf die Entwickelung des Spitzbogenstils. Fol. Dabei ein Atlas von 86 Tafeln, 2 Bände, München 1847. — Die christliche Kirchenbaukunst des Abendlandes von ihren Anfängen bis zur vollendeten Durchführung des Spitzbogenstils, dargestellt mit Rücksicht auf die gesammte diesem kunstwissenschaftlichen Zweige seither gewidmete Literatur (mit Jac. Schmidt herausgegeben), 48 Tafeln Abbildungen 4. seit 1850. — Dogmatisch-liturgisch-symbolische Auffassung der kirchlichen Baukunst im Allgemeinen und insbesondere des Rundbogenstils. Halle 1857.

(*J. E. Wessely.*)

KALTENNORTHEIM, Stadtflecken im Verwaltungsbezirk Dermbach des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, im sogenannten eisenacher Oberlande, romantisch gelegen an der Felda, Endpunkt der schmalspurigen Feldabahn, mit 1600 Einwohnern nach der Zählung von 1880 (gegen 1469 im J. 1875), darunter 1560 Evangelische, 4 Katholiken und 36 Juden. Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft, deren Ertrag, durch guten Kalk- und Basaltboden begünstigt, lohnend genannt werden kann. Dabei ist die gewerbliche Thätigkeit in Sattler- und Riemerarbeiten (besonders Peitschen), Schuhmacherei, Plüsch- und Zeugweberei und Lohgerberei nicht unbedeutend. Der früher in ziemlichem Umfange betriebene Braunkohlenbergbau ist jetzt nur noch unerheblich. Sechs Krammärkte jährlich und ebenso viele Viehmärkte tragen zur Belebung des Handelsverkehrs bei, obwol die Viehmärkte von untergeordneter Bedeutung sind. Die im J. 1880 eröffnete Feldabahn wird ihren schon jetzt segensreichen Einfluß erst dann voll entfalten, wenn sie südwärts nach Mellrichstadt zum Anschluß an die bayerische Staatsbahn fortgeführt wird. Die Stadt hat eine Gewerkenschule und ist Sitz eines Amtsgerichts in dem Schloß, worin die Grafen von Henneberg zeitweilig residirten. Im Dreißigjährigen Kriege wurde der Ort fast gänzlich zerstört, wobei fast die ganze Einwohnerschaft ums Leben kam. Im J. 1858 legten zwei aufeinanderfolgende Brände die Hälfte des Fleckens in Asche.

(*A. Schroot.*)

KALTENSUNDHEIM (d. h. Kaltensüdheim), Flecken im Bezirk Dermbach des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, an der Felda, die eine Stunde südlich des Ortes an dem 2500 Fuß hohen Ellenbogen entspringt, liegt eine halbe Stunde südlich von Kaltennortheim, dem Endpunkt der Feldabahn und ist selbst Kreuzungspunkt der Staatsstraßen von Meiningen nach Fulda und von Eisenach nach Mellrichstadt an der bayerischen Bahn. Es zählte (1880) 960 Landwirthschaft treibende, gewerbfleißige Bewohner evangelischer Confession. Die gewerbliche Thätigkeit, ähnlich wie in dem benachbarten Kaltennortheim, erstreckt sich auf Plüschweberei und Anfertigung von Gurtwaaren, insbesondere Peitschenflechterei. Sechs Kram- und ebenso viele Viehmärkte tragen zur Belebung des Handelsverkehrs bei. Der Boden, bestehend aus Kalk und Basalt, ist fruchtbar, sodaß trotz der hohen Lage über dem Meere der landwirthschaftliche Betrieb sich lohnt.

(*A. Schroot.*)

KALTERN, ein Marktflecken in Tirol, Hauptort von Ueberetsch im politischen Bezirke Bozen. Zur Ortsgemeinde desselben gehören die Ortschaften Altenburg, Mitterdorf, Unterdorf, Planitzing, St.-Anton, St.-Josef am See und St.-Nikolaus. Die ganze Ortsgemeinde zählt 3760 Einwohner. Der Markt liegt 429 Meter über dem Meere in einer überaus lieblichen und fruchtbaren Landschaft, welche östlich von dem 600 Meter hohen Mittelberg und westlich von dem 1662 Meter hohen Gebirgsstocke der Mendola begrenzt wird. Kaltern ist der Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Franziskanerkloster, ein Kloster der Schwestern des dritten Ordens, und eine schöne Pfarrkirche aus dem vorigen Jahrhundert mit Deckengemälden des vaterländischen Künstlers Schöpf, ferner die Schlösser Campan, Mühlburg und Salegg. Dem warmen Klima und der günstigen Bodenbeschaffenheit verdankt die Umgebung das Gedeihen eines ausgezeichneten Weins, welcher Kaltern selbst zu einem wichtigen Punkte des tiroler Weinhandels machte. Schwunghaft wird auch die Seidenzucht betrieben. Die historische Vergangenheit Kalterns reicht weit zurück, indem der Name desselben bereits im 10. Jahrhundert urkundlich vorkommt. In unserem Jahrhundert erhielt Kaltern durch das ekstatische Fräulein Maria von Mörl, welches daselbst geboren wurde, lebte und starb, einen weitverbreiteten Ruf. Unmittelbar westlich von Kaltern in einer Entfernung von einem Kilometer liegt in einer Meereshöhe von 501 Metern das kalkhaltige Bad Pfus oder Rochusbad und 3 Kilometer südlich von Kaltern breitet sich in einer Seehöhe von 208 Metern der über 2 Kilom. lange und 1 Kilom. breite Kalterer See aus, welcher einige Meter niedriger als die unweit östlich vorüberfließende Etsch liegt und mit schmutzigem hellgrünem Sumpfwasser und vorzüglichen Fischen erfüllt ist. Auf dem heißen Kalkboden der Berglehne seines westlichen Ufers gedeiht der ausgezeichnete Kalterer Seewein. Südlich vom See dehnt sich ein Moosboden, das „Traminer Moos" aus, welches durch zwei Abzugsgräben zu einem äußerst fruchtbaren Landstriche, auf

welchem der Mais eine Höhe von 3 Metern erreicht, umgestaltet wurde. (*Ferd. Grassauer.*)

Kaltes Fieber, soviel wie Wechselfieber.

KALTES GESTEIN wird im Bergbau das System genannt, welches bei der Bearbeitung mit Fäustel und Brechstange keinen Ton gibt. (*C. Reinwarth.*)

KALTKEILEN heißt beim Bergbau, ein Gestein durch Brechen und Hauen mit Brechstange und Faustel, ohne Sprengen mit Pulver oder Dynamit, gewinnen. (*C. Reinwarth.*)

KALTLAGER, Kaltliegen, Kaltstehen gebraucht man im Hüttenwesen von Werken, die nicht im Betriebe stehen und bei denen die Feuer nicht mehr brennen. (*C. Reinwarth.*)

KALTWASSER (Johann Friedrich Salomo) ist am 22. März 1752 in Gotha geboren. Sein Vater Johann Heinrich war Buchbinder, seine Mutter hieß Susanne Margarethe Behme. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und die Universität Jena. Bereits am 8. Juni 1775 wurde er an der Schule, die ihn gebildet hatte, als zweiter Collaborator angestellt mit einem Gehalte von 20 Meißn. Gulden. Das war selbst in der wohlfeilen und an ein einfaches Leben gewohnten Stadt sehr wenig, sodaß er sich genöthigt sah Privatunterricht zu ertheilen. Unter seinen Schülern war auch Fr. Jacobs mit seinem älteren Bruder (vergl. Nachrichten aus meinem Leben S. 12). Diesen ertheilte er in der Sprache Unterricht, welche an der Schule ihm allein übertragen war, in der griechischen. Nach langer Vernachlässigung derselben hatte Director Geißler angefangen die alten Bahnen der Lektüre des Neuen Testaments zu verlassen und in Kaltwasser einen Lehrer erhalten, der ganz geeignet war dieser Sprache Freunde zu gewinnen, die den von ihm gebahnten Weg mit Eifer verfolgten. Kaltwasser hatte ein besonderes Geschick die Anfangsgründe zu lehren, wobei er auch mit einem schlechten Lehrbuche (der Hallischen Grammatik) rasch über die Erlernung der Paradigmata wegkam, sogar die Accentlehre als überflüssig beiseite ließ (das war damals noch ziemlich allgemein) und rasch zur Lektüre überging. Aesop's Fabeln und Palaephatus wurden gelesen und dabei durch genaue Analyse der Formen die Kenntniß der Grammatik befestigt. Die guten Erfolge veranlaßten auch seine rasche Beförderung, 1771 wurde er erster Collaborator mit dem Titel Professor, 1778 vierter Professor und rückte allgemach in die erste Professur auf. Da allein die vier ersten Klassen (Selecta bis Tertia) das eigentliche Gymnasium bildeten und in der obersten Klasse nur vier Lehrstunden für das Griechische angesetzt waren, behielt er Muße genug theils zu Privatunterricht, theils zu schriftstellerischen Arbeiten. Herzog Ernst II., der in seiner Jugend kein Griechisch gelernt hatte und in seinen späteren Jahren den Mangel dieser Kenntniß fühlte, nahm Kaltwasser zum Lehrer und ließ sich den Unterricht in den ersten Frühstunden geben. Wie sehr der fürstliche Schüler den gewissenhaften Lehrer geschätzt und durch kleine Aufmerksamkeiten erfreut hat, sieht man an dem Geschenke eines bequemen Pelzes, den Kaltwasser einmal statt seines Ueberrockes im Vorzimmer auf dem Friedenstein (denn dort hinauf mußte Kaltwasser steigen) versand.[1]) Unter den Schülern, die seinen Unterricht genossen haben, nenne ich nur Fr. Passow und Rost. — Die Leitung der Schule hat während seiner neununddreißigjährigen Wirksamkeit dreimal gewechselt. Geißler ging nach Schulpforta 1779, dessen ausgezeichneter Nachfolger Stroth starb schon 1785, und nun trat Döring ein 1786, der ihn zu seinem fünfundzwanzigjährigen Amtsjubiläum 1800 mit einem lateinischen Gedicht begrüßte. Auch mit den Amtsgenossen Manso, Jacobs, Kries, Galletti, Schulze u. a. stand er in den besten Verhältnissen, obgleich seine ernste, schwerfällige Natur ihn von dem gesellschaftlichen Leben etwas zurückhielt. Er war ein ehrlicher, offener Charakter, freilich zu sehr Pedant. Auch die Schüler verehrten ihn, weil sie in seiner Strenge den Zug der Milde nicht verkennen konnten. Seine Kraft nahm zuletzt rasch ab; am 17.[2]) August 1819 ist er sanft eingeschlafen. Am 23. September hielt Döring eine lateinische Gedächtnißrede, die sofort gedruckt und 1839 in dessen commentationes, orationes, carmina von Wüstemann aufgenommen wurde, p. 167.

Seine Schriften bezieben sich nur auf griechische Literatur; 1776 eine Ausgabe der Alcestis des Euripides mit Scholien, der metrischen Uebersetzung Buchanan's und genauem Wortverzeichniß. Der Text beschränkt sich auf Wiedergabe von Barnes; Rector Geißler schrieb eine Vorrede dazu. 1780 folgte ein Abdruck der Metaphrase des Psanios zum Eutrop, gleichfalls mit genauem Index; die Bemerkung des Titels in usum scholarum läßt vermuthen, daß er dies Machwerk in der Schule habe lesen wollen, wie es auch anderwärts geschehen ist. Eine Sammlung kleiner griechischer Gedichte (1789) ist mir unbekannt. Sein verdienstlichstes Werk ist die deutsche Uebersetzung Plutarch's, zuerst die der moralischen Abhandlungen in 9 Bänden (Frankfurt a. M., 1783—1800), sodann die der Biographien mit Anmerkungen (Magdeburg 1799—1806) in 10 Bänden. Nach dem Tode Stroth's übernahm er die Vollendung der Uebersetzung von Diodor's Bibliothek der Geschichte, die durch die von ihm übernommenen zwei Bände (5. und 6.) im Jahre 1787 vollendet wurde. (*Eckstein.*)

KALTWASSERCUR (Hydriatrik oder Hydrotherapie), in neuerer Zeit mit größerem Rechte einfach „Wassercur" genannt, ist diejenige Methode zu heilen, welche sich als wirksamen Agens der äußerlichen und innerlichen Anwendung des Wassers (ursprünglich nach Priessnitz nur von relativ niederen, in neuerer Zeit von allen dem Körper erträglichen Temperaturen) bedient. Unterstützt wird die Cur durch Schwitzen (ursprünglich nur in wollenen oder nassen Leintüchern, in neuerer Zeit auch durch Dampfbäder und irisch-römische Bäder), durch eigenthümliche Diät sowie den möglichst ausgedehnten Genuß der frischen Luft mit zweckentsprechender

1) Jacobs, Vermischte Schriften I. 65. 2) Angabe des 13. oder 16. Aug. findet sich, aber irrig.

Körperbewegung (letztere ursprünglich nur in Spazierengehen, jetzt auch in gymnastischen Uebungen und Manipulationen bestehend).

Das Wasser unterscheidet sich von den andern Körpern durch seine allgemeine Verbreitung und die dadurch bedingte Billigkeit seiner Beschaffung, durch die relative Ungefährlichkeit für den Organismus, seine Lösungs- und Quellungskraft, seine Leichtflüssigkeit bei den meisten zur Therapie zu verwendenden Temperaturen, seine hohe Wärmecapacität und die Eigenschaft, von dem Organismus viel mehr Wärme aufzunehmen als die Luft, seine Adhäsionskraft, sein geringes Wärmeleitungsvermögen und sein specifisches Gewicht, und eignet sich daher auch ganz besonders zum Heilagens, wie es ja als Nahrungs- und Gebrauchsmittel im Haushalt der Natur und des Menschen unentbehrlich ist. Deshalb hatten schon die alten Griechen und Römer eine hohe Meinung von der Heilkraft des Wassers. Hippokrates, Asklepiades von Prusa (mit dem Beinamen Psychrolutes), Antonius Musa (der den Kaiser Augustus und den Dichter Horatius mit kaltem Wasser heilte), Galenus, Antyllus, Celsus, Cälius Aurelianus, Alexander von Tralles, Paulus von Aegina u. a. zogen die Anwendung des kalten Wassers in den Kreis ihrer Therapie. Wenn auch von unseren Vorfahren, den alten Germanen, die Anwendung des kalten Wassers als diätetisches und Heilmittel sehr geschätzt war, so kam sie doch trotzdem im Mittelalter vollständig in Vergessenheit. Erst im 18. und 19. Jahrhundert wurde die Kaltwassercur wieder von einzelnen Autoritäten, wie Friedrich Hoffmann, der ärztlichen Familie Hahn, Lombard, Percy, Wright, Currie, Joseph Frank, Fröhlich, Pitschaft, Reuß u. a., geübt und empfohlen, konnte sich jedoch weder in der ärztlichen noch in der Laienwelt einen Platz erobern, wol hauptsächlich, weil es ihr an methodischer Ausbildung fehlte. Diese erhielt sie in seltener Vollkommenheit durch den Bauer Vincenz Prießnitz, geboren 1799 zu Gräfenberg in Oesterreich-Schlesien, der, ein seltenes medicinisches Genie und ein Mensch von scharfer Beobachtungsgabe und großer Energie bei ganz fehlender wissenschaftlicher Bildung, nach vorhergegangenen Experimenten an Hausthieren es unternahm, eine neue Heilweise ins Leben zu rufen. Er gründete an seinem Geburtsorte, 1800′ über dem Meere in einem Hochthale der Sudeten im Jahre 1830 die erste Wasserheilanstalt und gewann durch seine unglaublichen Erfolge zuerst das Laienpublikum für die Kaltwassercur. Leider lebten diese ersten Anhänger der neuen Heilweise in dem Wahne, weil Prießnitz, ein Bauer ohne medicinische Bildung, so glückliche Curen machte, könne jeder Ungebildete curiren, und zwar besser als ein Arzt. Durch diese unerhörte Provocation wurde die ganze ärztliche Welt in einer Weise feindlich gegen das neue Curverfahren gestimmt, daß es allgemein als Charlatanerie verketzert wurde, bis es sich endlich in unseren Tagen mit Mühe einen Platz in der Heilkunde errang, welcher ihr jetzt zwar ernstlich von niemand mehr bestritten, aber von vielen Seiten noch unverhältnißmäßig eingeengt wird.

Männer wie Schedel, Flug, Falck, Petri, Gentz, Scharlau, v. d. Decken, Brand, Jürgensen, Schindler, Piutti, Richter, Pleniger, Winternitz, Senator, Liebermeister, Pinoff, Cervinski, Runge u. a. unternahmen es mit Glück, die empirische Methode von Prießnitz mit den Lehren der ärztlichen Wissenschaft in Einklang zu bringen, und erbauten auf dieser Basis das Gebäude der modernen Hydrotherapie, die sich im Wesentlichen nicht von der Prießnitz'schen Methode unterscheidet, nur im Ganzen mehr individualisirt und sich noch höherer und niederer Wärmegrade bedient (Prießnitz wandte weder warme Bäder noch Eis an), auch einige neue Applicationsweisen den zahlreichen alten hinzugefügt hat.

Auf die Methode der Wasserbehandlung übergehend betrachten wir zuerst die verschiedenen Temperaturen des Wassers in ihren Wirkungen auf den Organismus.

Man unterscheidet:

kaltes Wasser in einer Temper. von	1°—18° R.	1°—22° C.
kühles „ „ „ „	„ 18°—24° R.	22°—30° C.
laues „ „ „ „	„ 24°—27° R.	30°—34° C.
warmes „ „ „ „	„ 27°—30° R.	34°—38° C.
heißes „ „ „ „	„ 30° R.	38° C. bis zur Dampfbildung.

Es ist nachgewiesen, daß laues Wasser, d. h. Wasser von der Temperatur, in welcher der civilisirte, bekleidete Mensch zu leben gewohnt ist, ceteris paribus und bei genügend langer Anwendung erschlaffend auf das Gewebe der Haut, sowie deren Blutgefäße und beruhigend auf die Hautnerven wirkt. Bei Anwendung der differenten Temperaturen (und zwar ist es in dieser Hinsicht ziemlich gleichgültig, ob sie höher oder niedriger als 24°—27° R., 30°—34° C. sind) findet eine Reizung der Hautnerven, eine Contraction der Haut und ihrer Gefäße statt, welche eine kräftigere oder gelindere zu sein pflegt, je nach der größeren oder geringeren Erhöhung oder Erniedrigung der angewandten Temperatur. Fortdauernde Reizung durch sehr differente Temperaturen führt zuletzt durch Ueberreizung zur Erschlaffung und Empfindungslosigkeit. Auf diese Erstwirkung findet 1) je nach der Disposition des betreffenden Individuums, 2) der angewandten Temperatur, 3) der Dauer und 4) der Applicationsweise des Bades schneller oder langsamer, kürzer oder länger — eine Nachwirkung, die sogenannte Reaction statt, welche das Gegentheil von der Erstwirkung zur Folge hat, also Beruhigung oder Abstumpfung der Hautnervenfunction, Ausdehnung der Gewebe und Blutgefäße der Haut. Nach kürzerer oder längerer Zeit pflegt dann auch diese zu verschwinden und dem Zustande vor dem Bade oder dem normalen Körperzustande Platz zu machen. Genannte zwei Wirkungen: die Erstwirkung und die Reaction, können nun je nach Berücksichtigung der oben genannten 4 Factoren (von denen Punkt 4 später noch einer eingehenderen Erörterung zu unterwerfen ist) derartig zur Geltung kommen, daß sie 1) entweder wechselsweise in gleicher Intensität auftreten, 2) daß eine die andere mehr oder weniger überwiegt, oder 3) dieselbe in ihrer Wirkung ganz aufhebt. Gehen wir

einen Schritt weiter, so beobachten wir, daß Reizung der Hautnerven und Abstumpfung ihrer Functionen sich fortzupflanzen pflegen auf die Nerven des Muskelsystems, der verschiedenen inneren Organe (der Circulation, Respiration, Verdauung, des Uregenitalsystems) sowol durch das centrale als auch das sympathische Nervensystem, und zwar in den beiden Erscheinungsweisen des Antagonismus und der Sympathie. Insofern nun nicht nur irritirende, sondern auch hemmende Nerven hierher zu rechnen sind (man denke nur an das Nervensystem des Circulationsapparates), so kann von der Haut aus durch Erschlaffung und Reizung (mit Ueberreizung) beider Nervenkategorien, durch die dabei stattfindenden antagonistischen und sympathischen Erscheinungen, modificirt nach dem Eintritt und der Dauer der Erst- und Nachwirkung, eine Menge der verschiedensten Functionen im Körper angeregt, gehemmt und modificirt werden, auf die verschiedensten Organe und Systeme des Körpers, und zwar nicht allein auf die einzelnen für sich allein, als besonders auch auf den Organismus im Ganzen gewirkt werden. Ebenso können durch Hyperämien im Hautgefäßsystem sowol sympathisch Hyperämien als auch antagonistisch Anämien in verschiedenen Regionen des Gefäßsystems hervorgerufen werden und umgekehrt. Leider hat sich die Physiologie noch so wenig mit allen diesen Verhältnissen beschäftigt, daß wir noch nicht alle hier in Frage kommenden Factoren kennen und infolge dessen oft auf Experimentiren und empirische Erfahrungen angewiesen sind. Am bekanntesten möchte noch die Wirkung auf die Blutgefäße und die Wärmebildung im Organismus sein. Was die erstere anlangt, so finden nicht nur die bereits oben erwähnten directen und indirecten Nerveneinflüsse statt, sondern es kommt auch noch ein mechanisches Moment in Frage. Durch Zusammenziehung der gesammten peripherischen Blutbahnen wird das Blut nach dem Innern des Körpers getrieben, durch Erweiterung derselben nach der Peripherie. Je nachdem nun durch die Bäder in der einen oder andern Richtung gewirkt wird, resultirt hieraus Anämie oder Hyperämie der inneren Organe.

Combinirt man diese Wirkungen mit der sympathischen und antagonistischen Wirkung des Wassers auf die Gefäße einzelner Organe, so kann man die Blutfülle einzelner Organe beliebig erhöhen oder verringern, den Blutstrom denselben zu- oder von ihnen ablenken oder, mit einem in der Medicin gebräuchlichen Ausdrucke, von ihnen **ableiten**.

Am wichtigsten ist der Einfluß, den wir durch die äußerliche Application des Wassers auf die **Wärmebildung** im Organismus ausüben. Wir können dieselbe zuvörderst mit Zuhülfenahme der physikalischen Eigenschaften des Wassers (höherer oder niederer Temperatur) nach Belieben erhöhen und herabsetzen und zwar auf kürzere oder längere Zeit, in einzelnen Theilen und Systemen des Körpers und hauptsächlich im gesammten Organismus. **Abkühlung** wird demgemäß in erster Linie durch **Wärmeentziehung** erreicht. Hierbei ist zu bemerken, daß ceteris paribus die inneren Organe am meisten abgekühlt werden, wenn die Hautgefäße möglichst lange erweitert gehalten werden, wodurch sie dem Innern des Körpers immer wieder die relativ größte Menge abgekühlten Blutes zuführen. Es geschieht dies am besten durch vorhergegangene feuchte Einpackungen (s. unten) bis zur Erwärmung der Peripherie und Frottiren der Haut während des Bades, sowie durch innere Darreichung von Spirituosen kurz vor dem Bade. Die letzten beiden Maßregeln verhüten aus genanntem Grunde auch den frühzeitigen Eintritt des Frostes im kalten Bade (der ja bekanntlich durch Blutleere der die Hautnerven umgebenden Gefäße hervorgerufen wird).

Die Temperatur des Körpers wird in zweiter Linie vermindert durch **Beschränkung der Wärmeproduction**, welche nach einigen Autoren durch längere und öftere Anwendung nicht zu niederer Wärmegrade beim Baden und dauernde locale Application auf Kopf und Brust (durch Wirkung auf die Centren der Wärmebildung) erreicht wird.

Temperaturerhöhung des Körpers erreicht man nicht nur durch Beschränkung der Wärmeabgabe vermöge schützender Hüllen, durch directe Zuführung von Wärme in warmen und heißen Bädern, sondern auch durch kurze energische Wärmeentziehungen der ganzen Peripherie, welche die Centren der Wärmebildung zu erhöhter Thätigkeit anregen. Uebrigens sind gerade die letzteren Punkte zur Zeit noch lebhaften Discussionen von seiten der Forscher unterworfen und müssen weitere Experimente erst mehr Licht in die Sache bringen. Es ist auch begreiflich, daß bei Beachtung so vieler und verschiedener Cautelen nicht nur streng individualisirt, sondern auch bei jedem einzelnen Falle experimentirt werden muß, wenn man in der Therapie etwas Ersprießliches leisten will. Auch lehrt es sich von selbst, daß man die Directive so eingreifender therapeutischer Maßregeln nur in der Cur erfahrenen Aerzten, unter allen Umständen aber nicht Laien anvertrauen soll. An die **Wärmeregulation** schließt sich die Wirkung der Kaltwassercur auf den **Stoffwechsel** und die **Ernährung** an, welche beiden Factoren bekanntlich auf das engste mit der Wärmebildung verknüpft sind. Es ist leicht ersichtlich, daß man durch die erhöhte oder verminderte Wärmebildung beide Functionen vermehren und vermindern kann. Modificirt wird die Wirkung der Temperaturen von der Peripherie aus durch die Art der Application. Ein Bassin- (Voll- oder Wellen-)bad wird mächtiger auf die Erwärmung oder Abkühlung des Körpers wirken als die Application des Wassers mit Hülfe von nassen Tüchern. Noch intensiver wird der Einfluß der Temperatur sein bei stets wechselnder Wassermenge (als Douche, Wellenbad, Flußbad, Uebergießung, fließendes Sitzbad). Daß außerdem auch die Lufttemperatur des Baderaumes in Hinsicht auf Erwärmung und Abkühlung von hohem Belang ist, versteht sich von selbst. Ferner pflegt Wasser ohne Bewegung (Vollbad, Wannenbad, Sitzbad ohne Zufluß) beruhigend, rasch fließendes, noch mehr aber herabstürzendes Wasser (sprudelndes Sitzbad, Uebergießung, Flußbad, Wellenbad, Douche) erregend auf die Nerven zu wirken. Kräftiger

noch wird auf die Erregung das Frottiren der Haut während der Badeform (Halbbad, Abreibung) und nach derselben wirken.

Noch sei bemerkt, daß relativ hohe und niedrige Temperaturen ertragen werden, ohne die Nerven aufzuregen, wenn man die Procedur mit lauem Wasser beginnt und allmählich durch langsamen Zufluß different temperirten Wassers seine Temperatur erhöht oder erniedrigt. Es wird durch dieses Einschleichen einer höheren oder niederen Temperatur (ganz ähnlich wie beim Einschleichen des galvanischen Stromes durch den Rheostaten) der Nervenreiz vermieden. Im Gegentheil wird der stärkste Nervenreiz ausgelöst durch den raschen Wechsel differenter Temperaturen, und zwar ist der Nervenreiz um so mächtiger, je rascher der Wechsel und je größer der Unterschied zwischen den wechselnden Temperaturen ist.

Das Einhüllen des Körpers in trockene Tücher wird die Temperatur desselben steigern, dieselbe Procedur mit feuchten, warmen und heißen Tüchern wird dasselbe bewirken und dabei das Nervensystem mächtiger erregen, während die Einpackung in feuchte mehr oder weniger kalte Tücher zuerst die Hautnerven reizt, ihre Blutgefäße contrahirt, die Hauttemperatur und infolge davon die Temperatur des ganzen Körpers herabsetzt, bei nachfolgender Erwärmung hingegen unter Erweiterung der Blutgefäße der Haut durch Anhäufung des Blutes auf der Peripherie die inneren Organe entlasten wird.

Es ergeben sich hieraus folgende Applicationsweisen oder Badeformen, die je nach Bedürfniß von der verschiedensten Temperatur und Zeitdauer verabreicht und auf das mannichfaltigste combinirt werden, so zwar, daß nicht nur an Einem Tage, den Indicationen entsprechend, verschiedene Badeformen verabreicht werden, sondern auch einzelne Applicationsweisen unmittelbar hintereinander vorgenommen werden können.

Die Wirkungsweise der einzelnen Proceduren wird man sich nach den vorausgegangenen Bemerkungen unter besonderer Berücksichtigung der über die Temperaturwirkungen und der jetzt folgenden Beschreibung derselben durch einiges Nachdenken selbst combiniren können, dabei aber immer bedenken müssen, daß einen Hauptfactor bei der ganzen Curmethode die Individualität des zu Behandelnden bildet.

Noch sei gleich im voraus bemerkt, daß fast keine einzige Badeform in allen dem Körper erträglichen Temperaturen verabreicht wird, eine Folge der mit ihnen in Hinsicht auf bequeme Application, Billigkeit und Wirkung auf die verschiedenen Organismen gemachten Erfahrungen.

Wir unterscheiden a) allgemeine und b) locale Applicationsweisen.

a) Allgemeine Applicationsweisen.

1) Das Halbbad. Man füllt eine gewöhnliche Badewanne 6—8 Zoll hoch mit Wasser, setzt oder legt den Kranken hinein und überschüttet ihm die außer dem Wasser befindlichen Theile mit dem Badewasser, während die im Wasser befindlichen kräftig gerieben werden. Dauer des Bades 2—15 Minuten; Wassertemperatur 10° bis 28° R. (12°—35° C.). Die Uebergießungen werden unter Umständen kälter als das Bad gemacht, bis 5° R. (6° C.) herab. Vor dem Bade und während desselben ist unter Umständen der Kopf und das Herz mit kalten Compressen zu bedecken.

2) Das (kalte) Vollbad wird in einem geräumigen Wasserbehälter (von 10 und mehr Kubikmeter Inhalt) vorgenommen. Der Kranke steigt entweder sofort in das 6°—12° R. (8°—15° C.) warme Bad hinein oder verweilt erst 1—2 Minuten in einem Halbbad von 16°—20° R. (20°—25° C.); Badedauer ½ bis 1 Minute. Nachher vor dem Abtrocknen eventuell wieder Rückkehr in das Halbbad auf 1—2 Minuten.

3) Das Wannenbad. Eine gewöhnliche Wanne wird so weit mit Wasser gefüllt, daß der Kranke bis an die Brustwarzen darinsitzt. Schutz des Kopfes durch eine kalte Compresse ist unter Umständen angezeigt. Ruhige Haltung im Wasser von 10°—30° R. (12°—37° C.), das nicht bewegt werden darf, in einer Zeitdauer von 2 Minuten bis mehreren Stunden ist das Charakteristische dieser Badeform. Eine besondere Art sind die abkühlenden Wannenbäder, in denen die Temperatur allmählich durch Zufluß des kälteren und Abfluß des wärmeren Wassers von höheren auf niedere Temperaturen gebracht wird.

4) Die Fallbäder oder Douchen bestehen in Vorrichtungen, durch welche Wassermengen in der Höhe von mindestens 3 Meter oder mit entsprechendem Drucke auf den ganzen Körper oder einzelne Theile applicirt werden.

Man unterscheidet: Regendouchen, welche das Wasser durch Gießkannenbrausen entsenden, Strahldouchen, welche dasselbe durch eine kleine Oeffnung, Falldouchen, welche es durch eine große Oeffnung (ursprünglich aus einer Rinne) ausfließen lassen, Glocken-, Zirkel-, Kapellendouchen, welche verschiedene Körpertheile von verschiedenen Seiten auf einmal einer Menge Wasserstrahlen aussetzen u. a.

Jede Temperatur, die fließendes Wasser hat, wird dabei verwandt, sogar das Wasser in Dampfform. Zeit der Anwendung 10 Secunden bis 5 Minuten.

5) Die Abwaschung wird vorgenommen entweder vom Kranken selbst oder einem Diener mit den ins Wasser getauchten Händen oder mit einem Schwamme oder Handtuch, sodaß Theil für Theil entblößt und nachher abgetrocknet wird. Der Kranke kann dabei im Bette bleiben. Temperatur 8°—28° R. (10°—35° C.).

6) Die Abreibung. Ein in Wasser getauchtes, mehr oder weniger ausgerungenes Betttuch wird um den Kranken geschlagen (der dabei im Bette liegen, auf einem Schemel sitzen oder stehen kann, je nachdem es die Umstände erfordern) und dessen Körper im Tuche so lange gerieben, bis dasselbe warm ist und hierauf der Kranke abgetrocknet. Durch ein- und mehrmaliges Uebergießen mit Wasser im nassen Leintuche kann der Patient wiederholt abgekühlt und wieder warm gerieben werden. Unter Umständen ist es zu empfehlen, im allgemeinen aber zu verbieten, daß der Kranke mitreibt. Temperatur 8°—28° R. (10°—35° C.)

7) Das Lakenbad wird ebenfalls in einem nassen Betttuche mit denselben Maßnahmen wie die Abreibung vorgenommen. Nur wird das den Körper bedeckende nasse Tuch nicht gerieben, sondern nur leise angedruckt oder durch Klopfen mit der flachen Hand der Haut möglichst eng angeschmiegt (weshalb man die Lakenbäder auch Abklatschungen nennt). Uebergießen von Wasser und nochmaliges, eventuell mehrmaliges Erwärmen durch Andrücken wird bei dieser Badeform noch öfter vorgenommen als bei den Abreibungen. Sie dauert 3 bis 15 Minuten und wird wie die Abreibung mit 8° bis 28° R. (10°—35° C.) Wasser vorgenommen.

8) Die Uebergießung nimmt man gewöhnlich in der trockenen Wanne vor (über andere Uebergießungen s. Nr. 1, 6 und 7). Man bedient sich dazu der gewöhnlichen Kuheneimer, deren meist 3 genügen. Bei großer Empfindlichkeit des Patienten soll die Temperatur des ersten Eimers lauwarm, des zweiten kühl und erst des dritten kalt sein, wenn man überhaupt zu niedrigeren Temperaturen greifen will; 5—26° R. (6°—32° C.) werden angewandt.

9) Feuchte Einpackung. Man breitet auf ein Bett eine wollene Decke und auf diese ein mehr oder weniger ausgerungenes Leintuch aus, das man vorher in Wasser von 6° bis 26° R. (8°—32° C.) eingeweicht hatte. Auf dieses legt man den Kranken und hüllt zunächst seinen ganzen Körper bis an den Hals regelrecht in dasselbe ein, sodann schlägt man die Decke je nach dem Zweck langsamerer oder rascherer Erwärmung lockerer oder fester um das Ganze und legt unter Umständen noch ein oder mehrere Federbetten auf. Man läßt den Kranken in dieser Einpackung entweder bis zum Warmwerden des Leintuches (etwa ¼ Stunde) oder bis zu einer Stunde und länger, liegen. Nach der Auspackung wird er entweder sofort in ein frisches feuchtes Leintuch gepackt oder einfach abgetrocknet oder mit den Proceduren 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7 und 8 bedacht.

Die Fluß- und Wellenbäder gehören nicht unbedingt in den hydrotherapeutischen Apparat, werden auch mehr von Gesunden als von Kranken gebraucht, sind aber selbstverständlich als vorzügliche Heilagentien bei verschiedenen Krankheiten zu benutzen und können sehr gut mit den Applicationen der Wassercur combinirt werden.

Den Uebergang von den allgemeinen zu den localen Bädern machen die sogenannten Sitzbäder. Der Kranke setzt sich mit entblößtem Gesäß, Schenkeln und Kreuz, sonst angekleidet, in eine sogenannte Sitzwanne, unter Umständen wird der Kopf gekühlt. Die Sitzbäder werden mit ruhigem und zufließendem warmen oder kalten Wasser genommen, haben Temperaturen von 6°—30° R. (7°—37° C.) und eine Dauer von 1—60 Minuten und länger. Von localen Bädern und Applicationsweisen sind hier noch zu erwähnen: das Hinterhauptsbad, Elnbogen- und Handbad, Fußbad (bewegtes und ruhiges), Umschläge (und zwar abkühlende, beruhigende, erregende und ableitende) an den verschiedensten Stellen des Körpers, Kühlblasen und Kühlsonden, Klystiere und Einspritzungen, endlich locale Douchen (die verschiedenen Arten s. Nr. 4).

Als passendes Vorbereitungsmittel zu den meisten der genannten Badeformen dient die trockene Einpackung in eine wollene Decke, auf die man gewöhnlich noch ein oder mehrere Federbetten legt und in welcher der Kranke bis zum Warmwerden (gegen ½ Stunde) oder 2—3 Stunden liegen bleibt.

Auch die feuchten Einpackungen werden in jeder Dauer und Temperatur den andern Badeformen vorausgeschickt. Bei den Einpackungen darf man nie versäumen, den Kopf und unter Umständen auch das Herz durch kalte Compressen, Eisblasen oder Kühlblasen vor Blutandrang zu sichern.

Weitere Combinationen mit Dampfbädern und irisch-römischen Bädern statt der Einpackungen werden je nach den Einrichtungen in verschiedenen Anstalten und auch am Krankenbett mit mehr oder weniger Erfolg vorgenommen.

Unmittelbar nach dem Bade dienen zur Erwärmung, Schweißerregung und Beförderung der Reaction: wiederholte Einpackungen in trockene oder nasse Tücher oder angestrengte Muskelbewegung in Form von Spaziergängen und Gymnastik.

Ein nicht zu unterschätzendes Hülfsmittel erwächst der äußeren Anwendung des Wassers in dessen innerlichem Gebrauche, durch welchen, je nach Temperatur und Menge des eingeführten Wassers, die Pulsfrequenz vermehrt und vermindert, auf die Zahl und Tiefe der Athemzüge gewirkt, die Temperatur erniedrigt wird, und zwar in erster Linie die des Magens (verhältnißmäßig rasch und auf lange Zeit); vom Magen aus werden die anliegenden Organe des Unterleibes, besonders der Darm und die Lymphgefäße und Venen, und von hier aus der ganze Körper abgekühlt. Ferner kann man durch methodisches Wassertrinken den Blutdruck erhöhen, die Resorptionsfähigkeit anregen, die Diurese befördern, ebenso aber auch die Anbildung steigern, die Peristaltik der Därme anregen und retardiren.

Die Diät bei der Wassercur war ursprünglich eine stereotype, „naturgemäße", bestehend im Genuß von Milch in allen Formen als Getränk (außer dem selbstverständlichen, geregelten, meist vermehrten Wassergenuß), in der Enthaltung von allen Reiz- und Genußmitteln, vor allem von Spirituosen, von allen sogenannten „künstlichen Säuren" (Früchte aller Art mit ihrer natürlichen Säure gehörten nicht dahin) und einer Vorliebe für vegetabilische Kost, sowie möglichst einfacher und roher Beschaffenheit der Speisen. Die meisten Hydrotherapeuten der Neuzeit passen ihre diätetischen Vorschriften jedoch der Individualität des jeweiligen Falles an.

Ziehen wir das Resultat dessen, was wir über unsere Curmethode des längeren auseinandergesetzt, so haben wir in dem Wasser eins der wirksamsten Heilmittel, welches wie kein anderes den Namen eines universellen verdient. Daß die unzähligen Combinationen des Wasserheilverfahrens jedem Krankheitsfalle und den verschiedensten äußeren Verhältnissen angepaßt, daß jede

Art von Krankheit rationell auf Grund dieses Verfahrens behandelt werden kann, ist wol aus unserer ganzen Auseinandersetzung zu ersehen. Um so auffallender ist es, daß man in den Kliniken unserer Universitäten diesem beachtenswerthen Mittel bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Es mag dies seinen Grund haben in der Schwierigkeit einer präcisen technischen Anwendung, indem dazu, wie schon erwähnt, durchaus zuverlässige Wärter und beständige ärztliche Controle erforderlich sind, welche beiden Vortheile jedoch in klinischen Anstalten leichter zu erreichen sind als in der Privatpraxis. Unter den acuten Krankheiten, welche sämmtlich mit auffallend günstigen Resultaten durch die Kaltwassercur behandelt werden können, wird eigentlich nur der Typhus und hin und wieder von einzelnen Klinikern die Lungenentzündung dieser Behandlung unterworfen. Die acuten Exantheme, die sich ganz besonders zur Wasserbehandlung eignen, sind bisher in den Kliniken (einzelne Versuche von Hebra ausgenommen) nach unserer Methode noch nicht behandelt worden. Chronische Kranke schickt man lieber in die Wasserheilanstalten, Etablissements, wo sie als Pensionäre in angenehmer Geselligkeit, guter Luft und schöner Umgebung mit passender Nahrung und unter beständiger Aufsicht des Arztes die Curmittel genießen. Häufig combinirt man in diesen Anstalten die Kaltwassercur mit dem Gebrauch von Kiefernadelbädern, Elektricität, Heilgymnastik und Massage, sowie mit Anwendung künstlich verdichteter und verdünnter Luft.

Als gute Wasserheilanstalten (die bewährtesten sind gesperrt gedruckt), welche für uns Deutsche wichtig sind, nennen wir:

1) In der norddeutschen Ebene: **Eckerberg** bei Stettin, Feldberg bei Blankensee, Stuer in Mecklenburg, Sophienbad in Reinbeck bei Hamburg, Arendsee in der Altmark, Cleve an der holländischen Grenze.

2) Am Rhein und in Südwestdeutschland: Godesberg bei Bonn, Laubbach bei Coblenz, Marienberg und Mühlbad bei Boppard, Dietenmühle und Nerothal in Wiesbaden, Johannisberg am Rhein, Nassau an der Lahn, Hofheim und Königstein am Taunus, Michelstadt bei Erbach, Beurig bei Saarburg, Gleisweiler bei Landau, Herrenalp und Teinach am Schwarzwald.

3) In Mitteldeutschland: Lauterberg am Harz, Wolfsanger bei Cassel, Liebenstein, Elgersburg, Ilmenau und Sonneberg in Thüringen, Kissingen, Alexandersbad bei Wunsiedel, Königsbrunn und Schweizermühle in der Sächsischen Schweiz, Kreischa bei Dresden.

4) In Oesterreich und Baiern: Eichwald bei Teplitz, Wartenberg bei Turnau, Gräfenberg und Zuckmantel in Schlesien, Kaltenleutgeben bei Wien, Fürstenhof bei Rapfenberg, Frohnleiten bei Bruck, St. Radegund und Eggenberg bei Graz, Brunnthal bei München.

5) In der Schweiz: Mammern bei Constanz, Brestenberg bei Wildegg, Buchenthal im Canton St.-Gallen, Albisbrunn bei Zürich, Schönbrunn bei Zug, Schöneck am Vierwaldstätter See, Rigi-Kaltbad, Divonne und Champel fur Arve bei Genf, La Salute am Lago Maggiore.

Vorzugsweise zur Behandlung in solchen Anstalten eignen sich folgende Krankheiten: Hautschwäche (Hautnervenschwäche), Kopfdruck, Melancholie, Hypochondrie, Hysterie und beginnende Geisteskrankheiten. Auch die Psychiatrie ignorirt unsere Curmethode fast vollständig, nachdem sie von einer planlosen und schädlichen Anwendung kalter Kopfdouchen glücklicherweise abgekommen ist. Und doch gibt es neben der psychischen Behandlung (die sich zwar von selbst versteht, aber leider oft genug im Stiche läßt) kein rationelleres und deshalb wirksameres Mittel gegen Psychosen (zumal in den Anfangsstadien) als vernünftige und discrete Anwendung des Wassers.

Zu den Krankheiten, in denen Wassercuren neben andern Mitteln angewandt werden, gehören auch noch: Syphilis (neben der üblichen Behandlung mit den specifischen Mitteln oder wechselsweise mit derselben), Arzneisiechthum, chronische Alkohol- und Nicotinintoxication, Blutarmuth (verbunden mit Eisengebrauch, aber auch von besonderem Werthe in solchen Fällen, wo Eisen nicht ertragen wird), Rheumatismus, Gicht, Neuralgien und Neurosen der verschiedensten Art und in den verschiedensten Organen, Krämpfe, Rückenmarkslähmungen — in erster Linie Tabes dorsualis (unter Umständen mit elektrischer Behandlung combinirt), organische Gehirnkrankheiten, chronische Lungenleiden, besonders Lungenschwindsucht, welche nach Brehmer's Methode neben passender Luft, Diät und Athemgymnastik durch kalte Abreibungen und Douchen behandelt wird (in den Heilanstalten zu Görbersdorf, Falkenstein, Davos u. a.), Krankheiten des Herzens und der Circulationsorgane, Skrophulose und Lymphdrüsenerkrankungen, Magen- und Darmkatarrh, Hämorrhoiden und Verstopfung, Krankheiten der großen Unterleibsdrüsen, der Beckenorgane (männlichen und weiblichen Genitalien) und endlich verschiedene Hautkrankheiten. Selbst mit an sich unheilbaren Uebeln, wie Herzklappenfehlern, Krebsleiden u. a. Behaftete werden mit Wassercuren insofern glücklich behandelt, als ihnen dadurch ihr Leiden erträglicher gemacht werden kann.

Eine ausführliche Zusammenstellung der einschlägigen sehr reichhaltigen Literatur findet sich mit seltener Vollständigkeit in Winternitz, Hydrotherapie (in v. Ziemßen, Handbuch der allgemeinen Therapie, Bd. 2, Thl. 3, Leipzig 1881). Für das eingehende Studium der Hydrotherapie bilden die classischen Werke von Winternitz die Grundlage. Als zur allgemeinen Belehrung besonders empfehlenswerth sind zu nennen:

1) Schriften von Aerzten: C. F. W. Richter, Versuch zur wissenschaftlichen Begründung der Wassercur. — Petri, Kaltwasserheilmethode. — Derſ., Wissenschaftliche Begründung der Wasserheilkunde u. a. — Runge, Die Wasserkur. — Das Verhalten bei den Wasserkuren.

2) Schriften von Nichtärzten: Munde, Hy-

protherapie für Nichtärzte. — „Der Wasserfreund", Zeitschrift. — Rauße, Anleitung zur Ausübung der Wasserheilkunde. (*Emil Pfeiffer.*)

KALUGA, eins der centralen Gouvernements des europäischen Rußlands, welches auf 30,923 □Kilom. 1,015,728 Einwohner zählt, ist von den Gouvernements Moskau, Tula und Orel umgeben und befindet sich durch große Handels- und Gewerbthätigkeit in hohem Wohlstande. Man zählt hier 310 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von über 5 Mill. Rubel. Besonders ragen hervor die Erzeugnisse der Glashütten, Eisenhammer, Woll-, Baumwoll- und Leinwandmanufacturen, der Tuchfabriken und der großen Branntweinbrennereien. Kaluga ist eins der wohlhabendsten Gouvernements Rußlands; der Hauptstrom ist die Oka, die das Gouvernement in einer Länge von 280 Kilom. durchströmt und einen ergiebigen Fischfang gewährt. Von den Zuflüssen der Oka sind die bedeutendsten: die schiffbare Ugra, die Shwedra, Upa, Tarusa und Protwa; zum Stromgebiet der Desna gehören die Flüsse Bolwa, Snopot und Lompad. Seen gibt es nur wenige und sehr kleine; Sümpfe vorzugsweise in dem Shwedrinskischen und Mosalskischen Kreise. Die Wälder, etwa 25 Proc. des Areals, finden sich hauptsächlich im südwestlichen Theile des Gouvernements und sind reich an Wildpret. Vorherrschend sind in ihnen die Tanne und die Fichte. Die kalugaischen Nachtigallen sind weithin berühmt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt $+3{,}8°$ R., die mittlere Temperatur des Winters $-5{,}8°$ R., des Frühlings $+2{,}5°$, des Sommers $+12{,}9°$, des Herbstes $+3{,}6°$.

Die Landbewohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Hanfbau, dessen jährlicher Ertrag sich auf circa 400,000 Pud beläuft. Weniger ergiebig ist der Getreidebau, einerseits wegen der geringen Fruchtbarkeit des Bodens, andererseits wegen der mangelhaften Bearbeitung der Felder, sodaß der Binnenbedarf durch Getreideeinfuhr aus den benachbarten Gouvernements Orel, Kursk und Tula gedeckt werden muß. Auch die Viehzucht steht noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung, was seinen Grund in dem Mangel von guten Wiesen hat.

Das Gouvernement wird in 11 Kreise eingetheilt, und zwar: Kaluga, Peremyschl, Koselsk, Shwedra, Malojaroslawetz, Borotnosk, Lichwin, Metschowsk, Mosalsk, Medyn und Tarusa. Früher war Kaluga eine Provinz des Großfürstenthums Moskau, bis es von Katharina II. zu einem besonderen Gouvernement erhoben wurde.

Die Hauptstadt Kaluga, am Einflusse der Jatschenka in die Oka und an der Bahnlinie Wjäsma-Rjaschk, zählt 38,608 Einwohner, die besonders lebhafte Oel-, Borsten-, Leder- und Segeltuchfabrikation, sowie einträglichen Handel mit Oel, Obst, Getreide, Gemüse, Pfefferkuchen und Honig betreiben. An der schiffbaren Oka gelegen, im Centrum der Handelsstraßen zwischen Brjansk, Orel, Bolchow und den ukrainischen Städten einerseits, sowie Moskau, Serpuchow und Bjely andererseits, hat Kaluga die Bedeutung eines wichtigen Handelsplatzes. Im Hafen von Kaluga werden jährlich Waaren im Werthe von 381,000 Rub. eingeladen und für 1,450,000 Rub. ausgeladen. Die Stadt ist der Sitz eines Civil-Gouvernements und eines griechischen Bischofs, hat 31 Kirchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster, ein Priesterseminar, ein Gymnasium, ein adeliges Pensionat, drei Hospitäler, 800 Kaufläden, eine öffentliche Bank, ein Gefängniß, eine Kreis- und vier Pfarrschulen, eine 1849 gegründete landwirthschaftliche Gesellschaft, vier Wohlthätigkeitsanstalten, 53 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 700,000 Rub. Die bedeutendsten darunter sind 12 Lederfabriken, 4 Borstenfabriken, 1 Baumwollweberei, 6 Wachsbleichereien, 15 Oelmühlen, 6 Kachelfabriken u. s. w. Auch befinden sich hier ein großer Artilleriepark und bedeutende Pulvermagazine.

Kaluga, dessen Name in den historischen Documenten zum ersten mal im J. 1389 erwähnt wird, in welchem Dimitri Donskoi es seinem Sohne Andreas vermachte, war ehedem häufigen Ueberfällen der Litauer, Polen und Tataren ausgesetzt; 1512 hatte es den letzten Angriff der krimschen Tataren zu bestehen. Die Stadt war Sitz des zweiten, falschen Demetrius, der hier 1610 ermordet wurde, und seit 1859 der Aufenthaltsort des berüchtigten Tscherkessenhäuptlings Schamyl. (*A. v. Wald.*)

KALUSCHIN, Kałuszyn, Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Warschau, an dem Flüßchen Witowka, 1234 Kilom. von Petersburg. Die Stadt hat eine hölzerne katholische Kirche, eine Elementarschule, eine Synagoge, zwei jüdische Gebetschulen, eine Seifensiederei und Talglichtfabrik, zwei Essigbrauereien, eine Gerberei. Die Einwohnerzahl beträgt 7435, von denen 6380 Juden. Die jüdischen Einwohner treiben Kleinhandel, die christlichen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Schuhmacherhandwerk und mit der Töpferei. Die 6 Jahrmärkte am 11. Jan., 1. März, 12. April, 30. Aug., 25. Oct. und 20. Nov. (a. St.) sind ganz unbedeutend und werden nur von Kaufleuten aus der Umgegend frequentirt. (*A. v. Wald.*)

KAŁUSZ, eine Stadt im östlichen Galizien, 42° 2′ östlich von Ferro 49° 1′ nördlicher Breite, in einer Meereshöhe von 318 m am linken Ufer der Lomnica gelegen. Sie zählt 7210 Einwohner, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes, eines Steueramts, eines k. k. Salzverschleißamts, der k. k. Forst- und Domänenverwaltung und eines k. k. Finanzwach-Commissariats. Kałusz gehört zum Sprengel des Kreisgerichts Sambor und des Oberlandsgerichts Lemberg. Nordöstlich von der Stadt erhebt sich das salzreiche Kopan-Gebirge, im Süden liegt der Bahnhof der Erzherzog-Albrecht-Bahn. Kałusz besitzt eine Saline. Die Salzsiederei daselbst war wie die übrigen ruthenischen Südsalinen und wie die Salinen in Wieliczka und Bochnia einst Eigenthum der polnischen Könige und an Privatpersonen verpachtet. Nachdem Galizien an Oesterreich gefallen war, wurde die Saline in Kałusz in das Staatseigenthum übernommen. Der Bau der Saline hat eine Tiefe von etwa 113 m. Durch diesen Bau ist die Salzlagerstätte in ihrer ganzen Mächtigkeit vollständig aufgeschlossen. Dieselbe ist hier bei 129 m mächtig und

ſtreicht von Nordweſt gegen Südoſt. Meiſt bildet das Salz ſehr ſchmale, ſelten 0,7 m mächtige Lager, die mit dem Thone wechſellagern. Innerhalb der Salzlagerſtätte, etwa 40 Meter vom Hangenden derſelben entfernt, beginnen zuerſt ſporadiſch unregelmäßig geformte Stücke von einem meiſt röthlich gefärbten grob kryſtalliniſchen Salze aufzutreten, das ſich als reiner Sylvin, Chlorkalium erweiſt. Die Stücke mehren ſich raſch, aus den einzelnen derſelben werden eingelagerte ſchmale Streifen, die endlich zu größeren linſenförmigen Einlagerungen von oft mehreren Metern Länge und etwa gegen 0,47 Meter Dicke ſich geſtalten. Die kałuszer Saline wurde daher im J. 1870 eingeſtellt und von einer Geſellſchaft zum Betriebe des Kalibergbaues pachtweiſe übernommen, welche bereits in demſelben Jahre reichlich producirte. (Vgl. F. Fötterle, die Chlorkalium- (Sylvin-) Ablagerung zu Kałusz, in der Oeſterreichiſchen Zeitſchrift für Berg- und Hüttenweſen, red. von Hingenau, Jahrg. XVI, 1868, Seite 235—23. (*Ferd. Grassauer.*)

KALVÖRDE (Calvörde), Marktflecken des braunſchweigiſchen Kreiſes Helmſtedt in einer Enclave im preußiſchen Regierungsbezirk Magdeburg, an der Ohre und am Drömling, 6 Kilometer von der Eiſenbahnſtation Flechtingen an der Strecke Magdeburg-Oebisfelde der Magdeburg-Halberſtädter Bahn; hat Chauſſeeverbindung mit Gardelegen, Neuhaldensleben und Helmſtedt. Es zählte im J. 1880 2046 Bewohner (gegen 2184 im J. 1875), darunter 2031 Proteſtanten, 10 Katholiken und 5 Juden; es hat Amtsgericht, Spiritusbrennerei mit 5 Arbeitern, Kartoffelſtärkefabrik mit 30 Arbeitern, Torfgräbereien, Tabacksbau auf 450 Morgen, Hopfenbau auf 80 Morgen, betreibt Getreide- und Kartoffelhandel und hält 5 Vieh- und 4 Krammärkte ab.

Der Ort Kalvörde führt ſich auf eine Burg zurück, die zum Schutz der bereits im 12. Jahrh. den ſumpfigen Drömling auf einem gepflaſterten Damm überſchreitenden Leipzig-Lüneburger Frachtſtraße erbaut war. Die Sage ſchreibt die Gründung dieſer Burg Karl dem Großen (Caroli furtum) zu, oder einem wendiſchen Häuptling Kale. Der Biſchof von Magdeburg belagerte die Burg zur Zeit Heinrich's des Löwen lange vergeblich. Nach dem Sturze Heinrich's des Löwen war Kalvörde bis ins 14. Jahrh. Eigenthum der Markgrafen von Brandenburg, kam aber ſpäter in den Beſitz der Herzoge von Braunſchweig. Im Dreißigjährigen Kriege gingen im Amtsbezirk 17 Dörfer ein, deren Bewohner, ſoweit ſie noch lebten, ſich in Kalvörde niederließen. Im J. 1701 und nachmals 1710 brannte der größte Theil des Orts ab. 1800—1814 war Kalvörde Cantonshauptort des Königreichs Weſtfalen. Im J. 1830 wurde die herzogliche Domäne dem Orte zugewieſen, wodurch ſich die Verhältniſſe der bis dahin armen Bewohner weſentlich beſſerten.

(*A. Schroot.*)

KALWARYA, Kreis und Kreisſtadt im ſuwalkiſchen Gouvernement des europäiſchen Rußlands. Der **Kreis K.** iſt der fruchtbarſte des ganzen Gouvernements, 45 □Meilen groß, hat circa 62,000 Einwohner und iſt ein faſt überall ganz flaches, treffliches Kornland, welches das 10. bis 12. Korn gibt. Vorzüglich ergiebig iſt die Gegend von Wilkowiszki. Außer dem großen buchtaſchen Forſt gibt es aber nur wenig Wald. Der Kreis wird im Oſten durch den Niemen, in der Mitte von der Scheſchuppe durchſtrömt. — Die **Kreisſtadt Kalwarya**, 885 Kilom. von Petersburg, liegt an der Scheſchuppe in einer fruchtbaren Gegend, allein wegen des Sumpfgrundes, worauf ſie liegt, fehlt es ihr an gutem Trinkwaſſer und die ungepflaſterten Straßen ſind kothig. Die Stadt hat 10,362 Einwohner, wovon mehr als die Hälfte Juden, die einen lebhaften Getreidehandel mit Preußen treiben. Es befinden ſich hier 4 chriſtliche Kirchen, 1 Juden-Synagoge, 1 Kreisſchule und 2 Elementarſchulen. (*A. v. Wald.*)

Kalwitz, ſ. Calvisius.

KALYDON (*ἡ Καλυδών*), altgriechiſche Stadt im ſüdlichſten Theil der Landſchaft Aetolia, dreißig Stadien (1½ Stunden) oberhalb der Mündung des Fluſſes Euenos auf einigen vom Bergzuge Arakynthos nach dem rechten Ufer des Fluſſes vorſpringenden Hügeln gelegen. Die nach dieſer ihrer Lage in der Ilias mit den Beiwörtern *πετρήεσσα* „die felſige" (B, 640) und *αἰπεινή* „die hochgelegene" (N, 217; Ξ, 116), oder *ἐρατεινή* „die ſchöngelegene" (I, 531; 577) bezeichnete Stadt verdankt ihren Ruhm beſonders der Sage vom **Kalydoniſchen Eber**, welche in der Ilias (I, 529 fg.), jedenfalls nach einem älteren Einzelliede, folgendermaßen erzählt wird: Oineus der König von Kalydon vergaß, während er den übrigen Göttern reiche Opfer darbrachte, der Artemis zu opfern. Erzürnt darüber ſandte die Göttin einen furchtbaren Eber, welcher das Gebiet von Kalydon verwüſtete. Meleagros, der Sohn des Oineus und der Althäa, erlegte das Ungethüm mit Hülfe zahlreicher Jäger, welche aus verſchiedenen Gegenden Griechenlands zur Theilnahme an der Jagd herbeigekommen waren. Die Göttin aber erregte eine blutige Fehde zwiſchen den Aetolern von Kalydon und ihren Nachbarn, den Kureten, um den Kopf und das Fell des erlegten Thieres. Solange nun Meleagros an der Spitze der Aetoler kämpfte, blieben dieſe immer ſiegreich; als aber dieſer, erbittert über einen von ſeiner eigenen Mutter Althäa infolge der Tödtung eines ihrer Brüder ausgeſtoßenen Fluch, ſich vom Kampfe zurückzog, da wandte ſich das Kriegsglück. Die Kureten belagerten die Stadt Kalydon und bedrängten ſie hart. Vergeblich ſuchten die Aelteſten der Stadt durch große Verſprechungen, ſeine nächſten Angehörigen durch flehentliches Bitten den Meleagros zu erneuter Theilnahme am Kampfe zu bewegen; erſt als die Kureten ſchon die Vertheidigungswerke der Stadt erſtiegen hatten und dieſe in Brand zu ſtecken begannen, gab er dem Flehen ſeiner Gattin Kleopatra nach, legte ſeine Waffenrüſtung an und trieb die Feinde zurück. Ueber den Tod des Meleagros gibt die Homeriſche Erzählung nur die Andeutung, daß die Erinys den von ſeiner Mutter gegen ihn ausgeſtoßenen Fluch erhört, d. h. daß er infolge des mütterlichen Fluches den Tod gefunden habe. Nach-Homeriſche Epiker ließen ihn durch Apollon, der den Kureten im Kampfe Beiſtand leiſtete,

getödtet werden. Die verbreitetste Form der Sage aber, welche in der Literatur zuerst von dem Tragiker Phrynichos in seinem Drama „Die Pleuronierinnen" dichterisch behandelt worden ist, war die, daß Althaa, ergrimmt darüber, daß Meleagros im Streite um die Exuvien des erlegten Ebers ihre Brüder erschlagen, durch Verbrennung eines Holzscheites, an welches der Spruch der Moiren bei der Geburt des Knaben dessen Leben geknüpft hatte, den Tod des eigenen Sohnes herbeigeführt habe (*Paus.* X, 31, 3 fg.). Erst der nachhomerischen Sage gehört auch die bedeutende Rolle an, welche Atalante bei der kalydonischen Eberjagd spielt. Vergl. über die Behandlung der Meleagersage in der Poesie und Kunst der Alten R. Kekulé, De fabula Meleagrea, Berlin 1861. — In der historischen Zeit besaß Kalydon ein ausgedehntes und fruchtbares Gebiet (*ἡ Καλυδωνία*), welches sich von Arakynthos im Westen bis zu den Bergen Chalkis und Taphiassos im Osten erstreckte; zu demselben gehörte ein fischreicher See (*Strab.* X, p. 460) und ein Hafen (*Paus.* VII, 21, 5), dessen Stelle sich infolge der durch die Anschwemmung des Flusses Euenos bewirkten Veränderung der Küstenlinie nicht mehr nachweisen läßt. Die Stadt selbst hatte einen Tempel der Artemis Laphria mit einem von den naupaktischen Künstlern Menächmos und Soidas, Schülern des Kanachos von Sikyon und des Kallon von Aegina, gearbeiteten Cultbilde aus Gold und Elfenbein, welches die Göttin als Jägerin darstellte (*Paus.* VII, 18, 8 fg.); in der Nähe der Stadt befand sich auch ein Heiligthum des Apollon Laphrios (*Strab.* X, p. 459). Die Stadt, für deren Bedeutung in älterer Zeit auch die Benennung des äußeren korinthischen Meerbusens als *Καλυδώνιος πορθμός* (*Heliod.* Aethiop. V, 17; *Alciphr.* Ep. I, 18) Zeugniß gibt, verfiel infolge der Gründung der Stadt Nikopolis durch Augustus, für welche sie den größten Theil ihrer Bewohner abgeben mußte; Augustus schenkte dann werthvolle Stücke aus der verödeten Stadt, darunter das Cultbild der Artemis Laphria, den in Paträ in Achaia angesiedelten römischen Colonisten, in deren Besitz sich um den Beginn unserer Zeitrechnung auch der zum kalydonischen Gebiete gehörige fischreiche See befand (*Paus.* VII, 18, 8; *Strab.* X, p. 450 u. p. 460). Heutzutage sind noch ziemlich ausgedehnte Reste der Akropolis und der Ringmauern der alten Stadt mit viereckigen Thürmen und Thoren, sowie Terrassen und Fundamente von Gebäuden innerhalb derselben erhalten, welche von den Umwohnern das Kastron von Kurtaga genannt werden; s. Bazin, Mémoire sur l'Étolie, in den Archives des missions scientifiques, II série, t. I, p. 356 sq. (*C. Bursian.*)

KALYMNO, in der venetianischen Schiffersprache der Levante Calimna, ist eine türkische Insel, welche unfern der Küste von Karien zwischen Leros und Kos liegt. Sie scheint die Haupt-Insel der Homerischen Inselgruppe der Calydnä, welche Leros, Telendos und einige benachbarte Felsmassen umfaßte, gewesen zu sein. Ursprünglich hatte es karische Bewohner, wurde aber später von thessalischen Aeoliern oder Doriern, unter Heraklidischen Führern, colonisirt. Zur Zeit des Trojanischen Krieges war die Insel der Artemisia von Halikarnassos unterworfen, ebenso wie die Nachbarinseln Kos und Nisyros. Jetzt gehört sie zu Rhodos und zahlt einen kleinen Tribut, ordnet aber ihre Angelegenheiten ganz selbständig. Bewohnt wird sie von etwa 7000 Menschen, welche sämmtlich am Hafen oder in der kaum eine Stunde von demselben auf einer Hochfläche gelegenen Stadt wohnen. Dieselben treiben Handel, Schwammfischerei und Ackerbau. Der beste Hafen ist Pothia. Die Insel ist kahles Gebirge, sodaß Ovid's „silvis umbrosa Calymne" nicht mehr auf sie paßt. Sie war im Alterthum ihres Honigs halber berühmt (fecunda melle Calymne, *Ov.*) und erzeugt solchen noch jetzt, außer Feigen, Wein, Oel und Gerste. — Was die alten Städte betrifft, so erwähnt Plinius deren drei oder vier; die bedeutendsten Ruinen haben sich in dem Thale oberhalb des Hafens Linari, an der Westseite der Insel, gefunden, namentlich die einer großen an der Stelle eines alten Apollotempels gebauten Christus-Kirche. Südlich von der jetzigen Stadt liegt eine Argos genannte Ebene, wie auf der Insel Kasos. Der Engländer Newton hat hier Ausgrabungen gemacht. Meist setzt man von Budrum oder Skala-nova nach Kalymno über.

(*A. v. Klöden*).

KALYPSO, *Καλυψώ*, nach Etym. Magn. 141, 7 von *καλύπτω*, von Pape als „Willibirg", die zu bergen Begehrende, von Hermann als „Occulina", von Gerhard (Ges. akad. Abhandl. I, S. 28 fg.) als „Verhüllende, Dunkle", von Suidas und dem Etym. Magn. 486, 24 mit Anschluß an Homer's (Odyss. VII, 245) *δολόεσσα* als „trügerische, listige" gedeutet, war die göttliche Tochter des Atlas (daher *Ἀτλαντίς*, *Apoll. Rhod.* IV, 575; Atlantis *Tibull.* IV, 1, 77; Atlantias, z. B. Priapea LXIII, 23 ed. Luc. Müller), ihm von der Pleione geboren (*Hygin.* Fab. init.). Doch wird sie auch gelegentlich Tochter des Nereus und der Doris (*Apollod.* I, 2, 7; cf. *Eurip.* Kyklops 266, wo Seilenos schwört: *μὰ τὴν Καλυψῶ τὰς τε Νηρέως κόρας*) oder des Okeanos (*Hom.* Hymn. in Cerer. 422; *Hesiod.* Theog. 359 und 1017) oder des Helios (*Tzetzes* ad Lyk. 174 *καθ' ἑτέρους Ἡλίου*), auch Gemahlin des Atlas und von ihm Mutter des Auson (*Steph. Byz.* p. 148 Meineke; *Eustath.* zu Dionys. Perieg. 78) genannt.

Sie bewohnte die Insel Ogygia, die als baumreich (*δενδρήεσσα*, Odyss. I, 51), fruchtbar (fecunda arva *Tibull.* IV, 1. 77), an Obst gesegnet (*Sidon. Apollin.* IX, 59 pomaria divitis Calypso, XI, 67 poma C.), mit allen Reizen der Natur geschmückt (*Dio Chrysost.* II, p. 27) gerühmt wird. Man glaubt gemeiniglich, dieselbe in einem kleinen Eilande beim capo delle colonne in Lucanien wiedergefunden zu haben. Bei den Alten herrscht über Lage und Namen wenig Uebereinstimmung. Häufig wird sie, in Verwechselung mit der Insel der Kirke, Aeäa genannt (*Hyg.* Fab. 125; *Tzetz.* ad Lyk. l. c., *Pomponius Mela* II, 7; deshalb Aeaea puella *Prop.* III, 3. 31). Nach Scylax (Periplus XIII, D) lag sie in Lucanien, nach Plinius (Nat. hist.

III, 10. 15) beim Terinäiſchen Meerbuſen, während andere (*Steph. Byz.* 478, 20. *Apollon. Rhod.* IV, 574) Nymphaia im Adriatiſchen Meer oder (*Kallimachos* bei Strabo 7, 299, cf. 1, 44) Gaudus bei Kreta für Ogygia halten. Der frühere Name der Inſel ſollte Milet geweſen ſein (*Steph. Byz.* 453, 5).

Außer daß Kalypſo auf der Vaſe des Aſſteas in Neapel (Millin, Gal. mythol. pl. CXIV, No. 144; Gerhard, Geſ. Abhandl. I, 76 fg.; Heydemann, Die Vaſenſamml. d. Muſ. zu Neapel, No. 2873, S. 419 fg., wo S. 420 die reiche Literatur) als Hesperide erſcheint, und im Homeriſchen Hymnus an Demeter, V. 423, unter den Gefährtinnen der Kora die *ἰμερόεσσα Καλυψώ* genannt wird, lernen wir ſie nur aus der Rolle kennen, die ſie bei den Irrfahrten des Odyſſeus ſpielt, welcher, nach dem Verluſt aller Genoſſen, und nachdem er zum zweiten mal den Gefahren der Skylla und Charybdis entgangen, am zehnten Tage auf Ogygia landet (ſ. beſonders Odyss. V, 130 sq., VII, 253 sq.) Kalypſo nimmt ihn freundlich auf, aber, von Liebe zu ihm ergriffen, weigert ſie ihm die Heimkehr und hält ihn lange Zeit auf ihrer Inſel feſt (Od. VII, 261 und Anonymus bei Weſtermann, Mythogr. gr. p. 343 sq. acht Jahre; nach *Tzetzes* ad Lyk. 744 ſieben, nach *Ovid.* Pont. IV, 18. 13 ſechs, nach *Serv.* ad Vir. Aen. III, 678 ſechs oder zehn, nach *Hygin.* 125 toto anno); nur widerwillig fügt ſich der Held in der (von Eulen bevölkerten, *Aelian.* Var. Hist. 15, 28) Höhle dem Liebesbunde mit der Göttin (Od. V, 155: *παρ' οὐκ ἐθέλων ἐθελούσῃ*), dem Auſon (*Servius* l. c. III, 171 und *Scymnus* Perieg. 230) oder Nauſithoos und Nauſinoos (*Hesiod.* Theog. 1017 sq.) entſprießen. Aber weder der Geliebten Reize, noch ihre Sorgfalt und Freundlichkeit, noch ihr Verſprechen, ihm die Unſterblichkeit und ewige Jugend zu ſchenken (Od. V, 135 sq.; *Heraclit.* De incredib. 32, *Tzetzes* l. c.) vermögen die Sehnſucht des Odyſſeus nach ſeiner Heimat und nach ſeiner Penelope (*Jamblichus* De Pyth. vita 57) zu bannen (Od. I, 57; V, 87 u. ſonſt), bis endlich Pallas Athene, ſeine ſtete Beſchützerin, ſich ſeiner erbarmend, Zeus an das Verſprechen erinnert, den Dulder ſeine Heimat wiedergewinnen zu laſſen (Od. I, 48; V, 30), worauf jener den Hermes nach Ogygia entſendet (ib. V, 29, 105 fg; *Hygin.* 125), mit dem Befehl an die Göttin, den Odyſſeus zu entlaſſen. Widerwillig und klagend gehorcht ſie dem Befehl, lehrt den Helden ein Floß bauen und entläßt ihn reich beſchenkt (V, 140; VII, 264; *Ausonius* Perioch. Od. V). Die Verlaſſene gibt ſich ſchmerzlicher Klage hin und tödtet ſich nach Hygin (fab. 243) ſelbſt. Doch berichten vereinzelt andere Autoren, Odyſſeus habe über die Liebe der Kalypſo Heimat und Weib vergeſſen (*Philostrat.* Vita Apollon. Tyan. VII, 10; cf. *Cic.* De offic. I, 31, 113), ſodaß ſie weder contempta (*Claudian.* XXIX, 24) noch elusa (*Prop.* III, 21. 13) erſcheint. Lucian (Vera hist. 29. 36) läßt Odyſſeus auch noch in der Unterwelt der Kalypſo gedenken und ihr einen Brief ſchreiben.

Aus einer Komödie des Anaxilas: *Καλυψώ*, hat uns Athenaios (III, 95 B und IV, 171 F) zwei unbedeutende Fragmente überliefert (ſ. Meineke, Com. gr. fragm. I, p. 407).

Die alte bildende Kunſt hat ſich der Kalypſo gegenüber ziemlich ſpröde verhalten. Zwar hat der berühmte Nikias (nach *Plin.* Nat. h. XXXV, 11, 40) die Kalypſo gemalt (fecit et grandes picturas, a quibus sunt Calypso et Io et Andromeda etc.) und zwar, falls die Stelle des Plinius intact iſt, ſogar zweimal, worunter einmal ſitzend (et C. sedens), vermuthlich als Einzelfiguren; auch Dio Caſſius (XLVIII, 50) redet von einem Bilde bei den Campanern, welches Kalypſo oder eine andere „Heroine" darſtelle, auf uns aber ſind ſehr wenige ſichere einſchlagende Bildwerke gekommen. Auf der Aſſteasvaſe (ſ. oben) erſcheint ſie inſchriftlich bezeugt als Hesperide, mit Krug und Schale den Drachen tränkend; auf dem früher auf Venus am Grabe des Adonis gedeuteten Pompeianiſchen Wandgemälde Real Mus. Borb. I. tv. XXXII haben Peterſen (Bullett. d. Inst. di corr. arch. 1861, p. 84) und Michaelis (Archäol. Zeitg., 1867, S. 14) Hermes, den Befehl des Zeus an die Kalypſo ausrichtend, erkennen wollen, ohne Brunn's (ſ. Bull. l. c.) und Helbig's (die Wandgemälde in den vom Veſuv verſchütteten Städten Campaniens, No. 20, S. 8) Beiſtimmung zu erlangen. Dagegen glaube ich die frühere Deutung aufrecht erhalten zu müſſen, die einige geſchnittene Steine und Paſten, auf welchen der durch ſeine Kleidung bezeichnete Odyſſeus traurig ſitzt, während eine hinter ihm ſtehende Frau ihm zuzureden ſcheint, als Odyſſeus und Kalypſo erklärt. Es ſind 1) Carneol alten Stils aus der Sammlung der Frau Mertens-Schaafhauſen, bei Overbeck, Gal. Heroiſch. Bildw., Taf. XXXIII, No. 14; 2) Sarder ſtrengen Stils, aus Panofka's Nachlaß in Gaedechens' Beſitz gekommen; 3) Paſte des Berliner Muſeums, ſ. Tölken, Erklär. Verzeichniß, IV, 388. Der Stuhl, auf welchem Odyſſeus ſitzt und deſſen wegen Overbeck (S. 809) an dieſer Erklärung Anſtoß nimmt und auf Odyſſeus und Penelope deutet, wird wol auf Unkenntniß, Nachläſſigkeit oder Geſchmackloſigkeit des Steinſchneiders zurückzuführen ſein. (*R. Gaedechens.*)

KĀMA oder KĀMADEVA heißt bei den Indern der Gott der Liebe. In der älteſten Zeit erſcheint er nur als der Wunſchgott; ſpäter bildet ſich immer entſchiedener die Vorſtellung eines Gottes der geſchlechtlichen Liebe aus, ſo ſchon im Epos, wo Kāma der Sohn des Dharma heißt, während er nach andern Faſſungen der Sohn des Viſchnu von der Lakſchmi, des Sahiſchnu und der Jaſodhara u. ſ. w. iſt. Auch trägt er viele allegoriſche Namen, wie der Herzgeborene, der Herzerſchütterer u. dgl. Als ſeine Gemahlin wird ſchon im Epos Rati (die Begierde) genannt. Eine Sage, die in der indiſchen Poeſie vielfach begegnet, iſt folgende: Als Kāma einſt den Gott Siva in ſeinen Bußübungen auf dem Himalaja ſtörte, um ihn in Liebe zu der ihm von den Göttern zur Gattin beſtimmten Parvati zu entflammen, ging ein Strahl aus des erzürnten Büßers Auge hervor, der jenen zu Aſche verbrannte. Darum heißt er auch der Körperloſe (Ananga), Siva aber der Feind Kāma's (Kāmari). Die Attribute

des Liebesgottes sind ein Bogen, dessen Sehne aus Bienen besteht, und fünf Blumenpfeile, mit denen er die Herzen der Jünglinge und Jungfrauen zugleich schmerzlich und angenehm durchbohrt; daher Namen wie der Träger des Blumenbogens, der Gott mit den fünf Pfeilen u. dgl. Kama reitet auf einem Papagai und führt einen Fisch in seinem Banner. Sein Begleiter und Freund, dem er einen Theil seiner Macht verdankt, ist Madhu, der Frühling. Einzelne Züge des indischen Liebesgottes sind höchst wahrscheinlich von dem griechischen Eros herübergenommen. (*C. Cappeller.*)

KAMA, von den Tataren Tscholman-Idel oder Ak-Idel, d. h. der Weiße Fluß, von den Wotjaken Budzim-kam, von den Tschuwassen Schoiga-adel, von den Tscheremissen Tscholman-Wiß genannt, der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt unter 58° nördl. Br. im Gouvernement Wjatka am flachen Westabhange des Ural auf einer sumpfigen Waldhöhe unweit des Dorfes Polonika und fließt, schon nach 45 Kilom. Laufs schiffbar, erst 225 Kilom. durch eine Wildniß gegen Norden, dann nach Osten in das Gouvernement Perm, in diesem nach Süden bis zur Stadt Perm, endlich in einem sehr gewundenen Laufe südwestwärts, zum Theil die Grenze zwischen Perm und Wjatka, dann zwischen letzterem und Ufa bildend. Sodann tritt der Strom bei Mamadysch in das Gouvernement Kasan und ergießt in diesem nach einem Laufe von 1710 Kilom. sein weißliches Wasser zwischen der Stadt Kasan (68 Kilom. von Kasan) und den Trümmern der alten Bulgarenresidenz Bolgary in die Wolga, welche er an Breite, Wasserfülle und früh eintretender Schiffbarkeit übertrifft. In ihrem Unterlaufe 2—5 Meter tief ist die Kama weder reißend noch schleichend, hat keine Stromschnellen und ein völlig freies, für den Schiffsverkehr ganz passendes Fahrwasser. Die Breite des Stromes ist unter Solykamsk 50—250 Faden und, wo er durch Inseln getheilt ist, noch größer. Die Zahl der Werfte an den Ufern der Kama ist sehr groß und der durch sie vermittelte Handel aus Sibirien nach Nishnij-Nowgorod und Petersburg sehr bedeutend. Die Fahrzeuge, deren man sich hierbei bedient, sind: Lodjen, große Boote, die bis 100,000 Pud tragen, Barki, die gegen 60,000 Pud tragen, Kolomenki oder Schitiki, mit tiefem Boden, die nur 7—8000 Pud einnehmen; Kajuki, die bis 35,000 Pud führen, und endlich Nasadi, die mit Holz nach Astrachan gehen.

Von der Grenze der Gouvernements Wjatka und Ufa an durchfließt die Kama ein gesegnetes Land und berührt reiche Flecken und Dörfer, sowie eine Menge größerer und kleinerer Städte. Die Kama sammelt alle Gewässer, die vom mittleren Ural nach Westen abfließen. Links nimmt sie unter vielen andern auch die 205 Kilom. lange südliche Keltma aus dem Sumpfe Gumenzo oder Ketschem-uyf-njur auf, der auch zugleich das Quellbecken der nördlichen Keltma bildet, die in die Wytschegda des Dwinagebietes geht und durch den 1836 eröffneten nördlichen Katharinenkanal mit der südlichen Keltma verbunden ist, also eine Schiffahrtsverbindung zwischen dem Kaspischen und Weißen Meere herstellt; ferner die 450 Kilom. lange Wyschera; die 750 Kilom. lange schiffbare Tschussowaja mit einem Wolok (Trageplatz), mittels dessen das Wolga mit dem Obigebiet verknüpft ist; die 1072 Kilom. lange, ebenfalls schiffbare Bjelaja mit der 820 Kilom. langen Ufa. Rechts geht in die Kama die 970 Kilom. lange Wjatka mit zahlreichen Zuflüssen, z. B. Tschepza und Malona.

Die Kama hat meist ziemlich hohe Ufer, die von Perm hinauf meist aus Gips- und Mergelhügeln, unter Perm aber mehr aus Sand- und Thonschichten, dann aus Tuffhügeln bestehen. Sie schwillt im Frühjahr sehr stark an und läßt nach dem Fallen des Wassers immer, besonders zwischen Perm und Solykamsk, viele Inseln zurück, welche zu vortrefflichen Heuschlägen dienen. Ihr Wasser ist gewöhnlich trübe und ihr Bett an vielen Stellen schlammig. Sie ist sehr fischreich, insonderheit aber nährt sie eine Menge schmackhafter Weißfische und Lachse. Durch die Dampfschiffahrt auf der Kama ist der asiatische Handel sehr befördert einerseits nach Moskau und Petersburg, andererseits nach Astrachan. Chinesischer Thee und sibirische Waaren werden dadurch vorzüglich ins Innere Rußlands geschafft und die russischen Waaren, welche in kurzer Zeit von Nishnij-Nowgorod nach Perm geschafft werden, können nun noch in demselben Herbste nach der Messe von Nishnij-Nowgorod, nach Sibirien und von da weiter nach China befördert werden, ohne die Winterwege abzuwarten. Dadurch ist der Tauschhandel mit Kiachta sehr erleichtert und viele Nachtheile des chinesischen Handels beseitigt. (*A. v. Wald.*)

KAMADHENU oder SABALA heißt in der indischen Mythologie eine Wunderkuh, deren Besitz oder Wohlwollen dem Menschen alle Wünsche gewährt. Sie erscheint im Mahabharata als Eigenthum des Brahmanen Dschamadagni; ihr Kalb wird demselben von Ardschuna geraubt. Bekannter ist die Sage von der Wunschkuh des Vasischtha aus dem Ramajana, mit deren Hülfe derselbe den Visvamitra bekämpft. Auch sonst erscheint die Wunschkuh vielfach in den indischen Legenden, so im Raghuvamsa des Kalidasa unter dem Namen Surabhi; ihre Tochter Nandini gewährt daselbst dem bis dahin kinderlos gewesenen König Dilipa einen Sohn. Zu vergleichen ist die Vorstellung von dem ebenfalls alle Wünsche erfüllenden Wunderbaum (Kalpavrikscha) aus Indra's Himmel, von dem sich von selbst füllenden Beutel im Dasakumaratscharita (Weber, Indische Streifen I, 323) und dergleichen. (*C. Cappeller.*)

KAMASCHEN, von dem spanischen camas, Streifen, mit denen Bekleidungsstücke besetzt werden, abgeleitet, Bekleidungsstück von Tuch, Leinwand oder weichem Leder, das als eine Art Ueberstrümpfe zum Schutz der Beinkleider und der Schuhe getragen wird und aus einem Schaft, dem Schuhtheil und Stegen besteht. Der Schaft reicht bis ans Knie und selbst über dasselbe hinauf und ist an der Seite zum Knöpfen eingerichtet, der Schuhtheil legt sich auf den Fuß, die Stege verhindern das Hinaufschieben der Kamasche. Solange von der Infanterie kurze Schuhe getragen wurden, gewährten die Kamaschen Schutz gegen das Eindringen von Staub,

kleinen Steinchen und Regen in dieselben und bewahrten außerdem die unteren Theile der Beinkleider vor starker Beschmuzung bei kothigen Wegen und vor Durchweichung bei Regenwetter. Aus diesen Gründen wurden sie in den meisten Armeen nach dem Dreißigjährigen Kriege eingeführt und während des Spanischen Erbfolgekrieges allgemein; nach Annahme von Schaftstiefeln fiel aber ein Theil dieser Gründe weg, sodaß die Kamaschen ihrer sonstigen Nachtheile wegen (Einschnürung des Beines und Fußes, Aufsaugen von viel Feuchtigkeit und daraus folgende Erschwerung u. s. w.) meist abgeschafft wurden. Da die Kamaschen den Mannschaften durch ihre Reinhaltung, sowie durch ihre Instandhaltung, namentlich der Knopflöcher und der Knöpfe, viel Plage verursachten, so hat sich der Ausdruck **Kamaschendienst** als vulgäre Bezeichnung für einen sich an Kleinigkeiten heftenden, pedantischen Dienstbetrieb beim Militär eingebürgert.

(*v. Löbell.*)

Kamba-Sprache, Sprache der Wakamba in Ostafrika, s. unter Kaffern (sprachlich).

KAMBODSCHA oder **KAMBODIA** ist ein Königreich im südlichen Hinterindien, der Rest eines ehemals viel größeren und mächtigeren Reichs; es grenzt im N. und NW. an Siam, im NO. und O. an das Königreich Annam, im S. an französisch Nieder-Kotschintschin und im W. an den Busen von Siam, sodaß es zwischen 10° 30′ und 13° 30′ nördl. Br. und zwischen 121° 30′ bis 124° östl. L. von F. liegt. Es hat einen Flächeninhalt von 1523 □Meilen oder 83,861 □Kilom., ist also etwa so groß wie Irland, und mißt von NO. nach SO. etwa 110 und in der Breite 50 geogr. Meilen. 1874 wurde die Bewohnerzahl zu 946,000 geschätzt nach officiellen Mittheilungen an Frankreich. Darunter sind 106,764 Chinesen, 25,599 Schams und Malaien, 4452 Annamiten (10,000 ist wol richtiger) und 4628 Wilde (Kuïs, Penongs und Stiengs). — Der alte Name, richtig lautend **Kamputschea**, heißt Stamm der Kham; die Eingeborenen nennen ihr Land und ihre Sprache Srok- oder Myan-Khmer; die Siamesen sagen Kammên, die Annamiten Kao-mên, die Chinesen Ki-mieï. Als Kamputschea kommt es in den auf Palmblätter geschriebenen heiligen Büchern vor, die in der Pali-Sprache abgefaßt sind.

Der bekannte große Fluß **Kambodscha**, dessen Ablagerungen das Land geschaffen haben, wird im Lande Tonlé-tom (d. h. Großer Fluß), von den Laos Me-khong genannt, und ist wol einer der längsten Ströme Asiens; man darf seine Länge auf 535 geogr. Meilen schätzen. Er scheint im höchsten Theile Tibets zu entspringen, südlich vom Köke-Nor (Kuku-Noor). Als Lan-tsang durchfließt er die chinesische Provinz Jün-nan, und ehe er das Laos-Land betritt, heißt er Kiu-long. Durch zahlreiche Gewässer aus den hohen Gebirgsländern, die er durchfließt, wird er zu einem bedeutenden Strome. In 16° nördl. Br. wendet er sich mehr nach O. und betritt nach Aufnahme eines großen rechten Nebenflusses aus Siam Kambodscha, das er 55 geogr. Meilen weit ganz durchströmt. Bei Pnôm-Penh theilt er sich in den hinteren (östlichen) und vorderen (westlichen) Fluß; zugleich geht von ihm ein dritter Arm nach NW. ab zum Tonlé-Sap, d. h. Großer See. Die Theilungsstelle heißt Nam-wang oder Schâdo-Muhk, von den Franzosen Quatre-Bras genannt. Der Hauptarm, der Tien-giang oder Song-truok, theilt sich bei Winh-long in vier Arme. Mit sechs Hauptarmen fällt er in 9°34′ ins Meer, wo einige seiner Arme nur bei Hochwasser fahrbar sind. Der Hauptstrom oder Son-long ist hier 20 bis 30 Met. tief und 200 bis 300 Met. breit. Die beiden südlichen Mündungsarme zertheilen französisch Kotschintschin und bewässern ein weites Alluvionen-Gebiet, das zahllose Arroyos oder Wasserarme durchziehen. Der Alluvialboden seines Delta steht an Umfang nur dem der beiden großen chinesischen Ströme nach. Der größte Theil des Stromes tritt jährlich über und gibt den zahllosen Armen eine starke Strömung; allmählich wird dann der untere Theil des Landes bis auf Hunderte von Metern von den Strömen unter Wasser gesetzt. Vom Juni bis September steigt das Wasser und erlangt erst im October sein normales Niveau wieder; dann hört in den geringeren, etwas höher liegenden Wasserstraßen der Kahn auf das Vehikel zu sein, und es geht der Karren auf trockenem Boden; nur in den tieferen und wichtigeren hält sich das Wasser stets und unterliegt infolge der Flut einer täglichen doppelten Strömung. Sümpfe, Teiche und Seen sind in großer Zahl vorhanden, in den niedrigen Theilen manche von ansehnlicher Ausdehnung. Während das Land im September einem mit Inseln übersäeten Meere gleicht, ist es im März eine an Seen reiche Sandebene. Unter all den natürlichen Reservoirs, welche die Ueberschwemmung regeln, ist einer in großem Maßstabe. Der Tonlé-Sap, oder Große See, ist 120 Kilom. lang, mindestens 20 breit, etwa 2400 □Kilom. Fläche bedeckend. Ihn verbindet mit dem Me-khong ein 120 Kilom. langer, 700 bis 800 Met. breiter, und 8 bis 20 Met. tiefer Strom; dieser strömt vom Juni bis September zum See und vom October bis März zum Me-khong. Dadurch steigt das Niveau des Sees um mehr als 12 Met., und seine Fläche wächst auf das Drei- oder Vierfache. Darin entwickelt sich dann eine unerhörte Welt von Fischen, die im März, wenn der See wieder nur 1 bis 1,5 Met. Tiefe und geringeren Umfang hat, zusammengedrängt existiren müssen. Alsdann dauert vom März bis Juni der große Fischfang, welcher der merkwürdigste und für das Land wichtigste Industriezweig ist.

Außer der großen Inundations-Ebene hat Kambodscha auch Bodenerhebungen. Um den 14. Breitengrad ziehen von W. nach O. die Pnôm-Dangrêk, d. h. Riegel-Berge, eine breite Plateaumasse zwischen dem mittleren und unteren Mekhong-Becken, nach S. steil, nach N. allmählich absinkend. Südlich davon verflacht sich die mit Wald bedeckte Ebene gegen den See hin und trägt vereinzelte Gipfel. Im NO. trennt die Kotschintschinsche Höhe das Me-khong-Becken von den zahlreichen geringeren Strömen, welche nach O. hin münden. Dieses ganze wenig erhobene Höhengewirr ist mit endlosem, pfadlosem Walde von kräftigster Vegetation bedeckt. Die

Kotschintschinsche Höhe, von N. nach S. sich erstreckend, drängt an das Chinesische Meer und macht durch zahlreiche und kurze Auslaufer die Küste von Annam zu einer vielfach gezackten und eingeschnittenen; sie endet beim Binh Thuân oder St.-Jakobs-Cap an der Mündung des Saigon-Stromes. Auch die Höhe zwischen dem Me-khong und Me-nam zieht sich von N. nach S., läuft nach W. zum Großen See in ein Plateau aus, erhebt sich am Meere bei Schantabun plötzlich, richtet sich nach SO. längs der Küste des Golfes von Siam, dann nach NO., um den Großen See durch die relativ hohen Kardamomen-Berge (Pursat oder Krevanh) zu beherrschen, welche, wie es scheint, drei einander nahe parallele Erhebungen bilden. Zwischen diesen Bergen und dem Busen von Siam ist das Land übersäet mit verwickelten Gebirgsmassen, die mit Wäldern bedeckt, aber noch kaum bekannt sind. Vom Elefanten-Berge, den die Eingeborenen Pnôm-Popok nennen, d. h. Berg, um den sich die Wolken wenden, einem der höchsten Gipfel in Kambodscha, geht eine Kette aus, welche sich gegen O. nach Schaudok wendet; sie besteht aus unter sich parallelen, stark gegen die Gesammtrichtung geneigten Kämmen, weiter nach Süden, gegen Hatien, bis Nadgia treten zahlreiche, nach allen Richtungen verstreute Gipfel theils aus der niedrigen, überschwemmten Alluvions-Ebene, welche diesen Theil Kotschintschins bildet, hervor, theils werden sie an ihrem Fuße von dem allmählich zurückweichenden Meere gebadet und bilden die kleinen zahlreichen Inseln, welche zwischen Phu Quoc und der Kamauspitze zerstreut liegen. Von diesen Bergen kommen z. B. die kleinen Flüsse von Kampôt und Kompong-Sôm. — In dem überschwemmten Theile von Kambodscha haben sich mehrere Piks erhoben, granitisch oder quarzig bei Bali, sowie der schöne Berg von Ba Pnôm auf der andern Seite des Flusses. Endlich löst sich von den Pursat-Bergen ein Joch ab und tritt bei Kompong Chrang an den Tonlé-Sap-Fluß, jenseit dessen er sich in den Höhen des Pnôm Reang Kangray oder Pnôm Kompong Lêng ausbreitet. Dieser Zweig trennt das Becken des Sees von dem des Flusses Tonlé-Sap (E. Aymonier).

Kambodscha unterliegt den tropischen periodischen Regen und hat seine trockene Zeit vom December bis Mai, seine nasse vom Juni bis November. Das Klima ist, wie in allen tropischen Gegenden, für den Europäer gefährlich. Aymonier unterscheidet fünf Gürtel: 1) Die fruchtbaren Ufer des Flusses und seiner Inseln, mehrere hundert Meter breit, mit tiefer Humusschicht bedeckt, wo sich der reiche Anbau von Baumwolle, Maulbeeren, Indigo, Taback u. s. w. concentrirt. Er folgt den Ufern des Flusses von den Stromschnellen bis Quatre-Bras, wo er sich in drei andere Gürtel theilt, deren Fruchtbarkeit nach Kotschintschin hin allmählich abnimmt längs des vorderen und hinteren Flusses, und bis zum Berge Pnôm Pakri längs des Tonlé-Sap-Flusses. Zur Seite all dieser schönen Communicationsstraßen folgen einander die Dörfer und Häusergruppen fast unausgesetzt, obwol die Cultur weit entfernt ist, jeden möglichen Vortheil aus diesen fruchtbaren Länderstrecken zu ziehen. 2) Der doppelt überschwemmte Gürtel, stets sumpfig, übersäet mit Seen und Teichen, der auf allen Seiten den ersteren umgibt, im Innern jenseit des Flusses. Oberhalb des Pnom-Penh und der Quatre-Bras nimmt ein Gürtel von derselben Natur das ganze Innere der Insel ein, welche zwischen dem vorderen und hinteren Flusse liegt. Dies ist der Gürtel der Pfirsich, des Sesam, der Nenuphar u. s. w. 3) Um diesen liegt der halb überschwemmte Gürtel, wo die Ueberschwemmung den Bau von Reis, Melonen u. s. w. erlaubt. 4) Der Gürtel der hohen Plateaus, wenig oder gar nicht überschwemmt, wo die Oelbäume, die Lacksträucher u. s. w. gedeihen, und oft in der trockenen Zeit Feuersbrünste wüthen, wenn die Kambodschaer die Gräser der Ebene oder den Wald selbst anzünden. 5) Die Berge, auf denen man das Gummigutt, die Vanille, die Kardamomen u. s. w. sammelt. — Die Wälder sind reich an kostbaren Hölzern, an Gummi- und Lack-Arten u. s. w.; es fehlen nur Arme zum Ausbeuten und Wege zur Forderung. Auf den meisten Bergen wächst die Vanille in Fülle und könnte ein wichtiges Product werden; auch findet man hier die besten aller bekannten Kardamomen, verschiedene Kautschuk-Arten, Guttapercha u. s. w. Schönes Bauholz ist viel vorhanden; aber die verbreitetsten Arten sind die Oel- und Harz-Bäume, sowie mehrere Farbehölzer. An den Uferabhängen, wo sich durch den Schlamm aus den Ueberschwemmungen die Frische länger erhält und die Bewässerung auch leichter geschieht, baut man Baumwolle, Indigo, Taback, auf dem entfernteren Terrain Reis, und zieht Maulbeerbäume. Aber der indolente Eingeborene gewinnt nur das Nothdürftige für den Consum. Nur in Mitte des Landes, wo in der Hauptstadt Pnôm-Penh Chinesen die Agenten sind, geschieht etwas für den Export von Baumwolle, Seide und Indigo; und die Hafenstadt Kampôt treibt einigermaßen Handel in Harz, Schildpatt, Benzoïn, Lack, Elfenbein, Pfeffer, Kardamomen, Rhinocerushörnern, Büffelhörnern und Fellen, trockenen Fischen, trockenem Büffel- und Elefantenfleisch u. s. w. Das Elfenbein ist Regal. Eine wichtige Nahrungsquelle für das Land liegt in der Fischerei im Großen See und im Reis. — So vernachlässigt wie der Bodenbau ist natürlich auch die Industrie. Die Seide ist der wichtigste Zweig derselben, und man exportirt von der schönsten Sorte ziemlich viel. Das Land ist berühmt durch seine Langutis, einen schmalen langen Stoff aus Seide und Baumwolle, der den Haupttheil des National-Costüms ausmacht. Dieser sehr gesuchte Artikel übertrifft durch die Schönheit der Farbe und Zeichnung jedes ähnliche Product der umliegenden Länder. — Von den Fischen, welche das Land in ungeheurer Menge consumirt, werden für 7,600,000 Frs. exportirt. An Eisen ist das Land reich und zwar an ausgezeichnetem; aber es wird wenig ausgebeutet, und nur durch die Kuïs im Osten des Sees. Auch Gold, Silber und Kupfer sind vorhanden. In neuester Zeit scheint sich etwas mehr Regsamkeit im Lande zu zeigen. Regelmäßige Dampfschiffahrten verbinden schon die

Hauptstadt mit Saïgon, und Telegraphenlinien sind eingerichtet. Als Münze gelten jetzt siamesische Silber-Tikals, Silberbarren und Zink-Petis (12,000 = 1 Doll. = 5 Frs).

In Kambodscha leben die großen Dickhäuter, Elefant und Nashorn. Das Pferd ist klein und wenig zahlreich, sowie der Ochs; Lastthier ist der Büffel, mit dem auch gepflügt wird. Den Elefanten gebrauchen hauptsächlich die hohen Würdenträger und die Reichen. Man kennt drei Arten von wilden Ochsen. Tiger und Leopard sind selten. In mehrern Flüssen hausen Krokodile, und die Ufer sind von Wasservögeln belebt. Die Zahl der Schlangen ist groß; Plagen des Landes sind aber die Wolken von Moskitos und die Blutegel.

Kambodscha zerfällt in fünf große Apanagen (dey d. h. Länder): 1) Kompong-Swaï, nördlich vom Großen See und dem Flusse Tonlé-Sap; 2) Treang, vom hinteren Flusse bis ans Meer; 3) Tbang-Khmun, am Großen Flusse; 4) Ba-Pnôm, östlich vom Großen Flusse; 5) Pursat, südlich vom Großen See. Diese sind Apanagen der fünf Minister (Schosea) des Staatsraths. Administrativ ist Kambodscha getheilt in 56 Provinzen (Khêt); 43 sind ersten Ranges, 5 zweiten, 5 dritten, 3 vierten Ranges. Jede steht unter einem Gouverneur. Der König ist absoluter Herr seiner Unterthanen und Grundeigenthümer des Bodens; die Auflage gilt als Rente davon. Dieselbe beträgt im Mittel $1^1/_2$ Ligatur (etwa Francs) für jede Elle am Flußufer des cultivirten Landes, und dahinter kann sich der Landmann beliebig weit ausdehnen. Die regelmäßigen Einkünfte des Königs betragen an 3 Millionen Frs. Diese sind, außer der Grundsteuer, die Pachtsummen für die Spiele, das Opium, die Ablösung der Fronen und der Ein- und Ausfuhrzoll. Diese Pachtungen haben die Chinesen in Händen. Um sich der Einnahmen zu versichern, läßt die Regierung alle drei Jahre eine Zählung vornehmen, um für jeden Einwohner die Dauer der Dienste festzustellen, welche er dem Lande schuldet; die Männer von 18 bis 50 Jahren müssen Soldaten sein und alle Arbeiten thun, welche Kraft und Rührigkeit verlangen; die von 50 bis 70 Jahren sind meist frei von Arbeit. Jeder von 18 bis 50 Jahren schuldet jährlich 90 Arbeitstage, aber er kann sich mit 20 Ligaturen (18 Frs.) loskaufen. Gewisse Kategorien von Bewohnern genießen besondere Vorrechte: die Bonzen, die Mandarinen, die königliche Garde, die Mariniers und gewisse andere Beamte. Auch die Sklaven sind eingeschrieben, werden aber nie einberufen, und ihre Herren zahlen für sie die halbe Summe von dem, was freie Bürger zu zahlen haben. Sklave wird man übrigens Schulden halber; aber die Ablösung ist ziemlich schwierig; und wenn die Zinsen der geliehenen Summe nicht nach zehn Monaten bezahlt sind, steigen sie auf das Doppelte. Es gibt zwei andere Kategorien von Sklaven: die königlichen erblichen, Abkömmlinge von Verbrechern oder Rebellen, die im Dienste des Königs oder der Pagoden stehen; dann die Wilden, die Penongs oder Stiengs, welche aus ihren Wäldern durch die Laos geraubt und auf die Märkte von Kambodscha geführt sind. Die Lage der Sklaven ist aber nur die von Hörigen.

Neben dem Throne gibt es drei große Hauptwürden. Die erste ist der König, welcher abgedankt hat. Diese Abdankung ist eine in vielen buddhistischen Ländern übliche Institution. Die zweite hat der erste Prinz von Geblüt, der muthmaßliche Erbe der Krone; die dritte die Königin-Mutter, solange sie lebt, oder die erste Prinzessin von Geblüt. Alle drei haben weniger Macht als die Minister, aber sie genießen königliche Immunitäten, Ehren und Titel (Aymonier).

Hauptstadt war früher das im Westen nahe am Flusse Tonlé-Sapgelegene Udong; seit 1864 ist es Pnôm-Penh, mit 30,000 Einwohnern, an der Quatre-Bras genannten Stelle. Unter den 55 Städten sind noch nennenswerth Pursat, Puntenang, Pinhalu, Kampong-Swaï, Sambok, Kampôt; die meisten aber gleichen nur erbärmlichen Dörfern.

Die im Lande wohnenden Chinesen kommen aus den Seestädten Chinas und sind Handelsleute; einige, welche den Boden bauen, sind aus Sz'tschuan und Jünnan gekommen. Die Schâms und Malaien nehmen einige 50 Dörfer am Großen Flusse ein, wo sie Baumwolle bauen und Fischerei treiben. Sie sind Mohammedaner und gemeinsamer Abstammung.

Die Kambodschaer sind sehr apathisch und lässig und weniger betrügerisch als die Annamiten, obwol sie eben solche Spieler sind. Sie sind weniger gastfrei; einen Gast sehen sie nicht gern ihrem Hause nahen. Die Söhne der Wohlhabenden werden vom 6. oder 8. Jahre in den Pagoden erzogen. Die im Hause erzogene Tochter führt, sobald sie mannbar ist, ein sehr zurückgezogenes Leben. Infolge zahlreicher Morallehren, die frühzeitig von der Mutter ihr eingepflanzt sind, vielleicht auch infolge strenger Gesetze sind die Sitten der Kambodschaerinnen, namentlich außerhalb der Hauptstadt, weit weniger locker als in den Nachbarländern. Die Khmer lieben Musik und Poesie; ihre Gesänge, welche sie mit Instrumenten begleiten, haben eine einfache und anmuthige, obwol etwas eintönige Melodie, und sind oft improvisirte Dialoge zwischen einem Manne und einer Frau, welche sich Liebeserklärungen machen; Leute, die solche Gesänge machen können, stehen in großem Ansehen. Die Nahrung ist die der Annamiten, aber weniger gut zubereitet. Man liebt sehr die sauern, unreifen Früchte. Leute, welche mit Stäbchen statt mit den Fingern essen, sind ebenso selten, wie sie zahlreich sind bei den benachbarten Kotschintschinesen. Die auf Pfählen stehenden Häuser sind in althergebrachter Weise gebaut. Sie enthalten drei Abtheilungen. Ein hohes Dach mit scharfer Firste schützt die sogenannte innere Wohnung. Vier Ständer stützen das Dach, welches auf einer, zwei oder drei Seiten verlängert ist, sodaß es einen Wirthschaftsraum überragt. Bei den Großen findet man Polygamie; indeß genießt die erste Frau (propon dom) bei weitem das größte Ansehen. Der Körper eines Verstorbenen wird gewaschen und dann in ein weißes Baumwolltuch gewickelt; eine kleine Silbermünze oder einen goldenen oder silbernen Ring

steckt man ihm in den Mund. Dann legt man ihn in den Sarg, und die Bonzen beten neben ihm einen Tag und eine Nacht lang. Die Frau und die Kinder kleiden sich in Weiß. Bei den Armen findet die Verbrennung fast unmittelbar darnach statt; wenn sie einen Sarg nicht bezahlen können, so nehmen sie einen Strohsack. Die weniger Armen verbrennen die Leiche gewöhnlich nach drei Tagen; die Reichen aber bewahren sie bei sich selbst jahrelang; sie injiciren Quecksilber und lassen mittels eines aus dem Sarg oben durch das Dach führenden Rohres die Gase entweichen. Andere begraben den Körper, lassen ihn verwesen und verbrennen nach Jahren die Knochen (Aymonier).

Die Religion ist der südliche oder ceylanische Buddhismus. Häupter der Religion sind zwei vom Könige erwählte hohe Würdenträger. Die Pagoden sind sehr zahlreich, in ihnen lernen die Kinder die Schrift; denn die Erziehung ist hier, wie in den übrigen buddhistischen Ländern, ganz in den Händen der Bonzen. Alle, welche lesen können, sind von den Bonzen erzogen und selbst Bonzen gewesen; denn die Kinder tragen das gelborange Gewand, wenn sie ihre Studien in der Pagode machen.

Die interessanten Stämme der Wilden in den Wäldern sind noch wenig bekannt. Bei weitem die meisten wohnen im Norden, im Osten und Südosten außerhalb der Grenzen des jetzigen Kambodscha, und zwar unabhängig von jeder regelmäßigen Verwaltung; indeß gehören zwei oder drei Stämme jetzt wirklich zu Kambodscha. Das sind im Osten des Großen Sees die Kuïs in einem an Eisen reichen Landstriche, Bergleute und Schmiede, in den wenig hohen Bergen, welche zwischen der Küste und dem Großen See liegen; sie werden von den Siamesen Kammèn-Tòng d. h. Berg-Khmer, auch Kammèn-Borân, d. h. Alte Khmer genannt; westlicher die Schòng, aber schon im Siamesischen. Am andern Ende des Landes wohnen die Stiengs schon jenseit der Ostgrenze des Landes.

Kambodscha hat keine geschriebene Geschichte. Chinesische Schriften bestätigen jedoch die Tradition, daß das Land einst das reichste und mächtigste Königreich in Hinterindien gewesen ist. Elende Legenden erzählen davon; deutlicher sprechen die prächtigen und umfassenden Ruinen, welche sich in verschiedenen Theilen des Landes vorfinden, und deren schönste die von Angkor oder Nakhor-Vat ist, welche der National-Tempel war, und die der alten Hauptstadt Indapathaburi, neben jenen. Jetzt gehören diese unfern des Großen Sees gelegenen Bauwerke, welche ein enthusiastisches Staunen erregen, zu Siam; die Zeit aber, aus welcher sie stammen, ist unbekannt; wahrscheinlich jedoch gehören sie in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, wo der Buddhismus sich hier ausbreitete. Die chinesischen Annalen erwähnen zuerst dieses Tschin-la genannte Land im J. 616; um 1295 wird darüber als über ein großes und wichtiges Reich berichtet. Noch 1670 reichte es vom Meere bis zu den Laos und von Kotschintschin bis Siam; von da an aber beginnt sein Verfall. Bei inneren Unruhen und ehrgeizigen Bestrebungen erlangten die Nachbarländer eine Uebermacht und saugten seine Kraft ganz aus. 1670 riß der König von Kotschintschin Küstenstriche von Kambodscha an sich; 1750 erneuerte sich der Raub und erstreckte sich auf die sechs Provinzen des jetzigen französischen Colonialtandes. 1809 nahm Siam seinen Beuteantheil und ließ sich als Lohn für die einem der Prinzen in einem Familienstreite gewährte Hülfe die Provinzen Battambang und Angkor abtreten, die schönsten des Landes, wo sich die berühmten National-Heiligthümer befinden. Endlich 1864 entzog sich der König dem Einflusse der nachbarlichen Freunde und stellte sich unter das Protectorat der Franzosen.

In der Mitte des 16. Jahrh. erhielten wir durch Missionäre die ersten Nachrichten über dieses bis dahin unbekannte Land, und 1570 hörte man zuerst von den mächtigen Ruinen von Nakhor-Vat. Auch Pater Gardim berichtet 1644 darüber, wie über die der alten Hauptstadt. Noch 1752 zeigt d'Anville's Karte, wie gering die Kenntniß von diesem Lande war. Ausführliches berichtete erst der Pater Bouillevaux, welcher 1850 bis 1855 in Kambodscha gelebt und das Land durchreist hat; sowie Pallegoix in seiner Beschreibung von Siam. Aymonier's Geographie und sein Dictionnaire der kambodschaer Sprache, welche jetzt auch in den französischen Schulen der Colonie Nieder-Kotschintschin gelehrt wird, stammt von 1874 und 1876. Außer in Kambodscha wird Kambodschisch gesprochen in den jetzt zu den Nachbarländern gehörenden Districten Schukan, Tonlé-Repu, Melu-Prey, Surèn, Sankea und Kukan, im ganzen von etwa 1,500,000 Menschen. (Vgl. übrigens Cambodscha.) *(G. A. v. Klöden.)*

Kambodscha-Sprache, s. Khmer.

KAMBURG (Camburg), Stadt im Kreise Saalfeld des Herzogthums Sachsen-Meiningen, in einer Enclave zwischen der preußischen Provinz Sachsen und dem Großherzogthum Sachsen-Weimar, zu beiden Seiten der Saale, über die eine auf sieben Steinpfeilern ruhende hölzerne Brücke führt; Station der Saal-Eisenbahn, die 8 Kilometer nördlich in die Thüringer-Bahn einmündet. Die Station hat eine feste Laderampe und Telegraphendienst für den öffentlichen Verkehr, während in der Stadt sich eine Station des Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereins befindet. Die Stadt ist Sitz eines Amtsgerichts und Steueramts und besitzt ein Armen- und Krankenhaus. Die Zahl der Bewohner stieg von 2086 im J. 1875 auf 2158 im J. 1880; darunter befanden sich nur 4 Katholiken, alle übrigen sind Protestanten. Die Stadtkirche ist aus dem 12. Jahrhundert. Haupterwerbszweig ist Landwirthschaft, die durch gute Bodenbeschaffenheit begünstigt ist. Außer den gewöhnlichen Fruchtarten werden Zuckerrüben in einer jährlichen Production von 60,000 Ctrn. gebaut, die an hallesche Fabriken versandt werden; außerdem besteht etwas Weinbau. Was die gewerbliche Thätigkeit betrifft, so sind vorhanden: eine Fabrik zur Herstellung landwirthschaftlicher Maschinen mit 20 Arbeitern, eine Handelsmühle mit Wasserbetrieb, die jährlich 60,000 Ctr. Mehl producirt, und eine städtische Brauerei; außerdem bestehen 5 Gerbereien. Der Han-

delsverkehr ist ziemlich lebhaft. Es werden 2 Messen (Ostern und Johanni), 5 Jahrmärkte und 8 stark und weither besuchte Viehmärkte abgehalten; 4 Holzhandlungen und 2 Getreidehandlungen erzielen einen guten Umsatz. Die Umgebung der Stadt ist recht anmuthig. Unmittelbar über der Stadt erhebt sich der Thurmberg mit einem wohlerhaltenen alten Thurm, Ueberrest der Burg der Grafen von Kamburg. Derselbe bietet eine schöne Aussicht und ist zu einem vielbesuchten Vergnügungsort hergerichtet und durch Anpflanzungen verschönert worden. Zehn Minuten von der Stadt liegen mitten im Walde die Ruinen des Cyriaksklosters, ein reizendes Plätzchen.

Kamburg ist wie Kamenz, Chemnitz u. s. w. wendischen Ursprungs und geht auf eine Befestigung zurück, die auf dem Thurmberg errichtet und später in eine Burg umgebaut wurde. Kamen bedeutet im Wendischen Stein, der alte Name des Ortes Kamerik, der jetzt noch in der landesüblichen Aussprache als Kamerk vorhanden ist, bedeutet also etwa Steinburg. Als erster Graf von Kamburg wird Gero genannt, der 965 in dem von ihm gestifteten Kloster Gernrode als Mönch starb, nachdem 963 sein einziger Sohn Siegfried gegen die Slawen gefallen war. Gero hatte von einem Zuge nach Rom den Arm des heiligen Cyriacus mitgebracht, daher die vielen diesem Heiligen geweihten Kirchen, Kapellen und Klöster in den thüringischen Landen. Im Anfang des 11. Jahrhunderts kam der Ort durch Heirath an die Wettiner, wurde dann vom Kaiser Heinrich III. dem Grafen Wiprecht von Groitsch geschenkt und kam 1261 an die Vitztum von Eckstädt. Der kamburger Weinbau wird schon im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Im J. 1309 wüthete zu Kamburg die Pest so, daß nur etwa 100 Bewohner am Leben blieben. Im J. 1290 wurde die obere und 1451, im Bruderkriege, die untere, eigentliche Burg, von der noch ein Thurm steht, zerstört. Die Grafschaft fiel 1452 an Thüringen. Im Dreißigjährigen Kriege hatte Kamburg besonders seit 1630 viel zu leiden. Als schlimmes Kriegsjahr wird 1644 bezeichnet. Bei der Theilung unter Ernst's des Frommen Söhne 1675 kam die Stadt an Eisenberg, 1707 an Gotha, wurde dann mit dem Fürstenthum Altenburg vereinigt und kam 1826 an Meiningen. Der Umstand, daß Kamburg von verschiedenen Landesherren versetzt, wiederkäuflich veräußert, verliehen und zum Witthumsgut bestimmt wurde, überhaupt Ausnutzungsgegenstand war, hat die Stadt im Mittelalter nicht aufkommen lassen, erst in neuerer und neuester Zeit hat sie sich zu einem wohlhabenden Orte entwickelt. (*A. Schroot.*)

KAMBYSES, persischer Eigenname, altpers. Ka(m)budjiya.

1) König von Persien unter medischer Oberherrschaft, Vater des Kyros, des Gründers des Persischen Reichs. Nachdem Kyros-Cylinder Rawlinson, Cun. Inscr. V, 35, 21 (vgl. Sir H. Rawlinson's Uebersetzung Journ. R. Asiat. Soc. XII, 1880), war er der Sohn eines älteren Kyros, Enkel des Teispes (Tschaispis); vgl. *Herod.* VII, 11. Wie alle Vorgänger des Kyros wird er hier König von Anschan, d. h. Elam oder Susiana, genannt. In der Kyrossage bei Herodot wird er Gemahl der Mandane, der Tochter des Astyages, ebenso bei Xenophon.

2) Sohn des Kyros und der Kassandane, der Eroberer Aegyptens. Nach dem ptolemäischen Kanon (ebenso Alex. Polyh. bei *Euseb.* I, p. 29 Schöne) regierte er (über Babylon) acht Jahre, von 219—226 Nabon., und derselbe Ansatz für seine Regierungszeit ergibt sich aus den Jahresangaben ägyptischer Inschriften (s. Wiedemann, Gesch. Aegyptens von Psam. I. bis Alexander, S. 219 fg.). Da das Jahr 219 Nabon. am 3. Jan. 529 v. Chr. beginnt, muß Kambyses nach diesem Datum seinem Vater gefolgt sein; sein Tod würde in das Jahr 227 Nabon. (beg. 1. Jan.) = 521 v. Chr. fallen. Indessen sind bei dieser Rechnung die sieben Monate des Magiers zu der Herrschaft des Kambyses hinzugeschlagen; Herodot, der der officiellen Rechnung der Perser folgt, gibt ihm daher III, 66 nur sieben Jahre fünf Monate. Hierbei ist natürlich nicht der Tag der Thronbesteigung des Kambyses, sondern der Neujahrstag des Jahres 529 als Anfangstermin genommen. Kambyses starb demnach, nachdem fünf Monate seines achten Regierungsjahres verflossen waren. Dazu stimmt, daß nach Behist. I, 11 sein Tod kurz nach dem 9. Garmapada des J. 522, der wahrscheinlich dem fünften Monat des babyl. Jahres, dem Ab (Juli—August), entspricht, anzusetzen ist. *)

Indessen ist Kambyses schon zu Lebzeiten seines Vaters zum König von Babylon eingesetzt worden. Wir besitzen eine babylonische Contracttafel, welche datirt ist aus dem „Jahr 1 des Kambyses; in diesen Tagen (war) Kyros sein Vater König der Länder", d. h. Großkönig von Asien. Da wir ferner eine aus dem „Jahre 11 des Kambyses, Königs von Babylon", datirte Tafel besitzen, so muß angenommen werden, daß man in Babylon nicht nur nach Jahren des Kambyses als „Großkönigs" zählte, sondern daneben auch die Zählung nach den Jahren seines babylonischen Königthums fortführte; s. Schrader, Zeitschrift für ägyptische Sprache 1879, 39 fg. Monatsbericht der Berl. Akademie Februar 1879. Denn mit Pinches, Transact. Soc. Bibl. Arch. VI, 484, die Zuverlässigkeit des ptolemäischen Kanons zu bezweifeln ist unzulässig. Ebenso wenig ist Wiedemann's Versuch, das Zahlzeichen 11 als Schreibfehler zu erklären, haltbar, s. Schrader, Zeitschr. f. ägypt. Spr. 1880, 99 fg.

In welchem Jahre Kambyses König von Babylon wurde, wissen wir bisjetzt nicht. Dagegen zeigen neuerdings gefundene Texte ihn gleich nach der Eroberung der Stadt durch Kyros (538) in Verbindung mit Babylon. Kyros läßt ihn in die Gebete, die für ihn zum Merodach gerichtet werden, mit einschließen (Cyrus-Cylinder bei Rawlinson, Cun. Inscr. V, 35 Zl. 27. 35) und nach den Frag-

*) Eusebius gibt im Kanon dem Kambyses volle acht Jahre und setzt außerdem noch die sieben Monate des Magiers einem ganzen Jahre (522 v. Chr.) gleich. Dadurch werden seine Ansätze für das letzte Jahr des Kyros und das erste Jahr des Kambyses um eins hinaufgeschoben (531 und 530 anstatt 530 und 529 v. Chr.).

menten der Annalen Nabunahit's (Pinches, Transact. Soc. Bibl. Arch. VII, 1880, S. 168) leitet er im Nisan des Jahres 537 in Babylon religiöse Feste.

Die Nachrichten über Kambyses scheiden sich im wesentlichen in zwei Gruppen:

1) Die ägyptische Tradition, die den Grundstock der Nachrichten bei Herodot bildet (III, 2. 4. 10—32. 37; über c. 33—36 kann Zweifel herrschen), wie er selbst wiederholt angibt und der ganze Zusammenhang zeigt. Dieselbe ist übrigens stark mit griechischen Elementen durchsetzt, die auf die griechischen Söldner und Kaufleute in Aegypten zurückgehen; gelegentlich weichen die Griechen auch von den Aegyptern ab (c. 31 fg.). Auch in der Erzählung von Kambyses' Tod finden sich ägyptische Elemente (c. 64); der Kern ist indessen hier persischer Tradition entnommen.

Nach ägyptischer Art wird hier Kambyses legitimirt: er ist der Sohn des Kyros und der Tochter des Apries, Nitetis, und vollzieht somit die Rache für die Usurpation des Amasis (c. 2 und *Deinon*, fr. 11 Müller; *Polyaen.* VIII, 29). Vorzeichen verkünden den Untergang Aegyptens (c. 10). Das Hervortreten des Halikarnassiers Phanes, der Kambyses nach Aegypten führt, mag auf griechische Angaben zurückgehen, ebenso die Anekdoten über Psammenit (c. 14 fg.). Im übrigen ist die Erzählung vom erbittertsten Nationalhasse gegen den Eroberer erfüllt. Er wüthet gegen die Leiche des Amasis, stürzt sich in wahnsinnige Unternehmungen gegen Aethiopien und das Ammonium, mordet den Apis und wird zur Strafe mit Wahnsinn geschlagen. Da ermordet er seinen Bruder, dann seine ihm vermählte Schwester, schändet Tempel und Leichen, verbrennt die Götterbilder. Endlich stirbt er an einer Verwundung an der Hüfte, an derselben Stelle, wo er den Apis geschlagen, an einem Orte, den ihm ein ägyptisches Orakel vorausverkündet.

2) Die persische Tradition, die vor allem bei Ktesias (exc. Phot. §. 8 fg.) vorliegt. Der sterbende Kyros setzt den Kambyses — der hier fälschlich ein Sohn der Mederin Amytis genannt wird — zum König ein und weist seinem jüngeren Bruder Tanyoxares die oberen Provinzen zu, segnet sie, wenn sie einträchtig sind, und verflucht den, der dem andern Unrecht zufügen sollte (vgl. *Xen.* Cyrop. VIII, 7, 6 fg.). Kambyses wird von Amasis beleidigt, da dieser auf seine Werbung ihm nicht seine eigene Tochter, sondern Nitetis, die Tochter des Apries, als Gemahlin geschickt hat (*Herod.* III, 1; *Ktesias* bei *Athen.* XIII, 560 D.); er erobert Aegypten und ermordet dann seinen Bruder auf Anstiften des Magiers Sphendadates. Letzterer, der dem Tanyoxares sehr ähnlich sah, wird vom Kambyses selbst für diesen ausgegeben. Nach fünf Jahren erfährt die Mutter Amytis die That, und da sie keine Rache erhält, tödtet sie sich selbst. Böse Vorzeichen verkünden dem Kambyses die nahende Strafe, in Babylon (?) stirbt er an einer Wunde im Schenkel. Schon vorher hatte der Magier, der für Tanyoxares galt, sich zum König gemacht. Parallel diesen letzten Angaben läuft der ausführlichere Bericht Herodot's (III, 61—66) über die Erhebung des Magiers und Kambyses' Tod, nach dem derselbe nach seiner Verwundung die angesehensten Perser um sich versammelt, sich der Ermordung seines Bruders anklagt und zur Bestrafung des Magiers auffordert. Vielleicht gehört hierher auch die Geschichte, wie Kambyses im Weinrausche den Sohn des Prexaspes erschoß (*Herod.* IV, 34; vgl. im allgemeinen Duncker, Gesch. d. Alterth., IV, 418 fg.). Man erkennt sofort, wie auch diese Version die Ereignisse zusammenrückt und, wie es der lebendigen Tradition gebührt, dramatisirt. Von einem Wahnsinn des Kambyses und seinen Freveln gegen die ägyptischen Götter ist hier natürlich nicht die Rede, höchstens von einzelnen Ausbrüchen eines gewaltthätigen Charakters (vgl. *Herod.* III, 89: die Perser nennen Kyros Vater, Kambyses Herr, Darius einen Krämer) und wilder Weinlaune. Das Verhängniß des Kambyses ist die Ermordung seines Bruders, die den Fluch des Vaters auf ihn herabzieht; in der ägyptischen Version dagegen die Tödtung des Apis. — Im übrigen ist, wie überall so auch hier, Herodot's Bericht dem Ktesianischen gegenüber in den thatsächlichen Angaben, Namen u. a. — z. B. in den chronologischen Angaben und in der Geschichte der Eroberung Aegyptens — bei weitem der zuverlässigere.

Die späteren Schriftsteller sind meist von Herodot abhängig. Bei Strabo werden die Zerstörungen in Theben und Heliopolis sehr mit Unrecht auf Kambyses zurückgeführt (XVII, 1, 27. 46, vgl. *Diod.* I. 46. C. J. gr. 4730. 4741. 4756.); Diodor's Bericht (X, 13 fg. Dind., vgl. III, 3) enthält nur Herodotische Angaben (durch Ephoros vermittelt?), bei Justin ist einzelnes umgestellt, und die Erzählung von Smerdis' Ermordung sowie die Personennamen aus einer andern Quelle (vielleicht Deinon) eingefügt. Woher vereinzelte Erzählungen, wie bei Polyän VII, 9, stammen, wissen wir nicht. An urkundlichem Material, nach dem die traditionellen Berichte rectificirt werden können, besitzen wir nur einige wenige ägyptische Denkmäler, vor allem die Inschrift des Horusa-suten-net auf seiner naophoren Statue im Vatican (Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 748; Lepage Renouf in Records of the Past X, 45; Wiedemann, Geschichte Aegyptens, S. 207; alles sonstige ägyptische Material ist gleichfalls bei Wiedemann zusammengestellt) und die knappen, aber äußerst werthvollen Angaben des Darius in der Behistaninschrift (I, 10 fg.). Daß wir uns bei dieser Beschaffenheit der Quellen mit Feststellung der Hauptmomente begnügen müssen und von der Persönlichkeit des Kambyses ein genügendes Bild nicht gewinnen können, versteht sich von selbst. Im allgemeinen vgl. Duncker, Gesch. d. Alterth., 4. Aufl., IV, 392 fg.; Spiegel, Eran. Alterthumskunde, II, 294 fg.; Wiedemann, Gesch. Aegyptens, S. 199 fg.

Die Angabe des Ktesias, daß Kyros seinen jüngeren Sohn Bardiya (bei den Griechen Smerdis, Mergis, Tanaoxares u. a.) zum Herrn der oberen Lande eingesetzt habe (vgl. *Xen.* Cyrop. VIII, 7, 11), ist sehr glaubwürdig. Jedenfalls hat ihn Kambyses schon alsbald, vor seinem Zuge nach Aegypten (Behist. I, 10, nicht, wie alte Schriftsteller berichten, erst von Aegypten aus) heim-

lich umbringen lassen. Dann richtete der König, dem Vorgange der assyrischen und babylonischen Großkönige folgend, seine Waffen gegen Aegypten. Ein Krieg zwischen diesem und dem neu erstandenen Perserreich hatte längst in Aussicht gestanden; Amasis hatte deshalb im Jahre 547 mit Krösos und Nabunâhid ein Bündniß gegen Kyros geschlossen (*Herod.* I, 77) und letzterer hat jedenfalls bereits an einen Krieg gegen Aegypten gedacht. — Ob die Nitetis-Geschichte in ihrer persischen Fassung ganz oder theilweise historisch ist, läßt sich nicht entscheiden.

Durch die Rathschläge des aus Aegypten geflohenen griechischen Söldnerführers Phanes aus Halikarnaß und durch ein Bündniß mit den Arabern erreichte das Perserheer ohne Gefährdung die Grenzen Aegyptens. Die kyprischen Fürsten, bisher unter ägyptischer Herrschaft, waren zu Kambyses übergetreten und verstärkten seine Flotte (*Herod.* III, 19), ebenso Amasis' früherer Bundesgenosse Polykrates von Samos (*Herod.* III, 44). Bei Pelusium kam es zur entscheidenden Schlacht, in der die Perser vollständig siegten (hierher gehört *Polyaen.* VII, 9). Nach längerer Belagerung wurde Memphis erobert, der König Psamtik III. gefangen, ganz Aegypten unterworfen, auch die Libyer und Griechen Kyrenaikas erkannten die persische Herrschaft an. Wie viel an den Berichten über die Behandlung des gefangenen Königs durch Kambyses (*Herod.* III, 13 fg.; *Arist.* Rhet. II, 8) wahr ist, wissen wir nicht. Nach Herodot wurde derselbe schließlich, als er eine neue Erhebung Aegyptens plante, hingerichtet, nach Ktesias dagegen, der ihm den Namen Amyrtaeos gibt, mit 6000 Aegyptern in Susa internirt.

Die Eroberung Aegyptens fällt nach der einstimmigen Ueberlieferung des Alterthums (*Diod.* I, 68; *Manetho* bei *Euseb.* I, p. 149 Schöne; vgl. Unger, Chronol. d. Man., S. 285 fg.) ins fünfte Jahr des Kambyses, Ol. 63, 3 = Frühjahr 525 v. Chr. Diese Zahl mit Brugsch, Gesch. Aegyptens, S. 745. 759 zu verwerfen und dafür 527 v. Chr. zu setzen, liegt kein Grund vor, s. Wiedemann, Gesch. Aegyptens, S. 220. Wie sein Vater in Babylon, trat Kambyses in Aegypten officiell durchaus als Nachfolger der einheimischen Herrscher auf; er nahm die volle Titulatur der Pharaonen an, legte sich den Thronnamen Mesut-ra' bei, besuchte die Tempel (vgl. *Herod.* III, 37), sorgte für die Reinigung des Tempels der Neith in Sais und brachte der Göttin selbst seine Huldigung dar (Inschrift des Horusasutennet). Daß er dabei die dem Perser fremdartig und unwürdig erscheinende Religion Aegyptens verspottet habe, ist keineswegs unwahrscheinlich; auch die Erzählung, daß er den heiligen Apisstier, sei es im Zorn, sei es um seine Göttlichkeit zu prüfen, verwundete, scheint historisch zu sein, s. Wiedemann, Gesch. Aegyptens, S. 218—231. Der betreffende Apis ist im Jahre 524 v. Chr. gestorben und beigesetzt worden. Ebenso ist nicht zu bezweifeln, daß neben der Masse der übrigen Beute auch zahlreiche Götterbilder aus Aegypten fortgeführt wurden (vgl. die Inschriften von Adule und Tanis; Hieron. in Dan. 11, 8). Ueberhaupt werden die Schilderungen von Kambyses' wildleidenschaftlichem, zu Grausamkeit und Jähzorn neigendem Charakter wol einen historischen Kern enthalten, so wenig sich die einzelnen Erzählungen controliren lassen.

Nach der Gewinnung Aegyptens galt es, auch dessen Dependenzen zu unterwerfen. Kambyses selbst zog gegen Aethiopien, d. h. das heutige Nubien, das hieroglyphische Kusch, das so oft den alten Pharaonen unterworfen gewesen war. Daß die Expedition nicht so erfolglos verlief, wie es nach der ägyptischen Tradition (*Herod.* III, 18 fg.) scheinen konnte, geht schon daraus hervor, daß die „Aethiopen südlich von Aegypten" dem Darius Tribut zahlen und Heeresfolge leisten (*Herod.* III, 97; VII, 69). Daß Kambyses Meroe erobert und nach seiner Schwester benannt habe (*Diod.* I, 33; *Strabo* XVII, 1, 5; *Joseph.* Arch. II, 10, 2), ist allerdings kaum glaublich. Wohl aber wird er Napata am Gebel Barkal, die damalige Hauptstadt Aethiopiens, erobert, und dadurch zur Gründung des weit südlicheren Reiches von Meroe Veranlassung gegeben haben (vgl. v. Gutschmid, Neue Beiträge S. 68). Beim Zuge des Petronius zeigte man übrigens auch zwischen Pselchis und Premnis die Stelle, wo Kambyses' Heere vom Sande verschüttet seien (*Strabo* XVII, 1, 54); derselbe wird sonst als *Καμβύσου ταμίειον* bezeichnet (*Plin.* VI, 181; *Ptol.* IV, 7, 16). — Gleichzeitig wurde die große Oase — in der dann Darius einen Tempel baute — den Persern unterworfen, während eine weitere Expedition nach dem Ammonium, die allerdings jedenfalls nicht aus 50,000 Mann bestand, vom Wüstensande verschüttet sein soll (*Herod.* III, 25. 26). Der Plan, auch Karthago mit einer Flotte anzugreifen, scheiterte an der Weigerung der Phöniker (*Herod.* III, 19).

Nach der Rückkehr aus Aethiopien hielt sich Kambyses noch weiter in Aegypten auf. Da erhob sich Anfang 522 in Persien ein Magier namens Gaumâta (bei Justin Cometes), gab sich für den ermordeten Bardiya aus, und wurde „in Persien, Medien und den andern Provinzen" als König anerkannt (Behist.). Kambyses zog mit seinem Heere zurück, starb aber in Syrien an einer Wunde, die er sich durch Zufall selbst beigebracht hatte. Vor seinem Tode bekannte er — nach Herodot — die Ermordung seines Bruders und forderte die anwesenden Magnaten der Perser auf, den Betrüger zu entlarven, den Achaemeniden die Herrschaft zu bewahren. Die Annahme, daß er durch Selbstmord gestorben sei, beruht auf falscher Interpretation der betreffenden Stelle der Behistäninschrift. Als Ort seines Todes nennt Herodot ein syrisches Ekbatana, Ktesias Babylon, Josephus (Arch. XI, 2, 2) Damaskos. (*Eduard Meyer.*)

KAMECKE (Camicke), ein altadeliges Geschlecht in Pommern, das seinen Ursprung von dem ehemaligen Kamyck auf der Insel Usedom herleitet. Die zur vermeintlichen Erhöhung des Glanzes des Hauses erdichtete und von vielen Genealogen gewissenhaft übernommene angebliche Abstammung von den welschen Grafen von Capri, und zwar lediglich darum, weil beide ziemlich einerlei Wappenbild führen, sei sofort in das Gebiet der Fabel verwiesen. Uebrigens waren es die Kamecke nicht allein, die sich für eingewandert hielten oder eingewandert sein sollten; die genealogischen Schriftsteller

der letzten Jahrhunderte schienen von der Ueberzeugung geleitet, daß auf deutschem Boden nun und nimmer ein edles und großes Geschlecht hätte erwachsen können; um positive Angabe des Standortes der Wiege in möglichst fernen Landen waren sie niemals verlegen. — Die Herren von Kamecke gelangten schon früh zu großem Besitz, den sie auch theilweise zu halten verstanden. Vorzüglich wurden sie im Fürstenthum Cammin seßhaft zu Kordeshagen, Strachmin, Strippow, Warnin, Warchmin, Kratzig, Bitzker, Hohenfelde, Niederhof und Altenhagen, in andern pommerschen Kreisen zu Thunow, Lustebuhr, Mistow, Eglow, Kummerzien, Pretzel, Prädikow, Gumenz, sowie den aufgehobenen Klostern Reetz und Guschen. Vorübergehend erscheinen Zweige in der Mark Brandenburg zu Fritschendorf, Kletze, Stegelitz, Grunow, Harnekop, Haselberg, Tucheband und Wustrow. — Ein Peter von Kamecke erscheint bereits 1266; die Gebrüder Matthias und Wissen, des Tessen (Tesmar) von Kamecke Söhne, eroberten 1374 in einer Fehde mit Vincenz Holke dessen festes Haus Rossenberg, behaupteten sich auch darin. — Ein anderer Peter (1372) ist Stifter der Linie von Kordeshagen; sein Sohn Georg wird als Geheimschreiber des Herzogs Bogislaus erwähnt und dessen Sohn Paul siegelt als Zeuge 1450. — Die ununterbrochene Stammreihe der strachminer Linie beginnt mit Heinrich von Kamecke, gen. Schlig, 1440. Von seinen fünf Söhnen: Tesmar, Henning, Schwantes, Curt und Anshelm, setzte Curt den Stamm fort. Sein Nachkomme Peter war des Herzogs Johann Friedrich vornehmster Rath; dessen Sohn, auch Peter, stand durch 42 Jahre im Dienste seiner Herzoge und starb 1615 als deren Geheimer Rath, Schloßhauptmann und Obermarschall. Sein Sohn Paul Anton wurde mit Dorothea Hedwig von Kamecke aus dem Hause Strippow der Vater Paul Anton's des Jüngern, eines der Ausgezeichnetsten seines ganzen Geschlechts. Als Edelknabe an den berliner Hof gekommen, stieg er dort zu hohen Ehren; er erhielt die Stelle eines Grand maitre de la maison royale und die eines ersten Kammerherrn, wurde bei der Errichtung des Schwarzen Adlerordens dessen Ritter und stieg für Auszeichnung in den Kriegen von 1696 bis 1716 zum Generalmajor, Brigadier und Chef eines Infanterie-Regiments. Geschwächter Gesundheit wegen entsagte er in diesem Jahre dem Kriegsdienst und zog sich auf seine Güter Strachmin, Strippow, Tucheband, Pretzel, Rädikow und Warnow zurück, wo schon im Jahre darauf ein Blutsturz seinem erst vierundvierzigjährigen Leben ein Ende machte. Erwähnt sei noch, daß er 1704 beim St.-Johanniterorden aufgeschworen, daß er später eine Präbende im hohen Domstift zu Havelberg erhalten hatte und schließlich zum Dompropst daselbst erwählt worden war, daß ihn der König Friedrich I., für dessen besonderen Günstling er galt, mit den Amtshauptmannstellen zu Mühlenhof und Mühlenbeck belehnt hatte. Er war erstlich vermählt mit Agnes Juliane, Erbtochter (unter vier Schwestern) des Grafen Adam Georg von Schlieben, preußischen Staatsministers, und durch sie in den Besitz von Elzow, Saldekow, Tucheband und Papitz getreten. Nach ihrem bereits im ersten Wochenbette am 21. Sept. 1705 im Alter von 20 Jahren erfolgten Tode schritt er 1707 zur zweiten Ehe mit Ilsa Anna von Brunnow, Hofdame der Kronprinzessin, die ihn bis 1749 überlebte. Ihr 1715 geborener Sohn Friedrich Paul Anton von Kamecke, königl. preußischer Schloßhauptmann in Berlin, wurde am 28. Juli 1740 in den preußischen Grafenstand erhoben. Er hatte nach dem Tode seines Vetters Friedrich Heinrich (s. unten) mit den übrigen Lehnsvettern im J. 1756 einen Vergleich über die in Gemeinschaft habenden Güter dahin abgeschlossen, daß ihm Strachmin, Hohenfeld, Kordeshagen, Strippow und Warnin überlassen wurden. Aus seiner Ehe mit einer Gräfin von Goloffin erspross der Graf Alexander Hermann (starb am 6. April 1806), königl. preußischer Geheimer Ober-Finanz-, Regierungs- und Domänenrath, der mit Amalia Wilhelmina Gräfin von Lynar den am 14. Dec. 1769 geborenen Grafen Rochus Emil Albert zeugte, der in zwei Ehen Descendenz hinterließ, deren männlicher Stamm am 28. März 1879 erlosch und somit diese ganze gräfliche Linie beschloß. — Aus der hohenfelder Linie erscheint Ernst Bogislaus von Kamecke, ein am 24. Dec. 1674 geborener Sohn des Georg Friedrich, ein auf Universitäten und weiten Reisen hochgebildeter Mann, der in seiner Person die Stellen eines Hofkammer-Präsidenten, eines Ober-Domänendirectors und eines Generalpostmeisters vereinigte, daher Sitz und Stimme im Geheimen Staatsrath hatte, zu gleicher Zeit aber auch als Obermarschall bei dem königlichen Hofe zu Berlin fungirte und dabei doch noch Zeit fand, den Wissenschaften und Künsten zu huldigen, weshalb er zum Protector der königlichen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften erwählt wurde. Während seiner Oberleitung der königlichen Domänen suchte er vornehmlich dahin zu wirken, die in Erbpacht überlassenen königlichen Aemter und Güter wieder in Zeitpachtungen zu verwandeln, und verbesserte hierdurch die königlichen Einkünfte nicht unerheblich. Nachdem er seitens des Königs Friedrich I. durch Verleihung des Ordens vom Schwarzen Adler und der Amtshauptmannsstelle von Bublitz ausgezeichnet worden, starb dieser berühmte Staatsmann am 4. Dec. 1726, einen einzigen Sohn hinterlassend, den bereits oben erwähnten, in der Schlacht von Prag unvermählt gefallenen Friedrich Heinrich, der — was aber bisher nicht feststeht — gemeinsam mit seinem Vetter am 28. Juli 1740 den Grafenstand erlangt haben soll. — Es würde zu weit führen, die sämmtlichen Mitglieder des Geschlechts zu verzeichnen, die besonders im Kriegsdienste ihres Vaterlandes sich Auszeichnung verschafft oder mit ihrem Blute auf dem Schlachtfelde die Treue zu ihrem König besiegelt haben; es genüge der Hinweis, daß dieses edle Haus bis in die jüngste Zeit seinen Namen mit den bedeutungsvollsten Episoden der vaterländischen Geschichte zu verketten gewußt hat.

Das Wappen zeigt im rothen Schilde einen silbernen Geis- oder Gemsenkopf, auf dem Helme drei Schwerter fächerartig aufgestellt. Da die ältesten Siegel einen Widderkopf weisen, da ferner die Gemse ein für die

eingeborenen Geschlechter am Ostseestrande nicht gerade übliches Wappenbild ist, wäre man fast versucht zu glauben, die Wappenherren hätten, in Anlehnung an die oben erwähnte fabelhafte Abstammung von den Grafen von Capri, dieser im Laufe der Zeiten gewisse Concessionen gemacht. Derartige Fälle sind übrigens in der Heraldik nicht selten, ohne daß man bei ihnen berechtigt wäre, bösen Willen vorauszusetzen. Unverstand mit schlecht überlieferter Tradition haben in dieser Beziehung ganz Anderes und zwar Ungeheuerliches gezeitigt.

(*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

Kamēl, s. Camelus.

Kamēlheu, Grasgattung, deutscher Name für Andropogon (s. d.).

KAMELOT oder KAMLOTT (Zeug aus Kamelhaar), ursprünglich ein leichter leinwandartig gewebter Stoff aus dem Haar der Kamel- oder Angoraziege, der in Kleinasien in unerreichter Schönheit hergestellt wird. Auch in England und Holland werden Kamelots aus Angoragarn, öfters mit Seide gemischt, sowol einfarbig als melirt erzeugt; häufiger werden jedoch unter dieser Benennung Stoffe producirt, die gar keine Angorawolle enthalten, bei denen sogar in manchen Fällen die Kette aus Leinen oder Baumwolle besteht. Der unter dem Namen *Kamelot* bekannteste (wollene) Stoff ist aus Kammgarn leinwandartig mit gezwirnter Kette und einfachen Einschlagfäden gewebt. Als *Seidenkamelot* kommt ein taffetartiges Seidengewebe vor, dessen Kette je zwei verschiedenfarbige, mit schwacher Drehung zusammengezwirnte Fäden enthält, während die einfachen Einschlagfäden von einer dritten Farbe sind, wodurch ein feingeflammter Stoff von schillerndem Glanz entsteht. Beim *halbseidenen Kamelot* ist die Kette aus Seide, der Einschlag aus feinem Baumwollengarn hergestellt.

(*W. H. Uhland.*)

Kämelwolle, das seidenartige Haar der Kämel- oder Angoraziege, s. unter Ankyra.

KAMEN, auch CAMEN, heißt ein preußisches Städtchen der Provinz Westfalen, Regierungs-Bezirk Arnsberg, Kreis Hamm, mit 4423 Einwohnern (im J. 1816: 2153) in 601 Wohnhäusern, die 893 Haushaltungen umfassen. Die Bewohner sind evangelisch, außer 711 Katholiken und 130 Juden. Der Ort liegt in 62 Met. Höhe an der Sesekе, 15 Kilom. von Hamm, und hat eine Papierfabrik, Pfefferkuchenbäckerei, Oelmühlen, Kalkbrennerei, Bierbrauerei, Handel mit westfälischen Schinken u. s. w. — Das russische Wort *Kamen* bedeutet: Stein, Fels; daher im Ural-Gebirge der 454 Met. hohe Konstantinowsky-Kamen, der 1633 Met. hohe Deneschkin-Kamen, der 565 Met. hohe Kontschakoff-Kamen u. s. w.

(*G. A v. Klöden.*)

KAMENEZ-PODOLSKI, die Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Podolien unter 48° 40′ nördl. Br. und 44° 14′ östl. L., liegt malerisch auf einer hohen und steilen, von dem Flusse Smotritsch gebildeten Halbinsel. An die Stadt schließen sich die Sloboden Polski, Ruski und Bjelanowka, die Vorstadt Mukschi, die Flecken Karwasary und Sinkouzi und die franziskanische und karmelitische Juridica. Gerade der Stadt gegenüber liegt auf einem Felsen die alte Festung, von der eine hölzerne Brücke über den Smotritsch in die Stadt führt. Die russischen Chroniken erwähnen ein Kamenez-Podolski schon am Ende des 12. Jahrh., obwol es ungewiß ist, ob sich dieser Name auf das heutige Kamenez-Podolski bezieht. Im 12. Jahrh. bildete Kamenez-Podolski einen Theil des galizischen Fürstenthums; 1199 wurde es erfolglos von Koljun, dem Khan der Polowzen, im Bunde mit den tschernigowschen und turowschen Fürsten und dem ungarischen Zarewitsch Anirian belagert. Im J. 1240 wurde die Stadt von Baty-Khan in einen Trümmerhaufen verwandelt und verschwindet von da an auf ein ganzes Jahrhundert aus der Geschichte. In der ersten Hälfte des 14. Jahrh. eroberte der lithauische Fürst Gedimin die podolischen Städte und schenkte sie seinen Enkeln, den Fürsten Koriatowitsch, die wahrscheinlich auch das zerstörte Kamenez-Podolski von neuem aufbauten. Fedor Koriatowitsch versuchte 1351 im Bunde mit Ungarn von Lithauen abzufallen, doch sein Oheim Olgerd erschien mit einem Heere in Podolien, eroberte viele Städte, unter andern auch Kamenez-Podolski, und Fedor flüchtete nach Ungarn. Als Jagello 1392 den polnischen Thron bestiegen hatte, stellte dessen Bruder Witowt I. die Unabhängigkeit Lithauens wieder her und übergab 1395 die Verwaltung Podoliens dem Fürsten Fedor Koriatowitsch II., der jedoch bald darauf nach dem misglückten Versuche, sich unabhängig zu machen, nach Wilna verbannt wurde. 1396 kaufte Jagello von Witowt Podolien mit den Schlössern Kamenez, Smotritsch, Skala und Tscherwono-Gorod für 46,000 Goldstücke; 1401 war der Bruder Jagello's, Swidrigailo, Statthalter von Podolien, wurde aber nach zwei Jahren wieder abgesetzt, weil er sich unabhängig zu machen suchte. Darauf kaufte Witowt Podolien von Jagello und beherrschte es bis zu seinem Tode 1430. Im J. 1434 bildete der polnische König Wladislaus III. aus Podolien eine besondere Wojewodschaft mit der Hauptstadt Kamenez-Podolski. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. und am Anfange des 16. Jahrh. war Kamenez-Podolski und seine Umgegend häufigen Ueberfällen der Türken und Tataren ausgesetzt; 1476 wurde die Stadt vom Sultan Mohammed II. zerstört. Im J. 1509 hatte Kamenez-Podolski eine Belagerung der Moldauer auszuhalten; 1516 und 1526 wurden die umliegenden Ortschaften von den Tataren verwüstet. Im 17. Jahrh. überstand Kamenez-Podolski häufige Belagerungen der Türken und Kosaken. So wurde es 1648 und 1652 von dem Hetman Chmelnicki belagert und 1672 von dem Hetman Doroschenko, der sich mit Mohammed IV. verbunden hatte, eingenommen. Bis zum J. 1699 blieb Kamenez-Podolski im Besitz der Türken, die hier eine Garnison hielten. In diesem Jahre kam es wieder an Polen und blieb bis zum Ende des 17. Jahrh. von weiteren Ruhestörungen verschont. 1795 kam Podolien an Rußland und Kamenez-Podolski wurde zur Hauptstadt der podolischen Statthalterschaft, 1796 aber zur Gouvernementsstadt erhoben. Die Stadt ist

der Sitz eines Civilgouvernements, des Erzbischofs von Podolien und Bracław und eines katholischen Bischofs, früher auch eines armenischen. Sie hat ein Gymnasium, ein griechisch orthodoxes und ein katholisches Seminar, eine Pfarrschule, zwei jüdische Kreisschulen, ein Theater, ein Karmeliterkloster, ein Nonnenkloster, 23 griechisch-orthodoxe Kirchen, 5 katholische Kirchen, 1 armenische Kirche, 1 Synagoge, 305 Kaufladen, 8 Talgschmelzereien, 2 Seifensiedereien, 1 Liqueurfabrik, 6 Ziegelbrennereien und 17,342 Einwohner, von denen über die Hälfte Juden. Der Handel der Stadt ist von keiner großen Bedeutung und befindet sich ganz in den Händen der Juden. Die Nähe der österreichischen Grenze begünstigt den Schleichhandel. Einige Kaufleute treiben Handel mit Getreide und Holz. Die drei hier stattfindenden Jahrmärkte werden wenig besucht. Unter den Gebäuden ist die im J. 1398 erbaute armenische Kirche bemerkenswerth, in welcher ein Gebetbuch mit der Inschrift „1394", sowie ein Muttergottesbild aufbewahrt wird, das schon zur Zeit der Zerstörung Kamenez-Podolskis durch die Tataren existirte. Als Denkmal der Türkenherrschaft hat sich noch ein Minaret erhalten, welches neben der katholischen Kathedrale steht. (*A. v. Wald.*)

KAMENNOI-OSTROW, d. h. die steinerne Insel, eine Newa-Insel in der Nähe von Petersburg, 5600 Fuß lang und 2100 Fuß breit. Die Insel gehörte anfangs dem Kanzler Golowkin, kam dann in den Besitz des Kanzlers Bestuschew-Rjumin, der sie durch Erdaufschüttungen erhöhte, mitten durch sie einen Kanal zog und einen Garten darauf anlegte. Nach Bestuschew's Tode wurde Kamennoi-Ostrow Eigenthum des Kaisers Paul I., der darauf ein kleines Schloß und ein Invalidenhaus erbaute, welches gegenwärtig für die Ritter des Annenordens bestimmt ist. Gegenüber dem Invalidenhause steht eine kleine Kirche. Ein großer Theil der gegenwärtig im Besitze der Kinder der verstorbenen Großfürstin Helena Pawlowna befindlichen Insel ist mit schönen Villen bedeckt, die als Sommeraufenthaltsort der petersburger Aristokratie dienen. (*A. v. Wald.*)

KAMENSCHTSCHIKI ist eine russische Bezeichnung (das Wort bedeutet „Steinmetz") für Tataren am Altai, die nach dem Flusse Buchtarma und dem am Irtysch gelegenen Orte Buchtarminsk auch Buchtarminzy genannt werden. Sie waren oder sind noch sogenannte Jasaschniki, d. h. Leute, die den „Jasak", Abgabe, in Pelzwerk zahlen. (*R.*)

KAMENSKAJA, Stanitza im russisch-europäischen Gebiet von Nowotscherkask im Lande der donschen Kosaken, am rechten Ufer des Donez, 116 Kilom. von Nowotscherkask. Nach der Stanitza Michailowka (16,854 E.) ist Kamenskaja die größte und ihrer Bauart nach die schönste Stanitza im ganzen Gebiete. Sie hat vier Kirchen, eine Poststation auf der moskau-kaukasischen Straße, eine Kreis- und Elementarschule, ein Bezirksgericht, zwei Jahrmärkte und 15,507 Einwohner. Die gegenwärtige Lage der Stanitza ist schon die fünfte nach ihrer Gründung. Früher lag sie am linken Ufer des Donez und wurde im J. 1817 zum letzten mal auf ihre jetzige Stelle übergeführt. Der Boden besteht auf der Ostseite der Stanitza aus Flugsand, der bei heftigen Ost- und Nordwinden von dem linken Ufer des Donez hierher geführt wird. In der Umgegend von Kamenskaja sind mächtige Steinkohlenlager gefunden worden, deren Bearbeitung in letzter Zeit in Angriff genommen wurde. (*A. v. Wald.*)

KAMENZ (Camenz), Hauptort der gleichnamigen Amtshauptmannschaft der königlich sächsischen Kreishauptmannschaft Bautzen, früher eine der sogenannten Sechsstädte, seit 1815 eine der Vierstädte der sächsischen Oberlausitz, an der Schwarzen Elster, Station der Strecke Lübbenau-Kamenz der Berlin-Görlitzer Eisenbahn, sowie der Strecke Arnsdorf-Kamenz der sächsischen Staatsbahnen, mit Eisenbahntelegraph für den öffentlichen Verkehr, außerdem aber Station des Deutsch-Oesterreichischen Telegraphenvereins, Sitz einer Amtshauptmannschaft und eines Amtsgerichts. Die Zahl der Bewohner ist von 6784 im J. 1875 auf 6820 im J. 1880 angewachsen, darunter befanden sich 6351 Protestanten, 450 Katholiken und 19 Juden. Kamenz hat als westlicher Grenzort des wendischen Sprachgebiets auch eine Anzahl Wenden aufzuweisen, für die alle 14 Tage wendischer Gottesdienst in der ehemaligen Klosterkirche abgehalten wird. Die gewerbliche Thätigkeit erstreckt sich besonders auf Tuchfabrikation (Militärlieferungen), Töpferei, Tischlerei, Schuhmacherei, Böttcherei, Dampffärberei, Brauerei und Pfefferkuchenbereitung. In der Umgebung der Stadt sind bedeutende Granit- und Dioritbrüche, deren treffliches Baumaterial weithin versandt wird, sowie ergiebige Thongruben. Der Handelsverkehr beschränkt sich im ganzen auf deutschen Binnenhandel, doch werden Geschäfte in bunten Tuchsorten auch nach dem Orient gemacht, während Töpferwaaren einen nicht unerheblichen Absatz nach Oesterreich finden. Neben zwei Jahr- und vier Viehmärkten hat Kamenz jetzt auch einen Wollmarkt; die wöchentlichen Getreidemärkte sind von ziemlicher Bedeutung. Der landwirthschaftliche Betrieb wird besonders im Osten der Stadt durch guten und zum Theil vorzüglichen Boden begünstigt. Jeder Fremde, der Kamenz besucht, lenkt seine Schritte zuerst nach dem Lessinghaus, wo Lessing am 22. Jan. 1729 geboren wurde. Auf dem Schulhofe steht seine 1863 aufgestellte Kolossalbüste von Knaur. Das ihm zu Ehren 1824—26 errichtete Lessingstift erfreut sich eines weiten Rufes als Krankenhaus. In demselben befindet sich das berühmte Lessingbild, eine von Haberkorn gemalte Kindergruppe. Haberkorn unterrichtete den jungen Lessing im Zeichnen. Ebenso weist das Stift eine gute Lessingbüste vom Hofbildhauer Kühne in Dresden auf und birgt endlich das Grab seines Gründers, des Dr. Johann Gottfried Bönisch, gest. 25. Juli 1835. In der Nähe wurde 1869 eine Kleinkinderbewahranstalt ins Leben gerufen. Unter den öffentlichen Gebäuden sind zunächst hervorzuheben: die Hauptkirche von 1235, die St.-Justkirche von 1377, die Klosterkirche von 1499 und die Katechismuskirche von 1724, sämmtlich mit Denkmälern aus der Vorzeit; sodann das zierliche Rathhaus

in byzantinischem Stil mit einem hochaufstrebenden Thurme in der Mitte der Façade. Es birgt außer einer Sammlung von Alterthümern die etwa 4000 Bände zählende Stadtbibliothek. Die Bürgerschule und das Gerichtsamt sind stattliche Gebäude, überhaupt ist die Bauart von Kamenz, das vom 4. zum 5. Aug. 1842 von einem großen Brandunglück heimgesucht wurde, und seitdem fast ganz neu wieder erstanden ist, durchgehends massiv und freundlich. Als Merkwürdigkeiten sind zu nennen: der 1548—72 errichtete Andreasbrunnen auf dem Markt, der schwarze Mönch, ein in einem Hause am Markt eingemauerter Denkstein und der originelle pulsnitzer Thurm, wo der Diakonus Caspar Dulichius 1655 wegen Zauberei hingerichtet wurde. Die Bürgerschule besitzt zwei größere Gebäude, zählt 20 Lehrer und hat eine Frequenz von 1180 Schülern.

Die Umgebungen von Kamenz bieten manches Anziehende. Zunächst der Stadtpark, Forst genannt, wo jährlich in der Bartholomäuswoche das aus alter Zeit stammende vielbesuchte Forstfest abgehalten wird, ferner der Hutberg mit dem eine weite Aussicht bietenden Lessingthurm, der Eulenberg, der Reinhardsberg (eine ehemalige Heidenschanze), der Schloßberg und der Galgenberg.

Der Name Kamenz kommt her vom slawischen Kamen, Stein, wahrscheinlich weil der Ort, ursprünglich Residenz der reichbegüterten Herren von Kamenz (früher von Veste), auf Grauwackenfelsen gegründet ist. Bernhard I., der 1220 starb, erbaute Altstadt-Kamenz, das er zum Theil mit Webern aus den Niederlanden besiedelte. Nach einem Brande erbaute Bernhard II., gest. um 1248, einen neuen Stadttheil und die von ihm reich dotirte Pfarrkirche (1225). Bernhard III., der berühmteste Sproß seines Geschlechts, gründete das benachbarte Kloster Marienstern, das er mit reichen Dotationen ausstattete. Er erlangte 1293 die Würde eines Bischofs von Meißen und starb 1296. Kamenz wurde 1318 eine unmittelbare, erst markgräflich-brandenburgische, im folgenden Jahre königlich böhmische Stadt. Das Schloß, das der Rath der Stadt für 200 Schock guter Groschen erworben, wurde 1432 beim Anrücken der Hussiten aus Vorsicht niedergelegt. Im J. 1346 trat Kamenz in den gegen das Raubritterthum errichteten Sechsstädtebund und wurde 1815 eine Vierstadt der sächsischen Oberlausitz. Vor dem unglücklichen Pönfalle der Sechsstädte, 1547, war Kamenz eine reichbegüterte Stadt, es verlor aber damals und durch spätere Kriege den größten Theil seiner Besitzungen, die sich gegenwärtig, abgesehen von Schul- und Kircheneigenthum, auf etwa 650 Acker belaufen. Der große Brand 1842 fügte der Stadt abermals großen Schaden bei, doch hat sie sich durch Gewerbfleiß und mit Hülfe der Eisenbahnverbindungen wieder kräftig emporgearbeitet. (*A. Schroot*,

nach Angaben von F. F. Klix.)

KAMENZ, officiell Camenz geschrieben, ist ein preußisches Dorf in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Kreis Frankenstein, 9 Kilom. im Südsüdost von Frankenstein, unweit der glatzer Neiße an der Pause gelegen, und zwar in der Herrschaft Camen. Der Ort hat 500 Einwohner und war früher ein Theil des daranstoßenden Dorfes Grunau; darin hatte Brzetislaw von Böhmen im J. 1094 eine Kirche und eine Burg Kamieniza erbaut; im J. 1209 wurde dort von dem breslauer Augustiner-Chorherrn Vincenz von Pogarell eine Cistercienser-Abtei gegründet, welche in großem Reichthume bis 1810 bestand, wo sie aufgelöst wurde. Von den Gebäuden derselben nahe am Gasthause stehen nur die Prälatur und die Kirche, während der linke oder nördliche Klosterflügel nach dem im J. 1827 stattgehabten Brande gänzlich abgetragen worden ist. An die Abtei knüpft sich die Sage, daß der Abt den König Friedrich II. 1745 vor der Gefangenschaft gerettet habe. Besitzer der Herrschaft ist Prinz Albrecht, welcher dieselbe von seiner Mutter, der vom Prinzen Albrecht geschiedenen Prinzeß Marianne der Niederlande, geerbt hat. Ihm gehören die 31 Stiftsdörfer und das hinter dem Kloster, jenseit des Pausebaches, am Hügel erbaute größte und prächtigste Schloß Schlesiens, welches Prinzeß Marianne nach Schinkel's Entwurf hat aufführen lassen. Es ist ein riesiges Viereck mit Eckthürmen, innen sehr schön; davor liegen Terrassen mit Springbrunnen, und auf 11 Meter hoher Granitsäule steht eine 3 Meter hohe Victoria zum Andenken an das J. 1870; hinter dem Schlosse dehnt sich ein Park aus mit schöner Aussicht über das nahe Neissethal nach dem Reichensteiner Gebirge.

(*G. A. v. Klöden.*)

KAMERALWISSENSCHAFTEN (Cameralia) war die früher übliche Bezeichnung für die Gesammtheit derjenigen wissenschaftlichen Kenntnisse, welche die Beamten der ehemaligen fürstlichen Kammer (s. d.) besitzen mußten. In Deutschland wurde nämlich, seitdem sich festere staatliche Zustände bildeten, die Verwaltung der Domänen oder Kammergüter, welche die Hauptquelle des fürstlichen Einkommens repräsentirten, jenen Kammern überwiesen, welche daneben, wie z. B. besonders in Preußen, als Kriegs- und Domänenkammern auch gewissen Zweigen der Volkswirthschaftspflege und der Polizei vorstanden. So bildete sich die Lehre von den Kammersachen als Inbegriff der Grundsätze über die Thätigkeit dieser Behörden. Während man von jeher für die höhern Kameralbeamten das juristische Studium als unerläßlich betrachtete, galt anfänglich für die niedern Beamtungen die einfache Schreiberbildung für ausreichend, bis man später mit der Ausbildung der Staatsverwaltung mehr und mehr zu der Einsicht gelangte, daß auch dasjenige, was man bisher auf dem Wege bloßer Routine betrieben, einer wissenschaftlichen Behandlung fähig und bedürftig sei. Man faßte daher alles, was der Verwaltungsbeamte an erlernbaren Kenntnissen brauchte, aber durch die juristische Ausbildung allein sich nicht aneignen konnte, in den Collectivbegriff Kameralwissenschaften zusammen, für welche zuerst König Friedrich Wilhelm I. von Preußen Lehrstühle an den Universitäten errichtete. Seckendorf, Horneck, Schröder, Sonnenfels, Justi u. a. waren besonders hervorragende Vertreter dieses neuen wissenschaftlichen Gebietes, welches sich in zwei Abtheilungen, die ökonomische und die politische, gliederte. Die erstere zer-

fiel in die Landwirthschaftslehre, zu welcher auch die Lehre vom Bergbau und der Forstwirthschaft gerechnet wurde, und in die Stadtwirthschaftslehre oder die Lehre vom Handel und den Gewerben; die zweite in die Polizeiwissenschaft und in die Kameralwissenschaft im engeren Sinne, d. h. die Finanzwissenschaft. Das Ganze verfolgte als Hauptzweck, die Staatseinkünfte thunlichst zu steigern, wozu neben der besseren Ausnutzung der Domänen und Regalien zugleich auch die möglichste Hebung des Volkswohlstandes dienen sollte. Wenn später zu den Kameralwissenschaften im hier gedachten Sinne noch einzelne technische Lehrzweige specielleren Art, wie Baukunde, Münzkunde u. s. w., hinzugefügt wurden, so geschah dies in Berücksichtigung vorliegender besonderer Verhältnisse und Bedürfnisse, die mit dem eigentlichen fiskalischen Princip der Kameralwissenschaften nur in indirectem Zusammenhange standen. Von bedeutendstem Einflusse auf letztere waren nun aber die seit dem 18. Jahrhundert hervortretenden volkswirthschaftlichen Systeme. Denn je mehr die Wirthschaftswissenschaften in den Vordergrund traten und sich in besondern Zweigen als allgemeine Wirthschaftslehre, Wirthschaftspolitik, Finanzwissenschaft und Verwaltungslehre weiter ausbildeten, um so unhaltbarer wurde die Absonderung einer vorzugsweise für Staatsbeamte bestimmten sogenannten Kameralwissenschaft. Nicht mehr die Urproductionen oder Handel oder Gewerbe, sondern die Arbeit überhaupt gilt seit Adam Smith als die Quelle des Volkswohlstandes, und die Erforschung des Zusammenhangs aller menschlichen Beschäftigungen und der wirthschaftlichen Dinge überhaupt ist nicht mehr blos eine Aufgabe der Staatsbeamten, sondern ein Erforderniß allgemeiner Bildung. Aus diesem Grunde sind die Kameralwissenschaften jetzt ein veralteter Begriff, an dessen Stelle auf den Universitäten die Wirthschaftswissenschaften, die Finanzwissenschaft und die Verwaltungslehre getreten sind. Vgl. Nationalökonomie; Staatswissenschaften. — Die noch heute übliche Bezeichnung „Stud. jur. et cam.“, eine Reminiscenz früherer Zeiten, will lediglich besagen, daß der Jünger der Wissenschaft sich nicht allein auf den Justiz-, sondern auch auf den Verwaltungsdienst vorbereitet. (*Albrecht Just.*)

KAMES (auch Kaimes), Lord, meist nach seinem ursprünglichen Namen Henry Home genannt, englischer Aesthetiker und Moralist, wurde 1696 zu Kames in der schottischen Grafschaft Berwick geboren, bekleidete mehrere juristische Aemter bis zu demjenigen eines Oberrichters von Schottland, wurde 1752 zum Lord von Kames ernannt und starb als ein seiner Rechtschaffenheit, Liebenswürdigkeit und vielseitigen Bildung halber hoch angesehener Greis zu Edinburgh am 27. Dec. 1782. Seine schon bei Lebzeiten rühmlich anerkannte literarische Thätigkeit erstreckte sich zwar theilweise auch auf Gegenstände seines juristischen Berufs und besonders auf naturrechtliche Fragen (vgl. z. B. Historical law, Edinb. 1759 und The principles of equity, Lond. 1760, deutsch zus. unter dem Titel: Versuch über die moralischen Gesetze der Gesellschaft, Leipz. 1778), aber ihre wissenschaftliche Bedeutsamkeit liegt auf dem Gebiete der Aesthetik und in der Vertretung einer ästhetisirenden Moral. Das werthvollste und, abgesehen von seiner historischen Bedeutung, heute noch lesenswerthe unter seinen Werken sind die Elements of criticism (Lond. 1762 in 3 Bdn., 2. Aufl. Edinb. 1765; deutsch von Meinhard in 3 Bdn., Leipz. 1772—1790). Dieselben bilden neben E. Burke's fünf Jahre früher erschienenem Inquiry into the origin of our ideas of the sublime and beautiful den ersten principiell durchgeführten Versuch einer selbständigen, rein psychologischen Aesthetik, welcher die Aufstellung der Geschmacksregeln und die Anweisung zur künstlerischen Production von der Einsicht in die psychologische Genesis der Empfindungen des Schönen und Erhabenen abhängig machen und diese aus den „Gesetzen der menschlichen Natur“ auf inductivem Wege ableiten will (vgl. die Einleitung). Dabei wird der ästhetischen Empfindung eine Mittelstellung zwischen der Sinnesthätigkeit und der rein geistigen Function angewiesen, und ihr Verhältniß theils zur Ideenassociation (Kap. 1), theils zu den Lust- und Unlustgefühlen (Kap. 2) erörtert; namentlich die Lehre von der „idealen Gegenwart“, der Gefühlswirkung der Phantasievorstellungen, (deutsche Ausg. I, 117 fg.) ist von hohem Interesse. Die auf solchen Grundlagen sich entwickelnde Theorie ist schon völlig subjectiven Charakters: die Prädicate „schön“ und „erhaben“ gelten nicht als objective Qualitäten der Dinge, sondern werden ausdrücklich für noch subjectiver erklärt als die von Locke sog. secundären Qualitäten (I, 280 fg.): sie sind sozusagen tertiäre Qualitäten.[1]) Ist dann auch weiterhin die Definition des Schönen als einer Vereinigung des Sanften und des Muntern[2]) ziemlich oberflächlich (Kap. 3), so schließen sich doch daran wichtige Untersuchungen über den Gegensatz der direct zu empfindenden „eigenen Schönheit“ und der erst durch Reflexion zur Empfindung zu bringenden „Schönheit des Verhältnisses“, welche theils der Kantischen Unterscheidung der „freien“ und der „anhängenden“ Schönheit (Kant, Krit. der Urtheilskr. §. 16), theils Fechner's neueren Forschungen über den „directen“ und den „associativen“ Factor des ästhetischen Eindrucks (vgl. Fechner, Vorschule der Aesthetik I, 86 fg.) vorgreifen; freilich einerseits in so unvollkommener Form, daß der Grund der directen Empfindung (wie sie durch Proportionalität, Symmetrie, Einfachheit u. s. w. herbeigeführt wird) doch immer wieder in Associationen gesucht wird (vgl. I, 275 fg.), andererseits mit einer der beschränkten Ideologie des vorigen Jahrhunderts durchaus entsprechenden Geschmacklosigkeit, indem die „Schönheit des Verhältnisses“ stets als Zweckmäßigkeit im Sinne banaler Nützlichkeit betrachtet wird. So heißt es z. B. I, 297: „Ein alter gothischer Thurm, der keine Schönheit an sich hat, scheint uns schön, wenn wir ihn als gute Schutz-

1) Vgl. mit Ausdehnung auf die „moralischen Qualitäten“ Sketches on the history of man (deutsche Ausg.), II, 82 fg.
2) Unter den im Anhang des Werkes (Bd. III) gegebenen Definitionen wird (Nr. 20 fg.) in interessanter Weise „Schönheit“ in ursprünglicher Bedeutung als eine Qualität des Gesichtssinnes und jede andere Anwendung des Wortes für übertragen erklärt.

wehr wider den Feind betrachten" (sic!). Das heißt die Barbarei, mit der das Mittelalter die Trümmer des Alterthums ausnutzte, ästhetisch rechtfertigen! Ganz unzulänglich ist Home's Auffassung des Erhabenen (Kap. 4), welches mit dem „Großen" identificirt wird und dessen ästhetischer Reiz in der Anstrengung bestehen soll, mit der es aufgefaßt werden muß; dabei wird das Moment des Erdrückenden im Erhabenen erwähnt (I, 325 fg.), ohne mit der aufgestellten Theorie in Verbindung gebracht zu werden. Dann folgen in wenig glücklicher Anordnung Specialuntersuchungen über weitere ästhetische Begriffe (Lächerlich, Witz, Anmuth, Würde ꝛc.) und Objecte des ästhetischen Eindrucks, und schließlich läuft die Darstellung nach der damals üblichen Weise in eine Poetik aus. Erfreulich ist die Vorliebe des Verfassers für Shakespeare, aus dem die Mehrzahl der Beispiele gewählt ist, und damit hängt auch die Polemik gegen die Lehre des französischen Classicismus von den „drei Einheiten" (Kap. 23, Bd. III) zusammen. Als der letzte Grund aller ästhetischen Urtheile wird der common sense bezeichnet, der die Durchschnittsempfindung der „feineren Nationen" bilde (III, 391 fg.).

Klingt darin schon die Lehre der späteren sog. Schottischen Schule an, so gilt dasselbe für Home's Moralphilosophie, die er in den Essays on the principles of morality and natural religion (Edinb. 1751; deutsch von Rautenberg, 2 Bde., Braunschw. 1768) niedergelegt und später in den Sketches on the history of man (Lond. 1774 in 2 Bdn.; deutsch Leipz. 1774 u. 1775), einer Art von Anthropologie, durch breite Benutzung der damals gerade in Mode kommenden ethnographischen Erzählungen zu erläutern gesucht hat. Die parallele Behandlung des „moralischen Gefühls" (und ebenso des Rechtsgefühls, vgl. Sketches II, 83 fg.) mit dem ästhetischen Geschmack ist dabei das Wesentlichste und erscheint im Anschluß an Shaftesbury, Hutcheson und Butler (vgl. 2. Essay, Kap. 2 u. 3) mit lebhafter Bekämpfung von Clarke, Wollaston und Hume (das. Kap. 3, 6 u. 7). Diese Auffassung, mit welcher der Determinismus (vgl. 3. Essay) durchaus vereinbar erscheint, entwickelt sich in ziemlich oberflächlichen Auseinandersetzungen, unter denen nur die Unterscheidung der unerlaßlichen und der der freien Wahl überlassenen Maximen beachtenswerth ist, weil sie sich in ähnlicher Weise bei Kant (vgl. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 2. Abschn., Hartenstein'sche Ausgabe, Bd. II, S. 47) findet. Der zweite Theil der Essays ist wesentlich polemisch und entwickelt schon fast alle Grundgedanken der später von den Schotten ausgesponnenen und zugespitzten Bekämpfung von Locke, Berkeley und Hume (Kap. 1—4). Den Schluß des Werkes bilden die Grundzüge einer Religionsphilosophie, welche im Geiste des Deismus physikotheologischer Tendenz ist, und auch hier wird das Gottesbewußtsein auf das „Gefühl" von der Schönheit und Zweckmäßigkeit der Welt, als der besten Offenbarung des höchsten Wesens, gegründet. Doch fehlt diesen Darstellungen bei Home jener poetische Schwung, mit dem sie ein Shaftesbury vortrug, und statt dessen zieht sich durch alle Schriften Home's eine Nützlichkeitskrämerei hindurch, die vielfach an gleichzeitige Erscheinungen in Deutschland erinnert. Er liebt es, wie schon der Uebersetzer der Essays (I, 23 fg.) bemerkt hat, psychologische und andere Thatsachen dadurch für erklärt zu halten, daß er zeigt, wie nützlich sie für den Menschen sind, und die Beschränktheit jener deistischen Vorstellungskreise kommt bei ihm sehr stark in den philiströsen und geradezu albernen Urtheilen zu Tage, welche er an verschiedenen Stellen der Sketches (z. B. II, 224 fg.) über die antiken Göttervorstellungen fällt; wie denn überhaupt diese Anthropologie als ein Typus der Verständnißlosigkeit gelten kann, mit der die Aufklärung in der Beurtheilung historischer Erscheinungen verfuhr.[3])

Andere, unbedeutendere Schriften Home's, wie seine „Einleitung in die Kunst des Denkens" (1761) und seine „Ideen über Erziehung des Herzens" (1781) sind jetzt völlig vergessen. Im allgemeinen liegt seine Stärke weder in großartigen neuen Gesichtspunkten, noch in logischer Schärfe des Denkens, noch in origineller Gruppirung des Stoffs, sondern in der Liebenswürdigkeit seiner Darstellung und in der Feinsinnigkeit seiner Detailanalysen und einzelnen Beobachtungen, besonders auf dem ästhetischen Gebiete. Wenn er in der Einleitung seiner Essays mit der Absicht, das Ansehen der Sinne, der innern sowol als der äußern, zu befestigen, den Grundsatz aufstellt, daß „alle unsere Schlüsse zuletzt auf Gefühl und Empfindung beruhen", so ist seine wenig wissenschaftliche Ausführung dieses Princips durch Th. Reid und die Begründung der Schottischen Schule völlig in Schatten gestellt worden. Die Historiker der Philosophie sind deshalb durchweg ganz kurz über ihn hinweggegangen: Hettner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts, I, 419 fg.) und Zimmermann (Geschichte der Aesthetik I, 223 fg.) haben ihren Analysen seiner Aesthetik mit Recht die Hinweise auf die mannichfachen Einwirkungen hinzugefügt, welche die Elements auf Männer wie Lessing, Herder und Schiller ausgeübt haben. Eine biographische Specialarbeit über Home existirt von Lord Woodhouselen (A. F. Tytler): Memoirs of the life and writings of H. H. (2 Bde., Edinb. 1807—10).

(*W. Windelband.*)

KAMIENSKI (Matthias), geb. 1734, gest. 1821 in Warschau, componirte Messen und Opern, darunter die älteste polnische Oper: Nędza uszczęśliwiona, 1778 mit Text von Bohomolez, und die beliebteste: Balik gospodarski, 1779 (mit Text von Zaplozki), ausgezeichnet durch echten Humor. Vgl. Karasowski, Rys historyczny opery polskiej. (*W. Nehring.*)

KAMILAROI-SPRACHE. Das Kamilaroi im Flußgebiete des Namoi, Barwan, Bundarra und Balonna, in den Liverpool Plains und dem oberen Hunter in Neusüdwales gesprochen, ist eine zur großen

3) Bemerkenswerth ist, daß die Sketches (2. Buch, 8. Kap., deutsche Ausg. I, S. 515—595) eine ausführliche nationalökonomische Abhandlung über Steuer-, Zoll- und Handelspolitik enthalten.

australischen Familie gehörige Sprache. Der Name ist von kamil = nicht, nein, abgeleitet, und auf gleiche Weise sind noch mehrere australische Sprachennamen entstanden, z. B. Wolaroi von wol, Wiradhuri von wirai, Wailwun von wail. Die Sprache besitzt die Vocale a, e, i, o, u, je sowol lang als kurz, die Diphthongen ai, ao, und oi, die Consonanten k, g, h, ng; t, d, dh (= engl. th in than), n; p, b, w, v, m, dsch, y, l, und ein eigenthümlich scharfes dentales r. Der Bau ist suffigirend und in der Hauptsache agglutinirend und einfach. Das Verbum beschließt meist den Satz, adnominale und adverbiale Bestimmungen, einschließlich der Objecte, stehen voran, das Substantivum nimmt kein Zeichen des Numerus an, dagegen haben die persönlichen Fürwörter Singular und Plural, die der 1. und 2. Person überdies einen Dual und in diesem besondere Formen für das inclusive und das exclusive wir (ich) und du — ich und ein dritter). Das Substantivum erscheint in der Stammform, wenn es nicht thätiges Subject oder Prädicat oder directes Object ist; in andern Fällen nimmt es folgende Casussuffixe oder Postpositionen an: -du, wenn es thatiges Subject ist, -ngū für den Genitivus, -go für den Dativus oder Illativus, -dī für den Ablativus, -dā für den Locativus, -kunda für den Coessivus (verweilen mit), -kāle für den Comitativus (sich bewegen mit). Das Verbum nimmt keine Personalendungen an; es hat Suffixe für das Präsens, das Futurum und vier nach der Länge der verflossenen Zeit verschiedene Präterita, ferner zwei Imperative, einen Conditionalis und vier adverbiale Participien. Die Wortbildung geschieht durch Zusammensetzung der Stämme und durch mannichfache Ableitungssuffixe.

Literatur: W. Wm. Ridley, Kamilaroi, Dippil and Turrubul. New South Wales 1866. 4. — Derselbe, Kámilaróí and other Australian languages. Daſ. 1875. 4. vermehrte Auflage des vorigen Werks.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Kamille, Römische Kamille, ſ. Anthemis; Feld-Kamille, ſ. Matricaria.

KAMIN (vom lat. caminus, Ofen, franz. cheminée, engl. chimney, fire-place) nennt man die einfachste Vorrichtung zur Zimmerheizung, bestehend aus einem gegen das Zimmer zu offenen, übrigens aber von gemauerten oder eisernen Wänden umschlossenen, bald ganz in die Wand vertieften, bald theilweise oder ganz vor derselben vorspringenden, also halboffenen Feuerherd. Auf dem letzteren wird das Brennmaterial (meist Holz, Holzkohlen oder Torf, seltener Stein- oder Braunkohlen) verbrannt, während die Verbrennungsgase unmittelbar in den daranstoßenden oder darüberbefindlichen Schornstein entweichen. Die zum Abzug des Rauches und der Feuerluft dienende, mittels einer Klappe verschließbare Oeffnung befindet sich entweder in der Hinterwand des Kamins oder in der Deckplatte desselben, oder ist bei weit in das Zimmer hereinspringenden Kaminen zu einem Mantel erweitert, der sich nach oben zum Schornstein zusammenzieht. In Bezug auf die allgemeine Form der Kamine unterscheidet man folgende Arten, nämlich:

a) holländische Kamine, welche ganz in der Mauer liegen und eine mehr hohe als breite Oeffnung haben;

b) lombardische Kamine mit weit hervorragendem, pyramidalem Mantel, der auf Consolen oder sonstigen Vorkragungen steht;

c) französische Kamine, die ganz außerhalb der Mauer stehen, mit einem 15—20 cm über dem Fußboden erhobten Herd und einer mehr breiten als hohen Oeffnung, die von Gewänden und Sturz gleichmäßig eingefaßt ist. Die Deckplatte oder der Kaminsims befindet sich in etwas über halber Manneshöhe und ist mit einer Marmorplatte abgedeckt, sofern nicht der ganze Kamin aus Marmor besteht;

d) deutsche Kamine, noch weiter vorragend und mit einem hohen Mantel versehen, der bisweilen noch durch vorkragende Consolen unterstützt ist.

Außer diesen Hauptarten älterer Construction, deren Wirkung nur auf der erzeugten strahlenden Wärme beruht und daher zum verbrauchten Brennmaterial in keinem Verhältniß steht, gibt es noch eine Anzahl neuerer, verbesserter Kamine, wie der englische, dessen Züge unten, neben oder hinter dem Herde liegen, von Eisen sind und der sie berührenden Luft einen großen Theil der erzeugten Wärme abgeben. Sie bilden sammt dem Roste und dem vor demselben befindlichen Feuerkorb, welcher das Umhersprühen von Funken und Herausfallen von Kohlen verhindern soll, einen zusammenhängenden Kamineinsatz. — Bei den neueren französischen Kaminen durchstreichen Luftzüge das Feuer und bilden ebenfalls einen Einsatz. Calorifère-Kamine besitzen Wärmetrommeln, die vom Feuer durchstrichen werden. Ueberhaupt kann man durch verschiedene Anordnung von Luftzügen und Rauchableitungen die Wirkung des Kamins erhöhen, der ohnedies zu den unvortheilhaftesten und unvollkommensten Heizeinrichtungen gehört. Bei den älteren Kaminen mit Holzfeuerung treten an die Stelle des Rostes ein paar eiserne Böcke, Kaminböcke oder Feuerböcke genannt, auf welche die Scheite mit ihren Enden gelegt werden; oder es werden auf einen dergleichen Bock eiserne Stäbe, sogenannte Spieße, gelegt, welche zur Stütze der Holzscheite dienen und ermöglichen, daß diese so locker als möglich aufgeschichtet werden können, um der Luft bequemen Zutritt in die Zwischenräume zu gestatten. Schüreisen, Schürgabeln oder Schaufeln bilden die weitere Ausstattung eines solchen Kamins.

Trotzdem bei den Kaminen nur die strahlende Wärme und diese auch mehr dem Fußboden des Zimmers zugute kommt, sind doch die Kamine in milden Klimaten, besonders in England und Frankreich, sehr beliebt und mehr als die Oefen gebräuchlich, weil man dort den erheiternden Anblick des Feuers liebt und den Kaminsims gern zur Aufstellung von Ziergegenständen, als Spiegel, Uhren, Vasen, Bronzen u. dergl. benutzt. In der That bildet ein Kamin einen wesentlichen Bestandtheil der decorativen und behaglichen Ausstattung eines Zimmers. Um diese Annehmlichkeit mit der besseren Wirkung eines Ofens zu verbinden, stellt man besonders in Deutschland sogenannte

Kaminöfen auf, d. h. eine Combination des Zimmerofens mit dem Kamin, bei der die Feuerluft des Kamins noch durch die Züge des Ofens strömt oder bei der mit einem kleinen Kamin noch eine besondere geschlossene Ofenfeuerung verbunden ist. In letzterem Falle ist es rationell, zwei Schornsteinröhren anzulegen, deren eine für den Kamin und deren andere für den Ofen dient.

Bisweilen nennt man Kamin noch die überbauten und durch eine Thür geschlossenen Küchenherde, sowie die sogenannten Vorgelege, welche sich außerhalb eines heizbaren Zimmers an der Stelle des Ofens befinden und durch welche die Feuerung des Ofens von außen erfolgt. — Endlich gebraucht man zuweilen, obwol uneigentlich, die Bezeichnung Kamin gleichbedeutend mit Schornstein. (*Alwin Gottschaldt.*)

KAMINSKI (Joh. Nepomuk), geb. in Kutkorz, 5 Meilen östlich von Lemberg in Galizien 1777, gestorben 1855, war einer der gefeiertsten polnischen dramatischen Darsteller und Bühnenorganisatoren, auch als Dichter und dramatischer Schriftsteller erwarb er sich einen bedeutenden Ruf. In Lemberg, wo er seine Schulbildung erhielt, auf der Universität Jura studirte, und wo er mit der deutschen Literatur sich vertraut gemacht hatte, ward in ihm durch fleißigen Besuch des deutschen Theaters, mehr noch durch den Besuch von Vorstellungen gastirender polnischer Gesellschaften seine natürliche Neigung zur darstellenden Kunst mächtig geweckt, besonders übte einen großen Einfluß auf ihn in dieser Richtung Adalbert Boguslawski aus, welcher nach Auflösung der Nationalbühne in Warschau nach Lemberg ging und hier eine polnische Bühne organisirte. Für ihn übersetzte Kaminski seine ersten Operntexte aus dem Italienischen und Deutschen. Als Boguslawski Lemberg verlassen mußte, bildete Kaminski eine dramatische Privatgesellschaft, schuf später (1804) eine polnische Bühne in Kamieniez Podolski, in Dubno, zuletzt (1806) in Odessa, wo er unter der besonderen Protection des Generalgouverneurs, Herz. Richelieu, ein Theater leitete, in welchem polnische und russische Stücke gespielt wurden. Im Jahre 1809 nach Galizien zurückgekehrt, spielte er in dem deutschen Theater in Lemberg mit einer polnischen Gesellschaft polnische Stücke unter schwierigen Verhältnissen und unter steigendem Beifall des Publikums bis 1841, und ward so der Schöpfer des polnischen Theaters in Lemberg. — Er schrieb und übersetzte gegen 80 Stücke, den meisten Ruhm brachte ihm ein die Oper: Krakowiacy i Górale (erschien 1821), gleichsam eine Fortsetzung des gleichnamigen Stückes von Boguslawski. — Kaminski war der erste, der das polnische Publikum mit Schiller bekannt machte, er veröffentlichte in polnischer Uebersetzung Schiller's Balladen und Romanzen 1818, Wallenstein 1827 u. a. Er schrieb auch originelle polnische Gedichte (Sonety 1827, Haliczanka 1835), manches seiner Lieder ward Gemeingut des Volkes. — Vom Jahre 1827 bis 1848 redigirte er Gazeta Lwowska und Rozmaitości, schrieb auch philosophische Abhandlungen (so z. B. vom philosophischen Gehalt der Sprache) und Werke, welche seinerzeit großen Beifall fanden.

(*W. Nehring.*)

KAMIONKA STRUMIŁOWA, Stadt im östlichen Galizien, nordöstlich von Lemberg, 42° östlich von Ferro und 50° 7′ nördlicher Breite in einer Meereshöhe von 210^{m} am linken Ufer des Bug gelegen, zählt 6107 Einwohner, wovon auf die eigentliche Stadt Kamionka 3571, auf die belzer Vorstadt 1096, auf die lemberger Vorstadt 756 und auf Zaburze 684 Einwohner entfallen. Kamionka ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, eines Steueramts und gehört zum Kreisgerichts-Sprengel Zloczow und zum Oberlandesgericht Lemberg. (*Ferd. Grassauer.*)

KAMIROS (griech. *Κάμειρος* und *Κάμιρος*; die letztere Form ist durch Etym. M. p. 488, 7 fg. durch Steph. Byz. u. d. W. und durch Inschriften bezeugt), eine der alten drei Städte der Insel Rhodos, nach Namen und Göttercult ebenso wie die beiden andern, Lindos und Ialysos, semitischen (phönikischen oder karischen) Ursprungs, aber frühzeitig durch dorische Einwanderer vom Peloponnesos oder auch von Kreta aus hellenisirt — schon der Homerische Schiffskatalog führt (Il. B, 656) die drei rhodischen Städte *Λίνδον Ἰηλύσιόν τε καὶ ἀργινόεντα Κάμειρον* als von dem Sohne des Herakles, Tlepolemos, der infolge einer Blutschuld als Auswanderer nach Rhodos gekommen sei, beherrscht auf — und bis zur Gründung der neuen Hauptstadt der Insel, Rhodos, welche im Jahre 408 v. Chr. durch einen Synoikismos von Bewohnern der drei alten Städte erfolgte, politisch selbständiges Glied der dorischen Hexapolis, jenes Bundes der klein-asiatischen Dorier, welcher außer den drei rhodischen Städten die Insel Kos, ferner die Städte Knidos und Halikarnassos umfaßte. — Die Stadt Kamiros, welche nach dem Berichte des Thukydides VIII, 44 im Winter des Jahres 412/411 v. Chr., als eine lakedämonische Flotte dort landete, von keiner Ringmauer umgeben (*ἀτείχιστος*) war, also jedenfalls einen mehr dorfartigen als eigentlich städtischen Charakter trug, lag an der Nordwestküste der Insel, ungefähr 5 Kilometer südwestlich von dem jetzigen Dorfe Kalavarda, in der Nähe eines jetzt nach dem H. Minas benannten Küstenvorsprunges, welcher dem antiken Cap Mylantia (das von Steph. Byz. u. *Μυλαντία* als zum Gebiete von Kamiros gehörig erwähnt wird) entspricht. An der Ostseite des Vorsprunges sind noch unter dem Wasser Reste der antiken Hafenbauten zu erkennen, und der antike Name der Stadt haftet noch jetzt an einer einige Minuten landeinwärts gelegenen halbmondförmigen Anhöhe, deren flacher Gipfel mit Thonscherben und Marmorsplittern und verschiedenen antiken Mauerzügen (nicht Befestigungsmauern, sondern Umfassungsmauern heiliger Bezirke und Fundamente von Tempelbauten) bedeckt ist; sie diente offenbar als Akropolis der alten Stadt, welche in einer vom Nordabhange des Hügels bis zum Meere sich erstreckenden flachen Thalmulde lag. Die wichtigsten Ueberreste der Stadt sind, außer einem von Osten und Westen

in die Seiten des Hügels hineingeführten, theils aus dem natürlichen Felsen gehauenen, theils aus glattbehauenen Steinen erbauten Kanal, der als Wasserleitung gedient zu haben scheint, zahlreiche an den Abhängen des Burghügels selbst und der benachbarten Hügelketten angelegte Gräber, welche in den Jahren 1858 bis 1865 von den Herren A. Biliotti und A. Salzmann untersucht worden sind und dabei eine reiche Ausbeute an Denkmälern der Kunst und des Kunsthandwerks (Goldschmuck, Statuetten in Kalkstein und Terracotta, bemalte Vasen) in asiatischem, archaisch-griechischem und entwickelt griechischem Stil, also von den frühesten Zeiten der Existenz der Stadt (welchen die am Burghügel selbst befindlichen Gräber anzugehören scheinen) an bis etwa in die Zeit Alexander's des Großen herab geliefert haben. Vergleiche darüber das Prachtwerk: 'Nécropole de Camiros. Journal des fouilles exécutées dans cette nécropole pendant les années 1858 et 1865 par Auguste Salzmann', Paris 1875 (60 Tafeln Folio, ohne Text), und den Aufsatz von G. Loeschke „Mittheilungen aus Kameiros" in den Mittheilungen des Deutschen archäologischen Instituts in Athen, Bd. VI, S. 1 fg. (dazu Plan in Bd. V, Tafel XIII). Daß diese Nekropole wirklich dem alten Kamiros angehört, wird bestätigt durch einen in einem dieser Gräber gefundenen Marmordiscus mit der Inschrift: *Ἀλεξίμαχος | Ἀριστανέτου | στρατηγήσας | ἐκ πάντων | καὶ τιμηθεὶς | ὑπὸ Καμιρέων* (Salzmann a. a. O., Tafel VIII). Ferner stammt allem Anschein nach aus denselben Ausgrabungen eine jetzt im Britischen Museum befindliche, von C. T. Newton in den Transactions of the Royal Society of Literature, second series, Vol. XI, p. 435 fg. veröffentlichte Inschrift, welche einen Beschluß der *Καμιρῆς* betreffs der Herstellung eines vollständigen Verzeichnisses der auf der Insel wie auf dem Festlande (in der sogenannten Περάα von Rhodos auf der Küste Kleinasiens) belegenen *κτοῖναι* (jedenfalls localer Districte analog den attischen *δῆμοι*) und der Aufstellung dieses Verzeichnisses im Heiligthum der Athene in Kamiros enthält. Da auch den Bewohnern der Insel Chalke (*Χαλκῆται*) die Betheiligung an der Aufstellung dieses Verzeichnisses freigestellt wird, so dürfen wir wol annehmen, daß diese westlich von Rhodos gelegene kleine Insel unter der Oberherrlichkeit von Kamiros stand, aber ihre selbständige Gemeindeverfassung besaß. — Außer Athene wurde in Kamiros Apollon unter den Beinamen *Ἀειγενέτης* und *Ἐπιμήλιος* verehrt nach dem Zeugnisse des *Macrobius* Saturn. I, 17, § 35 (we Camirenses anstatt des handschriftlichen Camerienses zu lesen ist, wie der deutlich auf Rhodus hinweisende Beisatz 'qui sacram Soli incolunt insulam' beweist) und §. 45; ferner die *Θεοὶ Μυλάντειοι*, deren Name und Cultus (ebenso wie die Benennung des oben erwähnten Vorgebirges Mylantia) auf einen mythischen Mylas, den Erfinder der Mühle, zurückgeführt wurde (Hesych. u. d. W. *Μυλάντειοι θεοί* und *Μύλας*). — Auf literarischem Gebiete hat sich von den Bewohnern von Kamiros Peisandros als epischer Dichter (Verfasser einer *Ἡράκλεια*, eines Gedichts von den Thaten des Herakles) berühmt gemacht; ein dem Theokrit zugeschriebenes Epigramm auf eine demselben in späteren Zeiten von seinen Landsleuten errichtete Erzstatue findet sich in der Anthol. Pal. IX, n. 598. (*C. Bursian.*)

KAMM, im eigentlichsten und gewöhnlichsten Sinne das vorzüglich zum Reinigen, Ordnen und Festhalten des menschlichen Kopfhaars gebräuchliche Geräth, das am häufigsten aus Horn oder vulcanisirtem Kautschuk (Hartgummi), seltener aus Holz, Knochen, Metall, Schildpatt, Elfenbein oder künstlicher Masse hergestellt wird. Als Haarkämme dienen: die auf zwei Seiten fein gezahnten Staubkämme; die speciell zum Auskämmen bestimmten weiten Kämme; die Frisirkämme, deren eine Hälfte mit kleineren und engeren Zähnen versehen ist; die Einsteckkämme und Seitenkämmchen. Grobgezahnte Kämme aus Messing und anderen Legirungen werden zum Auskämmen der steifen Haare mancher Hausthiere benutzt. — Außerdem sind in verschiedenen Industrien, so in der Drahtweberei, der Holzbearbeitung, der Böttcherarbeit, kammähnlich geformte Werkzeuge in Gebrauch, die als Kamm bezeichnet werden. Im Maschinenwesen werden die Zähne hölzerner Räder sowie die in eiserne Räder eingesetzten hölzernen Zähne so genannt. Eine verwandte Bedeutung hat das Wort bei der Zimmerarbeit insofern, als man die Verbindung zweier quer übereinandergelegter Balken durch Ineinandergreifen von Erhöhungen und Vertiefungen das Verkämmen oder Aufkämmen nennt. — Als Bestandtheil des Webstuhls hat der Kamm, auch Weberkamm, Blatt, Weberblatt genannt, den Zweck, einerseits eine seitliche Bewegung der Kettenfäden, während der Schütze über dieselben wegschleift, zu verhindern und sie so auf die bestimmte Breite vertheilt zu erhalten, andererseits die Einschlagfäden mehr oder weniger nahe aneinander zu schieben, um dem Stoff die erforderliche Dichtheit zu geben. Das betreffende Werkzeug ist durch eine möglichst der Zahl der Kettenfäden entsprechende Menge sehr glatter und dünner, an den Kanten abgerundeter Stäbchen oder Stifte (Zähne) gebildet, die in genau gleichem Abstand voneinander mit beiden Enden in den Ruthen zweier paralleler, durch zwei Querstücke zu einem Rahmen verbundener hölzerner Leisten derart befestigt sind, daß eine Art Kamm entsteht, durch dessen Zwischenräume die Kettenfäden hindurchgehen (die jetzt meist aus geplättetem Messing- oder Stahldraht hergestellten Stifte heißen, weil sie früher aus gespaltenem Rohr gefertigt wurden, noch jetzt Riete und wird danach das Ganze auch als Rietkamm oder Rietblatt bezeichnet.) — Reffkamm, Riffkamm oder Riffelkamm heißt ein in einen Holzklotz eingeschlagener, mit feinen quadratischen, stumpf zugespitzten Zähnen nach oben stehender eiserner Kamm, durch welchen der eben gerauste Flachs hindurchgezogen wird, um von den Samenkapseln befreit zu werden. — Speciell in der Baumwoll- und Streichwollspinnerei bedeutet das Wort die sich schnell auf und nieder bewegende gezahnte Stahlschiene, durch welche die der Wirkung der Kratze unterworfene Wolle in Form einer

dünnen, lose zusammenhängenden Watte von der sogenannten Kammwalze abgenommen wird. Ferner wird unter dieser Benennung ein bei der Wollzubereitung zur Reinigung der Fett- und Waschwolle angewendetes Werkzeug verstanden. Die weitgehendste Bedeutung für Industrie und Technik haben jedoch die kammartig gestalteten Werkzeuge, die bei den Vorbereitungsarbeiten der Kammgarnspinnerei zu Anwendung kommen, um zur Herstellung eines möglichst festen, gleichmäßigen Fadens die langfaserige Wolle von den kurzen Fasern zu sondern. Die Arbeitsbewegung kann dem betreffenden Organ entweder durch die Hand oder durch einen geeigneten Mechanismus ertheilt werden. Für die Handkämmerei besteht der Kamm gewöhnlich aus mehrern Reihen langer, gegen den Fuß hin verstärkter stählerner Nadeln (Zähne), die in einem hölzernen, mit einer Hornplatte belegten Querstück so befestigt sind, daß ihre Spitzen eine nach der Mitte zu geneigte Lage erhalten, und zwar sind die einzelnen Reihen derart angeordnet, daß stets die Zähne der einen hinter den Lücken der andern Reihe stehen, wobei die Länge der dem Stiel zugekehrten Zähne sich entsprechend verringert. Neben diesem Kamm, dem sogenannten Arbeitskamm, wird ein zweiter benutzt, der, nur zum Halten des Materials dienend, entweder dem ersten vollkommen gleicht oder wie eine dreireihige Hechel geformt und in passender Höhe an einem Battengerüst feststehend angebracht ist. Einer der wesentlichsten Mängel der Handkämmerei besteht darin, daß die mittleren Partien der Faserbündel sich der Wirkung der Kämme mehr oder weniger entziehen. Mit Rücksicht hierauf ist bei den Kämmmaschinen ein besonderes Organ — seiner Bestimmung nach gleichfalls ein Kamm — vorgesehen, das vor dem Auszugsmechanismus in die Mitte des Materials eingestoßen und deshalb Einsteckkamm genannt wird. Der eigentliche Kämmapparat ist mit Zähnen ausgestattet, die je nach der Beschaffenheit der zu bearbeitenden Fasern von verschiedener Feinheit und Anzahl sind und in einer Weise zum Angriff kommen, daß die Faserbündel nicht nur an den Enden, sondern auch in der Mitte energisch ausgekämmt werden. Um die schnellste Wirkung zu erreichen, stehen die Zähne (mit Ausnahme der seltenen Fälle, in denen die Handarbeit durch Auf- und Niederschwingen von Handkämmen nachgeahmt wird) auf einem rotirenden Körper — Ring, Cylinder oder endloses Band — wonach man Ring-, Walzen- und Kettenkämme unterscheidet.

(*W. H. Uhland.*)

KAMM wird in der Anatomie ein länglicher, schmaler Vorsprung genannt, welcher die übrige Masse mehr oder weniger überragt. Namentlich sind es einzelne Knochenpartien, welche unter diesem Namen aufgeführt werden, z. B. der Kamm des Schienbeins, des Schambeins, des Riechbeins, des Thränenbeins u. s. w.

(*F. W. Theile. — A. Winter.*)

KAMM (im Bergbau) bezeichnet eine Veränderung als festes Gestein, welches Gänge und Flötze in milderem Gebirge einschließt. Mag sagt: ein Kamm verdrückt den Gang, oder auch: es schießt ein Kamm vor. Kammgültig wird häufig festes Gestein genannt. Beim Steinkohlen-Bergbau pflegt man schmale ausgefüllte Lettenklüfte als Kämme zu bezeichnen, die beim böhmischen Braunkohlen-Bergbau Rußkämme genannt werden und oft erhebliche Verwerfungen und Störungen im Grubenbetriebe hervorrufen. Bei manchem Bergbaue werden die Kämme Riegel genannt. — Kammmuscheln sind fossile Reste im Liassandstein, den Pectiniten angehörig, benannt mit Beziehung auf die Streifen und Strahlen, welche sich auf der Oberfläche der Schalen verbreiten.

(*C. Reinwarth.*)

KAMMACHER. Die Herstellung der Kämme umfaßt im allgemeinen die Arbeiten zur Bildung entsprechend geformter Platten, zum Einschneiden der Zähne und zur Vollendung der fertigen Kämme. Zur Veranschaulichung des gewerblichen Processes ist die Verfertigung der Hornkämme als der weitaus gebräuchlichsten am besten geeignet. Für diese wird mit Vorliebe das Ochsenhorn und zwar, nach Beseitigung der knochenartigen Füllmasse, der hohle Theil desselben benutzt, während die massive Spitze vom Drechsler verarbeitet wird. Mittels der Schrotsäge wird das Material der Quere nach in röhrenförmige Stücke (Schrote) zertheilt, deren Größe durch die Breite der zu verfertigenden Kämme bedingt ist und die sodann mittels derselben Säge der Länge nach aufgeschnitten werden. Zum Zweck des Auseinanderbiegens werden die Schrote in Wasser gekocht, auf den Wärmstock, ein zangenähnliches, hölzernes Werkzeug, gesteckt und über einem offenen Feuer stark erwärmt, wobei sie, um das Anbrennen zu vermeiden, beständig gedreht werden. Das so erweichte Hornstück wird mit zwei Zangen an den Rändern des Längenschnitts erfaßt und schnell, ehe die Abkühlung eintritt, zu einer flachen Platte ausgebreitet, wobei die an der Innenfläche vorhandenen Erhöhungen mittels eines Schabmessers mit S-förmiger Schneide entfernt werden. Die aufgebogenen Schrote werden, abermals mäßig erwärmt, geschichtet und durch den anhaltenden Druck einer Schraubenpresse vollständiger geebnet. Um die immer noch rauhen Platten zu glätten, wird jede einzelne der Operation des Ausdrückens unterworfen, indem man sie, wiederum durchwärmt und mit nassem Filz belegt, zwischen zwei eisernen Platten in einen Schraubstock möglichst fest einpreßt. Damit die zu bildenden Zähne spitz zulaufen, werden die Platten an den betreffenden Stellen keilförmig zugeschärft, was mittels des Behaumessers, eines scharf zugeschliffenen Beils, auf dem Haublock geschieht. Erst nachdem sie auf dem Schabebock mit einem dem Reifmesser der Böttcher und Wagner ähnlichen Bockmesser behandelt worden sind, wird das Ebnen und Glätten aller Flächen und Kanten mittels der Hand- oder Bestoßfeile vollendet. Die Zähne werden mit einer Säge oder mit einem sägeähnlichen Instrument durch Einschnitte bis zu einer der bestimmten Zahnlänge entsprechenden Tiefe gebildet und zwar wird die Schnittiefe gewöhnlich durch eine feine Linie auf der Platte vorgezeichnet oder mittels einer Stahlspitze angeritzt, worauf die Platte in die sogenannte Werkstätte des Kammachers eingespannt wird. Diese

Werkstatte ist eine etwa 1 Meter lange Bank, auf welcher der Arbeiter rittlings vor einer holzernen Kluppe sitzt. Um das Splittern oder Ausbrechen des Horns zu vermeiden, muß die Platte schiefliegend eingespannt und die Säge wagerecht geführt werden. Je nach der Art des Materials und der Feinheit der Zähne sind die zum Schneiden derselben dienenden Werkzeuge, sogenannte Doppelsägen, hinsichtlich der Stärke der Blätter verschieden. Da zwei Sägeblätter gleichzeitig zur Wirkung gelangen, entstehen jedesmal zwei Schnitte, von denen der weniger tiefe nur dazu dient, anzugeben, wo beim Fortrücken der Säge das weiter vorstehende Sägeblatt einzusetzen ist; hierdurch erhalten sämmtliche Einschnitte gleichen Abstand voneinander und somit die Zähne gleiche Stärke. Weil jedoch, wie oben bemerkt, die Platte schief eingespannt und die Säge wagerecht geführt wird, fällt der Grund der Zähne schief aus und muß mit einer gewöhnlichen Säge von gleichmäßiger Blattdicke nachgesägt werden. Bei der Verfertigung starker, weiter Kämme ist das Verfahren einfacher, indem mit der einfachen Schrotsäge ein Einschnitt nach dem andern in die in die Kluppe eingespannte Platte gemacht wird. Endlich werden die Zähne mittels der Spitzfeile zugespitzt und an den Kanten abgestumpft, hierauf durch Schaben mit einem einseitig facettirten, scharf geschliffenen Messer auf Flächen und Kanten geglättet, um sie auf das Schleifen oder Reiben und Poliren vorzubereiten, durch welches dem fertigen Kamme neben vollkommener Glätte auch Glanz ertheilt wird. Das erstere geschieht auf mit Tuch oder Filz bespannten Brettchen, auf welche sodann das Polirmittel, das nach der Feinheit des verarbeiteten Materials verschieden ist, mit Wasser aufgetragen wird. Die äußerliche Verschönerung und Verfeinerung der Kämme wird durch mannichfache Nacharbeiten erreicht. So werden durch die Behandlung mit den sogenannten Falzern — Messern mit umgelegter, scharfer Spitze — Ruthen von verschiedener Form und Größe hervorgebracht oder Zacken, bogenförmige Vertiefungen u. s. w. an den Kanten durch Bearbeitung derselben mittels verschieden gestalteter Feilen erzeugt. Verschiedenartige Durchbrechungen werden mit der Laubsäge nach Zeichnung ausgesägt, gepreßte und flache Verzierungen in einer zweitheiligen, durchwärmten Metallform unter allmählich verstärktem Druck hergestellt. Für andere Materialien als Horn, insbesondere für Schildpatt und Elfenbein, sind weit weniger Vorarbeiten erforderlich. Das erstere kommt schon in dünnen, schwachgebogenen Platten in den Handel, sodaß es nur etwa mit der Laubsäge in Stücke von entsprechender Größe zerschnitten zu werden braucht, die, mäßig erwärmt, zwischen warmen Eisenplatten gepreßt und mit der Bestoßfeile geebnet werden. Was das Elfenbein betrifft, so wird vom Kammacher sowol der massive als der hohle Theil des Zahns verwendet, und die aus demselben geschnittenen Platten resp. Streifen werden mit dem Behaumesser und der Hand- oder Bestoßfeile bearbeitet, was bei der dichten Beschaffenheit des Materials besonders leicht von statten geht. Auch die zu Kammacherarbeiten benutzten Holzarten — Buchsbaum- und Ebenholz — lassen sich sehr wohl mittels Säge und Feile zu dünnen Platten formen. Zur Herstellung der Zähne sind hier im wesentlichen die gleichen Manipulationen und Werkzeuge wie bei der Bearbeitung des Horns gebräuchlich; nur ist die Anwendung derselben insofern mit geringeren Schwierigkeiten verbunden, als weniger Neigung zum Abblättern vorhanden ist. Bei kostspieligen Stoffen, wie Elfenbein und Schildpatt, wird für großgezahnte Kämme ein besonderes Verfahren, das Doubliren, angewendet, indem nach einer vorgezeichneten zickzackförmigen Linie mit der Laubsäge die Zähne in der Art ausgeschnitten werden, daß man je aus einer Platte zwei Kämme auf einmal erhält, da der Zwischenraum zweier Zähne des einen Kammes stets einen Zahn des andern liefert. Durch Wärme erweicht, können die fertigen Horn- und Schildpattkämme in jede beliebige Form gebogen werden. In neuerer Zeit ist in der Kammacherei die Handarbeit vielfach durch Maschinenarbeit ersetzt worden, und namentlich zur Verfertigung der Kautschukkämme werden jetzt fast ausschließlich Maschinen angewendet. (*W. H. Uhland.*)

KÄMMEL (Heinrich Julius), angesehener Schulmann, wurde am 17. Febr. 1813 zu Salendorf bei Waltersdorf an der Lausche (sächsische Oberlausitz) geboren. Er war der älteste Sohn des Fabrikanten Karl Gottlob Kämmel und dessen Ehefrau Anne Rosine geb. Kämmel. Von seinem sechsten Lebensjahre an besuchte er die Schule in Waltersdorf, wo er während des Winters bei dem Großvater, dem Rathsförster Kämmel, wohnte und in den langen Winterabenden die Schilderungen aus den Freiheitskriegen, wie sie in Volkskalendern standen, mit Eifer las. Aber auch an den Vergnügungen der Dorfjugend nahm er den lebhaftesten Antheil. Obwol der Vater ihn am liebsten als Nachfolger in seinem Fabrikgeschäft gesehen hätte, so gab er doch dem Verlangen seines Sohnes, ein Gymnasium zu besuchen, endlich nach. Am 6. Mai 1824 wurde Kämmel in die dritte Abtheilung der Quarta des zittauer Gymnasiums aufgenommen und empfahl sich rasch durch angestrengten Fleiß und untadelhafte Führung bei seinen Lehrern, durch freundliches und bescheidenes Wesen bei seinen Mitschülern. Neben den eigentlichen Schulstudien gingen ernste Privatbeschäftigungen einher, wie die Lektüre der deutschen Classiker, weshalb der Director Lindemann ihm die Verwaltung der Schülerbibliothek übertrug. Auch dem Zeichnen widmete er großen Fleiß. Dabei entzog er sich den Schülervergnügungen nicht; er trat einem Gesangvereine bei, übte sich im Tanzen und Schlittschuhlaufen, betheiligte sich bei den weiteren Spaziergängen in die schöne Umgebung der Stadt, unternahm sogar eine Fußreise nach Prag. In dieser Zeit begann auch das Freundschaftsverhältniß mit Ernst Willkomm, einem Pfarrerssohne aus Herwigsdorf, in dessen Vaterhause er wie ein Sohn verkehrte.

Am 19. Dec. 1832 bestand er die Reifeprüfung, verließ aber die Schule erst Ostern 1833, um in Leipzig Theologie zu studiren, denn für dieses Studium hatte er nach einigen Zweifeln über die Wahl des Berufs sich entschieden. Am 1. Mai 1833 traf er in Leipzig ein

und bereitete sich sofort mit Ernst und Eifer auf den Besuch der bald darauf beginnenden Vorlesungen vor. Er hörte die theologischen bei Winer, Winzer, Theile, Niedner, Großmann, Illgen und Krehl, die philosophischen bei Hartenstein, die geschichtlichen bei Wachsmuth und Flathe, philologische bei G. Hermann, Westermann und Seyffarth. Auch an den praktischen Uebungen in den verschiedenen Seminarien und in der Lausitzer Prediger-Gesellschaft nahm er gewissenhaft theil und versäumte nicht durch Predigen sich auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten. Nur einmal dachte er ernstlich daran, sich ganz historischen Studien zu widmen und dieselben in Halle unter H. Leo zu betreiben. Aber der Plan wurde aufgegeben. Am 7. März 1837 bestand er das theologische Candidatenexamen vorzüglich und kehrte am 19. März in die Heimat zurück.

Nach kurzem Aufenthalt in dem älterlichen Hause siedelte er nach Zittau über, wo er dann bis zu seinem Tode verblieben ist. Zunächst setzte er seine Vorübungen für den geistlichen Beruf fort, predigte in den Kirchen der Stadt und der benachbarten Ortschaften, ertheilte Privatunterricht, um sich im Lehrfache zu üben. Unter Lachmann's Leitung traten gleichgesinnte Freunde zu einer „Urania" zusammen, in welcher poetische Versuche vorgetragen und Kunststudien getrieben wurden. Ausflüge und kleine Reisen brachten Erholung und Stärkung für Körper und Geist. Am 23. April 1838 übernahm er eine Lehrerstelle an der allgemeinen Stadtschule (erste Knabenklasse), daneben auch einige Lehrstunden in der Seminarschule und besonders Geschichtsunterricht in der Gewerbschule. Er war 1839 dem Gewerbeverein als Mitglied beigetreten und wurde 1841 Secretär und 1843 Vorsteher desselben.

Am 22. Juni 1840 wurde er als collega sextus am Gymnasium zugleich mit seinem Freunde Lachmann (dieser war als collega adiunctus angestellt) feierlich in sein Lehramt eingewiesen und damit die Entscheidung für den Beruf als Lehrer gegeben. Diese neue Stellung bot ihm auch Gelegenheit, einen längst gehegten Herzenswunsch zu erfüllen und aus dem herwigsdorfer Pfarrhause die Schwester seines Freundes Willkomm am 15. Juni 1841 als Gattin heimzuführen. Das Gymnasium war damals schwach besucht, daher auch die Zahl der Lehrer sehr klein. Kämmel rückte in dem Collegium verhältnißmäßig schnell auf. Am 31. März 1845 wurde er Subrector, am 7. Juli 1851 Conrector. Erst 1845 verlangte man von ihm die Ablegung eines theologisch-philologischen Examens (bei seiner ersten Anstellung hatte er nur eine Abhandlung eingereicht und eine Probelection gehalten), das er vor dem Consistorium in Dresden zugleich mit seinem Freunde Lachmann rühmlich bestand. Neben dem Lehramte trat er eifrig für das Turnen ein, für das er einen eigenen Verein begründen half [1]), und wurde außerdem Vorsteher eines wissenschaftlichen Unterhaltungsvereins. Eine Lesebibliothek, welche der Benutzung der Leihbibliotheken durch die Schüler entgegenwirken sollte, nahm er in seine Verwaltung.

Die Jahre der Bewegung brachten den in dem engeren Kreise bewährten Mann auf das weitere Gebiet des politischen Lebens. Auch er war von der Idee, Deutschland werde aus diesen Bewegungen als ein großes und einiges Reich hervorgehen, begeistert; es war daher nicht auffallend, daß das Vertrauen seiner Mitbürger ihn erst als Stellvertreter, dann als Abgeordneten für das Frankfurter Parlament nachwählte. Am 28. März 1849 reiste er nach Frankfurt ab, wo die Kaiserwahl bereits vollzogen war. Er schloß sich der erbkaiserlichen Partei an und theilte die Hoffnung, daß der König von Preußen die ihm dargebotene deutsche Kaiserkrone annehmen und die von der Nationalversammlung unter schweren Kämpfen festgestellte Reichsverfassung billigen werde. Diese Hoffnungen scheiterten; Zerwürfnisse im Parlament folgten. Kämmel entschloß sich am 19. Mai sein Mandat niederzulegen, ehe noch die sächsischen Mitglieder von ihrer Regierung zurückberufen wurden. Er sah sein Verhalten von seinen Wählern, denen er in einem gedruckten Berichte Rechenschaft [2]) gab, gebilligt, und schloß diesen Bericht „um manche Hoffnung ärmer, aber unerschüttert in dem Glauben an das gute Recht und die unverwüstliche Kraft und eine große Zukunft des deutschen Volks". Freilich sollten noch viele Jahre vergehen, ehe dieser Glaube Bestätigung fand; sogar ihn zu bewahren, machten die nächsten Ereignisse recht schwer. Im December 1849 wurde er in die zweite sächsische Kammer gewählt. Er sah in Dresden noch die Spuren der traurigen Maikämpfe, sah den Streit um das Dreikönigsbündniß, sah Sachsens Austritt aus der Union und erlebte die Auflösung des widerstrebenden Landtags am 1. Juni 1850. Daß er bei seinen durchaus gemäßigten politischen Gesinnungen verharrte, ist natürlich; seine Liebe zu der sächsischen Heimat war zu innig und tief. Inzwischen hatte diese Thätigkeit seinen Gesichtskreis erweitert, der Verkehr mit den begabtesten Männern ihn gewandter gemacht, die Einsicht in die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse ihn auch in seiner Thätigkeit für die Schule zu größeren Aufgaben befähigt.

Als Director Lindemann Michaelis 1853 wegen schwerer Erkrankung erst beurlaubt, dann zur Ruhe gesetzt wurde, übernahm Kämmel interimistisch die Leitung des Gymnasiums. Anderthalb Jahre hat er ein doppeltes Ordinariat und die Direction geführt, aber dabei war seine Gesundheit so erschüttert, daß nur ein längerer Urlaub und der Besuch des Seebades Warnemünde ihm Aussicht auf Herstellung eröffnete. Dorthin erhielt er die Nachricht von Lindemann's in Boppard am 15. Juni 1854 erfolgten Tode, dorthin auch die Kunde, daß das Ministerium am 12. Juli ihn zu dessen Nachfolger ernannt habe. Mit freudiger Zuversicht nahm er den Ruf an und wurde am 2. Oct. feierlich durch den Bürgermeister Just in das neue Amt eingewiesen. Er trat es an mit einer Rede über die Hoffnungen, welche man in Bezug

1) Turnlieder, herausg. bei Einweihung der neuen Turnanstalt im J. 1845.

2) Die Nationalversammlung in Frankfurt während der Monate April und Mai des Jahres 1849. Zittau 1849. 24 S. 8.

auf die Zukunft unserer Gymnasien haben könne. Zunächst warteten seiner mühselige organisatorische Arbeiten. Das bisher rein städtische Gymnasium ging unter die Leitung des Ministeriums für Cultus und öffentlichen Unterricht über. Die 1856 gegründete Gewerbeschule wurde am 16. April 1855 als eine Realschulabtheilung in unmittelbare Verbindung mit dem Gymnasium gebracht und damit die Zahl der Lehrer von 8 auf 15, die der Klassen von 8 auf 10[3]), die der Schüler von 87 auf 220 erhöht. 1859 wurde ihm das Prädicat als Professor verliehen. Im J. 1860 verlangte das neue Realschul-Regulativ eine weitere Ausdehnung der Anstalt, um sie zu einer vollständigen Realschule erster Ordnung zu erheben. Das Verlangen nach Berechtigung zu dem Dienste als einjähriger Freiwilliger hatte auch die Zahl der Gymnasiasten ansehnlich vermehrt, sodaß immer neue Parallelklassen und Theilungen bisher vereinigter Klassen nothwendig wurden. Trotzdem arbeitete Kämmel auch darauf hin, daß 1876 noch eine höhere Handelslehranstalt dem Ganzen eingefügt wurde. So war die Zahl der Klassen bis auf 23, die der Lehrer bis auf 36 gestiegen, unter den letzteren aber auch ein häufiger Wechsel veranlaßt, von dem man vorher an den stabilen sächsischen Gymnasien keine Vorstellung gehabt hatte. Daß daraus dem Director eine schwere Arbeitslast erwuchs, ist erklärlich. Nur die größte Ordnung in der Geschäftsführung ließ ihn diese Beschwerden überwinden. Kämmel hat seit 1828 bis zu seinem Tode mit zäher Ausdauer ein Tagebuch geführt, in dem er alle seine Erlebnisse, vor allem seine Studien und später seine Amtsgeschäfte in kurzer, aber vollständig genügender Weise verzeichnet hat. Daneben ging seit 1850 ein Diarium scholasticum, in welchem neben einer fortlaufenden Registrande über die Directorialgeschäfte alle von ihm gehaltenen Unterrichtsstunden nebst dem Hauptinhalte des in einer jeden Behandelten mit der größten Sauberkeit verzeichnet sind; ferner die Themata sämmtlicher von ihm gestellten Aufgaben, dazu Schülerlisten, Specialcensuren und Aehnliches. Wer kann sich solcher Genauigkeit rühmen? Und doch fand er noch Zeit, sich an den öffentlichen Angelegenheiten Zittaus zu betheiligen. Seit 1871 gehörte er dem Stadtverordneten-Collegium an, in welchem er unter andern für eine neue Ordnung des Armenwesens so nachdrücklich auftrat, daß die Armenordnung mit ihrer Individualisirung wesentlich sein Werk ist. Seit 1877 führte er auch das zeitraubende Amt eines Armenvorstehers des zweiten Bezirks.

Die Doppelanstalt war in zwiefachen Räumen, theils in dem alten Gymnasialgebäude, theils in dem neuen Gewerbeschulhause untergebracht, in zwei Gebäuden, die ziemlich weit voneinander entfernt waren, was mancherlei Zeitverlust für Lehrer und Schüler herbeiführte. Die wachsende Frequenz nöthigte zu neuen abgesonderten Klasseneinrichtungen, z. B. in der alten Kaserne, oder auch zu zeitweiliger Benutzung von Lehrzimmern in der Baugewerkenschule und im alten Bürgerschulhause. Solche Vertheilung der Anstalt in vier Häuser erschwerte auch Kämmel sein Amt, dem die Pflicht des Zusammenhaltens oblag. Nach langen Verhandlungen übernahm die Stadtgemeinde Zittau den Bau eines neuen Schulhauses auf ihre Kosten; die deshalb mit der Regierung am 14. Dec. 1868 getroffenen Vereinbarungen fanden sofort die Genehmigung der städtischen Behörde. Am 16. Aug. 1869 fand die feierliche Grundsteinlegung in Gegenwart des Königs Johann statt, der auch huldvoll genehmigt hatte, daß das neue Gebäude und die darin aufzunehmende Schule den Namen „Johanneum" führen sollte. Bei dem Bau hatte Kämmel als Director und als Stadtverordneter vielfach mit seinem Rathe geholfen, und es war sehr gerechtfertigt, daß am Tage der feierlichen Einweihung, am 14. Dec. 1871, Kämmel durch Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Verdienstordens ausgezeichnet und sein Bild, ein Geschenk ehemaliger Schüler, in dem Conferenzzimmer aufgestellt wurde. Er selbst hat genaue Nachricht von dem glänzenden Feste gegeben, das unter allgemeiner Theilnahme gefeiert war.[4]) Damit war das Haus, das der König bei der Grundsteinlegung zu „einer Pflanzstatt höherer Bildung für das kommende Geschlecht auf der bewährten Basis gründlicher Wissenschaftlichkeit und echt christlicher Sittlichkeit" geweiht hatte, seiner Bestimmung übergeben; darauf bezogen sich auch die Gelübde, welche Kämmel beim Einzuge in längerer Rede entwickelte. Er selbst sollte in demselben noch mehrere Freuden- und Ehrentage erleben. Am 2. Oct. 1879 wurde sein 25jähriges Rectoratsjubiläum gefeiert, bei dem er den Titel als Schulrath erhielt und zum Ehrenbürger von Zittau ernannt, außerdem eine nach seinem Namen benannte Stiftung für Wittwen und Waisen ehemaliger Lehrer begründet wurde. Als am 16. April 1880 das Jubiläum der Realschule gefeiert wurde, fühlte er sich durch die anerkennenden Worte des anwesenden Ministers Dr. v. Gerber hochbeglückt. Seine Gesundheit nöthigte ihn in den letzten Lebensjahren zu regelmäßigen Erholungsreisen in das schlesische Bad Landeck, aus dem er stets erfrischt die rege Thätigkeit wieder aufnehmen konnte. So hatte er das Sommerhalbjahr 1881 glücklich zu Ende geführt, am 22. und 23. Sept. die üblichen Censur- und Versetzungsconferenzen gehalten, am 24. Sept. der Schulcommission eingehend Bericht über den Stand der Schule erstattet, war dann nach einer kurzen Abwesenheit in seiner Wohnung um 10 Uhr wieder in der Mitte der Collegen erschienen, als er mit den Worten: „Lassen Sie uns nach einem passenden Schlusse suchen", plötzlich zusammengebrochen, nicht von einer Ohnmacht befallen, sondern von einem Herzschlage, in den Armen der Lehrer verschied. So hat er wahrhaft in seinem Berufe, was nur wenig Schulmännern in gleicher Art zutheil geworden ist (ich erinnere an Trozendorf und Bäumlein), ein schnelles Ende gefunden. Am 28. Sept. fand von

3) Es waren vier Gymnasialklassen (I—IV), drei Realklassen (die dritte in zwei parallelen Coetus), und zwei Progymnasialklassen (V, VI) als gemeinsamer Unterbau für beide Abtheilungen der Doppelanstalt.

4) Die Erbauung und Einweihung des Johanneums. Progr. des Jahres 1872.

der Aula aus unter zahlreicher Betheiligung der gesammten Stadt die feierliche Bestattung statt, zu der im Auftrage der obersten Behörde Geheimerath Dr. Ilberg von Dresden erschienen war; das Lehrercollegium veranstaltete kurze Zeit nach dem Beginn des neuen Semesters am 10. Oct. eine öffentliche Gedächtnißfeier, bei welcher Conrector Professor Dr. Friedrich die Rede hielt und ein Lebensbild des Verstorbenen entwarf.

Ich habe das Leben des Mannes erzählt, das wenig Wechsel geboten hat; schwieriger wird mir, über den Lehrer und Director zu sprechen, weil ich mich da auf die Angaben derer, die ihm näher gestanden haben, verlassen muß. Bei der Vielseitigkeit seines Wissens war er auch zu einer vielseitigen Lehrerthätigkeit befähigt. Sie bezog sich zuerst auf den Religionsunterricht, bei dem er die Fülle seiner theologischen Kenntnisse, aber auch die Wärme tiefen Gefühls am schönsten bethätigen konnte. Längere Zeit hat er auch im Hebräischen unterrichtet. Den deutschen Unterricht bezog er vornehmlich auf scharfe Charakterisirung unserer Classiker; seine Aufsatz-Themata sollen durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit der Aufgaben überrascht haben. In den obern Gymnasialklassen lehrte er Lateinisch und Griechisch, gab jedoch das letztere an andere Lehrkräfte ab, als die Anstalt größer wurde. Lateinisch sprach und schrieb er mit der Leichtigkeit der guten alten sächsischen Zeit und übte auch die Schüler in regelmäßigen Disputationen. Zuletzt hatte er sogar einen Theil des lateinischen Unterrichts an der Realschule übernommen. Den Geschichtsunterricht hat er nicht blos nach seiner Methode theoretisch gefördert, sondern auch in der Praxis besonders gepflegt und dabei durch seinen Vortrag und sein besonnenes Urtheil allgemein gefesselt. Er hat immer eine ansehnliche Zahl von Lehrstunden selbst übernommen und ist in Verhinderungsfällen der Collegen gern als Helfer eingetreten. Dazu war er auch durch seine Bekanntschaft mit den Sprachen der modernen Culturvölker[5]) und durch seine Kenntnisse in den eracten Wissenschaften besonders befähigt. Das jetzige Specialistenthum lag ihm ganz fern; er gehörte noch zu den Schulmännern der alten Zeit, die in allen Lehrgegenständen zu unterrichten im Stande waren. Darum konnte er auch mit Nutzen eine Doppelanstalt leiten, welche Humanismus und Realismus vertrat, konnte mit seinem milden Wesen jede Rivalität fernhalten und auch schwächere Kräfte in derselben leicht ertragen.[6]) Freilich eine einheitliche höhere Schule, die ihm als Ideal dabei vorschwebte, wird sich auf diesem Wege niemals erreichen lassen; es ist auch bald nach seinem Tode die Trennung der vereinigten Anstalten vollzogen worden. Als Lehrer strebte er bei dem reichen Schatze seines Wissens nicht danach, Vielwisserei bei der Jugend zu verbreiten, sondern war sich der Aufgabe der Schule als einer geistigen Vorbildungsanstalt wohl bewußt. Schablonenmäßige Jugendbildung war ihm verhaßt[7]), deshalb vernachlässigte er auch wol die Controle der Schülerleistungen bisweilen mehr als recht war. Sein eigener musterhafter Fleiß genügte nicht bei allen Schülern als Vorbild und Sporn. In der Handhabung der Schulzucht war er mehr zur Milde geneigt. Bei seinem sittlichen Ernste konnte er doch gegen die fehlenden Schüler nicht immer mit Mäßigung ausreichen, und harte Erfahrungen sind ihm trotz der Liebe derselben in der Disciplin nicht erspart worden. Daß er in schlimmen Fällen fest und energisch einzuschreiten gewußt habe, wird vielseitig versichert. Die Lehrer konnten sich einen humaneren und duldsameren Director nicht denken.

Dabei fand er noch immer Muße zu wissenschaftlicher Thätigkeit, ganz abgesehen von der zersplitternden Schreiberei zahlreicher Programme und Reden, deren weiter Kreis die Theilnahme mehrerer Lehrer, wenigstens des Rectors und Conrectors, beansprucht und dem wissenschaftlichen Leben des zittauer Gymnasiums einen eigenthümlichen Charakter gibt. Der gewissenhafte Mann hat auch diese Leistungen genau registrirt; das Verzeichniß mit Einschluß der Beiträge zu Zeitschriften, zu geschichtlichen und pädagogischen Werken enthält 648 Nummern; er hat sie in seiner bescheidenen Weise als „literarische Nebenstunden" bezeichnet. In frühern Jahren hielt die Vorliebe für Theologie an und veranlaßte zahlreiche Recensionen und Beiträge zu Illgen's und Niedner's Zeitschrift für historische Theologie seit 1841, zu Reuter's Repertorium für theologische Literatur (1846—1860), zu dem Sächsischen Kirchen- und Schulblatt (1852), zu Zille's Allgemeiner Zeitung für Christenthum und Kirche (1845. 1846). Aber auch selbstständige Arbeiten kleinern Umfangs gehören auf dieses Gebiet: so 1842 „Die Schwierigkeiten des Religionsunterrichts vom Standpunkte einer tiefer dringenden Psychologie und mit besonderer Rücksicht auf die untern Klassen der Gymnasien betrachtet"; 1843 erschien als ein Leitfaden für den Religionsunterricht der mittleren Gymnasialklassen: „Die Entwickelung des Gottesreichs"[8]), 1846 „Die Unduldsamkeit und das Christenthum. Eine Mahnung zum Frieden". In gleicher Art wie den Religionsunterricht hatte er auch die Geschichte behandelt; erst 1842 die Theorie „Ueber den Gymnasialunterricht in der Geschichte"[9]), dann praktisch 1844 „Lebensbilder aus dem Mittelalter", die 1850 erneuert wurden, aber wegen des Bruchs der Verlagshandlung nicht fortgesetzt sind. Aus gleichem Grunde sind die „Schilderungen aus dem Völkerleben; eine populäre Weltgeschichte mit besonderer Rücksicht des Culturhistorischen", nicht über das erste Heft hinausgekommen. Solche mehr populäre Arbeiten brachten ihn als Mitarbeiter auch zum „Herold", zur „Abendzeitung", in die auch einige seiner Gedichte aufgenommen sind, zum „Gothaischen allgemeinen Anzeiger", zu den

5) Der Unterricht in den neueren Sprachen nach seiner Stellung zum Unterricht in den alten, in Langbein's Archiv 1864, Nr. 7. 6) Zur Verständigung über die Verbindung von Realschule und Gymn. in Zittau; über den Unterschied von Gymn. und Realschule. 2 Progr. 1854.

7) Die Berücksichtigung der Individualität im Leben der Schule, in Langbein's Archiv 1862, Nr. 5. 8) Ein Progr. von 1841 gibt Andeutungen über Auswahl und Vertheilung des kirchenhistorischen Lehrstoffs. 9) Zur Würdigung der sächs. Geschichte als eines Lehrgegenstandes. Progr. 1856.

„Blättern für literarische Unterhaltung, zur „Lusatia", zu den „Bildungsblättern für unser Volk" u. a. m.

Immer mehr jedoch concentrirten sich seine Studien auf das Gebiet der Pädagogik, insbesondere der Schulgeschichte, und hier bildete den Mittelpunkt Zittau selbst und nur nebenher auch andere Orte der Lausitz.[10]) Für die Geschichte des Gymnasiums hatte er umfangreiche Materialien gesammelt und doch wagte er 1871 in dem Festprogramm nur mit einem Rückblick auf diese Geschichte hervorzutreten, der wenigstens eine Uebersicht gewährt über das, was von ihm in zahlreichen Schulprogrammen zerstreut ist und noch eine Aussicht auf weitere einzelne Darstellungen eröffnet. Er hatte behandelt 1858 die Schule in Zittau unter den Einwirkungen der Reformation, 1869 den Rector Caspar Janitius, 1870 das Gymnasium in Zittau während der trüben Jahre 1587—1602[11]), 1859—1876 Melchior Gerlach (Rector 1602—1616) in drei Programmen, 1856 Christian Keimann (1634—1662), 1860 Erinnerungen an Gottfried Hoffmann (Rector 1708—1712), 1865 und 1867 Benjamin Gottlieb Gerlach (Director 1738—1756), Beiträge zur Geschichte der pädagogischen Bestrebungen im Zeitalter Gesner's und Gottsched's, in vier Programmen, endlich bereits 1854 Friedrich Lindemann (Director 1823—1852). Aber eng damit verbunden sind auch die Untersuchungen über Martin Grünwald, der sich als Geistlicher um die deutschen Schulen verdient gemacht hat, in vier Programmen 1859 und 1861, und das Schriftchen zur Geschichte der Gymnasialbibliothek in Zittau 1856.

Ueber dieses kleinere Gebiet weit hinaus schweiften seine Arbeiten über die Geschichte der Pädagogik[12]) in das griechische und römische Alterthum, in das Mittelalter, in die Zeit der Humanisten und nach Frankreich. Sie standen schon weniger in den Schulprogrammen als in gelehrten Zeitschriften, wie in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, in Langbein's Pädagogischem Archiv[13]), in dem Neuen Lausitzischen Magazin und in den großen Sammelwerken der Schmid'schen Encyklopädie und der Allgemeinen deutschen Biographie, zu deren jüngst erschienenen Bänden er in seinen letzten Lebensjahren noch zahlreiche Beiträge geliefert hat. So hat er Herodes Atticus aus dem Zeitalter der Antonine, Maximus den Tyrier, Agathias von Myrene (Programm von 1845), Isidorus von Pelusium (zwei Programme 1848), den Redner Isokrates in seiner Bedeutung für die Schule (zwei Programme 1864), Solon, Xenophon und Isokrates und die Sophisten der Kaiserzeit in der Encyklopädie behandelt; von den Römern Quintilian, Seneca (Encyklopädie) und die Helvidii Prisci (Programm 1846); ausgedehnte Vorarbeiten über den jüngeren Plinius hat er nicht mehr verwerthet.

Für die Anfänge des mittelalterlichen Schulwesens kommen in Betracht die Programme De Gallorum indole sub Romanis non mutato (1845), das Fortwirken römischer Bildung im fränkischen Gallien vor Karl dem Großen (vier Programme 1853) und die Artikel in Schmid's Encyklopädie über Dom- und Klosterschulen, über mittelalterliches Schulwesen, Karl den Großen, die Stadtschulen des Mittelalters (1872), das Schulwesen der sächsischen Länder in den letzten Zeiten des Mittelalters (Neues Lausitzer Magazin, Bd. 39), die Hieronymiana (freilich ohne Benutzung der neuesten Forschungen). Noch mehr haben ihn die Humanisten angezogen, vorerst die Pädagogen Vergerio, Vegio und Vittorino (in der Encyklopädie), nachher Vettori (in den Jahrbüchern für Pädagogik 1865 und 1866), Erasmus in Deventer (ebenda 1874), Hermann von dem Busche und Bugenhagen (in der Encyklopädie), Musler (Lausitzer Magazin), Camerarius in Nürnberg (Programm 1862) und die Geschichte des griechischen Unterrichts im 16. und 17. Jahrh. (in den Jahrbüchern 1867). Im Jahre 1877 gab er in dem Jahresberichte der Lausitzer Predigergesellschaft einen Aufsatz: „Die deutschen Humanisten des 15. und 16. Jahrh. als Pfleger vaterländischen Sinnes und Strebens". Für den weiteren Verlauf haben ihn die Jesuiten interessirt; er hat ihnen 1849, 1851 und 1856 vier Programme gewidmet; die lateinischen Schulen des 16. und 17. Jahrh. im Kampfe gegen die Winkelschulen (Programm 1855), die Reformer Ramé, Radke, Rollin und den Philanthropinismus und Schummel in der Encyklopädie, die Einwirkungen des Pietismus auf das Schulwesen (im Neuen Lausitzer Magazin Bd. 37), endlich auch die Einwirkungen Frankreichs in drei Programmen über Fénélon (1857. 1858), über den Cardinal von Lothringen (1855), das Unterrichtswesen der Reformirten in Frankreich während der Verfolgungen des vorigen Jahrhunderts (1845), der Einfluß der französischen Sprache und Literatur auf die höheren Stände Deutschlands seit dem 16. Jahrh. (Programm 1853). Auf die Menge der Biographien von Gelehrten neuerer Zeit in den angeführten Sammelwerken und auf einzelne Schulreden gehe ich nicht weiter ein. Das Meiste von dem, was hier angeführt ist, war nur Vorarbeit zu einem großen Werke über die Geschichte des Schulwesens in Deutschland seit der Reformation, an dem er seit etwa 40 Jahren unermüdet gearbeitet hat, ohne sich genügen zu können. Daher ist nur der erste Band vollendet; dieser behandelt in zwei Abtheilungen das deutsche Schulwesen unter dem Einflusse der Kirche in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters und unter der Herrschaft des Humanismus. Zu den übrigen Bänden, deren etwa noch drei folgen sollten, haben sich im Nachlasse, abgesehen von den bereits gedruckten Arbeiten, nur umfängliche Collectaneen vorgefunden. Die Herausgabe des ersten Theils hat Kämmel's trefflicher Sohn Otto, Professor am königl. Gymnasium in Dresden, übernommen; derselbe befindet sich bereits unter der Presse.

Dieser Sohn hat auch dem verehrten Vater ein Denkmal gesetzt in der „Allgemeinen deutschen Biographie",

10) Die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften hat ihn 1879 zu ihrem Ehrenmitgliede erwählt. 11) Diese drei Abhandlungen stehen auch im 49. Bande des Neuen Lausitz. Magaz. 12) Eine lange Reihe von Artikeln zu Hergang's pädagogischer Realencyklopädie (1831—1847) ist mir unbekannt. 13) Dort steht 1861 eine Abhandlung: Das Studium des Tacitus in den letzten drei Jahrhunderten; 1865 Evangelische Schulordnungen.

Bd. XV, S. 51—56; außerdem konnte ich dankbar benutzen die Beilage zu dem Zittauer Schulprogramm von 1882: „H. J. Kämmel. Zum Andenken an einen edeln Verstorbenen für seine zahlreichen Freunde und Schüler", in welchem Professor Dr. Friedrich die Bestattungsfeier genau beschrieben, seine Gedächtnißrede mitgetheilt und ein nicht ganz correctes, auch nicht vollständiges Verzeichniß der von Kämmel verfaßten Schriften und Abhandlungen gegeben hat. (*Eckstein.*)

KAMMER (griech. καμάρα, lat. camera, daher das Wort in den andern Sprachen), in ursprünglichem Sinne ein gewölbter Raum, nach neuerem Begriffe ein Zimmer, welches nicht heizbar ist. Schon im Mittelalter unterschied man die Kemenate (ahd. cheminâta, cheminée, mlt. caminata), das Phiselgadem (v. phiesel, mlt. pisale, franz. poêle), welche heizbar waren, von der (nicht heizbaren) Kammer. Sie befindet sich entweder in den Stockwerken neben Wohnzimmern oder im Dachraum, wo sie mit einem gewöhnlichen, leichten Schloß (Kammerschloß) verwahrt wird, und dient verschiedenen Zwecken, als Schlaf-, Mädchen-, Speise-, Holz-, Geschirr-, Futter- u. s. w. Kammer. Die Kammern sind als nicht heizbare Räume meist von nicht massiven, zum Beispiel hölzernen oder Fachwänden umschlossen. Wenn die Kammer kein directes Licht, etwa secundäres oder Oberlicht, erhält, so nennt man sie Alkoven, eine Bezeichnung, die sehr häufig noch jetzt für jede Kammer oder Schlafstube mit Unrecht gebraucht wird. Ferner nennt man Kammer in Schlössern oder fürstlichen Haushaltungen auch ein Zimmer oder eine Reihe von solchen, die zur Aufnahme und Aufbewahrung von Kunstschätzen oder Alterthümern (Kunst-, Schatz- und Antiquitäten-Kammer) dienen. Außerdem dient der Ausdruck Kammer sowol im Hochbau wie bei dem Wasserbau, dem Schiffsbau und der Technik im allgemeinen für kleinere Behältnisse eines größeren Raumes, die durch Scheidewände getrennt sind oder nur durch einen schmalen Gang oder Canal mit andern Räumen in Verbindung stehen. (*A. Gottschaldt.*)

KAMMER hieß zur Zeit der fränkischen Könige das abgesonderte Gemach, worin sie ihr Privateigenthum verwahrten, später überhaupt der Ort, wo die fürstlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, weiter die fürstliche Kasse, endlich auch die den fürstlichen Haushalt leitende Behörde. So ist das Wort Kammer der allgemeine Ausdruck für alles die Privatangelegenheiten des Fürsten Betreffende im Gegensatze zu dessen Hof- oder öffentlichem Leben. In die Kammer flossen die Einkünfte aus den fürstlichen Gütern und in ihr concentrirte sich die Verwaltung des fürstlichen Vermögens. An der Spitze derselben stand der Kämmerer (Camerarius), zur Zeit der fränkischen Könige einer der obersten Hofbeamten und späterhin in der deutschen Reichsverfassung einer der vornehmsten Fürsten des Reiches. Das Amt als Erzkämmerer im deutschen Reiche bekleidete zuletzt der Kurfürst von Brandenburg. Dieselbe Bedeutung hatte seit Ausbildung der Landeshoheit die Kammer in den einzelnen deutschen Territorien, wo sie 1) die eigenen Güter des Fürsten, die Kammergüter im engeren Sinne, 2) die alten Reichsgüter, die Dotation des Reichsamtes, die Staatsdomänen, dann 3) die mit dem Grafen- und Fürstenamte verbundenen Einkünfte und Gefälle aus Zehnten, Zinsen, Regalien, und selbst 4) die Steuern und Zölle umfaßte, von denen in der älteren Zeit ein Theil zur kaiserlichen Kammer zu verrechnen war. Alle diese Einkünfte, die übrigens nach und nach vollständig miteinander vermischt wurden, ließ der Landesherr allein ohne Mitwirkung seiner Stände verwalten; aber er mußte daraus auch alle Regierungs- und Verwaltungskosten, nicht aber die Landesanstalten, wie Landespolizei, Straßenbau u. s. w., und die Reichskriege bestreiten; erst im Falle der Unzulänglichkeit mußten die Stände mit der Bewilligung von Steuern eintreten. Anfänglich war die Kammerverwaltung den landesherrlichen Aemtern übertragen und zur Centralleitung ein Kammermeister oder Rentmeister mit den nöthigen Gehülfen bestellt; nach und nach wurden daraus collegialische Behörden (Hofkammern oder Rentkammern), die, weil sie zugleich die polizeilichen Regalien verwalteten, auch mit manchen Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung betraut waren. In neuerer Zeit, und zwar besonders seit Einführung der constitutionellen Verfassungen, wurden dann in den meisten deutschen Staaten das eigentliche Privatvermögen des Fürsten und das Hausfideicommiß der Dynastie aus dem Kammer- und dem damit verschmolzenen eigentlichen Staatsvermögen ausgeschieden und den Fürsten durch Feststellung einer Civilliste die Entschädigung für die Ueberlassung der Domänen (s. d. Art.) und der Kammergüter an den Staat geboten. Hiermit aber verwandelten sich die ehemaligen fürstlichen Kammern — soweit nicht das ausgeschiedene fürstliche Vermögen in Betracht kam — in die modernen Landesbehörden der Finanzministerien, Steuercollegien, Zolldirectionen, Oberrechnungskammern u. s. w., während das Polizeiwesen an die Behörden des Ministeriums des Innern abgegeben wurde. — Ueber Kammern im staatsrechtlichen Sinne der Volksvertretung s. Repräsentativsystem. — Ueber Kammern für Handelssachen s. Landgerichte.

(*Albrecht Just.*)

KAMMER heißt bei den Feuerwaffen derjenige Theil der Seele, welcher zur Aufnahme der Pulverladung bestimmt ist. Bei den glatten Haubitzen und Mörsern bildete dieser Theil stets einen im Durchmesser verengten Raum der Seele, damit die verhältnißmäßig kleine Ladung recht central auf das Geschoß wirken konnte; der jahrhundertlange Streit, ob hierzu eine cylindrische, eine conische oder eine birnförmige Kammer am geeignetsten sei, ist thatsächlich nicht zum Austrag gebracht, ehe durch die Einführung der gezogenen Geschütze die Frage an Bedeutung verlor. Auch die glatten Kanonen erhielten in vereinzelten Fällen Kammern, meist in cylindrischer oder conischer Form. Für die mit Kammern versehenen Geschütze der bezeichneten Art ist der Gattungsname Kammergeschütze gebräuchlich, derselbe ist aber keineswegs identisch mit der Bezeichnung Kammerstücke. Unter letzteren versteht man Geschütze aus der ersten

Zeit des Gebrauchs derselben, bei denen Ladung und Geschoß in eine besondere Kammer eingesetzt wurden, die dann ihrerseits in das hinten offene Bodenstück des Geschützrohres eingeführt und in demselben durch Keile, Klammern oder eine Schraubenvorrichtung festgehalten wurde. Diese Kammerstücke bilden die ersten rohen Anfänge der heute im Gebrauch befindlichen Hinterladungsgeschütze, wenn sich auch zwischen der Zeit ihrer Benutzung und der Gegenwart eine Periode von Jahrhunderten befindet, in welcher ausschließlich aus einem Stück gefertigte, von der Mündung aus zu ladende Geschützrohre Verwendung fanden. Auch bei den Gewehren kamen in den ersten Zeiten ihres Bestehens ähnlich construirte Hinterlader vor, die den Namen Kammerbüchsen führten und für die stets mehrere geladene Kammern bereit gehalten wurden. In der neuern Zeit versah der französische Capitän Delvigne Gewehre am hinteren Theile mit einer verengten Kammer, welche die Pulverladung aufzunehmen bestimmt war, während die Kugel auf die Ränder der Kammer aufgestaucht wurde, damit das Blei sich in die Züge des Laufes presse und das Rundgeschoß beim Abfeuern der Windung der Züge folge. Diese Gewehre wurden Kammergewehre (fusils à chambre) genannt und bildeten ein nicht unwesentliches Glied in dem Entwickelungsgange der gezogenen Vorderladungs-Gewehre. Von ihnen zu unterscheiden sind die Kammerladungsgewehre, welche vor der allgemeinen Einführung der Hinterlader in einzelnen Armeen in Gebrauch waren und von den modernen Hinterladungsgewehren dadurch wesentlich verschieden waren, daß sie ein bewegliches Kammerstück besaßen, welches die Pulverladung und das Geschoß aufnahm und vor dem Schusse mit dem gezogenen Laufe in feste Verbindung gebracht wurde. Bei ihnen wurde nicht, wie bei den Kammerbüchsen früherer Tage, eine lose Kammer in den Lauf gesetzt, sondern ihre Kammer war permanent mit dem Laufe beweglich verbunden. Die 1831 eingeführte französische Wallbüchse, sowie das 1848 in Norwegen angenommene Schützen- und das 1851 in Schweden adoptirte Marinegewehr bilden Beispiele derartiger Kammerladungsgewehre. (*v. Löbell.*)

KAMMER wird im deutschen Heere der Aufbewahrungsort für die Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke der Truppentheile genannt, obgleich derselbe oftmals bedeutende Dimensionen besitzt. Die Kammer soll im Verhältniß zu den Vorräthen geräumig sein, damit dieselben übersichtlich aufbewahrt werden können, ferner soll sie hell und luftig sein und die Vorräthe vor dem Verderben, dem Einbruche und der Feuersgefahr sichern. Man unterscheidet Compagnie-, Bataillons-, Regiments-Kammern u. s. w., und überträgt die Beaufsichtigung derselben dem betreffenden Vorgesetzten sowie ad hoc gebildeten Commissionen. Zur speciellen Verwaltung wird ein Kammer-Unteroffizier bestellt (früher Capitaine d'armes genannt), der über alle Ausgaben und Einnahmen ein Kammerbuch zu führen hat. — Bei der Marine ist Kammer der Name der Wohnräume der Offiziere und Deckoffiziere eines Schiffes. (*v. Löbell.*)

KAMMER, KAMMERBAU ist beim Bergbau eine Abbaumethode für Gewinnung sehr großer Massen von bedeutender Standhaftigkeit, die im Ganzen bauwürdig sind und daher möglichst rein ausgehauen werden müssen, wie zum Beispiel auf dem Steinsalzlager zu Wieliczka, wo der Abbau sehr weit, in sogenannten Kammern stattfindet, daher auch diese Methode als Weitungsbau bezeichnet wird. (*C. Reinwarth.*)

KAMMER, dunkle, Camera obscura, nennt man eine optische Vorrichtung, welche im wesentlichen aus einem dunkeln Raume besteht, innerhalb dessen auf einer der Wände ein Bild von außerhalb des Kastens befindlichen Objecten dadurch entworfen wird, daß durch eine Oeffnung in der der Bildwand gegenüberliegenden Wand Strahlen von diesen Objecten in den dunkeln Raum dringen.

Die Einrichtung einer solchen Dunkelkammer kann erstens verschiedener Art sein in Bezug auf die Größe des dunkeln Raumes und dann in Bezug auf die Beschaffenheit der Oeffnung, durch welche das Licht eindringt. Ist die Größe des dunkeln Raumes der Art, daß der Beobachter selbst mit innerhalb desselben Platz hat, so braucht er nur einfach das auf der betreffenden Wand erzeugte Bild zu betrachten. Besteht der dunkle Raum aber nur aus einem größeren oder kleineren Kasten, der dem Beobachter nicht den Aufenthalt im Innern gestattet, so muß eine Vorkehrung getroffen sein, welche die Beobachtung des Bildes von außen gestattet. Dies geschieht entweder so, daß man an geeigneter Stelle noch eine Oeffnung anbringt, welche, ohne daß störendes Licht eindringt, dem Auge die Beobachtung des auf der betreffenden Innenwand entstandenen optischen Bildes gestattet, oder daß man die betreffende Wand selbst aus einem durchscheinenden Material macht, etwa aus geöltem Papier oder besser aus mattgeschliffenem Glase, wodurch man im Stande ist, das auf der inneren Seite dieser durchscheinenden Wand entstandene Bild auch zugleich möglichst deutlich auf der äußeren Seite wahrnehmen zu können. Dann muß freilich, damit man das Bild recht deutlich sehe, der hintere Theil der Camera obscura und der Kopf des Beobachters durch ein darübergehängtes dunkles Tuch vor störendem Lichte geschützt sein.

Was die Beschaffenheit der Oeffnung betrifft, durch welche das Licht von den äußeren Objecten in die Camera obscura eindringt, um auf die Bildwand zu fallen und dort das Bild zu erzeugen, so genügt es, daß in einer dünnen Blechtafel oder einem schwarzen Carton eine nadelstichfeine Durchbohrung angebracht ist. Dann wird von jedem Punkte des äußeren, lichtaussendenden Objects nur ein Lichtstrahl oder wenigstens, genauer ausgedrückt, nur ein äußerst dünnes Lichtbündel durch diese Oeffnung eindringen und geradlinig sich fortpflanzend auf die gegenüberstehende Innenwand der Camera obscura fallen, dort ein optisches Bild des Punktes erzeugend, von welchem das dünne Lichtbündel ausging. Die Gesammtheit der Bilder aller Punkte gibt natürlich das Gesammtbild des Gegenstandes und

zwar ist die Lage des Bildes, gegen die des Gegenstandes betrachtet, eine von rechts nach links und von unten nach oben verkehrte, weil vermöge der geradlinigen Fortpflanzung des Lichtes einer von den oberen Punkten des Objects sein Licht durch die Oeffnung auf die Bildwand nach unten sendet und umgekehrt, einer von den rechtsliegenden Punkten nach links und umgekehrt. Das Bild des Objects wird um so schärfer, je feiner die Oeffnung ist; denn bei einem irgend merklichen Durchmesser der kreisrunden Oeffnung dringt in die Camera von jedem Objectpunkte nicht blos ein Strahl, sondern ein Strahlenkegel ein und das Bild des Punktes ist nicht wieder ein Punkt, sondern ein Kreis, ein sogenannter Zerstreuungskreis; dieser Zerstreuungskreis wird aber um so größer, je größer erstens der Durchmesser der lichteinlassenden Oeffnung, und zweitens je größer die Entfernung der Bildwand von dieser Oeffnung ist. Da aber diese Zerstreuungskreise sich in der mannichfachsten Weise übereinanderlegen, so wird dadurch natürlich das Bild unscharf und verwaschen.

Andererseits wird das Bild durch Verengerung der Oeffnung zwar schärfer in der Zeichnung, aber zugleich auch immer lichtschwächer und dunkler. Diesem Uebelstande hat man dadurch abgeholfen, daß man die Oeffnung mehrere Centimeter weit macht und dann in dieselbe eine Sammellinse einsetzt, deren Krümmung so gewählt ist, daß die Entfernung des lichtaussendenden Objects von ihr einerseits und die Entfernung der Bildwand andererseits einem Paar conjugirter Brennweiten der Linse entsprechen. Für irgendeine gegebene Linse und ein gegebenes äußeres Object läßt sich der Effect leicht dadurch erzielen, daß man die Bildwand beweglich macht, sodaß man sie an die Linse annähern oder von ihr entfernen kann, bis das Bild die größte Schärfe und Deutlichkeit erlangt hat. Statt die Bildwand beweglich zu machen, kann man auch die Sammellinse in ein Rohr setzen und dieses so lange in der Oeffnung heraus- oder hineinschieben, bis das Bild scharf geworden ist. Die erste Camera obscura dieser Art wurde wol vom Neapolitaner Baptista Porta im 16. Jahrhundert construirt.

Die wichtigste Anwendung der Camera obscura war früher, die in ihr entworfenen Bilder von Gegenständen als Grundlage für das Nachzeichnen derselben zu benutzen. Diese Benutzung ist jetzt weit zurückgetreten hinter ihrer Anwendung in der Photographie, bei welcher man darauf ausgeht, das auf der Bildwand der Camera obscura durch die Sammellinse (hier in der Regel Objectivlinse oder Objectiv genannt) erzeugte optische Bild dadurch für die Dauer festzuhalten, daß man an die Stelle der Bildwand eine Platte setzt, welche mit einer chemisch lichtempfindlichen Schicht überzogen ist. Daguerre, der zuerst im Jahre 1839 ein solches Verfahren publicirte, wendete als lichtempfindliche Schicht eine Joddämpfen ausgesetzt gewesene, also mit Jodsilber überzogene Silberplatte an, Talbot bald nach ihm ein mit Jod- und Bromsilber imprägnirtes Blatt Papier, Archer (1851) eine auf Glas ausgebreitete mit Jod- und Bromsilber getränkte Collodiumschicht. Statt des Collodiums wird als Bindemittel auch Albumin benutzt.

Wenn man die Camera obscura nicht blos zum Nachzeichnen, sondern zu photographischen Zwecken benutzen will, so ist es unerlaßlich, daß man als Objectivlinsen gute aplanatische sowol als auch achromatische Linsencombinationen anwende. (*H. A. Weiske.*)

KAMMERBOTEN. Sowol im alten fränkischen wie während der ersten Jahrhunderte im römisch-deutschen Reiche befanden sich die Güter (villae) des Königs, soweit sie nicht seinem Privatvermögen angehörten, gegen bestimmte Naturalabgaben oder Zins in der Hand von Colonen oder Ministerialen; über letztere führten besondere Kammerboten (nuntii camerae) die Aufsicht, welche zugleich auch die Abführung jener Abgaben an den königlichen Hof besorgten. Solche Kammerboten kommen besonders in Franken und Schwaben vor; für die Reichsstädte war den Burggrafen, für die übrigen Reichsgüter seit dem 12. Jahrhundert den Landvögten dieses Geschäft übertragen. (*Albrecht Just.*)

KÄMMEREI bedeutet die Verwaltung der Einkünfte einer Stadtgemeinde durch städtische Beamte (Kämmerer, Stadtkämmerer, Rathskämmerer) unter Aufsicht des Stadtrathes und Oberaufsicht der Staatsregierung. Die Vorschriften für die Kämmereiverwaltung sind gewöhnlich in der Städteordnung enthalten. Die Kämmereikasse erhält ihre Zuschüsse aus dem Ertrage der Kämmereigüter, d. h. städtischen Grundstücke, sodann aus den sogenannten Kämmereigefällen, wozu Strafgelder, Bürgerrechtsgelder, die städtischen Erbschaftssteuern und die eigentlichen städtischen Umlagen zu rechnen sind. Bis auf die neuere Zeit unterschied man innerhalb des städtischen Gemeindevermögens zwischen dem sogenannten Bürgervermögen oder Allmendgut (s. Allmanden), welches zum unmittelbaren Nießbrauch der Bürger nach Maßgabe ihrer allgemeinen oder besondern Berechtigung diente, und dem Kämmereivermögen im engeren Sinne, über welches die Gemeinde als solche verfügte. Nachdem jedoch ersteres infolge der durch die moderne Freizügigkeit gänzlich umgestalteten Zusammensetzung der städtischen Einwohnerschaft mehr und mehr ein Gegenstand des Haders geworden und deshalb mittels gesetzlicher Abfindung der berechtigten Bürger nach und nach zur Auflösung gelangt ist, hat sich hierdurch die frühere Unterscheidung zwischen Gemeindevermögen im allgemeinen und Kämmereivermögen im besondern im wesentlichen erledigt, und ist damit auch die gesammte frühere, auf Kämmerei bezügliche Terminologie überflüssig geworden und meistens in Wegfall gekommen. — Uebrigens umfaßt der Ausdruck Kämmerei an manchen Orten nur die Verwaltung der Einkünfte aus dem Grundbesitze und aus den Kapitalien der Stadt, während die Administration der städtischen Steuern, die Schul- und Armenverwaltung u. s. w. mehr oder weniger selbständig sind. (*Albrecht Just.*)

KÄMMERER (Cämmerer, Camerarii). Ein dem Hofamt entlehnter Amtsname, den gleich häufig wie den der Marschall, Schenk oder Truchseß viele Geschlechter mit Verdrängung ihrer ursprünglichen Benennung zum

Familiennamen werden ließen, dabei aber gewöhnlich zum Unterschied der verschiedenen Geschlechter die Besitznamen anfügten. Da nun ein und derselbe Stamm in seinen einzelnen Zweigen oft im Besitze mehrerer Güter gewesen, so erscheint solche Gesammt-Familie auch unter verschiedenen Benennungen. Die Sichtung ist darum oft schwer, einzig maßgebend beim Auftreten innerhalb nicht zu ferner Grenzen bleibt das Wappen. Die genealogischen Schriftsteller haben zur Klärung in dieser Beziehung bisher nichts gethan, im Gegentheil arge Verwirrung geschaffen. Es sei demnach hier der erste Versuch gewagt, die mancherlei Geschlechter des Namens Kämmerer zu sondern. Wir unterscheiden:

1) Kämmerer von Aichach, ursprünglich Bürger zu Aichach, die erst seit dem 15. Jahrhundert zum Adel zählten und im Laufe des 17. Jahrhunderts erloschen. 2) Kämmerer von Bachem, deren Stammhaus zwischen Köln und Kerpen gelegen, waren Erbkämmerer von Köln, erscheinen 1183 bis Mitte des 14. Jahrhunderts. Wappen: zwei Schrägrechtsbalken. 3) Kämmerer von Fahner (Fanre, Vanre), Stammhaus Groß-Fahner in Thüringen, der dortigen Landgrafen Kämmerer 1290 bis hinein ins 15. Jahrhundert. Wappen: ein von zwei Rosen begleiteter Schrägrechtsbalken. Dieses Haus genoß besonderes Ansehen und war ziemlich ausgebreitet, darf aber nicht, wie bisher geschehen, mit den anderen Kämmerern ihrer Heimat (denen von Herbs(t)leben oder von Mühlhausen (siehe unten) vermengt werden. 4) Kämmerer von Friedberg, siegeln mit zwei auswärts gekehrten Sicheln. 5) Kämmerer von Gansheim, Erbamts-Geschlecht der alten Grafen von Graisbach und Lechsgemünd. 6) Kämmerer von Gnannstein (Gnandstein), im Dienste der Markgrafen von Meißen 1242. 7) Kämmerer von Herbs(t)leben, auch von Gebesse, Flarchheim und anderen Orten mehr, blühten in Thüringen und führten einen getheilten Schild, dessen untere Hälfte auch zuweilen gerautet ist. 8) Kämmerer von Höttingen, auch Kämmerer von Thaur, sind Schweizer. Ihr Wappen zeigt 1400 einen von zwei Sternen begleiteten, schräggestellten Pfeil. 9) Kämmerer von Kemnat in Schwaben, auch in Baiern zu Monheim um Lechsend. Wappen: in Gold ein aufgerichteter schwarzer Schlüssel. 10) Kämmerer von Mühlhausen, von Straußberg, von Almenhausen, von Lare u. s. w., mächtiges Geschlecht in und um Mühlhausen in Thüringen, blühte bis ins 15. Jahrhundert und führte den Schild dreimal schräggetheilt. 11) Kämmerer von Nürnberg, zu Nürnberg selbst, mit zwei Monden im Schilde. 12) Kämmerer gen. Preiß, wollen aus Thüringen nach der Provinz Preußen gekommen sein, treten dort um 1600 auf, starben aber bald aus. Wappen: drei ins Schächerkreuz gestellte Herzen. 13) Kämmerer von Regensburg, der Stadt. Sie führen 1420 einen Stern zwischen einem Büffelhorn und einer Hirschstange. 14) Kämmerer von Speier, von denen einer 1414 auf dem Concil zu Costnitz gewesen; sein Schild wies in Silber ein kleineres rothes Schildlein. 15) Kämmerer von Wildenholz, erscheinen 1472 begütert um Hagenau im Elsaß. 16) Kämmerer von Worms, aus denen die heutigen Herren u. s. w. von Dalberg (s. diesen Artikel) hervorgegangen. 17) Kämmerer von Würzburg, der dortigen Bischöfe Lehnsleute, mit einem Beile im Schilde.

Hiermit ist nur eines Theiles der verschiedenen deutschen Kämmerer-Geschlechter und zwar derjenigen, die ihren Amtsnamen stets neben dem Besitznamen geführt, Erwähnung gethan; um aber einen vollständigen Ueberblick zu gewähren, seien noch die hervorragendsten der anderen deutschen Familien aufgeführt, die mit irgend einem Kämmerer-Amt in erblicher Weise belehnt, zeitweise auch von dem Kämmerer-Namen Gebrauch machten. Diese folgen der Uebersicht wegen nach den Lehnsherrschaften geordnet.

1) Des H. Römischen Reiches Erb-Kämmerer: die Grafen von Münzenberg (bis 1255); die Grafen von Falkenstein; dann die Grafen von Hohenzollern (resp. Brandenburg-Onolzbach); als Unter-Kämmerer fungirten die Häuser Absberg, Weinsberg, dann Seinsheim. 2) Im Stifte Augsburg: die Hoheneck und die Freyberg. 3) Im Stifte Bamberg: die Rotenhan seit 1313. 4) Im Stifte Basel: die Reich von Reichenstein; dann die Rinck von Baldenstein. 5) Im Herzogthum Berg: die Nesselrode. 6) In der Kurmark Brandenburg: Schenk von Dönstedt; dann seit 3. October 1654 die Grafen von Schwerin. 7) Im Herzogthum Braunschweig: die Uetze (bis gegen 1500); die Mynsinger von Frundeck im 17. Jahrhundert; die Cramm von etwa 1656 an. 8) Im Bremenschen: die Schönebeck gen. Onmünde seit 1566. 9) Im Stifte Brixen: die Rodanken von Rodenstein bis 1491. 10) Im Fürstenthum Cammin: die Somnitz seit 1655. 11) Im Stifte Chur: die Flugs von Aspermont und die Freiherren von Bellmont. 12) Im Herzogthum Cleve: die Voßheim (1417); dann die Eyll; hierauf durch Erbschaft die Hüchtenbruck (1609—1716); weiter die Borcke seit 1737. 13) Im Stifte Köln: die Bachem (s. o.); Hemmerich; Velbrück; Hase (bis 1625); Raitz gen. Frentz 1628. 14) Im Stifte Kostnitz: die Hundpiß. 15) Im Stifte Eichstädt: die Otting (1304—1578); Schaumberg (1578). 16) Im Stifte Ellwangen: die Freyberg. 17) Im Stifte Freising: die Waldeck (bis 1524), Weichs. 18) Im Stifte Fulda: die Walderdorff. 19) Im Herzogthum Geldern: die Wickeradt. 20) In der gefürsteten Grafschaft Görz: die Brenner (seit 1648). 21) Grafen von Graisbach: die Gansheim (s. oben). 22) Im Fürstenthum Halberstadt: die Hoym. 23) Im Stifte Heerse: die Schachten. 24) In Hessen: die Berlepsch (1369). 25) Im Hildesheimschen: die Bock von Wülffingen. 26) Im Herzogthum Jülich: die Bongard c. 1429, renov. 1840. 27) In Kärnten: die Greiffeneck (bis c. 1471); Kravg (1471); Herberstein (seit 1566). 28) Im Stifte Kempten: die Werdenstein. 29) In Krain: die Auersperg (seit 1027, renov. 1460). 30) Im Lüneburgschen: die Knesebeck (seit 1374). 31) Im Luxemburgschen: die Bongard. 32) In Mähren: die Zierotin (seit 1537).

33) Im Herzogthum Magdeburg: die Freiherren von Plotho (seit 1840). 34) Im Stifte Mainz: die Meltingen (bis 1324); die Ruedt von Collenberg (1324); dann die Metternich. 35) Im Meißenschen: die Gnannstein (s. oben). 36) Im Stifte Münster: die Galen. 37) In der Burggrafschaft Nürnberg: die Herzogenhoven (1266); Eyb (1482); Freiherr von Lüchau (1744); von Reitzenstein; schließlich Schirnding seit 1791. 38) In Oesterreich ob der Enns: die Capell; Fernberger von Egenberg (1535—1670); Lamberg (1670). 39) In Oesterreich unter der Enns: die Berchtoldstorff (schon 1271) sowie die Eckartsau; dann Eberstorf (bis 1556); Eitzing (1561—1620); Brenner (seit 1620). 40) Im Stifte Paderborn: die Schilder. 41) Im Stifte Passau: die Aham. 42) In Hinter-Pommern: die Somnitz (seit 1655), s. Cammin. 43) Im Herzogthum Pommern: die Eickstädt seit 1357. 44) Im Stifte Regensburg: die Satzenhoven; Stingelheim. 45) Im Stifte Salzburg: die Trauner von Adelstetten; Wißbeck (bis 1574); Törring (seit 1574). 46) Im Herzogthum Schlesien: die Grafen von Maltzan seit 1774. 47) In Steiermark: die Lichtenstein (1200—1623), Eggenberg (1623—1717); Wildenstein (1717); dann die Attems. 48) In Thüringen: die von Fahner (s. oben); Schulenburg (seit 1861). 49) Im Stifte Trier: die Kesselstadt. 50) Im Fürstenthum Verden: die Behr (1407). 51) Im Herzogthum (resp. Königreich) Würtemberg: die Gültlingen; die Fürsten von Löwenstein (seit 1808). 52) Im Stifte Würzburg: die Seinsheim (1504); die Zobel von Giebelstadt. (*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KAMMERGEBIRGE heißt der östliche niedrigere Theil des Dachstein-Plateau in der Salzach-Ennsgruppe oder den salzburgisch-oberösterreichischen Kalkalpen. Während das Dachsteingebirge an dem Zusammenstoße der drei Landesgrenzen von Oberösterreich, Steiermark und Salzburg liegt und sich in dem Gebiete dieser drei Kronländer erhebt, gehört das Kammergebirge blos der Steiermark an. Die Grenze desselben sind im Norden die Traun, im Osten der Kainitschbach und die Salza, im Süden der Gröbningbach und die Enns. Im Westen wird es von dem höheren Dachstein-Plateau durch eine Gebirgslinie geschieden, welche in nordsüdlicher Richtung vom Hirschberg 2013 Meter, dem Speikberg 2122 Meter, Napfenkogel 2025 Meter, Lackner Hocheck 1942 Meter und dem Miesberg 2235 Meter gebildet wird und theilweise mit der politischen Landesgrenze von Steiermark und Oberösterreich zusammenfällt. Die durchschnittliche Höhe des Plateau beträgt 1600 Meter. Das Gebirgsmassiv desselben erhebt sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen, sodaß die höchste Erhebung desselben in den Südwesten fällt. Der Abfall des Plateau ist im Süden und Norden ziemlich steil, nach Osten aber sehr sanft, sodaß sich der Ostrand desselben sehr schwer verfolgen und etwa mit der oberen Grenze des geschlossenen Waldes mit einer durchschnittlichen Höhe von 1450 Meter markiren läßt. Die Hochfläche selbst ist ein Gewirr von wellenförmigen Rücken und Kuppen, die kaum unterscheidbar ineinander übergehen, in den Senken noch mit Alpenmatten und an den Höhen mit undurchdringlichen Krummholz-Dickichten, Alpenrosen und anderen niedrigen Straucharten bedeckt sind, während an zahlreichen Stellen bereits der kahle Steinboden hervortritt. In den größeren, mit Moränenschutt bedeckten Mulden, wo eine Quelle oder eine beständige Wasserlache sich befindet, erscheinen noch hier und da Almhütten, zum Beispiel die Brandalpe, Wiesalpe 1606 Meter, Blankenalpe 1731 Meter, Grafenbergalpe 1800 Meter u. s. w. Von den Rücken und Gipfeln, welche sich über diesem Plateau erheben, befinden sich im Süden der Haarberg 1764 Meter, der Stoderzinken 2047 Meter und die Kamspitze 2141 Meter; in der Mitte das Hocheck 1677 Meter, Wildkogel 1747 Meter, Hohe Schafwand 1805 Meter und die Hochstube 1858 Meter; im Norden der Zinken 1856 Meter, der Hochplan 1788 Meter und der Koppen 1811 Meter. (*Ferd. Grassauer.*)

KAMMERHERR, Kämmerer (lat. camerarius, cubicularius, praefectus cubiculi; franz. chambellan; engl. chamberlain, lord in waiting; ital. ciambellano; span. camarero), ein bereits im frühen Mittelalter an den meisten Höfen Europas vorkommendes Amt (s. Kammer). Bereits am Hofe der ältesten Könige Deutschlands waren die Hofministerialen in vier Aemter eingetheilt, die des Marschalls, Truchseß, Schenken und Kämmerers, und wie diese Aemter ursprünglich am kaiserlichen Hofe von den vier weltlichen Kurfürsten verwaltet wurden, so kam schon frühzeitig die staatsrechtliche Maxime auf, daß jeder geistliche oder weltliche Fürst diese vier Aemter an seinem Hofe haben müsse. Die Constitutio de expeditione Romana, welche dem 11. Jahrh. angehört, sagt: „singuli principes suos habeant officionarios speciales, Marscalcum, Dapiferum, Pincernam et Kamerarium“, und als Kaiser Karl IV. im J. 1339 den Grafen von Geldern zum Fürsten erhob, heißt es: „ad majorem Ducatus et Principatus splendorem assignamus ipsi, juxta morem imperii, quatuor officiarios etc.“ Im 13. Jahrh. jedoch schieden sich bereits diese Würden in Erbämter und Hofämter, von denen jene, erblich, in der Folge nur bei feierlichen Gelegenheiten, diese jedoch dauernd ausgeübt wurden; das Amt der letzteren besaßen die Träger nur für ihre Person.

Von Alters her wird die Kammerherrenwürde nur an Adelige verliehen und in Oesterreich, wo, wie in Baiern, der Titel „Kämmerer“ lautet, ist zu dessen Erlangung der Nachweis von acht väterlichen und vier mütterlichen adeligen Ahnen erforderlich. Der damit verbundene Rang ist an den einzelnen Höfen sehr verschieden und schwankt zwischen dem eines General-Lieutenants und eines Obersten. Am preußischen Hofe, wo der Kammerherrentitel erst nach zurückgelegtem 36. Lebensjahre verliehen wird, gibt derselbe den Rang nach dem Obersten.

Fast in allen Staaten zerfallen die Kammerherren in tituläre und dienstthuende. Die ersteren bekleiden die Würde nur als eine vom Landesherrn verliehene Gnade und Auszeichnung, welche ihnen einen ihrer socialen Stellung entsprechenden Hofrang gewährt, und werden

nur bei feierlichen Gelegenheiten, wie Krönungen, Huldigungen, Vermählungen, Beisetzungen und dergl., zum Dienste einberufen. Die letzteren dagegen sind dauernd im Dienste des Landesherrn oder eines anderen Mitgliedes der fürstlichen Familie beschäftigt und in der Regel besoldet.

Ein Hauptmerkmal der Kammerherrenwürde ist ein goldener Schlüssel, welcher hinten an der rechten Seite des Rockschoßes getragen wird (Kammerherrenschlüssel). Derselbe ist meistens am Griff mit dem Wappen oder dem Namenszuge des Landesherrn geschmückt und mit einer Bandschleife oder goldenen Quasten versehen. Am Civilrock oder der sogen. kleinen Uniform treten an dessen Stelle zwei kleine goldene Knöpfe.

Nach den Kammerherren rangiren die Kammerjunker; diese Würde wird an solche Edelleute verliehen, deren Lebensalter oder Dienstrang die Ernennung zum Kammerherrn noch nicht gestattet. Dieselben assistiren, falls sie zum Hofdienste herangezogen werden, den Kammerherren und tragen an ihrer Uniform in den meisten Staaten den Schlüssel nicht, in einzelnen denselben statt in Gold aus Silber.

Sowol die Kammerherren als die Kammerjunker sind dienstlich dem Oberkammerherrn oder Oberstkämmerer unterstellt, welcher einerseits vor der Ernennung ihre Qualification zu prüfen hat, andererseits später ihre dienstliche Verwendung bestimmt und regelt. Die Functionen der dienstthuenden Kammerherren bestehen vorwiegend in der Begleitung ihrer Fürsten, resp. Fürstinnen auf Reisen, Hoffesten, Besuchen, Besichtigungen und Ausfahrten, in der Einführung der vorzustellenden Fremden, und endlich in der Sorge für die Ordnung bei den Hoffesten und an der Hoftafel, soweit letztere Aufgabe nicht dem Ober-Ceremonienmeister und dessen Organen zufällt. (*J. Graf v. Oeynhausen.*)

KAMMERKNECHTE (kaiserliche), im deutschen Mittelalter die Bezeichnung der Juden, weil sie als Fremde dem Kaiser für den ihnen verliehenen Schutz eine Steuer entrichten mußten, woraus sich das Judenregal, eine Unterart des Fremdenregals überhaupt, entwickelte. Mit dem Verfalle der kaiserlichen Auctorität ging das Recht, Juden zu vergeleiten, an die Kurfürsten und sonstigen Landesherren über. S. d. Art. Juden.

(*Albrecht Just.*)

KAMMERMEISTER (Cammermeister, Camerarius), eins der vier edlen Geschlechter, die in den ältesten bambergischen Urkunden officiales episcopi Bambergensis genannt werden, gehörte durch seine Besitzungen zu der fränkischen Reichsritterschaft. Man leitet den Namen von dem Kammermeisteramt, das einzelne Glieder des Geschlechts beim Hochstift Bamberg bekleideten, ab, und nennt den Ritter Conrad Liebhard, welcher im J. 1152 aus Kärnten, wo das Hochstift bis zu seiner Auflösung große Besitzungen hatte, nach Bamberg kam, als Stammherrn der Familie. Den Geschlechtsnamen Liebhard gebrauchten die Nachkommen später nicht mehr, nannten sich vielmehr nach ihrer Würde in den lateinischen Urkunden Camerarii, in den deutschen Kammermeister. Als Conrad Liebhard's Sohn wird Herold erwähnt, der von 1158—1170 dem nämlichen Amte vorstand, als des letzteren Sohn Hartmann, welcher den vom Großvater erworbenen Langheimer Hof in Bamberg mit Bewilligung des Bischofs Berthold und des Kapitels 1240 frei machte und häufig als Zeuge in Klosterurkunden erscheint.

Sigismund, der Sohn von Braunwart Kammermeister, Mitglied des Deutschen Ordens, starb als Comthur zu Nürnberg 1399 und liegt in der Kirche zu St. Jacob daselbst begraben. Sein Bruder Friedrich hinterließ zwei Söhne, deren einer, Stephan, als Bürgermeister von Nürnberg 1449 gestorben, die Linie zu Nürnberg gestiftet hat, während der andere, Namens Conrad, die Linie in seiner Vaterstadt Bamberg fortsetzte, die Burg in Bischberg erkaufte und 1400 starb.

Unter den Mitgliedern des Geschlechts sind hervorzuheben: Hieronymus Kammermeister, geb. 1490, bambergischer Rath und Kanzler bei den Bischöfen Georg und Weigand. Letzterer entsetzte ihn jedoch seines Amtes, weil er ihn, wie seinen Bruder Joachim, in Verdacht hatte, ihrer Schwester Barbara, der Priorin im St. Katharinen-Kloster zu Bamberg, bei der Flucht aus dem Kloster geholfen und mehrere Domherren und andere von Adel mit der neuen Lehre bekannt gemacht zu haben. Der Bischof Weigand ließ ihn sogar in Haft bringen, und nur auf mehrfaches Verwenden der Kurfürsten und Herzoge von Sachsen, die ihren Rath Nicolaus von Hesberg in dieser Angelegenheit nach Bamberg sandten, wurde Hieronymus unter gewissen Bedingungen und nach gestellter Caution 1527 aus derselben entlassen. Im J. 1536 trat er als Rath und Kanzler in die Dienste des Pfalzgrafen Philipp, in denen er bis zu seinem Tode, 1545, verblieb. Er hatte die Burg und Feste Oberaurach gekauft, war dreimal und zwar mit Agnes Zoller von Brand, mit Dorothea Haller von Hallerstein und Margaretha Behaim verehelicht, mit denen er zwar sieben Söhne und eine Tochter erzeugte, die aber sämmtlich ohne Nachkommen starben.

Joachim I., des Vorigen Bruder, geb. 12. April 1500 zu Bamberg, gest. 17. April 1575 als Professor der Philosophie und Philologie zu Leipzig, einer der um die Förderung der Wissenschaften verdientesten Männer des 16. Jahrh., s. unter Camerarius (Joachim).

Von Joachim's I. Söhnen wurde Philipp I., geb. 1537, von dem Landgrafen Moritz von Hessen zum Rath ernannt und in dieser Eigenschaft seiner ausgebreiteten juridischen Kenntnisse wegen von vielen deutschen Fürsten consultirt. Kurpfalz belehnte ihn mit dem Amt Rockenhausen. Er hatte in Leipzig, Wittenberg und Straßburg studirt und setzte seine Studien im J. 1563 in Ferrara fort. In Rom wurde er 1564 durch einen getauften Juden, Macarius, aus Rache beschuldigt, Lästerungen gegen den Papst und die katholische Religion ausgestoßen zu haben, der Inquisition angezeigt und auch mit seinem Reisegefährten Peter Rieter von Kornburg gefänglich eingezogen. Erst nach zwei Monaten erhielt er mit seinem Leidensgefährten durch Ver-

mittelung des kaiserlichen Gesandten die Freiheit wieder. Man soll damals in Rom, nach seiner Angabe, auf alle mögliche Art versucht haben, ihn in seinem evangelischen Glauben wankend zu machen und zum Rücktritt zu bewegen. Nach seiner Rückkunft aus Rom Ende des J. 1569 übersandte ihm die Universität zu Basel das Doctordiplom beider Rechte, worauf er 1573 eine Consulentenstelle in Nürnberg annahm. Er war damals einer der Männer, die den Senat der Stadt Nürnberg bewogen, Altorf zu einer Universität zu erheben. Er starb den 22. Jan. 1624.

Joachim II., Sohn von Joachim I., war am 6. Nov. 1534 zu Nürnberg geboren und wurde mit seinem Bruder Philipp in Schulpforta gebildet. Als er zu Wittenberg die Philosophie studirte, gewann ihn Melanchthon so lieb, daß er ihn zu seinem Famulus annahm und ihn beständig um sich behielt. Zu Leipzig machte er die Arzneiwissenschaft zu seinem Lebensberuf, ging darauf nach Breslau, um den berühmten Arzt Johann Crato (Kraftheim) zu hören, begleitete seinen Vater auf den Reichstag nach Augsburg, ging dann nach Padua, Rom, Neapel und Bologna, wo er am 27. Juli 1562 den Doctorhut erhielt. Im J. 1563 kehrte er von seiner italienischen Reise nach Leipzig zurück, um bald darauf seine Arbeiten mit Crato in Breslau fortzusetzen. Ueber Posen bereiste er Polen und Ungarn und traf endlich über Wien und Prag nach langer Abwesenheit in Leipzig wieder ein. An kaiserlichen, kurfürstlichen und fürstlichen Höfen erhielt er Rufe zu vortheilhaften Anstellungen, die er aber aus Liebe zur Unabhängigkeit und wol der Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen halber ausschlug. Dennoch wurde sein Rath in München, Mainz, Dresden, Bamberg, Augsburg, Ansbach und an mehreren anderen Höfen dauernd in Anspruch genommen. Mit seinem Bruder Philipp unternahm er 1574 eine Reise durch Frankreich, war auch bei der Krönung des Kaisers Rudolf II. in Regensburg wie auf dem Reichstage zu Augsburg. 1588 begleitete er den Bischof Ernst von Bamberg auf die Besitzungen des Hochstifts nach Kärnten, besuchte hierauf abermals Italien und nahm dabei seinen Weg über Padua nach Venedig, wo er von Jacobo Contareno und Johann Vincenz Pinello mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Er ist der Stifter des bekannten Collegium Medicum in Nürnberg, welchem er, solange er lebte, als Dekan vorstand. Auf seinen Rath wurde die Anlage eines botanischen Gartens beschlossen, der bald eine solche Berühmtheit erlangte, daß Landgraf Wilhelm IV. von Hessen den Gründer nach Cassel berief, um auch dort einen ähnlichen zu schaffen. Die von ihm gezogenen Pflanzen beschrieb er ausführlich und ließ sie in seinem Hortus medicus et philosophicus, Norimb. 1588. 8., in trefflicher Weise abbilden. Ein größeres botanisches Werk unter dem Titel Paralipomena blieb unvollendet, da ihn der Tod am 11. Oct. 1598 in Nürnberg ereilte. Unter seinen medicinischen und botanischen Werken ist seine Synopsis quorundam commentariorum de peste, Lips. 1597, eins der ersten und besten dieser Art.

Ludwig, ein Sohn Joachim's II., geb. 22. Jan. 1573, war ein großer Staatsmann und Rechtsgelehrter. Nachdem er den Grund seiner Studien zu Sulzbach gelegt, in Leipzig, Helmstedt, Altorf und Padua die Rechtswissenschaft studirt und sich das Doctordiplom 1597 in Basel geholt, begab er sich nach Speier, um sich in den Reichsprocessen zu üben. Im J. 1598 wurde er vom Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zum Rath, im J. 1600 zum Hofrath ernannt und als Abgesandter nach Speier als Revisor einiger Kammergerichtsurtheile geschickt. Er führte auf den Reichstagen zu Regensburg in den Jahren 1603, 1608, 1613 das Directorium der protestirenden Stände. Mit dem Fürsten Christian von Anhalt ging er 1609 nach Prag, um dessen Angelegenheiten bei dem Kaiser Rudolf II. zu betreiben. Nach dem Tode des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz wurde er von dem Administrator der Kur, dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken, zum Geheimen Rath ernannt und im folgenden Jahre zum Kaiser Rudolf II. gesandt. Er hatte das Glück, diesen gelehrten, aber unzugänglichen Kaiser so für sich einzunehmen, daß er Tage und Nächte im kaiserlichen Laboratorium in der unmittelbaren Nähe des Kaisers zubringen mußte; nur der bald eintretende Tod des Kaisers befreite ihn von einem Zwange, der unter Umständen für ihn unerträglich geworden wäre. Wegen seiner genauen Bekanntschaft am kaiserlichen Hofe wurde er 1613 zum neuen Kaiser Matthias gesandt, um die Volljährigkeit des Kurprinzen Friedrich zu erlangen. Als Belohnung für die hierbei geleisteten Dienste erhielt er auf Lebenszeit die Verwaltung der Prälatur des Klosters Reichenbach in der Oberpfalz. Im J. 1615 empfing er im Namen des jungen Kurfürsten Friedrich V. die feierliche kaiserliche Belehnung. Ferner wurde er noch von seinem Herrn zu den Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, zu den Herzogen von Baiern und Braunschweig im J. 1618 gesandt, desgleichen an den Kaiser sowie nach Dänemark und Schweden. Wol seine wichtigste Gesandtschaft war die im J. 1619 nach Böhmen, um die Wahl seines Herrn zum König zu unterstützen. In Schlesien wurde Ludwig hierauf von den Fürsten und Ständen zum Kanzler angenommen und in Böhmen unter die Reichsstände gewählt, nach der unglücklichen Schlacht am Weißen Berge 1620 jedoch folgte er dem Kurfürsten und Könige, seinem Herrn, ins Exil nach Holland, übernahm in dessen Auftrag eine Gesandtschaft an die niedersächsischen Kreisstände, dann an den König Christian IV. von Dänemark, von da nach Nürnberg und auf den Unionsconvent nach Heilbronn, sowie zu dem Reichsconvent nach Erfurt. Seine Widersacher beschuldigten ihn, dem Kurfürsten zur Annahme der königlichen Würde von Böhmen gerathen zu haben, Kaiser Ferdinand II. jedoch stellte ihm das Zeugniß aus, stets seine treue Ergebenheit gegen Kaiser und Reich bewiesen zu haben. Im J. 1623 führte er die Prinzen seines Herrn und seinen Sohn Joachim auf die Universität Leyden, von wo er sich nach Stockholm zum König Gustav Adolf begab. Dieser Fürst, der ihn seiner politischen Klugheit und Geschäfts-

gewandtheit wegen besonders hoch schätzte, wußte die Genehmigung seines bisherigen Herrn zu erlangen, ihn in schwedische Dienste übernehmen zu können. Mit dem Titel eines Geheimen Raths und Ministers sandte er ihn alsobald als Ambassadeur zu den Vereinigten Generalstaaten nach dem Haag, welchem wichtigen Amte er auch unter der nachfolgenden Königin Christine, im ganzen während des Zeitraums von 17 Jahren, mit großer Auszeichnung vorstand. Hier schloß er nach offenen, vom König erhaltenen Vollmachten ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß mit dem französischen Gesandten. Erst im J. 1648, als die Königin seine persönliche Anwesenheit in Stockholm verlangte, legte er wegen Alters und Leibesschwachheit die Ambassadeurstelle nieder, blieb aber Mitglied des königlichen Geheimen Raths. Seinen Wohnsitz verlegte er vom Haag nach Groningen, um sich dort den Studien von neuem hinzugeben. Schon mehrmals hatte der neue Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz sich bemüht, seinen alten treuen Diener und Lehrer in seine Dienste zurückzuführen, aber ohne Erfolg. Im Mai des J. 1651 kehrte Ludwig Kammermeister von Gröningen nach Heidelberg zurück, wo er bereits am 4. Oct. sein Leben beschloß. Von seinen Schriften, die größtentheils als Streitschriften ohne Namen herausgekommen sind, sind besonders die Considerationes ad cancellariam hispanicam adjectas zu bemerken. Er war mit Maria Modesta, der Tochter des kurpfälzischen Kanzlers N. de Pastrir vermählt, die ihm 4 Söhne und 2 Töchter geboren hatte. Von seinen Kindern überlebte ihn nur Joachim IV., geb. 1. Jan. 1603. Auf den Universitäten zu Heidelberg, Tübingen, Leyden und Genf legte er, von 1618 bis 1627 der Rechtswissenschaft obliegend, den Grund zu seinen vielseitigen Kenntnissen, die durch längeren Aufenthalt in England und Frankreich noch vermehrt wurden. Im J. 1631 nach Schweden berufen, ernannte ihn König Gustav Adolf zu seinem Rath und gebrauchte ihn zu mancherei Unterhandlungen, vornehmlich mit England. Als schwedischer Resident an den Höfen der Pfalz, von Baden und Würtemberg bis zum J. 1648 beglaubigt, mußte er sich während dieser Zeit viermal nach Schweden begeben, um dort mündlich die verwickelten Verhältnisse in Deutschland auseinanderzusetzen. Mit Bewilligung seiner Regierung vertrat er als Gesandter den Kurfürsten Karl Ludwig bei dem Friedenscongreß in Münster und leistete hierbei dem pfälzischen Hause die ersprießlichsten Dienste. Nach Abschluß des Friedens geleitete er seinen Vater nach Gröningen und schließlich 1651 nach Heidelberg. Im J. 1653 wohnte er zu Augsburg der Krönung des römischen Königs Ferdinand und 1658 in Frankfurt der Wahl und Krönung des Kaisers Leopold bei. Von dieser Zeit an lebte er in stiller Abgeschiedenheit den Wissenschaften und der Verwaltung der ihm durch Absterben der verschiedenen Seitenlinien zugefallenen Stammgüter, als Ober-Aurach, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, Bischberg, Hartenland und Kreutzschuh. Er starb 24. Oct. 1687. Vier Söhne und zwei Töchter hatte ihm sein Weib Johanna Maria, geb. von Mur geschenkt. Der älteste, Karl Friedrich (geb. 1668, gest. 1694) trat in die Fußstapfen des Vaters, starb aber frühzeitig unvermählt. Johann Philipp (geb. 1671, gest. 1710) hinterließ aus seiner Ehe mit Maria Regina Huls von Rathoberg einen Sohn Philipp Engelbert, der, nach Erlöschen aller übrigen männlichen Mitglieder, als der letzte seines Geschlechts am 29. Dec. 1741 mit Schild und Schwert ins Grab stieg, da seine Hausfrau Eva Katharina Freiin Teufel von Birkensee nur Mutter einiger Töchter geworden war.

Das Wappen des fränkischen Geschlechts Kammermeister zeigt im silbernen Schilde drei schwarze Raben, auf dem ungekrönten Helm einen wachsenden schwarzen Drachenhals mit Kopf und ausschlagender Zunge.

(*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KAMMERMUSIK (Musique de chambre, Musica da camera) bezeichnete ursprünglich denjenigen Zweig der weltlichen Musik, welcher nicht, wie die Kirchen- und die Theatermusik, für die Oeffentlichkeit, sondern für den Saal oder das Gesellschaftszimmer (camera), kurz für die Privatzirkel der Fürsten und Großen, zu denen nur Geladene Zutritt hatten, bestimmt war. Anfangs faßte man den Begriff Kammermusik nicht so eng wie jetzt, sondern rechnete sowol Instrumental- als auch Vocalstücke dazu, gleichviel ob letztere mit oder ohne Begleitung waren, wofern dieselben nur nicht einen ausgesprochenen kirchlichen oder dramatischen, sondern vorzugsweise den Charakter angenehmer, künstlerischer Unterhaltung hatten, also sowol Solostücke für einzelne Instrumente, Ensemblesätze für verschiedene Soloinstrumente, Madrigale, Cantaten, Duetti da camera, Singconcerte u. dgl. m. Mattheson in seinem Werke „Beschütztes Orchester" zählt fünf Stilarten als dem Kammerstil zugehörig auf: den Symphoniacus, Canonicus, Choraicus, Madrigalescus und den Melismaticus Stilus. Zum Symphoniacus, welcher einer der vornehmsten in camera, gehören (idealisirt) die Allemanden u. s. w. für Klavier, Laute, Viola da Gamba, Violine u. s. w., die Couranten, Gavotten, Sarabanden, Giguen u. s. w., mit einem Worte alle Suiten, sie seien stark oder schwach besetzt. Sind sie schwach und bestehen in Soli, so gehören sie ad Stilum Phantasticum, dahin auch alles, was ex tempore gespielt wird, zu rechnen. Der Stilus Madrigalescus hat in Kammern und Sälen bei Serenaden, Aubaden, Cantaten u. dgl. seine Statt. Der Choraicus Stilus (welcher sich oft in dem tollsten Lärm erging) muß bei Bällen und Maskeraden, insonderheit im Carneval, herhalten u. s. w. Wie bereits in dem Vorangehenden angedeutet, unterscheidet sich der Kammerstil schon ganz im allgemeinen von dem kirchlichen als weltlicher Stil. Sodann unterscheidet sich die Kammermusik von der Kirchen- und Theatermusik noch äußerlich dadurch, daß sie auf jedes ergänzende Ceremoniell sowie auf jede Action verzichtet und den geistigen Schwerpunkt lediglich in das freie Spiel der Töne legt, also alle Aufmerksamkeit des Hörers auf dieses concentrirt. Endlich wirkte auch noch der schon erwähnte äußere Umstand, daß die Kammermusik nur für kleinere Räume sowie für engere, und zwar für besondere Liebhaber- und Kenner-

kreise bestimmt war, modificirend auf den in Rede stehenden Zweig der Tonkunst ein, indem erstens die hier zur Verwendung kommenden Klangmittel beschränktere, zugleich aber auch gewähltere und edlere, um nicht zu sagen vornehmere sein mußten als bei jenen, mehr auf große Räume und Massenwirkungen berechneten Musikgattungen, zumal in der Kammermusik die Instrumente einzeln als Soloinstrumente in ihrer ganzen Klangindividualität auftreten; zweitens weil infolge der dadurch möglich gewordenen gelenkigeren und freieren Behandlungsweise der Darstellungsorgane auch die Tongedanken viel biegsamer, beweglicherer Natur sein und daher in viel detaillirterer Weise zur Entfaltung gebracht werden konnten, als dies bei dem für die Kirche nöthigen Lapidarstil, überhaupt bei der Gebundenheit des Tones an das Textwort möglich war.

Die Kammermusik mußte das Quantum der Wirkung, welches die Kirchen-, desgleichen die Theatermusik einerseits durch die äußere Handlung, andererseits durch das begrifflich fixirte Wort auszuüben vermochte, qualitativ aufzuwiegen suchen und selbst eine Sprache werden, deren feine Dialektik dem Kenner Ersatz bietet für die packenden al Fresco-Züge sowie für den Reichthum von Klangfarben nicht allein jener beiden Stilgattungen, sondern auch des Concertstils, wie er sich seit Haydn, namentlich aber seit Beethoven herausgebildet hat.

Aber das Herausbilden eines solchen, bis in die feinsten Details gehenden Stils konnte nicht so schnell vor sich gehen; es war nicht minder abhängig von der Entwickelung der musikalischen Formen überhaupt, als von der Vervollkommnung der musikalischen Instrumente und der technischen Behandlungsweise derselben. Schon in der neapolitanischen Schule hatte sich — durch die Pflege des weltlichen Volksliedes vorbereitet — unter Alessandro Scarlatti (gest. 1725) im Gegensatz zu dem erhabenen Stil der römischen Schule Palestrina's der sogenannte schöne Stil entwickelt, während der Opernstil noch lange Zeit an den Eigenthümlichkeiten und also auch an der Schwerfälligkeit und Ungelenkigkeit des damaligen Kirchenstils participirte. Bereits der Lehrer Alessandro Scarlatti's, Giacomo Carissimi (geb. um 1604, gest. 1674), schuf eine Vocalform, in welcher er von allem bühnenmäßigen Beiwerk absah und das Hauptgewicht lediglich in die musikalische Conception legte: nämlich die Kammercantate. Es liegt auf der Hand, daß, wie wir schon in dem Voranstehenden andeuteten, durch solche Verzichtleistung auf alle Mithülfe des äußern Bühneneffects und aller dramatisch bewegten Handlung, wodurch sich die Musik plötzlich auf sich selbst angewiesen sah und sich das Interesse lediglich auf das Tonwerk selbst richtete, sich auch die Ausdrucksfähigkeit derselben immer mehr steigern mußte, um nach geschehener Emancipation von dem Worte endlich als reine Instrumentalmusik auf eigenen Füßen zu stehen. Einen wesentlichen Vorschub erhielt sie darin durch die Bolognesische Schule, welche vom Anfang des 17. Jahrhunderts an — wie einst die römische und venetianische auf vocalem — auf instrumentalem Gebiete lange Zeit tonangebend war und welche namentlich das Verdienst hat, das Technische der Musik geklärt und auf bestimmte Grundsätze basirt zu haben.

Wie schon aus der eingangs citirten Stelle Mattheson's hervorgeht, bildeten neben den bereits genannten Gesangstücken gewisse Tänze, welche zu sogenannten Suiten zusammengesetzt wurden, die Grundformen der Instrumentalmusik, für welche speciell als Kammermusik der Aufschwung des Klavier- und Violinspiels besonders bedeutsam wurde. Bald gesellten sich zu diesen Tänzen Stücke ernsteren Charakters, von sorgfältiger contrapunktischer Durcharbeitung. Daraus entstanden die beiden Formen: die Sonata da chiesa (die ernstere Kirchensonate) und die Sonata da camera (die mehr zur Unterhaltung dienende Kammersonate), bis endlich die Zahl der Sätze auf drei oder vier reducirt wurde, welche, mit Ausnahme des Menuets, zugleich mit ihrer breiteren Anlage und organischeren Durchbildung den tanzartigeu Charakter abstreiften. Auf diese Weise entwickelte sich jene classische Grundform, welche wir heute mit dem Worte Sonate (s. d.) bezeichnen, die für die gesammte höhere Instrumental- und Ensemblemusik, von dem Duo bis zum Quartett und zur Symphonie, die formelle Basis bildet; weshalb auch die Geschichte der Sonate von der der Kammermusik unzertrennlich ist.

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die weiteren Entwickelungsstadien der Kammermusik, so dürfen wir diejenigen Tonsetzer nicht unerwähnt lassen, welche durch irgendeine Eigenthümlichkeit ihres Kunstschaffens entweder zur Bereicherung oder zur Vervollkommnung des hier behandelten Zweiges der Tonkunst Wesentliches beigetragen haben. Es waren dies hauptsächlich die Meister theils des Violin-, theils des Klavierspieles; durch sie erhielt die Form der Solosonate und der Suite ihr eigenthümliches, bestimmtes Gepräge.

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß die Begriffe Suite und Sonate anfangs keineswegs so streng getrennt waren wie jetzt. Wenn Giov. Battista Vitali (1644—1692, nicht zu verwechseln mit dem um die Mitte des 16. Jahrhunderts, sowie mit den im 17. Jahrhundert geborenen Tonsetzern Filippo und Antonio Vitali) in seinen Sonaten noch vorwiegend die Tanzform cultivirte, also eigentlich Suiten componirte, so zeigt sich bei Bassani (1657—1716), einem Abkömmlinge der Venetianischen Schule und Lehrer Corelli's, nach geistiger Seite hin ein bedeutender Fortschritt, indem dieser Meister durch die Zerlegung der musikalischen Motive und die theilweise Umbildung derselben bereits ein Gestaltungsverfahren einschlug, welches dem sonstigen Entwickelungsgange bedeutend vorgriff und erst bei den späteren classischen Tonmeistern und zwar in der Bedeutung eines klar ausgesprochenen Princips wiederkehrt. Neu war ferner die Anwendung der Form des Sonatensatzes auf das Concert durch Mazzolini (um 1687 wirkend), sowie die Uebertragung des letzteren für Solovioline mit begleitenden Ripienstimmen, wie wir solche bei Torelli (gest. 1708) in dessen „Concerti grossi" finden, wodurch zugleich das Princip der homophonen Bildweise, welches

schon lange in den vor Torelli bestehenden Vocalconcerten zur Erscheinung kam, klar ausgesprochen war. Den Abschluß und zugleich den Höhepunkt dieser Entwickelungsphase bildete Corelli (1653—1713), mit ihm zeigt sich die Form der älteren Solosonate für Violine derart gefestigt, daß die hervorragendsten Meister jener Zeit: Locatelli (1693—1794), Tartini (1692, nach Anderen 1693—1770) sowie der Franzose Leclair (1697—1764), ebenso die deutschen Meister Biber (gest. 1698) und Joh. Jac. Walther (geb. 1640, nach Anderen 1650), nichts Wesentliches daran zu ändern vermochten, wenn sich namentlich Tartini's und Leclair's Sonaten auch zumeist durch tieferen Gemüthsgehalt und durch elastischere Diction vor denen Corelli's auszeichnen. Hand in Hand mit der Violinsonate trug besonders die Claviersonate zur Entfaltung der Kammermusik als eines selbständigen Zweiges der Tonkunst bei. In Italien war es besonders der schon erwähnte Neapolitaner Alessandro Scarlatti, welcher durch Anwendung des Da capo in der Arie auch die Dreitheiligkeit für den ersten Satz der Sonate einführte und zugleich durch die Anordnung seiner Ouverturen: Allegro, Adagio, Allegro der ganzen Sonate ihre dreisätzige Form gab, welche fortan als Norm galt, obgleich dessen Sohn Domenico (1683—1757) wieder zur einsätzigen Form zurückgriff. In Deutschland waren es namentlich der Cantor an der leipziger Thomasschule Kuhnau (1660—1722), in Frankreich Couperin (1668—1733), welche die Claviersonate mit Erfolg cultivirten. Vor allen aber ragen mit ihren hierher gehörigen Werken Bach (1685—1750) und Händel (1685—1759), wie zwei mächtige Felsen aus dem Meere, unter den Tonmeistern des vorigen Jahrhunderts hervor. Diesen schließt sich des ersteren Sohn Ph. Em. Bach (1714—1788), gewissermaßen den Uebergang zur neuern Zeit bildend, würdig an. In seinen Sonaten lockert sich bereits das Band eherner Contrapunktik, welches als charakteristisches Moment der Werke seines Vaters sowie Händel's erscheint.

Aber erst mit der neuen Aera in unserm Culturleben, mit dem Aufleben des Humanismus gelangte die Homophonie als herrschendes Stilprincip, gewissermaßen als künstlerisches Analagon und Abbild der äußeren Weltzustände zum Durchbruch. Wie das Individuum vor dem Areopag des Staates eine freiere, selbständigere Stellung errang, so individualisirten sich auch die einzelnen Stimmen in der Musik, indem sie sich aus der sklavischen Dienstbarkeit starrer contrapunktischer Gesetzmäßigkeit loslösten und zu freien, eigen- und selbstlebigen Wesenheiten wurden, welche sozusagen fortan nur eine freie constitutionelle Verbindung miteinander eingingen. Wenn den Kammermusikwerken des Italieners Boccherini (gest. 1805, nach Anderen 1806) noch eine gewisse Steifheit und Schablonenhaftigkeit anhaftet und dieselben nicht selten nur den Charakter bloßer Divertimenti, d. h. leichter Unterhaltungsmusik, haben, so gelangte bei dem deutschen Meister Joseph Haydn (1732—1809) der neue Geist zum vollen Durchbruch. Joseph Haydn ist recht eigentlich der Vater der modernen Instrumentalmusik, der Symphonie sowie des Streichquartetts. Von ihm an sind Symphoniker und Kammermusikcomponist nicht wohl zu trennende Begriffe geworden. Die Zerlegung der Motive zum Zweck eingehender thematischer Arbeit, welche Bassani noch mehr oder weniger unbewußt anstrebt, ist hier mit vollem Bewußtsein zum Grundprincip der musikalischen Gestaltung gemacht, sodaß sich das Tonwerk aus dem ungezwungenen Wechselverkehr der Instrumente und dem Austausch der durch dieselben vorgetragenen Gedanken zwar als ein durchaus freies, ungezwungenes, im Innersten aber einheitliches, aus Einem Kern entsprungenes organisches Gebilde der schaffenden Phantasie darstellt. Ganz besonders zeigt sich bei Haydn, dem Kapellmeister des kunstsinnigen Fürsten Esterhazy, selbst in dessen größeren symphonischen Schöpfungen so recht die Bestimmung für die engeren fürstlichen und andere patricische Kreise. Wenn sowol aus Haydn's Symphonien wie auch aus dessen Kammermusikwerken noch ein kindlicher, spielseliger Sinn spricht, so bezaubern dagegen die Mozart'schen Quartette durch ihre edle Jungfräulichkeit, während Beethoven's Kammermusikwerke hohen ernsten, männlichen Geist athmen, oder mit andern Worten: in Haydn's Werken spricht sich die liebenswürdigste Subjectivität, bei Mozart Universalität, bei Beethoven wiederum Subjectivität, aber im eminentesten Sinne, ein erhabener Ernst, ein titanisches Ringen aus, welches oft die Grenzen des durch Töne Ausdrückbaren zu überschreiten scheint. Es möge hier auf die sehr eingehenden Artikel über die letzten Quartette Beethoven's von Theodor Helm in dem „Musikalischen Wochenblatt" (Leipzig, E. W. Fritzsch) hingewiesen sein. — Zwischen den Kammermusikwerken Beethoven's und Mozart's stehen die Franz Schubert's (1797—1828), aus denen ein überreicher Quell von Melodien strömt, und welche der Größe der Anlage sowie dem Schwunge des Ausdrucks nach zu Beethoven, hinsichtlich ihrer Milde und Weichheit der Empfindung aber wieder mehr zu Mozart neigen. In hohem Grade geistvoll und von classischer Form sind die Streichquartette Cherubini's (1760—1842). Infolge der Durchdringung des Clavierspiels mit dem Geiste der soeben genannten classischen Tonmeister entwickelte sich auch auf diesem Gebiete eine reichhaltige Literatur zugleich mit einem großen Formenreichthum, indem sich zu der Sonate noch die kleineren, loseren Tonformen der Phantasie, der Variation, der Rondos, der Impromptus, der Rhapsodien und später — namentlich durch Mendelssohn und Schumann — noch die der „Lieder ohne Worte" und Charakterstücke der mannichfachsten Art gesellten. Neben Franz Schubert und den soeben Genannten beschenkte uns besonders nach dieser Richtung hin noch Karl Maria von Weber (1786—1826) mit Claviercompositionen, welche zu den schönsten Perlen der Pianoforteliteratur gehören. Anerkennenswerthes, zum Theil Hervorragendes, schufen ferner auf dem Gebiete der Sonate und Kammermusik noch die der älteren Schule angehörenden Tonsetzer: Clementi (1752—1832), Hummel (1778—1837), Dussek (1761—1812), Field (1782—1837), Fesca (1789—1826), Kuhlau (1786—1832), sodann Andreas Romberg (1767—1821), Pleyel (1757—1831), Neukomm (1778—

1858), Lessel (1780—1839) u. a. m., jedoch sind die Arbeiten der letztgenannten großentheils veraltet. Einer besondern Beliebtheit erfreuten sich ihrerzeit ferner die musikalisch tüchtigen, hierher gehörigen Arbeiten von Ferdinand Ries (1784—1838), Prinz Louis Ferdinand (1772—1806) und Onslow (1784—1853).

Wie bekannt, brach mit K. M. von Weber abermals das Morgenroth einer neuen Aera, nämlich die Periode der Romantik in der Musik an. Als Hauptmeister derselben sind nächst Weber auf unserm Gebiete vor allen Mendelssohn (1809—1847) und Robert Schumann (1810—1856), neben diesen in vorderster Reihe Spohr (1784—1859) und Chopin (1809—1849) zu nennen.

Mit dem Ueberhandnehmen des musikalischen Genre und der musikalischen Miniaturbildnerei kam es denn auch, daß man immer feinere Unterschiede machte und zunächst die Concertmusik, d. h. die Musik für vollbesetztes Orchester, strenger von der Kammermusik schied, und in letzterer wieder die Solo- oder Virtuosenmusik einerseits und die Hausmusik andererseits als zwei Unterarten aufstellte; ja viele rechnen nur die Sonaten und die auf diese Form basirenden Duos, Trios, Quartette, Quintette u. s. w. für Clavier und Streichinstrumente, oder nur für letztere, sowie die Suiten und Serenaden für Streich- und Blasinstrumente oder nur für letztere vollgültig zur Kammermusik.

In neuester Zeit hat die Miniaturbildnerei, die Production von „Blumensträußchen" und andern derartigen Unterhaltungsstückchen, welche schicklich wol nur der Hausmusik zugezählt werden, etwas nachgelassen und wieder ein ernsteres Streben, ein Zug nach großer, breiterer Gedankenentfaltung, freilich aber auch zuweilen ein Uebertreiben, ein Forciren der Ausdrucksmittel innerhalb der Kammermusik platzgegriffen, um womöglich mit den subtilern Darstellungsmitteln, wie sie diesem Kunstzweige eigen sind, orchestrale Wirkungen zu erzielen. Es ist dies eine Verirrung, welche nur auf Verkennung der Grenzen und des Wesens der Kammermusik beruhen kann, der sich ein wirklicher Meister seiner Kunst gewiß nicht so leicht schuldig machen wird. Allerdings gehören zur Schöpfung eines guten Kammermusikwerkes die höchsten Qualitäten, da — um es nochmals zu sagen — nach dem Vorgange unserer Classiker Symphoniker und Kammermusikcomponist kaum mehr zu trennende Begriffe sind und beide Formen sowol die höchste Meisterschaft im musikalischen Satze wie auch vollkommene Souveränetät in der Handhabung aller Darstellungsmittel, vor allem aber die geläutertste reinste Kunstgesinnung voraussetzen. In den letzten Decennien bethätigten sich auf dem Felde der Kammermusik mit mehr oder weniger Glück besonders die Tonsetzer: Johann Brahms, Anton Rubinstein, Robert Volkmann, Joachim Raff, Hiller, Gade, Franz Lachner, Verhulst, Reinecke, Gouvy, Saint-Saëns, Kiel, Bargiel, Hermann Gradener, Kirchner, Fritz Gernsheim, Albert Richter, Joseph Rheinberger u. a. m.

Ueber die Formen der zur Kammermusik gehörenden Gattungen vgl. die speciellen Artikel darüber, besonders „Sonate"; ferner Koch, „Musikalisches Lexikon", bearbeitet von A. von Dommer (Heidelberg 1865); Ludwig Nohl's in St.-Petersburg preisgekrönte Schrift über die Kammermusik u. s. w.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist die Kammermusik aus den Privatcirkeln der Fürsten und Großen ebenfalls hinaus in die Oeffentlichkeit, d. h. in den Concertsaal getreten. Zugleich schlossen sich Künstler zu besondern Quartettgesellschaften zusammen, von denen einzelne große Reisen machten; hier seien nur genannt: das Meiningische Quartett der Gebrüder Müller, das des Grafen Hochberg, das Florentiner-Quartett Jean Becker's, vor allen aber das von Joachim und Genossen.

Es können nach dem oben Gesagten die Bezeichnungen jener ausübenden Künstler: Kammermusikus, Kammersänger, Kammervirtuos, nicht mehr ausschließlich in dem früheren engen Wortsinne genommen werden, vielmehr sind diese Titel oft nur ehrende Auszeichnungen, womit kunstsinnige Fürsten hervoragende Instrumentalisten und Sänger auszeichnen. (*A. Tottmann.*)

KAMMERSEE, einer der zahlreichen Seen auf dem pommerschen Landrücken, welcher sich von Westen nach Osten 12 Kilom. weit, 9 Kilom. im Nord-Osten von Tempelburg, erstreckt. Er gehört zur sogenannten Pommerschen Schweiz, welche sich südlich von Polzin ausbreitet. — Der von schroffen Felsen eingeschlossene, höchst malerische Kammersee in Steiermark liegt hinter dem Töplitz-See, welcher mit dem herrlichen Grundelsee in Verbindung steht. (*G. A. v. Klöden.*)

KAMMERSTOCK, ein Bergstock der Glarner Alpen an der Grenze der schweizer Cantons Glarus und Uri, bildet die letzte Erhebung des vom Gemsfayrenstocke (2974 Meter, in der Claridenkette) zwischen dem Pätsch- und dem Schreienbach nordöstlich bis zum Linththal vorgeschobenen Ausläufers und trägt zwei Gipfel, von denen der „Thurm" 2164 Meter, der eigentliche Kammerstock dagegen, ein erkerartig gegen das Linththal vorspringender Felskopf, 2125 Meter Höhe über dem Meere erreicht. Nach Norden, Osten und Süden fällt der Bergstock mit schroffen Felsterrassen und steilen Grashalden ab. Der unterste Absturz gegen das Linththal besteht aus Hochgebirgskalk, welcher auch den sanfter geneigten, mit Weide und Wald bedeckten Nordwestabfall gegen den Urnerboden bildet. Zwischen diesen beiden oberjurassischen Kalkgürteln baut sich die schief abgestutzte Pyramide des Berges aus Nummulitenkalk und Schiefer, Plyschschiefer und Sandstein in wechselnder Lagerung auf. Seiner schönen Aussicht wegen wird der Kammerstock nicht selten von Linththal oder Stachelberg aus in 3—4 Stunden bestiegen. (*A. Wäber.*)

KAMMERTON. Unter dieser Bezeichnung versteht man diejenige Stimmung in der Musik, welche, im Gegensatze zu dem sogenannten Chorton und Cornetton der Kirche, vorzugsweise für die Kammer- und Instrumentalmusik, überhaupt für die weltliche Musik gebräuchlich war, ohne daß derselbe früher als fest bestimmter, allenthalben angenommener Normalton gegolten hätte. Da man sich vor Einführung der Stimmgabel zum Tonangeben und zum Stimmen der Instrumente zumeist

kleiner Stimmpfeifen bediente, welche nicht gerade zuverlässig waren, außerdem die Oberregenten in Bezug auf Tonangabe oft ziemlich willkürlich verfuhren, so schwankte die Stimmung fortwährend. Die Kirche, das Theater, das Concert, ja jeder Musikort und jedes Musikinstitut hatte seine besondere Stimmung. Ein feststehender Normal-, Stimm- oder Gabelton kam erst im Laufe des 15. Jahrhunderts auf. Hauptsächlich war die Wahrnehmung, daß die Instrumente um so schärfer, durchdringender und glänzender klingen, je höher sie gestimmt sind, die Ursache, daß nicht allein die Orgeln um einen ganzen Ton (Chorton), ja selbst um eine kleine Terz (Cornetton) höher gestimmt wurden als die übrigen Instrumente, sondern auch die Stimmung der letzteren immer mehr hinaufgeschraubt wurde.

Selbstverständlich mußten dadurch die Sänger in die mißlichste Lage kommen, sobald sie mit Instrumentalbegleitung zu singen hatten, da das menschliche Stimmorgan seine bestimmten Grenzen hat. Dieser Uebelstand veranlaßte gelehrte Physiker über diesen Gegenstand eingehende Untersuchungen anzustellen, um womöglich Abhülfe zu schaffen. So fand Sauveur um 1700 für den Ton a 405 Doppelschwingungen in der Secunde. Andere Bestimmungen desselben Jahrhunderts ergaben 410—425 Schwingungen für diesen Ton und Heinrich Scheibler fand 1833 in Paris auf a stehende Stimmgabeln von $426\frac{1}{2}$ $441\frac{1}{2}$, in Berlin von $441\frac{1}{2}$, in Wien sogar von $433\frac{1}{2}$—445 Schwingungen in der Secunde. Nach Chladni's und anderer Physiker Untersuchungen ergaben sich im Laufe der Jahre folgende variirende Zahlen für das a der eingestrichenen Octave:

Paris:	1788	Große Oper	409
	1821		431
	1833		434
	1835		448—449
	1821	Italienische Oper	424
	1833		439—441
	1821	Komische Oper	428
	1833	Conservatorium	435
Wien:	1834		434—445
		(am Kärntner-Thor-Theater	466)
Berlin:	1822		437
	1833		442
	1857	Opernhaus	437—$448\frac{1}{2}$
Dresden:	1852		439.

Nach Lissajou's im Jahre 1857 angestellten Berechnungen ergaben sich folgende Zahlen: für Mailand (Scala) $451\frac{1}{2}$, für London 455. In Petersburg stieg von 1771 bis 1800 die Stimmung sogar von 417, 437, 453 bis zu 560. Dieselbe ging also im allgemeinen von 1700 bis 1863 um nahe $1\frac{1}{2}$ Töne in die Höhe.

Der erste entscheidende Schritt zur Feststellung einer allen Rücksichten gerecht werdenden Normalstimmung geschah von seiten der im Jahre 1834 zu Stuttgart zusammengetretenen Versammlung deutscher Naturforscher, welche ein a von 440 Schwingungen als Normalton festsetzte, ohne daß derselbe allgemeine Annahme fand. Gut der am 16. Februar 1859 laut Decret für Frankreich als Diapason normal gesetzlich festgestellte Normalton von 435 Schwingungen für das eingestrichene a hatte — so viel bisjetzt bekannt geworden ist — zur Folge, daß sich eine Einigung insofern anbahnte, als sich wenigstens die größeren musikalischen Kunstinstitute der vornehmsten Musik-Metropolen Deutschlands, nämlich Berlin, Köln, Dresden, Wien, Leipzig, Meiningen, München, Stuttgart, Bremen u. s. w., für die pariser Stimmung entschieden, nachdem schon zuvor im Laufe dieses Jahrhunderts der Chorton mehr und mehr außer Brauch gekommen und der für die Orchester- und Kammermusik gebräuchliche, wenn auch höhere Kammerton in Aufnahme gekommen war.

Erwähnt sei noch, daß alle hier angeführten Zahlen nicht — nach französischer Rechnungsweise — einfache, sondern nach der deutschen Doppelschwingungen bezeichnen. (*A. Tottmann.*)

KAMMERTUCH (nach der französischen Stadt Cambrai, wo dieser Stoff am frühesten und lange Zeit am schönsten hergestellt wurde, auch Cambrai oder Cambric genannt), ein feines leinwandartig gewebtes Baumwollenzeug, das als Hemdenkattun, in den mittelstarken Sorten (Baumwolltaffet) auch als Material zu Regenschirmen verwendet wird. (*W. H. Uhland.*)

KAMMERZIELER. Vor dem 16. Jahrhundert gab es in Deutschland keinerlei stehende Einnahmen zur Deckung der Reichsbedürfnisse; erst durch den Reichsabschied von 1548 wurde zur Bestreitung der Kosten des Reichskammergerichts eine stehende Steuer, die sogenannte Kammerzieler, von den Ständen übernommen, deren Umschreibung sich auf Grundlage der Matrikeln verschieden gestaltete und zuletzt in der sogenannten Usualmatrikel fixirte. Die Einnahme besorgte der Pfennigmeister des Reichskammergerichts, doch ging die Steuer nur sehr unregelmäßig ein, und schon 1753 hatte man mehr als 650,000 Thlr. Reste zu fordern. (S. Reichskammergericht.) (*Albrecht Just.*)

KAMMFETT, das weiße, consistente, leicht schmelzbare Fett der Weichtheile, besonders längs der Mähnen des Pferdes. Dieses Fett wird neben den andern organischen Bestandtheilen durch überführte Wasserdämpfe gewonnen, indem die Thiere in wenig zerkleinertem Zustande in große, luftdicht verschließbare Cylinder gebracht werden. Das sich niederschlagende heiße Wasser zieht die löslichen Bestandtheile aus, und gleichzeitig schmelzen auch die Fetttheile, welche sich über der wässerigen Flüssigkeit ablagern. Im Verlauf der Arbeit wird die Spannung des Dampfes erhöht. Die Scheidung der beiden Schichten in dem untern Theile des Cylinders erfolgt leicht, indem zuerst der obere Theil des Hahns geöffnet und durch denselben das geschmolzene Fett abgelassen wird, welches als sogenanntes Kammfett in den Handel kommt. Dasselbe wird zu verschiedenen technischen Zwecken verwendet, insbesondere zur Seifenfabrikation, zu Salben, zum Einfetten von Wolle, als Maschinen-, Geschirr-, Lederschmiere. (*William Löbe.*)

KAMMFÖRMIGE MUSKELN werden die zahlreichen schmalen Muskelstreifen im rechten Vorhofe des Herzens genannt, welche durch parallel verlaufende Vertiefungen voneinander gesondert werden, wodurch eben eine gewisse Aehnlichkeit mit den aneinandergereihten Zinken eines Kammes entsteht. Kammförmiger Muskel oder Kammmuskel (Pectineus) heißt aber auch der oberflächlichste von den vier Anziehern des Oberschenkels, der von dem Kamme des Schambeins entspringt und sich ganz oben in der Länge von 3,56 bis 44,66 Cm. an die innere Lippe der rauhen Linie des Oberschenkels heftet. (*F. W. Theile.* — *A. Winter.*)

KAMMGARN (Kammwolle) bildet als Gegensatz von Streichgarn (Streichwolle) die eine der beiden Hauptklassen, in welche alle Gattungen der Schafwolle mit Rücksicht auf ihre Verwendung speciell in der Weberei und die entsprechend verschiedene Art der Bearbeitung (einerseits das Kämmen, andererseits das Kratzen, Krempeln oder Streichen) vom technischen Gesichtspunkte eingetheilt werden. Während die Streichwollgespinste zur Herstellung tuchartiger, mit einer filzähnlichen Decke versehener Stoffe dienen, liefern die aus Kammwolle erzeugten Garne die glatten Wollenzeuge, bei denen die Fäden völlig sichtbar auf der Oberfläche liegen. Zur Kammwolle eignen sich demnach nur Wollsorten mit schwachgekräuselten, wenig zur Verfilzung geneigten Haaren, die eine bedeutende Festigkeit besitzen und deren Länge nicht unter 8, aber auch nicht viel über 24 Centimeter beträgt, da längere Fasern im allgemeinen zu wenig weich und geschmeidig sind und somit der Bearbeitung zu große Schwierigkeiten darbieten. Außer der größten Gleichmäßigkeit der Faserlänge muß zur Erzeugung eines guten Kammgarns eine möglichst parallele Lage der Fasern erstrebt werden. Nahezu vollständig wird dieses Resultat durch die Operation des Kämmens erreicht; doch sind noch verschiedene Arbeiten erforderlich, um die gekämmte Wolle für den Spinnproceß, der jetzt fast allgemein mit Hülfe von Maschinen ausgeführt wird, vorzubereiten. Da die rohe Wolle zuerst von den ihr anhängenden Stoffen befreit und der nachfolgenden Behandlung zugänglich gemacht werden muß, zerfällt die Fabrikation des Kammgarns in fünf Hauptoperationen: das Reinigen und Auflockern, das Kämmen mit seinen Nebenarbeiten, das Vorspinnen, das Feinspinnen und die Vollendungs- oder Nacharbeiten. Die Reinigung der Wolle bezweckt außer der Entfernung der ihr äußerlich anhaftenden fremdartigen Theile (Staub, Koth, Kletten u. s. w.) auch die Beseitigung des eigenthümlichen Schweißes, der, aus den Fettdrüsen des Thieres austretend, die Wolle überzieht und, indem er an der Luft eintrocknet, die Haare nicht nur unter sich, sondern auch mit den mechanischen Verunreinigungen verklebt. Die Auflockerung wird vorgenommen, damit die Fasern die für den Spinnproceß erforderliche Beweglichkeit erhalten. Da hierbei zugleich den im Innern der Wollmasse festgehaltenen Unreinigkeiten ein Ausweg verschafft und das Eindringen der Waschflüssigkeit befördert wird, ist durch diese Operation ein vortreffliches Mittel zur Unterstützung des Reinigungsprocesses geboten. Zum Auflockern wird jetzt meist der sogen. Schlagwolf benutzt, eine Maschine, die durch kräftig sich gegeneinander bewegende Schläger wirkt. Die Reinigung erfolgt mit warmem Wasser, schwachen Laugen oder auch mit chemischen Mitteln (Schwefelkohlenstoff, Benzol u. s. w.) in Maschinen, die im wesentlichen aus einem Behälter zur Aufnahme der Wolle sowie der Waschflüssigkeit und einem Apparat bestehen, durch welchen die Wolle in der Flüssigkeit in beständiger Bewegung erhalten wird. Bei den besseren Constructionen dieser Art sind mechanische Vorrichtungen zum Auspressen der gereinigten Wolle vorhanden, doch bleibt in der ausgepreßten Wolle stets so viel Wassergehalt zurück, daß ein eigentliches Trocknen nicht umgangen werden kann. In neuerer Zeit werden hierzu verschiedene Apparate benutzt, die meist eine künstliche Erwärmung zulassen und die regelmäßige Verdampfung der Feuchtigkeit bewirken. Um die Oberfläche der Wollfasern schlüpfrig zu machen und so die Arbeit des Kämmens zu erleichtern, wird die Wolle mit einer fettigen Substanz (Baumöl) getränkt, am zweckmäßigsten, indem man sie zwischen Walzen hindurchgehen läßt, auf welche das Oel tropfenweise herabfließt. Das Kämmen erfüllt eine doppelte Aufgabe, da einerseits die zur Erzeugung des Kammgarns untauglichen kurzen Fasern (Kämmlinge) entfernt, andererseits die langen Fasern gerade gerichtet, parallel gelegt und zu einem bandförmigen Körper (Zug, Kammzug) vereinigt werden. In der Handkämmerei ist die deutsche und die englische Methode zu unterscheiden. Nach dem ersteren Verfahren nimmt der Arbeiter den einen Kamm in die linke, den andern in die rechte Hand und kämmt mit diesem das in jenen eingeschobene Wollhaar, bis der größte Theil desselben in den rechtsseitigen Kamm übergegangen ist, worauf er die Kämme umtauscht und die Operation so lange wiederholt, bis die Wolle glatt gestrichen und fast genau zur Hälfte auf beide Kämme vertheilt ist. Alsdann befestigt er mittels einer hakenartigen Vorrichtung (Kammschraube) den einen um den andern Kamm an einem Balken oder Ständer, worauf er den heraushängenden „Wollbart" mit beiden Händen auszieht, um ihn zu einem lockern Band zu formen, während die kurzen Fasern im Kamm sitzen bleiben. Nach der englischen Methode hat der Arbeiter statt zweier frei zu handhabenden Kämme einen solchen und außer diesem einen Kamm, der, ähnlich einer Flachshechel construirt, mit den Zähnen nach oben stehend befestigt ist. Die bis zur halben Länge aus dem unbeweglichen Kamm heraushängende Wolle wird mit dem Arbeitskamm so lange gekämmt, bis dieser die Kämmlinge sämmtlich aufgenommen hat, worauf der Wollbart behutsam ausgezogen und hierdurch das Material zur andern Hälfte von den kurzen Fasern befreit wird. Am erfolgreichsten findet das Kämmen unter Mitwirkung von Wärme statt, weshalb die Kämme vor dem Gebrauch in dem sogen. Kammtopf, einer Art Ofen, erhitzt werden. In größerem Umfang als die Handkämmerei kommt, namentlich für feinere und kürzere Wollen, die Maschinenkämmerei zur Anwendung. Um die Wolle, der bequemeren Zuführung halber, in ein

gleichförmiges Band zu verwandeln, wird sie zuvor auf Krempelmaschinen behandelt, die große Aehnlichkeit mit den Krempeln für Streichwolle haben. Das Kämmen geschieht auch hier mit Hülfe von Wärme. Walzen- und Kettenkämme erhalten zu diesem Zweck als Unterlage eine eiserne Platte, deren rundum laufende Höhlungen mit einer Dampfleitung in Verbindung gebracht sind; bei Ringkämmen wird der Dampf in die hohl gegossenen Ringe eingelassen. Die Kämmmaschine functionirt durch drei zusammenarbeitende Hauptorgane — den Einschlag-, den Kämm- und den Ausziehapparat — mit Nebenvorrichtungen zur Vereinigung der Kämmzüge und zur Beseitigung der Kämmlinge. Der Einschlagapparat hat die Aufgabe, die Wolle partienweise dem Kämmapparat zu überliefern, indem er periodisch wie die Hand des Kämmers ein bestimmtes Quantum derselben erfaßt und zwischen die Zähne des Kämmes drückt, sodaß die eine Hälfte frei heraushängt. Der Kämmapparat besteht, ähnlich wie in der Handkämmerei, aus zwei Werkzeugen, von denen das eine den in die Kämmschraube eingehängten, resp. feststehenden Kämm, das andere den beweglichen Kämm, resp. die arbeitende Hand vertritt. Demgemäß ist das erstere mit je nach der Feinheit und Länge der Fasern in Anzahl und Größe verschieden angeordneten Zähnen (Nadeln) ausgestattet, während das zweite nicht unbedingt ein Kämm zu sein braucht, sondern als Zange wirken kann. Den Ausziehapparat bildet ein in Umdrehung befindliches Walzenpaar, durch welches die Wolle dem Kämmapparat abgenommen wird. Nach dem Kämmen pflegt man die Wolle, um sie vollends zu entkräuseln, sowie um das auf der Oberfläche der Fasern vorhandene Oel zu entfernen, verschiedenen Operationen zu unterwerfen, die mit sehr abweichenden Hülfsmitteln und Apparaten ausgeführt werden. Als Vorarbeit des Spinnens wird das Strecken und Doubliren vorgenommen, wobei die von der Hand- oder Maschinenkämmerei gelieferten Bänder durch fortschreitende Dehnung verfeinert, sodann gerundet und verdichtet werden. In der hierzu gebräuchlichen Maschine ist ein kräftiger Verzug durch die mit verschiedener Geschwindigkeit sich drehenden Streckwalzen erreicht, indem der regulirbare Abstand je zweier Walzen voneinander der jedesmal zu erzielenden Faserlänge entspricht, während ein drittes Walzenpaar die zugeführten Bänder durch einen Trichter zieht, in welchem eine große Anzahl derselben zu einem Band vereinigt wird, das die zur Erzeugung des Vorgarns erforderliche Beschaffenheit erlangt hat. Durch die Operation des Vorspinnens wird dem Band bei fortgesetzter Streckung entweder eine vorübergehende oder eine bleibende Drehung ertheilt und zwar im ersteren Fall auf der Spulmaschine mit Würgelzeug, mittels dessen dasselbe energisch hin- und hergerollt wird, im letzteren Fall auf der mit Flügelspindeln und selbständiger Spulenbewegung ausgestatteten Spindelbank. Das Feinspinnen kann, je nachdem es sich um die Verarbeitung langer, schlichter Wollen zu stark gedrehten Garnen, namentlich Kettengarnen, oder um die Herstellung von feiner und locker gedrehten Garnen, besonders Schußgarnen, aus kürzeren Wollen handelt, auf den auch für die Baumwoll- und Flachsspinnerei gebräuchlichen Water- oder Mule-Maschinen erfolgen, die hier mit einem Streckwerk versehen sind, durch welches das Vorgespinnst auf die 8—20fache Länge ausgezogen wird. Wie für Baumwolle und Flachs wird die Mule Maschine zum Vorspinnen der Kammwolle kaum noch anders denn als Selfactor, d. h. mit vollkommen selbstthätiger Bewegung construirt. Die zu den Vorarbeiten des Spinnens sowie zum Spinnen selbst gebrauchten Maschinen werden in den Industrieländern, besonders mit Rücksicht auf die verschiedene Länge und Feinheit der zur Verarbeitung kommenden Fasern, in mannichfacher Zusammensetzung und wechselnder Reihenfolge zur Anwendung gebracht. Auf Grund dessen haben sich in der Kammgarnspinnerei drei Systeme, das englische, das französische und das deutsche, ausgebildet, von denen das erstere namentlich beim Vorspinnen langer, schlichter Wollen Vortheile bietet, während die beiden letzteren vorzüglich für kürzere Wollen geeignet sind. Das auf der Mule-Maschine gesponnene Garn ist seiner Gestalt nach ohne weiteres für die Weberei verwendbar, dagegen werden die Water-Garne gehaspelt und hierbei zugleich numerirt. Das letztere geschieht jetzt größtentheils nach dem metrischen System, indem die Feinheitsnummer durch die Anzahl der in einem Kilogramm enthaltenen Strähne von 1 Kilom. Fadenlänge bestimmt wird. Die einzelnen Sorten des Kammgarns unterscheidet man nach ihrer Bestimmung in der Weberei (Ketten- und Schußgarne) nach der Art der herzustellenden Stoffe (Damast-, Lasting-, Orleans-, Thibet-, Merino-, Musselin-, Kamelot-, Lustre-Garn), nach der stärkeren und schwächeren Drehung (hartes und weiches Garn), nach dem Grad der Reinheit (ungewaschenes und gewaschenes Garn). Außer zu Geweben wird das Kammgarn zur Verfertigung gewirkter Waaren, zu Posament-, Strick- und Stickgarnen verwendet, namentlich für die beiden letztgenannten Zwecke wird dasselbe auf geeigneten Maschinen der Operation des Zwirnens unterworfen. Manche Garne werden, um die auf der Oberfläche hervorstehenden Faserenden zu beseitigen, gesengt, indem der Faden mit bedeutender Geschwindigkeit durch eine Flamme hindurchgezogen wird; am meisten ist hierfür die Gassengmaschine in Gebrauch. Zwischen Kammgarnen und Streichgarnen stehen die sogen. Halbkammgarne, die aus den öfters mit Baumwolle gemischten Abfällen der Hand- und Maschinenkämmerei theils nach den Methoden der Kammgarn-, theils nach denen der Streichgarnspinnerei erzeugt, meist zu Strumpfwirkerwaaren, Strick- und Tapisseriewollen verwendet werden und zwar wohlfeiler, aber auch minder schön und haltbar als die eigentlichen Kammgarne sind.

(*W. H. Uhland.*)

Kammgras, s. Cynosurus.

KAMMIN ist ein Kreis der preußischen Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, im Osten der Dievenow, meist eben, nur an einigen Stellen im Norden und im Südosten hervortretende Juraformation zeigend, reich an Waldungen und an sumpfigen Landstrichen. Er umschließt 20,63 geogr. Meilen oder 113,593 Hektaren,

hat 1 Stadt, 108 Landgemeinden, 100 Gutsbezirke, 4901 Wohnhäuser und 45,628 Bewohner 22,223 männlichen und 23,405 weiblichen Geschlechts. — Die Kreisstadt Kammin liegt auf einer Anhöhe am Kamminer Bodden, durch welchen die Dievenow ins Meer geht, 62 Kilom. von Stettin und 18 Kilom. von Wollin. Von der Stadt gesondert liegt die hohe, ehrwürdige Kathedrale, 1124 gegründet, reich an Reliquien. Das durch Otto von Bamberg in Julin gestiftete Bisthum wurde 1128 hierher verlegt, und damit wurde Kammin ein Bischofssitz, dessen Hauptbesitzthum übrigens der ehemalige Kreis Fürstenthum im Regierungsbezirk Köslin war. Der Ort hat seit 1838 ein Schullehrerseminar. Es besteht ein Domstift, ein adeliges Fräuleinstift. Die Marienkirche wurde 1775 erbaut. Der erste Bischof war Albrecht; Erasmus von Manteuffel nahm im Jahre 1536 die Reformation an, worauf das Bisthum von Mitgliedern der pommerschen Fürstenfamilie verwaltet wurde und 1648 an Brandenburg kam. Die Bewohner treiben Fischerei und starken Flachshandel und halten Leinwandmärkte. — Auf der im Kamminer Bodden gelegenen Insel Grieſtow befindet sich ein Kalklager und eine Portland-Cementfabrik. — Zwei Dörfer Kammin liegen in Mecklenburg-Schwerin, zwei im Regierungsbezirk Frankfurt.

(*G. A. von Klöden.*)

KAMMRAD, eine Vorrichtung zur Aenderung der Kraft oder Geschwindigkeit bei Räderwerken, d. h. Verbindungen von zwei oder mehrern Radwellen, die einander mit Erhabenheiten und Vertiefungen oder mit Zähnen oder Kämmen in Bewegung setzen. Von beiden ineinandergreifenden Rädern heißt das größere das Rad und das kleinere das Getriebe, welches letztere Kämme oder Zähne enthält und gewöhnlich Kumpf genannt wird. Bei den Kammrädern stehen die Kämme oder Zähne gewöhnlich winkelrecht auf der Ebene des Rades und greifen zwischen die Zähne eines Getriebes, das sich um eine Achse dreht, die winkelrecht auf der Radachse steht. Der oben quadratisch und am Ende cylindrisch gearbeitete Stiel der Kämme wird in gleichgeformte Löcher der Radkränze geschlagen und an der inneren Seite des Kranzes durch Nägel festgehalten. Je kürzer die Zähne oder Kämme sind, je kleiner also die Theilung und je größer die Anzahl der Zähne ist, um so kleiner fällt die Reibung eines Räderwerkes aus, die Zähne müssen daher eine Stärke erhalten, die hinreichende Sicherheit vor dem Zerbrechen gewährt. Soll eine drehende Bewegung in eine geradlinige oder umgekehrt verwandelt werden, so bedient man sich dabei der gezahnten Stange oder des sogenannten Kammbaumes, dessen Zähne zwischen die Zähne oder Triebstöcke eines Getriebes greifen. (*C. Reinwarth.*)

Kammwolle, s. Kammgarn.

KAMNITZ (Böhmisch-Kamnitz), Stadt im nördlichen Böhmen, am Kamnitzbach, dem letzten rechtsseitigen Zuflusse der Elbe in Böhmen. Die Stadt ist Vorort des gleichnamigen Gerichtsbezirks und hat nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 6124 Einwohner (darunter 47 Tschechen), welche sich hauptsächlich der Industrie widmen (Baumwoll- und Schafwollfabrikation, Garn- und Zwirnerzeugung, Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Webereien, Strumpfwirkerwaaren). Das Schulwesen ist vertreten durch eine fünfklassige Knaben-, eine fünfklassige Mädchen-Volksschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Die Stadt hat zwei Brauereien, eine städtische Sparkasse, eine landwirthschaftliche Vorschußkasse, einen Spar- und Unterstützungsverein, ein Schützencorps, Feuerwehrverein, Gesang-, Turn- und andere Vereine. Von Interesse sind die alte Pfarreikirche und die in der Nähe gelegenen Ruinen des „wüsten Schlosses". — Bereits unter König Wenzel II. (1278—1305) wird der Ort als „Stadt zur Kempnitz" genannt und erscheint ausgestattet mit Privilegien gleich einer königlichen Stadt. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aber verlor sie die Bedeutung einer freien Stadt, da sie in den Besitz der reichen Herren von Michelsberg überging. Im Anfange des 15. Jahrhunderts werden die Herren Berka von Duba und seit 1423 die Herren von Wartenberg als Besitzer erwähnt. Unter letzteren wurde die Stadt im Jahre 1444 durch die lausitzer Sechsstädte erstürmt und eingeäschert. Im Jahre 1614 brachte die gefürstete Linie der Familie Kinsky von Chinitz und Tettau die Stadt und Herrschaft käuflich an sich, und noch jetzt befindet sich diese Familie im Besitz der ausgedehnten kamnitzer Güter. Eine gute Monographie, namentlich mit Berücksichtigung des kamnitzer Stadt- und Rechtsbuches aus dem 14. Jahrh., schrieb Karl Linke (Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1880. Jahrg. XIV.). (*L. Schlesinger.*)

KAMP, ein Nebenfluß der Donau, welcher dieser im Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns vom österreichischen Granitplateau links zufließt. Er ist der Hauptfluß des sogenannten Waldwinkels oder des Viertels ober dem Manhartsberge in Niederösterreich. Sein Flußgebiet beträgt 1733 □Kilom., seine Flußlänge 136,25 Kilom. und die Zahl seiner Quellbäche 630. Er entspringt an der niederösterreichisch-oberösterreichischen Grenze in der Nähe der oberösterreichischen Ortschaft Liebenau in einer Meereshöhe von 967 Meter, bildet hierauf in einer Länge von 11,4 Kilom. die Landesgrenze und schlägt eine östliche Richtung ein. Bei Rapottenstein nimmt er in einer Höhe von 587 Meter den Kleinen Kamp und in der Stadt Zwettl, 510 Meter, die Zwettl auf. In seinem weitern Laufe verstärkt er sich unterhalb des Stiftes Zwettl, 498 Meter, bei Lichtenfels vor dem Schlosse Ottenstein durch den Purzel-Kamp, schlägt, nachdem er bei dem Stifte Altenburg den nördlichsten Punkt, 272 Meter erreicht hat, von der Rosenburg, südlich von Horn, an eine südliche Richtung ein, fließt bei Gars, 238 Meter, Schönberg, 213 Meter, vorüber und verläßt unterhalb Zöbing, in einer Höhe von 205 Meter, das Gebirgsterrain. Indem er in das Donauthal eintritt, zweigt sich von ihm links der Mühlkamp ab. Beide fließen nun unweit voneinander bei Hadersdorf, 193 Meter, vorüber und in kurzem parallelem Laufe bei Grafenwörth der Donau in einer Seehöhe von 182 Meter zu. Fast bis zu seiner Mündung durchzieht der Kamp wildromantische Gräben und

Schluchten, von welchen besonders die Partien bei Gars und von Rotenburg aufwärts hervorzuheben sind. Das Flußbett ist in seinem Gebirgslaufe mehr oder weniger eingeengt, und erreicht in der Donauebene eine Breite von 40 Meter. Die Wassermenge ist infolge des waldigen Flußgebietes constant, das Wasser rein und rothbraun. (*Ferd. Grossauer.*)

KAMP, officiell Camp, ein preußischer Flecken in der Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Wiesbaden, im Rheingaukreise, am Rhein, 11 Kilom. oberhalb Braubachs zwischen Nußbäumen und Weingarten, mit 1242 Einwohnern in 191 Häusern (daneben Dorf Bornhofen mit 93 Einwohnern in 16 Häusern), ganz katholisch. Es ist ein besuchter Wallfahrtsort mit einem vormaligen Kapuzinerkloster, darüber liegen die mächtigen Burgruinen Liebenstein und Steinberg oder die sogenannten Brüder. — Camp im Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Mörs, ist ein Kirchdorf und eine Bürgermeisterei von acht Wohnplätzen; es hat 1200 Einwohner, von denen etwa der vierte Theil evangelisch ist, und liegt 8 Kilom. südwestlich von Rheinberg an der Blanthe und dem verfallenen Eugenienkanale. Hier liegt die im J. 1122 gestiftete, berühmte Cistercienserabtei, deren Abt den Titel Primas des Cistercienserordens in Deutschland führte. In dem Gefechte am 12. Juni 1758 wurden die Franzosen hier geschlagen, in dem am 16. Oct. 1760 siegten dieselben.

(*G. A. v. Klöden.*)

KAMPEN, Stadt in der niederländischen Provinz Ober-Yssel (niederländ. Over-Ijssel), grenzt im Westen und Norden an den Zuidersee, im Osten an die Yssel, die es von Genemuiden, Grafhorst, Ysselmuiden und Wilsum trennt, und im Süden an Kamperveen und die zur Provinz Gelderland gehörige Gemeinde Oldebroek. Die Stadt liegt am linken Ufer der Yssel, die sich unterhalb der Stadt in mehrern Armen in den Zuidersee ergießt.

Die Geschichte der Stadt, deren beglaubigte Urkunden erst mit Anfang des 14. Jahrhunderts beginnen, war die der andern Städte der damaligen Zeit überhaupt: Streitigkeiten mit ancern Städten um die Geltendmachung von Handels- und andern Interessen, Verwickelungen mit den holländischen und gelderschen Grafen und kleineren Dynastengeschlechtern. Sie gehörte zum Gebiet des Bischofs von Utrecht und wurde deshalb auch in die holländisch-stiftischen Streitigkeiten verwickelt. Als reiche Handels- und Industriestadt war Kampen früh schon Mitglied der Hansa, und durch Verträge mit den benachbarten Territorialherren wußte es sich in den Besitz verschiedener werthvoller Handelsprivilegien zu setzen. Der Kampf des Herzogs Karl von Egmond mit Utrecht zog auch Kampen in Mitleidenschaft; schon 1508 hatte es dem Bischof Friedrich von Baden das von Karl von Egmond überrumpelte Schloß Kuinre wieder erobern helfen, und alle Versuche des Herzogs, sich des ihm entrissenen wichtigen Postens wieder zu bemächtigen, wie auch einige Anschläge desselben auf die Stadt selbst wurden durch die Tapferkeit und Wachsamkeit der Bürger vereitelt. Als der Bischof Heinrich von Baiern die weltliche Herrschaft über Utrecht an Karl V. abtrat, kam auch Kampen zu dessen Gebiet und die ganze Umgegend wurde nun rasch von den noch zurückgebliebenen geldrischen Truppen und Besatzungen gesäubert. Dem Bischof von Münster lieferte Kampen das nothwendige Geschütz, als er das von den Wiedertäufern besetzte Münster belagerte, und ebenso waren die Kampener behülflich, einige mit 3000 Wiedertäufern bemannte Schiffe, welche ihren Glaubensgenossen in Münster zu Hülfe kommen wollten, anzuhalten und die Besatzung gefangen zu nehmen. Als im Jahre 1572 viele niederländische Städte auf Oranien's Seite traten, belagerte der Schwager des Prinzen, der Graf van den Berg, Kampen, das sich schon nach drei Tagen ergab. Als aber Zütphen wieder in die Macht der Spanier fiel, unterwarf sich auch Kampen Alba's Sohn, Don Friedrich, der die Stadt sehr gelinde behandelte. Im Jahre 1578 wurde Kampen jedoch vom Grafen von Renneberg wieder erobert, als aber der letztere an der Sache des Vaterlandes den bekannten Verrath beging, wurde es durch die Energie Oranien's, der selbst kam, den Staaten erhalten. Ein Angriff Verdugo's im Jahre 1584 mislang vollständig. Nach langen Kämpfen in der Stadt zwischen Katholiken und Protestanten gewannen endlich letztere die Oberhand. Der im Anfang des folgenden Jahrhunderts ausgebrochene Streit zwischen Remonstranten und Contraremonstranten endete 1619 mit der vollständigen Niederlage der ersteren. Als die Bischöfe von Köln und Münster 1672 die Republik mit ihren Truppen überzogen, fiel Kampen in ihre Hand; sie übergaben die Stadt an die Franzosen, welche sie fast ein ganzes Jahr besetzt hielten und bei ihrem Abzuge einige Thore abbrachen. Im November 1813 wurde die Stadt mit Hülfe der Bürger von den Kosaken den Franzosen entrissen.

Kampen war früher, namentlich zur Zeit der Hansa, eine der blühendsten und reichsten Städte der Niederlande. Berühmt waren seine Düffel- und Tuchfabriken, die noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts blühten; ebenso bedeutend waren die Färbereien und Bierbrauereien. Die frühere Größe hat die Stadt auch niemals wieder erreicht. Der gegenwärtige Handel ist zwar nicht unbedeutend, es findet regelmäßiger Dampfschiffahrtsverkehr mit Amsterdam und den andern bedeutenden Städten statt, auch trägt die Eisenbahn viel zur Hebung des Verkehrs bei, allein er ist nicht bedeutender als der jeder andern am Zuidersee liegenden Stadt. Dagegen ist Kampen durch seine Bauart, seine Lage, seine breit angelegten Straßen eine der saubersten Städte der Niederlande; der Kanal, der die Stadt durchschneidet, verleiht ihr ein malerisches Aussehen und die aus den früheren Festungswerken hergestellten Promenaden verschönern auch die nächste Umgebung der Stadt. Merkwürdig ist die reformirte St.-Nikolauskirche oder Bovenkerk mit dem neben ihr stehenden Thurme und das Stadthaus. Kampen besitzt eine (orthodoxe) theologische Schule der „christlich-

reformirten Kirche", ein Gymnasium und eine höhere Bürgerschule. Die Zahl der Einwohner betrug im Jahre 1880: 17,344, darunter ein Viertel Katholiken.

Kampen ist der Geburtsort verschiedener Theologen und Rechtsgelehrten; unter ersteren ragt hervor Heinrich von Kampen, gestorben 1460, Unterkanzler der Universität Köln und Professor der aristotelischen Philosophie in Löwen; auch Thomas a Kempis soll hier geboren sein. — Bemerkt mag noch werden, daß Kampen in den Niederlanden dieselbe Rolle im Volksmunde spielt wie Schildburg in Deutschland.

Das von den zwei Hauptmündungsarmen der Yssel gebildete Kampereiland, eine fruchtbare Insel mit blühender Viehzucht, zeichnet sich hauptsächlich durch die eigenthümliche altväterische Kleidung seiner Bewohner und verschiedene, aus der frühesten Zeit herstammende und noch beibehaltene Gebräuche aus. (*Th. Wenzelburger.*)

KAMPEN (Nicolaus Godfried van), niederländischer Gelehrter, Literarhistoriker und Geschichtschreiber, geboren 15. Mai 1776 bei Haarlem, besuchte, in Deutschland erzogen, die Stadtschule von Krefeld und zeichnete sich schon früh durch großen Studientrieb, namentlich hinsichtlich literarischer und geschichtlicher Fächer aus. Nachdem er noch in einer Anstalt in Mühlheim sich hauptsächlich in den classischen Sprachen vervollkommnet hatte, trat er in Leiden in das Geschäft eines Buchhändlers, wo er reichlich Gelegenheit hatte, sich seinem Lieblingsstudium, den literarischen Fächern, zu widmen. Zu gleicher Zeit (1801) wurde er Mitglied der Redaction von „Leidsche Courant"; die Gelegenheit, den akademischen Vorlesungen beizuwohnen, benutzte er hier reichlich, besonders zogen ihn Wyttenbach und Siegenbeck an. Als im Jahre 1805 Teyler's Genootschap eine Preisfrage über eine „geschichtliche Untersuchung des Zustandes der Dichtkunst bei den bekanntesten civilisirten Völkern des Alterthums und der neueren Zeit" ausschrieb und van Kampen die goldene Medaille für seine Beantwortung erhielt, war sein Ruhm in den gelehrten niederländischen Kreisen gegründet. Selbst im Auslande wurde sein Talent geschätzt, indem er von Eichhorn in Göttingen eingeladen wurde, für seine Literaturgeschichte die „Geschichte der schönen Redekünste der Holländer" zu schreiben, eine Bitte, deren er sich auch zu großer Zufriedenheit Eichhorn's im Jahre 1810 entledigte. Interessant ist das bald darauf begonnene und zu großer Verwunderung der Zeitgenossen von ihm auch durchgeführte Unternehmen, Châteaubriand's „Le génie du Christianisme" in einem protestantischen Gewande vorzuführen, worauf natürlich Angriffe von katholischer Seite nicht ausblieben; übrigens erlebte diese Bearbeitung doch die zweite Auflage. Nachdem er noch einigemal von Teyler's Genootschap gekrönt worden war, wurde er 1815 zum Lector der deutschen Sprache an der Universität Leiden ernannt. Jetzt begann eine äußerst fruchtbare Periode seiner literarischen Thätigkeit, und es ist nun hauptsächlich das Gebiet der Geschichte, dem er sein Studium zuwandte. Mit dem Werke: „Kurzer geschichtlicher Ueberblick der großen Ereignisse in Europa vom Frieden von Amiens bis zur Eroberung von Paris" (1814), trat er zuerst als Geschichtschreiber auf und fand in allen Kreisen den entschiedensten Beifall. Ermuthigt dadurch, begann er im Jahre 1815 seine „Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa" (8 Bde., 1815—23), wovon der erste Band durch die klare philosophische Darlegung des innern Zusammenhangs der Ereignisse großen Beifall fand. Hierauf ließ er eine Reihe weiterer historischer Werke folgen, die, wenn auch im Einzelnen interessant und der schönen Darstellungsweise wegen gern gelesen, doch eine infolge der Vielschreiberei unvermeidliche Oberflächlichkeit verriethen und die nöthige Tiefe und Gründlichkeit häufig vermissen ließen. Darunter gehört: „Verkorte geschiedenis der Nederlanden", die zuerst 1819 und 1820 erschien und im Jahre 1837 die dritte Auflage erlebte; ferner „Vaderlandsche Karakterkunde" (1826—28), die Ergänzung des vorigen Werkes; nirgends tritt so wie in der „Karakterkunde" seine freie und unabhängige Denkweise zu Tage. In diese Zeit fällt auch die „Geschichte der Niederlande" (2 Bde., 1831—33), die er für die „Geschichte der europäischen Staaten" von Heeren und Ukert schrieb, ein Werk, das seinen Namen in Deutschland in den weitesten Kreisen bekannt machte und unbestritten das beste und reifste Product seiner Feder ist. Während die in vier Bänden erschienene „Geschiedenis der Kruistogten" (1822—26) verhältnißmäßig weniger bedeutend ist, fand seine „Geschiedenis der Nederlanders buiten Europa, verhaal van derzelver tochten, ontdekkingen, oorlogen, veroveringen en inrigtingen in Azië, Afrika, Amerika en Australië, van het laatst der zestiende eeuw tot op 1830", (3 Bde., 1831—33) ungemeinen Beifall; bei der Abfassung desselben war ihm die Benutzung des Colonialarchivs gestattet worden. Die indessen im Süden vorgefallenen Ereignisse, die mit der Losreißung Belgiens endeten, gaben ihm Veranlassung, die „Geschiedenis van den vyftienjarigen vrede in Europa" (2 Bde., 1832) zu schreiben, worauf zwei Jahre später sein „Gedenkboek van Nederlands moed en trouw gedurende den belgischen opstand" folgte, worin er seiner patriotischen Stimmung mit edlem Feuer Ausdruck verlieh. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß van Kampen gerade hier durch seinen patriotischen Eifer häufig zu Ungenauigkeiten und ungerechter Beurtheilung von Personen und Zuständen sich verleiten ließ, die bei ruhigerer Auffassungs- und Denkweise und bei weniger übereiltem Schaffen vermieden worden wären. Aus demselben warmen Gefühl für sein Vaterland entstanden zu derselben Zeit einige kleinere Schriften: „De invloed van Nederland op het overige Europa" und „Bedenkingen over de toekomst van Nederlands handel".

Im Jahre 1821 hatte er „Kort begrip der algemeene geschiedenis van 1795—1820" geschrieben, wofür er von der Maatschappy tot nut van 't algemeen die goldene Medaille erhielt; von 1820—1822 hatte er sich mit der Bearbeitung der drei Theile der Allgemeinen Geschichte von Johannes von Müller beschäftigt und von 1828—1834 folgte die „Geschiedenis

van Griekenland" (7 Bände), in gewissem Sinne ein Tendenzwerk, mit welchem er die Aufmerksamkeit und die Sympathien seiner Landsleute für die eben im Aufstande begriffenen Griechen erregen wollte, ein Grund, der dem Werke auch allen wissenschaftlichen Werth nimmt, zumal dasselbe durchaus nicht auf dem Standpunkte der damaligen Quellenforschung stand.

Von untergeordneter Bedeutung (weil meistens Uebersetzungen) sind seine geographischen Werke. Schon 1816 hatte er ein zweibändiges Werk: „De aarde beschouwd in haren natuurlyken toestand en verdeeling door zeeën, rivieren, meeren, bergen en woestynen", verfaßt, das bald zwei weitere Auflagen erlebte; die von Sybrandi begonnene Uebersetzung des Werkes von Zimmermann, „Die Erde und ihre Bewohner", setzte von Kampen fort und die drei Theile „Afrika en de elfs bewoners" (1828—1829), bedeutend vermehrt und mit Zusätzen versehen, sind von ihm bearbeitet. Bald folgte (1835—1836) „De Levant en hare bewoners" (3 Theile); „Griekenland en Europisch Turkije" (1837); „Europisch Rusland" (1838). Viel Beifall fand seine Uebersetzung des Cooley'schen Werkes: „Geschiedenis der aardrykskundige ontdekkingen zoo te land als ter zee, van de vroegste tyden tot op heden" (4 Theile, 1835—1837); früher schon hatte er übersetzt: „Mawe's Reis in de Binnendeelen van Brazilië" (3 Theile, 1818); „Palmers Reis in de Vereenigde Staaten van Noordamerika" (1820); „Maximilian, Prins van Neuwied, Reis naar Brazilië" (2 Theile, 1823); „Robinsons Gedenkschriften der omwenteling in Mexico" (1823), und „Beulloch's Mexico in 1823" (1825).

Nicht minder fruchtbar war seine Thätigkeit auf literarhistorischem Gebiet. Auch ihm stand, wie seinem Vorbilde, Bouterwek, die philosophische Betrachtungsweise des Geistes der Literatur obenan und in diesem Sinne schrieb er: „Beknopte geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden, van de vroegste tyden tot op het begin der negentiende eeuw" (2 Bd., 1821—1822). Seine Arbeit für das Eichhorn'sche Werk ist schon erwähnt. Im Jahre 1829 erschien sein „Handboek van de geschiedenis der oude letterkunde", 1830 sein „Handboek van de geschiedenis der letterkunde in de middeleeuwen", welche beiden Werke eine freie Bearbeitung eines ähnlichen Werkes des Professors Wachler in Breslau waren, während er bei seiner „Geschiedenis der nieuwere letterkunde" (1834—1836) selbständig zu Werke ging. Von 1823—1830 erschien in vier Bänden: „Handboek der hoogduitsche letterkunde in proza en poëzij", und bald darauf eine französische und niederländische Anthologie. Eschenburg's Werk über die Theorie der schönen Künste übersetzte er 1829 unter dem Titel: „Handboek der dichtkunde en welsprekenheid — ten aanzien der nederlandsche letterkunde vermeerderd, tot eene handleiding by voorlezingen op middelbare en hoogere schoolen." Daß er von seinem specifisch religiösen und einseitig sittlichen Standpunkte aus häufig unbillig und schief urtheilte, wurde ihm schon von Zeitgenossen zum Vorwurf gemacht; die Werke von Wieland, Victor Hugo und Byron nannte er kurzweg Missgeburten (wangedrochten), Sirenen mit bezauberndem Gesicht und misgestaltetem Leibe.

In seiner äußeren Lebensstellung war im Jahre 1829 eine große Veränderung vorgegangen, indem er zum Professor der niederländischen Literatur und Geschichte am Athenäum in Amsterdam ernannt wurde. Hier hatte er erst seinen wahren Wirkungskreis gefunden, und die Verehrung, mit der seine Schüler und Zuhörer noch in späteren Jahren, nachdem er längst gestorben, von ihm sprachen, beweist am besten, wie erfolgreich er hier gewirkt hat. Mit äußeren Ehren reichlich bedacht — er war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften und der königlichen Akademie der Wissenschaften — starb er am 15. März 1839. (Vergl. „Levens- en Karakterschets van Nicolaus Godfried van Kampen, door Samuel Muller", Haarlem 1840). (*Th. Wenzelburger.*)

KAMPF wird bei Steinsalzbergbau der zwischen zwei nebeneinander getriebenen Schächten stehengebliebene Theil des Steinsalzes genannt. (*C. Reinwarth.*)

KÄMPFER auch Widerleger (franz. aboutement, engl. abutment, ital. supportamento), heißt bei Bogenöffnungen derjenige Punkt, bezugsweise diejenige Linie, wo die senkrechte Linie oder Fläche der inneren Begrenzung der Oeffnung (Mauerlaibung) in die Bogenlinie oder Bogenfläche (Laibung) übergeht. Man bezeichnet demnach diese Stellen, deren es bei jedem Bogen oder Gewölbe zwei gibt, als Kämpferpunkte, bezüglich Kämpferlinien. Jedenfalls ist diese Bezeichnung aus dem Conflict hervorgegangen, welcher zwischen Bogen- und Mauerfläche hier stattfindet, denn es tritt an dieser Stelle gewissermaßen ein Kampf der senkrechten Stützung mit dem Bogen ein und findet eine Vertheilung der Schubkräfte des Bogens statt. Es wurden daher diese wichtigen Punkte, ebenso wie der Scheitel oder Schluß des Bogens, schon frühzeitig, besonders bei den Etruskern und Römern, architektonisch hervorgehoben, sei es durch Köpfe, wie an dem Stadtthore zu Volterra, oder durch Simswerk (Wasserleitung von Athen, etruskische und römische Bauten), das man Kämpfergesims (franz. imposte, engl. impost) nennt. Dasselbe besteht entweder aus einer gering vortretenden geraden Platte oder aus kräftigen vorspringenden architektonischen Gliedern, welche zugleich den aus der Mauerfläche vortretenden Gliederungen des Bogens, der sogenannten Archivolte, einen Aufstand und Stützpunkt bieten. Die Höhe des Kämpfergesimses beträgt in der Regel etwa $^1/_5$—$^1/_{10}$ der Bogenweite, während seine Ausladung etwa $^1/_3$—$^1/_2$ seiner Höhe nicht überschreiten darf. Von der einfachen Platte oder dem Simsstreifen steigern sich, je nach dem Reichthum der Architektur, die Kämpfergesimse zu vollständig gegliederten Gesimsen (Triumphbogen des Constantin) und zu ganzen Gebälken, die bisweilen durch Pilaster oder Säulen bereichert und gestützt werden (Basilika des Maxentius, Thermen des Caracalla; später an der Bibliothek von S. Marco und der Scuola S. Marco

zu Venedig). In der altchriſtlichen, byzantiniſchen, romaniſchen, mauriſchen Architektur findet die Stützung des Bogens direct durch Säulen ſtatt und tritt hier die Capitälplatte an die Stelle des Kämpfergeſimſes. Iſt ein beſonderes Kämpfergeſims nicht vorhanden, ſo ſpricht man nur von dem Widerleger oder der Aufſtandsfläche des Bogens. (*Albin Gottschaldt.*)

KAEMPFERIA, eine von Linné zu Ehren des berühmten Arztes und Reiſenden Engelbert Kämpfer benannte, in Oſtindien und auf Sumatra einheimiſche Pflanzengattung der Scitamineen oder Zingiberaceen mit folgenden Merkmalen: Kelch röhrig, bisweilen geſpalten, Kronröhre lang, fadenförmig, äußere Saumzipfel ſchmal, gleichlang, ſeitliche abſtehend, innere weit größer, Lippe flach. Staubfaden kurz, gekielt, oberhalb des ſtumpfen Staubbeutels in einen zweiſpaltigen Kamm ausgebreitet. Fruchtknoten unterſtändig, dreifächerig. Samenknospen im inneren Winkel der Fächer zu mehreren, horizontal, gegenläufig. Griffel fadenförmig, vom Staubfaden bedeckt, Narbe krugförmig, gewimpert. Kapſel dreifächerig, fachſpaltig-dreiklappig. Samen zahlreich, von einem Mantel bedeckt.

Linné kannte aus dieſer Gattung nur zwei Arten, K. Galanga und K. rotunda, welche er nach der Blattform unterſchied, indem er der erſteren längliche, ſitzende, der zweiten lanzettliche, geſtielte Blätter zuſchrieb. Auch Willdenow in ſeinem Werke Species plant. Bd. I vom J. 1797 kennt nur dieſe beiden Linné'ſchen Arten. Bei Sprengel (Syst. vegetab. Bd. I vom J. 1825) finden ſich außer den Linné'ſchen Arten noch K. latifolia *Don*, die beiden Roxburgh'ſchen K. pandurata und ovalifolia und K. angustifolia *Smith*, ſowie im Nachtrage (Cur. posteriori p. 7) K. marginata *Carey*, während K. ovata *Roscoe* zu K. pandurata *Roxb.* und die beiden Wallich'ſchen Arten dieſer Gattung, K. secunda und linearis, unter gleicher Benennung zur Gattung Costus als Synonyma gebracht werden. In der ſpäteren Auflage der Willdenow'ſchen Species plantarum vom J. 1831 ſind von Albert Dietrich 9 Arten dieſer Gattung aufgezählt und in derſelben Weiſe auch in der Synopsis plant. von David Dietrich vom J. 1839 bearbeitet. Es ſind dies: 1) K. rotunda *Linné* mit dem Synonymon K. longa *Redouté*, 2) K. Galanga *Linné*, 3) K. latifolia *Don*, 4) K. pandurata *Roxb.*, 5) K. diversifolia *Link*, wozu K. ovalifolia *Roscoe* gezogen wird, 6) K. angustifolia *Roscoe* mit den Synonymen K. undulata *Link* und K. Roxburghiana *Roemer* und *Schultes*, 7) K. ovalifolia *Roxb.*, 8) K. marginata *Carey* und 9) K. Roscoeana *Wallich*. Später wurden noch beſchrieben: 10) K. undulata *Teysmann* und *Binnendijk* mit ſcheidenartigen, lanzettlichen, ſpitzen, wellenförmigen, kahlen, unterſeits blaugrünen grundſtändigen Blättern, einer ſehr kurzen, wenigblütigen Aehre, ſchmal-lanzettlichen äußeren und lanzettlichen inneren Blütenhüllzipfeln, einer zweiſpaltigen Lippe und einer becherförmigen Narbe. Die Pflanze wurde im botaniſchen Garten zu Buitenzorg auf Java cultivirt; 11) K. Parishii *Hooker*; Stamm knollig verdickt, Wurzeln hin und wieder Knollen tragend; Schaft wenigblütig, untere Scheiden kurz, breit, länglich, ſpitz, röthlich-netzaderig; Blätter länglich-lanzettlich, zugeſpitzt, am Grunde verſchmälert, mit ſtarker Rippe; Fruchtknoten behaart; äußere Blütendecke ſcheidenartig, an der Spitze zweiſpitzig; die 3 äußeren Blütenhüllblätter ſchmal-linealiſch, an der Spitze pfriemlich-ſtielrund, zugeſpitzt, weiß, von den inneren ſind die beiden oberen länglich, beſpitzt, weiß, das untere zweilappig mit verkehrt-ei-herzförmigen purpurrothen Lappen; die Staubbeutel ſtehen an dem oberwärts verbreiterten Mittelbande; die Staminodien ſind fadenförmig. Die Art iſt mit K. diversifolia *Link* nahe verwandt, unterſcheidet ſich aber durch die kurzen, länglichen, angedrückten, netzaderigen unteren Scheiden an dem blühenden Schafte und durch die Geſtalt der beiden unteren Abſchnitte der Blütendecke. (*Garcke.*)

KAMPFSPIELE im alten Griechenland. — „Wir kennen keine Griechen ohne Wettkämpfe." Schon in der mythiſchen Zeit finden wir als einen Hauptbeſtandtheil von Leichenfeiern und andern Feſtlichkeiten Kampfſpiele, an welchen die Tüchtigſten miteinander um den Preis rangen (*Hom.* Il. 23, 257 fg., Od. 8, 104 fg.; *Pind.* O. 4, 17 fg., P. 4, 253; 9, 112 fg. u. a.). Dieſe Art des Wettſtreits war den Griechen ſo zur andern Natur geworden, daß ſich die Einrichtung auch in der geſchichtlichen Zeit über ein Jahrtauſend erhalten hat und bei griechiſchen Feſtverſammlungen die Wettkämpfe (*ἀγῶνες*) gewöhnlich den Glanzpunkt bildeten. Sie erſtreckten ſich auf die verſchiedenſten Gebiete, vorzüglich auf das der muſiſchen Künſte, der Leibesübung und der Roſſepflege (*ἀγὼν μουσικός*, *γυμνικός*, *ἱππικός*). Je nachdem der Siegespreis aus Werthgegenſtänden (Dreifüße, Urnen, Mäntel u. a.) oder aus einem Kranz beſtand, hieß der Kampf *ἀγὼν χρηματίτης* oder *στεφανίτης*. Die Spiele zerfallen in Localſpiele und Nationalſpiele; bei den erſteren war die Betheiligung auf den engeren Kreis einer Stadt und ihrer nächſten Umgebung beſchränkt, zu den letzteren hatten alle vollberechtigten Griechen gleichmäßig Zutritt.

A. Die Nationalſpiele, welche an Glanz und Anſehen alle andern natürlich weit übertrafen, waren folgende: Olympia; Pythia; Nemea; Iſthmia. Wer in allen vier geſiegt hatte, hieß *περιοδονίκης* und genoß ganz beſonderes Anſehen. Da in dieſem Werke über die Olympia und die Iſthmia bereits ausführlich geſprochen wurde (ſ. Olympiſche Spiele und Iſthmien), ſind hier nur noch die Pythien und Nemeen eingehender zu behandeln.

I. Pythia. 1) Name. Wie die andern Nationalſpiele, ſo hatten auch die Pythien ihren Namen von dem Orte, wo ſie ſtattfanden; *Πύθια* iſt das Adjectivum von *Πυθώ* = Delphi (ſ. Mommſen, Delphica S. 150). 2) Schauplatz. Die Pythiſchen Spiele wurden in der Ebene gefeiert, welche ſich vom Südabhange des Parnaß, an dem das delphiſche Heiligthum lag, bis zu dem kriſſäiſchen Buſen erſtreckte. Dieſe Ebene war im erſten Heiligen Kriege nach der Zerſtörung von Kriſſa und ſeiner Hafenſtadt Kirrha dem delphiſchen Gotte geweiht wor-

den und mußte nach einem feierlich beschworenen und zu Delphi eingetragenen Eid für alle Zeiten unbepflügt und unbepflanzt liegen bleiben. Hier stand der Hippodrom, in dem die Wettrennen und Wagenkämpfe stattfanden (*Paus.* 10, 37, 4), hier das 1000 Fuß lange Stadion für die gymnischen Kämpfe (*Censorin.* De die nat. c. 13), hier vermuthlich auch das von Lucian (adv. indoct. 9) erwähnte Theater für die musischen Wettkämpfe. Einmal (Ol. 122, 3) war Athen der Schauplatz der Pythienfeier auf Anordnung des Demetrios Poliorketes, als die Aetoler die Pässe von Delphi besetzt hatten (*Plut.* Dem. 40). 3) Zeit. Ursprünglich fand die Pythienfeier alle neun Jahre, d. h. immer nach Ablauf von acht Jahren statt (ἤγετο δὲ ὁ ἀγὼν καταρχὰς διὰ ἐνναετηρίδος — *schol. Pind.* ὑπόθ. *Πυθίων*), seit Ol. 49, 3 = 583/2 v. Chr. alle fünf Jahre, d. h. immer nach Ablauf von vier Jahren (μετέστη δὲ εἰς πενταετηρίδα, ib.) und zwar im Hochsommer jedes dritten Olympiadenjahres vom 7.—11. Tage des delphischen Monats Bukatios = att. Metageitnion (ungefähr unserm August entsprechend). Wenn Thessalos, der Vater des von Pindar (Ol. 13) gefeierten Korinthiers Xenophon, in einem und demselben Monate in Delphi und an den Panathenäen in Athen siegte (um 504 v. Chr.), so muß damals ausnahmsweise die Pythienfeier im delphischen Monate Apellaios = att. Hekatombaeon, also einen Monat früher als gewöhnlich stattgefunden haben (s. Mommsen, Delph. S. 154 fg.). Ihr Ende mochten die Pythien um dieselbe Zeit, in welcher die Olympien eingestellt wurden (Ol. 293, etwa 394 n. Chr.), gefunden haben; zur Zeit des Kaisers Julian wurde die pythische Panegyris noch begangen (s. Kraule, Pythien S. 53). 4) Gründungsmythus. Der Stifter der Pythienfeier ist Apollon. Als derselbe Gaa, die ursprüngliche Besitzerin von Delphi, verdrängt hatte, sandte diese eine furchtbare Schlange, Python genannt, welche die Menschen abschrecken sollte, zu dem neuen Heiligthume zu wallfahrten. Diese Schlange erlegte Apollon und aus Freude über seinen Sieg wurde das Fest gestiftet. Dies scheint die in Delphi heimische Vulgata gewesen zu sein, wie sie auch im Homerischen Hymnus auf Apollon enthalten ist. Eine spätere Tradition machte aus der Schlange einen Bösewicht Python, durch dessen Erlegung sich Apollon ein Verdienst um die ganze Umgegend erwarb. Er mußte deshalb fliehen, ward aber dann in Kreta von Chrysothemis — nach *Paus.* 10, 7, 2 von dessen Vater Karmanor — entführt und ging darauf nach Tempe in Thessalien, von wo er den Lorber holte (*schol. Pind.* ὑπόθ. *Πυθίων* p. 298). Der ursprüngliche Agon war nur ein musikalischer und beschränkte sich auf den von Kitharspiel begleiteten Vortrag eines Hymnus auf Apollon (*Strabo* 9, 3, 10); über den Inhalt desselben s. Mommsen, Delph. S. 176. Demnach enthält die Beschreibung der Pythienfeier *Soph.* El. 680 fg. einen Anachronismus. Die Agonothesie hatten die Delphier selbst. 5) Geschichtliche Zeit. Nach Beendigung des ersten Heiligen Kriegs (Ol. 48, 3 = 583/2 v. Chr.) erlitt die Pythienfeier eine große Umwandlung. Die Amphiktyonen übernahmen selbst die Agonothesie, aus der Enneaeteris wurde eine Penteteris und von nun an wurden die Pythiaden auch erst gezählt (Pyth. 1 = Ol. 48, 3). Die erste Feier leitete der Thessaler Eurylochos (*Strabo* 9, 3, 10). Damals erhielt der ἀγών eine große Erweiterung, und zwar zunächst der ἀγὼν μουσικός, indem zu dem Gesang mit Kitharspiel noch das Flötenspiel und Gesang mit Flötenspiel trat (προσήψαν δὲ καὶ αὐλῳδίας ἀγώνισμα καὶ αὐλῶν *Paus.* 10, 7, 3 p. 813); der Sieger im Gesang mit Kitharspiel bei der ersten amphiktyonischen Feier war der Kephallene Melampus (nach Bockh), der im Gesang zum Flötenspiel Echembrotos von Arkadien, der im isolirten Flötenspiel Sakadas von Argos (*Paus.* l. l.). Der letztere hatte seinen Sieg und zwei später gewonnene (Ol. 49, 3 und 50, 3 = Pyth. 2 und 3) nur der von ihm in Delphi zuerst geblasenen Flötenweise zu danken, welche die pythische Weise, *Πύθιος νόμος*, hieß; es war dies — nach Mommsen, Delph. p. 193 — ein Flötensolo, das von dem argivischen Meister wahrscheinlich ohne Begleitung anderer Instrumente vorgetragen wurde. „Das Gebiet bloßer Instrumentalmusik überschritt sie auch später nicht, doch kam ein Accompagnement stellenweise hinzu, indem Trompeten, vielleicht auch Rohrpfeifen, einfielen. Pollux IV, 84 beschreibt die jüngere Gestalt der pythischen Flötenweise; er nennt fünf Abtheilungen: πεῖρα, κατακελευσμός, ἰαμβικόν, σπονδεῖον, καταχόρευσις. Die Kunst suchte in Tönen zu malen, wie Apollon zum Streite antrat, zuerst das Terrain recognoscirend (πεῖρα) und den Drachen herausfordernd (κατακελευσμὸς), wie dann der Kampf begann (ἰαμβικόν), Pfeil auf Pfeil in raschem Tempo daherflog und der Feind bald zähneknirschend auf dem Boden sich wand, wie dann der Sieg entschieden war (σπονδεῖον) und Apollon in fröhlichem Tanze triumphirte (καταχόρευσις). Die σαλπιστικὰ κρούματα, Trompetenstöße, scheinen die Pfeilschüsse des Apoll begleitet zu haben, sodaß immer der einzelne Tusch einen Treffer anzeigte." Schon in der zweiten Pythiade wurde die eben erst eingeführte Aulodie, weil zu finster und traurig, wieder abgeschafft (Ol. 49, 3); eine weitere Aenderung brachte die achte Pythiade (Ol. 55, 3), indem Kitharspiel ohne Gesang eingeführt wurde (*Paus.* 10, 7, 7). Ferner wurde Ol. 48, 3 der ἀγὼν γυμνικός und ἱππικός in Delphi eingeführt. Es wurden nämlich alle in Olympia üblichen Kampfarten mit Ausnahme des Rossewiergespanns aufgenommen und dazu noch zwei neue gymnische Kämpfe: der Dauerlauf (δόλιχος) der Knaben und der Doppellauf (δίαυλος) der Knaben. Eine Abweichung vom olympischen Brauche fand auch insofern statt, als in Olympia sämmtliche Wettkämpfe der Knaben denen der Männer vorausgingen, während in Delphi die Kämpfer der einen Altersklasse, nachdem sie ihre Leistung ausgeführt, sich erholen konnten, indessen die andere Altersklasse dieselbe Leistung ausführte; infolge der dadurch gewonnenen Ruhepause ließen sich in Delphi den Knaben größere Leistungen als anderswo zumuthen. Später (Ol. 70, 3) kam der in Olympia schon Ol. 65 eingeführte Waffenlauf (ὁπλίτης) dazu (*Paus.* 10, 7, 7); Ol. 108, 3

das Pankration der Knaben, welches in Olympia erst Ol. 145 recipirt wurde (*Paus.* 5, 8, 11). Die Reihenfolge, in welcher die gymnischen Kämpfe ausgeführt wurden, scheint folgende gewesen zu sein: a) *δόλιχος* (Dauerlauf — für Knaben 7, für Männer 24 Stadien lang), b) *στάδιον* (Schnellauf durch das Stadion), c) *δίαυλος* (Doppellauf, d. h. die Länge des Stadions hin und zurück), d) *ἵππιος* (= doppelter *δίαυλος*), e) *πένταθλον* (Sprung, Schnellauf, Diskoswurf, Speerwurf, Ringen), f) *πάλη* (Ringen), g) *πυγμή* (Faustkampf), h) *παγκράτιον* (Ring- und Faustkampf), i) *ὁπλίτης* (Waffenlauf, ursprünglich mit Helm, Schild und Beinschienen, später nur mit Schild). — *Ἀγὼν ἱππικός.* Von hippischen Agonen scheint zuerst das Wettreiten mit ausgewachsenem Pferde (*κέλης*) recipirt und schon bei der ersten Amphiktyonenfeier Ol. 48, 3 vorgekommen zu sein; Ol. 49, 3 wurde auch der in Olympia schon Ol. 25 eingeführte glänzendste Wettkampf, der mit dem Viergespann (*τέθριππον*) aufgenommen, in welchem in der zweiten Pythiade (Ol. 49, 3) Kleisthenes von Sikyon siegte; Ol. 95, 3 (= Pyth. 48) kam das Zweigespann mit ausgewachsenen Pferden (*συνωρὶς ἵππων τελείων*) dazu, das in Olympia seit Ol. 93 eingeführt war; Ol. 100, 3 = Pyth. 53 das in Olympia schon Ol. 99 eingeführte Fohlenviergespann (*πώλους ἔζευξαν ὑπὸ ἅρματι* *Paus.* 10, 7, 7). Manche Kampfarten finden wir dagegen in Delphi früher als in Olympia: so den Fohlenritt schon Ol. 110, 3 (in Olympia erst Ol. 131), das Fohlenzweigespann Ol. 116, 3 (in Olympia erst Ol. 128). In späterer Zeit fanden auch Wettkämpfe in poetischen Vorträgen, sowie früher schon in Kunstdarstellungen statt (*Plut.* Symp. 5, 2); außer Dichtern traten auch Historiker mit ihren Erzeugnissen auf, s. Krause, Pyth. S. 27 fg. Die Reihenfolge der Kämpfe war vermuthlich die, daß zuerst der musische Agon, dann der gymnische und zuletzt der hippische stattfand (s. Krause, Pyth. S. 21). 6) Aufzüge und Opfer. Die mit dem Pythienfeste außerdem verbundenen Feierlichkeiten standen an Glanz den olympischen kaum nach; von allen Seiten wurde es mit großartigen Theorien beschickt; der Ruhm des Orakels und die Bedeutung des Amphiktyonenbundes trugen das Ihrige dazu bei. Die zu dem Bunde gehörigen Staaten waren bei Strafe dazu verpflichtet, schon im Monate Bysios, der dem Bukatios unmittelbar vorausging, ihre Theoren nach Delphi zu schicken, um die Vorbereitungen zum Fest zu treffen. Wenn die Festzeit nahte, bedeckten sich alle nach Pytho führenden Wege mit Wallfahrern, besonders bot dann die berühmte Theorenstraße einen herrlichen Anblick dar. Mit welcher großartigen Pracht diese Theorien und die Opferspenden, die dargebracht wurden, ausgestattet waren, läßt die Beschreibung Heliodor's (Aeth. II, 34; III, 12) erkennen, die trotz ihrer dichterischen Einkleidung einen historischen Kern enthalten muß, und was Xenophon (Hell. 6, 4, 29 fg.) von Jason von Thessalien erzählt, der aus mäßigen Beiträgen der einzelnen thessalischen Städte dem Apollon 1000 Rinder und 10,000 Stück sonstige Opferthiere darbrachte. Alles aber scheint an Pracht der große Festzug übertroffen zu haben, der am siebenten Bukatios sich zum Tempel hinaufbewegte und aus den Schatzkammern des Gottes aufs reichlichste ausgestattet gewesen zu sein scheint (s. Mommsen, Delph. S. 184 fg.); an ihn schloß sich dann der große Festschmaus. 7) Der Gottesfriede. Der zur Zeit der penteterischen Pythien eintretende Stillstand der Waffen heißt bei Thukydides (5, 1) *ἐκεχειρία.* Derselbe dürfte — da es für die Besucher der Pythien, sowol die Theoren als Privatleute, welche Weihgaben darbrachten, mancherlei vor dem Feste zu besorgen gab, da ferner lockende Feste den Pythien vorausgingen und nachfolgten, die zu längerem Aufenthalte einluden, und endlich die Besucher theilweise aus sehr entfernten Gegenden herbeikamen — nicht zu kurz zu bemessen sein, und man kann Mommsen nur beistimmen, wenn er diese *ἐκεχειρία* noch etwas länger ausgedehnt wissen will als die *μυστηριώτιδες σπονδαί* in Athen und, da letztere 54—55 Tage dauerten, für den pythischen Gottesfrieden eine Zeit von drei Monaten in Anspruch nimmt (a. a. O. S. 165). 8) Kampfrichter. Von Ol. 48, 3 waren die Delphier selbst die Kampfrichter, seit dieser Zeit besorgten die Amphiktyonen die Agonothesie, und zwar in der Weise, daß die Hieromnemonen etliche aus ihrer Mitte mit dem Amte eines Aufsehers, *ἐπιμελητής*, betrauten, vielleicht zwölf, nach der Zahl der vereinigten Staaten, mindestens aber drei, je einen für den musischen, gymnischen und hippischen Kampf. Wenn es mitunter vorkam, daß einer der Großen, wie z. B. Philipp von Makedonien, die Agonothesie ehrenhalber übertragen erhielt, so war das doch nur eine Formsache; die Epimeleten besorgten, wenn auch im Namen des an der Spitze Stehenden, nach wie vor das Ganze (*Diod.* 16, 60). Vermuthlich war auch in diesem Punkte die olympische Einrichtung zum Muster genommen; auch die Polizei wurde in ähnlicher Weise wie in Olympia durch *μαστιγοφόροι* (*Lucian.* adv. indoct. 9) besorgt. 9) Kampfpreise. Zur Zeit der Ennaeteris und auch noch bei der ersten penteterischen Feier bestanden die Preise aus Werthgegenständen (*ἆθλα*), erst Pyth. 2 = Ol. 49, 3 wurde der *ἀγών* ein *στεφανίτης.* Die Belohnung war ein Lorberkranz. Die dazu nöthigen Zweige wurden in feierlicher Procession in Begleitung eines Flötenspielers von einem Knaben, dessen beide Aeltern noch am Leben waren (*παῖς ἀμφιθαλής*), aus Tempe geholt (*schol. Pind.* arg. Pyth. p. 298 Böckh. O. Müller, Dorier I, 202 fg. 270). Da, wo die Zweige zum Kranz zusammengebunden waren, flatterte ein Band von Lindenbast oder Wolle herab, später war dasselbe oft aus kostbaren Stoffen, Gold- oder Silberblech (s. Freund, Wörterbuch s. lemniscus). Es gab aber auch eine Zeit, wo die Sieger in den Pythien Aepfel als Preis erhielten, wie die Darstellung auf vielen Münzen zeigt. Außer dem Kranze wurde in Delphi ebenso wie in Olympia und den andern großen Nationalspielen dem Sieger unmittelbar nach dem Siege noch ein Palmzweig überreicht (s. Krause, Ol. 108, A. 19); ebenso war es in Delphi wie in Olympia dem Sieger gestattet, auf dem Schauplatze seiner Tüchtigkeit eine Statue zu errichten. Auch

Belobungsdecrete und Bekränzung ganzer Staaten wurden an den Pythien wie an den übrigen großen Nationalspielen bekannt gemacht (Krause, Pyth. S. 50). Die Ehren, welche dem Sieger bei und nach seiner Heimkehr ins Vaterland zutheil wurden, entsprachen gleichfalls den bei Olympiasiegern üblichen (s. Olympische Spiele). 10) Von den großen Pythien, die alle fünf Jahre gefeiert wurden, hat man die eigentlichen Localfeste zu unterscheiden, welche jährlich theils in Delphi unter der Leitung der Delphier, theils in andern Städten gefeiert zu werden pflegten (s. unten).

II. Nemea (*Νέμεα*, *Νέμεια*). 1) Der Schauplatz. Die Nemeen wurden in Nemea gefeiert, einem zwischen Kleona und Phlius am Westabhange des Berges Apesas von Norden nach Süden sich hinziehenden Thale, das ein angesehenes Heiligthum des Zeus Nemeios enthielt, dem die Spiele geweiht waren. Die Kampfspiele fanden statt in dem den Tempel umgebenden Cypressenhaine (*Pind.* N. 2, 5). Das Thal gehörte zu dem Gebiet der Kleonäer, die deshalb auch eine Zeit lang die Agonothesie besaßen. Aber noch vor Ol. 53 wurde das Thal den Kleonaern von den Argivern entrissen, und damit ging auch die Leitung der Spiele auf diese über. Ueber die baulichen Einrichtungen in Nemea sind wir wenig unterrichtet, jedenfalls gab es Hippodrom, Stadion und Theater; Spuren der beiden letzteren am Westabhange des Apesas erwähnt Bursian, Geographie von Griechenland II, 37. An dem 15 Stadien vom Tempel entfernten Tretongebirge wurde noch zu Pausanias' Zeit die Höhle des von Herakles erlegten nemeïschen Löwen gezeigt (*Paus.* 2, 15, 2), woher die Bezeichnung Nemeas als *χόροι λέοντος* (*Pind.* O. 13, 44) und *νάπα λέοντος* (*Pind.* I. 3, 12) stammt. Zwischen 315 und 237 v. Chr. wurde die Feier, wie G. F. Unger überzeugend nachgewiesen hat (Das Strategenjahr der Achäer — Abhandlung der k. b. Akademie der Wissensch. 1879, I. philos.-philol. Kl. II. 2, 164 fg.), von Nemea nach Argos verlegt, wo sie dann für immer geblieben ist. Daher allein konnte es kommen, daß Pausanias bei seinem Besuch in Nemea den berühmten Zeustempel in ruinosem Zustande und ohne Götterbild fand, was ganz unerklärlich wäre, wenn die Spiele noch dort gefeiert worden wären (cf. *Paus.* 2, 15, 2). 2) Zeit. Die nemeïsche Panegyris war trieterisch, d. h. sie kehrte nach Verlauf von zwei Jahren, also in jeder Olympiade zweimal wieder. Nach der gewöhnlichen auf die Untersuchungen von Corsini (diss. ag. III, 4 fg.; 56 fg.) sich stützenden Annahme gab es Winter- und Sommer-Nemeen, von denen die ersteren gegen den Ausgang jedes zweiten Olympiadenjahres, die letzteren am Anfange jedes vierten gefeiert wurden. Dagegen hat G. F. Unger (Philol. 34, 50 fg.; 37, 524 fg. — Abhandl. der k. b. Akademie d. Wissensch. 1879, philos.-philol. Kl. II. 2, 117 fg.) den Nachweis geliefert, daß die von Pausanias erwähnten Winter-Nemeen (l. l.) gar kein panhellenisches Fest waren, sondern ein erst in der Kaiserzeit gestiftetes, wenn auch mit großer Pracht gefeiertes Localfest von Argos, welches mit der Feier der großen Nemeen gar nichts als den Namen gemein hatte. Die großen Nemeen wurden vielmehr nach Unger alle drei Jahre d. h. in jedem 2. und 4. Olympiadenjahre, stets am 18. des korinthischen Monats Panemos (att. Hekatombaion, also im Hochsommer aller mit ungerader Zahl wie 315, 313 v. Chr. bezeichneten vorchristlichen Jahre gefeiert. 3) Gründungsmythus. Neben dem Mythus, daß Herakles nach der Erlegung des Löwen die Nemeenfeier gestiftet und dem Zeus, welchem als dem Gewitter- und Regengotte seit uralter Zeit auf dem Gipfel des Apesas geopfert wurde, geweiht habe, geht ein anderer, ebenfalls Spuren eines alten Naturcultus an sich tragender her, der die Nemeen als einen von Adrastos auf dem Zuge gegen Theben zu Ehren des Opheltes, der nachmals Archemoros genannt wurde, gestifteten *ἀγὼν ἐπιτάφιος* erscheinen läßt (*schol. Pind. ὑπόθ. Νεμ.* p. 424 Boeckh). Pausanias sah noch das Grab des Opheltes in Nemea (II, 15, 2). Aus einer Vereinigung beider Culte, bei welcher der des Zeus naturgemäß überwog, ist wahrscheinlich der nemeïsche Agon hervorgegangen, der zu Ehren des Zeus, aber zugleich zum Andenken an den Tod des Opheltes gefeiert wurde (Bursian, Geogr. II, 36). 4) Geschichtliche Zeit. Als nach Beendigung des ersten Heiligen Krieges durch die Erweiterung und glänzende Ausstattung der pythischen Spiele (Ol. 48, 3) das ionische Element einen neuen Aufschwung genommen hatte, suchten die Dorier im Peloponnes ein Gegengewicht zu gründen durch die an alte Volksfeste sich anschließende Stiftung von zwei neuen Festen, die sich allmählich wie die olympischen und pythischen zu der Bedeutung panhellenischer emporschwangen; es waren dies die Isthmien (Ol. 49, 3) und Nemeen (Ol. 51, 4). Bei den Nemeen tritt der oppositionelle Charakter dadurch recht deutlich hervor, daß sich ihre Gründung unmittelbar an den Sturz der Orthagoriden in Sikyon anschloß und durch sie das Andenken an den Adrastos und seine Helden erneuert wurde, welches auszulöschen Kleisthenes von Sikyon so eifrig bestrebt war; in ähnlicher Weise sollten die Isthmien den Sturz der Kypseliden in Korinth feiern. Einen panhellenischen Charakter und damit einen segensreichen Einfluß erhielten sie aber trotzdem dadurch, daß beide Stiftungen nur unter der Bedingung von dem delphischen Orakel bestätigt wurden, daß zur Theilnahme an denselben alles, was hellenischen Namen trug, berechtigt sein sollte, während bei den Localspielen die auswärtigen Theilnehmer eben nur als Gäste des Staates angesehen wurden (s. Curtius, Griech. Gesch. I, 405 fg.). Eine große Steigerung erfuhr das Ansehen der nemeïschen Panegyris nach den Perserkriegen, wo, wie die Pindarscholien berichten (S. 425 Boeckh) zu Ehren der im Kriege Gefallenen an die Stelle des früher üblichen Oelkranzes der Eppichkranz trat, wie auch die Kampfrichter in Trauerkleidern zu erscheinen pflegten. 5) Die Kampfarten. Die Nemeen hatten wie die Pythien und Isthmien einen musischen, gymnischen und hippischen Agon. Eingehendere Nachrichten darüber fehlen uns, doch darf man annehmen, daß für die Zahl und Ausführung der Kampfarten sowie für die Kampfgesetze und übrigen Einrichtungen

der olympische Brauch, der auch für die andern Nationalspiele zum Vorbild diente, maßgebend war. Ein Wettkampf von Kitharöden wird von Plutarch (Philop. 11) und Pausanias (8, 50, 3) erwähnt; aus den Pindarscholien erfahren wir, daß es Wettkämpfe für Knaben und Männer im Lauf (*δόλιχος, στάδιον, δίαυλος, ὁπλίτης*), Ringkampf, Pentathlon und Pankration gegeben; ferner daß das Pentathlon in der 53. Nemeade = Ol. 78, 2 eingeführt wurde, und daß in der darauffolgenden Nemeade der Knabe Sogenes von Aegina, der den Pindar (N. VII.) besungen hat, der erste äginetische Sieger in dieser Kampfart war. Daß auch der Faustkampf in Nemea recipirt war, geht aus den von Pausanias berichteten Namen berühmter Faustkämpfer, welche, wie Diagoras von Rhodos, als Periodoniken gepriesen werden, hervor. So scheinen auch die verschiedenen Arten des *ἀγὼν ἱππικός* eingeführt gewesen zu sein. Pindar besingt wegen eines Sieges mit dem Viergespann den Chromios von Aetna (N. 1 und 9) und den Melissos von Theben (I, 3); mit dem Reitpferd (*κέλητι*) soll Adrastos bei der ersten Feier gesiegt haben, ein mythischer Vorgang, der gewiß in Ehren gehalten wurde; auch andere Rossesiege werden uns berichtet. Diese Kämpfe nahmen gewiß wie bei den übrigen Nationalspielen mehrere Tage in Anspruch; dazu kam dann noch das dem nemeischen Zeus dargebrachte Hauptopfer. 6) Kampfrichter. Die Agonotheste hatten die ursprünglichen Besitzer des nemeischen Thales, die Kleonäer selbst; Ol. 53, 1 wurde ihnen das Thal nebst der Leitung der Spiele von den Argivern entrissen; später errangen sie das Verlorene wieder, zur Zeit Pindar's sind sie die Agonotheten (N. 10, 42). Darauf finden wir wieder die Argiver als Veranstalter der Spiele, denen diese Ehre nur einmal noch vorübergehend von den Korinthiern entrissen wurde (*Plut.* Cimon 17 und *schol.*, *Pind. ὑπόθ. Νεμ.* p. 425 Böckh). Zur Zeit des Aratos feierten die Kleonäer unter dessen Vorsitz die Nemeen selbständig, während gleichzeitig die Argiver dasselbe Fest in ihrer Stadt veranstalteten (*Plut.* Arat. 28). Auf einer argivischen Steininschrift werden die nemeischen Kampfrichter als Hellanodiken bezeichnet; Böckh vermuthet, daß die Zahl derselben zwölf betragen habe. 7) Kampfpreise. Der Preis war bei der ersten Feier ein Oelkranz, später wurde es ein Eppichkranz, nachdem der *ἀγών* in der vorgeschichtlichen Zeit vorübergehend ein *ἀργυρίτης* gewesen sein soll(?). Vor dem Kranz erhielt der Sieger wie auch anderwärts die Siegespalme. Auch bei den Nemeen wurden Bekränzungen ganzer Staaten öffentlich verkündigt; nach Curtius (4, 5) wird hier nach der Schlacht bei Issus (333 v. Chr.) beschlossen, durch zwölf Gesandte dem Alexander einen goldenen Kranz zu überreichen. 8) Es gab auch noch andere Nemeen in Argos und andern Städten — darüber s. unten.

B. Localspiele. Das folgende Verzeichniß kann natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, dürfte aber wenigstens keinen der wichtigeren und bekannteren Localagone vermissen lassen. Für das Einzelne verweisen wir auf: Krause, Gymnastik und Agonistik der Hellenen, Leipzig 1841; derf., Pythien, Nemeen und Isthmien, Leipzig 1841; C. F. Hermann, Gottesdienstl. Alterthümer der Griechen, Heidelberg 1846; Mommsen, Heortologie, Leipzig 1864; derf., Delphica, Leipzig 1878. — 1) Aiakeia in Aegina, gymnischer Agon, Preis ein Mischkrug (*schol. Pind.* O. 7, 156). — 2) Aianteia in Opus, zu Ehren des Sohnes des Oïleus (*schol. Pind.* O. 9, 166). — 3) Aianteia in Aegina und Salamis mit Agonen, zu Ehren des Telamoniers (*Hesych.* s. v.; Schömann, Griech. Alterth. 2, 477). — 4) Aktia in Leukas und Akarnanien, dem Apollon zu Ehren, ein *ἀγὼν στεφανίτης* mit musischen, gymnischen und hippischen Kämpfen alle fünf Jahre gefeiert, von Augustus wesentlich erweitert (*Strabo* 7, 325, *Suet.* Oct. c. 18). — 5) Alegea (*Ἀλέαια*) in Tegea, zu Ehren der Athene Alea (*Paus.* 8, 23, 1; 47, 3). — 6) Alkaidenfest in Theben, vor dem Elektrischen Thore jährlich mit gymnischen Spielen als *ἀγὼν ἐπιτάφιος* zu Ehren der Söhne des Herakles und der Megara gefeiert; Preis ein Myrtenkranz, *Pind.* J. 3, 85 und schol. — 7) Alkathooia in Megara, zu Ehren des Alkathoos, des Sohnes des Pelops, gefeiert, weil er den kithäronischen Löwen erlegt hatte; die Namen der Sieger wurden in eine Steinsäule eingegraben, *Pind.* O. 7, 86 und schol.; I. 7, 67. — 8) Amarynthia in Amarynthus auf Euböa, der Artemis zu Ehren, *Paus.* 1, 31, 3; *schol. Pind.* O. 13, 159; auch in Athen soll das Fest nicht weniger glänzend gefeiert worden sein, s. *Paus.* l. l. — 9) Amphiaraïa in Oropos, *schol. Pind.* O. 7, 153. — 10) Ein *Ἀμφορίτης ἀγών* in Aegina wird *schol. Pind.* O. 7, 156 erwähnt, der nach Böckh von den dort gefeierten *Αἰάκεια* geschieden werden muß. — 11) Androgeosfest im Kerameikos in Athen, ein *ἀγὼν ἐπιτάφιος* dem Sohne des Minos zu Ehren, *Hesych.*, cf. Hermann, Gottesdienstl. Alterth. 62, 22. — 12) Anthesteria in Athen am 11.—13. Anthesterion (anfangs März), dem Dionysos zu Ehren, und zwar a) das Choenfest (Kannenfest) am 2. Tag, wo im Theater im lenäischen Bezirk ein Wettkampf im Trinken stattfand, wobei nach Homerischer Weise jeder Zecher seinen eigenen Tisch hatte; der Sieger erhielt einen weingefüllten Schlauch, *Aristoph.* Ach. 1002 und schol.; cf. Mommsen, Heort. S. 361; b) das Chytrenfest am dritten Tage; die *χύτρινοι ἀγῶνες* bestanden in Aufführung von kyklischen Chören. S. Mommsen, Heort. S. 368. — 13) Antinoeia in Argos, dem Liebling Hadrian's gewidmet, aber, wie es scheint, bald wieder eingegangen, s. Unger, Strategenjahr der Achäer S. 191; Krause, Pyth. S. 140. — 14) Apaturia in Athen im Monat Pyanepsion (October — November) — vielleicht fand (*Aristoph.* Pax 901, cf. 899) am dritten Tage dieses Festes eine Hippodromie statt, s. Mommsen, Heort. S. 310. — 15) Arateia in Sikyon — dem Haupte des Achäischen Bundes, Aratos (starb 212 v. Chr.) zu Ehren jährlich mit Wettkämpfen gefeiert, auch Soteria genannt, *Plut.* Arat. 53, Schömann, Griech. Alterth. 2, 477. — 16) Asinaria, s. (unten) Heloria. — 17) Asklepieia in Epidauros, im Haine des Asklepios alle fünf Jahre immer neun Tage nach den

Isthmien mit musischen und gymnischen Agonen gefeiert; die Agonothete hatten die Argiver, *schol. Pind.* N. 3, 146. — 18) Athenaïen in Elis mit einem Wettrennen in der Schönheit, bei welchem der Sieger Waffen nebst einem Myrtenkranze erhielt, *Ath.* 13, 90. — 19) Augustalia — auch *Λεβασμεῖα, Σεβάσμια, Σεβαστά* — so hießen viele Agonen, die zu Ehren des Augustus (und später Kaiser) in zahlreichen Städten gestiftet wurden, *Suet. Oct.* c. 59, und Unger, Sinntegenjahr der Achäer S. 188. — 20) Basileia a) in Euböa zu Ehren des Zeus, *schol. Pind.* I. 1, 11; Hermann, Griech. Alterth 65, 1; b) in Lebadea, von den Böotern als *ἀγὼν στεφανίτης* zum Andenken an die Schlacht bei Leuktra gegründet, *Diod.* 15, 53. — 21) Brasideia in Amphipolis und Sparta, jährlich zu Ehren des vor Amphipolis (422 v. Chr.) gefallenen Spartanerführers Brasidas gefeiert, *Thuk.* 5, 11; *Paus.* 3, 14, 1. — 22) Charitesia in Orchomenos in Böotien, den Chariten zu Ehren, *Pind.* O. 14; Böckh, Staatshaush. der Athener II, 357 fg. — 23) Choenfest, s. (oben) Anthesteria. — 24) Chytrenfest, s. Anthesteria. — 25) Delia a) in Delien in Böotien, dem Apollon geweiht, *schol. Pind.* O. 7, 153; Böckh, expl. p. 176; b) in Delos dem Apollon (und der Artemis) zu Ehren als Pentaeteris in jedem dritten Olympiadenjahr am 6. und 7. Thargelion (Ende Mai) mit musischen, gymnischen und hippischen Agonen gefeiert, nachdem die Athener bei der Reinigung der Insel (426 v. Chr.) die schon in uralter Zeit (cf. hym. hom. in *Apoll.* 147 fg.) gefeierte Panegyris wiederhergestellt und erweitert hatten, *Thuk.* 3, 104; Krause, Pyth. S. 60. — 26) Delphinia a) in Athen jährlich am 6. Munychion dem Apollon zu Ehren mit einem musischen Agon gefeiert, *Dem.* Meid. § 10; Hermann, Gottesdienstl. A. 5, 20; b) in Aegina im Monat Delphinios (= att. Munychion?) dem Apollon geweiht, auch Hydrophoria genannt, *schol. Pind.* P. 8, 88 N. 5, 81. — 27) Demetria, s. (unten) Eleusinia. — 28) Didymeia (*μεγάλα Διδύμεια*, ein Agon beim Tempel des didymeischen Apollon in Milet, vgl. Krause, Agon. I. S. 13, Anm. 2. — 29) Dïa a) in Pellene in Achaia dem Zeus zu Ehren, der Preis war ein ungewalkter Mantel, *schol. Pind.* N. 10, 82; b) in Teos mit musischem und gymnischem Agon, Hermann, Gottesdienstl. A. 66, 14. — 30) Diokleia in Megara im Frühjahr gefeiert, Wettkampf im Küssen zu Ehren des attischen Heros Diokles, nach Böckh's Vermuthung aber auch mit gymnischen Kämpfen, *schol. Pind.* O. 7, 157; *Theokr.* 12, 29 fg. — 31) Dionysia a) in Athen die großen Dionysien, s. in diesem Werke d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; am 19. Elaphebolion wurden festliche Chöre aufgeführt, am 11.—13. fand der Wettkampf mit Tragödien und Komödien statt, und zwar kam jeden Tag vormittags eine tragische Trilogie, nachmittags eine Komödie an die Reihe; die Preise bestanden in Stieren und Dreifüßen; b) in Hermione, zu Ehren des Dionysos *Μελάναιγις* mit musischem Agon und einem Wettkampf im Rudern und Tauchen, *Paus.* 2, 35, 1; c) in Syros mit einem *ἀγὼν τῶν τραγῳδῶν*, Bursian, Griech. Geogr. II, 465. — 32) Dysfuneia in Kyrene, *schol. Pind.* P. 5, 6. — 33) Eleutinia, auch Demetria genannt (*schol. Pind.* O. 9, 150), in Eleusis, vermuthlich am 21. und 25. Boedromion (Anfang October) mit *ἱππίῳ στεφανίτῃ* und *ὁπλιτικοῖ* (letztere erst in späterer Zeit) zur Ehre der Kore und Demeter gefeiert; der Preis war ein Maß Gerste. — 34) Eleutheria in Plataeae, ein penteterisches Fest des *Ζεὺς Ἐλευθέριος* zum Andenken an die Perserkriege gestiftet mit einem *ἀγὼν γυμνικὸς στεφανίτης*; Tag der Feier: 16. Maimakterion (nicht 3. Boedromion, an welchem die Schlacht bei Platää war), *Strabo* 9, c. 412; *Paus.* 9, 2, 4. — 35) Epitaphia in Athen, ein mit den Thesëusfesten in Verbindung stehendes, im Monat Pyanepsion (7.—9.) zu Ehren der im Kriege Gefallenen veranstaltetes Fest mit musischen, gymnischen und hippischen Agonen, *Plato*, Menex. p. 249, cf. Mommsen, Heort. S. 278 fg. — 36) Erotidia bei Thespiä auf dem Helikon, zu Ehren des Eros alle fünf Jahre mit musischen und gymnischen Spielen gefeiert, *Paus.* 9, 31, 3; *Ath.* 13, 12. — 37) Gäaspiele in Kyrene mit gymnischen Kämpfen, an denen sich auch Frauen betheiligten, cf. *Pind.* P. 9, 102 und Böckh, expl. p. 328. — 38) Geraistia in Geraistos auf Euböa, dem Poseidon zu Ehren, *schol. Pind.* O. 13, 159. — 39) Halia (*Ἁλίεια, Ἠλίεια*) in Rhodos, dem Helios geweiht, ein sechs Tage nach den Nemeen gefeierter *ἀγὼν γυμνικὸς στεφανίτης*, der Preis war ein Weißpappelkranz, *schol. Pind.* O. 7, 147. — 40) Halotia in Tegea, zu Ehren der Athene Alea gefeiert, nach Pausanias (8, 47, 3) zum Andenken an einen über die Lakedämonier errungenen Sieg, aber wahrscheinlicher (s. Hermann, Gottesdienstl. A. 51, 11) mit den korinthischen Hellotia zusammenzustellen, deren Gegenstand mit der tegeatischen Athene Alea zusammentrifft. — 41) Hekatombaia in Argos, s. (unten) Heraia. — 42) Hellotia in Korinth, das Hauptfest nach den Isthmien, ein Wettlauf mit Fackeln zu Ehren der Athene Hellotis zum Andenken an die Bändigung des Pegasos durch Bellerophon gestiftet, *Pind.* O. 13, 40. — 43) Heloria (auch Asinaria vom Flusse Asinaros genannt) in Syrakus zum Andenken an die Gefangennahme des Nikias, *Hesych.* s. v., *Plut.* Nik. c. 28; obwol hier nur von einer *ἑορτή* die Rede ist, darf man doch vielleicht aus der Analogie ähnlicher Feste auf eine agonistische Feier schließen. — 44) Heraia, zu Ehren der Hera gefeiert a) in Argos (auch Hekatombaia genannt, weil an dem Feste der Hera 100 Stiere geopfert wurden) gymnischer Agon, bei welchem als Preis ein ehrner Schild nebst Myrtenkranz gegeben wurde, *Pind.* N. 10, 23, *schol. Pind.* O. 7, 152; b) in Aegina, wohin das Fest von Argos aus gebracht wurde, *schol. Pind.* P. 8, 113; c) in Elis penteterisches Fest, an dem von 16 auserlesenen Frauen der Göttin ein Gewand dargebracht und ein Wettlauf von leichtgekleideten Jungfrauen verschiedenen Alters angestellt wurde, dessen Preis ein Oelzweig und Antheil am Opferfleisch war, *Paus.* 5, 16, 2; d) in Pellene, s. Hermann, Griech. Alterth. 51, 28. — 45) Herakleia a) in Theben, auch unter dem Namen Iolaia (*schol. Pind.* O. 7, 153) gefeiert — vor dem proitischen Thore am Grabmal des

Amphitryon (*Pind.* N. 4, 20) im Gymnaſion des Jolaos (*Paus.* 9, 23, 1) begangen; der Preis war ein eherner Dreifuß (*Pind.* O. 9, 98; I. 1, 55); b) in Thiſpe in Böotien *Paus.* 9, 32, 2; c) in Tipha in Böotien *Paus.* 9, 32, 3; d) in Marathon; der Preis ein ſilberner Becher, *Pind.* O. 13, 110; 9, 89; e) auf der Inſel Kytheira, ſ. in dieſem Werke d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; f) in Teos mit muſiſchem und gymniſchem Agon, ſ. Hermann, Griech. Alterth. 66, 14. — 46) Hermaia dem Hermes zu Ehren a) in Pellene in Achaia, Preis ein wollener Mantel, *schol. Pind.* O. 7, 156; b) in Pheneios in Arkadien, *schol. Pind.* O. 7, 153; *Paus.* 8, 14, 7. c) in Sikyon, ſ. Schömann, Griech. Alterth. II, 64. — 47) Homoloïa in Theben und Orchomenos in Böotien, dem Ζεὺς Ὁμολώϊος geweiht, *Suid.* s. Ὁμολώϊος und Böckh, Staatsh. der Ath. II, 359 fg. — 48) Hyakinthia in Amyklä, gefeiert zum Andenken an Hyakinthos, den Liebling Apollon's, im ſpart. Monat Hekatombeus (= att. Thargelion = Mai) kurz vor den Karneen und nach den Iſthmien mit muſiſchen und gymniſchen Agonen, *Ath.* 4, 17 p. 139; Manſo, Sparta I, 2, 203 fg.; G. F. Unger, Iſthmientag und Hyakinthien, Philol. 37, 1—42. — 49) Hydrophoria in Aegina, ſ. (oben) Delphinia. — 50) Jolaïa in Theben, *Pind.* O. 9, 98; I. 1, 55; ſ. (oben) Herakleia. — 51) Iſthmia, kleine, ſ. in dieſem Werke d. Art. Isthmien §. 11. — 52) Ichomaia in Meſſene, ein Zeusfeſt, mit dem in alter Zeit ein muſiſcher Agon verbunden war, *Paus.* 4, 33, 2 fg. — 53) Kalliſteia a) in Lesbos; b) in Tenedos der Hera zu Ehren gefeiert als ἀγὼν κάλλους γυναικῶν *schol. Hom.* Il. 9, 129; *Ath.* 13, 90. — 54) Karneia in Sparta, dem Apollon Karneios zu Ehren, mit muſiſchem Agon ſeit Ol. 26; *Ath.* 14, 37 p. 635, ſ. den Art. Karneia. — 55) Koreia in Kleitor in Arkadien, zu Ehren der Perſephone, *Pind.* N. 10, 47; *schol. Pind.* O. 7, 153. — 56) Lenaia in Athen am 8.—11. Gamelion (= Ende Januar) im Lenaion, dem Dionyſos zu Ehren, mit lyriſchem Agon (Preis ein Epheukranz) und einem dreitägigen Agon für Tragödien und Komödien gefeiert, ſ. Mommſen, Heort. S. 332 fg. — 57) Leonideia in Sparta zu Ehren, des bei Thermopylä gefallenen Leonidas jährlich bei deſſen Kenotaphion gefeiert; an dem ἀγών durften ſich nur Spartaner betheiligen, *Paus.* 3, 14, 1. — 58) Lykaia am Lykaios in der Landſchaft Parrhaſia, dem lykäiſchen Zeus zu Ehren gefeiert, *Pind.* O. 9, 95 N. 10, 48; der Preis war ein eherner Dreifuß, *schol. Pind.* O. 7, 153. — 59) Lyſandreia an verſchiedenen Orten, zu Ehren des Siegers von Aegos-Potamos; nach ihm wurden manche beſtehende Götterfeſte umbenannt, wie von den Samiern die Heräen *Plut.* Lys. 18; *Hesych.* s. v. — 60) Minyeia in Orchomenos in Böotien, ein ἀγὼν ἐπιτάφιος zu Ehren des Minyas *Pind.* I. 1, 56; *schol. Pind.* I. 1, 11. — 61) Muſeia bei Theſpiae am Helikon, ein penteteriſches Muſenfeſt mit muſiſchem Agon, *Paus.* 9, 31, 3, Böckh, Staatsh. der Ath. II, 364 fg.; auch in Chios wurde den Muſen (gemeinſam mit Herakles) ein Agon gefeiert, ſ. d. Art. Griechische Mythologie, S. 201. — 62) Naïa in Dodona, ſ. d. Art. Griechische Mythologie, S. 200. — 63) Nemea, kleine, a) in Ätna in Sicilien, *schol. Pind.* O. 13, 158; b) in Anchialos in Thrazien, ſ. Krauſe, Pyth. S. 147; c) Kaiſernemeen in Argos, ſ. G. F. Unger, Philol. 34, 50—64; 37, 541 fg.; d) in Megara, *schol. Pind.* O. 7, 157. — 64) Nymphaia in Dryopis am Oeta mit Wettlauf, *Anton. Liban.* Metam. c. 32. — 65) Olympia, kleine, ſ. d. Art. Olympiſche Spiele S. 324—328. — 66) Palladia in Kyrene, der Athene zu Ehren (*Pind.* P. 9, 98), mit einem δρόμος ὁπλίτης, bei dem auch Frauen zuſehen durften, *Herod.* 4, 180; Böckh, *Pind.* expl. 328. — 67) Panathenaia in Athen, im Hekatombaion mit muſiſchen, gymniſchen (letztere ſeit Ol. 53, 3—Euſeb.) und hippiſchen Agonen zu Ehren der Athene gefeiert, ſ. d. Art. Griechische Mythologie, S. 200; den Preis bildeten Gefäße mit heiligem Oel (*Pind.* N. 10, 35), es gab aber auch Geldpreiſe, ſ. Mommſen, Heort. S. 1162—65. — 68) Parthenopeia in Neapel, gymniſcher Agon mit Fackellauf, zu Ehren der Sirene Parthenope, *Strabo* 5, 246. — 69) Poſeidoneia a) im Piraeus muſiſcher Agon mit kykliſchen Chören; die Siegespreiſe betrugen 10, 8 und 6 Minen, Vitt. X oratt. p. 842; b) in Onchestos in Böotien mit berühmten Wagenkämpfen im Hain des Poſeidon (*Hom.* Il. 2, 506; *Pind.* I. 1, 33). — 70) Proteſilaeia in Phylake in Theſſalien, ein ἀγὼν ἐπιτάφιος zu Ehren des vor Troja gefallenen Proteſilaos, *Hom.* Il. 2, 695 fg.; *schol. Pind.* I. 1, 11. — 71) Ptoïa in Akraiphia in Böotien, zu Ehren des Apollon, C. I. n. 1625. — 72) Pythia, kleine. Außer den großen Pythien in Delphi wurden noch an vielen andern Orten Pythien nach dem Muſter der delphiſchen gefeiert, die auch Pythien hießen, häufig aber daneben noch andere Namen trugen, wie namentlich zur Zeit der Kaiſer viele Pythienfeſte dieſen zu Ehren neue Prädicate erhielten (z. B. Pythia Severia), während andere auch neu gegründet wurden mit fünfjähriger Wiederkehr (cf. *Sueton.* Aug. c. 59). Wir begnügen uns hier die Namen anzuführen und verweiſen für das Uebrige auf Krauſe, Pythia S. 53—85; es gab Pythien a) in Ankyra in Galatien; b) in Aphrodiſias in Karien; c) im Hain Daphne bei Antiochia — nach Böckh, während Krauſe (Olympia p. 207—210) dieſe Daphneen für Olympien hält; d) in Emiſa in Syrien; e) Hierapolis in Phrygien; f) Karthaea auf der Inſel Kos; g) Karthago; h) Kibyra in Phrygien; i) Laodikeia am Lykos; k) Magneſia am Lethaios; l) Megara; m) Milet; n) Nikaia in Bithynien; o) Nikomedia; p) Pergamos in Myſien; q) Perge in Pamphylien; r) Perinthos an der Propontis; s) Philippopolis in Thracien; t) Side in Pamphylien; u) Sikyon *Pind.* O. 13, 109, Preis ein Kranz und eine ſilberne Schale; gegründet nach Pindar (N. 9, 9) von Adraſtos, nach den Scholiaſten von Kleiſthenes aus dem dritten Theile der Beute des erſten Heiligen Krieges; v) Taba in Karien; w) Theſſalonike in Macedonien; x) Thyatira in Lydien; y) Tralles in Lydien; z) Tripolis am Mäandros in Karien. — 73) Sebaſtia, ſ. (oben) Auguſtalia. — 74) Soteria: a) in Delphi, ein zum Andenken an den Abzug der Gallier Ol. 125, 3 = 278 7 geſtiftetes

jährliches amphiktyonisches Fest, das im Monat Bukatios mit musischen und gymnischen Agonen gefeiert wurde; später wurde es mit der großen Pythienfeier verschmolzen, s. Mommsen, Delph. p. 215–225; b) in Akraiphnion in Boeotien mit musischem Agon, s. den Art. Griechische Mythologie S. 201; c) s. (oben) Arateia. — 75) Syrmaia (Σύρμαια), ein Agon in Sparta, bei welchem ein Honig- und Speckkuchen als Preis gegeben wurde, *Hesych.* s. v. — 76) Taurokathapsia (Stierbändigungsfest) in Thessalien, „die Krone thessalischer Gymnastik" (Hermann, Gottesdienstl. Alterth. S. 335); *Plin.* nat. h. 8, 70. — 77) Telluria, s. (oben) Gäaspiele. — 78) Thargelia in Athen, dem Apollon Patroos zu Ehren am 6. und 7. Thargelion (Ende Mai) mit einem musischen Agon gefeiert. „Der Agon bestand in dem Wettstreit von Männern und Knaben, die in Chören geordnet um den Altar herum (κύκλιος) tanzten und sangen, und Dreifüße zum Preis erhielten, welche sie beim Pythion, dem Orte des Agons, aufstellten." Mommsen Heort. S. 423. — 79) Theoxenia in Pellene in Achaia, dem Apollon geweiht; Preis ein wollener Mantel nebst Silberbecher, *Paus.* 7, 27, 1. — 80) Theseia in Athen, ursprünglich ein ἀγὼν ἐπιτάφιος zu Ehren des Theseus, dann aber aller im Kriege Gefallenen mit musischen, gymnischen und hippischen Kämpfen am 7.—9. Pyanepsion (Ende October) gefeiert, s. Mommsen, Heort. S. 278 fg. — 81) Tlepolemia in Rhodos, zum Andenken an den Stadtgründer Tlepolemos, 6 Tage nach den Nemeen gefeiert, später in Heliosspiele (vgl. [oben] Halia) umgewandelt; Preis ein Weißpappelkranz, *Pind.* O. 7, 80; *schol. Pind.* O. 7, 147. — 82) Trophonia in Lebadea, auch Basileia genannt, ein dem Zeus zu Ehren zum Andenken an den Sieg bei Leuktra gestifteter ἀγὼν στεφανίτης, *Diod.* 15, 53. — 83) Urania in Lakonien, ein Agon zu Ehren des Ζεὺς Οὐράνιος, Hermann, Gottesdienstl. Alterth. 53, 25. — 84) Zeusspiele in Kyrene, *Pind.* P. 9, 98. (*Friedr. Mezger.*)

Kampher, s. Camphora.

KAMPTZ[1]), (Karl Albert Christoph Heinrich von), berühmter deutscher Jurist und conservativer preußischer Staatsmann, geboren den 16. September 1769 zu Schwerin in Mecklenburg, gestorben zu Berlin den 3. November 1849 als königlich preußischer Staatsminister a. D. Karl Albert von Kamptz studirte von 1787 bis 1790 Jurisprudenz zu Göttingen. Mit Dr. Seidensticker vertheidigte er hier öffentlich eine Abhandlung über die Verbesserung der bürgerlichen und politischen Gesetze, ein mehr als kühn gewähltes Thema für einen angehenden Juristen. Darauf erhielt er im Jahre 1790 von der Juristenfacultät den Preis für die Abhandlung: De fundamento et limitibus obligationis liberorum ad facta parentum praestanda, welche noch in demselben Jahre zu Göttingen im Druck erschien. In dem nämlichen Jahre trat von Kamptz als Assessor der Justizkanzlei in herzoglich mecklenburgisch-strelitzische Dienste. Bald darauf, im Jahre 1792, wurde er zum Kanzleirath und Geheimen Referendar im Ministerium und weltlichen Director der Schulcommission ernannt, und 1799 wählte ihn die mecklenburgische Ritterschaft zum ordentlichen Beisitzer des Hof- und Landgerichts der Herzogthümer Mecklenburg. Als Schriftsteller war von Kamptz schon seit 1793 unermüdlich thätig, wie die Reihe seiner Schriften, die ich zum Schluß aufführe, aus dieser Zeit es beweist, welche sich nicht nur auf dem Gebiete des Staats- und Privatrechts, sondern sogar auf dem der Topographie bewegen. Der junge Jurist erhielt damals auch Beziehungen zur preußischen Regierung und im Jahre 1804 ernannte ihn der König von Preußen in seiner Eigenschaft als Kurfürst des Heiligen Römischen Reichs zum Reichskammergerichts-Assessor in Wetzlar; die gelehrte Qualification dazu hatte von Kamptz in einer besonderen Schrift (Nr. 10) bewiesen.

Bei der Auflösung des Deutschen Reiches trat von Kamptz zunächst in königlich würtembergische Dienste und zwar als Vicepräsident des obersten Justizcollegiums. Theils sein lobenswerther Widerwille gegen die Rheinbundswirthschaft, theils seine Vorliebe für den strammen Charakter der preußischen Verwaltungsverhältnisse ließen von Kamptz bald auf sein Amt in Würtemberg verzichten, nachdem er die Zusicherung einer Anstellung im preußischen Dienst erhalten hatte. Er nahm nun an der Bearbeitung der von der Zeit des alten Reiches her unerledigt gebliebenen allgemeinen Geschäfte des Reichskammergerichts zu Wetzlar theil, und wurde durch die Verleihung der preußischen Kammerherrenwürde ausgezeichnet. Seine amtliche Thätigkeit gab ihm Veranlassung zu einigen Publicationen, siehe No. 15 bis 17 seiner Schriften. Ende des Jahres 1810 (oder Anfang[2]) 1811) trat von Kamptz mit dem Titel eines Geheimen Legationsrathes als Mitglied des Ober-Appellationssenates des Kammergerichts in preußische Dienste. Im Jahre 1812 wurde er zum vortragenden Rath im Departement der höheren und Sicherheitspolizei ernannt.

Nachdem von Kamptz bisher im Anschluß an seine amtliche Thätigkeit vorzugsweise als Autor über mecklenburgische Rechtsverhältnisse und über das Reichskammergericht aufgetreten war, veröffentlichte er von jetzt ab eine lange Reihe von Schriften meist über preußische Gesetzgebung und Verwaltung, die ihm meines Erachtens einen dauernden Namen in der preußischen Rechtsgeschichte sichern. Zunächst begann er im Jahre 1812 im Auftrage des damaligen preußischen Justizministers von Kircheisen die Herausgabe der Jahrbücher für die preußische Gesetz-

1) In seinen zahlreichen Schriften schreibt er sich selten mit seinen Vornamen; im Mecklenburgischen Civilproceße finde ich aber die beiden Vornamen Karl Albert auf dem Titel, und zwar nur diese.

2) Noch im October 1810 (nach der Vorrede) zeichnet er sich im „Mecklenburgischen Civilproceße", der im Titel die Jahreszahl 1811 hat, nicht nach seinem neuen Amte, sondern nennt sich nur Reichs-Kammergerichts-Assessor und königl. preußischer Kammerherr. Siehe Nr. 19.

gebung, deren erster Band im Jahre 1814 vollständig im Druck erschien und deren Redaction von Kamptz bis zum April 1846 leitete; ich verweise, weil über die Chronologie dieser Jahrbücher bibliographische Irrthümer mir vielfach aufgestoßen sind, hier ausdrücklich auf Nr. 20 seiner Schriften. Das nächste Werk von allgemeinerer Bedeutung, welches von Kamptz veröffentlichte, war die „Sammlung interessanter Polizeigesetze", Theil I, Berlin 1815, welches unter dem Specialtitel „Codex der Gensdarmerie" eine ganz eigenthümliche Berühmtheit erlangt hat; übrigens gibt es Biographien, welche diese eine Schrift als zwei verschiedene Schriften aufführen. In demselben Jahre erhielt von Kamptz den preußischen Rothen Adlerorden 3. Klasse und wurde bald darauf zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath, zugleich auch zum Mitglied des Staatsrathes ernannt; auf dem Titel seiner „Jahrbücher" führt er die neue Amts-Bezeichnung erst im Bande vom Jahre 1816.

Hinsichtlich seiner politischen Anschauung stand von Kamptz in jener vielbewegten Zeit auf der Seite des altpreußischen conservativen Beamtenthums, welches durch die stürmische und überschwengliche Art, mit welcher der Liberalismus damals besonders in den jugendlichen Köpfen sich kundgab, den Bestand der preußischen Monarchie bedroht glaubte, sobald von regierungswegen irgendwie Nachgiebigkeit gezeigt werde. Beide Richtungen standen sich damals zu schroff gegenüber, als daß ein friedlicher Ausgleich möglich gewesen wäre, und beide Parteien griffen in dem nun ausbrechenden Kampfe zu Kampfmitteln, die nicht über jeden Tadel erhaben sind. Als Schriftsteller hat sich von Kamptz nicht in der Weise, wie zum Beispiel der bekannte Geheimrath Schmalz, in den Kampf gemischt. Schmalz gab damals die Schrift „Ueber politische Vereine" heraus, welche mit Recht viel böses Blut machte, weil in derselben gewisse Vereine und Männer geheimer Verschwörungen beschuldigt wurden, ohne daß ein positiver Grund dazu vorlag. Der Begriff „demagogische Umtriebe" kam damals zuerst in allgemeineren Gebrauch. Schmalz fand unter andern an den beiden berühmten Historikern Rühs und Niebuhr — deren Schriften noch heute von Bedeutung sind — energische Gegner; auch die von Friedrich Arnold Brockhaus, dem Gründer der Firma F. A. Brockhaus, herausgegebenen „Deutschen Blätter" (Neue Folge. Band III, Leipzig und Altenburg 1816) fertigten ihn als einen „Pfleger des Obscurantismus" und als „Demagogenriecher" gehörig ab.

Im October 1817 kam es auf dem Wartburgfeste zu einer Katastrophe in dem literarischen Kampfe, die für beide Parteien bedauerlich war. Die Studenten verbrannten bei jener Gelegenheit die Schriften von Männern, welche sie als die hervorragenden Vertheidiger des absoluten Regierungssystems in Deutschland ansahen, und zwar nicht nur Schriften eines Schmalz, sondern auch eine von Kamptz. Wenn man nun das verbrannte Kamptz'sche Buch näher ansieht — es war der oben genannte „Codex der Gensdarmerie" — dann erstaunt man bei leidenschaftsloser Betrachtung der Dinge von damals über die ungeheure Unvorsichtigkeit der Urheber der Brandscene. Schon Bülau hat in seiner „Geschichte der Deutschen von 1806—1830" (Hamburg 1842), S. 435 fg. bei der Aufzählung der verbrannten Schriften angedeutet, daß verschiedenen Schriftstellern Unrecht geschehen ist, ohne es jedoch auf S. 436 bei von Kamptz zu bemerken. Lesen wir den „Codex der Gensdarmerie" durch, so finden wir in der Einleitung, S. III bis X, eine kurze Geschichte der Gensdarmerie überhaupt und eine „Literatur der Gensdarmerie". Nichts steht hier, was irgendwie nach Demagogenriecherei aussieht, sondern alles ist objectiv, sachlich geschrieben. Das eigentliche Buch enthält lediglich eine Sammlung der Gesetze aller europäischen Staaten, welche sich auf die Organisation der Gensdarmerie beziehen, und von Kamptz hat an keiner Stelle irgendeine Bemerkung gemacht, welche einen Angriff auf die Bestrebungen der liberalen Partei im damaligen Deutschland enthielte. Nicht einmal an der Ausarbeitung des preußischen Gensdarmerie-Edicts vom 30. Juli 1812 ist von Kamptz betheiligt gewesen; dieses Edict rührt vielmehr von Scharnweber her, wie E. Meier, Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg (Leipzig 1881), S. 430 nachweist. Die auf der Wartburg als Richter über Gelehrte, wie von Haller, von Kamptz u. s. w. fungirenden Studirenden hätten ebenso gut jedes andere Werk des Geheimraths von Kamptz verbrennen können. Ihr Verfahren mit dem Codex der Gensdarmerie war doppelt unüberlegt, weil sie einen Mann von dem Einflusse, wie von Kamptz ihn in Preußen besaß, klugerweise hätten in Ruhe lassen sollen. Der beleidigte von Kamptz wurde nämlich nun erst einer der unermüdlichsten und mächtigsten Verfolger der „demagogischen Umtriebe". Daß er seinerseits in seinem Verfahren gegen seine Gegner eine übergroße Strenge bewiesen hat, ist unleugbar.

Der Beleidigte richtete schon am 9. November 1817 eine Beschwerde unmittelbar an den Großherzog von Weimar wegen des Vorganges auf der Wartburg. Bülau a. a. O. S. 440, kritisirt dieselbe folgendermaßen: „von Kamptz meinte nicht unwitzig: der Vorgang beweise gerade die dringende Nothwendigkeit des Instituts (der Gensdarmerie), dessen Gesetze er gesammelt. Ueberhaupt war sein Schreiben so gefaßt, daß es, wenn es eine entgegengesetzte Tendenz gehabt hätte, sehr gepriesen worden sein dürfte. Allein es war ebenso voll Uebertreibungen und einseitiger Anschauung der Sache wie die der Gegner, und die Sprache war in dem Schreiben eines Unterthans, wenn auch eines preußischen Beamten, an einen deutschen Fürsten nicht angemessen. Doch muß der an sich menschlich-natürlichen Gereiztheit und der gewiß innigen Ueberzeugung des Verfassers viel zu gute gehalten werden." Seine Schrift über denselben Gegenstand siehe unten unter Nr. 23. Bald empfanden der liberale E. M. Arndt und die beiden Welcker den Zorn des Gereizten. Ein Polizeibeamter wurde von Berlin aus im Jahre 1819 nach Bonn geschickt und belegte die Papiere der drei Genannten mit Beschlag u. s. w., vergl. Fr. Buchholz, Histor. Taschenbuch, Jahrgang VI,

(Berlin 1821), S. 120. Das Weitere über diese Dinge gehört der allgemeinen Geschichte an; ich wende mich deshalb wieder zur Biographie des von Kamptz zurück.

Im Jahre 1823 erhielt von Kamptz den preußischen Rothen Adlerorden 2. Klasse und das Commandeurkreuz des österreichischen Leopoldordens, 1824 das Commandeurkreuz des kurhessischen Ordens vom Goldenen Löwen. Im letzteren Jahre wurde von Kamptz, noch mit Belassung in seinen übrigen Dienstverhältnissen, zum ersten Director[3]) der Unterrichtsabtheilung im Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten ernannt. Das Jahr darauf (1825) entband ihn der König von Preußen von dem Directorium der Polizei im Ministerium des Innern und übertrug ihm mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rathes das Directorium des Justizministeriums; das Directorium in der Unterrichtsabtheilung behielt von Kamptz. Im Jahre 1832[4]) wurde von Kamptz zum Justizminister ernannt und zugleich mit der Gesetzrevision in den Rheinlanden betraut.

Der bekannte revolutionäre Putsch vom 3. April 1833 zu Frankfurt a. M. erregte die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung im höchsten Grade. Nachdem im September 1833 die drei Häupter der Heiligen Allianz zu Münchengrätz in Böhmen zusammengekommen waren und die entschiedenste Bekämpfung der revolutionären Bewegung in Deutschland beschlossen hatten — eine Conferenz deutscher Minister u. s. w., zu der preußischerseits W. Ancillon deputirt war, berieth 1834 zu Wien die Details der einzuschlagenden Schritte gegen die drohende Revolution —, ergriff man in Preußen die strengsten Maßregeln.[5]) Als Justizminister war von Kamptz nun in der Lage, seine strenge Auffassung der Dinge zur Geltung zu bringen, zumal da er einen besonderen Auftrag zur Mitwirkung bei der mainzer Untersuchungscommission wegen der demagogischen Umtriebe erhalten hatte. Er hat das leider in vollem Maße gethan, wo Milde gegen die jugendlichen Politiker sicherlich besser am Platze gewesen wäre. Unedle Rachegefühle von 1817 her haben ihn damals sicher nicht geleitet; ein gewisser Zug von Strenge scheint seinem ganzen Wesen eigenthümlich gewesen zu sein.

Im Februar des Jahres 1842 wurde von Kamptz mit dem Titel eines Geheimen Staatsministers in den Ruhestand versetzt und durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet; er blieb Mitglied des Staatsrathes. „Ausruhen" konnte der unermüdliche von Kamptz nicht und so blieb er auch jetzt noch mit der Feder und in praktischen Staatsgeschäften thätig. Er leitete im Jahre 1846 als Specialbevollmächtigter Preußens die Unterhandlungen über den schlesischen Handel mit Krakau. Auch als Schriftsteller setzte er seine Veröffentlichungen fort. Bis kurz vor seinem Tode blieb er literarisch schaffend; nach der Haude und Spener'schen Zeitung von 1849, Nr. 259, hinterließ er zwei Manuscripte ungedruckt bei der damaligen Verlagshandlung von Logier.

Die Leiche des Verstorbenen wurde nicht in Berlin beigesetzt, sondern nach einer Notiz in der Neuen Preußischen Zeitung („Kreuzzeitung") von 1849, Nr. 258, in dem Dorfe Schoneberg bei Stargard auf dem Gute seines Schwiegersohnes, des damaligen pommerschen Oberpräsidenten von Bonin. — Meine Quellen waren für die äußeren Lebensschicksale die kurzen Angaben im Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1849, Theil II, Weimar 1851, S. 869—871. Für das Detail habe ich die zeitgenössischen Quellen schon angegeben; die Werke von Kamptz waren selbstverständlich auch meine Quelle. — Die Aufzählung der Werke des von Kamptz zeigt im „Neuen Nekrolog" und überall, wo ich nachgeschlagen habe, eine so heillose Verwirrung, daß ich einen Theil derselben selbst benutzen mußte, so zeitraubend auch die Arbeit war. Ich habe mir nicht alle Schriften des von Kamptz verschaffen können und übernehme nur die Garantie für die mit einem Sternchen versehenen Nummern. Schließlich noch die Bemerkung, daß ich ein Urtheil über den Juristen Kamptz nicht fällen kann und daß ich von Kamptz nur vom historischen Standpunkte aus habe beurtheilen können und wollen. Daß von Kamptz aber in einer Geschichte des preußischen Rechts, welche mir als eine auch für den Culturhistoriker sehr wünschenswerthe literarische Aufgabe preußischer Juristen der Zukunft erscheint, keinen niederen Rang einnehmen wird, ist mir unfraglich.

Folgende größere und kleinere Werke sind von von Kamptz veröffentlicht worden: 1) De fundamento et limitibus etc. (s. oben). — 2) Mecklenburgisches Reichscontingent und Römermonate. Neubrandenburg 1793. — 3) Versuch einer Topographie der herzoglichen Residenzstadt Neustrelitz. Ebendas. 1793. — 4) Abhandlung über die Schulzenlehen im Herzogthum Mecklenburg. Halle 1793. — 5) Versuch über das longobard. Lehengesetz, II. F. 45. Göttingen 1794. — 6) Beiträge zum mecklenburgischen Staats- und Privatrecht. Schwerin 1795[6]). 6 Bände. — 7) Repertorium der im Herzogthum Mecklenburg-Strelitz geltenden Verordnungen. Neustrelitz 1796. — 8) Worauf haftet die mecklenburgische Herzogswürde? Eine staatsrechtliche Untersuchung. Neustrelitz 1796. — 9) Einige Worte über die Gemeinsamkeit des Besteuerungsrechtes in Mecklenburg. Neustrelitz 1798. — 10) Erörterung der Verbindlichkeit des weltlichen Reichsfürsten an den Handlungen seiner Vorfahren. Neustrelitz 1800. — 11) Mecklenburgische Rechtsansprüche. 2 Bände. Rostock 1800—1804. — 12) Darstellung des Präsentations-

3) Wenigstens schreibt sich von Kamptz in den „Annalen" des Jahrgangs 1824 (2. Hälfte) noch Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrath und „Director"; seit 1825 schreibt er sich „Director etc. etc. 4) Das J. 1830 finde ich mehrfach irrthümlich angegeben. 5) Zu den Opfern derselben gehörte bekanntlich auch Fritz Reuter, welcher 1833 in Berlin verhaftet und 1834 zum Tode verurtheilt wurde.

6) „Beiträge zum Mecklenburgischen Staats- und Privatrecht" (Schwerin 1794), Theil II, Abth. 1. So citirt von Kamptz irrthümlich selber diese Schrift in den: Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht, S. IV.

rechtes zu den Assessoraten am kaiserlichen und Reichskammergericht. Mit Urkunden. Göttingen 1802. — 13) Civilrecht der Herzogthümer Mecklenburg. Theil 1, Abtheilung 1 und 2. Schwerin und Wismar 1805. — 14) Literatur des preußischen Rechts. Band 1. Gießen 1807. — 15) Ueber die Entschädigungs-Berechtigung der Staatsdiener bei Aufhebung ihrer Stellen. Von den Reichs-Kammergerichts-Assessoren von Kamptz und von Stein in Wetzlar. Frankfurt a. M. 1808. Gr. 8. So wird die Schrift von von Kamptz selber citirt. Siehe Nr. 22. — 16) Erklärung der Verfasser der Abhandlung über die Entschädigungs-Berechtigung u. s. w. Frankfurt a. M. 1808. — 17) Reminiscenzen bei Auflösung des Reichskammergerichts. Frankfurt a. M. 1808. 18) Versuch einer Revision der Lehre vom Ursprung des Brautschatzprivilegiums auf die Descendenten der Ehefrau. Berlin 1811. — 19)* Handbuch des mecklenburgischen Civil-Processes. Entworfen von Karl Albert von Kamptz, Reichs-Kammergerichts-Assessor und königlich preußischem Kammerherrn. Berlin 1811. Ich finde fälschlich die Jahre 1810 und 1814 angegeben. Eine zweite Auflage soll, von Nettelbladt besorgt, zu Berlin 1822 erschienen sein; auf der königlichen Bibliothek zu Berlin fehlt merkwürdigerweise diese Ausgabe. — 20)* Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtsverwaltung. Im Auftrage des königlichen Justizministeriums herausgegeben von von Kamptz. Berlin 1814—1846. Zusammen 66 Bände. Die Vorrede zu Band I ist vom October 1813[7]) datirt; auf dem Titel dieses Bandes steht aber das Jahr 1814 (wie ja noch heute üblich ist) und das allein ist maßgebend. Manche lassen diese Jahrbücher nur bis 1825, resp. bis 1840 erscheinen. In den späteren Bänden setzte von Kamptz seinen Namen nicht mehr auf den Titel. Die Zeitschrift ging, wie von Kamptz am Schluß des letzten Bandes (Band 66, vom Jahre 1846) S. 427 unter dem 1. April 1846 selbst bemerkt, nach „dreiunddreißigjährigem Bestehen" zum Theil deshalb ein, „weil die Entscheidungen und Rescripte des preußischen Justizministeriums durch die Jahrbücher" fortan nicht so rasch bekannt gemacht werden konnten, als wünschenswerth war, und weil zu diesem Zwecke das Justizministerium das „Justizministerial-Blatt" herausgab. Als „Privatzeitschrift" wollte sie von Kamptz nicht weiter herausgeben. — 21)* Sammlung interessanter Polizeigesetze. Theil I. Specialtitel: „Allgemeiner Codex der Gensdarmerie." Berlin 1815. — 22)* Beiträge zum Staats- und Völkerrecht. Band I. Berlin 1815. —

Der höchst interessante Inhalt dieser Schrift ist folgender:

1) Literatur des Staatsrechts des rheinischen Bundes. (Seite 1—48.) — Ein Unicum über diesen Gegenstand; erschien in den Grundzügen schon im „Rheinischen Bunde" von Winkopp, Heft 20 und Heft 37.

2) Ueber die Unterschiede in der Verfassung der ursprünglich deutschen und ursprünglich wendischen Staaten von Deutschland. (S. 49—62.)

3) Ueber Spione, nach völkerrechtlichen Grundsätzen. (S. 63—99.)

4) Ueber die Veränderungen des europäischen Völkerrechts unter Napoleon's Oberherrschaft. (S. 95—112.)

5) Ueber die Rechtskraft und Vollstreckung eines von einem auswärtigen Gerichtshofe in einer Civilsache gesprochenen Urtheils. (S. 113—136.)

6) Ueber den Sinn des XXXIV. Artikels der Rheinbundsacte in Beziehung auf unterhoheitliche Rechte in einem anderen Bundes-Lande. (S. 137—146.)

7) Ueber die Entschädigungs-Berechtigung der Staatsdiener bei Aufhebung ihrer Stellen. (S. 147—162.) — Gibt eine Nachlese zu der schon erwähnten Schrift vom J. 1808; der Mitarbeiter an jener Schrift, Freiherr von Stein, war inzwischen „Großherzoglich Hessen-Darmstädtischer wirklicher Geheimer Rath und Regirungs- (sic!) Präsident" geworden.

8) Reminiscenzen bei Auflösung des kaiserlichen und Reichs-Kammergerichts. (S. 163—180.)

9) Ueber die Occupatio bellica in besonderer Beziehung auf ausstehende Kapitalien. (S. 181—198.)

10) Miscellen. (S. 199—206.)

23) Rechtliche Erörterung über öffentliche Verbrennung von Druckschriften. Berlin 1817. — 24) Neue Literatur des Völkerrechts seit 1784. Berlin 1817. — 25) Ueber das Verfahren bei Transporten und Landesverweisungen der Verbrecher und Landstreicher. Ein Beitrag zur Sicherheits-Polizei. Berlin 1817. — 26)* Annalen der preußischen inneren Staatsverwaltung. Berlin 1817 bis 1839. 23 Bände und 2 Bände Register. Die Angaben über die Chronologie dieser Zeitschrift sind sehr verschieden. Sie erschienen von 1817 an zunächst im Ministerium der Polizei, dann des Innern. Das Schlußwort zum letzten Jahrgang (vom Jahre 1839) ist von dem Kanzleibeamten Schmidt, der schon auf dem Titel des Jahrganges 1817 als „Expedient" bezeichnet wird, unterschrieben, trägt aber merkwürdigerweise das Datum 1. September 1843, sodaß das letzte Heft des Jahrganges 1839 erst im Jahre 1843 abgeschlossen sein kann. Die Annalen zerfallen gewissermaßen in 2 Abtheilungen. Jahrgang 1817—1826 bildet die erste Abtheilung, welche mit einem zehnjährigen „Hauptregister" (zu Berlin 1827 erschienen) schließt. Das „zweite Hauptregister", zur zweiten Abtheilung gehörig, umfaßt nur die Jahrgänge 1827—1836, erschien aber erst im Jahre 1839 zu Berlin. — 27) Literatur des märkischen Privatrechts. Berlin 1819. — 28) Merkwürdige Urtheile neuer französischer Rechtsgelehrter über Geschworenengerichte und französische Criminaljustiz. Berlin 1819. — 29) Handbuch des mecklenburgischen Civilrechts. Rostock 1824. — 30) Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der preußischen Monarchie. Theil I. Die Provinzen: Brandenburg, Ost- und Westpreußen, Sachsen und Schlesien. Berlin 1826 fg. 3 Bände. — 31) Actenmäßige Dar-

7) Auch von Kamptz selber citirt in den Beiträgen zum Staats- und Völkerrecht (Bd. I, S. IV) den ersten Band der Jahrbücher als im J. 1813 erschienen; doch hat er vom bibliographischen Standpunkte aus unrecht. — Der Stoff ist hier wie in den Annalen (vgl. Nr. 26) auf drei Abtheilungen vertheilt. Die erste Abtheilung, „Gesetzgebung", enthält Circulare, Verfügungen, Rescripte u. s. w. der Behörden; der zweite, „Staatswissenschaft", bringt Abhandlungen und Literatur; der dritte „Verwaltung" überschrieben, enthält Nachrichten über einzelne Einrichtungen der preußischen Verwaltung und auch der Verwaltung anderer Staaten.

stellung der preußischen Gesetzgebung. Berlin 1842 (1843). — 32) Prüfung der landständischen Rechte der bürgerlichen Gutsbesitzer in Mecklenburg. Berlin 1844. — 33) Zusammenstellung der drei Entwürfe des preußischen Strafgesetzbuches. Berlin 1846 (1844—1845). — Die Abweichung in den Angaben der Jahreszahlen des Erscheinens verschiedener Werke von von Kamptz beruht, wie mir scheint, hier und da auf dem Umstande, daß die betreffenden Schriften heftweise in verschiedenen Jahren herausgekommen sind, während der Haupttitel und die Hauptjahreszahl erst beim letzten Hefte gegeben wurden. Diese letztere ist im Grunde die allein maßgebende, während vielfach die Jahreszahlen nach dem Erscheinen der Hefte gegeben werden. Der Autor von Kamptz verfällt selber in einen noch schlimmeren Fehler, indem er in den Beiträgen zum Staats- und Volkerrecht, S. IV, das zweite Heft vom 1. Bande der „Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung" als im Jahre 1813 erschienen citirt, während der Titel des 1. Bandes die Jahreszahl 1814 zeigt. Der Fluch der bibliographischen Liederlichkeit hat die andere Zeitschrift des von Kamptz, nämlich die „Annalen", bis hinein in die königliche Bibliothek zu Berlin verfolgt; das hier befindliche Exemplar des 1. Hauptregisters hat nämlich auf dem Rücken des Einbandes den Titel: Register 1816—1827, während auf dem gedruckten Titel ganz deutlich 1817—1826 zu lesen ist. (*R. Pallmann.*)

KAMTSCHADALEN, die Bewohner der Halbinsel Kamtschatka (s. d.), haben durch Einführung des Christenthums, Vermischung mit den Russen, Angewöhnung europäischer Waffen, Bedürfnisse und selbst Speisen mehr und mehr ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Will man ein echtes, unverfälschtes Bild dieses Volkes haben, so muß man auf ältere Nachrichten zurückgehen.

Aus den alten, noch vorhandenen Jurtenplätzen erhellt, daß die Halbinsel einst weit bewohnter gewesen sein muß. Schon ehe die Russen ins Land kamen, waren die Kamtschadalen in Parteien zerklüftet, die unter kühnen und muthigen Führern einander blutig befehdeten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, die Speere hatten Knochenspitzen und als Keule diente die Ruthe des Walrosses. Sie lebten noch völlig im Steinzeitalter und sind erst verhältnißmäßig spät mit dem Eisen bekannt geworden. Sie selbst nennen sich Itelmän, d. h. Ureinwohner, oder auch Kroschscha, Menschen. Ueber ihre Vorgeschichte ist wenig bekannt; sie selbst haben keine Tradition von einer Einwanderung, sondern glauben, daß sie „Kutka hier ausgebrütet habe".

Dieser Kutka ist der größte Gott der Kamtschadalen, der Schöpfer des Himmels und der Erde, den sie aber für herzlich dumm halten „dergestalt", fügt Steller hinzu, „daß man sie, ohne einiges Unrecht, geborene Gotteslästerer nennen kann". Wenn Kutka klug gewesen wäre, argumentiren die Kamtschadalen, würde er nicht so viele unübersteigliche Gebirge und Klippen geschaffen haben, keine anhaltenden Stürme und Regengüsse. Chachy aber, Kutka's Weib, war weit schlauer als ihr Mann und hielt ihn von vielen Thorheiten ab, eine Vorstellung, welche die Kamtschadalen von sich abstrahirten, da ihre eigenen Frauen listiger und gescheiter als die Männer sind. Kutka und Chachy lebten an verschiedenen Strömen Kamtschatkas und hinterließen überall, da sie sehr fruchtbar waren, zahlreiche Kinder, welche allmählich das Land bevölkerten. Dabei lebten sie wie Menschen, und lehrten ihre Nachkommen Jurten bauen und Fische fangen. Die Zahl der lächerlichen und meist sehr schmutzigen Geschichten, welche die Kamtschadalen von ihrem Gott erzählen, ist so groß, daß man damit allein ein Buch anfüllen könnte. Zur Bezeichnung des Charakters dieser Geschichten mögen nur einige dienen. Kutka bekam einst Appetit nach Preiselbeeren; da ihn aber der Strom daran hinderte, an diese heranzukommen, schnitt er sich den Kopf ab und warf ihn aufs andere Ufer, damit er sich satt essen solle. Ein anderesmal, als er Hunger hatte, zapfte er sich Blut ab und kochte einen Brei daraus.

Ein unsichtbarer, unbekannter Gott ist Dustächtschisch, dem die Kamtschadalen in den weiten Ebenen und in den Torfebenen ihres Landes Pfeiler errichten, die sie mit Gras umranken, und an denen sie niemals vorbeigehen, ohne ein Stück Fisch, Fleisch oder dergleichen opfernd hinzulegen, wobei sie es klugerweise vorziehen, Kopf oder Schwanz des Fisches als Opfergabe zu wählen. Beeren, die in der Nähe dieser Pfeiler wachsen, werden nicht gesammelt, Vögel oder andere Thiere dort nicht erlegt. Die Zahl der übrigen Geister und Götter der Kamtschadalen ist groß und vor den meisten derselben fürchten sie sich heftig. In der See wohnt Mitgh, der kamtschadalische Neptun, welcher Fischgestalt annimmt und den Lachsen befiehlt, daß sie stromaufwärts in die Flüsse ziehen. Es gibt Waldgeister, welche wie Menschen aussehen, und Berggeister (Kamuli, kleine Seelen). Die Kamuli bewohnen die Bergspitzen und namentlich die Vulkane, weshalb auch kein Kamtschadale wagt, letztere zu besteigen. Sie nähren sich vom Fischfang; Nachts ziehen sie durch die Luft aufs Meer und holen die Fische heraus, von denen sie sich zehn Stück, an jedem Finger einen, auf den Berg bringen, wo die umherliegenden Walfischknochen noch ein Zeugniß von ihren Schmausereien ablegen. In den Wolken wohnt der Wettergeist Billukai; ihm wird Donner, Blitz und Regen zugeschrieben; der Regenbogen ist der Saum seines Kleides, der von den Sturmwinden zusammengejagte Schnee ist die Spur seines Schlittens, auf dem er durch das Land dahinrast. Der kamtschadalische Teufel, ein listiger und betrügerischer Geselle, heißt Kanna; er wohnt in einem Erlenbaum, gegen den man Pfeile abschießt, sodaß er damit gespickt ist. Haëtsch ist der oberste Gott der Unterwelt, in welche die Menschen nach dem Tode versetzt werden.

Eine Vorsehung Gottes existirt für die Kamtschadalen nicht; Gott habe mit ihnen nicht das Geringste zu thun, und sie mit ihm nicht. Daß sie sterben müßten, rühre von den Geistern her. Das Glück nennen sie Asang, während sie für Unglück kein Wort haben. Hört

das Glück auf, d. h. werden sie krank und fehlt es an Speise und dergleichen, dann gilt es für löblich, dem Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen. Den Kamtschadalen ist die Welt ewig; ihre Seelen halten sie für unsterblich, der Leib wird nach dem Tode wieder aufersteben und sich mit der frühern Seele wieder vereinigen. Das somit neugeschaffene Individuum aber wird ewig fortleben und zwar in jenem Himmel, der unter unserer Erde liegt, die sie sich platt und scheibenförmig vorstellen. Im untern Himmel werden die Reichen arm und die Armen reich, damit ein Ausgleich stattfinde; das größte Glück aber, welches einem Menschen nach dem Tode widerfahren kann, ist, von schönen Hunden gefressen zu werden. Da sie in ihrem Himmel auch alle ihre Weiber wieder erhalten, so sehnen sie sich dahin, und viele Kamtschadalen verweigerten sich taufen zu lassen, weil sie nach dem Tode sonst nicht in ihre Unterwelt kommen würden. Auch von einer Sintflut und mächtigen Ueberschwemmung des ganzen Landes wissen die Kamtschadalen zu erzählen.

Alle Kamtschadalen, sofern sie unvermischt sind, haben eine kleine Statur, breite Schultern, hängende, vorstehende Bäuche, kleine Füße, geringe Wadenentwickelung und lange, starke, gleichmäßig schlichte, glänzend schwarze Haare. Die Köpfe sind dick, rund, glatt, das Gesicht ist breit, die Nase niedergedrückt, die Augen stehen schief. Der Bart, meist nur am Kinn entwickelt, ist spärlich. Die Gesichtsfarbe der Männer ist gelblich, bis bräunlich, jene der Weiber meist heller, ja fast weiß, was zum Theil daher rührt, daß sie — um ihre Schönheit zu bewahren — Bärengedärme mit Fischleim über das Gesicht kleben, damit es von der Sonne und dem Wetter nicht leide.

Die ursprüngliche Kleidung der Kamtschadalen ist die der meisten nordischen Völker, nämlich der anliegende, für das Klima durchaus passende Fell- oder Pelzrock. Aus Seehunds- oder Renthierfellen gefertigt, kann die „Parke" beliebig auf der Haar- oder Hautseite getragen werden; letztere färbt man mit Erlenrinde orangeroth. Diese Parke, welche sowol Männer wie Weiber tragen, sieht wie ein enger Mannsrock aus, wie eine Art Joppe; sie wird auf dem bloßen Leibe getragen und reicht bis ans Knie. Aehnlich, nur größer und weiter, ist die Kublanka, die auch mit einer Kapuze versehen ist und gleichfalls von beiden Geschlechtern getragen wird; die der Weiber ist hinten mit einem Schwanze versehen. Dazu kommen Hosen und Schuhe aus Renthierfell und im Sommer hölzerne Hüte oder Lichtschirme mit Federkielen geschmückt, ähnlich, wie sie von den Aleuten getragen werden. Um den Kopf im Winter gegen die Kälte zu schützen, binden die Kamtschadalen einen Pelzriemen um denselben, an welchem Pelzklappen für die Ohren und Augen angebracht sind. Die Weiber dagegen gehen ohne Kopfbedeckung, trugen aber in der heidnischen Zeit hohe Perrüken, welche der ständige Aufenthalt von Läusen waren.

Die Kamtschadalen leben im Winter in kleinen, armseligen Hütten, im Sommer aber in gefloch-

tenen, grünen, auf vier hohen Balken erbauten Lauben, zwischen denen Fische an der Luft getrocknet werden, und in die man auf einem eingekerbten Balken oder einer schlecht zusammengesetzten Leiter steigen muß. Selten stehen die Wohnungen mehrerer Familien zusammen. Die Häuser einer Familie machen einen Ostrog (Dorf) aus.

Erdhöhlen, in denen sie früher vielfach gelebt haben, sieht man nirgends mehr. In der schönen Jahreszeit, welche nicht lange dauert, bewahren sie ihre Fischvorräthe gegen Füchse und Hunde, auch wol weiße und schwarze Bären, und trocknen Fische, die ihnen statt des Brotes dienen. Wolf und Bär gehen im Frühling zu gleicher Zeit mit dem Menschen an die Ufer der Flüsse, um Fische zu fangen, wo, bei dem Ueberfluß der Beute, der letztere so lecker ist, daß er nur den Kopf derselben aussaugt, das übrige aber wegwirft. Auch der Hund, der den Sommer über herumstreift, kommt hierher, um sich Nahrung zu suchen. Zum Winter findet er sich jedoch stets bei seinem Herrn ein, dann gebrauchen sie einander, dieser füttert ihn, und dafür läßt sich jener an den Schlitten spannen. Der Hund ist das einzige Hausthier des Kamtschadalen; ohne den zottigen, wolfsähnlichen Gefährten würde es ihm unmöglich sein, den Winter über seine Wohnung zu verlassen und sich Nahrung zu suchen. Die Kamtschadalen sind wahre Ichthyophagen; der Fisch ist ihnen alles, er befriedigt alle ihre Bedürfnisse. Statt des Bieres trinken sie Thran; ein in Fäulniß übergegangener Lachs wird als Leckerbissen betrachtet. Doch essen sie auch das Fleisch und Fett vom Bären, von Feldhühnern, ferner frische Malven, Beeren und Wurzeln. Fast alle Kamtschadalen haben ihre ehemaligen heidnischen, abergläubischen Gebräuche und den schamanischen Götzendienst verlassen und sind zum Christenthum (griechisch-russische Kirche) übergetreten. Damit hat eine große Veränderung in ihren Sitten und Gewohnheiten stattgefunden, sodaß sie jetzt in vielen Stücken ihren Oberherren, den Russen, sich nähern; doch haben sie in der Kleidung, in den Wohnungen und bei Zubereitung der Speisen den Schmuz ihrer Vorfahren nicht abgelegt. Der Mann hat seine altväterliche Tracht, seine Hundepelze und Renthierfelle beibehalten, aber die Weiber kleiden sich an Festtagen wie die Kosakinnen. Uebrigens ist der Kamtschadale noch ebenso sorglos und faul, als er es vor Eroberung des Landes durch die Kosaken war, dabei aber ist er gegen Fremde dienstfertig, gutherzig, gastfrei, aufrichtig und friedliebend.

Will ein Kamtschadale heirathen, so muß er um seine Zukünftige bei deren Aeltern dienen. Er geht einfach in das Haus des Vaters, ohne diesem eine besondere Vorstellung zu machen, und beginnt alle Hausarbeiten zu verrichten, wobei Geschicklichkeit und Fleiß ihn seinem Ziele näher bringen. Die Dienstzeit um die Braut dauert verschieden lange, und ist natürlich auch das Einverständniß unter den jungen Leuten dabei von Wichtigkeit. Der Knechtsdienst kann aber vier Jahre lang währen und gefällt der Bewerber auch nach dieser langen Zeit nicht, so ist sein ganzes Streben umsonst

gewesen und er wird fortgeschickt. Zeigt er sich aber als verständiger, fleißiger, geschickter Mensch und gefällt er der Braut, dann darf er sie stehlen, sie aber hütet sich vor ihm, läuft weg und ergibt sich erst nach langem Ringen. Damit ist auch die Hochzeit vollzogen. Die Frau aber, um welche der Mann so lange dienen und freien mußte, behält infolge dessen gewöhnlich das Uebergewicht. Der junge Ehemann wird nach der Hochzeit keineswegs selbständig, sondern er verläßt die Seinigen und zieht zum Schwiegervater, dessen Familie er nun angehört.

Die Kinder bleiben lange, oft bis zum fünften Jahre, an der Mutterbrust; sie wachsen wild auf, kriechen in den Hütten herum und werden mit Fischrogen und Weidenrinde aufgefüttert, oft nehmen sie auch an den Mahlzeiten der Hunde theil. Ist das Kind zwei Monate alt, so erhält es einen Namen; diese sind für beide Geschlechter gleich, sodaß kein Unterschied zwischen Mädchen- und Knabennamen gemacht wird. Erkrankten sie gefährlich, so warf man sie den Hunden vor, von denen sie gefressen wurden, oder ließ sie in den Wäldern verhungern.

Sehr ausgebildet ist das Rechtsgefühl und Strafverfahren für Eigenthumsvergehen. Ein Dieb wurde geprügelt und für unehrlich erklärt; ausgestoßen von der Gesellschaft mußte er fortan für sich als unrein leben, gemieden von jedermann; wiederholte er den Diebstahl, so band man ihn an einen Baum und verbrannte ihm die Handknöchel mit Birkenrinde, sodaß die Hände verstümmelt und fernerhin zum Stehlen untauglich waren. Wegen Landbesitz entstanden nie Streitigkeiten; das dünn bevölkerte Land genügte ihnen; jeder lebte, wo er wollte, und fischte in dem Flusse, an dem er geboren war, der mehr Fische lieferte, als man brauchte.

(*Richard Oberländer.*)

KAMTSCHADALEN (sprachlich). Die Sprache der Kamtschadalen oder Itelmen ist noch so gut wie unbekannt. Die dürftigen Wörterverzeichnisse und Textproben, welche wir besitzen, lassen wol mundartliche Verschiedenheiten, aber keine engeren verwandtschaftlichen Beziehungen zu anderen Sprachen erkennen.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

KAMTSCHATKA, große Halbinsel im äußersten Norden Asiens, die 1696 durch Kosaken der russischen Krone unterworfen wurde, ist 270,000 □Kilom. groß, 1350 Kilom. lang, 225—450 Kilom. breit und im Osten vom Berings- oder Kamtschatkischen Meere, im Westen vom Ochotskischen Meere umgeben. Kamtschatka erstreckt sich von NNO. gegen SSW. Die südlichste Spitze der Halbinsel ist das Cap Lopatka unter 51° 4′ nördl. Breite und 154° 22′ östl. Länge.

Kamtschatka bildet eine der interessantesten vulkanischen Regionen unserer Erde. Die Halbinsel ist ein Glied in der langen Reihe vulkanischer Bildungen, die sich am Nord- und Westrande des Stillen Oceans hinziehen und im ehemaligen russischen Amerika beginnen. Vulkanischer Natur sind die Halbinsel Alaska und die davor gelagerten, nach Kamtschatka gleich einer Guirlande herüberschwingenden Aleuten. Von Kamtschatka selbst führen die Kurilen gleichfalls als eine vulkanische Inselreihe nach Japan hinüber, dessen Vulkane ihrerseits in den Liu Kiu ihre Fortsetzung haben. Es reihen sich südlich daran die vulkanischen Philippinen und die mit Reihenvulkanen besetzten ostasiatischen Inseln bis Sumatra hin. Die vulkanische Thätigkeit des Landes, welche schon in älteren geologischen Perioden begann und überall auf den älteren Formationen mächtige Krater aufthürmte, ist auch jetzt noch bedeutend. Thätige Vulkane zählt man gegenwärtig auf Kamtschatka noch zwölf; sie liegen sämmtlich im Osten der Halbinsel, dem Beringsmeere zugekehrt. Wir nennen: den Schewelutsch-Vulkan, 3215 Meter unter 56° 40′ nördl. Breite (letzte Eruption fand im Februar 1854 statt); die Kljutschewskaja Sopka, 4885 Meter unter 56° 8′ nördl. Breite (letzte Eruption gleichzeitig mit dem Schewelutsch im Februar 1854); den großen Tolbatscha, 2534 Meter unter 55° 51′ nördl. Breite (dampft fortwährend); den Kisimen, 55° nördl. Breite; dieser hat vor etwa 50 Jahren begonnen zu dampfen, jedoch ohne Feuererscheinung. Ferner sind vorhanden der Uson, der Kichpinitsch, der Große Semätschik, der Kleine Semätschik, der Jupanow, der Asatscha, der Tschaochtsch. Unter 53° 17′ nördl. Breite liegt der bekannteste Vulkan Kamtschatka's, der 2715 Meter hohe Awatscha, der dem Vesuv mit der Somma sehr ähnlich ist. Unter den erloschenen Vulkanen sind der kronozker und koriazker die bedeutendsten.

Reich ist auch Kamtschatka an heißen, noch wenig untersuchten Quellen, die nördlichste in 62° nördl. Breite gelegen. Fast zwischen dem 58° und dem 57° treten die jetzt erloschenen Vulkane hervor und vom 57° an, also von dem Punkte, an dem die verlängerte Linie der Aleuten Kamtschatka trifft, bis zur Südspitze, von wo die Vulkanreihe über die Kurilen nach Japan sich fortsetzt, ist der östliche Theil der Halbinsel reich an Vulkanen. Die größte Dichtigkeit der Feuerberge fällt zwischen die Grade 54 und 55, sowie die meisten heißen Quellen um den 53° hervorbrechen. Solfataren und Schwefellager kommen in 62° nördl. Breite bis zur Südspitze vereinzelt, entweder in alten Kratern oder in der Nähe heißer Quellen, vor. Der westliche Theil der Halbinsel weist nur wenige, vereinzelt stehende Vulkane auf, welche ohne Ausnahme erloschen sind.

Eine große Menge Flüsse und Wässer durchströmen die Halbinsel zwischen losen und steilen Ufern nach allen Richtungen; der bedeutendste, die Kamtschatka, durchfließt dieselbe fast in ihrer ganzen Länge und ist 230 Kilom. aufwärts schiffbar. An ihren Ufern liegen die fruchtbaren, für Ackerbau geeigneten Landstriche, wo man Hafer, Gerste, Roggen, Kartoffeln und Gemüse bauen kann, während sich das übrige Land für die Bodencultur nicht eignet.

Das Klima ist rauh und veränderlich, der Himmel fast beständig mit einem undurchdringlichen Nebel bedeckt, durch welchen dunklere, drohende Wolken, die das ewige Grau noch düsterer machen, dahinziehen. Sie bringen meist einen nie endenden, Mark und Bein durchkältenden

Sprühregen mit sich, der oft Monate lang fortdauert. Der Herbst ist hier noch die einzige einigermaßen erträgliche Jahreszeit, der Winter aber schauerlich. Der vom Winde niedergeschlagene Schnee bedeckt die Erde mit einer dicken und festen Rinde, die wie Eis glänzt. Die Stürme heulen und wüthen mit rasender Gewalt aus Südost und machen den Aufenthalt auf dem festen Lande ebenso beschwerlich wie das Befahren des Meeres. Sobald nun die Sonne mit ihren Strahlen auf den unübersehbaren Schneeflächen glitzert, wird das blendende Weiß derselben den Augen so gefährlich, daß Entzündungen derselben nichts Seltenes sind. Der Winter währt neun Monate. Die mittlere Temperatur der drei Sommermonate übersteigt nicht 10°, während im Winter das Quecksilber häufig gefriert. Milder ist es nur in den Gebirgsthälern. Die Vegetation ist da überall sehr üppig, wo der Boden vulkanischer Natur ist. Die feuchte Luft befördert den Gras- und Wiesenwuchs, sodaß 3 Meter hohes Gras keine Seltenheit ist. Zwischen dem Grase stehen riesige Doldengewächse, wie Heracleum dulce und Compositen, wie Senecio cannabifolius. Infolge dieser Weiden gedeiht die Viehzucht. Sehr auffallend am kamtschadalischen Rindvieh ist seine Begierde nach Fischen, die keineswegs durch Mangel an anderer Nahrung entsteht. Die kamtschadalischen Pferde verzehren mit Vorliebe rohes Bärenfleisch. Die Berge und Ebenen sind mit Wäldern von Birken, Zirbelkiefern (Pinus cembra), Erlen, Cedern und Lärchenbäumen bestanden, welche letztere ein vorzügliches Schiffsbauholz liefern. Im nördlichen Theile der Halbinsel ist der Boden nur mit Renthiermoos bedeckt. Die Gewässer sind ungemein reich an Fischen, besonders Lachsen (Salmo Lycaoon), das Meer an Walen, Robben, Kabeljaus, Heringen und Wasservögeln. Von Säugethieren gibt es namentlich schwarze Bären, wilde Renthiere, Wölfe, Füchse, Ottern, Zobel, Hermeline, Hasen, Murmelthiere, wilde Schafe (Argali) und eine ganz besondere Art von Hunden, die, wenig verschieden vom Wolfe, zum Ziehen der Schlitten gebraucht werden. Die wesentlichste Nahrung der Kamtschadalen liefern die Zugfische (Lachsarten), die alljährlich in ungeheuerer Zahl und mit bewundernswerther Regelmäßigkeit stromaufwärts steigen, und an Sapory (Sperrdämmen) mit Mordy (Reusen) in ungezählten Massen gefangen werden. Ebenso wichtig wie die Fischzüge für den Haushalt der Bewohner sind die Wanderungen der Sammelmäuse (Arvicola oeconomus), die „Bauern" der Kamtschadalen, da sie für diese große Vorräthe von Lilienknollen (von der Fritillaria sarana) sammeln, die gewöhnlich in dem Baue jener hülfreichen Thiere gefunden werden. Die Sammelmäuse unternehmen gleich den Lemmingen große Wanderungen. Das Fett des braunen Bären wird sehr geschätzt, denn ein einziges größeres Thier liefert Beleuchtungsstoff genug, um einen Hausstand ein volles Jahr zu versorgen. Eine nicht zu unterschätzende Landplage aber sind die Mücken.

Die Hauptansiedelungen der Halbinsel sind die Festung Petropawlowsk, die 13,425 Werst von St.-Petersburg entfernt ist, 480 Einwohner zählt und während des Krimkrieges im Jahre 1854 ein Bombardement der englischen Flotte auszuhalten hatte. An der großen, nach innen zu fast kreisförmig entwickelten Awatschabai belegen, bilden hier bei heller Witterung die steilen, mit ewigem Schnee gezierten Vulkankegel, die bis über 4000 Meter ansteigen, ein prachtvolles Panorama.

Auf einer langen Landzunge an der Kuchta-Bai, welche einen schmalen, flußähnlichen Ausgang ins Meer hat, liegt die Handels- und Militärstation Ochotsk; der Ort war früher weit blühender als jetzt. Der unfruchtbare Boden, das strenge Klima und die Trägheit der von Fischfang, Jagd und Viehzucht lebenden Einwohner sind jedem industriellen Fortschreiten der Russen hinderlich. Im Jahre 1850 noch zählte die Stadt, eine der kleinsten des russischen Reiches, 748 Einwohner, heute nur 210. Seit die Amurmündung, das östliche Küstenland der Mandschurei, sammt der Insel Sachalin russisch geworden, hat sich der Handelsverkehr von den Küsten des Ochotskischen Meeres abgelenkt.

Die Russen kamen schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach Kamtschatka und 1697 galt die Halbinsel als unterworfen. Die Eingeborenen leisteten ihre Abgaben (Jassak) in Pelzwerk, blieben aber den Unterjochern abhold und wurden mehr und mehr durch die Bedrückungen der Kosaken erbittert, sodaß 1730 ein blutiger Aufstand ausbrach.

Um das Land zu heben, sandte Rußland schon frühzeitig Verbannte dorthin, unter denen viele gebildete Männer sich befanden. Der merkwürdigste unter diesen, der durch seinen Aufstand und die Flucht von Kamtschatka sowie durch seine späteren Lebensschicksale berühmt werden sollte, war der ungarische Magnat Graf Moritz August v. Benjowsky (s. d. Art., sowie dessen Werk: „Des Grafen Moritz August v. Benjowsky Begebenheiten und Reisen, von ihm selbst beschrieben." 2 Bände. Hamburg 1797).

Seit dem Aufstande Benjowsky's im April 1771, der, unterstützt durch Afanasia, die Tochter des Gouverneurs Nilow, das Fort und die Stadt Bolscheretzk mit seinen 56 Mitverschworenen nahm, die Staatskassen und Pelzvorräthe, die sich in den kaiserlichen Magazinen vorfanden, plünderte, worauf Alle, mit Einschluß der als Mann verkleideten Afanasia, auf dem Schiffe „Peter und Paul" verließen, um sich zunächst nach der Insel Formosa einzuschiffen, ist Bolscheretzk, die ehemalige Hauptstadt Kamtschatka's, mehr und mehr herabgekommen. Damals muß es stark bevölkert gewesen sein, denn die Verschworenen konnten allein über 1000 Weiber und Kinder in die Kirche einsperren. Gegenwärtig ist es ein verwilderter Ort, dessen Charakter ganz der unfreundlichen und einförmigen Natur der Umgebung entspricht.

Die Kamtschadalen (s. d.), kaum noch 4000 an der Zahl, bewohnen die Mitte und die Westseite der Halbinsel, die Korjäken (s. d.) haben den Norden inne, die Lamuten (s. d.) dringen immer weiter von den Küsten des Ochotskischen Meeres vor und haben schon den mittleren Theil des Westgebirges in Besitz genommen. —

Vergl. Steller, Reisen und Beschreibung von Kamtschatka, Leipzig 1774, mit Kupfern.

(*Richard Oberländer.*)

KAMTSCHIK (Kamtschyk, bulgarisch Kamčija), Fluß in Bulgarien, der südlich von Varna ungefähr unter 43° nördl. Breite ins Schwarze Meer mündet. Er entsteht aus zwei Quellflüssen, dem Akili-Kamtschik und dem Deli oder Mali-Kamtschik, deren Vereinigungspunkt südlich von Pravadi in der Nähe des Dorfes Kote liegt. Der Akili Kamtschik entspringt nordwestlich von Kazan (Kotel) an den Abhängen des Sakar- und Kazan-Balkan; der Deli Kamtschik aus einer Reihe von Quellflüssen zwischen Sliven und Kazan. — Zum Kamtschik-System gehört auch der südlich von Razgrad entspringende, von Norden nach Süden fließende Sodjak Kamtschik (s. Kanitz, Donaubulgarien und der Balkan, 2. Aufl., Band III., Leipzig 1879). (*R.*)

KAMYSCHEWA, Bucht des Schwarzen Meeres an der Südwestspitze der Krim, eine Verlängerung der Bucht von Sewastopol und die vorletzte bis zum Vorgebirge Chersones, von Sewastopol an gerechnet. Die Kamyschewa-Bucht befindet sich östlich von der Kasatschja-Bucht, mit ihrer Spitze nach Süden, mit der Oeffnung nach Norden gekehrt. Die Länge der Bucht beträgt 3½ Kilom., die Breite an ihrer Oeffnung 2800 Fuß, die Tiefe 80 Fuß, naher dem Ufer aber nur 8—12 Fuß. Im Krimkriege 1854—1855 diente die Bucht während der Belagerung Sewastopols als Hafenplatz für die französische Flotte. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHIN, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Saratow, 201 Kilom. südwestlich von Saratow, am rechten Ufer der Wolga am Einfluß der Kamyschinka in dieselbe gelegen. Die Stadt wurde 1668 auf dem linken Ufer der Kamyschinka gegründet und zwar gegenüber der kleinen von Peter I. angelegten Festung Petrowsk. Im J. 1710 wurden die Einwohner auf das rechte Ufer übergeführt und die Stadt erhielt den Namen Dimitriewsk. 1722 besuchte Peter der Große die Stadt. Im J. 1774 wurde dieselbe von Pugatschew eingenommen, geplündert und die Bewohner aufgehangt. 1780 erhielt Dimitriewsk den Namen Kamyschin und wurde zur Kreisstadt der saratowschen Statthalterschaft erhoben. Im 18. Jahrh. besuchten Pallas, Lepechin und Falk dieselbe und fanden hier eine kleine Festung, die aus einem von Gräben umgebenen und mit Palissaden versehenen Erdwalle bestand. Im Innern derselben befanden sich eine Kirche, die Commandantur und andere Gebäude. Hinter der Festung lag eine schlecht gebaute Sloboda mit zwei Kirchen, deren Einwohner sich mit Fischfang, Schiffahrt und mit dem Handel mit den Kirgisen beschäftigten. Gegenwärtig hat die Stadt vier Kirchen, 146 Kaufladen, eine Kreis- und eine Elementarschule, drei Talgschmelzereien, zwei Gerbereien, eine Bierbrauerei und 16,375 Einwohner. Berühmt sind die Wassermelonen von Kamyschin, die von hier nach Moskau, Petersburg und in alle Gegenden Rußlands ausgeführt werden. Durch ihre günstige Lage an der Wolga und an der großen Poststraße nach Astrachan, sowie durch den am linken Wolga-Ufer liegenden uralskaiwischen Hafen hat die Stadt für den Handel große Bedeutung. So führt Kamyschin jährlich bis 800,000 Pud Salz und eine große Menge von Früchten auf dem Landwege nach Tambow, Woronesch, Rjasan und andern Gouvernements aus. Viele Kaufleute treiben bedeutenden Handel mit Holz und Theer. Die bedeutendsten Handelsartikel der Stadt bilden aber Getreide, Fische und Talg, die auf der Wolga nach den nördlichen Gouvernements ausgeführt werden (Getreide und Mehl 1,071,000 Pud, Salz 266,795 Pud, Talg 15,601 Pud, Fische, Fischthran und Kaviar 8500 Pud). Die zwei Jahrmärkte, am 9. Mai und 14. Sept., sind nur wenig besucht. — Der Kreis Kamyschin, der den südlichen Theil des Gouvernements umfaßt, nimmt einen Flächenraum von 203 □Meilen ein und hat einen für den Ackerbau sehr günstigen Boden. In demselben leben circa 90,000 deutsche Colonisten, die sich hier unter Katharina II. ansiedelten. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHINKA oder Kamyschenka, rechter Zufluß der Wolga im europäisch-russischen Gouvernement Saratow. Die Kamyschinka entspringt im kamyschinskischen Kreise, strömt in einer Länge von 39 Kilom. durch ein tiefes Thal und ergießt sich bei der Stadt Kamyschin in die Wolga. Da die Kamyschinka in der Nähe des Flusses Ilowla fließt, so kam Peter der Große auf den Gedanken, beide Flüsse durch einen Kanal zu verbinden, um auf diese Weise die Wolga mit dem Don in Verbindung zu setzen. Es wurde bereits mit der Arbeit dazu begonnen, doch der Plan damals aufgegeben. Im J. 1768 wurde derselbe wieder aufgenommen und den Professoren Lowitz und Inochodzew zur Begutachtung übergeben. Doch auch diesmal kam es zu keinem Resultat. (*A. v. Wald.*)

KAMYSCHLOW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, 573 Kilom. südöstlich von Perm, an dem Einflusse des Flüßchens Kamyschlowka in die Pyschma und an der Poststraße nach Sibirien. Von den früheren Befestigungswerken der Stadt hat sich nur noch ein hoher Erdwall erhalten, der unweit der Kathedrale liegt und auf dem einst ein Thurm mit Kanonen gestanden haben soll. Eine gußeiserne Kanone steht auch heute noch bei der Kathedrale. Die Stadt hat 2300 E., zwei Kirchen, 210 Kaufläden, eine Kreis- und eine Elementarschule, eine öffentliche Bank, eine Leinwandfabrik, drei Talgschmelzereien und drei Jahrmärkte (vom 13.—21. Feb., vom 14.—20. Juli und vom 29. Sept.—15. Oct. a. St.). Die Kaufleute treiben einen nicht unbedeutenden Getreidehandel mit den uralischen Bergwerksorten und den benachbarten Kreisen des Gouvernements Tobolsk. — Der 251 □Meil. enthaltende Kreis Kamyschlow liegt ganz in Asien und zwar auf dem östlichen Abhange des Uralgebirges. Hier befindet sich die große Kamenski'sche Eisengießerei, in der gußeiserne Maschinen und Kanonen für die russische Armee verfertigt werden. (*A. v. Wald.*)

KAN, ein 580 Kilom. langer Nebenfluß des Jenisei im asiatisch-russischen Gouvernement Jeniseisk, entspringt im östlichen Theile des Kansischen Kreises aus den Bergseen des Sajanskischen Gebirges. Die

Ufer des Kan sind in seinem oberen Laufe bergig und höchst malerisch, aber nach der Vereinigung mit seinem rechten Zufluß Agul werden sie niedrig. Von hier an bis zur Mündung in den Jenisei ist der Boden des Flußthales fruchtbar und zum Ackerbau geeignet. Die Strömung des Kan ist ruhig und wird nur im Frühling reißend, wenn der Fluß seine Ufer überschwemmt. Der Kan ist schiffbar und ziemlich tief. In seinem unteren Laufe finden sich Stromschnellen, von denen die bedeutendsten sind: 1) die Nischnaja (22,5 Kilom. von der Mündung des Kan); 2) die Kossai (45 Kilom.); 3) Araksseew (89 Kilom.). Der Kan gefriert zu Ende des November und ist sieben Monate im Jahre eisfrei. An seinem unteren Laufe haben sich Russen angesiedelt, an dem oberen wohnen die Kamassinzen und Karakassen. Im obern Stromgebiete sind Goldlager aufgefunden worden, von denen die bedeutendsten an den Zuflüssen Mala-Jangota und Tukscha liegen (circa 10 Pud Gold jährliche Ausbeute). Die Hauptzuflüsse des Kan sind rechts der Agul und der Kursch, links die Urja und die Rybnaja. (*A. v. Wald.*)

KANA (*Κανᾶ* im Neuen Testament), Flecken im alten Galiläa, besonders bekannt durch die „Hochzeit zu Kana", auf welcher Jesus Wasser in Wein verwandelte (Joh. 2, 1 fg.). Nach Joh. 4, 46 traf hier Jesus mit dem königlichen Beamten von Kapernaum zusammen, der ihn um Heilung seines kranken Sohnes angehen wollte. Aus demselben Kana in Galiläa stammte ohne Zweifel auch der Apostel Simon (Matth. 10, 4; Mark. 3, 18) und Nathanael (Joh. 21, 6). Josephus gedenkt des Fleckens in seiner Biographie (Cap. 16) als seines Aufenthaltsortes; auch Antiquitt. 13, 15, 1 und Bell. Jud. 1, 17, 5 dürfte dasselbe Kana gemeint sein.

Die jetzt herrschende Pilgertradition erblickt das alte Kana in Kefr Kenna, einem Dorfe, 6,5 Kilometer nordöstlich von Nazareth, welches nach Socin (in Baedeker's „Palästina und Syrien", 2. Aufl., Leipzig 1880, S. 263) von etwa 300 griechischen Christen und ebenso viel Muslimen bewohnt wird und noch antike Mauern und Säulenreste enthält. Aber trotz des steinernen Kruges, der in der griechischen Kirche daselbst als Denkmal des Weinwunders gezeigt wird, ist die Tradition im Irrthum. Bereits Robinson (Palästina III, 443 fg.) hat nachgewiesen, daß die heutige Mönchstradition über die Lage von Kana erst im 16. Jahrhundert entstanden ist, um den Pilgern den Umweg über das wirkliche Kana zu ersparen, während ihnen Kefr Kenna auf der gewöhnlich eingeschlagenen Route von Nazareth nach Tiberias bequem am Wege liegt. Die ältere Tradition dagegen erblickte das neutestamentliche Kana richtig in der heutigen Ruinenstätte Qanâ el-Djelil (d. i. Kana in Galiläa), auf einem Hügel am nordlichen Rande der Ebene Battauf, fast 13 Kilom. nordlich von Nazareth (vergl. hierzu besonders Furrer in Schenkel's Bibellexikon III, 479 fg.; die große Karte des englischen Palestine Exploration Fund, London 1880, Section V, bezeichnet den Ort als Khurbet Kana, d. i. Ruine von Kana).

Ein anderes Kana wird im Alten Testament Jos. 19, 28 als Ortschaft im Stamme Asser erwähnt; auch dieses hat sich erhalten in dem heutigen Christendorf Qânâ mit circa 2000 Einwohnern, 13 Kilom. südöstlich von Tyrus. (*E. Kautzsch.*)

KANÄ (*Κάναι*) oder Kane (*Κάνη*), eine an der Westküste der kleinasiatischen Landschaft Aeolis, gegenüber der Südostspitze der Insel Lesbos, bis zur Höhe von 2562 engl. Fuß sich erhebende Bergmasse (heutzutage Karadagh genannt) zwischen den Städten Atarneus und Elaia, welche das Thal des Flusses Kainos gegen Westen, den Elaïtischen Meerbusen gegen Norden abschließt. In älterer Zeit soll das ganze Gebirge oder auch der westlichste Vorsprung desselben, der von den Geographen als das Vorgebirge Kane (*Κάνη ἄκρα*) im engeren Sinne bezeichnet wird, den Namen Aiga (oder Aix) geführt haben, eine Benennung, von welcher einige alte Etymologen den Namen des Aegäischen Meeres (*Αἰγαῖον πέλαγος*) herleiteten (*Strabon* XIII, p. 615; Schol. Apollon. Rhod. Arg. A, 1165). Auch ein an einer nicht mehr genau zu bestimmenden Stelle des Gebirges gelegenes Städtchen, welches nach der Tradition von Lokrern aus Kynos gegründet worden war, sowie ein westlich unterhalb des höchsten Gipfels des Gebirges gelegener Bergsee werden mit dem Namen Kanä benannt (*Strab.* a. a. O.; *Steph. Byz.* u. *Κάναι*). (*C. Bursian.*)

KANAAN, hebr. Kenâ'an, d. i. „Niederland", bezeichnet ursprünglich die Küstenebene am Mittelländischen Meere zwischen Berytos (dem heutigen Beirut) im Norden und Gaza im Süden. Der Name steht im Gegensatz, nicht zu Aräm (dessen angebliche Bedeutung „Hochland" weder sprachlich zu begründen ist, noch dem geographischen Thatbestand entspricht), sondern zu dem Gebirge, welches den größten Theil von Palästina einnimmt (vergl. 4 Mos. 13, 29). Dabei läßt sich jedoch in den bezüglichen Stellen des Alten Testaments ein vierfacher Sprachgebrauch unterscheiden. Im engsten Sinne bezeichnet Kanaan den Küstenstrich nördlich vom Karmel, welchen die „Kanaaniter" im engsten Sinne (s. u.), d. h. die Phönizier, bewohnten; so zum Beispiel Jes. 23, 11. In weiterem Sinne ist unter Kanaan auch die südlich vom Karmel gelegene philistäische Küstenebene mit eingeschlossen (vergl. Zeph. 2, 5); in noch weiterem Sinne auch das Niederland um den oberen Jordan, etwa zwischen dem See Merom und dem See Gennezareth (vergl. 4 Mos. 13, 29: die Kanaaniter am Meere und neben dem Jordan; Jos. 11, 3: die Kanaaniter im Osten und Westen). Im weitesten Sinne aber wird Kanaan auf ganz Palästina westlich vom Jordan übertragen und steht dann als „Land Kanaan" dem „Lande Gilead", d. i. dem Ostjordanlande, gegenüber (vergl. 4 Mos. 32, 29. 30. 33; 51. 35, 14, wo die drei Freistädte jenseit des Jordans von den dreien „im Lande Kanaan" unterschieden werden). So erklärt sich auch, wie Jes. 19, 18 die (hebräische) Sprache, die überall in Westpalästina gesprochen wurde, als „Sprache Kanaans" bezeichnet werden konnte.

Nach ihrem Wohnlande Kanaan nun heißen die

benachbarten Stämme, welche vor der Einwanderung der Hebräer und noch lange nach derselben (s. u.) zwischen dem Jordan und dem Mittelmeere saßen, Kanaaniter (hebr. Kena'ani). Wenn das Alte Testament (1 Mos. 10, 15 fg.) umgekehrt den Namen Kanaan von dem Stammvater der elf kanaanitischen Stämme herleitet, so ist dies die gewöhnliche zurückführung ethnographischer Verhältnisse auf die persönliche Verwandtschaft der aus den Volksnamen entnommenen Stammväter. Dabei verdient jedoch besondere Beachtung, daß Kanaan 1 Mos. 10, 6 (vergl. auch 9, 22 fg.) als ein Sohn des Ham bezeichnet und somit die Kanaaniter sammt den Aegyptern und Aethiopiern der hamitischen Rasse zugezählt werden. Diese Angabe erscheint nun allerdings deshalb sehr auffällig, weil die nicht unbedeutenden Reste der phönizischen Sprache — und die Phönizier waren der vornehmste Stamm der Kanaaniter — durchgängig in nächster Verwandtschaft mit dem hebräischen, also dem semitischen Sprachstamme stehen. Was liegt also näher als die Annahme, daß die Kanaaniter in Wahrheit vielmehr Semiten gewesen und von den Hebräern nur aus Nationalhaß den verachteten Hamiten beigezählt worden seien? Aber so großen Beifall diese Annahme auch bis heute gefunden haben mag, so erweist sie sich doch bei näherer Prüfung keineswegs stichhaltig. Erstlich ist ein besonderer Haß gegen das Hauptvolk der Kanaaniter, die Phönizier, geschichtlich nicht zu constatiren; im Gegentheil wurden von David und Salomo die freundschaftlichsten Beziehungen zu denselben gepflegt. Sodann haben sich die Hebräer sonst unumwunden als nahe Verwandte auch solcher Völker bekannt, die ihnen in der That verhaßt waren, wie die Edomiter, Moabiter, Ammoniter. Endlich zeigt die ganze Art der Phönizier bezüglich der Staatsverfassung, der Kunst, Industrie, des Handels u. s. w. ein durchaus unsemitisches Gepräge. Um so schwerer ist es denkbar, daß sich die Hebräer über die Rassenzugehörigkeit dieser ihrer nächsten Nachbarn so gröblich geirrt haben sollten. Die Gemeinsamkeit der Sprache kann somit nur daraus erklärt werden, daß die Kanaaniter nach ihrer Einwanderung in Palästina die Sprache der semitischen Ureinwohner annahmen. Selbst das wäre nicht unmöglich, daß sich dieser Sprachentausch schon früher vollzogen hätte, als die Kanaaniter noch im Osten (nach phönizischer Ueberlieferung am Persischen Golf) in semitischer Umgebung wohnten.

Wie bei dem Namen Kanaan ist auch bei dem Volksnamen „Kanaaniter" ein weiterer und engerer Sprachgebrauch im Alten Testament zu unterscheiden. Im engeren Sinne bezeichnet er die wirklichen „Niederländer", d. h. die Bewohner der Küste nordwärts vom Karmel, also die Phönizier. Diese heißen Kanaaniter bald im Gegensatz zu den Pheresitern (1 Mos. 13, 7; 34, 30; Richt. 1, 4. 5), bald zu den Hevitern und Hethitern (2 Mos. 23, 28) am öftersten aber zu fünf andern kanaanitischen Stämmen, nämlich außer den bereits genannten noch zu den Amoritern und Jebusitern (2 Mos. 3, 8. 17; 23, 23; 33, 2; 34, 11; 5 Mos. 20, 17; Jos. 9, 1; 11, 3 fg.; 12, 8; 5 Mos. 7, 1; Jos 3, 10; 24, 11; Neh. 9, 8 werden außerdem noch die Giganiter, 1 Mos. 15, 19 fg. noch vier weitere, allerdings nichtkanaanitische, Stämme genannt. Daß in allen diesen Stellen unter den Kanaanitern eben die Phönizier zu verstehen seien, ergibt sich nicht nur aus 4 Mos. 13, 29; Jos. 13, 4; 2 Sam. 24, 7; Jes. 23, 11; Obadja 20; Matth. 15, 22, sondern auch aus der Thatsache, daß der Name Kanaaniter im Hinblick auf den Handelseifer der Phönizier geradezu auch „Kaufmann" oder „Krämer" bedeutet (Hos. 12, 8; Jes. 23, 8; Hiob 40, 30; Zeph. 1, 11; Sach. 14, 21; Ezech. 17, 4; Spr. 31, 24). Noch der Kirchenvater Augustin berichtet (im 5. Jahrh. n. Chr.), daß sich die punischen (von den phönizischen Colonisten abstammenden) Bauern in seiner Umgebung als „Canani" bezeichnet hätten. Die Bedeutung der Phönizier als des Hauptvolkes der Kanaaniter wird 1 Mos. 10, 15 in der Form ausgedruckt, daß die älteste phönizische Stadt, Sidon, für den erstgeborenen Sohn Kanaan's erklärt wird.

Die Völkertafel schließt sich somit dem weiteren Gebrauch des Namens „Kanaaniter" an, indem sie (1 Mos. 10, 15 fg.) sämmtliche kanaanitische Stämme, elf an der Zahl, als Söhne Kanaan's, des vierten Sohnes Ham's, aufzählt. Derselbe weitere Gebrauch findet sich in der Mehrzahl der alttestamentlichen Stellen, nämlich in Beziehung auf die Patriarchenzeit 1 Mos. 12, 6; 24, 3. 37; 38, 2; 50, 11; in Beziehung auf die Zeit der israelitischen Einwanderung in Kanaan 2 Mos. 13, 11; 15, 15; 4 Mos. 14, 25 fg.; 21, 1. 3; 33, 40; 5 Mos. 11, 30; Richt. 1, 1. 3. 9. 10. 17; Neh. 9, 24; in Bezug auf die Königszeit 1 Kön. 9, 16 u. a. Wenn aus der Patriarchenzeit auch nur wenige Städte genannt werden (Sodom und Gomorrha, Sichem, Hebron), so erscheinen doch schon damals die Kanaaniter als ein hoher cultivirtes Volk. Und wenn die von Mose entsandten Kundschafter berichten (4 Mos. 13, 27 fg.), daß das Land von Milch und Honig überfließe, stark bevölkert und mit sehr festen Städten bedeckt sei, so entspricht dies ganz den sonstigen Ueberlieferungen über die Eroberung des Landes. Dieselbe vollzog sich keineswegs so rasch und so einfach, wie es besonders nach dem Buche Josua (z. B. 10, 40 fg.) scheinen könnte. Mag es auch eine richtige Erinnerung sein, daß den Israeliten die vollständige Ausrottung der Kanaaniter zur Pflicht gemacht war, indem das Maß ihres Frevels nun voll sei (vergl. 1 Mos. 15, 16), so werden wir doch durch zahlreiche Stellen belehrt, daß sich Reste der Kanaaniter noch bis in die späteste Zeit unter Israel behaupteten. Nach Richt. 2, 20 fg. geschah dies zur Strafe für den Götzendienst Israels und um sie zu versuchen, ob sie fortan Gott gehorchen würden; nach 3, 2 dagegen, um ihnen fortgesetzt Gelegenheit zu geben, sich in den Waffen zu üben. Der geschichtliche Hergang dürfte der gewesen sein, daß sich die Israeliten nach der Eroberung des festen Jericho durch einen raschen Vorstoß im Lande festsetzten (vergl. besonders Jos. 10 über die Schlacht bei Gibeon), zumal sich immer nur einige der zahllosen Städtekönige (Jos. 12, 9 fg. werden deren 31 aufgezählt,

Richt. 1, 7 sogar 70 erwähnt) zu einer gemeinsamen Action aufrafften. Dennoch wird Jos. 16, 10; 17, 12 fg.; Richt. 1, 27 fg. eingeräumt, daß sich Israel vielfach nur im Gebirge behaupten konnte, da ihnen die Kanaaniter in der Ebene durch ihre festen Städte und ihre eisernen Streitwagen weit überlegen waren. Und auch da, wo die Festsetzung in der Ebene gelang, mußte man sich im günstigsten Falle begnügen, die Kanaaniter zinspflichtig zu machen. Dies gilt insbesondere von dem Gebiet der nördlichen Stämme (Asser, Sebulon, Naphthali, Westmanasse), welches daher noch im 8. Jahrhundert (Jes. 8, 23) als „Bezirk der Heiden" bezeichnet wird. Daß die Kanaaniter während der ganzen Richterzeit durch ihren Götzendienst und wol auch durch ihre Laster (auf die 1 Mos. 9, 22; 18, 20; 19, 4 fg. hingewiesen wird) einen unheilvollen Einfluß auf Israel ausübten, wird durch zahlreiche Zeugnisse des Alten Testaments bestätigt. Diesem Zustande wurde erst ein Ende gemacht, als David nach der Eroberung von Jebus (Jerusalem), das bis dahin noch immer in den Händen der Kanaaniter geblieben war, den Grund zu einem wirklichen Staat der Israeliten legte. Aber noch bis in die Zeit Salomo's hat sich ein Kanaaniterstaat zu Geser behauptet (1 Kön. 9, 16), und wenn Salomo nach 1 Kön. 9, 20 fg. auch die letzten Reste der Kanaaniter zum Frondienste zwang, so bedeutete dies doch nicht ihre völlige Ausrottung. So begreift sich, daß nach Esra 9, 1 fg. noch im 5. Jahrhundert v. Chr., also lange nach dem Exil, über die Vermischung von Israeliten mit kanaanitischen Weibern geklagt werden konnte. (*E. Kautzsch.*)

KANACHOS von Sikyon, Bruder des kaum weniger angesehenen Bildhauers Aristokles, erscheint nach den spärlichen Angaben der Alten als einer der bedeutendsten unter den archaischen Meistern des Peloponnes. Seine Lebenszeit läßt sich nicht genau bestimmen. Daß seine Werke strenger gehalten waren und der Naturwahrheit noch ferner standen als die Schöpfungen des Kalamis (*Cic.* Brut. 18. 70), daß Pausanias (VII, 18. 10) ihn Zeitgenosse des Kallon von Aegina nennt und ein Epigramm des Antipatros ihn mit Ageladas zusammenstellt, bezeichnet nur allgemein die Epoche. Einen zweifelhaften Anhalt gibt die von dem Künstler für das Branchidenheiligthum bei Milet verfertigte Apollonstatue. Wäre es sicher (wie Urlichs mit andern gegen Brunn behauptet[1]), daß dieses Werk bei der Plünderung und Niederbrennung des Tempels Ol. 71, 3 (494 v. Chr.) von Dareios nach Ekbatana entführt worden sei, so könnte seine Entstehung nicht später fallen, wohl aber, wenn man O. Müller's Einwendungen (Kleine deutsche Schriften II, 540) verwerfen will, noch in die 60. Ol., in welcher Ageladas' Thätigkeit schon bezeugt ist, zurückverlegt werden. Andere Schriftsteller, deren Angaben mit genügenden Gründen nicht angefochten werden können, schreiben die Entführung des Bildes dem Xerxes zu, der nach der Schlacht von Mykale (Ol. 75, 2 = 479) den Tempel plünderte, Zeugnisse, die freilich der Rückwärtsdatirung ebenfalls ziemlichen Spielraum lassen.

Von seinen Werken war die erwähnte Statue im Didymäon bei Milet, über deren Größe wir nichts wissen, die berühmteste. Sie stellte den Apollon als Philesios, unbekleidet, mit einem Hirsch auf der Hand dar und war in Erz (äginetischer Mischung) gegossen. Bei Plinius (34, 75) findet sich eine Beschreibung der Anbringung des Attributs, wonach der Hirsch (die handschriftliche Ueberlieferung spricht freilich von einem Raben) derart beweglich war, daß, wenn man an einem Faden zog, die Füße sich wechselnd hoben und senkten (E. Petersen, Archäol. Zeitschr. 1880 S. 22 fg., 192 fg.). Ein ähnliches Werk, in Größe und Auffassung dem vorigen gleich, nur aus anderm Material und zwar aus Cedernholz bestehend, hatte Kanachos für das Heiligthum des ismenischen Apollon in Theben ausgeführt. Daß so weit auseinanderliegende Tempel übereinstimmende Götterbilder bestellten, erklärt sich leicht aus der innern Verwandtschaft dieser Cultusstätten, die beide von Delphi aus gegründet waren. Sikyon, die Vaterstadt des Künstlers, besaß von seiner Hand ein Sitzbild der Aphrodite von Gold und Elfenbein. Die Göttin trug den Polos auf dem Haupte und in der einen Hand einen Mohnkopf, einen Apfel in der andern, Attribute, die an älteren Aphroditebildern auch sonst vorkommen. Im Verein mit seinem Bruder Aristokles und dem argivischen Meister Ageladas arbeitete Kanachos an einer Gruppe von drei Musen, die seinige hielt eine Hirtenflöte. Endlich werden von ihm Erzstatuen von Knaben auf Rennpferden erwähnt, wol Standbilder, die für in Festspielen errungene Siege errichtet wurden. Nur ganz allgemein wird angegeben, daß Kanachos (vermuthlich wird der ältere als der berühmtere gemeint sein) auch in Marmor gearbeitet habe. Er beherrschte also die Technik nach allen Seiten, da ihm die Arbeit in Stein und Erz, in Holz und in der mühsamen Chryselephantinkunst geläufig war.

Ueber den stilistischen Charakter seiner Werke läßt sich kaum eine Vorstellung gewinnen aus den wenigen Nachbildungen, die sich von der didymäischen Apollostatue erhalten haben. Es sind dies zunächst Darstellungen auf Münzen von Milet (Overbeck, Gesch. d. Plast. I, 3. Aufl., Fig. 14; Archäol. Zeitschr. 1879, Taf. 7), vielleicht entstanden, nachdem die Statue durch Seleukos Nikator dem Heiligthum zurückgegeben worden war und das Interesse sich wieder dem alten Tempelbild zuwendete. Zum Theil zeigen diese Münztypen den Hirsch mit aufgerichtetem Vorderkörper, sodaß man sich die Beine beweglich denken kann. Uebereinstimmend im Schema der Anlage ist eine kleine Bronzefigur strengen Stils, ehemals bei Payne Knight, jetzt im Britischen Museum (Rayet et Thomas, Milet et le Golfe Latmique pl. 28), welche beide Hände vorstreckt und in der Rechten den Hirsch trägt, während in der Linken der Bogen befestigt war.[2])

1) Urlichs, Die Anfänge der griech. Künstlergeschichte I, 17; II. 5. — Brunn, Sitzungsberichte der münchener Akademie der Wissensch. 1871, S. 522 fg.

2) Eine Nachbildung in Marmor enthält das Museo Chiaramonti des Vaticans (Gerhard, Ant. Bildwerke I, 11).

Der Typus selbst ist ein in der archaischen Kunst allgemein benutzter und nur eine Fortbildung des schon in älteren Apollostatuen vorkommenden Schemas. Nur auf einer Verbesserung einer verderbten Stelle des Pausanias (V, 24, 1) beruht die Vermuthung von Urlichs (Skopas, p. 72), daß Alkamenes von Theben aus der Schule des Kanachos hervorgegangen sei. — Kanachos von Sikyon, vielleicht ein Nachkomme des vorigen, wird von Plinius (34, 59) unter den Künstlern der 95. Ol. angeführt und war nach Pausanias (II, 13, 7) ein Schüler des berühmten Polykleitos. Mit anderen Künstlern der Schule von Argos war er an der großen Gruppe, welche die Lakedämonier zur Erinnerung an den Sieg von Aegos-Potamos in Delphi aufstellten, betheiligt (Paus. X, 9, 10). In Olympia stand von ihm die Statue eines Faustkämpfers Bykeles. Kanachos, ein dritter Bildhauer dieses Namens, ist neuerdings durch eine Inschrift aus Hyettos in Bootien bekannt geworden (Bull. de corresp. hellen. 1878, p. 505, cf. Bezzenberger, Beiträge II, 29). (*Th. Schreiber.*)

Kanagawa, japanische Hafenstadt, in neuerer Zeit mit dem nahen Yokohama (s. d. Art.) zu Einem Handelsplatz vereinigt.

Kanakas, Kanaken, die Bewohner der Sandwichsinseln (s. d. Art.).

KANAL, im allgemeinen ein künstlich hergestellter Wasserlauf (s. Kanäle), nennt man in der Oceanographie einen Meerestheil, welcher auf zwei einander entgegengesetzten Seiten von Land begrenzt ist und nach beiden Enden hin zwei Meere miteinander in Verbindung bringt. Der Name ist also gleichbedeutend mit Meerenge, Sund oder Straße. Ausnahmsweise findet sich auch ein schmaler, nach innen sich spitz verschmälernder Meerbusen einmal Kanal genannt, wie der Kanal von Bristol in England.

Als Eigenname gehört das Wort einem Theile des Atlantischen Meeres, welcher diesen Ocean mit der Nordsee in deren südlichen Theilen verbindet und zugleich England von Frankreich trennt. Bei den Alten Mare Britannicum (bei Pomp. Mela), genannt, heißt er bei den Engländern der Englische oder Britische Kanal (English oder British Channel), bei den Franzosen La Manche (der Aermel), und ist das am meisten befahrene Meer der Welt. Seine Fläche ist etwas größer als die von Irland oder gleich der von Andalusien, 1566 geogr. □M. oder 86,230 □Kilom. Nach WNW. verschmälert er sich ansehnlich, und wird im 4. Meridian W. von Paris durch die Halbinsel Cotentin und die Insel Wight gewissermaßen in eine östliche und eine westliche Abtheilung geschieden. Im Westen ist die Entfernung der Insel Ouessant (engl. Ushant) bis zum Cap Landsend 180 Kilom.; 3,5° östlicher hat er zwischen Cancale und der Mündung der Exe seine größte Breitendimension, nämlich 249 Kilom.; zwischen der Pointe de Barfleur und der Südspitze der Insel Wight 97 Kilom., und im Osten an seiner schmalsten Stelle, dem Pas-de-Calais oder der Straße von Dover, dem Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten, hat er nur 32 Kilom. Breite. Seine Länge beträgt 560 Kilom. — Den Boden bildet in überwiegendem Theile Sand, aber auch in ansehnlicher Ausdehnung mehr oder weniger zerklüfteter Fels und zwar von Ouessant bis zum nördlichen Theil von Cotentin hin, also fast den Busen St. Malo erfüllend, und von hier in einem breiten Streifen hinüberführend nach Landsend, sowie von Cotentin in einem noch breiteren Streif gegen Portland und Wight hin; endlich in geringerem Umfange innerhalb der Straße von Dover. Die Tiefenlinie von 100 Meter läuft von Ouessant geschlängelt westlich um die Scilly-Inseln herum; die 50-Meterlinie bleibt beiden Küsten ziemlich nahe, entfernt sich jedoch ansehnlich im St.-Malo-Busen, sodaß sie westlich um die Kanal-Inseln läuft, und bleibt auch von der Nord Ost Ecke von Cotentin bis 1° 40′ westl. Länge weit von der französischen Steilküste entfernt, während sie der Küste Englands näher liegt. Der 5. Meridian, welcher Guernsey und Portland berührt, durchschneidet in 49° 50′ nördl. Breite die schmale, von Süd-West nach Nord-Ost gerichtete, 3 Kilom. lange und 6 Kilom. breite Fosse centrale, wo innerhalb einer 100 Meter-Umgrenzung im Süd-Westen sich 115 Meter finden, im 5. Meridian 150 Meter und im Nord-Westen bei Alderney 174 Meter, also das tiefste Loch des Kanals.

Der Kanal ist für ein gefährlicheres Wasser verschrien, als er in der That verdient; aber doch kann der Schiffer in demselben nie das Loth entbehren, das ja für Tiefen von 2—3 Faden sichere Auskunft gibt; die Annäherung an die Küsten muß stets sehr vorsichtig geschehen, weil die Ab- und Zunahme der Tiefe zu unregelmäßig ist. Am besten geschieht der Eingang in den Kanal auf der Westseite zwischen 45° 15′ und 45° 25′ nördl. Breite. Die von Westen kommende Flut, welche in einen immer enger werdenden Bereich vordringt, wird im Pas-de-Calais hoch und heftig, schwillt und wird unruhig. Mitten im Kanale kehrt die Strömung um, je nachdem die Flut steigt oder fällt; an manchen Stellen, wie zwischen Havre und Wight, geschieht die Umkehr plötzlich, und die Strömung geht von Osten nach Westen über; an andern wendet sie sich allmählich, bald in dem entgegengesetzten Sinne eines Uhrzeigers, wie zwischen dem Cap la Hague und Start-Point, bald in demselben Sinne wie solcher Zeiger, wie im Osten von Start-Point. Nahe den Küsten Frankreichs und Englands sind die Strömungen, obwol auch wechselnd, doch regelmäßiger, und fast immer von Westen nach Osten oder von Süden nach Norden gerichtet; eine der heftigsten ist die des Raz Blanchard, welche bei steigendem Wasser nach Nord-Ost, bei fallendem nach Süd-West gerichtet ist, und eine Geschwindigkeit von 8 Knoten (14,800 Meter) und mehr in der Stunde erreicht. Die Nebel sind im Kanale überaus häufig. Luftspiegelung sieht man bei schönem Wetter nicht selten über der Küste Frankreichs. Die Westwinde, welche die Seeleute vents d'aval (thalabwärts) nennen, und namentlich die Süd-West-Winde, welche während zwei Drittel des Jahres wehen, besonders im November bis März, bringen oft Stürme und erhöhen die Gewalt der Flut. Ist der Süd-West

im östlichen Theile des Kanals von heftigen Regen begleitet, so springt er oft plötzlich in Nord-West und sogar in Nord-Ost um.

Verfolgen wir zunächst die Küste von Frankreich (nach Levasseur, La France, 1875). Die West-Seite der Bretagne geht beim Rocher du Four aus der Süd-Nord-Richtung in die West-Ost-Richtung über. Westlich davon liegt die granitische Insel Ouessant, berühmt durch die Seeschlachten von 1778 und 1794, und die Reihe von Inseln und Felsen: Molène, Béniguet, Chaussée der Pierres noires u. s. w., welche den ehemaligen Zusammenhang dieser losgerissenen Spitze mit dem Festlande andeuten; zwischen ihnen führen gefährliche Passagen hindurch mit gewaltiger Strömung. An der Küste liegen die Porsal-Felsen, die Pointe de Corsen mit ihrem Leuchtthurme, der westlichste Punkt Frankreichs, und die St.-Mathieu-Spitze, den Schiffern der bekannteste Punkt mit ihrem sich alle 30 Secunden verdunkelnden Leuchtfeuern. Die West-Ecke von Ouessant ist der Leuchtthurm von Créach, 44 Kilom. weit sichtbar. Nach Osten ist die Küste durch ihre Klippen und die wechselnden Flutströmungen gefährlich; manche der zahlreichen Klippen bleiben stets trocken, wie die Sieben-Inseln und der Triagoz mit ihren Leuchtfeuern. Einen halben Grad westlicher folgt das Cap Héaux de Bréhat und der Sillon de Talber, eine natürliche Kiesel-Chaussée, der nördlichste Punkt der Bretagne. Die ganze granitische Küste starrt von Felsen, die von Sand begrenzt werden. Nun folgt der relativ flache Busen von St.-Malo, weniger als 50 Meter tief; zwischen Jersey und dem innersten Busen ist keine Stelle tiefer als 10 Meter; hier ist der Zusammenhang mit den Kanal-Inseln in historischer Zeit durch das Meer gelöst worden. Diese Nordküste der Bretagne ist die felsigste und zerrissenste von ganz Frankreich. Sie beginnt bei der Mündung des Couesnon im Osten, gegenüber vom St.-Michels-Berge, mit dem flachen Sandstrande, welcher den ganzen Hintergrund der St.-Michels-Bai einfaßt; ein Granitdamm schützt die fruchtbare Strecke von Dol. An der Westseite der Bai erhebt sich die Küste und der Granit erscheint; der Strand verschwindet nördlich vom kleinen Hafen Cancale, und es beginnt eine Felsenküste, wo man in der guten Rhede von Cancale vor der Fülle der berühmten Austern nicht fischen kann. Weiter westlich peitscht das Meer die Felsbrocken der Küste, deren letzte den Hafen von St.-Malo decken und deren einer das Grab Chateaubriand's umschließt. St.-Malo, an der Rance-Mündung, und das jüngere, aber schon volkreichere St.-Servan steht auf einer Halbinsel und ist der Haupthafen dieser Nordküste der Bretagne. Westlicher treten überall steile Granitspitzen ins Meer, gesäumt von ausgedehntem Sandstrande, der bei der Ebbe trocken ist; am weitesten tritt Cap Frehel, an einer Felshalbinsel, vor, von wo in 72 Meter Höhe der Leuchtthurm auf 44 Kilom. weit hinstrahlt. Nun entwickelt sich westlich die Bai von St.-Brieuc mit ihren weiten Sand- und Steinstrecken, und bei der Mündung des Gouet liegt der Hafen von St.-Brieuc, genannt le Légué. Die noch weiterhin felsige, fast steile und gezähnte Küste setzt sich nach Nord-Westen fort; man findet hier die Anse (Bucht) von Paimpol, das Aestuar der Trieux, einige gute Fischerhäfen, und am Ende einen langen Strand ganz mit Inselchen gesäumt, welche Reste der unablässig vom Meere gepeitschten Halbinsel zu sein scheinen; die wichtigste ist die Insel Bréhat, deren Hafen Kriegsschiffe aufnehmen kann; die nördlichsten sind die Felsen Héaux de Bréhat, deren Spitzen auch beim höchsten Meere noch mehr als 10 Meter hervorragen; auf ihnen steht ein Leuchtthurm, wie auch auf den 35 Kilom. von der Küste entfernten, mitten in den Fluten aufragenden Douvres-Felsen.

Nun folgt die Westküste der Halbinsel Cotentin, vom Cap de la Hague bis zum St.-Michel-Busen, von Norden nach Süden. Der Rand des Plateau tritt mit dem Nez de Jobourg und Nez de Flamanville an das Meer vor, und diese beiden Caps schließen die Bucht von Vauville ein. Südlicher folgen noch weiterhin Sandstrand und Dünen, nur unterbrochen durch die Rosel-Spitze, Cap Carteret und die versandeten Mündungen von Port-Bail, St.-Germain sur Ay und Regnéville. Der vortretende Fels von Granville bezeichnet das Ende dieser mit Felsen gesäumten Küste, von der nach Süden hin das Meer immer flacher wird. — Die Ostküste von Cotentin. Von der Mündung der Douve im Süden bis la Hougue oder Hogu ist ein sandiger Dünenstrand, weiter im Innern eine Reihe von Hügelrändern; bis auf 6 Kilom. ins Meer treten zwei Sandbänke, welche sich an die beiden Inselchen St.-Marcouf lehnen. Das Fort la Hougue, auf Felsen gebaut und durch eine Chaussée mit dem Lande verbunden, schützt die Rhede von la Hougue, dem einzigen guten Schutz, welchen bei Unwettern die Schiffe westlich vom Seine-Busen finden. Dort wurden nach der ruhmvollen Seeschlacht, welche 1692 Tourville den an Zahl weit überlegenen Engländern geliefert, zwölf französische Schiffe, welche hier Zuflucht gesucht hatten, durch den Feind verbrannt. Von St.-Vaast und der kleinen befestigten Insel Tatihou, welche zur Ebbezeit mit dem Lande verbunden ist, bis zur Saire-Spitze zieht sich eine kleine Bai hin; darauf folgt eine niedrige granitische Küste, mit gefährlichen Felsen gesäumt, im Rücken beherrscht von einigen Rändern, und führt von der Saire-Spitze zum Hafen und der Pointe de Barfleur, aus niedrigen Felsen gebildet, auf denen sich zwei Leuchtthürme erheben mit dem Lichte in 71 Meter Höhe. An diesen Felsen bildet sich die Raz de Barfleur, welche die Schiffer fürchten, hier an der Nord-Ost-Ecke von Cotentin. — Nun wendet sich die Küste plötzlich nach Westen und beschreibt einen Bogen bis zum Cap la Hague, einem syenitischen Vorgebirge, das sanft absinkt, bis die wüthenden Wogen dagegenschlagen. Das Ufer besteht bis dahin ganz aus granitischen oder cambrischen Felsmassen, die den Wellen trotzen, und bietet dem Meere nacheinander das Cap Lévi, die Insel Pelée und die Pointe de Querqueville, zwischen denen der riesige Damm des Hafens von Cherbourg liegt.

Von der Pointe de Barfleur bis zum Cap Antifer

dehnt sich der 103 Kilom. breite Seine-Busen hin; der im allgemeinen nach Osten gerichtete Flut- und der nach Westen gerichtete Ebbe-Strom machen sich mit Gewalt fühlbar; das Meer erreicht dort nirgends 10 Meter Tiefe. Drei Leuchtthürme sind hier anzutreffen: im Osten der des Cap la Hève, im Westen der der Pointe de Barfleur, in der Mitte der von Ver. Westlich von der Seine-Mündung streicht die Küste nach Süd-West und bietet fast durchweg einen schönen Sandstrand, welchen an manchen Stellen die Kreide-Falaisen des Auge-Landes und andere Felsen, wie die Roches-Noires, beherrschen und unterbrechen. Da finden sich die Mündungen der Touques und der Dives. Die während des Sommers von den Badegästen viel besuchten zierlichen Dörfer drängen sich nebeneinander: Trouville, Villers, Houlgate, Dives, wo Wilhelm der Eroberer sich nach England einschiffte, Cabourg u. s. w. Zwischen der Dives und Orne treten die Falaisen an die Stelle der Dünen. Jenseit der schlammigen Mündung der Orne, wo sich der kleine Hafen Ouistreham befindet, nimmt die Küste die Richtung nach West Nord-West; hier findet man noch den Sandstrand und die Seebäder Lion, Langrune, Courseulles, Arromanches, aber das Land hat keine Falaisen; indeß auf Seite des hohen Meeres ist der Strand von einer Schnur niedriger und gefährlicher Felsen begrenzt, den Felsen von Lion, den Bernières-Inseln, dem Plateau des Calvados, eine Felsbank, welche zum Theil trocken bleibt und ihren Namen im 16. Jahrhundert nach einem der Schiffe der unüberwindlichen Flotte erhalten hat, welches in dieser Brandung scheiterte. Westlich vom Calvados ist die Küste im allgemeinen wenig hoch; sie zeigt eine Folge von sandigem Strande, Dünen, cultivirten Anhöhen und kleinen Falaisen bis zur Pointe de la Percée, westlich von der sich eine hohe Falaise findet, dann ein sehr niedriges Ufer, und weiterhin die langen und niedrigen Felsen von Grand-Camp. Diese Felsen säumen eine schlammige, 7,5 Kilom. breite Bai, der Große Vey genannt, welche zur Ebbezeit fast ganz wasserlos wird, sodaß die Bank der Ravine und des Grand Vey trocken werden; im Hintergrunde dieser Bai münden die Vire und die Taute, und dort sind die Häfen von Isigny und Carenton.

Der nächste Küstenstrich reicht bis zur Somme-Mündung. 20 Kilom. südlich von dieser hören die Sümpfe und Dünen, welche sich nördlicher hinziehen, auf. Beim Dorfe Ault erhebt sich die Küste plötzlich in Falaisen; sie nimmt die Richtung nach Süd-West und zieht in sehr leichter Krümmung fort, indem sie überall dem Meere eine 100 und mehr Meter hohe, riesige Mauer aus weißer oder gelblicher Kreide entgegenstellt. Dies ist die Falaise des Landes Caux, in welche die Wasserläufe hier und da tiefe und grünende Risse eingegraben haben. In jedem Einschnitte befindet sich ein kleiner Hafen- oder Badeort: Tréport an der Bresle, Dieppe an der Arques-Mündung, St.-Valéry-en-Caux, Etretat mit seinen durch die Wogen phantastisch geköpften Falaisen. Der 50 Kilom. weit tragende Leuchtthurm der Ailly-Spitze und der weniger wichtige von Fécamp erleuchten diese Küste. Beim 100 Meter hohen Cap Antifer wendet sich dieselbe nach Süd-Süd West, und bildet eine gleichförmige Falaisen-Mauer bis zum Cap de la Hève, welches steil 105 Meter vom Meere aufsteigt, und dessen Fuß bestreut ist mit den unablässig von den Wogen zernagten Trümmern der Falaise. Das Leuchtfeuer auf dem Cap hat 121 Meter Höhe über der Meeresfläche und läßt vom Ostpunkte der Seine-Mündung sein elektrisches Doppellicht 56 Kilom. weit sehen. Steigt man von der Falaise nach Süd-Westen hinab, so erreicht man bald durch das zierliche Dorf St.-Adresse den größten Handelshafen Frankreichs am Atlantischen Meere, le Havre, und das Aestuar der Seine, in welches sich die Flut in Gestalt einer furchtbaren Barre stürzt. Zahlreiche Sandbänke, die einen beweglich, die andern festliegend, wie der Amfard und der Ratier, machen die Schiffahrt dieser Küste noch unbequem trotz der zahlreichen bisjetzt dort ausgeführten Verbesserungen. Oestlich von der Linie, welche le Havre mit der Mündung der Dives verbinden würde, findet man zur Ebbezeit nirgends mehr als 5 Meter Wasser.

Von der Somme läuft die Küste gerade nach Norden bis zum Cap Gris-Nez, und von da bis zum Cap Blanc-Nez nach Nord-Osten. Hier ist die bergige und von Jura-Falaisen gesäumte Küste des Boulonnais; hier der kleine Hafen Ambleteuse an der Mündung der Slack, und an der Mündung der Liane der große Hafen von Boulogne, wo die Flut höher steigt als in den übrigen Häfen dieser Küste. Südlich neben Boulogne liegt Cap Alprech. Von diesem bis zur Somme ist die Küste wieder niedrig, mit Dünen und hier und da mit Sümpfen gesäumt. Hier münden die Canche, an der der Hafen Etaples liegt; die Authie, die in einer schlammigen Bai endet; die Somme, an welcher der Hafen St.-Valéry liegt und deren Bai, noch größer und schlammiger, zur Ebbezeit fast trocken ist. In den kleinen Häfen dieser Wasserläufe bereitete Napoleon I. 1804 die Flotille vor, mit deren Hülfe er England vernichten wollte. Mehrere Sandbänke, von denen einige Austernbänke tragen (die Bassure de Bas, die Bänke der Somme), legen sich an diese Küste, wo das sehr wenig tiefe Meer den Schiffern keineswegs gastlich ist, namentlich wenn Süd-West- oder Nord-West-Wind herrscht.

Es folgt nun der Pas-de-Calais, 32 Kilom. breit, in der Mitte 55 bis 62 Meter tief, der zwischen dem englischen Cap South-Foreland und zwei Caps an Frankreichs Küste sich ausbreitet: dem Blanc-Nez (das kleine 60, das große 105 Meter hoch), im Rücken beherrscht von Falaisen, und dem 51 Meter hohen Gris-Nez. Von der hohen Falaise des letzteren Caps, an welcher das Meer unablässig nagt, oder von dem 120 Meter hohen Kuppelberge erkennt man die Küste von Dover, deren Falaisen durch die Uebereinstimmung der Gesteinsschichten den Beweis liefern, daß hier in verhältnißmaßig neuer Zeit England von Frankreich getrennt worden ist. Ueberall erscheinen in dieser Straße zahllos auftauchende Segel und Rauchstreifen, beweisend, daß wir in einem Haupt-Schiffahrts-Bereiche stehen. Der Pilot, welcher

beim Eingange die Bänke Colbart und Varne oder Rothe Bank vermeiden muß wegen der Wirbel und Wellen, welche sie verursachen, und welcher überall Strömungen zu fürchten hat, wird zur Nachtzeit durch eine unausgesetzte Reihe von Leuchtfeuern geleitet. Zwischen Cap Alprech und Beachy-Head im Süden, Dunkerque und North-Foreland im Norden stehen 25 Leuchtfeuer an Hafen. Das auf dem Gris-Nez, 69 Meter über der Fluthohe, ist auf 40 Kilom. Ferne sichtbar. Im Pas-de-Calais kommt die Flutwelle aus der Manche und macht sich bis Süd-Foreland und Calais merklich; dort begegnet sie aber einer andern, welche aus der Nordsee ihr entgegenkommt.

Gehen wir zur Küste Englands über*), so finden wir an derselben von Cap Landsend bis Beachy-Head sechs flache Ausbuchtungen, also eine viel geringere Mannichfaltigkeit der Bildung als an der Küste Frankreichs. Ganz im Westen, zwischen 8 und 9° westl. Länge von Paris, liegen im 50° nördl. Breite die Scilly-Inseln oder Sorlingues; dieselben bergen keine Metallschätze; den Namen Kassiteriden oder Zinn-Inseln, womit Großbritannien und Irland bezeichnet wurden, haben erst die Römer fälschlich auf diese Gruppe kleiner Inseln übertragen (H. Kiepert). Dieselben liegen 33,6 Kilom. westlich von Cap Landsend, und nehmen, ihrer 48, im ganzen 2,1 geogr. □M. oder 111,79 Kilom. Fläche ein. Fünf derselben sind bewohnt: St.-Mary, St.-Agnes, St.-Martin, Trescow und Bryer, im ganzen mit 2590 Bewohnern; 18 der übrigen können Gras tragen und Weide bieten, 25 aber sind unfruchtbar, alle aber gehören den Möven und Kaninchen. Von diesen Inseln kommen Kartoffeln und Hummern tonnenweise nach London und Bristol. Kohlen und Wasser führen ihnen die Dampfer zu, auch Mehl, Brot und Holz. Von Süd-Westen und Westen her ist die Annäherung an dieselben gefährlich; man sieht sie aber schon in 24 Kilom. Entfernung. Die größte derselben, St.-Mary, 3,2 Kilom. lang und etwas weniger breit, dazu 39 Meter hoch, trägt eine kleine Stadt von 204 Häusern, mit einer Kirche, zwei Kapellen, drei Schulen, mit mehrern Brunnen und einem Teiche. — Auf dem steilen Felsen Landsend, dessen Nord-Ecke 100 Meter Höhe hat, stehen die Kirchen St.-Buryan und Sennen, in 149 und 109 Meter Höhe; von der Süd Ost-Ecke, Tol Peden Penwith genannt, im Nord-Nord-Westen 5 Kilom. entfernt, zieht sich eine Gruppe hoher, abgelöster Felsen hin, die Longships-Rocks, welche zwei Leuchtthürme tragen. Oestlich breitet sich die Mounts-Bai bis zum Cap Lizard aus, an welcher Penzance und Ludguan liegen, und welche südlich von ersterem 110 und östlich von letzterem 102 Meter Höhe hat. Penzance, wo die Flut 5,1 Meter Höhe erreicht, besitzt Werft und Trockendock und zwei Molen, deren nördliche 523 Meter lang ist. Die Stadt hatte 1871 10,406 Einwohner und 1874 besaß sie 97 eigene Schiffe von 7187 Tons; es liefen in den Hafen ein 825 Schiffe von 60,744 Tons. Auf dem 62 Meter hohen Cap Lizard stehen zwei 18,3 Meter hohe Leuchtthürme, deren Licht sich in 70 Meter Höhe befindet. — Von Lizard bis Start-Point, im 6. westlichen Meridian, reicht die nächste, 112 Kilom. weite Bucht, an welcher fast nördlich von Lizard Falmouth liegt. Im Westen daneben erhebt sich in 70 Meter Höhe Pendennis-Castle. Der Hafen der Stadt schneidet bis 6,4 Kilom. weit fjordartig nach Norden in das Küstenland hinein. Die Stadt hatte 1871 5300 Einwohner, besaß 131 Schiffe und 606 Fischerboote und zwei Docks; es liefen 1874 ein: 815 Schiffe von 111,046 Tons. Oestlicher folgt Plymouth mit Devonport an der Mündung des 13 geogr. M. langen, in den Mooren bei Moorwinstow, der Nord-West-Spitze von Cornwall, entspringenden Tamar, in dessen Aestuar die Flut auf 3,7 geogr. M. hinaufgeht. Dieser große Handelsplatz, welcher 342 Schiffe von 39,981 Tons nebst 11 kleinen Dampfern besitzt und in dessen Hafen 1874 3522 Schiffe von 596,410 Tons einliefen, besitzt zwei Häfen, Hamoaze und Catwater; ersterer ist die Tamar-Mündung. Zwischen beiden führen drei Einfahrten hindurch: Stonehouse-Pool, Mill-Bay und Sutton-Pool. Der 1812 begonnene prachtvolle Wellenbrecher ist 1554 Meter lang, auf gemauertem Grunde aus Granit und Kalk aufgeführt, darauf steht ein 23 Meter hoher Leuchtthurm und in der Mitte liegt ein elliptisches Fort. Das große Dockwerft nimmt eine Fläche von 28,6 Hektaren ein, ist 2133 Meter lang und hat drei Trockendocks von 81, 64 und 127 Meter Länge. Das Keyham-Dampf-Werft ist 29,2 Hektaren groß. Auch im südlichen Bassin liegen drei Trockendocks von 139, 90 und 106 Meter Länge. Der nördliche der beiden nach Westen abgehenden Zweige des Aestuars führt bis Saltash, wo die 652 Meter lange Royal-Albert-Eisenbahn in 30 Meter über dem Hochwasser über ihn hinüberführt. Das Fabrikwesen dieser Handelsstadt umfaßt Zuckerraffinerie, Darstellung von Seife, Stärke, Papier und Blei. Im Süd-Osten folgt die Bigbury-Bai bis zum 127 Meter hohen Bolt-Head, und dann der Salcombe-Hafen bei einem Oertchen, das 1600 Einwohner zählt und drei Werfte besitzt. Nun folgen Prawle-Point und Start-Point und damit die nächste Bucht. Aber südlich von Plymouth, von dem südlich ihm vorliegenden 107 Meter hohen Penlee-Head 13,6 Kilom. nach Süd-Süd-West, 61,6 Kilom. von Cap Lizard, erhebt sich aus dem Meere der Eddystone-Leuchtthurm. Am Nord-West-Ende eines vom Meere bedeckten Felsens steht der aus Granit gebaute, runde, von unten bis oben 27,13 Meter hohe Thurm, mit rothen und weißen horizontalen Streifen umzogen. In 22 Meter Höhe trägt er ein festes, weißes Licht, welches 21 Kilometer weit sichtbar ist; bei Nebel erfolgen jede halbe Minute fünf schnell aufeinander folgende Glockenschläge.

Die nächste, östlicher gelegene Bucht reicht 73 Kilom. weit von Start-Point bis zur Spitze Bill of Portland und beschreibt etwa den dritten Theil eines Kreises. Zunächst liegt in der Start-Bai die gefährliche Skerries-Bank, mit 2,7, 3,7 bis 7,3 Meter Wassertiefe. Am Nord-

*) (The Channel Pilot, part I. 1878).

Ende dieser Bai erheben sich bei Tarmouth Granit-Fels, z. B. der 165 Meter hohe Rippon-Tor. Der mit diesem Namen versehene Ort hat sehr regen Verkehr, obwol nur 1000 Einwohner. Neben ihm liegt die malerische alte Peters-Kirche und ein Schloß. Tarmouth hat Werfte und besitzt 158 Schiffe von 13,472 Tons nebst 10 kleinen Dampfern. Unfern nördlich folgt die Tor-Bai bis Hopes Neß, an dessen westlichem Fuß Torquay liegt, 0,5 Kilom. davon entfernt, wie auch von dem südlicheren 55 Meter hohen, aus Kalk bestehenden Berry-Head. Der Seebadeort Torquay liegt malerisch da, wo zwei Thäler zum Meere auslaufen. Er hat Molen, aber der Binnenhafen ist zur Ebbezeit trocken. Das südlich beim Berry Head gelegene Brixham mit 7000 Einwohnern besitzt ebenfalls mehrere Werfte. Nördlich folgt Teignmouth mit einem daneben stehenden 53 Meter hohen Neß aus rothem Sandstein. Es besitzt 49 Schiffe von 5998 Tons, und in seinen Hafen liefen 1874 ein 449 Schiffe von 47,082 Tons. Demnächst an der Mündung der Exe Exmouth, eine Stadt von 7000 Einwohnern, welche ein Schwimmdock von 183 Meter und dabei ein Trockendock von 76 Meter Länge besitzt. — Im Nord-Osten bei Sidmouth erheben sich der 163 Meter hohe Salcombe und der 152 Meter hohe High-Peak. Ueber die Axe-Mündung und Lyme-Regis gelangen wir zur Portland-Halbinsel, welche bis 2,4 Kilom. breit und 5,5 Kilom. lang ist und mit der Bill of Portland endigt. Sie hängt mit dem Festland zusammen mittels eines 200 Meter breiten, 13 Meter über dem Wasser erhobenen Isthmus aus grobem Schiefer, dem östlichen Ende einer merkwürdigen erhobenen Strandlinie, als Chesil Bank (Kieselbank) bekannt. Der Kern, nahe dem Nordende der Halbinsel, hat 150 Meter über dem Hochwasser; der Knopf der St.-Georgenkirche in der Mitte der Halbinsel 122 Meter. Auf ihr stehen zwei Leuchtthürme und eine Baake; in gewaltigen Steinbrüchen wird der schöne Fels ausgebeutet, aus welchem ein großer Theil Londons gebaut ist. Aber das Meer nimmt jährlich 1 Fuß von der Breite der Landzunge fort. Auf allen Seiten umgibt sie tiefes Wasser, das eine sehr heftige Flut-Race erzeugt. An der Nord-Ost-Seite der Landzunge wird durch einen 2750 Meter langen Wellenbrecher ein 572 Hektaren Fläche umfassender Nothhafen gebildet. 3,7 Kilom. im Süd-Osten der Spitze liegt die sehr gefährliche Shambles-Bank.

In der nächsten kleinen Bucht, vom Bill of Portland bis Durlston Head, also zwischen den Halbinseln Portland und Purbeck gelegen, ist zunächst an Portland Weymouth ein beliebtes Seebad entstanden. Es ist durch eine Drahtbrücke mit dem daneben gelegenen Melcombe-Regis verbunden, und zählt mit diesem 13,257 Einwohner; es besaß 1874 44 Schiffe von 3569 Tons nebst 6 kleinen Dampfern.

Von Durlston Head bis Selsea-Bill reicht die sehr mannichfaltig durch Vor- und Zurücktreten der Küste gestaltete Strecke, vor welcher die Insel Wight liegt. Gleich nördlich von ersterem Cap bildet ein Busen fast einen Binnensee, der in die Höhen eingreift, und an dessen Nordseite liegt Poole, ein Ort von 10,129 Einwohnern, die bedeutenden Außenhandel treiben. Der Ort hat große Quais, besitzt 61 Schiffe von 5755 Tons nebst 4 kleinen Dampfern, und es liefen 1874 in ihn ein 689 Schiffe von 55,057 Tons. — Am West-Ende der Insel Wight steigen die aus weißem Kalk bestehenden Felsen senkrecht aus dem Meere auf, welche the Needles heißen. Auf dem äußeren Nadelfels erhebt sich ein weißes Leuchthaus, und am Meere liegt Hurst-Castle, daneben Batterien; auf Hurst Point gewahrt man zwei Leuchtthürme von 15,8 und 25,9 Meter Höhe. Im Innern von Wight liegt die Hauptstadt Newport. 20 Kilom. im Süd-Westen von den Nadeln steht St.-Catherines Leuchtthurm, und bis dahin steigt die südliche Küstenebene an und weiter bis zum Süd-Ost-Punkt der Insel Dunnose, über welchen sich St.-Boniface-Down 235 Meter hoch erhebt. Darauf senkt sich das Land wieder bis zu dem 65 Meter hohen Culver-Kliff. Das Süd-Ende der Insel ist der höchste Punkt derselben, der 245 Meter hohe St.-Catharinen-Berg, 1,6 Kilom. innerhalb, nördlich vom Cap. Längs der Uferklippe ziehen sich hier die 150 Meter hohen steilen Undercliffs hin: der niedergebrochene Küsten-Felsrand, und zwar bis Dunnose. Am nordlichsten Punkte der Insel liegt zu beiden Seiten des Medina-Flusses West- und Ost-Cowes, ein Haupt-Bade- und Jacht-Ort und Station des königlichen Jacht-Geschwaders. Der Ort hat 2,7 bis 4,3 Meter Wasser bei Ebbe, Werft und Trockendock und treibt großen Handel. Nahe südöstlich erheben sich die beiden Thürme der königlichen Osborne-Villa, des Sommersitzes der Königin. — Auf der Nordseite der Needles befindet sich der Eingang zu dem Solent genannten Kanal zwischen Hurst-Point und dem Eingange zum Southampton-Wasser; in ihn münden der Lymington- und der Newtown-River. Bis auf die schlammigen Solent-Bänke ist er gefahrlos. Southampton-Water ist einer der schönsten englischen Häfen mit ganz sicherem Zugange. Das Flut-Bassin hat 5,5 Meter Wasser bei niedrigstem Stande und ist von einem 1000 Meter langen Quai, von ausgedehnten Speichern u. s. w. umgeben. Das Schwimmdock, von 4 Hektaren Fläche, ist 235 Meter lang und 160 Meter breit; es hat bei niedrigstem Wasser 7,6 Meter Tiefe. Drei große Trockendocks sind vorhanden, umgeben von 1524 und 1830 Meter langen Quais. Die 3 Stunden lange Eisenbahn von London führt bis an die Docks. Ein Quarantaine-Etablissement ist vorhanden. 1874 liefen ein 4750 Schiffe von 982,957 Tons. — Das Wasser im Osten des Southampton-Wassers, zwischen dem östlichen Foreland von Wight und dem Selsea-Bill, heißt die Rhede von Spithead; von ihr nach Norden geht es in den Hafen von Portsmouth; an der Ostseite desselben liegt am Westrande der Halbinsel, oder Portsea-Insel, wie sie genannt wird, Portsmouth; nördlich daneben Portsea, und südlich von Portsmouth, am Süd-Ende der Insel, Southsea-Castel. Gegenüber auf der linken Küste liegt zwischen dem Haslar- und Weevil-Creek die Stadt Gosport, und südlicher stehen die Forts Gilkicker, Monkton und Blockhaus; der so beschützte Eingang ist zwischen

dem Blockhaus im Westen und dem Rundthurme im Osten 238 Meter breit; westlich liegen das Kanonenwerft und das königliche Dock-Werft, 46 Hektaren groß. Die Hafenfronte hat 1067 Meter Länge. 1874 hatte Portsmouth im Besitze 277 Schiffe von 18,780 Tons nebst 23 kleinen Dampfern. — Aus dem Nordtheil des Hafens führt nach Osten der Hilsea-Kanal nach dem östlichen Nachbar-Gewässer von Langston, und von diesem wieder östlich, zwischen den Inseln Thoree und Hayling, die Hayling-Straße nach dem 25 Kilom. östlich von Portsmouth gelegenen Chichester. Spit-Sand ist im Süden ein werthvoller Schutz des Hafens, zu welchem der Zugang zwischen dem Outer-Spit und den Horse-Sands 0,6 Kilometer breit ist.

Oestlich von Selsea-Bill folgt die lange Linie des Ouwers genannten faulen Grundes und der gefährlichen Felsmassen mindestens 8 Kilometer im Süd-Osten. Mit Ausnahme des 9 bis 13 Meter tiefen Swash-away-Kanals ist es eine einzige Leiste gefährlicher Felsen. 1,6 Kilometer westlich von Selsea-Bill fangen die Ouwers an neben dem High-house bei der Selsea-Straße, und gehen in zwei parallelen Leisten, die Straßen genannt, nach Osten. In verschiedenen Theilen sind sie mit verschiedenen Namen belegt: so am Ost-Ende die Mixon mit einem Leuchtthurme; die Dries, die Mittel-Ouwer, die Außen-Ouwer mit dem Elbogen; Eastborough-Head und West-Head; daran schließen sich die Felsen der Hooe-Bank; innerhalb dieser langen Linie von Gefahren findet sich der Looe-Strom, welcher bei Tiefstand 4,9 Meter Wasser hat.

40 Kilom. östlich von Selsea-Bill, in der Mitte zwischen Wight und Dunge-Ness, folgt der Hafen Shoreham, welcher so verbessert ist, daß er alle schweren Schiffe bei Hochwasser aufnehmen kann. Er liegt an der Mündung des Adur, die Stadt hat 4000 Einwohner, besitzt 141 Schiffe von 29,388 Tons, und es sind 1874 eingelaufen 697 Schiffe von 68,394 Tons. — Nur 7,2 Kilom. östlicher folgt Brighton, ein Ort, dessen Bewohnerzahl sich innerhalb 50 Jahren vervierfacht hat, obwol keine Industrie vorhanden ist, sodaß sie 1871 103,760 betrug. Längs der Küste zieht sich eine 5 Kilom. lange Reihe schöner Gebäude hin. — Mitten zwischen Brighton und Beachy-Head liegt an der Mündung der Ouse Newhaven, ein Oertchen von 1800 Einwohnern, das 26 Schiffe von 2871 Tons und 8 kleine Dampfer besitzt, und wo 832 Schiffe von 139,183 Tons einliefen.

Es folgt das 168 Meter hohe Beachy-Head, weiße Klippen, genannt die Sieben Schwestern. Die größte Höhe, nämlich 191 Meter, hat Fairlight-Down, wo das Licht sich in 182 Meter Höhe befindet. Die Klippe selbst ist grauer Sandstein, und oben befindet sich grünes Weideland. Der Strand östlich nach Hastings ist mit zahlreichen Martellothürmen besetzt. Gerade in der Mitte zwischen Beachy-Head und Dunge-Ness liegen die Felsen Royal-Sovereign-Shoals, wo 1756 der Royal-Sovereign scheiterte. Nördlich davon finden wir Hastings, zwischen Bexhill und Fairlight, dicht westlich an den Sandsteinklippen und zum Theil sich im Thale zwischen den Höhen hinanziehend, auf denen die Ruine eines alten Schlosses und drei Windmühlen stehen; die westliche Fortsetzung des Ortes ist das aus schönen Villen bestehende St. Leonard. Hastings ist ein wichtiger Fischer-Ort, und sein Ufer ist flach und felsig. — Rye-Harbour ist im Bette des Flusses Rother gebildet, unfern von dessen Mündung. Der Ort hatte 1871 8288 Einwohner, besaß 88 Schiffe von 6911 Tons, und es liefen ein: 353 Schiffe von 23,560 Tons. — Oestlicher, zwischen ihm und Hythe, liegt der ausgedehnte Landstrich Romney-Marsh, dessen Süd-Ost-Ende Dunge-Ness heißt. Hier steht in 137 Meter Höhe ein 28 Meter hoher Leuchtthurm. Davon östlich liegen an der Küste die Sandbänke Newcombe, Swallow und Roar-Banks. Dann folgt bis Folkestone hin wieder längs der Küste eine einzige Felsenleiste. Der 5,6 Hektaren große Hafen von Folkestone gehört der Süd-Ost-Eisenbahn-Compagnie, deren Dampfer von hier nach Boulogne gehen. Die Stadt hat 12,694 Einwohner, und besaß 1874: 32 Schiffe und 35 große Lugger, zusammen von 3554 Tons. — Nur 9 Kilom. östlicher liegt an der Westseite einer 12 Hektaren großen Bai Dover. Der 4,8 Hektaren umfassende Hafen, über welchem sich auf der Höhe ein historisches Schloß erhebt, ist mit dem 2,4 Hektaren großen Granville-Dock und dem 4,6 Hektaren großen Pent oder Wellington-Dock verbunden. Er hat bei Nippwasser 4,3 Meter Tiefe. Die Admiralitäts-Mole ist 667 Meter lang. Dover hatte 1871 28,270 Einwohner, besaß 54 Schiffe von 4075 Tons, und es liefen ein 2132 Schiffe. — 9 Kilom. im Nord-Osten, 32,8 Kilom. Ost-Nord-Osten von Dunge-Ness und 28,4 Kilom. von Gris-Nez erhebt sich das kühne Kalkvorgebirge South-Foreland, an den horizontal hindurchgehenden Feuerstein-Schichten kenntlich. Zwei Leuchtthürme, 21 und 15 Meter hoch, zeigen ihr Feuer in 113 und 84 Meter Höhe über dem Hochwasser.

Für große Schiffe beginnt in der Dover-Straße die gefährliche Fahrt zwischen Dunge-Ness und Gris-Nez. Hier liegen Bänke von grobem Sande und Muscheln, deren hauptsächlichste und gefährlichste sind: Varne mit 2,7 Meter Wasser; Ridge oder Colbart mit 1,8; Bassurelle mit 6,8 Meter; Vergoyer mit 3,66 Meter Wasser. Beide erstere, miteinander parallel gehend und gleichweit von England und Frankreich gelegen, befinden sich recht in der Mitte des Hauptweges der Dover-Straße. Auch die Ridens sind eine bedenkliche Kies- und Sandsteinbank, aber mit 18 Meter Wasser. — 24 Kilom. nördlicher ist das 18 bis 36 Meter hohe North-Foreland, aus fast senkrechten Kalkklippen bestehend, welche von der Nord-Ost-Seite der Insel Thanet die Seefronte bilden. Das Licht eines 26 Meter hohen Leuchtthurmes befindet sich in 58 Meter Höhe. An der Küste zwischen Süd- und Nord-Foreland ziehen sich die Downs genannten zahlreichen Bänke hin, in deren Zwischenkanälen wol ein Schiff ankern kann; der gewöhnlich Downs genannte Kanal befindet sich bei der Stadt Deal, zwischen Walmer-Castel und dem nördlichen Theile der Stadt. —

Die weiter östlich in der Dover-Straße gelegenen Goodwin-Sands sind seit Herstellung der beiden Leuchtthürme und der 19 Baken nicht mehr so gefährliche Sandbänke wie ehemals. Man unterscheidet nördliche und südliche Goodwins; die letzteren heißen auf der Ostseite Süd Goodwin und Süd Calliper, auf der Westseite Bunt und Fork. Beide sind in ihrem nördlichen Theile bei Niedrigwasser an manchen Stellen um 1,2 bis 2,4 Meter über Wasser. Die gewöhnliche Passage von den Downs nach der Nordsee ist der Gullstrom (Mouse-Strom), welcher den Goodwin- vom Brake-Sande und den einzelnen Sandbänken bei Ramsgate trennt. Ramsgate ist ein Hafen- und Badeort von 23,000 Einwohnern, und besitzt 176 Schiffe von 6545 Tons.

Das Project, an der schmalsten Stelle des Kanals Frankreich und England mittels eines unterseeischen Tunnels und einer Eisenbahn zu verbinden, wurde zuerst 1858 durch Thomé aus Gamond aufgestellt, welcher sich seit langer Zeit mit der Idee beschäftigt hatte. Der Tunnel durch den Mont Cenis hat 12 Kilom. Länge, der durch den St.-Gotthardt wird 15 haben, und der von South Foreland bei Dover nach Sangatte bei Calais wurde 50 Kilom. lang sein, wovon 28 unter dem Meere befindlich. 1872 begann eine Gesellschaft von Kapitalisten und Ingenieuren zu London das Project zu studiren. Man wollte auf jeder Seite des Kanals einen 100 Meter tiefen Schacht hinabführen und dann 1 Kilom. weit in einer Galerie unter das Meer vordringen. Hawkshaw schlug eine genauere Linie vor, welche aber wenig von der der Franzosen abwich. Der Boden des Meeres wurde auf dieser Strecke genau erforscht, und es zeigte sich, daß derselbe nirgends tiefer als 53 Meter liegt; man braucht nicht weiter als 127 Meter in die Erde zu gehen, dann bleiben vom Tunnel bis zum Meeresgrunde nach oben immer noch 74 Meter, also eine ansehnliche Kirchthurmshöhe. Den Meeresgrund bildet eine sehr dicke, compacte, vermuthlich homogene Schicht von zerreiblicher Kreide, welche auf englischer Seite 140 und auf französischer 230 Meter mächtig ist, ohne Zweifel aber continuirlich unter dem Meere hindurchsetzt. Die schon vorhandenen unterseeischen Bergwerksstollen ermuthigen zu solchem Unternehmen, da dieselben für die Ausführbarkeit sprechen. So zum Beispiel erstreckt sich die Kohlengrube Huel Coke, 1778 angelegt, auf 150 Meter unter das Meer, und stellenweise ist oberhalb derselben nur eine 5 Meter dicke Felsschicht, ja man ist bis auf 1,2 Meter an den Meeresgrund herangegangen. Die Gruben in Cornwall gehen ebenfalls unter das Meer, auch die von Whitehaven in Cumberland u. s. w. In Botallacks sucht man das Erz in 640 Meter Entfernung von der Küste, und in Whitehaven sind Galerien bis in 5 Kilometer weit unter das Meer geführt, und von da aus laufen mehrere hundert Kilometer weit die Gänge in 70 und 220 Meter Tiefe unter Meer. Brunton's Bohrmaschine soll eine Röhre von 2,1 Meter Weite in die Kreide treiben, und wird in der Stunde mehr als 1 Meter vorschreiten, sodaß also zwei Jahre bis zur Vollendung der Röhre vergehen würden, wenn von beiden Enden aus gebohrt wird. Das würde 20 Millionen Francs kosten. Diese Röhre aber genügend zu erweitern, würde ferner 100 Millionen kosten, einschließlich des Baues der beiden Rampen zum Anschlusse an die Eisenbahnen. Mitten im Tunnel würde sich der culminirende Punkt in 130 Meter Tiefe unter dem Meeresniveau befinden, von welchem aus die Bahn mit 37 Centimeter per Kilom. nach beiden Seiten hin fällt und das Grundwasser zu den Pumpen führt, 12,5 Kilom. zur Dover-Rampe und 14 Kilom. zur Calais-Rampe, welche beiden 10,5 und 10 Kilom. Länge haben mußten. Statt des Mauerwerkes hat Austin große ineinandergreifende Blocks aus Beton vorgeschlagen, welche nicht von der Feuchtigkeit angegriffen werden, schnell und einfach an Ort und Stelle zu schaffen sind, sodaß in 24 Stunden 20 laufende Meter herzustellen wären; dazu würden drei Jahre nöthig sein. Der Bau mit Betons würde 3 bis 8 Jahre, mit Ziegeln 15 bis 20 Jahre dauern. Sollte der Tunnel aus drei Doppel-Gleisen in drei Galerien bestehen, so werden die Kosten auf 625 Millionen Francs geschätzt. Nach anderer Schätzung würden 48 Kilom. Weges in 10 Jahren mindestens 250 Millionen verlangen. Solche Unkosten werden schwerlich durch das gedeckt werden können, was der bisherige Handel abwerfen kann. Bei Sangatte war 1878 ein Schacht von 8 Meter Durchmesser auf 100 Meter Tiefe gegraben, 2 Pumpen waren aufgestellt, und die Versuchsgalerie bis unter das Meer war angefangen. Mitte 1882 aber ist der ganze Kanalbau sistirt worden.

(*G. A. v. Klöden.*)

KANÄLE sind künstlich hergestellte Wasserläufe für bestimmte Zwecke. Daraufhin unterscheidet man:

1) Kanäle für Verkehrszwecke. In ihnen dient das Wasser als Communicationsmittel, sie sind künstliche Wasserstraßen. Als solche können sie zur Beförderung des Holzes, Triftkanäle, zum Floßen, Floßkanäle, für den Betrieb der Binnenschiffahrt, Binnenschiffahrtskanäle, als mit Seeschiffen befahrbare Vermittler des Verkehrs zur See, maritime Kanäle, hergestellt werden.

Natürliche Wasserläufe durch künstliche Mittel für Verkehrszwecke dienstbar machen, bezeichnet man mit dem Namen Kanalisirung.

2) Kanäle für Wasserzufuhr. Sie haben die Aufgabe, Wasser an bestimmte Orte zu schaffen und dienen zur Wasserversorgung menschlicher Wohnstätten, zur Bewässerung von Ländereien als Bewässerungskanäle, zur Inbetriebsetzung industrieller Etablissements, als Fabrikskanäle u. s. w.

3) Kanäle für Wasserabfuhr. Sie dienen zur Trockenlegung nasser Ländereien (Entwässerungskanäle), zur Ableitung des Wassers aus Teichen, Seen (Flutgräben), zur Abfuhr des Verbrauchswassers und Unrathes aus menschlichen Wohnstätten, Fabriken u. s. w. (Kloaken). Die systematische Anordnung der unterirdischen Wasserabzüge, durch welche die Abfallstoffe aus Complexen menschlicher Wohnstätten geführt werden, bezeichnen wir mit dem Namen Kanalisation.

Es ist klar, daß Kanäle mehrere Zwecke dieser Art gleichzeitig erfüllen können; so dienen der oberhalb Lingen abzweigende Ems-Kanal, durch welchen ein Theil des Ochsenbruches bewässert wird, der Naviglio grande und der Kanal von Pavia nach Mailand gleichzeitig zur Schiffahrt und Wiesenbewässerung. Der Canal de l'Ourcq versorgt Paris mit Wasser und trägt kleinere Schiffe, die Entwässerungskanäle der Torfmoore Hollands, Ostfrieslands, Oldenburgs und im Bremischen sind zugleich Wege für den Schiffsverkehr u. s. w.

Im Nachstehenden sollen zunächst ausschließlich die Schiffahrtskanäle Betrachtung finden.

A. Allgemeines.

Die Schiffskanäle erhalten ein äußerst geringes oder gar kein Gefälle, sodaß das Wasser in ihnen nur eine unmerkliche Strömung hat oder ganz horizontal steht. Die Schiffe müssen nach beiden Richtungen gezogen werden. Die Kanäle folgen den Erhöhungen und Vertiefungen des Bodens, indem dieselben aus einzelnen verschieden hoch angelegten Strecken (Haltungen) mit ganz oder nahezu horizontaler Sohle bestehen, welche untereinander durch Schleusen, Ascenseren oder schiefe Ebenen verbunden sind.

Wird der Kanal im Flußgebiete parallel zum Flusse gelegt, so nennt man ihn Lateral-Kanal; verbindet er zwei oder mehrere Flußgebiete miteinander, indem er die zwischenliegenden Wasserscheiden übersetzt, wird er Kanal mit Scheitelstrecken genannt.

Der Lateral-Kanal bietet zunächst gegenüber dem schiffbaren Flusse, derselbe mag kanalisirt sein oder nicht, folgende Vortheile:

1) Gleichgünstige Ausnutzung der aufzuwendenden Zugkraft für die Berg- und Thalfahrt.

2) Vollständig geregelte Ufer. Man kann an jedem Punkte mit dem Schiffe halten, dort eventuell ohne große Einrichtung laden und löschen, was insbesondere für den Verkehr landwirthschaftlicher Producte von hohem Werthe ist.

3) Vollständige Unabhängigkeit von den Wasserständen und Hochwassern im Flußgebiete. Der Kanal steht, die Zeit, zu welcher er eingefroren ist, ausgenommen, das ganze Jahr der Schiffahrt offen.

4) Die Möglichkeit besserer Ausnutzung für Be- und Entwässerung des umliegenden Terrains, insbesondere wenn man die Kanäle in die höher gelegenen Abdachungen der Thalsohle legt.

5) Billigere und einfachere Erhaltung der Wasserstraßen.

6) Endlich ist in vielen Fällen eine Kanalisirung des Flusses der großen Wehr- und Uferschutzbauten wegen meist bedeutend kostspieliger als die Anlage eines Lateral-Kanals sammt den Kosten einer bloßen Regulirung des Stromlaufes. Die angegebenen Vortheile machen es erklärlich, daß man so häufig die Anlage eines Lateral-Kanals der Kanalisirung des Flusses selbst vorgezogen. Wir finden parallel zur Marne, Aisne u. s. w. Lateral-Kanäle, obwol die Flüsse selbst, wenn auch ungenügend und nur bei großeren Wasserständen, schiffbar sind.

Profil-Ausmaße. Die Ausmaße der Profile der bestehenden Kanäle weisen große Unterschiede auf und sind im Interesse des durchgehenden Verkehrs Uebereinstimmungen unbedingt erforderlich. Unter den Verticaldimensionen ist insbesondere der normale Tiefgang der Schiffe, die Höhe der Unterkante der Brücken über dem Wasserspiegel, für die Horizontaldimensionen sind die Lichtweite der Schleußen und die nutzbare Länge derselben von Bedeutung.

In Bezug auf die Feststellung der Normaltype für den Umbau bestehender und den Bau neuer Kanäle und künstlicher Wasserstraßen stehen sich Franzosen und Deutsche schroff gegenüber.

In Frankreich war es die Commission für Eisenbahnen und Verkehrswege, die 1874 von der Nationalversammlung zur Berathung der Maßregeln behufs Abhülfe der Transportkrisis eingesetzt wurde und die sich mit dieser Frage in eingehendster Weise beschäftigte.

In Deutschland war es der Techniker-Congreß des Central-Vereins für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt, der im gleichen Jahre nach eingehenden Debatten die Normaltype für das deutsche Wasserstraßennetz festsetzte.

Die französische Commission entschied sich bei den Schleusen für eine obligatorische Breite von 5,2 Meter und eine nutzbare Länge von 38,5 Meter. Bezüglich der Wassertiefe, die nach Abschlag der kleinen und bereits vernachlässigten Kanäle zwischen 1,1 Meter und 1,8 Meter schwankt, da eine nutzbare Wassertiefe von 2,0 Meter und darüber nur selten vorkommt, ist die Commission mit Rücksicht auf die verhältnißmäßig geringeren Kosten einer Vertiefung weiter gegangen, denn sie fixirte die obligatorische Wassertiefe mit 2,0 Meter. Das diesen Dimensionen entsprechende Normalschiff hätte eine Breite von 4,8 Meter, eine Länge ohne Steuer von circa 36,0 Meter, eine Tauchtiefe von 1,65 Meter, und könnte bei voller Tauchung eine Fracht von circa 225 Tonnen befördern. Der Leinpfad soll sich längs aller Wasserstraßen hinziehen.

Der deutsche Techniker-Congreß hat zur Ermittelung der Type für den Ausbau eines deutschen Wasserstraßennetzes ein Normalschiff von 350 Tonnen Tragfähigkeit zur Grundlage angenommen und danach die Dimensionen der Schleusen und Bauwerke und die normale Wassertiefe der Kanäle bestimmt.

Dieses Normalschiff hat bei einem Tiefgang von 1,63 Meter eine Breite von 6,52 Meter und eine Länge von 48,9 Meter, und um die Tauchtiefe den Verhältnissen der hauptsächlichsten Ströme Deutschlands mit etwa 1,45 Meter von vornherein besser anzupassen, bei einer Tauchtiefe von 1,45 Meter eine Breite von 6,75 Meter und eine Länge von 54 Meter, wobei, um die gleiche Tragfähigkeit zu erhalten, die genannten Längen- und Breiten-Verhältnisse vergrößert wurden.

Der Techniker-Congreß bestimmte die Wassertiefe im Kanal ebenfalls mit 2 Meter, erweiterte aber die Drempeltiefe auf 2,5 Meter, ausgehend von dem Grundsatz, daß alle Bauwerke, und somit auch die Drempellage, 0,5 Meter

unter der Kanalsohle liegen müssen, um eine spätere Vertiefung der Kanäle um 0,5 Meter zu ermöglichen. Die nutzbare Länge der Schleuse hatte er mit 57,0 Meter festgestellt, um den Schiffen einen entsprechenden Spielraum in den Schleusen zu gestatten; die Breite der Schleusen blieb die gleiche.

Nach den Bestimmungen des Techniker-Congresses sind die Dimensionen der Normal-Schleusen: Wassertiefe 2 Meter, Drempeltiefe 2,5 Meter, Thorweite 7,0 Meter und nutzbare Länge 57,0 Meter.

Er stellte ferner fest, daß längs der Kanäle Leinpfade zu errichten sind, daß alle fixen Objecte eine lichte Höhe von 4,0 Meter über dem Wasserspiegel zu erhalten haben und daß die Sohle der doppelschiffigen Kanäle eine Breite von 16,0 Meter erhalte, um jederzeit sowol die Tonnage- wie die Schraubenschiffahrt ohne Gefährdung der Böschungen einführen zu können.

Stellt man nun die französische Type der deutschen Type gegenüber, so erhält man die Abmessungen in Metern:

Dimensionen	Französische Type	Deutsche Type
Wassertiefe im Kanal . . .	2,0	2,0
Drempeltiefe unter Wasserspiegel	2,0	2,5
Schleusen-Breite	5,2	7,0
„ nutzbare Länge .	38,5	57,5
Leinpfade	überall	überall
Sohlenbreite im Kanal . .	—	16,0

Die Trace eines Kanals pflegt sich, wie bei Straßen und Eisenbahnen, aus geraden Linien und Kreisbogen (Curven) zusammenzusetzen. In Betreff der ersteren gilt die leicht zu befolgende Regel, daß die Längen der einzelnen geraden Strecken nicht zu groß sein sollen, weil der Wellenschlag und das Auftreiben des Wassers durch Wind mit der Länge derselben zunimmt. Die Radien der Curven richten sich nach der Länge der Schiffe. Bei einer Schiffslänge von 34,50 Meter hat man auf dem Rhein-Marne-Kanal Radien von 100 Meter, aber auch größere (bis 1200 Meter) zur Anwendung gebracht. Bei älteren französischen Kanälen kommen nicht selten Radien von 30 bis 40 Meter vor.

Um die Beweglichkeit der Schiffe in den Kanälen zu sichern, wird die Breite derselben vergrößert, je kleiner der Krümmungsradius ist; bei scharfen Biegungen kann nöthigenfalls eine bassinartige Erweiterung angeordnet werden.

Um den Uebergang des Schiffes von einem Niveau zum andern zu vermitteln, hat man verschiedene Vorrichtungen und zwar:

1) Schleußen mit festen Kammern (Schiffahrtskammerschleußen).

2) Schiefe Ebenen.

3) Ascenseren.

Bei den unter 1 und 3 angedeuteten Constructionen erfolgt die Hebung in verticaler, bei den unter 2 angeführten in schiefer Richtung in Bezug auf den Wasserspiegel.

B. Schiffahrtskammerschleusen.

Die einfache Schiffahrtskammerschleuse besteht aus einer im Zuge des Schiffahrtskanals gelegenen, ausgezimmerten oder ausgemauerten langen Grube (der Schleusenkammer), welche bis zur Sohle der tiefer liegenden Kanalstrecke hinabreicht und an ihren Enden (den Häuptern) sowol gegen das untere wie gegen das obere Wasserniveau durch Stemmthore abgeschlossen werden kann.

Die Stemmthore sind entweder mit Schützen versehen, oder es befinden sich absperrbare Umläufe nächst den Thoren, um eine Communication des Wassers in die Schleusenkammer oder aus der Schleusenkammer zu ermöglichen.

Kommt ein Schiff im Unterwasser angefahren und ist die Kammer entleert, so zieht man das Schiff bei geschlossenen Ober- und geöffneten Unterthoren in die Kammer, die Unterthore werden geschlossen, und bei den Oberthoren die Schützen oder Umläufe geöffnet, damit aus der obern Haltung Wasser zur Füllung in die Kammer fließen kann. Allmählich füllt sich nun die Kammer bis ins Niveau des Wasserspiegels der obern Haltung, wobei das Schiff mitgehoben wird; nunmehr können die Oberthore, da die Wasserspiegel in der Kammer und der obern Haltung in einem Niveau sind, ohne weiteres geöffnet werden, und das Schiff vermag seine Fahrt flußaufwärts fortzusetzen.

Kommt ein Schiff von oben, so wiederholt sich die Procedur in umgekehrter Weise. Das Schiff fährt in die gefüllte Kammer, die Oberthore werden geschlossen, die Schützen oder Umläufe an den Unterthoren aufgemacht, der Wasserspiegel der Kammer sinkt, mit ihm das Schiff bis ins Niveau des Unterwassers; die Unterthore werden sodann geöffnet und das Schiff kann seine Fahrt in der abwärts gelegenen Kanalhaltung fortsetzen.

Gewöhnlich werden die Schleusen nur für ein Schiff gebaut, indeß gibt es auch solche für zwei und mehr Schiffe (Doppel- oder Kesselschleusen), wobei nur die Kammer eine größere Breite erhält, die Häupter jedoch nur für ein Schiff construirt werden. Um hierbei das zuerst in die Kammer hineingefahrene Schiff auch wieder zuerst herausfahren lassen zu können, müssen die beiden Häupter nicht gegenüber, sondern schief versetzt angeordnet werden.

Der Boden des Unterhauptes befindet sich in gleicher Höhe mit dem Boden der Kammer und bilden beide den Unterboden, während der Boden des Oberhauptes um das Gefälle der Schleuse höher liegt und Oberboden heißt. Der Uebergang zwischen beiden wird durch einen steilen Abfallboden hergestellt, der auch in zwei Stufen ausgeführt sein kann.

In jedem der beiden Häupter unterscheidet man die Thorkammern, d. h. die Räume, in welchen die Thorflügel sich bewegen. An beiden Seiten der Thorkammern sind die Thornischen, in welche sich die geöffneten Thor-

flügel derart einlegen, daß kein Theil derselben vor die Mauerflucht zu stehen kommt. Der Theil der Thornische, worin die Wendesäule des Thores sich dreht, heißt Wendenische. Die Stemmthore lehnen sich, wenn sie geschlossen sind, unten gegen die Schlagschwelle oder den Unterdrempel und werden, durch den Druck des höher stehenden Oberwassers, an die Wendenische, die Schlagschwellen und aneinander so fest gepreßt, daß eben hierdurch der wasserdichte Verschluß befördert wird.

Das Gefälle einer Schleuse (Differenz der Ober- und Unterwasserhöhe) beträgt gewöhnlich zwei Meter. Es gibt jedoch auch Beispiele für ein Schleusengefälle von 6 Meter. Bei größeren Gefällen wendet man gekuppelte, d. h. mehrere dicht hintereinander liegende Schleusen an, bei welchen das Unterhaupt jeder oberen Schleuse zugleich Oberhaupt der folgenden unteren Schleuse ist.

Um bei vorkommenden Reparaturen der Thore die Kammern wasserdicht abschließen zu können, befinden sich in den Mauern der Häupter vor und hinter den Thoren (in den sogenannten Vor- und Hinterböden) Dammfalze zum Einlegen der Dammbalken. Bei kleinen Schleusen, die nur eine sehr geringe Breite haben, werden die Thore auch einflügelig construirt. Das Unterhaupt der untersten Schleuse eines schiffbaren Kanals, welche die Verbindung des Kanals mit einem Strome herstellt, muß offenbar die höchsten Wasserstände des letzteren zurückhalten, wozu man das Unterhaupt mit einem zweiten Thorpaare, welches sich in entgegengesetzter Richtung, d. h. nach dem Strome zu öffnet, versieht. Diese Thore nennt man Flutthore. Etagenähnliche Erhöhungen der Oberthore bei Seeschleusen zur Abhaltung eines selten eintretenden hohen Wasserstandes heißen Sturmthore, für welche die gewöhnlichen Oberthore die Rolle der Schlagschwellen spielen. Natürlich muß hierbei auch die Mauerung des Oberthores eine entsprechend größere Höhe erhalten.

Bei den Schleusenkammern unterscheidet man die Kammerwände und den Kammerboden. Gewöhnlich sind die Kammerwände von Stein, häufig von Holz und selten von Gußeisen construirt. Hölzerne Kammerwände sehen wie Bohlwände aus. Sie haben jedoch geringe Dichtigkeit und geben zu häufigen Reparaturen Veranlassung. Massive Kammerwände werden durch Ufermauern gebildet, die am besten aus Quadern mit hydraulischem Mörtel ausgeführt werden. Die Kammerböden bestehen in der Hauptsache aus einem kräftigen hölzernen, auch unter den Mauern sich hinziehenden Rost, der durch Lang- und Querschwellen sowie einen (durch Spundung, Kalfaterung u. s. w. gedichteten) Bohlenbelag gebildet wird und auf eingerammten Pfählen ruht. Unter dem Roste zwischen den Pfählen hebt man den Boden circa 0,6 Meter tief aus und bringt bis zur unteren Fläche des Bohlenbelags sowol unter dem Kammerboden als auch unter den Mauern einen festen Thonschlag ein. Massive Kammerböden werden oft, wenn man einen aufwärts gerichteten Druck befürchtet, mit verkehrten, nach unten convexen Gewölben construirt.

Auch die Schleusenhäupter werden theils mit massiven, theils mit hölzernen Böden und Wänden hergestellt. Hier ist ganz besonders auf Festigkeit und Wasserdichtigkeit zu sehen, da die Schleusenhäupter mit den Thoren dem Drucke des Oberwassers sicher widerstehen müssen und auch kein Wasser zur Seite oder unter dem Boden hindurchziehen lassen dürfen, weil sonst die Erde fortgespült und der Bau gefährdet werden könnte. Um dies zu erreichen, wird unter den Wänden und dem Boden im Grunde eine Anzahl von Quer- und Längsspundwänden geschlagen und der Bau mit großer Vorsicht ausgeführt. Es sind auch Schleusen ganz aus Beton hergestellt worden (so z. B. die Franz-Josef-Schleuse an der Einmündung des Franzen-Kanals in die Donau). Aus gußeisernen Platten bestehende Wände und Böden haben einige Schleusen des Ellesmere-Kanals in der Nähe des Breston-Castle.

Zur Befestigung der Thorflügel dienen Pfannen, in denen sich die Thore mittels am unteren Ende der Wendesäule angebrachter Zapfen drehen, während das obere Ende dieser Säule durch fest mit dem Mauerwerke verankerte eiserne Halsbänder gehalten wird. Zweckmäßiger ist es, das untere Ende der Wendesäule als Pfanne auszubilden und den stützenden Zapfen auf dem Thorkammerboden zu befestigen, da sich auf diese Weise nicht so leicht Sand in die Pfanne hineinsetzt. Um das Sacken der Thore zu verhindern, werden die kreuzweise angeordneten hölzernen Streben und eisernen Zugbänder angebracht. Große Thore läßt man mit ihrer unteren Fläche auf Rollen gehen, oder construirt sie auch hohl, um ihr Gewicht im Wasser zu vermindern. In neuerer Zeit sind mit großem Vortheil gußeiserne, insbesondere schmiedeeiserne Stemmthore angebracht worden.

Bei sehr großen Schleusen hat man an Stelle der festen Thore bewegliche Verschlüsse, die sich als Sperrschiffe quer vor die Oeffnung legen, zur Anwendung gebracht. Fächerthore sind solche, welche sich selbstthätig dem höheren Wasserstande zuwenden, je nachdem derselbe vor- oder rückwärts eintritt; sie finden an Einmündungen von Kanälen ins Meer Verwendung.

Die Erfindung der Kammerschleuse wird dem holländischen Ingenieur Simon Stevin im J. 1618 zugeschrieben. Nach Wiebeking soll bereits zur Zeit Wilhelm's II. 1253 die Genehmigung zum Bau einer Schleuse bei Saardam ertheilt und eine solche 1220 in Amsterdam erbaut worden sein. In einem Werke, das Leon Battista Alberti 1452 dem Papste Nicolaus V. überreichte, findet sich bereits die genaue Beschreibung einer Kammerschleuse. Nach Frisi soll die erste Schleuse 1481 an der Brenta bei Padua erbaut worden sein. Mit Sicherheit läßt sich die Schleuse erst Mitte des 15. Jahrh. nachweisen. In England wurde die erste Schleuse erst bei der Schiffbarmachung der Calder und Aire (das Gesetz datirt vom 4. Mai 1699) in Anwendung gebracht. Wer immer der Erfinder der Kammerschleuse gewesen sein mag, sein Verdienst um die Wasserstraße ist das gleiche wie jenes Stephenson's um Vervollkommnung des Landtransportes.

Wasser-Sparanlagen.

Der hohe Wasserverbrauch bei Schiffahrtskammerschleusen hat zu einer Reihe von Anordnungen Veranlassung gegeben, welche bei wasserarmen Kanälen zur Anwendung gekommen und und auf folgenden Principien beruhen:

1) Hydrostatische Ausspiegelung in Seitenbassins.

So lange das Wasser in der Kammer noch höher steht als in einem Seitenbassin, wird es nicht in die nächste Kanalstrecke, sondern in dieses abgelassen, bis beide im Niveau stehen. Alsdann schließt man den Verbindungskanal, und beim nächsten Füllen der Kammer läßt man in diese das aufgefangene Wasser wieder zurückfließen. Seitenbassins solcher Art sind mehrfach angewendet und haben sich sehr nützlich gezeigt, um den Wasserverbrauch der Schleusen zu ermäßigen.

Schon Belidor beschreibt eine Schleuse dieser Art, die von Dubié im J. 1643 erbaut wurde und welche die nach Furnes und Ypern führenden Kanäle verbindet.

Günstiger stellt sich die Kostenfrage und zugleich die Größe der Ersparniß, wenn man nicht eins, sondern mehrere Bassins nebeneinander, also eventuell zu beiden Seiten der Schleuse herrichtet, und dann nicht eine sehr hohe Wasserschicht der Kammer verhältnißmäßig tief hinabfallen läßt, sondern die Wassermenge der Kammer in viele dünne Schichten theilt, dieselben seitwärts mit möglichst kleinem Fallverlust ablagert und dann bei der Wiederfüllung der Kammer diese vielen seitwärts gelagerten Schichten ebenfalls mit kleinstem Gefalle in die Kammer zurückleitet.

Hatten die horizontalen Querschnitte der Seitenbassins die doppelte Größe von denen der Kammer, so würde die relative Ersparung von Wasser sein

bei 1 Seitenbassin $\frac{2}{5} = 0{,}40$
„ 2 „ $\frac{4}{7} = 0{,}57$
„ 3 „ $\frac{2}{3} = 0{,}67$
„ 4 „ $\frac{8}{11} = 0{,}73$

Es ergibt sich hieraus, daß man den Wasserbedarf zum Füllen der Schleusen durch Anlage von Seitenbassins allerdings erheblich vermindern kann. Trotzdem ist im ganzen nur wenig Gebrauch von den Seitenbassins gemacht worden, weil außer den Kosten auch der Zeitverlust durch das langsame Füllen und Leeren in Betracht kommt.

Zuweilen hat man zwei gewöhnliche Schleusen unmittelbar nebeneinander erbaut, und indem die Kammern durch einen verschließbaren Kanal verbunden waren, jede dieser Kammern als Seitenbassin der andern benutzt. Dieses System ist an dem Regents-Kanal in England zur Ausführung gebracht.

2) Das Princip des hydrostatischen Auftriebes wurde in etwas abenteuerlicher Weise zuerst von Robert, später von Smith, Simpson u. s. w., endlich von Girard herbeigezogen.

Nach letzterem wird die Füllmasse der Kammer bald in ein festes Seitenbassin hinabgelassen, bald wieder aus diesem in die Kammer hinaufgedrückt, je nachdem ein dieses Seitenbassin nahezu ganz ausfüllendes bewegliches Bassin oder ein Schwimmer aufsteigt oder niedersinkt und in letzterem Falle auf die in dem festen Bassin enthaltene Füllmasse drückt.

3) Benutzung der lebendigen Kraft. Schon A. Wiebe hat den Gedanken angeregt, zwei Schachte durch einen Kanal an der Sohle zu verbinden. Einer der Schachte A ist bis zur Höhe des Oberwassers, der andere B nur bis zur Höhe des Unterwassers gefüllt. Indem man das Wasser in A durch Oeffnen einer Schütze durch den Umlaufkanal in B übertreten läßt, wird dieses infolge der in Wassermasse sich ansammelnden lebendigen Kraft in B bis nahe in das ursprüngliche Niveau von A aufsteigen, in welchem Momente es durch Schließen der Schütze abgesperrt wird. Das zur vollen Füllung noch erforderliche Quantum würde dem Oberwasser zu entnehmen und eventuell zurückzupumpen sein.

Dasselbe Princip wurde von Marquis de Caligny an der Schleuse zu Aubois in dem Seitenkanal der Loire in einem Apparate verkörpert und nebenbei der Druck der Atmosphäre benutzt, um unter einer aufsteigenden, aber im Zufluß begrenzten Wassersäule ein Aufsaugen aus dem Unterwasser zu bewirken. Da es nun, wie leicht nachweisbar, unmöglich ist, die Füllmasse der Kammer durch einmaliges continuirliches Ablassen ganz oder auch nur zum großten Theil vermoge ihrer lebendigen Kraft in einem Seitenbassin bis zur Höhe des Oberwassers wieder aufzufangen, so benutzt der Caligny'sche Apparat nur auf kurze Zeit die größte Entwickelung der lebendigen Kraft, indem er mit mehrfachen Wiederholungen ruckweise arbeitet. Es wird durch Oeffnung eines Ventils in einer recht langen Röhre zunächst aus dem hohen Wasser der Kammer nach einem niedrigen Bassin hin ein Strom erzeugt, das Ventil wird plötzlich geschlossen und das in Bewegung gesetzte Wasser durch seine lebendige Kraft gezwungen, einen höheren Ausweg nach dem Oberwasser hin zu suchen. Sobald die lebendige Kraft hierzu nicht mehr ausreicht, wird das Spiel erneuert u. s. w.

Näheres über die Einrichtung und die Theorie des hochinteressanten Apparates siehe Lagrené: Cours de navigation intérieure, III Bd.; Annales des ponts et chaussées (März 1869); Journal de mathématiques de Lionville (1838); Comptes-rendus de l'Académie des sciences 1872—73.

Die lebendige Kraft des bewegten Wassers läßt sich außer zur Ersparung des Oberwassers auch für leichtere Bedienung der Schleuse und bequemeres Aus- und Einfahren der Schiffe verwenden.

C. Schiefe Ebenen.

Das Princip der schiefen Ebenen besteht darin, daß zwischen den Endpunkten der zu verbindenden Haltungen eine Bahn angelegt wird, auf welcher eigens construirte Wagen rollen, welche entweder eine Kammer tragen, in der das Schiff schwimmt (1839 Monkland-Kanal) oder das Schiff direct außer Wasser transportiren (1788 bei Ketley sowie Coalport Shropshire, 1825 beim Morris-

Kanal und in ganz vorzüglicher Weise seit 1845 auf dem Oberländischen Kanal in Preußen).

Die Ebenen setzen sich entweder mit constantem Gefälle von dem Unterkanal bis zum Oberkanal fort, wobei sie nicht unmittelbar in den letzteren, sondern in eine mit diesem verbundene Schleusenkammer eintreten, die abwechselnd mit Wasser gefüllt und geleert wird — oder es befindet sich zwischen beiden ein erhöhter Rücken, der von den Wagen mit den Schiffen überstiegen werden muß.

Die letzte Anwendung gewährt den wesentlichen Vortheil, daß jeder Wasserverlust zum Füllen der Schleuse aus dem Oberkanal vermieden, außerdem auch die Schleuse entbehrt wird, deren Benutzung überdies einige Zeit in Anspruch nimmt. Dagegen tritt hierbei der Uebelstand ein, daß ein fest mit den Radachsen verbundener Wagen, der ein fest darauf sitzendes Schiff trägt, insofern er den Scheitel übersteigen muß, nothwendig nur auf zwei Achsen ruhen darf, soll nicht beim Passiren des Scheitels oder wechselnder Steigungsverhältnisse eine Entlastung einzelner Achsen und hierdurch eine Ueberlastung der übrigen eintreten.

Es fehlt nicht an Vorschlägen, mit Wagen von beliebiger Anzahl der Räder die Scheitel zu passiren. Es mögen die wichtigsten Platz finden:

1) Hierher gehört zunächst der Vorschlag, die Schiffe, während sie nach der Quere gestellt sind, die Ebenen passiren zu lassen; dabei müßte die geneigte Ebene eine übermäßige Breite erhalten.

2) Ein anderer Vorschlag geht dahin, das Schiff in seiner Längenrichtung bei constantem Gefälle bis zu solcher Höhe über den Oberkanal ansteigen zu lassen, daß es auf einem zweiten von hier seitwärts abgehenden Gleis wieder bei demselben Gefälle in ein Bassin herabgelassen werden kann, das mit dem Oberkanal in Verbindung steht. Zur Ueberführung in das zweite Gleis müßte entweder eine Drehscheibe, eine Weiche oder eine Schiebebühne angewendet werden. Die Vertheilung der Last auf eine beliebig große Anzahl von Rädern wäre dabei zulässig, insofern der Wagen auf dem einen wie auf dem andern Gleise mit Einschluß der Drehscheibe, Schiebebühne oder Weiche stets dasselbe Gefälle verfolgt.

3) Baumeister Post gibt eine Construction des Schiffswagens für eine geneigte Ebene mit wehrartigen Rücken und wechselnder Steigung und für Fahrzeuge von 4000 Centner, welche hauptsächlich darauf beruht, daß der Steigungswechsel sehr allmählich eintritt und daß die Differenzen der wechselnden Höhen zwischen den Schienen und dem Schiffe, sowie die verschiedenen Achsendrücke durch Tragfedern vermittelt und thunlichst ausgeglichen werden.

4) Um den Scheitel einer schiefen Ebene zu passiren, hat Post eine andere Lösung geliefert, nach welcher der Wagen am Scheitelpunkte eine Brücke benutzen soll, die in halber Länge auf einem Charnier-Bolzen und an den Enden auf den Stempeln hydraulischer Pressen ruht; je nachdem die Pressen des einen oder des andern Auflagers ihren tiefsten Stand einnehmen, correspondirt das Brücken-Plateau mit der Haupt- oder der Gegensteigung der geneigten Ebene.

5) Nach einem dem unter 4 erwähnten ähnlichen Vorschlag Bellingrath's ruhen am Scheitel die Brückenbalken, wie solche unter jeder Schiene angebracht sind, auf einer beliebigen Anzahl gleichmäßig vertheilter Kolben hydraulischer Pressen, welche untereinander communiciren, und wird die Serie Stempel jedesmal in jene Lage gebracht, welche einer der beiden Kipprichtungen entspricht.

6) Nach einem von Jebens (1877) veröffentlichten Gedanken soll das Wagenbassin, in welchem das Schiff schwimmt, durch mehrere der Länge nach nebeneinander gestellte Wagen gebildet werden, von denen ein jeder Seitenwände besitzt, bei denen aber, mit Ausnahme der beiden am Vorder- und Hinterende stehenden Wagen, Vorder- und Rückwand fehlen. Die Wagen sind durch Kuppelungen so verbunden, daß keine Bewegung in der Längenrichtung möglich ist. Um die beim Passiren der Curven und Gefälländerungen nöthigen Verstellungen möglich zu machen, befindet sich zwischen je zwei Wagen ein kleiner Spalt, der durch eine mittels metallener Leisten und Schrauben aufgedrückte Kautschukplatte geschlossen wird, welche im Stande ist, den durch die Durchfahrung der Curven u. s. w. bewirkten Erweiterungen und Verengerungen des Spalts zu folgen.

7) Bei dem hydrostatischen Wagen Bellingrath's sind die Stützen des Schiffes durch Kolben gebildet, die sich in mit Glycerin gefüllten Cylindern bewegen. Die Cylinder communiciren unter sich. Wird nun das Schiff auf den Wagen gebracht, so wird der Schiffskörper durch diese Kolben an allen Stützpunkten unter gleichem Druck unterstützt. Das Schiff leidet dann beim Transporte keine empfindlichen Stöße mehr und bleibt immer im gleichen Niveau, selbst wenn es auf der schiefen Ebene bewegt wird. Dieses System ist für den Elbe-Spree-Kanal, und zwar für Boote von 350 Tonnen Tragfähigkeit in Aussicht genommen.

Hinsichtlich der motorischen Kraft für die Bewegung auf der schiefen Ebene können mehrere Principien zur Anwendung kommen:

1) Ein auf- und ein gleichzeitig absteigendes Schiff balanciren sich, indem sie durch ein gemeinschaftliches Seil verbunden sind. Kästen, auf gleiche Höhe gefüllt, halten einander allezeit die Wage, wenn sich beide auf der langen geneigten Ebene befinden, weil die Schiffe, schwer oder leicht, die sie enthalten, genau ihr eigenes Gewicht an Wasser verdrängen. Zu Beginn der Bewegung, wo beide Kästen im Begriff sind, aus dem Wasser zu kommen, der eine an der oberen, der andere an der unteren Haltung, ist das Gleichgewicht nicht erhalten; und muß, um die zu jener Zeit erforderliche Kraft zu liefern und während der ganzen Bewegung die Reibungswiderstände zu überwinden, eine Dampfmaschine die Hauptrolle, wie im Falle geneigter Seilebenen mit feststehenden Maschinen auf Eisenbahnen, übernehmen, oder man kann den abwärts gehenden Wagen durch eine größere Füllung überlasten, wobei eine Bremse in Thätigkeit zu kommen hat.

2) Die Schiffe werden für sich gefördert, wobei das auf- oder absteigende Schiff durch ein Gegengewicht

Lamont wird; im übrigen dasselbe wie im Verfalle eintritt.

3) Das Schiff wird durch eine Locomotive emporgezogen. Da letztere nicht in das Unterwasser gehen darf, so ist die Anordnung gewählt, daß der Schleusenwagen nicht nur beim Oberkanal, sondern auch beim Unterkanal gegen ein Abschlußthor anfährt, selbst aber im Trockenen bleibt. Dies konnte auf geradliniger Bahn bewirkt werden, indem die Locomotive auf einer Stelle der geneigten Ebene während eines kurzen Aufenthalts und mittels zweier Weichen von vorn nach hinten umgespannt wird. Bei der Meyer'schen Anordnung wird der Zweck durch Einschaltung einer Kopfstation erreicht, in welche Locomotive und Schleusenwagen mittels Weiche und Curve von einer Seite ein- und nach der andern Seite wieder ausfahren.

4) Um Dampfschiffe Ebenen emporsteigen zu lassen, kann man nach Th. Grahame jeden Dampfer mit einer durch seine Maschine getriebenen Winde ausrüsten und die geneigte Ebene einfach mit einem Seile versehen, dessen oberes Ende festgemacht wird, während sein unteres lose ist. Das Boot wird schwimmend über eine Rollbrücke am Fuße der Ebene gebracht, das lose Ende des Seils gefaßt und an der Winde befestigt, welche, durch die Maschine in Bewegung gesetzt, bewirkt, daß sich das Boot selbst auf der schiefen Ebene emporschleppt.

5) Der Schiffswagen hängt an einem Schleppseile, einer Schleppkette oder einer Zahnstange und zieht sich hieran mittels einer Winde empor, welche durch ein eigenes Triebseil in Thätigkeit gesetzt wird; das Triebseil erhält durch eine stabile Maschine seine Bewegung (System Agudio).

D. Ascensoren.

Wir wollen darunter Apparate verstehen, bei welchen das Schiff in einer beweglichen Kammer sich vertical aufwärts bewegt, während eine zweite Kammer die erstere balancirend abwärts geht.

Schon im vergangenen Jahrhundert wurde von James Anderson in Edinburgh eine Art der Beschaffung des Gegengewichts für die bewegliche Schleusenkammer angegeben, welche später Brownhill in Sheffield wiederholte, die aber erst um 1840 am Grand-Western-Kanal zur Ausführung gebracht worden ist.

Es handelte sich hier darum, für ganz kleine Schiffe von 8^t Tragfähigkeit hölzerne Kästen zu benutzen, die, mit Schützen geschlossen, an Ketten hängen, welche über Kettenscheiben geführt sind. Das Gefälle wird etwa 14 Meter betragen.

Die Betriebskraft wird gewonnen, indem man den Wasserspiegel in dem sinkenden Kasten um 5 Centimet. überhebt; alsdann hebt ein Kasten den andern.

Auf diese Art kann gleichzeitig ein Schiff gehoben und eins herabgelassen werden, dabei sind die Gewichte derselben ohne Einfluß, da jedesmal eine denselben entsprechende Wassermenge aus der Kammer entweicht. Beide anschließenden Kanalstrecken müssen in zwei Arme gespalten werden, von denen jeder mit einer Schleusenkammer in Verbindung gesetzt wird. In neuester Zeit hat diese Schleuse ein großartiges Seitenstück in der hydraulischen Schleuse zu Anderton am Weaverflusse erhalten, welche, von Sydingham Duer erbaut, 1875 dem Betriebe übergeben wurde. Sie besteht aus zwei Kammern von 4,$_7$ Meter Breite und 23 Meter Länge, welche auf je einem Preßkolben ruhen, mit Wasser gefüllt sind und Schiffe von 2500 Centner aufzunehmen vermögen.

Die Preßcylinder stehen untereinander in Verbindung, beim Betriebe bekommt der obere Kasten um 15 Centimet. mehr Wasserhöhe als der untere, erhält hierdurch das Uebergewicht und sinkt, den unteren gleichzeitig hinaufdrückend.

Wenn der sinkende Kasten in das Unterwasser taucht, verliert er infolge des Auftriebs an Gewicht und ist nicht mehr im Stande, den aufgehenden zu heben, es muß daher der Rest des Hubes künstlich bewerkstelligt werden, was durch eine 10pferdige Dampfmaschine geschieht. Ein Mann setzt von einem Häuschen aus sämmtliche Ventile und Hebel in Bewegung.

Das Heben und Senken eines Schiffes erfordert circa 8 Min. Wenn ein beladenes Schiff abwärts und gleichzeitig ein leeres aufwärts transportirt wird, so drängt das beladene aus der Schleusenkammer so viel Wasser in das Oberwasser hinein, als seinem Gewichte entspricht, das leere Schiff entnimmt aus dem Oberwasser so viel Wasser, als seinem Gewichte zukommt. Ist nun die Tauchungstiefe des beladenen Schiffes bedeutend, so beträgt die hineingedrängte Wassermenge mehr als die Ueberhöhe von 15 Centimet. und es findet geradezu eine Speisung der oberen Strecke mit Wasser statt.

Dieses Bauwerk hat zu einer Reihe von weiteren Untersuchungen und Verbesserungen Anlaß gegeben. So hat Bellingrath hiernach das Project einer hydraulischen Schleusenhebung für Schiffe von 7000 Centner und 36 Meter Hubhöhe für den Elbe-Spree-Oder-Kanal entworfen, Sonne diesem System eine in der Anlage ökonomisch günstiger durchzuführende Form gegeben. Aehnliche große im Auftrage der französischen Regierung ausgearbeitete Projecte rühren von Sydingham Duer für einen Ascensor am Kanal von Neufossé her. Der Bau des letztgenannten Ascensor erfolgt nach dem Concurrenz-Project Edwin Clark's. Dieser hat den Apparat von Anderson wesentlich verbessert, sodaß er in zwei aus Mauerwerk bestehenden Thürmen, die zugleich als Führungen für die Kammern dienen sollen, je ein eisernes Wasserreservoir anbringt, deren Durchmesser dem der Pressen gleich sind, welche die Kammern haben, und als Compensatoren wirken, da während der Bewegung einer der Compensatoren stets dadurch das Wasserquantum erhält, welches der andere verliert, und der Apparat mithin auch rücksichtlich der in den Preßkolben auf- und niederfallenden Wassersäulen im Gleichgewichte bleibt.

In neuester Zeit wurde von der französischen Regierung nachstehendes Project (Barret's) mit dem ersten Preise ausgezeichnet. Es wird am Canal de la Marne à la Saône bei Houilley Cotton zur Durchführung gelangen.

Der Funicular-Ascensor (System Barret) besteht

aus zwei mit Wasser gefüllten beweglichen Schleusenkammern, welche wie die Schalen einer Wage auf- und absteigen. Die beiden Kammern sind mit einer Serie von Gall'schen Ketten aneinandergekuppelt, die sich um Muffeln winden.

Die Anzahl Ketten variirt mit der zu tragenden Last, ihre Verbindung mit den Kammern ist derart, daß letztere immer im Gleichgewicht sind.

Bei Ascensoren größerer Construction vermehrt sich selbstverständlich auch das Gewicht der Gall'schen Ketten und bei der Bewegung entsteht eine bedeutende Acceleration; um dies zu verhindern, ist unter der Kammer ein anderer Kettenzug angebracht, der von einem Kammerboden zum andern reicht.

Bei den Gall'schen Ketten würden kleine Abweichungen in den Längen der einzelnen Bestandtheile genügen, um Denivellationen in den Kammern hervorzubringen. Die Regulirung und die gleichmäßige Arbeitsvertheilung sind daher eine Hauptbedingung für die Sicherheit des ganzen Apparates. Zu diesem Behufe sind die Ketten an hydrostatischen Differentialapparaten fixirt, welche eine vollständig gleichmäßige Vertheilung des Zuges gestatten.

Um während der Ruhezeit nicht alle Organe in Anspruch zu nehmen, läßt man die untere Kammer auf Stapelklötzen ruhen, während die obere mittels Riegel aufgehängt wird. Die Verschlußapparate der Kanäle und der Kammern bestehen im allgemeinen aus einem hochkantig gestellten eisernen Caisson. Die wasserdichte Verbindung der Thür mit der Kammer geschieht mittels Pfosten aus Eichenholz. Der Wind übt großen Einfluß auf die Niveauvariationen der Kanäle, sodaß es vorkommen kann, daß die aufsteigende Kammer mehr belastet ist als die absteigende und die Bewegung nicht stattfinden kann. Um daher die Tiefe des Wassers ganz genau zu bestimmen, werden Differentialapparate verwendet.

In untenstehender Tabelle haben wir die bei den vorher beschriebenen Kanalwerkzeugen zu übersetzenden Niveau-Differenzen sowie die Dauer der einzelnen Operationen angegeben.

Ueber die Dauer einer Schleusung gibt nebenstehende Uebersicht Aufschluß:

	Gewöhnliche Schleuse	Geneigte Ebene in Blackhill	Dodgeschleuse in Preuß. Oberland	Geneigte Ebene in Georgetown	Ascenser in Anderton	Project Barret
Niveaudifferenz (in Metern)	3,00	29,38	24,48	11,60	15,35	20,50
Dauer einer Operation (Minuten) . . .	30	10	15	16	19	10
Mittlere Zeit per Meter-Schiff (Secunden)	600	20	37	82	75	29

E. Wasserverbrauch.

Die Wasserverluste einer bestehenden Wasserstraße lassen sich auf folgende Ursachen zurückführen.

1) Versickerung. Sie ist eine Function der Bodenbeschaffenheit und der Tiefe des Kanals und kann durch Dichtungsmittel vermindert werden. Im allgemeinen ist die Menge des versickernden Wassers außerordentlich verschieden. Es kommen Kanalstrecken vor, in denen sich das Wasser durch unterirdische Zuflüsse vermehrt, so bei Moorkanälen, sowie solche, welche täglich ihren vollen Inhalt und mehr an den Boden abgeben. Letzteres insbesondere, wenn der Kanal zur Quellenbildung Anlaß gibt.

Die Kunstbauten und ihre Anschlüsse macht man möglichst wasserundurchlässig. Bei massiven Kanalbrücken bieten Betonirung der Sohle, Cementmörtel, Asphalt die leider nicht immer vollkommen wirkenden Mittel hierzu.

Im laufenden Kanale kann man durch sorgfältig hergestellte Ausfütterungen aus fetter Erde, Thonschläge, Betonirung nachhelfen. Sandiger Boden kann durch trübes Wasser, das beim Durchsickern seine Sinkstoffe, die Zwischenräume ausfüllend, liegen läßt, durch Einleiten von Kalkmilch u. s. w. dicht gemacht werden.

Die Dichtungsarbeiten spielen insbesondere in den ersten Jahren des Kanalbestandes eine wichtige Rolle und verursachen oft eine ganze Reihe langwieriger und mühevoller Ausführungen. Hierzu liefern z. B. die von Gräff (Canaux et Chemins de fer, Seite 150) beschriebenen Arbeiten am Rhein-Marne-Kanal ein interessantes Beispiel, welches außerdem einen interessanten Einblick hinsichtlich der Reparaturen bei Dammbrüchen u. s. w. gewährt.

2) Verdunstung. Sie tritt insbesondere in den Sommermonaten ein. Der Verlust ist im allgemeinen gering; holländische Ingenieure schätzen den Verlust, welchen ein Kanal an den Oberflächen und an den beiden Ufern während eines heißen Sommers erleidet, auf 90 Centimet. Wasserhöhe.

3) Verlust an den Schleusen. Er ist wieder eine Function der Bauart der Schleuse; es lassen sich hierüber nur allgemeine Gesichtspunkte angeben.

Beim Durchgang eines Schiffes durch eine gewöhnliche Schiffahrts-Kammerschleuse sind zwei verschiedene Wassermengen in Betracht zu ziehen, nämlich zunächst diejenige, welche erforderlich ist, um den Wasserstand in der Schleusenkammer vom Unterwasser bis zum Oberwasser zu heben. Man nennt sie die Füllmasse M, und es ist klar, daß sie unverändert dieselbe bleibt, wenn ein Schiff in der Schleusenkammer sich befindet oder nicht.

Dieses taucht nämlich in das Oberwasser ebenso tief ein wie in das Unterwasser. Sobald das Schiff dagegen in die Schleusenkammer hinein-, oder aus derselben herausgezogen wird, so füllt sich der leere Raum, den der eintauchende Theil des Schiffes bisher einnahm, mit Wasser, und eine Wassermenge S, deren Gewicht dem des Schiffes sammt seiner Ladung gleich ist, wird aus der Kammer hinaus- oder in dieselbe hineingedrückt. Man nennt diese die Flottmasse. Außerdem wäre noch diejenige Wassermenge zu erwähnen, welche sich in der Kammer befindet, während die Verbindung mit dem Unterwasser hergestellt ist. Diese kommt indessen nicht in Betracht, da sie bei einfachen Schleusen stets in der Kammer bleibt, auch bei gehörigem Gebrauch der Kuppelschleusen aus den Kammern nie abgelassen wird.

Zunächst mag der Durchgang eines Schiffes durch eine einfache Schleuse untersucht werden. Das Schiff komme aus dem Unterwasser, und ein anderes Schiff sei ihm in derselben Richtung vorangegangen. Es findet daher die Schleuse gefüllt. Ehe das Schiff hineingehen kann, muß diese entleert werden, daher fließt dem Unterwasser die Masse M zu. Indem aber das Schiff in die Schleuse fährt, drängt es noch die Masse S zurück, dem Unterwasser ist daher M + S zugeflossen. Sobald das Schiff in der Schleuse sich befindet, erfolgt die Füllung aus dem Oberwasser, und beim Heraustreten in dieses fließt noch die Masse S in die Schleusenkammer. Der Verlust des Oberwassers ist daher eben so groß wie der Gewinn des Unterwassers, nämlich M + S.

Wenn dagegen ein Schiff herabfährt, also aus dem Oberwasser in die Schleuse tritt, während wieder ein anderes in derselben Richtung ihm vorangegangen ist, so stellt sich das Resultat etwas anders. Die Schleuse ist leer, d. h. die Kammer ist bis zur Höhe des Unterwassers abgelassen. Ehe das Schiff hineingehen kann, muß sie gefüllt werden, dem Oberwasser wird daher die Masse M entzogen. Sobald jedoch das Schiff in die Schleuse fährt, wird von diesem wieder ein Theil, nämlich S zurückgedrängt. Der Verlust des Oberwassers betragt daher nur M — S, und die weitere Betrachtung ergibt leicht, daß der Gewinn des Unterwassers ebenso groß ist. Die beim Auf- und Abgehen eines Schiffes hindurchgelassene Wassermenge ist daher gleich 2 M.

Die Resultate stellen sich günstiger, wenn die Schiffe abwechselnd in einer und der andern Richtung durch die Schleuse gehen. Die Gesammt-Resultate sind in Nachstehendem zusammengefaßt:

Einfache Schleuse	Schleuse angetroffen	Entleertes Wasser	Schleuse verlassen
Ein Schiff abwärts gehend	leer . . .	M — S .	leer
" " " "	voll . . .	— S . . .	
Ein Schiff aufwärts gehend	leer oder voll	M + S . .	voll
n Schiffe, das eine abwärts, das folgende aufwärts u. s. w. gehend.	abwärts voll aufwärts leer	n M . . .	abwärts leer aufwärts voll
Zug von n Schiffen abwärts gehend	leer . . .	n M — n S	leer
Zug von n Schiffen abwärts gehend	voll . . .	(n—1) M — n S	
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	leer oder voll	n M + n S	voll
Zwei Züge, jeder von n Schiffen, der erste abwärts, der zweite aufwärts gehend.	voll . . .	(2 n — 1) M	voll

Reihe von m gekuppelten Schleusen	Schleusen angetroffen	Entleertes Wasser	Schleusen verlassen
Ein Schiff abwärts gehend	leer . . .	M — S. . . .	leer
" " " "	voll . . .	— S.	
Ein Schiff aufwärts gehend	leer . . .	m M + S. . .	voll
" " " "	voll . . .	M + S. . . .	
Zwei n Schiffe abwechselnd abwärts und aufwärts gehend	abwärts voll aufwärts leer	m n M	abwärts leer aufwärts voll
Zug von n Schiffen abwärts gehend	leer . . .	n M — n S . .	leer
Zug von n Schiffen abwärts gehend	voll . . .	(n — 1) M — n S	
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	leer . . .	(m+n—1) M + n S	voll
Zug von n Schiffen aufwärts gehend	voll . . .	n M + n S . .	
Zwei Züge von je n Schiffen, der erste abwärts, der zweite aufwärts gehend.	voll . . .	(m + 2 n — 2) M	voll

Aus diesen Berechnungen ergibt sich, wie bereits gesagt, daß einfache Schleusen für die Wassererspariß vortheilhafter sind als gekuppelte Schleusen; daß bei einer einzelnen Schleuse einzelne Schiffe, abwechselnd auf- und abwärts gehend, weniger Wasserverbrauch verursachen, als gleiche Anzahlen von Schiffen in Zügen, und daß andererseits an gekuppelten Schleusen Schiffe in Zügen weniger Wasserverbrauch verursachen als gleiche Anzahlen abwechselnd auf- und abwärts gehender Schiffe. Aus diesem Grunde ist es, wo eine lange Reihe gekuppelter Schleusen unvermeidlich ist, gebräuchlich, sie doppelt zu machen, das ist zwei Reihen von Schleusen nebeneinander zu haben und die eine ausschließlich für aufwärts-, die andere ausschließlich für abwärts gehende Schiffe zu verwenden.

Wesentlich günstiger gestaltet sich der Wasserverlust bei Verwendung der Bassins, schiefen Ebenen, Ascensoren u. s. w. und wurde hiervon schon im Früheren Erwähnung gethan.

4) Eine weitere Quelle des Wasserverlustes entspringt aus der Undichtheit der Thore.

5) Besondere Verluste treten endlich bei Neufüllung und Wiederfüllung der Kanalstrecke ein.

Gräff (Construct. des canaux et de chemins de fer, Seite 223) rechnet bei einem normalen täglichen Verlust von $0{,}4$—$0{,}6$ Kubikmet. für den laufenden Meter täglich kurz nach Einlassen des Wassers $1{,}2$—$1{,}5$ Kubikmet., und während der ersten Monate des Kanalbetriebes $0{,}8$ bis 1 Kubikmet. Ein in normalem Zustande befindlicher Kanal ohne Zu- und Abschluß zeigt nach Minard immerhin eine tägliche Senkung des Wasserspiegels von 3 bis 4 Centimet.

F. Speisung der Kanäle.

Kanäle werden aus Sammelgebieten, Brunnen, Quellen, Bächen gespeist und ihre Versorgung bedingt dieselben Fragen betreffs Regenmenge, Bedarf, Ersatz, welche bei Wasserversorgungen zur Lösung gelangen.

Im allgemeinen sollen die Anlagen zur Speisung den Wasserverbrauch zur Zeit des größten Bedarfes decken, wenn derselbe auch in der Zeit der geringsten Wassermenge der natürlichen Gewässer zusammenfällt.

Das Wasser wird hierbei einem tieferen Niveau oder einem höheren als jenem des Verbrauchsgebietes entnommen. Im ersten Falle kommen Pumpwerke, im zweiten Speisegräben (Zubringer, Rigolen), in beiden häufig Reservoirs zur Anwendung, welche den Consumschwankungen entgegenzutreten haben.

Beispiele neuerer Anlagen sind die Pumpwerke zu Lockport, durch welche der Kanal zwischen dem Illinois- und Michigan-See während des Sommers gespeist wird, sowie jene des Kanals von der Aisne nach der Marne, welche das Wasser auf 20 Meter heben, worauf dasselbe in einer 7,6 Kilomet. langen gemauerten Leitung der Scheitelstrecke zufließt, namentlich aber die Pumpwerke für den Rhein-Marne-Kanal und den Ostkanal in den Thälern der Mosel und Maas.

G. Kunstbauten.

Wir treffen:

1) Brücken, welche die Aufgabe haben, ein Communicationsmittel über den Kanal hinwegzuführen.

2) Durchlässe, welche Wege oder kleinere Wasserläufe unter dem Kanal hindurchführen. Im letzteren Falle kann, wenn die Sohle des kreuzenden Wasserlaufes eine directe Unterführung nicht gestattet, das Wasser durch eine U förmige gemauerte oder eiserne Röhre unter dem Kanal hinweggeführt werden (Siphons).

3) Entlastungsanlagen, welche dem überflüssig zugekommenen Wasser Abzug gestatten, wie solches bei heftigen Regen durch die Zuflüsse u. s. w. sich ansammeln kann.

4) Aquäducte, welche den Kanal über einen Fluß, eine Schlucht u. s. w. hinwegführen. Sie werden in Holz, Stein oder Eisen erbaut.

5) Tunnels, unterirdische Kanalstrecken.

Das Profil des Tunnels hat die sich widerstrebenden Anforderungen zu erfüllen, einerseits möglichst geringe Kosten zu verursachen, andererseits die Durchfahrt der Schiffe ohne zu großen Widerstand zu gestatten. Man kann letztere Anforderung zum Theil dadurch erfüllen, daß man den Leinpfad oder Treppelweg als Steg auf Consolen oder Pfeilern, d. h. den Tunnel führt, also dem Wasser seitwärts das Ausweichen unter dem Leinpfade gestattet.

Mitunter ist der Leinpfad ganz ausgeblieben. Der Durchzug erfolgt, indem sich die Schiffer mit den Füßen gegen die Wände aufwärts stemmen oder an Klammern längs den Wänden vorwärts ziehen, endlich am zweckmäßigsten mittels Seilzug oder Kettenschiffahrt.

Bei besonders lebhaftem Verkehr hat man zuweilen zwei unterirdische Strecken nebeneinander ausgeführt, die in entgegengesetzter Richtung durchfahren werden (Grand trunk Kanal). Die größten Tunnels tauchten beim Panama-Kanal-Project auf.

6) Häfen. Darüber vgl. den Art. Hafen.

H. Wirthschaftliche Bedeutung der Kanäle.

Die directe Rentabilität der Kanäle, insofern wir darunter das Maß der aus den Nettoeinnahmen der Linien möglichen Verzinsung des Anlagekapitals verstehen, ist seit Einführung der Eisenbahnen immer mehr im Schwinden. Während noch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die bestehenden Kanäle fast durchweg gute finanzielle Resultate gaben, decken z. B. heute in Frankreich die Kanalzölle nur circa 40 Proc. der Unterhaltungskosten, eine Verzinsung des Anlagekapitals findet daselbst in keiner Weise mehr statt. Ihr Nutzen liegt daher nur in den allgemein volkswirthschaftlichen und politischen Vortheilen. Diese Vortheile bestehen zunächst darin, daß eine Reihe von Gütern auf den Kanälen infolge der viel geringeren Kräfte, welche zu ihrer Förderung nöthig sind, auf größeren Distanzen transportfähig werden, welche auf unseren Eisenbahnen und Straßen nicht ökonomisch gefördert werden können, es sind dies Massenproducte geringen Eigenwerthes der bergmännischen, forst- und landwirthschaftlichen Production. Der Betrieb auf Kanälen bedarf der hohen Sicherheitsmaßregeln nicht, welche dem Eisenbahntransporte innewohnen müssen, er ist nicht wie dieser an bestimmte Haltestellen gebunden. Aus diesen Gründen ist auf Kanälen einerseits ein gleichzeitiger

Betrieb durch verschiedene Frachter mit eigenen Schiffen möglich, andererseits ein intensiverer Localverkehr für die betreffenden Districte selbst, durch welche der Kanal zieht, gestattet, ohne daß der große Durchgangsverkehr hierunter wesentlich Schaden leidet.

Der Hauptnachtheil der Kanalförderung besteht darin, daß sie zu bestimmten Jahreszeiten infolge der Eisbildung unmöglich wird, worunter der regelmäßige Betrieb leidet und die gegenwärtige Betriebsweise nur geringe Geschwindigkeiten zuläßt. Der letztgenannte Nachtheil kann theilweise durch rationelle Anordnung der Schleusen und ihres Betriebes und Einführung der Schleppschiffahrt mittels Dampfbetrieb gehoben werden. Transporte auf große Entfernungen können in den Kanalschiffen aber nur dann stattfinden, wenn die zu befahrenden Kanäle einheitliche Dimensionen haben, wovon bereits die Rede war. Ein Kanal, welcher ausschließlich Verkehrszwecken dienen soll, ist deshalb nur in Gegenden am Platz, welche durch Reichthum von Bodenproducten hervorragend sind und welche mit Consumtionsplätzen ersten Ranges oder mit dem Meere in Verbindung gesetzt werden sollen, wenn Massenverkehr auf weitere Strecken zu erwarten ist. In einem hochcultivirten Lande werden Kanal- und Eisenbahntransport nur hinsichtlich der Beförderung weniger Artikel für bestimmte Differenzen concurriren, sondern sich einander wesentlich ergänzen können und hierdurch gemeinschaftlich zur allgemeinen Wohlfahrt beitragen. Besondere Bedeutung gewinnen die Kanäle dann, wenn sie gleichzeitig für landwirthschaftliche Be- und Entwässerungszwecke, industrielle Anlagen benutzt werden können.

Im weiteren mögen hier noch die sehr beachtenswerthen Sätze Platz finden, welche neuerer Zeit K. Hauser in seiner Behandlung des Themas Eisenbahnen oder Kanäle aufgestellt:

a) Die Behauptung, daß die Eisenbahnen an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt seien, ist ganz unhaltbar. Es ist im Gegentheil fast jede der deutschen Eisenbahnen sehr wohl im Stande, außer dem schon jetzt bestehenden Verkehr auch noch den ganzen Verkehr eines Kanals von beispielsweise 1,5 Millionen Tonnen per Jahr, entsprechend einem Verkehr von neun bis zwölf Güterzügen in jeder Richtung täglich, zu übernehmen. Die englischen Eisenbahnen weisen noch weit größere Leistungen auf.

b) Damit die Anlage eines Kanals den Vorzug vor der Anlage einer Eisenbahn verdiene, muß die Kanalfracht erheblich billiger sein als die Eisenbahnfracht zwischen denselben Endpunkten, weil sonst der Transport doch der concurrirenden Eisenbahn zufällt.

c) Der Kanal wird in der Regel nicht nur ein wesentlich größeres Anlagekapital pro Längeneinheit, sondern auch eine wesentlich größere Gesammtlänge erfordern als eine Eisenbahn zwischen denselben Endpunkten.

d) Abgesehen von dem unter b Erwähnten muß auch der Tarifsatz des Kanals im Verhältniß der Mehrlänge des Weges niedriger sein als der entsprechende Tarifsatz der Eisenbahn.

e) Es kann sowol für einen Kanal als für eine Eisenbahn rationell sein, bei Normirung des Tarifs für einen bestimmten Artikel ausnahmsweise von der Verzinsung des Baukapitals ganz oder theilweise abzusehen, um dadurch diesen Artikel überhaupt erst transport-, resp. absatz- und concurrenzfähig zu machen. Durch ein solches Verfahren kann nach manchen Seiten hin Nutzen gestiftet werden, während keiner der übrigen zur Versendung gelangenden Artikel dadurch mehr belastet wird, als ohnedies zu geschehen hatte. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, ist der vor kurzem für das oberschlesische Kohlenrevier versuchsweise eingeführte Tarif wohl berechtigt, wenn er nur einen ganz geringen Ueberschuß über die Selbstkosten im engeren Sinn ergibt, was wahrscheinlich der Fall sein wird.

f) Von dem unter e erwähnten Ausnahmsverfahren kann eine Eisenbahn um so eher Gebrauch machen, je mehr die Verzinsung ihres Baukapitals durch Einnahmen aus dem Transport höher tarifirter Güter und aus dem Personentransport bereits gesichert ist; bei einem Kanal geht dies weniger an, weil er fast ausschließlich auf den Transport von Massengütern, welche hohe Tarife nicht tragen können, angewiesen ist. Wenn aber die Verzinsung seines Baukapitals durch die Einnahmen aus den vorhandenen Transporten bereits gedeckt ist, so kann auch hier zu Gunsten eines erst transportfähig zu machenden Artikels die Ausnahme eingeführt werden.

g) Für den Kanal sowol als für die Eisenbahn muß im allgemeinen und als Regel die Forderung gestellt werden, daß die Fracht die gesammten Selbstkosten einschließlich der Verzinsung des Anlagekapitals deckt; denn selbst wenn der Staat Eigenthümer des ganzen Verkehrsstraßennetzes wäre, würde es unbillig und wahrscheinlich auch nicht durchführbar sein, zu Gunsten der an den Transporten direct Interessirten die Verzinsung des Anlagekapitals auf die Schultern der Gesammtheit der Steuerzahler abzuwälzen. Andererseits soll im volkswirthschaftlichen Interesse der Tarif nicht höher sein, als zur Erzielung einer ausreichenden Verzinsung nöthig ist.

h) Bei einem Kanal muß wegen des größeren Anlagekapitals ein größerer Betrag zur Verzinsung desselben in den Tarifsatz aufgenommen werden, als dies bei der Eisenbahn zu geschehen hat; dagegen sind die Selbstkosten des Transports im engeren Sinne, d. i. exclusive des Betrages für die Verzinsung des Anlagekapitals, beim Kanaltransport sehr erheblich niedriger als beim Eisenbahntransport. Könnte von der Verzinsung des Anlagekapitals ganz abgesehen werden, so würde in Bezug auf Billigkeit des Transports der Kanal einen nicht zu beseitigenden Vorsprung vor der Eisenbahn voraushaben, was bei solchen Kanälen, deren Anlagekapital bereits amortisirt ist, der Fall sein kann, bei neu zu erbauenden Kanälen aber bis nach vollendeter Amortisation nach g ausgeschlossen ist.

i) Es gibt eine gewisse Größe des Verkehrs, bei welcher sich der in der Verzinsung eines größeren Anlagekapitals begründete Nachtheil des Kanals mit dem in den geringeren Transport-Selbstkosten im engeren

Sinne begründeten Vortheil derartig compensirt, daß die Gesammt-Selbstkosten einschließlich des für die erwähnte Verzinsung erforderlichen Betrages denjenigen gleichkommen, welche der Transport auf der Eisenbahn verursacht. Unterhalb dieser Grenze ist die Eisenbahn, oberhalb derselben der Kanal im Vortheil, d. h. in der Lage, den billigsten Tarif stellen zu können.

k) Man wird die unter i besprochene Verkehrsgröße zu etwa 2 Millionen Tonnen pro Jahr, transportirt über die ganze Länge des Kanals oder der Eisenbahn, schätzen können. Soll demnach der Bau eines Kanals rationeller sein als derjenige einer Eisenbahn zwischen denselben Endpunkten, so muß zufolge von b das Gesammt-Transportquantum noch erheblich größer sein als 2 Millionen Tonnen; für keinen der bisher in Deutschland projectirten Kanäle steht ein Verkehr von solcher Größe mit einiger Sicherheit zu erwarten.

l) Nachdem für Preußen die Durchführung des Staatsbahn-Systems eine beschlossene (und zum großen Theil bereits ausgeführte) Sache geworden ist, erscheint es rationell, daß der Staat das gesammte Netz der Eisenbahnen und Kanäle in seiner Hand vereinigt und das ganze Anlagekapital derselben planmäßig amortisirt.

m) Unter dieser Voraussetzung kann auch der Bau neuer Kanäle als empfehlenswerth bezeichnet werden, denn wenngleich von denselben nicht sofort wesentlich billigere Tarife als auf den Eisenbahnen bei gleichen Verkehrsmengen erreichbar zu erwarten sind, so wird dadurch dem Lande für die fernere Zukunft der Vortheil der denkbar billigsten Gütertarife und damit eine eminente und höchst wünschenswerthe Steigerung seiner Concurrenzfähigkeit auf dem in- und ausländischen Markte gesichert.

J. Bestehende Kanalanlagen:

Dimensionen der wichtigsten künstlichen Wasserstraßen Belgiens.

Bezeichnung	Länge	Wassertiefe	Schleusen			Tragfähigkeit
			Zahl	Länge	Breite	
	Kilom.	Meter	Meter			Tonnen
Kanal de Blaton à Ath . . .	21,6	1,9	21	41,2	5,2	—
Kanal de Bossuyt à Courtrai. .	15,4	1,8	11	37,7	5,2	—
Kanal de Bruxelles au Rupel. .	28,1	3,1	5	39,0—76,0	7,5	—
Kanal de Charleroi à Bruxelles.	74,3	1,8	55	19,0	2,7	72
Dentre-Fluß, kanalisirt. . . .	65,4	1,9	11	41,9	5,2	335
			1	53,3	6,2	
			1	27,2	6,2	
Scheldefluß unterer	116,3	2,1—7,6	1	68,0	8,4	335
Scheldefluß oberer	114,7	1,9—2,1	5	40,8—41,7	6,5	335
Kanal de la Meuse à l'Escaut .	86,4	1,9	17	50,0—50,5	7,0	330
Kanal de Liége à Mastricht . .	20,4	1,9	7	49,0—56,4	7,0	350
Kanal de Louvain au Rupel. .	29,8	3,1	5	56.0	8,2	350
Lysfluß, kanalisirt.	113,2	1,8—2,1	5	42,2	5,4	335
Kanal lat. à la Lys.	24,7	1,8—2,1	1	42,1	5,4	335
Kanal de Mastricht à Bois-le-Duc	44,6	1,9	3	50,0	7,0	300—400
Maas, kanalisirt	132,0	1,8—1,9	9	100,0	12,0	350
			11	56,8	9,0	
			3	55,8	9,0	
Kanal du Moervaert	21,0	1,3—1,6	1	50,0	6,0	125
Kanal de Mons à Condé . . .	21,2	1,9—2,1	5	41,0	5,2	310
Ourtheſluß, kanalisirt	130,0	1,2	2	45,4	5,2	15—36
			15	20,5	3,0	
Kanal de Pommeroeul à Antoing	25,2	1,9—2,1	13	39,1	5,2	270
Kanal Roulers à la Lys . . .	16,6	1,8	4	40,8	5,4	—
Sambreſluß, kanalisirt	93,6	1,7—1,8	9	37,4	5,2	300
			13	45,7	5,2	
Kanal Turnhout à Anvers . .	37,3	1,9	10	50,0	7,0	170—300
Yſerfluß, kanalisirt	42,0	—	1	45,1	8,5	50—250

Dimensionen der wichtigsten kanalisirten Flüsse und Kanale Englands.*)

Bezeichnung	Länge	Wassertiefe	Schleusen			Tragfähigkeit
			Zahl	Länge	Breite	
	Kilom.	Meter	Meter			Tonnen
Aire- und Calderschiffahrt . . .	152	2,4	33	19,8—63,6	4,5—5,4	70—185
Albion-Kanal	28	1,5	25	24,9	2,5	—
Basingstoke Kanal	60	1,6	29	21,6	4,2	—
Birmingham-Kanal	270	1,6	169	24,0	2,4	50—80
Bridgewater-Kanal	66	1,3	22	21,0	4,5	35—60
Chesterfield-Kanal	74	1,2	65	21,2	2,0	40—50
Coventry-Kanal	52	1,4	13	21,6	2,2	40—50
Derby-Kanal	28	1,5	14	27,0	4,4	50—60
Glamorgan-Kanal	—	1,4	51	20,1	3,1	40—50
Gloucester-Kanal. . . . See	74	2,4	—	33,9	9,3	30—55
" " . . . Binnen	—	1,5	—	33,9	9,3	30—35
Grand-Junction-Kanal . . .	216	1,5	136	26,3	4,5	40—50
Grand-Union-Kanal	37	1,5	17	23,4	2,3	40—50
Hereford- und Glester-Kanal. .	54	1,0	21	21,6	2,4	32—34
Kennet und Avon . . . Fluß	138	1,5	108	36,0	5,4	—
" " " . . . Kanal	—	—	—	22,5	4,2	—
Leicester- und Northampton-Kanal	38	1,-	25	26,4	4,6	80—100
Lee (River) Conservancy . . .	45	1,4	22	28,5	6,0	—
Leeds-Liverpool-Kanal	227	1,5	91	21,0	4,8	40—50
Melton-Mowbray-Schiffahrt . .	23	1,2	12	24,3	4,6	20—22
Old-Union-Kanal	294	1,5	136	21,6	2,2	12—24
Oxford-Kanal.	146	1,4	46	21,0	2,1	30—40
Peak-Forrest-Kanal	34	1,0	26	24,3	2,4	20—25
Portsmouth-Arun-Kanal . . .	22	1,4	2	24,0	4,2	—
Severn-Kanal.	70	4,-	8	45,0	9,0	150—200
Stafford-Worcester-Kanal . . .	82	1,4	53	22,5	2,2	30
Stourbridge-Schiffahrt	11	1,4	20	21,3	2,1	—
Tavistok-Kanal	72	0,9	1	22,2	2,4	12—18
Themse-Severn-Kanal	48	1,5	44	23,1	4,9	60—70
Trent-Schiffahrt	115	1,0	7	27,0	4,5	40—50
Ulverstone-Kanal.	3	1,4	1	31,6	8,1	90—150
Warwick-Birmingham-Kanal. .	—	1,2	33	21,3	2,1	—
Worcester-Birmingham-Kanal .	48	1,8	58	24,0	2,2	90—150
Weawer-Schiffahrt	32	3,6	7	29,4	5,6	40

*) Max M. Freiherr von Weber, Die Wasserstraßen Nordeuropas (Leipzig 1881).

Dimenſionen der wichtigſten Kanäle und kanaliſirten Flüſſe Frankreichs.*)

Bezeichnung	Länge	Waſſertiefe	Schleuſen			Tragfähigkeit
			Zahl	Länge	Breite	
	Kilom.	Meter	Meter			Tonnen
Aisne, kanaliſirt	57	1,50	7	51,0	8,0	
Kanal de l'Aisne à la Marne	58	1,50	24	37,0	5,2	
Kanal latéral à l'Aisne	51	1,70	8	37,0	5,2	
Kanal des Ardennes	100	1,80	48	37,5	5,2	
Kanal d'Arles à Bouc	47	2,00	4	52,6	8,0	
Aube	45	—	2	40,0	7,8	
Aulne	28	—	1	41,3	10,0	
Baiſe	70	1,30	24	28,0	4,3	
Kanal de Beaucaire	59	1,70	5	37,0	6,7	
Kanal de Berry	322	1,50	114	28,0—35,0	2,7–5,2	
Kanal du Blavet	60	1,60	28	30,0—60,0	4,7	
Kanal de Bourgogne	242	1,60	191	29,7—34,0	5,2	
Kanal de Briare	59	1,40	43	34,8	5,2	
Kanal du Centre	121	1,50	83	35,2	5,2	
Charente	163	1,00	18	38,5	6,4	
Kanal de la Deule	69	1,65	7	42,0	5,2	
Dordogne	161	1,40	9	34,0	6,0	
Kanal latéral de la Garonne	211	2,00	72	35,6	6,0	
Kanal d'Ille et Rance	84	1,60	48	29,0	4,7	
Kanal du Loing	50	1,30	23	32,5	5,2	
Kanal latéral à la Loire	206	1,50	53	34,0	5,2	
Lot	276	1,00	72	30,0	5,0	
Lys	53	2,00	6	37,0	5,2	
Marne	178	1,60	22	38,7	5,2	
Kanal latéral à la Marne	106	1,70	34	38,5	5,2	
Kanal de la Marne au Rhin	318	1,60	181	38,1	5,2	
Mayenne	134	1,60	45	34,9	5,2	
Maas	231	1,30	20	45,3	5,7	
Kanal du Midi	240	2,00	106	31,0	5,8–6,0	
Kanal de Nantes à Breſt	362	1,25	235	29,4	4,7	
Kanal de Nivernais	174	1,50	116	34,8—35,1	5,2	
Oiſe	104	1,80	7	51,0	8,0	
Kanal de l'Ourcq	107	1,20	10	58,3	3,2	
Kanal du Rhône au Rhin	350	1,00	164	30,0	5,2	
Kanal de St.-Quentin	96	2,20	35	37,5	5,1	
Kanal de la Sambre à l'Oiſe	66	1,80	38	42,0	5,2	
Saône haute	—	—	2	37,0	5,2	
Saône petite	314	1,80	10	44,0	8,0	
Saône grande	—	—	5	160,0	16,0	
Sarthe	132	1,00	20	33,0	5,2	
Schelde	63	2,1—2,5	16	38,0	5,2	
Haute-Seine	189	1,60	20	11,0–185,0	7,7–12,0	
Baſſe-Seine	315	2,0—3,0	7	113,0	12,0	
Kanal de la Somme	156	1,50	24	36,4	6,5	
Tarn	148	1,00	31	32,8	5,2	
Vilaine	95	1,00	15	25,2	4,5	
Yonne	118	1,60	20	86,0	8,3	

*) *M. Fix Lucas*, attaché à l'administration centrale. Les voies de communication de la France d'après les documents officiels.

Bedeutendere schiffbare Kanäle Deutschlands.*)

Bezeichnung	Betriebsweise	Länge	Wassertiefe	Schleusen Zahl	Schleusen Länge	Schleusen Breite	Tragfähigkeit
		Kilom.	Meter	Meter			Tonnen
Bromberger	.	26,[illegible]	1,[illegible]	9	40,2	8,[illegible]	125
Colmarer	.	13,0	1,6	1	34,5	5,[illegible]	200
Eider	.	32,0	3,2	5	35—35,[illegible]	8,1	200
Elbing-Oberländer	Geneigte Ebene	115,0	1,3	9	31,3	3,1	60
Ems	.	26,0	1,4	5	30,0	5,[illegible]	80
Ems-Vechte	.	21,0	1,9	2	33,0	6,[illegible]	100
Finow	S.	69,[illegible]	1,[illegible]	17	47,6	5,[illegible]—14,1	110—120
Friedrich-Wilhelm	.	24,0	1,5	9	40,2	5,2	120
Hadler	.	32,0	1,1	1	20,2	6,1	16
Havelländischer	.	58,0	—	—	—	—	—
Hunte	.	45,0	1,5	4	30,0	5,2	50
Klodnitz	.	45,5	1,3	18	36,6	4,0	60
König-Wilhelms	.	23,0	1,6	1	157,0	23,5	80
Main-Donau	.	173,0	1,6	91	36,5	5,0	100
Niederneuendorfer	.	15,0	1,0	2	35,0	3,9	40
Notte	.	22,0	0,9	3	37,7	5,3	75
Papenburger Stadt	.	30,0	1,8	3	30,0	6,5	80
Plauer	.	57,5	1,6	5	46,9	8,0	225
„	.	9,5	1,1	1	50,2	7,9	200
Rhauderfehn	.	98,5	1,4	?	30—40,5	4,8—6,5	80
Rhein-Marne	.	104,0	1,6	64	34,5	5,2	200
Rhein-Rhone	.	132,0	1,6	87	34,5	5,2	200
Saar	.	63,5	1,6	27	34,5	5,2	200
Stebnitz	.	56,0	0,9	13	22,0	4,0	50
Storkower	.	28,0	0,8	3	38,5	5,0	80
Süd-Nord	.	71,0	1,9	12	33,0	6,5	100
Templiner	.	13,5	0,7	3	36,6—110,5	5,9—26,0	60
Trekfahrts	.	23,5	1,1	3	14,7—16,1	4,1—4,7	20
Warsingfehntief	.	21,0	1,1	1	16,0	4,7	20
Weichsel-Haff	.	19,0	2,0	2	40,3	6,3	155

*) „Die Wasserstraßen in Preußen und den angrenzenden Staaten" vom Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten.

Der Stand der Kanäle Hollands — A Sketch of the public works in the Netherlands by *L. C. van Kerkwik*, Haarlem 1876 — belief sich 1874 in den einzelnen Provinzen:

Provinz	Gesammtlänge in Kilometern	Namentliches Verzeichniß der Kanäle von über 30 Kilometer — Länge in Kilometern
Groningen	727,2	Winschoterdiep und der damit verbundene Kanal von Muntendam, 64,0. Damsterdiep, 30,9. Kanal von Nieuwe Zylen, 62,5. Kanal Stroobos-Leeuwarden, 31,4. Kanal von Stroobos nach dem Lemmer, 79,0. Kanal von Leeuwarden nach Workum, 36,1.

Provinz	Gesammtlange in Kilometern	Namentliches Verzeichniß der Kanäle von über 30 Kilometer Länge in Kilometern
Friesland .	. . . . .	Kanal von Leeuwarden nach Franeker und von da zum Kanal zwischen Leeuwarden und Harlingen, 31,9. Kanal von Sneek nach Stavoren, 31,9. Watercourse von Sneek nach Offenzyl, 38,3. Kanal der Hooge Veenen in Ooststellingwerf, 44,1.
Friesland .	. . . 550,8	Drentsche Hoofdvaart, 43,6. Orange-Kanal, 44,0.
Drenthe . .	. . . 212,9	Hoogeveen-Kanal, 55,0. Dedomsvaart, 39,9.
Overyssel . .	. . . 288,7	Kanal von Zwolle nach Almelo, 48,0.
Gelderland .	. . . 54,9	Apeldoorn-Kanal, 32,0. Von Zuid-Willemsvaart nach der limburger Grenze, 55,0.
North-Brabant	. . . 162,9	Mark- und Dintelfluß, 41,5. Keulsche vaart (Kanal von Köln), 36,. Die kanalisirte Yssel, 32,6.
Utrecht . ,	. . . 120,9	Kromme Rijn, 30,4. Großer Nordholland-Kanal, 80,0. Kanal um den Haarlemer-Meerbusen, 59,.5
North-Holland	. . . 358,4	Kanal der sechs Städte Nordhollands, 39,1. Kanal von Rotterdam nach Harlem, 55,5.
South-Holland	. . . 276,9	Rhein von Katwyk nach Utrecht, 49,2.
	. . 2885,5	

K. Größere Kanalprojecte.

a) Deutschland.

Der Elbe-Spree-Kanal, welcher den Producten Sachsens und Böhmens einen billigeren Weg nach Berlin eröffnet, erhält zwischen Riesa (Grödel) und Berlin eine Länge von 146 Kilomet., während der zur Zeit bestehende Wasserweg 409 Kilomet. lang ist. Die Terrainverhältnisse gestatten die Anlage von zwei sehr langen Haltungen, zwischen denen in der Gegend von Baruth und Teupitz wahrscheinlich geneigte Ebenen oder hydraulische Schleusen angelegt werden. Dieses Kanalproject (darüber ist zu vergleichen u. A. Grosse, Der Elbe-Spree-Kanal) hat unter den größeren Projecten, welche vorliegen, wol am meisten Aussicht auf Verwirklichung. Ihm soll als Anschluß die Ausführung des Oder-Spree-Kanals folgen.

Ein Rhein-Weser-Kanal und ein Weser-Elbe-Kanal wäre namentlich für die Kohlengegenden Westfalens und der Rheinlande von Wichtigkeit. Die Länge beider Kanäle ist (im ganzen) zu 472 Kilom. ermittelt. Die Anschlüsse erfolgen nach den veröffentlichten Projecten an den Rhein bei Ruhrort, an die Weser bei Minden und an die Elbe bei Nigripp unterhalb Magdeburg. Näheres siehe Michaelis, Rhein-Weser-Kanal (Berlin, Ernst und Korn) und Heß, Weser-Elbe-Kanal in Zeitschr. d. Arch. und Ing.-Ver. zu Hannover 1871, S. 180.

Ein Rhein-Maas-Kanal (etwa 47 Kilomet. lang) würde eine seit Jahrhunderten befürwortete Idee verwirklichen und eine Fortsetzung des Rhein-Weser-Kanals bilden. Die Anschlußpunkte sind Venlo an der Maas und die Gegend zwischen Uerdingen und Budberg (in der Nähe von Krefeld) am Rhein.

Ein Kanal von Berlin nach Rostock, 265 Kilomet. lang, trifft auf seiner Trace ein sehr günstiges Bauterrain, weil daselbst eine größere Anzahl von Landseen (z. B. der Müritz-See, der Krackower-See u. a.) vorhanden sind. Ueber dieses interessante Project liegen ausführliche Mittheilungen vor in: Wiggers, Das Project des Rostock-Berliner Schiffahrtskanales vom Wasserbau-Inspector Heß zu Hannover (Rostock, Kulm).

b. Oesterreich.

Der etwa 273 Kilomet. lange Donau-Oder-Kanal, dessen Project (1881) dem österreichischen Reichsrathe zur Genehmigung vorliegt, zweigt bei Wien aus dem Bette der alten Donau mit einer Sohlencote von 148,0 Meter ab, durchzieht in ziemlich gerader Richtung das Marchfeld und die Wasserscheide zwischen der Donau und dem unteren Marchgebiete, geht von Angern als Lateral-Kanal zur March bis Kwassitz, übersetzt dort die March und das Tiefland zwischen der March und Bečva bei Prerau und zieht sich als solcher zur Bečva bis an den Fuß der Wasserscheide bei Hustopetsch.

Die Kanalstrecke über die Wasserscheide zwischen der Beèva und der Oder hat eine Scheitelhaltung von 9 Kilom. Länge. Die Hebencote der obersten Haltung beträgt 284 ·· Meter. Im Odergebiete geht der Kanal wieder als Lateral-Kanal zur Oder bis Oderberg und endigt dort mit einer Hebencote von 193,6 Meter.

Der Höhenunterschied zwischen Wien und der Scheitelstrecke beträgt somit 133,2 Meter, zwischen der Scheitelstrecke und Oderberg 87,8 Meter.

Die Gesammtzahl der Schleusen am Kanal ist inclusive der projectirten Trennungsschleuse im alten Donaubette 84.

Die Speisung der Wasserscheide zwischen Donau und March wird durch einen Zubringer besorgt.

Die Speisung der Wasserscheide zwischen March, resp. Beèva und Oder erfolgt durch Aufspeicherung des erforderlichen Speisewassers in Thalsperren und Reservoirs im Gebiete der oberen Beèva.

Das zu verzinsende Effectivkapital würde sich auf 32,280,000 Gulden oder 140,117 Gulden pro Kilometer belaufen.

Der Gesammtverkehr auf dem Kanal wird auf 1,800,000 Tonnen geschätzt.

c. Frankreich.

Die französische National-Versammlung beschloß für die Verbesserung des bestehenden und den Ausbau dieses Wasserstraßennetzes einen Betrag von rund 833,000,000 Fr. zu bewilligen und hat je nach der Dringlichkeit die Arbeiten in drei Klassen vertheilt.

1. Klasse rund	435,000,000	Francs
2. „ „	192,000,000	„
3. „ „	206,000,000	„

Als die dringendsten Herstellungen, d. i. Arbeiten der ersten Klasse, sind genannt:

1) Kanalisirung der Seine zwischen Paris und Rouen auf drei Meter Wassertiefe.

2) Herstellung des Kanals zur Verbindung der Oise, Aisne, Marne, oberen Seine, Yonne und der Kanäle von Bourgogne, Briare und Orléans.

3) Canal latéral zur Rhone von Lyon bis Arles.

4) Kanal von Bouc bis Marseille.

5) Verbindung des Kanals von Orléans mit der Loire, Sarthe, Mayenne und Vilaine.

6) Kanal von Montluçon nach Chalons und Verbesserung der Loire zwischen Angers und Nantes.

7) Kanal von Bordeaux nach Bayonne.

Der Bau dieser Kanäle hat bereits begonnen. Im J. 1878 wurden vollendet: 1) der Kanal zwischen der Aisne und Oise (per Kilom. 320,000 Francs); 2) der Kanal zwischen der Saône und Marne (per Kilom. 292,000 Francs) und ein Seitenkanal von Dizier nach Bassy (per Kilom. 167,000 Francs); 3) der Kanal von der Saône und dem Rhein-Rhone-Kanal von Pont-à-Saône nach Montbeliard (per Kilom. 268,300 Francs); zusammen 501 Kilom. mit einem Aufwand von 84,608,568 Francs oder per Kilom. 281,100 Francs.

2. Maritime Kanäle.[1])

Wir bringen als die bedeutendsten Beispiele:

a) Den Suez-Kanal.

Nach der Tradition soll schon der erste der Pharaonen (etwa 2500 v. Chr.) versucht haben, die Verbindung zwischen dem Mittelmeere und dem Arabischen Golf herzustellen.

Nach andern Ueberlieferungen wurde dem unternehmenden Pharao Sesostris (Rhamses II. 1535 v. Chr.) die Ehre des ersten Versuches gebühren. Dieses bestätigt der Engländer Wilkinson durch die Entdeckung eines dem Pharao Rhamses gewidmeten Denkmals in den Ruinen von Serapeum, nördlich von den Bitter-Seen der Landenge von Suez.

Erst 660 vor Christus hat der Pharao Psammetich den Entschluß gefaßt, den Nil mit dem Arabischen Meerbusen durch einen Schiffahrts-Kanal in Verbindung zu bringen. Sein Sohn Necho hat auch wirklich den Bau des Kanals begonnen; der Bau wurde jedoch durch Ausbruch eines langwierigen Krieges unterbrochen.

Nach Eroberung Aegyptens durch die Perser unter Kambyses wurde der begonnene Kanal (nach Herodot) durch Darius, Sohn des Hystaspes, etwa 500 Jahre vor Christi Geburt vollendet. Herodot, welcher im 25. Jahre nach dem Tode des Darius Aegypten bereiste und längere Zeit hindurch dort verweilte, schrieb: „der Kanal sei so groß gewesen, daß zu dessen Durchschiffung vier Tage erforderlich waren, und so breit, daß zwei dreiruderige Schiffe sich begegnen konnten. Er war westlich von Bubastis (Tell-Basta) aus dem Pelusinischen Nilarm abgeleitet, zog sich durch das heutige Tumilat-Thal und mündete in den Arabischen Meerbusen".

Aristoteles, Strabo und Plinius hingegen stellen die Vollendung des Kanals durch Darius in Abrede; sie behaupten, dieser sei erst durch Ptolemäus Philadelphus 260 Jahre vor Christus ausgeführt worden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Mitte des 3. Jahrhunderts vor Christus der Kanal vollendet und für größere Schiffe fahrbar gemacht wurde. Dieser Kanal ist aber infolge der wilden Zeit der Ptolemäer zu Ende des 1. Jahrhunderts vor Christus gänzlich in Verfall gekommen, wurde indeß zu Anfang des 1. Jahrhunderts nach Christus vom Kaiser Trajan wiederhergestellt, verbessert und theilweise umgelegt, dann nochmals vom Khalifen Omar 640 nach Christus restaurirt und bis zum 8. Jahrhundert benutzt, von da an aber vernachlässigt, sodaß er gänzlich versandete.

Es vergehen beinahe zehn Jahrhunderte ohne jedwede Erinnerung, daß jemals ein Kanal bestanden, der

1) Nach Aufsätzen in der Zeitschrift des österr. Ingenieur- und Architektenvereins.

den Seeweg vom Mittelländischen Meer nach Ostindien um circa 3600 Meilen verkürzen könnte; erst als Aegypten unter türkische Herrschaft kam, beschäftigten sich mehrere Sultane, besonders Mustapha III. (1754—1774) mit der Wiederherstellung des intermarinen Kanals, ohne jedoch zur Ausführung desselben zu schreiten.

Erst Bonaparte griff während des ägyptischen Feldzuges 1799 das Project wieder auf, und ernannte eine Commission zur Nivellirung des Isthmus und Untersuchung des Niveaus beider Meere, welche sich indessen gegen die Ausführbarkeit desselben aussprach, „da die Niveauverschiedenheiten der beiden Meere zu groß seien". Diese Niveauverschiedenheit galt lange Zeit als eine unbestreitbare Thatsache, bis sie endlich 1841 durch barometrische Messungen der englischen Offiziere als ein Irrthum nachgewiesen wurde.

Infolge davon trat 1846 eine Gesellschaft von englischen, französischen und österreichischen Bankiers zusammen, in deren Auftrag die Ingenieure Stephenson (Sohn des berühmten Erbauers der ersten Locomotive), Talabot und Negrelli 1847 das ganze Terrain nochmals untersuchten und die Niveaugleichheit beider Meere bestätigten.

Die englische Regierung war aber aus politischen Gründen, und weil sie das Monopol des ostindischen Handels durch den Kanal zu verlieren fürchtete, dem Unternehmen abhold und agitirte dagegen, begünstigte aber die Anlage einer Eisenbahn über den Isthmus. Endlich nach langen geheimen Unterhandlungen mit Frankreich nahm der Vicekönig von Aegypten Mohammed-Said das Kanal-Unternehmen auf, und berief 1854 zu diesem Zwecke den französischen Ingenieur Ferdinand de Lesseps, welcher am 30. Nov. 1854 einen Firman zur Concession des Kanalbaues und Bildung einer Actiengesellschaft erhielt.

Hingegen lesen wir in dem officiellen Berichte des Herrn de Lesseps von 1855 über diesen Act der Concessionirung des Kanal-Unternehmens Folgendes:

„Es war im Monate October 1854, als ich eine Reise nach Aegypten unternahm, wohin mich der neue Vicekönig Mohammed-Said, der mich seit 20 Jahren mit seiner Freundschaft beehrte, zu einem Besuche freundlichst eingeladen hatte. Ich hatte von niemand irgendeine wie immer Namen habende Mission erhalten. Auf einer Reise, die ich mit dem Vicekönig von Alexandrien nach Kairo durch die Libysche Wüste machte, kam zum ersten mal die Rede auf die Durchstechung der Landenge von Suez. Der Vicekönig war durchdrungen von den großartigen Erfolgen einer solchen Unternehmung und ersuchte mich um eine Denkschrift über diesen Gegenstand."

Lesseps ermangelte nicht, diese Denkschrift auszuarbeiten und dem Vicekönig zu übergeben. Die Folge davon war ein Firman, der gleichzeitig den fremden Consuln mitgetheilt wurde und nur noch der Bestätigung des Großherrn bedurfte, um sogleich an die Ausführung des Werkes gehen zu können.

Im December 1854 und Januar 1855 erforschten die Herren Linant Bei und Mogel Bei aufs neue die projectirte Trace und waren bereits im März 1855 im Stande, ihren Generalbericht vorzulegen. Herr von Lesseps begab sich nach Konstantinopel, um die Ratification der vom Vicekönig erhaltenen Concession zu erlangen. Der Sultan sowol als seine Rathgeber zeigten sich augenblicklich geneigt dazu; hier aber trat ein störendes Element in der Person des britischen Botschafters Lord Stratford ein, welcher eine Verzögerung der Ratification zu erwirken wußte. Lesseps sah sich genöthigt, eine Reise nach England zu unternehmen, um die Hindernisse, die man ihm in den Weg legte, an ihrer Quelle aufzusuchen. In London war er bemüht, bei allen dabei interessirten Männern alle Bedenken zu entkräften, welche in englischen Gemüthern gegen eine Unternehmung von so ungeheuerer Bedeutung aufkommen könnten. Bald darauf wurde Lord Stratford von Konstantinopel abberufen und nach einiger Zeit erfolgte die gewünschte Ratification. Der eigentliche Bau wurde am 25. April 1859 begonnen und am 17. Nov. 1869 vollendet.

Der 160 Kilomet. lange Kanal führt 89 Kilomet. durch Hafen und See und nur 71 Kilomet. durch trockenes Land, hat 8 Meter Tiefe und 22 Meter Sohlenbreite, sodaß sich große Schiffe bequem nur in Ausweichstellen und Seen begegnen können. Nur durch den Flutwechsel, bis zu 3 Meter im Rothen Meere, ist Gefälle zwischen den beiden Meeresspiegeln vorhanden, wodurch bei Hochwasser im Rothen Meere ein Einströmen in den Kanal stattfindet, welches sich nur bis zu den Bitter-Seen bemerklich macht. Der Kanal ist für Schiffe aller Nationen bis zu einem Tiefgange von 7,5 Meter geöffnet, Dampfschiffe dürfen mit eigener Kraft darauf fahren, Segelschiffe über 50 Tonnen Gehalt müssen sich jedoch eines Schleppers bedienen. Zum Ausheben des Kanals hat man verschieden construirte Baggermaschinen und Elevatoren in Anwendung gebracht. Sehr bemerkenswerth ist der Einfluß, welchen der Kanal auf das Klima seiner Nachbarschaft übt.

Vom J. 1854—1870 regnete es in der Umgebung derselben höchstens einmal jährlich, jetzt thaut es stark und regnet es wenigstens zweimal im Monat. Die Bewohner von Suez beklagen sich weniger über die Hitze des Sommers, und längs dem Kanale bildet sich eine Vegetation, die ihren Ursprung den neu hervorgerufenen atmosphärischen Niederschlägen verdankt.

Frachten-Verkehr durch den Suezkanal:

Jahr	Tonnen	Schiffe	Einnahmen Francs	Abgaben pro Tonne Netto-Francs
1870	435,911	489	5,159,327	10
1871	761,467	765	8,993,737	„
1872	1,439,169	1082	16,407,591	„
1873	1,586,189	1172	22,897,317	„
1874	2,439,708	1264	24,859,348	15 (Kriegsschiffe 10 Francs)
1875	2,940,700	1494	28,886,300	„
1876	3,093,700	1457	31,174,694	„
1877	3,418,949	1663	32,774,344	„
1878	3,291,525	1593	31,098,229	12,-
1879	3,236,922	1477	29,668,060	„
1880	4,378,974	2026	41,820,899	12

Vom Gesammtverkehre entfallen 70% auf die englische Flagge,
30% auf die andern Nationen.

b) Den Kanal von Panama.

Auf dem im Mai 1879 zu Paris abgehaltenen internationalen Congresse zum Studium eines interoceanischen Kanals[1]) hat sich die technische Commission bekanntlich für die Anlage eines Niveau-Kanals, d. h. eines solchen ohne Schleusen, in der Richtung des Golfes von Limon nach der Panama-Bai ausgesprochen. Diesem von dem Congresse mit großer Majorität sanctionirten Beschlusse lag das von den französischen Marine-Offizieren Wise und Reclus verfaßte Project zu Grunde, welches auch mit einigen, schon während der Verhandlung sich als wünschenswerth herausgestellten Modificationen, von der unmittelbar nach dem Congresse gebildeten „Compagnie universelle du canal interocéanique", an deren Spitze Lesseps trat, angenommen wurde.

Die projectirte Trace des Durchstiches ist die folgende: An der Küste des Atlantischen Oceans nimmt der Kanal seinen Ausgangspunkt in dem östlichen Theile des Golfes von Limon, dort wo die natürliche Tiefe 8,5 Meter beträgt; er durchzieht die Niederungen von Minde und wendet sich gegen das Thal des Chagres, welchen er nach zwei Krümmungen in der Umgebung von Gatun erreicht. Sodann hält er sich in der Nähe des Flusses, dessen Windungen mehrmals durchschneidend, und gelangt mittels sieben Krümmungen nach dem Orte Matachin, wo er sich von dem Chagres trennt. Von hier ab verfolgt der Kanal das Thal des Obispo, eines am Culebras entspringenden Nebenflusses. Jenseit der Wasserscheide benutzt der Kanal das Thal des Rio Grande und mündet nach drei Krümmungen in den Golf von Panama auf einem Meeresgrunde von ungefähr 7,5 Meter Tiefe unter dem niedrigsten Meeresniveau, sodaß beim mittleren Niveau die Tiefe des Kanals an dieser Ausmündung circa 10,5 Meter beträgt. Die Radien der Curven sollen nicht weniger als 2000 Meter betragen, damit die größten Schiffe von 150 Meter Länge anstandslos passiren können.

Die Gesammtlänge des Kanals ist 73 Kilom.; die bestehende Panama-Eisenbahn wird an zwei Punkten und zwar bei Kilom. 35 und Kilom. 55 geschnitten.

Das Profil des Kanals bietet nur für Ein Schiff Platz. Im Erdboden beträgt die obere Kante 50 Meter, die untere 22 Meter, die Kanaltiefe 8,5 Meter, im Felsboden die obere Breite 28, die untere 24 und die Wassertiefe 9 Meter. In dem engeren Profil für festes Gestein sollen durch Anwendung von Längshölzern in der Höhe der Wasserlinie die Schiffe vor dem schädlichen Anstreifen geschützt werden. Ferner sind sechs Ausweichstellen (Bassins) in einer Breite von 44 und einer Länge von 500 Meter in Aussicht genommen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß diese Detail-Angaben (1882) noch keineswegs als feststehend zu betrachten sind; sie haben vorzugsweise den Zweck gehabt, der approximativen Kostenberechnung als Grundlage zu dienen und können selbstverständlich durch die weiteren Erhebungen und noch während des Baues mannichfache kleinere Modificationen erfahren.

Literatur.*) Ann. industr. 1874, 13. Decbr. Verbindungskanal zwischen Marne und Saône; — 1875,

[1]) Näheres über die Vorarbeiten am Isthmus ist enthalten im: „Congrès international d'études du canal interocéanique". Compte rendu des séances, Paris 1879; ferner: Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellschaft in Wien, XXI. Bd.; Oesterr. Eisenbahnzeitung.

*) Neuere ausführliche den ganzen Umfang des Gebietes umfassende Werke sind mit * bezeichnet.

21. Febr. Schiffahrtsstraßen im Bassin der Loire. Bellingrath, Studien über den Bau und die Betriebsweise eines deutschen Kanalnetzes (Berlin). — Bericht über die Voruntersuchung zum Hunte-Ems-Kanal (Oldenburg). — Berlin und seine Bauten, II. — *Brunfaut*, Etude sur les voies de transport en France (Paris). — *Cassagne*, Sas élévateur hydraulique à Anderton (Paris 1876). — *Cordier*, Navigation intérieure (Paris 1819). — *De la Roche*, Atlas et description du canal royal de Languedoc (Paris). — Denkschrift betr. die im preußischen Staate vorhandenen Wasserstraßen (Berlin 1877; nicht im Buchhandel). — Deutsche Bauzeitung 1873, S. 365: Ueber den Donau-Oder-Kanal; 1874, S. 214: Ueber den Mosel-Saar-Kanal; 1874, S. 161: Zur Frage über die Ausbildung der Wasserstraßen. — Dietrich, Der Erweiterungsbau des Landwehrkanals (Berlin 1875). — *Duer*, Construction d'un Ascenseur hydraulique aux fontinettes (London). — Dünkelberg, Die Schiffahrtskanäle in ihrer Bedeutung für die Landes-Melioration (Bonn 1877). — Engineering 13. März 1874: Ueber Schiffahrtskanäle in Oberägypten; 1871, April bis Juni: Ueber die Kanäle in Canada; 1874, 3. April: Kanalbau in Finland. — *Gérardin*, Moteurs hydrauliques et travaux exécutés pour l'alimentation du canal de l'Aisne à la Marne (Paris 1872). — **Graeff*, Construction des canaux et des chemins de fer (Paris). — *Hageau*, Description du canal de jonction de la Meuse au Rhin (Paris 1819). — *Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst II. Theil, 3. Band. — *Handbuch der Ingenieur-Wissenschaften, 3. Band, X. Kapitel, Schiffahrtskanäle (Leipzig 1882, 2. Aufl.). — Hartwich, Bemerkungen über die Schiffahrts- und Vorfluthsverhältnisse Berlins mit Anschluß eines Projectes zu einem Kanale von der Oberspree nach der Havel (Berlin 1874). — Hauser, Eisenbahnen oder Kanäle. — Havestadt, Project zu einem Südkanal bei Berlin (Veröffentlichungen des Architekten-Vereins zu Berlin 1878). — Heß: Das Project des Berlin-Rostocker-Kanals, der Rhein-Marne-Kanal. Allgemeine Bauzeitung, 1871, S. 174. Die Kanäle des Staates New-York nebst Bemerkungen über den Wasserverbrauch der Schiffahrtskanäle, Zeitschr. für Bauwesen, 1867, S. 549. — Bemerkungen über die Feststellung der Normaldimensionen für Schiffahrtskanäle. Zeitschr. des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover 1874, S. 526. — Die Bedeutung des Rostock-Berliner-Schiffahrts-Kanals für die landwirthschaftlichen Interessen der Provinz Brandenburg (Rostock). — Heß, Die französischen Schiffahrtskanäle und die in Norddeutschland projectirten Kanäle. Zeitschrift für Bauw. 1870, S. 501. Der Weser-Elbe-Kanal. Zeitschrift des Architekten- und Ingenieur-Vereins zu Hannover, 1871, S. 186. — Herr, Oder-Lateral und Oder-Weichsel-Kanal. — *Hirsch*, Notice sur les élévateurs et plans inclinés (Paris 1881). — Hogrewe, Beschreibung der in England angelegten schiffbaren Kanale (Hannover 1770). — Praktische Anleitung zur Baukunst schiffbarer Kanäle (Hannover 1805). — Jordan, Der Saarkanal und seine Verkehrsverhältnisse (Saarbrücken 1878). — Kleinschrod, Die Kanalverbindung des Rheins mit der Donau (München). — Knobloch, Mosel-Saar-Kanal (Wien 1879). — Krantz, Schlußbericht über den vorzunehmenden Ausbau der Wasserstraßen in Frankreich (Wien). — Lohmayer, Correction des Steckewitz-Kanals (Ratzeburg 1878). — *Malézieux*, Travaux publics des états-unis d'Amérique en 1870, S. 358. — Le canal de l'Est, Ann. des ponts et chaussées 1876. — Mayer, Der Donau-Oder-Kanal als Actienunternehmung (Wien 1873). — Michaelis, Project des Rhein-Weser-Kanals (Berlin). — *Minard*, Cours de construction des ouvrages qui établissent la navigation des rivières et des canaux (Paris 1841). — *Molinos*, La navigation intérieure de la France (Paris 1875). — Mosler, Die Wasserstraßen in den Vereinigten Staaten von Amerika in ihrer commerziellen und industriellen Bedeutung (Berlin). — Oelwein, Der Ausbau der Wasserstraßen in Mitteleuropa (Wien). — *Picard*, Alimentation du canal de la Marne au Rhin et du canal de l'Est (Paris 1880). — Picard und Bruniquel, Bauten am Rhein-Marne-Kanal (Annales des ponts et chaussées 1880). — Rentzsch, Die wirthschaftliche Bedeutung und Rentabilität des Elbe-Spree-Kanals (Berlin 1881). — Schmidt, Der Elbing-Oberländische Kanal. Zeitschrift für Bauw. 1861 S. 150 (Berlin). — Schlichting, Rhein-Yssel-Kanal (Wesel 1878). — Schönfelder und Mohr, Die Dodgeschleuse am Chesapeake-Ohio-Kanal. — *Sonne, Schiffahrtskanäle (siehe Handbuch). — *Stevenson*, De principles and practice of canal and river engineering (Edinburgh). — *Strom Buysing*, Handleiding tot de kennis der waterbaukunde voor de Kadetten der genie (Breda). — Verhandlungen des Vereins zur Hebung der deutschen Schiffahrt. — *Vuigner*, Rivière et canal de l'Ourcq (Paris). — von Weber, Die Wasserstraßen Nordeuropas (Leipzig 1881). — Wiß, Eisenbahn oder Kanal (Berlin). — Wiggers, Rostock-Berliner-Schiffahrtskanal (Rostock).

(*Friedrich Steiner.*)

Kanal-Inseln (Channel Islands), soviel wie Normannische Inseln (s. d. Art.).

Kanalisation, System unterirdischer Wasserabzüge zur Entfernung der verunreinigten Flüssigkeiten aus den Städten, s. Städtereinigung.

KANARESISCHE SPRACHE, Kannaḍa, sanskrit Karṇâṭaka, zum dravidischen Stamme gehörend, wird in Mysore, dem südlichen Mahrattenlande, den westlichen Nizamsgebieten bis Beder und im Bezirke Canara gesprochen. Die Badagas und Kôtas reden Dialekte derselben. Die ältesten Denkmäler derselben mögen bis in das 12. Jahrh. unserer Zeitrechnung hinaufreichen, und sie beweisen, daß seitdem die Sprache sowol im Laut- wie im Formenwesen beträchtliche Veränderungen erlitten hat. Der Bau der Sprache ist der ihrer Familie

gemeinsame, rein agglutinirend, und zwar suffigirend mit Spuren einer rückwärtswirkenden Vocalharmonie. Die Wortfolge ist fast bestimmt; es steht das Subject vor dem Prädicate, das Object vor dem Verbum, jedes Attribut, es sei genitivisch, attributiv oder adverbial, vor dem näher zu bestimmenden Worte. Das Verbum beschließt meistens den Satz, und Participialconstructionen ersetzen die Conjunctionen und den Relativsatz.

Die Laute der Sprache sind:

Vocale: a, ā, i, ī, e, ē, o, ō, u, ū
Gutturale Gem.: k, g, ṅ
Palatale: c, j, ñ
Cerebrale: ṭ, ḍ, ṇ
Dentale: t, d, n
Labiale: p, b, m (und anusvâra)
Halbvocale: y, v, r, ṛ, l, ḷ
Zischlaute: ś, s

Im Neu-Kanaresischen ist r zu ḍ und p zu h geworden. Ein Wort kann nur mit einem Vocale oder mit einem einfachen Consonanten anfangen und muß in der neueren Sprache auf einen Vocal auslauten, während in der älteren Sprachperiode auch consonantische Auslaute zulässig waren. Merkwürdigerweise ist jenes Wohllautsgesetz nicht durch Abschliff des Schlußconsonanten, sondern durch Anfügung eines euphonischen kurzen Vocals — meist u — verwirklicht worden. Im Inlaute sind einfache mutae unzulässig; dagegen hat das in andern verwandten Sprachen (Tamulisch, Malayâlam) herrschende Gesetz, wonach mediae im Anlaute unzulässig sind, im Kanaresischen keine Geltung. Der Hiatus wird durch Einschiebung der Halbvocale v (hinter a, u, o, au) und y (hinter i, e, ei) vermieden. Der Accent ruht stets auf der ersten Silbe des Wortes. Nimmt der Stamm ein Flexionssuffix an, so wird sein Vocal, wenn er lang war, gekürzt.

Die Substantiva werden in zwei sogenannte Kasten getheilt, eine höhere, die belebten vernünftigen Wesen, und eine niedere, alle andern Hauptwörter in sich schließend. Wörter der höheren Kaste haben im masc. sing. das Pronominalsuffix -anu, alt -am, im fem. sing. -alu, alt -al, zuweilen -iti, -ti, im plur. masc. und fem. -aru, -âre, -ri. Substantiva der niederen Kaste, Neutra, bestehen entweder aus dem bloßen Stamme oder nehmen das Suffix -du an; ihr Pluralsuffix ist -gaḷu, alt -gaḷ. Die Casussuffixe (Postpositionen) werden hinter jenen Geschlechts- und Zahlsuffixen angefügt. Der Nominativ hat kein Casuszeichen. Die Suffixe der übrigen Casus sind: Accusativ alt -am, jetzt -anna, -annu; Instrum. alt -im, -indam, jetzt -inda; Soc. -odanē; Dativ alt -ke, jetzt -ge, -kke, -ige; Abl. alt -attanim, jetzt -inda, deseyinda (mit sanskr. deçe?); Gen. alt- a, jetzt -a, zuweilen -adu, -attu, -ada, -ina; Locat. alt -oḷ, -ōl, jetzt -alli, -illi. Der Vocativ wird entweder durch Verlängerung des Auslautvocales oder durch Anfügung von -ā, -e, -ē, beim Plural masc. und femin. überdies zuweilen durch -ira, -irā, ausgedrückt.

Die Steigerung der Adjectiva und Adverbien wird durch pronominale Mittel, localis des verglichenen Objects, erreicht.

Die Cardinalzahlen von 1—10 erscheinen je in doppelter Form, einer kürzeren, adjectivischen, und einer längeren, substantivischen. Sie lauten im Altkanaresischen: 1 ōr; ondu, 2 iṛ; eradu, 3 mū, mūr; mūru, 4 nal; nalu, nalku, 5 ei; eidu, 6 ārā; āru, 7 ē; ēlu, 8 en; entu, 9 ombhayi, tom; ombhattu, 10 hattu, vattu, padiṇu, padi, pan; pattu (jetzt hattu), 100 nūru. Die Ordinalzahlen nehmen das Suffix -anē an, z. B. mūranē, dritter.

Die Pronomina 1. und 2. Person Sing. und Plur. erscheinen je in dreifacher Form: als Nominativ, als Basis der casus obliqui und als Personalendungen der Verba.

	I.	II.	III.
1. Pers. Sing.	yân, ân, nânu, nâ	en, nan	em, en, ēnu, ēne, e
1. Pers. Plur.	âm, âvu, nâvu	em, nam	evu, ēvu, ēve
2. Pers. Sing.	nîn, nî, nînu	nin	ay, i, ī, iye, e
2. Pers. Plur.	nîm, nîvu	nim	ir, iri, īri, ar, ari.

Die Stämme der Demonstrativpronomina sind i- für Nahes, u- für weniger Nahes, a- für Fernes. Die Interrogativstämme sind yā-, dā-. Allen diesen Stämmen werden die Geschlechts- und Zahlsuffixe -vanu, -valu, -vadu, -varu, letzteres für Neutr. Plur. angefügt.

Eine merkwürdige Entwickelung zeigt das Verbum: die Verbindung des bloßen Stammes mit den Personalsuffixen bildet das zeitlose Verbum negativum, z. B. Wurzel gey, vor Vocalen geyy, thun: geyyem, ich thue nicht, that nicht, werde nicht thun: geyyay, du —; geyyam, er —; geyyal, sie (Sing.) —; geyyadu, es —; geyyem, geyyeva, wir —; geyyir, ihr —; geyyar, sie (Masc. Fem.) —; geyyavu, sie (Neutr.) —. In der affirmativen Conjugation treten Zeit- und Modalsuffixe zwischen den Stamm und die Pronominalendungen: Präs. geydapem, ich thue. Präter.: geydem, ich that. Fut.: geyyem, ich werde thun. Imp.: gey, geyya, geyvudu, thun; geyyim, geyvudu, thuet. Den Zeiten des affirmativen Verbums und dem zeitlosen negativen Verbum entsprechen je adverbiale und relative Participien:

	adverb.	relat.
Präs.	-utum, -ute, -utte	-va
Präter.	-du	-da
Fut.	....	(-va)
Negat.	-ade	-ada

Der Infinitiv hat die Endungen -a, -el, -e.

Literatur: *W. Reeve*, A Dictionary Canarese and English, revised etc. by D. Sanderson. Bangalore 1858. 8.; *W. Reeve*, A Dictionary English and Carnataca. Madras 1824. 2 Bde., 4.; A methodical Vocabulary in English and Canarese. Bangalore 1867. 32. — *M. Ramasawmy*, A grammatical Vocabulary in English and Canarese. Daſ. 1847. 12., 3. ed. 1858. — School Dictionary. English and Cana-

rese. Mangalore 1876. 8. — Dictionarium Canarense-Latinum. Bangalori 1855. 8. — *Jassensi*, Dictionarium Latino-Canarense. Daſ. 1861. 8. — *Th. Estevano*, Arte da lingoa Canarina. Rachol (Goa) 1640. 4. — *J. M'Kerrell*, Grammar of the Carnataca language. Madras 1820. 4. — *W. Carey*, A Grammar of the Kurnata language. Serampore 1817. 8. — *C. Campbell*, Elements of Canarese Grammar. 5. ed. Bangalore 1870. 32. — *T. Hodson*, Elementary Grammar of the Kannada or Canarese language. 2. ed. Bangalore 1864. 8. — *R. A. Bouteloup*, Grammatica Canarico-Latina. Daſ. 1869. 8.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

KANARIS (Constantin), der berühmte Seeheld des neugriechiſchen Unabhängigkeitskrieges gegen die Pforte, war auf der bekannten „nautiſchen" Inſel Pſara 1790 in ziemlich einfachen Verhältniſſen geboren und lebte in ſeinen reiferen Jahren, wie viele andere ſeiner Landsleute, vor dem Ausbruch des griechiſchen Nationalkrieges als Kapitän eines kleinen Kauffahrteiſchiffes. Seine große perſönliche und ſeemänniſche Tüchtigkeit und Zuverläſſigkeit war bis dahin nur ſeinen Mitbürgern bekannt. Aber der Ausbruch dieſes Krieges, der ihn ſofort in die Reihen der Freiheitskämpfer führte, ſollte ihm bald Gelegenheit bieten, zu zeigen, welche Heldenſeele in dieſem Manne von kleiner, unſcheinbarer Geſtalt, von ſchüchternem Auftreten und linkiſchem Weſen lebte. Als es nämlich für die Griechen im Jahre 1822 galt, die ſchreckliche Heimſuchung der Inſel Chios an den Osmanen ausgiebig zu rächen, und die Verſuche ihrer Flotte, an die türkiſche Flotte, die unter dem Kapudan-Paſcha Kara-Ali bei Chios eine ägyptiſche erwartete, rechtzeitig mit vernichtenden Schlägen zu kommen, ſcheiterten, und als nun alles darauf ankam, die Osmanen in dem Sund von Chios zu beſchleichen und Brandſchiffe in die Mitte ihrer ungeheuern Fahrzeuge zu werfen: da war es Kanaris, der mit dem Hydrioten Pipinos an der Spitze von 42 Freiwilligen in der Nacht vom 18. zum 19. Juni 1822 zwei Brander (Briggs) nach der türkiſchen Station brachte und um Mitternacht mit kaltblütiger Entſchloſſenheit das koloſſale Admiralſchiff der Gegner in Flammen ſetzte, derart, daß die Osmanen entſetzliche Verluſte erlitten. Dieſe kühne That, die damals den braven und tapfern Pſarioten in der ganzen philhelleniſchen Welt des Weſtens populär machte, war und blieb auch die berühmteſte des Kanaris; er hat aber noch wiederholt, obwol nicht immer mit demſelben Glück, Gelegenheit gefunden, ſich als tüchtigen Seemann und verwegenen Branderführer zu bewähren. Die Zeitgenoſſen ſchätzten aber an Kanaris, der mit Markos Botſaris zu den reinſten und lauterſten Charakteren dieſes ſchrecklichen Krieges zählte, neben der heldenmüthigen Tapferkeit auch ſeine Selbſtloſigkeit; der wackere Seemann war in ſeltener Weiſe frei von jedem perſönlichen Intereſſe und zugleich in wahrhaft kindlicher Weiſe bei höchſter Pflichttreue ſchlicht und beſcheiden.

Noch in demſelben Jahre 1822 glückte es dem kühnen Kanaris in ähnlicher Weiſe wie bei Chios. Es gelang ihm nämlich, als der türkiſche Admiral Kara-Mehemed-Paſcha ſeine Flotte aus den peloponneſiſchen Gewäſſern nach den Dardanellen zurückführte und in die Beſchikabai eingelaufen war, im November 1822, abermals durch einen Brander das Schiff des Viceadmirals mit 1600 Mann zu zerſtören. Dagegen konnte der wackere Mann die militäriſchen Fehler ſeiner Mitbürger nicht abſtellen, durch welche am 3. Juli 1824 die Inſel Pſara an die Osmanen verloren ging. Ihm ſelbſt gelang es, dem Untergange ſeiner Heimatsſtadt zu entrinnen; auch ſeine 50-jährige Tante hatte ſich retten können, indem ſie zwei engl. Meilen weit durch das Meer fliehend ſchwamm, bis ein griechiſches Schiff ſie aufnehmen konnte. Nun war das Meer die Heimat des Kanaris, und noch am 17. Aug. 1824 konnte er bei Samos dem Osmanen Chosrew-Paſcha eine Fregatte von 54 Kanonen und viele Transportſchiffe zerſtören. Der Verſuch dagegen, in der verzweifelten Zeit der ägyptiſchen Ueberflutung des Peloponnes die Flotte und das Arſenal Mehemed-Ali's in Alexandrien zu verbrennen, ſcheiterte (10. Aug. 1825); nur auf der Rückfahrt nach Griechenland wurde eine ägyptiſche Kriegsbrigg zerſtört. Auch bei den Gefechten des Juli 1826 vor Samos hatte Kanaris kein Glück und verlor, ſelbſt verwundet, nutzlos ſein Brandſchiff, um dafür mit Ende des Jahres 1826 unter des trefflichen hydriotiſchen Admirals Miaulis Oberbefehl das Commando der neuen griechiſchen Fregatte „Hellas" (von 64 Kanonen) zu erhalten. In der griechiſchen Nationalverſammlung des Jahres 1827 vertrat Kanaris die Flüchtlinge der Inſel Pſara auf griechiſchem Boden.

Als die wildeſte Zeit des osmaniſchen Kriegs vorüber und Graf Giovanni Kapodiſtrias Präſident von Griechenland geworden war, ſchloß ſich Kanaris dem berühmten Staatsmann mit voller Hingebung und ausdauernder Treue an, und dieſe Stellung brachte ihn zuletzt, als die Mainoten und Hydrioten mit Kapodiſtrias in offene Feindſchaft gerathen waren, in ſchwere Zerwürfniſſe mit verſchiedenen ſeiner alten Waffengefährten. Der Präſident machte ihn im Mai 1828 zuerſt zum Befehlshaber der tſchakoniſchen Seefeſtung Monembaſia. Später als Mirarch mußte er im Frühjahr 1831 bei Katakolon an der Küſte von Elis den flüchtigen Mainotenführer Peter Mauromichalis verhaften. Im Sommer deſſelben Jahres commandirte er im Kriegshafen bei Poros die Corvette „Spetſä" und widerſtand allen Bemühungen ſeines alten Waffenbruders Miaulis, des Führers der damals gegen Kapodiſtrias inſurgirten Hydrioten, die Sache des Präſidenten zu verlaſſen, ließ ſich lieber (26. Juli), als jener die griechiſche Flotte in ſeine Gewalt brachte, für einige Zeit in Haft nehmen.

Nach Ermordung des Präſidenten im October 1831 zog ſich Kanaris anfangs nach der Inſel Syra zurück, hielt aber nachher, namentlich 1832, gegenüber dem „Syntagmatiker" Kolettis, mit den Primaten der Inſeln Tinos und Aegina zähe zu der Partei der „Kybernitiker". Erſt unter der bairiſchen Herrſchaft fand ſich der tüchtige Mann wieder zurecht, wo er dem jungen Königreich längere Zeit als Seekapitän erſter Klaſſe gedient hat. So leitete er unter anderm während des Krieges

gegen die anlegenden Mameten im Jahre 1834 die Blockade der maineotischen Häfen. Mit der September-revolution vom Jahre 1843 leitete den bereits alternden Seehelden wieder mittelbarin das neue politische Leben des Königreichs. Kanaris neigte als alter „Hydriotiker" und treuer Anhänger der „Erbedeuen" Kinde zu der Partei der Napiten; aber die hohe Achtung, die alle Parteien dem persönlich beliebten, schlichten, selbstlosen Manne zollten, machte ihn vor anderen geeignet, als Mitglied von Coalitionsministerien zu fungiren, wie sie der griechische Parlamentarismus mit seinen chronischen Ministerwechseln und kurzlebigen Ministerien seit 1843 wiederholt nöthig gemacht hat. Kanaris war zuerst 1843 Marineminister, im Februar 1844 Ministerpräsident; wieder seit October 1848 als Marineminister zugleich der Chef eines auf eine Coalition basirten Cabinets, das sich unter Modificationen bis zum December 1849 behauptete. Als im Mai 1854 die Westmächte die griechische Erhebung gegen die Pforte niederhielten und französische Truppen den Piräus besetzten, mußte König Otto das Ministerium Kriezis durch ein Cabinet Maurokordates ersetzen, in welchem Kanaris wieder (bis zum Mai 1855) die Marineverwaltung übernahm.

Allmählich war auch Kanaris, wie so viele andere griechische Politiker, theils als Mitglied der auf die stets ersehnte Vergrößerung Griechenlands gerichteten Actionspartei, theils im constitutionellen Gegensatze gegen die Richtung der absolutistisch gefärbten Hofpartei, in immer bestimmteren Gegensatz zu der bairischen Dynastie gekommen. Als es zu Anfang des Jahres 1862 nicht gelungen war, zwischen ihm, dem neudesignirten Ministerpräsidenten, und König Otto, dessen Lage damals bereits so gut wie unhaltbar erschien, ein „liberales" Programm zu vereinbaren, und nun im October 1862 Otto durch die neue Revolution der athenischen Besatzung zur Abreise aus Griechenland bestimmt worden war: da fungirte Kanaris seit 23. Oct. 1862 bis Ende Februar 1863 mit Demetrios Bulgaris und Venizelos Rufos als Mitglied einer provisorischen Regierung, und ging im April 1863 mit Thrasybulos Zaimis und Demetrios Grivas nach Kopenhagen, um sich mit dem dänischen Prinzen Georg Wilhelm von Sonderburg-Glücksburg, der am 30. März durch die griechische Nationalversammlung zum König der Hellenen gewählt war, und mit dessen Vater, als Deputation der Nationalversammlung in persönliche Beziehung zu setzen. Unter König Georg ist Kanaris noch zweimal (18. März bis 28. April 1864 und 6. Aug. 1864 bis Ende März 1865) Ministerpräsident und Marineminister gewesen. Schon im höchsten Alter stehend, wurde er in der Zeit der letzten großen russisch-türkischen Krisis in derselben Stellung noch einmal an die Spitze eines aus allen Parteien des Landes formirten Cabinets berufen, im Juni 1877. Den Gewinn, den diese Episode neuester Geschichte seinem Vaterlande schließlich doch noch gebracht hat, sollte der alte Seeheld nicht mehr erleben. Er ist bereits in der Nacht vom 14. zum 15. Sept. 1877 gestorben. *(G. F. Hertzberg.)*

KANDAHAR, Landschaft (Khanat) im östlichen Afghanistan, südlich von Baluttschistan, westlich von der Wüste des inneren Iran, nördlich und östlich von Kabulistan begrenzt, zwischen dem 31. und 33. nördl. Br. und 62. und 66. östl. L. von Greenwich gelegen, ist nur in den bewässerten Thälern der östlichen, gebirgigen Hälfte fruchtbar. In der ebenen, im ganzen höchst dürren und sandigen, am Ende sich ganz zur Wüste gestaltenden westlichen Hälfte verdecken die meisten und bedeutendsten Flüsse des Landes; der Hilmend mit seinen Zuflüssen Argandab, Tarnak und Tori verläuft sich, trotz seines Wassergebietes von beinahe 275,000 □Kilom., unbedeutend in den Hamuntsee.

Die Hauptstadt Kandahar, die wichtigste Handels- und Industriestadt Afghanistans, liegt in einer fruchtbaren und wohlangebauten Ebene zwischen dem Argandab und Tarnak, westlich vom Amrangebirge, dem bedeutendsten der von Nordosten nach Südwesten gehenden Höhenzüge im Innern Afghanistans.

Von Persien führt über Kandahar und Kabul die große Königsstraße, welche einer Armee nirgends Schwierigkeiten bietet; überall finden sich auf ihr Stationen und Wasserstellen. Sultan Mahmud der Große, Dschingiskhan, Tamerlan und Nadir-Schah nahmen diesen Weg nach Indien. Vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien waren Kandahar und Kabul die Thore Indiens und die ganze Karavanenstraße schlägt noch jetzt diesen Weg ein.

Kandahar soll früher an 50,000 Einwohner gehabt haben, ist indessen infolge der immerwährenden Wirren und Kriege dieses Staates sehr zurückgegangen und zählt deren jetzt kaum noch 20,000. Die Stadt ist sehr alt und wahrscheinlich das von Alexander d. Gr. gegründete Alexandria in Arachosia, nach anderen das mehrfach erwähnte Gandhara. Kandahar, im 7. Jahrhundert ein Hauptwallfahrtsort der Buddhisten, wurde oft erobert, zerstört (1383 von Tamerlan, 1507 vom Sultan Babur, 1620 durch Schah Abbas I. und 1738 von Nadir-Schah), aber jedesmal wieder aufgebaut, zuletzt von Achmed-Schah 1753 nach einem regelmäßigen Plane und auf einem von dem alten Kandahar verschiedenen Platze, doch in dessen Nachbarschaft. Die Stadt ist nach orientalischer Weise gebaut, besteht aus Backsteinhäusern und ist befestigt, ein Erdwall mit Thürmen und Bastionen faßt sie ein. Die bedeutendsten Gebäude sind der Bazar in der Mitte der Stadt und das Grabmal Achmed-Schah's, ein so heiliger Platz, daß selbst der Khan keinen Verbrecher ergreifen lassen kann, wenn er hier seine Zuflucht gesucht hat. *(Richard Oberländer.)*

KANDARE, auch Kantare oder Kanthare geschrieben, nach einigen Angaben von dem griechischen *κάνθαρος* (cantharus), dem Zeichen auf der Zunge des von den Aegyptern verehrten Apis abgeleitet, ist die vollständigste und in allen Cavalerien vorschriftsmäßig eingeführte Zäumung der Pferde. Ihre Construction ist frühern Datums, denn schon auf einem alten Bildwerke wird das Pferd des Kaisers Theodosius mit Kandare gezäumt dargestellt. Bei der Kandarenzäumung wird durch

ein im Maul des Pferdes liegendes Eisenstück, sowie durch zwei an den Enden desselben befestigte Hebel und durch eine herumgehängte, den Unterkiefer umschließende Kette eine starke Einwirkung auf das Pferdemaul hervorgebracht. Das im Maul liegende Eisenstück heißt das Mundstück; es ist entweder gerade oder es bildet in seinem mittleren Theile einen aufwärts gerichteten Bogen, „Zungenfreiheit" oder „Galgen" genannt, der der Zunge des Pferdes einigen Spielraum gewähren soll. Das Mundstück muß auf der Mitte der Laden, zwischen Backen- und Hakenzahn, einen Daumen breit oberhalb des letzteren (bei Stuten zwei Daumen breit oberhalb des Eckzahns) liegen; eine tiefere Lage verschärft, eine höhere vermindert seine Wirkung. Die an den Enden des Mundstücks befestigten Hebel werden auch Scheren oder Bäume, Schenkel, Anzüge genannt; das Verhältniß der Länge der nach oben und nach unten gerichteten Arme derselben ist etwa 1 : 2; in die oberen Arme wird das um den Kopf des Pferdes gehende Hauptgestell eingeschnallt; an den unteren Armen werden die Zügel befestigt, mittels deren der Reiter auf das Maul des Pferdes wirkt. Mundstück und Hebel bilden das Gebiß. Die Kinnkette, welche entweder eine einfache Kette, eine Panzerkette oder eine Erbskette bildet, liegt dem Mundstück gegenüber in der Kinnkettengrube des Unterkiefers und wird entweder in die Augen der Stangenbäume, in welche das Hauptgestell eingeschnallt ist, oder in Löcher gehängt, welche im Obergestell jener Bäume angebracht sind. Häufig wird unter Kandare oder Stange nur das Eisengestell verstanden, oftmals darunter auch das Hauptgestell begriffen. Das letztere begreift das zur Kandarenzäumung gehörige Lederzeug in sich und besteht in der Regel aus dem Kopfstücke mit Stirnband und Kehlriemen, dem Nasenriemen und den Zügeln. (*v. Löbell.*)

KANDEL (Kander), ein 1243 Meter oder annähernd 3900 pariser Fuß hoher Gipfel des Schwarzwaldes, im badischen Kreise Freiburg, 5 Kilom. südöstlich von Waldkirch, zwischen Glotter und Elz; nimmt den fünften Rang unter den Schwarzwaldgipfeln ein und fällt außerordentlich steil zur Elz ab. (*A. Schroot.*)

KANDEL (Langenkandel), Marktflecken und Cantonshauptort im Bezirksamt Germersheim des bairischen Regierungsbezirks Pfalz (Rheinpfalz) unweit des Otterbaches, Station der Strecke Winden-Maximiliansau der Pfälzischen Maximiliansbahn, mit fester Laderampe; die Zahl der Bewohner, die 1875 3445 betrug, war 1880 auf 3635 angewachsen, darunter 2501 Protestanten, 1109 Katholiken und 25 Juden. Die gewerbliche Thätigkeit ist unerheblich, zu erwähnen sind nur eine Liniiranstalt und eine Holzschneidemühle. Der fast ausschließliche Erwerbszweig ist Landwirthschaft, die bei guter Bodenbeschaffenheit günstige Erträge liefert. Außer den gewöhnlichen Getreide- und Früchtearten wird Taback, Hanf und Flachs gebaut. Der Handelsverkehr wird durch 3 Jahrmärkte und einen alle 14 Tage stattfindenden Schweinemarkt gehoben. Der Ort hat Amtsgericht, Rentamt und Districtskrankenhaus. Er besteht im Wesentlichen aus einer einzigen, eine Wegstunde sich ausdehnenden Straße, weshalb er auch den Beinamen Langenkandel führt. In der Nähe liegt der Bienwald. (*A. Schroot.*)

KANDER, die, ein linker Nebenfluß der Aar im schweizerischen Canton Bern, entspringt circa 2050 Meter über dem Meere am Alpetligletscher, der sich vom Kanderfirn am Südfuße der Blümlisalp, 3670 Meter, in das Gasterenthal hinabsenkt, durchfließt dieses wildschöne, von mächtigen Felswänden umschlossene Hochthal in nordwestlicher Richtung und stürzt sich tosend und schäumend durch die Felsenge der Klus in die zweite Thalstufe, das Kanderthal oder den Kandergrund hinab, wo sie rechts bei Kandersteg den Oeschinenbach aus dem lieblichen Oeschinenthale aufnimmt. Zu beiden Seiten von theils felsigen, theils bewachsenen, 2—3000 Meter hohen Bergketten umrahmt, im Hintergrunde von den vergletscherten Bergriesen des Oeschinen- und des Gasterenthales, der Blümlisalp, 3670 Meter, dem Doldenhorn, 3647 Meter, dem Balmhorn, 3688 Meter, und der Altels, 3624 Meter, überragt, ist der Kandergrund mit seinen freundlichen über den Thalboden und die Berglehnen zerstreuten Weilern und Gehöften, seinen üppigen Wiesen und waldigen Hügeln und dem idyllischen, unweit der Ruine der Felsenburg gelegenen Blauen See eins der schönsten Thäler des Berner Oberlandes. Bei der Mündung des links aus dem Engstligen- oder Adelbodenthale (s. d.) kommenden Engstligenbaches tritt der Fluß in die dritte Thalstufe, das Frutigthal, in welchem ihm rechts der Kienbach aus dem einsamen, cascadenreichen Kienthal zugeht, wendet sich dann nach Nordwesten, durchfließt die Enge des Emdthales, und erreicht endlich, nachdem er links die Simme aus dem Simmen- oder Siebenthal aufgenommen, durch eine waldige, tief eingeschnittene Schlucht, zuletzt durch einen Kanal, 4 Kilom. südlich von Thun den Thunersee, 560 Meter über dem Meere.

Früher ergoß sich die Kander 2 Kilom. unterhalb Thun in die Aar und verursachte durch ihre Hochwasser und Geschiebemassen häufige Ueberschwemmungen. Im J. 1711—14 wurde deshalb der Fluß durch einen 1 Kilom. langen, 88 Meter breiten Kanal in den See geleitet, in welchem er seither ein circa 70 Hektaren großes Delta, das Kandergrien, angeschwemmt hat. Die Flußlänge vom Alpetligletscher bis zum See beträgt 44 Kilom., das Gefälle circa 1500 Meter oder 3,4 Proc. Das Flußgebiet umfaßt 1305 □Kilom., wovon 52,4 □Kilom. oder 4 Proc. auf Gletscher entfallen.

Das Thal der Kander bildet mit dem Adelboden und Kienthal den bernischen Amtsbezirk Frutigen, welcher sich von der walliser Grenze bis zum Thunersee erstreckt und in 6 Gemeinden (1880) 11,062 meist reformirte Einw. zählt, deren Haupterwerbsquellen neben dem Landbau und der Alpenwirthschaft die Schafzucht, die Tuchweberei (Frutigtuch) und die Zündhölzchenfabrikation sind. Der Hauptort Frutigen, ein stattlicher Flecken mit 4042 Einw. und bedeutenden Viehmärkten, liegt 806 Meter über dem Meere am linken Ufer des Engstligenbaches, 1,5 Kilom. oberhalb der Vereinigung desselben mit der Kander. Von den anderen Wohnplätzen sind zu er-

wähnen Adelboden (s. d.), Kandersteg (s. d.), Reichenbach, 717 Meter über dem Meere am Eingange in das Kienthal, der klimatische Curort Aeschi, 859 Meter über dem Meere auf dem Hügelrücken zwischen dem Gastthal und dem Thunersee herrlich gelegen, und das vielbesuchte Heustrichbad, 702 Meter über dem Meere auf der linken Seite des Gastthales am Fuße des Niesen (s. d.), mit kräftiger alkalisch salinischer Schwefelquelle.

Die Landschaft Frutigen gehörte im 12. und 13. Jahrh. den Edeln von Kien, kam um 1290 an die Freien von Wadenschwyl und im 14. Jahrh. an die mächtigen Freiherren von Thurm zu Gesteln (Wallis), im J. 1400 endlich durch Kauf an Bern, welches den unteren Theil des Kanderthales, die Herrschaft Mülinen und Aeschi schon 1352 erworben hatte und dessen Landvögte oder Castellane auf der Tellenburg (jetzt Gefängniß und Armenhaus) unweit Frutigen residirten. Vgl. von Wattenwyl, Geschichte der Stadt und Landschaft Bern (Bern 1880).

(*A. Wäber.*)

Kandern, s. Candern.

KANDERSTEG, Dorf in der Gemeinde Kandergrund des Amtsgerichts Frutigen im schweizerischen Canton Bern, liegt 1169 Meter über dem Meer im Hintergrunde des Kanderthales an der Kander, da, wo dieselbe durch die wilde Felsenge der Klus aus dem Gasterenthale heraustritt, besteht aus mehrern über den Thalgrund zerstreuten Häusergruppen, besitzt eine Kapelle, ein Schulhaus, Post- und Telegraphenbureau und drei Gasthöfe und zählte (1880) mit den übrigen Dörfern und Weilern der Gemeinde zusammen 1146 protestantische Einwohner. Die Umgebung von Kandersteg ist ungemein großartig. Im Osten wird das Thal von den Felsmauern der Lohner Kette (Groß-Lohner 3050 Meter, Klein-Lohner 2591 Meter, First 2550 Meter) umschlossen; im Süden thurmen sich der gekrümmte Kegel des Zelliborns, 2295 Meter, und die kahlen Wände des Fisistockes, 2947 Meter, auf und im Osten blinken über dem waldigen Oeschinenthale, rechts und links von den zerrissenen Felszinnen des Fisistockes und der Birre, 2511 Meter, umrahmt, die Firnhäupter der Blümlisalp, 3670 Meter, und des Doldenhorns, 3647 Meter. Mit Frutigen durch eine Poststraße verbunden, die sich thalabwärts nach Spiez und Thun fortsetzt, am Kreuzungspunkt von 4 Alpenpässen gelegen, hat Kandersteg während des Sommers einen sehr lebhaften Touristenverkehr. Nach Süden führt in 6—7 Stunden der Gemmipaß zum Leuker Bade im Canton Wallis; der gut angelegte, stark begangene Saumweg steigt in vielen Windungen meist durch Tannenwald am östlichen Fuße des Zelliborns zu dem Hochthal der Gemmi hinauf, welches, 1900—2300 Meter über dem Meere gelegen, östlich von den Firnkuppen des Balmhorns, 3688 Meter, des Altels, 3624 Meter und des Rinderhorns, 3466 Meter, westlich von dem vergletscherten Wildstrubel, 3266 Meter, und seinen felsigen Ausläufern umschlossen wird und von Norden nach Süden ansteigend den Hauptkamm der Berner Alpen quer durchschneidet. In diesem Hochthale überschreitet der Weg auf der Alp Spittelmatt, 1905 Meter, die Grenze von Bern und Wallis, führt an dem einsamen, in einer Steinwildniß gelegenen Bergwirthshaus Schwarenbach, 2065 Meter, und dem dunklen Laubensee, 2206 Meter, vorbei zu der Paßhöhe der Lämmern, 2302 Meter; dieselbe gewährt eine herrliche Aussicht auf die Walliser Alpen, das Rhonethal und das in schwindelnder Tiefe am Fuße des Berges gelegene Leuker Bad, 1415 Meter, zu welchem ein 1,—2 Meter breiter Felspfad, 1737—40 in die fast senkrechte Fluh gebauen und gesprengt, in kurzen Windungen einer Wendeltreppe ähnlich hinuntersteigt. Ein anderer Weg ins Wallis, früher viel begangen, jetzt verwildert und verödet, führt von Kandersteg durch die Klus der Kander ins Gasterenthal, steigt über steile Rasenhänge, Schutthalden und einen kleinen Gletscher zum aussichtsreichen Lötschenpaß, 2681 Meter, am östlichen Fuß des Balmhorns hinauf und senkt sich über Schneehänge und rauhe Schafweiden, zuletzt durch Lärchenwald ins Lötschenthal hinab, welches bei Gampel, 634 Meter, 12—13 Stunden von Kandersteg, in das Rhônethal einmündet. Im Hintergrunde des Gasterenthales zweigt von dem Lötschenwege der Tschingelpaß, 2824 Meter, ab, welcher über den Kander- und Tschingelfirn und den Tschingeltritt das Lauterbrunnenthal erreicht und als einer der leichtesten und lohnendsten Gletscherpässe des Berner Oberlandes nicht selten überschritten wird. Auch mit den beiden größten Seitenthälern der Kander, dem Engstligen- oder Adelbodenthal im Westen und dem Kienthal im Osten, ist Kandersteg durch Bergpfade verbunden. Nach Adelboden führt der Paß über die Bonder Krinde, 2387 Meter, zwischen dem Großen und dem Kleinen Lohner, ins Kienthal der Paß über das Hohthürli, 2706 Meter, eine Lücke des Oeschinengrates am nördlichen Fuß der Blümlisalp, deren Gipfel hier und da von der Clubhütte am Hohthürli bestiegen werden. Der Paßweg führt am Oeschinensee vorbei, der 1592 Metere über dem Meere, 3 Kilom. östlich von Kandersteg zuoberst im Oeschinenthale liegt, 1,7 Kilom. lang, 1 Kilom. breit, 1,14 Quadratkilom. groß und 63 Meter tief ist und ohne sichtbaren Abfluß seine Gewässer unterirdisch dem Oeschinenbache zusendet, welcher bei Kandersteg in die Kander mündet.

(*A. Wäber.*)

Kane, s. Kanä.

KANE (Elisha Kent), amerikanischer Nordpolfahrer, wurde am 3. Febr. 1820 zu Philadelphia geboren und starb, erst sieben und dreißig Jahre alt, am 16. Febr. 1857 in Havanna. Er stammte aus einer angesehenen, länger als ein Jahrhundert in Amerika angesessenen Familie. Sein Vater, John K. Kane, war ein in Philadelphia rühmlichst bekannter Richter. Von Natur ein schwächliches Kind, verband jedoch Kane schon in jungen Jahren mit einer großen, fast nervös zu nennenden geistigen Regsamkeit einen eisernen Willen, der alles durchzusetzen wußte. Einer vorgeschriebenen regelmäßigen Thätigkeit fügte er sich nur ungern, und wenn sie ihm aufgezwungen werden sollte, setzte er ihr Trotz und Widerspenstigkeit entgegen. Was er that, that er schnell und entschlossen und entwickelte dabei eine Kühnheit und einen Unternehmungsgeist, welche seine Umgebung vielfach in Erstaunen

setzten. Von Natur stolz und ehrgeizig, ließ er eine ihm widerfahrene Kränkung oder Beleidigung nie ungeahndet. Eher still und verschlossen als mittheilsam und offen gegen seine Umgebung, liebte er es, sich in abenteuerlichen Träumereien und Plänen zu ergehen. Bei diesen kühnen Entwürfen war er natürlich immer der Held, der das Unglaubliche leistete und verwirklichte. Eine derartige Sinnesrichtung veranlaßte ihn zu manchem kühnen Streich. Da Kane eine große Vorliebe für körperliche Uebungen hatte und diese mit großem Eifer betrieb, so ging er auch unversehrt aus jeder Gefahr hervor. Schon diese Eigenschaften lassen die Grundbedingungen erkennen, die ihn später zum berühmten Reisenden und erfolgreichen Entdecker machten. Seine ausgesprochene Neigung für Naturwissenschaften und Länderkunde weisen ebenfalls auf seine spätere Mission hin. Ein Umstand aber besonders fiel für sein Schicksal bestimmend in die Wagschale. Im J. 1838 wurde Kane von einem Herzübel befallen, von dem er sich nie recht erholte, und welches auch den Grund zu seinem frühen Tode legte. Der achtzehnjährige Jüngling, in dem Bewußtsein eines vorzeitigen Endes und mit dem Gedanken an den Tod vertraut, faßte den heroischen Entschluß, sein kurzes Leben möglichst dem Interesse und dem Nutzen seiner Mitmenschen zu widmen. Auch sein Vater bestärkte ihn darin: „Da du einmal sterben mußt, sagte er, so stirb auch im Harnisch." Kane hatte zuerst 1836 die Universität von Virginien bezogen, um Ingenieur-Wissenschaften zu studiren, verließ dieselbe jedoch schon zwei Jahre später wegen des tödlichen Uebels, das ihn ergriffen hatte. Nothdürftig genesen und den Tod vor Augen, begann er 1839 in Philadelphia mit so großem Eifer Medicin zu studiren, daß er am 19. Oct. 1840 bereits als ständiger Arzt am Pennsylvania-Hospital angestellt wurde. Hier blieb er jedoch wegen seiner schwankenden Gesundheit nicht lange. Der Vater ging von der Ansicht aus, daß Reisen, verbunden mit einer regelmäßigen und selbst anstrengenden Thätigkeit, ihm gut thun würden, und überredete seinen lange widerstrebenden Sohn, sich als Marine-Arzt anstellen zu lassen. Als solcher begleitete er im Mai 1843 die amerikanische Gesandtschaft unter Commodore Parker nach China. Von diesem Zeitpunkt ab führte Kane trotz seiner schwachen Gesundheit ein unstetes Reiseleben, sich nie lange an einem und demselben Orte aufhaltend. Während die amerikanische Gesandtschaft mehrere Monate in Bombay verweilte, benutzte Kane die Zeit, um die Felsen-Tempel von Ellora und Carlee zu besuchen, sowie Ceylon zu bereisen. Als die Expedition sich weitere sieben Monate in Macao aufhielt, setzte er nach den Philippinen über und durchforschte dieselben genauer, als es bis dahin von einem wissenschaftlich gebildeten Weißen geschehen war. Von Manila aus durchkreuzte er Luzon bis zur östlichen Meeresküste. Bei dieser Gelegenheit war er es, der zum ersten mal als wissenschaftlicher Reisender die vulkanischen Regionen Albaifs und Sombaras näher untersuchte, und der erste, der in den Krater des Vulkans Taël hinabstieg. Nur Ein Europaer hatte vor ihm dieses Wagniß unternommen, jedoch ohne Erfolg. Auch späterhin entwickelte Kane beim Besuche chinesischer Städte und ihrer Umgebungen großen Muth und viel Energie. Als die Gesandtschaft ihre Mission erfüllt hatte und die Rückreise antrat, blieb er zurück und war sechs Monate lang in Whampoa erfolgreich als Arzt thätig. Das im Lande herrschende Fieber warf ihn indessen aufs Krankenlager, sodaß er sich Ende 1844 gezwungen sah, die Heimreise anzutreten. Auf dem Rückwege besuchte er Borneo, Sumatra und Ceylon (letzteres zum zweiten mal) und bereiste mehrere Monate lang Indien, seine Forschungen bis zum Himalaya-Gebirge ausdehnend. Im Gefolge eines ostindischen Handelsfürsten Dewakanath Tagur trat er über Persien und Syrien die Reise nach Europa an, trennte sich jedoch in Aegypten von seinem Gefährten. In diesem Lande drang er südlich bis Sennaar vor und lernte Professor Lepsius kennen, welcher damals als Führer der Gesellschaft deutscher Gelehrter und Künstler zur Erforschung des Landes und seiner Ruinen daselbst verweilte. Während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Aegypten war ihm das Glück nicht hold, denn er verlor sein ganzes Gepäck mit allen Reiseaufzeichnungen und wurde bei einem Ueberfalle durch räuberische Beduinen schwer verwundet. Nach Alexandrien zurückgekehrt, entging er, von der Pest angesteckt, nur mit genauer Noth dem Tode. Kaum genesen, setzte Kane nunmehr nach Griechenland über, welches er zu Fuß durchwanderte. In Patras schiffte er sich dann nach Triest ein und bereiste von dort aus Deutschland und die Schweiz. Hier machte er die Gletscher zu seinem besonderen Studium, ein Umstand, der ihm später bei der Aufstellung seiner Theorien über arktische Verhältnisse sehr zu statten kam. Ueber Italien, Frankreich und England kehrte Kane nunmehr in seine Heimat zurück. Nach einem kurzen Aufenthalte daselbst schiffte er sich am 25. Mai 1846 auf der Fregatte „United States" nach der Westküste Afrikas ein. Bei seiner Ankunft erwiesen sich Empfehlungsbriefe, die ihm der berüchtigte Sklavenhändler Da Souza 1843 in Brasilien an seinen afrikanischen Agenten gegeben hatte, von großem Werth für ihn, da sie es ihm ermöglichten, die Sklavenfactoreien Guineas vom Cap Mount bis zum Bonnyfluß genau kennen zu lernen. Auch begleitete er eine Karavane nach Dahomey, dem Hauptsitze des Sklavenhandels, wobei er die Bekanntschaft des Königs machte. Aber auf der Rückreise nach der Küste ergriff ihn das in dieser Gegend herrschende Fieber und mit vollständig zerrütteter Gesundheit traf Kane endlich am 6. April 1847 wieder in Philadelphia ein.

Inzwischen war der schon lange drohende Krieg zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten ausgebrochen. Um sich besser zu bethätigen, den Ereignissen näher zu stehen und dem Lande die Pflichten leisten zu können, die er demselben seiner Ueberzeugung nach als dessen Bürger schuldig war, bewirkte Kane seine Versetzung zur Landarmee und brach am 6. Nov. 1847 mit Depeschen für den Oberbefehlshaber General W. Scott nach Mexico auf. Voll Verlangens, die amerikanische Armee noch zeitig genug zu erreichen, schloß er sich in Perote einer

Guerillabande an. Unterwegs wurde er in einen verzweifelten aber ungleichen Kampf mit einer mexicanischen Abtheilung verwickelt. Bei der Vertheidigung der Gefangenen, gegen welche sich die Wuth seiner Genossen wandte, zeichnete er sich besonders aus. Durch seine Aufopferung wurden die mexicanischen Generale Gaona und Torrejon vor unserem Tode gerettet. Kane selbst erhielt einen Lanzenstich in den Schenkel, nachdem sein Pferd unter ihm getödtet worden war. Von der Familie Gaona's auf das sorgfältigste gepflegt, wurde er nach Mexico geschafft und dort als Invalide erklärt. Er kehrte nunmehr nach Hause zurück, segelte aber bereits wieder im Januar 1849 mit einem Proviantschiffe nach Rio de Janeiro, Lissabon und dem Mittelländischen Meere. Im October desselben Jahres traf er wieder in Philadelphia ein.

Es folgt nunmehr in Kane's Leben der bedeutendste Abschnitt, welcher seine beiden Reisen nach dem Nordpol umfaßt. Seine Erfolge auf dem Gebiete der arktischen Erforschung trugen seinen Ruhm über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus in alle civilisirten Länder der Erde. Die Darstellung der wissenschaftlichen Erfolge dieser Expeditionen und die Geschichte der Leiden und Entbehrungen der heldenmüthigen Entdecker hat Kane in zwei umfangreichen Werken: „Narrative of the Expedition in Search of Sir John Franklin" (Neuyork 1854) und „Second Grinnell Expedition in Search of Sir John Franklin" (2 Bände, Philadelphia 1856) niedergelegt.

Schon im J. 1850 begleitete Kane als Arzt und Naturforscher die unter dem Befehl des Lieutenants De Haven stehende Expedition, welche der reiche und gemeinnützige neuyorker Kaufmann Henry Grinnell zur Auffindung des berühmten, seit dem 26. Juli 1845 verschollenen Sir John Franklin ausgerüstet hatte. Diese Expedition, eine jener acht, welche sich im J. 1850 aufmachten, um den verschollenen Entdecker aufzufinden, bestand aus den beiden Schiffen „Advance" und „Rescue" und verließ Neuyork am 24. Mai 1850. Schon in den Jahren 1848 bis 1850 hatte die englische Regierung drei verschiedene Expeditionen unter Thomas Moore und Kellett, unter Dr. Rae und unter Sir James Roß zur Ermittelung des Schicksals Franklin's ausgesandt. Sie waren zugleich von Osten und Westen vorgedrungen, aber ohne eine Spur des Verlorenen zu finden, obwol vom Westen aus die nördliche Küste des Festlandes mit ihren Inseln bis zum Coppermine-Fluß und bis zum Cape Jules, auch die Ufer des Wollaston-Sundes genau durchforscht wurden; östlich jedoch die südliche Küste des Lancaster-Sundes bis Cape York, der nördliche Theil von North Sommerset bis 72° 38′ nördl. Br. und 95°48′ westlich von Greenwich, ferner Theile der Küsten nördlich der Barrow-Straße und des an die Prinz-Regent-Einfahrt stoßenden Landes in derselben Weise abgesucht worden waren. Die Berichte dieser Expeditionen machten es höchst wahrscheinlich, daß Franklin mit seinen Mannschaften auf einer der Inseln westlich von der Insel Melville festliege. Auch die Instructionen, welche derselbe von der englischen Admiralität empfangen hatte, deuteten darauf hin. Er sollte nämlich durch die Davis-Straße über die Baffin's Bai bis in den Lancastersund fahren und dann westlich in der Höhe von 74 15′ nördl. Br bis etwa 98° westlich von Greenwich und von diesem Punkt aus nordwestlich nach der Beringstraße vordringen. Demgemäß sollten die unter De Haven's Befehl stehenden amerikanischen Schiffe sich ohne Verzug in der Richtung von Baffin-Land und der Insel Melville aufmachen und in deren Nachbarschaft so genau und so gut wie möglich ihre Forschungen anstellen. Ommaney, der Kapitän der „Assistance", eines der elf Schiffe, welche zur Zeit zu demselben Zweck in den arktischen Gewässern weilten, traf zuerst am 23. Aug. 1850 bei Cape Riley auf Spuren der Verlorenen. Eine genauere Untersuchung des umliegenden Landes ergab, daß sich die vermißten Mannschaften längere Zeit hier aufgehalten haben mußten. Auf der Beechey-Insel, etwa 3 englische Meilen vom Cape Riley, stieß man auf das erste Winterquartier Franklin's. Schriftstücke fanden sich jedoch trotz allen Suchens nicht. Auch De Haven besuchte diese Plätze am 25. Aug. und durchforschte sie zum zweiten mal aufs genaueste. Kane's Ansicht ging nach Besichtigung der um Cape Riley befindlichen Schlittenspuren dahin, daß sich Sir John Franklin beim Brechen des Eises im J. 1846 nach dem Norden aufgemacht habe, mit seinen Schiffen durch die Wellington-Straße in das vermuthete große Polar-Meeresbecken gefahren und nie von dort zurückgekehrt sei. Eine andere Spur fand man damals von den Verlorenen nicht, sodaß Kane's Annahme nicht unwahrscheinlich war, obwol spätere Forschungen Dr. Rae's (1854—1859) in Boothia und die von Mac Clintock und Hobson in King-William's-Land und an den südlich davon gelegenen Küsten und ein von letzterem aufgefundenes Document den Untergang der verschollenen Gesellschaft, insbesondere Franklin's Tod, als in dieser Gegend erfolgt, unzweifelhaft feststellen. Kane basirte daher auch die von ihm im Mai 1853 unternommene zweite Nordpolfahrt zur Auffindung Franklin's auf diese allerdings falsche Annahme. Inzwischen war jedoch die Expedition De Haven's nach vielen Leiden und Gefahren wohlbehalten wieder in Neuyork angelangt, und zwar die „Advance" am 30. Sept. und die „Rescue" am 3. Oct. 1851. Ueber diese erste Nordpolfahrt veröffentlichte Kane den schon oben erwähnten Bericht: „Narrative of the Expedition in Search of Sir John Franklin."

Der geheimnißvolle Schleier, welcher noch immer auf dem Geschicke des verschollenen Franklin ruhte, vermehrte nur noch den allgemeinen Wunsch, Gewißheit zu erlangen. Es wurden noch größere Anstrengungen als bisher gemacht und zahlreiche Expeditionen ausgesandt, um, anknüpfend an die bisherigen Ermittelungen, das über ihm schwebende Dunkel aufzuklären. Auch Kane brannte vor Ungeduld, sich bei den neu anzustellenden Forschungen zu betheiligen und bei dieser Gelegenheit seine auf der früheren Reise gewonnenen Anschauungen und Erfahrungen zu verwerthen. Er bot seine Dienste

an und erhielt denn auch im December 1852 vom Marineminister der Vereinigten Staaten den Auftrag, eine Expedition zur Auffindung Sir John Franklin's nach den arktischen Gewässern zu führen. Die Mittel zur Ausführung derselben wurden von dem schon erwähnten Grinnell und dem bekannten Philanthropen Peabody gestellt. Außerdem hatten mehrere wissenschaftliche Vereine und Kane selbst bedeutendere Summen zu dem Unternehmen beigesteuert. Das für die kühne Fahrt bestimmte Schiff war die Brigg „Advance", welche schon die Reise von 1850—1851 unter De Haven mitgemacht hatte. Es war ein gutes, schnell segelndes und stark gebautes Fahrzeug von 144 Tonnen Gehalt, dessen Tüchtigkeit sich im Eise des Polarmeeres glänzend erprobt hatte. Der Hauptzweck der Expedition war die Auffindung Franklin's. Außerdem sollte aber Kane seine Aufmerksamkeit auf alle Gegenstände von wissenschaftlichem Interesse lenken; insbesondere auf solche, die sich auf das Vorhandensein eines offenen Polarmeeres, auf den Erdmagnetismus, die Meteorologie und wichtige naturwissenschaftliche Erscheinungen bezögen. Die unter seinem Befehl stehende Mannschaft zählte 17 Mann, von denen zehn der Marine der Vereinigten Staaten angehörten. Zwei hatten bereits die erste amerikanische Expedition mitgemacht, alle aber sich als Freiwillige dem Unternehmen angeschlossen. Die Ausstattung des Schiffes war ziemlich einfach. Außer dem nöthigen Vorrath an Lebensmitteln und Kleidungsstücken wurden nur eine Anzahl von Bretern, um das Schiff im Winter zu überdecken, einige Gummi- und Leinwand-Zelte, verschiedene Schlitten, fünf Boote und zahlreiche kleinere Gegenstände zum Tauschhandel mit den Eskimos mitgenommen. Da, wie bereits bemerkt, Kane von der Ansicht ausging, daß Franklin das vermuthete große Polarmeer erreicht habe und er dort zu suchen sei, so ging sein Plan dahin, auf dem kürzesten und zugleich zugänglichsten Wege dahin zu gelangen. Er glaubte ihn einzuschlagen, wenn er die Baffins-Bai bis zu ihrem nördlichst erreichbaren Punkt hinaufführe und von da mit Schlitten und Booten so weit als möglich gegen den Pol vordränge. Es gründete sich diese Ansicht auf die durch Analogien der physikalischen Geographie unterstützte Annahme, daß sich Grönland mit seinen Gebirgsmassen bis zum hohen Norden erstrecke. War dies der Fall, so ergaben sich für den von Kane eingeschlagenen Weg folgende Vorzüge: 1) Er hatte als Basis seiner Operationen festes Land; 2) eine direct nach Norden führende Linie, welche am ersten die offene See erreichen ließ, wenn eine solche vorhanden war; 3) den Vortheil des fächerartigen Widerlagers von Land auf der nördlichen Seite Grönlands, welches das Eis aufhielt, wenn es in seinem südlichen oder äquatorialen Treiben begriffen war (auf diese Weise wurde der größte Nachtheil Parry's bei seinen Versuchen, den Pol von der Spitzbergenschen Seite aus zu erreichen, vermieden); 4) Thierleben zur Erhaltung von Reisenden; 5) die Möglichkeit des Zusammenwirkens mit den Eskimos, indem Niederlassungen von ihnen bis in die Höhe von Whale-Sound und wahrscheinlich noch nördlicher an der Küste sich hinauferstreckten.

Die Brigg verließ Neuyork am 30. Mai 1853, erreichte ohne Unfall am 7. Aug. das Vorland von Smith-Strait und passirte den von Kapitän Inglefield am 27. Aug. 1852 erreichten höchsten Punkt. Bei weiterem Vordringen stieß jedoch Kane auf einen Gürtel Treibeis, und als er in dieses einzudringen suchte, zeigte es sich, daß die ganze nördliche Straße von dem sich dem amerikanischen Ufer zuschiebenden Packeis versperrt wurde. Es würde allmählich auf das Schiff eindringend dasselbe unvermeidlich gegen Süden geführt haben, wenn dieses nicht in einer kleinen von Land fast gänzlich umschlossenen Bucht (Refuge-Inlet) Zuflucht gefunden hätte. Es blieb Kane also nur die Alternative, ein weiteres Vordringen zu wagen oder zurückzugehen und sein Vorhaben aufzugeben. Er entschloß sich zu ersterem. Nach drei Tagen, am 13. Aug., verließ er wieder die schützende Bucht und suchte unter unendlichen Gefahren einen Wasserweg zu verfolgen, der sich zur Zeit der Flut zwischen der gewaltigen Eismasse und der Küste zeigte. Auf diese Weise wurde am 29. Aug. der 78°43′ nördl. Br. erreicht, ohne daß die Brigg einen wesentlichen Schaden erlitten hätte. Aber der schnell hereinbrechende Winter machte ein weiteres Vordringen unmöglich. Die Offiziere drangen darauf, nach einem südlicher gelegenen Punkt zurückzukehren, aber Kane, nicht gewillt, die theuer erkauften Vortheile seines kühnen Vordringens aufzugeben, bestand darauf zu bleiben. Nachdem er die umliegende Gegend untersucht und sich bis zum 80° einen Ueberblick verschafft hatte, beschloß er mit der Brigg dort zu überwintern, wo sie sich gerade befand. Es ist dies der nördlichste Punkt, an welchem bis dahin ein Schiff den Winter zugebracht hat. Vom 10. Sept. ab war die „Advance" in dem Hafen eingefroren, der für sie in der Nähe einer Gruppe felsiger Inseln in der südöstlichen Buchtung der Bai ausgesucht worden war. Van-Rensselaer-Harbor tauften ihn die kühnen Entdecker. Bis zum 20. Nov. wurden Erforschungs-Expeditionen und zahlreiche Niederlagen von Lebensmitteln an den verschiedensten Punkten für den Fall des Verlustes des Schiffes und eines Rückzuges gemacht. Von diesem Zeitpunkt ab bedeckte 120-tägige Nacht die Einöde. Die Kälte war eine entsetzliche, größer als sie bis dahin überhaupt beobachtet worden war. Sie betrug im Februar minus 70° Fahrenheit. Von Van-Rensselaer-Harbor aus wurden zahlreiche Expeditionen zur Erforschung der Gegend ausgesandt. Die beiden bedeutendsten unternahmen W. Morton und der Eskimo-Jäger Hans, welcher die Expedition begleitete, sowie Dr. Hayes und William Godfrey. Den Erfolg derselben und überhaupt den der ganzen Reise faßte Kane selbst in seinem Berichte an den Marineminister der Vereinigten Staaten in folgenden Sätzen zusammen: 1) Die Untersuchung und Bestimmung der nördlichen Küste Grönlands bis zu ihrer Begrenzung durch einen großen Gletscher. 2) Die Untersuchung dieser Gletschermasse und ihrer Ausdehnung nach Norden in das neue Land, genannt Washington. 3) Die Entdeckung einer großen nordwestlichen Straße, welche frei von Eis in eine offene und weit ausgedehnte, ebenfalls freie Fläche führte. Das Ganze umfaßt einen eiförmigen

Flächenraum von 1200 engl. □ Meilen. 4) Die Entdeckung und Bestimmung eines großen Landstriches, der die nördliche Fortsetzung des amerikanischen Continents bildet. 5) Die vollständige Untersuchung der amerikanischen Küste nördlich und westlich bis zum Cap Sabine; auf diese Weise unsere Untersuchungen mit dem letzten von Kapitän Inglefield bestimmten Punkt verbindend und den Umfreis der Straßen und der Bai vervollständigend, die an ihrer südlichsten Oeffnung bisher als Smith Sund bekannt waren.

Was insbesondere die Gestalt Grönlands betrifft, so ist es nach Kane ein Continent, dessen westlichsten Punkt Cap Alexander auf dem 78° 16′ nördl. Br. bildet. Vom 70. Längengrad aus gesehen, erstreckt es sich fast in gerader Linie nach Osten und Westen. Ein mächtiges Gletscherplateau, der Humboldt-Gletscher, ließ jedoch ein weiteres Vordringen nach Osten nicht zu.

Da keine Aussicht vorhanden war, das Schiff während des Sommers frei zu machen, suchte Kane sich mit Belcher's Expedition, welcher zur selben Zeit in der Richtung von der Insel Melville vorgegangen war, in Verbindung zu setzen und Beechy-Island zu erreichen. Ein gewaltiger, nicht zu überwindender Gürtel von Packeis zwang jedoch Kane bei dem schnell hereinbrechenden Winter zur Rückkehr. Der Plan war mißglückt, und die Expedition hatte einen zweiten Winter in der Brigg auszuharren. Kane stellte es nunmehr der Besatzung frei, das Schiff zu verlassen und zu versuchen, die dänischen Niederlassungen zu erreichen. Nur acht muthige Männer von den siebzehn entschlossen sich, ihrer selbstgestellten Aufgabe getreu, zum Bleiben, die übrigen verließen die Brigg am 28. Aug., mußten aber wieder umkehren und kamen nach unendlichen Leiden am 7. Dec. wieder an. Trostlos und hoffnungslos endete das Jahr 1854 für die Entdecker, und das neue Jahr fing nicht besser an. Lebensmittel waren knapp, der Holzvorrath ging zu Ende, Krankheit entkräftete und entmuthigte die kleine Schar. Zuletzt waren nur Kane und ein Gefährte noch im Stande, die Kranken zu pflegen und die nöthigen Arbeiten zu verrichten. Zu ihrem Glück ließ jedoch die Krankheit, der Blutfluß, allmählich nach, die kaum Genesenen begannen wieder Kräfte und neuen Muth zu sammeln. Am 21. Febr. ging im neuen Jahre die Sonne wieder auf. Im März zeigten sich die ersten Walrosse, sodaß der Mangel aufhörte, und im April konnten die Einzelnen wieder an ihre Arbeit gehen. Es hatte sich die Nothwendigkeit ergeben, die Brigg im Stiche zu lassen. Einen dritten Winter vermochte die Besatzung nicht auszuhalten. Vorräthe und Brennmaterial waren nur noch für wenige Wochen vorhanden; von der Brigg war bereits alles Holz, das sie nicht absolut seeuntüchtig machte, verbrannt. Der Zweck der Expedition, Franklin aufzusuchen, konnte in keiner Weise mehr gefördert werden, und so wäre es Thorheit gewesen, noch zu zögern und das Leben der Mannschaft aufs Spiel zu setzen. Kane beschloß daher, die Brigg zu verlassen und den Rettungsweg nach den dänischen Niederlassungen anzutreten. Am 17. Mai brach die kleine Gesellschaft auf und am 6. Aug. erreichte sie nach 83-tägiger Reise Upernavik. Dieser Marsch war mit außerordentlichen Anstrengungen und Entbehrungen verknüpft. Ein großer Theil der Mannschaften war krank oder, kaum von Krankheit genesen, noch sehr schwach. Man allmählich konnte ein Kranker nach dem andern fortgeschafft werden, sodaß die Gesunden denselben Weg mehrfach machen mußten. Im Durchschnitt legte die Gesellschaft nur acht englische Meilen täglich zurück. Kane besuchte die Brigg noch öfters, um neue Lebensmittel zu beschaffen; zum letzten mal geschah es am 8. Juni. Ihr Zustand war ganz unverändert; sie lag nach wie vor bewegungslos eingefroren da, mit neun Fuß festen Eises unter ihrem Bug. Die Eskimos von Etah unterstützten die auf dem Rückzuge Begriffenen getreulich mit Lebensmitteln und Arbeitskräften. Unterwegs fuhr Kane fort, seine meteorologischen und naturwissenschaftlichen Beobachtungen zu machen. Die dazu nothwendigen Instrumente hatte er von dem Schiff mitgenommen. Die sorgfältig zusammengestellten naturwissenschaftlichen Sammlungen hatten zurückgelassen werden müssen bei der Schwierigkeit des Transportes und der für die Sicherheit der Reisenden damit verbundenen Gefahr. Nur die schriftlichen Aufzeichnungen der Expedition wurden gerettet.

Die dänischen Ansiedler nahmen die heldenmüthigen Männer mit großer Herzlichkeit auf. Die Brigg „Marianne", auf dem Rückwege nach Kopenhagen begriffen, wollte sie bis zu den Shetland-Inseln bringen, von wo sie ihre Reise nach den Vereinigten Staaten fortsetzen sollten. Aber schon unterwegs stießen sie in Disco auf die unter Lieutenant Hartstene's Befehl stehende Expedition, welche die amerikanische Regierung, besorgt über das lange Ausbleiben Kane's, zu dessen Rettung ausgesandt hatte. Im Herbst 1855 langte der kühne Entdecker in seinem Vaterlande wieder an. So endigte diese ereignißvolle, an Beispielen von Energie und hohem Muth, von Selbstverleugnung und wissenschaftlichem Streben so reiche Fahrt! In ihrem Hauptzweck, insofern er der Auffindung Franklin's galt, war sie erfolglos, desto reicher aber an wissenschaftlicher Ausbeute und an Enthüllungen über jene gewaltigen Eis-Einöden. In dieser Hinsicht war ihr Erfolg vielleicht größer als der irgendeiner ihr vorausgegangenen Expeditionen.

Die Geschichte seiner und seiner Gefährten Leiden und Entdeckungen stellte Kane in seinem oben angeführten zweiten Buche „Second Grinnell Expedition in Search of Sir John Franklin" dar. Dieser einfache, anspruchslose Bericht fand die warme Bewunderung aller civilisirten Länder. Auch äußerlich bekundete sich diese Anerkennung, indem der Congreß, die Gesetzgebende Versammlung des Staates Neuyork und die Königliche Geographische Gesellschaft zu London Kane goldene Medaillen verliehen. Die englischen Einwohner der Stadt Neuyork votirten ihm eine Anerkennungs-Adresse; auch empfing er die königliche Medaille, welche arktischen Entdeckern in den Jahren 1818 bis 1856 verliehen wurde. Als Kane die Beschreibung seiner Reise eben vollendet hatte, brach seine Gesundheit, die so lange in anstrengender Thätigkeit Stand gehalten hatte, vollständig zusammen.

Er griff zu seinem altbewährten Mittel, zum Reisen, und schiffte sich nach England ein, aber diesmal leider ohne Erfolg. In London verschlimmerte sich sein Zustand derartig, daß er sich entschließen mußte, ein milderes südliches Klima aufzusuchen. Am 17. Febr. 1856 segelte er nach St.-Thomas, und von da nach Havanna. Auf dieser Reise bekam er einen Schlaganfall. Noch lebend erreichte er am 25. Dec. Havanna; seine Widerstandskraft war gebrochen. Nach wenigen Wochen, am 16. Febr. 1857, verschied er, als er eben im Begriff stand, sich nach den Vereinigten Staaten zurückzubegeben, um dort, im Vaterland, sein Leben zu beschließen. (Vgl. Elder, „Life of Dr. E. K. Kane", Philadelphia 1857.)

(*F. K.*)

KANEM, eine im Norden und Nordosten des Tsadsees im mittleren Sudan sich hinziehende Landschaft, befindet sich im traurigsten Zustande der Auflösung und ist großentheils vom Reiche Wadaï abhängig geworden; der Hauptort Mao hat kaum noch 3000 Einwohner. In früheren Zeiten war Kanem bei weitem größer, und dehnte sich nach dem Uebertritt seines Herrschers Sselma (1194—1210; Sselma war der erste schwarze König, seine Vorgänger hatten hell ausgesehen wie die Araber) zum Islam im 11. Jahrhundert vom Kuara bis zum Nil aus, einschließlich Fesân's und südlich bis weit jenseit des Tsadsees. Im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gelang es einem Manne Namens Sfaëf, der zu dem libyschen Stamme der Berda gehörte, sich in Kanem solches Ansehen zu verschaffen, daß er die daselbst wohnenden Kanembu-, Tibu- und Berberstämme unter seiner Herrschaft vereinigte.

Die Bewohner des Landes, die Kanembu, durch fortwährende Kriege mit den Reichen Bornu und Wadaï beunruhigt, sind meist zum Auswandern nach anderen ruhigeren Gegenden bewogen worden. So hat sich eine Abtheilung an dem Südufer des Tsadsees als Viehzüchter niedergelassen. Die Zurückgebliebenen wagen nicht den Acker zu bauen oder einen Fruchtbaum zu pflanzen, obschon die Datteln hier gut gedeihen. Sie können nicht darauf rechnen, das Getreide einzuernten, das sie säen, und die Frucht zu pflücken, die sie pflanzen. Sie müssen sich begnügen mit dem, was ihnen die Heerde liefert, und stets auf der Hut sein, dieselbe vor räuberischen Ueberfällen in den Schutz der Ringmauern zu retten. Unter günstigen politischen Verhältnissen würden sich die Kanembu bald zu einem erfreulichen Wohlstande hinaufarbeiten. Sie sind ein wohlgebauter, gut proportionirter Menschenschlag und ihre Frauen zeichnen sich vor den breit und plump gestalteten Weibern von Bornu sehr vortheilhaft aus. Zwischen den Kanembu haben sich eine Anzahl Budduma, Bewohner der See-Inseln und Schua-Araber angesiedelt, und der unruhige Araberstamm der Uelad-Sliman spielte eine Zeit lang hier eine bedeutende, obschon wenig segensreiche Rolle.

(*Richard Oberländer.*)

KANEPHOREN, *Κανηφόροι*, Canephoroe, Jungfrauen, welche im Alterthum in feierlichen Aufzügen an Götterfesten heilige Gegenstände in Körben einhertrugen, und zwar, nach der in südlichen Ländern gewöhnlichen Sitte des Tragens, zumeist auf dem Kopfe.[1] Dieser Brauch war sehr verbreitet und wurde im Dienste vieler Gottheiten geübt (s. E. Curtius, Archäol. Ztg. 1881, S. 28): 1) für Zeus Basileios in Lebadea[2]; 2) für Hera[3], sowol in Argos[4] wie in Falerii[5]; 3) für Demeter in Athen[6]; 4) für Artemis, vermuthlich in Syracus[7], desgleichen in Termessos in Pisidien[8]; 5) für Dionysos in Athen[9] und am Indus[10]; 6) für Isis[11]; 7) für Athena, sowol in anderen Orten, wie z. B. in der Ebene von Troas[12], als ganz besonders in Athen.

In Athen war das Institut der Kanephoren ganz besonders beliebt, es wird einfach attisch genannt[13]; Kanephoren finden sich bei den Festen der Demeter, des Dionysos und vielleicht noch anderer Gottheiten[14], vornehmlich aber im Dienst der Athena, sowol bei andern Festen dieser Gottheit, als hauptsächlich an den Panathenäen[15], nach Böttticher's Meinung (Archäol. Ztg. 1854, S. 442*) aber nur an den kleineren, und nicht nur bei den von den Athenern selbst ausgerichteten Pompen, sondern auch bei den Opfern, die andere Städte in Athen darbrachten.[16]

Als Stifter der Kanephorie für Athena in Athen galt Erechtheus (Erichthonios)[17], dessen Tochter Drei-

1) *Paus.* I, 27, 4 *ἀναθεῖσαί σφισιν ἐπὶ τὰς κεφαλάς*, *Ovid.* Amor. III, 13, 27 supposito vertice sacra ferunt, *Cic.* Verr. II. IV. 3 quae manibus sublatis reposita in capitibus sustinebant. 2) *Plut.* *Ἐρωτ. διηγησ.* init. von der Aristoklea *ἔμελλε γὰρ τῷ Διὶ τῷ βασιλεῖ κανηφορεῖν.* 3) *Hor.* Sat. I, 3, 11. 4) *Dionys.* Hal. I, 21, vgl. O. Jahn, Arch. Zeitg. 1866, S. 253 fg. 5) *Ovid.* Amor. l. c. 6) *Hor.* Sat. II, 8. 13 ut Attica virgo cum simulacris, Schol. zu *Arist.* Av. 1516 . . *ὅπερ ἔχουσιν αἱ κανηφόροι ἀπιοῦσαι εἰς τὰ Ἐλευσίνια*: sehr ähnlich waren die Liknophoren nach *Callim.* Hymn. in Cer. 127 und am Anfang. 7) *Theokr.* II, 66 cum Schol. *εἰώθασι γὰρ τῇ Ἀρτέμιδι κανηφορεῖν αἱ μέλλουσαι γαμεῖσθαι ἐπὶ ἀφοσιώσει τῆς παρθενίας, ἵνα μὴ νεμεσηθῶσιν ὑπ' αὐτῆς.* 8) Laut Weihinschrift im Corp. Inscr. Gr. n. 4362. 9) Schol. zu *Arist.* Ach. 242 *κατὰ τὴν τῶν Διονυσίων ἑορτὴν παρὰ τοῖς Ἀθηναίοις αἱ εὐγενεῖς παρθένοι ἐκανηφορουν*, vgl. die Privatdionysien des Dikaiopolis mit einer Kanephore *Aristoph.* l. c. Ehrendecret für den Vater einer Dionysischen Kanephore in der Ephemeris 1862, n. 180. Kanephoren im Bakchischen Zuge Mus. Pio Clem. IV, 23, Miliin, Gal. myth. LVIII, 240. 10) *Plut.* de fluv. p. 1164, 1, wo Damaskaltis, *τῷ Διονύσῳ μυστηρίων τελουμένων*, Kanephore ist. 11) Eine Isisstatue in Venedig ist laut Inschrift (C. Inscr. Gr. n. 2298) von Archelaos von Marathon und seiner Familie geweiht, weil seine Tochter der Isis Kanephore gewesen. 12) S. C. Inscr. Gr. n. 3602. 3603 mit Böckh's Bemerkungen. 13) *Cic.* Verr. II. IV. 3 more Atheniensium virginum. 14) Eine K. auch auf dem sculpirten athenischen Festkalender. 15) Becker, Anecd. gr. p. 270 sq. *παρθένοι τὰ κανᾶ φέρουσαι τῇ θεῷ ἐν τῇ τῶν Παναθηναίων πομπῇ καὶ ταῖς ἄλλαις ἑορταῖς*: ganz ähnlich Hesych, Suidas, Harpokration und Photios. 16) Nach *Hdt.* V, 82 verpflichten sich die Epidaurier, am Feste Opfer der Athene Polias und dem Erechtheus zu senden, und zwar *ἔτεος ἑκάστου*, also nicht zu den großen Panathenäen (vgl. Sauppe, Berichte der Königl. Sächs. Ges. der Wissensch. 1853, I, 40). Eine in Athen gefundene Statuenbaseninschrift bei Beulé, l'Acropole d'Athènes I, p. 346, n. 1 nennt eine *κανηφορήσασαν Ἐπιδαυρίοις*, die also bei einer solchen Festgesandtschaft der Epidaurier nach Athen fungirte. 17) Philocharos in seiner Atthis bei Suid. und Harpokrat.; auch Schol. zu *Lucian.* Dial. D. XX, 16 (IV, 61 Jacobitz).

Agraia als Kanephore der Stadtgottin fungirt und als solche ebenso die Liebesglut des Boreas entflammt haben sollte [18]), wie in derselben Function der Kekrops Tochter Herse die des Hermes.[19])

In Athen sind zwei Arten von Kanephoren der Athena streng zu unterscheiden: 1) zwei an der Zahl, auf längere Zeit der Göttin zum Dienst verpflichtet. Sie wohnten nicht weit vom Tempel der Polias. Wenn die Zeit des Festes nahte, legte ihnen in einer Nacht die Priesterin heilige Gegenstände auf das Haupt, die weder von ihr noch von den Tragenden gekannt waren. Auf einem natürlichen unterirdischen Wege stiegen die Kanephoren hinab zu einem heiligen Bezirk, nahe dem Tempel der Aphrodite ἐν κήποις, legten ihre Bürde ab und empfingen dafür ebenso Geheimnißvolles für die Gottheit. Damit war ihr Amt beendet, und an ihre Statt kamen andere Jungfrauen in den Dienst der Göttin (*Pausan.* I, 27. 4).[20]) Pausanias sagt von einem öffentlichen Auftreten dieser Kanephoren nichts, doch spielten sie zweifellos bei den Aufzügen an den Festen der Athena eine große Rolle. Außer ihnen schritten aber, wenigstens in späteren Zeiten, 2) noch andere Mädchen in den Pompen einher, die zwar keine Mysterien, wohl aber festbares Tempelgeräth, welches so dem Volke zur Schau gebracht wurde, sei es auf dem Haupte, sei es in den Händen, ob in Körben oder frei, trugen. Auch auf sie wurde der Name Kanephoren übertragen (s. Mommsen, Heortologie S. 179 fg.). Ihre Zahl war groß; so schaffte der Redner Lykurg goldene Kränze für hundert Kanephoren an[21]) und auch die Erzählung bei *Ovid.* Met. II, 724 fg. läßt auf eine bedeutende Menge derselben schließen. Solche Kanephoren im weiteren Sinne dürfen wir wol auch auf dem Friese des Parthenon erkennen.[22])

Nur edelgeborene[23]) Jungfrauen von makellosem Rufe [24]) wurden zu Kanephoren zugelassen: um so schmachvoller mußte es erscheinen, als Hipparch die Schwester des Harmodios, obgleich sie zur Kanephore berufen war, als nicht würdig zurückwies [25]), welcher Frevel nach Aelian den Entschluß zum Tyrannenmord zur Reife brachte. Im geschmückten [26]) Antlitz strengen Ernst bewahrend [27]), schritten die Kanephoren einher, weiß gekleidet[28]), neben anderem reichen Schmuck auch im Haare einen goldenen Kranz tragend[29]); golden waren auch die Körbe [30]), denen hier und da Bekränzung nicht fehlte [31]), und deren Inhalt durch ὀστράκινος verdeckt war.[32]) Metoikenmädchen folgten ihnen dienend, einen Schirm gegen die Sonnenstrahlen und einen Stuhl zum gelegentlichen Ausruhen an Halteplätzen als σκιαδοφόροι und διφροφόροι ihnen nachtragend.[33]) Hatten aber die Kanephoren καλῶς καὶ ἐνδόξως oder κακῶς καὶ ἀξίως ihres Amtes gewaltet[34]), so bewiesen die ihnen gezollten Ehrenbezeigungen, wie hoch man die Wichtigkeit desselben schätzte. Die festfeiernden Städte decretirten ihnen Weihinschriften [35]), eine Familie errichtete der Gottheit zum Dank für die der Tochter gewordene Ehre eine Statue[36]), selbst die Anverwandten gingen nicht immer leer aus.[37])

Auch Bühnendichter machten die Kanephoren zum Gegenstand ihrer Schöpfungen, wenn auch wol nur in parodistischer Weise. Wir lernen die Existenz einer Komödie mit dem Titel *Κανηφόρος* vom Anaximandrides aus einem Fragment des Stobäus kennen [38]), aus einer gleichnamigen des Menander haben Stobäus, Suidas und Harpokration fünf Bruchstücke bewahrt.[39])

Auch von Standbildern einzelner bestimmter Kanephoren haben wir Kunde. Das in Athen aufgefundene Piedestal einer solchen schmücken vier Kränze, in denen Inschriften bekunden, die betreffende Jungfrau sei viermal zur Ehre der Kanephorie berufen worden[40]), eine

---

18) Aglauros nach Schol. zu Odyss. XIV. 533. 19) *Ovid.* Metam. II, 711 fg. 20) Zwar haben mehrere Codices nicht κανηφόρους, fordern ἀρρηφόρους, was auch Schubert und Wagner in den Text aufgenommen haben. Aber Pausanias redet hier von zwei παρθένοι, während anderwärts von den Arrhephoren berichtet wird, daß ihrer vier und zwar im Alter von 7—12 Jahren sein mußten, s. Etym. Magn. s. v. ἀρρηφορεῖν und weiteres bei K. O. Müller in dieser Encyklopädie Sect. III, Thl. 10, S. 84. 21) Vit. decem orat. am Ende cf. Kießling in *Lycurgi* fragm. p. 44 und *Pous.* I, 29, 16. Den betreffenden Volksbeschluß will allerdings G. Curtius (Arch. Zeitung, 1881, S. 29) auf Schmückung von Bildsäulen von Kanephoren beziehen. 22) Die Meinung dagegen s. z. B. Stark zu K. F. Hermann's Gottesdienstl. Alterth., 2. Aufl., §. 55, Anm. 30, es seien die beiden kleinen Mädchen auf dem Friese, mit denen eine Priesterin sich beschäftigt, die eigentlichen zwei Kanephoren, ist schon von Böttiger (Andeutungen zu Vorlesungen über Archäol. S. 118 und Chr. Petersen (Die Reise der Pallas Athene, 1855, S. 24 fg.) zurückgewiesen. Diese tragen ersichtlich gerollerte Stühle (Friederichs, Berlins antike Bildw. I, 168 und mögen Arrhephoren sein, auf die auch ihre sehr jugendliche Gestalt schließen läßt. Overbeck (Gesch. der griech. Plastik I, 332 glaubt in dem langen Zuge der Mädchen beide Arten Kanephoren erkennen zu können. 23) *Harpocrat.* αἱ ἐν ἀξιώματι παρθένοι — οὐ πάσαις δὲ ἐφεῖτο κανηφορεῖν, ähnlich Suid. und Hesych.; Becker, Anecd. gr. p. 270 sq. ἀσταὶ καὶ εὐγενεῖς, Schol. zu *Arist.* Ach. 242 εὐγενεῖς.

24) Ἀγραῖ bei *Diogenian.* II, 46 (Paroemiogr. gr. I, 202). 25) *Thuk.* VI, 56. Nach ihm geschah es ἐν πομπῇ τινι, nach *Max. Tyr.* Diss. XXIV, 2 p. 885 und *Aelian.* Var. Hist. XI, 8 an den Panathenaeen. 26) *Arist.* Eccles. 732 ἐντετριμμένη, cf. Schol. und das Fragment des Hermippos beim Schol. zu *Arist.* Aves 1550 ὥσπερ αἱ καν. λευκοῖσιν ἀλφίτοισιν ἐντετριμμέναι. 27) Βλέπουσα θυμβρόφαγον *Arist.* Ach. 254. 28) *Ovid.* Amor. III, 13. 27. 29) Ibid. crines auro gemmaque premuntur, vgl. die Anm. 21 citirten Stellen und *Arist.* Lysistr. 1193, wobei die Bemerkung des Schol. χρυσοφοροῦσι γὰρ αἱ κ. aber auch auf die Körbe und deren Inhalt sich beziehen kann. Schol. zu Odyss. XIV. 533 Ἐρεχθεὺς — κοσμήσας δὲ ταύτην. 30) Schol. zu *Arist.* Ach. 242 ἦν δὲ ἐκ χρυσοῦ πεποιημένα τὰ κανᾶ, cf. Schol. zu *Arist.* Lys. 646 ἐφόρουν δὲ καὶ λοπάδας τινας ὁλοχρύσους. 31) *Ovid.* Met. II, 712. 32) *Hesych.* s. v. αἱ Σκυτικαὶ στόλαι καὶ παρ' Ἀθηναίοις σκεπάσματα οἷς ἐκάλυπτον τὰ ἱερὰ κανᾶ. 33) S. darüber Meier in dieser Encyklopädie Sect. III, Thl. 10, S. 291. 34) Dasselbe war wol mit Kosten verbunden, denn darauf ist doch das Versprechen von Kleidern und Schmuck zu beziehen, welches in *Arist.* Lys. l. c. der Chor jedem gibt, dessen Tochter zur Kanephore berufen werden sollte. Vielleicht aber hatten sie auch gewisse Einkünfte (vgl. E. Curtius, Archäol. Zeitung, 1881, S. 30). 35) C. Inscr. Gr. n. 3602. 3603. 4362. 36) Ibid. n. 2298. 37) Ephemeris 1862, n. 180. 38) Eel. Phys. II, 1, 6 cf. Meineke, Fragm. com. gr. IV, 143 sq.). 39) Sie hat Meineke l. c. III, 171 gesammelt. 40) Beulé, l'Acropole d'Athènes I, 345 sq.

bronzene aus Päſtum ſtammende Kanephore[41]) trägt die Unterſchrift *ΤΑΘΑΝΑ ΦΙΑΛΩ ΧΑΡΜΥΛΙΔΑ ΔΕΚΑΤΑΝ.*

Ueberhaupt hat die bildende Kunſt die anmuthigen Geſtalten der Korbträgerinnen mehrfach zum Vorwurf genommen. Heius zu Meſſana beſaß zwei ſolcher Statuen, die Verres ihm raubte, und die von Polyklet's Hand ſein ſollten.[42]) Material und Format (erant autem duo praeterea signa non maxima) machen es wahrſcheinlich, daß ſie ſelbſtändige Figuren waren, nicht zu architektoniſchem Schmuck (ſ. u.) gedient hatten[43]), was ebenſo aus der Autorſchaft jenes berühmten Künſtlers zu ſchließen ſein würde, wäre dieſe nicht ſehr problematiſch.[44]) Auch Praxiteles fertigte eine bronzene Kanephore, die ſich in Athen befand[45]), marmorne Kanephoren von der Hand des Skopas waren unter den von Aſinius Pollio zuſammengebrachten Kunſtſchätzen.[46]) Manche kleinere derartige Figuren in Bronze[47]) ſowie Kanephoren auf Reliefs[48]) und Wandgemälden ſind uns noch erhalten.[49])

Weit bedeutender an Werth und Zahl ſind aber die auf uns gekommenen Statuen von Kanephoren, die architektoniſchen Zwecken gedient. Träger und Stützen von Laſten zu beleben iſt von früh an das Beſtreben der griechiſchen Kunſt geweſen. In der Tektonik ſchob man den Geräthen und Gefäßen Geſtalten von Thieren und Menſchen unter, wovon ſchon die Homeriſche Beſchreibung des Palaſtes des Alkinoos und das von Herodot IV, 152 erwähnte erzene, von drei Figuren getragene koloſſale Miſchgefäß zu Samos Zeugniß ablegen. In der Architektur trug man jenem Beſtreben ſchon in der äußeren Geſtaltung der Säulen Rechnung; der Gedanke, auch dieſe und wieder durch wirkliche menſchliche Figuren zu erſetzen, lag um ſo näher, als ſchon Aegypten darin vorangegangen war.[50]) Der griechiſche Architekt wählte als Träger ſchwerer Gebälklaſten kräftige, männliche Körper. Entweder waren es mythologiſche Weſen, berühmt durch ihre Tragkraft, wie Atlanten oder Telamonen (*Vitruv.* VI, 8) und Giganten, wie ſie noch an dem Zeustempel zu Agrigent, ſowie in Terracotta in den Thermen zu Pompeji[51]) erhalten ſind.[52]) Oder man benutzte Geſtalten von Barbaren und gefangenen Feinden, die auch in der Wirklichkeit als Sklaven dienend ſchwere Laſten tragen mußten; ſo ſetzte man Figuren gefangener Perſer einer Halle in Sparta als Träger unter.[53])

Bei weniger wuchtigen Laſten mußten weibliche Geſtalten als Trägerinnen paſſender erſcheinen. Wie noch jetzt im Süden die ihre Bürde auf dem Kopfe tragenden und balancirenden Weiber wandelnden Statuen gleichen und den Maler zu künſtleriſcher Nachahmung reizen[54]), mußten auch die alten Kanephoren, wie ſie, reich geſchmückt, in langſamem, ehrbarem Gang, die heiligen Körbe auf dem Kopfe tragend und mit der Hand haltend, Aehnlichkeit mit Statuen zeigen, und der Künſtler ließ ſie nun an Stelle der Säulen treten, wobei natürlich jede Ueberbürdung vermieden werden mußte; vielmehr ſchienen ſie hier ebenſo mühelos und freudig ihren Dienſt für die Gottheit zu verſehen wie in der Wirklichkeit beim Tragen der Körbe. Nur darin irrten häufig ſpätere Künſtler, daß ſie, ſtatt auf den Kopf der Jungfrau ſofort, durch Vermittelung von Echinus und Abacus, das Gebälk zu legen, ein *κάνεον* dazwiſchenſchoben und ſo eine unnatürliche, doppelte Belaſtung eintreten ließen.

Nicht nur die Kanephoren, ſondern auch andere paſſende weibliche Geſtalten wurden zu architektoniſchen Trägerinnen verwandt.[55]) So ſcheint auch in Sparta ein ganz beſtimmtes hiſtoriſches Factum Veranlaſſung zu einer eigenthümlichen Verwendung weiblicher Figuren zu Bauzwecken gegeben zu haben. Vitruv I, 1 berichtet, wie Karyä, eine peloponneſiſche Stadt, beim Einbruch der Perſer auf die Seite derſelben getreten ſei. Nach Abwendung der Gefahr ſei von ganz Griechenland den Einwohnern der Krieg angeſagt, die Stadt ſelbſt zerſtört, die männliche Bevölkerung getödtet, die Frauen zur Sklaverei verdammt worden, in der ſie aber, zu ſteter

41) Abgebildet und beſprochen von E. Curtius l. c. S. 27 fg. 42) *Cic.* Verr. II. IV. 3, und nach ihm *Porphyr.* zu *Hor.* Sat. II, 8. 13; *Symmach.* Ep. I, 23. 43) Dagegen ſpricht nicht die Bemerkung Cicero's l. c. 8: quae ornamenti causa fuerunt. 44) Aehnlich urtheilt über eine andere Statue des Heius, einen angeblich von Praxiteles gemeißelten Eros, Burſian im jenenſer Lectionskatalog, Sommer 1873, S. 3, N. 1. — O. Jahn, der an der Autorſchaft des Polyklet feſthält, bezieht (Archäol. Zeitung 1866, S. 253 fg.) die Statuen der Kanephoren auf den Heradienſt in Argos, ihm ſtimmt jetzt auch Overbeck bei (Geſchichte der griech. Plaſtik, 3. Aufl., I, 391. 45) *Plin.* Nat. hist. XXXIV, 69. 46) Ibid. XXXVI, 25. 47) 3 B. in der Nationalbibliothek zu Paris (Chabouillet, Catal. gén. et rais. n. 3066–68, p. 516–518. Vgl. auch Anm. 41. 48) Für Kanephoren halte ich, trotz Böttiger's (Andeutungen S. 117) Einwürfen, die beiden um einen flammenden Altar gruppirten Mädchen, die mit der einen Hand zierlich ihr Gewand faſſen, mit der andern einen großen flachen Korb auf dem Kopfe feſthalten, auf einem Terracottarelief im Brit. Mus. (Winckelmann, Werke VI, 1, 49. 2, 80. VII, 165. 286. Terracottas of the British Mus. pl. 29, n. 54), wovon ein zweites Exemplar in der Sammlung Campana war (Preller, Annali dell' Inst. 1843, S. 402, N. 2). – Ein anderes Relief mit Kanephoren aus Aegina iſt als Vignette abgebildet in der Expédition française de Morée (Gerhard, Annali 1837, 2. S. 117). 49) Antichità di Ercolano, Pitture IV, 12. Winckelmann, Monum. inediti II. 240 zu tav. 182. Aus Pompeji Bullett. d. Inst. 1841, S. 117. 50) Pſammetich ſtellte einer Halle des Apis ſtatt der Säulen Koloſſe von 12 Ellen unter (*Herodot.* II, 53).

51) Real Mus. Borbon. II, tav. LIV. 52) Andere Beiſpiele bei K. O. Müller, Handb. der Arch. §. 279. 53) *Pausan.* III, 11. 13, *Vitruv.* l. c., doch beſtehen da verſchiedene Deutungen; vgl. Stuart und Revett, Alterthümer von Athen, deutſche Ueberſetzung I, 493. Aehnlich ſtützten im Olympieion zu Athen, nach *Pausan.* I, 10. 6, Perſergeſtalten von phrygiſchem Marmor einen ehernen Dreifuß. Tragender Barbar aus Paonazetto im Muſeum zu Neapel (Gerhard und Panofka, Neapels antike Bildwerke S. 76). — Beiſpiele anderer männlicher Träger bei Stuart und Revett l. c. I, 491 und bei Winckelmann, Geſch. der Kunſt S. 387 und Anmerkungen über die Baukunſt der Alten S. 57 fg. – Männliche und weibliche Figuren tragen abwechſelnd auf einem Sarkophag, Ann. d. Inst. 1843, tv. d'agg. P. 54) Preller, Annali 1843, p. 400. 55) Einige Beiſpiele bei Preller, ibid. p. 402. S. auch, falls die Maske in ihrer Hand antik iſt, die Statue in Mantua (Anm. 97).

Erinnerung an ihre Schmach, die Tracht der Freien nicht ablegen durften. Darauf hätten die Architekten ihre Gestalten an Gebäuden als Lastträgerinnen angebracht, damit ihre Schande auch künftigen Geschlechtern überliefert wurde. Diese Geschichte ist vielfach für ein von Vitruv erdachtes oder ihm angesonnenes Märchen gehalten, zuerst von Lessing [56]), dann namentlich von Böttiger [57]), auch von K. O. Müller [58]) u. a., ja man hat sogar gemeint, der Ausdruck Karyatides zur Bezeichnung von Gebälktragerinnen überhaupt sei erst von Vitruv oder einem anderen römischen Schriftsteller erfunden, wobei aber übersehen wurde, daß schon Lynkeus von Samos [59]) vom Parasiten Korydon erzählt, er habe, in einem Einsturz drohenden Saale tafelnd, gesagt: *ἐπεὶδὰ δυσπνεῖν δοκῶ ὑποστήσαντα τὴν ἀριστερὰν χεῖρα ὥσπερ αἱ Καρυάτιδες*, was sicher auf solche Statuen, nicht auf lebende Wesen in der besagten Positur geht. In der That ist die Notiz des Vitruv wie sie ist nicht haltbar. Es ist nirgendwo bezeugt und wäre fast undenkbar, daß jene kleine Stadt für die Perser Partei ergriffen [60]) habe, aber die Vitruv'sche Stelle verliert alles Befremdliche, wenn wir die Begebenheit aus der Perserzeit in eine spätere rücken. Daran denkt Roß [61]), ausgeführt hat diese Ansicht Preller [62]), mit Billigung von Friederichs.[63]) Sie berufen sich auf die Thatsache, daß die Einwohner von Karyä, einer ursprünglich arkadischen, dann lakonischen Grenzstadt, wichtig, weil sie die Straße aus der Tegeatis in das Oinostthal bewachte, sich den Thebanern bei ihrem ersten Einfall in Lakonien zu Führern angeboten, was später (Ol. 103, 2) von Archidamos schwer geahndet worden sei. Xenophon [64]) berichtet zwar nur von dem Geschick der Männer durch den erzürnten König: *ὅσους ζῶντας ἔλαβεν ἀπέσφαξεν*, aber es ist sehr möglich, daß mit den Frauen damals so geschah, wie Vitruv berichtet, daß man dann in Sparta, gewissermaßen als Pendant zur Perserhalle, eine solche von karyatischen Weibern getragene errichtete, und daß von ihnen durch Spätere die Bezeichnung Karyatiden auf alle tragenden weiblichen Gestalten an Gebäuden, ob Kanephoren, ob andere Wesen, fälschlich übertragen wurde.

Auch an anderen Deutungen des Namens Karyatiden für Gebälktragerinnen fehlt es nicht, doch wird Gottling's [65]) Meinung, er sei diesen gegeben „hauptsächlich wegen ihres prachtig geschmückten Hauptes, mit welchem sie tragen, indem man die scheinbare Bedeutung der ersten Silbe des Wortes *Καρυᾶτις* metaphorisch auf sie übertrug", ebenso wenig gebilligt werden können, wie die vielfach beliebte [66]) Erklärung, der Name Karyatiden sei allen Trägerinnen architektonischer Lasten gegeben, weil als Vorbilder die Tänzerinnen der Artemis von Karyä anzusehen seien. Ihre Feste und Tänze waren zwar berühmt genug, aber alles, was wir von ihnen aus den alten Schriftstellern erfahren [67]), bezeugt, daß dieselben wilde, orgiastische waren, und das beweisen auch die Kunstdenkmäler. Unter den Antiken des Asinius Pollio befanden sich [68]) von der Hand des Skopas: Maenades et quas Thyiadas vocant, et Caryatidae et Sileni, vielleicht zu einer Gruppe vereinigt [69]), jedenfalls aber als ähnliche Wesen von Plinius zusammengestellt. Auch die uns erhaltenen Bildwerke, die mit Wahrscheinlichkeit auf sie bezogen sind, tragen dasselbe Gepräge [70]), und nicht anders werden die *Καρυάτιδες ὀρχούμεναι* gewesen sein, die der spartanische Feldherr Klearchos auf seinem Siegelringe trug.[71]) In keinem Falle sind diese Tänze, Stellungen und Bewegungen [72]) derart gewesen, daß sie die Muster zu den strengen, festgegründeten Gestalten der gebälktragenden Mädchen hätten abgeben können, deren Gewandung, wenigstens nach allen uns erhaltenen Exemplaren, zudem eine streng züchtige, und nicht die lakonischer Tänzerinnen ist, vielmehr durchaus denen der geweihten Kanephoren gleicht.

Unter den uns überkommenen Statuen tragender Kanephoren, die später also auch fälschlich Karyatiden genannt wurden, sind die bedeutendsten:

1) Die berühmten, in der Baurechnung [73]) *Κόραι* genannten Statuen am Pandroseion des Erechtheion auf der Akropolis zu Athen [74]), ursprünglich sechs [75]), eine,

56) Kleine antiquarische Fragmente, Werke X, 366—370, dazu Eschenburg S. 370—387. 57) Ueber die sogenannten Karyatiden am Pandroseum und über den Missbrauch dieser Benennung, Amalthea III, 137—167. 58) Dorier I, 371, N. 1. 59) Bei *Athenaios* VI, 242 D. 60) Eine scheinbare Stütze für die Stelle des Vitruv bildet ein vielbesprochenes Paraseandolo. Illustr. di un marmo greco rappr. le Cariatidi, Napoli 1817) Relief des Museums zu Neapel (Real Mus. Borb. X, tv. LIX), darstellend zwei Gebälktragerinnen, zwischen denen eine sehr ähnliche Frau weinend am Boden sitzt, mit der Inschrift: *TH ΕΛΛΑΔΙ ΤΟ ΤΡΟΠΑΙΟΝ ΕΣΤΑΘΕ ΚΑΤΑΝΙΚΗΘΕΝΤΩΝ ΤΩΝ ΚΑΡΥΑΤΩΝ*. Die Inschrift ist aber sicher modern und nach dem Vitruv erfunden: Carelli, Dissert. eseg. int. all'origine ed al sistema della sacra archit. presso i Greci, Nap. 1831, S. 163 fg., Tinatt zu R. M. B. l. c. und Preller, l. c. S. 398. 61) Reisen und Reiserouten S. 176, Anm. 31. 62) De causa nominis Caryatidum Ann. dell' Inst. 1843, S. 396—406, abgedruckt in seinen Gesammelten Abhandlungen aus dem classischen Alterthum S. 136—144. 63) Berlins antike Bildw. I, 183. 64) Hellen. VI, 5, 25 u. 27; VII, 1, 28.

65) Das archaeologische Museum der Universität Jena S. 64, N. 298. 66) Sie wird noch von E. Curtius herangezogen (Archaeol. Zeitung 1881 S. 21). 67) S. Preller l. c. S. 400 fg. 68) *Plin.* n. h. XXXVI, 21. 69) Brunn, Gesch. der griech. Künstler I, 339. 70) a) Relief bei Zoega, Bassir. ant. I, tv. 20 u. 21; b) Relief des Louvre bei Clarac, Mus. de sculpt. n. 168, 178 und Müller und Wieseler, Denkm. der alten Kunst II. XVII, N. 188. c) Geschnittener Stein der Sammlung Nott, ibid. N. 189; Stephani, Nimbus und Strahlenkranz S. 112. 71) *Plut.* Artax. 18. 72) S. Preller l. c.; Carelli l. c. S. 167; Canina, Archit. ant. V, 399. 73) C. Inscr. Gr. I, 160; vgl. v. Quast, Das Erechtheion zu Athen, Berlin 1840. 74) S. Böttiger in s. Amalthea III, 137—167 und XXVII—XXIX, Visconti, Mémoire sur les ouvrages de sculpture qui appartenaient aux édifices de l'Acropole à Athènes, 1816; Stuart und Revett, Deutsche Uebers. I, 488—498. — Abbildungen z. B. daselbst Lief. VII, Taf. VI—X und (nach Angabe von Eschenburg zu Lessing's Werken X, 377 Anm.) bei Gerhard von Jodi Caryatidum — sive Atlantidum multiformium ad quemlibet architecturae ordinem accommodatar. etc. — Aesthetische Würdigung z. B. bei Beulé, l'Acropole d'Athènes II, 277 suiv.; Hettner, Griech. Reisefitzen S. 142 fg.; Friederichs, Berlins antike Bildw. I, 182—185; Overbeck l. c. I, 356 fg. 75) Ueber ihre

von Lord Elgin nach England entführte[76]), ist an Ort und Stelle erst durch eine Säule, dann durch einen Abguß ersetzt; von zwei anderen, schon früh gestürzten, wurde die eine von Imhof ergänzt und 1837 aufgerichtet, die andere erst in den dreißiger Jahren wieder aufgefunden und an ihren alten Platz gesetzt.[77]) Das lange Verborgensein der letzteren gab zu dem Irrthum Veranlassung, als befinde sich diese sechste in Rom. Es ist

2) die im Braccio nuovo des Vatican[78]), die Thorwaldsen ergänzte. Ihr Fundort wird verschieden angegeben; sie stammt entweder aus Palazzo Paganica, oder ist durch Camuccini aus dem Besitz Mattei gekauft oder von demselben im Hof des Palazzo Giustiniani gefunden.[79]) Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, da im selben Palast sich noch zwei völlig gleiche Repliken befinden.[80]) Alle diese Fundstellen liegen unweit des Pantheon, und ist es sehr wahrscheinlich, daß sie zu den Kanephoren gehörten, die dieses Gebäude schmückten.[81]) Sie waren von der Hand des Diogenes aus Athen, und dieser mochte sich bei ihrer Anfertigung genau an jene berühmten Vorbilder in seiner Heimat halten[82]), wodurch die große Aehnlichkeit und aus ihr der oben angegebene Irrthum entstand.[83]) Für eine Replik der vaticanischen Kanephoren hält Benndorf[84]) auch die Kanephore im Cortile des Palastes Cepparelli zu Florenz.[85]) Dagegen hat Stark[86]), mit Overbeck's[87]) Beistimmung, die Kanephoren des Diogenes für dorische Tänzerinnen erklärt, die frei standen und nicht als Trägerinnen dienten, und sonach nichts mit jenen Kanephoren im Vatican u. s. w. gemein hätten.

3) In Vigna Strozzi, jenseit des Grabmals der Cäcilia Metella, wurden unter Sixtus V. zwei Kanephoren gefunden, die in die Villa Montalto kamen, und von denen die eine durch Jenkins 1786 in den Besitz von Townley und von da in das Britische Museum gelangte[88]); 1766 wurden am selbigen Fundorte noch mehrere gleichartige Figuren entdeckt und der Villa Albani einverleibt.[89]) Auf dem Korbe steht *ΚΡΙΤΩΝ ΚΑΙ ΝΙΚΟΛΑΟΣ ΑΘΗΝΑΙΟΙ ΕΠΟΙΟΥΝ.*[90]) Ihr Kunstwerth ist nicht bedeutend.[91]) Vielleicht trugen sie den Porticus eines kleinen Tempels.[92])

4) Vier Kanephoren, 1761 in einer Vigna zwischen Frascati und Monte Porzio, zugleich mit der Statue des bärtigen Dionysos mit der Inschrift *ΣΑΡΔΑΝΑΠΑΛΛΟΣ* gefunden, jetzt ebenfalls in der Villa Albani[93]), römische Arbeit. Nach einigen trugen sie ursprünglich eine Aedicula, in der jene Bacchosstatue stand[94]), nach anderen schritten sie frei neben dem Gotte in Procession einher.[95])

5) Vier Kanephoren aus der Villa Albani in der Glyptothek zu München, mit der einen Hand das Gewand, mit der anderen den Kalathos haltend.[96])

6) Kanephoren im Museum zu Mantua, eine Maske in der Hand (s. Anm. 55), zwei ganz ähnliche Exemplare befinden sich in Venedig, ein viertes ist von dort nach St.-Petersburg gekommen.[97]) Sie sind aus pentelischem Marmor und werden auf ein gutes griechisches Original zurückgeführt.[98])

7) Eine große Anzahl fragmentirter Kanephorenstatuen befindet sich in Athen.[99])

Sehr beliebt waren diese weiblichen Lastenträger auf Sarkophagen[1]), an Gebäuden; auf Vasen sind sie auch nicht unerhört.[2]) Viele schwarze etruskische Vasen[3]) und manche Bronzegefäße[4]) werden von ihnen getragen. (*R. Gaedechens.*)

KANEW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kiew, 236 Kilom. südöstlich von Kiew, am rechten Ufer des Dnjepr. Die Stadt existirte schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrh., da hier jährlich ein Heer versammelt wurde, um die aus Griechenland mit Waaren kommenden Kauffahrteischiffe gegen die räuberi-

---

Schicksale Beulé l. c. II, 274; Roß, Archäolog. Aufsätze I, 122 fg.

76) Ancient marbles of the Brit. Mus. IX, pl. 6, über die Spuren ihrer Bemalung Semper, Der Stil I, 468. 77) Wilkins ergänzte sie (nach Leake, Topographie Athens, deutsche Ausgabe S. 246, Anm. 1) als Hydriaphoren mit einem Wasserkruge. Eine eigenthümliche Deutung gibt Forchhammer, Archäolog. Zeitung 1876, S. 107. 78) Mus. Chiaramonti II, tv. 44; Winckelmann, Monum. ined. tv. 205; Beschreibung der Stadt Rom II, 2. S. 105. 79) S. Em. Braun, Ruinen und Museen Roms S. 229 fg.; Stuart und Revett l. c. I, 490. 80) Galeria Giustiniani I, tv. 123. 124; Clarac pl. 420, n. 740. 737. 81) Nach *Plin.* N. H. XXXVI, 38. 82) Em. Braun, Bullett. d. Inst. 1853, S. 37; Brunn l. c. I, 538 und 561. 83) Einen andern Irrthum beging Winckelmann, Werke VI, 1, 225; 2, 300. 84) Archäolog. Zeitung 1866, S. 231. 85) S. Dütschke, Antike Bildwerke in Oberitalien I, 196, N. 444. 86) Archäolog. Zeit. 1866, S. 249 fg. — Ueber ihre fragliche Anbringung an dem Gebäude bes. Hirt, sowol in Wolf's Museum II, 201. 274 fg. und in andern, bei Böttiger l. c. S. 152, Anm. 22 und S. 161 fg. citirten Orten. 87) l. c. II, 381 fg. 88) Anc. marbles of the Brit. Mus. I, pl. 4. 89) Abbild. bei Gerhard, Alte Bildw. Taf. XCIV, Clarac pl. 441, N. 844 A; vgl. Em. Braun l. c. S. 622 fg. 705; Winckelmann, Werke VI, 1, 102; 2, 281.

90) C. Inscr. Gr. n. 6160. 91) Friederichs l. c. N. 733, S. 445: „nicht vor 100 a. Chr.", Brunn l. c. I, 550 und 569: „Römische Zeit"; Overbeck l. c. II, 395 fg. 92) Piranesi hat sie so reconstruirt Raccolta di vasi antichi II, tv. LXVIII. 93) La Villa Albani ora Torlonia descritta n. 16. 24. 91. 97; Winckelmann l. c. V, 21, 231 fg. 332. Abgebildet bei Cavaceppi, Raccolta III, tv. XXVIII; Gerhard l. c.; die gesammte Literatur bei Schreiber, Archäol. Zeit. 1879, S. 66 fg. 94) Schreiber ibid. S. 67. 95) Preller, Annali dell' Inst. 1843, p. 402, n. 2. 96) Schorn, Beschreibung der Glyptothek S. 173, N. 167—170. 97) Abgebildet Annali dell' Inst. 1852, tv. d'agg. A—D; Clarac, pl. 506, n. 1054 B. 98) Guédéonoff, Annali l. c. S. 34 seq.; Benndorf, Archäol. Zeit. 1866, S. 230 fg.; Deitschke l. c. IV, 323. 713. 99) S. das Register zu Heydemann, Die antiken Marmorbildw. zu Athen. 1) Beispiele: a) Millin, Gal. myth. pl. CXLIV, n. 522; b) Gal. Giust. II, tv. 64; c) Clarac, pl. 117 A. B., Annali dell' Inst. 1852, S. 77, tv. d'agg. E. d) Annali dell' Inst. 1843, tv. d'agg. P. 2) Z. B. am Palaste des Hades an der Orpheusvase zu Neapel; Heydemann, Die Vasensamml. des Mus. Naz. in Neapel, N. 3222, S. 510. 3) Catalogue of the Greek and etrusc. vases in the Brit. Mus. I, n. 164 sq. 4) Z. B. Thymiaterion im Berl. Mus.: Schale, von einer Kanephore getragen, 1848 in Italien angekauft (Friederichs l. c. II, 166, N. 686), schöner Candelaber, von einer Kanephore gebildet, die auf Stierkopfen steht, von Pulci nach Frankreich gekommen (Bullett. d. Inst. 1858, S. 26; Archäol. Anz. 1858, S. 151).

schen Polowzer zu schützen. Im J. 1195 gehörte Kanew dem kiewschen Fürsten Rurik. Im 13. Jahrh. wurde die Stadt von Batu Khan eingenommen und diente während der mongolischen Herrschaft als Sitz der Statthalter des Khans. 1305 wurde sie von dem litthauischen Fürsten Gedemin erobert, kam darauf an Polen und wurde im 16. Jahrh. vom Könige Sigismund I. der Familie Tarlowitsch geschenkt. Im 17. Jahrh. stellte Kanew im Kriege des Hetmans Chmielnicki mit Polen ein ganzes Regiment gegen dieses; 1678 wurde es verbrannt und zerstört und kam darauf durch den Prutschen Vertrag an Polen und zwar in den Besitz der Grafen Potocki, 1777 aber des Fürsten Stanislaus Poniatowski, in dem es auch bis zur Vereinigung Polens mit Rußland blieb. 1800 verkaufte Poniatowski das Schloß Kanew mit den Oekonomiegebäuden und sämmtlichen Revenuen an den Prior der Basilianer, Fijkewitsch, der dieselben 1802 als ewiges Eigenthum den zu Kanew von den Basilianern gestifteten Schulen vermachte. 1796 wurde Kanew zur Kreisstadt der kiewschen Statthalterschaft erhoben. Die Stadt hat zwei griechisch-orthodoxe, eine katholische Kirche, eine Synagoge, zwei Gebethäuser, eine Kreisschule, 56 Kaufläden und 7418 Einwohner, die sich mit dem Gerben von Schaffellen sowie mit der Verfertigung von Stiefeln und Rädern beschäftigen, die sie im Kreise absetzen. Bei der Stadt befindet sich am Dnjepr ein bedeutender Hafen, aus dem fast ausschließlich Holz und Holzwaaren verschifft werden. In dem 60 □Meilen umfassenden Kanewschen Kreise gibt es elf Fabriken mit einer jährlichen Production von 280,000 Rub., darunter drei Tuchfabriken (221,000 Rub.). (*A. v. Wald.*)

Känguru, eine zu den Beutelthieren gehörende Säugethierfamilie, s. Macropus.

Kaninchen, Nagethier der Gattung der Hasen, s. Lepus Cuniculus.

KANISCHA. Es gibt in Ungarn drei Marktflecken und zwei Dörfer dieses Namens. Ein Dorf Kanischa liegt im Szörényer Comitat, welches jetzt mit dem Krassóer Comitat vereinigt ist, und zwar unweit von Teregova. Das zweite Dorf heißt Rácz-Kanisa und liegt im Szalader Comitat im Tschakaturner Bezirk, es ist ebenfalls ein unbedeutender Ort, wie das vorhergenannte Dorf. Von den Marktflecken dieses Namens heißt der eine **Alt-Kanischa** (ungarisch O-Kanisa), er liegt im Bátscher Comitat am rechten Ufer der Theiß in einer fruchtbaren Gegend, obgleich ein Theil seiner großen, 35,870 Katastraljoch betragenden Gemarkung sumpfig und mit Röhricht bedeckt ist; der höher gelegene Theil derselben ist hügelig und gehört zu der Bodenschwellung, welche das Telecskaer Plateau bildet. Alt-Kanischa zählte im J. 1880 13,069 Einwohner ohne Militär, davon waren 11,970 Ungarn, 441 Serben, 535 Kinder unter einem Jahre, 12,164 römisch-katholische, 44 griechisch-katholische, 465 griechisch-orientalische, 23 Calvinisten, 371 Israeliten. Schräg gegenüber am linken Theißufer, im Torontáler Comitat liegt der Marktflecken **Türkisch-Kanischa**, mit 3333 Einwohnern, wovon 1711 Ungarn, 1306 Serben, der Religion nach 1846 römisch-katholische, 1383 griechisch-orientalische. Viel wichtiger ist der Marktflecken **Groß-Kanischa** im Szalader Comitat am gleichnamigen Bache, der von Nord nach Süd fließt und sich mit der Mur an der Mündung derselben in die Drau vereinigt. Der Marktflecken besteht aus zwei örtlich getrennten, administrativ aber vereinigten Ortschaften, nämlich aus Klein-Kanischa und Groß-Kanischa, zwischen beiden liegt eine sumpfige Wiese, deren Breite 3 Kilom. beträgt. Der Bach ist hier kanalisirt, und zwar sind es drei Kanäle, die zur Ableitung der Gewässer dienen; der östlichste zieht bei Groß-Kanischa vorbei, der westlichste berührt Klein-Kanischa. Auf diesem feuchten Terrain lag die ehemalige Festung, auf einem Sandhügel, umgeben von ausgedehnten Sümpfen. Jetzt ist davon kein Stein mehr vorhanden, nur die Spuren der Grundmauern sind noch sichtbar. Der westliche Stadttheil, nämlich Klein-Kanischa, ist eigentlich blos ein unregelmäßig gebautes Dorf; es gibt darin kein einziges stockhohes Haus, auch in der Hauptgasse, durch welche die Landstraße geht, wechseln kleine Häuschen mit leeren Hausstellen und Wassertümpeln ab. Es wird von fleißigen Landbauern und Tagelöhnern bewohnt, unter welchen es nur wenig Wohlhabende gibt. Auch Groß-Kanischa ist ziemlich unregelmäßig gebaut, es nimmt einen großen Raum ein, aber zwischen den Gassen und Häusern liegen noch große unbebaute Strecken und Felder. Von den sechs Hauptgassen verläuft nur eine in gerader Linie, nämlich die Csengerygasse, aus welcher man in südlicher Richtung zu den Lagerräumen des Bahnhofes gelangt. Auch die Kazinczi-Gasse führt zu dem Bahnhof, die Magyargasse erstreckt sich nordwärts, während die Petőfygasse und Telekigasse in östlicher, die Königsgasse aber in westlicher Richtung (gegen Klein-Kanischa) hinziehen. Die größte Ausdehnung der Stadt ist in west-östlicher Richtung; so ziemlich in der Mitte befindet sich der Hauptplatz. Er ist sowie einige Gassen der im Innern der Stadt mit Klinkerziegeln gepflastert, auch die Trottoirs bestehen aus Ziegeln. Ansehnlichere Gebäude sind: das im Jahre 1877 erbaute Rathhaus, die Gebäude der zwei Sparkassen, das Staatsgefängniß, ferner das Wohnhaus der Piaristen und das Gymnasialgebäude, die Kirche und das Kloster der Franciscaner, das Krankenhaus, die Dampfmühle, die Honvédkaserne; auch gibt es einige in jüngster Zeit erbaute hübsche Privathäuser. Außer dem achtklassigen Obergymnasium gibt es daselbst eine sechsklassige Bürgerschule, mehrere Elementarschulen und Kinderbewahranstalten. Es bestehen daselbst zwei Sparkassen, zwei Hülfsvereine, eine Handels- und Industriebank, eine Filiale der Oesterreichisch-ungarischen Bank und eine Filiale des Triester Bankvereins; ferner gibt es daselbst drei Casinos, einen Gesangverein, einen Feuerwehrverein. Erwähnung verdient auch noch die gut eingerichtete Badeanstalt. Die Gewerbthätigkeit ist unbedeutend, am wichtigsten ist die Ziegelbrennerei, denn man findet überall gute Thonerde. Viel bedeutender und blühender ist der Handel, sowol mit Rohproducten, besonders Holz und Vieh, als auch mit allerlei Manufacturen. Die Einwohnerzahl betrug 1880 ohne Militär 18,398, davon

waren 116,117 Ungarn, 1246 Deutsche, 37 Slaven, 1 Walach, 1 Ruthene, 263 Serben, 59 Wenden, 156 Ausländer, 514 Kinder unter einem Jahre; der Religion nach 15,132 römisch-katholische, 2875 Israeliten, 181 Calviniſten, 174 Lutheraner. (*I. Hunfalvy.*)

Kanker, Afterſpinne, ſ. Phalangium.

KANKRIN oder CANCRIN (Georg, Graf). Der heſſen-caſſeler Oberkammerrath Franz Ludwig Cancrin (Kankrin), der beſonders durch zahlreiche Werke einen bedeutenden Namen auf den Gebieten der öffentlichen Verwaltung, der Mineralogie und der Metallkunde errang, trat, nachdem er kurze Zeit dem Markgrafen von Brandenburg-Ansbach gedient hatte, 1783 in die Dienſte Katharina's II. von Rußland, wurde wirklicher Staatsrath, rief die bekannten Salzbergwerke zu Staraja Ruſſa ins Leben und verwaltete ſie bis zu ſeinem Hinſcheiden 1816.

Sein berühmter Sohn Georg, dem Rußland viel verdanken ſollte, wurde am 8. Dec. 1774 in Hanau geboren. Mit bedeutenden Gaben ausgerüſtet, ſehr ſtrebſam und nach ſeiner Bildung verlangend, ſtudirte Kankrin mit eiſernem Fleiße 1790—94 in Gießen und Marburg die Rechte und Staatswiſſenſchaften, konnte aber trotz aller Bemühungen keine Staatsanſtellung in Heſſen erlangen und trat in die Dienſte des Fürſten von Anhalt-Bernburg, der ihn 1795 zum Regierungsrathe annahm. Schon 1796 folgte er dem Vater nach Rußland und wurde unter dem Titel Collegienrath ſein Gehülfe in Staraja Ruſſa. Wie der Vater ſchriftſtelleriſch thätig, ließ Kankrin 1796 in Altona einen Roman „Dagobert, Geſchichte aus dem jetzigen Freiheitskriege" erſcheinen, der ſpäterhin ſeinen Feinden den Anlaß bot, ihn demokratiſcher Geſinnungen zu zeihen. Sein adminiſtratives Talent bekundete ſich früh und 1799 trat er als Rath bei der Expedition der Reichsökonomie in das Miniſterium des Innern. Er führte mehrere ſchwierige Aufträge voll Gewandtheit aus, ſtieg 1805 zum Staatsrath auf, erhielt Orden, und die deutſchen Colonien im Gouvernement St.-Petersburg wurden ihm als Inſpector unterſtellt. Durch ſein 1811 erſchienenes Werk „Ueber die Verpflegung der Truppen" lenkte Kankrin die Aufmerkſamkeit weiterer Kreiſe auf ſich. Er wurde Wirklicher Staatsrath im Kriegsdepartement und Gehülfe des Generalproviantmeiſters, 1812 Generalmajor und Generalintendant der Weſtarmee. 1812 begann er das Werk „Ueber die Militärökonomie im Frieden und im Kriege und über ihr Wechſelverhältniß zu den Operationen", welches in drei Bänden 1822—23 erſchien. Die hier ausgeſprochenen Ideen führte Kankrin im Kriege von 1812—13 und in den folgenden Jahren als Intendant ins Leben und in die Praxis ein und erntete ausgezeichneten Erfolg. Zum Lohn für ſeine hervorragenden Leiſtungen ſtieg er 1813 zum Generalintendanten aller activen Armeen Rußlands empor, 1814 zog er mit den ſiegreichen Truppen in Paris ein. Vielleicht niemals war das ruſſiſche Militär ſo vorzüglich verſorgt und verpflegt wie zur Zeit, da Kankrin die Generalintendantur führte. Kankrin beſaß eine ebenſo unermüdliche Arbeitsluſt wie ungewöhnliche Arbeitskraft und wußte Luſt und Liebe an der Arbeit, Pflichtgefühl und Dienſttreue bei ſeinen Untergebenen wach zu rufen; ein Charakter von ſtrengſter Rechtlichkeit, war er abſolut unbeſtechlich, ſeine Ehrlichkeit war nahezu ſprichwörtlich und er war gegen ſich eben ſo ſtreng wie gegen die Anderen; ſelbſt echt militäriſch pünktlich, forderte er von allen Pünktlichkeit bis ins Kleinſte und Unſcheinbarſte. 1815 nahm er ſehr rührigen Antheil an den Verhandlungen, welche Rußland mit Frankreich wegen der dreißig Millionen Frs. betragenden Montirungsentſchädigung führte, brachte die Frage zu glücklicher Erledigung und wurde dafür Generallieutenant. Der altruſſiſchen Partei war der gewandte Ausländer verhaßt und es gelang ihr, Kankrin wegen angeblicher Unterſchleife in eine Unterſuchung zu verwickeln; er aber konnte ſich glänzend rechtfertigen, ging als Triumphator aus dem Verhöre hervor und erbat ſeine Entlaſſung als Generalintendant. Alexander I. gewährte ſie ihm 1820 in der huldvollſten Weiſe, ernannte ihn interimiſtiſch zum Mitglied des Kriegsrathes, 1821 aber zum Reichsrath. Kankrin benutzte ſeine Muße, um eins ſeiner gediegenſten Werke 1821 herauszugeben: „Weltreichthum, Nationalreichthum und Staatswirthſchaft".

Die Finanzen Rußlands waren ſeit 1810 in den Händen des Grafen Dimitri Alexandrowitſch Guriew, der weder ſeiner überaus ſchwierigen Aufgabe noch ſeiner Zeit irgend gewachſen war, und eilten dem Abgrunde entgegen. Alexander bewies Kennerſchaft, als er in Kankrin den Mann ahnte, der Rettung bringen könnte; indem er Kankrin 1823 zum Finanzminiſter an Stelle Guriew's ernannte, ſetzte er ihn an den Platz, zu dem er vom Geſchicke beſtimmt zu ſein ſchien.

Mit rückſichtsloſer Conſequenz führte Kankrin ſein Syſtem ein und ſetzte es voll Energie durch; der Privatcredit wurde zu Gunſten des Staatscredits geſchwächt und die private Arbeit zu Gunſten der Staatsinduſtrie entwerthet, Kankrin benutzte die Creditanſtalten des Reichs zu Finanzoperationen des Staats, legte Fabriken auf Staatskoſten an und beſeitigte in ihrem Intereſſe alle ausländiſche Concurrenz. Er war ein beſchränkter und erpichter Schutzzöllner, verfocht das Prohibitivſyſtem wie manche veraltete Idee mit Feuer und haßte allen Liberalismus von Herzen; er ließ den Ackerbau brach liegen, überſtürzte das Aufſtreben der Manufacturen und ſprach gegen die Errichtung von Eiſenbahnen, da ſie ſtaatsgefährlich und dem Geiſte der Revolution förderlich ſeien; er fühlte ſich mehr Diener des Kaiſers als des Staats und hing vielleicht zu ſentimental an der Politik eines Nikolaus — aber trotz alledem war er ein adminiſtratives Talent erſten Ranges, rettete Rußland vom drohenden Bankrott und machte ſich um Kaiſer und Reich unvergeßlich verdient. Alexander ſchätzte Kankrin ſehr hoch und gab dem dienſteifrigen Miniſter 1824 das Krongut Baldoon in Kurland auf funfzig Jahre. Noch weit mehr hielt Nikolaus auf ihn; er ſah in ihm geradezu den erſten Finanzmann Europas und oft iſt Kankrin „der Colbert Rußlands" genannt worden. Wie mit Zauberkraft entwickelten ſich unter Kankrin die geſellſchaftliche Oekonomie und die Leiſtungsfähigkeit des Staates,

der ganz gesunkene Staatscredit schwang sich neu belebt auf, die Valuta wurde normirt, die Einnahmen des Reichs stiegen um 150 Millionen Frs. und mit genialem Verständnisse wurden die Finanzen geregelt. An Punkten, wo ihm die Ausgaben zwecklos oder entbehrlich schienen, trat Kankrin Ersparnisse entgegen und während er am Unentbehrlichen sparte, verwendete er nur da Gelder, wo er Nutzen daraus erspriessen sah; so unterstützte er reichlich die Wissenschaften, den öffentlichen Handel, die Schifffahrt, den Bergbau u. s. w. Der Minister des kaiserlichen Hauses und der Apanagen, Fürst Peter Michailowitsch Wolkonski, war seiner Unterstützung gewiß, wenn er wiederholt Nikolaus und den Großfürsten unnütze Gelder verweigerte; Kankrin schlug ihnen ebenfalls solche mehr als einmal ab und diese feste Haltung steigerte noch die hohe Achtung, die Nikolaus vor ihm hatte. Kankrin durfte sich seines unbedingten Vertrauens rühmen und war fast der einzige Diener, von dem der eigenwillige Selbstherrscher Widerspruch und Gegenrede ertrug; Nikolaus glaubte von selbständiger auf seinem Gebiete als alle anderen Minister und hatte wahrhaften Respect vor dem seltenen Manne. Alle bei ihm versuchten Angriffe auf Kankrin prallten ab, er erhielt ihm seine volle Gunst. Am 3. Oct. 1829 erhob er Kankrin in den erblichen Grafenstand, verlieh ihm am 13. Jan. 1832 den St. Andreas-Orden und fügte am 4. Mai 1834 dessen Insignien in Diamanten hinzu. Kankrin erwarb sich ein großartiges Vermögen, Golowin schätzte seine jährliche Rente auf 400,000 Rbl.

Kankrin hat specielles Verdienst daran, daß von der dorpater Universität der Sinn für rationelle Landwirthschaft und Staatswirthschaft nach Rußland sich verbreitete und daß die rationelle Oekonomie den Rang einer Staatswissenschaft erlangte; das eifrige Studium derselben verschaffte den kaiserlichen Domänen tüchtige Landwirthe; bis 1838, wo ein eigenes Domänenministerium unter Kisselew gebildet wurde, unterstanden diese Kankrin's Ministerium. Eifrigst betheiligte sich Kankrin seit 1812 an dem von Graf Rumanzow in Scene gesetzten Aufspüren alter Urkunden und Nachrichten über russische Geschichte; Professor Kruse in Dorpat ging ihm rührig zur Hand, vieles wurde aufgefunden, aber das hieraus entstandene Werk „Die Kankrin'schen Alterthümer" blieb Manuscript. Die historischen Forschungen wurden während seiner ganzen Verwaltung vom Finanzminister Kankrin mit reichen Summen gefördert.

Trotz der Kriege mit Persien, Türkei und den Polen hielt Graf Kankrin die Finanzen in bester Ordnung, aber 1841 sprach er offen gegen neue Feldzüge und wollte, zumal seine Gesundheit durch Ueberanstrengung gebrochen war, abtreten. Zwar ließ er sich zum Bleiben bewegen; als er sich aber 1844 gegen die häufigen kostspieligen Reisen des Kaisers erklärte und die Forderung erhob, der kaukasische Krieg solle eingestellt oder wenigstens nur defensiv geführt werden, verwarf Nikolaus seine Vorstellungen, Kankrin nahm seine Entlassung und erhielt sie im April 1844 in huldvollen Worten, wobei Nikolaus ihn bat, er möge als Reichsrath auch ferner am Staatsleben theilnehmen. Sein Nachfolger als Minister war sein bisheriger Adjunct, der wesenlose Feodor Pawlowitsch Wronzdenko, der sein System unverändert, aber ohne seinen Geist fortsetzte.

Kankrin eilte ins Bad, verlebte den Winter in Paris und schrieb hier in kaum drei Monaten seine Schrift „Die Oekonomie der menschlichen Gesellschaften" (Stuttgart 1845), die ihm kurz vor seinem Tode zugestellt wurde. 1845 nach Rußland heimgekehrt, wurde er immer schwächer und starb am 21. Sept. 1845 in Pawlowsk. Kankrin war Reichsrath und General der Infanterie geblieben. Sein Briefwechsel mit Alexander von Humboldt erschien 1869 in Leipzig.

Seit 1816 war Kankrin mit Katharina Zacharjewna Murawiew, deren Bruder Artamon als einer der wildesten Dekabristen 1826 auf Lebenszeit in Zwangsarbeit nach Sibirien geschickt wurde, in glücklicher Ehe verbunden; sie gebar ihm vier Söhne und zwei Töchter und starb 1848 in Pawlowsk.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877); Peter v. Götze, Fürst Alexander Nikolajewitsch Galitzin und seine Zeit (Leipzig 1882).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KANNE (Johann Arnold) ist im Mai 1773 in Detmold geboren. Auf die erste Bildung des begabten Knaben übte in der Dorfschule zu Heidmoldendorf ein Lehrer Namens Begemann einen guten Einfluß, dann bei seiner Confirmation der Prediger Ludwig Passavant und endlich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt der gelehrte Rector Georg David Koeler. Dieser brachte den Jüngling auf ernstere wissenschaftliche Beschäftigungen, die freilich über die Kräfte seines Alters hinausgingen, wenn er ihn anhielt, sich an Varro's Büchern De lingua latina zu versuchen. In Göttingen wollte er Theologie studiren, aber Heyne zog ihn mehr an, der auch zu seinen späteren mythologischen Studien Veranlassung gab und die Schwäche der philologischen Arbeiten, mit denen er als Schriftsteller begann, verschuldete. Im Jahre 1798 erschienen aus der Bibliothek des Photios Cononis narrationes mit Anmerkungen und einer Dedicationsepistel an den gefeierten Lehrer; auch dieser hatte nicht verfehlt, der Erstlingsarbeit des Schülers ein spicilegium observationum in Cononem hinzuzufügen und sich auch außerdem vielfach bemüht, demselben eine entsprechende Stellung zu verschaffen; vergeblich. Unstet schweifte er als Privatgelehrter umher, bald in Leipzig oder in Halle oder in Berlin, endlich in Jena und war deshalb immer genöthigt, durch Schriftstellerei seinen Unterhalt zu erwerben. Anfangs waren es noch philologische Arbeiten, wie in Halle 1799 die Anthologia minor sive florilegium epigrammatum graecorum, denen er die lateinische Uebersetzung von Grotius hinzufügte, und 1802 in Leipzig Analecta philologica. In diesen sind drei Arbeiten vereinigt, zuerst Themistoclis epistolae, zu deren Bearbeitung er nur die Ausgabe von Bremer (1776) benutzt, manches erklärt, einzelnes auch besonders durch richtigere Interpunction verbessert hatte, sodann

Ἐπιγράμματα ἀνέκδοτα und endlich Disputationes tres de mythis Orphicis, die Anfänge der mythologischen Phantasien, die er nachher in mehrern Schriften weiter ausgeführt hat. 1806 trat er in preußische Kriegsdienste und wurde bald Kriegsgefangener. Als solcher entlief er bei Bach, trat dann in österreichische Dienste, erkrankte in Eger, wurde nach Linz geschafft und dort durch die Bemühungen Jean Paul's und des Professor Wagner losgekauft. Inzwischen hatte er unter dem Namen Walther Bergius 1803 Blätter von Aleph bis Kuph (Leipzig 1803), zu Penig in demselben Jahre die kleine Handreise und wieder in Leipzig Blepsidemus oder Nicolai's literarischen Liebesbrief herausgegeben und 1804 die Schrift über die Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache. Solche abenteuerliche Abwege auf dem Gebiete der Etymologie begegnen uns auch in den mythologischen Arbeiten, die mit dem Jahre 1805 beginnen und in denen er in Uebereinstimmung mit Görres, Creuzer u. a. und zum Theil schon vor ihnen hauptsächlich auf Indien zurückgeht und eine Einheit aller Religionen und Mythologien als Grundgedanken festhält. Da ihm eine strenge philologische Schulung fehlte und das unruhige, abenteuerliche Leben eingehende Studien hinderte, so konnte er seinen Grillen leichter Spielraum lassen, zumal die naturphilosophische Weltansicht dazu führte. So 1805 in der neuen Darstellung der Mythologie der Griechen (Band 1.), 1808 erste Urkunde der Geschichte oder allgemeine Mythologie, deren Druck von der leipziger Censur beanstandet, dann aber durch Jean Paul's Empfehlung und mit einer Vorrede desselben in Baireuth erschien (2 Bände); 1811 Pantheon oder älteste Philosophie und Naturwissenschaft und Chronik oder die Geschichte des Gottmenschen, welche beiden Schriften Kanne selbst später für antichristlich erklärte; 1813 System der indischen Mythe mit einer Beilage von Ad. Wagner. Daneben waren auch belletristische Arbeiten hergegangen, wie unter dem Namen Walther Bergius Gianetta das Wundermädchen Roms (1809), das satirische Lustspiel Comoedia humana oder Blepsidemus' Hochzeit und Kindtaufe (1811); unter dem Namen Johannes Author Geschichte des Zwillings a pede (1811); unter dem Namen Anton von Preußen die publicistischen Schriften: Zwanzig kritische Fragen und historische Noten zum Text der Zeit (1814), Germanische Trümmer in Fouqué's Musen, Lappalien oder gekrönte Preisschriften 1814.

Inzwischen war es den Bemühungen seiner Freunde gelungen, ihm 1809 eine Stellung als Professor der Geschichte an dem Realinstitute in Nürnberg zu verschaffen, wo Schubert, Pfaff und Schweigger, der spätere hallische Physiker, seine Amtsgenossen waren; und als diese Anstalt einging, eine Professur am Gymnasium in Würzburg. Von dort wurde er 1819 als Professor der orientalischen Literatur nach Erlangen berufen und trat diese Stelle mit der Abhandlung de vocabulorum enantiosemia sive de confusione in linguis babylonica an. Hier wurde sein Leben immer einsamer und zurückgezogener. Seine Ehe scheint nicht glücklich gewesen zu sein. Es hatte sich bei ihm die Wandlung vollzogen, die wir bei vielen Romantikern finden. Zwar nicht zur katholischen Kirche war er übergetreten, aber er hatte sich der strengsten lutherischen Orthodoxie zugewendet, nicht jener frischen und fröhlichen, der man sonst in Erlangen begegnet, sondern der mystischen, welche mit dem politischen Absolutismus gern Hand in Hand geht. Auf dieses Gebiet führte schon der „Christenthum und Maurerthum mischende" Roman Sämundi's Führungen, in welchem Sämundi sich von den heidnischen Mysterien losreißt, um sich in die christlichen einweihen zu lassen, wobei die Geheimbündlerei des Maurerthums ziemlich langweilig herbeigezogen wird (Nürnberg 1816). Entschiedener bewegen sich auf demselben die Sammlung wahrer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Christi und für dasselbe (Nürnberg 1815—1822 in 3 Bänden); Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen (Bamberg und Leipzig 1816 und 1817, neue Auflage 1841 in 2 Bänden); Romane aus der Christenwelt aller Zeiten (1817, nicht fortgesetzt). Auch eingehendere Untersuchungen wies er nicht ab, wie in der Streitschrift gegen Funk die Worte der Warnung nebst gelegentlichen Schriftauslegungen (1817), Christus im Alten Testament (1818 in 2 Theilen), Biblische Untersuchungen (1819 und 1820 in 2 Bänden) und zur Kirchengeschichte die zwei Beiträge zur Geschichte der Finsterniß in der Reformationszeit (1822), in denen er das Martyrium des Phil. Camerarius in Italien und Clarenbach's in Köln behandelt. Die Untersuchung über die goldenen Aerse der Philister (1821) habe ich nicht gesehen. Endlich hat er auch hierher gehörige Schriften anderer veröffentlicht; so die auserlesenen christlichen Lieder von verschiedenen Verfassern älterer und neuerer Zeit, welche Frau Pfarrer Menke in Bremen gesammelt hatte (Erlangen 1818 in 2 Bänden), in demselben Jahre J. Fr. v. Meyer's Weissagungen und Verheißungen der Kirche Christi. Am 17. December 1824 ist er gestorben und hat endlich die Ruhe gefunden, die er im Leben vergeblich suchte. Seine humoristischen Schriften sind trotz der Anerkennung, welche Jean Paul in der Vorschule zur Aesthetik darüber ausgesprochen hat, bereits vergessen und der Standpunkt seiner gelehrten Arbeiten ist längst überwunden.

Eine Selbstbiographie hat er in den Leben merkwürdiger Christen geliefert, die bereits mit dem Jahre 1817 abbricht. Einiges bietet der Deutsche Nekrolog II, S. 1240 und Goedeke's Grundriß III, 86. (*F. A. Eckstein.*)

KANNE hieß vor Einführung des gegenwärtigen deutschen Maßsystems (mit Anfang 1872) in mehrern Staaten Deutschlands die Einheit des Flüssigkeitsmaßes, für welche anderwärts die Namen Maß, Quart, Quartier u. s. w. gebräuchlich waren. Im Königreich Sachsen war seit 1858 die dresdener Kanne das einzige gesetzliche Flüssigkeitsmaß für das ganze Land. Dieselbe war $= 71{,}_{186}$ sächs. oder $47{,}_{1653}$ par. Kubikzoll $= 0{,}_{9356}$ Lit.; 72 Kannen bildeten 1 Eimer; die halbe Kanne wurde Nösel genannt. In Sachsen-Weimar, Oldenburg, Livland war die Kanne auch eine Stufe des Getreidemaßes. In Sachsen galt die Kanne zugleich als ein Maß für

Butter, seit 1851 aber als ein Gewicht für solche, indem 1 Kanne Butter, aus 4 Stückchen bestehend, 2 Zollpfund wiegen mußte. In Schweden ist die Kanne (Kanna) ein Hohlmaß für trockene und flüssige Dinge. Sie begreift dort 100 schwed. Kubikzoll oder $^1/_{10}$ Kubikfuß = 2,^{4375} Lit., wird aber in Kürze außer Geltung treten und dem beim Zollwesen schon seit Anfang 1881 üblichen franz. metrischen Maße Platz machen.

(*Fr. Noback.*)

KANNEGIESSER (Karl Friedrich Ludwig), Schriftsteller, poetischer Uebersetzer, ward am 9. Mai 1781 zu Wendemark in der Altmark geboren, studirte zu Halle, privatisirte einige Zeit in Lauchstädt und Weimar, wo er mannichfache ästhetische Anregungen empfing, ward 1807 Lehrer am Schindler'schen Waisenhause zu Berlin, 1811 Prorector und später Rector des Gymnasiums zu Prenzlau, 1822 als Director des Elisabeth-Gymnasiums nach Breslau berufen, in welcher Stellung er sich auch als Privatdocent an der Universität habilitirte. Einige Jahre später übernahm er die Direction des Friedrichsgymnasiums der schlesischen Hauptstadt, die er bis 1847 führte, siedelte nach seiner Emeritirung nach Berlin über und starb daselbst am 14. Sept. 1861, nachdem er bis an sein Lebensende eine umfassende und fruchtbare literarische Thätigkeit entwickelt hatte. Die Einwirkungen der romantischen Dichtung und ihrer Literaturauffassung machten sich bei ihm, einer im ganzen doch nüchternen Natur, hauptsächlich in der Vielseitigkeit geltend, mit der er sich in den verschiedensten poetischen Formen und vor allem in Uebertragungen aus den verschiedensten Literaturen bethätigte. Nächst eigenen Gedichten veröffentlichte er bereits 1807 seine Uebersetzung von „Beaumont's und Fletcher's dramatischen Werken" (Berlin 1807—1808), welche als eine der ältesten Ergänzungen zur Shakespeare-Uebertragung Schlegel's gelten dürfte und die Kenntniß des altenglischen Theaters fördern half. Darauf folgte „Dante's göttliche Komödie" (Leipzig und Altenburg 1809—1821, 2 Bände), eine Uebertragung, welche Kannegießer's Namen zuerst in weiteren Kreisen bekannt machte. 1810 gab Kannegießer die Zeitschrift „Pantheon" heraus, die in Leipzig erschien und zu welcher unter anderen Tieck's Schwager Bernhardi, Fichte, F. Raumer, Adam Müller, Heinrich Schubert, de la Motte Fouqué, von der Hagen und Volger, aber auch Goethe („Rechenschaft" mit Musik von Zelter) und Uhland („Klein Roland," „Des Goldschmieds Töchterlein," „Die Rache" u. A.) Beiträge lieferten. Von eigenen Productionen veröffentlichte Kannegießer in dieser ersten Periode seiner Wirksamkeit „Dramatische Spiele" (Berlin 1810), „Mirza, die Tochter Jephtha's" Trauerspiel in fünf Acten (Prenzlau 1818), „Amor und Hymen" ein idyllisches Gedicht (Prenzlau 1818), „Zwei Gedichte zur Feier des Reformationsfestes" (von Kannegießer und Schrötter, Prenzlau 1818). Auch seine Bemühungen um Erläuterung der Goethe'schen Gedichte, die er später in Gymnasialprogrammen und seinen akademischen Vorträgen in Breslau fortsetzte, begannen noch in Prenzlau mit der Einladungsschrift „Ueber Goethe's Harzreise im Winter", als Probe einer Erklärung auserlesener deutscher Gedichte. Den Kreis dieser Thätigkeit schließen die „Vorträge über eine Auswahl von Goethe's lyrischen Gedichten, gehalten an der Universität zu Breslau" (Breslau 1835) und das Programm des Friedrichsgymnasiums für 1835 „Ueber Goethe's Zueignung" ab. Seine poetische Uebersetzungsthätigkeit, welche in den „Oden des Horaz" (Prenzlau 1821), „Anakreon und Sappho" (Prenzlau 1827) auf die Antike zurückgriff, galt doch vorzugsweise den neueren Literaturen, und obschon er fortgesetzt auch aus dem Englischen, Schwedischen und Dänischen übertrug, bevorzugte er doch die romanischen Sprachen und von diesen wiederum die italienische. Mit Witte und Lüdemann gab Kannegießer die erste deutsche Uebertragung von „Dante's lyrischen Gedichten" (2 Bände, Leipzig 1827), in späteren Jahren von „Dante's prosaischen Schriften" (Leipzig, 1845), und übersetzte die „Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi" (Leipzig 1837). Seine Uebertragung von Tasso's „Befreitem Jerusalem" (Leipzig 1822) und Ariost's „Rasendem Roland" (Halle 1818—1826) vermochte sich neben den Uebertragungen von Gries nicht zu behaupten. Von Originalproductionen gehörten seiner breslauer Zeit „Der arme Heinrich", Schauspiel (Zwickau 1836). „Isenbart, der erste Graf von Hohenzollern" (Berlin 1843) an, ebenso die Sammlung seiner „Gedichte" (Breslau 1824). Auch ein Trauerspiel „Dorothea" ward im J. 1827 auf der breslauer Bühne aufgeführt, aber, wie es scheint, nicht gedruckt. Dafür ließ Kannegießer das Schauspiel „Iphigenia in Delphi" mit einem Vorspiel „Iphigenia's Heimfahrt" und einem Nachspiel „Iphigenia's Tod" (Leipzig 1843) erscheinen, einer der vielen Versuche, die durch Goethe's Dichtung der deutschen Empfindung gewonnene und theuer gewordene Gestalt der Iphigenia in anderen Situationen als unter den Barbaren in Aulis vorzuführen. Eine „Iphigenia in Delphi" war von Goethe selbst geplant worden, die Skizze davon theilt sein Brief aus Bologna vom 19. Oct. 1786 („Italienische Reise") mit. Bei der Ausführung dieses Entwurfs erging es Kannegießer wie Späteren: die lebensvolle Gestalt der Goethe'schen Iphigenia forderte zu ungünstigen Vergleichen mit dem Schatten herauf, den er zu beschwören verstand. Seine letzte eigentlich productive Arbeit waren harmlose „Schauspiele für Kinder" (Berlin, 1844), während er als poetischer Uebersetzer noch die „Gedichte der Troubadours" im Versmaß der Urschrift (Tübingen 1852; 2. Auflage 1855) aus dem Provençalischen übertrug. Auch außerhalb seines eigentlichen Kreises versuchte er sich mannichfach, eine „Italienische Grammatik" (Leipzig 1836, 2. Auflage), sowie sein „Deutsches Declamatorium" (1844) fanden einige Verbreitung, während ein „Abriß der Geschichte der Philosophie" (Leipzig 1837) und ein „Abriß der Geschichte der deutschen Literatur" (Bunzlau 1837) ohne sonderliche Wirkung vorübergingen. (*Adolf Stern.*)

KANNENBÄCKERLAND nennt man die im Westen von Montabaur in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, Reg.-Bez. Wiesbaden, Unter-Westerwald-Kreis, gelegene Landschaft, in welcher aus vortrefflichem Thon Thongeschirre und die unzähligen Mineralwasser-Krüge

oder Kannen, jährlich über 11 Millionen, geformt und gebrannt oder gebacken werden, welche aus den Badeorten des Taunus in alle Welt gehen. 228 Fabrikanten lieferten im Jahre 1871 für 1,830,000 Mark. Mittelpunkt dieser Thätigkeit ist das Dorf Ransbach, 12 Kilom. im Nord-Osten von Vallendar am montabaurer Walde, mit 1150 Einwohnern; und dazu gehören ferner die Dörfer Dernbach, 1100 Einwohner; Magendorf, 700 Einwohner; Grenzhausen, 1300 Einwohner, welche zugleich irdene Pfeifenköpfe fertigen, Hopfen bauen u. s. w.

(*G. A. von Klöden.*)

KANNENBERG, ein altadeliges Geschlecht, das seinen Namen von der Burg und dem Dorfe Kannenberg im jetzigen Kreise Osterburg der Altmark trägt und dieses sein Stammhaus bis zu seinem Erlöschen in ununterbrochenem Besitze hielt. Es soll mit Kaiser Heinrich I. in die Marken gekommen sein, und erwarb bald bedeutende Besitzungen, darunter besonders Krumke, Buschow, Hohendorf, Iden und Berge zu nennen sind. Die vollständige Stammreihe des Hauses bietet zur Erwähnung zu wenig historisches Interesse; die Bemerkenswertheften des Namens erscheinen in vorreformatorischer Zeit im Dienste der Kirche als Aebte, Pröpste, Dechanten und Kapitelherren der Stifter Verden, Halberstadt, Walbeck u. s. w. — Erst dem 17. Jahrhundert war es vorbehalten, das Geschlecht mehr hervortreten zu lassen durch Christoph von Kannenberg, den bekannten General im Dreißigjährigen Kriege. Er war am 10. Januar 1615 als Sohn des Christoph von Kannenberg, Herrn auf Kannenberg und Buschow, ehemaligen königlich französischen, dann kurbrandenburgischen Rittmeisters, und dessen Gattin Elisabeth, geborenen von Barsewisch, geboren, trat bereits 1631 in ein damals in der heimischen Altmark stehendes schwedisches Reiterregiment ein und gerieth 1634, nachdem er eine schwere Wunde am Fuße davongetragen, in feindliche Gefangenschaft. Geheilt und ausgewechselt wurde er dem Regiment von Gallenstein als Corporal überwiesen, bald darauf zum Quartiermeister befördert, erhielt jedoch bei Torgau die zweite schwere Verwundung und zwar in seinen andern Fuß. Von nun an beginnt ein rasches Steigen seiner Laufbahn. Innerhalb dreier Jahre schwang er sich durch Tapferkeit und Umsicht zum Oberstlieutenant empor und erhielt später unter dem Oberbefehl des General-Feldmarschalls Königsmark ein Reiterregiment als Oberst. An den Schlachten bei Leipzig, Wittstock u. s. w., wie bei vielen anderen Actionen in Baiern, Thüringen, Ober- und Niedersachsen betheiligt, erwarb er sich besonderen Ruhm bei der Eroberung von Prag, dessen Wälle er, der Ersten Einer, in Person erstieg und dabei viele Trophäen erbeutete. Der Friede von Münster war geschlossen, Königin Christine entließ den größten Theil ihrer Armee, auch Kannenberg erhielt 1649 seine Verabschiedung mit einem Wartegelde von 1000 Thalern. Schwer wurde ihm das Scheiden von Schwedens Fahnen, denen er fast zwanzig Jahre ununterbrochen gedient, noch schwerer die Trennung von seinen ihm unterstellten Reitern. Er genoß bei diesen eine so unbegrenzte Liebe und Verehrung, daß Offiziere und Reiter ihm schworen, sich bei erster Gelegenheit und zwar nur durch ihn wieder anwerben zu lassen, ihm auch die bisher geführte Standarte als sinnbildliches Unterpfand ihrer Beziehungen überließen. Dieser Werbefall trat rasch genug ein. Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ernannte Kannenberg 1651 zum Generalmajor der Cavalerie mit dem Auftrage, ein Regiment zu errichten, das unter obigen Verhältnissen in kürzester Zeit vollständig gemustert werden konnte und bald darauf in den Jülichschen Unruhen wie in dem Kriege wider Polen Verwendung fand. Die Schlacht vor Warschau brachte ihm neben neuen Wunden auch weitere Ehren. Der Kurfürst ernannte ihn 1656 zum Gouverneur von Minden, 1657 zum Generallieutenant, verlieh ihm eine Stelle im Geheimen Kriegsrath-Collegium und begnadete ihn am 7. Mai 1666 mit dem Erbmarschallamte des Fürstenthums Minden. Als solcher starb er am 10. Februar 1673, nachdem er im Jahre vorher mit den kurfürstlichen Truppen an den Rhein marschirt war, sich aber durch die gehabten Anstrengungen schwere Krankheit, den Keim seines Todes zugezogen. Das Leichenbegängniß, dem der Kurfürst in Person folgte, mußte auf dessen Befehl mit der größten militärischen Pracht stattfinden. — Von seiner Gattin Maria, geborenen von Bartensleben aus dem Hause Wolfsburg, hinterließ Christoph unter zwei Söhnen und zwei Töchtern den Friedrich Wilhelm von Kannenberg. Vom Kurfürsten aus der Taufe gehoben, hatte ihm dieser seinen Namen nebst einer Erb-Präbende im Hochstift Halberstadt verliehen. Auf Universitäten und weiten Reisen durch England, Frankreich und Holland gebildet, erhielt er bei seiner Rückkehr in Dresden vom König August I. von Sachsen den Kammerherrnschlüssel, vermählte sich 1692 mit Helena Freiin von Bibran und Modlan aus dem Hause Reisicht und wurde 1701 gelegentlich der Krönung in Königsberg auch zum preußischen Kammerherrn ernannt. Er starb am 9. August 1714 als der Vater zweier Töchter und eines gleichnamigen Sohnes. Dieser, zu Breslau am 25. August 1693 geboren, betrat nach Absolvirung seiner Studien 1717 die Laufbahn des Großvaters, trat als Cornet in ein schweres Reiterregiment ein, wurde schon 1720 Rittmeister, im Jahre 1728 beim Johanniter-Orden aufgeschworen und 1736 zum Obersten ernannt. König Friedrich II. verlieh ihm die neu errichtete Garde-du-Corps, als deren Commandeur er im ersten schlesischen Feldzuge in der Schlacht von Mollwitz schwer verwundet wurde. Im folgenden Jahre erhielt er zwar ein eigenes Dragonerregiment, mußte aber seiner schlecht geheilten Wunde wegen 1743 den königlichen Dienst quittiren. Zehn Jahre später wurde er zum Oberhofmeister der Königin Elisabeth ernannt und im Februar 1753 mit dem Orden vom Schwarzen Adler ausgezeichnet. Außerdem noch Ritter des großherzoglich toscanischen St.-Stephan-Ordens, wie Canonicus zu Halberstadt und Propst zu Walbeck, starb er am 22. Mai 1762 auf seinem Gute Iden als der letzte seines alten Stammes. Von seiner Gattin Charlotte Albertine geborenen Gräfin von Finken-

stein, die die Stelle der Oberhofmeisterin am Hofe der Königin verlab, war ihm eine einzige Tochter Sophie Friederike hinterblieben, vermählt mit dem preußischen Generalmajor Henning Alexander von Kahlden. Dieses letzteren Söhne erhielten, nachdem ihnen bereits 1762 durch ihre Mutter das reiche Kannenbergische Erbe zugefallen war, unterm 15. Juni 1764 auch das Erbmarschallamt des Fürstenthums Minden auf sich übertragen. Das Wappen zeigt im blauen Felde drei (2-1) silberne Kannen; auf dem Helme eine silberne Kanne zwischen zwei (einem blauen und einem silbernen) Büffelhörnern. (*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KANNGIESSER (Peter Friedrich) war am 3. Mai 1774 in Glindenberg bei Magdeburg geboren, erhielt seine erste Schulbildung auf der Bürgerschule in Burg, besuchte dann 1793—95 das Gymnasium in Altenburg und studirte von 1795 an 3½ Jahre in Halle Theologie. Seine beschränkten Mittel nöthigten ihn als Student schon, an den Schulen der Francke'schen Stiftungen Unterricht zu ertheilen und er zeigte sich dabei so tüchtig, daß er im November 1799 als erster Lehrer an die gelehrte Schule des Waisenhauses nach Bunzlau berufen wurde. Denn dieses Waisenhaus, eine Stiftung des Maurermeisters Zahn, besaß nach dem Vorbilde von Halle und Züllichau auch Klassen zur Vorbereitung auf die Universität und hat factisch bis 1814 dies Recht geübt. Daher mußte dem Director Woltersdorff ein mit den hallischen Verhältnissen vertrauter Lehrer willkommen sein. Aber Kanngießer blieb nur bis 1805 und folgte in diesem Jahre einem Rufe Manso's an das Gymnasium zu St.-Maria Magdalena in Breslau, wo er 1810 zugleich Lehrer an der neu errichteten Kriegsschule und 1814 Privatdocent an der neu eingerichteten Universität wurde, nachdem er seine Habilitationsschrift De primordiis historiae antiquissimis vertheidigt hatte. Bis dahin hatte er zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften gegeben, in denen er seine vielseitigen Kenntnisse populärisirte, auch selbst periodische Blätter herausgegeben. So 1800—5 in der Bunzlauer Monatsschrift; 1804 eine Wochenschrift unter dem Titel „Der fliegende Ritter"; 1809 das Breslauer Tagebuch. Auch Romane und Dichtungen erschienen von ihm, so die Gräfin von Rosenberg 1804, der Palmenhain 1805, ein großes Epos in Hexametern, Tataris oder das befreite Schlesien, reich an lebendigen Schlachtenbildern und voll warmer Liebe zum Vaterlande (1811) und zwei Bücher Oden (1814). Nachdem er an der Universität zu lesen begonnen hatte, richtete er seine Studien mehr auf die Alterthumswissenschaft und schon 1815 erschien in Halle sein Abriß der Alterthumswissenschaft, in welchem er sich bemühte, Mythen zu Kirchen- und Religionsgeschichte umzuformen. Es folgte 1817 in Breslau das gelehrte Werk „Die komische Bühne in Athen", das durch die eingehende und vielfach beistimmende Beurtheilung G. Hermann's (in der Leipz. Lit. Zeit. 1817. Nr. 59. 60) und durch die epikritischen Bemerkungen A. Bockh's in den akademischen Abhandlungen über Lenäen, Anthesterien und ländliche Dionysien aus demselben Jahre (jetzt abgedruckt in den Kl. Schriften Bd. 5, S. 65) allgemeinere Aufmerksamkeit erregte. Dies Buch ward auch die Veranlassung, daß er Michaelis 1817 als ordentlicher Professer der Geschichte nach Greifswald berufen wurde. Dieses neue Amt führte ihn zu pommerscher Geschichte und Alterthumskunde, für welche er durch seine „Mittheilungen aus Greifswald und Pommern" (1821) die Wirksamkeit der Gesellschaft für pommersche Geschichte vorbereitete und zugleich seine Sammlung vaterländischer Alterthümer begann, welche an die Universität gelangte und den Anfang der jetzt bestehenden Sammlung bildete. Eine kleine Schrift zum Andenken an L. Gotth. Kosegarten erschien 1819. 1824 folgte der erste Band der Geschichte von Pommern, der die Bekehrung Pommerns zum Christenthum bis zum Jahre 1129 behandelt und bei der Gründlichkeit der Forschung es lebhaft bedauern läßt, daß eine Fortsetzung unterblieben ist. Seit den ersten Anfängen dieser allgemeinen Encyklopädie war er ein fleißiger Mitarbeiter auf dem Gebiete des classischen Alterthums und der Geschichte. Außerdem hat er noch die Geschichte des Procopius aus dem Griechischen übersetzt und mit Erläuterungen versehen (1827—1831) in vier Bänden. Am 7. April 1833 ist er gestorben.

Vergl. Nekrolog der Deutschen für 1833, Band I, S. 243. Goedeke's Grundriß III, S. 128. (*F. A. Eckstein.*)

KANNIBALEN, KANNIBALISMUS. Schon in vorgeschichtlicher Zeit hat es in Europa Menschenfresser gegeben, über welche Thatsache die neueren Höhlenfunde (namentlich in den Höhlen von Chauvaux bei Namur) wenig oder keinen Zweifel mehr lassen; auch auf Deutschlands Boden haben Menschenfresser gewohnt, wie man aus menschlichen Resten, die man in Urnen bei Saarow unweit Fürstenwalde, sowie bei Königswalde und Schönow, im Kreise Sternberg, gefunden hat, schließen will.

Die Alten erwähnen mehrfach die Anthropophagen (Menschenfresser) oder Androphagen (Männerfresser). So lesen wir in der Odyssee, daß der Kyklop Polyphem die Gefährten des Dulders von Ithaka verzehrte; Herodot berichtet von den Massageten und Issedonen, daß sie ihre Anverwandten opfern und fressen, sobald dieselben ein hohes Alter erreicht haben. Aehnliches erzählt Strabo von den Kranken und Sterbenden der Anwohner des Kaspischen Meeres.

Mit der Entdeckung von Amerika kam für die Anthropophagen die Bezeichnung Kannibalen auf. Letztere geht auf den Namen des Volkes der Karaiben oder Kariben zurück (aus Caribe oder Caribal bildeten die Spanier Canibal), bei denen auf den westindischen Inseln die Conquistadoren die Sitte, ihre getödteten Feinde zu verzehren, zuerst kennen lernten.

Die Beweggründe zum Kannibalismus sind verschiedener Art. Nur in den seltensten Fällen mag Hunger die Ursache sein; viele Völker fröhnen diesem Laster aus Aberglauben und aus Rachsucht. Ursprünglich mag dieser entsetzlichen Gewohnheit wol der Wahn zu Grunde liegen, man könne schätzenswerthe Eigenschaften des Verzehrten in sich aufnehmen; oder es geschah aus Rachsucht, um dem erschlagenen Feinde die schimpflichste aller Bestattungs-

arten zu bereiten. Bernardin de St.-Pierre hat in seinen „Etudes de la nature“ den Satz ausgesprochen, Hunde oder Affen essen sei der erste Schritt zum Kannibalismus, und in der That nehmen wir bei den meisten heutigen Menschenfressern wahr, daß sie Affen oder Hunde als leckerste Braten betrachten.

Kein Erdtheil ist vom Kannibalismus freizusprechen; wo er heute nicht mehr herrscht, bestand er früher; gegenwärtig ist er wesentlich nur noch in den Tropengegenden zu Hause.

Die Batta, ein malaiisches Volk im Innern Sumatras, betrachten den Kannibalismus als eine gesetzliche Strafe, die den Ehebrecher, Landesverräther, Spion, nächtlichen Räuber u. s. w. trifft; die schimpfliche Vertilgung des Verbrechers durch Auffressen soll den allgemeinen Abscheu gegen seine That an den Tag legen. Auch aus Pietät fressen sie ihre Verwandten auf, um sie nicht den Würmern in der Erde zu überlassen.

Durch ganz Polynesien herrscht der Kannibalismus in sehr ausgedehnter Weise. Er wurde ohne Scham als allgemeine Sitte eingestanden auf Neuseeland, den Hawaiiinseln, Mangarewa und Paumotu, auch auf den Markesas war er sehr verbreitet. Wenn man im Kriege Leichen erbeutet hatte, so wurde ein großes Fest angestellt und letztere gefressen; bei den Festlichkeiten, welche Menschenopfer erheischten, verzehrte man diese Opfer und zuweilen sogar roh. Vom eigenen Stamme fraß man niemand; brauchte man solche Opfer, so machte man eine Streiferei in das Gebiet eines feindlichen Stammes.

Auf den melanesischen Inseln werden die erbeuteten Köpfe in Oefen gebacken und zum Theil verzehrt, nämlich die Augen und Stücken von den Wangen; an diesem Mahle aber dürfen nur die sich betheiligen, welche die Köpfe erbeuten halfen, und man glaubt, daß dieser Genuß tapfer und stark mache. Auf den Neuen Hebriden besteht das Gesetz, Fremde zu tödten und zu fressen; auf Tanna frißt man die getödteten Feinde mit Yams — eine Delicatesse, von der man nie versäumt den Freunden einen Theil zu schicken. Der König bekommt Augen, Herz und einen Theil der Brust von jeder Leiche; Weiber sind von dem Genuß ausgeschlossen. Am schrecklichsten war die Sitte auf den Viti-Inseln und zwar nicht nur im Krieg, wo man alle Gefangenen und Gefallenen auffraß, sondern auch bei jeder wichtigen Handlung. Sollte ein Tempel errichtet, ein Kahn gebaut oder in See gelassen, das Fest der Abgabenlieferung gefeiert werden, kam ein vornehmer Fürst von einer Reise an, bei allen diesen Gelegenheiten war es gebräuchlich, Menschen zu tödten und zu essen. Bei jedem Pfosten eines neuen Hauses wurde ein lebender Mensch eingegraben. Während man sonst mit den Händen aß, verzehrte man Menschenfleisch stets mit besonderen Gabeln, welche, sowie die Schüsseln, in denen man es auftrug, die Oefen, die Kessel, in denen man es kochte, für jeden andern Gebrauch streng tabu (geheiligt, unantastbar) waren. Zu Kannibalenfesten wurde durch Trommelschlag eingeladen, der einen ganz besonderen, nur hierbei gebrauchten Rythmus (♩ ♪ ♩ 𝄾 ♩. ♩.) hatte. Auch aus Wohlgeschmack allein aß man Menschenfleisch, aber nie roh, sondern stets gekocht, und besonders gern, wenn es angegangen war. Der Kannibalismus scheint in Melanesien vielfach mit der Ansicht in Zusammenhang zu stehen, die man von den Göttern hatte, daß nämlich diese die menschlichen Seelen verschlängen, um sie zu reinigen, oder sich einzuverleiben. Nun fraß man, den Göttern nachahmend, den Feind auf, um seine so oft gefürchteten guten Eigenschaften, ja ihn selber ganz in eigenen Besitz zu bekommen; man fraß die Verwandten, um durch sinnbildliche Ausübung der Thätigkeit der Götter ihnen zu rascherer Seligkeit zu verhelfen, vielleicht auch, um ihre Seelen als Schutzgeister an die eigene Person zu fesseln.

Kannibalismus findet sich in Australien ziemlich verbreitet; die Eingeborenen in Queensland ziehen todten Feinden die Haut ab und kochen das Fleisch, ja auch die todten Verwandten, wenn sie nicht zu alt starben, zehrt man auf; dem Genuß des Nierenfettes schrieb man übernatürliche Kräfte zu.

In Amerika war unter den Indianern der Kannibalismus nicht selten. „Das Herz des Feindes essen, sein Blut trinken“, waren gewöhnliche Ausdrücke, in denen man ihm den Untergang schwor, und wenn sie auch in späterer Zeit nur figürlich zu verstehen waren, so lassen sie doch keinen Zweifel darüber, worin der Ursprung ihres Gebrauches zu suchen ist. Bei den Miami und Potowatomi gab es eine besondere Gesellschaft, welche Menschenfleisch verzehrte; ihre Mitglieder mußten bestimmten Familien angehören und glaubten sich im Besitz höherer Kräfte, die sie durch Zauberei auf andere zu übertragen im Stande wären. Auch hier mag neben der Noth die Rache zum Kannibalismus geführt haben, ebenso der Aberglaube, denn wie man vor dem Kriege vom Hunde aß, um sich dessen Muth anzueignen, so verzehrte man das Fleisch und namentlich das Herz, den Sitz des Muthes, von einem tapferen Manne, um sich selbst dadurch unwiderstehlich zu machen; so glaubte man der Eigenschaften der Thiere überhaupt theilhaftig zu werden, wenn man sie aß, der Schnelligkeit des Hirsches, des schlechten Gesichts des Maulwurfs u. s. w.

Daß in Westindien die Cariben Menschenfresser waren, ist schon oben gesagt worden, in Mexico fanden die Spanier die Anthropophagie ebenfalls vor. Wenn das Fest der „Weltseele“, des Tezcatlepoca begangen wurde, schlachteten die Priester einen Jüngling, rissen ihm das Herz aus dem Leibe, das man dem Götzenbilde opferte, und verzehrten ihn im Freundeskreise. Auch von Kannibalen in Südamerika wird uns berichtet, namentlich aber gelten die Feuerländer als Menschenfresser, denen Kriegsgefangene und die ältesten Weiber zum Opfer fallen. Afrika ist keineswegs frei von diesem entsetzlichen Gebrauche, so vor allem das äquatoriale Westafrika, wo derselbe indessen im Abnehmen begriffen ist, hauptsächlich aber in den Nilländern, aus denen wir durch Georg Schweinfurth bestimmt wissen, daß unter anderen

die Niam-Niam aus bloßer Gier diesem Genusse frohnen, wie nicht minder in Südafrika, woselbst man ja erst neuerdings im Bantolande Kannibalenhöhlen nachgewiesen hat, in denen deutliche Spuren vorhanden waren, daß die Praxis noch nicht lange verloren gegangen ist.

Die Zahl der Kannibalen ist noch heute sehr ansehnlich. Es erscheint nachgewiesen, daß noch immer 5½ Millionen Bewohner unserer Erde dazu zu rechnen sind. — Vergl. u. A.: R. Andree, Die Verbreitung der Anthropophagie (Mittheilungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig. 1873.) (*Richard Oberländer.*)

KANOE, CANOT, nennt man die Ruderfahrzeuge, deren sich die Indianer und Neger bedienen, und die in den verschiedenen Welttheilen nahezu dieselbe Form haben. Sie sind fast stets aus Einem Stück Holz gefertigt und durch Feuer oder mit mehr oder minder vollkommenen Instrumenten ausgehöhlt. Als solche Einbäume sind sie naturgemäß sehr lang und schmal, besitzen infolge dessen geringe Stabilität und es erfordert von seiten der Insassen viel Geschick, um sie beim Fahren vor dem Umschlagen zu sichern. Die gewöhnliche Länge der Kanoës ist 5—6 Meter bei oft noch weniger als ¾ Meter Breite, doch besitzen auch viele Völkerschaften auf den Südseeinseln u. s. w. Kanoës zum Kriegführen, welche doppelt und dreifach so groß, dann aber aus mehreren Stücken zusammengesetzt und oft auf das künstlichste gearbeitet, sowie mit vielen Schnitzereien und andern Sachen verziert sind. Fast alle sind vorn und hinten mit Voluten versehen und erhalten dadurch ein charakteristisches Aussehen. Weil sie so wenig Stabilität haben, führen namentlich die kleineren keine Segel, sondern werden durch kurze Ruder mit lanzenförmigem Blatt, wie sie allen uncivilisirten Völkern seit den ältesten Zeiten gemeinsam sind, fortbewegt.

Der Ursprung des Wortes ist unbekannt und bei den Indianern oder andern wilden Völkerschaften werden die Fahrzeuge selbst nicht so genannt, wenn nicht Europäer es eingeführt haben. Wahrscheinlich hängt es mit Kahn zusammen. (*R. Werner.*)

KANON, ursprünglich Richtscheit, im übertragenen Sinne „Regel" oder „Norm" bedeutend, ist zum philosophischen Kunstausdruck durch Epikur gemacht worden, der seine erkenntnißtheoretische Schrift *Περὶ κριτηρίου ἢ κανών* betitelte (vgl. *Diog. Laert.* X, 27) und damit beabsichtigte, das aristotelische Organon und die stoische Logik durch seine „Kanonik" zu verdrängen. Der Sinn dieser Aenderung war der, daß die Regeln über die Formbestimmtheit des Denkens unwichtig erscheinen sollten gegenüber den materialen „Kriterien" der Wahrheit, d. h. Epikur wollte die formale Logik über Bord werfen, um eine Erkenntnißtheorie zu schaffen. Dies Bestreben verdient an sich weder die Bemängelung Cicero's (De finibus I, 7, 22), noch den scharfen Tadel Prantl's (Geschichte der Logik im Abendlande I, 402 fg.), der darin gar keine berechtigten Momente anerkennen will; aber es hat deshalb keine entscheidende Bedeutung erlangen können, weil es von Epikur in der Form eines ganz naiv plumpen Sensualismus durchgeführt wurde. Seitdem ist häufig in der Philosophie und außerhalb derselben das Wort „Kanon", sei es im formalen, sei es im materialen Sinne, für den „Maßstab der Wahrheit" angewendet worden und vielfach bezeichnet man noch jetzt die Logik als „Kanon der Erkenntniß" (vgl. z. B. Ueberweg, System der Logik, §. 5). So hat auch Kant diesen Terminus angewandt, indem er in der „Methodenlehre" der Kritik der reinen Vernunft das zweite Hauptstück „Der Kanon der reinen Vernunft" betitelte, um darin zu zeigen, daß die reine Vernunft theoretisch nicht im Stande sei, einen „Kanon" speculativer Erkenntniß aufzustellen, dagegen praktisch durch ihr Ideal und ihre Postulate einen „Kanon" für den richtigen Gebrauch der Verstandeskräfte bestimme; in der „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" wird dann von ihm (2. Abschn. Hartenstein'sche Ausgabe IV, p. 47) der „Kanon aller moralischen Beurtheilung" in dem Kategorischen Imperativ gefunden, daß „man so handeln solle, als ob die Maxime der Handlung zum allgemeinen Naturgesetz werden solle" (vgl. Kant und Kategorisch). (*W. Windelband.*)

KANON (in der Kirchensprache). I. Allgemeines. 1) Die christliche Kirche besitzt in der Bibel eine Sammlung von Büchern, denen sie während der größten Zeit ihres Bestehens durch feierliche Erklärungen ihrer officiellen Vertreter wie durch das stillschweigende Einverständniß fast aller ihrer Glieder eine ganz eigenartige Bedeutung und Würde zuerkannt hat. Das Concil zu Trient sprach mit seinem Anathema über den, welcher libros ipsos integros cum omnibus suis partibus, prout in ecclesia catholica legi consueverunt ..... pro sacris et canonicis non susceperit [1]), nur das aus, was seit mehr als tausend Jahren, wenn auch nicht ganz so streng, in der Kirche gegolten hatte; die reformirten Bekenntnißschriften lehren scripturas canonicas .... ipsum verum esse verbum dei et auctoritatem sufficientem ex semetipsis, non ex hominibus habere [2]) und behaupten, wenn auch vereinzelt, die göttliche Eingebung derselben sogar einschließlich der hebräischen Vocalzeichen [3]), deren Entstehung nicht vor dem 6. christlichen Jahrh. heute allgemein anerkannt, damals schon ernstlich behauptet war [4]), und die lutherische Orthodoxie des 17. Jahrh. schreibt denselben für das Heil des Menschen necessitas, aber auch sufficientia zu, überdies perspicuitas und auctoritas normativa für Glauben und Leben.

Diese ganz eximirte Stellung würde der Bibel nur mit vollem Recht zukommen, wenn sie wirklich, wie die altkirchliche Vorstellung meint, durch unmittelbare Eingebung Gottes entstanden wäre. Diese Meinung ist aber wenigstens in ihrer vollen Strenge, in welcher allein sie

1) Sessio quarta, 8. April 1546. 2) Confessio Helvet. posterior 1 (1562). Aehnliches conf. Helv. prior 1. 2; Gall. 5; Belg. 7; Scot. 18 fg.; Declar. Thoruniensis praef. und Art. 1. 3) Formula consensus Helv. 2 (1675). 4) Schnedermann, Die Controverse des Lud. Cappellus mit den Buxtorfen über das Alter der hebr. Punctation, 1878.

einen Sinn hat, gegenwärtig so gut wie völlig aufgegeben; ihre totale Unhaltbarkeit ist in dem Artikel „Inspiration" (Sect. II, Thl. 19, S. 37—88) eingehend nachgewiesen. Der wissenschaftlichen Forschung erwächst aber dadurch nur um so mehr die Aufgabe, ihre Entstehung zu begreifen.

2) Dazu ist freilich nichts ungeeigneter als eine isolirte Betrachtung des Christenthums. Der Nimbus, den der vermeinte direct göttliche Ursprung den biblischen Schriften verleiht und durch den schon so mancher Forscher von einem ernsthaften kritischen Eindringen abgeschreckt worden ist, schwindet sofort ganz beträchtlich bei einem Blick in die Religionsgeschichte. Es ist für die Religionen, welche eine specifisch religiöse Literatur erzeugt haben, geradezu ein Naturgesetz, auf einem gewissen Punkte ihrer Entwickelung sich aus derselben einen Kanon von absoluter Heiligkeit zu bilden. Als solche „Buchreligionen" nennt Max Müller [5]), abgesehen von sektenhaften Abzweigungen, bei indogermanischen Völkern den Brahmanismus, Zoroastrismus und Buddhismus, bei semitischen die israelitische, christliche und mohammedanische Religion, bei turanischen die des Confucius und des Lao-tse, außerdem die der Aegypter; Seydel [6]) fügt noch die altbabylonische und die phönizische hinzu. Fast in allen diesen läßt es sich beobachten: so lange die unmittelbar religiösen Impulse, wie sie von einer gesunden Gottesverehrung oder vollends von der Person eines Stifters und seiner nächsten Nachfolger ausgehen, dem Bedürfniß voll genügen, denkt man nicht an heilige Bücher. [7]) Die religiösen Schriftsteller schreiben aus der Begeisterung ihres Herzens oder aus der Eingebung ihres Gottes heraus, aber nicht mit dem Anspruche, ihre Schriften göttlich verehrt zu sehen; und ihre Zeitgenossen sind bei aller Werthschätzung derselben weit entfernt, ihren menschlichen, zeitgeschichtlichen Ursprung zu verkennen. Wenn aber das ursprüngliche religiöse Leben ermattet und ohne eine festere Organisation zu erlöschen droht, die Kraft zur Herstellung einer solchen aber noch vorhanden ist, hält man sich naturgemäß an die bleibenden Zeugen jener uranfänglichen religiösen Epoche, sieht aber dann auch unausbleiblich weit mehr in ihnen, als sie ursprünglich waren.

Wohin das bezüglich des Zend-Avesta, der Veden, des Koran [8]) geführt hat, ist unter „Inspiration" S. 49 fg. angegeben. Aus den Ergebnissen neuerer Forschungen sei dazu nur weniges nachgetragen. Als von buddhistischen Synoden mehrere Jahrhunderte nach dem Tode des Stifters der Religion der Kanon festgestellt wurde, mußte eine beträchtliche Anzahl von Schriften als apokryph ausgeschieden werden; trotzdem erhielt die Sammlung einen kolossalen Umfang, ja die reichste, die zu Tibet, umfaßt über 325 Foliobände [9]); und die Verehrung dieser Schriften ist so groß, daß man ihnen sogar opfert und sich dadurch einen besondern Lohn zu verdienen glaubt. [10]) Auch das Todtenbuch, der eigentliche Kanon der Aegypter, und ihre von dem Gott Hermes (Thot) selbst geschriebenen sogenannten hermetischen Bücher, nach Clemens Alexandrinus (strom. VI, 4, §. 35—37) 42, nach Seleucus bei Jamblichus 20,000, nach Manetho 36,525 [11]), können verglichen werden, ebenso die ungemessene Verehrung der Sibyllinischen Bücher in Rom und die ängstliche Sorge, sie nach dem Brande des Capitols 83 v. Chr. durch staatlich angeordnete Zusammenbringung aller im Privatbesitz befindlichen Schicksalsbücher zu ersetzen, von denen aber doch über 2000 gar zu plumpe Nachahmungen dem Feuertode verfallen mußten. [12]) Hier möge auch die talmudische Tradition einen Platz finden, daß das mosaische Gesetz, schon von Jesus Sirach 24 mit der seit prov. 8 fg. fast zur selbständigen Person gewordenen göttlichen Weisheit identificirt, 974 Geschlechter vor Entstehung der Welt (1000 vor Mose) geschaffen worden sei. [13])

Wenn nun die Spuren der wirklichen Entstehung solcher religiöser Schriften bei dem Proceß der Kanonisirung nicht durch fürsorgliche Hände verwischt worden sind, so erwächst der officiellen Religionsgemeinschaft die traurige Aufgabe, die Widersprüche ihrer wirklichen Beschaffenheit mit der Theorie über ihre Entstehung mittels einer natürlich durch und durch gekünstelten Auslegung dem Blicke des nie ganz zurückzudrängenden Zweifels zu verbergen. Hierfür ist neben dem Islam besonders die brahmanische Religion lehrreich, deren Theologen in dem Bestreben, die Veden als vor Anfang der Zeit im Geiste der Gottheit präexistirend zu erweisen und zu diesem Zweck alle Erwähnungen geschichtlicher Begebenheiten sowie alle sonstigen menschlichen Elemente wegzudeuten, nach Max Müller [14]) noch weit umsichtiger sind als die christlichen. — Welchen Gang die Bildung eines Kanons im Judenthum und im Christenthum genommen hat, ist nun genauer darzulegen.

II. Was zunächst den Namen *Κανών* und die davon abgeleiteten Worte betrifft [15]), so führt

1) im allgemeinen die Etymologie auf eine Ver-

5) Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, 2. Aufl. (1876) 94—108. 6) Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre (1882) 15—18. 7) Vgl. den Art. „Hermeneutik", Sect. II Thl. 6, bes. S. 306; Ewald in seinen Jahrbüchern der bibl. Wissenschaft VII (1855), 68—100. 8) Der Koran nimmt insofern eine Ausnahmestellung ein, als er entgegen allen naturgemäß erwachsenen religiösen Literaturwerken von Anfang als heiliges Buch verfaßt ist; immerhin hatte die Folgezeit noch genug zu thun, um ihn zu einem sogar bis auf die einzelnen Buchstaben und Laute unerschaffenen Wesen zu stempeln.

9) Weber, Albr., Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, 2. Aufl. (1876) S. 309 fg. (1. Aufl. S. 254 fg.). 10) Seydel 46. 286. 11) Vgl. den Artikel „Hermes", Sect. II, Thl. 6, S. 324 fg.; Pauly's Realencyklopädie der class. Alterthumswissenschaft III (1844), 1209—1214. 12) *Sueton.* Aug. 31: *Tac.* Ann. VI, 12. 13) Weber, Ferd., System der altsynagogalen palästinischen Theol. (1880) 14—18. 14) Essays (deutsche Uebersetzung) I (1869), 9—17; II, 268—274. Einl. u. s. w. (s. Anm. 5) 116—118. Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion, 2. Aufl. (1881), 157—164. 15) Vgl. die betr. Artikel bei Suicer, Thesaurus ecclesiast., bei Du Cange im Glossarium mediae et infimae graecitatis und med. et inf. latinitatis, und bes. Credner, Zur Geschichte des Kanons (1847) 1—68. VII fg.

wandtlsbaft mit *κάννα* und קָנֶה, dem Rohr oder geraden Stabe, dessen Benutzung als Maßstab oder Wagebalken auf die geistige Bedeutung einer Norm im weitesten Sinne überleitet. So endlich im classischen Alterthum, so auch im Neuen Testament Gal. 6, 16. Im kirchlichen Sprachgebrauch erlangte das Wort seit Ende des 2. Jahrhunderts eine ausgedehnte Anwendung, besonders in der Verbindung *κανὼν ἐκκλησιαστικός* oder *κανὼν τῆς ἀληθείας*. Gemeint ist damit stets der Grundsatz oder die Grundanschauung der Kirche in ihrer Allgemeinheit und Totalität, nach welcher alles Einzelne in der Kirche bemessen werden soll (daher immer der Singular), speciell die Lehre (*κανὼν τῆς πίστεως*, regula fidei) und die Verfassung und Disciplin. Erst in Anwendung auf letztere erscheint um 300 der Plural, die Grundlage des späteren technischen Ausdrucks für kirchliche Gesetze (vgl. die canones apostolorum), speciell Concilienbeschlüsse (seit Mitte des 4. Jahrhunderts), und für den Namen des kanonischen Rechts. In noch späterer Zeit knüpft sich hieran die Verwendung des Wortes *κανών* für Mönchsregel, noch specieller für Gesänge, welche, nach den Zeiten des Kirchenjahres verschieden, auf Grund einer feststehenden Ordnung von den Mönchen unter Leitung des *κανονάρχης* abgesungen wurden. Ferner gehört hierher die Verbindung *κανὼν λειτουργίας*, der Meßkanon, eine Vorschrift über die (sechs) Gebete, welche der Priester vor, bei und nach der Weihung der Hostie leise zu verrichten hat[16]), vielleicht auch die Anwendung des Wortes auf die Abgaben, welche theils von Klerikern bei Erlangung eines höheren Amtes, theils von pflichtigen Laien alljährlich gegeben und durch besondere canonicarii eingetrieben wurden (Tribut an die Kirche von Feldfrüchten und andern Erzeugnissen, Decem).

Aus dem Begriff des Maßgebenden entwickelte sich aber auch die Bedeutung „Verzeichniß". Die oft wiederholte Behauptung von Ruhnken[17]) freilich, daß die alexandrinischen Grammatiker Verzeichnisse derjenigen griechischen Autoren aufgestellt hätten, welche in jeder Literaturgattung als Classiker gelten sollten, bedarf starker Einschränkung, und daß dieselben *κανόνες* geheißen, ist vollends gänzlich unsicher.[18]) Wohl aber hat *κανών* jene Bedeutung in der Kirchensprache. Eusebius von Cäsarea (gest. 340) nennt in seinem Briefe an Carpianus[19]) die 10 Tabellen, in denen er die Nummern der inhaltsgleichen Abschnitte der vier Evangelien zusammengestellt hat, *κανόνες*. Im 16., 17. und 19. Kanon der Synode zu Nicäa vom Jahre 325[20]) und anderwärts sind *οἱ ἐν τῷ κανόνι* (synonym mit *ἐν τῷ κλήρῳ*) *ἐξεταζόμενοι* die in der Liste der Kleriker Verzeichneten. Deshalb heißen später die Kleriker einfach *κανονικοί* als die im Verzeichniß Aufgeführten, deshalb werden die den reisenden Klerikern von ihren Bischofen ausgestellten Beglaubigungsbriefe (epistolae formatae) *ἐπιστολαὶ κανονικαί* genannt, weil sie auf Grund eben dieses Verzeichnisses ertheilt wurden.[21]) Hieran knüpft sich endlich aus späterer Zeit der Gebrauch von *κανών* für das Verzeichniß der kirchlichen Bußen (liber poenitentialis) und der zu denselben Verurtheilten (*κανονιζόμενοι*) sowie andererseits für das Verzeichniß der von der Kirche „kanonisirten" Heiligen.

2) **Von den heiligen Schriften gebraucht** läßt sich das Wort *κανών* nicht vor 360 nachweisen. Daß es schon Origenes (gest. 254) angewendet, möchte man bei einer Reihe von Stellen aus der lateinischen Uebersetzung seiner Werke[22]) allerdings vermuthen; aber da ein solcher Sprachgebrauch bei den Späteren, insbesondere bei Eusebius, ganz sicher nicht verloren gegangen wäre, so müssen die Ausdrücke doch wol auf Rechnung des auch sonst sehr wenig genauen Uebersetzers Rufin (gest. 410) gesetzt werden. Auch Credner's Versuch[23]), den sonst nicht vorkommenden Ausdruck *γραφαὶ κανόνος* in den scripturae legis zu erblicken, welche die Christen nach Actenstücken aus dem Jahre 303 in der diocletianischen Verfolgung ausliefern mußten, ist von ihm selbst[24]) mit Recht aufgegeben worden, da lex leichter mit „Religion" übersetzt werden kann.[25]) Dagegen erscheint der Ausdruck, und zwar als ein bereits verständlicher, fast gleichzeitig in der epistola festalis des Athanasius vom Jahre 365[26]): *ἔδοξε κἀμοὶ ... ἑξῆς ἐκθέσθαι τὰ κανονιζόμενα καὶ παραδοθέντα πιστευθέντα τε θεῖα εἶναι βιβλία* und im 59. Kanon der Synode zu Laodicea um 363[27]): *οὐ δεῖ ἰδιωτικοὺς ψαλμοὺς λέγεσθαι ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ οὐδὲ ἀκανόνιστα βιβλία, ἀλλὰ μόνα τὰ κανονικὰ τῆς καινῆς καὶ παλαιᾶς διαθήκης.*

Es lag nahe, anzunehmen, daß die heiligen Schriften als Regel und Richtschnur des Glaubens und Lebens den Namen Kanon und somit den Platz der ursprünglich ideelleren Größe der christlichen Grundanschauung (vgl. 1) erhalten hätten[28]); und später ist diese active Deutung für *κανονικός* (Regel gebend) auch sicher maßgebend gewesen, z. B. bei Isidor von Pelusium (gest. um 440)[29]): *τὸν κανόνα τῆς ἀληθείας, τὰς θείας φημὶ γραφάς, κατοπτεύσωμεν.* Die Entstehung der Benennung selbst aber erklärt sich hieraus schwerlich, da gerade der Passivbegriff *κανονιζόμενα* oder *κεκανονισμένα*, bez. *ἀκανόνιστα βιβλία* dabei nur eine sehr gezwungene Deutung („zur Norm gemacht") zulassen oder gerade in die entgegengesetzte eines Verzeichnisses überleiten würde („unter die normgebenden aufgenommen"). Auf die letztere passen dagegen alle die verschiedenen Wendungen, in denen sich um jene Zeit die kirchlichen Schriftsteller ergehen, z. B.

16) Steitz, Artikel „Messe" in Herzog's Realencykl. für protest. Theol. IX (1858), 397—408. 17) Opuscula I (1823), 385—392. 18) Steffen, De canone qui dicitur Aristophanis et Aristarchi 1876. Moriz Schmidt, Jen. Literaturzeitung 1876, 750. 19) Gedruckt z. B. vor den meisten Tischendorf'schen Ausgaben des N. T. 20) Bei Manſi, Sacrorum conciliorum nova et amplissima collectio II, 676 seq.

21) Credner, Zur Gesch. d. K. 56, 1. 22) Hilgenfeld, Einl. in das N. T. (1875) 32, 2. 23) Zur Gesch. d. K. 60—68. VII fg. 24) Gesch. des neutestamentl. K. 212, 1. 25) Baur in Hilgenfeld's Zeitschr. f. wiss. Theol. 1858, 141—150. 26) S. Anm. 150. 27) Manſi II, 574. 28) So Credner und die meisten. 29) Epist. IV, 114.

der Schluß der jambi ad Seleucum des Amphilochius von Iconium (geſt. um 395) nach Aufzählung der einzelnen bibliſchen Bücher[30]): *οὗτος ἀψευδέστατος κανὼν ἂν εἴη τῶν θεοπνεύστων γραφῶν*. Hier iſt alſo der Urſprung des Namens am wahrſcheinlichſten zu ſuchen.[31]) Der Gedanke der Aufnahme in eine Sammlung liegt ſchon in dem Ausdruck des Origenes[32]): *αἱ ἐνδιάθηκοι βίβλοι* vor, zumal da ihm die Maccabäerbücher *ἔξω τούτων*[33]) ſtehen.[34])

III. Treten wir nun an die Unterſuchung der Entſtehung des altteſtamentlichen Kanons heran, ſo iſt vor allem daran zu erinnern, in welchem engen Zuſammenhange die hier zu behandelnden Fragen der ſogenannten allgemeinen Einleitung mit denen der beſonderen über den Urſprung der einzelnen Bücher ſtehen. Beide bedingen ſich gegenſeitig. Leider iſt man deſſen nicht immer eingedenk geweſen, ſondern hat vielfach die frühe Schließung des Kanons zu beſtimmt behauptet und dadurch den Verſuch, die Entſtehung einzelner Schriften aus ſpäterer Zeit zu begreifen, für verboten erklärt, manchmal auch umgekehrt ohne hinreichende Rückſicht auf die Daten der Kanonſchließung einzelne Bücher in zu ſpäte Zeit geſetzt (vgl. 2, 4, 6). Statt deſſen muß es als oberſter Grundſatz gelten, beide Gebiete ſtets gleichzeitig im Auge zu behalten und auf dem einen etwas, was das andere einſchränkt, nur auf unwiderlegliche Gründe, nie auf bloße Vermuthungen und unſichere Traditionen hin zu fixiren.

1) Die Geſchichte der Bildung des altteſtamentlichen Kanons könnte ſehr kurz ſein, wenn die altorthodoxe Anſicht richtig wäre, daß jedes Buch ſchon als ein kanoniſches geſchrieben, beziehungsweiſe vom Heiligen Geiſt dictirt wurde und demzufolge ſofort mit ſeinem Erſcheinen in kanoniſche Geltung trat. Aber ſie iſt ſo ungeſchichtlich wie möglich. Am deutlichſten iſt dies bei den hiſtoriſchen und poetiſchen Schriften. Aber auch die Propheten, obgleich von der göttlichen Eingebung ihrer Ausſprüche überzeugt (z. B. Jerem. 26, 12—15), waren weit davon entfernt, für ihre Bücher göttliche Verehrung zu fordern, und ihre Zeitgenoſſen, die den meiſten derſelben faſt nur Widerſpruch entgegenſetzten, noch weiter entfernt, ſie zu zollen (Jerem. 36). In der Blütezeit der Propheten lag der Schwerpunkt ihrer Thätigkeit ohnehin in ihrer mündlichen Predigt. Selbſt ihre eigenen Geſinnungsgenoſſen und Nachfolger betrachten die Werke ihrer Vorgänger nur als eine ehrwürdige Literatur, die ſie in ihren eigenen Reden und Schriften ſtark benutzen und auf die ſie ſich gelegentlich berufen (Ezech. 38, 17; Sach. 1, 4. 7, 7. 12). Und dies führt auf das Wahrheitsmoment, welches jener altorthodoxen Meinung bei aller ihrer Irrigkeit zu Grunde liegt, daß nämlich die bibliſchen Bücher auf Grund der Eigenſchaften, wegen deren ſie ſpäter in den Kanon kamen, von jeher ein größeres oder geringeres Maß freier Hochſchätzung genoſſen, bis dieſes ſchließlich eine officielle Beſiegelung erhielt. Directer zutreffend iſt jene Anſicht nur bezüglich der geſetzlichen Schriften, da dieſe ja von vornherein mit der Abſicht auftraten, als Gottes Gebote anerkannt zu werden; aber auch ſie beanſpruchen dies nur als inhaltliche Vorſchriften, nicht als Bücher, und die fortgehende Erſetzung des einen Geſetzes durch ein theilweiſe widerſprechendes anderes zeigt, daß auch inhaltlich eine unbedingte Werthſchätzung ihnen nicht zutheil wurde bis zur Zeit Esra's (458 fg.).

Hiermit iſt der Name genannt, an welchen ſich der zweite Verſuch einer ſehr einfachen, aber auch ſehr naiven Geſtaltung der Geſchichte des Kanons knüpft. Nach dem ſogenannten IV. Esrabuche, einer höchſt wahrſcheinlich gegen Ende des 1. chriſtlichen Jahrhunderts geſchriebenen Apokalypſe[35]), hat Esra vor ſeiner Himmelfahrt vermöge göttlicher Eingebung die (jedenfalls bei der Zerſtörung des Tempels 586 vor Chr.) verbrannten 24 Bücher des Alten Teſtaments neu dictirt und ſo der Welt wiedergeſchenkt, außerdem auf gleiche Weiſe noch 70 geheimzuhaltende Weiſſagungsbücher (14, 18—48). Die weiteren Ausführungen der Sage bei den Kirchenvätern beſitzen keinen ſelbſtändigen Werth, da ſie ſämmtlich in dieſer Stelle ihre einzige Quelle haben.

Viel verſtändiger, aber deshalb auch viel irreführender iſt die übrigens erſt von Elias Levita[36]) (geſt. 1549) aufgebrachte Verſion, der Kanon ſei von Esra im Verein mit der ſogenannten großen Synagoge endgültig feſtgeſtellt worden. Die große Synagoge ſelbſt wird ſchon im Talmud als ein Collegium von 120 oder 85 Männern dargeſtellt, welches die Bücher Ezechiel, Dodekapropheton, Daniel und Eſther niedergeſchrieben[37]), Gebets- und andere Formeln und religiöſe Gebräuche feſtgeſtellt und Erläuterungen über geſetzliche Beſtimmungen gegeben habe. Man ſtellt ſich darunter gegenwärtig bald eine nur einmal zuſammengetretene, bald eine durch Jahrhunderte wirkſam geweſene Körperſchaft vor, bald eine demokratiſche Volksvertretung, bald eine Akademie von Schriftgelehrten. Vielfach hat man auch ihre Exiſtenz bezweifelt; nach Kuenen's überraſchendem Nachweiſe[38]) iſt ſie nichts als ein Phantaſiebild, herausgeſponnen aus der großen, Neh. 8—10 völlig glaubwürdig beſchriebenen Verſammlung des Volks zur Verpflichtung auf das Geſetz, deren hiſtoriſche Bedeutſamkeit durch dieſe Anknüpfung der Sage an ſie nur beſtätigt wird.

30) Bei Gallandi, Bibliotheca patrum VI, 495. 31) So Semler, Abhandlung von freier Unterſuchung des Kanon I (1771), 11 und Thl. II, Vorrede; Baur ſ. Anm. 25; Steiner in Schenkel's Bibellexikon III, 481 fg.; Hilgenfeld, Einl. 33 fg. 32) Bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 25, 1. 33) Ebendaſ. §. 2. 34) Von Intereſſe iſt noch die Hypotheſe von Mangold (zu Bleek's Einl. in das N. T., 3. Aufl. 734, 1).

35) Vgl. z. B. Schürer, Neuteſt. Zeitgeſchichte (1874) 556—563. 36) 3. Vorrede zu Masoreth hammasoreth. Aehnlich ſchon David Kimchi (um 1200) in der Vorrede des Commentars zur Chronik (bei Strack in Herzog's Realencyklopädie, 2. Aufl., VII, 416). 37) Ueber dieſe merkwürdige Stelle aus Baba bathra 14^b, 15^a, welche jedoch nicht von der Sammlung des Kanons handelt, ſ. Strack 417 fg. 38) Over de mannen der groote synagoge, in: Verslagen en mededeelingen der k. Akademie van wetenschappen, afdeeling Letterkunde, 2. Reeks, 6. Deel, Amſterdam 1877, p. 207—248.

2) In dieser großen Versammlung nämlich, in welcher das Gesetz vorgelesen, erklärt und dann feierlich unterzeichnet wurde, erscheint endgültig ein Theil des Alten Testaments, der Pentateuch, als heiliges Buch, außer diesem aber noch nichts. Man kann ihn deshalb den ersten Kanon nennen; denn schon hieraus ist deutlich, daß der heutige Kanon nur allmählich zu Stande gekommen und daß die hebräische Abscheidung des Pentateuchs als eines selbständigen und zwar des ersten Theils für die Kanongeschichte historisch vollkommen richtig ist. Ganz anders in Bezug auf die Literaturgeschichte, für welche mindestens das Buch Josua, in einem weiteren Sinne nach vielen auch die Bücher der Richter, Samuel's und der Könige mit dem Pentateuch ein einheitliches, in dieser Gestalt aber der älteren prophetischen Literatur erst nachfolgendes nationales Geschichts- und Rechtsbuch bilden (vgl. den Artikel „Moses"). Allein eben die Nothwendigkeit eines Gesetzbuches als Grundlage einer Verfassung führte zur Abtrennung der nach-Mosaischen geschichtlichen Partien, während die ebenfalls geschichtlichen Theile innerhalb des Pentateuchs eine Ausscheidung nicht zuließen.

Freilich fand unter Nehemia (445—433) nicht die erste officielle Anerkennung eines Gesetzbuches statt, sondern eine ganz ähnliche war schon vorausgegangen unter Josia (622). Nachdem das „Buch des Gesetzes" bei einer Renovation im Tempel gefunden worden war und einen mächtigen Eindruck auf den König gemacht hatte, verpflichtete sich dieser sammt dem Volke in feierlicher Versammlung zu seiner steten Beobachtung (II reg. 22 fg., besonders 23, 3). Ob unter diesem Buche der ganze Pentateuch gemeint ist oder nur das Deuteronomium, beziehentlich dessen Grundstock, während die übrigen gesetzlichen Bestandtheile des Pentateuchs mit geringen Ausnahmen noch gar nicht existirten, ist seit der Erneuerung dieser letzteren Hypothese durch Graf[39]), Wellhausen[40]) und andere Gegenstand eines die Kritik des Alten Testaments in ihren tiefsten Grundlagen aufwühlenden Streites, der hier nicht entschieden werden kann (vgl. den Artikel „Moses", sowie „Josia", Sect. II, Thl. 23, S. 185—187). Im ersteren Falle würde die feierliche Annahme des Gesetzes unter Nehemia nur eine Wiederholung sein; im letzteren wäre das Deuteronomium genau genommen als der allererste Kanon zu bezeichnen.

Eine weit frühere kanonische Geltung des Gesetzes oder gar fast des ganzen A. T. (Wolf, Biblioth. hebraea II, 1721, S. 6—9) glaubte man allerdings aus der auch bei heidnischen Völkern mit großem Fleiß aufgespürten Sitte erweisen zu können, heilige Bücher im Tempel aufzubewahren. Allein ein derartiger Befehl deut. 31, 26 stammt sammt dem ganzen Deuteronomium, wie sehr allgemein anerkannt, erst aus dem 7. Jahrhundert. Falls der Notiz I Sam. 10, 25 etwas Geschichtliches zu Grunde liegt, so ist uns doch das dort erwähnte „Königsrecht" nicht erhalten; ein Tempelarchiv nützt also für unsere heutige Sammlung nichts, wenn nicht zuvor deren Existenz nachgewiesen ist. Eben deshalb ist die Behauptung Jos. 24, 26 fg., Josua habe dem „Buch des Gesetzes Gottes" etwas beigeschrieben, ohne alle Beweiskraft, und die aus II reg. 11, 12 erschlossene Sitte, einem König bei der Thronbesteigung das Gesetz einzuhändigen, wird wenig bestätigt durch die soeben berührte Geschichte des Josia, dem das Gesetz, dessen Vorhandensein im Tempel auch niemand sonst geahnt, etwas völlig Neues war.[41]) Vollends die Stelle Ps. 40, 8, von der weder Sinn noch Alter feststeht, oder gar Jes. 29, 18 hatte man nie anführen sollen.

3) Die übrigen Bücher des Alten Testaments zerlegt die jüdische Eintheilung in die 8 Propheten, nämlich in die 4 „vorderen", geschichtlichen, die prophetischen Gedanken retrospectiv in die Geschichtsdarstellung hineintragenden (Buch Josua, der Richter, Samuel's, der Könige) und die 4 „hinteren", eigentlichen (Jeremia, Ezechiel, Jesaia, die 12 Propheten), und in die 11 „Schriften", כְּתוּבִים oder ἁγιόγραφα (Psalmen, Hiob, Sprüche Salomo's; Hoheslied, Ruth, Klagelieder, Prediger, Esther; Daniel, Esra mit Nehemia, Chronik).[42]) Daß auch diese weitere Zweitheilung der Geschichte vollständig entspricht, daß der Kanon der Propheten wirklich in dieser Gestalt die nächste Einheit bildet und geschlossen worden sein muß, ehe manche Bücher der dritten Hauptabtheilung für die Aufnahme auch nur in Frage kommen konnten, ist überaus einleuchtend. Welcher Grund ließe sich denken, daß von den geschichtlichen Propheten die Chronik und Esra-Nehemia, von den eigentlichen Propheten Daniel ausgeschlossen wurde? Sie sind ja den entsprechenden Büchern des zweiten Kanons vollständig gleichartig und wesentlich verschieden von den poetischen des dritten. Daß Chronik und Esra-Nehemia einen mehr priesterlich-levitischen Charakter tragen, kann dem gegenüber doch gar nicht in Betracht kommen, und daß Daniel nur ein donum, nicht ein munus propheticum gehabt, nicht Prophet, sondern Apokalyptiker sei, wogegen sogar Matth. 24, 15 angeführt werden könnte, oder daß man ihn wegen seiner vorzugsweisen Bestimmung zur Leuchte für das Geschlecht der Zukunft ans Ende des Kanons gerückt habe u. s. w., sind ja nichts als klägliche Ausflüchte. Noch die Synagogenpraxis, neben der ursprünglichen Gesetzeslektüre (Paraschen) nur die von Abschnitten des zweiten Kanons (Haphtharen), und die der 5 mittleren Hagiographen, der sogenannten Megilloth, nur an besonderen Tagen[43]) einzuführen, zeigt, daß der Unterschied der drei Schichten des Kanons festgehalten wurde, und noch mittelalterliche Juden leiten nur den zweiten Kanon vom Geist der Prophetie, den dritten blos vom Heiligen Geist her. Sie sprechen damit in seltsamer Form den richtigen Grund der Scheidung aus. Die

39) Die geschichtl. Bücher des A. T., 1866. 40) Geschichte Israels I, 1878.

41) Vgl. den Artikel Hebräische Literatur in diesem Werke Sect. II, Th. 3, S. 362 fg. 42) Ueber Eintheilung und Namen des A. T. vgl. den Artikel „Bibel" in diesem Werke Sect. I, Th. 10, S. 1 fg. 43) In der angeführten Reihenfolge am Passa, Pfingsten, Gedächtnißtag der Zerstörung Jerusalems (9. Ab = Juli), Laubhütten- und Purimfest.

Generation der nachprophetischen Periode fühlte, daß der Geist der Prophetie von ihr gewichen war[44]); um so sorglicher sammelte sie, was aus dem Zeitraum seines Waltens sich vorfand, um so ängstlicher aber auch schloß sie aus, was sich nicht aus ihm ableiten konnte.

4) Aber wann wurde dieser zweite Kanon geschlossen? Da Maleachi, welcher frühestens kurze Zeit vor Nehemia gewirkt haben kann, noch als Prophet gilt, so ist es von vornherein wahrscheinlich, daß das Schwinden des prophetischen Geistes nach den Tagen des Nehemia erst eine beträchtliche Zeit lang schwer empfunden sein mußte, ehe man die Hoffnung, Gott werde seinem Volke wieder Propheten erwecken, gänzlich aufgab. Und daß das Gesetz erheblich früher als die Propheten kanonisch war, dafür spricht die weit correctere Erhaltung seines Textes, während derselbe bei den Propheten, besonders z. B. in den Samuelisbüchern und Ezechiel, in einer ganz traurigen und oft unheilbaren Weise verderbt ist. Denn jene wunderbare Uniformität, in der ihn alle heutigen Handschriften aufweisen, erhielt er gleich den Veden eben erst, als er für heilig galt, ja in einem strengeren Sinne erst, seit sich seiner nach Christi Zeit die peinliche Fürsorge der Schriftgelehrten bemächtigte. Die Vergleichung mit der alexandrinischen Uebersetzung (der sogenannten Septuaginta), die seit Anfang des 3. Jahrhunderts vor Chr. allmählich entstand, weist daher an unserem hebräischen Text auch im Pentateuch noch genug Entstellungen auf, aber doch in weit geringerem Maße als bei den übrigen Schriften.

Hierdurch[45]) ist schon der Protest begonnen gegen die Benutzung zweier ausdrücklicher Zeugnisse für einen früheren Abschluß des Prophetenkanons, denen man großen Werth beigelegt hat. Das erste derselben, Jes. 34, 16[46]), würde selbst nach der hebräischen Lesart: „forschet aus dem Buche Jahve's und leset", nur dies besagen, daß der Verfasser dieses Nachtrags zu Jesaia dessen Buch sammt seinem eigenen Anhang, nicht aber die sämmtlichen vorderen und hinteren Propheten für Eingebungen Jahve's erklärt; allein der Text ist überdies gewiß mit Hülfe der Septuaginta zu verbessern, welche statt מעל כספר das in den Zusammenhang sehr gut passende על מספר vor sich hatten.[47]) — Bedeutsamer ist das zweite, aus 2 Macc. 2, 13 fg.: *ἐξηγοῦντο δὲ καὶ ἐν ταῖς ἀναγραφαῖς καὶ ἐν τοῖς ὑπομνηματισμοῖς τοῖς κατὰ τὸν Νεεμίαν τὰ αὐτὰ καὶ ὡς καταβαλλόμενος βιβλιοθήκην ἐπισυνήγαγε τὰ περὶ τῶν βασιλέων καὶ προφητῶν καὶ τὰ τοῦ Δαυὶδ καὶ ἐπιστολὰς βασιλέων περὶ ἀναθεμάτων. ὡσαύτως δὲ καὶ Ἰούδας τὰ διαπεπτωκότα διὰ τὸν πόλεμον τὸν γεγονότα ἡμῖν ἐπισυνήγαγε πάντα, καὶ ἔστι παρ' ἡμῖν.* Der Brief, aus dem die Stelle entnommen ist (1, 10b—2, 18), hat ebensowenig wie der vorangehende ursprünglich zum 2. Maccabäerbuch gehört. Ueber das Alter beider läßt sich nur so viel vermuthen, daß sie wegen des Eifers, mit dem sie das Tempelweihfest empfehlen, noch vor der Zerstörung Jerusalems im J. 70 nach Chr. geschrieben sein mögen.[48]) Man hat jedoch die angeführte Notiz wegen der Berufung auf Aufzeichnungen über (oder von?) Nehemia, wegen ihrer Ausführlichkeit und Genauigkeit, wegen der Nennung des Nehemia statt des der Erfindung näher liegenden Esra, wegen der später ganz zurückgetretenen Unterscheidung zwischen Königsbüchern und Propheten, wegen der Nichterwähnung der anderen Hagiographen außer den Psalmen, endlich wegen der Anführung von königlichen Schreiben, die nie in den Kanon gekommen sind, für sehr glaubwürdig gehalten.[49]) Aus dem letzten ist vorerst klar, daß es sich nicht um den Kanon, sondern eben nur um eine wenn auch öffentliche Büchersammlung handelt. Immerhin wäre die hohe Schätzung der betreffenden biblischen Bücher zu Nehemia's Zeit nachgewiesen und ihre baldige Kanonisirung wahrscheinlich gemacht. Allein jene Schrift über Nehemia hat nach dem der Stelle Vorangehenden einen ganz legendenhaften Charakter gehabt, weshalb auch ihre Ausführlichkeit nicht für Glaubwürdigkeit beweist; da Nehemia ihr Held war, so ist seine Hervorhebung nur naturgemäß und die Entstehung der ganzen Sage aus Neh. 8—10 wahrscheinlich; auf die Abtrennung von Schriften über die Könige von den prophetischen Büchern konnte eine sehr einfache Beobachtung, auf die königlichen Schreiben die im Buche Esra[50]) wirklich vorkommenden Urkunden führen, und die Anführung jener Briefe sammt dem Schweigen über die meisten Hagiographen beweist nur, daß bei Abfassung jener Schrift über Nehemia der Gesammtkanon allerdings noch nicht fest geschlossen war, da die Legende sonst anders lauten würde.[51])

Ein wirklich sicheres Zeugniß für das Vorhandensein des Prophetenkanons bietet erst Jesus Sirach, welcher in einer Uebersicht über die hervorragendsten Gottesmänner (46—49) Josua, die Richter, Samuel, Nathan, David, Salomo und andere Könige, Elia, Elisa, Jesaia, Jeremia, Ezechiel, die 12 Propheten[52]), Serubabel ꝛc. aufzählt. Neben diesem detaillirten Verzeichniß ist sogar Daniel 9, 2, wo Jerem. 25, 11 fg. als eine Stelle „in den Schriften" (בַּסְּפָרִים) erscheint, nur von secundärem Werthe, da der Wortlaut hier an sich noch nicht sicher

44) Ps. 74, 9 (von sehr vielen für maccabäisch gehalten); 1 Macc. 9, 27; 14, 41; Gebet des Asarja 14; Sir. 36, 20 fg. 45) Gegen das der Geschichte der Samaritaner vielfach entlehnte Argument ist zu vergleichen Reuß, Gesch. der heil. Schriften A. T. (1881) §. 381. 46) Ewald, Jahrbücher der bibl. Wiss. VII, 75. 130; Dillmann, Jahrbücher für deutsche Theol. 1858, 445. 47) Knobel ad l. Wellhausen zu Bleek's Einl. in das A. T., 4. Aufl. (1878), 554. Kuenen (s. Anm. 67) III, 399 fg.

48) Grimm, Handbuch zu den Apokryphen des A. T. IV (1857), 22—26. 49) Ewald, Gesch. des Volkes Israel VII, 2. Aufl. 466—474; Dillmann 446—449; Bleek, 3. Aufl. 671—675; Strack 425 fg. 50) 1, 1—4; 4, 17—22; 6, 3—12; 7, 12—26. 51) Vgl. Abr. Geiger's nachgelassene Schriften IV (1876), 16 fg.; Wellhausen zu Bleek's Einl. 559 fg.; Nöldeke, Die alttest. Literatur (1868) 238, 1; Reuß §. 411. 580. 52) Die Echtheit von 49, 10a bezweifelt Bretschneider, liber Jesu Siracidae (1806) 662. Doch ist nur Umstellung von 10a und 10b nöthig. Vgl. Fritzsche, Handb. zu den Apokr. V (1859), 292 fg.; Herfeld Gesch. des Volkes Israel III (1857), 95, 1

auf einen Kanon deuten und auch die Einschließung sämmtlicher heutiger Bestandtheile desselben nicht verbürgen würde. Nun führen aber beide Zeugnisse nicht höher hinauf als bis kurz nach 200 [53]), beziehentlich 167—165 vor Chr., binnen welcher letzteren Jahre das Buch Daniel nach übereinstimmender Ansicht fast aller kritischen Theologen geschrieben ist (s. den Artikel „Daniel", Sect. I, Thl. 23, S. 4, 6 und sonst). Von Nehemia bis hierher bleibt also noch ein weiter Spielraum, und in der That kann die Zeit der Schließung des Prophetenkanons zuletzt nur danach bestimmt werden, daß seine jüngsten Schriften in ihm noch Aufnahme fanden, die verwandten Hagiographen aber nicht. Hier zeigt sich recht deutlich die Abhängigkeit der Geschichte des Kanons von der Specialuntersuchung seiner Theile. Nun ist Esra-Nehemia sammt der Chronik, welche einen gemeinsamen Verfasser haben, wegen 1 chron. 3, 19—24, Neh. 12, 10 fg., 22 verglichen mit *Josephus*, Ant. XI, 7, 2, 8, 5 kaum vor der Zeit Alexander's des Großen, möglicherweise noch erheblich später [54]) verfaßt, Daniel, wie erwähnt, jedenfalls 167—165, das Buch Esther vielleicht ungefähr um dieselbe Zeit; und wenn es älter ist, so kam es damals für den Kanon gewiß noch nicht in Betracht (s. 5 ex.). Aber auch für die Chronik mit Esra-Nehemia mußte sicherlich nach ihrer Entstehung noch eine Zeit vergehen, ehe sie sich das kanonische Ansehen errangen, besonders wenn gerade nach Ewald's Vermuthung [55]) Esra-Nehemia früher Anerkennung erlangte als die Chronik, weil jenes Buch mehr als dieses eine Lücke in der Geschichte der prophetischen Periode ausfüllte, und wenn demgemäß die Trennung beider erst zu dem Zwecke vollzogen wurde, um wenigstens für den einen Theil höhere Werthschätzung zu ermöglichen. Wenn daher von manchen Kritikern Obadja [56]), Jona [57]), Maleachi [58]), Sacharja 9—14 [59]) aus innern Gründen in die nächsten zwei Jahrhunderte nach Nehemia verlegt worden sind, so darf dagegen wenigstens von seiten der Geschichte des Kanons ein Verbot unseres Erachtens nicht ausgesprochen werden. Die Maccabäerzeiten [60]) sind freilich ausgeschlossen. Daß die meisten der Schriften schon lange vorher in hohem, ja vielleicht in kanonischem Ansehen standen, soll natürlich nicht geleugnet werden; nur daß der Kanon bereits definitiv geschlossen gewesen, läßt sich nicht erweisen. Vollends Einschiebungen kleinerer Stücke können von vornherein nicht für unmöglich gelten, da die starken Umgestaltungen und Zusätze der Septuaginta zeigen, wie wenig der damalige Begriff von Kanon die Unantastbarkeit des Textes einschloß. Es kann auch nicht nachdrücklich genug darauf aufmerksam gemacht werden, daß der Prophetenkanon durchaus nicht so wie das Gesetz durch einen öffentlichen Act, sondern nur durch die ganz allmählich wachsende Hochschätzung seinen Abschluß gefunden hat.

5) Ueber den dritten Kanon mußte bisher schon manches vorausgenommen werden. Er ist bei weitem nicht so einheitlich wie die vorangehenden. Neben Daniel und den Geschichtsbüchern, welche nur der Zeit wegen nicht in dem Prophetenkanon Aufnahme fanden, enthält er Bücher, die bei der Schließung jenes sicher schon vorhanden waren. Diese müssen also an inhaltlichem Werth den prophetischen Schriften nachgestanden haben. Die Psalmen, in der nacherilischen Zeit beim Gottesdienst reichlich benutzt, standen gewiß in hohem Ansehen und waren auch sicher, so viele damals von den jetzt gesammelten existirten, zu einem Gesangbuch vereinigt. Aber den prophetischen Aussprüchen gegenüber waren sie doch eben nur „Lieder aus Menschenherzen", und das wußte man um so besser, da gewiß noch immer neue entstanden, selbst wenn diese nicht recipirt wurden. Das Buch Hiob, welches wenigstens nach dem Talmud von Mose geschrieben ist, und die drei Salomonischen Schriften werden wegen ihres angenommenen hohen Alters in Ehren gestanden haben, das Buch Ruth wegen seiner Beziehung zum Davidischen Geschlecht, die Klagelieder als Denkmal der Zeit der tiefsten nationalen Erniedrigung, deren Gedächtniß auch durch ein besonderes Fest erhalten wurde [61]) (erst später auch als vermeintliches Werk des Jeremia). Aber an eine Kanonisirung gleichzeitig mit den Propheten wurde, soviel wir sehen, nicht gedacht.

Allerdings ist hier die fast allgemein vertretene Meinung zu berücksichtigen, daß wenigstens Ruth und die Klagelieder ursprünglich im Prophetenkanon gestanden haben. Jedoch der einzige Grund dafür ist die für ursprünglich geltende, nach Origenes [62]) und Athanasius [63]) schon im hebräischen Alphabet von Gott angedeutete Anzahl 22 der gesammten alttestamentlichen Bücher, die sich nur dann ergibt, wenn Ruth mit dem Richterbuche und die Klagelieder mit Jeremia zusammengefaßt werden (vgl. 3 in.). Diese Zahl findet sich aber zuerst bei Josephus um 100 nach Chr. [64]), noch dazu als Ergebniß einer ganz unhistorischen Eintheilung des Kanons in 5 Bücher Mosis, 13 der Propheten (jedenfalls außer den ursprünglichen 8, in welche Ruth und die Klagelieder einbegriffen sind, noch die Chronik, Esra-Nehemia, Esther, Daniel und Hiob!) und 4 mit Hymnen und Moralvorschriften (augenscheinlich die Psalmen und die 3 Salomonischen Schriften). Diese Gliederung lehnt sich offenbar an die in der alexandrinischen Uebersetzung eingeführte Sachordnung an, dient aber insbesondere dem im Zusammenhang jener Stelle begründeten Streben, möglichst viele von Trägern des Geistes Gottes verfaßte Geschichtsbücher nachzuweisen.

53) Jong, De psalmis Maccabaicis (1857) 71—76: Dillmann 476, 1; Fritzsche, Handb. V, S. XIII—XVIII. 54) Noldeke 64: um oder nach 200 v. Chr. 55) Gesch. Israels I, 3. Aufl. 284. 56) Hitzig, Exeget. Handb. I: kurz vor 300. 57) Hitzig ebenso: Schrader zu de Wette's Einleit. ins A. T. §. 292 u. A.: 4. Jahrhundert. 58) Hitzig, Gesch. Israels I (1869), 306: 381—374. 59) Eichhorn, Einl. ins A. T. IV, 4. Aufl. (1824), 442—460: nach Alexander d. Gr. Geiger, Urschrift und Uebersetzungen der Bibel (1857) 55—59; Stade, Zeitschr. für alttest. Wiss. 1881, I. 1882, I fg. De populo Javan (1880) 19 fg.: Anfang des 3. Jahrh. 60) Hitzig, Des Propheten Jonas Orakel über Moab (1831) 36—39; Paulus, Commentar über die 3 ersten Evangelien III (1802), 130; Exeget. Handb. III, 1 (1832), 138: Sach. 9, 1—10 im letzten Drittel des 2. Jahrh. v. Chr.

61) Vgl. Anm. 43. 62) Opp. ed. Lommatzsch XI, 377 fg. 63) S. Anm. 150. 64) Contra Apionem I, 8.

Ueberdies nennt das hebräisch redende Judenthum (schon 4 Esra, vgl. oben unter 1) stets die Zahl 24, und ein gültiges Zeugniß für die einstige Zugehörigkeit der beiden Bücher zum Prophetenkanon liegt weder bei Melito von Sardes[65]) vor, der eine Zahl gar nicht angibt, trotz seiner palästinensischen Informationen der alexandrinischen Ordnung folgt und vor allem Ruth (nicht auch die Klagelieder) besonders aufführt, noch bei Origenes (vgl. Anmerkung 62), der trotz seiner gerühmten Kenntniß der wirklichen jüdischen Sitte dem Jeremia auch den von Anfang an nur griechisch existirenden „Brief des Jeremia" (= Baruch 6) zuzählt, noch bei Hieronymus (gest. 420), der vielleicht nur dem Origenes folgt und daneben doch die Einordnung der beiden Bücher unter die Hagiographen recht wohl kennt.[66]) Ein Grund für ihre spätere Versetzung unter die Hagiographen und zwar erst kurz vor Hieronymus[67]) kann in dem bei Anmerkung 43 angegebenen gottesdienstlichen Zwecke doch kaum liegen, während umgekehrt die Einordnung unter die Propheten wegen Zusammengehörigkeit nach Inhalt, beziehentlich Verfasser, seit dem Aufgeben der echt historischen Dreitheilung des Kanons im alexandrinischen Bewußtsein nur zu begreiflich ist und bei den Septuaginta factisch vorliegt.[68]) Etwas Künstliches hat freilich auch die Zahl 24 an sich, weil das Zusammenfassen der 12 kleinen Propheten auf jeden Fall unberechtigt ist. Da sie der Anzahl der griechischen Buchstaben gleichkommt, so ist man geneigt, sie aus Alexandrien herzuleiten, wie die Zahl 22 aus Palästina; allein das wird eben Täuschung sein.[69])

Aber selbst wenn jene beiden Bücher ursprünglich unter den Propheten standen, so bleibt es doch für die 9 andern Hagiographen sicher, daß ihre Kanonisirung bei Abschluß der Prophetensammlung noch nicht in Frage kam. Wenn sie später doch erfolgte, so war der Grund wol der, daß sich durch vielfachen Gebrauch ihr Ansehen immer mehr befestigt hatte und daß man mit der fortschreitenden Entfernung von den Tagen der Väter immer mehr das Bedürfniß empfand, auch die nichtprophetischen literarischen Denkmale derselben, welche sich allgemeinen Ansehens erfreuten, dem Kanon anzuschließen. Für uns ist heutzutage der hebräische Codex zugleich der Inbegriff der überhaupt erhaltenen hebräischen Nationalliteratur. Etwas von dem Gedanken einer Nationalliteratur liegt nun auch wirklich in der sammelnden Thätigkeit; aber wäre er der maßgebende gewesen, so würde die Sammlung anders aussehen. Es muß ja damals noch viel mehr hebräische Werke gegeben haben (II chron. 35, 25[70]); Pred. 12, 12); erst wegen der einzigartigen Verehrung des Kanons, in welcher Rabbi Akiba um 100 n. Chr. sogar jede außerkanonische Lektüre bei Verlust der Seligkeit verbot[71]), gingen sie, vielleicht zum Theil infolge planmäßiger Vernichtung, unter, soweit sie uns nicht in griechischer Gestalt unter den Apokryphen[72]) oder sonst[73]) erhalten sind. Ein wirklich oder vermeintlich höheres Alter, welches z. B. dem Buche Daniel unseres Wissens anstandslose Aufnahme verschaffte, während der etwas ältere Jesus Sirach (vgl. Anm. 53) sie nicht erlangte, oder wenigstens Beziehung auf das Alterthum, wie bei Ruth, vor allem aber innere Wahrheit und religiöser Geist müssen wol die Bedingungen gewesen sein, welche anfangs das Volksbewußtsein, später die Schriftgelehrsamkeit stellte.

Deutlich zeigen dies letztere noch die Bestreitungen einzelner Bücher, von denen verschiedene talmudische Stellen berichten.[74]) In den Sprüchen und dem Prediger wollte man nur die eigene menschliche Weisheit Salomo's erkennen, in letzterem speciell irreligiösen Sinn (1, 3; 11, 9) und innere Widersprüche (7, 3, 8, 15, 2, 2; 4, 2, 9, 4), im Hohenlied zu viel Weltlichkeit. Die Schätzung des Buches Esther hing allerdings wesentlich von der Anerkennung oder Nichtanerkennung des aus dem persischen Judenthum nach Palästina importirten Purimfestes ab, zu dessen historischer Begründung es dienen soll; aber auch bei ihm, in welchem der Name Gottes trotz hinreichender Veranlassung nicht ein einziges mal vorkommt, wurde der religiöse Charakter vermißt. In dem strengeren Maßstab erkennt man bereits deutlich die gesteigerte Idee der Heiligkeit, welche besonders von der Schule Schammai's (kurz vor Jesu) auf den Kanon angewandt wurde und ein Zeichen der Nähe seiner Schließung ist. Aber gerade dieser Maßstab konnte für jene Bücher verhängnißvoll werden. Wenn sich gegen Ezechiel wegen seiner Widersprüche gegen das Gesetz Bedenken erhoben, so konnten diese nicht mehr seine Stellung in dem längst geschlossenen Prophetenkanon erschüttern, sondern nur den Scharfsinn spornen, sie als nicht vorhanden nachzuweisen, was den Rabbi Hananja ben Hiskia allerdings viele schlaflose Nächte gekostet haben soll.[75]) Ueber die angeführten Hagiographen aber scheint ein ernstlicher Schulstreit bestanden zu haben. Doch die Bedenken wurden schließlich überwunden. Das Buch Esther schmeichelte dem Nationalstolze so sehr, daß es schon nach dem Talmud sogar dem Gesetz an Werth gleichgestellt wurde.

---

65) Bei *Euseb.* Hist. eccl. IV, 26, 13 seq. (um 160—180). 66) S. den sogen. Prologus galeatus zu den 4 Königebüchern, opp. ed. Vallarsi IX, 453—462. 67) Kuenen, Historisch-kritisch onderzoek naar het ontstaan en de verzameling van de boeken des Ouden Verbonds III (1865), 450. 68) Vgl. besonders Strack 434—438; Wellhausen zu Bleek's Einl. 552, 1; Nöldeke 144; (Reuß §. 243. 414). 69) *Epiphanius* (gest. 403), De mens. et pond. 4; 22 seq.; haer. 8, 6 und Hieronymus (s. Anm. 66) haben die Spielerei dahin fortgesetzt, daß sie unter Hinzunahme der fünf am Wortschlusse abweichenden hebräischen Buchstabenformen 27 Bücher zählen, indem sie das Buch Samuel's, der Könige, der Chronik, Esra-Nehemia und entweder Richter-Ruth oder Jeremia-Klagelieder in je zwei zerlegen. Einschließlich dieser sechs Zerlegungen und derjenigen des Dodekapropheten zählen wir heutzutage 39 Bücher.

70) Doch vgl. Nöldeke 144 fg. 71) S. bei Herzfeld (Anm. 52) III, 98 fg. 72) Jesus Sirach, Baruch (wenigstens 1, 1—3, 8), I. Maccabäerbuch, Judith; auch Tobit? 73) Die 18 sogenannten Psalmen Salomo's, Buch Henoch, Buch der Jubiläen. 74) Am ausführlichsten bei Fürst, Der Kanon des A. T. (1868) 82—85; 91—96; 105—111. Delitzsch, Zeitschr. für lutherische Theol. und Kirche 1854, 280—283. 75) Bei Fürst 24, 3.

Salomo's Schriften schienen prov. 30, e ausdrücklich für Gottes Worte erklärt zu werden; auch enthielten sie doch viel Schönes, das man nicht missen mochte. Für den Prediger insbesondere wurde 12, 12 fg. entscheidend; das Hohelied aber wurde durch die allegorische Deutung auf die Liebe zwischen Gott und seinem Volke dem Zweifel so sehr entrückt, daß Rabbi Akiba sagen konnte, die Welt sei des Tages nicht werth, an dem ihr dasselbe gegeben worden.

6) Rabbi Akiba's Meinung drang durch. Die letzte Verhandlung der Frage, von welcher berichtet wird, soll in einer Versammlung des Synedriums zu Jabne am Tage der sogenannten Zeugnißsammlung um 118 n. Chr. stattgefunden haben.[76]) Und hiermit wäre wol die Zeit der Schließung des ganzen Kanons (genauer nur seines letzten Theils) gegeben, da ungefähr gleichzeitig die Nennung der bestimmten Zahl 24 im 4. Buch Esra (s. 1) und der citirte Ausspruch des Josephus (Anm. 64) fällt, welcher zum ersten mal die heiligen Bücher als eine festbegrenzte Sammlung bezeichnet (*οὐ γὰρ μυριάδες βιβλίων εἰσὶ παρ' ἡμῖν ἀσυμφώνων καὶ μαχομένων, ἀλλὰ δὲ μόνα πρὸς τοῖς εἴκοσι βιβλία .... τὰ δικαίως θεῖα πεπιστευμένα*). Eine Sicherheit freilich dafür, daß nicht auch nach jener Zeit noch Meinungsverschiedenheiten zur Geltung kamen, geben auch diese Stellen nicht, da insbesondere die Zählung des Josephus willkürlich ist (s. 5.). Und wenn in der Aufzählung des Bischofs Melito von Sardes (s. Anm. 65) Esther nicht durch ein Schreibversehen fehlt und die ihm in Palästina gewordene Auskunft auf jüdischer Tradition beruht, so wäre durch ihn noch um 160—180 n. Chr. Ausschließung dieses Buches in jüdischen Kreisen bezeugt. Auf sie geht gewiß auch die positive Verwerfung desselben bei einzelnen Kirchenschriftstellern von Athanasius (365, s. Anm. 150) bis Nicephorus (gest. 828) zurück, deren Nachhaltigkeit freilich eher aus christlichem Widerspruch gegen seinen Inhalt zu erklären ist (vgl. sex.).

Vor Josephus kann der Abschluß des Kanons nicht nachgewiesen werden. Des Josephus eigene Meinung (s. Anm. 64), keine der seit Artarerres Longimanus (465—424) entstandenen Schriften habe gleiches Ansehen wie die kanonischen erlangt, verlegt noch nicht auch die Schließung des Kanons in jene Zeit und ist übrigens eine reine Abstraction aus seiner Annahme, daß das Buch Esther die jüngste kanonische Schrift sei, wobei er obendrein den darin genannten Ahasveros fälschlich mit Artarerxes Longimanus statt mit seinem Vorgänger Xerres identificirt. Der berühmte Prolog zu Jesus Sirach, welchen der Enkel des Verfassers nach 132 v. Chr. (s. Anm. 53) seiner Uebersetzung des Werkes voranstellte, hat neben *ὁ νόμος* und *οἱ προφῆται* für die dritte Klasse nur die sehr allgemeinen Bezeichnungen *οἱ ἄλλοι οἱ κατ' αὐτοὺς ἠκολουθηκότες, τὰ ἄλλα πάτρια βιβλία, τὰ λοιπὰ τῶν βιβλίων*, welche nicht einmal auf annähernde Gleichsetzung deuten, geschweige denn die heutige Vollzahl verbürgen. Auf die ohnehin nicht strictere Dreitheilung in *νόμος καὶ λόγια προφητῶν καὶ ὕμνοι καὶ τὰ ἄλλα* bei Philo De vita contemplativa 3 muß gänzlich verzichtet werden, seit Lucius (Die Therapeuten, 1879) die Abfassung dieser Schrift um 300 n. Chr. wahrscheinlich gemacht hat. Daß der Maccabäerführer Judas die in den jüngsten Kriegen verloren gegangenen Schriften sammelte (2 Macc. 2, 14, s. oben unter 4), ist glaublich, beweist aber noch weniger. Wenn 1 Macc. 7, 16 fg. eine Psalmstelle (79, 2 fg.) als *γραφή* citirt wird, so zeigt sich darin nur die bekannte Hochschätzung speciell der Psalmen am Anfang des letzten vorchristlichen Jahrhunderts auf einer neuen Stufe. Dem gegenüber spricht neben der Freiheit, mit der die alexandrinischen Uebersetzer (vgl. 4 im. ex.) ganze Partien ummodelten und einfügten (am stärksten bei Daniel und Esther), die Nachlässigkeit, mit welcher bis etwa ins erste christliche Jahrhundert der hebräische Text fortgepflanzt wurde, sodaß wir an zahllosen Stellen das Richtigere bei den Septuaginta zu suchen haben, sowie die Anführung nichtkanonischer Stellen im Neuen Testament und bei den ältesten Kirchenschriftstellern[77]) mit den solennen Citationsformeln dafür, daß die specifische Hochschätzung des Kanons und seine Abschließung gegen die übrige Literatur bis zu Christi Zeit und noch nach derselben nicht durchgedrungen war. Daß im Neuen Testament nur einmal und unvollkommen die Dreitheilung (Luc. 24, 44: *ἐν τῷ νόμῳ Μωυσέως καὶ προφήταις καὶ ψαλμοῖς*), sonst — abgesehen von allgemeinen Ausdrücken — nur die Zweitheilung in Gesetz und Propheten sich findet, darf allerdings nicht gegen die Geltung der Hagiographen urgirt werden, da dieselben, soweit sie damals in Geltung standen, leicht unter den *ψαλμοί*, beziehentlich unter den *προφῆται*, wie ja sogar unter *νόμος* (Joh. 10, 34; 12, 34; 15, 25; 1 Cor. 14, 21) alle übrigen Schriften mitverstanden sein können. Auch daß das Hohelied, der Prediger, Esther und Esra-Nehemia im Neuen Testament nie citirt sind, könnte Zufall sein; doch sind dies zum größten Theil gerade die zuletzt noch angefochtenen Bücher, und jedenfalls muß die Frage, ob die neutestamentlichen Schriftsteller den alttestamentlichen Kanon in seiner heutigen Gestalt gekannt haben, gänzlich offen gelassen werden. Aus Matth. 23, 35, selbst wenn hier auf II chron. 24, 20 fg. Bezug genommen sein sollte, beweisen zu wollen, daß damals wie heute die Chronik den Schluß des alttestamentlichen Kanons gebildet, ist vollends unerlaubt.

Daß sämmtliche heilige Schriften schon lange vorhanden und geschätzt waren, braucht deshalb nicht geleugnet zu werden. Es ist fast schon durch die bloße Existenz der Septuaginta bewiesen, welche bereits dem Enkel des Siraciden wenigstens dem größten Theile

76) Grätz, Gesch. der Juden IV (1853), 43 fg. Zu früh wäre es hiernach, wenn der Abschluß bei demselben III, 2. Aufl. (1863), 499—502 in eine ähnliche Versammlung vom Jahre 67 n. Chr. und bei Fürst 95 etwa 32 v. Chr. gesetzt wird.

77) 1 Cor. 2, 9; Jac. 4, 5; Joh. 7, 38; Jud. 14; Eph. 5, 14. Auch Luc. 11, 49? Für letztere vgl. Joh. Delitzsch, De inspiratione scripturae sacrae quid statuerint patres apostolici et apologetae secundi saeculi (1872) 33—35.

nach vorlag (vgl. den Prolog zu Jesus Sirach). Ob freilich das Buch Daniel das jüngste ist oder etwa der Prediger, oder ob in und nach den Maccabäerzeiten noch etliche [78]) oder vielleicht sogar sehr viele [79]) der Psalmen entstanden, kann die Geschichte des Kanons nicht entscheiden. Sie könnte es nur, wenn sie den Schluß des Kanons direct nach den Siegen der Maccabäer ansetzen dürfte. So aber bleibt es ihr gegenüber möglich, daß das früh schon hochgeschätzte Psalmenbuch anfangs nur aus einem Theil unserer heutigen Sammlung bestand, an welchen sich immer neue Lieder anfügten. Und da auch I chron. 16, 36, wenn hier der erst von fremder Hand zum Abschluß des 4. Buchs der Sammlung dem 106. Psalm hinzugefügte 48. Vers herübergenommen ist [80]), nicht Kanonicität, sondern nur Vorhandensein der in 5 Bücher getheilten Psalmensammlung beweist, so ist die ganze Frage nicht hier, sondern in dem Artikel „Psalmen" zur Erledigung zu bringen.

7) In der alexandrinischen Uebersetzung finden sich mitten unter den Büchern des hebräischen Kanons noch diejenigen, welche später Apokryphen genannt wurden, nämlich 3 Esra (als 1 und 2 werden die kanonischen Bücher Esra und Nehemia gezählt), Baruch, Brief des Jeremia (= Baruch Kap. 6), Tobit, Judith, 3 Maccabäerbücher, Jesus Sirach, Weisheit Salomo's, Gebet Manasse's. Dieser Name wurde auf sie nicht in dem Sinne angewandt, wonach darunter Bücher unbekannten Ursprungs verstanden werden, was im Munde kirchlicher Schriftsteller leicht in den Begriff des Unechten und Gefälschten übergeht, z. B. bei Irenäus adv. haer. I, 20, 1: *πλῆθος ἀποκρύφων καὶ νόθων γραφῶν, ἃς αὐτοὶ ἔπλασαν* [81]). Vielmehr sollen sie im Gegensatz zu den *βιβλία δεδημοσιευμένα* (vgl. IV, 6) verborgen werden, nur nicht wegen geheimnißvollen Inhalts, wie etwa die 70 Weissagungsbücher 4 Esra 14, 46 fg. (s. 1), sondern blos wegen mangelnder Zugehörigkeit zum Kanon. So bei Origenes, vielleicht auf Grund der Sitte in den Synagogen, gewisse Bücher, z. B. die nach dem Obigen (s. 5) angefochtenen, beiseite zu legen (172a).

In der griechischen Bibel aber sind sie von den eigentlich kanonischen Büchern durch nichts unterschieden, und es muß daher zugegeben werden, daß der alexandrinische Kanon, soweit man von einem solchen sprechen darf, einen weiteren Umfang hatte als der palästinensische. Doch wird die Tragweite des Sachverhalts dadurch beträchtlich eingeschränkt, daß die Idee eines streng ausgeschiedenen Kanons hier überhaupt nicht lebendig war. Wenn noch Philo (geb. 30—20 v. Chr.) sich selbst göttliche Eingebung zuschreibt, so ist dies das deutlichste Zeichen dafür, daß das Schwinden des prophetischen Geistes in diesen Kreisen nicht empfunden wurde. Daß aber derselbe Philo doch ein Bewußtsein von dem Unterschiede zwischen den eigentlich kanonischen und den übrigen Büchern gehabt habe, da er letztere nie citirt, wird völlig entkräftet durch die Beobachtung, daß er Ezechiel, Daniel und die 5 Megilloth ebensowenig anführt. Und so haben denn auch von den neutestamentlichen Schriftstellern, welche das Alte Testament ja meist nach der alexandrinischen Uebersetzung benutzen, einzelne von den Apokryphen wenigstens stillschweigend einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch gemacht. [82]) — Die weitere Geschichte der Apokryphen in der christlichen Kirche s. V, 2.

IV. Nicht lange nach dem Abschluß des alttestamentlichen begann die Bildung des neutestamentlichen Kanons. Ihre Erforschung wird durch einen größeren Reichthum an historischen Zeugnissen erleichtert, durch andere Umstände jedoch ungleich mehr erschwert. Es gilt hier nicht mit Jahrhunderten, sondern mit Jahrzehnten zu rechnen, während eine so genaue chronologische Fixirung der einzelnen Zeugen kaum möglich ist. Und die Aussagen derselben lassen uns nicht nur gerade über die wichtigsten Fragen im Ungewissen, sondern sie sind auch zum Theil von einer nur zur Verdunkelung der Thatsachen geeigneten Tendenz eingegeben, die nur noch von der Geflissentlichkeit übertroffen wird, mit welcher conservative Theologen sie zum Beweis eines möglichst frühen Abschlusses des Kanons und zur Abschneidung der kritischen Behauptung der Unechtheit neutestamentlicher Schriften auszudeuten bestrebt sind. Auf solche Versuche kann hier nur ganz selten eingegangen werden; es muß genügen, die muthmaßliche Entstehung des Kanons thetisch darzulegen und zu begründen.

Mit der Frage, welche Bücher des Neuen Testaments in den frühesten Perioden der Kirchengeschichte für kanonisch gegolten haben, verbindet man meist die andere, welche durch Benutzung von seiten der Kirchenväter als vorhanden, doch ohne kanonische Geltung, nachgewiesen sind. An sich ganz passend, da über beide dieselben Zeugen abzuhören sind und die eine ohnehin in die andere übergeht. Allein wegen der Beschränktheit des Raumes muß die zweite hier gänzlich ausgeschlossen und der Besprechung jedes einzelnen Buches zugewiesen werden. [83])

1) Das Ideal einer Geschichte des neutestamentlichen Kanons für die conservative Theologie wäre es wol, wenn der letzte Apostel eigenhändig die Schließung der Sammlung vollzogen hätte. In diesen Traum wiegte man sich jahrhundertelang und bis auf Augusti [84])

78) Besonders 44. 74. 79. 68. 79) Hitzig, Begriff der Kritik 1831; Commentar zu den Psalmen 1835 fg. (2. Aufl. 1863—65); v. Lengerke, Commentar 1847; Olshausen, Handbuch 1853; Reuß §. 474—484 und in seinem französischen Bibelwerk. 80) Hiergegen aber sehr zu beachten Kuenen III, 311 fg.; Reuß §. 474. 81) Vgl. überhaupt den Art. Apokryphen, Sect. I, Thl. 4, S. 412 fg.; Schürer bei Herzog I, 2. Aufl. (1877), 484—486.

82) Der Jacobusbrief von Jesus Sirach, der Hebräerbrief (1, 3; 4, 12 fg.; 11, 34—38) von sap. 7, 22—26; 2 Macc. 6, 18—7. 42. Vgl. bes. Bleek in den theol. Studien u. Kritiken 1853, 337—349. 83) Für das Johannesevangelium und den I. Johannesbrief vgl. Sect. II, Thl. 22, S. 18—31, für II. III Joh. ebendas. 73 fg., für Jac. II, 14, 27. 47, für Jud. II, 26, 413 fg., für I Petr. III, 19, 364, für II Petr. ebendas. 366; für die Paulinischen Briefe III, 14, 196—203, für den Hebräerbrief ebendas. 203 fg. u. II, 3, 330—332. Vgl. besonders noch Scholten, Die ältesten Zeugnisse betreffend die Schriften des N. T., deutsch von Manchot 1867. 84) Hist.-dogm. Einl. in die Heil. Schrift (1832) 205—217.

herab durch die Annahme, Johannes habe nach Abſchluß der Apokalypſe den Kanon ſelbſt feſtgeſtellt, ja durch die Drohung Apok. 22, 18 fg. wol gar der ganzen Bibel Alten und Neuen Teſtaments eine unverfälſchte Erhaltung ſichern wollen.[85]) Dieſer ſtrengen wie jeder noch ſo abgeſchwächten Form einer ſolchen Behauptung gegenüber muß nun auf das nachdrücklichſte für das apoſtoliſche wie für das nachapoſtoliſche Zeitalter eine Periode des Fehlens jedes neuteſtamentlichen Kanons conſtatirt werden.

Es gab einen Kanon; das war das Alte Teſtament. Dieſer genügte auch vollkommen, mindeſtens den Judenchriſten; aber auch den Heidenchriſten muß er, entgegen der Geringſchätzung, welche das zwiſchen Verheißung und Erfüllung ſich eindrängende Geſetz (Röm. 5, 20), der Bund des Buchſtabens (2 Cor. 3, 6—14; Röm. 7, 6) und der Knechtſchaft (Gal. 3, 19—4, 7) bei ihrem großen Lehrer Paulus gefunden hatte, frühzeitig und nachhaltig eingeprägt worden ſein.[86]) Aus ihm erhob man den Beweis, daß Jeſus wirklich der Weltheiland geweſen, da der Heilige Geiſt die Thatſachen ſeines Lebens bis ins Kleinſte ſo lange ſchon vorhergeſagt habe; in ihm hatte man zugleich eine reiche und von Gott direct für die Verhältniſſe der Gegenwart beſtimmte Quelle der Tröſtung, der Ermahnung, der Geſetzgebung fürs Leben.[87]) An neue heilige Bücher dachte man nicht. Wozu hätte ſie auch ein Geſchlecht wünſchen ſollen, welches fort und fort die Wiederkunft ſeines Herrn und damit das Ende der gegenwärtigen Welt in der allernächſten Zeit erwartete?[88]) Und wenn ſie mit der Zeit doch entſtanden, weil der Herr eben verzog zu kommen, ſo beſtand wenigſtens keinerlei Grund, ihnen eine beſondere Heiligkeit beizumeſſen. Der Heilige Geiſt, welcher ſie eingegeben, lebte ja in jedem Chriſten[89]), und von ihm getrieben ſtand jeder Beliebige in der Gemeinde auf, die Verſammlung zu lehren und zu erbauen[90]); unter den vielen Fähigkeiten, in denen er ſich äußert[91]), iſt von einem Charisma der Schriftſtellerei nichts zu leſen. Was die Gemeinde an Unterweiſung bedurfte, das brauchte ſie nicht aus Büchern zu nehmen, ſondern in jedem Augenblick offenbarte es ihr der Geiſt durch Zungenredner oder Propheten, oder es fixirte ſich als mündliche Tradition in dem, was ſpäter *κανὼν ἐκκλησιαστικός* hieß.[92])

Allerdings waren es Apoſtel und deren nächſte Schüler, um deren Schriften es ſich handelte, und es iſt kein Zweifel, daß man dieſelben in hohen Ehren hielt; aber dem Alten Teſtament ſtanden ſie bei weitem nicht gleich. Daran hinderte ebenſo ſehr das Bewußtſein jener Allgemeinheit der Geiſtesgaben wie die übertriebene Vorſtellung von der Inſpiration des Alten Teſtaments, welche ganz wie bei Philo ſogar auf deſſen Buchſtaben, noch dazu den des griechiſchen und oft erſt im ſpätjüdiſchen oder chriſtlichen Intereſſe emendirten oder interpolirten Textes (Barn. 6, 13; 7, 4. 8; 8, 5; 9, 2; 12, 7. 9 etc. und beſ. Juſtin Dial. 72 fg.), ſolche Schlüſſe wie Gal. 3, 16, Barn. 9, 8 zu bauen geſtattete.[93]) Die Apoſtel hatten für ihre Schriften eine ſolche Geltung auch gar nicht in Anſpruch genommen. Mit einziger Ausnahme der Apokalypſe (1, 1; 22, 18 fg.), in deren Weſen das Gegentheil begründet liegt — und doch fehlen in ihr nicht Ausſprüche wie 19, 10, 22, 9 — geben ſich alle neuteſtamentlichen Schriften als völlig menſchliche Erzeugniſſe. So die geſchichtlichen Bücher (beſonders Luc. 1, 1—4), ſo die Briefe.[94]) Paulus unterſcheidet auf das gewiſſenhafteſte zwiſchen dem Wenigen, was er auf Chriſtus zurückführt (1 Cor. 11, 23, 7, 10 ꝛc.) und ſeiner Privatmeinung (1 Cor. 7, 12, 25, 35), welche er nicht höher ſtellt als die Offenbarungen des Geiſtes an jeden andern Chriſten (7, 40).

2) Solche Zuſtände konnten natürlich nicht ewig währen; aber die Dauer dieſer Periode war allerdings eine ſehr beträchtliche.[95]) Die erſte Autorität, welche bei den älteſten kirchlichen Schriftſtellern neben dem Alten Teſtament einen Platz fand, waren die Worte des Herrn, aber rein als ſolche, ohne den Schriften, in denen ſie ſich fanden, etwas von ihrer göttlichen Würde mitzutheilen. Dicht nebeneinander werden im 1. Brief des Clemens Romanus[96]) 13, 46 altteſtamentliche Stellen mit *γέγραπται*, *λέγει τὸ πνεῦμα τὸ ἅγιον*, *φησὶν ὁ ἅγιος λόγος* eingeführt, Worte Jeſu aus den Evangelien einfach mit *εἶπεν* (ſcil. *ὁ Ἰησοῦς*). Ebenſo in dem nach Ritſchl[97]) echten Grundſtock des Briefes des Polykarp (geſt. 155 oder 156) 2, 3 etc., in den unechten Homilien des Clemens Romanus (etwa 150—180), welche nie eine ſchriftliche Quelle für die anzuführenden Worte Jeſu angeben, bei Athenagoras um 177 und in der etwas früheren Apologie des Tatian, ebenſo im Barnabasbrief (vgl. jedoch 3 ex.) und vorherrſchend auch in den meiſten

85) S. bei Lampe, Commentarius in evang. Jo. I (1725), 80. 86) Nachweiſe bei Heſſe, Das Muratori'ſche Fragment (1873) 75 fg. 87) Matth. 1, 23; 2, 5 fg. 16, 17 fg. 23; 3, 3; 27, 9 fg.; Joh. 19, 24 etc., Hebräerbrief, Barnabasbrief, I. Brief des Clemens Romanus, Juſtin, und die Grundſätze Röm. 15, 4; 1 Cor. 9, 9 fg.; 10, 11. 88) Matth. 24, 29. 34; 16, 28; 1 Cor. 15, 52; 1 Theſſ. 4, 15. 17; Phil. 4, 5; Hebr. 10, 25. 37; Apok. 22, 6 fg. 12. 20; Jac. 5, 8; 1 Petr. 4, 7; 1 Joh. 2, 18; Barn. 4, 3; 21, 3; *Justin.* Dial. 28; II Clem. 12, 1; Ignat. Eph. 11, 1; epist. ad Diogn. 7, 9; *Tertull.* De cultu femin. 9. de spect. 30. 89) Gal. 3, 2. 5; 1 Cor. 3, 16; Röm. 8, 9; Eph. 4, 30; 1 Joh. 2, 20; 1 Clem. 2, 2; 46, 6; Barn. 16, 9; 19, 7; *Hermas*, Mand. 3, 1 fg.; *Justin.* Dial. 82 in. 88 in. Irenäus bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 7, 4. 6. 90) 1 Cor. 14, 20—33; 1 Theſſ. 5, 19 fg. 91) 1 Cor. 12, 4—11. 28—30; Röm. 12, 6—8; Eph. 4, 11. 92) Vgl. II, 1. Es iſt bezeichnend, daß auch das Wort *κανών* zuerſt die Tradition bedeutet, erſt ſpäter ein Buch. Rechter Glaube war eben wichtiger als eine Bibel.

93) Vgl. unter Inſpiration Sect. II, Thl. 19, S. 50—55. 94) Vgl. z. B. nur Gal. 1, 20; 4, 20; 1 Cor. 1, 16. Ueber die ſcheinbar entgegenſtehenden Stellen Matth. 10, 19 fg.; 1 Cor. 2, 13; 2 Tim. 3, 16 vgl. Inſpiration S. 69 fg. 95) Ebendaſ. 71 fg. 96) Geſchrieben früheſtens 93—97, ſpäteſtens um 125. Kap. 13, 1 iſt 1 Cor. 1, 31; II, 10, 17 nicht citirt, ſondern nur zu einer Modification des alttſt. Citats benutzt. — Ob dieſes Schreiben der römiſchen an die corinthiſche Gemeinde wirklich den Clemens zum Verfaſſer hat, iſt übrigens zweifelhaft. 97) Entſtehung der altkathol. Kirche 1850 (2. Aufl. 1857), im Anhang. Der früheſte Termin für den Brief iſt wegen 12, 3 orate pro regibus das Jahr 137.

andern unter 3 wegen einzelner Stellen für das Gegentheil anzuführenden Schriften. Noch Hegesippus, der um 180 schrieb, sagt: *ἐν ἑκάστῃ πόλει οὕτως ἔχει ὡς ὁ νόμος κηρύσσει καὶ οἱ προφῆται καὶ ὁ κύριος.*[98]) Ebenso steht der Märtyrer Justin, dessen uns erhaltene Schriften zwischen 147 und 160, nicht schon 138 entstanden.[99]) Die Evangelien sind ihm nur *ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων* (apol. I, 66 fg. ꝛc.) *καὶ τῶν ἐκείνοις παρακολουθησάντων* (dial. 103); ihre Wahrheit tragen sie nicht in sich selbst, sondern nur in der Uebereinstimmung mit dem Alten Testament, welche nachzuweisen er geradezu als seine Hauptaufgabe betrachtet (Apol. I, 30. 53; Dial. 32). Den Evangelisten glauben die Christen nach Apol. I, 33 bezüglich der jungfräulichen Geburt Jesu deshalb, weil sie auch durch Jesaia vorausgesagt ist. Als inspirirt gilt ihm außer dem Alten Testament nur die Apokalypse (Dial. 81 fg.), ebensogut aber auch die Sibylle und Hystaspes (Apol. I, 20 in. 44 ex.), weil sie alle mit jenem, wie man es damals faßte, die Eigenschaft göttlicher Orakel gemein haben.

Nach einer andern Seite führt allerdings derselbe Justin wesentlich weiter; denn er bezeugt, daß die Denkwürdigkeiten der Apostel neben den Schriften der Propheten in der sonntäglichen Gemeindeversammlung vorgelesen wurden (Apol. I, 67). Da die sogenannten Pastoralbriefe nach allgemeiner kritischer Ansicht nicht sehr lange vor Justin entstanden sind[1]), so kann auch 1 Tim. 4, 13 Vorlesung neutestamentlicher Schriften mit eingeschlossen sein. Aus früherer Zeit läßt sie sich nicht belegen (Act. 2, 47; Col. 3, 16; Eph. 5, 19); 1 Clem. 47, 1 (ebenso Polykarp 3, 2) wird sie nicht berichtet, sondern gewünscht. Erst durch Justin ist daher bewiesen, daß man die Evangelien neben das Alte Testament zu stellen begann. Doch darf diese Notiz nicht überschätzt werden. Einmal wurde zu Corinth nach 170 auch ein kurz vorher von der römischen Gemeinde dorthin gerichteter Brief regelmäßig kirchlich vorgelesen (bei Eus. Hist. eccl. IV, 23, 11), und sodann handelt es sich bei Justin noch nicht um die 4 heute kanonischen Evangelien. Denn Justin hat das Johannesevangelium, welches nach den Ergebnissen der kritischen Schule damals noch ziemlich neu und von zweifelhaftem Ansehen war, nur ganz selten und vorsichtig, öfters dagegen ein heute verlorenes Evangelium benutzt.[2]) Daß die Evangelien aber keineswegs normative Geltung besaßen, lehrt am deutlichsten das Beispiel des Papias von Hierapolis, der um 150—160 in seinen „Auslegungen von Aussprüchen des Herrn" in Bezug auf seine Quellen ausdrücklich erklärt (bei Eus. Hist. eccl. III, 39, 4): *οὐ τὰ ἐκ τῶν βιβλίων τοσοῦτόν με ὠφελεῖν ὑπελάμβανον ὅσον τὰ παρὰ ζώσης φωνῆς καὶ μενούσης* (!), der über die Aussagen der Apostel von Jesu sogar bei Gefährten der „*πρεσβύτεροι*" sich erkundigt (ebendaselbst), der ferner von Evangelienschriften nur Matthäus und Markus nennt (39, 15 fg.), Lukas und Johannes aber, wie aus dem Schweigen des Eusebius neben der Erwähnung seiner Benutzung des 1. Johannesbriefes und verglichen mit dem Grundsatz genauer Berichterstattung über den Gebrauch der neutestamentlichen Bücher Hist. eccl. III, 3, 3 mit voller Sicherheit hervorgeht, auch in den verlorenen Theilen seiner Schrift nie erwähnt haben kann, der endlich mehrere *παράδοξα* und *μυθικώτερα* aus mündlicher Tradition im vollen Widerspruch mit den heute kanonischen Evangelien zu erzählen kein Bedenken getragen hat.[3]) Noch Melito von Sardes um 160—180, mindestens sein Freund Onesimus, scheint, um *περὶ τοῦ σωτῆρος καὶ πάσης τῆς πίστεως ἡμῶν* gewiß zu werden, nur *ἐκλογαί* aus dem Alten Testament für zweckdienlich gehalten zu haben (vgl. Anm. 65). Und mag die Zusammenarbeitung unserer 4 Evangelien in ein einziges *εὐαγγέλιον διὰ τεσσάρων*, welche als Bestandtheil eines syrischen Commentars des Ephräm (gest. um 378) über dieselbe jetzt in lateinischer Uebersetzung aus dem Armenischen vorliegt[4]), wirklich von Tatian zwischen 153 und 175[5]) oder von einem Späteren verfertigt worden sein, so beweist die Freiheit, mit welcher der Verfasser den evangelischen Stoff verändert, verkürzt und durch fremdartige Zusätze erweitert, in jedem Falle, daß er nicht sowol eine sogenannte Harmonie aus vier kanonischen Schriften als vielmehr ein neues Evangelium mit selbständiger Benutzung von Vorarbeiten zu schaffen sich bewußt war, so gut wie Lukas (vgl. 1, 1—4) oder ein anderer seiner Vorgänger.[6])

Das Ansehen der neutestamentlichen Briefe war noch geringer als das der Evangelien und der Weissagungsbücher; Stellen aus ihnen werden deshalb noch weit seltener mit Nennung der Quelle citirt, meist ohne weiteres, aber gar nicht wörtlich, dem Texte einverleibt. Die spätere Einheit des Neuen Testaments trat damals nur in der getheilten Formel *τὸ εὐαγγέλιον καὶ ὁ ἀπόστολος* auf, welche sich aber auch neben dem einheitlichen *καινὴ διαθήκη*[7]) noch eine Zeit lang erhielt, öfters verbessert zu *τὸ εὐαγγελικὸν καὶ τὸ ἀποστολικόν*. Daß

98) Bei *Euseb.* Hist. eccl. IV, 22, 3. Ganz entsprechend in der Anm. 113 citirten Stelle. 99) Volkmar, Tübinger theol. Jahrbücher 1855, 227—283. 412—468. 1) Vgl. den Artikel Paulus Sect. III, Thl. 14, S. 202 fg. 2) Credner, Beiträge zur Einl. in die bibl. Schriften I, 1832; Hilgenfeld, Kritische Untersuchungen über die Evangelien Justin's, der Clementinischen Homilien und Marcion's 1850; Thoma in der Zeitschr. für wiss. Theol. 1875, 490—565. Dagegen: Semisch, Die apostol. Denkwürdigkeiten des Märtyrers Justin 1848. Sonst noch eine reiche Literatur.

3) Vgl. den Art. Papias, Sect. III, Thl. 11, S. 74, und Judas Iscarioth (II, 26, 425), außerdem *Eus.* Hist. eccl. III, 39, 9. 11. 17, bes. aber Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1875, 260—266 und Patr. apostol. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. oder editio minor. 4) Evangelii concordantis expositio facta a S. Ephraemo . . . ed. Moesinger 1876. 5) So Harnack in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1880, 471—505; Zahn, Forschungen zur Gesch. des neutest. Kanons und der altkirchl. Literatur I: Tatian's Diatessaron 1881. 6) Overbeck in der Theol. Literaturzeit. 1882, 102—109. (Gebhardt und) Harnack, Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristl. Literatur I, 1 fg. (1882), 213—218. 7) Bei Origenes (gest. 254). Die eigentlich unzutreffende Uebersetzung testamentum war schon zu Tertullian's Zeit (3 ex.) gebräuchlich (adv. Marc. IV, 1).

man für den zweiten Theil nicht von vornherein das spätere οἱ ἀπόστολοι anwandte, erklärt sich nur daraus, daß zuerst nur Eines Apostels Briefe dazu gerechnet wurden wie bei Marcion (s. 4); und jedesmal nur von Einem Apostel soll nach Bleek[8]) der Singular auch später überall, wo er vorkommt, gemeint sein. Bei Ignatius (vgl. Anm. 118) ad Philadelph. 5, 1 ist unter εὐαγγέλιον und ἀποστόλοι übrigens nicht einmal etwas Schriftliches zu verstehen, ebenso wenig unter dem alles Neutestamentliche zusammenfassenden εὐαγγέλιον 9, 2; ad Smyrn. 5, 1; 7, 2. Doch war von hier aus der Uebergang zu concreteren Begriffen leicht zu vollziehen.

Abschriften vieler neutestamentlicher Bücher müssen allerdings den meisten kirchlichen Schriftstellern zu Gebote gestanden haben, wie ihre häufige Benutzung lehrt, und die spätere Geschichte legt die Vermuthung nahe (vgl. 5), daß man wenigstens die Evangelien oder Paulinische Briefe in kleine Sammlungen zu vereinigen begann.[9]) Nachweisbar ist jedoch nur die des Marcion, worüber unter 4; und man muß sich sehr hüten, Derartiges zu früh und an zu vielen Orten vorauszusetzen[10]), da die späteren Zweifel an der Echtheit der neutestamentlichen Bücher und die zahlreichen den Aposteln untergeschobenen Schriften eine Unmöglichkeit wären, wenn in jener der apostolischen Periode noch so nahen Zeit der Bestand an wirklich apostolischer Literatur bereits so weit festgestellt gewesen wäre. Sodann ist die bloße Möglichkeit des Aufkommens des Montanismus (s. 4 gegen Ende) ein vollgültiger Beweis dafür, daß von einem mit Autorität umkleideten Kanon neutestamentlicher Schriften vor der Mitte des 2. Jahrhunderts nicht die Rede sein kann.

Vollends an eine der ganzen Kirche gemeinsame Büchersammlung zu denken ist gänzlich verwehrt durch die tiefgehende Spaltung zwischen der judenchristlichen und heidenchristlichen Partei, deren Constatirung eins der gesichertsten Ergebnisse der neueren Kritik ist.[11]) Das gesammte Judenchristenthum erkannte sehr lange nur ein einziges Evangelium, das sogenannte εὐαγγέλιον κατ' Ἑβραίους, an[12]), welches in verschiedenen, wol auf Matthäus ruhenden Bearbeitungen durch Weglassung der übernatürlichen Geburt Jesu und durch Sätze wie Luk. 6, 20 fg., 24 fg., 16, 25; 11, 41, 6, 35, 16, 9; 11, 8, 18, 1, 5—7 eine ganz bestimmte Richtung zum Ausdruck brachte. Und die apostolische Würde des Paulus wurde nicht blos von solchen Männern und Parteien verworfen, welche späteren Kirchenschriftstellern für häretisch galten, damals aber noch nicht aus der kirchlichen Gemeinschaft ausgeschieden waren, wie Kerinth, die Elkesaiten, Ebjoniten, Severianer, sondern auch von einem so anerkannt kirchlichen Manne wie Hegesippus, welcher 1 Cor. 2, 9 für eine thörichte Rede und für eine Lüge „gegen die göttlichen Schriften (das Alte Testament) und den Herrn" (Matth. 13, 14!) erklärt hat.[13]) Mindestens ablehnend gegen die Paulinischen Briefe verhalten sich Papias, bei welchem Eusebius (Hist. eccl. III, 39, 17) nur den 1. Johannes- und den 1. Petrusbrief als benutzt aufführt, und Justin, welcher den großen Heidenapostel anscheinend systematisch mit Stillschweigen übergeht, indem er die Bekehrung der Heiden ausschließlich den 12 Uraposteln zuschreibt.[14]) Wenn vollends eine ebjonitische Apostelgeschichte erzählte, Paulus, ein Heide aus Tarsus, habe sich aus Liebe zu einer Tochter des Hohenpriesters in Jerusalem zum Judenthum bekehrt, aus Zorn über seine Verschmähung aber dann gegen Beschneidung, Sabbat und Gesetz geschrieben[15]), und wenn die pseudoclementinischen Recognitionen und Homilien (um 150—180) ihn ohne Nennung seines Namens, doch greifbar für jedermann[16]) als den feindseligen Menschen und den Magier Simon darstellen, welcher überall gesetzesfreie Irrlehre verbreitet und dem wahren Apostel Petrus entgegenarbeitet, ja den jerusalemischen Bischof Jacobus von der Zinne des Tempels herabstürzt und danach mit Beglaubigungsbriefen des jüdischen Hohenpriesters nach Damaskus reist, um auch dort die Christen blutig zu verfolgen[17]), so sprechen sich hier Gesinnungen aus, welche nicht erst tief im 2. Jahrhundert innerhalb einer Sekte gegen den ersten Vertreter der damals längst als Gottes Wille erkannten Heidenmission entstanden sein können, sondern zurückweisen in die ersten Zeiten, in welchen ihre Träger noch voll zur Kirche gehörten, und den Gedanken einer allgemeinen Anerkennung Paulinischer Schriften als so lange unmöglich erweisen, bis die Ausgleichung jenes so tiefgreifenden Gegensatzes der Richtungen sich vollzogen hatte.

3) Das Ergebniß dieses letzteren Processes ist die (alt-)katholische Kirche, und mit ihrem Aufkommen beginnt sofort die Periode eines ersten (engeren) katholischen Kanons. Die Devise der katholischen Kirche ist „Petrus und Paulus". Auf heidenchristlichem Boden, wo der Gegensatz zwischen Paulus und dem Judenchristenthum nur in der allerersten Zeit so stark wie innerhalb des letzteren empfunden worden war, hat die Zusammenstellung des Paulus mit Petrus, der übrigens persönlich nie so schroff war wie seine Partei, ganz entsprechend der Tendenz der Apostelgeschichte (s. den Artikel Lucas) sehr bald Wurzel gefaßt (vgl. schon 1 Clem.

8) Einleitung in das Neue Testament, 3. Aufl. 748. 755, 2. 9) Vgl. auch 2 Petr. 3, 15 fg. und dazu Anm. 125. 10) Col. 4, 16 sollte dafür gar nicht angeführt werden. Die schwierige Frage, ob *Ignat.* ad Philad. 8, 2 von Archiven oder wenigstens Urkunden (ἀρχεῖα) des Christenthums die Rede sei oder von den alttest. Schriften (ἀρχαῖα), kann hier unentschieden bleiben, da die Ignatiusbriefe schon zur nächsten Periode gehören (vgl. Anm. 18), in der auch das erstere nicht mehr merkwürdig wäre. 11) Vgl. nur die Artikel Ebioniten, Sect. I, Thl. 30, S. 279, und Judenchristen II, 27, 250 fg. 12) Belege bei Hilgenfeld, Einl. ins N.T. 38—47. 148, 1, und im Art Ebioniten I, 30, 282.

13) So Stephanus Gobarus (6. Jahrh.) bei *Photius*, Bibliotheca, codex 232, §. 13. 14) *Apol.* I, 39; vgl. dial. 42; Thoma in der Zeitschr. für wiss. Theol. 1875, 383—412. 15) So *Epiphanius*, Haer. 30, 16 ex. 16) Lipsius in Schenkel's Bibellexikon V (1875), 301—321. Zuerst Baur, Tübinger Zeitschr. für Theol. 1831, IV, 114—136. Einer der wichtigsten Beweise liegt in dem Vorwurfe, Simon habe den Petrus einen κατεγνωσμένος genannt (Homil. XVII, 19; vgl. Gal. 2, 11). 17) Recogn. I, 70 fg.; vgl. Act. 9, 1 fg.

5). Der Name der „katholischen Kirche" findet sich seit ungefähr 170 in den Briefen des Ignatius[18]) und dem berühmten von Muratori in einem mailänder Sammelcodex gefundenen und zuerst 1740 in seinen Antiquitates Italicae medii aevi III, 853 fg. veröffentlichten fragmentarischen Aufsatz über die Bestandtheile des neutestamentlichen Kanons[19]), Zeile 61, 66, 69, sodann in dem martyrium Polycarpi[20]) in der Ueberschrift und 8, 1; 16, 2; 19, 2, und in einer Bestreitung des Montanismus[21]), Schriftstücken, welche nur ungefähr in dieselbe Zeit gesetzt werden können.[22]) Gleichzeitig werden nun die neutestamentlichen Schriften als γραφή bezeichnet. Es ist höchst charakteristisch, daß die in diesem technischen Ausdruck ausgesprochene Kanonisirung derselben in ihrer Erhebung auf das Niveau des Alten Testaments bestand, während es auf Grund einer genuin christlichen Betrachtung der Dinge, wie sie auch in der heutigen Orthodoxie sehr im Widerspruch mit dem christlichen Alterthum immer mehr durchdringt (vgl. VI, 2), eigentlich hätte Mühe machen müssen, das Alte Testament auf der Höhe der dem Neuen zuerkannten Stellung zu erhalten.

In dem Briefe der Gemeinden zu Lugdunum und Vienna vom Jahre 177 wird, noch in Nachwirkung des Standpunktes Justin's, unter den vielen benutzten Schriften des Neuen Testaments nur die Apokalypse ausdrücklich als γραφή bezeichnet (bei Eus. Hist. eccl. V, 1, 58), Evangelien und Briefe aber bei Theophilus ad Autolycum bald nach 180[23]), schon etwas früher in dem sogenannten 2. Briefe des Clemens Romanus 2, 4; 13, 4, sodann in der lateinischen Uebersetzung von Polyk. 12, 1[24]), wol auch in dem Briefe des im J. 170 erwähnten Bischofs Dionysius von Corinth bei Euseb. Hist. eccl. IV, 23, 12 (αἱ κυριακαὶ γραφαί). Hierher ist mit aller Entschiedenheit auch der 2. Petrusbrief mit seiner merkwürdigen Einreihung der gesammten paulinischen Briefe unter die γραφαί (3, 15 fg.) zu stellen.[25])

Daß dagegen 1 Tim. 5, 18 nicht blos Deuteron. 25, 4, sondern auch Luk. 10, 7 als γραφή citirt sei, läßt sich nicht beweisen; und so nahe es liegt, würde es doch, da der Brief nicht erst um 170 entstanden sein kann, gegenüber der bisher betrachteten Geschichte der Schätzung des Neuen Testaments eine starke Anticipation sein. Daß die Gnostiker Basilides (um 120—140) und Valentin (um 135—160) das Neue Testament als γραφή betrachtet haben, kann nicht aus dem φησίν, mit welchem die um 225 verfaßten und fälschlich dem Origenes beigelegten Philosophumena[26]) ihre allerdings mit γέγραπται und ähnlichen Wendungen eingeleiteten Citate (VII, 25 fg.; VI, 34 fg.) einführen, begründet werden. Denn dieses φησίν wechselt ohne Unterschied mit Pluralen, als deren Subject ausdrücklich Basilides, beziehentlich Valentin „und ihre Schule" bezeichnet werden (vgl. besonders VI, 29 med.), und erscheint ebenso in den Abschnitten über ganze Sekten (unter denen insbesondere die Naassener und Peraten als sehr spät nachgewiesen sind, vgl. den Artikel „Gnosticismus", Sect. I, Thl. 71, S. 288. 293), ja sogar zur Einführung eines Citats aus Pindar ohne Nennung seines Namens, nachdem vorher blos von οἱ Ἕλληνες die Rede war.[27]) Die betreffenden Anführungen können also ebenso gut späteren Anhängern jener Schulhäupter entlehnt sein, und dies ist nunmehr aus chronologischen Gründen das allein Wahrscheinliche.

Vollends abnorm würde es erscheinen, wenn in dem anonymen, fälschlich dem Barnabas beigelegten Briefe (4, 14), welcher wegen 16, 4 etwa 120—130 geschrieben sein muß[28]), obgleich 4, 4 fg. auf 96—98, genauer vielleicht auf 97[29]) zu führen scheint, Matth. 22, 14 mit ὡς γέγραπται citirt wäre. Das sicut scriptum est selbst darf seit Auffindung des griechischen Textes nicht mehr wie (mit gutem Rechte, s. Anm. 124) in dem Artikel „Inspiration" Sect. II, Thl. 19, S. 72 angezweifelt werden. Allein da diese Stelle die einzige wäre, welche dem bisherigen Ergebniß widerspräche, so wird die Vermuthung nicht zu gewagt sein, daß dem Verfasser die Worte vielmehr aus einem verlorenen alttestamentlichen Apokryphum, deren er mehrere benutzt, gegenwärtig waren, oder daß er die ähnliche Stelle aus dem von ihm auch 12, 1 als inspirirt citirten 4. Esrabuch (8, 3) anzuführen meinte, welche freilich nach den uns erhaltenen Uebersetzungen lautet: multi quidem creati sunt, pauci autem salvabuntur.[29a]) Daß „Barnabas" das Matthäusevangelium zwar gekannt, aber nicht für eine unbedingte Autorität gehalten haben kann, folgt besonders daraus, daß er 15, 9 in Uebereinstimmung mit der ursprünglichsten Anschauung[30]), aber

18) Ad Smyrn. 8, 2. Daß die Briefe des Ignatius (gest. 115) sammtlich unecht sind, dafür s. z. B. Hilgenfeld, Apostolische Väter (1853), 215—271, und mit neuen Gründen Volkmar, Rheinisches Museum für Philologie XII (1857), 485—504. Handbuch der Einleitung in die Apokryphen I (1860), 121—127. 19) Ueber denselben zusammenfassend: Hesse, Das Muratori'sche Fragment 1873. Der Text in ganz zuverlässigem Abdruck erst seit Tregelles, Canon Muratorius 1867, z. B. bei Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1872, 560 fg.; Einl. in das N. T. 90—92 und besonders Harnack, Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 595—599. 20) In den Ausgaben der apostol. Väter. 21) Bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 16, 9. 22) Lipsius, Zeitschr. für wissenschaftliche Theol. 1874, 211—214. Patrum apostol. opp. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. (1878), 141. Keim, Aus dem Urchristenthum I (1878), 114—119. 23) Besonders charakteristisch ist die Stelle III, 12 in.: ἀκόλουθα εὑρίσκεται καὶ τὰ τῶν προφητῶν καὶ τῶν εὐαγγελίων ἔχειν, διὰ τὸ τοὺς πάντας πνευματοφόρους ἑνὶ πνεύματι θεοῦ λελαληκέναι. 24) Ob auch in dem hier verlorenen Urtext, ist unsicher, da der Uebersetzer wenigstens 2, 3 willkürlich ein quod dictum est eingefügt hat. Die Stelle ist übrigens nach Ritschl (s. Anm. 97) erst gleichzeitig mit der Entstehung der Ignatianischen Briefe (Anm. 118) interpolirt. 25) Vgl. den Art. Petrus, Sect. III, Thl. 19, S. 365—369.

26) Herausgegeben von Miller 1851, als Hippolyti refutatio omnium haeresium von Duncker und Schneidewin 1859. 27) V, 7 in. Vgl. überhaupt Zeller, Tübinger theol. Jahrbüchre 1853, 144—152. Scholten (s. Anm. 83) 65 fg. 69. 28) Lipsius bei Schenkel I (1869), 370—373. Keim (s. Anm. 122) 17. 230. 29) So Hilgenfeld, vgl. seine Einl. in das N. T., 544, 1. 29a) Derartige Verwechselungen s. Matth. 27, 9 und in großer Menge bei Semisch, Die apostolischen Denkwürdigkeiten des Justin (1848), 218—232; 240, 1. 30) Vgl. z. B.

im directen Widerspruch gegen Matth. 28, 10, 16—20 Jesu Auferstehung und Himmelfahrt noch auf denselben Tag verlegt. Unerhört aber ist die Behauptung von Tischendorf[31]), daß durch dieses Citat zugleich für das Johannesevangelium kanonische Geltung gewahrleistet sei, weil man dieselbe den 4 Evangelien nicht einzeln, sondern nur zusammen zuerkannt habe.

Die wichtigsten Vertreter der Idee der katholischen Kirche sind der Bischof Irenäus von Lyon, welcher etwa 177—190 schrieb[32]), und nur wenig später Tertullian, Presbyter in Karthago (gest. um 220), und Clemens, Lehrer an der Katechetenschule in Alexandrien. Sie erkennen mit dem Muratori'schen Fragment die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, 13 Briefe des Paulus, den 1. des Johannes und die Apokalypse als kanonisch an. Ueber anderes geben sie auseinander; doch fand der 1. Petrusbrief, den schon Irenäus anerkennt, bald eine feste Stelle, im Morgenlande auch der schon von Clemens Alexandrinus für paulinisch gehaltene Hebräerbrief. So gibt es denn wenige Jahrzehnte nach Justin einen dem Alten Testament völlig gleichgestellten neutestamentlichen Kanon als Norm dessen, was für christlich zu gelten hat, und die Kirchenväter sind sich sehr wohl bewußt, was sie an diesem Kanon haben, und machen davon den ausgiebigsten Gebrauch.

4) Die Gründe dieses merkwürdigen und raschen Umschwungs zwischen Justin und Irenäus, 150 und 180), müssen, da bestimmte Ueberlieferungen leider gänzlich fehlen, so gut es geht, aus den damaligen Zuständen der Kirche erschlossen werden. Seit Anfang des 2. Jahrhunderts hatte eine Richtung in ihr Macht gewonnen, welche auf eine tiefere begriffliche Erkenntniß der Glaubenswahrheiten ausging. Dieses an sich ganz berechtigte und schon im Neuen Testament reichlich vorliegende[33]), im Barnabasbrief und der Apologetik des 2. wie der alexandrinischen Theologie des 3. Jahrhunderts sich in kirchlichen Bahnen bewegende Streben bedrohte die Kirche mit der höchsten Gefahr, sobald es dazu fortging, den jener tieferen Einsicht nicht fähigen einfachen Gläubigen das Heil abzusprechen oder dem christlichen Glaubensinhalte unter der Form seiner Vertiefung fremdartige und ihn zerstörende Lehren unterzuschieben. Beides that die später als häretisch ausgeschiedene Gnosis.[34]) Was sie in ihrer schroffsten Ausbildung an die Stelle des christlichen Glaubens setzte, war eine mit heidnischer Mythologie stark gemischte Religionsphilosophie, nach welcher die Materie absolut böse, die Welt daher nicht von Gott, sondern von einem seiner eigentlichen Bestimmung entfremdeten untergeordneten göttlichen Wesen geschaffen war, das vielfach mit dem Gott der Juden identificirt wurde. Das Alte Testament galt dann natürlich als eine ganz verwerfliche Gestalt der Religion; die wahre aber sollte nicht einmal allen Christen, sondern nur den aus dem Geiste Geborenen, d. h. eben den Gnostikern, offen stehen, während alle andern von Ewigkeit her dem unabänderlichen Verderben bestimmt waren. Das Werk Christi erschien demgemäß nicht als eine Erlösung von der Sünde, sondern als die Erhebung der Pneumatiker zum Bewußtsein ihres göttlichen Ursprungs; und daß er, das aus Gott emanirte Wesen, einen Leib aus gottwidriger Materie gehabt und somit wirklich Mensch gewesen sei, wurde wenigstens von den consequenten Vertretern dieser Weltanschauung für Schein und Zauberei erklärt. Daß die Moral gelockert wurde, konnte nicht ausbleiben.

Einer solchen mit großartigem Einfluß auftretenden Auffassung des Christenthums mußte sich die Kirche erwehren, wenn sie nicht ihre eigene Auflösung herbeiführen wollte.[35]) Leider war die Zeit nicht danach angethan, dies in der rechten Weise zu vollziehen. Das Verständniß für die großartigen Gedanken Jesu und seines hervorragendsten Apostels Paulus war sehr gesunken, die geistigen Fähigkeiten gering; die Waffen der Kirche mußten nothwendig äußerliche sein. Nicht die Macht der Wahrheit, sondern die Autorität der Gründer der Kirche sollte entscheiden, was christlich sei. Höchst bezeichnend für den „katholischen" Standpunkt ist es dabei, daß als solche nur die Apostel in Betracht kommen, weil auf sie die Einsetzung der Bischöfe, der eigentlichen Vertreter der Kirche, zurückgeführt wurde, nicht mehr Christus. Der Grundsatz des Bischofs Sarapion von Antiochien um 190—210 (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3): *ἡμεῖς καὶ Πέτρον καὶ τοὺς ἄλλους ἀποστόλους ἀποδεχόμεθα ὡς Χριστόν* diente dazu, Christus gänzlich in den Hintergrund zu drängen; was bei Papias, Justin u. s. w. die „Worte des Herrn" waren, sind im 3. Jahrh. die Evangelien der Apostel[36]), und in ihnen speciell die Heilsthatsachen der Glaubensregel.

In der letzteren, dem zugleich als Taufbekenntniß benutzten und unserem sogenannten apostolischen Symbol zu Grunde liegenden *κανὼν τῆς πίστεως* (vgl. II, 1) hatte sich schon früh der Niederschlag der nachapostolischen Glaubensüberzeugung formulirt. Da aber der Tradition, welche ihn auf die Apostel zurückführte, die Gnostiker andere, angeblich geheime Ueberlieferungen der Apostel entgegensetzten, so mußte eine auch von ihnen anerkannte Instanz gefunden werden, aus der sich die Glaubensregel als apostolisch erweisen ließ. Das waren die apostolischen Schriften. Wenige Jahrzehnte früher würde man, um das, was man für richtig und zugleich für apostolisch

Weiß, Bibl. Theol. des N. T. 3. Aufl. (1880), §. 19, Anm. 5; §. 39, 2; §. 78, 2; §. 138, 5.

31) Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? 1865, 4. Aufl. 1866 (S. 98), eine wegen des auf anderm Gebiete mit Recht berühmten Namens ihres Verfassers leider meist ganz und gar überschätzte Schrift. 32) Vgl. den Art. Irenäus, Sect. II, Thl. 23, S. 369; über das Sachliche 373—377. 33) Lipsius bei Schenkel II, 489—505. 34) Vgl. den Art. Gnosticismus, Sect. I, Th. 71, S 223—305.

35) Vgl. hierzu Lipsius, Die Zeit des Irenäus von Lyon und die Entstehung der altkathol. Kirche, in Sybel's histor. Zeitschr. XXVIII (1872), 241—295. 36) Vgl. schon 2 Clem. 14, 2: *τα βιβλία καὶ οἱ ἀπόστολοι* für das Alte und Neue Testament, und dazu Harnack in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 366, 1.

hielt, zur Darstellung und zur Geltung zu bringen, zu der nach damaliger Sitte durchaus gerechtfertigten (vgl. Anm. 166) pseudonymen Schriftstellerei gegriffen haben, welcher alle im engeren Sinne unechten Schriften des Neuen Testaments ihre Entstehung verdanken. Dies war jetzt nicht mehr ausführbar; man mußte zufrieden sein, Anerkennung für eine schon fertige apostolische Literatur zu finden, die ja theilweise erst durch jene Sitte zu Stande gekommen und dadurch den Bedürfnissen der Gegenwart ziemlich entsprechend war. Diese Anerkennung wäre nun aber nicht zu erreichen gewesen ohne die für die gewöhnliche Ansicht vom Kanon höchst unwillkommene Thatsache, daß Häretiker in den ersten Stadien der Kanonbildung der rechtgläubigen Kirche vorangegangen waren. Indessen, da sie das Alte Testament verwarfen, mußten sie ganz naturgemäß früher als die Kirche zu christlichen Schriften greifen. Basilides commentirte schon um 120—140 ein Evangelium (s. *Euseb.* Hist. eccl. IV, 7, 7), Valentin hatte um 140 zwar gewiß nicht alle, aber doch manche heute kanonische Evangelien, Marcion um dieselbe Zeit sein *εὐαγγέλιον* und seinen *ἀπόστολος*, d. h. das Evangelium nach Lukas und die (10) paulinischen Briefe ohne die an Timotheus und Titus (vgl. bei Anm. 108). Freilich war ihm das noch kein Kanon, denn er hatte selbst erst das Lukasevangelium nach Gutdünken geändert — nicht gefälscht, wie es den Kirchenvätern von ihrem ganz verkehrten Gesichtspunkte aus erschien — und schon die ganze willkürliche Exegese der Gnostiker zeigt, daß von eigentlicher Autorität der Schriften keine Rede war. Aber es lag darin für die Kirchenlehrer doch Möglichkeit wie Veranlassung, einen Kanon apostolischer Schriften herzustellen. Die tendenziöse Auslegung derselben durch die Gnostiker führte freilich andererseits — ein merkwürdiges Misgeschick — wieder zur Betonung der echten kirchlichen Tradition über die richtige Exegese, war aber für die Kanonisirung kein ernstliches Hinderniß. Zu derselben wirkten natürlich auch noch allgemeinere Momente mit: das schon an sich mit dem Fortschritt der Zeit immer mehr steigende Ansehen jener Schriften, die Unzulänglichkeit blos mündlicher Unterweisung bei der zunehmenden Ausdehnung der Kirche, das Ungenügende der Argumentation rein aus dem Alten Testament, auch abgesehen von dessen Ablehnung durch die Gegner, sowie die Nothwendigkeit, die untergeschobenen Schriften mit Entschiedenheit auszuschließen. Allein die ersteren waren nicht so dringend, zu dem letzteren aber trieb doch wesentlich wieder das specielle antihäretische Interesse; und so zeigt sich in der That in dem Unternehmen an sich wie in der Art seiner Durchführung, bei welcher alles mit Recht — nach damaligen Begriffen — für apostolisch Geltende ohne Wahl aufgenommen, alles einmal Aufgenommene einerseits als apostolisch (auch die Schriften des Markus und Lukas), andererseits als für die ganze Kirche bestimmt (auch der Brief an Philemon u. s. w.) nachgewiesen, jedes sonst hochgehaltene Buch ohne apostolischen Namen dagegen rücksichtslos ausgeschlossen werden mußte, daß der Kanon nicht sowol das Product einer naturgemäßen Entwickelung war, als vielmehr das einer Nothlage, deren Spuren er in alle Ewigkeit an sich zu tragen verurtheilt blieb.

Neben dem Gnosticismus trieb zur Berufung auf die schriftliche apostolische Autorität sehr stark auch eine zweite Bewegung, welche nach schwächeren Anfängen etwa seit 170 die Kirche heftig erschütterte, der Montanismus.[37]) Als die urchristliche Erwartung der nahen Wiederkunft Christi (s. Anm. 88) eben zu erlöschen drohte, flammte sie hier noch einmal auf, und neue Propheten verkündigten, daß die Kirche zur würdigen Vorbereitung auf die Erscheinung des Herrn nur wirkliche Heilige in sich dulden, alle unvollkommenen Elemente dagegen ausschließen müsse, um über das Jünglingsalter der apostolischen Zeit zu ihrem Mannesalter, dem Zeitalter des Geistes, fortzuschreiten. Diese sehr unbequeme Reaction gegen die Behaglichkeit, mit welcher sich die Kirche in der Welt einzurichten begonnen hatte, zugleich allerdings eine große Gefahr für die Kirche, welche an dem Versuche, die ihr theoretisch eignende Heiligkeit an allen ihren Gliedern praktisch durchzuführen, noch stets gescheitert ist, konnte nur dadurch wirksam bekämpft werden, daß man gegenüber der unter den Gläubigen fortgehenden und unerhörte Satzungen aufstellenden Prophetie auf die ein für allemal in den apostolischen Schriften gelegte Grundlage verwies und diesen allein die Inspiration vindicirte, welche Montanus und seine Genossinnen für sich in Anspruch nahmen. Die Folge war freilich, daß auch alle prophetischen Bücher der christlichen Zeit preisgegeben werden mußten; die Johanneische Apokalypse konnte ihren Platz im Kanon nicht mehr wie bei Justin (s. bei Anm. 99) als Weissagungsschrift, sondern nur als apostolisches Werk behaupten.

5) Das im Bisherigen schon mitenthaltene Princip für die Auswahl der Bücher bei der Kanonbildung, daß nur das Apostolische, aber auch alles Apostolische kanonisch sei, liegt deutlich vor bei Irenäus und Tertullian (über Clemens Alexandrinus vgl. 6 in.) und hat sicher den Vorzug innerer Geschlossenheit. Aber es scheint sehr wenig befolgt in dem Muratori'schen Fragment (vgl. Anm. 19), welches fast allgemein noch vor Ende des 2. Jahrhunderts und somit mindestens neben, wenn nicht vor Irenäus angesetzt wird, besonders weil Zeile 74 den Episkopat des Pius in Rom (um 140—155), unter welchem Hermas den „Hirten" geschrieben, durch nuperrime temporibus nostris bezeichnet ist. Die größte Bedeutung dieses merkwürdigen Schriftstücks würde nun darin liegen, wenn es uns einen Einblick in vor-Irenäische, der wirklichen Entstehung des Kanons dann ganz nahe kommende Tendenzen seiner Sammlung gewährte. Diese Frage ist erst von Harnack und Overbeck in den Anm. 137 angeführten Schriften und von Hilgenfeld in seiner Zeitschrift für wissenschaftl. Theol. 1881, 129—170 eingehend erwogen worden.[38])

---

37) Das betonen erst Harnack, Das Muratori'sche Fragment, in der Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 358—408, besonders S. 369—374; 405—408; Overbeck, Zur Gesch. des K. (1880) 73; Bonwetsch, Gesch. des Montanismus (1881) 128—133. 38) Vgl. noch die Recensionen über Overbeck von

Die wichtigsten Punkte sind folgende. Lukas wird (Zeile 2—8) nicht, wie bei Irenäus [39]), blos als Aufzeichner der Reden des Paulus (wie Markus des Petrus, vgl. auch Clemens Alexandrinus bei *Euseb.* hist. eccl. II, 15 gefaßt, sondern er hat sein Evangelium gerade suo nomine ex opinione geschrieben (a). Bei den paulinischen Briefen beruft sich der Verfasser nicht auf ihren apostolischen Ursprung, sondern tritt einen noch dazu höchst unnatürlichen Beweis dafür an, daß die 9 an einzelne Gemeinden gerichteten Briefe doch für die ganze Kirche bestimmt [40]) (b), die 4 an einzelne Personen adressirten (Zeile 59—63) wenigstens inhaltlich ihr förderlich seien (c). Letzteres beweist er obendrein auch noch von den 4 Hauptbriefen an die Römer, Corinther und Galater (Zeile 42—47). Dem gegenüber heißt es von dem Judasbrief und 2 Johannesbriefen Zeile 68 fg. ohne jede Rechtfertigung: in catholica (scil. ecclesia) habentur (d). Die verbreitete Meinung, daß dies trotz ihrer Unechtheit der Fall sei, ruht ganz auf der sehr kühnen Veränderung der unmittelbar folgenden Worte in: ut (für et) sapientia ab amicis Salomonis in honorem ipsius scripta (e). Neben der Apokalypse des Johannes wird die des Petrus anerkannt (Zeile 71—73), obgleich einige sie in der Kirche nicht gelesen wissen wollen (f). Ausgeschlossen wird (Zeile 73—80) die erst in nachapostolischer Zeit geschriebene prophetische Schrift des Hermas, der „Hirt" (g), ferner (Zeile 63—68) Briefe an die Laodicener und Alexandriner Pauli nomine fictae ad haeresem Marcionis (h) und (Zeile 81—85) alles, was von Häretikern stammt (i); fel enim cum melle misceri non congruit (Zeile 67 fg.).

Hierin erblickt Harnack neben dem Princip der Apostolicität, welches nicht streng innegehalten sei (a, b, c, f), als zweites die Katholicität, sei es der Adresse (b, d), sei es des Inhalts (c), außerdem starke Abneigung gegen neutestamentliche Weissagungsbücher (f, g). Hilgenfeld findet die Apostolicität ebenfalls durchbrochen (e, f), aber durch die von dem Fragmentisten respectirte herkömmliche Geltung der Schriften. Als ein zweites Princip erscheint ihm das Werthlegen auf die rechte Lehre (h, i). Durch diese legitimiren sich nach Hilgenfeld speciell diejenigen Schriften, von welchen der Verfasser recht gut weiß, daß sie noch gar nicht lange in den Kanon aufgenommen sind, nämlich die pauliniſchen, besonders die Pastoralbriefe (c), von denen es Zeile 61—63 heißt: in honore(m) tamen ecclesiae catholicae in ordinatione ecclesiasticae disciplinae sanctificatae sunt, und das Johannesevangelium nebst den johanneischen Briefen (vgl. die Ausführung Zeile 16—26, daß die Evangelien einmüthig die Glaubensregel bestätigen). In der Betonung der rechten Lehre kommt Hilgenfeld wesentlich überein mit Harnack's Katholicität des Inhalts (c), während er die der Adresse (b) als ein nicht vom Fragmentisten aufgestelltes, sondern ihm von Gegnern der pauliniſchen Briefe entgegengehaltenes Princip auffaßt, dem der Verfasser gerecht zu werden sich abmühe. Denn während urapostolische Schriften ohne weiteres aufgenommen seien (d, f), erscheine für die Pauliniſchen erst eine Rechtfertigung gegen den Einwand nöthig, daß sie nur als Privatschriften gelten können. In der Aufnahme der Pauliniſchen Briefe in den schon bestehenden Kanon urapostolischer Schriften sieht er den letzten Act der Aussöhnung zwischen den beiden urchristlichen Parteien (vgl. 2 ex.), während Harnack dieser gar keinen Einfluß mehr auf die Kanonbildung zugesteht, sondern letztere rein aus den Verhältnissen der beidenchristlichen Großkirche erklärt.

Overbeck sucht den Grundsatz der Apostolicität ganz rein durchzuführen. Die Petrusapokalypse (f) sei wegen ihres apostolischen Ursprungs trotz Widerspruchs gerade anerkannt, der „Hirt" (g) nur wegen nachapostolischer Entstehung, nicht wegen prophetischen Charakters verworfen. Der Nachweis katholischen Zwecks oder Inhalts solle den Pauliniſchen Briefen (b, c) nicht erst Aufnahme im Kanon verschaffen, sondern nach deren Vollzug nur nachträglich beweisen, daß sie ihre Stelle auch auszufüllen im Stande seien; bei den katholischen Briefen (d) fehle er nur deshalb, weil er hier selbstverständlich sei. Das nomine suo ex opinione bei Lukas (a) sei nur Wiedergabe seines Prologs (1, 1—4), und der Verzicht auf volle Apostolicität seines Evangeliums sei wenigstens nicht schlimmer als bei Tertullian adv. Marcionem IV, 5: Lucae digestum Paulo adscribere solent; capit magistrorum videri quae discipuli promulgarint, was Harnack übrigens aus Antipathie gegen Marcion's Hochhaltung des Lukas erklärt.

Es ist Overbeck in der That gelungen, die meisten dem Princip der Apostolicität entgegenstehenden Auslegungen Harnack's als nicht nothwendig zu erweisen. Aber ob jenes Princip wirklich so einzig maßgebend war, wie es Overbeck nicht blos für das Muratorianum, sondern überhaupt für die Kanonbildung, auf die wir die Untersuchung hier ausdehnen, annimmt, unterliegt noch andern Erwägungen. Bei Lukas hat Overbeck die Durchbrechung desselben selbst zugegeben. Dazu kommt aber vorzüglich, daß der apostolische Ursprung ein rein formales Kriterium ist; sollte aber der Kanon die Glaubensregel stützen, so konnte auch der Inhalt der aufzunehmenden Bücher nicht gleichgültig sein. Wären alle in Frage kommenden Schriften apostolischen Namens echt gewesen, so war der gute Glaube, daß sie die reine Kirchenlehre enthielten, gestattet; die Menge der untergeschobenen Schriften aber forderte gebieterisch Kritik. Je weniger man nun, gerade nach Overbeck, damals im Stande war, die Frage apostolischer Herkunft zu entscheiden, und je gesicherter der Nachweis der heutigen Wissenschaft ist, daß die Kirche viel Unechtes

K. im Literar. Centralblatt 1881, 1568 und von Bernh. Weiß in der theol. Literaturzeitung 1881, 232—234.

39) Adv. haer. III, 1, 1, auch bei *Euseb.* Hist. eccl. V, 8, 2 fg. 40) Paulus habe nach dem Muster seines Vorgängers Johannes (vgl. das 2. und 3. Kapitel der Apokalypse, welche freilich erst 68 oder 69, also mehrere Jahre nach Pauli Tode entstand) deshalb nur an sieben Gemeinden geschrieben, um durch diese heilige Zahl die Gesammtkirche als Adressatin zu bezeichnen (Z. 47—59).

aufgenommen hat, desto mehr muß man sich jene Kritik als eine Prüfung des Inhalts denken. Dafür spricht auch, was Hilgenfeld (s. oben) aus dem Muratori'schen Fragment über das Johannesevangelium und die Pastoralbriefe geltend macht. Und der schon erwähnte Bischof Serapion von Antiochien (s. 4) hat um 190—210 das Petrusevangelium, dessen kirchlichen Gebrauch er vorher ausdrücklich gestattet, hinterdrein und zwar als *ψευδεπίγραφον* (!) nur deshalb verworfen, weil er inzwischen von seinem häretischen Inhalt Kenntniß erlangt hatte (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3—6). Overbeck's Behauptung, daß das Princip des apostolischen Ursprungs, obgleich nur aus Noth aufgestellt, doch gerade im Anfang der Kanonbildung am stärksten gewesen, läßt sich hiermit nur durch die Annahme vereinigen, daß man auf apostolische Herkunft zu achten glaubte, als Mittel dazu aber meist eine Prüfung des Inhalts benutzte.[41]) Dabei bleibt aber der Unterschied, daß man nicht so sehr, wie es nach Overbeck 89 fg. scheinen könnte, darauf ausging, alles, was sich als apostolisch darbot, zu erraffen. — Das Princip der Katholicität der Adresse muß wol aufgegeben werden. Es ist ebenso formal wie das der Apostolicität, aber in den Zeitverhältnissen weit weniger begründet und schwerlich geeignet, den Uebergang zu letzterem bei Irenäus und Tertullian zu erklären.

Darf man in solchen Vermuthungen weiter gehen, so war die Entscheidung nach dem sei es wahren, sei es vermeintlichen apostolischen Ursprung außerdem noch beschränkt durch das Herkommen. Die Evangelien des Markus und Lukas müssen vor der Herrschaft jenes Gesichtspunktes schon ein Ansehen genossen haben, welches nicht mehr wie das des Hermas erschüttert werden konnte. Wenn man mitten in einer geschichtlichen Entwickelung von vornherein so klar sähe und dächte wie hinterdrein, so würden wir vielleicht einen streng apostolischen Kanon haben. Aber das war durch die ersten Stadien des Processes unmöglich gemacht. — Der Existenz von Particularsammlungen, wie sie oben (vgl. 2) vermuthet wurden und nach dem Letzterwähnten den Evangelien nach Markus und Lukas wol ihren Platz sichern halfen, haben andererseits wahrscheinlich auch die Briefe des Paulus, der wirklich ein „Neuling im Kanon" gewesen zu sein scheint, ihre rasche und vollzählige Aufnahme zu danken, da ihr Gedächtniß im kirchlichen Leben der vorangegangenen Generation, welche für ihren Inhalt, besonders für ihre Polemik gegen die seitdem nur in veränderter Gestalt wiedergekehrte Gesetzesreligion gar kein Verständniß hatte, sicherlich ziemlich erloschen war.[42]) Lebte die Gestalt des Paulus in manchen Gemeinden noch fort und lebte sie jetzt allgemein wieder auf, dann jedenfalls nicht mit ihren ursprünglichen Farben, sondern mit denen, welche ihr die Apostelgeschichte, jene ausgezeichnete Hinüberleitung aus den Wirren der apostolischen Zeit in die katholische Einheit, geliehen hatte (vgl. den Artikel Lucas, sowie Harnack, Zeitschr. für Kirchengesch. 1877, 363, 1).

Sollte es nach dem Bisherigen scheinen, als ob die Kirche diesen ganzen Proceß unter einem starken Bewußtsein eigener Thätigkeit durchgemacht habe, so sei noch ausdrücklich erinnert, daß man selbst den leitenden Persönlichkeiten, welche übrigens gewiß hauptsächlich im Episkopat zu suchen sind, den Gedanken, daß die Kirche am Kanon producire und mit ihrem Entscheidungsrecht über ihm stehe, schwerlich zutrauen darf. Es liegt im Begriff eines apostolischen Kanons, daß er — natürlich nur in dem Umfange, in welchem er schließlich angenommen wurde, welcher aber eben als der einzig richtige galt — von jeher existirt und die Norm für die Kirche gebildet habe, und daß er lediglich zur Anerkennung zu bringen sei; und je weniger sich der Umschwung mit einemmal vollzog, desto naturgemäßer muß das erscheinen. Sehr correct begründet Serapion bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 12, 3 seinen Satz: *τὰ .... ψευδεπίγραφα ... παραιτούμεθα* durch die Hinzufügung: *γινώσκοντες ὅτι τὰ τοιαῦτα οὐ παρελάβομεν.*

Blicken wir auf unsern Ausgangspunkt zurück, so scheint es schließlich allerdings richtig, daß uns das Muratori'sche Fragment einen Einblick in die Geschichte der Kanonbildung thun läßt, aber nicht sowol in ein von der Apostolicität abweichendes Princip als vielmehr in die Principlosigkeit, mit welcher man zu Werke ging. Was bei der Entstehung des Kanons an Princip wirksam war, das muß wol die Forderung apostolischer Herkunft gewesen sein; aber durchgeführt wurde sie nicht, und so kam es, daß dieser gewaltige Umschwung der Kirche doch keinen festen Kanon brachte, sondern nur neue Unsicherheit und Verlegenheit.

6) Die zwei nächsten Jahrhunderte nämlich haben nur als Periode des fortgehenden Schwankens mit allmählicher Bereicherung des Kanons ein Interesse. Die Beibehaltung der schon anerkannten Schriften, welche man so gern benutzt, um durch eine stattliche, ununterbrochene Zeugenreihe zu imponiren, ist gar nichts Merkwürdiges; alle Aufmerksamkeit dagegen verdient die Anerkennung heute verworfener und die Ungewißheit über heute anerkannte Bücher. Doch auch hiervon nur das Wichtigste, und mit Beiseitelassung aller Häretiker nur aus den kirchlichen Kreisen selbst.[43])

Den freiesten Standpunkt nimmt Clemens von Alexandrien ein. Den Barnabas und den Clemens Romanus mit seinem 1. Briefe citirt er als Apostel. Noch mehr aber faßt er an heiligen Schriften den prophetischen Charakter ins Auge und führt deshalb als Offenbarungsbücher den Hirten, die Sibylle und den Hystaspes an (strom. VI, 5, §. 43). Mit den kanonischen Schriften

41) Vgl. Mangold zu Bleek's Einl. in das N. T. 743, 2. 42) Vgl. besonders Overbeck, Die Auffassung des Streits des Paulus mit Petrus in Antiochien (Gal. 2, 11 fg.) bei den Kirchenvatern (1877) 8—13. 18. Zur Gesch. des Kanons 122. Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1881, 151—155, Thoma, ebendas. 1875, 410—412, auch Harnack, Zeitschr. für Kirchengesch. 1879, 374—377. 383.

43) Wegen der Belege verweisen wir für diesen Abschnitt auf die Einleitungen, besonders Hilgenfeld (147—163).

und dem Barnabasbrief hat er in seinen uns nicht erhaltenen Hypotyposen auch die Apokalypse des Petrus commentirt, anderwärts das κήρυγμα sowie das χρίσμα des Petrus und die παραδόσεις des Matthias als echt benutzt, zu schweigen von dem, was er als secundär doch noch mit Achtung gebraucht. Der Barnabasbrief, der „Hirt", die Apokalypse des Petrus, dazu die Acta des Paulus stehen ohne jede Abscheidung, zum Theil nicht einmal am Ende, in einem hinter dem Codex Claromontanus der Paulinischen Briefe erhaltenen Verzeichniß der Zeilenzahl der einzelnen neutestamentlichen Bücher, der sogenannten Claromontanischen Stichometrie. Von den bei Clemens angeführten Schriften nennen wir folgende, welche in Gleichstellung mit den kanonischen noch anderwärts — von Eusebius dabei vorläufig abgesehen — vorkommen. Die Apokalypse des Petrus gehört außer im Muratori'schen Fragment auch bei Methodius von Tyrus (gest. 311) zu den heiligen Schriften und wurde noch um 440 in einigen Gemeinden Palästinas am Charfreitag öffentlich vorgelesen. Der „Hirt" erscheint als γραφή bei Irenäus, Pseudocyprian und Origenes (gest. 254), der ihn jedoch an andern Stellen in zweite Linie rückt. Er wurde, wie auch der Brief des Polycarp, noch zu des Hieronymus (gest. 420) Zeiten kirchlich vorgelesen und hat dem entsprechend Aufnahme im sinaitischen Bibelcodex (4.—6. Jahrhundert) gefunden neben dem Barnabasbrief, welcher auch von Origenes geschätzt, von Hieronymus sogar einmal zur Heiligen Schrift gerechnet wird. Großes Ansehen genoß von jeher der 1. und später, freilich ohne jede geschichtliche Berechtigung, auch der sogenannte 2. Brief des Clemens Romanus; ihren kirchlichen Gebrauch berichtet noch für seine Gegenwart Epiphanius (gest. 403), ja der Codex Alexandrinus (5.—6. Jahrh.) und der 85. der Canones apostolorum rechnen sie ausdrücklich zur Heiligen Schrift. Letzterer spricht die gleiche Würde sogar den angeblich von Clemens niedergeschriebenen Constitutionen der Apostel, einer erst im 3. und 4. Jahrhundert zu Stande gekommenen Sammlung der ältesten kirchenrechtlichen Festsetzungen, zu, und Epiphanius nennt diese einmal θεῖος λόγος (haer. 80, 1). Von dem Tatianischen Diatessaron (s. Anm. 104—6) mußte Theodoret (gest. 457) noch über 200 in kirchlichem Gebrauch befindliche Exemplare durch die kanonischen Evangelien verdrängen.

Angesichts solcher Schätzung heute gänzlich verworfener Schriften, welche sich noch durch zahlreiche weitere Beispiele belegen läßt, während sie andererseits schon damals lebhaft bestritten war, kann eine großartige Unsicherheit auch in Betreff der heute kanonischen Bücher nicht Wunder nehmen. An zwei Punkten war der vorläufige Kanon (s. 3 ex.) noch in sich selbst schwankend, bei den katholischen Briefen[44]) und dem Hebräerbrief. Von jenen konnte außer dem 1. Johannes- und dem 1. Petrusbrief bis ins 4. Jahrhundert hinein keiner allgemeine Anerkennung erlangen. Von ganz besonderem Interesse aber ist die Geschichte des Hebräerbriefs.[45]) Bei Clemens von Alexandrien, welcher ihn zuerst zum Kanon rechnet, und schon bei dessen Lehrer gilt er als Schrift des Paulus, wenn auch die von den andern Briefen so stark abweichende Stilisirung einem Schüler desselben zugeschrieben wird (bei *Euseb.* Hist. eccl. VI, 14, 2—4); und seitdem galt er im Morgenlande fast ausnahmslos für voll paulinisch. Im Abendlande dagegen, wo der 1. Clemensbrief ihn stark benutzt (besonders Cap. 36) und Tertullian (De pudic. 20) ihn dem Barnabas zuschreibt, muß eine richtige Erinnerung an seinen nichtpaulinischen Ursprung seine Aufnahme in den Kanon verhindert haben. Infolge dessen blieb er hier zwei Jahrhunderte lang ganz unbekannt, bis endlich gerade deshalb seine Aufnahme durch morgenländische Einflüsse um so leichter durchgesetzt werden konnte.

Aber noch an einem andern Punkte wurde der Kanon, der hier schon unerschütterlich schien, ins Wanken gebracht, bei der Apokalypse. Hier entstanden die Zweifel ganz im Gegensatz zu allen andern Fällen — mit Ausnahme geringfügiger Bedenken gegen die Inhaltslosigkeit des Philemonbriefs[46]), in ihrer Aussichtslosigkeit denen gegen Ezechiel (III, 5) vergleichbar — nicht aus Unsicherheit über die Abkunft, sondern aus Widerspruch gegen den Inhalt, und zwar erst seit Cajus von Rom am Anfang des 3. Jahrhunderts (bei *Euseb.* Hist. eccl. III, 28, 2). Die Abneigung aufgeklärter Geister gegen ihre seltsamen Gesichte überwand hier alle noch so feste Tradition; ihr verdanken wir auch eins der ausgezeichnetsten Beispiele einer kritischen Untersuchung, welche uns aus dem Alterthum erhalten sind, die Ausführungen des Dionysius von Alexandrien (gest. 265) bei *Euseb.* Hist. eccl. VII, 25. Und wenn auch die andern Alexandriner in der allegorischen Auslegung ein Mittel fanden, sich mit ihrer kanonischen Geltung zu befreunden, so drang doch im ganzen übrigen Orient ihre Ausschließung durch.

Bei der völligen Unmöglichkeit einer Beseitigung dieser Zustände wenigstens das Geltende möglichst genau festzustellen war das Streben des Eusebius von Cäsarea in seiner Kirchengeschichte (um 325). In Betracht kommen neben der Hauptstelle III, 25 besonders III, 3. 16. 24. 31, 6; cap. 38 fg.; II, 23, 24 fg.; VI, 13, 6. 14, 1—7. Trotz der leider sehr nachlässigen Ausdrucksweise des Eusebius, in welcher sich jedoch seine Rathlosigkeit bei Einordnung zahlreicher Bücher richtig spiegelt, kann jetzt als sicher gelten, daß er einer gelegentlichen Eintheilung des Origenes in *βιβλία γνήσια*, *νόθα* und *μικτά* (= *ἀμφιβαλλόμενα*) folgende 3 Klassen aufstellt:

1) *ὁμολογούμενα* = *γνήσια* (III, 3, 4): 4 Evangelien, Apostelgeschichte, 14 Paulinische Briefe (III, 3, 5), von denen aber der Hebräerbrief von einigen verworfen, nach VI, 13, 6 sogar ein Antilegomenon ist, der 1. Jo-

44) Ueber diesen Namen vgl. den Art. Katholische Briefe.

45) Bleek, Der Brief an die Hebräer I (1828), 82—242. 437—444. Overbeck, Zur Gesch. des Kanons (1880), 1—70.

46) Davon berichten im Vorwort zu ihrer Behandlung des Briefes Hieronymus (opp. ed. Vallarsi VII, 1, 741 fg.) und Chrysostomus (opp. ed. Montfaucon XI, 772 C). Dazu bes. Overbeck 84—92.

hannes-, der 1. Petrusbrief und, *εἴ γε φανείη*, die Apokalypse des Johannes;

2) *ἀντιλεγόμενα*: a) im engeren Sinne *ἀντιλεγόμενα*, die doch zugleich *ἐν πλείσταις ἐκκλησίαις δεδημοσιευμένα* (III, 31, 6) oder auch *πολλοῖς χρήσιμα* (III, 3, 1) sind, gelegentlich aber *νόθα* heißen (II, 23, 25): die 5 andern katholischen Briefe, darunter der 2. und 3. des Johannes vielleicht von einem andern gleichen Namens;

b) *νόθα* ohne weiteren Zusatz: Acta Pauli, der „Hirt", die Apokalypse des Petrus, der Barnabasbrief, die „Lehren der Apostel", das Hebräerevangelium und, *εἰ φανείη*, die Apokalypse des Johannes, welche nach III, 39, 6 möglicherweise von dem sogenannten Presbyter Johannes verfaßt ist;

3) *ὀνόματι τῶν ἀποστόλων πρὸς τῶν αἱρετικῶν προφερόμενα*, daher *ἄτοπα πάντη καὶ δυσσεβῆ* oder *παντελῶς νόθα* (III, 31, 6): die Evangelien des Petrus, Thomas u. s. w.

Die epist. I. von Clemens Romanus, welche III, 25 fehlt, heißt III, 16; 38, 1 *ὁμολογουμένη*, wol bezüglich ihres Ursprungs, VI, 13, 6 *ἀντιλεγομένη*, wol bezüglich ihrer kirchlichen Geltung.

In dieser letzten Notiz zeigt sich nun zugleich das Princip der ganzen Eintheilung. Anerkennung, Bestreitung und Verwerfung einer Schrift bezieht sich augenscheinlich zunächst auf ihre Echtheit. Aber Eusebius sah nur zu deutlich, daß sich damit ein Kanon aus lauter wirklich von Aposteln verfaßten Schriften nicht herstellen ließ. Denn aus einem solchen mußten Schriften von Clemens Romanus oder Hermas oder Barnabas (2^b) trotz ihrer unangefochtenen Echtheit gerade ausgeschlossen werden; daß sie blos auf „Widerspruch" stoßen, ist viel zu wenig. Andererseits ist das Princip der Apostolicität auch durch die bloße Existenz einer Mittelklasse, welche trotz Widerspruchs gegen ihre apostolische Echtheit in den meisten Gemeinden in Anerkennung steht (2^a), von selbst aufgehoben. Der wichtigere Entscheidungsgrund ist für Eusebius denn auch ausgesprochenermaßen die *ἀποστολικὴ ὀρθοδοξία* (III, 31, 6; 38, 5; 25, 7). Allein auch hierüber ist das Urtheil eben gar nicht mehr frei; und so blieb dem hervorragendsten Vertreter der kirchlichen Interessen jener Zeit nichts übrig, als sich blindlings der Tradition in die Arme zu werfen. Aber durch die mit richtigem Takte herausgefühlte, übrigens schon durch die Zusammenfassung der 7 „katholischen Briefe" (s. diesen Artikel I, 4) vorbereitete Zerlegung der Mittelklasse hatte er der Zukunft vorgearbeitet.

7) Die fernere Entwickelung eilt nun mit raschen Schritten der Schließung des weiteren Kanons zu. Abgesehen von den Differenzen in den Privatmeinungen der Kirchenlehrer wurden die großen provinziellen Verschiedenheiten, daß im Abendland der Hebräerbrief fehlte, im außeralexandrinischen Morgenland die Apokalypse, in Syrien, z. B. in der syrischen Volksbibel, der Peschito aus dem 3. oder 4. (nicht 2.) Jahrhundert, außerdem die 4 kleinen katholischen Briefe, welche inzwischen nebst dem Jakobusbrief anderwärts mehr und mehr anerkannt worden waren[47], immer unerträglicher, besonders da jetzt die gesammte Kirche durch die wesentlich mit auf Grund der Bibel zu entscheidenden dogmatischen Fragen der Trinität aufs heftigste erregt wurde. Gegenüber dem verschärften Begriff einer festen schriftlichen Glaubensnorm, der sich auch in dem gleichzeitigen Aufkommen des Namens *κανών* (s. II, 2) an Stelle des lareren Ausdrucks *ὁμολογούμενα* zeigt, mußte die Mittelklasse fallen. Und das war nicht so schwer, wenn ihre angeblich apostolische Hälfte (2^a) zu den unbedingt kanonischen, die anerkannt nichtapostolische (2^b) zu den unbedingt außerkanonischen Schriften geschlagen wurde. Was der Gelehrsamkeit des Eusebius nicht gelungen war, das vollbrachte der kirchliche Einfluß eines Athanasius und Augustin, und die Belesenheit des Hieronymus war diesem von ihm selbst getheilten Streben nur hinderlich.

Allem Anschein nach war Eusebius selbst zur praktischen Durchführung einer Festsetzung des Kanons ausersehen, als ihm Konstantin der Große etwa 332 den Auftrag gab, 50 kostbare Bibelhandschriften nach einer ihm gut scheinenden Auswahl der Bücher herstellen zu lassen (*Euseb.* Vita Constant. IV, 36 fg.). Welche Wahl er traf, erfahren wir nicht; doch ist es nicht schwer zu errathen. Volkmar[48] vermuthet, daß der gewiß unechte[49], aber für jene Zeit ganz zutreffende 60. Kanon der Synode zu Laodicea um 363 (Mansi II, 574), welcher im Neuen Testament alle heute dazugehörigen Bücher mit Ausnahme der Apokalypse aufzählt, nichts als ein Index einer solchen Eusebianischen Bibel sei.

Allein so große Verbreitung diese Feststellung fand, durchschlagend war sie nicht. Athanasius, Bischof von Alexandrien, trat 365 in dem 39. seiner einflußreichen Briefe zur Verkündigung der jedesmaligen Osterberechnung[50] für den ganzen heutigen Kanon ein, und nach Ueberwindung des Widerspruchs gegen den Hebräerbrief im Abendland (s. 6) konnte Augustin auf einer Synode zu Karthago 397[51], wahrscheinlich auch schon zu Hippo 393[52], ebendenselben zur Anerkennung bringen. Daß vorher eine maßgebende Bestimmung in keiner Weise bestand, zeigt sich deutlich darin, daß Konstantin dem Eusebius völlig freie Hand ließ, daß Athanasius selbst sein Unternehmen eine *τόλμα* nennt, und daß die afrikanischen Beschlüsse nur gefaßt wurden ita, ut de confirmando isto canone transmarina ecclesia consulatur. Nachdem aber Innocenz I. 405 an Exsuperius von Tolosa einen damit übereinstimmenden Bescheid gegeben[53], konnte dieser Zusatz auf dem ferneren Concil zu Karthago 419[54]

47) Die Aufnahme der Briefe von Jakobus und Judas wurde wol dadurch begünstigt, daß man, weil leibliche Brüder Jesu anzuerkennen seine steigende Vergöttlichung immer mehr verbot, beide Männer für die Apostel gleichen Namens hielt. Die drei größeren der katholischen Briefe waren dann von den drei Zeugen der Verklärung Jesu (Matth. 17, 1) verfaßt. 48) Zu Credner, Gesch. des neutest. Kanons 220. 49) Ebendas. 217—220; dort auch die Literatur. 50) Opp. ed. Bened. I, 961—963. 51) Canon 47, bei Mansi III, 891. 52) Canon 36, bei Mansi III, 924. 53) Bei Mansi III, 1040 fg. 54) Canon 29, bei Mansi IV, 430.

weggelaſſen werden; und ſeit die römiſchen Biſchofe Gelaſius (492—496), dieſer freilich vielleicht doch noch mit Auslaſſung des Hebräerbriefs [55], und Hormisdas (514—523) den Kanon durch Decrete [56] beſtätigt hatten, darf derſelbe trotz allen ſpäteren Schwankungen wenigſtens für das Abendland als geſchloſſen gelten.

Dieſer Ausgang, gewöhnlich als ein Triumph der göttlichen Leitung der Geſchichte gefeiert, iſt wegen der Art ſeines Zuſtandekommens eine der betrübendſten Erſcheinungen. Es wiederholte ſich hier ganz derſelbe Proceß, welcher oben (III, 5) beim Alten Teſtament beobachtet wurde. Während in der vorletzten Periode der Kanonbildung eine Ausſcheidung der werthvolleren Bücher aus einer größeren Maſſe ſich vollzog, wurde in der letzten alles noch Zweifelhafte mit Gewalt in den Kanon hineingepreßt, und zwar beim Neuen Teſtament, was einem geſunden Gefühl beſonders zuwider iſt, zum Theil unter dem vollen Bewußtſein ſeiner Unechtheit. Den Hebräerbrief haben Auguſtin und Hieronymus ebenſo oft, und ohne daß ſich Perioden darin unterſcheiden ließen, dem Paulus ab- wie zugeſprochen; das Durchſchlagende bleibt ſchließlich die Aeußerung des Hieronymus [57]: nihil interesse cujus sit, cum ecclesiastici viri sit et quotidie ecclesiarum lectione celebretur. Derſelbe ſagt von Petrus (catal. 1): scripsit duas epistolas ... quarum secunda a plerisque ejus negatur; vom Briefe des Jakobus (ibid. 2): quae et ipsa ab alio quodam sub nomine ejus edita asseritur, licet paulatim tempore procedente obtinuerit auctoritatem; vom Judasbrief (ibid. 4): a plerisque rejicitur; tamen auctoritatem vetustate jam et usu meruit; von Johannes (ibid. 9): scripsit ..... unam epistolam ... reliquae autem duae ... Joannis presbyteri asseruntur. Dem entſprechend zählt der Bibelindex des Biſchofs Damaſus von Rom (366—384), welcher ebendeshalb echt ſein wird [58], Joannis apostoli epistola una und dann alterius Joannis presbyteri epistolae duae auf. Dieſe Sätze nebſt denen des Auguſtin über die Weisheit und den Prediger Salomo's (doctrina christ. II, 8): de quadam similitudine Salomonis esse dicuntur, nam Jesus Sirah eos conscripsisse constantissime perhibetur; qui tamen quoniam in auctoritatem recipi (tam longa annositate, wie de praedest. I, 27 eingeſchoben wird) meruerunt, inter propheticos numerandi sunt ſowie über die Werthſchätzung der kanoniſchen Schriften (ibid.): eas, quae ab omnibus accipiuntur ecclesiis catholicis, praeponat eis, quas quaedam non accipiunt, in eis vero, quae non accipiuntur ab omnibus, praeponat eas, quas plures gravioresque accipiunt zuſammen mit dem des Euſebius (Hist. eccl. II, 23, 24 fg.) von Jakobus: *οὗ ἡ πρώτη τῶν ὀνομαζομένων καθολικῶν ἐπιστολῶν εἶναι λέγεται. ἰστέον δὲ ὡς νοθεύεται μὲν, ... ὅμως δ' ἴσμεν καὶ ταύτας* (Jakobusbrief und Judasbrief) *μετὰ τῶν λοιπῶν ἐν πλείσταις δεδημοσιευμένας ἐκκλησίαις* ſind der größte Hohn auf einen apoſtoliſchen Kanon, den man ſich denken kann.

Ein letzter Reſt der Mittelklaſſe erhielt ſich in den *βιβλία ἀναγινωσκόμενα* oder libri ecclesiastici, welche Athanaſius, Epiphanius, Rufin und Hieronymus neben den kanoniſchen Büchern vorzuleſen erlauben ad aedificationem plebis, non ad auctoritatem dogmatum confirmandam. Neben altteſtamentlichen Apokryphen waren dies hauptſächlich die wichtigſten der alten Antilegomenen, außerdem die Geſchichten der Märtyrer. Aber das Concil zu Laodicea um 363 (ſ. bei Anm. 27, S. 311), das zu Karthago 397, der 60. der canones apostolorum, Innocenz I. an Exſuperius, Iſidor von Peluſium (epist. I, 369) und Cyrill von Jeruſalem (catech. IV, 20) verboten mit ſteigender Strenge, irgendwelche nichtkanoniſche Bücher in der Kirche oder auch nur zu Hauſe zu leſen: ein conſequenter, aber eines Rabbi Akiba würdiger Gedanke, dem wir gewiß zu einem guten Theil den Untergang ſo mancher hochwichtigen altchriſtlichen Schrift, vergleichbar demſelben Vorgang bei den altteſtamentlichen Apokryphen (III, 5), zu verdanken haben. — Solche Wahrnehmungen machen es, während wir die Ordnung der kanoniſchen Bücher [59] und die darin liegenden Unterſchiede ihrer Werthſchätzung übergehen, unerläßlich,

8) eine kurze Würdigung der für die Richtigkeit des Kanons in ſeiner Entſtehung liegenden Gewähr hinzuzufügen. Daß die Tendenz der Kirchenväter bei der Entſcheidung über die Kanonicität eines Buches nicht immer eine objective war, iſt wol ſchon zur Genüge gezeigt; daß aber auch ihr Wiſſen höchſt mangelhaft, ihre Fähigkeit zur Erforſchung des wahren Sachverhalts ſehr gering und ihre Leichtgläubigkeit großartig war, muß noch an einigen Beiſpielen nachgewieſen werden.

Ein unechtes Reſcript Hadrian's zu Gunſten der Chriſten wird ſchon von Juſtin am Ende ſeiner erſten Apologie, eins dergleichen von Marc Aurel [60] über das Wunder der legio fulminatrix im Jahre 174 ſchon von Tertullian (apol. 5) um 200 als echt angeführt, obgleich bereits 177 unter demſelben Kaiſer die grauſamſte Chriſtenverfolgung ſtattgefunden hatte. [61] Die (jüdiſchen und chriſtlichen) Weiſſagungen der Sibylle, welche ſich Braut und Nachkommin des Noah nennt (III, 826), aber ohne Anſtand die ſpeciellſten Daten der ſpäteren Geſchichte, be-

55) Hilgenfeld, Einl. 134. Dagegen Thiel, Epistolae Romanorum pontificum genuinae a S. Hilario usque ad Pelagium secundum I (1868), 53 fg. Vgl. noch Overbeck, Zur Geſch. des Kanons 63, 3. 56) Bei Manſi VIII, 146 fg., neu herausgegeben von Credner, Zur Geſch. des Kanons 149—290. 57) Epist. 129 (ad Dardanum), 3 ex. 58) Rade, Damaſus (1882) 145—147.

59) Reichhaltige Tabellen darüber bei Hody, De bibliorum textibus originalibus (1705) 644—664; daraus bei Wolf, Biblioth. hebr. II (1721), 47—62. Außerdem vgl. beſ. Hilgenfeld, Einl. 153—155. 60) Gedruckt ebenfalls hinter den Apologien Juſtin's. 61) Overbeck, Studien zur Geſch. der alten Kirche I (1875) 93—157. Keim, Tübinger theol. Jahrbücher 1856, 387—401. Aus dem Urchriſtenthum I (1878), 181—193.

sonders des Lebens Jesu (VI, 21—26. VIII, 270—336. 457—480 etc.), sogar Eigennamen (III, 214. 253. 427) vorhersagt oder durch die Zahlenwerthe ihrer Buchstaben bezeichnet (V, 10—51 und oft), ja seit dem 3. Jahrhundert ein Akrostichon auf die bekannte Formel Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ υἱὸς σωτήρ, obendrein mit dem Zusatze σταυρός(!), bietet (VIII, 217—250), wurden nicht nur von Justin und Clemens Alexandrinus (vgl. 2 und 6), sondern noch von einer ganzen Reihe von Kirchenvätern für echt gehalten und mit Vorliebe zum Beweis des hohen Alters christlicher Ideen benutzt, nach Clemens Alexandrinus sogar vom Apostel Paulus in einer wörtlich angeführten Stelle(!) dringend empfohlen (Strom. VI, 5 ex.). Derselbe Clemens Alexandrinus citirt gläubig ein Buch von Zoroaster, in welchem dieser beschreibt, was er nach seinem Tode in der Unterwelt von den Göttern erfahren (Strom. V, 14, §. 104). Das Buch des Urvaters Henoch (Genes. 6, 18—24), seit Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. entstanden, aber schon im Judasbrief Vers 14 als echt angeführt, konnte nach Tertullian (De cultu femin. I, 3), nachdem es in der Flut untergegangen, durch Noah ebensogut wiederhergestellt werden wie das Alte Testament durch Esra (vgl. III, 1); der Grund zu dieser Annahme ist der: legimus (2 Tim. 3, 16!) omnem scripturam aedificationi habilem divinitus inspirari. — Von den biblischen Verhältnissen hatte man so wenig zutreffende Vorstellungen, daß z. B. das Evangelium nach Lukas, welches heute allgemein als Bearbeitung mehrerer schriftlicher Grundlagen anerkannt ist, als Niederschrift der Vorträge des mit den Einzelheiten des Lebens Jesu so wenig bekannten Paulus (s. Anm. 139), die Apostelgeschichte als acta omnium apostolorum (Murat. 34), Johannes mit den 7 apokalyptischen Briefen als prodecessor des Paulus erscheinen konnte (vgl. Anm. 140) und dem Irenäus über die einzig richtige Auflösung der Räthselzahl 666 in Apokal. 13, 18[62]) durch נרון קסר (Kaiser Nero) trotz seines sofort zu erwähnenden Verkehrs mit directen Jüngern des Johannes auch nicht die geringste Ueberlieferung mehr zu Gebote stand (adv. haer. V, 30 = Eus. H. e. V, 8, 5 fg.). Fabeln wie die, daß Johannes aus siedendem Oel, in das er unter Domitian getaucht worden, unversehrt hervorgegangen sei, wurden bereitwilligst geglaubt.[63]) Wenn nun Irenäus (adv. haer. III, 11, 8) die Annahme von gerade 4 Evangelien in der Kirche damit begründet, daß es 4 Himmelsgegenden und 4 Hauptwinde (πνεύματα) gibt, weshalb das Evangelium, der Kirche Grundsäule und Lebensgeist (πνεῦμα), εἰκότως ein viergestaltiges, aber von Einem πνεῦμα zusammengehaltenes sei, so findet das jedermann mindestens abgeschmackt; wenn Theodoret (gest. 457) den Eusebius sagen läßt (opp. III, 542 ed. Halens.), die Paulinische Abfassung des Hebräerbriefs hätten auch alle Alten behauptet (vgl. 6), so staunt man über seine Flüchtigkeit; wenn der Bischof Dionysius von Corinth (seit 170), der des Paulus Corintherbriefe in seinem Archiv hatte, nicht blos die römische, sondern auch die corinthische Gemeinde von Paulus und Petrus in gleichzeitigem Wirken gegründet sein läßt (bei *Euseb.* Hist. eccl. II, 25, 8), oder wenn Irenäus[64]) aus dem Munde von unmittelbaren Schülern des Johannes und aus einer Schrift des Papias zustimmend anführt, in der Endzeit würden für die Gläubigen Weinstöcke wachsen mit je 10,000 Aesten à 10,000 Reben à 10,000 Schößlingen à 10,000 Trauben à 10,000 Beeren à 25 Maß Wein, und dies alles für einen durch den Apostel Johannes garantirten Ausspruch Jesu erklärt[65]), so glaubt ihnen kein Mensch; wenn derselbe Irenäus (III, 12, 15) den in der Apostelgeschichte 15, 13 auftretenden Jakobus für den Zebedäiden hält, dessen Tod Apostelgesch. 12, 2 berichtet ist, oder wenn Eusebius (Hist. eccl. I, 13, 4—10) mit diplomatischer Sorgfalt aus dem Staatsarchiv zu Edessa den Brief Jesu an den dortigen Toparchen Abgar mittheilt, in welchem er mit γέγραπται περὶ ἐμοῦ so ziemlich Joh. 20, 29 citirt, so belächelt man ihre Unkritik; sobald aber dieselben Männer etwas den heute kanonischen Schriften Günstiges oder den heute ausgeschiedenen Schriften Ungünstiges „bezeugen", z. B. das vergeistigtste Evangelium (vgl. nur Joh. 6, 63 sowie den Artikel Katholische Briefe II, 5), in welchem jede sinnliche Zukunftshoffnung fehlt, jenem so kraß fleischlich geschilderten Johannes zuschreiben, dann sollen sie plötzlich wahre Engel an Unbefangenheit, Kenntniß der Ueberlieferung und kritischem Sinne sein.[66]) Statt dessen gilt es, den unendlich oft wiederholten Satz, diese oder jene neutestamentliche Schrift sei bezeugt schon von (beispielsweise) Irenäus, Tertullian und Clemens Alexandrinus, dahin abzuändern, daß sie erst von diesen Männern bezeugt sei, und auch dies nur insofern, als durch Anführung von Citaten oder Nennung ihres Titels ihre Existenz bewiesen wird; was aber jene nur durch einen bedauerlichen Misbrauch so genannten „Zeugnisse" über Verfasser, Abfassungszeit, Zweck u. dgl. sagen, ist zum größten Theil nichts als Gedankenlosigkeit und Phantasie. Die Geschichte des Kanons in den 4 ersten Jahrhunderten erweist schließlich nur die volle Nichtigkeit der Garantie, welche die Kirche für seine Echtheit und Tauglichkeit zur authentischen Darstellung des ursprünglichen Christenthums zu leisten verspricht, und nicht mit Unrecht hat Overbeck von der „großen Komödie des kirchlichen Traditionsbeweises" gesprochen.[67])

V. In der weiteren Geschichte des Kanons innerhalb der christlichen Kirche seit dem 5. Jahrhundert, welche für das Alte und Neue Testament,

62) Vgl. den Art. Johannes der Apostel, Sect. II, Thl. 22 S. 89. 63) S. die Stellen in Hilgenfeld's Einl. 402.

64) Adv. haer. V, 33, 3 fg., auch in patrum apostol. opp. edd. Gebhardt et Harnack I, 2, 2. Aufl. 87—89. 65) Vgl. auch den Art. Papias, Sect. III, Thl. 11, S. 74. 66) Reichhaltige Zusammenstellungen über die Unkritik der Kirchenväter finden sich bei Köstlin in den Tübinger theol. Jahrbüchern 1850, 1—62; 1851, 149—221: über die pseudonyme Literatur der ältesten Kirche. Schwegler, Nachapostol. Zeitalter I (1846), 43—88. Zeller, Die Tübinger histor. Schule, in Sybel's histor. Zeitschr. IV (1860), 114 fg. und in seinen „Vorträgen und Abhandlungen" (I) 1865, S. 293 fg. Hilgenfeld, Kanon und Kritik 72—77. Einl. 164—173. 67) Zur Gesch. des Kanons 28, 1; 66, 2.

nur für ersteres noch etwas weiter zurückgreifend, eine gemeinsame ist, wird das Interesse ebenso wie in der vorhergehenden Periode (IV, 6) nicht sowol durch das allgemeine Festhalten an den gewonnenen Resultaten als vielmehr durch die Abweichungen davon in Anspruch genommen. Dieselben sind überraschend stark und zahlreich, aber doch von geringerer Bedeutung als die früheren, weil sie den officiellen Bestand des Kanons nicht mehr zu erschüttern vermogen. Wir erwähnen daher nur Weniges.[68])

1) Die immer noch herrschende **Unsicherheit im allgemeinen** wird durch Folgendes belegt. Der sogenannte Indienfahrer Kosmas (gest. um 535) begründet seine Verwerfung sämmtlicher katholischer Briefe durch den schneidigen und nur wenig übertreibenden Nachweis, daß über ihre Annahme nie Einstimmigkeit geherrscht habe.[69]) Der afrikanische Bischof Junilius um 550, der seine Informationen auf einen in Nisibis gebildeten Perser Paulus zurückführt, stellt die Apokalypse und die 5 von jeher streitigen katholischen Briefe in eine abgesonderte Klasse zweifelhafter Schriften.[70]) Noch der Patriarch Nicephorus von Konstantinopel (gest. 828) führt in seiner Stichometrie[71]) außer Apokryphen des Neuen Testaments auch Antilegomena auf, nämlich die Apokalypsen des Johannes und Petrus, den Barnabasbrief und das Hebraeerevangelium. Manches hiervon mag nur auf gelehrten Reminiscenzen, z. B. aus Eusebius, beruhen; aber es beweist doch, daß bezüglich des Kanons die Forderungen der Rechtgläubigkeit sehr lax gehandhabt wurden. Freilich waren die Abweichungen nicht überall Privatsache einzelner Gelehrten, sondern sie hatten das Gewohnheitsrecht ganzer Kirchen für sich. Der Apokalypse blieb im Morgenland die allgemeine Anerkennung noch sehr lange versagt; erst etwa im 14. Jahrhundert scheinen die Zweifel verstummt zu sein.[72]) In der syrischen Kirche scheinen außer ihr auch die 4 kleinen katholischen Briefe, ganz entsprechend dem Bestande in der Peschito (IV, 7), nie allgemeine Anerkennung gefunden zu haben. In der äthiopischen Kirche werden sogar die Bücher Henoch, der Jubiläen, das 4. Buch Esra und andere Pseudepigraphen sowie 8 Bücher von apostolischen canones vielfach zum Kanon gerechnet.[73]) Die Verwirrung ging aber auch außerhalb der isolirten Länder so weit, daß ein aus Paulinischen Versen zusammengestoppelter Brief an die Laodicener, vielleicht schon im Muratori'schen Fragment Zeile 64 erwähnt, vielleicht erst kurz vor 400 entstanden, wegen Col. 4, 16 und wegen und zugleich trotz des denkwürdigen Ausspruchs Gregor's des Großen (590—604): (Paulus) quamvis epistolas quindecim scripserit, sancta tamen ecclesia non amplius quam quatuordecim tenet[74]), sowie trotz des Verbots der Oekumenischen Synode zu Nicaa im Jahre 787 noch in mittelalterlichen Bibeln bis nahe an die Reformationszeit erhielt, und daß der „Hirt" des Hermas vereinzelt seinen Platz bei den alttestamentlichen[75]), die Weisheit Salomo's dagegen bei den neutestamentlichen Büchern fand.[76]) Solche Dinge sind nicht zu verwundern, wenn das Concil zu Konstantinopel von 692 im 2. Kanon[77]) nicht nur die sich so stark widersprechenden Bestimmungen der Synoden zu Laodicea (vgl. IV, 7 und V, 2) und zu Karthago von 397, sondern obendrein auch die canones apostolorum sanctionirte, in welchen zum Neuen Testament auch die beiden Clemensbriefe und die freilich in demselben 2. Kanon von 692 **ausdrücklich verworfenen constitutiones apostolorum gerechnet, die alttestamentlichen Apokryphen aber nur theilweise aufgenommen waren.**

2) Vom **Alten Testament** kommen außer dem bereits III, 6 besprochenen Buche Esther hauptsächlich die **Apokryphen** (III, 7) in Betracht. Starken Schwankungen unterliegt schon ihr Umfang. Ihre Verzeichnisse sind manchmal auffallend unvollständig; anderwärts werden dagegen nicht blos 3, sondern 4 Bücher der Makkabäer eingerechnet, z. B. im Codex Alexandrinus, und außer dem 3. Esrabuche erscheint das erst kurz vor 100 n. Chr. entstandene 4. (vgl. III, 1), das Luther gänzlich verwarf, „weil so gar nichts drinnen ist, das man nicht besser in Aesopo oder noch geringeren Büchern kann finden", nicht nur in Ausgaben der Vulgata, sondern auch in nachtridentinischen katholischen und in mindestens 20 lutherischen und reformirten Bibeln bis wenigstens zum Jahr 1703 herab.

Was die Geltung der Apokryphen anlangt, so war man, weil man bei der herrschenden Unkenntniß des Hebräischen sich ganz auf die alexandrinische Uebersetzung angewiesen sah, in der christlichen Kirche sehr geneigt, sie den kanonischen Büchern gleichzusetzen. Im Morgenlande behielt jedoch wegen der noch ziemlich lebendigen und durch die Autorität besonders des Origenes gestützten Kenntniß des ursprünglichen Sachverhalts die Trennung die Oberhand. So schließen nächst Melito von Sardes (s. Anm. 65) Athanasius (s. Anm. 150), Gregor von Nazianz (gest. 389), Cyrill von Jerusalem (gest. 386), Amphilochius von Iconium (gest. um 395) und der 60. Kanon der Synode zu Laodicea (über ihn s. IV, 7) die Apokryphen aus.[78]) Freilich gebrauchen sie dieselben Männer anderwärts doch wie kanonische Schriften; die Praxis entsprach also nicht der Theorie. Im Abendland war auch die Theorie den Apokryphen günstig. Zwar vertraten Hilarius von Pictavium (gest. 368), Rufin und Hieronymus die strengere Ansicht, aber gegenüber der

68) Genaueres z. B. bei Reuß, Geschichte der heil. Schriften N. T. §. 326—331 und Histoire du canon 193—505. 69) Topographia christiana VII, bei Montfaucon, Collectio nova patrum et scriptorum graecorum II, 292. 70) Genaueres im Art. Junilius, Sect. II, Thl. 29, S. 75—77. 71) Herausg. von Gredner, Zur Gesch. des Kanons 95—126. 72) Lücke, Einl. in die Offenb. des Joh., 2. Aufl. (1852), 641—651. 73) Dillmann in Ewald's Jahrbüchern der bibl. Wiss. V (1853), 144—151, auch in Herzog's Realencykl. s. v. äthiopische Bibelübersetzung.

74) Moralia in Jobum 35, cap. 15. 75) Harnack in patrum apostol. opera III, p. LXVIII. 76) *Epiphanius*, Haer. 76, 5 (p. 941), vielleicht schon im Muratori'schen Fragment Z. 69 fg. 77) Bei Mansi XI, 940 fg. 78) Ueber Epiphanius vgl. Schürer bei Herzog I (2. Aufl.), 487.

allgemeinen Unwissenheit und dem Drängen auf einen womöglich alle in der Kirche gebräuchlichen Bücher umfassenden Kanon ohne Erfolg. Wesentlich durch Augustin, dessen Ansichten hierüber schon IV, 7 angeführt sind, wurde zu Hippo und Karthago und ebenso in den nachfolgenden Decretalen (IV, 7) die ebenbürtige Aufnahme der Apokryphen in den Kanon durchgesetzt. Ohne Widerspruch konnte sie freilich angesichts des Ansehens des Hieronymus nicht bleiben; aber der kirchliche Gebrauch schloß sich ganz an sie an. Als daher die Reformation beider Richtungen die Abscheidung der Apokryphen sofort wieder vollzog und ihnen nur die Geltung beließ, die ihnen übrigens auch von Hieronymus nicht versagt worden war, daß sie nützlich und gut zu lesen seien, war es für das Concil zu Trient nicht nur eine That der Reaction, sondern eine geschichtliche Nothwendigkeit, die Gleichstellung der Apokryphen mit den kanonischen Büchern — übrigens zum ersten mal durch bindenden Ausspruch der Kirche, dem höchstens ein damit übereinstimmender Beschluß des griechisch-römischen Unionsconcils zu Florenz 1441 von zweifelhafter Echtheit und ein Erlaß des Papstes Eugen IV. von demselben Jahre [79]) vorausgegangen war — zu decretiren (s. I, 1). Sie hätte sonst nicht etwa nur die Beweisstellen für einige aus den kanonischen Schriften nicht belegbare Dogmen [80]) entbehren, sondern eine tausendjährige Vergangenheit verleugnen müssen.

In der griechischen Kirche wurde die ihr bis dahin ganz fremd gebliebene Gleichstellung der Apokryphen mit dem Kanon auf einer Synode zu Jerusalem 1672 durch Annahme der confessio des Patriarchen Dositheus [81]) durchgesetzt, wesentlich aus Antipathie gegen protestantenfreundliche Bewegungen unter Metrophanes Kritopulus von Alexandrien und Cyrillus Lukaris von Konstantinopel am Anfang des 17. Jahrhunderts.

Auf protestantischer Seite war das Entsprechende die entgegengesetzte Consequenz, die Apokryphen ihrer Stelle in der Bibel gänzlich zu berauben, um die Scheidung zwischen unbedingtem Gotteswort und bloßem Menschenwort in voller Schroffheit durchzuführen. In den Niederlanden auf der Synode zu Dordrecht 1619 nicht durchgedrungen, fand sie in der Westminsterconfession der englischen (und schottischen) Puritaner (1648) 1,3 Ausdruck und führte seit 1825 zur Ausschließung der Apokryphen aus den Drucken der englisch-schottischen Bibelgesellschaften und zu dem traurigen Ansturm auf die Apokryphen, welcher sich 1851 auch nach Deutschland fortpflanzte. [82])

Einzelne römische Theologen konnten den Widerspruch der Wissenschaft gegen die tridentinische Entscheidung nicht überwinden; sie wagten es daher doch, eine zweite Klasse abzuscheiden, welche sie aus den alttestamentlichen Apokryphen und den 7 alten Antilegomenen des Neuen Testaments (der Apokalypse, dem Hebräerbrief und 5 katholischen Briefen) zusammensetzten und mit dem denkwürdigen Namen deuterokanonischer Schriften — im Gegensatze zu den protokanonischen — belegten. So Sixtus Senensis 1566, Bellarmin 1587, Lamy 1696, auch Ellies du Pin 1701, Jahn 1802. Getreu ihrer Kirche fügen sie meist hinzu, die früheren Zweifel gegen diese Bücher seien durch den tridentinischen Beschluß gehoben; aber der Versuch, die ganze Scheidung als übereinstimmend mit dem eigentlichen Sinn des Conciles nachzuweisen, ist natürlich gänzlich verfehlt. Dieselbe hat vielmehr die größte Verwandtschaft mit

3) Ansichten über das Neue Testament innerhalb der reformirten Confessionen. Der kritische Geist der Reformation, welcher über alle menschliche Tradition hinweg auf den unmittelbar göttlichen Urquell des Christenthums zurückgehen wollte, mußte auch bei der Bibel fragen, ob sie in allen Theilen directes Gotteswort sei. So entstanden jene freimüthigen, oft sehr stark verwerfenden Urtheile Luther's über die von ihm deshalb auch eigenmächtig ans Ende der Bibel gerückten Briefe an die Hebräer sowie des Jakobus und Judas und die Apokalypse, welche sich, aus den heutigen Bibeldrucken entfernt, in der Halle'schen (Walch'schen) Ausgabe seiner Werke Band XIV, S. 146—162 und Vorrede S. 13, in der Erlanger Band 63, S. 154—170 finden. [83]) Andreas Bodenstein von Carlstadt (De canonicis scripturis 1520) [84]) scheidet nach dem Werthe 3 Klassen, deren letzte die alttestamentlichen Hagiographen und die 7 neutestamentlichen Antilegomena enthält. Zugleich verlegt er das entscheidende Kriterium aus dem subjectiven Eindrucke, nach welchem Luther geurtheilt hatte, in die Erforschung der ältesten Geschichte des Kanons. Letzteres blieb maßgebend. Man wollte nichts aufnehmen, worüber in der alten Kirche gezweifelt worden war; man nannte die angefochtenen Bücher, deren Siebenzahl ebenfalls durchdrang, seit Chemnitz 1565 apokryphisch, seit Joh. Gerhard 1610 deuterokanonisch und erklärte es für unzulässig, Glaubenssätze auf sie allein zu gründen. Jedoch dieses Erbtheil einer freier gesinnten Zeit mußte in der Periode der starrsten Orthodoxie, welche vor allem einen in jedem Buchstaben unfehlbaren Kanon brauchte, nothwendig verkümmern. Die Unterscheidung wurde dahin abgeschwächt, daß die Zweifel nicht die auctoritas divina, sondern nur die auctores secundarii (der auctor primarius ist der Heilige Geist) betroffen hätten und jetzt überwunden seien, ja daß nicht verschiedener Werth, sondern nur frühere oder spätere Aufnahme der Bücher habe angezeigt werden sollen, und sie wird heute nur

79) Harduin, Acta conciliorum IX, 1023 fg. Welte in der Tübinger theol. Quartalschrift 1839, 245 fg. 80) Z. B. vom Fegefeuer, vgl. 2 Makk. 12, 43. 81) Bei Kimmel, Libri symbolici ecclesiae orientalis (1843) oder monumenta fidei eccl. or. I (1850), S. 467. 82) Ebrard, Zeugnisse gegen die Apokr. 1851; Keerl, Die Apokryphen 1852; Die Apokryphenfrage 1855 u. s. w.

83) Nicht unerwähnt dürfen daneben die freien Urtheile seines Gegners Cajetan über den Hebräerbrief, den Jakobusbrief, Judasbrief und die zwei kleinen Johannesbriefe bleiben sowie die Zweifel des Erasmus, welche sich freilich bereitwillig dem Urtheil der Kirche unterordneten. 84) Neu herausgegeben von Credner, Zur Geschichte des Kanons 291—412.

noch von ganz wenigen Vertretern der Orthodoxie aufrecht erhalten.

VI. Wenn die Geschichte nicht das Resultat von lauter Zufälligkeiten ist, sondern grundlegende Gedanken zur Verwirklichung, aber auch zur Klarheit bringt, so sind wir nunmehr in den Stand gesetzt, eine abschließende Zusammenfassung der Resultate zu versuchen.[85] Daß durch die Ergebnisse der geschichtlichen Untersuchung die Voraussetzungen, mit welchen die Kirche an ihren Kanon herantritt (vgl. I, 1), nicht gerechtfertigt werden, ist im Vorhergehenden (besonders III, 1. 5; IV, 1. 4. 5. 7. 8) wol hinreichend erwiesen. Hier handelt es sich daher wesentlich um die dogmatische, principielle Seite der Sache.

1) Die Auflösung der orthodoxen Anschauungen, welche sich hier vollzog, läßt sich am besten an der Idee des Deuterokanonischen verfolgen. Ein vollkommener Widersinn, so lange das Kanonische in der einzig richtigen Weise als das unbedingt Maßgebende gilt, beweist ihre Anwendung bei jedem, der sich wirklich etwas dabei gedacht, daß ihm der Kanon nicht mehr als absolut normativ gegolten hat. Damit ist aber der Begriff überhaupt aufgegeben. Der Kanon ist eben ein Schriftideal, das folgerichtig nur in absoluter Vollkommenheit gefaßt werden kann, das Ideal einer schriftlichen Grundlage der Religion, welches die Religionsgemeinschaft, aber nicht blos die christliche, sondern, wie oben (I, 2) gezeigt, auch so manche außerchristliche, bedarf oder vielmehr zu bedürfen glaubt. Seine Existenz und seine Eigenschaften sind daher nicht zunächst Sache der historischen Untersuchung, sondern der dogmatischen Construction; sie sind nicht Wahrnehmungen, sondern Postulate. Eben darum haben sie nur bei der vollsten Strenge einen Sinn; jede Concession hebt das Ideal auf. Die Belassung von deuterokanonischen Büchern nach der Reformationszeit, wie im Alterthum in der Mittelklasse des Eusebius oder den Lesebüchern des Athanasius und Rufin (IV, 6. 7) war eine Inconsequenz, welche überwunden werden oder die ganze Anschauung stürzen mußte; die volle Gleichstellung oder volle Ausscheidung der Apokryphen und das Verbot jeder unkanonischen Lektüre war das einzig Richtige. Ebenso die Inspiration auch der hebräischen Vocalzeichen. Ja diese genügt noch gar nicht; sondern da nicht alle, welche selig werden sollen, die biblischen Grundsprachen verstehen, so muß die Inspiration auch auf die Uebersetzungen (mit allen ihren Fehlern) ausgedehnt werden, wozu sich ja auch wirklich einzelne consequente Männer entschlossen haben.[86] Ist doch selbst Bengel's angeblich auf die Apokalypse, factisch auf lauter Luft gebaute Berechnung des Endes der gegenwärtigen Weltgestalt auf den 18. Juni 1836 von manchen seiner Anhänger für inspirirt gehalten worden.

Die ganze Anschauung ruht eben auf folgendem Syllogismus: die Kirche wie der einzelne Gläubige braucht einen absolut unfehlbaren Codex der Belehrung über die göttliche Wahrheit; ohne ihn kann niemand selig werden. Nun existirt ein ehrwürdiges Buch, welchem die Tradition die entsprechenden Eigenschaften zuschreibt; folglich ist dieses Buch jener Codex. Der Obersatz unterliegt der dogmatischen Kritik, welche geltend zu machen hat, daß jenes Postulat nicht nur an sich unverständig, sondern auch religiös mindestens sehr einseitig ist. Die Seligkeit hängt weit mehr von andern Dingen ab als von einer bis auf den Buchstaben unfehlbaren Kenntniß der göttlichen Wahrheit; ein Buch aber, das sie wirklich bieten soll, wird von selbst zu einem Gesetzescodex, dem man sich knechtisch beugen und jede freie Aeußerung der Religiosität zum Opfer bringen muß. Als aus Israel ein Volk des Buches wurde, begann seine trübste Periode; und die herrlichsten Epochen der christlichen Kirchengeschichte sind die gewesen, in welchen der Kanon nicht im Vordergrund stand. Die Religion ist Leben und nicht blos Lehre. — Der Untersatz und der Schlußsatz jenes Syllogismus sind historisch zu prüfen, theils durch eine eingehende Untersuchung des Inhalts der Bibel — sonst urtheilt man thatsächlich über sie, bevor man sie wirklich aufgeschlagen — theils durch die Erforschung der Geschichte ihrer Sammlung. Und diese hat nun eben gezeigt, daß die Reformation in ihrem Suchen nach Gotteswort doch schließlich bei Menschenwort stehen geblieben ist. Es war ein Verhängniß, daß Luther, der auf Christum dringen wollte sogar wider die Schrift, sich doch, um Christum erkennen zu können, an die Schrift halten mußte, und daß sein vermeintlich unerschütterlicher Stützpunkt im Kampfe wider die Tradition selbst auf Tradition ruhte. Niemand anders hatte ja den Kanon festgesetzt als dieselben katholischen Synoden, deren Autorität er im Princip ohne Ausnahme verwarf. Und wollte man meinen, bei dieser so wichtigen Thätigkeit hätte eine unmittelbare Leitung des Heiligen Geistes über ihnen gewaltet, so fragt sich nur, über welcher von denen, die so Entgegengesetztes bestimmt haben, ganz abgesehen von den früher (III, 5; IV, 4. 5. 7. 8) erbrachten Nachweisen darüber, was für ein Geist es gewesen, der hier die Gemüther beseelt hat. Jenes Verhängniß war nach der einen Seite allerdings eine geschichtliche Nothwendigkeit und hat großen Segen gestiftet. Der Kanon war das unzerbrechliche Gefäß, in dem der religiöse Gehalt des anfänglichen Christenthums, oft unbeachtet, aber doch wohlbehalten, hindurchgerettet wurde durch die Stürme der Zeiten, welche alle ohne solche Autorität auftretenden Meinungen verwehten; er war das festeste Einheitsband zwischen allen Perioden und Richtungen der Kirche; ohne einen solchen festen Halt hätte auch die Reformation weder ihren christlichen Charakter gegenüber dem Katholicismus noch ihre Besonnenheit gegenüber der Schwarmgeisterei behaupten können. Aber für ewig aufrecht erhalten zu werden hat er kein Recht. Der Protestantismus, welcher nicht blos eine geschichtliche Erscheinung ist, sondern ein Princip, hat seinen Protest gegen alle menschliche Autorität in religiösen Dingen in der Reformationszeit nur zur Hälfte ausüben können; die genuine Fortsetzung der Arbeit der

85) Vgl. den Artikel Inspiration, Sect. II, Thl. 19, S. 85—88.
86) Ebendas. S. 47; Holtzmann, Kanon und Tradition (1859), 175; *Augustin.*, De civitate dei XVIII, 42 seq.

Reformatoren hat in diesem Punkte die Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts übernommen. Die Geschichte dieses Processes soll hier nicht erzählt werden[87]); wir wollen nur den Namen Lessing nennen. Und der Erfolg ist ein so durchschlagender, daß es, was schwerlich von irgendeinem andern Dogma gesagt werden kann, heute kaum einen mit der Wissenschaft wirklich in Berührung gekommenen Theologen gibt, der die alte Anschauung in ihrer Strenge nicht ausdrücklich ablehnte.[88])

2) Freilich sind viele nur zu Vermittelungsversuchen geneigt, durch welche von der alten Anschauung möglichst viel gerettet werden soll. Doch da sie das einzig consequente Princip verlassen haben, so tragen sie den Keim der Zerstörung von vornherein in sich, und ihre fortgehende Auflösung ist nicht schwer zu erkennen. Wenn nicht die Wörter, so sollen doch die Worte, wenn auch diese nicht, doch die Sachen inspirirt sein. Dabei wird aber aus der Inspiration blos fürs Schreiben nur zu leicht eine habituelle Erleuchtung, die dann andern christlichen Lehrern nicht gut vorenthalten werden kann, und die Eingebung der Sachen löst sich sehr bald in eine allgemeine göttliche Leitung oder gar nur in eine Bewahrung vor Irrthum auf. Ja, wenn diese bezüglich der Fragen der Geschichte und der Naturwissenschaft nicht mehr aufrecht erhalten werden kann, so wird sie auf die religiöse Wahrheit eingeschränkt, oder auf die christliche, oder auf die Hauptthatsachen des Christenthums, oder allein auf die Person Jesu, oder auf seine Lehre, oder nur auf deren allgemeinen religiös-sittlichen Gehalt. Wie viel ist hier auf jeder Stufe preisgegeben! Und mit wie wenig Recht wird trotzdem der jedesmalige Rest aufrecht erhalten!

Anders versuchte Schleiermacher (Der christliche Glaube §. 130, 4) den Bann des starren Kanons zu brechen und doch etwas Normatives zu behalten. Er will ihn nicht unbesehen aus den Händen der alten Kirche hinnehmen, sondern fordert für die Kirche das Recht, nach ihrer fortschreitenden Erkenntniß an seiner Feststellung immer noch zu arbeiten. Der dabei herauskommende Kanon bleibt aber doch die Sammlung der Bücher normativen Ansehens. Will man diese Voraussetzung gelten lassen, so ist der Gedanke ohne Frage richtig; aber das so gewonnene Recht ist auch abgesehen von ihr sehr illusorisch. Höchstens im Ausscheiden von Büchern könnte es von Bedeutung werden, und gerade dies weist Schleiermacher so ziemlich ab. Was aber die Aufnahme neuer betrifft, so ist daran kaum zu denken. Man muß zugestehen, daß die Kirche, um beim Neuen Testament stehen zu bleiben, trotz aller Gewaltsamkeiten, rein auf den Inhalt gesehen, bei der Auswahl doch immer einen glücklichen Griff bewährt hat, und daß die uns bekannten außerkanonischen Bücher von den kanonischen zwar nicht durch eine Art Sündenfall getrennt sind, aber doch an Würde und Geschmack hinter der großen Mehrzahl derselben zurückstehen. Und die nicht wenig zahlreichen verlorenen Schriften, welche wegen ihres hohen Alters unbedingte Aufnahme beanspruchen könnten, dem heutigen Geschlechte aber bei ihrem meist gewiß stark judaistischen Charakter kaum viel Freude gewähren dürften, werden aus dem ihnen von der Kirche bereiteten Grabe nie wieder auferstehen.

Die völlige Erhabenheit über alle sonstigen Bücher sucht man dem Kanon, speciell dem neutestamentlichen — denn das Alte Testament ist in den weitesten Kreisen der Theologen preisgegeben — in neuerer Zeit, zum Theil in Verbindung mit Schleiermacher's Ansicht, meist aber unter Anerkennung desselben in seiner gegebenen Gestalt, damit zu vindiciren, daß er zwar in jedem seiner Theile eine einseitige, in deren Summe aber eine allseitige und dadurch unbedingt zutreffende Auffassung von der in Christus erschienenen Offenbarung biete[89]), oder daß für jede der in der Urkirche vorgekommenen und in der späteren Geschichte denkbaren Lebenserscheinungen eins seiner Bücher eine entsprechende Darstellung und Belehrung gewähre und so das Schriftganze sich als göttlich beabsichtigte Erfüllung aller Bedürfnisse der Kirche erweise[90]), oder daß gerade diese Bücher, obgleich theilweise unecht, sich durch zutreffende Wiedergabe der genuinen alttestamentlichen Religion (im Unterschied von dem religiös auf Abwege gerathenen Judenthum) als maßgebend für das Christenthum darstellen[91]). Allein abgesehen davon, ob das wirklich zutrifft, was da von den einzelnen Büchern behauptet wird — es unterliegt den allergrößten Bedenken — so würde auch das Geforderte gar nicht einmal bewiesen. Die Möglichkeit, die verschiedenen durch das Prisma zerstreuten Strahlen, welche von Jesu ausgegangen, im Auge des Beschauers zu einem zutreffenden Gesammtbilde zu vereinigen, ist ja ein reines Postulat; die Richtigkeit des Bildes kann nie controlirt werden. Angemessenheit für alle Lagen der Kirche oder authentisches Verständniß der genuinen alttestamentlichen Religion können aber nie einen specifischen Vorzug vor andern Büchern begründen.

3) Anstatt aller solcher Versuche ist das einzig folgerichtige Ergebniß der bisherigen Entwickelung die gänzliche Aufgabe der Idee eines Kanons. Mit unwiderstehlicher Gewalt hat sich die Auflösung des Begriffs vollzogen; nirgends kann der Bewegung halt geboten werden. Die Dictate des Heiligen Geistes haben sich in Schriften verwandelt, welche sich der Art nach in nichts von menschlichen Büchern unterscheiden und der freiesten Kritik nach allen Richtungen unterliegen. Nicht einmal Urkunden über die Entstehung des Christenthums darf man sie nennen; denn damit verbindet sich sofort der

87) Vgl. unter Inspiration S. 82—85. 88) Vgl. besonders Walther, Was lehren die neueren orthodox sein wollenden Theologen von der Inspiration? Separatabdruck aus „Lehre und Wehre" 1871.

89) Rothe, Zur Dogmatik (1863), 300—356. Dasselbe vorher in den theol. Studien und Kritiken 1860, 287—338. 90) von Hofmann, Schriftbeweis, 2. Aufl. I (1857), 670—678. II, 2 (1860), 98—109. Die heil. Schrift N. T. I (1862), 45—54. 91) Ritschl, Christl. Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung II (1874), 14—18.

vorausgesetzte Irrthum, daß alle ihre Angaben authentisch seien, was weder vorausgesetzt werden darf, noch auch der Forschung sich bedienen. Nur Urkunden aus der Zeitnähe der Entstehung des Christenthums dürfen sie heißen.

Auf diesem Standpunkt besteht nun keinerlei Veranlassung mehr, den Bestand der gegenwärtigen Bibel zu alteriren. Ihn uns von der so vielfach irrenden alten Kirche, ja bezüglich des Alten Testaments von den Juden vorschreiben zu lassen, vermocht nicht das geringste Bedenken, da er eben nicht mehr das unbedingt Maßgebende ist. Das Urtheil früherer Geschlechter, daß gerade diese Bücher kanonisch seien, wird vollkommen respectirt, aber auf die ihm gebührende Tragweite eingeschränkt; ohne dies müßte allerdings von dem Rechte der Ausscheidung ein weitgehender Gebrauch gemacht werden. Allein die Aufhebung der Idee des Kanons ist nicht so gemeint, wie wenn z. B. der Tübinger Schule vorgeworfen wird, daß durch ihre Verweisung der meisten neutestamentlichen Bücher ins 2. Jahrhundert die Idee eines Kanons auf weniges reducirt sei.[92]) Hierbei ist unter Kanon eine authentische Bezeugung des ursprünglichen Christenthums verstanden. Diese authentische Bezeugung ist aber trotz aller Abschwächung immer noch das alte Postulat; und vor welchen Abgrund würden wir gestellt, wenn, was doch nicht als undenkbar abgewiesen werden darf, die Kritik zeigte, daß eine wirklich authentische Darstellung dessen, was Jesus gewesen, überhaupt nicht mehr vorliege! Durch diese Auffassung gerade wird mit dem Kanon zugleich das Christenthum der Gefahr der Auflösung ausgesetzt.[93]) Die hier geforderte Auflösung dagegen geschieht nicht durch historische Urtheile und würde z. B. bei Echtheit sämmtlicher neutestamentlicher Schriften eben so nöthig sein. Sie schließt nur dies in sich, daß die specifische Erhabenheit der Bibel über andere Bücher beseitigt, der Artunterschied in einen Gradunterschied verwandelt wird. Nicht auf der einen Seite specifische Göttlichkeit, auf der andern rein menschlicher Ursprung, sondern eine einzige Reihe von kanonischen und außerkanonischen Schriften, innerhalb deren jede ihren Platz lediglich nach ihrem inneren Werthe angewiesen erhält. So löst sich auch die auf anderm Standpunkte so unlösbare Apokryphenfrage (V, 2); und alle Protestanten, welche gegen Ausmerzung der Apokryphen sich erhoben, haben mehr oder weniger klar bewußt diesen Grundsatz getheilt. Der Werth eines Buches nun bestimmt sich nicht nach äußeren Zeugnissen, sondern rein nach dem, was gerade die Lutherische Orthodoxie, hierin wirklich genuin religiös, das testimonium spiritus sancti in cordibus fidelium genannt hat, nur daß dieses Zeugniß nicht als ein objectiv und auf alle gleich stark wirkendes, sondern lediglich als ein subjectiv vermitteltes gefaßt werden kann. Daß der Eindruck, welchen ein Buch auf ein religiöses Gemüth macht, stets etwas Unsicheres an sich hat, darf nicht hindern, ihn zum Entscheidungsgrund zu machen; denn wir haben eben nur diesen. Und es liegt darin die große Errungenschaft des protestantischen Princips, daß die Anerkennung eines Buches niemand aufgezwungen werden kann, sondern sich ihm erst in eigener Erfahrung bewähren muß.

Alles dies geht gar nicht darauf aus, die Göttlichkeit und grundlegende Bedeutung der Bibel für das Christenthum zu leugnen. Wer überhaupt Göttliches in den menschlichen Dingen anerkennt, erblickt es auch in der Bibel, nur nicht in einer von andern religiösen Büchern specifisch verschiedenen Art. Und aber die Bibel und speciell das Neue Testament neben manchem religiös zum Theil recht tief Stehenden wirklich die grundlegenden Gedanken des Christenthums in besonders ursprünglicher und lebenskräftiger Fassung bietet und die relativ treuesten Urkunden über die Entstehung des Christenthums enthält, kann nunmehr um so freudiger hervorgehoben werden, da sie nicht mehr als Kanon gilt.

Einzig wegen der Bedürfnisse der Kirche konnte man geneigt sein, einen Kanon zuzugestehen, weil diese in der That, wie es die Geschichte gezeigt hat (vgl. 1 ex.), bei ihrer jetzigen Loslösung von dem ursprünglichen Leben ihrer Religion ein Buch bedarf, durch das sie sich immer wieder in ihre Urzeit zurückversetzt und aus ihr erneuert. Allein wirklich normativ dürfte und würde dieser Kanon trotzdem nicht sein; denn die Annahme, daß die urchristliche Epoche in ihren religiösen Aeußerungen für alle Folgezeit unbedingt maßgebend sei, weil sich damals das religiöse Leben am reinsten und ursprünglichsten ausgewirkt habe, beruht weit mehr, als man sich gewöhnlich gestehen mag, auf bloßem Postulat und wird deshalb praktisch auch nie in dem Umfange der theoretischen Aussagen darüber befolgt. Die Kirche soll und wird sich vielmehr an den Schriften ihrer Urzeit nur immer wieder orientiren; diesem Zwecke aber genügen jene Bücher auch ohne ein Kanon zu sein, rein in ihrer Eigenschaft als die besten Urkunden aus dem Urchristenthum, welche uns zu Gebote stehen. Und so wäre denn wol zu wünschen, daß, wie Rothe (Zur Dogmatik 165 fg., 252, 272) längst gefordert hat, man dürfe die Bibel ehrlicherweise ferner weder Gottes Wort noch inspirirt noch gottmenschlich nennen, auch der Name Kanon, abgesehen von seinem rein historischen Sinne, außer Gebrauch gesetzt würde, weil ihm, und zwar ganz mit Recht, der Begriff des unbedingt Normativen anhaftet, den doch so gut wie alle Theologen preisgeben.

Literatur. 1) Ueber den ganzen Kanon: Semler, Abhandlung von freier Untersuchung des Kanon 1771—75. — Schmid, Chn. Frdr., Historia antiqua et vindicatio canonis 1775. — (Corrodi) Versuch einer Beleuchtung der Gesch. des jüd. und christl. Bibelkanons. 2 Bdchen 1792. — de Wette, Einl. in die Bibel I, 1817. 8. Aufl. von Schrader 1869. — Ewald, Gesch. des Volkes Israel VII (1859). 2. Aufl. (1868), 448—521. — Reuß, Histoire du canon des écritures saintes dans l'église chrétienne 1863.

92) Reuß, Gesch. der heil. Schriften N. T. §. 344. 93) Dies thut besonders deutlich Rothe 297—300. In den Studien und Kritiken 1860, 285—287.

Daſſelbe auch in der Strasburger Revue de théologie 1860 fg.

2) Ueber das Alte Teſtament: Movers, Loci quidam historiae canonis V. T. illustrati 1842. — Welte in der Tübinger theol. Quartalſchrift 1855, 58—95. — Herzfeld, Geſch. des Volkes Iſrael von Zerſtörung des erſten Tempels III (1857), 48—57. 92—105. — Dillmann in den Jahrbüchern für deutſche Theol. 1858, 419—491. — Oehler in Herzog's Realencykl. VII (1857), 243—270. — Fürſt, Der Kanon des A. T. nach den Ueberlieferungen in Talmud und Midraſch 1868. — Dieſtel, Geſch. des A. T. in der chriſtl. Kirche (1869), 18—28. 69—78 und ſonſt. — Steiner in Schenkel's Bibellexikon III (1871), 481—489. — Geiger, Abr., Nachgelaſſene Schriften IV (1876), 6—17. — Bloch, Studien zur Geſch. der Sammlung der althebr. Literatur 1875. — Strack bei Herzog, 2. Aufl. VII (1881), 412—451. — Sodann die Einleitungen ins A. T., darunter Eichhorn I, 1780. 4. Aufl. 1823. — Jahn I, 2. Aufl. 1802. — Hävernick I, 1, 1836. — Keil 1853, 3. Aufl. 1873, und beſonders Kuenen 1865 (Titel ſ. Anm. 67). — Nöldeke 1868 (Die altteſt. Literatur 236—243). — Bleek 1860. 3. Aufl. von Kamphauſen 1870. 4. Aufl. von Wellhauſen 1878. — Reuß (Geſchichte der heil. Schriften A. T.) 1881, §§. 411—414. 554. 579 fg.

3) Ueber das Neue Teſtament: Jachmann in der Zeitſchr. f. hiſtor. Theol. 1842, 2, 3—40. — Thierſch, Verſuch zur Herſtellung des hiſtor. Standpunkts für die Kritik der neuteſt. Schriften (1845) 305—443. — Credner, Zur Geſch. des Kanons 1847. — Geſch. des neuteſt. Kanons, herausg. von Volkmar 1860. — Landerer bei Herzog VII (1857), 270—303. — Hilgenfeld, Der Kanon und die Kritik des N. T. 1863. — Holtzmann bei Schenkel III (1871), 489—493. — Overbeck, Zur Geſch. des Kanons 1880. — Schmidt, Wold., bei Herzog, 2. Aufl. VII (1881), 451—474. — Weſtcott, The Canon of the N. T. 5. ed. 1881. — Ferner die Einleitungen: Guericke 1843, 3. Aufl. 1868. — v. Hofmann, Die heil. Schrift N. T. IX (1881), 403—410, und beſonders Reuß (Geſchichte der heil. Schriften N. T.) 1842. 5. Aufl. 1874. — Bleek 1862. 3. Aufl. von Mangold 1875. — Hilgenfeld 1875. — Außerdem: Kirchhofer, Quellenſammlung zur Geſchichte des neuteſt. Kanons bis auf Hieronymus 1844, und darauf baſirt Charteris, Canonicity 1880 (ſ. Gött. gel. Anzeigen 1881, 445—448). — Die wichtigſten der hier zuſammengetragenen Stellen ſind übrigens auch in den meiſten der obengenannten Werke abgedruckt. — Vgl. außerdem noch die Anm. 77, 83 und 130 angeführten Schriften.

Die wichtigſten neueren Drucke der altteſt. und neuteſt. Apokryphen und Pſeudepigraphen (vgl. den Artikel „Apokryphen", Sect. I, Thl. 4, S. 413). Libri V. T. apocryphi ed. Fritzsche 1871. Accedunt libri pseudepigraphi selecti. Letztere auch apart (darin die Pſalmen Salomo's, 4 Esra, Apokal. Baruch's, Himmelfahrt Moſis). — Jeſus Sirach, deutſch von Fritzſche im Handb. zu den Apokr. V (1859). — Kneucker, Das Buch Baruch 1879. — Reliqua verborum Baruchi äthiopiſch in Dillmann's chrestomathia aeth. 1866, griechiſch als *παραλειπόμενα Ἱερεμίου* bei Ceriani, monumenta sacra et profana V, 1 (1868), 9—18, deutſch von Prätorius in Hilgenfeld's Zeitſchr. f. wiſſ. Theol. 1872, 230—247 und von König in den theol. Stud. und Krit. 1877, 318—338. — Hilgenfeld, Messias Judaeorum 1869 (Pſalmen Salomo's, 4 Esra, Himmelfahrt Moſis). — Pſalmen Salomo's von Hilgenfeld, Zeitſchr. für wiſſ. Theol. 1868, 133—168 und deutſch ebendaſ. 1871, 383—418. — Assumptio Mosis bei Ceriani I, 1 (1861), 55—64; in Merx' Archiv fürs A. T. I (1867), 111—152; in Hilgenfeld's Zeitſchr. 1868, 273—309. 356. — 4 Esra und Moſe Prophetie und Himmelfahrt bei Volkmar, Handb. der Einl. in die Apokr. II (1863), III (1867). — Bensly, The missing fragment of the latin translation of the fourth book of Ezra 1875. — Apokalypſe Baruch's lateiniſch bei Ceriani I, 2 (1866), 73—98; ſyriſch ebendaſ. V, 2 (1871), 113—180. — Geſchichte Daniel's perſiſch und deutſch von Zotenberg in Merx' Archiv I (1869), 385—427. — Das Buch Henoch in Ueberſetzung mit Commentar von A. G. Hoffmann 1833. Daſſ. überſetzt und erklärt von Dillmann 1853 (äthiopiſch 1851). — Die Himmelfahrt und Viſion des Jeſaias, deutſch von Jolowicz 1854. Ascensio Jesaiae aethiopice et lat. ed. Dillmann 1877. — Das Buch der Jubiläen oder die kleine Geneſis von Rönſch 1874; deutſch von Dillmann in Ewald's Jahrbüchern der bibl. Wiſſenſchaft II (1850), 230—256; III (1851), 1—96 (äthiop. von Dillmann 1859). — Das chriſtl. Adambuch des Morgenlandes (deutſch) von Dillmann 1853. Daſſ. in Ewald's Jahrbüchern V (1853), 1—144. — Testamentum (oder apocalypsis oder poenitentia) Adami ed. Renan, Journal asiatique, serie V, t. II (1853), p. 427—470. — Testamenta XII patriarcharum ed. Sinker. Cambridge 1869.

Thilo, Codex apocryphus N. T. I, 1832 (Evangelien und Verwandtes). — Derſ., Acta Thomae 1823 und in Programmen: Acta Petri et Pauli 1837 fg. Andreae et Matthiae 1846. Fragm. actuum S. Joannis a Leucio Charino conscriptorum I, 1847. — Tiſchendorf, Evangelia apocrypha 1853. 2. Aufl. 1876. Acta apostolorum apocrypha 1851. Apocalypses apocryphae 1866 (mit wichtigen Nachträgen zu den beiden vorhergehenden). — Hilgenfeld, Novum testamentum extra canonem receptum, 4 fasc. 1866. In 2. Aufl. fasc. I—III: Clemens Rom. und assumptio Mosis 1876. Barnabas 1877. Hermas und Elxaibuch 1881. Fasc. IV enthält wichtige Fragmente. — Patrum apostolicorum opera ed. Hefele 1839. 5. Aufl. von Funk 1878. — Dieſ. ed. Dreſſel 1857. — Dieſ. edd. v. Gebhardt, Harnack und Zahn 1875—77 (I, 1 Clemens Rom.; I, 2 Barnabas, Papias, Presbyter bei Irenäus, röm. regula fidei, Brief an Diognet; II Ignatius, Polykarp; III Hermas). Fasc. I, 1. 2 in 2. Aufl. 1876. 1878. Hier zugleich Verzeichniſſe der zahlreichen

älteren Ausgaben. Der bloße Text in der editio minor 1877. — Borberg, Die apokryph. Evangelien und Apostelgeschichten, deutsch 1841. — W. Wright, Apocryphal Acts of the Apostles, syrisch 1871. — Nicholson, The gospel according to the Hebrews 1879. — Acta Joannis, bearbeitet von Zahn 1880. — Acta S. Timothei ed. Usener 1877. — Das Apostel- und Missionarbuch oder Abdias' Geschichte aller 12 Apostel, 2. Aufl. 1835. — Philipps, The doctrine of Addai the Apostle, syrisch und englisch 1876. Dasselbe armenisch und französisch als Lettre d'Abgar ou histoire de la conversion des Edesseens par Laboubnia, écrivain contemporain des apôtres. Venise 1868. — Rinck, Das Sendschreiben der Corinther an den Apostel Paulus und das 3. Sendschr. Pauli an die Corinther 1823. — Anger, Ueber den Laodicenerbrief 1843. — Westerburg, Ursprung der Sage, daß Seneca Christ gewesen sei. Nebst einer Recension des apokryph. Briefwechsels des Apostels Paulus mit Seneca 1881. — Didascalia apostolorum Syriace (ed. Lagarde) 1854. — Constitutiones apostolicae ed. Ueltzen 1853 (mit den canones apostol.). — Reliquiae juris ecclesiastici antiquissimae graece ed. Lagarde 1856 (in demselben Jahre auch syrisch). — Clementis Rom. recognitiones, lat. von Gersdorf 1838, syrisch von Lagarde 1861. — Clementis Rom. homiliae viginti ed. Dressel 1853 (griech.). — Clementina (dasselbe) ed. Lagarde 1865. — Clem. epp. binae de virginitate. Syr. ed. Beelen 1856. Deutsch von Zingerle 1827. (*Paul Wilh. Schmiedel.*)

KANON (in der Rechtssprache) bedeutet die jährliche Geldabgabe, auf welche eine bis dahin ihrem Betrage oder ihrem Anfalle nach ungewisse Leistung oder Beschränkung regulirt oder abgelöst wird, z. B. Laudemial-Kanon. — Im römischen Rechte versteht man unter Kanon die vertragsmäßig festzusetzende jährliche Abgabe, welche der Emphyteuta an den Eigenthümer des Grundstücks zu zahlen hatte, und wegen deren Nichtentrichtung er von letzterem seines Rechts entsetzt werden konnte; im deutschen Rechte des Mittelalters auch wol den Erbzins oder die festgesetzte Pachtsumme, welche die Erbpächter (Colonen) jährlich an den Grundherrn entrichten mußten. Heutzutage sind Grundbelastungen solcher Art durch die moderne Ablösungsgesetzgebung meistens beseitigt.

(*Albrecht Just.*)

KANON (in der Mathematik und Astronomie). In seiner ursprünglichen Bedeutung als Richtschnur oder Regel wird das Wort Kanon in der mathematischen Literatur nur bei den älteren Schriftstellern gebraucht; dagegen dient es noch gegenwärtig (auch in dem Diminutiv Kanonion) zur Bezeichnung einer nach bestimmter Regel berechneten Tabelle oder Tafel von Zahlen, wie Canon logarithmorum, Canon ascensionum rectarum etc. Nur in der Theorie der Gleichungen (binären Formen) sind dem Worte kanonisch besondere, aber verschiedene Bedeutungen beigelegt worden. Harriot (Artis analitycae praxis 1631) nennt aequatio canonica eine solche, bei welcher die Coëfficienten als Functionen der Wurzeln ausgedrückt sind. Sylvester hat (Philos. Magazine 1851) das Wort in die Invariantentheorie eingeführt, indem er zeigte, daß jede binäre Form von der ungeraden Ordnung $2n-1$ auf die „kanonische Form"

$$a_1(x_1 \times \alpha_1 x_2)^{2n-1} + a_2(x_1 \times \alpha_2 x_2)^{2n-1} \cdots + a_n(x_1 \times \alpha_n x_2)^{2n-1}$$

durch Lösung einer Gleichung $n$ten Grades gebracht werden kann, während bei Formen gerader Ordnung durch Auflösung einer Gleichung $n \times 1$ten Grades die kanonische Form:

$$a_1(x_1 \times \alpha_1 x_2)^{2n} + a_2(x_1 \times \alpha_2 x_2)^{2n} + \cdots + a_n(x_1 \times \alpha_n x_2)^{2n} + bT(x_1 \times \alpha_1 x_2)(x_1 \times \alpha_1 x_2) \cdots (x_1 \times \alpha_n x_2)$$

zu erzielen ist (Cayley, Journal f. Math. B. 54). T bedeutet hierbei eine Covariante $n$ter Ordnung der Form:

$$(x_1 \times \alpha_1 x_2)(x_1 \times \alpha_2 x_2) \cdots (x_1 \times \alpha_n x_2)$$

Clebsch definirt in seiner „Theorie der algebraischen binären Formen" als kanonische Darstellung eine solche, bei welcher die Zahl der nicht numerischen Coëfficienten durch lineare Transformation auf ein Minimum reducirt wird. Da durch die lineare Transformation nur höchstens vier Coëfficienten festgelegt werden können, so ist diese Art der kanonischen Darstellung vornehmlich nur bei Formen niederer Ordnung von Interesse. (*Ax. Harnack.*)

KANON (in der bildenden Kunst) ist die Bezeichnung der Norm oder Regel für die Schönheit und Harmonie des menschlichen Körpers. Der Künstler, der in dieser Richtung seine Studien nach lebenden Modellen machen will, wird bald herausfinden, daß diese in den meisten Fällen an Ausladung oder an Verkrüppelung und Dürre der Formen leiden und daß ihn darum bei dem Studium nach der Natur eine feste Norm leiten müsse, die ihm die Schönheitsverhältnisse offenbare. Unter dem Titel Kanon gab Polyklet der Aeltere (geb. um 480 v. Chr.) eine Schrift, ein solches Gesetzbuch der Schönheit der menschlichen Körperform heraus, das von den folgenden griechischen Künstlern eifrig studirt und befolgt wurde. Ueber das Princip seiner Theorie sind wir nicht ganz im Unklaren, wenn uns auch leider sein Werk nicht erhalten blieb. Es waren darin alle Symmetrien der Körpertheile dargelegt, des Fingers zum Finger, aller Finger zur flachen Hand, dieser zur Handwurzel, dieser zum Ellbogen, dieses zum Arm u. s. f. Ex ungue leonem, d. h. zu einem gegebenen Torso die fehlenden Theile, ja zu einer gegebenen Hand den dazugehörigen Körper construiren. Um mit dieser Regel auch das Vorbild zu geben und seine Theorie greifbar zu machen, vollendete er nach dieser Norm eine Statue, nach gewöhnlicher Annahme den Doryphoros, einen speertragenden Jüngling, von dem sich wahrscheinlich eine Nachbildung im Museum zu Neapel befindet. Vielleicht ist hier auch der Diadumenos zu nennen, ein nackter Jüngling, der sich die Siegesbinde umlegt (davon eine Nachbildung in der Farnesischen Sammlung). Dieser zeigt die Weichheit des jugendlichen Körpers, jener die jugendliche Kraft. In der Geschichte

der Kunst sind die Untersuchungen über den Schönheitskanon noch oft unternommen worden, so von Euphranor im 3. Jahrh. v. Chr., dann später, nachdem Pollajuolo um 1475 die Ergebnisse der medicinischen Anatomie für eine künstlerische zu verwerthen begonnen hatte, von Michel Angelo und Lionardo. Auch Dürer sucht und studirt das (absolute oder ideale) Maß des Körpers und gibt ein Werk über dessen Proportionen heraus. In neuerer Zeit ist Schadow's Werk: Polyklet (Berlin 1834) und das von A. Zeising: Neue Lehre von den Proportionen des menschlichen Körpers, Leipzig 1854, zu nennen.

Außer den angeführten Werken s. Brunn, Geschichte der griechischen Künstler, I, 219 fg. (*J. E. Wessely.*)

KANON, Canon (in der Musik) ist eine polyphone Compositionsform für Singstimmen oder Instrumente, in welcher eine oder mehrere Melodien unter Beobachtung des einfachen oder doppelten Contrapunktes nachahmungsweise von verschiedenen Stimmen vorgetragen werden.

Entscheidend dafür, ob ein Kanon ein einfacher (simplex), doppelter (duplex), dreifacher (triplex), vierfacher (quadruplex) ꝛc. sei, ist die Anzahl der zur Verwendung kommenden selbständigen Melodien oder Themata, nicht aber der Stimmen, welche sich an der Ausführung betheiligen. Der Kanon unterscheidet sich von der Fuge (s. d.), welche gleichfalls eine Nachahmungsform ist, durch sein melodisch freieres Wesen, während letztere sowol in Bezug auf thematische Gestaltung als auch auf die modulatorische Ordnung an ganz bestimmte Gesetze gebunden ist.

Gewöhnlich ist es die kürzere Lied- oder Arienform, welche den Kanonthemen zu Grunde liegt. Setzt einfach eine Stimme nach der andern ein, und zwar so, daß jede entweder nur ihre Melodie vorträgt und dann schließt, oder die ersten Stimmen zu den später folgenden sich in freiem Gegensatz so lange fortbewegen, bis diejenige Stimme, welche das Thema zuletzt vorgetragen hat, mit diesem zu Ende ist, so genügt die Anwendung des einfachen Contrapunktes. Setzen dagegen die einzelnen Stimmen, nachdem sie mit ihrem Thema zu Ende sind, mit demselben wieder von neuem ein, sodaß jede derselben bald als Ober-, Mittel- oder Unterstimme erscheint, so muß der Kanon, d. h. die Grundmelodie mit ihren Nach-, resp. Gegensätzen gleich von vornherein im doppelten Contrapunkt entworfen sein.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß es zwei Hauptgattungen von Kanons gibt: unendliche und endliche. Der unendliche Kanon (Canon infinitus, perpetuus), wie er uns in jedem Schulkanon vorliegt, unterscheidet sich von dem endlichen dadurch, daß jede einzelne Stimme, nachdem sie ihre Melodie vorgetragen hat, mit derselben immer wieder von neuem einsetzt, während in dem endlichen Kanon die Stimmen zu einem gemeinschaftlichen Schluß verbunden werden, indem entweder die strenge Nachahmung an geeigneter Stelle abgebrochen und jede Stimme in mehr oder weniger freiem Gange in den Schlußton geführt, oder eine besondere Coda angehangen wird, in welcher ebenfalls meist an Stelle der strengen Nachahmung eine freiere Polyphonie tritt.

Gewisse Kanonformen, wie die des rückgängigen oder krebsgängigen Kanons u. a., schließen den Begriff des „unendlichen Kanons" nicht unbedingt aus, kommen aber doch seltener als langgesponnene Nachahmungssätze vor.

Mit dem Spiegel- oder Krebskanon (Canon cancrizans) sind wir auf das Gebiet der künstlicheren Kanons gelangt, auf welchem sich nicht allein die Tonsetzer der Niederländischen Schule, sondern auch viele Theoretiker der späteren Zeit mit Vorliebe ergingen. Viele dieser Gebilde zeigen oft die spitzfindigsten Combinationen. Dieselben haben daher, eben ihres gekünstelten Wesens halber, nur einen sehr untergeordneten ästhetischen Werth und können höchstens ein historisches Interesse in Anspruch nehmen oder allenfalls zu Studienzwecken mit Nutzen verwendet werden.

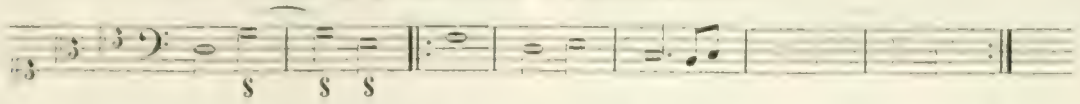
Die künstlicheren Kanons lassen sich nach drei Gesichtspunkten eintheilen: zunächst im Hinblick auf die Intervalle, in denen die einzelnen Stimmeneintritte erfolgen, — sodann in Rücksicht auf die rhythmischen Umgestaltungen, welche bei der Nachahmung zur Anwendung kommen (Augmentation, Diminution ꝛc.), — endlich in Bezug auf die Art und Weise der Nachahmung selbst, insofern letztere wieder stattfinden kann: a) in der geraden Bewegung (in motu recto), b) in der Gegenbewegung (motu contrario), und zwar entweder einfach nur nach den diatonischen Stufen: al contrario, oder streng nach den chromatischen Verhältnissen: alla riverso, al rovescio, roverscio; c) in der rück- oder krebsgängigen Bewegung (al cancrizans), wobei zu bemerken ist, daß diese verschiedenen Arten der Nachahmung bei der gehörigen Anzahl von Stimmen wieder beliebig miteinander zu combiniren gehen.

Ein länger ausgeführter, recht wohlklingender Krebs- oder Spiegelkanon für 2 Violinen liegt von Mestrino vor: Duo tres facile et curieux) Mainz bei Schott (Pr. 25 Pf.). Zur Ausführung desselben stellen sich die Spielenden einander gegenüber, sodaß jeder derselben seine Stimme von dem zwischen beiden liegenden Notenblatt von oben an, also in umgekehrter Weise wie der Gegenpartner ablest.

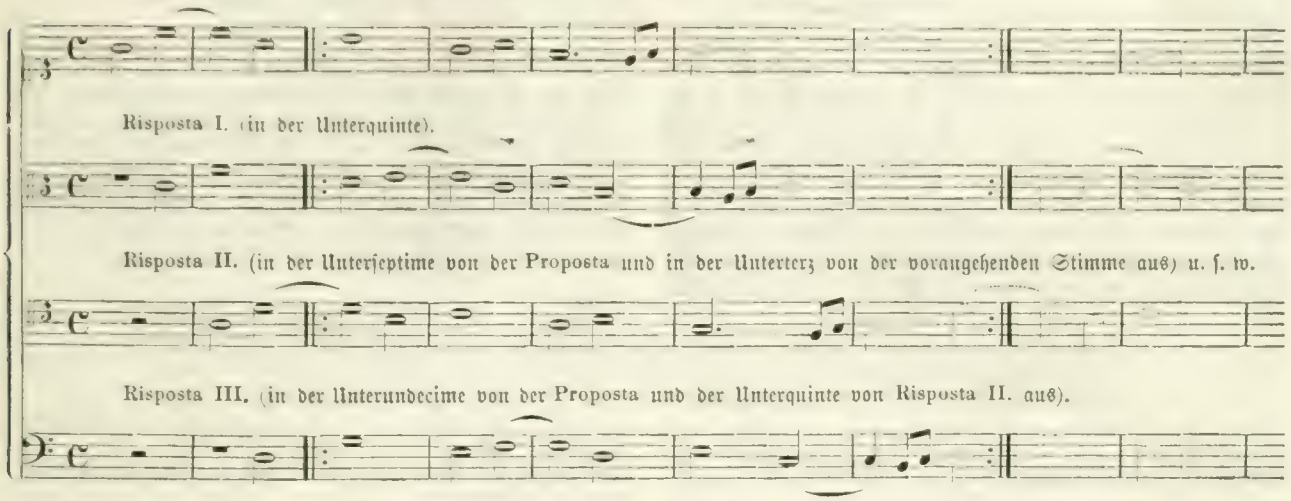
Ein Kanon kann sich hinsichtlich der Notationsweise in zweierlei Gestalt darstellen, entweder als offener, aufgelöster (Canon apertus, resolutus, canone in partito), oder als geschlossener (Canon clausus, canone in corpo). Offen ist der Kanon, sobald alle Stimmen übersichtlich in Partitur gesetzt sind, geschlossen dagegen, wenn nur eine Stimme notirt und der Eintritt der übrigen Stimmen entweder durch S (Segno) oder irgendein anderes Zeichen kenntlich gemacht ist. Die beginnende Stimme heißt Proposta (Vorsatz), die nachfolgende Risposta (Nachsatz, Antwort), in einigen älteren Werken kommen dafür zuweilen die Benennungen Dux (der Führer) und Comes (der Begleiter) vor, Ausdrücke, welche jetzt vorzugsweise in der Fuge gebraucht werden. Erfolgen die Eintritte nicht alle auf gleichen, sondern auf verschiedenen Tonstufen, namentlich auf solchen, welche sich — ohne die Noten der in der Proposta gegebenen Me-

lodie von ihren Plätzen zu rücken — lediglich durch Anwendung verschiedener Schlüssel (vgl. d.) ergeben, so setzt man die entsprechenden Schlüssel als Vorzeichnung vor die Proposta. Ein Kanon von J. S. Bach, welcher zugleich ein Beispiel eines unendlichen sowie eines Kanons in der Gegenbewegung ist, möge dies verdeutlichen.

a) geschlossene Notationsweise:

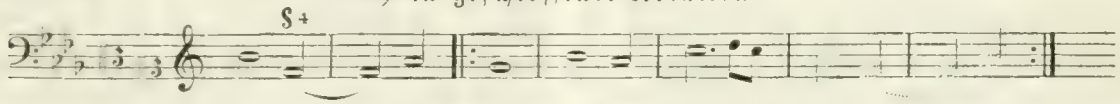


b) Auflösung in die offene Notationsweise:

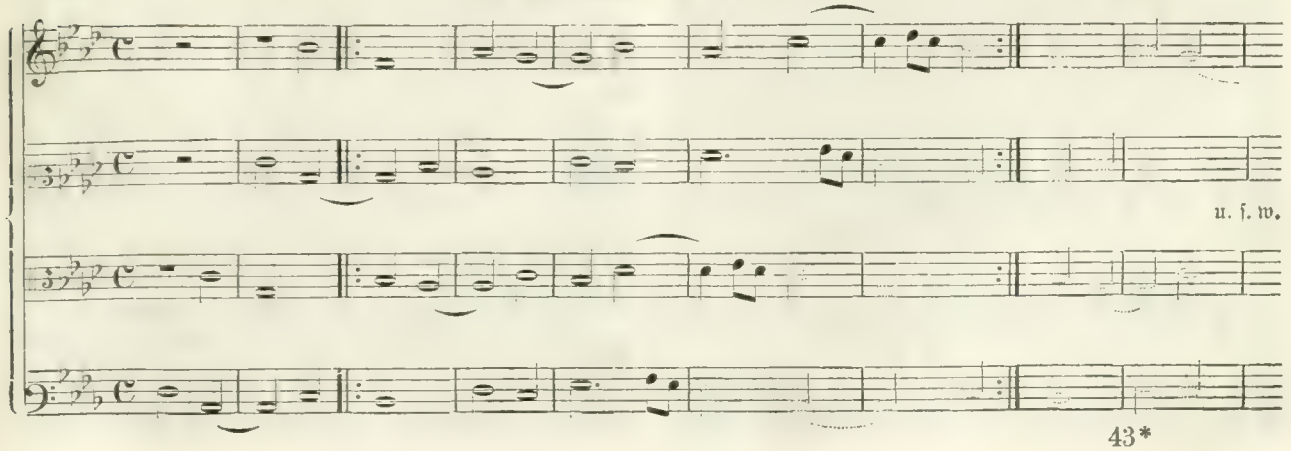


Derselbe Kanon erscheint nachstehend durch Umkehrung der Stimmenfolge sowie durch Transposition in eine andere Tonart und durch Benutzung anderer, entsprechender Schlüssel in der Gegenbewegung. Nicht allein aber fallen hier die Noten der antwortenden Stimmen (wie in dem voranstehenden Beispiel) mit den Notenplätzen der zweiten Proposta, sondern auch mit denen der ersten Proposta zusammen, sobald man das Blatt umdreht und die Noten von rechts nach links liest.

a) in geschlossener Notation:

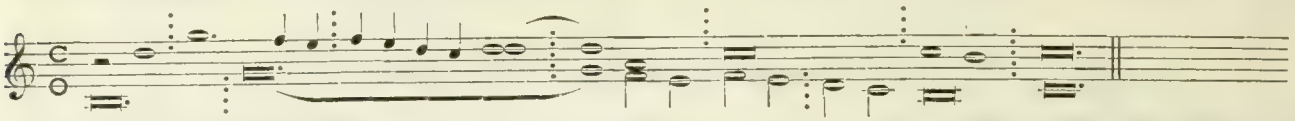


b) in offener Notation:

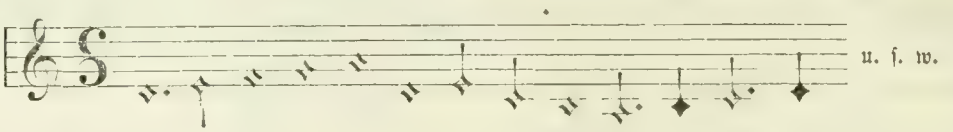


Die Stimmeneintritte und die Zahl der Stimmen, für welche der Kanon berechnet ist, werden, wie schon bemerkt, durch das Zeichen S in der Proposta (s. Beispiel I), oder, was das Kürzeste ist, einfach durch eine jenem Zeichen beigefügte Zahl angegeben (s. Beispiel II), wofern die neuen Eintritte immer auf dieselbe Stelle der jedesmal vorhergehenden Stimme fallen.

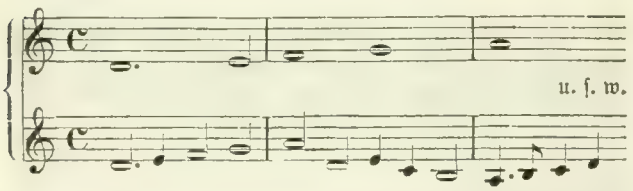
Etwas dem Voransetzen verschiedener Schlüssel Analoges geschieht, wenn die Nachahmung nicht im gleichen Takt und Rhythmus der Proposta, sondern im Gegensatz zu dieser, entweder im Tempus perfectum (dem dreizeitigen: ◯), oder im Tempus imperfectum (dem zweizeitigen: 𝐂),



desgleichen in der einfachen, zwei- oder vierfachen Verkleinerung, (Diminutio simplex 𝐂 ↄ, duplex 𝐂 ($\frac{2}{1}$, $\frac{4}{2}$, $\frac{8}{4}$, $\frac{16}{8}$), Proportio quadrupla 𝐂 $\frac{4}{1}$, $\frac{8}{2}$, $\frac{16}{4}$, $\frac{12}{3}$ u. s. w.), in der einfachen oder mehrfachen Vergrößerung (Augmentation, Proportio subdupla 𝐂 $\frac{1}{2}$, subtripla 𝐂 $\frac{1}{3}$, subquadrupla 𝐂 $\frac{1}{4}$), in der Proportio sesquialtera ◯ $\frac{3}{2}$ oder sesquialtera diminuto ⌀ $\frac{3}{2}$ (vgl. Mensuralsystem), oder in irgendwelcher andern rhythmischen Umbildung erfolgen soll. Es werden dann die für gewisse rhythmische, resp. taktische Veränderungen zu Gebote stehenden Zeichen ebenfalls der Proposta als Vorzeichnung vorangestellt; wie z. B. ein Kanon von Joysquin de Près zeigt, welcher zugleich im Integer valor (dem Normaltakt der alten Mensuralmusik, s. d.) und im Tempus imperfectum diminutum (d. h. in dem um die Hälfte verkleinerten Werth des unvollkommenen zweitheiligen Taktes) gesetzt ist, der sich geschlossen in seinem Anfange so:

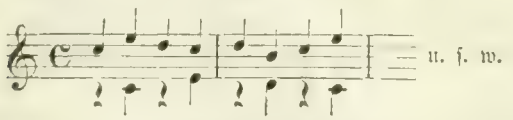


offen (d. i. in seiner Auflösung) so darstellt:



Das letzte Beispiel unterscheidet sich von dem voranstehenden Bach'schen Kanon noch dadurch, daß seine Stimmen nicht *nacheinander*, sondern *miteinander* eintreten. Es ist dies eine Form, welche bei den Tonsetzern der Niederländischen Schule besonders häufig vorkommt.

Einen Kanon, in welchem die Risposta um den Werth einer halben Note (𝅗𝅥, also um eine Minima der alten Mensuralmusik) nach der Proposta einsetzt, wie z. B. in dem angeführten Kanon von Bach, bezeichnete man früher als „Fuga ad minimam". Imitirt eine Stimme die andere nur um ein Viertel später, so heißt das „al sospiro"; erfolgt die Nachahmung nachschlagend, aber zugleich als Vergrößerung gedacht, so bezeichnet man letztere als unterbrochene, „imitatio interrupta":



Ist der Kanon für zwei Chöre gesetzt und imitirt sonach der eine den andern Chor in streng kanonischer Weise (im Sinne der Risposta), so nennt das die Kunstsprache „a cori battenti".

Erfolgen in einem Kanon die Stimmeneintritte immer in den nämlichen Intervallabständen, also entweder stets in Secunden, Terzen, Sexten oder Septimen, vorzugsweise aber in Quarten oder Quinten, so entsteht ein *Zirkelkanon*, selbst wenn die Stimmenzahl nicht so groß ist, daß sich der ganze Umlauf vollzieht und die letzte Stimme wieder in den Ton der Proposta zurückkehrt, der ganze Kanon sich also in Bezug auf seine Tonfolge gleichsam in einem geschlossenen Zirkel bewegt (wovon sein Name), sondern dieser Kreislauf nur angedeutet wird. Es sind daher zu einem solchen Kanon mindestens drei Stimmen nöthig, um die diese Species charakterisirende Consequenz der Intervallenfolge klar darzuthun. Ein Muster eines, wenn auch nicht streng durchgeführten, wohl aber seiner ganzen Intervallordnung bei den verschiedenen Stimmeneinsätzen nach hierhergehörigen Kanons hat uns J. S. Bach in seiner Matthäus-Passion in dem gewaltigen Chore „Sind Blitze, sind Donner" gegeben. Zeigen endlich die Stimmen eines Kanons die Möglichkeit verschiedenartiger intervallischer Umkehrungen, wol auch noch anderweitiger tonischer und rhythmischer Umbildungen, so nennt man solchen contrapunktischen Satz einen „polymorphischen" (vielgestaltigen) und derartige Kanons polymorphische Kanons.

Wie aus dem Voranstehenden erhellt, war unter Auferlegung solchen Zwanges (obligo), worin besonders die Niederländer das Erdenklichste leisteten, die Art und Weise der Nachahmung nicht immer so leicht zu erkennen.

Es wurden dabei neben den bereits erwähnten Schlüsseln und Taktvorzeichnungen noch andere Zeichen und erklärende Beisätze (Mottos, Sprüche u. dgl. m.) nöthig, welche den Ausführenden als **Richtschnur** dienten und dieselben auf die richtige Ausführung jener sphynxhaften Tongebilde hinführten. Fehlten solche Angaben, d. h. blieb die Auflösung des betreffenden Kanons dem Scharfsinn der Ausführenden überlassen, so wurde der Kanon für letztere zu einem „Räthselkanon" (Canon aenigmaticus). Der Räthselkanon ist sonach keineswegs eine besondere Species des Kanons, sondern — infolge des Mangels aller Angaben — für die Ausführenden nur bis zu dem Moment der Auflösung ein solcher.

Jene Zeichen und Mottos, welche anfangs nur als Richtschnur (Kanon) für die Ausführung dienten, führten nun — indem man das Wort, welches ursprünglich nur jene Anhaltspunkte für die Auflösung geschlossen notirter Kanons bezeichnete, auf die Sache selbst übertrug — auf den Namen der in Rede stehenden Form; hatte das Wort „Kanon" doch schon, wenn auch in ganz anderm Sinne (vgl. d. Artikel Kanonik in diesem Werke), seit Pythagoras Eingang in die Musikwissenschaft gefunden. Neben dem Worte Kanon kommen noch die Benennungen Rota, Rädel (d. i. rotula, Rädchen, — also etwas, was sich im Kreise bewegt), und im 15. und 16. Jahrhundert namentlich die Benennung **Fuga** (s. d.), Kreisfuge, sodann fuga perpetua, legata, conseguenza, a simiglianza und risposta vor, bis, wie schon erwähnt, im Anfang des 17. Jahrhunderts durch Uebertragung des zur Angabe der Ausführung bestimmten Zeichens, für welches die Componisten häufig geradezu das Wort „Canon" hinschrieben, auf die Sache selbst diese Bezeichnung zum musikalischen Gattungsnamen wurde.

Die Anfänge des Kanons datiren in die Zeit bald nach Entwickelung der Mehrstimmigkeit zurück; denn frühzeitig finden wir, wenn auch in ungeschickten Ansätzen, schon keimhaft vor, was sich durch die Niederländer — von deren Schule die Geschichte des Kanons unzertrennlich ist — namentlich durch Düfay (1380 päpstlicher Sänger in Rom, gestorben 1432), Okeghem (geboren um 1430), Josquin des Près (geb. zwischen 1450 und 1453, gest. 1521, nach andern 1531), Pierre de la Rue, Mouton, Brumel, Gombert u. a. zu den kunstvollsten Gebilden entwickeln sollte. — Ueber die bei den einzelnen Arten des Kanons zu beobachtenden harmonischen Regeln sowie über die metrische Structur der Kanonthemen überhaupt gibt jede gute Compositionslehre die nöthige Auskunft (vgl. dort Lied- und Arienform).

Ueber den ästhetischen Werth und die künstlerische Verwendbarkeit des Kanons ist bis auf die neueste Zeit viel gestritten worden. Was man auch gegen die Künsteleien und Stimmenhäufungen der Niederländer sagen mag (Okeghem soll einen sechsunddreißigstimmigen, Franciscus Valentinus [gestorben 1654] sogar einen vierundzwanzigchörigen Kanon geschrieben haben), und wie sehr auch zugestanden werden muß, daß die meisten der auf diesem Gebiete zu Tage geförderten Spitzfindigkeiten unschön und der wahren Kunst nicht eben würdig sind, so darf doch andererseits der Nutzen nicht unterschätzt werden, den die Uebungen in dieser strengen Form dem Lernenden gewähren, und den überhaupt die Musik aus diesem Regelzwange gezogen hat, ohne welchen sie sich jedenfalls nicht zu einer so reinen harmonischen Kunst abgeklärt haben würde und der Tonsatz so frei, biegsam und beredt geworden wäre, wie dies in der That der Fall ist.

Es müssen daher vor allem diejenigen kanonischen Bildungen, welche als Künsteleien nur zu den musikalischen Curiosen und Albumscherzen zu zählen sind, von jenen Kanonformen unterschieden werden, welche wirklichen künstlerischen Werth haben und die uns durch unsere großen Tonmeister nach dieser Seite hin beglaubigt worden sind.

Es sind dies zunächst die größeren einfacheren **Kanons mit Begleitung** im Einklang oder in der Octav, wie uns solche in Cherubini's Oper Faniska und Beethoven's Fidelio, sodann in Bach's großer Matthäus-Passion in dem Gesange der beiden falschen Zeugen: „Er hat gesagt" ꝛc., sowie in dem schon erwähnten großen Chore: „Sind Blitze", vorliegen. Künstlerische Verwendung findet ferner der Kanon in jenen Gebilden, welche wir mit dem Namen **Parasitenkanon** bezeichnen möchten: darunter sind kleinere Kanons zu verstehen, welche sich als Begleitung entweder an einen größeren fortlaufenden Gesang (einen Choral oder an einen freierfundenen Cantus firmus), oder an einen größeren, streng durchgeführten Kanon anschließen, hauptsächlich aber als **Choralkanon**, und zwar entweder in der soeben angeführten Bedeutung als Begleitung zu einem gegebenen Choralgesange oder als kanonische Verarbeitung des Chorals selbst, wobei Ausschmückung und andere unwesentliche melodische und rhythmische Abweichungen von der ursprünglichen Choralmelodie der geschickteren Stimmführung wegen nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten sind. Meisterwerke dieser Art enthalten Bach's Choralvorspiele: Bd. V, VI und VII (Peters'sche Ausgabe).

Ein anderes hierhergehöriges Musterwerk ist das von Klengel: Canons et Fugues dans tous les tons majeurs et mineurs (1854). Seit Bach trat die **Fuge** (vgl. d.) an Stelle des Kanons und drängte den letzteren zu der Bedeutung eines technischen Vorstudiums zu jener herab. Gleichwol bemühten sich moderne Componisten — Grimm, Jadassohn, Kiel, Richter, Grell, Weitzmann, Hauptmann, Reinecke u. a. — diese Form neu zu beleben. Die beiden Erstgenannten versuchten derselben sogar wieder selbständige Geltung zu verschaffen, indem sie ganze Orchesterwerke (Suiten, Serenaden) in streng durchgeführter Kanonform schrieben. Auch Jos. Haydn benutzte den Kanon zur Bildung größerer selbständiger Tonstücke, so z. B. im Scherzo des sogen. Quintenquartetts, in der Abschiedssymphonie und andern Tonwerken. Ebenso war Mozart Meister in dieser Form. Von ihm existiren unter anderm mehrere Hefte Kanons, welche allem Anschein

nach vorwiegend zum Zweck erheiternder Unterhaltung geschrieben sind. Als integrirender Theil findet sich der Kanon in vielen größeren Vocal- sowie in Instrumentalwerken, hauptsächlich aber in der Fuge.

Als Studienwerke über den Kanon empfehlen sich besonders: J. M. Bononcini, Musicus practicus (Stuttgart 1701); Marpurg, Abhandlung von der Fuge (Ausgabe von Dehn, Leipzig 1858); Stölzel, Praktischer Beweis, wie aus einem Kanon deren mehrere zu machen sind; Kirnberger, Kunst des reinen Satzes (Berlin und Königsberg 1777 und 1779); Albrechtsberger, Anweisung zur Composition (Leipzig 1790); Cherubini, Cours de Contrepoint etc.; André (Offenbach 1838); J. C. Lobe, Lehrbuch der Composition, Bd. IV (Leipzig 1866); S. W. Dehn, Lehre vom Contrapunkt (Berlin 1859); Marx, Compositionslehre, Bd. II. (Leipzig 1847); Simon Sechter, Die Grundsätze der musikalischen Composition, Thl. III (Leipzig 1859); E. F. Richter, Lehrbuch der Fuge (Leipzig 1859); H. Bellermann, Der Contrapunkt (Berlin 1862); Otto Klauwell, Der Kanon in seiner geschichtlichen Entwickelung (Leipzig 1875); ferner jede ausführliche Compositionslehre.

Als Ergänzung zu diesem Artikel vgl. übrigens die Artikel: Contrapunkt; Compositionslehre; Fuge; Homophonie; Polyphoner Stil; Imitation; Nachahmung; Mensuralmusik. (*A. Tottmann.*)

KANON (im Buchdruck) ist die Bezeichnung für große Buchdrucklettern, mit welchen ursprünglich die Meßkanons gedruckt wurden und die jetzt auf Titeln, Anschlagzetteln u. s. w. Anwendung finden. Die Kanon-Type bildet im Schriftsystem (Kegel) einen bestimmten Schriftgrad und zerfällt in grobe und kleine Kanon; erstere hat in dem allgemeinen typographischen Punktsystem die Stärke von 40 Punkten, letztere eine solche von 36 Punkten. (*B. Siegfried.*)

KANONE, unzweifelhaft von dem lateinischen canna stammend und mit der italienischen vergrößernden Endung versehen, daher großes Rohr bedeutend, bezeichnet ein Geschütz, dessen Rohr eine relativ große Länge besitzt und das dazu bestimmt ist, Geschosse mit großer Geschwindigkeit, demnach mit möglichst starker Pulverladung in flachem Bogen zu schießen. Die ersten nach Benutzung des Schießpulvers zum Kriegsgebrauch auftretenden Geschütze waren ausschließlich Kanonen und hatten meist eine bedeutende Länge, weil man sehr große Ladungen anwendete und die Kraft derselben möglichst lange auf das Geschoß wirken lassen wollte. Versuche aber, welche Kaiser Karl V. anstellen ließ, zeigten, daß eine übermäßige Länge des Rohrs für die Steigerung der Wirkung nicht nur nicht vortheilhaft, sondern sogar nachtheilig sei, da die Anschläge der mit Spielraum geladenen Geschosse an den Seelenwänden einen Theil der ihnen durch die Ladung ertheilten Geschwindigkeit vernichten. Nach diesen Versuchen wurde die Länge der Seele der Kanonen, d. h. der cylindrischen Höhlung der Röhre, auf 18—22 Geschoßdurchmesser festgesetzt, ein Maß, das sich bis in neuere Zeit erhalten hat, wobei die Minimalgrenze von 18 Kaliber nur selten überschritten wurde. Die andern Arten der Geschütze, die Haubitzen und die Mörser, entstanden erst später und sind der Zahl nach gegenüber den Kanonen stets in der Minorität geblieben, während die letzteren sowol in der Feld-, als der Belagerungs- und Festungs- und auch der Schiffs-Artillerie stets die Mehrzahl gebildet haben.

Die ersten Kanonen wurden aus eisernen Stäben gebildet, die wie die Dauben eines Fasses aneinandergefügt und durch Reifen zusammengehalten wurden. Die geringe Haltbarkeit derartiger Geschütze führte bald auf Benutzung der Bronze und des Gußeisens als Material für die Röhre, bei deren Guß man in Reminiscenz an die umgelegten Reifen hervorspringende, die Oberfläche rund umgebende Verzierungen — die Friesen — anbrachte. Bronze und Gußeisen haben sich jahrhundertelang als alleiniges Rohrmaterial erhalten, erst in neuerer Zeit sind sie durch Schmiedeeisen und Gußstahl ersetzt, wenn auch nicht vollständig verdrängt worden. Die äußere Form der Kanonen gleicht einem mäßig abgestumpften Kegel, da dem Theil, der die Pulverladung aufzunehmen hat, die größte Metallstärke gegeben werden muß, während nach der Mündung zu den Pulvergasen nur eine geringere Dicke des Metalls entgegengesetzt zu werden braucht. Bei den bronzenen und gußeisernen Geschützröhren wurde die verschiedene Stärke der Seelenwände einfach durch den Guß erreicht, bei den schmiedeeisernen und gußstählernen Röhren werden zu diesem Zwecke auf deren hinteren Theil, das Bodenstück, schmiedeeiserne oder stählerne Ringe von verschiedener Breite oder zusammenhängende Mäntel warm aufgetrieben, sodaß sie beim Erkalten sich mit einer gewissen Spannung an die Rohroberfläche anlegen.

Jedes Rohr bedarf zur Einlagerung in die Laffette ein Paar cylindrischer seitlicher Ansätze, die Schildzapfen, welche in der Längenrichtung des Rohrs dergestalt angeordnet sind, daß der hintere Theil etwas Uebergewicht — das Hintergewicht — hat. Dadurch wird die starke Bewegung des Rohres um die Schildzapfenachse beim Schießen ermäßigt und die ruhige Lage des Rohres beim Richten gewährleistet, während ein Vordergewicht oder selbst ein Gleichgewicht der um die Schildzapfenachse schwingenden Rohrtheile ernste Nachtheile nach beiden Richtungen herbeiführen würde. Die Bohrung der Seele ist bei allen Vorderladegeschützen, sowol den glatten wie den gezogenen, hinten durch den festen Stoßboden geschlossen, bei den Hinterladungsgeschützen von der Mündung bis nach hinten durchgeführt. Für den Schuß muß selbstverständlich in letzterem Falle ein Stoßboden gebildet werden, der beweglich gestaltet ist und Verschlußvorrichtung genannt wird. Diese Vorrichtung kann durch einen einfachen Keil, einen Doppelkeil, eine Schraube mit durchbrochenen Gängen, einen Cylinderverschluß mit Querbolzen u. s. w. gebildet werden. Die Seele der glatten Kanonen ist rein cylindrisch ausgebohrt, die der gezogenen Kanonen ist an den Wänden mit Zügen versehen, die, gewöhnlich von trapezförmigem

Durchschnitt, in einer flachen Schraubenwindung — dem Drall — von hinten nach vorn gehen, um dem Geschosse beim Durchgange durch die Seele eine Drehung um seine Längenachse zu verleihen, sodaß es gleichsam durch die Pulvergase aus dem Rohre herausgeschraubt und am Ende seiner Bahn in das Ziel hineingeschraubt wird. Der Drall ist entweder ein gleichbleibender oder ein steigender (Progressiv-) Drall, im ersteren Falle zeigen die Kanten der Züge auf der aufgewickelt gedachten Seelenwandung gerade parallele Linien, während sie in letzterem Falle Curven darstellen. Bei dem steigenden Drall ist die Windung der Züge am Boden des Rohres eine schwache, verstärkt sich aber nach der Mündung zu in erheblichem Maße. Die glatten Geschütze verfeuerten Rundgeschosse, anfänglich aus Stein gefertigt, dann aber aus Gußeisen gegossen, die gezogenen Geschütze verschießen Langgeschosse, die entweder mit zwei Reihen knopfartiger Vorstände (ailettes), welche in die Züge eingreifen und durch sie geführt werden, oder mit einem Mantel oder mit einigen Ringen weichen Metalls (Blei, Kupfer) versehen sind. Die zwischen den Zügen stehen bleibenden Rippen — die Felder — pressen sich in das Weichmetall beim Schusse ein und bewirken bei der fortschreitenden Bewegung des Geschosses gleichzeitig dessen Drehung um die Längenachse. Während die glatten Geschütze Vollkugeln, Granaten, Shrapnels und Kartätschen schossen, werden Vollgeschosse bei den gezogenen Kanonen nur ganz ausnahmsweise verwendet. Seit die gezogenen Geschütze am Anfange der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch gekommen sind, haben sie wegen ihrer bedeutenden Vortheile die glatten Geschütze immer mehr verdrängt, sodaß diese nach einer halbtausendjährigen Benutzung auf den Aussterbeetat gestellt sind und in nicht zu ferner Zeit nur noch in Waffen- und Trophäensammlungen zu finden sein werden.

Als Haupttheil der Artillerieausrüstung aller Staaten finden sich die Kanonen in der Feld-, der Belagerungs-, Festungs-, Küsten- und Marine-Artillerie vertreten; die ersteren sind die dem Gewicht und dem Kaliber nach leichtesten, ihr Seelendurchmesser variirt zwischen 7,5 und 10,5 Centimeter, ihr Rohrgewicht zwischen 400 und 650 Kilogramm. Die Küstenkanonen sind infolge ihres stabilen Standes und der Nothwendigkeit, die Panzerplatten der Kriegsschiffe zu zerstören, die schwersten; sie haben ein Kaliber, das in einzelnen Exemplaren bis zu 45 Centimeter reicht und ein Rohrgewicht, das zum Beispiel bei dem 43-Ton-Geschütz des Woolwich-Arsenals 43,$_{290}$ Kilogramm beträgt. (*v. Löbell.*)

KANONENBOOTE sind 20—25 Meter lange und mit einem oder zwei schweren Geschützen bewaffnete flachgehende Fahrzeuge, welche früher den Küstenschutz versahen. Ihr geringer Tiefgang gestattete ihnen, sich auf seichtes Wasser zurückzuziehen, wohin ihnen größere Schiffe nicht zu folgen vermochten. Ebenso konnten sie in Windstillen große Kriegsschiffe auch entfernter von der Küste angreifen, weil sie von 30—40 Ruderern getrieben beliebige Manövrirfähigkeit besaßen, mit ihren schweren Geschützen auf große Distanzen angreifen konnten und selbst nur ein kleines Ziel boten.

Kanonenboote wurden zuerst im 17. Jahrhundert von den Franzosen bei dem Bombardement von Dünkirchen durch die alliirten Engländer und Holländer angewandt, kamen dann aber lange Zeit wieder außer Gebrauch, bis Napoleon I. 1805 mehrere Hunderte erbauen ließ, um mit ihnen an windstillen Tagen eine Invasion Englands zu unternehmen. Er hatte zu diesem Zwecke eine Armee von 80,000 Mann bei Boulogne versammelt und bereits alle Vorkehrungen getroffen, als der ausbrechende Krieg mit Oesterreich ihn zwang, das Project bis auf weiteres zu vertagen. Inzwischen folgten jetzt auch andere Mächte Frankreichs Beispiel und in verschiedenen Kriegen spielten die Kanonenboote seitdem eine Rolle. Auch den Ausgangspunkt der deutschen Flotte bildeten die Kanonenboote, von denen 1848/49 nahe an 100 beschafft wurden. Ihre Lebensdauer war jedoch keine lange. Nachdem 1849 Schleswig-Holstein mit dem Bau des ersten Schraubenkanonenbootes „Von der Tann" vorgegangen war, folgten damit sehr bald die übrigen Mächte und überall trat jetzt der Dampf an die Stelle der Ruder.

Die Dampfkanonenboote sind Fahrzeuge von 35—40 Meter Länge und 2—2½ Meter Tiefgang mit 3—4 schweren Geschützen, aber sie treten bei der Küstenvertheidigung ungepanzert nur in zweiter Reihe als Vorposten, Depeschenboote u. s. w. auf. Dagegen werden sie zum Schutze des Handels an seichte Küsten halb- oder uncivilisirter Völkerschaften und zur Verfolgung der Piraten in den ostasiatischen Gewässern entsandt. Zu diesem Zwecke hat man den Namen Kanonenboot auch auf eine etwas größere Klasse von Fahrzeugen ausgedehnt von 40 Meter Länge und 3 Meter Tiefgang, welche 6 Geschütze führen, obwol der Begriff „Boot" wenig auf sie paßt. Zur eigentlichen activen Küstenvertheidigung sind dagegen die Panzerkanonenboote eingetreten, von welchen die deutsche Marine 15 besitzt. Um den schweren Panzer zu tragen, reichten jedoch die bisherigen Dimensionen der ungepanzerten Kanonenboote nicht aus und namentlich mußte die Breite der Fahrzeuge von 8 auf 10 Meter sowie auch der Tiefgang um ½ Meter vergrößert werden. Diese Boote tragen hinter einem Panzerschilde nur ein Geschütz auf ihrem Vordertheil, aber es ist das schwerste Kaliber, welches die deutsche Marine bisjetzt besitzt und hat einen Seelendurchmesser von 30½ Centimeter. Diese Kanonenboote sind speciell zur Vertheidigung der Mündungen von Elbe, Weser, Jade und Ems bestimmt und deshalb in Wilhelmshafen stationirt. Ihr Vordertheil und der Schild des Geschützes sind mit einem Panzer von 20,3 Centimeter Stärke versehen, ebenso ist das Verdeck mit 5-Centimeter-Eisenplatten gepanzert. Sie sind seefähige Fahrzeuge, besonders manövrirfähig gebaut und haben eine Schnelligkeit von 10 Knoten (5 Meter in der Secunde). (*R. Werner.*)

KANONENSCHLAG ist ein Fabrikat der Kriegs- und Lustfeuerwerkerei, das einen starken Knall, ähnlich

dem beim Abfeuern einer Kanone, hervorbringt. Zu seiner Fertigung wird reines gekörntes Schießpulver verwendet und dieses in einer widerstandsfähigen Umhüllung verschlossen. Man unterscheidet cylindrische und kubische Kanonenschläge. Erstere haben eine aus starkem Papier rollirte, an beiden Enden zugewürgte Hülse als Umhüllung und dienen zur Versetzung von Raketen; eine Zündleitung führt dann von dem Treibsatz der Rakete nach der Sprengladung des Kanonenschlages, sodaß dieser am Ende des Steigens der Rakete zur Explosion gebracht wird. Die kubischen Kanonenschläge haben entweder eine aus dünnen Bretern bestehende, mit Blechstreifen benagelte Umhüllung oder als solche einen Würfel aus Pappe, dessen Kanten mit Papier- oder Zeugstreifen beklebt sind und der mit mehrern Lagen Sackband eng umwickelt und in flüssigen Leim getaucht wird. Die Zündung erfolgt entweder mit Frictionsschlagröhren oder mit Spiegelgranatzündern, je nach der Verwendung der Kanonenschläge. Bei Lustfeuerwerken werden die kubischen Kanonenschläge meist als Signale für den Anfang und das Ende des Feuerwerks benutzt, dann erfolgt die Entzündung der Pulverladung gewöhnlich mit Frictionsschlagröhren. Dienen die kubischen Kanonenschläge bei Friedensübungen zum Markiren feindlicher feuernder Geschütze oder des Krepirens der eigenen Geschosse, so wird die Sprengladung durch Spiegelgranatzünder, welche ihrerseits durch eine Zündleitung in Brand gesetzt werden, zur Explosion gebracht. (*v. Löbell.*)

KANONIK in der Musik. Unter diesem Namen behandelte man früher die Ausmessung und Berechnung der Tonintervalle, die Zusammensetzung derselben zu Tonleitern und Tonsystemen, die Nothwendigkeit einer Temperatur und die Berechnung der gleichschwebenden und aller Arten ungleichschwebender Temperaturen. Solange über die Physik des Klanges nichts weiter bekannt war, als daß die Höhe des Tones bei einer und derselben Saite und gleichbleibender Spannung nur von der Länge der Saite abhängt, war die Kanonik die gesammte musikalische Akustik, jedoch ohne strenge Abgrenzung nach der Seite der Musik. Daher erklärt es sich, daß man dies Wissensgebiet auch mathematische Tonlehre, ja auch wol theoretische Musik nannte. Im Grunde war es gewissermaßen eine Arithmetik der Töne und trug als solche die Bezeichnung Rationalrechnung. Unter diesem Namen ist sie als besondere Wissenschaft von Sorge im vorigen Jahrhundert noch behandelt (Sorge, Ausführliche und deutliche Anweisung zur National-Rechnung, 1749.) Solange unser jetziges Tonsystem mit gleichschwebender Temperatur noch nicht zur ausschließlichen Herrschaft gelangt war, und solange man sich noch über die Vorzüge der verschiedenen Tonsysteme mit ungleichschwebender Temperatur stritt, also bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, mußte man der Kanonik begreiflicherweise eine hohe Bedeutung für die theoretische Musik und den Bau der musikalischen Instrumente beilegen; denn nur mit Hülfe der Tonberechnung konnte ein neues Tonsystem aufgestellt und gegen die andern abgewogen werden. Bedeutende Mathematiker und Musiktheoretiker haben derartige Rechnungen ausgeführt, bis die gleichschwebende Temperatur zur allgemeinen Anerkennung gelangte, z. B. Vicenzo Galilei, Zerlino, Kepler, Euler, Rameau, d'Alembert, Kirnberger, Marpurg, Sorge. Vor der Untersuchung der Natur der Klänge sind sie jedoch in den Hintergrund getreten und was sie noch Brauchbares enthalten, pflegt man heutzutage in der Physik der Klänge und der Theorie der Consonanz, der Harmonie und der musikalischen Temperatur mitzubehandeln. Die Physik der Klänge wird auch über eine etwaige Verbesserung des heute gültigen Tonsystems zu entscheiden haben. Die Zusammenstellung des Wissens, das früher die Kanonik ausmachte, findet sich deshalb in den Artikeln Ton, Klang, Temperatur, Schall (siehe diese Artikel, vorzugsweise Klang und Temperatur.)

Begründet wurde die Lehre von den Tonverhältnissen durch Pythagoras. Er hatte die Entdeckung gemacht, daß die Höhe des Tones von der Länge der Saite abhängt, die halbe Länge die Octave gebe u. s. w. Pythagoras und seine Schüler, die den Zahlen in mystischer Weise eine überschwengliche Bedeutung in der Natur unterlegten und die Zahl für das Wesen der Sache zu nehmen pflegten, setzten auch die Verhältnißzahlen an Stelle der Töne und machten die Entscheidung über Consonanz oder Dissonanz einzig und allein von der Einfachheit des Zahlenverhältnisses der den Tönen zugehörigen Saitenlängen abhängig, ohne die Töne selbst weiter zu beachten. So waren die Verhältnisse $^3/_4$ $^2/_3$ $^1/_2$ $^1/_3$ $^1/_4$, welche der Quarte, Quinte, ersten, zweiten und dritten Octave angehören, Consonanzen; aber nicht die Quarte über der Octave, welche durch das Verhältniß $^3/_8$ ausgedrückt ist. Die Messung der Seitenlängen nahm man am Kanon vor, welches der Maßstab am Monochord oder auch das Monochord selbst ist, und aus diesem Grunde trugen die Pythagoräer als Musiktheoretiker auch den Namen Kanoniker. Aristoxenos und seine Anhänger bildeten zu dieser Schule die Gegenpartei, sie hielten die Entscheidung über Consonanz und Dissonanz aus den Saitenlängen für unzulässig und forderten, daß das Ohr der höchste Richter in dieser Frage sein sollte. Die Aristoxener hießen deshalb die „Musiker" oder die „Harmoniker", waren aber nicht im heutigen Sinne Musiker, sondern gleich wie die Pythagoräer ausschließlich musikalische Theoretiker.

(*E. H. Niedermüller.*)

KANONIKER. Ursprünglich wurde der Bischof in seinem Diöcesanregiment von den Klerikern seiner Kirche berathen und unterstützt. Dieses Presbyterium nahm im 4. Jahrhundert dem ascetischen Zuge der Zeit folgend unter dem Einflusse des Eusebius von Vercelli (gest. um 371) und des h. Augustin in einzelnen Kirchen einen mönchischen Charakter an, der in Hippo selbst ein Aufgeben des Privateigenthums seitens der einzelnen Mitglieder, überall den Cölibat derselben bedingte. Aber jene vita canonica, so genannt, weil sie durch den allgemeinen christlichen Kanon normirt war, fand gerade deswegen weder überall Aufnahme, noch erhielt sie sich

dauernd selbst an denjenigen Kirchen, wo sie angenommen worden war. Gilt als Chrodegang von Metz sie im Jahre 760 für den dortigen Klerus angeordnet hatte, wurde sie durch das Aachener Concil von 816 oder 817 für alle Kirchen des fränkischen Reiches angeordnet, an denen eine Mehrzahl von Geistlichen wirkte, und erhielt sich in dieser Form, bis die wachsenden Reichthümer der Kirche bei der Geistlichkeit das Bestreben nach Sonder-Eigenthum und abgesondertem Leben wieder stärker hervortreten ließen. Freilich versuchte dann ein erneuter ascetischer Impuls Ende des 11. Jahrhunderts noch einmal die Wiederherstellung des früheren Zustandes, aber doch ohne durchgreifenden Erfolg zu erzielen. Vielmehr bildet sich jetzt ein Unterschied heraus zwischen den nach einer regula lebenden (regulirten) Stiftsherren und den saeculares, die abgesondert in einzelnen Curien lebten und sich nur zu bestimmten Andachtsübungen vereinten. Alle Geistlichen, die in Mehrzahl an einer Kirche wirken und ein Collegium bilden, werden auch nach heutigem Rechte canonici genannt, weil ihre Namen in die an der Kirche gehaltene Liste — canon — eingetragen wurden. So führen diesen Namen die Mitglieder der bischöflichen Kirche, die auch Domherren genannt werden, und die an nicht bischöflichen Kirchen, welche eine Collegiatverfassung besitzen und darum mit dem Namen Collegiatstifter bezeichnet werden. Die nicht regulirten Kanoniker genossen entweder die volle Pfründe (c. integrati, in fructibus) oder nur eine Quote derselben (semipraebendati, tertionarii) oder fanden sich blos in Exspectanz derselben (c. in herbis). Während dieser Unterschied aber in den modernen Stiftsverfassungen hinfällig geworden ist, hat sich der zwischen c. numerarii, residentiales, die wirklich zum Chordienst und zur Residenz Verpflichteten, und honorarii, non residentiales, deren Stellung nur eine Ehrenstellung ist, erhalten.

Literatur: Hinschius, Kirchenrecht §. 80 und die dort Angeführten. Vgl. in dieser Encyklopädie den Art. Domkapitel. (*E. Friedberg.*)

KANONISATION ist Heiligsprechung eines Seligen (beatus). Der Name ist abzuleiten von canon, dem Verzeichnisse der Heiligen, in den eingereiht zu werden zum Range eines Heiligen erhob, und das Institut steht in einer gewissen Analogie zur antiken Apotheose, der Versetzung von Menschen unter die Götter.

Schon früh sind in der christlichen Kirche die Namen und Thaten der Märtyrer gesammelt und in den Gemeindeversammlungen der andächtigen Gemeinde verlesen worden. Eine Anrufung derselben erfolgte aber erst nach der Zeit Augustin's, der ausdrücklich überliefert, homines Dei suo loco et ordine nominantur; non tamen a sacerdote qui sacrificat, invocantur (De civ. dei lib. XXII. c. 10). Dabei scheint ein bestimmtes Verfahren und eine feste Competenz für diese Seligsprechung nicht vorhanden gewesen zu sein. Wenigstens rügt Karl der Große in dieser Beziehung mehrfache Misbräuche und bestimmt in dem Capitulare in Theodonis villa (805, c. 17) ausdrücklich: De ecclesiis seu sanctis noviter sine auctoritate inventis, sine episcopo probante minime venerentur salva etiam de hoc et de omnibus ecclesiis canonica auctoritate (Mon. Germ. Leg. I, 134, ed. Boretius I, 125). Die hier den Bischöfen zugesprochene Function haben sie in der Folgezeit, mit dem römischen Bischof concurrirend, oft auch unter dessen Bestätigung ausgeübt, bis Alexander III. im Jahre 1181 auch in dieser Beziehung eine ausschließliche Competenz des römischen Stuhles feststellte, C. 1 X (3, 45), und die Declarationen Urban's VIII. (1625 und 1634) den Bischöfen auch die Befugnisse entzogen, für ihre Diöcesen Kanonisationen vornehmen zu dürfen. Die Materie der Heiligsprechung ist dann päpstlicherseits durch eine große Zahl gesetzlicher Anordnungen geregelt (Fontaninus, Codex constitutionum quas summi pontifices ediderunt in solenni canonisatione sanctorum etc. Romae 1729) und im Wesentlichen folgendermaßen gestaltet worden.

Wird bezüglich einer Person, die in der Regel seit 50 Jahren verstorben sein soll, und die einen heiligen Wandel geführt hat, ein Antrag auf Seligsprechung gestellt, so wird über diesen servus Dei eine Untersuchung eingeleitet und durch Beweisverfahren sein heiliges Leben und die von ihm bewirkten Wunder constatirt. Auf Grund dieser durch den Diöcesanbischof geführten Untersuchung holt die Congregatio Rituum nach eigener Prüfung die Erlaubniß des Papstes zur Fortführung des Verfahrens ein. Dieses besteht in wiederholter Prüfung in der genannten Congregation, vor den Cardinälen und in einem päpstlichen Consistorium. Die Seligsprechung selbst erfolgt durch päpstliches Breve, welches das Maß der dem Beatus zu erzeigenden Ehren bestimmt, und wird vom Papste feierlich publicirt. Hat der Beatificirte neue Wunder gewirkt, so kann er kanonisirt werden. Dies geschieht wieder nach einer dreifachen Prüfung, die der bei der Beatification vorgenommenen gleichartig ist, und wird die Kanonisation gleichfalls in der vaticanischen Basilica publicirt. Damit wird der Cultus des Heiligen für die gesammte katholische Kirche, nicht wie bei der Beatification für einen localen District, festgestellt, und dieser Cult nicht wie bei dem Beatificirten blos erlaubt, sondern geboten.

Während das Tridentinum die Heiligenverehrung aufrecht erhalten hat, ist dieselbe von der protestantischen Kirche verworfen worden.

Literatur: Prosper Lambertini (Benedict. XIV.) de servorum beatificatione et beator. canonisat. Bononiae 1734—8, ed. II. Venet. et Patav. 1743. 4 Bände. Fol. — Bangen, Die röm. Curie. Münster 1854, S. 214 fg. — Vergl. auch Giattini, Leben des sel. A. M. Liguori. Wien 1835. (*E. Friedberg.*)

KANONISCH. Der Ausdruck κάνων (Richtschnur) wurde ursprünglich gebraucht für die Bezeichnung des rechtlichen Princips im Gegensatz zu νόμος, den einzelnen Ausflüssen desselben. Aber allmählich änderte sich der Sprachgebrauch dahin, daß auch diese letzteren unter derselben Bezeichnung miteinbegriffen wurden. Specifisch ist dann der Name für die auf Concilien festgestellten

Normen geworden. In besonderer Anwendung spricht man von kanonischen Büchern der heiligen Schrift, in dem man darunter diejenigen Schriften des Alten und Neuen Testaments versteht, welche die Glaubensregel — gleichfalls canon genannt — enthalten und somit im Gegensatz zu den Apokryphen stehen. — Kanonisches Leben bedeutet das einer mönchischen regula entsprechende Leben von Geistlichen, die an Stadtkirchen gemeinsam und collegial wirken (vergl. den Artikel Kanoniker). — Kanonische Strafen sind die von der Kirche zu verhängenden Strafen des kanonischen Rechts (s. diesen Artikel) und bestehen aus poenae medicinales einerseits und vindicativae andererseits (s. unter Kirchenstrafen). — Kanonisches Alter bedeutet die verschiedenen Altersstufen, welche im kirchlichen Rechte zur Erreichung der verschiedenen kirchlichen Weihegrade vorgeschrieben sind. — Kanonische Tageszeiten bezeichnen die Abschnitte des Tages, an welchen die entsprechenden Abschnitte des Breviarium von den dazu verpflichteten Geistlichen laut gelesen werden müssen, und die in dem folgenden Verse angedeutet sind: Haec sunt septenis propter quae psallimus horis: Matutina ligat Christum, qui crimina purgat. Prima replet sputis, dat causam Tertia mortis. Sexta cruci nectit, latus eius Nona bipertit. Vespera deponit, tumulo Completa reponit. (*E. Friedberg.*)

KANONISCHES RECHT. Mit diesem Ausdrucke wurde ursprünglich der Inbegriff aller von der Kirche ausgehenden Rechtssatzungen bezeichnet, bis allmählich der Sprachgebrauch sich dahin festgestellt hat, daß man darunter die in dem Corpus juris canonici enthaltenen Rechtsvorschriften versteht. Der Charakter dieses Rechts empfängt seine Einheitlichkeit lediglich durch die subjective Beziehung, daß sie von der Kirche ausgegangen sind. In objectiver Beziehung ist dagegen das kanonische Recht sehr mannichfach gestaltet und begreift Kirchenrecht, Völkerrecht, Staatsrecht, Strafrecht, Privatrecht und die beiden Processe. Je mehr die Gewalt der Kirche über den Staat zunahm und je weitere Ausdehnung die kirchliche Gerichtsbarkeit empfing, um so mehr gelangte das kanonische Recht zur Geltung, welches außerdem das persönliche Recht der Kleriker war. Im Mittelalter an den Universitäten neben dem römischen Recht behandelt, wurde ihm von der Theorie als dem neueren der Vorrang vor dem römischen eingeräumt, und so nahm es denn auch Antheil an der Reception der fremden Rechte, welche sich Ende des 15. Jahrhunderts in Deutschland vollzogen hat. Als gemeines deutsches Recht gilt es demnach auch noch heute, wenigstens insoweit es absichtlich das römische Recht corrigirt hat. Aber wenn seine Geltung schon durch diese Distinction wesentlich eingeengt ist, und nicht einmal innerhalb dieser unangefochtene Anerkennung hat, so ist andererseits das Geltungsgebiet des gemeinen Rechts sehr beschränkt worden, und hatten innerhalb desselben das Strafrecht, Handelsrecht und die Proceßrechte eine das frühere gemeine Recht beseitigende gesetzgeberische Fixirung durch das Deutsche Reich empfangen. Ja selbst für das Gebiet der katholischen Kirche ist das kanonische Recht durch zahlreiche neue Rechtsbildungen theils abgeändert, theils außer Geltung gekommen, und in der evangelischen Kirche hat sich schon früh das allerdings erst ziemlich spät erfolgreiche Bestreben gezeigt, dies doch specifisch katholische Recht durch ein den evangelischen Principien entsprechendes zu verdrängen.

Aber wenn auch in Bezug auf die Geltung das kanonische Recht verloren hat, so doch nicht in seiner wissenschaftlichen und rechtshistorischen Bedeutung. Zahlreiche Grundsätze des modernen Rechts haben ihren Ursprung im kanonischen, und die Rechtsentwickelung jedes europäischen Volkes ist von ihm beeinflußt worden.

(*E. Friedberg.*)

KANONISSINNEN. Nachdem Chrodegang den Geistlichen, welche an einer Kirche collegial wirkten, eine Regel gegeben hatte (vergl. den Art. Kanoniker), bildeten sich auch analoge Verbindungen unter Frauen, die wie die männlichen in regulirte und säculare zerfielen. Die Mitglieder der ersteren leisteten die nicht feierlichen Gelübde der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, die andern nur die beiden zuletzt genannten, ohne sich also zur freiwilligen Armuth zu verpflichten. Im Laufe der Entwickelung blieben nur die Säcular-Kanonissinnen bestehen, die unter Leitung einer Aebtissin sich einem beschaulichen Leben hingaben oder Erziehungszwecken widmeten. Auch an der Entwickelung der männlichen Stifte nahmen die weiblichen Antheil, sodaß sie wie jene Adel als Bedingung für die Zulassung ihrer Mitglieder aufstellten. Die Reformation brachte den meisten der sogenannten Damenstifte den Untergang oder wenigstens die Umwandlung in Versorgungsanstalten für Töchter von Adeligen, Beamten, Offizieren, zum Theil sogar mit Durchbrechung des alten Princips des gemeinsamen Zusammenlebens. (*E. Friedberg.*)

KANOPOS oder Kanobos (die Griechen schreiben gewöhnlich *Κάνωβος*, die Römer, z. B. *Tac.* Ann. II, 60 Canopus; nach Stephanus Byz. wäre letzteres richtiger; auf Inschriften finden sich beide Formen, *ΚΑΝΩΠΟΣ* zum Beispiel auf der Stele von Tanis), Hafenstadt in der Nähe des westlichsten Nilarmes, der daher gewöhnlich der Kanobische genannt wird, nach *Strabo* XVII, 1, 17: 120 Stadien westlich von Alexandria. Gegenüber im Meere liegt eine kleine gleichnamige Insel (s. Skylax u. a.). In dem berühmten trilinguen Decret von Kanopos wird der Ort hierogl. und demotisch Pegutha(t) genannt. Wahrscheinlich ist dies derselbe, nur mit dem Artikel versehene Name, wie der in älteren Texten wiederholt genannte Ort Gun oder Gutu(t); s. Brugsch, Dict. géograph. p. 820 sq. Der Name Kanopos ist wahrscheinlich griechischen Ursprungs; nach der Tradition hatte der Steuermann des Menelaos, der hier durch einen Schlangenbiß starb, dem Orte den Namen gegeben (so schon Hekatäos bei *Aristides*, or. 48, p. 359, Reiske; das Detail bei *Nicand.*, Ther. 312. *Conon* narr. 8. *Aelian.* Hist. anim. XV, 13). In der Pto-

lemäerzeit haben dann die Aegypter wie so vieles andere auch den Namen dieses Ortes von den Griechen übernommen und ägyptisirt; eine Inschrift des Tempels von Dendera (Brugsch l. c. 720) nennt die Stadt Ganup, und ein ägyptischer Priester übersetzt (bei *Aristides* l. c.) den Namen in sprachlich zulässiger Weise durch *χρυσοῦν ἔδαφος*, goldener Boden.

Bei den griechischen Schriftstellern von Hekataos und Herodot abwärts wird der Ort häufig genannt und ist später eine wesentlich griechische Stadt geworden, die sich unter den Ptolemaern und Römern großen Wohlstandes erfreute. Aus dem Gebiete der Stadt wurde unter den Ptolemäern ein besonderer Nomos, *Μενελαΐτης*, gebildet (seine Münzen s. J. de Rougé, Rev. numism. XIV, 1870, p. 67; die von Vaillant aufgeführte Münze mit der Legende *KANΩΠΙΤΗ* ist unecht, vgl. Mionnet, Descr. des méd. Suppl. IX, 178).

Die Industrie der Stadt, besonders die Bandweberei (*Athen.* VII, p. 326a), wird im Alterthum gerühmt, vor allem aber ihre schöne Lage und das schwelgerische ausschweifende Leben in derselben. Kanopos war ein Hauptvergnügungsort der Alexandriner und der beide Orte verbindende Nilkanal den ganzen Tag über bedeckt von den Kähnen vergnügungslustiger Gesellschaften, seine Ufer voll von Restaurationen (*καταγωγαί*), s. *Strabo* XVII, 1, 17; *Ammian.* XXII, 16, 14. Außerdem erwähnt Strabo die hohe Heiligkeit des Serapeums von Kanopos, dessen Orakel, namentlich Traumorakel, für unfehlbar galten. Vgl. dazu C. J. gr. III, 4683 (aus Alexandria) *Διι Ηλιω μεγαλω Σαραπιδι εν Κανωβω* etc. und *Plut.* De Is. 27. — Zu erwähnen ist noch, daß im neunten Jahre des Ptol. III. Euergetes (238 v. Chr.) die ägyptische Priesterschaft sich in Kanopos versammelte, um die Einführung eines Schalttages in jedem vierten Jahre (als Festtag der *Θεοὶ Εὐεργέται*) zu beschließen und so das ägyptische Wandeljahr in ein festes (julianisches) Sonnenjahr zu verwandeln. Das Decret wurde in griechischer, altägyptischer und demotischer Sprache in Stein gehauen und in allen Tempeln Aegyptens aufgestellt; ein Exemplar desselben hat bekanntlich Lepsius 1866 in Tanis gefunden. — Mit dem Siege des Christenthums geht auch die Blüte von Kanopos zu Grunde. Unter Theodosius I. sorgte der Patriarch von Alexandria, Theophilos, der bekanntlich auch den großen Serapistempel in Alexandria zerstörte, für die völlige Vernichtung aller Tempel von Kanopos, vor allem des Serapeums (*Rufin.* Hist. eccles. II, 26. *Eunapius* v. Aedesii, p. 44 ed. Boissonade). Ein christlicher Ort Metanoia „die Reue" trat mit seinem Kloster an die Stelle der lebensfrohen alten Stadt (*Hieron.* Prol. ad regulam 5. Pachomii).

Die christlichen Schriftsteller (*Rufinus*, Hist. eccles. II, 26. *Suidas* s. v. *Κάνωπος*) erzählen eine absurde Geschichte, wie ein schlauer Priester in Kanopos durch allerhand Machinationen die „Chaldäer" (!) veranlaßt habe, eine Gottheit in Gestalt eines mit Hieroglyphen bemalten Wasserkruges zu verehren, dem er einen Menschenkopf — von der Statue des Steuermanns des Menelaos — aufgesetzt hatte. So sei der Cult eines Kruggottes Kanopos in Aegypten eingeführt. Eine derartige Gottheit hat es in Aegypten nie gegeben, die ganze Erzählung beruht auf Misverständnissen. Man hat sich aber infolge dessen in neuerer Zeit gewöhnt, die vier Urnen, welche jeder Leiche mit ins Grab gegeben wurden und in denen man die Eingeweide der balsamirten Todten beisetzte, mit dem Namen „Kanopen" zu belegen. Diese Urnen stehen unter dem Schutze von vier Gottheiten (gelegentlich „die Söhne" oder „die Brüder des Horus" genannt), Amseth, Hapi, Duamutef und Qebhsenuf, welche (in derselben Reihenfolge) mit einem Menschen-, Hundskopfsaffen-, Schakal- und Sperberkopf dargestellt werden. Die entsprechenden Köpfe setzte man auch auf die Eingeweideurnen, und in dem auf ihnen eingegrabenen Texte werden die betreffenden Genien angerufen und der Todte unter ihren Schutz gestellt. Ein Misverständniß dieser Anschauungen liegt der angeführten Fabel zu Grunde; warum aber der angebliche Gott gerade zu dem Namen Kanopos gekommen ist, wissen wir nicht.

(*Eduard Meyer.*)

KANOPUS oder *α* Argûs ist einer der hellsten Sterne im Sternbilde des Schiffs Argo und auch einer der hellsten Sterne am ganzen Himmel überhaupt. Seine Position beträgt für 1875 Rectascension $6^h\ 21^m\ 11^s$, Declination $-52°\ 37'\ 6$; er erhebt sich daher für unsere Gegenden nicht über den Horizont, erst in einer nördlichen geographischen Breite von etwa 37° erscheint er gerade im Horizont. Infolge der Präcession hat er sich im Laufe der Jahrhunderte dem Aequator genähert; zur Zeit des Posidonius (80 v. Chr.) stand er daher noch südlicher als jetzt, sodaß er damals in Rhodus gerade über dem Horizont erschien. Posidonius benutzte den Kanopus zur Ermittelung des Erdumfanges. Da der Stern nämlich in dem 5000 Stadien (nach anderer Angabe nur 3750 Stadien) südlicher gelegenen Alexandrien eine Höhe von $7^1/_2$ Grad ($^1/_{48}$ des Kreisumfangs) über dem Horizont erreichte, während er in Rhodus nur den Horizont berührte, mußte der Erdumfang 48×5000, resp. 3750 Stadien = 240,000, resp. 180,000 Stadien betragen. Die Eigenbewegung des Kanopus ist fast unmerkbar, auch seine Parallaxe konnte bisher nicht ermittelt werden. (*W. Valentiner.*)

KÄNOZOISCHE FORMATIONSGRUPPE nennt man die Schichtenreihe, welche in der Neuzeit der Erdentwickelung, in der Periode, welche durch organische Wesen vom Typus der Gegenwart ausgezeichnet ist, abgesetzt worden ist. Sie zerfällt in zwei Abtheilungen, eine ältere, die Tertiärformation, und eine jüngere, das Quartär. Im Gegensatz zu dem mesozoischen Zeitalter gelangen hier die Säugethiere und die Laubhölzer zu ihrer größten Entwickelung, während die im Mittelalter der Erdentwickelung vorherrschenden Reptilien, Ganoiden und Brachiopoden, Coniferen und Cycadeen stark zurücktreten und die Ammoniten und Belemniten sogar ganz ausgestorben sind. Die organischen Wesen der

känozoischen Formation vermitteln den Uebergang zur Jetztwelt. Ebenso bilden sich in dieser Zeit die heutigen Formen des Continents, die heutigen Hochgebirge und die heutigen Klimazonen heraus. In der Tertiärzeit treten zuerst die höheren Säugethiere auf, welche aber noch gemeinschaftliche Typen, zum Theil sogenannte Embryonaltypen von jetzt getrennten Gruppen in sich vereinigen; so zum Beispiel das Anoplotherium und Paläotherium, welche als Stammformen der Dickhäuter und Wiederkäuer anzusehen sind u. a. m. Im jüngeren Tertiär treten die jetzt lebenden Gattungen und deren Vorläufer auf, wie Mastodon, Elephas, das Hipparion, der Vorläufer unsers Pferdes, weiter Bären, Katzen, Hunde, Affen. Vermöge der vielen physikalisch-geographischen Unterschiede bilden sich die mannichfachsten Localfaunen und -Floren. Im Quartär, der Diluvial- und Alluvialzeit klingen diese Verhältnisse aus und es entwickelt sich nach nochmaliger, großartiger Klimaverschiebung die Gegenwart in ihren physikalischen und organischen Verhältnissen. (Näheres s. u. Tertiär und Quartär.) (*E. Geinitz.*)

KANSAS ist der letzte der rechts in den Missouri mündenden Nebenflüsse. Er entsteht aus dem Zusammenfluß zweier gegen 50 geogr. M. langer Ströme, welche in den öden Plains Colorados etwa im 104° westl. L. v. Gr. im Gebiete der Cheyenne-Indianer entspringen und dann durch die fruchtbaren Prärien von Kansas nach Osten fließen. Der nördliche ist der Republican-Fork, welcher im ONO. des Pikes Pik und der Stadt Colorado in etwa 2000 Meter Höhe entspringt; der südliche der Smoky-Hill-Fork, welcher links den Salomon oder Nepaholla-Fluß aufnimmt und im Osten vom Fort Harker den Smoky-Hill umfließt. Ersterer ist der bedeutendere und führt deshalb auch den Namen Kansas. Der Kansas und der weiter im Norden fließende Niobrara sind die wasserärmsten der Missouri-Zuflüsse, obwol hier die jährliche Regenmenge etwa 1022 Meter. betragen soll. Bei Fort Riley, in 270 Meter Höhe, vereinigen sich beide, und der Kansas fließt dann noch etwa 13 geogr. M. weiter östlich, über die Hauptstadt Topeka, bis er sich unfern von Kansas-City, in 210 Meter Höhe, mit 260 Meter Breite, in den Missouri ergießt. Bis zum Vereinigungspunkt beider Forks ist er zu Zeiten mit ganz flach gehenden Dampfern befahren worden; weiter oben aber sind die Forks monatelang im Jahre trockene Flußbetten. (*G. A. von Klöden.*)

KANSAS, das in der Mitte der Vereinigten Staaten von Amerika gelegene Land, liegt zwischen 37 und 40° nördl. Br. und zwischen 76°25′ und 84°20′ westl. L. von Ferro, sodaß es 101,5 und 45 geogr. Meilen mißt. Es grenzt an Nebraska, Missouri, das Indianer-Territorium und Colorado und hat eine mittlere Höhe über dem Meere von 724 Meter, indem es von 230 Meter im Osten bis zu etwa 1070 Meter im Westen ansteigt. Sein Flächeninhalt beträgt 82,080 englische □Meilen oder 212,587 □Kilom. oder 3864,4 geogr. □Meilen, d. h. $^3/_5$ des preußischen Staates. An der Nord-Ost-Ecke bildet der Lauf des Missouri die Grenze; im übrigen hat das Land die Gestalt eines Parallelogramms. Im östlichen Theile ist es wellig und hat einige ansehnlichere Höhen, der Westen aber ist ebene Prärie; der Osten zeigt reiche Prärien, mit Gras bedeckte Hügel und fruchtbare Thäler, ist auch an den Strömen mit einer Fülle von Holz versehen; der Westen aber ist sehr dünn bewaldet und erinnert hier und da schon an die südlicher gelegene Llano estacado, sodaß eine künstliche Bewässerung in den meisten Gegenden unausführbar ist. Im Osten bildet den Boden ein dunkler Lehm, zum Theil mit Sand gemischt, der in den Flußgründen äußerst fruchtbar ist. Ehemals die „Große Wüste" genannt, ist dieses Land einer der blühendsten Agriculturstaaten Nordamerikas. Der den Staat von Westen nach Osten durchfließende Kansas (s. d.) ist der Hauptfluß; in den südlichen Quellfluß münden der Saline und Salomon; nächst ihm der Arkansas, welcher den Verdigris und Neosho aufnimmt; der Osage geht zum Missouri. Es sind dies alle flache, aber breite Steppenflüsse. Das Klima gilt für sehr gesund; es ist angenehm, im Osten feuchter, im Westen das der Steppe; die Winter sind kurz und Schnee fällt selten in Menge. Im Februar, März und April wechselt freilich die Temperatur oft plötzlich, und heftige Winde setzen ein. Vom ersten Drittel des Mai bis Mitte Juni dauert eine Regenzeit; aber im ganzen Jahre fallen durchschnittlich nur 848 Meter Regen. Winde kühlen die Luft stets ab, indessen steigt das Thermometer doch auch einmal auf 46° C. Die mittlere Temperatur des Frühlings ist 10,5, die des Sommers 23,4, des Herbstes 11,1, die des Winters 1,9, die des ganzen Jahres 11,7° C.

An mineralischen Producten besitzt Kansas: röthlichen, gelben und blauen Kalkstein, Granit, Feldspat, große Blöcke porphyrartigen Gesteins, Quarz, Gips, rothen Sandstein, welcher im westlichen Theile die Unterlage bildet, selbst etwas Gold, wichtige Steinkohlen, die sogenannten Missouri-Backen; die Lager der letzteren nehmen 22,256 englische □Meilen oder 1047 geogr. □Meilen ein, und auf diesen förderte man 1870 gegen 33,000, 1877 schon 275,000 (0,6 Proc. der amerikanischen), 1879 aber schon etwa 400,000 Tons Kohlen. Die wilden Thiere sind in der Steppe: Rothwild, Antilope, Präriehunde und Eichhörnchen; von Vögeln: wilde Truthühner und Gänse, Prärie-Hennen, Rebhühner, Golddrosseln, der blaue Holzhäher, der Steinbeißer, die Krähe u. s. w.; auch der gehörnte Frosch ist zu nennen. — Auf der 40 geogr. Meilen breiten Strecke im Osten findet man mehrere Arten von Eichen, Eschen, Platanen, die weiße amerikanische Walnuß, die Hackberry, den Zucker-, Ahorn- und Sumachbaum, die an den fruchtbaren Flußufern in Menge wachsen. Im Westen trifft man nur an den Strömen spärliche Baumwoll- und Weidenbäume. Die häufigen Präriebrände haben hier den Wald immer mehr vermindert. Das Bauholz muß demzufolge hier vom Auslande bezogen werden.

Die Zahl der Bewohner ergab sich 1880 zu 996,096, von denen 952,155 Weiße waren, 43,107 Farbige, 792

Indianer (Steuerzahlende) und 19 Chinesen. Längs der südlichen Grenze finden sich Osadschen (Osagen); abgetretene und reservirte Ländereibereiche sind im fruchtbaren östlichen Theile vorhanden für Osagen, Tscherokis, New-York-Indianer, Sak- und Fox-Indianer, Pottawotomis und Kansas; 1870 mit 5900 Indianern. In neuester Zeit sind aus Mississippi und Texas bereits 40,000 Farbige (Neger und Mischlinge), die von ihrer Freizügigkeit Gebrauch machen, eingewandert; diese sind aber nicht dazu zu bringen, sich selbst zu ernähren, und fallen also dem Staate zur Last, deshalb hat man bereits 4000 derselben wieder weiter befördert. Auch von den aus dem südlichen Rußland ausgewanderten Mennoniten hat sich ein Theil hier niedergelassen.

Kansas war ein Theil der großen Louisiana-Ländermasse, welche Amerika im J. 1803 auf dem Wege des Kaufes von Frankreich erwarb, und bildete später Theile von dem Missouri-, Arkansas-, Colorado- und Indianer-Territorium. Von dem letzteren wurde es 1854 getrennt, und nach einer stürmischen Debatte im National-Congresse über die Frage, ob der Missouri-Compromiß, d. h. eine im J. 1820 durchgegangene Acte, welche nördlich von $36^1/_2°$ nördl. Br. die Sklaverei verbot, abgeschafft werden sollte, als besonderes Territorium begründet. „1856 war infolge dessen Kansas der Schauplatz eines erbitterten kleinen Krieges, den die beiden Parteien der Sklavenpartei und der Freibodenmänner gegeneinander führten, und in welchem John Brown, später durch seinen Zug nach Harpers-Ferry Märtyrer und volksthümlicher Held der Abolitionisten, eine hervorragende Rolle spielte." Die Abschaffung der Acte wurde durch eine große Majorität im Senate und eine entscheidende im Repräsentanten-Hause durchgesetzt, ein Beschluß, welcher jetzt nach Abschaffung der Sklaverei ohne Bedeutung ist. Im J. 1861 wurde Kansas als Staat aufgenommen; derselbe ist bereits in 104 Counties getheilt und sendet sieben Abgeordnete nach Washington. 1880 beliefen sich die Einnahmen des Staates auf 2,817,964 Doll., die Ausgaben auf 2,685,247 Doll., die Schulden auf 1,181,975 Doll. Der Werth des gesammten Eigenthums wurde 1880 auf 161 Millionen Doll. geschätzt.

Die Agricultur-Producte zeigen jährlich eine ansehnliche Zunahme. In den organisirten Counties sind 33,599,600 Acres = 2470 geogr. □Meilen vorhanden, in den noch nicht organisirten 18,443,920 Acres = 1330 geogr. □Meilen. In Cultur sind 6,538,728 Acres = 480 geogr. □Meilen, also der achte Theil des Bodens; die Zunahme innerhalb der letzten sechs Jahre hat 262 geogr. □Meilen, von 1877 auf 78 sogar 70 geogr. □Meilen betragen. Die Größe der Fläche für den Winter-Weizen beträgt 1,297,525 Acres = $95{,}_3$ geogr. □Meilen, die für den Frühlings-Weizen $30{,}_3$ geogr. □Meilen, die für den Mais 2,925,070 Acres = 215 geogr. □Meilen (in den letzten 3 Jahren 60 Proc. Zunahme), für den Hafer $42{,}_2$ geogr. □Meilen; für Kartoffeln fast 5, für Flachs wenig über 5, für Castorbohnen ebenso. Die gesammte Erntefläche hat 1878 zugenommen um 900 geogr. □Meilen. Der Viehstand hat sich in den letzten drei Jahren ebenfalls ansehnlich vermehrt; die Zahl der Pferde ist um 51 Proc., die der Maulthiere um 97 Proc., die der Milchkühe um 46 Proc., die der andern Rinder um 44 Proc., die der Schafe um 116 Proc., die der Schweine um 283 Proc. gewachsen. 1878 haben die Hunde 8025 Schafe getödtet, sonst sind gestorben 19,021. Man hat 1,059,640 Pfd. Käse im Jahre gemacht und 14,506,494 Pfd. Butter. Der Werth des Geflügels und der Eier betrug 393,070 Doll., der von geschlachtetem oder zum Schlachten verkauftem Vieh 8,665,143 Doll. Die Gartenproducte beliefen sich auf 307,292 Doll. Die 31,190 Bienenstöcke machten 370,378 Pfd. Honig und 10,949 Pfd. Wachs. Tragende Apfelbäume gab es 1,867,192, nicht tragende 3,978,062; für Birnen galten die beiden Zahlen 58,482 und 154,265; für Pfirsich 4,784,076 und 4,049,801; für Pflaumen 169,940 und 254,968; für Kirschen 443,726 und 678,426. Die 3418 Acres Weingärten lieferten 84,079 Gallons Wein. 1880 erntete man in Bushels: Weizen 17,324,141, Mais 105,729,325, Hafer 8,180,385, Roggen 413,181, Gerste 300,273, Buchweizen 24,421, Kartoffeln 4,184,000, Heu 1,499,400 Tons. 1880 wird angegeben die Zahl der Pferde zu 430,907, der Esel und Maulthiere 64,869, der Milchkühe 418,333, der andern Rinder 1,032,724, der Schafe 1,733,275, der Schweine 1,787,969. 1880 hatte die gesammte Farm-Production einen Werth in Dollars von 27,630,651, und zwar war der von geschlachtetem Vieh 4,156,386, der für Wald-Producte 368,947, der für Garten-Producte 129,013, der für Obst 158,046 Doll.

Für den Unterricht geschieht viel. Jede, auch nur aus zehn Häusern bestehende Ansiedelung besitzt eine wohleingerichtete Schule. 1880 hatte man in den 6134 Schul-Districten 5242 Schul-Häuser. Die Zahl der 5- bis 21-jährigen Jugend war 340,647; in den Schullisten standen verzeichnet 231,434; die Zahl der im Durchschnitt täglich die Schule Besuchenden war 137,667; die der Lehrenden 7780, wovon 4274 weiblichen Geschlechts. Der Schulfonds ist im Verhältniß der höchste in den gesammten Vereinigten Staaten; 1880 belief er sich auf mehr als 2,500,000 Doll. Die Gehälter betrugen $^2/_3$ der Ausgaben. Die Staats-Universität zu Lawrence, welche 1866 nur 55 Studirende zählte, hat 1882 deren 438, bei 14 Lehrern; die Normalschule zu Emporia, am Neosho, zählt 247 Zöglinge; das Agricultur-College 276, davon sind 73 weiblichen Geschlechts. Die Staats-Bibliothek hat 10,500 Bände. Es erscheinen 303 periodische Schriften.

Im Staatsgefängniß befanden sich 500, im Irrenhaus 230 Insassen.

Die Hauptstadt ist Topeka, d. h. Kleine Kartoffel, eine in 904 englische Fuß = 276 Met. Höhe in der Shawee-County am Kansas schachbretartig gebaute Stadt mit 15,451 Einwohnern. Sie hat ein marmornes Capitol und seit 1879 ein Irrenhaus, und treibt großen Getreidehandel. Der Boden ist so fruchtbar, daß der Mais $4{,}_3$ Meter Höhe, und Aepfel und Pfirsiche fast die Größe von Kinderköpfen erreichen. Westlicher, am Kansas,

liegt Lawrence, etwa 1858 gegründet, in 845 engl. Fuß = 258 Meter Höhe, am Anfange des Paradieses des Ackerbaues und der Bodencultur, mit 8511 Einwohnern, mehrern Kirchen und einer Universität, welche etwa einem deutschen Progymnasium gleichsteht; nördlicher Leavensworth-City, am Missouri, in 273 Meter Höhe, mit 16,550 Einwohnern; nördlicher am Missouri Atchison, in 785 engl. Fuß = 239 Meter Höhe, mit 15,106 Einwohnern, zwischen guten Weinbergen, welche namentlich in der Nähe, bei Deniphont, ausgedehnt sind. — Militärische Posten sind: Fort Riley, an der Vereinigung des Smoky-Hill-Fork und Republican-River, in 900 engl. Fuß = 270 Meter Höhe, und Fort Leavensworth, in 896 engl. Fuß = 273 Meter Höhe.

1880 hatten die Eisenbahn-Linien von Kansas eine Länge von 1844,93 engl. Meilen; dazu kommen 112,69 engl. Meilen Nebenlinien und Doppelgleise; das macht im ganzen 424,7 geogr. Meilen oder 3151,8 Kilom. Die Kansas-Pacific führt von Kansas-City in Missouri nach Denver-City in Colorado, geht also parallel mit der großen Pacific-Bahn; die Atchison-Topeka-Sa. Fé-Bahn führt durch Kansas auf New-Mejico zu.

(*G. A. v. Klöden.*)

KANSAS-CITY ist eine Stadt in den Vereinigten Staaten von Amerika, und zwar in dem Staate Missouri, wo sie an der Mündung des Kansas in den Missouri, 50 geogr. M. westlich von der Hauptstadt Saint-Louis, unmittelbar an der Ostgrenze des Staates Kansas und 13 geogr. Meilen östlich von dessen Hauptstadt Topeka in hügeliger Gegend gelegen ist. 1860 zählte die Stadt 17,000 Einwohner, 1870: 32,286, 1877: 45,000, hat aber infolge ihrer günstigen Lage und der Industrie ihrer Bewohner, sowie als ein Ausgangspunkt wichtiger Eisenbahnen einen so reißend schnellen Aufschwung genommen, daß 1880 die Bewohnerzahl zu 55,813 angewachsen war. Ueber den Fluß führt eine herrliche, 423 Meter lange Eisenbahnbrücke, und auf den 12 Eisenbahnen gehen täglich über 200 Frachtzüge von hier aus. Den Getreidehandel charakterisiren folgende Zahlen: die Menge von Bushels, welche hier eintrafen, war 1878: 9,014,291 B. Weizen (in den vorgehenden Jahren zusammengenommen, 2,434,605), 4,911,529 B. Mais, 155,089 B. Hafer, 382,262 B. Roggen, 163,257 B. Gerste. Der obere, etwas höher gelegene Stadttheil hat schöne Kaufläden, elegante Wohnungen, Bureaux u. s. w.; der untere dagegen schlechte Herbergen und Wirthshäuser, Waarendepots, Viehmärkte, Schlachthäuser und die erbärmlichen Wohnungen irischer Arbeiter. Der Ort ist fast ein einziges großes Schlachthaus geworden: jährlich schlachtet man hier innerhalb acht Wochen 4500 Schweine und 1000 Rinder (75 und 16 täglich), weshalb er auch den Beinamen Porcopolis erhalten hat. Beef-Packing ist also eines der Hauptgeschäfte der Bewohner. Die meisten der Rinder werden von Texas eingeführt. Die zusammentreffenden Eisenbahnen sind: die Missouri-Pacific, die Missouri-Fort-Scott-Golf, und die St. Joseph-Council-Bluffs. In der Stadt erscheinen 17 Zeitungen. (*G. A. v. Klöden.*)

KANSK, Bezirksstadt im sibirisch-russischen Gouvernement Jenisseisk unter 56°10′ nördl. Br. und 113°20, östl. L., 237 Kilom. östlich von Krasnojarsk, am rechten Ufer des Kan und dessen Zuflusse Tarai. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1628, in welchem der Krasnojarskische Woiwode Andreas Dubenski einen Streifzug in das Stromgebiet des Kan machte, um die dort nomadisirenden Kotten zu unterwerfen. Die Stadt hat eine Kirche, eine jüdische Gebetschule, 325 Häuser, 37 Kaufläden, eine Elementarschule, ein Gefängniß, eine Gerberei, eine Talgschmelzerei, eine Seifensiederei und 2771 Einwohner, die sich hauptsächlich mit Ackerbau und mit der Jagd auf Pelzthiere beschäftigen. Im Kanskischen Kreise (nach Schweizer 1702 □Meter mit 60,000 Einwohnern) besteht der größte Theil der Bevölkerung aus Abkömmlingen verbannter Russen. Von den Ureinwohnern finden sich hier noch die Kamasinzen im Quellgebiet des Kan und des Agul und die Karagassen, die Nachbarn der ersteren.

(*A. von Wald.*)

KAN-SSU (Gan-ssu), d. i. freiwillige Ehrfurcht, früher mit der Provinz Schen-ssi verbunden, die westlichste Provinz Chinas, liegt zwischen jener und dem Chuche Nor, zwischen der Großen Mauer und dem Peling und zieht sich in einer schmalen Fortsetzung nach Nord-West zur Gobi hin, auf der sie sich ausdehnt und dann abermals mit dem Ostende des Tianschan und dem nördlich von ihm gelegenen Landstriche in Verbindung steht. Man schätzt ihre Ausdehnung auf 18—20,000 □Meilen, aber der größere Theil ist öde Wüste. Zum Theil ist das Land gebirgig und einige Gipfel sind schneetragend, worauf der Name Sueschan (Schneegebirge) hindeutet, wie namentlich die Kette, welche die Gobi im Süden begrenzt, und vor allen der Tianschan oder das Himmelsgebirge im Süden des Ili. Der Hwangho strömt nach Nordosten durch die Provinz. Das Klima ist rauh; im Südosten baut man Weizen, Gerste und Hirse. Jagd und Viehzucht sind von Bedeutung; die Berge enthalten Gold, Silber, Kupfer u. s. w.

Die Hauptstadt ist Lant-schéu-fu, in einiger Entfernung vom Gelben Fluß; sie handelt namentlich mit Fellen, die aus der Tatarei kommen und mit grober Leinwand. Wichtigste Stadt ist Urumtsi oder Ti-Hua (150,000 Einwohner) in fruchtbarer, weidereicher Gegend, in der aber noch im Juni Schnee fällt. Hier strömen die Waaren aus Rußland, Turkestan, der Bucharei, Persien und Kaschmir zusammen, sodaß die Stadt eine beständige Messe hat. (*Richard Oberländer.*)

KANT (Immanuel), der größte Philosoph der neueren Zeit, wurde am 22. April 1724 zu Königsberg in Preußen als das vierte Kind eines Sattlers geboren, der schottischer Abkunft war und sich Cant schrieb.[1]) In einfach

1) Ueber Kant's Biographie vgl. L. E. Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kant's (Königsberg 1804), vom Philosophen selbst revidirt; R. B. Jachmann, J. Kant, in Briefen an einen Freund (Königsberg 1804); A. C. Wusianski, Kant in seinen letzten Lebensjahren (Königsberg 1804); Th. Rink, An-

bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen, empfing er den nachhaltigsten Jugendeinfluß von seiner Mutter, welche der pietistischen Richtung ergeben war und durch die Bekanntschaft mit dem Professor F. A. Schultz die Aufnahme des Knaben in das von ihm (1733—1763) geleitete Collegium Fridericianum vermittelte. Aus der ernst religiösen Erziehung, die ihm hier zutheil wurde, trug Kant als bleibenden Gewinn die Strenge gegen sich selbst davon, welche die Grundlage seines Charakters bildete, die pflichtmäßige Gesinnung, welche sich auch seiner Philosophie aufgeprägt hat und mit zunehmendem Alter der Gefahr in Pedanterie auszulaufen nicht entging. Nach dieser Vorbildung bezog er 1740 die Universität seiner Vaterstadt. Der anfänglichen Absicht, sich der Theologie zu widmen, wurde er durch die wachsende Vorliebe für philosophische und mathematisch-physikalische Studien entfremdet; in letzteren war der Professor Teske, in ersteren Mart. Knutzen sein Lehrer, ein Wolffianer, welcher in dem an sich unbedeutenden Schulstreite über die prästabilirte Harmonie sich hervorgethan hatte.[2]) Nach Abschluß der Universitätsstudien war Kant in den Jahren 1746—1755 als Hauslehrer in verschiedenen Familien, zuletzt bei dem Grafen Kayserlink-Rautenburg thätig. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war damals hauptsächlich auf naturphilosophische Probleme gerichtet. Seine erste Schrift „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte" (Königsberg 1747) behandelt die zwischen Cartesianern und Leibnizianern obschwebende Frage, ob die lebendigen Kräfte der einfachen Geschwindigkeit oder dem Quadrat derselben proportional seien, und sucht sie durch einige Unterscheidungen zu lösen, welche zwar für die heutige Mechanik keinen Werth mehr haben, aber die kritische Tendenz des Verfassers bereits klar erkennen lassen. Aus seinen weiteren Studien wuchs dann am Schluß seiner Hauslehrerzeit die „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels" hervor (Königsberg und Leipzig 1755; anonym erschienen und Friedrich dem Großen gewidmet), ein Werk, welches ihm eine Stelle unter den ersten Naturforschern und einen wichtigen Platz in der Geschichte der menschlichen Weltansicht sichert.[3]) Dasselbe entwickelt zuerst diejenige Hypothese, welche in der heutigen Astrophysik, wenn auch mit einigen Modificationen, allgemein anerkannt wird, die Hypothese einer Entstehung des Planetensystems aus einem rotirenden Gasball. Für Kant knüpfen sich daran Betrachtungen, welche im Sinne des physikotheologischen Beweises für das Dasein Gottes die Hand des Schöpfers gerade darin erkennen, daß die Materie, nur ihren Gesetzen folgend, das harmonische System des Planetenlaufes hat erzeugen müssen.

Auch nachdem er sich 1755 in der philosophischen Facultät der heimatlichen Universität habilitirt hatte, blieb Kant zunächst der naturphilosophischen Richtung getreu. Seine Promotionsschrift (Meditationum quarundam de igne succincta delineatio, Königsberg 1755) hatte eine Hypothese über die imponderable Materie entwickelt; im folgenden Jahre vertheidigte er eine naturphilosophische Abhandlung (Metaphysicae cum geometria iunctae usus in philosophia naturali, cuius specimen primum continet Monadologiam physicam), welche die Stellung der (Leibniz-Wolff'schen) Metaphysik und der Mathematik zu den Problemen des Raums und der Bewegung behandelte; 1758 gab er einen „Neuen Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe," der hauptsächlich auf der Relativität aller erfahrungsmäßigen Bewegungen beruhte. Daneben laufen einzelne naturwissenschaftliche Untersuchungen und Gelegenheitsschriften (wie diejenigen über das Erdbeben von Lissabon, 1755, u. a.) einher, und ähnliche Arbeiten ziehen sich auch durch die späteren Jahrzehnte von Kant's literarischer Thätigkeit hindurch.[4]) Vor allem aber bekundet sich dies naturwissenschaftliche Interesse Kant's durch seine Vorliebe für die „physische Geographie", mit deren Vortrag er früh die Wirkung seiner Lehrthätigkeit über die Universität hinaus erweiterte. Obwol er seine Vaterstadt und deren nächste Umgebung nie verließ, so wußte er doch Männer aller Stände durch seine anschaulichen Schilderungen von Land und Leuten zu fesseln, und indem er durch die genaue Aufmerksamkeit, welche er auf die mannichfachen Beziehungen zwischen der physischen Natur der Länder und dem Charakter ihrer Bewohner richtete, den Auffassungen der neueren geographischen Wissenschaft vorarbeitete[5]), wußte er in diesen Vorträgen seine ganze reiche Welt- und Menschenkenntniß zur Geltung zu bringen. Mit der Zeit erweiterte sich der psychologische Theil dabei so, daß Kant ihn unter dem Namen der „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht" als eigene Vorlesung abzweigte.[6]) Außer der eifrigen Lektüre von

---

sichten aus Kant's Leben (Königsberg 1805); Fr. W. Schubert, J. Kant's Biographie, Bd. XI von Kant's Werken herausgegeben von Rosenkranz und Schubert (Leipzig 1842); K. Fischer, Kant's Leben und die Grundlagen seiner Lehre (Manheim 1860) und Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, 3. Aufl. (München 1882).

2 Vgl. B. Erdmann, M. Knutzen und seine Zeit (Leipzig 1876).

3) Die Bedeutung dieses Buches, dessen literarisches Geschick sehr unglücklich war, ist erst spät erkannt worden, nachdem Humboldt, Schopenhauer, Helmholtz u. A. auf Kant's Priorität aufmerksam gemacht haben. Seitdem bezeichnet man jene Hypothese als die Kant-Laplace'sche. Kant und Laplace, der sie erst 1796 in der Exposition du système du monde aussprach, sind jedenfalls unabhängig voneinander darauf gekommen; aber der Umstand, daß sie beide von wesentlich gleichen Argumenten ausgehen, macht es (vgl. Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit, 2. Aufl. S. 369 fg.) wahrscheinlich, daß sie beide einer Anregung Buffon's folgten, die ihrerseits wieder auf Newton zurückweist. Dasselbe gilt vielleicht von Lambert's Kosmologischen Briefen, welche 1761, ohne Kenntniß des Kantischen Buches, eine sehr nahe verwandte Hypothese aufstellten.

4) Diese Arbeiten sind in alle Sammlungen der Kantischen Werke aufgenommen. Eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen findet man in der Uebersicht von Ueberweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie III (Fünfte Aufl. 1880), S. 179 fg.; vgl. außerdem G. Thiele, Die Philosophie J. Kant's, 1. Bd. 1. Abth.: Kant's vorkritische Naturphilosophie (Halle 1882). 5) Vgl. O. Peschel, Geschichte der Erdkunde in Deutschland S. 687 fg., und K. Dietrich, Kant's Auffassung der Geographie (Crimitschau 1875). 6) Vgl. B. Erdmann, Reflexionen Kant's I, 1, S. 37 fg. Beide Vorlesungen, noch bei Kant's Lebzeiten herausgegeben, liegen in seinen Ges. Werken vor.

Reisebeschreibungen und sittengeschichtlichen Erzählungen verwendete er dazu die eigene scharfe und umfassende Beobachtung geselliger Zustände. In den ersten Jahren seiner Docentur war Kant durchaus nicht der einsam grübelnde Gelehrte, sondern bewegte sich gern und frei in mannichfachen Kreisen, in denen seine geselligen Talente, seine Erzählergabe, sein Witz und Humor hoch geschätzt wurden.[7] Er stand mit offenem Sinn mitten in der lebendigen Welt, und als liebenswürdige literarische Denkmale dieser Zeit sind die Geist und Witz sprühenden Essays „Versuch über die Krankheiten des Kopfes" (Königsberger gelehrte und pol. Zeitungen, 1764) und „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (Königsberg 1764) erhalten. Später, als sich Kant, unverheirathet und im Gefühl seiner großen Lebensaufgabe, mehr aus der Geselligkeit zurückzog, hielt er um so mehr an der Freundschaft mit bewährten Männern fest, die er gern aus andern Lebenssphären wählte. Die geistig bedeutendsten aus seinem Umgange waren Hippel und Hamann; von seinen Collegen schätzte er den Mathematiker (Hofprediger) Joh. Schultz und den Kameralisten Kraus.

Diese Verhältnisse beweisen, wie Kant's geistiges Leben sich mit seinen Interessen durchaus nicht von Anbeginn auf den Höhen abstracter Speculation, sondern, wie er selbst gesagt hat, in dem fruchtbaren *βάθος* der Erfahrung[8] bewegte. Aus dem Reichthum und der Sicherheit des empirischen Wissens haben sich ihm die Probleme der Philosophie ergeben, und der Entwickelungsgang, durch welchen er zu seiner eigenen Lehre gelangt ist, war der, daß die landläufige Metaphysik des Wolff'schen Systems, in der auch er aufgewachsen war, unter dem Einfluß der Naturwissenschaft und der Menschenkenntniß ihm allmählich zerbröckelte. Darin hauptsächlich bestand die Einwirkung, welche einerseits Newton, andererseits Rousseau auf Kant gehabt haben[9], jener auf dem Gebiete der theoretischen, dieser auf demjenigen der praktischen Philosophie. Zwar war Kant niemals ein schulmäßiger Wolffianer; bereits seine Habilitationsschrift (Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio, Königsberg 1755), obwol im allgemeinen eine Reproduction der ontologischen Principien von Leibniz und Wolff, zeigt doch überall eine durch die Kritik von Crusius angeregte selbständige Auffassung der Probleme. Aber Kant's Emancipation von dem Ontologismus der früheren deutschen Philosophie beginnt mit der schon in der „physischen Monadologie" sich geltend machenden Einsicht in die Unverträglichkeit der Wolff'schen Principien mit der selbständigen Gewißheit der Mathematik und der durch sie bedingten theoretischen Naturwissenschaft; von diesem archimedischen Punkte aus hebt er nachgerade die gesammte Methode aus den Angeln, welche mit lediglich logischen Formeln eine Erkenntniß der wirklichen Welt zu gewinnen meinte. Diesem sterilen Schematismus erklärte Kant durch das Schriftchen über „die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren" (Königsberg 1762) in einer an Sanchez, Bacon und Descartes erinnernden Weise den Krieg; ihm zog er den Boden unter den Füßen fort, wenn er in dem „Einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes" und in dem „Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen" (beide Königsberg 1763) den Beweis lieferte, daß weder die Existenz noch das causale Verhältniß in rein logischer Weise erkennbar seien; von jener „geometrischen Methode" der rationalistischen Philosophie befreite er sich definitiv, indem er in der „Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral" (einer mit dem Accessit anerkannten Preisschrift der Berliner Akademie, welche mit Mendelssohn's gekrönter Schrift „über die Evidenz in metaphysischen Wissenschaften" Berlin 1764 gedruckt wurde) Mathematik und Philosophie als zwei hinsichtlich der Methode, der Ausgangspunkte und der Aufgaben völlig einander gegenüberstehende Wissenschaften bezeichnete. Für die Mathematik nahm er den anschaulich constructiven Charakter[10] und die synthetische Methode, für die Philosophie die logische Analysis der Thatsachen in Anspruch.[11]

Mit dieser Ueberwindung des schulmäßigen Rationalismus ging bei Kant eine wachsende Hinneigung zu dem entgegengesetzten Lager der zeitgenössischen Philosophie, dem von den Engländern und Franzosen vertretenen Empirismus Hand in Hand.[12] Der sensualistischen und positivistischen Tendenz jedoch, in welche diese Richtung gerathen und welche consequenterweise bei Dav. Hume in vollen Skepticismus umgeschlagen war, ist Kant deshalb nie beigetreten, weil er von der Aufgabe der menschlichen Wissenschaft, Thatsachen nicht nur zu sammeln,

7) Vgl. E. Arnoldt, Kant's Jugend und die fünf ersten Jahre u. s. w. (Königsberg 1881). 8) Im Anfang der Prolegomena. 9) Ueber Kant's Verhaltniß zu beiden haben wir Specialarbeiten von K. Dietrich, Kant und Newton (Tübingen 1877), Kant und Rousseau (Tübingen 1878).

10) Kant's Verdienst, den anschaulichen Charakter der Mathematik gegenüber der falschen Ansicht, welche hinsichtlich derselben die früheren Philosophen der verschiedensten Richtungen gleichmäßig hegten, erkannt zu haben, ist vortrefflich auseinandergesetzt bei P. Kannegießer, Dogmatismus und Skepticismus (Elberfeld 1877). Vielfach betont dasselbe auch Schopenhauer. 11) Aehnlich bezeichnete er die Methode der Philosophie als „zetetisch" in der „Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen im Winterhalbjahre 1765—66". 12) In welchem Grade die Bekanntschaft mit dieser Literatur für die Abwendung Kant's von der rationalistischen Metaphysik entscheidend gewesen, und zu welchen Zeitpunkten eine eventuelle Einwirkung von Locke, Hume und den schottischen Philosophen eingetreten ist, gehört zu den vielen streitigen Punkten in Kant's philosophischer Entwickelung, welche in der obigen, räumlich beschränkten Darstellung nur gestreift werden können. Aus der reichhaltigen Literatur über diese und die im Folgenden berührten Fragen sind hervorzuheben: Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, 1. Buch, Kap. 4 und 5 (2. Aufl. S. 171 fg.); Fr. Paulsen, Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Kantischen Erkenntnißtheorie (Leipzig 1875); A. Riehl, Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft Bd. I (Leipzig 1876); B. Erdmann, Kant's Kriticismus in der ersten und in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft (Leipzig 1878); J. Volkelt, J. Kant's Erkenntnißtheorie nach ihren Grundprincipien analysirt (Leipzig 1879); W. Windelband, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. II (Leipzig 1880), §. 58, S. 15 fg.

sondern begreifend zu verarbeiten, felsenfest überzeugt und weil er nie in seinem Leben leicht genug war, um zu meinen, daß diese Aufgabe durch das bloße Zusammenkommen von Thatsachen und ohne Anwendung ursprünglicher Functionen der menschlichen Intelligenz zu lösen sei. In diesem Sinne mühte er sich, wie seine Correspondenz mit Lambert beweist, ab, „die Methode der Metaphysik zu verbessern", und in diesem Sinne hat man recht, von einer „rationalistischen Grundansicht" bei ihm zu sprechen. Persönlich wurzelte dieselbe bei Kant in der Meinung, daß die Metaphysik als die alle menschliche Erkenntniß der Wirklichkeit abschließende Weltanschauung dazu berufen sei, auf wissenschaftlichem Wege diejenigen Ueberzeugungen zu sichern, welche er für die unerlaßlichen Grundlagen des ethisch-religiösen Lebens hielt. Je mehr er nun aber mit der Hinneigung zum Empirismus an der Fähigkeit der metaphysischen Erkenntniß, den Umkreis der sinnlichen Erfahrung zu überschreiten, irre werden mußte, um so sympathischer berührten ihn solche Schriften, welche die sittliche und religiöse Ueberzeugung aus den Wirren des metaphysischen Schulgezänkes herausheben und selbständig auf das ursprüngliche Bewußtsein der menschlichen Vernunft und auf die Stimmen des Gewissens und des Gefühls gründen wollten. So wirkte auf ihn Voltaire, besonders durch seinen „Candide", so wirkte vor allen Rousseau. Auf diese Weise gerieth Kant zwischen seinen Bemühungen um die Reform der Metaphysik und der Ansicht von ihrer Unzulänglichkeit und eventuellen Schädlichkeit hinsichtlich der Fragen des übersinnlichen Lebens in eine getheilte Stimmung, und dieser machte er gewaltsam Luft, als sich eine Gelegenheit dazu in der Swedenborg'schen Geisterseherei, einer damaligen Modeform der spiritistischen Gelüste, fand. Er schrieb sein witziges Büchlein „Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik" (anonym Königsberg 1766), um durch eine Parallelisirung der Arcana coelestia Swedenborg's und der metaphysischen Speculationen zu zeigen, wie das menschliche Denken, sobald es nach irgendeiner Richtung den Boden der Erfahrung zu überfliegen sucht, sich in „luftige Hirngespinste" verlieren muß.[13]) Er bezeichnet hier mit Hume als die einzige Aufgabe der Metaphysik die Feststellung der Grenzen der menschlichen Erkenntniß. Die Ansichten von der übersinnlichen Welt werden aus dem Gebiete der Wissenschaft verwiesen und der praktischen Ueberzeugung anheimgegeben.

Indem nun Kant, nachdem diese Trennung des Theoretischen und des Praktischen sich in ihm vollzogen hatte, sich mit der Methode der Metaphysik als Erkenntnißtheorie beschäftigte, wurde er mächtig von dem eben erschienenen Hauptwerke von Leibniz, den Nouveaux essais sur l'entendement humain, ergriffen.[14]) Er mußte sogleich einsehen, wie weit der logische Formalismus der Wolff'schen Schule von dem unerkannten Tiefsinn des großen Urhebers der deutschen Philosophie abgeirrt war, und er vertiefte sich völlig in dessen Anschauungsweise, wonach der Ursprung aller derjenigen Begriffe und Sätze, mit denen alle Verarbeitung des Erfahrungsmaterials geschieht, obwol sie selbst niemals durch Erfahrung begründet werden können, in den Functionen der menschlichen Vernunft zu suchen ist, welche zwar in der psychologischen Entwickelung nie anders als an den besonderen Acten der Erfahrung zum Bewußtsein kommen, aber aus dieser selbst weder erklärt noch begründet werden können. Diese antipositivistische Ueberzeugung ist der Lebensnerv der deutschen Philosophie, und daß Kant sie mit der größten Allseitigkeit und Consequenz zur Ausführung gebracht hat, das macht ihn zu unserm größten Philosophen.

Die erste Folge dieser entscheidenden Wendung war für Kant die Nothwendigkeit, mit den Leibniz'schen Principien seine, von allen bisherigen Philosophen und auch von Leibniz selbst abweichende Ansicht von dem wissenschaftlichen Charakter der Mathematik und der mathematischen Naturwissenschaft in Einklang zu bringen; sie war um so dringender, als Kant mehr und mehr — in Uebereinstimmung mit Euler — sich davon überzeugt hatte, daß nicht, wie er es früher in der „Physischen Monadologie" nach Leibniz gethan hatte, der Raum aus dem Wesen der Körper, sondern umgekehrt die Möglichkeit der Körper aus dem absoluten (Newton'schen) Raum abgeleitet werden müsse, und als er an der rein anschaulichen Erkenntniß des Raumes und seiner Verhältnisse festhielt. Beides sprach er in dem Schriftchen „Von dem ersten Grunde des Unterschiedes der Gegenden im Raume" (Königsberg 1768) aus. Das Dilemma, in das er so gerathen war, löste sich ihm im folgenden Jahre, und diese Lösung legte er in der Inauguraldissertation nieder, mit welcher er 1770 die ordentliche Professur an der Königsberger Universität antrat: De mundi sensibilis atque intelligibilis forma et principiis. Er acceptirte darin den Grundgedanken der Leibniz'schen Lehre, daß

13) Der Versuch von Tafel (Supplement zu Kant's Biographie, Stuttgart 1845), die vernichtende Kraft dieser Satire abzuschwächen und Kant gar hinterher zum Swedenborgianer zu machen, ist von Kuno Fischer, a. a. O. III (1. Aufl. S. 223 fg.), gebührend zurückgewiesen worden. Vgl. auch R. Zimmermann, Kant und der Spiritismus (Wien 1879). 14) Auf die Bedeutung dieses Werkes für Kant's philosophische Entwickelung hat, nachdem Paulsen (a. a. O. S. 145) daran gestreift, zuerst Windelband (Ueber die verschiedenen Phasen der Kantischen Lehre vom Ding-an-sich, Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie I, 234 fg.) aufmerksam gemacht. Vaihinger (Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 48) erkennt sie gleichfalls an und hat eine ausführlichere Darstellung derselben in Aussicht gestellt. Daß der Kantische Apriorismus in directen Zusammenhang mit der Leibniz'schen Lehre von dem virtuellen Angeborensein der Ideen zu setzen sei, hat schon G. E. Schulze (Aenesidemus) in seiner „Kritik der theoretischen Philosophie" II (Hamburg 1801) S. 126 fg. gezeigt, und Kant selbst, der in der Kritik der reinen Vernunft mehr seinen Gegensatz gegen die Leibniz-Wolff'sche Metaphysik im Auge gehabt hatte, sprach sich 1790 am Schlusse der Streitschrift gegen Eberhard („Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll") dahin aus: „So möchte denn wol die Kritik der reinen Vernunft die eigentliche Apologie für Leibniz selbst wider seine, ihn mit nicht ehrenden (?endenden?) Lobsprüchen erhebenden Anhänger sein." Vgl.

aus den reinen Begriffen als den Functionsformen des Verstandes eine Erkenntniß der absoluten Wirklichkeit sich ergebe, und er führte die Conformität derselben mit dem Wesen der Dinge auf ihren gemeinsamen Grund in der Gottheit auf eine Weise zurück, von der er selbst sagte, daß sie der Malebranche'schen Lehre sehr nahe stände: aber als Ergänzung fügte er seine eigene Lehre hinzu, daß ebenso wie der Verstand auch die Sinnlichkeit ihre ursprünglichen Functionsformen, nämlich die Synthese in Raum und Zeit, habe und daß diesen eine analog aprioriſche Geltung für das Gebiet ihrer Anwendung, die sinnliche Erfahrung, zukomme. Die Voraussetzung dafür war, daß Kant, im scharfen Gegensatze zu der Leibniz-Wolff'schen Psychologie und Erkenntnißtheorie, Sinnlichkeit und Verstand als zwei vollkommen verschiedene und unabhängig einander gegenüberstehende Erkenntnißquellen auffaßte (a. a. O. §. 3 fg.); die Consequenz davon aber war die, daß er in Correspondenz zu diesen beiden Erkenntnißarten auch zwei verschiedene Erkenntnißobjecte annahm: die Welt der Erscheinungen für die Sinnlichkeit, die Welt der Dinge an sich oder Noumena für den Verstand. Für jene gilt die Mathematik, für diese die Metaphysik als die aprioriſche Wissenschaft, welche aus der Reflexion auf die Functionen hier der Sinnlichkeit, dort des Verstandes erwächst. Die Phänomenalität von Raum und Zeit und der in ihnen beschlossenen Sinnenwelt erscheint als die nothwendige Consequenz der Voraussetzungen, unter denen Kant die Apriorität der Mathematik als der Wissenschaft von den reinen Formen der Sinnlichkeit in Analogie zu der Leibniz'schen Apriorität der Metaphysik als der Wissenschaft von den reinen Formen des Verstandes hatte nachweisen können.

Die platonisirende[15]) Weltanschauung, welche die Inauguraldissertation vortrug, hatte jedoch, wie gelegentlich (ib. §. 9) zum Vorschein kommt, für Kant nicht nur theoretischen Werth; sie stimmte zugleich am besten mit der sittlichen Lebensauffassung zusammen, welche sich mit den vorrückenden Jahren in ihm befestigt hatte, daß alles ethische Leben in der Ueberwindung der sinnlichen durch die sittlichen Triebfedern bestände[16]), und der Verfasser der Inauguraldissertation hat zweifellos wieder gehofft, daß die darin angebahnte Metaphysik eine die ethisch-religiösen Ueberzeugungen wissenschaftlich gewährleistende Erkenntniß geben werde. Das System aber, dessen Grundriß in dieser Schrift so klar gezeichnet ist, wurde niemals ausgeführt; denn der Versuch dazu[17]) brachte Ueberlegungen mit sich, welche dasselbe wieder über den Haufen warfen[18]) und mit ihren zahllosen Schwierigkeiten den Denker während des Jahrzehnts von 1770—1780 beschäftigt haben. Der Gegensatz, welchen Kant nunmehr im Anschluß an Leibniz zwischen Dingen an sich und Erscheinungen (Noumena und Phänomena) statuirt hatte, führte auf eine fundamentale Untersuchung des Verhältnisses, welches überhaupt zwischen dem menschlichen Denken und seinen „Gegenständen" obwaltet, und bei diesem Hinabsteigen in die äußersten Tiefen der menschlichen Erkenntniß ergab sich, daß auch den Formen des Denkens, ebenso wie in der Inauguraldissertation nur denjenigen der sinnlichen Anschauung, kein anderer, als der subjective und phänomenalistische Werth zugesprochen werden dürfe, — daß die Formen des Denkens einen Erkenntnißwerth nur so weit besitzen, als sie zur Verarbeitung des sinnlichen Materials verwendet werden, — daß somit auch die Verstandeserkenntniß auf den mundus sensibilis beschränkt ist. Mit dieser Einsicht aber verband sich bei Kant die Rückkehr zu jener früheren Ueberzeugung, daß die übersinnliche Welt ein Object nicht der Erkenntniß, sondern des ethisch-religiösen Glaubens sei, und damit war der Standpunkt der kritischen Philosophie gewonnen, welche die „Kritik der reinen Vernunft" (Riga 1781) verkündete.

Der Langsamkeit der Entstehung von Kant's neuer Lehre entspricht die Langsamkeit in der Gestaltung seiner äußeren Verhältnisse. Auf eine funfzehnjährige Lehrthätigkeit sah er zurück, als er 1770 die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik an der Königsberger Universität erhielt. Gleichzeitig lehnte er Berufungen nach Jena und Erlangen ab, und ebenso 1778 einen Ruf nach Halle. Er blieb bis an sein Ende in der bescheidenen Stellung an der heimischen Universität, deren Rectorat er zweimal bekleidete. Die Geschichte seines Lebens ist diejenige seiner Gedanken. Er lebte nicht dem Glanz und nicht der Lust, er lebte seiner Pflicht und seiner Aufgabe. Die bewußte Grundsätzlichkeit seiner Lebenseinrichtung und Zeiteintheilung ermöglichte es ihm, die Riesenarbeit seiner philosophischen Werke und die gewissenhafte Erfüllung seiner akademischen Pflichten mit seiner einfach behaglichen Geselligkeit zu verbinden. Als Lehrer verachtete er die geistlose Mittheilung fertiger Resultate; er ließ den Zuhörer den Proceß der wissenschaftlichen Arbeit selbst mitmachen und lehrte ihn philosophiren. Im praktischen Leben von strengster Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit, bietet er mit der großartigen Consequenz und dem eisernen Festhalten an dem hohen Lebensziel das ehrwürdige Bild eines Charakters dar[19]), zu dem die Vaterstadt und bald das gesammte

auch Kant's Werke (Hartenstein) III, 359 fg. die Stelle über die „ursprüngliche Erwerbung" der Anschauungen und Kategorien.

15) Die Analogie zu Platon besteht nicht nur in dem sehr verwandten Resultate, sondern in dem höchst interessanten Parallelismus zwischen dieser Entstehung von Kant's Inauguraldissertation und der Genesis der Ideenlehre, welche sich aus dem Bedürfniß ergab, für die Begriffe und die Wahrnehmungen zwei verschiedene „objective" Welten anzunehmen. 16) Doch geht es nicht an, diese Tendenz, wie Göring, System der kritischen Philosophie (Leipzig 1875) II, 107 fg., versucht hat, zu der wesentlich bestimmenden in Kant's Entwickelungsgange zu machen. 17) Kant plante denselben unter dem Titel: „Ueber die Grenzen der Sinnlichkeit und des Verstandes."

18) Vgl. Kant's Brief an Marc. Herz vom 21. Februar 1772, Rosenkranz'sche Ausgabe Bd. XI, 1. Abth., S. 28 fg. 19) Wenn hier und da ein Scribent durch unsaubere Verdächtigung dieses Mannes sich selbst entehrte, so hat das weiter nichts zu sagen: zu bedauern bleibt es, daß Schopenhauer (vgl. den von Rosenkranz in der Vorrede zu seiner Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft", W. W. II, mitgetheilten Brief, und außerdem „Welt als Wille und Vorstellung" 3. Aufl. Leipzig 1859, I, 515) durch eine seitdem längst widerlegte Voraussetzung von einem Widerspruche zwischen Kant's Hauptwerken sich zu dem Vorwurfe hat

deutsche Vaterland mit gleicher Bewunderung wie zu seiner geistigen Größe aufblickte.

Die letzten Lebensjahre brachten ihm trübe Erfahrungen. Die Herrschaft einer fanatischen Orthodoxie, welche nach dem Tode Friedrich's des Großen unter dem Ministerium Wöllner blühte, traf ihn theils durch die Beanstandung seiner religions-philosophischen Schriften, theils durch das Verbot des Vortrags seiner Philosophie, welches durch einen ungnädigen Erlaß des Königs an ihn verschärft wurde. Von den Segnungen der Regierung Friedrich Wilhelm's III. endlich, unter welcher er die Freiheit der Lehre wiedergewann, hat er nicht mehr viel genossen. Noch im J. 1797 selbst zog er sich von den Vorlesungen zurück, und von Jahr zu Jahr mehr zerstörte der Marasmus des Alters ihm Leib und Seele, bis ihn der Tod am 12. Febr. 1804 erlöste.

Sein Vermächtniß an die Nation waren die Werke, in denen er das mit der Kritik der reinen Vernunft begründete System ausführte.[20]) Das Hauptwerk selbst[21]), aus einer gegenseitigen Durchdringung mannichfacher Gedankenströmungen hervorgegangen und mit den tiefsten Problemen in einer schwerfälligen Sprache[22]) ringend, vermochte sich durch die philosophische Tagesliteratur seinen Weg nicht zu bahnen; es wurde missverstanden oder unbeachtet gelassen. Diesem Uebelstand suchte Kant durch eine analytische und populärere Darstellung seiner Lehre abzuhelfen in den „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können" (Riga 1783).[23]) Den entscheidenden Sieg jedoch errang die Kantische Philosophie erst durch die Entfaltung ihres ethischen Theils, der ihr in Reinhold, Schiller, Fichte die größten und begeistertsten Anhänger gewann. Diese wurde durch die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" (Riga 1785) eingeleitet, durch die „Kritik der praktischen Vernunft" (Riga 1788) principiell vollendet und durch die „Metaphysik der Sitten" (Königsberg 1797: I. Rechtslehre, II. Tugendlehre) formell abgeschlossen. Inzwischen erschienen auch die übrigen Auszweigungen des kritischen Grundgedankens: „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft" (Riga 1786), „Kritik der Urtheilskraft" (Berlin und Libau 1790). „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (vier Abhandlungen, Königsberg 1793). Um diese bedeutenderen Werke gruppiren sich eine Menge kleinere, zum Theil in Zeitschriften erschienene Abhandlungen, unter ihnen als wichtigste die geschichts-philosophischen: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (Berliner Monatsschrift 1784), „Muthmaßlicher Anfang der Weltgeschichte" (ibid. 1786), „Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf" (Königsberg 1795).[24])

Es geht aus Kant's philosophischer Entwickelung hervor, daß zwischen den zahlreichen übrigen Interessen seines

---

hinreißen lassen, Kant habe aus altersschwacher Menschenfurcht den Standpunkt des transscendentalen Idealismus später verleugnet.

20) Wir haben vier Gesammtausgaben der Kantischen Werke: von Rosenkranz und Schubert (12 Bde., Leipzig 1838—42); von Hartenstein (10 Bde., Leipzig 1838—39), beide in systematischer Anordnung; sodann die andere, der chronologischen Reihenfolge nach geordnete Ausgabe von Hartenstein (8 Bde., Leipzig 1867—69); endlich die zur systematischen Anordnung zurückkehrende von v. Kirchmann (in der „Philosophischen Bibliothek", 8 Bde., Berlin 1868 fg.). Alle enthalten, außer den von Kant selbst herausgegebenen Werken, mit größerer oder geringerer Vollständigkeit seine Correspondenz und seine kleineren Recensionen und Abhandlungen, von denen schon kurz vor oder nach seinem Tode autorisirte wie nicht autorisirte Sammlungen erschienen waren, ferner die von seinen Schülern besorgten Ausgaben von mehrern seiner Vorlesungen. Kleinere Ergänzungen dazu sind gelegentlich veröffentlicht worden; in neuester Zeit hat B. Erdmann begonnen, diejenigen handschriftlichen Bemerkungen in Kant's Handexemplar von Baumgarten's „Metaphysik", welche der Philosoph zur Aufnahme in seine Werke nicht würdig befunden hat, unter dem Titel „Reflexionen Kant's zur kritischen Philosophie" (I. Bd., 1. Heft, Leipzig 1882) abdrucken zu lassen. Vortreffliche Ausgaben der drei großen Kritiken sind die unter Redaction von K. Kehrbach in der Reclam'schen Universalbibliothek erschienenen. — Die wichtigsten Werke Kant's sind ins Englische, Französische und Italienische, die Kritik der reinen Vernunft auch ins Lateinische übersetzt; vgl. Ueberweg a. a. O. S. 193. 21) Der ersten Auflage dieses Werkes gegenüber enthält die zweite (Riga 1787), der alle folgenden nachgedruckt sind, so viele Abweichungen der Darstellung, daß sich, seit Jacobi und Schopenhauer darauf hingewiesen, sowol über den Grad der Differenz als auch über den Werthunterschied beider ein sehr verwickelter Streit erhoben hat, zu welchem alle bisher erwähnten und noch zu erwähnenden Darstellungen von Kant's Lehre und Entwickelung haben Stellung nehmen müssen. Vgl. außerdem Ueberweg, Dissertatio de priore et posteriore forma Kantianae Critices rationis purae (Berol. 1862). Die Ansichten über diese Streitfrage, welche mit der Gesammtauffassung der Kantischen Lehre auf das engste zusammenhängt, gehen noch heute weit auseinander. In den Ausgaben wird bei Rosenkranz und Kehrbach die erste, bei Hartenstein, von Kirchmann und in dem Specialabdruck von B. Erdmann (Leipzig 1879) die zweite Auflage zu Grunde gelegt. Einige unwesentliche „Nachträge zu Kant's Kritik der reinen Vernunft" hat B. Erdmann (Kiel 1881) aus Kant's Handexemplar seines Werkes herausgegeben. Das Jahr 1881 hat zur Secularfeier des Hauptwerks eine große Menge literarischer Huldigungen für die kritische Philosophie gebracht; die wichtigste darunter ist der weitschichtig angelegte „Commentar zu Kant's Kritik der reinen Vernunft" von H. Vaihinger (I. Bd. Stuttgart 1881 und 82).

22) Der Stil in Kant's Werken ist sehr ungleich. Die früheren Schriften zeigen eine leichte und flüssige Form, eine bewegliche, oft anmuthige Darstellung. Die Kritik der reinen Vernunft preßt ihren völlig neuen Gedankengehalt in eine schwierige und durchaus nicht consequent festgehaltene Terminologie und läßt die Mühe der Gedankenarbeit in undurchsichtig geschachtelten Perioden erkennen. In den späteren Schriften waltet ruhige Klarheit und Sicherheit vor; sie haben einen ernsten, gemessenen Vortrag, der sich gelegentlich zu begeistertem Schwunge erhebt, meist jedoch in einfacher Sachlichkeit den Gegenstand analysirt. Diesen Stil charakterisirt Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung I, 507) als „glänzende Trockenheit". 23) Auf Grund einer, seither von E. Arnoldt (Kant's Prolegomena, nicht doppelt redigirt, Berlin 1879) widerlegten Hypothese, wonach der „populare Auszug" aus der Kritik und die Replik auf die missverständliche Auffassung derselben in der Garve-Feder'schen Recension (Göttinger Gelehrte Anz. 1782, 19. Jan.) zwei voneinander unabhängig entstandene und von Kant in den Prolegomenen nur zusammengeschweißte Entwürfe seien, hat B. Erdmann sich herausgenommen, in einer eigenen Ausgabe der Prolegomena (Leipzig 1878) diese beiden vermeintlichen Bestandtheile des Werkes typographisch voneinander durchgehends zu sondern. 24) Als Nachschlagewerke über die Kantische Philosophie kann neben Mellin, Encyklopäd. Wörterbuch der Kantischen Philosophie (Züllichau und Leipzig, 11 Bde., 1797—1804) auch Krug's Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften (Leipzig 1827—34) gelten.

Geistes das erkenntnißtheoretische den Mittelpunkt bildete, und dies ist daher auch das Centrum seiner Philosophie.[25]) Schon der Name des Kriticismus, den wir derselben nach seiner eigenen Bestimmung geben, deutet darauf hin: denn kritisch heißt im Gegensatze zum Dogmatismus und Skepticismus ihrer Methode nach diejenige Philosophie, welche sich mit der Möglichkeit allgemeingültiger und nothwendiger Erkenntnisse beschäftigt. Diese — und diese allein — bilden principiell das Object der Kantischen „Kritik". Er stellt daher als das Ideal der philosophischen Erkenntniß den Begriff der synthetischen Urtheile a priori, d. h. solcher Urtheile auf, welche, ohne durch die Erfahrung oder durch rein logische Begriffsanalyse begründbar zu sein, auf allgemein objective und nothwendig subjective Geltung Anspruch erheben (vgl. Einleitung zur Kritik der reinen Vernunft), und seine Philosophie gliedert sich[26]) nach den verschiedenen Sphären des menschlichen Denkens, in denen derartige Urtheile angetroffen werden. Auf dem theoretischen Gebiete sind es generelle Urtheile der wissenschaftlichen Erkenntniß, auf dem praktischen Gebiete ist es das allgemeine Willensgesetz des sittlichen Bewußtseins, auf dem ästhetischen Gebiete sind es allgemeingültige Betrachtungs- und Beurtheilungsweisen. So entsprechen den drei psychischen Grundfunctionen, dem Vorstellen, Wollen und Fühlen, die theoretische, praktische, ästhetische Philosophie als die Kritik der darin sich entwickelnden aprioriſchen Thätigkeiten; deshalb bilden den Grundstock der Kantischen Werke „die drei großen Kritiken": Kritik der reinen Vernunft, Kritik der praktischen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft.[27])

Der Kantische Begriff der Apriorität ist weder der Aristotelische der logischen Deducirbarkeit, noch der in der dogmatischen Philosophie übliche der psychologischen Priorität, sondern der „transscendentale" Begriff einer jedesmal an besonderem Inhalte sich entwickelnden, aber aus diesem nicht zu erklärenden, deshalb aus einer ursprünglichen Functionsweise der menschlichen Organisation abzuleitenden Vernunftform, und die kritische Methode besteht darin, daß überall, wo die Geltung synthetischer Urtheile a priori innerhalb der menschlichen Weltbetrachtung behauptet wird, die Untersuchung darauf gerichtet werden soll, ob die Functionsweisen, unter deren Bedingung allein dieser Anspruch gerechtfertigt erscheinen könnte, in dem wirklichen Processe der menschlichen Vorstellungsthätigkeit sich nachweisen lassen oder nicht. Das Object der kritischen Philosophie also bilden alle jene generellen Sätze, welche als unbeweisbare Voraussetzungen, Postulate, Betrachtungsweisen unserm gesammten Vorstellungsleben zu Grunde liegen; die Entscheidung über ihre Berechtigung aber hängt nach der kritischen Methode davon ab, ob sie als Ausflüsse einer ursprünglichen Function der menschlichen Intelligenz nachgewiesen werden können, welche sich thatsächlich in den besonderen Aeußerungen unsers Vorstellungslebens bethätigt. Das psychologische Kriterium[28]), dessen somit auch die kritische Methode bedarf, besteht nicht in der Einsicht, wie die zu prüfenden Sätze in dem einzelnen Individuum oder in der historischen Entwickelung der Gattung zum Bewußtsein gelangen[29]), sondern in dem Nachweise, daß ihre Begründung nirgends anders als in dem bleibenden Wesen unserer geistigen Organisation zu suchen sei. Diese Methode aber involvirt schon gewissermaßen das Resultat, daß zwar alle diese „Formen" mit Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit für den ganzen Umfang der menschlichen Vorstellungsthätigkeit gelten, die nur durch sie zu Stande

25) Aus der enorm ausgebreiteten Literatur über die Kantische Philosophie kann bei dem besonderen Zwecke dieser Darstellung sowol im allgemeinen als auch in den späteren speciellen Verweisungen nur dasjenige erwähnt werden, was für die gegenwärtige wissenschaftliche Auffassung des Gegenstandes von entschiedener Bedeutung ist. Von der neueren Kantliteratur gibt Ueberweg's Grundriß III, 198 fg., 229 fg., 239 fg., eine Zusammenstellung, von der gesammten Kantliteratur Vaihinger, Commentar zur Kritik der reinen Vernunft I, 14 fg., eine systematische Uebersicht. — Von den umfangreicheren Gesammtdarstellungen der Kantischen Lehre seien erwähnt: die entsprechenden Abschnitte in den philosophie-geschichtlichen Werken von Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III (3. Aufl. 1882) und IV (2. Aufl. 1869). J. E. Erdmann, Versuch einer wissenschaftlichen Geschichte der neueren Philosophie, Bd. III, Abth. I (Leipzig 1848) S. 25—288. Ulrici, Geschichte und Kritik der Principien der neueren Philosophie (Leipzig 1845) S. 288—348. F. K. Biedermann, Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsere Tage (Leipzig 1842) I, 56—420. Fortlage, Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant (Leipzig 1852) S. 21—80. Lange, Geschichte des Materialismus II (2. Aufl., Iserlohn 1875) S. 1—63. Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz (München 1873) S. 400—514. Windelband, Geschichte der neueren Philosophie II (Leipzig 1880) S. 1—171. Degerando, Histoire comparée des systèmes de philosophie (Paris 1804) II, 167 fg. Willm, Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hégel I (Paris 1846); außerdem: Fortlage, Ueber die Kantische Philosophie, in „6 philos. Vorträgen" (Jena 1869). E. Caird, The philosophy of Kant (London 1876). V. Cousin, Leçons sur la philosophie de Kant (4. Aufl. Paris 1864); Cantoni, Immanuele Kant (I. Bd. Turin 1879). 26) Vgl. über diese erst allmählich sich bei Kant gestaltende systematische Gliederung seiner Philosophie theils die Einleitung zur Kritik der Urtheilskraft, theils das für denselben Zweck ursprünglich bestimmte umfanglichere Fragment, welches Sig. Beck mit Kant's Autorisation am Schlusse des 2. Bandes seines „Erläuternden Auszugs aus den Schriften des Herrn Prof. Kant" (Riga 1794) veröffentlichte, und welches unter dem Titel „Ueber Philosophie überhaupt" in die Ges. Werke (Hartenstein, 1. Ausg. I, 137 fg.) übergegangen ist. Diese Eintheilung der kritischen Philosophie beruht auf einer von Mendelssohn, Sulzer und Tetens eingeführten Lehre der empirischen Psychologie, welche seitdem geläufig geworden ist. Ueber die psychologischen Grundlagen von Kant's Lehre vgl. J. B. Meyer, Kant's Psychologie (Berlin 1870).

27) Für die weiteren Citate sind Kant's Werke in der ersten Hartenstein'schen Ausgabe zu Grunde gelegt. Bei den drei großen Kritiken erlauben die Kehrbach'schen Ausgaben die Transposition der Citate in jede andere Ausgabe auf die bequemste Weise. 28) Gegenüber der Meinung, als müsse auch die Erkenntniß des a priori Gültigen a priori (in einer der früheren Bedeutungen) sein, haben Fries (Neue Kritik der Vernunft, Heidelberg 1807, S. XXXV fg., obwol mit Misverständniß Kant's selbst) und Herbart (Werke III, 118 fg.) die psychologische Grundlage seiner Kritik nachgewiesen. 29) Als Typus dieser „physiologischen Ableitung", welche aber keine „Deduction" sei, bekämpft Kant mit Recht hauptsächlich Locke; vgl. neben vielen andern Stellen besonders Werke II, 119 fg.

kommt, daß aber eine darüber hinausgehende Geltung derselben zu behaupten oder zu verneinen überhaupt keinen verständlichen Sinn mehr hat. Dieser Standpunkt wird von dem gemeinen Bewußtsein aus, welchem die Beziehung von Vorstellungen auf unabhängig davon gedachte Dinge als selbstverständlich und unerlaßlich gilt, als Phänomenalismus bezeichnet; der correcte, von Kant selbst dafür eingeführte Name ist der des transscendentalen Idealismus (II, 675).

Kant's theoretische Philosophie ist also nicht Metaphysik alten Stils, sondern Erkenntnißtheorie, und sie beschäftigt sich nicht mit der empirischen Erkenntniß, sondern mit den synthetischen Urtheilen a priori (II, 36 fg., IV, 177 fg.), welche nothwendige und allgemeine Geltung beanspruchen, ohne sie auf Erfahrung begründen zu können.[30]) Solche Ansprüche finden sich in drei Wissenschaften: in der Mathematik, in der „reinen Naturwissenschaft," d. h. dem System aller Grundsätze, durch welche erst alle besonderen Naturerkenntnisse begründet werden, und in der Metaphysik, d. h. der Erkenntniß des Uebersinnlichen oder Unerfahrbaren (III, 183 fg., II, 46 fg.). Alle drei Wissenschaften unterliegen daher gleichmäßig[31]) der kritischen Untersuchung. Was zuerst die Mathematik betrifft, so zeigt die „transscendentale Aesthetik" (II, 59 fg., cf. III, 195 fg.), daß die Apodicticität ihrer auf Raum- und Zahlverhältnisse bezüglichen Erkenntnisse nur unter der Voraussetzung allgemeingültiger Anschauungsformen möglich ist (III, 196, II, 65), daß aber solche wirklich in Raum und Zeit vorliegen, welche, wie es schon in der Inauguraldissertation (III, 138 fg.) geschehen war, als nicht empirische, dabei nothwendige, je nur ein einziges, unendliches Object enthaltende Anschauungen, d. h. als „Anschauungen a priori" nachgewiesen werden (II, 63 fg. und 69 fg.). Sie sind die Gesetze der Anordnung der Empfindungen (III, 144), und zwar ist der Raum die Form des äußeren, die Zeit diejenige des inneren Sinnes (II, 72). Diese Erklärung und Begründung der Apriorität der Mathematik setzt aber voraus, daß Raum und Zeit und die gesammte in ihnen enthaltene Sinnenwelt nur unsere gesetzmäßige Vorstellungsweise, d. h. nur „Erscheinung" sind; von einer von uns unabhängig existirenden Welt könnten wir nur empirische Kenntniß haben, welche auf Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit keinen Anspruch hätte; aprioriſche Einsicht gibt es nur von dem, was wir aus der gesetzmäßigen Natur unsers Intellects selbst erzeugen (III, 197). Das so Erkannte gilt also für den ganzen Umfang unserer sinnlichen Vorstellungswelt, aber von einer weiteren Geltung zu sprechen, hat absolut keinen Sinn[32]); der transscendentalen Idealität entspricht und ist gleich die empirische Realität (II, 73 fg.).

Das gleiche Princip gilt für die „reine Naturwissenschaft." Eine „Natur" kann nur so weit a priori erkannt werden, als sie das Product des vorstellenden Geistes ist, d. h. ihrer Vorstellungsform nach (II, 659, III, 211); a priori sind nur diejenigen Gesetze, welche der Verstand nicht aus der Natur schöpft, sondern ihr vorschreibt (III, 240). Diejenige „Natur," für welche solche Gesetze gelten, kann aber nicht ein Inbegriff von Dingen an sich, sondern nur das System der Erscheinungen sein, und für dieses System sind solche Gesetze nur dann berechtigt, wenn sich entsprechende Functionen als die schöpferischen Formen der Vorstellungen selbst nachweisen lassen (III, 238). Nun ist die von uns vorgestellte Natur immer ein gedachter Zusammenhang von sinnlichen Erscheinungen (III, 222), und Gesetze dieses Zusammenhanges wird es von aprioriſcher Geltung deshalb so viele und nur so viele geben, als es Verknüpfungsformen des Denkens gibt. Alles Denken ist Verknüpfen von Vorstellungen; so viele Arten dieser Verknüpfung, so viele gesetzmäßige Formen des Zusammenhanges der Erscheinungen, d. h. so viele a priori geltende Naturgesetze (II, 657). Um diese systematisch darzustellen und zu rechtfertigen, muß also untersucht werden, ob es ein System

30) Das schließt nicht aus, daß in einem Theile dieser Kritik (der transsc. Analyt.) der Zweck, die generellen Urtheile der „reinen Naturwissenschaft" (die sog. Grundsätze des reinen Verstandes) zu rechtfertigen, sich nur durch eine Untersuchung erreichen läßt, in welcher die objective Nothwendigkeit der einzelnen Erfahrungsurtheile (synth. Urtheile a posteriori, den Angelpunkt bildet und in einer an sich maßgebenden Weise behandelt wird (vgl. Cohen, Kant's Theorie der Erfahrung, Berlin 1871, der darin irrigerweise den Schwerpunkt der ganzen Vernunftkritik sucht.) Dies sehr einfache Verhältniß des Mittels zum Zweck ist Vaihinger (Commentar zur Kritik der reinen Vernunft S. 355 fg.) entgangen: eine sehr klare Bekräftigung desselben enthält gerade die von Vaihinger (ibid. S. 357) angezogene Stelle aus den von Erdmann herausgegebenen „Nachtragen". Damit fallen alle Beschuldigungen dahin, die vermöge dieses Uebersehens Vaihinger gegen Kant selbst und gegen diejenigen seiner Interpreten richtet, welche „Kant's eigene Darstellung einfach wiedergeben". 31) Damit ist es sehr gut zu vereinigen, daß Kant persönlich an der Berechtigung der Mathematik niemals gezweifelt, daß sogar diese seine Ueberzeugung eines der wesentlichsten Momente seiner Entwickelung gebildet, und daß die Art, wie er sich dieselbe erklärt hatte, ihm als Wegweiser für die gesammte kritische Arbeit gedient hat. Ein Richter, der die parallelen Rechtsansprüche mehrerer Parteien zu prüfen hat, kann recht gut persönlich von vornherein von der Gültigkeit des einen wie von der Ungültigkeit des andern überzeugt sein; aber als Richter wird er diese seine Präsumtion vergessen und ein objectives Kriterium suchen müssen. Es wird aber dann, wenn diese objective Untersuchung seine Präsumtion bestätigt hat, ihm leicht passiren, daß in der Formulirung des Erkenntnisses seine persönliche Vormeinung hier und da sichtbar bleibt, — zumal, wenn er es so schnell niederschreibt, wie Kant bekanntlich das seinige. Dies dürfte die nächstliegende Lösung der Streitfrage über das Problem und die Voraussetzungen des kritischen Verfahrens sein, mit der sich Vaihinger, Commentar S. 385 fg., herumschlägt; von den beiden dort einander gegenübergestellten Ansichten gilt die eine für Kant's persönliche Entwickelung, die andere für sein kritisches System.

32) Der bekannte Einwurf, es sei hier von Kant „übersehen", daß möglicherweise Raum und Zeit sowol subjective Formen als auch reale Verhältnisse seien und beide miteinander „übereinstimmten", enthält ein totales Misverständniß der ganzen Kantischen Lehre. Vgl. darüber den Trendelenburg-Fischer'schen Streit, hauptsächlich: Trendelenburg „Historische Beitrage" (Leipzig 1867) III, 215 fg., und „Kuno Fischer und sein Kant" (Leipzig 1869), welches Pamphlet durch Kuno Fischer's „Anti-Trendelenburg" (Jena 1870) in gebührender Weise zurückgeschlagen wurde. Weitere Literatur darüber vgl. Ueberweg, Grundriß III, 199.

solcher Verknüpfungsformen gibt, und ob dieselben zu den aprioriſchen Grundlagen unſerer Vorſtellung von ſinnlichen Gegenſtänden ebenſo gehören wie Raum und Zeit. Während die formale Logik[33]) es mit den Regeln für die correcte Verarbeitung gegebener Vorſtellungen zu thun hat, ohne ſich um den Erkenntnißwerth der letzteren zu kümmern, unterſucht die „transſcendentale Logik" (vgl. über den Unterſchied beider II, 79 fg.) die viel einfacheren und tieferen Verknüpfungsformen, durch welche die ſinnlichen Vorſtellungselemente in objectiver, d. h. nothwendiger und allgemeingültiger Weiſe aufeinander bezogen werden, um dann ſchon als fertige Bauſteine von dem verarbeitenden Denken benutzt werden zu können. Dieſe Formen nennt Kant Kategorien (ſ. auch daſelbſt); ſie enthalten, gegenüber der Mannichfaltigkeit individueller Aſſociationen, diejenigen Verknüpfungsweiſen der Elemente, welche auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit Anſpruch haben; durch ſie verwandelt ſich alſo das (ſubjective) Wahrnehmungsurtheil in ein (objectives) Erfahrungsurtheil (III, 215 fg.); ſie erſt erzeugen aus den ſinnlichen Empfindungen die Gegenſtände (II, 123 fg.), mit denen ſich dann weiterhin das Denken nach den Regeln der formalen Logik zu beſchäftigen hat. Die „transſcendentale Deduction der reinen Verſtandesbegriffe," welche in Verbindung mit dem Abſchnitte über den „Schematismus der reinen Verſtandesbegriffe" (II, 157 fg.) dieſen Nachweis liefert, bildet den tiefſten, aber auch ſchwierigſten Theil der Kantiſchen Lehre. Der Kern davon iſt der, daß gezeigt wird, es erlange die räumlich-zeitliche Syntheſe der Empfindungen erſt dadurch den Charakter der Gegenſtändlichkeit, daß ſie nach einer durch einen Begriff beſtimmten Regel zu Stande kommt. Gehören ſo die Kategorien[34]) zu den unbewußt wirkenden Factoren der Vorſtellungsinhalte, welche wir als Erfahrungsgegenſtände bezeichnen, ſo iſt damit erwieſen, daß ſie und das aus ihnen ſich ergebende Syſtem der Grundſätze (II, 165 fg.) aprioriſche Geltung für alle Erfahrung beſitzen.

Aus der Anwendung dieſer Grundſätze auf den empiriſchen Grundbegriff der Bewegung (VIII, 452) ergibt ſich alsdann die Kantiſche Naturphiloſophie. Die vermittelnde Bedingung jedoch dafür ſind die mathematiſchen Geſetze der Raum- und Zeitformen; daher geht die aprioriſche Erkenntniß der Erfahrung nur ſo weit, als die Inhaltsbeſtimmungen derſelben vermöge ihrer räumlich-zeitlichen Meßbarkeit die Anwendung der Mathematik geſtatten (VIII, 444 fg.), und damit iſt die Naturphiloſophie auf die Erſcheinungen des äußeren Sinnes beſchränkt; von den Erſcheinungen des Seelenlebens gibt es nur deſcriptive Empirie, keine auf allgemeine Grundgeſetze zurückführende Wiſſenſchaft (VIII, 446). Das Wichtigſte in den „metaphyſiſchen Anfangsgründen der Naturwiſſenſchaft" iſt negativ der Ausſchluß aller teleologiſchen Erklärungsverſuche für das Geſchehen in der Körperwelt (VIII, 541 fg.), poſitiv die dynamiſche Conſtitution des Begriffs der Materie als des Products zweier antagoniſtiſcher Kräfte, der Attraction und der Repulſion (VIII, 478 fg.).

Indeſſen gilt auch für die Kategorien und die aus ihnen fließenden „Grundſätze" ebenſo, wie für die mathematiſchen Geſetze, neben der empiriſchen Realität die transſcendentale Idealität. Sie ſind nur die Formen der Vergegenſtändlichung, in denen ſich die einheitliche Natur des verknüpfenden Bewußtſeins überhaupt, die „transſcendentale Apperception" oder das „reine Ich" bethätigt (II, 655 fg.), und ſie gelten nur als die nothwendigen Verknüpfungsformen für eine ſinnlich gegebene Mannichfaltigkeit von Vorſtellungselementen (II, 239). Da nun wir Menſchen keine andere Sinnlichkeit, als die unſerige, Empfindungen in Raum und Zeit anordnende, kennen, ſo iſt für uns der Gebrauch der Kategorien, d. h. unſerer geſammten Verſtandeserkenntniß, auf die Erfahrung beſchränkt (II, 243 fg.). Der Verſuch, aus dieſen für ſich allein „leeren" (II, 89) Formen eine inhaltliche „Ontologie" herauszuſpinnen, enthält ſtets, wie Kant an dem Beiſpiel der Leibniz'ſchen Monadologie zeigt, eine „Amphibolie der Reflexionsbegriffe" (II, 254 fg.), vermöge deren denſelben ebenſo unmerklich wie unrichtig eine ſinnliche Bedeutung untergeſchoben werden muß. Iſt ſo principiell die Unerkennbarkeit unerfahrbarer, überſinnlicher „Gegenſtände," da es für uns nur ſinnliche Gegenſtände gibt, erwieſen, ſo entwickelt ſich dieſe polemiſche Tendenz der kritiſchen Philoſophie in der „transſcendentalen Dialektik" zu einer vernichtenden Kritik der drei uſuellen metaphyſiſchen Wiſſenſchaften, der rationalen Pſychologie („Von den Paralogismen der reinen Vernunft" II, 660 fg. und 308 fg.), der rationalen Kosmologie („Die Antinomie der reinen Vernunft" II, 330 fg.) und der rationalen Theologie („Das Ideal der reinen Vernunft" II, 440 fg.). Mit dieſer Verwerfung geht jedoch Hand in Hand die pſychologiſche Erklärung der über die Erfahrung hinausſchwärmenden Bedürfniſſe des menſchlichen Denkens (III, 289 fg.); Kant zeigt, daß aus der Anwendung der Kategorien auf das Material der ſinnlichen Erſcheinungen vermöge des in den Anſchauungen a priori begründeten progressus in infinitum Aufgaben der Erkenntniß entſtehen, welche durch die auf die Erfahrung beſchränkte Erkenntniß nicht gelöſt werden können (II, 280 fg., III,

33) Kant's Vorleſungen über „Logik" (herausgegeben von Jäſche, Königsberg 1800) haben den Vortrag dieſer Wiſſenſchaft als einer formalen Disciplin lange beſtimmt. Vgl. J. Nathan, Kant's logiſche Anſichten und Leiſtungen (Jena 1878); M. Steckelmacher, Die formale Logik Kant's in ihren Beziehungen zur transſcendentalen (Breslau 1879). 34) Die ſyſtematiſche Aufſuchung der Kategorien iſt der ſchwächſte, von Kant leider durchgängig überſchätzte Theil ſeiner Arbeit. Nach dem Princip, daß alles objective Denken Urtheilen ſei (II, 102 fg., III, 220 und 244 fg.), muß es ſo viel Kategorien als Urtheilsformen geben; das Syſtem der Urtheilsformen aber entnimmt Kant der formalen Schullogik, indem nach den vier Geſichtspunkten der Quantität, Qualität, Relation und Modalität je eine trichotomiſche Eintheilung zu Grunde gelegt wird. Dieſer künſtliche Grundriß der Kategorienlehre wurde dann ſpäter unglücklicherweiſe zu einem ſtets wiederkehrenden Schema der Kantiſchen Unterſuchungen. Vgl. J. Jacobſon, „Ueber die Beziehungen zwiſchen Kategorien und Urtheilsformen" (Königsberg 1877).

277 fg.); er nennt diese Aufgaben „Ideen“[35]), und beweist, daß der „transcendentale Schein“ (II, 276 fg.) darin besteht, den formal logischen Begriff von der Lösung einer nothwendigen, aber unlösbaren Aufgabe für die Lösung selbst, d. h. für den Begriff eines Gegenstandes zu halten, der, obwol nicht in den Sinnen gegeben, durch das reine Denken erfaßt werde (II, 304 fg., 299). Die Ideen sind daher berechtigt als „regulative Principien“ (II, 400 fg.) für die Verstandeserkenntniß, dagegen unberechtigt, insofern sie „constitutive“ Erkenntnisse gewähren sollen. Die Metaphysik des Uebersinnlichen ist als Wissenschaft ebenso unmöglich wie als „Naturanlage“ nothwendig und unvermeidlich (III, 289 fg., II, 279).

Dies Ergebniß, mit welchem die Kritik der theoretischen Vernunft abschließt, hat jedoch seinen Grund darin, daß die menschliche Erkenntniß zwar die durch ihr eigenes Wesen bestimmte Grenze nicht zu überschreiten, aber diese doch selbst festzustellen im Stande ist. Die anschauliche Mannichfaltigkeit, deren die Kategorien bedürfen, um auf einen Gegenstand bezogen werden zu können, ist für uns nur sinnlich gegeben; besäßen wir die Fähigkeit, einen anschaulichen Inhalt mit derselben Spontaneität, welche das Wesen des Verstandes ausmacht (III, 131 fg., II, 89), von uns aus hervorzubringen, so entständen daraus „Gegenstände,“ welche von den Formen unserer Sinnlichkeit unabhängig, also nicht mehr Erscheinungen, sondern „Dinge-an-sich“ wären (II, 244 fg.). Eine solche Fähigkeit, die das subjective Correlat zum Ding-an-sich darstellt (II, 271 fg.), nennt Kant einen „intuitiven Verstand“ (II, 251) oder eine „intellectuelle Anschauung“ (III, 136, II, 245, IV, 216, VII, 285 fg.)[36]); wir besitzen sie nicht, wir können uns auch von der Functionsweise derselben keine Vorstellung machen (II, 271 fg.), aber wir können ihre Möglichkeit ebenso wenig leugnen, als wir Gründe haben, ihre Wirklichkeit zu bejahen (II, 248). Dieser Begriff und damit auch sein Correlativbegriff, derjenige des Dinges-an-sich, ist also für die theoretische Philosophie völlig problematisch (II, 250); er ist weder zu beweisen noch zu widerlegen[37]); er ist nur der Grenzbegriff, durch welchen wir aussprechen, daß möglicherweise alle unsere sinnlichen Gegenstände eben nur Erscheinungen sind, und daß es „hinter“ denselben eine unserer Erkenntniß unzugängliche, nur der schöpferischen, göttlichen Anschauung entsprechende Welt von „Dingen-an-sich“ gebe (II, 250, III, 280).

Diese problematischen Begriffe werden nun durch Kant's praktische Philosophie realisirt. Die kritische Methode nimmt hier eine sehr merkwürdige Wendung. Die synthetischen Urtheile a priori nämlich, um welche es sich hier handelt, stellen sich als die Gebote des „Sollens“ oder als „Imperative“ (IV, 34) dar, welche das sittliche Bewußtsein mit dem Anspruche auf Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit an den Willen stellt und seiner Beurtheilung desselben zu Grunde legt. Da aber hier wie auf dem theoretischen Gebiete die Apriorität sich nur auf die Form, nicht auf den Inhalt beziehen kann, so müssen von der Untersuchung alle die „hypothetischen Imperative“ (IV, 35 fg.) ausgeschlossen werden, welche, unter bestimmten empirischen Bedingungen, um irgendwelcher Zwecke willen eine bestimmte Handlungsweise verlangen (wodurch sowol der Eudämonismus als auch die metaphysisch-theologische Moral abgelehnt werden, vgl. IV, 68 fg.), und es bleibt als Inhalt des Sittengesetzes der „kategorische Imperativ“ (IV, 38 fg.) übrig, wonach der Wille nur dann als gut gelten darf, wenn er ein selbstgegebenes und für allgemeingültig erachtetes Gesetz lediglich um seiner selbst willen befolgt. Das sittliche Bewußtsein setzt daher als Grund seiner Berechtigung die Autonomie (IV, 57) und diese die Freiheit des Willens (IV, 74 fg.) als seine Fähigkeit, sich unabhängig von der Naturnothwendigkeit selbst zu bestimmen, voraus. Könnte nun die Berechtigung des Sittengesetzes überhaupt in Zweifel gezogen und in einer der Kritik der reinen Vernunft analogen Weise entschieden werden, so müßte untersucht werden, ob die Freiheit zu den psychologischen Grundlagen des wirklichen Willenslebens gehört (IV, 209); dagegen ist aber schon in der Kritik der reinen Vernunft (II, 417 fg.) bewiesen, daß die Freiheit zu den Ideen gehört, deren Möglichkeit zwar die Erkenntniß bejahen, für deren Realität sie aber keinerlei Beweis liefern kann, da umgekehrt alle Erscheinungen des Seelenlebens, mithin auch die Processe der Motivation, als Erkenntnißobjecte unter der Bedingung der Kategorien stehen und es somit für das Wissen nur Naturnothwendigkeit und nie Freiheit geben kann. Hier dreht sich also die kritische Methode um, und aus der zweifellos verbindenden Geltung, mit der sich das Sittengesetz in uns darstellt, wird die allgemeingültige Nothwendigkeit der Ueberzeugung von der Realität der Freiheit des Willens als der Bedingung davon deducirt (II, 73 fg. 156 fg.). Diese Ueberzeugung wird aber somit nicht als ein Object des Wissens bewiesen, sondern als Gegenstand eines vernunftnothwendigen Glaubens aufgezeigt, welcher ebenso subjectiv gewiß sein muß wie das Bewußtsein der sittlichen Verpflichtung (IV, 266 fg.).[38]) Die Kritik der reinen Vernunft führt zu einer aprioriſchen Erkenntniß, diejenige der praktischen Vernunft zu einem aprioriſchen Glauben.

Da jedoch Freiheit in dem Umkreise der unserer

35) Die drei Ideen „Seele, Welt, Gott“ construirt Kant, wie die Kategorien nach den Urtheilsformen, nach der üblichen Eintheilung der Schlüsse in kategorische, hypothetische und disjunctive (III, 252); glücklicher ist die Ableitung aus dem Begriffe des Unbedingten hinsichtlich 1) der inneren, 2) der äußeren Erscheinungen, 3) der Erscheinungen überhaupt (II, 303 fg.). 36) Der Begriff der intellectuellen Anschauung ist nur in negativer Beziehung der Richtbegriff der Kantischen Erkenntnißtheorie, nicht im positiven Sinne, wie es G. Thiele (Kant's intellectuelle Anschauung, Halle 1876) darzustellen gesucht hat. 37) Dasselbe gilt dann auch für die „Ideen“ der Seele, der Freiheit, der Gottheit, von denen die transscendentale Dialektik zeigt, daß ihre Leugnung wissenschaftlich ebenso unmöglich ist wie ihr metaphysischer Beweis.

38) Vgl. H. Cohen, Kant's Begründung der Ethik (Berlin 1877).

Erfahrung zugänglichen Sinnenwelt nicht anzutreffen ist, so begründet diese Ueberzeugung zugleich den Glauben an die für die theoretische Vernunft problematische Realität einer von der Sinnenerscheinung verschiedenen intelligiblen Welt der Dinge an sich, der wir als „intelligible Charaktere" (II, 423 fg., IV, 210 fg.; vgl. VI, 200 fg.) angehören. Dieser Gedanke ist der Höhepunkt der Kantischen Philosophie, in ihm gleichen sich alle verschiedenen Interessen derselben aus, ohne ihn ist es absolut unmöglich, sie anders denn als ein zusammenhangsloses Aggregat von Philosophemen zu betrachten; in diesem Centralbegriffe der Freiheit entfaltet sich der „Primat der praktischen über die theoretische Vernunft" (IV, 240 fg.). Von hier aus erst ist er berechtigt, die Welt, die Sinnenerfahrung als „Erscheinung" eines Dinges-an-sich zu bezeichnen, welches selbst nicht Object des Wissens, sondern nur des Vernunftglaubens ist; und von hier aus entwickelt sich andererseits die Metaphysik des Uebersinnlichen unter Leitung des sittlichen Vernunftglaubens, den Kant als sichern Kompaß in dem für das Wissen undurchdringlichen Dunkel des Unerfahrbaren[39]) benutzt, um zwischen rationalistischer Unfruchtbarkeit und mystischer Gefühlsphantastik hindurch den innersten Zusammenhang des Menschenlebens mit dem Weltgesetze aufzusuchen. Aus dem idealen Gehalte des kategorischen Imperativs entwickelt er unter Hinzuziehung des empirischen Elements der Glückseligkeit den Gipfelbegriff der praktischen Philosophie[40]), den Begriff des „höchsten Gutes" (IV, 229 fg.), und indem er auch auf diesen und seine Realisirbarkeit den nothwendigen Vernunftglauben ausdehnt, deducirt er als Bedingungen dafür die „Postulate der reinen praktischen Vernunft": die Unsterblichkeit der Seele und die Existenz der Gottheit als des Trägers der sittlichen Weltordnung (IV, 243 fg.).

Es ist hiernach selbstverständlich, daß Kant's Religionsphilosophie weder metaphysische noch psychologisch-historische, sondern lediglich ethische Grundlagen hat; sie ist „Moraltheologie" (VII, 319 fg.). Sie untersucht nur diejenigen Inhaltsbestimmungen des religiösen Bewußtseins, welche aus dem moralischen Vernunftglauben zu deduciren sind (VI, 164 fg.). Da sie aber von der sündigen Natur des Menschen ausgeht (VI, 177 fg.) und in dem Kampf des guten Princips mit dem bösen (VI, 220 fg.) die Erlösung[41]) durch den sittlichen Glauben als das Wesentliche betrachtet (VI, 261 fg.), so wird sie den Grundlehren des Christenthums in viel höherem Maße und mit viel tieferem Verständniß gerecht, als der übliche Deismus des 18. Jahrh.; andererseits aber theilt sie (VI, 329 fg.) mit letzterem die durchaus kritische Stellung gegenüber den positiven Dogmen und dem „statutarischen" Zwange der Confessionen.[42])

Was die Ethik anbetrifft, so verwandelt sich die abstract formale Definition des Sittengesetzes, welche der kategorische Imperativ enthielt, durch die Ueberlegung, daß nur das Sittengesetz und die sich dasselbe gebende Person die „Würde" des Selbstzweckes besitzt (IV, 59 fg.), in die Forderung, daß die Maxime jeder Handlung die „Achtung der Menschenwürde" zum Inhalt habe (IV, 53), und Kant's „Tugendlehre" ist nur die Anwendung dieses Princips auf die Mannichfaltigkeit der empirischen Verhältnisse des Menschenlebens. In der Ausführung des Systems der „Tugendpflichten" (V, 202 fg.), welche Kant in Pflichten des Menschen gegen sich selbst und gegen andere Menschen eintheilt, tritt der streng rigoristische[43]), oft an Doctrinarismus streifende[44]) Zug seiner Lebensauffassung neben den Gesinnungen ernstester Wahrhaftigkeit, vollkommenster Pflichttreue und reinster Selbstlosigkeit hervor; überall aber breitet sich die Ueberzeugung aus, daß die Welt um uns und wir in ihr nicht der Glückseligkeit, sondern der Pflichterfüllung halber da sind.

Neben den Pflichten der Gesinnung (Maximen), welche die Ethik behandelt, stehen die Pflichten der Handlung, deren System das Recht ausmacht (V, 40, 214), insofern darin die Vorschriften gegeben sind, vermöge deren die Freiheit des Einzelnen mit Rücksicht auf die Freiheit aller übrigen eingeschränkt wird (V, 32 fg.). Obwol Kant auf diesem Gebiete durchaus von der individualistischen Tendenz des 18. Jahrh. ausging, so deducirte er doch die einzelnen Rechtsverhältnisse aus dem Bedürfniß des sittlichen Gesammtbewußtseins und sah die Aufgabe aller einzelnen Rechtsinstitute darin, daß in dem Zustande der Gesellschaft eine vollkommene Realisirung der Freiheit herbeigeführt werde, — ein Princip, welches natürlich zu der Consequenz führte, daß nur in der absoluten Herrschaft des Gesetzes die Freiheit aller Individuen bestehen könne (V, 143 fg.).

Deshalb ist ihm auch die „vollkommenste Staatsverfassung", welche dies Ideal realisiren soll, das Ziel der Geschichte (IV, 299), und erst von ihrer Herstellung erwartet er die Herbeiführung des „ewigen Friedens" (V, 422); beide jedoch sieht er als Ideale an, welche in der unendlichen Ferne des Weltendes liegen, und von deren gegenwärtiger Gestaltung er nie geträumt hat. Das principiell Wichtige aber an seiner Geschichtsphilosophie ist die Unterordnung des causalen unter das teleologische Moment. Der scharfe Gegensatz zwischen dem Reiche der Natur und dem Reiche der Freiheit, welcher sich durch seine ganze kritische Philosophie hindurchzieht, erlaubt ihm nicht, in der Weise Herder's[45]) die mensch-

39) Vgl. Kant's kleine Schriften: „Was heißt sich im Denken orientiren?" (Berliner Monatsschrift 1786) und „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Tone in der Philosophie" (ibid. 1796). 40) Vgl. E. Arnoldt, Kant's Idee vom höchsten Gut (Königsberg 1874). 41) Die „Wiedergeburt," welche nach den Principien der Kantischen Lehre eine Veränderung im intelligiblen (zeitlosen) Charakter voraussetzt, bleibt hier ein ungelöstes Problem. Aehnliche Fragen streift Kant in dem kleinen Essay: „Das Ende aller Dinge" (Berliner Monatsschrift 1794).

42) Vgl. B. Pünjer, Die Religionslehre Kant's (Jena 1874). 43) Vgl. die kleine Abhandlung: „Ueber ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen" (Berliner Blätter 1797). 44) Vgl. „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis" (Berliner Monatsschrift 1793). 45) Vgl. Kant's Recension von Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1785).

liche Ursache als ein letztes Prädicat der Naturnothwendigkeit anerkennen (IV, 321 fg.); für ihn ist die Geschichte des Menschen die Geschichte der Freiheit, welche mit dem Leben anhebt (IV, 349) und mit der Arbeit (IV, 351) des sittlichen Willens, durch Zwietracht und Uebel hindurch, auf das ideale Ziel hinführt; nur in der Betrachtung dieses Zwecks und dieser Aufgabe lässt sich bestimmen, was in dem wirklichen Verlauf der Geschichte Fortschritt ist.

Den Dualismus zwischen Natur und Freiheit soll das dritte der Kantischen Hauptwerke, die Kritik der Urtheilskraft, überwinden. Die Betrachtung natürlicher Gegenstände unter der Kategorie der einheitlichen Welt, der Zweckmäßigkeit (VII, 19), tritt mit dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit in doppelter Form auf: als subjective Beurtheilung in den ästhetischen Urtheilen über Schönheit und Erhabenheit (VII, 28 fg.), als objective Beurtheilung in der Auffassung der immanenten Zweckmäßigkeit der Organismen (VII, 32 fg.). Die Begründung der ersteren wird in der allgemeinen Mittheilbarkeit (VII, 55 fg. und 149 fg.) eines Gefühls gesucht, welches nothwendig aus der eigenthümlichen Art erwächst, in der bei der Auffassung der Gegenstände Sinnlichkeit und Verstand miteinander concurriren: harmoniren diese beiden Kräfte, so entsteht das Gefühl der Schönheit (VII, 65 fg.); zeigt sich aber in der Anforderung, welche der Verstand an die Sinnlichkeit stellt und von ihr nicht erfüllt findet, die Uebermacht des geistigen über den sinnlichen Menschen, so entspringt das Gefühl des Erhabenen (VII, 93 fg.). Beide Qualitäten sind also nicht solche der Dinge, sondern des ihrer Auffassung entsprechenden Gefühlszustandes, und es gibt kein „objectives" Princip des Geschmacks (IV, 137 fg.). Die reiche Fülle der daraus sich entwickelnden Untersuchungen gipfelt bei Kant in der Lehre von der Kunst (VII, 165 fg.) und dem sie erzeugenden Genie, welches er als eine Intelligenz definirt, die wie die Natur wirkt (VII, 173 fg.).[46])

Die teleologische[47]) Betrachtung endlich, welche sich nach Kant nicht auf den Nutzen (VII, 232 fg.), sondern lediglich auf die formale Zweckmäßigkeit in dem Zusammenspiel des Lebens bezieht, erscheint nicht als eine Erweiterung der Erkenntniß (VII, 263 fg.), sondern als eine nothwendige Anschauungsweise, in der als heuristischem Princip (VII, 301 fg.) die Veranlassung liegen muß, um die causale Erklärung für die Entstehung der einzelnen Organismen sowol als auch der Arten[48]) (VII, 298 fg.) so weit, als nur immer möglich, zu treiben, während eine Ableitung des Lebens überhaupt aus dem Mechanismus der Naturkräfte dem kritischen Kant (VII, 248 fg.) noch ebenso unmöglich erscheint als dem vorkritischen (VIII, 253). Die Natur aber als lebendiges Ganze kann niemals vom entsubjectivirten[49]), sondern nur vom ethischen Gesichtspunkte aus als ein zweckmäßiges System modern betrachtet werden, als sie mit ihrem ganzen Mechanismus im letzter Instanz nur der Realisirung des Sittengesetzes dient (VII, 310 fg.).

So umspannt die kritische Philosophie in dem systematischen Rahmen ihrer neuen Grundfrage[50]) den ganzen Umfang der philosophischen Probleme: es ist keine Frage des philosophischen Nachdenkens, der wissenschaftlichen Principien und des allgemein menschlichen Interesses, die er nicht behandelt, der er nicht durch neue Formulirung und Lösung eine wesentlich veränderte Gestalt gegeben hatte; und es ist keine Richtung des philosophischen Denkens der Vorzeit, welche nicht mit ihren berechtigten Tendenzen in seine Auffassung aufgenommen und zugleich durch dieselbe in die ihr gebührenden Schranken gewiesen worden wäre. In dieser Weise steht Kant namentlich der gesammten Philosophie des Zeitalters der Aufklärung[51]) gegenüber; der Kriticismus ist zugleich ihr Abschluß und ihre Ueberwindung. Er theilt mit ihr die Selbständigkeit des wissenschaftlichen Bewußtseins, die Anerkennung der ethischen Persönlichkeit, das Weltbürgerthum, die Neigung für die mechanistische Naturphilosophie, den kritisch aller positiven Religion sich gegenüberstellenden Vernunftglauben, die mit Rousseau sich gegen die Verderbniß der Cultur aufbäumende Sehnsucht nach einem natürlichen Zustande der Gesellschaft — kurz jene Ueberzeugung von der gesetzgebenden Kraft und Pflicht der Vernunft in Wissenschaft und Leben[52]), welche in Kant's Persönlichkeit mit typischer Großartigkeit ausgeprägt war. Auf der andern Seite aber verloren alle diese Richtungen bei Kant ihre Einseitigkeit durch die Unterordnung unter die Gesammtüberzeugung, daß jene „Vernunft" nicht die Meinung der Einzelnen, sondern die geistige Organisation der Gattung, und daß die Ideale derselben in einem unendlichen Fortschritt durch die sittliche Arbeit zu realisiren seien.

Wie deshalb in Kant's Philosophie alle Fäden der vorhergehenden Philosophien sich zu einem schwierig verdichteten Gebilde zusammenschürzen, so gehen auch alle Fäden der Weiterentwickelung von ihm aus. Die Philosophie des 19. Jahrh. ist die Geschichte der Entwickelung des Kantischen Systems in alle die Richtungen, welche in

---

46) Vgl. H. Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland (München 1868) S. 31—70. 47) Vgl. Kant's Abhandlung, „Ueber den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie" (Wieland's deutscher Merkur 1788). Außerdem A. Stadler, Kant's Teleologie (Berlin 1874). 48) Vgl. Kant's Abhandlung „Ueber die Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace" (Berliner Monatsschrift 1785). Die Stellen, in welchen Kant die Principien der modernen entwickelungsgeschichtlichen Theorie ausgesprochen hat, sind gesammelt von F. Schultze unter dem Titel „Kant und Darwin" (Jena 1875).

49) Vgl. Kant's Schriftchen „Ueber das Mislingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee" (Berliner Monatsschrift 1791). 50) In dieser und seiner damit zusammenhangenden Methode sah Kant den Fortschritt, den durch ihn die Philosophie gemacht habe; vgl. seinen Entwurf zur Beantwortung der Preisfrage der Berliner Akademie für das Jahr 1791: „Welches sind die wirklichen Fortschritte, die die Metaphysik seit Leibniz' und Wolff's Zeiten gemacht hat?" (herausgeg. von Rink, Königsberg 1804). 51) Sein Verhältniß zur Aufklärung hat Kant sehr lichtvoll dargestellt in dem Aufsatz: „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?" (Berliner Monatsschrift 1784). 52) Vgl. Kant's letzte Schrift: „Der Streit der Facultäten" (Königsberg 1798).

ihm angelegt waren. Aber den organisch weiterbildenden Aristoteles hat der moderne Plato noch nicht gefunden. Als 1842 K. Rosenkranz die „Geschichte der Kantischen Philosophie" schrieb, glaubte er sie im Hinblick auf all die metaphysischen Systeme, die sich daraus entwickelt hatten, für abgeschlossen ansehen zu dürfen; wir können heute sagen, daß sie seitdem von neuem und in viel umfangreicherem Maße begonnen hat. Der Niedergang jener metaphysischen Tendenzen, die energischen Hinweisungen auf Kant von seiten Schopenhauer's, das Bekenntniß bedeutender Naturforscher, wie Helmholtz', zu der Lehre des königsberger Philosophen, endlich das glänzende Werk Kuno Fischer's — alles dies hat dazu beigetragen, daß gegenwärtig — und das gilt nicht nur für Deutschland, sondern für die ganze philosophirende Welt — Kant mehr als je im Mittelpunkte der philosophischen Bewegung steht. (*W. Windelband.*)

KANTAKUZENOS ist der Name einer großen und vielverzweigten griechischen Familie, die in der mittleren und neueren Geschichte ihres Volkes seit dem 13. Jahrhundert vielfach genannt wird, deren historisch bedeutendste Persönlichkeiten aber dem 14. Jahrhundert angehören. Die Kantakuzenos erscheinen bereits vor dem vierten Kreuzzuge als mächtige Grundbesitzer in Messenien und mit der Dynastie der Angelos verschwägert. Ihre historische Bedeutung aber erhielten sie durch ihre intimen Beziehungen zu der letzten byzantinischen Dynastie, der der Paläologen. Unter dem gewaltigen Michael VIII. Paläologos, der Constantinopel 1261 den Lateinern wieder abgewonnen hatte, eröffnete der General Michael Kantakuzenos im Jahre 1263 von Monembasia aus den Krieg gegen die französischen Herren des Peloponnes, freilich nur, um schon 1264 in Elis den Tod zu finden. Glücklicher war 1308 bis 1316 ein anderer Katakuzenos, der damals als Statthalter des Kaisers Andronikos II. Paläologos die peloponnesische Provinz Misithra verwaltete. Dessen Sohn nun war der berühmte Johannes Kantakuzenos, der zuerst 1321 auftritt, wo ihn Andronikos II. zum Nachfolger seines 1316 gefallenen Vaters in Misithra designirte. Den Peloponnes hat er nun freilich nur selten gesehen; die Thätigkeit dieses ungemein talentvollen, aber auch verschlagenen und selbstgefälligen Politikers war vielmehr darauf gerichtet, die Interessen seines Freundes, des jungen Prinzen Andronikos (III.) Paläologos, im Conflict mit dessen Großvater, dem Kaiser Andronikos II., nach allen Kräften zu fördern. Als der junge Kaiser, der im Jahre 1328 endlich die Krone sicher gewonnen hatte, und für welchen Kantakuzenos als Großdomesticus im Jahre 1337 an der Propontis einen großen Sieg über des Sultans Urchan Osmanen davontrug, 1339 aber in Süd-Epirus erhebliche Erfolge gewann, am 15. Juni 1341 gestorben war, gerieth Kantakuzenos in eine höchst schwierige Lage. Wohl war er der leitende Staatsmann in Constantinopel. Aber die Eifersucht der Kaiserin-Witwe, Anna von Savoyen, die für ihren neunjährigen Sohn Johannes V. die Regentschaft führte, und der Uebertritt seines treulosen Freundes, des Großadmirals Apokaukos, zu ihrer Partei, trieben es nur zu schnell zu gewaltigen inneren Kämpfen. Als nämlich Kantakuzenos die Residenz verließ, um gegen Serben und Seldschuken ein Heer zu sammeln, und später auch einen Schlag im Peloponnes zu führen, da ernannte die Kaiserin Anna ihren Günstling, den Patriarchen Johannes, zum Chef des Ministerrathes, und schon zu Ende des September kam es dahin, daß Apokaukos in Constantinopel offen dem Kantakuzenos entgegengestellt, die Freunde des letzteren aber verhaftet und ihre Häuser geplündert wurden. Da schlug aber Kantakuzenos los und ließ sich im October 1341 zu Didymoteichos (j. Demotika) zum Gegenkaiser ausrufen, und begann, auf die aristokratische Partei des Landes gestützt, einen Bürgerkrieg, welcher in seinen Folgen für das Reich der Paläologen überaus verderblich geworden ist. Zunächst führte sein Gegner Apokaukos, jetzt zum „Großherzog" ernannt, den Krieg so geschickt, daß Kantakuzenos im Jahre 1342 in Thrakien sich nicht mehr halten, hier nur die Festung Didymoteichos behaupten konnte.

Unter diesen Umständen suchte er bei den schlimmsten Feinden des Reiches seine Bundesgenossen; einerseits bei dem seldschukischen Fürsten Omarbeg von Aidin in Kleinasien, andererseits bei dem mächtigen serbischen Herrscher Stephan Duschan, der damals zu Skupi residirte. Die Serben setzten ihn nun allerdings in Stand, wieder das Feld zu halten, und die Seldschuken halfen ihm, die inzwischen in Thrakien einmarschirten Bulgaren zurückzudrängen. Aber bald zeigte sich Stephan Duschan, der nur seine eigenen Plane verfolgte, als ein sehr bedenklicher Bundesgenosse, der 1344 dann auch zur Partei der Kaiserin Anna übertrat. Weit nützlicher war für Kantakuzenos, dem nun auch seit 1343 sein (1342 bis 1349) in Thessalien commandirender tüchtiger Vetter Johannes Angelos erhebliche Hülfe brachte, die Unterstützung Omarbeg's, der 1344 in der Chalkidike die Serben so erfolgreich bekämpfte, daß sie sich zum Frieden mit Kantakuzenos bequemten. Als dann der tapfere Apokaukos am 11. Juni 1345 der Rache persönlicher Feinde zum Opfer gefallen war, gewann die Sache des Kantakuzenos das Uebergewicht. Seinen Sieg aber verdankte dieser der Hülfe der Osmanen. Kantakuzenos, der mit Schrecken erfuhr, daß die Kaiserin Anna mit Sultan Urchan ein Bündniß geschlossen hatte, zog durch seine wirksamere Diplomatie und durch Ueberlassung seiner Tochter Theodora an den Harem Urchans diesen Machthaber auf seine Seite. Und nun (sein Freund Omarbeg war 1346 in Asien gefallen) sah Kantakuzenos die Osmanen als seine Freunde auftreten, die dann freilich 1346 durch ihre Art der Kriegführung das östliche Thrakien in eine Wüste verwandelten. Allmählich erstarkte aber seine Partei in Constantinopel so sehr, daß er diese Hauptstadt auch ohne die Hülfe der Türken gewinnen konnte. Am 3. Februar 1347 wurde ihm freiwillig das „Goldene Thor" geöffnet, und am 8. Februar wurde er als Kaiser „Johannes VI." proclamirt. Auf Grund eines Vertrages mit der Regentin Anna sollte Kantakuzenos nun zehn Jahre lang allein regieren, dann aber dem jungen Johannes V. (der am 21. Mai 1347 seine Tochter Helena

betrübte,) jenen Antheil an der Regierung übergeben. Eine allgemeine Amnestie krönte den Frieden.

Kantakuzenos sollte jedoch an diesem traurigen Siege und an seiner Herrschaft nur wenig Freude erleben. Seine Lage wurde namentlich dadurch so sehr schwer, daß der serbische Eroberer Stephan Duschan seit 1345 den Krieg erneuert, sich 1346 zu Skupi als „Kaiser der Serben und Griechen" proclamirt hatte und offen darauf ausging, die byzantinische Macht auf der Balkanhalbinsel durch die serbische zu verdrängen. Und die innern wie die äußern Schwierigkeiten seines Reiches wußte Kantakuzenos nicht zu überwältigen. Die Anhänger der Palaeologen erbitterte er durch den deutlich erkennbaren Plan, seinen ältesten Sohn Matthäos zum Mitregenten zu machen; seine Finanzwirthschaft trug den Charakter einer harten Fiscalität. Stephan Duschan wußte die Byzantiner auf den verschiedensten Punkten zu überflügeln; nur mit Hülfe türkischer und katalanischer Söldner gelang es, im Jahre 1350 für einige Jahre den kühnen südslawischen Fürsten zu einem erträglichen Frieden zu nöthigen. Ganz besonders schwierige Verhältnisse entwickelten sich zwischen Kantakuzenos und den Genuesen im Aegäischen Meere, die unter anderm 1346 die Insel Chios annectirt hatten, und seit 1351, wo Johannes V. mit Kantakuzenos wieder gebrochen und sich nach Aenos zurückgezogen hatte, mit dem jungen Kaiser verdächtige Beziehungen pflogen. Nur im Peloponnes, wo seit 1348 des Kantakuzenos jüngerer, sehr tüchtiger Sohn Manuel das griechische „Despotat" Mistithra verwaltete, stand die griechische Sache gut.

Dagegen suchte seit 1352 Johannes V. den Kantakuzenos ganz offen zu stürzen. Von Aenos aus eröffnete er mit bulgarischer Hülfe 1353 mit vielem Erfolg den Krieg gegen den im südlichen Thrakien regierenden Prinzen Matthäos Kantakuzenos und schloß ihn in der Citadelle von Adrianopel ein, während der serbische König, mit ihm in Einverständniß, ebenfalls wieder zu den Waffen griff. Nun rief freilich der alte Kaiser Kantakuzenos wieder die Osmanen zu Hülfe. Aber während es ihm gelang, sowol die Serben wie die Bulgaren zu schlagen und Johannes V. zur Flucht nach Tenedos zu nöthigen; während er dann seinen Sohn Matthäos zum Mitregenten und Kaiser ernannte: so riß des alten Urchan feuriger Sohn Suleiman noch im Jahre 1353 durch einen Handstreich das Castell Tzympe bei Kallipolis (Gallipoli) am Hellespont und am 2. März 1354 auch diese Stadt an sich. Es war die erste selbständige Festsetzung der Osmanen in Europa.

Inzwischen fand der flüchtige Johannes V. einen neuen Freund an dem genuesischen Abenteurer Francesco Gattilusio, dem er als Preis seiner Hülfe die Hand seiner Schwester Maria und den Besitz der Insel Lesbos als eines Lebensfürstenthums zusagte. Es gelang ihm wirklich, in einer Decembernacht des Jahres 1354 sich der Hafenschanzen von Constantinopel zu bemächtigen. Nun sammelten sich die Freunde der Paläologen, schnitten sehr geschickt den alten Kantakuzenos in seinem Palast (in „den Blachernen") von seiner Garde ab, die in einem Castell am Goldenen Thore lag, und nöthigten ihn nun, förmlich zu Anfang des Jahres 1355 abzudanken. Der alte Kantakuzenos zog sich als Mönch Joseph (oder Joasaph) in das Mangana-Kloster zurück; seine Gemahlin Irene ging (als „Schwester Eugenia") in das Kloster S. Martha.

Prinz Manuel Kantakuzenos in Mistithra vermochte sich dagegen zu behaupten; 1356 wurde er in seinen Rechten durch Johannes V. förmlich anerkannt, und hat bis zu seinem Tode (1380) in Mistithra regiert. Matthäos dagegen setzte mit Urchan's Hülfe den Krieg fort, bis einerseits dessen Sohn Khalil in die Hände der Griechen, Matthäos aber in die der Serben fiel, die ihn an Johannes V. auslieferten. Nun kam es zu einem Vergleiche, infolge dessen Matthäos 1357 ebenfalls abdankte und beide Gefangene freigelassen wurden.

Der alte Kantakuzenos hatte sich 1356 auf ein Jahr nach Mistithra begeben; dann kehrte er wieder nach seinem Kloster in Constantinopel — (nicht, wie es oft heißt, auf den Athos) — zurück, und widmete seine unfreiwillige Muße der Abfassung einer Geschichte seiner Zeit, 1320 bis 1357, eigentlich der historischen Apologie seiner politischen Thätigkeit (in unserer Zeit von Schopen in drei Bänden, 1828—32, in Bonn, kritisch herausgegeben). Außerdem verfaßte er einen Commentar zur „Ethik" des Aristoteles, schrieb gegen die Juden sowie gegen Mohammed und den Koran. In hohem Alter hat er sein Leben (15. Juni 1383) im Peloponnes beschlossen, und ist zu Mistithra bestattet worden, wo auch seine Söhne begraben waren. Denn der treffliche Manuel war 1380, der Exkaiser Matthäos, der dann Mistithra übernahm, zu Anfang des Jahres 1383 gestorben. Mit dem schon 1384 erfolgenden Tode von Matthäos' Sohn Demetrios Kantakuzenos fiel auch Mistithra wieder an die Paläologen zurück.

Die später im Verlaufe der griechisch-türkischen Geschichte auftretenden Männer des Namens Kantakuzenos, die übrigens keineswegs immer mit dem Hause des alten Kaisers Johannes VI. unmittelbar zusammenhängen, sind nicht wieder zu solcher historischen Wichtigkeit gelangt wie die des 14. Jahrhunderts. Nach Vollendung der osmanischen Eroberung des Griechischen Reiches und seiner Dependenzen haben die Kantakuzenos für lange ihre Bedeutung erhalten als ein angesehenes Haus unter den Fanarioten in der Hauptstadt Stambul. Berühmt unter diesen war zuerst der reiche Michael Kantakuzenos von Anchialos (dessen Abkunft von den Kaisern dieses Hauses übrigens nicht außer Zweifel steht), der als großer Handelsherr ein enormes Vermögen gewann, als harter Steuerpächter der Pforte den Schimpfnamen „Sohn des Teufels" (Seitan-Oghlu) erhielt, und durch seine Beziehungen zu dem mächtigen Großwesir Mohammed-Sokolli, und durch seine Schmiegsamkeit vor den Sultanen Selim II. und Murad III. in Stambul lange einen sehr großen Einfluß ausübte. Aber obwol er freigebig genug war und unter anderm nach der furchtbaren Niederlage der türkischen Flotte bei Lepanto (1571)

der Pforte 15 neue Galeeren schenkte, so stürzte ihn schließlich doch die Intrigue eines persönlichen Feindes, eines Paläologen, der die Habsucht des Sultans Murad III. nach seinen Schätzen lustern machte. Auf Grund angeblicher Intriguen in der Moldau wurde Michael Kantakuzenos am 3. März 1578 zu Anchialos, wo er die Salzpacht in der Hand hatte, vor seinem eigenen Palast aufgeknüpft und seine Schätze für die Kasse des Sultans confiscirt. Später fungirten mehrere Glieder der Familie Kantakuzenos als Hospodare in der Moldau und in der Walachei. Ein Zweig aber der Kantakuzenos zog sich, wie so viele andere Griechen, im 18. Jahrhundert nach Rußland. Zwei junge Männer dieser Linie der Kantakuzenos nahmen Antheil an den ersten aufständischen Bewegungen der Neugriechen gegen die Pforte im Jahre 1821. Als der Fürst Alexander Ypsilanti am 7. März 1821 durch seinen Einmarsch in Jassy von Bessarabien aus als Chef der „Großen Hetärie" den Aufstand eröffnete, befand sich an seiner Seite Georg Kantakuzenos, früher Ulanen-Oberst in russischen Diensten, der eine Zeit lang bei Ypsilanti Stabschef war und eine Schar junger griechischer Freiwilliger befehligte. Am 21. Mai aus der Walachei nach Jassy geschickt, um Verstärkungen zu sammeln, wich er bei dem Vormarsch der Türken gegen die moldauische Hauptstadt am 26. Juni bei Skuleni über den Pruth zurück, ohne den großartigen, heroischen Untergang der Griechen an dem Pruth am 29. Juni zu theilen. — Sein Bruder Alexander Kantakuzenos war dagegen mit des Alexander Ypsilanti Bruder Demetrios nach Morea gesendet worden, wo die beiden jungen Offiziere am 21. Juni 1821 zu Astros ans Land stiegen. Als dann Demetrios Ypsilanti am 15. Juli die Oberleitung in Morea an sich gezogen hatte, erhielt Alexander Kantakuzenos das Commando über die Palikaren, welche Monembasia blokirten, und erlangte am 4. August die Ergebung dieser Festung. Bald nachher aber, gegen Ende August, gerieth er mit Demetrios Ypsilanti in Differenzen und folgte zunächst dem Fürsten Alexander Maurokordatos nach Nordwestgriechenland, um nachmals von Salona über Livorno sich nach Dresden zu begeben.

Von Alexander Kantakuzenos rühren her: „Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution von 1821. Nebst einer Denkschrift des Fürsten Georg Kantakuzenos über die Begebenheiten in der Moldau und Walachei in den Jahren 1820 und 1821" (Halle 1824).

(*G. F. Hertzberg.*)

KANTARA (El), vollständig el Kantarat el Chazne, d. i. die Brücke des Schatzes, heißt das Oertchen, welches an der Stelle liegt, wo die ägyptisch-syrische Karavanenstraße den Suezkanal überschreitet, zwischen dem Menzaleh- und Balahsee. Es ist die natürliche Brücke zwischen Asien und Afrika, und die vom Knotenpunkte der Verkehrswege, Sâlihiye am pelusischen Nilarme, ausgehenden Karavanen überschreiten seit alter Zeit stets diese Stelle. Die Suezkanal-Compagnie hat die alte Brücke abgerissen und durch eine Fähre ersetzt. (*Richard Oberländer.*)

KANTE, der Durchschnitt zweier gerader Ebenen eines Körpers, wird im Bauwesen sowol für die meist geraden Begrenzungslinien eines Baugegenstandes (Werkstückes oder Holzbalkens) als auch für die Seitenflächen desselben gebraucht. So bezeichnet man einen mit genau rechtwinkeligem Querschnitt gearbeiteten Balken als scharf- oder vollkantig; wenn er an den Kanten aber verbrochen und von dem natürlichen Wuchse des Stammes begrenzt ist, als baumkantig; so werden ebenfalls alle Baugegenstände von parallelepipedischer Gestalt, wenn sie auf ihre schmale Seite, als Lagerfläche, gelegt oder mit ihrer breiten Seite aufrecht gestellt werden, als „auf die hohe Kante" gelegt bezeichnet. Es ist Regel, die Balken, sowol hölzerne wie steinerne und eiserne, auf die hohe Kante zu legen, weil in diesem Falle nach den Gesetzen der relativen (Biegungs-)Festigkeit die Tragkraft eine größere ist, d. h. mit dem Quadrate der Höhe des Balkens wächst. Ziegel nebeneinander auf die hohe Kante gestellt bilden eine sogenannte Rollschicht. Oft werden scharfe, d. h. rechtwinkelige oder spitzwinkelige Kanten von Mauern, Pfeilern oder Holzsäulen, um dieselben oder die Menschen vor Beschädigungen zu schützen, verbrochen oder abgefaßt, wol auch abgerundet.

Kanten oder Umkanten heißt das Fortbewegen eines prismatischen, im Querschnitte eckigen Körpers durch Umstürzen oder Wälzen um seine Seiten- oder Unterlagsflächen.

In vulgärem Sinne versteht man unter Kante in der Decoration und auch in der Textilindustrie eine Einfassung oder einen Saum (Bordüre), besonders wenn dieselbe verziert oder ausgeschnitten ist.

(*A. Gottschaldt.*)

KANTH, ein preußisches Städtchen in der Provinz Schlesien, Regierungs-Bezirk Breslau, Kreis Neumarkt, liegt 20 Kilom. von Breslau an der Weistritz in 141 Meter Höhe. Die 2951 Einwohner sind zu zwei Dritteln katholisch, und treiben Tabacks-, Krapp- und Kardenbau. In einem Gefechte am 14. Mai 1807 siegten hier die Preußen. (*G. A. von Klöden.*)

Kanthare, s. Kandare.

Kantharîden, s. Cantharides.

KANTHARIDIN. Als Ergänzung der in dem Artikel Cantharides (s. d.) gemachten Angaben ist zu erwähnen, daß in der Neuzeit das Collodium cantharidatum seiner leichten Anwendung und sichern Wirkung halber als ein blasenziehendes Mittel vielfach benutzt wird. Dasselbe wird durch Auflösung von Schießbaumwolle in Aether cantharidatus (durch Maceration von Kantharîden in Aether zu gleichen Theilen gewonnen) und Alkohol dargestellt.

Der innerliche Gebrauch der Kantharîden ist gegenwärtig fast ganz aufgegeben. Erscheint die innerliche Anwendung derselben angezeigt, so geschieht es am besten in der Form eines Oleum cantharidatum (0.12—0.20 g. Canth. mit 30.00 g. Ol. amygd. dulc. 15 Min. lang warm digerirt), welches tropfenweise, zweckmäßig in einer Emulsion, verabreicht wird. (*Alfr. Krug.*)

Kantare, s. Kandare.

Kanton, See- und Handelsstadt im südl. China, s. Kuangtung.

KANÜLE nennt man ein zu chirurgischen Zwecken dienendes, cylindrisches, hohles, an beiden Enden offenes Rohr von verschiedener Länge und Weite. Die Kanülen werden aus verschiedenen Metallen — Silber, Gold, Stahl — sowie aus Kautschuk, Gutta Percha, Holz, Knochen, Horn gefertigt und sind gewöhnlich gerade, für manche Zwecke aber auch gekrümmt.

Man benützt dieselben hauptsächlich zur Entleerung von pathologischen oder zur Injection von indifferenten oder mit Arzneimitteln versehenen Flüssigkeiten. In sehr vielen Fällen liegen beide Indicationen gleichzeitig vor, da sehr häufig nach Entleerung pathologischer Flüssigkeiten Einspritzungen in die Höhle, welche dieselbe enthielt, behufs Reinigung derselben, bez. Verhütung der Wiederansammlung der Flüssigkeit, oder auch zur Herbeiführung von Verwachsung der Höhlenwandungen erforderlich sind.

Hinsichtlich der Entleerung pathologischer Flüssigkeiten dient die Kanüle hauptsächlich zur Deckung des spitzigen Instruments, des Trokar, der verschiedenen Punctions-Nadeln, mittels welcher man die Wandung der Hohlräume durchbohrt, in denen die Flüssigkeit angesammelt ist. Als solche sind zu nennen die Schädel-, Brust- und Bauchhöhle (Hydrocephalus: Lungencavernen, pleurit. und pericarit. Exsudat; verschiedene Formen der Hydrops), die Harnblase, die Scheiden, des Hoden und des Samenstranges (Hydrocele), der Eierstock, sowie die Ausstülpungen der Hirn- oder Rückenmarkshäute (Meningocele, Spina bifida), Cysten an verschiedenen Körpertheilen (vorwiegend in den Eierstöcken und Eileitern, in der Schilddrüse). Außerdem sind noch zu erwähnen tief gelegene Ansammlungen von Blut (nach Verletzungen) oder Eiter, sowie auch der Darmkanal, aus welchem in manchen Fällen mittels des mit einer Kanüle versehenen Trokars Luft entleert wird.

Die Kanüle wird nach geschehener Entleerung der Flüssigkeit — welche man sehr oft durch Aspiration mittels besonderer Instrumente bewerkstelligt — entfernt, wenn eben nur die Entleerung der Flüssigkeit bezweckt wird, deren Wiederansammlung nicht zu befürchten ist und eine Nachbehandlung der Höhlenwandung nicht erforderlich erscheint. Liegen letztere beide Indicationen vor, so muß die Kanüle liegen bleiben, damit der Zugang zu der Höhle, bez. die Application der nöthigen Arzneimittel keine Behinderung erleidet.

Zu den Kanülen können auch gerechnet werden die sogen. Drain-Röhren, welche aus Kautschuk (oder auch aus entkalkten Röhrenknochen von Vögeln) bestehen, an den Seiten mit Löchern versehen sind und überall da Verwendung finden, wo die Aufgabe besteht, nach Operationen oder Verletzungen oder nach Eröffnung von Abscessen, den Wundsecreten, namentlich dem Eiter, ununterbrochenen Abfluß zu verschaffen. (*Alfr. Krug.*)

KANURI-SPRACHE. Kanuri heißt das Volk und die Sprache des Landes Bornu. Die Sprache scheint dem Teda verwandt zu sein; sie zerfällt in eine große Anzahl von Dialekten, unter denen der von Gazir der verbreitetste ist und der folgenden Darstellung zu Grunde gelegt werden soll.

Das Lautwesen ist weich, doch nicht weichlich entwickelt. Die Wörter sind meist zwei- oder drei-, seltener viersilbig, der Accent ruht gewöhnlich auf der vor- oder drittletzten Silbe, kann aber auch noch weiter zurückliegen. Wörter mit zweimaliger Stimmhebung kommen vor, und zumal in solchen kann auch die letzte Silbe accentuirt sein.

Als einfache Laute haben zu gelten die Vocale a, ä, e (= ä), e, ẹ, i, o, o (= o, a im engl. wall) und u, mit Längen ā, ē, ẹ̄, ī, ō, ọ̄, ū (die dumpfen Vocale a und e sind stets kurz) und gelegentlichen Nasalirungen: ã u. s. w. Consonanten: k, g, h, ŋ; t, d, n; p, b, f, m; s, š, z, ts, tš, dz; Halbvocale: y, w, l, r. Der Silbenanlaut ist vocalisch oder consonantisch; unter den Consonantenhäufungen im Anlaute zeichnen sich, wie in so vielen andern afrikanischen Sprachen, die Verbindungen des Nasales mit der entsprechenden tenuis oder media aus: ŋk, ŋg, mb, nt, nd, ntš, nts u. s. w.; seltener sind sk, kr und andere, wol durch Vocalausfall entstandene Verbindungen. Der Auslaut ist meist vocalisch oder auf n, seltener auf m, l, r. Lautwandel nach Wohllauts-(sandhi-)Gesetzen ist stark entwickelt, und auch Ansätze zur Vocalharmonie finden sich.

Der Bau der Sprache ist agglutinirend, und zwar wesentlich suffigirend, doch treten als Wortbildungs- und Conjugationsmittel auch einige Präfixe auf; zum Beispiel: sobā, Freund; nem-sobā, Freundschaft; bu-skin, ich esse; yigẹ-bú-skin, ich lasse essen.

Der Satzbau ist beweglicher als in vielen andern agglutinirenden Sprachen. Das Verbum beschließt den Satz, Attribute treten nach. Congruenzgesetze in unserm Sinne gibt es nur betreffs Person und Zahl des Prädicatsverbums; hat ein Substantivum ein adjectivisches Attribut, so nimmt letzteres die Casussuffixe, ersteres das Pluralsuffix an sich: pẹr, Pferd; pér-be, des Pferdes; pẹr-wa-be, der Pferde, — aber pẹ́r kāriti-be, des schönen Pferdes; pẹ́r-wā kāriti-bē, der schönen Pferde.

Das Nomen hat zwei Numeri: Singular und Plural, letzterer durch das Suffix -wa gekennzeichnet, — und fünf Casus: Nominativ auf -ye, Genitiv auf -bē, Dativ-Illativ auf -rō, Accusativ auf -gā, und Locativ-Instrumentalis auf -n, seltener -nyin. Das Suffix -yē kann aber auch vor den andern Casussuffixen eingeschaltet werden: Kitábu-yē-gā gōtsei, ein Buch nahmen sie. Ebenso verbindet sich der Genitiv mit andern Casuszeichen in prägnanter Bedeutung: dábu-be-n tsẹ́ta, an (einer Stelle) des Nackens packt sie; ka-gimā-be-ro lẹgonō, in des Wahrsagers (Haus) ging er. Der Genitiv dient zugleich als Casus der Appositon: abā-ni bélama-be pátsegī. Vater-mein, der Beamte, ist gestorben. Wegen der secundären Declination des attributiven Genitivs gilt das von dem Adjectivum Bemerkte: wu táta malam kúra-bē-ga ruskī, ich (den) Sohn des Priesters großen (= den Sohn des großen Priesters) sah.

Die Subjects- und Objectscasus können durch die bloße Wortstellung gekennzeichnet werden: mei keigamā bóbotsę, (der) König (den) General ruft. Ebenso der Locativ bei Zeitangaben: úgali ndi ném-te dátšin, (in) Jahren zwei Haus-dies wird fertig sein. — Grammatisches Geschlecht ist nicht vorhanden.

Die Stämme der Personalpronomina lauten: (Sing.) wu, u, ich; ni, du; ši, er, sie, es; (Plur., der Etymologie nach Dual) ándi, wir; nándi, ihr; sándi, sie. Diese Stämme werden ganz wie Substantiva declinirt: wúyē, wúbē, wúrō u. s. w. Possessivsuffixe sind:

Sing.	1.	-ni	Plur. 1.	-ndē
	2.	-nem	2.	-ndō
	3.	-ntsę	3.	-ntsa

Diesen werden die Casussuffixe angefügt: sóbā--ndē-rō, unserm Freunde.

Demonstrativpronomina sind: Sing. áte (suffigirte Form: -tę); Plur. áni, auf Nahes, — und tu; Plur. tóni, auf Fernes weisend.

Die Declination von áte lautet: átiye, átebe oder átibe, áturō, átegā, átenyin.

Interrogativpronomina sind: ndú; Plur. ndúso, wer? welcher? áfi; Plur. áfiso, welches? was? ndágū, wieviel? ndásō, welcher? welches? Durch Anfügung von -so, -ye, -yāye, werden pronomina indefinita gebildet.

Die Steigerung der Adjectiva wird durch syntaktische Mittel ersetzt.

Die Cardinalzahlen sind: 1 tílō, túlō, lásgę, pal. 2 ndi. 3 yásgę. 4 dégę. 5 úgu, úgę. 6 árasgę. 7 túlur. 8 wúsgę. 9 legár. 10 mégu, mégu. 11 lágarī. 12 ndúrī. 13 yásgęn. 14 dēri. 15 úri, wúri. 16 árasgęn. 17 túlurri. 18 wúsgęn. 19 legárri. 20 píndi. 21 píndin tátá tílon. 22 píndin tátā yásgęn u. s. w. 30 piasgę. 40 pídegę. 50 pígu. 60 pírasgę. 70 pítulur. 80 pítusgu. 90 pílegār. 100 mían, miā, yóru. 1000 dúbu.

Ordinalzahlen sind: tílo, burgóbe, erster; deregébe oder úgafóbe, zweiter; dann mit dem Präfix ken: kenyásgę u. s. w. Das Suffix -rō, an die Cardinalzahlen gefügt, bildet Zahladverbien: tilórō, einmal u. s. w.; in Verbindung mit dem Präfixe ken dient es zu Wörtern wie kéndégurō, viertes Mal, vier Male.

Sehr hoch entwickelt und hier nur in Andeutungen zu behandeln ist das Verbum. Zu einem solchen kann jedes Prädicatsnomen durch gewisse Wortbildungsmittel erhoben werden. Der Conjugation nach zerfallen die Verben in zwei Klassen, welche nach der Endung der 1. Pers. Sing. des Durativs der 1. Conjugation als Verba auf ūgin und solche auf skin bezeichnet werden. Beide Klassen zerfallen wieder in je vier Conjugationen (Genera): eine radicale, eine relative oder transitive, eine intransitive oder reflexive, und eine causative. Diese können ihrerseits Verbindungen untereinander eingehen, zum Beispiel: kérūgin, ich binde; kerteskin, ich binde mich; kertegeskin, ich binde mich an etwas, halte daran fest. Jede Conjugation hat zwei Indefinita, ein durativ-iteratives und ein momentanes, ferner ein Perfectum, einen Aorist und ein Futurum, ferner einen Imperativ, einen Conjunctivus Präteriti und einen Conj. Futuri, eine verneinende Indefinit- und eine ebensolche Perfectform und endlich je für Präsens, Präteritum und Futurum einen merkwürdigen Participialmodus. Dieser ist nicht nur seiner Bedeutung, sondern auch seiner Form nach zugleich verbal und nominal, conjugir- und declinirbar; er verwandelt den Satz in einen substantivischen Satztheil, hat daher sowol Personal- als auch Casusformen. Endlich können die transitiven Conjugationen der beiden Hauptklassen in jedem Tempus und Modus objective Pronominalelemente einverleiben.

In diesen zweierlei Pronominalformen beruht nun die Hauptschwierigkeit der Conjugation. Lautlich sind beide sowol voneinander als auch von den Stamm- und Possessivsuffixformen der betreffenden Pronomina verschieden, vielfach ist ihre lautliche Gestalt, zuweilen auch ihre Stellung im Wortkörper von der Klasse, der Conjugation, dem Tempus und Modus des Verbums, endlich von euphonischen Gesetzen bedingt, und selbst noch hiernach bleiben sogenannte unregelmäßige Verba übrig.

Den Dienst unserer Präpositionen versehen die Casus, zumal der Illativ und Locativ, ferner Postpositionen, gewisse nominale Surrogate und Verbalformen, endlich zuweilen die bloße Wortstellung. An Conjunctionen ist kein Mangel, und die reiche Entfaltung des Verbums thut das Uebrige, um der Sprache einen hohen Grad syntaktischer Bildsamkeit zu sichern. Rechnet man dazu einen reichen Vorrath an Wortbildungsmitteln aller Art, so wird man den geistigen Werth des Kanuri nicht gering veranschlagen dürfen.

Quellen: E. Norris, Grammar of the Bornu or Kanuri Language, with Dialogues, Translations and Vocabulary. London 1853. 101 pag. 8°. S. W. Koelle, Grammar of the Bornu or Kanuri Language. London 1854. XX. 326 pag. 8°.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Kanut, König von Dänemark und England, s. Knut.

KANZEL ist diejenige Stätte einer Kirche, von welcher herab der Gemeinde durch die Predigt das göttliche Wort verkündet wird. Ihr Name stammt vom lateinischen „cancelli" d. h. die Schranken; gemeint sind diejenigen, welche in den altchristlichen Kirchen das Chor von dem Schiff trennten. An diesen Schranken standen ursprünglich die zum Verlesen der Evangelien bestimmten erhöhten Lesepulte (Ambonen); später aber wurden die Kancellen zu einem Lectorium (Lettner) erweitert, der Ambon des Predigers wurde auf dem Lettner errichtet und erhöht, der Name „Cancelle" jedoch beibehalten, woraus allmählich unser jetziges „Kanzel" wurde. In der ältesten Basilika sprach der in der Chornische von seinen Presbytern umgebene Bischof noch von erhöhtem Sitze (der Kathedra) aus zu dem Volke, die Verlesung der Perikopen jedoch hatte als minder wichtig ein Diakon von den Ambonen aus zu besorgen. Diese erhöhten Lesepulte, zu denen nach zwei Seiten Stufen hinaufgingen, hatten

eine polygone oder aus Kreissegmenten gebildete Brüstung; einen derartigen Ambon besitzen wir noch im Dom zu Ravenna (6. Jahrh.) sowie im Münster zu Aachen, ein Geschenk Kaiser Heinrich's II. Weil nun die bischöfliche Kathedra weit entfernt von der Gemeinde lag, so sprachen die Bischöfe schon zu den Zeiten des Chrysostomus und Augustin lieber von dem Ambon aus zur Gemeinde; dies wurde zur Regel, seitdem der Altar in das Chor zurückgerückt wurde. Im 13. und 14. Jahrh. wurde in Deutschland vom Lettner aus gepredigt und das aus der Wand des Lettners heraustretende Lesepult ausdrücklich Kanzel genannt. Selbständige Kanzeln kommen zuerst in Italien vor, während in Deutschland sich die nachweisbar älteste Kanzel in der Martinskirche zu Landshut (1422) befindet (die durch ihre Sculpturen berühmte Kanzel zu Wechselburg stammt zwar aus dem 13. Jahrh., ist aber ursprünglich ein integrirender Theil des jetzt in einen Altarbau umgewandelten Lettners gewesen.) Als durch die Dominikaner die Predigt wieder eine größere Bedeutung gewann und viele Hörer in die weiten Kirchenräume zog, brachte man die Kanzel in der Mitte des Schiffs an einem Pfeiler an. Die ersten Kanzeln waren beweglich, sodaß man sie bald hier bald dort aufschlagen, auch wol in das Freie tragen konnte. Erst im 15. Jahrh., wo an den Kirchen vielfach feste Predigerstellen errichtet wurden, erbaute man feststehende Kanzeln aus Holz oder Stein. Anfangs errichtete man sie auf einem massiven Unterbau, später auf 4, 6 oder mehr Säulen oder auch einer Thier- oder Menschengestalt; zur Zeit der Spätgothik wurden die sehr hoch gewordenen Kanzeln noch mit baldachinartigen, riesigen Schalldeckeln (Kanzelhaube) überdeckt. Eine völlig freischwebende Kanzel, wie im Dome zu Freiberg, kommt sehr selten vor. Zu den berühmtesten Kanzeln gehören die im Dome zu Wien, in den Münstern von Ulm, Basel, Freiburg i. Br. An der Außenseite einer Kirche angebrachte Kanzeln dienten nur zum Vorzeigen von Reliquien.

Die Kanzeln sind meist aus dem Achteck construirt, seltener rund; die Wände der Brüstung tragen häufig die Bilder der Evangelisten, den thronenden Christus in der Mitte, oder auch der Kirchenväter. Das Kanzelpult wird nach dem Vorbilde der altkirchlichen Lesepulte häufig von einem Adler, dem Symbol des Evangelisten Johannes, auf dessen ausgebreiteten Flügeln getragen. Sowol in katholischen wie in evangelischen Kirchen schmückte man gern die Kanzel mit allerlei Symbolen, in Belgien sind noch heute die Kanzeln der spätgothischen Kirchen förmlich überladen mit phantastischen Holzschnitzereien. Vom ästhetischen Standpunkte aus am reinsten architektonisch durchgebildet erscheinen die gothischen Kanzeln; vom kunstgeschichtlichen aus ist am berühmtesten diejenige des Niccolò Pisano im Baptisterium zu Pisa. Letztere wird getragen von sieben Säulen, die Brüstung enthält fünf dem Neuen Testament entnommene Reliefbilder. Ihr ziemlich nahe im Aufbau und an Werth kommt die Kanzel desselben Meisters im Dome zu Siena.

Die Kanzel als die Stätte der Predigt gehört aus symbolischen wie aus praktischen Rücksichten in das Schiff der Kirche. Wenn man seit ungefähr 100 Jahren die Kanzel an das Ende der Kirche (Ostseite) setzte und zwar entweder selbstständig hinter den Altar oder aus der Altarwand hervortragend, so ist dies ebenso falsch mit Rücksicht auf die Grundidee des christlichen Gottesdienstes, wie die riesigen Altaraufsätze der Spätrenaissance und der Zopfzeit geschmacklos waren. Die Kanzel muß stehen in dem einen der beiden Brennpunkte des Durchmessers einer Ellipse, die Kirche als letztere gedacht, der Sprecher muß sich den Hörern möglichst nahe befinden, nicht aber mit seiner Stimme die ganze Längenachse der Kirche durchschneiden. Die Kanzel darf stehen auf der Grenze zwischen Chor und Schiff an der Außenseite des Triumphbogens, noch besser am ersten Pfeiler, nur dürfen im letzteren Falle die Sitzplätze nicht zu weit an das Chor heranreichen, weil dann einige Reihen der im Schiff Versammelten den Prediger im Rücken haben. Ob man die Kanzel auf der Nord- oder Südseite des Kirchenschiffes errichtet, ist völlig irrelevant; jedenfalls aber muß sie einen festen Platz einnehmen. Die Form anlangend, soll sie sich in streng geometrischer, am besten auf dem Achteck gegründeter Construction in verschiedenen, sich aus einander entwickelnden Vielecken tulpenartig erheben. Sie muß sich frei aus dem Boden erheben und nicht auf einer Art Console an die Wand geheftet werden. Unsere Kanzeln sind meistens zu hoch, die Schalldeckel dürfen nicht zu Thurmpyramiden anschwellen, sind aber unentbehrlich, um die Stimme des Predigers zusammenzuhalten. Das Material der Kanzel darf nur Holz und Stein sein, welche beide aber auch nach Construction oder Färbung als solche behandelt sein wollen; Stoffbekleidung ist nur dann zulässig, wenn die Kanzel des plastischen oder malerischen Schmuckes entbehrt. (*G. Portig.*)

KANZEL, verborgener Sitz auf Bäumen zum Anstand auf das Wild. (*William Löbe.*)

Kanzelberedsamkeit, s. Homilētik.

KANZLEI (Cancellaria) hieß ursprünglich der mit Schranken (cancellis) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, Gerichtsurtheile, landesherrlichen Rescripte und andere Schriften ausgefertigt wurden, und Kanzler (s. d.) der Vorsteher der hierzu bestellten Beamten. In einigen Ländern wurde später der Name Kanzlei auch den höheren Gerichten selbst beigelegt (Justizkanzleien), deren Vorsteher meist Kanzleidirectoren, auch wol Kanzleipräsidenten genannt wurden. Neuerdings versteht man aber unter Kanzlei mehr das subalterne Schreiberpersonal und spricht deshalb von Cabinets-, Ministerial-, Gerichts-, Consulats- und Regierungskanzleien, bezw. Kanzlisten; aus der deutschen Gerichtssprache der Gegenwart ist der Ausdruck jedoch vollständig verschwunden. Wenn früher den unteren Behörden das Recht, eine Kanzlei zu haben, häufig versagt war, so bezog sich dies auf die Siegelmäßigkeit oder die dem Landesherrn oder andern privilegirten Stellen und Personen vorbehaltene Befugniß, Urkunden mittels Beifügung des Siegels zu beglaubigen und die dadurch verbrieften Ansprüche sofort vollstreckbar zu machen. — Kanzleistil nennt man diejenige Schreibart und äußerliche Förmlichkeit, welche früher

in den öffentlichen Urkunden und amtlichen Schriften, wie solche von den Kanzleien auszugehen pflegten, üblich war. Derselbe erscheint gegenwärtig veraltet, steif und pedantisch, weshalb er auch in den meisten Staaten abgeschafft und statt seiner in allen öffentlichen Schriften die Form und Sprache des gewöhnlichen Briefstils anbefohlen ist. (*Albrecht Just.*)

KANZLEISCHRIFT nennt man in der Typographie eine in den verschiedensten Größen (Schriftgraden) vorhandene Schriftgattung im Grundcharakter der deutschen Druckschrift (Fractur), von schwunghaften, edeln Formen mit leichten Verzierungen, namentlich der Anfangsbuchstaben (Versalien), in gewundenen Schwüngen und reicher in diesem Charakter ornamentirt bei besondern Versalien. Die Kanzleischrift ist jetzt in mehrern Arten, theils mit vereinfachenden Umbildungen, theils mit wesentlichen Veränderungen vorhanden und wird vielfach als Zier- und Auszeichnungsschrift angewendet. Wahrscheinlich hat die Theuerdank-Type zur Kanzleischrift Anregung gegeben; dieselbe war für Theuerdank's Dichtung (1517) geschnitten und den Grundformen der lateinischen Schrift entlehnt. Als Schreibschrift, insbesondere als Documenten- und behördliche Geschäftsschrift, wurde die Kanzleischrift in früherer Zeit ziemlich allgemein, namentlich zu den Anfangszeilen, sowie zu Titeln und Ueberschriften verwendet; jetzt findet man dies nur noch selten. Die Schrift bildet die Grundlage der deutschen Currentschrift.

An die Stelle der Kanzleischrift ist in neuester Zeit als Geschäftsschrift zur Hervorhebung von Ueberschriften u. s. w. vielfach die formverwandte Ronde oder Rundschrift (s. d.) getreten. (*B. Siegfried.*)

KANZLER (Cancellarius) hieß im Mittelalter derjenige Hofbeamte, welchem die Ausfertigung der Staatsurkunden oblag, daher der Reichssiegelbewahrer. Der Kanzler gehörte zu den vier oder fünf obersten Hofbeamten, welche an den germanischen Fürstenhöfen gewöhnlich angetroffen werden, und war vermöge des Einflusses, welchen ihm sein Amt gab, einer der wichtigsten. Dem der Schrift kundigen Kanzler, der ebendeshalb in älterer Zeit gewöhnlich ein Geistlicher war, wurde die Correspondenz und die Ausfertigung der nöthigen Urkunden übertragen. Das Kanzleramt in den Königreichen bekam so die Bedeutung eines diplomatischen Beamten, dem vorzugsweise die auswärtigen Angelegenheiten zukamen. In dem deutschen Reiche des Mittelalters wurde das Erzkanzleramt mit der Kurwürde des Erzbischofs von Mainz verbunden. Der Erzbischof von Köln war Erzkanzler für Italien, der von Trier für das alte Königreich Arelat in Burgund (s. Erz- und Erbämter). Mit dem Erzkanzleramt des Kurfürsten von Mainz waren wichtige Functionen, namentlich das Directorium des Reichstags, aller Reichsgeschäfte und Reichskanzleien verbunden. Der Erzkanzler ließ sich seit der Gründung des Reichshofraths in Wien durch einen von ihm ernannten Vicekanzler vertreten, der am Hofe des Kaisers lebte und der eigentliche Reichsminister war. Wie der Kaiser so hatte auch die Kaiserin ihren Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der Kanzler von Frankreich war der erste Staatsbeamte und der einzige, welcher lebenslänglich ernannt wurde. Um ihn von den Geschäften zu entfernen, wählte man den Ausweg, neben ihm noch einen Siegelbewahrer zu ernennen. Er war Justizminister und wurde daher aus dem Stande der Rechtsgelehrten erwählt. Außer dem Reichskanzler (Chancelier de France) hatten die Königin, die Söhne und Enkel des Königs und der erste Prinz von Geblüt ihre besondern Kanzler. In England ist der Lordkanzler (Lord High Chancellor) der erste Staatsbeamte, Präsident oder Sprecher des Oberhauses, Chef der Reichskanzlei und Vorsitzender des damit verbundenen höchsten Gerichtshofs (Court of chancery); als eigentlicher Justizminister fungirt aber der Staatssecretär für das Innere. Außer ihm gibt es noch einen Kanzler des Herzogthums Lancaster und den Kanzler des Lehnhofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer), welches der Finanzminister ist. Auch Irland hat seinen besondern Reichskanzler. In den deutschen Territorien fing man um die Mitte des 15. Jahrh. an, Kanzler zu bestellen, deren Geschäftskreis sich sehr verschieden gestaltete, indessen am häufigsten mit dem Amte eines Präsidenten der höheren Gerichts- und Regierungsbehörden verbunden wurde. König Friedrich II. von Preußen errichtete 1746 die Stelle eines Großkanzlers und Chef de Justice für Samuel von Cocceji, welchem er eine durchgreifende Reform des Justizwesens übertragen hatte. Später ging das Amt eines juristischen Kanzlers wieder ein. Dagegen wurde 1810 der Fürst Hardenberg, der die auswärtige Politik leitete, zum Staatskanzler ernannt. Im Norddeutschen Bunde von 1867 und in dem Deutschen Reiche von 1871 wurde in dem Amte des Bundes-, jetzt Reichskanzlers (s. d.) die gesammte oberste Leitung der Bundes- und Reichspolitik, nächst dem Kaiser, concentrirt an Fürst Bismarck übertragen. Auch Rußland hat an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten einen Reichskanzler, während in Oesterreich der Ministerpräsident öfters den Titel Staatskanzler, Graf Beust dagegen vorübergehend ebenfalls den Titel Reichskanzler führte. — Endlich werden die ersten Beamten und Siegelbewahrer mancher Ritterorden sowie auch die Rectoren verschiedener Universitäten Kanzler genannt. (*Albrecht Just.*)

KANZLERSGRUND (Kesslersgrund), ein zwei Stunden langes Thal zwischen Oberschönau und Oberhof, das zu den großartigsten und wildesten Partien des Thüringer Waldes gehört und mit seinen zerrissenen Felswänden und zackigen Gipfeln, die es einschließen, fast einen Hochgebirgscharakter trägt; am Eingange von Ober-Schönau her die Felstrümmer des Hermannsberges, die schönen Felsgruppen der langen Möst, der fast senkrechte Finsterstein und der fast ebenso schroffe Hohenstein. Dann folgen der zum Theil kahle zuckerhutförmige, 866 Meter hohe Kuppberg, der ehemals eine Burg trug, die aber im 12. Jahrhundert zerstört wurde; weiter der 898 Meter hohe Gebrannte Stein, ein zerrissener Felskoloß, dahinter der 901 Meter hohe zackige Schützenberg, etwas rechts der pittoreske, 879 Meter hohe Spitzberg und im Hintergrunde, sie alle überragend, der 983 Meter hohe Beerberg.

Das gerade im höchsten Theile des Thüringer Waldes eingebettete Thal ist von einem Bach durchrauscht, dem von beiden Seiten mehrere Giefsbäche zueilen.

(*A. Schroet.*)

KAOLIN heißt ein zur Familie der Thone gehöriges, feuerfestes, zerreibliches Mineral, welches in derben, thonähnlich amorphen Massen vorkommt; von weißer Farbe, matt, undurchsichtig. Im trockenen Zustande fühlt er sich mager an, im feuchten wird er sehr plastisch. Härte nur 1. Bei starker Vergrößerung bemerkt man, daß der Kaolin aus feinen, meist sechsseitigen Lamellen besteht, die wahrscheinlich dem rhombischen Krystallgestein angehören, dadurch wahrscheinlich identisch mit dem Nakrit. Der Kaolin ist wasserhaltige kieselsaure Thonerde von schwankender Zusammensetzung; die Normal-Zusammensetzung entspricht der Formel $Al_2O_3\ 2SiO_2\ 2H_2O$, mit 46,36 Kieselsäure, 39,68 Thonerde und 13,96 Wasser. Vor dem Löthrohre ist er unschmelzbar, mit Kobaltsolution erhitzt wird er schön blau. Von kochender Schwefelsäure wird er zersetzt. Der Kaolin ist das Zersetzungsproduct der Feldspate und feldspatreichen Gesteine, wie Granit und Porphyr, und stellt den bei jenen Processen bleibenden unlöslichen Rest vor. Er findet sich daher besonders in Gegenden, wo diese Gesteine vorkommen. Daher sind seine Ablagerungen naturgemäß durch die bei dem Verwitterungsproceß nicht angegriffenen Mineralien, wie Quarz und Glimmer, verunreinigt, und er muß durch künstliches Schlämmen davon befreit werden. (natürliche Schlämmproducte, mit verschiedenen Substanzen verunreinigt, sind die Thone.) Als Zersetzungsrückstand findet sich der Kaolin auch in Pseudomorphosen nach zahlreichen Mineralien; die weißliche Trübung der meisten Feldspatkrystalle rührt von Kaolinbildung her.

Bekannte Fundorte des Kaolin sind: Aue bei Schneeberg, Seilitz bei Meißen, Kaschpas bei Altenburg, Morl bei Halle, viele Orte des Thüringer Waldes, St.-Yrieux bei Limoges, in Cornwall, in China u. s. w. — Der Kaolin wird zur Porzellanfabrikation verwendet, wozu er sich 1) wegen seiner hohen Plasticität im feuchten Zustande eignet und 2) wegen seiner Unschmelzbarkeit; die Gegenstände fritten nur zusammen, zeigen daher halbglasigen Bruch, sind durchscheinend und bedürfen keiner fremden Glasur (s. Porzellan). Die Chinesen stellen aus der Porzellanerde oder Kao-ling schon längst das Porzellan her, der Apotheker Böttcher entdeckte es im Jahre 1706; 1710 wurde die Fabrik in Meißen angelegt.

(*E. Geinitz.*)

KAPANEUS, *Καπανεύς*-*έως* und -*ῆος*, Capaneus, Capaneos (Grimelegien bei Pape, Handwörterbuch der griechischen Eigennamen s. v.). Sohn des Hipponoos und der Astynome[1]) oder der Laodike[2]), Bruder des Iphis[3]), Gemahl der Euadne, der Tochter des Iphis[4]), einer der Janeira[5]), Vater des Sthenelos[6]), ein Argiver von riesiger Gestalt[7]) und gewaltthätigem Sinn[8]), dessen vermessenes Prahlen (*κόμπος*, *κόμπου*) seinen jähen Untergang herbeiführte. Als einer der sieben Heerführer gegen Theben rückte er mit, die Stadt selbst gegen den Willen des Zeus einzunehmen.[9]) Als er aber am Ogygischen[10]) Thor oder am Thor der Skäischen[11]) Eben die Sturmleiter, deren Erfindung ihm später zugeschrieben wurde[12]), an die Mauer angelegt hatte, zerschmetterte ihn der Blitzstrahl des erzürnten Gottes.[13]) Die Leiche wurde in der Heimat[14]) feierlich verbrannt, seine verzweifelnde Gattin stürzte sich in die Flammen des Scheiterhaufens.[15]) Spätere fabelten, Kapaneus habe zu denen gehört, die Asklepios wieder ins Leben zurückgerufen.[16]) Wie Euadne als Muster ehelicher Liebe und Treue[17]) mehrfach erwähnt wird, so war Kapaneus als warnendes Exempel menschlichen Trotzes und Uebermuthes ein beliebter Gegenstand der Behandlung bei den Alten. Die Tragiker, welche die Expedition der Sieben gegen Theben schildern, berühren auch stets den Frevel und das gewaltsame Ende des Helden; Timesitheos dichtete eine Tragödie *Καπανεύς*[18]), als Gegenstand der Orchestik wird Kapaneus mehrfach genannt[19]), und manche Notizen bezeugen die Beliebtheit dieses Stoffes auch in der bildenden Kunst.[20]) Ob das Epigramm *εἰς ἀνδριάντα Καπανέως*[21]) sich auf eine wirklich existirt habende Statue bezieht, kann zwar bezweifelt werden, dagegen haben wir sichere Kunde von einem großen Werke von Hypatodoros und Aristogeiton, welches die Argiver nach Delphi weihten: es bestand in den Statuen der sieben Heerführer gegen Theben, unter

1) Z. B. *Apollod.* III, 6, 3. 6 und 7, 1; *Paus.* IX, 8, 7 und X, 10, 3; *Hygin.* Fab. 70. 2) Schol. zu Eurip. Phoen. 185. 3) *Paus.* II, 18, 4. 4) *Eurip.* Spl. 988 seq.; Schol. zu Pind. Ol. VI, 46; *Apollod.* III, 7, 15; *Quint. Smyrn.* X, 481 seq., deshalb Iphias genannt; *Ovid.* A. A. III, 21 seq. und sonst; Schol. *Hom.* Od. XI, 325; *Hygin.* F. 243; Tochter des Phlias ibid. 256 wol nur durch einen Schreibfehler genannt. 5) Schol. zu Pind. Ol. VI, 46. 6) Z. B. *Serv.* zu Virg. Aen. II, 261; *Acro* zu Hor. Od. I, 15, 24; *Hyg.* 175, 257; Brunck, Anal. I, 179; *Inst. Cret.* I, 14; *Apd.* III, 7, 2, 5 und 10, 2; Sthenelos heißt deshalb *Καπανηϊάδης* (Il. V, 109) und *Καπανήιος* (ibid. IV, 367, 403, V, 108 und sonst). 7) *γίγας οὐ ἄλλος Aesch.* S. c. Th. 405. 8) Z. B. *Eurip.* Phoen. 184 seq., 1180 seq. 9) *Aesch.* l. c. 409—413 *θεοῦ τε γὰρ θέλοντος ἐκπέρσειν πόλιν καὶ μὴ θέλοντος*, *Eurip.* Spl. 496 seq. *ὤμοσεν πόλιν πέρσειν θεοῦ θέλοντος ἤν τε μὴ θέλῃ*, cf. *Philostr.* Imag. I, 27; *Stat.* Theb. X, 899. 906; *Hyg.* 68. 10) *Apollod.* III, 6, 6. 11) *Aesch.* l. c. 404 seq.; *Paus.* IX, 8 extr. 12) *Veget.* Milit. IV, 21. 13) Z. B. *Soph.* Ant. 130 seq.; *Eurip.* Phoen. 1172 und Spl. 988; *Philostr.* Imag. I, 27 und II, 30; *Tzetzes*, z. Lykophr. 434; *Quint. Smyrn.* X, 481 seq.; *Apollod.* III, 1, 9; Anthol. Gr. II, 334 und III, 213; *Hyg.* 68; *Stat.* Theb. X, 429 seq. *Serv.* zu Virg. Aen. I, 44; *Propert* II, 25, 40; *Ovid.* Ex Ponto III, 1, 51 und Metam. IX, 404. Nur *Veget.* l. c. läßt Kapaneus durch Steinwürfe der Belagerten fallen. 14) *Phil.* II, 30. 15) Diese Scene stellte ein von *Phil.* l. c. beschriebenes Gemälde dar; vgl. *Apollod.* III, 7, 1, 5; *Hyg.* 243; *Ovid.* A. A. III, 21 seq. und Trist. V, 14, 38 und Ex P. III, 111 seq. 16) *Apollod.* III, 10, 2 und Schol. zu Pind. Pyth. III, 96. 17) *Hyg.* 256 zählt sie unter den Frauen auf, die castissimae waren, bei Philostrates zünden Groten den Scheiterhaufen an. 18) Welcker, Griech. Tragödien S. 1046. 19) *Lucian. περὶ ὀρχήσ.* 76; *Ausonius* Epigr. 84 (in saltatorem ineptum); *Lukillios* ep. 82 (Anthol. gr. II, 334). 20) Vieles gesammelt von K. O. Müller, Handb. der Arch. S. 692, und besonders von Overbeck, Gal. heroischer Bildw. S. 126—129. 21) Adesp. 293 (Anthol. gr. III, 213).

denen auch Kapaneus nicht fehlte.[22]) Derselbe war der Gegenstand eines Gemäldes in Ardea[23]) und eines andern von einem gewissen Taurisceus[24]), welches vielleicht eine größere Composition bot.[25]) In solchen ist Kapaneus uns mehrfach erhalten: auf einem Spiegel ist er mit Kassandra, Kastor und Memnon gepaart[26]), er assistirt auf der berühmten Archemorosvase bei der Bestattung des Knaben[27]), sein Tod bildet eine Scene in der Darstellung der Ereignisse vor Theben auf einer Aschenkiste des Museums zu Volterra[28]) und einem Relief der Villa Pamfili.[29]) Allein, bald die Leiter ersteigend, bald vom Blitze getroffen, zeigen ihn nur eine Reihe geschnittener Steine[30]) und eine Münze.[31]) Zwar hat man noch manche andere Bildwerke auf ihn bezogen[32]), ihnen allen aber fehlt die Leiter oder der entscheidende Blitz, auch zeigt das Gesicht einen weit milderen Charakter[33]), als die Schriftsteller dem Kapaneus vindiciren.

(*R. Gaedechens.*)

Kapaun, der in der Jugend castrirte Haushahn, s. Hahn.

KAPELLE (mittellateinisch capella, französisch Chapelle), ein kleines kirchliches Gebäude, welches zur Verehrung einer Reliquie oder zum Privatgebrauch bestimmt ist. Kapellen kommen bereits in den altchristlichen Katakomben vor, in ihnen befindet sich ein Grab mit den Leibern eines oder mehrerer Märtyrer, die Platte über dem Grabe diente als Altar, auf welchem das Heilige Abendmahl gefeiert wurde. Jene sehr kleinen Räume haben aber nur ausnahmsweise gottesdienstlichen Zwecken gedient. Der Basilikenstil schloß die Anlage von besonderen Kapellen aus, doch kommen gleichzeitig mit den Basiliken, besonders während der Herrschaft des Byzantinischen Stils, Taufkapellen (Baptisterien) vor. Diese waren eigentlich über den Gräbern der Märtyrer errichtete Versammlungsstätten und bestanden aus einem achteckigen oder runden, auf Säulen oder Pfeilern ruhenden, mit einer Kuppel überwölbten Mittelbau, der von einem concentrischen, niedrigen Umgange umschlossen ward. Die seit Constantin dem Großen vorkommenden Kapellen enthalten im Innern nur einen einfachen Altar, weil sie lediglich der Privaterbauung dienen durften und die Feier des Meßopfers in ihnen nicht gestattet war; man kann sie also als Bethäuser (Oratorien) bezeichnen. Während des Mittelalters bezeichnet Kapelle jede kleinere, von einer Pfarrkirche abhängige Kirche, welche entweder für sich abgesondert (an Landstraßen, auf Friedhöfen ꝛc.) oder an eine Kathedrale angebaut (bischöfliche Hofkapelle St.-Gotthard zu Mainz) oder in sie eingebaut, oder endlich auch in Privatgebäuden zur Andacht und Vollziehung gottesdienstlicher Handlungen errichtet war. Kapellen, welche unter dem Altarraum einer Hauptkirche lagen, hießen Krypten. Die Gothik gab dieselben auf und legte einen Kranz von Kapellen um den Chorumgang, welcher zuerst halbkreisförmig, später polygon gestaltet war. Als der spätgothische Stil die Strebepfeiler nicht mehr nach außen, sondern nach dem Innern des Gotteshauses vorspringen ließ, bildeten sich naturgemäß an den Seiten der Nebenschiffe ganze Reihen von Kapellen. Die Renaissance adoptirte diese Art von Kapellen, von denen jede gewöhnlich ihren eigenen Altar und Heiligen hat. Der Name „Kapelle", welcher erst seit dem 7. oder 8. Jahrhundert vorkommt, soll herrühren von der hölzernen Bedeckung, mit welcher die oft im Freien errichteten Altäre geschützt waren. Richtiger dürfte sein die Ableitung von cappa, der rauhen Mantelkapuze des heil. Martin von Tours, welche wegen ihrer Kleinheit cappella hieß und dem Gotteshaus am fränkischen Hofe, wo dieses Nationalpalladium aufbewahrt wurde, den Namen gab. Nur so läßt sich die Erscheinung erklären, daß der Name „Kapelle" zuerst für die fürstlichen Privatkirchen vorkommt. Dem Beispiel Constantin's des Großen folgend erbauten sich auch die byzantinischen und die deutschen Kaiser sehr oft in ihren Residenzen und Pfalzen besondere Schloßkapellen, welche der bischöflichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfen waren. Die berühmtesten dieser Privatkapellen sind die sogenannte Sixtinische im Vatican zu Rom, die Heilige Kapelle zu Paris (1248 erbaut), die Markuskirche zu Venedig (ursprünglich Palastkapelle des Dogen) und die Schloßkirche zu Wittenberg, an welcher Luther seine Thesen anschlug. Die herrlichsten, in neuerer Zeit restaurirten Burgkapellen finden sich zu Stolzenfels am Rhein, auf der Wartburg bei Eisenach, in der Marienburg an der Nogat. Außerdem sind hervorzuheben diejenigen in Nürnberg, Coburg, Goslar, Landsberg, Freiburg a. d. U. Die Vorrechte der Hofkapellen gingen nach und nach auch auf die Klosterkapellen über; selbst einzelne vornehme Familien und Gilden durften mit bischöflicher Erlaubniß Kapellen besitzen und Kapläne halten. Uebrigens pflegt bei Gemeindekapellen kein Taufstein und kein Friedhof zu sein, weil die Taufhandlung und das Begräbniß den Pfarrkirchen vorbehalten bleiben. Nur an gewöhnlichen Sonn- und Festtagen darf in der Kapelle die Messe gelesen werden; an den höchsten Fest-

---

22) *Paus.* X 10, 3. 23) *Serv.* zu Virg. Aen. I, 44. 24) *Plin.* Hist. nat. XXXV. 40, 19. 25) Overbeck l. c. S. 128. 26) Arch. Anz. 1857, S. 71; Bullett. dell' Inst. 1859. S. 79. 27) Die Literatur bei Heydemann, Die Vasensamml. d. Mus. zu Neapel, S. 586. 28) Inghirami, Mon. Etr. I, II, 87; Micali, Monum. CVIII, 1; Overbeck l. c. Taf. V, 2. 29) Inghirami l. c. Une 84; Gori, Mus. Etr. III, 12; Nacul Nosch., Mon. inéd. 67 A; Overbeck, Taf. VI, 9; Welcker, Annali d. Inst. 1854, p. 169 seq. 30) S. Overbeck S. 126 fg., Nr. 34 fg.; cf. de Witte, Coll. Beugnot p. 133, n. 393. 31) Von Thrakien bei Arigoni, Num. Imp. Graec. tb. 12. n. 185, nach Overbeck Nr. 39. 32) So das schöne Relieffragment eines zusammengestürzten Helden in Villa Albani (Winckelmann, Monum. Ined. 109; Zoega, Bassir. I, 47; Overbeck, Taf. V, Nr. 6; Villa Alb. ora Torlonia p. 6, n. 20., gegen welche Deutung Em. Braun (Ruinen und Museen Roms S. 626) gesprochen hat. — Kopf im Museum zu Neapel, bald auf Laokoon, bald auf Aias oder Kapaneus gedeutet. S. Welcker zu K. O. Müller, Handb. der Arch. §. 156, 1 und Epischer Cycl. II, S. 360, Nr. 394 und Minervini, Ann. d. Inst. 1856, p. 107. 33) Overbeck hat seine früher (S. 128, Anm. 22 und Kunstarchaol. Vorlesungen S. 137) geäußerte Vermuthung, der Kopf des sogenannten sterbenden Alexander's in Florenz könne Kapaneus darstellen, jetzt, nach Blümner's Deutung (Arch. Zeit. 1880, S. 162 fg.), aufgegeben (Geschichte der Gr. Plastik II, 140).

tagen jedoch muß der Kaplan in der Pfarrkirche aushelfen, und da ostertliche jährliche Hauptcommunion der gläubigen Katholiken darf nur in der Pfarrkirche stattfinden.

Kapelle nennt man auch die gesammte Kleidung von katholischen Priestern und deren Ministranten, sofern solche für ein feierliches Hochamt bestimmt ist und diese Gewänder aus demselben Stoffe, derselben Farbe und nach derselben Form angefertigt sind. Größere Kirchen verfügen über so viele derartige „Kapellen", als die Liturgie für verschiedene Feste Farben vorschreibt, also von weißer, rother, violetter, grüner, schwarzer Farbe. (*G. Portig.*)

KAPELLE hieß schon sehr früh im Mittelalter die Gesammtheit der Musiker und Sänger, welche in kirchlichen Gebäuden geistliche Musik aufführten. Im engeren Sinne des Wortes führten später die Musiker allein diesen Namen, besonders dann, wenn sie im Dienste vornehmer Personen standen (für Kirchenmusik oder Kammermusik oder für beide zugleich). Seitdem die Instrumentalmusik an Bedeutung gewann, gab es viele Kapellen für weltliche Musik. Besonders in Oesterreich bürgerte sich seit ungefähr 100 Jahren die Sitte ein, daß sich jeder reiche Adelige eine Hauskapelle hielt (Haydn). An katholischen Höfen gehören zur Kapelle die angestellten Kirchensänger und die Instrumentalisten. Heutzutage nennt man jedes selbständige Orchester und jedes Militär-Musikchor eine Kapelle, zuweilen sogar den Orchesterraum in den Theatern. Kapellmeister heißt derjenige Musiker, welcher eine Kapelle leitet; er hat die aufzuführenden Werke auszuwählen, einzustudiren und deren Ausführung zu leiten. Er muß theoretisch durchgebildet sowie mit der Eigenthümlichkeit aller Stimmen und Instrumente vertraut sein. (*G. Portig.*)

KAPELLE, coupelle, cupel, oder Kupelle (von cupella, kleines Gefäß) heißt ein zum Probiren des Silbers und Goldes oder zum Abtreiben im Kleinen (Kupelliren, Trennen, cupellatio) des Bleies vom Silber durch die Oxydation des Bleies und durch die Schmelzung des gebildeten Bleioxydes dienendes Gefäß, welches aus einem Gemenge von Kalkmergel, Holzasche und vorzüglich aus Knochenmehl in einer eigenen schalenförmigen Form gepreßt wird. Die Vorrichtung zum Formen der Kapelle heißt das Kapellenfutter, bestehend aus einem hohlen konischen Messingcylinder (Nonne) und einem untern, halbkugelförmig abgerundeten Stempel (Mönch) von Stahl oder Messing, durch welchen die innere Fläche der Kapelle aus dem schon bezeichneten teigartigen Gemenge gebildet wird. Die durch schwache Glühhitze behufs Trocknung der Kapelle, deren Größe sich nach dem Bedürfniß richtet, nöthige Operation des Ausglühens nennt man Abtreiben. Von den Kapellen nur in der Form verschieden sind die meist aus feuerfestem Thon gefertigten Probirtuten und Röstscherben, die indeß nicht zum Kupelliren gebraucht werden. (*C. Reinwarth.*)

KAPER (vom lateinischen capere, nehmen, abstammend) nennt man solche armirte Schiffe, die, durch Private ausgerüstet, von ihrer Landesregierung die Erlaubniß und Berechtigung erhalten, auf eigene Gefahr während eines Seekrieges dem Feinde in jeder Beziehung Abbruch zu thun und dessen Schiffe zu nehmen. Der leitende Gedanke dabei ist, den feindlichen Handel zu lähmen oder zu zerstören, dadurch die Kräfte des Gegners zu erschöpfen und ihn zum Frieden zu zwingen. Die Kaperei stammt aus früher Zeit und man findet ihre Spuren bis tief in das 12. Jahrhundert n. Chr. hinauf. Die Erlaubniß, sie zu betreiben, ertheilten die Fürsten durch sogenannte Kaperbriefe. In diesen wurden die betreffenden Kaper ermächtigt, feindliche Schiffe überall auf offenem Meere zu nehmen und gleichzeitig alle befreundeten oder neutralen Herrscher ersucht, den Kapern für sich, ihre Beute und Alles, was sie mit sich führten, freies Geleit, Einlaufen, Verbleiben, Repariren u. s. w. in ihren Häfen zu gestatten, indem der Aussteller Gegenseitigkeit zusicherte. Im Besitze eines solchen Briefes konnten im allgemeinen die Kaper darauf rechnen, im Falle des Genommenwerdens wie ehrliche Feinde behandelt zu werden, während man sie ohne denselben als Seeräuber betrachtete und ohne weiteres hinrichtete. Einen Theil ihrer Beute mußten sie ihrem Fürsten abgeben und wechselte derselbe nach den Ländern und dem Geldbedürfnisse der ersteren. Gewöhnlich betrug dies Regal $^1/_{10}$—$^1/_5$, immerhin blieb aber für die Kaper noch so viel Verlockung, daß es nie an solchen Abenteurern fehlte, die dann auch wol nicht selten ihre Stellung mißbrauchten, um an Neutralen Seeraub zu treiben. Eins der schlimmsten Beispiele dieser Art lieferten seinerzeit die Vitalienbrüder in der Ost- und Nordsee. In dem Kriege der nordischen Städte gegen die drei skandinavischen Königreiche 1389 stellten erstere Kaperbriefe, die zu damaliger Zeit sehr treffend Stehlbriefe hießen, aus, um das von Margaretha belagerte Stockholm mit Proviant zu versehen, woher der Name Victualien- oder Vitalien-Brüder stammt. Infolge dessen sammelte sich unter dieser Flagge eine Masse Gesindel, das sehr bald offenen Seeraub trieb, nach vielen Tausenden zählte, sich Wisby's bemächtigte und Jahrzehnte lang den Seehandel auf das empfindlichste schädigte. Die Hanseaten mußten große Flotten aufbieten, um ihrer Herr zu werden, aber erst nach Beginn des 15. Jahrhunderts gelang es, die deutschen Meere einigermaßen von dieser Pest zu reinigen. Die langwierigen und blutigen Seekriege des 17. und 18. Jahrhunderts, namentlich des ersteren, in dem sich die Kriegsflotten als militärische Institutionen herauszubilden begannen, gaben der Kaperei besonderen Aufschwung. Es war nichts Ungewöhnliches, daß in einem solchen Kriege zwischen Holland und Frankreich oder Holland und England auf beiden Seiten mehrere tausend Handelsschiffe genommen wurden. Ein französischer Kaperkapitän, der berühmte Jean Bart, fügte den Feinden seines Landes in dieser Weise unberechenbaren Schaden zu. In dem Adelsdiplom, mit dem Ludwig XIV. ihn wegen seiner kühnen Unternehmungen zur See auszeichnete, ist angeführt, daß er 698 holländische Schiffe gekapert oder zerstört habe. Mit dem Anwachsen der Kriegsflotten und dem bessern Bau ihrer Schiffe wurde die Kaperei allmählich mehr beschränkt und der Seehandel

gewann ausgiebigeren Schutz. In der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts brach sich bei den civilisirten Seestaaten die Ueberzeugung Bahn, daß die Kaperei sich überhaupt nicht mehr mit den Anschauungen der neueren Zeit vertrage, weil sie eigentlich nur legalisirter Seeraub sei und weniger die Regierungen als die Privaten treffe. Napoleon III. suchte zuerst diesen Grundsätzen praktische Geltung zu verschaffen, indem er 1856 die sogenannte Pariser Declaration formuliren ließ und alle übrigen Seemächte zum Beitritt aufforderte. Nach dieser Declaration sollte die Privatkaperei für immer abgeschafft werden, dagegen wurde den Kriegsschiffen das Recht zur Wegnahme feindlicher Schiffe vorbehalten. Fast alle eingeladenen Mächte traten bei, nur die Vereinigten Staaten von Amerika nicht. Diese machten ihre Theilnahme von der Bedingung abhängig, daß überhaupt jedes Privateigenthum zur See, mit alleiniger Ausnahme von Kriegscontrebande, unantastbar sei. Hierauf wollte England nicht eingehen und die Declaration besitzt dadurch bisjetzt nur noch einen fraglichen Werth. Daß England und Nordamerika in dieser Beziehung sich gegenüberstanden, erklärt sich aus den beiderseitigen Schiffahrts-Verhältnissen. Die Handelsflotten beider Länder sind sehr groß, dagegen die englische Kriegsflotte der nordamerikanischen zehnfach überlegen. Im Falle eines Krieges würde daher Nordamerika ungemein benachtheiligt gewesen sein und konnte mit England in dieser Beziehung nur dann auf gleichen Fuß kommen, wenn es entweder die von ihm gestellte Forderung auf Aufhebung aller Kaperei mit Ausnahme der Kriegscontrebande zur Geltung brachte oder sich das Recht reservirte, auch Kaperbriefe auszugeben.

Es steht zu hoffen, daß der amerikanische Grundsatz allgemein zur Annahme gelange, und es werden jetzt auch allmählich schon in England gewichtige Stimmen laut, die ihm das Wort reden. (*R. Werner.*)

Kapern, die als Gewürz dienenden Blütenknospen des Kapernstrauchs, s. Capparis spinosa.

KAPERNAUM, Stadt am nordwestlichen Ufer des Sees Gennezareth und Mittelpunkt der galiläischen Wirksamkeit Jesu. Der Name Kapharnaûm (so in den besten Evangelienhandschriften) entspricht dem hebräischen Kephar nachûm, d. i. nicht „Ort des Trostes," wie Origenes und Hieronymus erklären, sondern „Dorf Nahum's"; ob damit der Prophet Nahum oder ein anderer gemeint sei, ist nicht auszumachen. Im Alten Testament wird Kapernaum noch nicht erwähnt, ist also wahrscheinlich erst nach dem Exil erbaut worden. Nach Matth. 4, 13 siedelte Jesus schon zu Anfang seiner Wirksamkeit von Nazareth nach Kapernaum über, wohin ihm nach Joh. 2, 12 (vgl. auch Marc. 3, 31) seine Mutter und seine Brüder folgten. Kapernaum heißt daher Matth. 9, 1 seine „eigene Stadt"; öfter wird seines Aufenthaltes in einem Hause daselbst gedacht (Matth. 13, 36; Marc. 2, 1; 3, 20; 9, 33), unter welchem vielleicht das von Petrus und Andreas in Kapernaum erworbene zu verstehen ist (Matth. 8, 14; Marc. 1, 29). Uebrigens war Kapernaum, besonders die nach Luc. 7, 5 von einem heidnischen Hauptmann erbaute Synagoge daselbst, nicht blos Schauplatz der Lehrwirksamkeit Jesu (Marc. 1, 21; Luc. 4, 31; Joh. 6, 59), sondern auch zahlreicher Wunderheilungen; vgl. Matth. 8, 5 fg. (Luc. 7, 1 fg.); 8, 14 fg. (Marc. 8, 30); 17, 24 fg.; Marc. 1, 23 fg. (Luc. 4, 33 fg.); 1, 32 fg.; 2, 1 fg.; über den Ruf seiner Thaten zu Kapernaum vgl. Luc. 4, 23. Der Erfolg entsprach jedoch nicht dieser Bevorzugung Kapernaums durch Jesum, daher er Matth. 11, 23 (Luc. 10, 15) den stärksten Wehe-ruf über diese Stadt ausspricht. Sonst erfahren wir von Kapernaum, daß es am Meere lag (Matth. 4, 13) und römische Zollstätte war (Marc. 2, 14; Luc. 5, 27; der nach diesen Stellen zum Apostel berufene Zöllner Levi ist wol dieselbe Person mit Matthäus, Evangelium Matth. 9, 9). Endlich deutet der heidnische Hauptmann (s. o.) auf eine römische Garnison in Kapernaum.

Eine viel verhandelte Streitfrage ist es nun, in welcher der heutigen Ruinenstätten am See Gennezareth das alte Kapernaum zu suchen sei. Die Meinungen sind getheilt zwischen Chan Minje und dem eine Stunde weiter nördlich liegenden Tell Chûm. Für das erstere ist besonders der berühmte amerikanische Reisende Robinson eingetreten („Palästina" III, 542 fg. der deutschen Ausgabe; „Neuere biblische Forschungen in Palästina", S. 457 fg.). Seine Gründe sind in der Hauptsache folgende: 1) Marc. 6, 45 gebietet Jesus seinen Jüngern auf dem Ostufer des Sees Gennezareth, hinüberzufahren nach Bethsaida; Vers 53 landen sie „im Lande Gennezareth" (ebenso Matth. 14, 34). Dagegen wird Joh. 6, 17, 24 Kapernaum als das Ziel dieser Fahrt angegeben. Folglich — schließt Robinson — müsse Kapernaum im Lande Gennezareth gelegen haben, d. h. auf der Küstenebene, die sich von Magdala (jetzt Medschdel) bis nördlich von Chan Minje hinzieht, während Tell Chûm durch einen Vorsprung des Berges von dieser Küstenebene getrennt ist. Dieser Beweis wird jedoch hinfällig, wenn man in Betracht zieht, daß in den genannten Evangelienstellen offenbar nicht eine verschiedene Bezeichnung derselben Oertlichkeit, sondern vielmehr eine verschiedene Tradition über das Ziel der Fahrt selbst vorliegt. Wichtiger ist 2): der Gerichtsschreiber Josephus erwähnt (Bellum Judaicum III, 10, 8) eine galiläische Quelle Kapharnaûm, in welcher sich der Nilfisch Korakinos finde. Diese Quelle kann nach Robinson nur mit dem heutigen Ain et-Tâbigha, einem stark strömenden Wasser nördlich von Chan Minje am Seeufer, identisch sein. Da nun die Quelle offenbar nach der Stadt benannt, Tell Chum aber mehr als eine halbe Stunde von dem Ain et-Tâbigha entfernt sei, während Chan Minje nur eine Viertelstunde, so müsse Kapernaum eben in letzterem gesucht werden. Nach anderen ist die Quelle Kapharnaûm des Josephus identisch mit dem Ain et-Tîn (Feigenquelle), einem (allerdings viel schwächeren) Wasser noch näher bei Chan Minje. Gegen diesen zweiten Grund nun ist geltend zu machen, daß der Ain et-Tâbigha allerdings näher bei Chan Minje liegt als bei Tell Chum, daß aber dadurch die Benennung der Quelle nach dem wichtigeren Orte Kapernaum nicht ausgeschlossen ist. Sehr zuversichtlich ist für die Identificirung von Kapernaum mit Chan Minje auch Sepp

eingetreten „Jerusalem und das Heilige Land," II. 174 fg.) Nach ihm hat Oban Minje seinen Namen von Minim (d. i. Ketzer), mit welchem Namen in jüdischen Quellen der nachapostolischen Zeit besonders die Judenchristen von Kapharnaum bezeichnet werden. Dieser Grund verdient indeß keine Widerlegung mehr, seitdem Waldemeister (Zeitschr. des deutschen Palästinavereins 1881, S. 194 fg.) bewiesen hat, daß Minje auf ein septisches Wort zurückgeht, welches die Araber in der Form munja oder minje für „Wohnplatz" brauchen; wahrscheinlich ist das heutige Minje verstümmelt aus munjat Hischâm, d. h. Wohnung des (Chalifen) Hischam (723—742 n. Chr.). — Dagegen sprechen nun die stärksten und von den meisten Forschern anerkannten Gründe für die Ansetzung von Kapernaum auf der Ruinenstätte von Tell Chum: 1) In Tell Chum hat sich offenbar der alte Name erhalten; kephar (Dorf) wurde naturgemäß in tell (Trümmerstätte) verwandelt und nachher zu chum abgekürzt. Und sollte chûm auch, wie andere wollen, Abkürzung von Tanchûm sein, so bliebe deshalb immer die Beziehung auf Kapernaum, denn nach jüdischer Ueberlieferung ist Kephar Tanchûm (nach einem dort begrabenen Rabbi dieses Namens) nur eine andere Bezeichnung von Kepharnachum. 2) Josephus erzählt in seiner Lebensbeschreibung (§. 72), daß er, durch einen Sturz vom Pferde an der Jordanmündung verwundet, zunächst nach Kapernaum (er nennt es „das Dorf Kepharnome") gebracht worden sei. Da man nun den Verwundeten offenbar in den nächst gelegenen Ort transportirte, so kann Kapernaum nicht in dem fast eine Stunde weiter entfernten Chan Minje gesucht werden. 3) Nach Marc. 2, 14 fg. befand sich zu Kapernaum eine Zollstätte (nach Vers 15 mit „vielen" Zöllnern; vgl. auch Matth. 9, 9 fg., Luc. 5, 27 fg.). Da nun der Jordan damals die Grenze bildete zwischen dem Vierfürstenthum des Herodes und dem des Philippus (vgl. Luc. 3, 1), so muß Kapernaum als Zollstätte an der Grenze, d. h. zunächst am Jordan gelegen haben; in der That ist Tell Chum in gerader Linie nur 2,2 Kilom. von der Jordanmündung entfernt. 4) Wenn Tell Chum nicht Kapernaum ist, so bliebe es ein absolutes Rathsel, welcher Ortschaft denn eigentlich die Ruinen von Tell Chum angehört haben sollten. Diese Ruinen aber sind durchaus nicht unbedeutend. Jeder Reisende bewundert die schönen Quadern von weißem Kalkstein und die Kapitäle von korinthischen Säulen, welche in geringer Entfernung vom Seeufer zu Tage liegen. Daß wir in diesen Trümmern die Ueberreste einer jüdischen Synagoge vor uns haben, hat auch Robinson anerkannt, und es hat sogar alle Wahrscheinlichkeit, daß es die Trümmer der von dem heidnischen Hauptmann (Luc. 7, 5) erbauten Synagoge sind. Hierzu kommen die Trümmer einer christlichen Basilika, welche mit der von Constantin d. Gr. (nach Epiphanius adv. haer. 1, 4) in Kapernaum errichteten identisch sein konnte (vgl. hierzu besonders Wilson, der die Trümmer 1866 untersuchte, in „The Recovery of Jerusalem" S. 268 fg.). Noch im Ausgang des 6. Jahrh. n. Chr. wird in Pilgerschriften einer Basilika in Kapernaum (nach der Tradition über dem Hause des Petrus) gedacht. Auch die Trümmer der einstigen Wohnhäuser von Tell Chum, diese von schwarzem Basalt, lassen auf eine nicht unbeträchtliche Ortschaft schließen. 5) Sowol die Pilgertradition, wie die noch jetzt in der Umgegend einheimische Tradition erblickt in Tell Chum die Stätte des alten Kapernaum; vgl. den Nachweis im Einzelnen bei Furrer, Zeitschr. des deutschen Palästinavereins 1879, S. 63 fg. — Zur Literatur über die Streitfrage ist außerdem zu vergleichen: P. Schaff, „Kapernaum," in derselben Zeitschr. 1878, S. 216 fg. Eine seit mehreren Jahren von der englischen Palästinagesellschaft geplante besondere Expedition zur Erforschung der Trümmer von Tell Chum (vgl. die Quaterly Statements des englischen Palestine exploration fund, Oct. 1878, S. 176 fg.) wird hoffentlich die endgültige Lösung des oben behandelten Problems herbeiführen. *(E. Kautzsch.)*

Kapital, Erwerbvorrath, Erwerbstamm, s. Capital.

Kapitäl oder Knauf (Bauk.), s. Knauf.

KAPITAN, von dem lateinischen caput, Haupt, hergeleitet und daher sinngemäß durch Hauptmann im Deutschen wiedergegeben. Alfieri leitet das Wort von dem griechischen Catapan, „über alles", ab, wogegen Muratori schon bemerkte, daß das Wort Capitaneus sich bereits in alten Annalen lange vor dem Auftreten des Wortes Catapanus findet. Von anderer Seite wird behauptet, der Ursprung der Bezeichnung sei im Angelsachsischen zu suchen, in welchem cap oberster und than Führer bedeute, sodaß der capthan gleichbedeutend mit oberstem Führer sei. Dieses Wort soll dann in das mittelalterliche Latein als capitaneus und danach in die modernen Sprachen übergegangen sein; thatsachlich findet sich im Französischen capitaine, im Italienischen capitano, im Spanischen capitan, im Portugiesischen capitão, im Englischen captain, im Holländischen kapitein, im Schwedischen kapiten, im Russischen kapitan, im Neugriechischen kapitanos u. s. w. gegenwärtig für die Bezeichnung des Befehlshabers einer Compagnie, einer Escadron und einer Batterie, wobei nur in einigen Armeen für die Escadronsführer der Titel Rittmeister oder ein sprachlich analoger im Gebrauch ist. Die heutige Bedeutung hat das Wort erst erhalten, seitdem Karl VII. in Frankreich 15 Ordonnanzcompagnien errichtete und deren Befehlshabern den Titel Kapitän beilegte; vorher wurde es vorzugsweise zur Bezeichnung der höheren und höchsten Chargen verwendet und hat sich theilweise in dieser Bedeutung noch erhalten, z. B. in Frankreich, wo man es für Feldherr gebraucht, denn man sagt daselbst, daß Scipio, Cäsar, Turenne, Condé, Napoléon étaient de grands capitaines. Früher wurden in Frankreich auch die Gouverneure der Festungen und Städte Kapitäne genannt; man sprach nicht von einem Gouverneur von Melun, Terouanne, sondern von einem Kapitän von Melun, Terouanne u. s. w. In den Ordonnanzen von Heinrich III. über die Staaten von Blois führt Artikel 276 den Titel: Des capitaines des places fortes et guets dus à icelles. Zur Zeit Karl's IX. wird vor Rochelle von dem Regiment des Kapitän Gnas, von den Regimentern der Kapitäne

Cossins, Poillac u. a. gesprochen. In den Legionen, welche Franz I. einführte, befehligte der Kapitän 1000 Mann. Dieselben waren in 10 bandes à 100 Mann eingetheilt, die ihrerseits von einem centenier commandirt wurden. Daneben tritt in Frankreich schon sehr früh die Stellung eines capitaine-général auf, die dem Inhaber eine fast schrankenlose Machtvollkommenheit für den District, welchen er befehligte, verlieh. Dies geht aus dem Patent hervor, durch welches Philipp von Valois 1349 Guy de Nesle zum Generalkapitän ernannte. Später wurde die Stelle des capitaine-général gleichbedeutend mit Generalissimus; Louis XIII. ernannte den duc de Savoie 1635 zum Generalkapitän der Armeen in Italien und wies den Marschall de Crequi, welcher früher dieselben commandirte, an, ihm zu gehorchen; unter Ludwig XIV. wurde der duc de Savoie 1695 unter dem Titel Generalkapitän Befehlshaber der gesammten Armee, daneben gab es aber auch Generalkapitäne, welche unter den Befehlen des Marschalls von Frankreich standen, der sie commandirte, die aber über den Generallieutenants rangirten. — In Spanien hat sich der Titel des capitan general im französischen Sinne bis heute erhalten; der Träger desselben bekleidet die höchste Generalcharge, entsprechend dem Feldmarschall oder dem General der Infanterie oder Cavalerie anderer Heere, hat aber keine bestimmte Stelle im Armeeorganismus, sondern wird von dem König zum Militärgouverneur einer Provinz oder zum Oberbefehlshaber eines formirten Heeres ernannt. — Nach der englischen Constitution ist der König captain general of all the forces of Great Britain; hier wird also in bestimmter Weise mit dem Titel der höchste Rang in der Armee bezeichnet, der freilich meist von dem Herrscher einem andern, gegenwärtig dem Herzog von Cambridge, übertragen wird. — Der Name kommt im Landheere aber nicht nur bei den höchsten Stellen der Hierarchie, sondern auch bei den untern Chargen vor; so wird in einigen Armeen derjenige Unteroffizier einer Compagnie, welcher die Aufsicht über die Bewaffnung und die Bekleidungsvorräthe führt, Kapitän d'armes genannt, welcher Ausdruck in neuerer Zeit in der deutschen Armee durch die Bezeichnung Kammerunteroffizier ersetzt worden ist. Außerdem wird er in mannichfacher Weise verwendet. In Griechenland hießen z. B. die Führer der unregelmäßigen Truppen der Armatolen, Palikaren und Klephthen ebenfalls Kapitani.

Von dem Landheere ist der Titel Kapitän auch auf die Commandeure von Schiffen übertragen worden; derselbe wird den Führern aller Kauffahrteischiffe beigelegt und kommt auch in der Kriegsmarine vor. In letzterer bezeichnet er die Charge der Stabsoffiziere, sodaß entgegengesetzt dem Gebrauche bei der Handelsflotte der Commandant eines kleineren Kriegsfahrzeuges nicht immer Kapitän und umgekehrt ein Kapitän, der sich an Bord eines Kriegsschiffes befindet, nicht immer der Commandant desselben ist. In der deutschen Marine gibt es zwei Klassen: Corvetten-Kapitäne im Range des Majors und Kapitäne zur See mit Oberstrang. In der österreichischen Marine werden Corvetten-, Fregatten- und Linienschiffs-Kapitäne unterschieden. In der englischen Marine gibt es zwei Klassen Kapitäne, die der 1. Klasse heißen posted captains, die der 2. Klasse commanders. (*v. Löbell.*)

KAPITEL bezeichnet den Inbegriff einer Schrift und danach die einzelnen Abtheilungen einer solchen, weil eben jeder eine kurze Inhaltsangabe vorangesetzt zu werden pflegte. Solche Kapitelabtheilungen sind schon früh mit den Büchern der Heiligen Schrift vorgenommen worden, welche man nach den Abschnitten, wie sie bei den einzelnen gottesdienstlichen Feierlichkeiten verlesen wurden, zu Einheiten zusammenfaßte, die aber, was wenigstens das Neue Testament betrifft, erst seit dem 13. Jahrhundert mit unserer Kapiteleintheilung übereinstimmen. Von dieser Bedeutung wurde das Wort übertragen auf die Versammlungen der Klosterconventualen, in deren jeder ein bestimmtes Kapitel der Schrift vorgelesen wurde; nachdem die Klosterverfassung auf die Geistlichen Anwendung gefunden hat, welche gemeinsam an einer Kirche corporativ wirkten, wurden auch diese aus demselben Grunde Kapitel genannt. (Das Weitere siehe unter Domstift, Kanoniker und unter Stift.) (*E. Friedberg.*)

KAPLAKEN nennt man die Vergütung des Befrachters an den Schiffer über oder neben den Frachtgeldern, welche einen Theil von dessen Einkommen bildet. Es beträgt gewöhnlich 2—3 Proc. der Frachtgebühr, welche letztere dem Rheder gebührte, und war wol ursprünglich ein Mittel, um in früheren Zeiten, wo die Schiffer bei dem Mangel an Communicationen meistens selbständig das Frachtgeschäft abschlossen, jene dafür zu interessiren, daß sie möglichst hohe Frachten forderten und die Reisen zu beschleunigen suchten, da sie dann ebenfalls höheren Verdienst hatten. In neuerer Zeit kommt das Kaplaken immer mehr in Fortfall und existirt nur noch an einzelnen Seeplätzen. (*R. Werner.*)

KAPLAN (capellanus) bedeutet ursprünglich den an einer Kapelle angestellten Geistlichen. Da nun „Kapelle" sein kann ein für Nebengottesdienste bestimmter Raum einer Kathedrale, die Filiale einer Pfarrkirche, endlich auch eine selbständige Kirche, so modificirt sich hiernach die Stellung eines Kaplans. In der Morgenländischen Kirche bezeichnete „Kaplan" einen Feldgeistlichen, welcher die mit der sogenannten Kappa bedeckten Reliquien eines Heiligen trug. Am Hofe der fränkischen Könige befanden sich Kapläne, welche den Gottesdienst in der Hofkapelle abhielten, deshalb von der bischöflichen Jurisdiction befreit waren und später auch die Geschäfte von Secretären und Notaren der Könige übernahmen. An ihrer Spitze stand ein Archikaplan. Im Anschluß hieran stellten nachher auch Edelleute Burgkapläne an den Kapellen ihrer Schlösser an. Vorzugsweise aber hielten sich die Bischöfe Kapläne sowol für ihre Kathedrale wie für andere Hauptkirchen ihrer Diöcese. Auch der Papst besorgt minder wichtige Geschäfte privatim (in capella) und bedient sich dabei der Hülfe seiner Kapläne, während er wichtige Geschäfte seinem Presbyterium überträgt. Man unterscheidet am päpstlichen Hofe drei Arten von Kapläne: Titularkapläne, bei den Ponti-

Italien amtirende Kaplane und zum Privatdienst des Papstes verwendete geheime Kapläne. Nach katholischer Lehre soll ein Pfarrer dann einen oder mehrere Kapläne halten, wenn seine Gemeinde so groß ist, daß er die mit seinem Amte verbundenen Pflichten nicht selbst erfüllen kann. Solche Gehülfen des Pfarrers genießen gewöhnlich keine feste Anstellung, doch können die meisten Inhaber solcher Stellen nur aus den gewöhnlichen kanonischen Gründen nach vorausgegangener Untersuchung entlassen werden. Der Kaplan ist oft im Besitz eines Benefiziums (Kaplanei), für dessen Bezug er eine bestimmte Anzahl von Messen in einer vorgeschriebenen Kapelle oder an einem festgesetzten Altare zu lesen hat (Altarist, Messpfründner, Frühmessner). Diejenigen Kapläne, welche stiftungsgemäß zur Aushülfe bei den Pfarrgeschäften verpflichtet sind, heißen Curatkapläne; diese dürfen sogar Beichte hören und die Sacramente verwalten.

Die früheren französischen Desservants oder Succursalpfarrer waren vom Bischof angestellte, aber mit einem Beneficium nicht versehene Kapläne. In den sogenannten organischen Artikeln hatte der Staat die Besoldung der Pfarrer (curés) übernommen und bestellte in jedem Canton nur einen solchen. Da deren Sprengel aber zu groß für die Kraft eines Einzigen waren, so sollten noch so viel Geistliche für die übrigen Kirchen (succursales) angestellt werden, als das Bedürfniß erheischte; allmählich näherte sich die Stellung der Desservants sehr derjenigen der Cantonalpfarrer. In der Praxis befolgen die Bischöfe die Regel, daß die ad nutum episcopi amovibiles deservientes nur dann entlassen werden können, wenn das Officialat eine Entlassung auf Grund vorangegangener Untersuchung verfügt.

In den deutschen Bisthümern des linken Rheinufers gewährte zwar die Einführung von geistlichen Gerichten den Succursalisten eine größere Sicherheit; aber der Staat setzte die dauernde Anstellung derselben durch (§. 19 des preußischen Gesetzes über die Vorbildung der Geistlichen vom 11. Mai 1873).

Die Kapläne in der englischen Kirche (curate) sind entweder mit Zustimmung des Bischofs vom Pfarrer angestellt an einer zum Pfarrsprengel gehörigen Hülfskapelle oder sie fungiren als Gehülfen des Pfarrers an der Pfarrkirche. In ersterem Falle hat der Pfarrer deren Unterhalt zu bestreiten und kann sie entlassen. Sie müssen die Priesterweihe empfangen haben, wenn sie alle kirchlichen Functionen vollziehen sollen. Die Prediger an Hülfskirchen dürfen auch nach dem Tode des Pfarrers so lange bleiben, wie es dem Bischof gefällt.

In einzelnen Gemeinden von lutherischen Landeskirchen kommt das Prädicat „Kaplan" bis auf den heutigen Tag vor; unter der Geistlichkeit selbst ist die unevangelische Ansicht noch immer nicht ausgestorben, daß nur die ersten Geistlichen eigentliche Pfarrer, die folgenden aber Geistliche zweiten Grades seien. Dem Begriffe eines katholischen Kaplans entspricht in der evangelischen Kirche nur derjenige eines Hülfspredigers, nicht aber der eines Diakonus, welches der Name für einen zweiten oder dritten Pfarrer ist. Die älteren evangelischen Kirchenordnungen bestimmen, daß dem Pfarrer nach Bedürfniß ein Kaplan angeordnet werde. In der Reformationszeit überspannte man die Bedeutung der Predigt, wenn man den Pfarrern das Ministerium derselben zuwies und deshalb die Sacramentsverwaltung und Seelsorge als minder wichtige Aufgaben des geistlichen Amtes den Kaplanen oder Gehülfen zuwies. Dieser Irrthum der katholischen Visitationsartikel von 1527 grassirt heutzutage noch. In der englischen Hochkirche ist Kaplan ein Hausprediger, welcher in den Oratorien und Kapellen vornehmer Geistlichen und weltlicher Würdenträger den Gottesdienst leitet; desgleichen der Hofgeistliche, welcher in den kleineren, der bischöflichen Gerichtsbarkeit nicht unterworfenen Kapellen predigt. (*G. Portig.*)

KAPLITZ, Stadt im südlichen Böhmen, an der Maltsch, Sitz eines k. k. Bezirksgerichtes und einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, hatte nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 2299 Einwohner, darunter 2095 Deutsche und 204 Czechen. Als Erwerbszweige der Bevölkerung dienen der Landbau und das Kleingewerbe, unter welch letzterem die Erzeugung von Töpfergeschirr hervorragt. Die Stadt besitzt zwei Kirchen, ein Bürgerspital, ein Krankenhaus und ein Armeninstitut. Das städtische Brauhaus ist vollständig neu eingerichtet. Für den Unterricht der Jugend wird durch eine fünfklassige Volks- und eine dreiklassige Bürgerschule gesorgt. Die kaplitzer Schule war die erste in Oesterreich, in welcher die unter Maria Theresia im J. 1774 vom damaligen kaplitzer Pfarrer Ferdinand Kindermann (später leitmeritzer Bischof und geadelt mit dem Prädicate „von Schulstein") entworfene Lehrmethode zur Durchführung gelangte. Kindermann sammelte hier eine große Anzahl von Lehrern und Geistlichen um sich, um ihnen die neue Lehrart praktisch vorzuführen. — Kaplitz, gegenwärtig zur Herrschaft Gratzen gehörig, unterstand im 14. Jahrh. den Rittern von Poresching, ging dann an die Herren von Michelsberg über und später an die mächtigen Rosenberge. Seit 1621 befindet sich die Herrschaft Gratzen im Besitze der Grafen von Bouquoi. Als besondere Merkwürdigkeiten der Stadt werden gezeigt: ein Thurm ohne Grund (der Rathhausthurm ruht auf einem Gewölbe), die Rathhausthurmuhr, welche vor jedem Stundenschlag läutet, und der Pranger, welcher in der Mitte des auf dem Marktplatze befindlichen Röhrkastens steht. (*L. Schlesinger.*)

KAPNIK-BÁNYA, ein von Ungarn, Walachen und einigen Deutschen bewohnter Bergflecken im ungarischen Comitat Szatmár, mit bedeutenden Gold-, Silber- und Bleibergwerken, die auch Antimon-, Zink- und Arsenikerze fördern. Die Ortschaft liegt östlich von Nagy-Bánya an der siebenbürgischen Grenze in einem engen Thale am Abhang des trachitischen Gutingebirges. Die Zahl der Einwohner beträgt 2610, davon sind 1331 Ungarn und 1135 Walachen; 1354 bekennen sich zur römisch-katholischen, 1192 zur griechisch-katholischen Kirche. (*J. Hunfalvy.*)

KAPNIST (Wassilij Wassiljewitsch), russischer Dichter, wurde 1757 in Kleinrußland auf dem Gute seines Vaters im Gouvernement Poltawa geboren. Dieses

Gut hat er später in einem besonderen Gedichte horazischer Manier geschildert (Oden II, 18). Seinen Unterricht empfing er zuerst zu Hause und eignete sich dabei das Französische gut an, später in Petersburg in der Schule des Ismailowschen Regiments. Aus der Militärlaufbahn trat er in den Civildienst, und zwar in das Postfach über, nahm aber bald seinen Abschied und zog auf sein Gut. Kapnist war ein Kenner der alten Sprachen und liebte besonders Homer. Er schrieb viel in der damaligen pseudo-classischen Manier, religiöse und Festlieder, moralische, horazische, anakreontische, elegische Gedichte (herausgegeben 1806); sein Haupterzeugniß aber, das seinen Namen bekannter machte, war die Komödie „Jabega" (Chicane). Dieses Stück, geschrieben 1796, gedruckt 1798, konnte nur erscheinen dank der Beachtung und Begünstigung des Kaisers Paul. Die Chicane, die in den damaligen Formen des in den Schreibstuben verborgenen, nicht öffentlichen Gerichtsverfahrens besondere Nahrung fand, und die Habsucht der Richter, die unter eben diesen Formen gedieh, ist der Gegenstand der Komödie. Sie erregte auf der einen Seite außerordentliche Erbitterung bei den Ständen, die sie angriff, den richterlichen und Verwaltungsbeamten, fand aber auf der andern Seite Beifall bei der Gesellschaft, die zu schwer die Nachtheile einer solchen Ordnung der Dinge an sich selbst empfunden hatte. Die Käuflichkeit der Richter und Beamten bildete ein altes Uebel des russischen Lebens, das, schon aus den Zeiten des moskauer Zarenthums vererbt, auch durch die Reformen Peter's des Großen nicht beseitigt war; jetzt aber begann wenigstens die öffentliche Meinung auf diesen Schaden hinzuweisen und Mittel dagegen zu suchen. Die Satire des vorigen Jahrhunderts hat sich vielfach mit diesem Gegenstande beschäftigt, aber niemals war derselbe in solcher Schärfe und mit so realen Zügen dargestellt worden. Obgleich das Stück in dem bekannten künstlichen, gezwungenen Stil der pseudo-classischen Komödie geschrieben ist, so gaben ihm doch die thatsächliche Wahrheit der Situationen, die gelungen gezeichneten Charaktere, einzelne kräftige Stellen und glückliche Verse (die Komödie ist in Versen) große Popularität, es hielt sich lange auf der Bühne und einzelne Verse wurden sprichwörtlich. Dasselbe ist überhaupt eins der besten und bemerkenswerthesten Erzeugnisse der russischen dramatischen Literatur. Kapnist starb 1824. Seine Schriften erschienen gesammelt in der Ausgabe Smirdin's, St.-Petersburg 1849.

(*A. Pypin.*)

KAPODISTRIAS, neugriechischer Staatsmann. Kapodistrias ist der Name eines edeln, ursprünglich dalmatinischen, im Jahre 1373 aus Istrien nach der griechischen Insel Korfu ausgewanderten Geschlechts, welches sich daselbst nach seiner alten istrischen Heimat (Capo d'Istria, dem antiken Justinopolis, bei Triest) benannte. Die Familie ist 1689 durch den Herzog Karl Emanuel von Savoyen (unter später erfolgter Anerkennung von Seiten der venetianischen Regierung) in den Grafenstand erhoben worden. Einen europäischen Ruf aber gewann der Name Kapodistrias erst im 19. Jahrh. Zuerst ist zu nennen der alte Graf Antonio Maria Kapodistrias in Korfu, der bei den Bewegungen auf dieser Insel nach Ausgang der venetianischen Herrschaft als strenger Aristokrat und als Gegner der Franzosen, die ihn auch für längere Zeit in Haft nahmen, eine Rolle gespielt, und im Herbst und Winter 1799 nach Besetzung der Jonischen Inseln durch die damals verbündeten Russen und Osmanen mit Lescotille und Nicolò Gradenigo die ionische Gesandtschaft geführt hat, die sich in Stambul mit der Pforte über die neue, aristokratisch-republikanische Verfassung des jungen Jonischen Siebeneninselstaats („Heptanisos") benahm. Dieser alte korfiotische Edelmann besaß drei Söhne, Viaro, Giovanni Antonio, geboren 1776, und Agostino (Augustin), geboren 1778, von denen Giovanni zu einem überaus wechselvollen Leben auf der Höhe der politischen Gesellschaft seiner Zeit berufen war.

Graf Giovanni Kapodistrias (geb. am 11. Februar 1776) hat nach der damals ganz allgemeinen Gewohnheit der jungen Griechen aus guter Familie in Venedig und Padua Philosophie, alte Sprachen und namentlich Medicin studirt. Nach seiner Rückkehr aber in die Heimat, die infolge des Vertrages von Stambul vom 21. März 1800 zwischen Rußland und der Pforte unter türkischer Suzeränität und russischer Garantie ihre neue staatsrechtliche Stellung und Verfassung erhalten hatte, trat er auf seines Vaters Antrieb in den Staatsdienst und wurde sofort unter dem Präsidium des Grafen Spiridion Theotokis zum Secretär des regierenden adeligen Senats der Inseln ernannt. Hochbegabt, namentlich nach der diplomatischen Seite, vielseitig, gewandt, und dabei voll ebenso lebhafter Arbeitsfreude wie eiserner Arbeitskraft, hat Graf Giovanni zuerst (1800) die Verwaltung der Inseln Kefalonia, Ithaka und Santa Maura geordnet; dann mit Theotokis und mit dem Grafen Mocenigo von Zante die neue Verfassung vorbereitet, die endlich am 24. November 1803 in aller Form sanctionirt worden ist. Als erster Secretär der nun fungirenden legislativen Versammlung, dann als leitender Minister zuerst des Innern, dann des Auswärtigen, diente Graf Giovanni seinem Vaterlande mit seiner reichen Kraft, wurde aber zu Anfang des Jahres 1807 höchst unpopulär, weil sich damals seine entschiedene Abneigung gegen die demokratischen Elemente der Verfassung von 1803 stark bemerkbar gemacht hatte. Momentan außer Amt wurde Kapodistrias jedoch bald wieder aufgesucht und zum außerordentlichen Militärgouverneur in dem damals zwischen Russen, Türken und Franzosen wüthenden Kriege ernannt, um namentlich die Insel Santa Maura gegen die Angriffe des Ali Pascha von Janina zu schützen, was im Mai und Juni 1807 mit gutem Erfolg geschah. Als nun aber der Frieden von Tilsit die Jonischen Inseln an Frankreich überließ, da war des Grafen Giovanni Aufenthalt in der alten Heimat nicht mehr von langer Dauer. Die Zeit war gekommen, wo er in die Kreise der großen Politik in Europa gezogen wurde. Giovanni hatte bereits früher den Titel eines kaiserlich russischen Collegienraths erhalten; jetzt trat er auf die Einladung des Kanzlers Rumjanzoff

in den russischen Staatsdienst über. Er begab sich zu Anfang des Jahres 1809 nach St.-Petersburg und wurde hier zuerst als Attaché in dem Ministerium des Auswärtigen angestellt. Im Jahre 1811 ist er der russischen Gesandtschaft in Wien zugetheilt worden und stand 1812, bei den wichtigen abschließenden Friedensunterhandlungen des russischen Admirals Tschitschagoff mit den Diplomaten der Pforte, als Chef an der Spitze von dessen diplomatischem Bureau. Während des großen osteuropäischen Krieges gegen die Franzosen und Napoleon I. befand sich Kapodistrias im Stabe des russischen Generals Barclay de Tolly, hatte dann als Vorstand der Kanzlei im russischen Hauptquartier bis 1815 an den diplomatischen Arbeiten großen Antheil, welche diesen ungeheuern Waffenkämpfen theils zur Seite gingen, theils folgten. Am 20. November 1815 unterzeichnete er für Rußland den zweiten Pariser Frieden.

Giovanni hatte sich während dieser ereignißvollen Jahre, die ihn mit allen namhaften europäischen Staatsmännern jener Zeit in nahe Berührung, mit Stein selbst in persönliche Freundschaft brachten, den Ruf eines sehr feinen Staatsmannes und eines höchst begabten und findigen Diplomaten erworben. Kaiser Alexander I. von Rußland, dessen ausgesprochene Gunst Kapodistrias seit dem Wiener Congreß besaß, machte ihn nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens 1816 zum Staatssecretär. So stand Giovanni nunmehr mit dem Fürsten Nesselrode an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands; zugleich war er Minister für das damals für Rußland neu gewonnene Bessarabien. So stand er auf der Höhe seiner politischen Macht und galt als der Stolz und die Hoffnung seiner damals noch überall der politischen Selbstständigkeit entbehrenden griechischen Nation. Unter diesen Umständen schien es nach einigen Jahren den Führern der sogenannten „Hetärie der Philiker" sehr zweckmäßig, den großen Diplomaten an die Spitze ihres Geheimbundes gegen die Pforte zu stellen. Kapodistrias aber, der freilich auch mit patriotischer Glut die bessere Zukunft seines Volkes ersehnte, dieselbe jedoch erst von einer inneren sittlichen und intellectuellen Erneuerung erwartete, darum auch sehr gern 1814 Präsident der „Hetärie der Philomusen" geworden war, zeigte sich sehr betroffen, als ihm im Februar 1820 der Agent der Hetärie, Emanuel Xanthos, in St.-Petersburg den Umfang der im Verborgenen eingeleiteten griechischen Bewegung enthüllte und ihm die Oberleitung übertragen wollte. Diese lehnte der Graf nun allerdings ab. Aber er erklärte sich doch mit dem Grundgedanken des Bundes einverstanden und hielt auch seinen Freund, den griechischen Fürsten Alexander Ypsilanti, damals Generalmajor in russischen Diensten, von der Uebernahme des General-Ephorats der Hetärie und von der Leitung der sich daran knüpfenden weiteren Operationen nicht zurück, erhielt auch noch ziemlich lange einen Schein russischer Connivenz.

Obwol Kapodistrias wußte, daß 1820 die Revolutionsnachrichten aus dem romanischen Südeuropa, namentlich die von dem spanischen Soldatenaufstande Riego's zu Cadiz, den Kaiser Alexander tief verstimmt hatten, und daß zur Zeit von dem sonst griechenfreundlich gesinnten Kaiser nichts zu hoffen war, am wenigsten für einen griechischen Geheimbund und für eine revolutionäre Bewegung des griechischen Volkes: so schien damals doch das griechische Nationalgefühl den Sieg bei dem Grafen davongetragen zu haben über die fahle Auffassung des erfahrenen Staatsmannes. Aller Wahrscheinlichkeit nach hoffte er, sobald der nun doch unvermeidliche griechische Aufstand ausgebrochen sein würde, durch seinen persönlichen Einfluß auf Alexander I. und seine diplomatische Kunst die Macht seines Adoptivvaterlandes zu kräftiger Unterstützung der Griechen gewinnen zu können. Als aber alle diese Hoffnungen scheiterten, als Kapodistrias auf dem Congreß zu Laibach, wo sein Kaiser sich die damals von Metternich bestimmte feindliche Auffassung der griechischen Revolution vollständig aneignete, genöthigt worden war, am 26. März 1821 in des Kaisers Namen an den in die Moldau einmarschirten Fürsten Alexander Ypsilanti den unumwundenen Absagebrief zu schreiben; als Kapodistrias auch weiterhin mit seiner anti-osmanischen Politik nicht mehr gegen die des österreichischen Staatskanzlers aufkommen konnte: da nahm er im Sommer 1822 unter der Form eines Urlaubes seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienste und wirkte von nun ab als Privatmann in der Schweiz, namentlich von Genf und Lausanne aus, für die verzweiflungsvoll gegen die moslemitische Uebermacht kämpfenden Griechen. In solchen Geschäften befand er sich auch seit dem März 1827 in Paris, als er im April die Nachricht erhielt, daß ihn die Majorität der damals fungirenden griechischen Nationalversammlung in einem Citronenhaine zu Thamala (das antike Trözene) auf Anlaß des Generals Theodor Kolokotronis und des Grafen Metaxas am 11. April 1827 auf sieben Jahre zum Präsidenten („Kybernetes") gewählt hatte.

Patriotismus und Ehrgeiz bestimmten den Grafen, die neue Stellung unbedenklich anzunehmen, die für ihn nur die Quelle endloser Mühe, aufreibender Arbeiten und eines frühen, blutigen Todes werden sollte. Der Graf, der Ende April 1827 nach St.-Petersburg gegangen war, um (2. Juli 1827) in aller Form seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienst zu nehmen, dann auch noch die andern großen Höfe von Europa besucht hatte, erreichte endlich in der Nacht des 18. Januar 1828 den Hafen von Nauplia und übernahm am 24. Januar zu Aegina die Regierungsgewalt. Die Aufgabe, das so gut wie gänzlich ruinirte Griechenland wieder emporzubringen und das in weitem Umfange verwilderte Volk zu civilisiren, wurde für den neuen Präsidenten dadurch im höchsten Grade erschwert, daß es zunächst gar sehr an genügenden materiellen Hülfsmitteln aller Art, namentlich an regelmäßig einströmenden, fehlte. Noch übler aber hat es von Anfang an (und auf die Lage des Landes weit über Kapodistrias' Tod hinaus) gewirkt, daß bei der Wahl des Kapodistrias zum Präsidenten Griechenlands die englische Diplomatie sich auf diesem wichtigen Punkte der Levante durch die russische entschieden überflügelt fand. In London war Kapodistrias schon als Jonier

sehr ungern gesehen; seit 1828 galt er in St. James und im Foreign-Office nur als russischer Agent, dem dann auch von hier aus alle möglichen Schwierigkeiten gemacht wurden. Und doch fühlte sich Kapodistrias in erster Reihe als Grieche. Mochte er immer mit der russischen Politik darin übereinstimmen, daß er dem in jener Zeit modernen romanischen Liberalismus in Griechenland keinen Raum gewähren wollte, — der Gedanke der russischen Politik, Griechenlands künftige staatsrechtliche Stellung zur Pforte nach Art der rumänischen Hospodariate zu gestalten, missfiel ihm durchaus. Aber die Schwierigkeiten, die dem Präsidenten mit jedem der folgenden Jahre mehr, namentlich von London aus bereitet wurden, trieben ihn doch allmählich immer bestimmter nach der russischen Seite hinüber, von wo aus ihm doch sehr erhebliche materielle Unterstützungen zugeführt wurden. Gescheitert aber ist die Arbeit des Präsidenten an den innern Schwierigkeiten. Imponirt hat allerdings Kapodistrias zu jeder Zeit, auch seinen vielen Gegnern in Griechenland, durch seine sittliche Reinheit und Sauberkeit; durch die antike Einfachheit und Schlichtheit seiner Lebensweise, durch seine rastlose und umfassende Thätigkeit; den Soldaten und vielen Privaten auch durch seine geistige Ueberlegenheit; während die ländliche Bevölkerung theils durch seine Sorgfalt für ihr Wohl, theils durch die Treue, mit welcher Kapodistrias an ihrer Religion hing, sich dauernd an „Vater Johann" gefesselt fühlte. Das Landvolk, die meisten peloponnesischen Chefs und der Seeheld Kanaris blieben ihm stets treu ergeben. Die Wackerheit seiner Absichten, sein edler Wille ist nun auch nicht anzufechten. Aber der Präsident hatte mehrere Eigenschaften, die ihm auf die Dauer gefährlich geworden sind. Er war doch bisher überwiegend Diplomat für auswärtige Angelegenheiten gewesen und in Sachen der eigentlichen Verwaltung nur auf wenigen Punkten fachmäßig geschult. Bei großer Energie und nur einseitiger Erfahrung war er trotz seines Wohlwollens und seiner gewinnenden Formen oft heftig, unduldsam, und bei 52 Jahren nicht mehr elastisch genug, um so leicht sich über die Eindrücke und viele eingewurzelte Auffassungen seiner Vergangenheit zu erheben. Wie es uns scheinen will, so zählte Kapodistrias zu den Männern des „intelligenten Absolutismus", die im 18. Jahrhundert so Großes geleistet hatten. Aber selbst für Griechenland war die Möglichkeit damals vorüber, ein solches System mit Vortheil zu ertragen. Denn trotz des 400jährigen türkischen Despotismus hatte der siebenjährige Revolutionskrieg mit den alten Zuständen hier weithin gründlich aufgeräumt; und die wahre Schwierigkeit für den Neubau lag darin, daß ein Theil der Griechen, auf Grund der Nationalversammlungen, bereits nach europäischen Verfassungsformen drängte, daß dagegen die Masse sehr geneigt war, die knappe und strenge Art der europäischen Verwaltung für lästiger zu halten als die planlosen Allüren der Paschaherrschaft, und daß es gar sehr an tüchtigen Beamten mangelte. Nun aber übertrieb Kapodistrias das auf diesem Boden noch immer, wenigstens relativ berechtigte System persönlicher Thätigkeit bis zu ungeheurer Vielgeschäftigkeit und regierte dabei viel zu viel nur durch Verordnungen. Aus seiner durch die russische Episode noch gestärkten Ueberzeugung von der Schädlichkeit des europäischen Liberalismus für dieses Volk drängte er hier auf eine Art von Dictatur, die durch einige parlamentarische Institutionen nur leicht verschleiert wurde. Darüber gerieth er allmählich in immer tiefere Misverhältnisse zu einer großen Zahl patriotischer Griechen, die einerseits seine Wahl nicht unterstützt hatten, andererseits liberalen Ideen zugethan waren. Sein schroffes Griechenthum (ein Ausläufer der alten rhomäischen Abneigung gegen die Lateiner) verfeindete ihn mit vielen abendländischen Philhellenen; und wieder missfiel der particularistischen Sinnesweise der Griechen die Verwendung vieler fremder, nämlich korfiotischer Beamten, unter denen freilich manche, wie des Grafen älterer, brutaler, gewaltsamer Bruder, Graf Viaro (Rechtsgelehrter in Korfu, seit April 1828 zu Giovanni berufen und mehrfach in Kriegs- und Marinestellungen beschäftigt), diese Abneigung gar wohl verdienten.

Litten die zahlreichen neuen und wohlgemeinten Schöpfungen des Präsidenten natürlich unter dieser ungünstigen geistigen Temperatur gar sehr; war namentlich zu den allezeit freier auftretenden Hydrioten, mit denen auch materielle Differenzen bestanden, der Gegensatz bereits sehr schroff; gab es nun auch auf griechischem Boden in rascher Progression bei ohnehin schlechter Justiz sehr gehässige Preß- und politische Processe: so wurde die moralische Stellung des Präsidenten zu der immer massenhafter an die Hydrioten sich lehnenden Opposition noch schwieriger, als die wenigstens zum Theil durch seine Berichte über die griechischen Zustände motivirte Resignation des Prinzen Leopold von Coburg (21. Mai 1830), der bisher von den Schutzmächten zum künftigen Regenten Griechenlands ausersehen gewesen war, in dem Lande bekannt wurde. Damit ist für weitere zwei Jahre die Aussicht auf eine leidlich friedliche Lösung der griechischen Probleme hinausgerückt worden. Denn die inneren Conflicte trieben endlich im Frühling 1831 zum offenen Bruche zwischen Kapodistrias und den Hydrioten, die endlich (13. August) mit theilweise schrecklichem Erfolge es versuchten, die griechische Staatsflotte bei Poros zu zerstören, um dieselbe nicht (wie sie, freilich irrthümlich, fürchteten) in russische Hände fallen, jedenfalls nicht gegen die Insel Hydra vorgehen zu lassen. Als nachher der Präsident zur Beruhigung der Stimmung zwei der unpopulärsten korfiotischen Beamten, den Grafen Viaro und den energischen und scharfblickenden Polizeiminister Gennatas (Ende September), entließ, machte er ahnungslos nur der wider ihn gerichteten maniatischen Vendetta die Bahn offen. Langwierige Conflicte mit den Maniaten; dann (seit Februar 1831) die Festhaltung des greisen Veteranen Petro-Bei oder Peter Mauromichalis, des alten Fürsten der Mani, aus Motiven politischen Argwohns, in dem Castell Itschkale in Nauplia; endlich (8. October) eine schwere, obwol durchaus unbeabsichtigte Demüthigung des alten Häuptlings durch Kapodistrias, alles das bestimmte einen Sohn und einen Bruder Petro-Bei's, unterstützt durch

die Muthlosigkeit der neuerdings schlaffer gewordenen Polizei, am 9. October 1831 früh 6 Uhr vor der Kirche St. Spiridion zu Nauplia den Präsidenten durch Pistolenschüsse und Dolchstiche zu ermorden. Den einen Mörder riß das Volk sogleich in Stücke, der andere, Petro Bey's Sohn, Georg, wurde vor ein Kriegsgericht gestellt und am 22. October erschossen.

Die Leidenschaft der herrschenden „forsiotischen" oder „sybernitischen" Partei erhob nun sofort am 9. October des Ermordeten Bruder, den Grafen Augustin, durch den griechischen Senat an die Spitze einer neuen provisorischen Regierung (mit Dr. Kolettis und Theodor Kolokotronis). Aber Augustin, in Korfu zum Juristen geschult und bisher von seinem Bruder mit mäßigem Erfolge in militärischen Aufgaben beschäftigt, besaß keine einzige der tüchtigen Eigenschaften Giovanni's und mehrere von dessen Fehlern in erhöhtem Grade. Jetzt zeigte er sich politisch so unfähig, daß es ihm unmöglich wurde, gegenüber der vortrefflich geleiteten Gegenpartei der sogenannten „Syntagmatiker" seine Stellung zu behaupten. Es half ihm nichts, daß die treu zu seinem Hause haltende „sybernitische" Majorität der damaligen griechischen Nationalversammlung ihn am 20. December 1831 zum Präsidenten, und unter höchst gespannten Verhältnissen gegen Ende März 1832 kurz vor ihrer Auflösung zu Nauplia zum Regenten bis zur Ankunft des bereits neu designirten Königs Otto ernannte. Unter diesen Umständen griffen die seit Ende 1831 in Megaris in bewaffneten Massen gesammelten Syntagmatiker (meist Rumelioten) nachdrücklich zu den Waffen, bahnten sich seit dem 6. April ohne Mühe den Weg vom Isthmus nach Nauplia, wo (9. April 1832) nun der Abfall seiner Linientruppen und das Drängen der europäischen Diplomatie den neuen Präsidenten (der in seiner eigensinnigen und unfähigen Art nur Rache für seinen Bruder gesucht hatte) zur Abdankung nöthigten. Graf Augustin kehrte sogleich mit Giovanni's Asche nach Korfu zurück; er ist hier im Mai 1857 gestorben, nachdem Viaro schon 1842 ihm vorausgegangen war. (*G. F. Hertzberg.*)

KAPOLNA bedeutet soviel als Kapelle; es gibt 12 Ortschaften dieses Namens in Ungarn, ferner 2 Alsó-Kápolna und 2 Felsö-Kapolna in Siebenbürgen und noch mehrere Ortschaften, die dieses Epitheton führen. Es sind aber meistens unbedeutende Dörfer; einige Berühmtheit erlangte das ungarische Dorf Kápolna, mit 1800 ungarischen und römisch-katholischen Einwohnern, welches zwischen Gyöngyös und Erlau im Hevescher Comitat am Flußchen Tarna liegt, weil im Jahre 1849 am 26. und 27. Februar bei demselben und bei den benachbarten Ortschaften das erste große Gefecht der ungarischen Truppen gegen die österreichischen stattfand. Die Straße von Gyöngyös nach Erlau führt über die letzten südlichen Ausläufer des Matragebirges und erreicht bei Kapolna das Flußchen Tarna, welches in seinem Laufe von Nord nach Süd das Thal gleichen Namens bildend einige Stunden von hier in die große Theißebene tritt und bei Jászberény in die Zagyva mündet. Im Tarna-Thale liegen an beiden Ufern des Flußchens, von Peterváralja in östlicher Richtung, die Orte Sirok, Verpelét, Tobro, Tofalu, Kapolna, Kompolt und Kal. Das Thal verengt sich bei Sirok zu einem Defilé, durch welches die Straße von Petervaralja führt, und zieht sich zwischen sandigen Abhängen über Kapolna gegen Kal. Die westliche Seite ist meist bewaldet, die östliche mit Feldern und Weingärten bedeckt. Den Schlüssel zu dieser Linie bildet der von der Tarna umflossene Ort Kapolna. Diese Gegend, und zwar von Kal bis Sirok, hatte sich Dembinski, der damalige Obercommandant der Ungarn, zur Vertheidigungsstellung erwählt, als die Oesterreicher unter Windischgrätz Miene machten, die Ungarn anzugreifen. Die ungarische Armee war von Erlau und Sirok bis Füred an der Theiß aufgestellt und zählte 36,000 Mann mit 136 Geschützen. Die ganze Kraft aber, welche am 26. Februar die Tarna-Linie von Sirok bis Kal besetzt hielt, betrug blos 17,000 Mann. Der linke Flügel der Oesterreicher unter Schlik bestand aus 13,000, das Centrum aus 11,000 und der rechte Flügel aus 15,000, im ganzen bestand also die österreichische Armee aus 39,000 Mann und zählte 147 Geschütze. Die Schlacht begann am 20. Februar um 2 Uhr nachmittags und dauerte bis in die sinkende Nacht; am ersten Tage waren weder Dembinski noch Windischgrätz am Kampfplatz erschienen, jener verweilte in Erlau, dieser in Gyöngyös. Dembinski entsprach durchaus nicht den Erwartungen, die man von seinem Feldherrntalent hegte; seinen fehlerhaften Dispositionen ist es zuzuschreiben, daß die Ungarn schon am ersten Tage im Nachtheil blieben, daß sie am zweiten Tage die Schlacht verloren und aus ihren Positionen verdrängt wurden trotz der Tapferkeit der einzelnen Bataillone. Der Verlust an den zwei Schlachttagen mag wol auf beiden Seiten ziemlich gleich gewesen sein und 1200 Mann an Todten und Verwundeten betragen haben*), außerdem verloren die Ungarn gegen 600 Gefangene. Die momentane Wirkung der Schlacht war kaum fühlbar, die Oesterreicher wagten es nicht, die Ungarn auf ihrem Rückzuge zu belästigen und zu verfolgen; aber infolge des Siegesberichtes des Fürsten Windischgrätz wurde in Olmütz das berüchtigte Manifest vom 4. März erlassen, welches über das Schicksal Ungarns voreilig verfügte und die ganze Verfassung desselben umstürzte. Das war ein großer politischer Fehler, der nur durch die im April erfolgte Unabhängigkeitserklärung von seiten Kossuth's noch übertroffen wurde. (*J. Hunfalvy.*)

KAPONNIÈRE, ein Bestandtheil der Festungswerke, der zur rasirenden Bestreichung der Gräben und als gesicherte Verbindung der Hauptumfassung der Festungen mit den Außenwerken und dem Bedeckten Wege dient. Der deutsche Ausdruck Koffer entspricht dem fremden Worte, das Giuseppi Grassi in seinem Dizionario militare (Turin 1817) für Italien reclamirt, indem er meint, die Etymologie lasse sich auf den Zweck des Wortes

*) Der officielle Bericht über den Winterfeldzug in Ungarn gibt den Verlust der Oesterreicher mit 16 Offizieren und 335 Mann an. Demselben Bericht zufolge zählte die österreichische Armee blos 18,696 Mann Infanterie und 2974 Mann Cavalerie.

zurückführen, das den Kopf (capo) eines jeden schützen solle, der dasselbe zu passiren oder zu vertheidigen hat, woher er die Schreibart mit doppeltem n tadelt. Früher wurden die Kaponnièren meist durch glacisartige Brustwehren gebildet, die nur nach einer Seite oder nach beiden Seiten aufgeworfen waren und hiernach einfache oder halbe und doppelte oder ganze Kaponnièren genannt wurden. Chasseloup schlug statt der doppelten Kaponnièren gemauerte, überwölbte und mit Erde bedeckte Galerien vor, Coehoorn wollte zur rasirenden Grabenbestreichung Kaponnièren verwenden, welche die Form gemauerter Blockhäuser hatten, Montalembert brachte in den eingehenden Winkeln seines Tenaillensystems kasemattirte Werke an, die er ebenfalls Kaponnièren nannte. Bei dem Polygonalsystem bilden die Kaponnièren bombensichere, eingedeckte, mit Gewehr- oder Geschützscharten versehene Räume, welche quer über der Grabensohle angelegt werden, um eine niedere, vollkommen rasante Bestreichung der letzteren zu gestatten. Dieselben können nur nach einer Seite oder nach beiden Seiten feuern und heißen danach halbe oder einfache, resp. ganze oder doppelte Kaponnièren. Je nach ihrer Anlage an der äußern oder innern Grabenböschung werden sie Escarpen- oder Contreescarpen-Kaponnièren genannt. Die ersteren können vor der Spitze oder an den Schulterpunkten eines Werkes erbaut sein und erhalten danach die Bezeichnung von Saillant- oder Schulter-Kaponnièren. Liegen Kaponnièren an der Kehle eines Werkes, so legt man ihnen den Namen von Kehl-Kaponnièren bei. Die Hauptgraben-Kaponnièren liegen bei permanenten Enceinten vor der Mitte oder an den Ecken der Fronten und sind stets als doppelte zur Geschützvertheidigung eingerichtete Escarpen-Kaponnièren erbaut. Die detaschirten Forts haben gewöhnlich vor der Spitze eine doppelte, für Geschützvertheidigung bestimmte Saillant-Kaponnière und an den Schulterpunkten zwei einfache, mit Gewehrscharten durchbrochene Schulter-Kaponnièren. Bei der Anlage aller gemauerten Kaponnièren müssen Maßregeln getroffen werden, daß sie nicht in der Längenrichtung der Gräben frontal, selbst nicht durch indirectes Feuer getroffen werden können. (*v. Löbell.*)

KAPOSVÁR, Comitatshauptort im ungarischen Comitat Somogy, am Flüßchen Kapos, in einer anmuthigen, hügeligen und fruchtbaren Gegend; Sitz eines königl. Gerichtshofes, eines Bezirksgerichtes und eines Steueramtes. Die Einwohner sind fast ausschließlich Ungarn und beschäftigen sich größtentheils mit Land- und Weinbau, ihre Anzahl beträgt nach der Zählung von 1880: 9571, davon sind 8705 Ungarn, 427 Deutsche, 7194 sind römisch-katholisch, 1792 Israeliten und 505 Calviner. (*I. Hunfalvy.*)

KAPP (Johann) ist am 12. Dec. 1739 in Ober-Kotzau geboren, Sohn des gleichnamigen Fuhr- und Handelsmanns und der Anna Margarethe Zenckel aus Schwarzenbach. Da er seinen Vater bereits im Januar 1740 verlor, übernahm die Mutter die Erziehung des Kindes, und als diese sich wieder mit einem Gastwirth in Hof verheirathet hatte, bot diese Stadt in ihren niedern Schulen und seit 1749 im Gymnasium Gelegenheit zur Ausbildung. Aus Gehorsam gegen seine Mutter trat er 1753 in ein kaufmännisches Geschäft zu Nürnberg, aber die Liebe zu den Wissenschaften trat so entschieden hervor, daß er bereits nach 15 Wochen auf das Gymnasium in Hof zurückkehrte. Hier fand er an Longolius und Seidel vortreffliche Lehrer und machte so sichere Fortschritte, daß er am 8. März 1758 die Schule verlassen konnte. In Leipzig waren Crusius, Ernesti, Stemler, Gellert und Seydlitz*) seine Lehrer. Reich unterstützt konnte er vier Jahre auf der Universität bleiben, mußte aber, um den Landesgesetzen zu genügen, doch 1762 noch Erlangen besuchen. Nach einem kurzen Hauslehrerleben in Asch trat er am 2. Sept. 1765 die Stelle als vierter Lehrer am hofer Gymnasium an, ward 1768 Tertius und 1775 Conrector. Schon 1774 hatte er von der philosophischen Facultät in Erlangen die Doctorwürde erlangt. Sein Schulamt legte er am 10. Dec. 1777 nieder, weil er als Schloßprediger und Professor der Theologie und Geschichte am Collegium Christiano-Ernestinum nach Baireuth berufen war; 1784 wurde er zugleich Consistorialrath und bei der bis 1792 dauernden Curatel der Universität Erlangen Assistenzrath an derselben. Bei der Verlegung des Consistoriums nach Ansbach 1799 wurde er als Consistorialrath und Schloßprediger dahin befördert, aber schon 1801 kehrte er als Superintendent nach Baireuth zurück, erlangte in demselben Jahre die theologische Doctorwürde und entfaltete dann eine gesegnete Wirksamkeit als vortrefflicher Lehrer und Kanzelredner bis zu seinem am 18. Aug. 1817 erfolgten Tode. Die Vielseitigkeit des Mannes erkennt man aus seinen Schriften, unter denen gerade die theologischen, abgesehen von einigen Predigten, Cyprian's Belehrung vom Papstthum (1769) und dem neuen Gesangbuch (1794), die geringere Zahl ausmachen. Auch die geographischen: Alphabetisches Verzeichniß aller Ortschaften im Fürstenthum Baireuth (1793) und alle zum Herzogthum Würtemberg gehörigen Ortschaften (1798), sind nur fleißige Sammlungen. Das historische Lesebuch für die baireuthische Jugend, welches er 1783 angekündigt hatte, ist nicht erschienen. Wohl aber hat er über die Local- und Gelehrtengeschichte theils von Baireuth, theils von Hof interessante kleine Schriften geliefert und zur Kirchengeschichte des Landes drei Beiträge über den Exorcismus (1791—95) und über die Kirchenvisitation in den Jahren 1561—1564 (1796—99). Wichtiger sind seine pädagogischen und philologischen Arbeiten. Erstere sind theils lateinische, theils deutsche Schulprogramme, wie 1775 De diurnis commentariis meis, d. h. über Schuldiarien, 1776 und 1777 Methodus certa signa ingenii boni studiisque apti inveniendi, 1778 Multa in Philanthropinis pro novis venditari, quae nova non sunt, 1779—80 ob es rathsam sei, die öffentlichen Schulprüfungen gänzlich abzuschaffen, 1783 und 1786 von den Mitteln zur Erweckung der Aufmerksamkeit bei der Jugend nach dem Vorbilde Jesu u. a. Seine philologischen Arbeiten beschränken sich auf die la-

*) Diesem hatte er im Namen seiner Commilitonen die Gratulationsschrift De vitiis in argumentando obviis 1762 gewidmet.

römische Literatur und zwar nur auf Prosaiker. Wenn man in jener Zeit nicht erwarten, Kapp begnügte sich, hier und da eine ältere Ausgabe zu vergleichen. Eigene Conjecturen finden sich selten, überall aber genaue Nachweisungen über die Parallelen und sorgfältige Wortregister. Muster war ihm Harleß in Erlangen, der ihn besonders begünstigte. Und so erschien 1772 in Hof Julius Obsequens de prodigiis mit den Anmerkungen von Scheller und Oudendorp, 1774 ebendaselbst Pomponius Mela, eine Schulausgabe, welche 1781 wiederholt wurde. Als Harleß 1774 den Nepos von Staveren abdrucken ließ, fügte er außer seinen eigenen auch kurze kritische Bemerkungen Kapp's hinzu (1800 erschien eine editio altera et correctior). Dieser aber hatte bereits 1773 Observationes criticae in Nepotem drucken lassen und diese ausführlichen Bemerkungen gab Harleß in den Opuscula varii argumenti S. 458—469. 1782 folgte in Leipzig sein Hauptwerk Valerius Maximus cum varietate lectionis notisque perpetuis et indicibus copiosis: es ist der Text von Torrenius, die Lesarten der Ausgaben (einer alten Ausgabe wird ohne Grund ein großer Werth beigelegt) und eine Auswahl aus den Anmerkungen der Vorgänger. Endlich in Leipzig 1788 Taciti Germania ex recensione et cum selectis observationibus hucusque anecdotis P. D. Longolii ex Ms. editis aus dem Nachlasse des 1779 verstorbenen hofer Rectors Longolius. Eine Ausgabe des Justin hatte er gleichfalls beabsichtigt.

Andr. Meyer, Nachrichten von den Schriftstellern in Anspach und Baireut, S. 156—164; Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, V. 11—19. Sein Bild ist von Beck 1800 in Kupfer gestochen. (*F. A. Eckstein.*)

KAPP (Johann Christian) war am 18. Juli 1764 in Kirchleuß geboren, Sohn des dortigen Pfarrers Johann Georg Kapp, der selbst den Unterricht leitete und wissenschaftlichen Trieb früh in dem Knaben weckte. 1779 bezog dieser das Gymnasium in Baireuth und fand in dem Hause seines Oheims Johann Kapp nicht blos freundliche Aufnahme, sondern auch allseitige Förderung. 1783 bezog er die Universität Erlangen. Wenn er auch die theologischen Vorlesungen Pfeiffer's und Bayer's nicht vernachlässigte, so fesselten ihn doch mehr die historischen Breyer's und Meusel's und vor allem die philologischen von Harles, der ihn als Lehrer seiner Kinder in sein Haus nahm. Das bereits 1777 errichtete philologische Seminar befestigte ihn in seinen humanistischen Neigungen; die Benutzung der reichen Bibliotheksschätze führte ihn zu der Vergleichung mancher alten Ausgaben der alten Schriftsteller und zur Sammlung bibliographischer Nachrichten. Eine Probe solcher Studien gibt der Catalogus editionum in des Oheims Valerius Maximus 1782 und der geographische Index zu Mela (1781). Die Absicht, seine Studien in Leipzig fortzusetzen, vereitelte eine schwere Erkrankung an den Blattern, die ihn ein Halbjahr in dem Hause der Aeltern zurückhielt. Nach seiner Genesung nahm er eine Hauslehrerstelle in Baireuth an, erwarb am 26. April 1787 die philosophische Lectorwürde, erhielt 1788 die Stelle des Tertius am Gymnasium in Hof und rückte 1791 in das Conrectorat auf. Leider starb er schon am 7. April 1793. Von seinen Schriften ist zuerst zu erwähnen Rutilii Numatiani (denn dieser Name des Dichters galt damals noch allgemein) itinerarium 1786, nachdem er schon 1785 seinen Oheim mit einem specimen observationum criticarum in Rutil. Num. beglückwünscht hatte. Es ist der Text von Damm, für die Kritik wenig gethan, was bei der Ueberlieferung weniger auffallig sein kann, die Erklärung verabsäumt. Wohl hat er von Kortte Anmerkungen hinzugefügt, aber diese beziehen sich nur auf die ersten 28 Verse. Harleß hat eine epistola beigesteuert. Von Tralenborch's Schriftchen de praelectis urbi beforgte er 1787 einen Abdruck. 1791 erschien Minucii Felicis Octavius (die Ausgabe 1794 hat nur einen neuen Titel erhalten), 1792 Aristoteles de mundo mit reichhaltigen kritischen und erklärenden Anmerkungen und einigen gelehrten Excursen, in deren erstem er die Schrift dem Aristoteles abspricht. Daß er sich auch mit dem Tragiker Seneca beschäftigt hat, zeigt das periculum criticum, welches er unter dem Vorsitze von Harleß 1786 in Erlangen vertheidigt hat, und die Abhandlung über den Charakter der Medea (1789). Ein Schulprogramm (1792) behandelt den Zustand des hofer Gymnasiums im 16. Jahrh. Die griechischen Mathematiker Nicomachos und Kleomedes wollte er herausgeben, aber der frühe Tod hat es verhindert.

Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, V. 19—22. (*F. A. Eckstein.*)

KAPP (Johann Erhard) ist am 23. März 1696 in Ober-Kotzau bei Hof im Voigtlande geboren, eines Fuhrmanns Sohn.[1] Seine Vorbildung erhielt er seit 1706 in Hof; seine theologischen Studien machte er seit 1714 in Leipzig. Unter seinen Lehrern hatten den größten Einfluß Chr. Fr. Börner, bei dem er exegetische und kirchengeschichtliche Vorlesungen hörte und Joh. Gottl. Carpzov, der ihn in die neutestamentlichen Schriften einführte und durch die von ihm in der Thomaskirche gehaltenen Predigten Muster und Vorbild für ihn wurde. Wenn schon Börner durch den ihm gewährten Zugang zu seiner Bibliothek auf die überwiegend bibliographische Richtung seiner Studien Einfluß hatte, so noch mehr der Historiker Joh. Burkh. Mencke, dessen Bibliothek noch reichere Schätze darbot und der auch zu journalistischer Thätigkeit und zu bestimmten gelehrten Arbeiten in den Nova litteraria ihn früh heranzog. So war er auch schon 1715 in das collegium historiae litterariae Walchianum eingetreten, in welchem man sich unter J. G. Walch's Leitung wöchentlich einmal zur Pflege der Gelehrtengeschichte vereinigte. Am 17. Febr. 1718 wurde er Magister, 1719 Mitglied des von Börner geleiteten collegium exegeticum practicum, blieb auch ferner in Carpzov's collegium disputatorium, wurde am 16. März 1720 Mitglied

1) Die Festschrift des Prediger-Collegiums (Lpz. 1824) macht daraus Oberkohau bei Baruth, wol Misverständnis aus Oberkotzau-Baruthiensis.

des älteren Prediger-Collegiums. Am 30. Dec. 1720 habilitirte er sich mit einer Disputation de nonnullis indulgentiarum quaestoribus seculis XV. et XVI. und mit diesen Untersuchungen über den Ablaßhandel hingen auch die nächsten Schriften zusammen, wie 1720 „Schauplatz des Tetzelischen Ablaßkrames und des dawiderstreitenden Lutheri", 1721 Exercitatio in Ambrosii Altamurae elogium Joh. Tetzelii und Sammlung einiger zum päpstlichen Ablaß überhaupt, insonderheit aber zu der zwischen Luther und Tetzel hiervon geführten Streitigkeiten gehörigen Streitschriften mit Einleitung und Anmerkungen, 1727—1733 kleine Nachlese einiger größtentheils noch ungedruckten und zur Erläuterung der Reformationsgeschichte nützlichen Urkunden (4 Hefte). Inzwischen hatte er am 14. März 1723 abermals pro loco disputirt de celeberrima Chrysostomi ad Caesarium epistola veritatis evangelicae contra pontificiorum transsubstantiationem insigni teste und war Assessor der philosophischen Facultät geworden. Im October dieses Jahres schloß er sich auch dem collegium anthologicum an, welches seit 1660 eifrigst die Uebung in lateinischer Poesie pflegte. Im April 1726 trat er als ein zu der bairischen Nation Gehöriger in das große Fürsten-Collegium und schrieb in demselben Jahre De Novi Foederis graeci latinismis merito et falso suspectis zum Reformationsfeste, wenn nicht der Respondent Dresig der Verfasser ist. 1727 erhielt er eine außerordentliche Professur der Beredsamkeit; zu der am 27. Dec. gehaltenen Antrittsrede lud er ein durch das Programm De caussis corruptae hoc aevo eloquentiae Romanae, in welchem er sich wesentlich an Tacitus' dialogus de oratoribus anschließt und nur Weniges über die modernen französischen Methodiker wie Rollin, Jouvency, Gibert hinzufügt. Das Jubelfest des Augsburgischen Bekenntnisses nahm ihn sehr in Anspruch; zunächst gab er Klein's Rostocker Jubel-Oration de Augustana confessione von 1630 und die Jubelhistorie von 1630 für die Sächsischen Lande heraus, veröffentlichte die Jubel-Disputation de curiae Romanae soloecismis circa reformationem Lutheri commissis merito suspectis, deren Verfasser der Respondent Thümmig war, hielt längere Zeit lectiones iubilares und wendete sich an alle Behörden mit der Bitte um Mittheilung der Festschriften, Kupferstiche und Medaillen, weil er eine ausführliche Beschreibung des Festes herauszugeben beabsichtigte. Zur Ausführung ist dieser Plan nicht gekommen.

1731 wurde er ordentlicher Professor der Beredsamkeit (Antrittsrede Necessitas litterarum humaniorum in academiis diligentius excolendarum commendata) und damit erhielt er die Verpflichtung, in den verschiedenen Aemtern als Programmatar, als Decan und als Procancellar die herkömmlichen Schriften zu verfassen. Schon ehe dies begann, erschien 1733 die dissertatio de Xiccone Polentono cancellario Patavino historiae litterariae in Italia instauratore, zu der ihm Herr von Schönberg handschriftliches Material aus Italien gegeben hatte. Die Decanatsprogramme schließen sich an seine geschichtlichen Studien an, so 1739 de scriptoribus historiae reformationis Lipsiensis mit der ziemlich kleinlichen und pedantischen Berichtigung einiger Irrthümer Hofmann's in Wittenberg, aber auch mit dem lebhaften Wunsche nach Benutzung der in den Archiven liegenden Documente, und in demselben Jahre historiam disputationis Lipsiensis a. 1519 institutae aliquatenus supplet mit dem von der theologischen Facultät ausgestellten Zeugnisse Eck's, 1746 comment. soloecismos politicos circa reformationem L. commissos ab anonymo Gallo observatos expendens; oder auf dem Gebiete der Universitätsgeschichte 1735 de origine doctorum theologiae et magistrorum artium horumque dignitate, 1747 comment. de procancellario facultatis philosophicae Lipsiensis, zu der die actenmäßigen Belege genau benutzt sind, 1754 de Johannis a Breitenbach Icti scriptis quibusdam; endlich auch aus der christlichen Archäologie, wie 1747 die prolusio utrum signum palmae tumulis christianorum adiectum certum martyrii sit signum necne. Auch die Denkschriften gehören hierher, wie der Panegyricus auf Mencke, in der vom Sohne besorgten Ausgabe der dissertationes academicae (1734) abgedruckt, 1734 Griben, 1736 Pastor Chr. Weiß, 1737 Schacher und Wagner, 1739 Pastor Schütz, Professor Lehmann, 1740 Syndicus Mylius und sofort eine ganze Reihe von Geistlichen und Professoren, wie Klausing, Joh. Zach. Platner, Fr. Mentz und 1750 die memoria Romani Telleri, des jüngst verstorbenen Pastors zu St.-Thomä und Professors. Das Rectorat hat er öfters bekleidet, so 1734 und 1746, wo unter ihm am 20. Sept. Lessing inscribirt ist. Auf Kirchengeschichte bezieht sich 1745 die Sammlung einiger vertrauter Briefe in Beziehung auf Ausgleichung zwischen Lutheranern und Calvinisten; es sind Leibniz und Jablonowsky, die er besonders berücksichtigt. 1755 feierte er das Jubelfest des Religionsfriedens. Als 1749 Valentin Ernst Löscher gestorben war, übernahm Kapp die Redaction der „Unschuldigen Nachrichten von alten und neuen theologischen Sachen" und führte dieselbe bis 1756. Dies war das Feld, auf welchem er am meisten bewandert war. Daneben geht eine andere Schriftstellerei, bei der wol mehr das Verlangen der Buchhändler bestimmend gewesen sein mag. Ich meine damit zunächst die Vorreden zu andern Schriften, wie 1723 zu Maria de Monte Minerva Sanctiana, 1734 zu Gundling's Historie der Gelahrtheit, 1739 zu Hager's Buchdruckerkunst und Schriftgießerei, 1740—45 zu Gesner's Druckerkunst, 1744 zu Ciaconii bibliotheca, 1745 zu Benzelii syntagma dissertationum Lundinensium, 1746 zu Born's Schatzkammer aller theologischen Wissenschaften (auch besonders gedruckt), 1748 zu Saavedra's Gelehrten Republik, 1752 zu Erasmi epistolae selectae. Damit sind die Sammlungen von Schriften anderer und die Nachdrucke viel begehrter Bücher zu verbinden, die besonders in die erste Zeit seiner akademischen Wirksamkeit fallen. 1722 ließ er erscheinen Clarissimorum virorum orationes selectae in 3 Bänden, 1728 folgten Paulini a Josepho orationes, die 1753 mit noch 12 andern Reden vermehrt wurden, 1728 Joann. Jensii purae et impurae latinitatis collectanea und die selectae e profanis scriptoribus historiae, eine

von Heuzet veranstaltete Chrestomathie, die noch jetzt in Frankreich benutzt wird, 1750 Mureti orationes et epistolae, eine Erneuerung der zuerst 1672 von Jakob Thomas in Leipzig veranstalteten und öfter wiederholten Sammlung, 1724 Athanasii Schiadae arcana bibliothecae Moscuensis sacra, 1741 M. J. Becb, rerum Mecklenburgicarum libri VIII, welchem Folianten er auch ein Leben des Verfassers hinzugefügt hat. Einiges hat er aus dem Italienischen (eine historia concilii Lateranensis 1731) und aus dem Französischen übersetzt, so Juvenel de Carlencas, Geschichte der schönen Wissenschaften (2 Bände 1749–1752). Am meisten wird noch jetzt benutzt die 1722 erschienene Ausgabe einiger Schriften des Jesuiten François Vavasseur (Vavassor), unter denen die Abhandlung de ludicra dictione von ermüdender Weitschweifigkeit den Nachweis zu liefern versucht, daß das Burleske, das man damals bei den Franzosen in der Anwendung einer alterthümlichen Schreibart (etwa Marot's) suchte, den Alten unbekannt geblieben sei. Das Buch war seit 1685 selten geworden, deshalb glaubte Kapp es wiederholen zu müssen und stattete es mit gelehrten Vorreden und Anmerkungen aus, in denen man eine gute Kenntniß auch der französischen Literatur findet. Da er oft Gelegenheit nimmt, die Latinität des Jesuiten zu berichtigen, ist es erklärlich, daß er auch den Antibarbarus desselben hinzugefügt und erweitert hat, und darin allein besteht der Werth des Buches auch heute noch. Alle übrigen Zuthaten, wie epistolae selectae von Balzac, Menagii et aliorum epistolae et poemata sind entbehrlich. Am 7. Febr. (auch 9. Febr. oder 7. März werden angegeben) 1756 ist der fleißige Mann gestorben als Senior der Bairischen Nation und Decemvir der Universität. Seine reiche Bibliothek wurde 1758 versteigert.[2]) Sein Bildniß steht vor dem 195. Theil der deutschen Acta eruditorum.

Sein Sohn Christ. Erhard Kapp, geb. 23. Jan. 1739, widmete sich der Medicin und war bis 1808 der gesuchteste Arzt in Leipzig, dann zog er nach Dresden, wo seine einzige Tochter lebte, und starb am 30. Sept. 1824. (*F. A. Eckstein.*)

KAPPADOKIEN, seit der Perserzeit Name einer Landschaft im östlichen Kleinasien. In seiner weitesten Ausdehnung bezeichnet es das vom kilikischen Tauros, dem Euphrat, dem Schwarzen Meere und dem Halys begrenzte Gebiet. Der größte Theil ist ein kahles, ebenes Plateau, das sich im Osten 3—4000, im Südwesten 2—3000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt, meist völlig baumlos, im Winter kalt und mit Schnee bedeckt, im Sommer glühend heiß, sodaß selbst die Viehzucht nur schlecht gedeiht. Das einzige Product des Plateaus ist Salz. In seiner Mitte erhebt sich völlig isolirt die gewaltige Bergmasse des Argäos (jetzt Erdschisch, 11,000 Fuß über dem Meer), sonst durchziehen nur niedere Hügelreihen und schmale unschiffbare Wasseradern das Land. Fruchtbarer und gegliederter ist der südöstliche Theil der Landschaft, der nach dem Euphrat zu abfällt, das alte Melitene, jetzt das Sandschak von Malatia. Dasselbe wird von dem übrigen Kappadokien durch die parallelen Höhenzüge getrennt, welche die Alten als den kappadokischen Antitauros (mit dem sepheuischen in Armenien nicht zu verwechseln!) bezeichnen. Derselbe wird von dem Saros und seinen Nebenflüssen durchströmt, und zieht sich vom Hauptstock des Tauros nach Nord-Osten bis in die Nähe der Halysquellen. — Einen wesentlich andern Charakter trägt das reichbewaldete und fruchtbare pontische Küstengebirge (s. Pontos). — Von Flüssen sind in Kappadokien außer den genannten zu erwähnen der Halys, j. Kyzyl Irmak, „der rothgelbe Fluß", der größte Strom Kleinasiens, der in den kleinarmenischen Gebirgen (ἐξ Ἀρμενίων ὄρεος, *Herod.* I. 72) entspringt und in langem Bogen das Hochplateau durchzieht, dann die Küstengebirge durchbricht, und nach einem Laufe von 140 Meilen nur 40 Meilen von seiner Quelle entfernt mündet. Weder der Halys noch der ihm fast völlig parallel fließende Iris (Jeschil Irmak) sind schiffbar, letzterer besitzt in dem durch eine reiche Ebene zwischen den Küstengebirgen hinströmenden Lykos einen weit wasserreicheren Nebenfluß. — Vergl. *Strabo* lb. XII; Ritter, Erdkunde, XVIII, XIX. Tchihatcheff, l'Asie Mineure und die Reisewerke von Hamilton, Ainsworth u. a.

Ueber Ethnographie, Religion, älteste Geschichte ist der Artikel Kleinasien zu vergleichen. Einzelne Punkte sind auch in meiner „Geschichte von Pontos" 1879 ausgeführt.

Etwa im 13. Jahrhundert v. Chr. hat, so scheint es, der in Syrien ansässige Volksstamm der Cheta (Hethiter) wie ganz Kleinasien so auch Kappadokien erobert. Ihnen gehören die ältesten Monumente des Landes an, die Trümmer eines Palastes bei Ujük (zwischen Tschorum und Jyzgat) und südlich davon die räthselhaften Felsensculpturen von Boghazkiöi (zuerst von Texier. Descr. de l'Asie mineure, am besten von Perrot, Explor. de la Bithynie publicirt). Als dann die Assyrer Armenien und Syrien unterwarfen, finden wir im ganzen Gebiete Kappadokiens die Stämme der Tabal, bei denen Salmanassar IV. einmal 24 Fürsten erwähnt — sie werden wiederholt als die nördlichen Nachbarn der Kiliker (Hilakku) bezeichnet —; nordöstlich von ihnen (also etwa am obern Halys und Euphrat) sitzen die Muski (vergl. Schrader, Keilschr. und Geschichtsforschung 155 fg.). Beide Völker werden seit Ezechiel (vgl. Stade, Ueber Javan, Gießen 1880, Progr. S. 5 fg.; Gen. 10, 2 ist von Ezech. abhängig) bei den jüdischen Schriftstellern mehrfach genannt als ferne Nordvölker, mit denen die Tyrier Handel trieben. Bei den Griechen finden wir die Namen in der Form *Τιβαρηνοί* (*Hekat.* fr. 193: *Τίβαροι*) und *Μόσχοι* wieder. Doch sind sie hier auf die Bewohner der pontischen Küstengebirge beschränkt, zu deren Hauptstämmen beide gehören; nur von den Tibarenern wird bei *Cic.* ad fam. 15, 4 ein versprengter Rest in den kilikischen Gebirgen erwähnt.

Daß die assyrischen Könige jemals bis ans Schwarze

2) Irfenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, V, 22—34; Saxii Onomast. liter. VI, 328. 705.

Meer vorgedrungen seien, scheint monumental nicht nachweisbar. Dagegen haftet bei den Griechen an dem östlichen Küstengebiet des Pontos, vor allem aber an der Gegend von Sinope, bis in späte Zeiten der Name *Ἀσσυρία* oder *Συρία* (s. vor allem Nöldeke, *Ἀσσύριος*, *Σύριος*, *Σύρος* im „Hermes" V.). Die Bewohner Kappadokiens nennen sie Syrer, wofür später zur Unterscheidung von den Aramäern der Name „weiße Syrer" *Λευκόσυροι* eingeführt wird. Wie diese Namen zu erklären sind, ist noch nicht klar; schwerlich aber beruhen sie auf ethnographischen Verhältnissen. Daß Völkerveränderungen stattgefunden haben, ist nicht unwahrscheinlich; vor allem wird der Einfall der Kimmerier (assyr. Gimirai, hebr. גמר) in Kleinasien dabei mitgewirkt haben, und vielleicht ist es von Bedeutung, daß die Armenier das Land Kappadokien auch Gamir nennen (Kiepert, Ber. Berl. Ak. 1859, 205; de Lagarde, Ges. Abhandl. 254).

Nach dem Falle Ninives stand Kappadokien unter medischer Herrschaft. Doch muß damals der Südosten, die Landschaften Kataonien zu beiden Seiten des Antitauros und Melitene am Euphrat, an die Fürsten Kiliciens gekommen sein. Dieses ganze Gebiet wird daher in der Perserzeit zu Kilikien gerechnet (*Her.* I, 72; V, 52) und die Landschaft am Argäos mit der Hauptstadt Mazaka behielt bis in die spätesten Zeiten den Namen *Κιλικία*. Daher bemerkt *Strabo* XII, 1, 2, die Alten (d. h. die Schriftsteller vor Alexander) hätten die Kataoner als ein besonderes Volk gerechnet, obwol zwischen ihnen und den übrigen Kappadokern in Sprache und Sitte kein Unterschied sei. Auch daß von den beiden Tempeln der großen kappadokischen Göttin, die den Namen Komana führen, der eine am Iris, der andere in Kataonien am Saros liegt, weist darauf hin, daß von einem nationalen Unterschiede hier nicht die Rede sein kann.

Unter den Persern kommt zuerst der Name Kappadokien, altpers. Katpatuka, vor, den Herodot I, 72; V, 49; VII, 72 den Griechen, welche die Bevölkerung *Σύριοι* nannten, noch erklären muß. Woher der Name stammt, ob er alt und einheimisch ist und nur zufällig jetzt zuerst erwähnt wird, ob er das Eindringen einer neuen Nationalität bezeichnet, oder ob nur ein neuer Name an die Stelle des alten (Tibarener) tritt, ist nicht zu entscheiden. Ihrer Nationalität nach sind die Kappadoker wahrscheinlich Indogermanen; wenigstens weisen die zahlreichen Ortsnamen auf -assos (-issos) und die durchgehende Bildung der kappadokischen Landschaftsnamen auf *-ηνη* darauf hin. Kappadokische Eigennamen sind uns nicht erhalten, von Worten nur zwei Glossen: *νηξύς*, Feldmaus (Hesychius) und das Wort *μῶλυ* s. Lagarde, Ges. Abh. 265.

Die Religion der Kappadoker scheint mit der der West-Kleinasiaten eng verwandt. Wir finden einen Himmelsgott, der in Tyana den Namen Zeus Asbamaios führt (*Philostr.* Vit. Ap. Tyan. I, 6), den Meineke auch bei *Strabo* XII, 2, 6 für *Διὸς Δαχιήου* der Handschriften angesetzt hat. Er ist der Schirmherr des Eides, der durch das Wasser seines heiligen Quells die Meineidigen entlarvt, weshalb Philostratos den Namen mit *Ζεὺς Ὅρκιος* wiedergibt.

Andere Zeusheiligthümer werden erwähnt zu Venasa, mit zahlreichen Hierodulen (*Strabo* XII, 2, 5), und in dem jedenfalls ursprünglich kappadokischen Tavia (ib. 5, 2); eins der erwähnten wird mit dem bei *Diodor.*, XXXI, 34 erwähnten Zeusheiligthum am *ὄρος Ἀριάδνης*, einem alten Asyl mit reichem Tempelschatz, gemeint sein. Neben Zeus steht ein Sonnengott Apollo *Κατάων*, der in Kataonien und im ganzen übrigen Lande verehrt wird (*Strabo* XII, 2, 5), ein Mondgott mit dem persischen Beinamen *Μὴν Φαρνάκου*, der in Ameria in Pontos sein großes Heiligthum besitzt (ib. 3, 31). Am bekanntesten aber ist die große Naturgöttin, die, wie bei den West-Kleinasiaten, den Namen Ma „Mutter" führt und vor allem in den beiden Komana verehrt wird. Die Göttin wird mit wilden Orgien gefeiert, bei denen die Priester und Verehrer sich mit gezücktem Schwerte selbst zerfleischen — deshalb nennen die Griechen sie Enyo, die Römer Bellona. Ebenso gut geben sich ihr zu Ehren aber die heiligen Weiber preis; und die zweimal im Jahre stattfindenden Processionen (*ἔξοδοι*) der Göttin werden mit rauschenden Festen gefeiert. Die helleniſtische Sage erklärt die Göttin für die Artemis tauropolos, deren Cult Orestes nach Komana gebracht habe; der Ort selbst verdanke seinen Namen dem Umstande, daß er hier sein in der Trauer lang gewachsenes Haar ablegte. Auch mit Selene und Athene wird die Göttin bei *Plut.* Sulla 9 identificirt; entspricht ihr etwa die in römischen Inschriften so häufige Minerva Berecynthia? In späterer Zeit ist der Cultus zunächst durch Sulla nach Rom gekommen und hat sich dann in der Kaiserzeit mit den übrigen orgiastischen Diensten weit verbreitet. (S. *Strabo* XII, 2, 3; 3, 32. 36; 8, 9. *Plut.* Sulla, 9. *Caes.* Bell. Alex. 66. *Tibull.* I, 6. *Lactant.* I, 2. *Tertullian.* Apol. 9 cet. Orelli, inscr. No. 1903, vergl. 2316—18 u. a.). Schließlich ist hier ein *Γῆς ἀρχιερεύς* einer Grabinschrift von Amasia zu erwähnen: Perrot, Explor. 372.

Neben den einheimischen haben sich persische Culte weit verbreitet, wobei der Umstand, daß bis auf die Römerzeit persische Dynastien im Lande herrschten, mitgewirkt haben mag. Persische Feueraltäre und „Feuer ansteckende" Magier (*πύραιθοι*) fanden sich überall (*Strabo* XV, 3, 15). In Zela hatten die persischen Götter Anaitis (Anâhita) Omanos (Vohumano?) und Anadates (unbek.) ein großes Heiligthum, in dem namentlich das mit dem Anaitiscult überall verbundene Freudenfest der Sakäen (vielleicht ein Fest der Wintersonnenwende, da um diese Zeit noch jetzt eine große Messe in Zilleh gefeiert wird: Perrot, Explor. 378) gefeiert wird. An dasselbe knüpft dann eine — historisch natürlich völlig werthlose — Erzählung, es verdanke seinen Ursprung der Vernichtung der Saken, die in das Land eingefallen seien. Ueber die Sakäen s. *Berossos* fr. p. 3. Müller; *Strabo* XI, 8, 4. 5 (wo in der zweiten Erzählung *Herod.* I, 211 benutzt ist), XII, 3, 37; vergl. XI, 14, 16;

XV, 3, 14). — Von Kappadokien aus verbreiten sich die persischen Culte dann über das westliche Kleinasien (*Paus.* V, 27. *Tac.* Ann. III, 62. C. I. gr. 3424; daher *Hesych.*: Μαζδεὸς ὁ Ζεὺς παρὰ Φρυξίν, womit natürlich das persische Mazda, sein einheimischer Gott gemeint ist und überhaupt über die ganze hellenistisch-römische Welt). In Verbindung mit der Religion sind auch die persischen Monatsnamen, und zwar nicht die zur Achaemenidenzeit üblichen, sondern die späteren, auf der persischen Religion beruhenden, nach Kappadokien gekommen (vgl. Ideler, Chronol. I, 441; Benfey und Stern, Monatsnamen 77; v. Gutschmid, Das iranische Jahr, Ber. sächs. Ges. d. W. 1862), die daher nicht mit de Lagarde (Ges. Abh. 258 fg.) als Zeugnisse der kappadokischen Sprache betrachtet werden dürfen.

Eine höhere Cultur haben die Kappadoker nie entwickelt. Die Masse der Bevölkerung scheint dem Adel leibeigen gewesen zu sein, namentlich zu den Tempeln gehörten zahlreiche Hörige. Die zahlreichen Burgen des Landes mögen gleichfalls zum Theil Adelsschlösser gewesen sein. Die Bauern wohnten in Dörfern, zum Theil sehr beträchtlichen Umfangs (daher bei Strabo κωμόπολις). Eigentliche Städte mit selbständiger Communalverwaltung (griech. πόλις) gab es nur ganz vereinzelt. Strabo kennt nur Tyana (*Xen.* Anab. I, 2, 20 *Τύανα*) und Mazaka, wozu in Pontos Amasia am Iris hinzukommt; erst die Römer haben überall eine städtische Organisation eingeführt.

Unter den Persern gehört Kappadokien — abgesehen von Kataonien (s. o.) — zur dritten kleinasiatischen Satrapie (Hauptland Phrygien), *Herod.* III, 90, und erscheint infolge dessen zum Beispiel als Bestandtheil der Satrapie des jüngeren Kyros (*Xen.* Anab. I, 9, 7). Die Satrapie zerfiel in mehrere Unterstatthalterschaften, deren eine das ganze westliche Kappadokien von Tyana bis Amisos umfaßt zu haben scheint (s. m. Gesch. v. Pontos 26 fg.). Derselben gehört der ἄρχων Καππαδοκίας an, welche nach Theopomp bei *Strabo* XII, 3, 14 Amisos (neu) gegründet haben soll, ferner, wenn die Angabe überhaupt historischen Werth hat, der von *Ktesias* Pers. 16 während Darios' Skythenfeldzug genannte Ariarammes, Satrap von Kappadokien. Aus späterer Zeit gehören hierher Mithradates im Jahre 401 (*Xen.* Anab. VII, 8, 25), Kamisares und sein Sohn Datames (*Nep.* Datam. I. *Diod.* XV, 91 u. a.), dessen Emporung gegen den Großkönig bekannt ist (ermordet vor 358), zu Alexander's Zeit Mithrobuzanes ὁ τῶν Καππαδόκων ὕπαρχος, der am Granikos fiel (*Arr.* I, 16, 3). In dem zu Kilikien gehörigen Kataonien finden wir zu Datames' Zeit einen Hyparchen Aspis (*Nepos*, Dat. 4).

Plato (De leg. III, 695 e) berichtet, als Darios mit Hülfe seiner sechs Mitverschworenen die Herrschaft gewonnen, habe er das Perserreich in sieben Theile getheilt und jedem einen zugewiesen, „wovon sich geringe Spuren noch bis in die Gegenwart erhalten haben". Daran ist so viel richtig, daß die Stammeshäupter in den Provinzen einen bedeutenden und vielleicht steuerfreien Grundbesitz erblich zugewiesen erhielten; so gehörte dem Geschlecht, aus dem später die pontischen Könige hervorgingen, die Stadt Kios. Die Hydarneiden scheinen in Armenien mächtig gewesen zu sein (vgl. *Strabo* XI, 14, 15), und das Geschlecht des Otanes (Utana, bei *Ktes.* Anaphas) besaß einen Theil des nordöstlichen Kappadokiens, dessen Hauptstadt wahrscheinlich Gaziura am Iris (Γαζιοὺρ βασίλειον, *Strabo* XII, 3, 15) war. Aus diesem Geschlecht sind die späteren Könige Kappadokiens hervorgegangen, und es ist daher sehr begreiflich, daß die Geschichte des Hauses der Otaniden während der Perserzeit, um das spätere Königthum zu legitimiren, stark entstellt ist, wie ähnlich bei den pontischen Königen. Die officielle Version (λέγουσιν ἑαυτοὺς οἱ τῆς Καππ. βασιλῆς ect.) der späteren Zeit hat Photios in seinen Auszügen aus Diodor (XXXI, 19 Dindorf) bewahrt. Hier wird das Geschlecht auf einen angeblichen kappadokischen Urkönig Pharnakes zurückgeführt, der mit Kyros' Schwester Atossa einen Sohn Gallos (!), den Urgroßvater (!) des Anaphas-Otanes, gezeugt habe. Letzterem sei von Darios die Herrschaft über Kappadokien steuerfrei übergeben worden. Ebenso unhistorisch ist der weitere Stammbaum, in dem zum Beispiel der oben erwähnte Datames zum Enkel des Anaphas gemacht wird, während er in Wirklichkeit mindestens zwei Generationen später anzusetzen war und überdies aus karischem Geschlecht stammte. Historischen Boden gewinnen wir frühestens mit einem Ariarathes, der sich bei Artaxerxes' III. ägyptischer Expedition ausgezeichnet haben soll. Sein gleichnamiger Sohn ist dann zu Alexander's Zeit im Besitze des väterlichen Erbes; er erscheint vielleicht als Führer der Kappadoker bei Arbela unter dem Namen Ariakes (*Arr.* III, 8, 5). Alexander hat sein Gebiet nicht berührt, und während er fern im Osten kämpfte, dehnte Ariarath seine Macht bedeutend aus; die griechischen Küstenstädte von Trapezus bis Sinope scheinen unter seiner Herrschaft gestanden zu haben. Wir besitzen von ihm Münzen mit Legenden in der zur Perserzeit in Kleinasien weit verbreiteten aramäischen Sprache und Schrift, die theils die Typen von Sinope tragen (Adler und Delphin), theils ein sitzendes Götterbild mit der Legende (?) בעל גזיר, d. i. Baʿal (= Ζεύς) von Gaziura(??) aufweisen, der Name des Fürsten ist ארירת, Ariorat, geschrieben (s. Waddington, Rev. numism. 1861, S. 3; Brandis, Münz-, Maß- und Gewichtssystem, S. 427; H. Droysen's Ansicht, die Münzen gehörten einem späteren Ariorat an [Zeitschr. für Numism. II, 316] scheint ganz unhaltbar).

Nach Alexander's Tode zogen bekanntlich Perdikkas und Eumenes zur Eroberung Kappadokiens aus; der zweiundachtzigjährige Ariarath wurde gefangen und hingerichtet, sein gleichnamiger Sohn entkam nach Armenien (*Diod.* XVIII, 16; XXXI, 19. *Luc.* Macrob. 13 u. s. w.). Nach Eumenes' Sturz kam Kappadokien an Nikanor (*Diod.* XVIII, 39. *App.* Mithr. 8), dann erobert es Antigonos 315 (*Diod.* XIX, 57—60). Unter seiner Herrschaft blieb es, bis die im Jahre 302 gegen ihn geschlossene Coalition des Seleukos, Ptolemäos, Lysimachos

und Kassander zur Entstehung einheimischer Staaten die Gelegenheit bot. Mithradates, der Sohn eines von Antigonos ermordeten Fürsten von Kios, bemächtigte sich der Feste Kimiata in Paphlagonien und unterwarf von hier aus die Küstenlandschaften zu beiden Seiten des Halys; es ist der Gründer des Reiches „Kappadokien am Pontos", das später schlechtweg Pontos genannt wird (s. d.). Gleichzeitig kehrte Ariarathes, von dem (klein-?) armenischen Dynasten Ardoates unterstützt, in seine väterlichen Besitzungen zurück (*Diod.* XXXI, 19)[1]). Auch das Reich der Hydarniden in Armenien, das bis auf Antiochos den Großen bestand, dürfte um diese Zeit entstanden sein. Als dann durch die Schlacht bei Ipsos 301 dem Lysimachos das westliche Kleinasien, dem Seleukos das gesammte übrige Reich des Antigonos zufiel, wurden die neuen Staaten, wenn auch keineswegs officiell anerkannt, so doch nicht weiter angegriffen; zwanzig Jahre herrschte fast völliger Friede in Asien.

Ariarathes I. war zunächst nur im Besitz der Landschaften am oberen Halys — etwa Lavinsene und Sargarausene. Das Irisgebiet mit Gaziura, Komana, Amasia gehörte zum neuen Reiche des Mithradates, das südwestliche Kappadokien (*ἡ Σελευκὶς λεγομένη*, *App.* Syr. 55), d. h. vor allem Tyana, und ebenso zweifelsohne Kataonien mit Melitene, gehörten dem Seleukos, der hier eine Stadt Apamea Damea gegründet haben soll (*Plin.* V, 127; vergl. Droysen, Hellenismus III, 2, 265). Als dann Seleukos den Lysimachos besiegt hatte (282) und nach Europa hinübergehen wollte, gleichzeitig aber, so scheint es, Ansprüche auf die Herrschaft über ganz Kleinasien erhob — speciell wird von Angriffen auf Heraklea und Bithynien berichtet — scheint Ariarathes sich zur Wehr gesetzt zu haben. Eine vereinzelte Notiz berichtet, daß Seleukos' Truppen in Kappadokien besiegt worden seien (ut Seleucus amissis in Cappadocia cum Diodoro copiis interfectus est, *Trog.* prol. 17), und nach *Strabo* XII, 1, 2 eroberte Ariarathes I. Kataonien. Jedenfalls ermöglichten ihm die nach Seleukos' Ermordung (281) ausgebrochenen Wirren, das Land südlich vom Halys dauernd zu behaupten, sein Reich bis an den kilikischen Tauros auszudehnen. Vielleicht erstreckte sich dasselbe auch über den Euphrat; nach *Strabo* XI, 14, 5 gehörte die armenische Landschaft Akilisene „und das Land am (sopheneischen) Antitauros" vor 190 v. Chr. den Kataonern (?), und jedenfalls war die wichtige Feste Tomisa gegenüber von Melitene kappadokisch (*Strabo* XII, 2, 1). — Das eigentliche Kappadokien zerfiel unter den Königen in 10 Provinzen (*στρατηγίαι*), deren Verzeichniß *Strabo* XII, 1, 4 gegeben hat. An ihrer Spitze stehen die *Pol.* XXXI, 17 = *Diod.* XXXI, 21 erwähnten *ἡγεμόνες*.

Von der Geschichte des kappadokischen Reiches im 3. Jahrhundert erfahren wir sehr wenig. Unzweifelhaft hatte es, wie ganz Kleinasien, auch unter den Angriffen der Galater zu leiden, von denen sich die Trokmer östlich vom Halys um Tavia auf altkappadokischem Grunde ansiedelten. Ariarathes' I. Sohn, Ariamenes oder Ariaramenes, wurde um 259, so scheint es, von den Seleukiden anerkannt — von hier an datirt eine Notiz bei Synkellos (p. 523) die Selbständigkeit Kappadokiens (v. Gutschmid, Lit. Centr. 1880, S. 869). Ariamenes vermählte seinen später zum Mitregenten erhobenen Sohn Ariarathes II. mit einer Tochter des Antiochos Theos (regierte 262—247; *Euseb.* I, p. 251, Schöne) und spielt dann im Bruderkrieg zwischen Seleukos Kallinikos und Antiochos Hierax eine Rolle, indem er letzteren, der zu ihm geflüchtet war, seinem Bruder ausliefern will (um 235: *Justin.* XXVII, 3 und *Trog.* Prol.). Dem Ariamenes möchte ich die von Friedländer, Zeitschr. für Numism. IV, 265 publicirte Münze mit der Legende *ΑΡΙΑΡΑΜΝΟΥ* zuweisen, dem Ariarathes II. die ältesten Münzen mit der Legende *ΒΑΣΙΛΕΩΣ ΑΡΙΑΡΑΘΟΥ* (ib. 270 fg.; Borell, Num. Chron. New Ser. II). Unter ihm findet sich zuerst eine Athene als Münztypus, unter seinen Nachfolgern ist Athene Nikephoros durchweg das Zeichen der Kappadokischen Könige. — Ariarathes II. ist früh gestorben; ihm folgt sein noch unmündiger Sohn[2]) Ariarathes III. Eusebes (221—163; *Pol.* IV. 2, 8; *Diod.* XXXI, 19). Im Jahre 193 wird derselbe von Antiochos III. zum Bundesgenossen gegen Rom geworben und vermählt sich mit dessen Tochter Antiochis. Für die Unterstützung des Syrerkönigs hat er nach den Friedenspräliminarien 600 Talente zu zahlen, die später, vor allem durch die Vermittelung des Eumenes, der Ariarathes' Schwester Stratonike geheirathet hatte, auf die Hälfte herabgesetzt wurden. Seitdem ist der kappadokische König ein getreuer Bundesgenosse der Pergamener und der Römer, denen er schon bei der Expedition des Vulso gegen die Galater 189 v. Chr. Zuzug leistete (*Liv.* 38, 26) und die er im Perseuskriege seiner Ergebenheit versicherte. Als er im Jahre 182 vom König Pharnakes von Pontos mit Krieg überzogen wird, leistet ihm Eumenes Hülfe und es entspinnt sich ein vierjähriger Krieg, in den alle kleinasiatischen Staaten hineingezogen werden. Wieder und wieder wird die Vermittelung des Senats angegangen; schließlich im Jahre 179 gelingt es, Pharnakes zum Frieden zu zwingen. Eine neue Gefahr brachten im Jahre 164 die trokmischen Galater, die auf Kosten der Kappadoker sich ausdehnen wollten, indessen nichts ausrichten konnten und nun in Rom durch Beschwerden etwas zu erreichen hofften, indessen, wie es scheint, ohne Erfolg (*Pol.* XXXI, 13). Dagegen verlor Ariarathes seine armenischen Besitzungen an die dort nach 190 v. Chr. neu entstandenen Königreiche Großarmenien (unter Artaxias) und Sophene (unter Zariadris) — ein dritter armenischer Staat war das

1) Appian's Angabe, Mithradates habe Pontos und Kappadokien beherrscht, der letztere Staat sei späteren Ursprungs (Mithr. 9), beruht auf einem Mißverständniß; s. Gesch. von Pontos S. 37.

2) Bei *Justin.* XXIX, 1: Cappadociae regnum Ariarathi puero admodum pater ipse tradiderat sind Ariarathes II. und III. zu Einer Person verschmolzen, anders v. Gutschmid. Rhein. Museum XXXVII, 549; Aehnliches findet sich bekanntlich bei Justin sehr häufig.

westlich vom Euphrat gelegene, unter pontischer Oberhoheit stehende Kleinarmenien; — die Festung Comita wurde an den sophenitischen Fürsten für 100 Tal. verkauft (*Strabo* XI, 14, 3. XII, 2, 1).

Im Jahre 163 starb Ariarathes III. (*Pol.* XXXI, 14. *Liv.* epit. 46). Er hatte lange keine Kinder gehabt, und seine Gemahlin deshalb zwei fremde Kinder, Ariarathes und Orophernes (so auf i. Münzen; bei den Schriftstellern auch Holophernes), untergeschoben. Als sie dann einen Sohn (mit pr. Mithradates, später Ariarathes genannt) gebar, entdeckte sie dem Könige den Betrug, und die untergeschobenen Prinzen wurden der eine nach Rom (172 v. Chr.: *Liv.* 42, 19), Orophernes nach Jonien geschickt. Der wahre Sohn, dem der Vater schon bei Lebzeiten die Herrschaft hatte abtreten wollen — daher nennt derselbe sich Ariarathes (IV.) Eusebes Philopator — folgte zunächst unbestritten. Seine erste Handlung war, sich der Freundschaft des Senats zu vergewissern, das Foedus mit Rom zu erneuern und den Leichnam seiner Mutter, die bei den nach Antiochos Epiphanes' Tode (164) in Syrien ausgebrochenen Wirren ermordet worden war, aus Antiochia zurückzugewinnen (*Pol.* XXXI, 14. 17. *Diod.* XXXI, 19. 21. *Liv.* Ep. 46). Einen Angriff des syrischen Satrapen Ptolemaios von Kommagene, der sich selbständig gemacht hatte, schlug er zurück, den Nachfolger des Zariadris von Sophene, Mithrobuzanes, schützte er gegen die Angriffe des Artaxias von Großarmenien (*Diod.* XXXI, 19a. 22. *Pol.* XXXI, 17, 5). Als dann im Jahre 162 Demetrios I. sich des syrischen Thrones bemächtigte und Rom ihm zunächst die Anerkennung verweigerte, trat Ariarathes mit Entschiedenheit gegen ihn auf und versagte ihm die angetragene Verschwägerung (*Pol.* XXXII. 3. 5. *Diod.* XXXI, 28). Die Folge war, daß Demetrios, sobald er sich auf dem Throne befestigt hatte, den Orophernes als Prätendenten aufstellte und Ariarathes verjagte — wofür er sich von dem neuen König 1000 Talente versprechen ließ (158 v. Chr.). Ariarathes fand Unterstützung bei Eumenes, der zunächst in der Person des Alexandros Balas, eines angeblichen Sohnes des Antiochos IV., dem Demetrios einen Gegenprätendenten aufstellte, der sich in Kilikien einen Anhang gewann (*Diod.* XXXI, 32a). Indessen 157 v. Chr. starb Eumenes, und sein Bruder und Nachfolger Attalos II. wurde unmittelbar darauf von Prusias II. von Bithynien so heftig angegriffen, daß er zunächst nicht helfen konnte (s. *Pol.* XXXII, 22. 27). In Rom aber, wohin sich alle Parteien wandten, ließ man die günstige Gelegenheit zur Schwächung Kappadokiens nicht vorübergehen; der Senat beschloß, beide Brüder sollten gemeinsam regieren (*App.* Syr. 47. beschönigt bei *Liv.* Epit. 47). Indessen Orophernes machte sich in Kappadokien durch seine Erpressungen und Mordthaten so verhaßt, daß es dem Ariarath gelang, das ganze Reich wiederzugewinnen (156 v. Chr.); *Pol.* XXXII, 22. 24. 25. *Diod.* XXXI, 32—34. *App.* Syr. 48. *Trog.* Prol. 34. *Justin.* 35, 1. Münzen des Orophernes: Newton, Numism. Chron. New Ser. XI, 19 fg. — Händel des Ariarathes mit Priene über ein Depositum des Orophernes im Jahre 155: *Pol.* XXXIII, 6. *Diod.* XXXI, 32. Newton l. c.)

Nach seiner Wiedereinsetzung unterstützte Ariarathes zusammen mit dem pontischen Könige Mithradates den Attalos gegen Prusias II. (154 v. Chr., *Pol.* XXXIII, 12). Ein Versuch des Demetrios, den Orophernes aufs neue nach Kappadokien zu führen, scheiterte daran, daß der König entdeckte, sein Gast habe inzwischen die Antiochener aufzuwiegeln gesucht, und ihn infolge dessen gefangen setzte (*Justin.* 35, 1). Bald darauf erlag Demetrios dem jetzt von Attalos, Ptolemaios und Ariarathes unterstützten Alexander Balas (151 v. Chr.). Für Kappadokien ist Ariarathes' IV. Regierung epochemachend; erst dieser König, ein edler und hochgebildeter Mann, der zum Beispiel mit dem Akademiker Karneades in Briefwechsel stand (*Diog. Laert.* IV, 65) hat das Land der hellenischen Cultur geöffnet — wie Orophernes den ionischen Luxus einführte (*Diod.* XXXI, 19. *Pol.* XXXII, 25). Sein Vater mag schon damit begonnen haben, wenigstens hat er die Stadt Ariarathea gegründet (Steph. Byz.). Wichtiger ist, daß jetzt Tyana und Mazaka hellenische Städteverfassung erhielten — in letzterem Orte gelten seitdem die Gesetze des Charondas (*Strabo* XII, 2, 9). Beide Städte werden dabei in Eusebeia (am Tauros und am Argaos) umgetauft, doch wol eher nach Ariarathes IV. Eusebes Philopator als nach seinem Vater; vergl. Droysen, Gesch. d. Hellenen, III. 2, 264.

Unsere Kenntniß der folgenden Zeit beruht ausschließlich auf *Justin.* 37, 1; 38, 1—7 und den ziemlich zahlreichen Münzen — nach Eckhel, Visconti, Mionnet zusammengestellt von Borell, Num. Chron. New Ser. II, und dazu Friedländer, Zeitschr. f. Num. IV, 10. 270. Ich gebe den Abriß der Geschichte nach meiner Geschichte von Pontos, S. 89 fg., unter Berücksichtigung der Bemerkungen von v. Gutschmid, Lit. Centr. 1880, S. 869, die ich für richtig halte.

Ariarathes IV. leistete den Römern im Kriege gegen Aristonikos Zuzug (131 v. Chr.), fiel aber im Kampfe. Seinen Kindern überwiesen die Römer zur Belohnung die lykaonisch-kilikischen Grenzgebiete (im wesentlichen wol den Westen von Garsauritis und Ivanitis). Die fünf ältesten Söhne wurden indessen von ihrer Mutter Laodike oder Nysa umgebracht, die dann im Namen des sechsten, noch unmündigen, Ariarathes V. Epiphanes, regierte, indessen bald vom Volke erschlagen wurde. Gegen Ariarathes V. hat Mithradates V. Euergetes Krieg geführt (*App.* Mithr. 10); um 112 v. Chr. wurde er, angeblich auf Anstiften des Mithradates VI., von dem vornehmen Kappadoker Gordios ermordet. Seinem jungen Sohn Ariarathes VI. Philometor, für den die Mutter Laodike, eine Schwester des Mithradates IV., regierte, drängte sich Nikomedes II. von Bithynien als Stiefvater auf. Mithradates VI. verjagte denselben und stieß wenig später seinen Neffen bei einer Verhandlung im Angesicht beider Heere nieder (100/99). Darauf machte er seinen achtjährigen Sohn zum König, der den Namen Ariarathes VII. Eusebes Philopator annahm,

später auch für einen Sohn des Ariarathes IV. ausgegeben wurde. Der Versuch eines Bruders des Ariarathes VI., den Fremdherrscher zu verdrängen, mislang (um 95). Jetzt suchte Nikomedes das Land aufs neue zu gewinnen; in den Verhandlungen, die darüber in Rom geführt wurden, entschied der Senat, Kappadokien solle frei sein (93 v. Chr.). Indessen der Adel verbat sich dies problematische Geschenk und bat um die Erlaubniß, einen König wählen zu dürfen. Die Wahl fiel auf Ariobarzanes; indessen Mithradat behauptete, der vorhin erwähnte Gordios habe die Majorität erlangt, und ließ ihn durch seinen Schwiegersohn Tigranes von Armenien auf den Thron setzen (92 v. Chr.). Da schritt im Auftrage des Senats der Propräter von Kilikien, L. Sulla, ein, verjagte Gordios und die Armenier, und setzte Ariobarzanes auf den Thron. Indessen derselbe wurde ein zweites Mal im Jahre 91, und dann nach M'.Aquillius' Intervention wieder im Jahre 88 — beim Ausbruch des ersten mithradatischen Kriegs — von dem pontischen König zu Gunsten des Ariarathes VIII. verjagt und kam in den dauernden Besitz seines Reiches erst, als Pompejus den Mithradates definitiv besiegt hatte und nun die Verhältnisse Asiens ordnete.

Das Haus des Ariobarzanes beherrschte durch drei Generationen Kappadokien als römischen Vasallenstaat, der durch Pompejus um Tomisa in Sophene und das von Kilikern bewohnte Gebiet von Kastabala und Kybrista nördlich vom Tauros erweitert wurde (*Appian.* Mithr. 105. *Strabo*, XII, 1, 4; 2, 1. 7 u. a.), im übrigen aber von jetzt an in alle Parteiintriguen der römischen Großen verflochten blieb (Ariobarzanes I. Philoromäos 93 — ca. 59, Ariobarzanes II. Philopator, seit 63 Mitregent seines Vaters, ermordet 52; Ariobarzanes III. Eusebes Philoromäos, durch Cassius' Truppen ermordet; sein Bruder Ariarathes VIII. Eusebes Philadelphos 42—36 v. Chr., vergl. C. J. Att. III, 541—543; Genaueres erfahren wir namentlich aus Cicero, Ad fam. XV). Gegen den letzten König unterstützte Antonius schon im Jahre 41 den Prätendenten Sisines (*App.* Civ. V, 7. *Strabo* XII, 2, 5); im Jahre 36 setzte er ihn ab und übertrug dem (Halb?-) Bruder des letzteren, Archelaos, einem Enkel des bekannten Feldherrn des Mithradates VI., die Herrschaft. Derselbe wurde von Augustus bestätigt und noch mit dem rauhen Kilikien belehnt, um hier dem Räuberwesen ein Ende zu machen (*Strabo* XIV, 5, 6 u. a.). Dieser König hat in Kappadokien die Stadt Archelais gegründet. Im Alter wurde er gichtisch und schwachsinnig, sodaß Augustus ihm einen Procurator setzte (*Dio* 57, 17). Im Jahre 17 n. Chr. berief Tiberius ihn zur Verantwortung nach Rom, wo er starb. Darauf wurde Kappadokien in eine Provinz verwandelt (*Tac.* Ann. II, 42. *Strabo* XII, 1, 4 u. a.). Doch erscheint Archelaos' gleichnamiger Sohn noch im Jahre 36 n. Chr. als Herrscher in einem Theile Kilikiens (*Tac.* Ann. VI, 41. — Vergl. C. J. Att. III, 545—549. Mommsen, Ephem. epigr. I, 276).

Seitdem ist Kappadokien bis auf die Seldschukenzeiten römisch geblieben und in diesem fast tausendjährigen Zeitraume allmählich völlig hellenisirt. Namentlich suchten die Römer hier wie überall das Städtewesen zu heben, wenn auch der Natur des Landes nach dies nur in weit geringerem Umfange möglich war als selbst in Pontos (vergl. Kuhn, Städt. u. bürgerl. Verf. des röm. Reichs. II, 230 fg.). Im 2. Jahrhundert n. Chr. scheint man in den Städten schon allgemein griechisch gesprochen zu haben, freilich mit wenig correcter Aussprache (*Philostr.* Vit. Apoll. I, 8; Vit. soph. II, 13), und allmählich ist die einheimische Sprache völlig erloschen, zum Theil wol erst unter dem Einflusse des Christenthums. Freilich eine höhere griechische Cultur konnte sich im Lande nur wenig verbreiten; es ist charakteristisch, daß hier wie im innern Pontos im Gegensatz zu dem ganzen übrigen Kleinasien die antiken Ruinen sehr unbedeutend sind und griechische Inschriften nur in sehr geringer Anzahl vorkommen, noch dazu meist erst aus christlicher Zeit. — Ueber die Organisation der Provinz s. Kuhn, l. c. II, 144 fg.; Marquardt, Röm. Staatsverwaltung I, 207 fg.

Denkmäler des Alterthums hat Kappadokien nur wenige aufzuweisen. Außer den Ruinen von Üjük und den Sculpturen von Boghazkiöi (s. o.) sind namentlich mehrere Felsengräber, zum Theil aus griechischer Zeit, zu erwähnen, die ja überall in Kleinasien vorkommen (s. vor allem Perrot, Explor. de la Bithynie etc.). Interessanter sind die zuerst von P. Lucas entdeckten, vielfach abgebildeten Troglodytenwohnungen, zahllose Kammern, welche in die eigenthümlich gestalteten Tuffkegel der Gegend von Urgüb (westlich von Mazaka) eingehauen sind und als Wohnungen dienten. Dieselben scheinen erst einer späteren Epoche anzugehören (Abbildungen bei Texier, Hamilton u. a. Vergl. A. D. Mordtmann, Die Troglodyten in Kapp., Ber. Münch. Akad. 1861. II.).

Aeltere Darstellungen der Geschichte Kappadokiens von Freret, Mem. de l'ac. des inscr. XIX; Hiſely, Disp. de historia Cappadociae, 1833; Clinton, Fast. hellen. III, 429—438. (*Eduard Meyer.*)

Kappel, verschiedene Ortschaften in Deutschland und in der Schweiz (Kappeler Krieg), s. Cappel.

Kappeln, Stadt an der Schlei, in der jetzigen preuß. Provinz Schleswig-Holstein (Kappeler Pöflinge). s. Cappeln.

KAPPENMUSKEL. Der Kappenmuskel oder Mönchskappenmuskel (Cucullaris, Trapezius) ist der oberflächlichste Muskel in der Nacken- und Rückengegend. Er ist dreieckig gestaltet. Beide Muskeln zusammen haben aber eine schiefe, vierseitige Gestalt, indem sie in der Mittellinie, längs der Dornfortsätze, aneinanderstoßen. Der Kappenmuskel entspringt vom innern Drittel der obern halbmondförmigen Linie des Hinterhauptbeines, vom Nackenbande und von den Dornfortsätzen des 7. Halswirbels bis zum 12. Rückenwirbel hinab, sowie von den dazwischen befindlichen Spitzenbändern. Die so entsprungenen Fasern verlaufen convergirend gegen die Schulter hin und befestigen sich hier am äußern Drittel des Schlüsselbeines am innern Rande der Grätenecke und an der obern Lippe der Schultergräte. Bisweilen reicht

der Ursprung des Muskels nicht bis zum letzten Rückenwirbel herab; bisweilen fehlt auch die vom Hinterhauptbeine kommende Portion. — Der Muskel zieht die Schulter nach oben und innen.

(*F. W. Theile.* — *A. Winter.*)

KAPSDORF oder Kabsdorf (ung. Kaposztalva), ein Marktflecken, mit 1566 größtentheils slowakischen Einwohnern, im Zipser Komitat Ungarns, in der Nähe des Hernadflusses, an der Kaschau-Oderberger Bahn, nordwestlich von Iglo oder Neudorf. Der Ort gehört zu den sogenannten 24 zipser Städten und war ursprünglich von Deutschen bewohnt, die im Verlaufe der Zeit nach Slawonien, sowie auch andere deutsche Ortschaften im Hernad- und Poprádthal. Es befinden sich dort Grenzwerke. Der nahe Berg heißt Schauberg oder Zufluchtsfelsen (Lapis refugii). Als nämlich die Mongolen im Jahre 1241 auch die zipser Städte verheerten, flüchtete sich der „Sachsengraf" Jordan mit den Stadtrichtern und dem Volke des ganzen Gebiets auf den von zwei Bächen auf drei Seiten umflossenen waldigen Felsberg, befestigte ihn mit einer Ringmauer und baute innerhalb derselben auch eine Kirche. Dort blieben sie fast drei Jahre lang und hatten mit großer Noth zu kämpfen. Nach dem Abzug der Mongolen erbauten sie angeblich die Stadt Leutschau, den Schauberg aber schenkten sie im Jahre 1290 zwei Kartäuser-Mönchen, die nun daselbst zu Ehren der heiligen Maria, Johannes des Täufers und der heiligen Margarethe ein Kloster errichteten. Vom Kloster sind nur noch die Grundmauern zu sehen, die Mauern der Kirche jedoch stehen noch zum größten Theil; die Steine sind ohne Mörtel nur mit Erde und Moos zusammengefügt. Südlich davon sind Höhlen, die einst vielleicht Keller waren.

(*J. Hunfalvy.*)

KAPSEL heißt in der anatomischen Nomenclatur gleichwie im gewöhnlichen Leben ein Theil, welcher eine schachtel- oder futterartige Umhüllung bildet, mag nun der betreffende Theil nur von der Kapsel umschlossen werden, ohne mit ihr verwachsen zu sein, wie die Krystalllinse des Auges von ihrer Linsenkapsel, oder mag die Umhüllung mit dem Umschlossenen verwachsen sein, wie dies mit der sogenannten Glissonischen Kapsel der Leber der Fall ist. Im besondern werden aber die fibrösen Theile, welche im Umfange von Knochen- oder Knorpelgelenken vorkommen und die Gelenkhöhle oder vielmehr die Synovialkapsel mehr oder weniger futteralartig umgeben, Kapseln genannt. Sind diese Kapseln dünn und gleichsam nur zum Schutz der Synovialkapseln dienend, sodaß die Befestigung der zum Gelenk gehörigen Theile durch besondere runde, bündelförmige Faserbänder bewirkt wird, dann heißen sie Kapselbänder (ligamenta capsularia). Bildet aber die fibröse Kapsel im ganzen Umfange des Gelenks eine gleichmäßige, ununterbrochene Schicht, welche ebenso zum Schutze der Synovialhaut wie zur wirklichen Befestigung der Knochen dient, z. B. jene im Pfannengelenke und Schultergelenke des Menschen, dann wird sie eine Kapselhaut (membrana capsularis) genannt. (*F. W. Theile.* — *A. Winter.*

KAPSEL (capsula) heißt in der beschreibenden Botanik jede aus mehrern verwachsenen Fruchtblättern gebildete, mehrfächerige oder nur durch Fehlschlagen einfächerige, in verschiedener Weise sich öffnende Trockenfrucht. Hierdurch unterscheidet sie sich auch von der Balgkapsel, welche nur aus einem Fruchtblatte gebildet ist und sich nur in der Bauchnaht öffnet; man nennt deshalb diese Fruchtart passender Balgfrucht (folliculus). Gewöhnlich springt die Kapsel der Länge nach in Klappen auf, viel seltener in der Quere mit einem Deckel (capsula operculata s. circumscissa), z. B. bei Hyoscyamus, Anagallis, Plantago, Lecythis u. a., ebenso öffnet sie sich selten in Zähnen oder Löchern. Sie ist außerdem wie der Fruchtknoten, aus dem sie entstanden, ober- oder unterständig und ein- oder mehr- bis vielfächerig. In eigenthümlicher Weise ist die von der stehenbleibenden, schildförmigen Narbe gekrönte Kapsel des Mohns (Papaver) gebildet, bei welcher sich im Innern unvollständige scheinbare Scheidewände finden, welche auf ihren beiden Seiten sehr zahlreiche, kleine Samen tragen. Diese scheinbaren, aber in der Mitte der Höhlung nicht zusammenstoßenden Scheidewände sind daher Samenleisten, welche von den Wandungen der Fruchthöhle plattenartig ins Innere einspringen und dadurch scheidewandähnlich erscheinen. Eine andere abweichende, aber mit der eben beschriebenen verwandte Form ist die schotenartige Kapsel (capsula siliquaeformis) bei Corydalis und Chelidonium, welche einfächerig, zweiklappig und mit zwei gegenüberstehenden wandständigen Samenträgern versehen ist, von welchen sich bei der Reife die Klappen ganz ablösen. Bisweilen springen die Kapseln elastisch auf, wodurch ein Fortschleudern der Samen bewirkt wird. Dies findet z. B. bei Impatiens noli me tangere und andern Arten dieser Gattung schon bei leiser Berührung der Kapseln statt und ist eine Folge der großen, durch Saftfülle entstandenen Spannung in den äußern Zellenschichten der Fruchtknotenwand, welche ein Zerreißen der Nähte bewirkt. Andere Kapseln öffnen sich mit Geräusch oder Knall, namentlich bei den Euphorbiaceae, in geringerem Maße schon bei den einheimischen Wolfsmilcharten, weit stärker bei einigen in den Tropen vorkommenden Mitgliedern dieser Familie, z. B. bei Hura crepitans, bei welcher das Aufspringen der Kapsel von den Reisenden mit einem Pistolenschuß verglichen wird. — Unter Kapselfrüchten im weiteren Sinne hat man alle Früchte mit aufspringender Schale, bisweilen sogar geschlossen bleibende Früchte mit trockener Fruchthülle verstanden, jedoch wird dadurch der Begriff des Wortes unsicher und schwankend, weshalb es rathsam ist, hiervon Abstand zu nehmen. (*Garcke.*)

Kaptschatkisches Fürstenthum oder das Khanat der Goldenen Horde, s. unter Mongolen.

KAPUDAN PASCHA ist in der Türkei der Titel des Marineministers und zugleich Großadmirals. Das Wort, in organischer Lautveränderung aus capitano gebildet, erinnert an die Zeit, wo Italien, welches selber sein amiraglio (amir al bahr), sein darsana (dâr es san'a) u. a. m. dem Orient entlehnt hatte, auf dem

Mittelmeer für die Ausbildung des Seewesens mustergültig war und auch für die sich erst bildende türkische Flotte die Lehrmeister lieferte. Bis vor wenigen Jahren war der Kapudan Pascha zugleich mit der Generalstatthalterschaft der der Pforte unterstehenden Inseln des Aegäischen Meeres betraut; eine in jedem Sommer mit der gesammten Flotte durch die Dardanellenstraße gemachte Expedition gab ihm damals Gelegenheit, durch Ein- und Absetzen der Behörden seine Autorität zu beweisen und überall den Tribut zu erheben. Ueberhaupt galt der Kapudan Pascha immer wie für einen der mächtigsten, so für einen der am besten dotirten Großwürdenträger der Pforte; bei Aufzählungen der Minister findet er sich in der Regel zunebst dem Seraskier, Kriegsminister, gleich hinter dem Großvezier und Großmufti erwähnt. Vor allem wegen der damit verknüpften Einnahme war der Posten immer in der hohen türkischen Beamtenwelt ein Ziel des Ehrgeizes und wurde von den Sultanen als Zeichen besondern Wohlwollens ohne Rücksicht auf theoretische oder praktische Vorbildung verliehen. Namentlich die Damads, kaiserliche Schwäger und Schwiegersöhne, erlangten dadurch die Mittel, mit ihren vornehmen Frauen standesgemäß leben zu können. In neuerer Zeit ist dem Kapudan Pascha ein alle technischen, administrativen und Commando-Angelegenheiten behandelndes Marineconseil, Schurâ-i-Bahriji, zur Seite gesetzt und ihm dadurch viel von seinem früheren Einfluß auf die Schiffsbauten und das Personal entzogen worden; da außerdem hinfort bei Besetzung des Postens die fachmännische Qualification den Ausschlag geben soll, so dürfte der Inhaber eine seinen europäischen Collegen mehr analoge Stellung haben. Der Kapudan Pascha residirt in dem Palais des Arsenals, Tersana nach dem italienischen darsana genannt, einem den großherrlichen Kriegshafen von Konstantinopel überragenden stattlichen Gebäude auf dem Norduser des Goldenen Horns, inmitten der großartigen Schiffswerften, Marinebedarf-Fabriken und Vorrathshäuser jener Anstalt, deren Oberaufseher, der Tersana nasiri, als der höchste Ministerialbeamte zur Zeit des Sultans Abdul-Asis, als aus Sparsamkeitsrücksichten das Amt eines Kapudan Pascha zeitweilig unterdrückt worden war, die Geschäftsleitung zu übernehmen hatte. Die Inseln des Aegäischen Meeres bilden jetzt eine von der Admiralität unabhängige Statthalterschaft mit dem Titel Dschesair-i-bahr-i-sefîs wilajeti, Statthalterschaft der Inseln des Weißen Meeres. *(G. Rosen.)*

KAPUDSCHI, von Kapu, die Pforte, bedeutet im Türkischen im allgemeinen einen Thürhüter. Häufig erwähnt findet man das Wort in der speciellen Bedeutung eines Thürhüters des großherrlichen Serai. Die Kapudschi bildeten früher ein zur Leibwache des Sultans gehöriges besonderes Corps in eigener Uniform, welches von der Zahl weniger Hunderte allmählich auf beinahe 2000 Mann gebracht wurde, und welchem die Hut der Außenthore des Serai von Constantinopel oblag. Die Offiziere dieser Mannschaft, 12 an Zahl, führten den Titel Kapudschi-Baschi, Oberpförtner, und wurden als hohere Hofbedienstete angesehen, weshalb sie auch wol mit den Kammerherren der europäischen Höfe verglichen worden sind. Dieselben wurden in ähnlicher Weise wie die Tschausche zu den mannichfaltigsten Diensten gebraucht; wiederholt finden wir sie als außerordentliche Pforten-Botschafter an den europäischen Höfen, namentlich aber fiel ihnen die Ueberbringung der seidenen Schnur an misliebig gewordene hohe Beamte, ja bisweilen der Auftrag meuchlerischer Wegräumung solcher zu. Seit der Einführung des Tanzimat, als das Garde-Armee-Corps (Chasse-Ordussu) gebildet wurde und den Wachdienst in den großherrlichen Residenzschlössern übernahm, verloren die Kapudschi ihre Bedeutung, doch blieb das Corps unter dem Sultan Abdul-Medschid bestehen und diente ihm bei feierlichen Aufzügen als Ehrengeleit. Zugleich wurde der Titel Kapudschi-Baschi zur Bezeichnung einer Rangabstufung im Civildienst gemacht und als solche in der Regel dem Kaimakam (s. d.) als Statthalter eines Sandschak verliehen, von welcher Stellung er zu dem höheren Range eines Miri-Mirân oder Beglerbeg und zu dem Amte eines Mutessarrif oder Wali avanciren konnte. *(G. Rosen.)*

KAPUVÁR, ein ungarischer Marktflecken im Oedenburger Comitat, an einem Nebenarme des Raabflusses, südlich vom großen Moor Hanság, das sich östlich vom Neusiedler See (ung. Fertö) erstreckt. Es befindet sich daselbst ein altes fürstlich Esterházy'sches Schloß. Ehemals war hier eine bedeutende Festung, welche in den Türkenkriegen eine wichtige Rolle spielte, doch im J. 1708 zerstört wurde, sodaß jetzt kaum noch eine Spur davon zu sehen ist. Der Ort hat nach der Zählung von 1880: 5617 größtentheils ungarische und römisch-katholische Einwohner. Als Curiosum erwähnen wir, daß im J. 1749 in dem Kapuvárer Walde von zwei Fischern ein wilder Knabe gefangen und ins herrschaftliche Schloß gebracht wurde, der in den Wassertümpeln des Hanság nach Art der Amphibien gelebt hatte. „Der Knabe" — so heißt es in dem amtlich aufgenommenen Protokoll — „war nackt, hatte einen sehr runden Kopf, kleine Augen, wenig eingewölbte Nase, breiten Mund, am ganzen Körper, sogar am Kopfe, keine gewöhnliche Menschenhaut, sondern eine schuppenartige knotige Rinde, langgestreckte Gliedmaßen, besonders an Händen und Füßen doppelt lange Finger und Zehen, und fraß blos Gras, Heu und Stroh, litt keine Kleidung, und wenn er keine Menschen um sich erblickte, so sprang er sogleich in das um das Schloß befindliche Grabenwasser und schwamm gleich einem Fische. Fast ein Jahr war er im Schlosse, aß bereits gekochte Speisen, ließ sich auch ankleiden und fing ziemlich an, ein Mensch zu werden, als eben aus diesem Grunde die Trabanten ihm zu viel trauten, sodaß dieser Knabe unverhofft in Verlor gerathen und nicht mehr gefunden worden ist. Vermuthlich ist er in die unweit vom Schlosse vorbeifließende Raab gesprungen und abermals in den Hanság geschwommen." — Man hatte ihn, als er ins Schloß gebracht worden war, weil er gar nichts reden konnte, bedingungsweise getauft und ihm den Namen Stephan gegeben, daher wurde er im Ungarischen Hany Istók genannt. *(I. Hunfalvy.)*

KAPUZINADE. Es ist Sitte geworden, mit diesem Worte eine Predigt zu bezeichnen, welche den Charakter der Kapuzinerpredigten trägt und zwar nach der Seite der bitter tadelnden, verdammenden Urtheile, der grellen Farbe, der derben, volksthümlichen Bilder und Wendungen, der karikirenden Uebertreibungen, der Tendenz lächerlich zu machen, welche sich unter Umständen dadurch selbst lächerlich macht. Aus der christlichen Homiletik und, abgesehen von den wirklichen Kapuzinern, beispielsweise bekannt viele Predigten des wiener Augustinermönches Abraham a Sancta Clara, wie wenn er den Hoffrauleins zu ihrer Sinnesänderung verhält: Ihr habt jetzt volle, rosige Wangen, aber mit der Zeit wird ein ausgepfiffener Dudelsack daraus; ihr habt jetzt schöne, alabasterne Näslein, aber mit der Zeit wird ein alter Kalender daraus, darinnen alle Zeit feucht Wetter anzutreffen ist. Unter den protestantischen Homiletikern nennen wir beispielsweise den frankfurter (a. M.) Geistlichen, von welchem wir Predigten über den Hexenteufel besitzen*), und seine Amtsgenossen bei Halle an der Saale aus dem Ende des 18. und dem Anfange des 19. Jahrh. Für den allgemeinen Sprachgebrauch, und zwar in Deutschland, hat sich dies Wort wol besonders seit Schiller eingebürgert, welcher in Wallenstein's Lager einem Kapuziner die allbekannten, wiederholt an die Bußpredigt Johannes des Täufers anknüpfenden Verse in den Mund legt. — Die Terminalbildung des Wortes ist diejenige von Jobsiade, Harlequinade, Hanswurstiade und theilt mit ihr den Charakter des Komischen, des Lächerlichen. (*J. Hasemann.*)

KAPUZINER (die), auch Capuziner. So heißen die Mitglieder eines romisch-katholischen Mönchsordens, welcher aus demjenigen der Franziskaner (1223 bestätigt) hervorgegangen ist. Letztere, bereits durch den Stifter in die drei Stufen der Minores, Clarissae (weiblich) und Poenitentes geschieden, verzweigten sich bald noch mehr. Sie hatten indeß, als Bettelmönche, sämmtlich die Gelübde des unbedingten Gehorsams, der vollkommenen Keuschheit und der gänzlichen Armuth, sowie das graue härene Gewand mit einem Strick um den Leib, woran eine Geißel hing, und die Kapuze (von Caputium, Kopfbedeckung)**) gemein, und zwar in runder, kurzer Form, während die Kapuziner sich durch eine lange, spitze unterschieden und außerdem einen langen Bart trugen, resp. tragen. Schon 1426 entstand unter den Observanten-Franziskanern eine eigene Congregation, welche sich nach ihrer capuziola benannte, aber schon 1434 wieder einging. Immer neue Abzweigungen tauchten unter den Franziskanern auf, namentlich unter den Minoriten. Einer derselben, Matthäus von Bassi, verließ in dem Streben, die Ordensregeln, auch in allen Aeußerlichkeiten, streng auf das Vorbild des Stifters zurückzuführen, namentlich in der Ueberzeugung, daß dieser nicht eine kurze, runde, sondern eine hohe, spitze Kapuze getragen habe, 1525 sein Observantenkloster Montefalcone in Italien und erhielt 1526 von dem Papste Clemens VII, welcher ihm erlaubte, in der von ihm erwählten Weise ein Eremitenleben zu führen und überall zu predigen. Ihm schlossen sich der Observanten-Franciscaner Ludwig von Fossombrone an, welchem noch 1526 Clemens VII ein Breve ertheilte. Da trotzdem der Observanten-Provinzial der Mark Ancona gegen beide mit harten Verfolgungen auftrat, so fanden sie Schutz bei dem Herzoge von Camerino, welcher es erwirkte, daß sie mit ihren zwei andern Genossen als Fratres minores Eremitae von den Camaldulenser-Observanten aufgenommen wurden. Unterm 18. Juli 1528 gab Clemens dem Ludwig von Fossombrone und seinem Bruder Raphael eine Bulle, kraft deren sie als eine besondere Congregation bestätigt, von den Observanten losgelöst und den Conventualen untergeordnet wurden, sodaß sie nur einen Generalvicar haben und im besondern bei Processionen nicht unter einem eigenen Kreuze, sondern unter dem der Conventualen einhergehen sollten. Von den Kindern anfangs spottweise Capucini genannt, führten sie fortan diesen Namen. Ihr erstes Kloster war das von Colmenzone, welches ihnen die Herzogin von Camerino schenkte; 1529 besaßen sie vier Klöster, sämmtlich in Italien.

In dem zuletzt genannten Jahre hielt Ludwig von Fossombrone zu Albacina das erste Kapitel ab, durch welches die für die Zukunft gültigen Statuten aufgestellt wurden. In diesen ist unter anderm verordnet, daß der Gottesdienst in der alten strengen Observanz gehalten, für keine Messe eine Bezahlung oder Vergütung angenommen, täglich zwei Stunden still gebetet, den ganzen Tag über mit wenigen Ausnahmen stillgeschwiegen, das Geißeln fleißig geübt, kein Fleisch, kein Ei, kein Käse gebettelt, dasselbe aber und anderes, wenn freiwillig dargeboten, angenommen, Vorrath nur auf drei, höchstens sieben Tage gesammelt werden soll. Fleisch- und Weingenuß ward nicht absolut verboten, aber die höchste Mäßigkeit hierin geboten. Die Kleidung soll ärmlich, grob und eng sein. Die Mitglieder sollen in der Regel barfuß gehen, weder zu Pferd noch zu Wagen reisen. Die Gesellschaft darf durch dritte Personen keine Geschäfte machen, kein Besitzthum haben, wie dies bei andern Bettelorden geschehen sei. Die Klöster sollen in „erbärmlicher" Gestalt hergestellt werden und in der Regel nur sechs oder sieben Brüder, höchstens zehn bis zwölf in sich schließen. An der Spitze steht ein Generalvicar, unter welchem Provinzial, Custoden und Guardiane ihr Amt verwalten; ersterer wird in jedem dritten, letztere in jedem Jahre neu gewählt. In Betreff der geistlichen Thätigkeit sagt die Constitutio XXXVI von 1529: „Superiores eos praedicatores, quos ampliori praedicationis gratia praeditos noverint, otiosos esse non sinant, sed in vineam Domini mittant, ut in ea non modo quadragesimali tempore, sed aliis quoque anni temporibus laborent. Qui vero ad id munus ordinati fuerint, meminisse debent, potissimam praedicationis partem esse ipsius

*) Vgl. v. Berlepsch, Chronik der Gewerbe.

**) Ueber diese Kopfbedeckung vgl. die beschreibenden und illustrirten Werke über die Kleidertracht u. s. w., z. B. den Atlas zur Culturgeschichte von A. v. Eye.

pra dicatoris vitam atque honestam conversationem. Quapropter minus verborum ornatum ac subtiles speculationes curantes, magis audientium utilitati studeant pureque ac simpliciter sanctum Domini nostri Evangelium praedicent." — Zum ersten Generalvicar wählte 1529 das Kapitel den Matthäus von Bassi, aber schon nach zwei Monaten, als dieser abdankte, den zweiten Stifter, Ludwig von Fossombrone, welcher bis 1535 in dieser Stellung blieb. Unter ihm nahm der Orden stark zu und gewann namentlich in Rom und Neapel neue Ansiedelungen. Nachdem er in der letzten Zeit durch Papst Clemens angefeindet worden war, erfreute er sich unter Paul III. einer förderlichen Gunst.

Das Kapitel von 1535 ernannte Ludwig von Fossombrone nicht wieder zum Generalvicar, sondern statt seiner Bernhard von Asti, welcher sich um die Organisation des Ordens große Verdienste erwarb. Gegen die Gültigkeit dieser Wahl protestirte zwar Ludwig bei dem Papste und dieser ließ 1536 unter dem Vorsitze eines Cardinals ein neues Kapitel halten; aber dieses bestätigte Bernhard und stieß jenen aus dem Orden aus. Diesen verließ gleichzeitig auch Matthäus von Bassi, welcher jetzt die von ihm selbst angeordnete lange Spitze der Kapuze abschnitt und in dieser Tracht vermöge einer Erlaubniß von dem Papste Clemens frei predigend umherzog. Das Jahr 1536 brachte dem Orden die ausdrückliche päpstliche Anerkennung des Namens der „Kapuziner". Im Jahre 1538 wurde Bernhardin von Occhino, welcher 1534 von den Observanten-Franciscanern zu den Kapuzinern übergetreten war und sich den Ruhm des heiligsten, demüthigsten, geduldigsten Mönches, des beredtesten, gewaltigsten, glühendsten Bußpredigers erworben hatte, gegen sein Sträuben zum Generalvicar erwählt, eine Würde, welche man ihm 1541 noch einmal aufnöthigte. Aber zwei Jahre später trat er gegen die Papstgewalt und ihre Interessen auf, nahm die Partei der Reformation, siedelte nach Genf über und verheirathete sich.

Hierdurch veranlaßt, wollte der Papst, welcher in ihm wol auch andere oppositionelle Elemente wahrnahm, den Orden ganz aufheben und verbot seinen Mitgliedern zunächst das Predigen. Die Mehrzahl derselben wurde durch Bernhardin's Abfall derart geschreckt und betroffen, daß der Orden von jetzt ab auf höheres geistiges Leben, freie Forschung und Kritik, wissenschaftliche Bildung so gut wie ganz verzichtete. Man brachte dem Papste in demuthsvollster Weise das Gelübde der Unterwürfigkeit und Dienstfertigkeit entgegen, und so nahm dieser den Entschluß der Aufhebung und 1545 das Verbot des Predigens zurück. Erst von dieser Zeit an wurden die Glieder des Ordens die echten, eigentlichen Kapuziner nach demjenigen Begriffe, welchen man mit diesem Namen jetzt zu verbinden pflegt; fortan suchten und fanden sie fast ausnahmsweise die Charaktereigenthümlichkeit ihres Auftretens und ihrer „Religion" in strengster Enthaltsamkeit von leiblichen Genüssen, in härtesten Kasteiungen, in absichtlicher Vernachlässigung des Körpers und seiner äußeren Erscheinung, in Misachtung der weltlichen Wissenschaft und Cultur, in kräftiger und derber, oft gemeiner und plumper Beredsamkeit, durch welche sie bei den Ungebildeten populär wurden und materielle Gunst erwarben. Ihrer Kirche treu ergeben, erwiesen sie sich als deren aufopferungsvolle, kühne Missionare und als tapfere Kämpen gegen die Reformation.

Waren die Kapuziner bis 1573 vermöge päpstlicher Verbote auf Italien beschränkt, so erlangten sie jetzt auf die Fürbitte Königs Karl IX. von Frankreich die Ermächtigung, sich auch in andern Ländern anzusiedeln, und machten namentlich Paris zu einer Stätte ihrer Thätigkeit. Im Jahre 1593 drangen sie nach Deutschland vor, zunächst nach Innsbruck, um dieselbe Zeit nach der Schweiz, seit 1606 nach Spanien; 1619 löste sie der Papst aus dem Verbande mit den Conventualen, sodaß sie damals ihren ersten eigenen General wählen und bei Processionen unter ihrem eigenen Kreuz gehen durften. Bald zogen sie mit den Spaniern und Portugiesen übers Meer und wirkten in Amerika, Afrika, Asien als Heidenbekehrer. — Im 18. Jahrhundert, vor der Französischen Revolution, sollen sie in allen Ländern der Erde zusammen 1700 Klöster mit 25,000 Insassen — wahrscheinlich die Novizen, Kleriker und Laienbrüder mitgezählt — besessen haben. Allen Franciscanern zusammen, mit Einschluß der Kapuziner, werden für die damalige Zeit 7000 Klöster mit 115,000 „Mönchen" zuertheilt.

Als am Ende des 18. Jahrhunderts, nachdem ähnliche, wenn auch mildere Maßregeln in Oesterreich-Ungarn durch Joseph II. und anderwärts vorausgegangen waren und den Klosterbestand, namentlich der Jesuiten, geschwächt hatten, die große Französische Revolution dem Mönchs- und Nonnenwesen in Frankreich und andern Ländern durch gänzliche Unterdrückung harte Schläge beigebracht hatte, wurden hiervon und in erster Linie besonders die Bettelorden betroffen, mithin auch die Kapuziner, welche schon längst zu den am meisten fanatischen Werkzeugen der den Revolutionären verhaßten kirchlichen Hierarchie gezählt werden mußten.

In Frankreich, wo seit 1789 alle Klöster für aufgehoben erklärt wurden, begann seit 1815 das Mönchswesen sich wieder zu heben und die Revolutionen von 1830 und 1848 waren ihm in ihren Folgen so wenig nachtheilig, daß es besonders unter Napoleon III. einen starken Aufschwung nahm. 1850 gründeten die Kapuziner in Paris, wo man sie seit vielen Jahrzehnten nicht gesehen hatte, 1852 in Lorgues eine Niederlassung, obgleich sie zu den vom Staate nicht anerkannten Congregationen gehörten. Dasselbe geschah 1857 zu Caën. Die seit 1860 eingetretene Spannung zwischen Napoleon und der römisch-katholischen Hierarchie führte 1861 zur Ausweisung der fremden Kapuziner und Redemptoristen. Die Republik von 1870 führte zu dem Decret vom 29. März 1880, durch welches der Jesuitenorden verbannt und den nicht anerkannten Congregationen aufgegeben wurde, um ihre Anerkennung nachzusuchen, wenn sie bleiben wollten, eine Maßregel, welche sich besonders gegen die Bettelmönche richtete und zu vielen gewaltsamen Austreibungen durch die Polizei führte.

Im Mutterlande der Kapuziner, in Italien, wirkte Papst Pius IX. durch persönliche Visitationen und andere Schritte auf eine allgemeine Reform des Klosterwesens hin, suchte besonders die Zucht wieder strenger zu gestalten und verlegte die meisten bis dahin noch auswärtigen Generalate nach Rom. Seine für den Kirchenstaat angeordneten Reformen wurden, meist in der Stille, nach der von ihm gegebenen Weisung durch die Bischöfe, denen die Klöster wieder schärfer unterstellt werden sollten, mittels Visitationen, Reskripten u. s. w. auch in vielen andern Ländern durchgeführt. Nachdem das Königreich Sardinien, wo um 1840 91 Kapuzinerklöster, die zahlreichsten von allen Orden, bestanden, schon bald nach 1848 mit den Klöstern, zuerst mit denen der Jesuiten, aufzuräumen begonnen hatte, erhielt, vom 25. datirt, unterm 29. Mai 1855 das Gesetz Siccardi, welches diesen Proceß verallgemeinerte und alle Klöster, falls sie sich nicht vorzugsweise mit Predigt, Unterricht und Krankenpflege beschäftigten, im besondern diejenigen der Bettelmönche, auf den Aussterbe-Etat setzte, wozu später eine cassa ecclesiastica aus dem Erlöse der aufgehobenen Anstalten kam. Die Maßregel betraf von 68 Orden 37, und in diesen waren ausdrücklich auch die Kapuziner begriffen, welche indeß sich nicht ausnahmslos als Feinde der neuen nationalen Ordnung erwiesen, indem sich viele derselben mit andern Bettelmönchen der Bewegung anschlossen; als Garibaldi 1860 auf Sicilien gelandet war, nahm er einen Kapuziner als Secretär in seinen Dienst. Auch ging es mit der factischen Exmission und Pensionirung dieser und anderer Ordensmitglieder nicht so schnell vorwärts, wie es die Absicht des Gesetzes von 1855 und der ihm für andere Theile Italiens nachfolgenden Gesetze, resp. Verordnungen war. In Umbrien bestanden 1861 bei der Visitation durch Pepoli noch sämmtliche Kapuzinerklöster, einige derselben mit bedeutenden Baargeldvorräthen. Für Rom wurden um dieselbe Zeit 160, für die Stadt Neapel circa 100 Kapuziner registrirt. Als Papst Pius IX. 1865 durch ein Breve das Provinzialkloster der Kapuziner auf dem Platze Barberini in Rom zu deren Generalhause machte, entstand unter den Mitgliedern eine starke Bewegung; sie klagten laut über die Verletzung ihrer althergebrachten Verfassung durch den Papst und ihren General, von welchen sie in einer Ordensversammlung hätten befragt werden müssen.

In Spanien wandte sich die Staatsumwälzung seit 1833 mit vernichtender Gewalt gegen das Klosterwesen, besonders gegen die Mönche; 1836 wurden durch Gesetz alle Klöster für aufgehoben erklärt und die Insassen auf eine Staatspension gesetzt, welche ihnen nur sehr lückenhaft zufloß, sodaß namentlich die Mönche einer schlimmen materiellen Noth verfielen und meist um so mehr sich als Parteigänger der Karlisten gegen die Esparteristen oder Christinos hervorthaten. Im Jahre 1846 existirten unter staatlicher Erlaubniß kaum noch 20 Mannsklöster mit circa 200 Mitgliedern. Der Druck ließ zeitweilig nach, namentlich 1850, wo zum Beispiel die Kapuziner ihr ehemaliges Kloster bei Madrid wieder bezogen, jedoch anfangs ohne die Ordenstracht, um die Stimmung der Bevölkerung nicht zu provociren; das Concordat von 1851 brachte weitere Begünstigungen, aber das Jahr 1855 neue, verschärfte Klosterfeindschaft, welchem die Congregationen wie früher die Lix entgegenhielten, den verstorbenen Mitgliedern Novizen unterzuschieben, um nicht dem Untergange durch Aussterben zu verfallen.

Noch gründlicher als in Spanien räumte die Staatsbewegung der dreißiger Jahre unter Dom Pedro in Portugal mit dem Klosterwesen auf, namentlich seit 1834; im Jahre 1845 existirte hier kein einziges Mannskloster als anerkanntes Institut mehr, und seitdem ist bisjetzt kein solches öffentlich errichtet worden. Dagegen haben sich in Belgien die Klosterleute aller Art von etwa 1000 im Jahre 1830 auf circa 25—30,000 im Jahre 1879, und zwar ohne Unterbrechung, vermehrt.

Die in Südamerika schwach vertretenen Klöster erfuhren seit der Lostrennung von Spanien und Portugal während der zwanziger Jahre, wie in den folgenden Jahrzehnten bisjetzt, durch die sich ablösenden Parteiregierungen mehr Beeinträchtigung als Förderung, während die sittliche Qualität der Mönche auf einer höchst niedrigen Stufe gestanden hat. Wiederholt wurden in mehrern dortigen Staaten, wie in Peru, Neugranada und anderwärts, die Klöster oder die meisten derselben für aufgehoben erklärt. Selten kam es zu einer Neugründung, wie 1848 bis 1852 zur Errichtung eines Kapuzinerklosters zu Santiago in Chile. — Fast in allen mittelamerikanischen Staaten, mit Einschluß der Inseln, wurden bei der Lostrennung von Europa die Mannsklöster sämmtlich cassirt; nur in Mexico behaupteten sie sich in der alten Blüte bis in die funfziger Jahre unsers Jahrhunderts, von wo ab namentlich der Präsident Juarez, soweit seine Macht reichte, mit wiederholten Unterdrückungsdecreten gegen sie vorging. Nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika wandten sich zwar aus den europäischen Staaten, wo sie Hemmnisse und Austreibungen erfuhren, zahlreiche Ordensleute, namentlich Benedictiner und andere; aber Kapuzinerklöster von einiger Bedeutung hat das Land bisjetzt nicht aufzuweisen.

Für Großbritannien und Irland, vorzugsweise für England und Wales, erscheint seit dem vierten und fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts die römisch-katholische Hierarchie in starker numerischer Zunahme; aber erst 1854 etablirte sich hier, und zwar in Wales, seit der Reformation im 16. Jahrhundert die erste, eine Kapuzinerniederlassung. — Die Niederlande besaßen 1853 ein Kapuzinerkloster, und zwar im Bisthum Herzogenbusch.

In der Schweiz ging seit 1841 vom Canton Aargau eine antiklösterliche Bewegung aus; dem Sonderbundskriege von 1847 folgte 1848 in Thurgau die Aufhebung sämmtlicher Klöster, unter welchen sich besonders dasjenige der Kapuziner von Frauenfeld befand, in demselben Jahre die Entfernung fast aller Congregationen aus dem Canton Freiburg, während die andern durch das Verbot der Aufnahme von Novizen auf den Aussterbe-Etat gesetzt wurden, unter ihnen die Kapuziner

der Stadt Freiburg. Im Jahre 1852 dehnte der Regierungsrath von Tessin, wo die Kapuziner so zahlreich waren, daß ihrer je 18 auf 39 Weltpriester kamen, seine klosterfeindlichen Decrete auch auf diese aus, denen man besonders ihre Hetzpredigten gegen die Staatsgewalt sowie ihre Bettelei und Unzucht zum Vorwurf machte. Noch in demselben Jahre, am 19. November, befahl die genannte Behörde allen nicht-schweizerischen Mönchen dieses Ordens, welche noch nicht 65 Jahre zählten, daß sie den Canton sofort zu verlassen hätten; aus Lugano wurden dieselben in der Nacht vom 22. auf den 23. November gewaltsam exmittirt. Nachdem Oesterreich, welchem die Ausgewiesenen als Landeskinder meist angehörten, mit Repressalien gedroht hatte, setzte ihnen 1855 die Staatskasse von Tessin eine Entschädigung von 150,000 Francs aus. Zu Baden im Aargau wurde 1868 das dortige Kapuzinerkloster durch die weltliche Behörde beseitigt. Als ein hervorragender schweizerischer Kapuzinermönch ist der Pater Theodosius, Generalvicar des Bisthums Chur, zu nennen, welcher am 15. Februar 1865 starb. Ein außerordentlicher rühriger Mann, hatte er unter anderm mehrere industrielle Anlagen geschaffen, um für seine Kirche auch materiellen Gewinn zu erzielen.

Von den deutschen Staaten erklärte Preußen durch ein Decret vom October 1810 alle Klöster ohne Ausnahme für aufgehoben, was für die späteren linksrheinischen Provinzen eine französische Verordnung vom 17. December 1811 that, indem es nur diejenigen Nonnenklöster bestehen ließ, welche sich mit Krankenpflege beschäftigten. Nach und nach, besonders seit 1840, noch mehr seit 1848, verstärkte sich die Zahl der Klöster wieder, auch für Mönche; indeß haben die Kapuziner bisjetzt fast gar keine Bedeutung gewonnen. Zwischen 1860 und 1862 wurde zu Ottbergen in Hannover ein Kapuzinerkloster gestiftet. Um dieselbe Zeit zählte man in Rheinhessen 13 Mitglieder dieses Ordens. Baiern beseitigte 1802 von den 398 Klöstern die meisten. Aber ihre Zahl mehrte sich seit 1828, dem Regierungsantritte König Ludwig's I., namentlich seit 1840, wieder sehr stark, und es zogen besonders die Benedictiner und die Kapuziner in verschiedenen Niederlassungen ein; am 5. August 1843 wurde ihnen eine Kirche mit Zubehör in Augsburg übergeben; 1847 gestattete König Ludwig I. den letzteren, nach München zurückzukehren. Im Anfange des Jahres 1865 waren die Franciscaner, nächst ihnen die Kapuziner, die zahlreichsten männlichen Klosterleute, nämlich mit 100 Priestern und 107 Laienbrüdern.

Die Revolution von 1848 in Oesterreich-Ungarn schritt nicht blos gegen die Jesuiten, Redemptoristen, Liguorianer, Oblaten und Franciscaner, sondern auch gegen die Kapuziner ein, deren viele gewaltsam, zum Beispiel aus Mailand, durch das Volk vertrieben wurden; aber diese kehrten schon seit 1850 mit jenen meist alle zurück. Im Mai 1855 ward den Kapuzinern zu Triest, und zwar mit der Seelsorge an dem dortigen großen Hospital, eine Station übergeben, welche sie schon unter Joseph II. hatten verlassen müssen. Ihre pädagogische Bedeutung ergibt sich daraus, daß 1851 an den 262 öffentlichen Gymnasien im ganzen Kaiserstaate neben 329 Piaristen, 184 Benedictinern, 122 Franciscanern, 82 Prämonstratensern, 56 Cisterziensern, 34 Barnabiten, 27 Augustinern, 24 Minoriten nur 3 Kapuziner als Lehrer thätig waren. Im Jahre 1855 waren unter den böhmischen Mönchen nächst den Franciscanern die Kapuziner mit 90 Priestern, 7 Novizen, Klerikern, Coadjutoren und 57 Laienbrüdern an 15 Anstalten die zahlreichsten. Eine amtliche Statistik für 1872 nennt allein in Cisleithanien 83 Kapuzinerklöster (höchst wahrscheinlich zu viel), während eine andere für 1875, außer den Laienbrüdern, wahrscheinlich mit Einschluß der Novizen, 908 Kapuziner-Priester aufführt, sodaß nur die Observanten und die reformirten Franciscaner wie die Benedictiner zahlreicher vertreten waren. Die für Oesterreich-Ungarn seit 1852 thätige Klosterreform-Visitation, welche vom Papste angeordnet wurde und neben der strafferen Zucht die strengere Unterordnung unter die Bischöfe zum Ziel hatte, umfaßte auch den Kapuzinerorden. — In Rußland cassirte ein Ukas des Kaisers Nikolaus vom 29. December 1842 für Großpolen von den 261 römisch-katholischen Klöstern 202, verbot den übrigen zum Theil die Aufnahme von Novizen und schuf dem Ordenswesen andere, schwere Hindernisse. Für das engere Polen (Königreich) verzeichnet die „Sion" am Ende des Jahres 1852 im ganzen nur 55 Klöster, von welchen 10 den Kapuzinern gehörten. Eine neue Klosteraufhebung, und zwar für Kiew, Volhynien und Podolien, brachte das Jahr 1865, in welchem zum Beispiel das Kapuzinerhaus von Brusilow diesem Vernichtungsbefehle verfiel. — Aus der Türkei ist uns für das Jahr 1854 als nennenswerth ein Kapuzinerkloster zu Constantinopel bekannt.

Für das Jahr 1861, wo der Orden nach wie vor die zwei Hauptaufgaben, Seelsorge und äußere Mission, verfolgte, werden in dem zweiten Jahrgange des Statistischen Jahrbuchs von Pater Karl, nach dem Annuario Pontificio in Rom, 2, im übrigen Italien mit Einschluß von Malta — wahrscheinlich unter Nichtanerkennung der staatlichen Cassirungsgesetze — 273, in Deutschland, in der Schweiz, in Holland und Belgien 124, in Frankreich 12, in Großbritannien und Irland 5, in Spanien 2, in Ungarn, Polen und dem übrigen Osteuropa 30, in Asien 21 (Missionsstationen?), in Afrika 5, in Amerika 3 Häuser der Kapuziner aufgeführt, in Australien und Oceanien keins, mithin zusammen 477. Dieselbe Statistik, erster Jahrgang, 1860, berechnet die Zahl sämmtlicher Kapuziner auf der Erde, wahrscheinlich mit Einschluß der Novizen und Laienbrüder, auf circa 12,000, was etwas zu hoch gegriffen erscheint.

Zur Literatur über den Kapuzinerorden gehören, außer den größeren allgemeinen kirchengeschichtlichen Werken von Schröckh, Gieseler u. A., des Boverius (sehr parteiische) Annales sacrae hist. ordinis minorum, qui Capucini nuncupantur. Lugd. Bat. 1632 seqq. III Tomi; (als deren Correctur) die Acta Sanctorum, Maji T. IV, p. 283 seqq.; M. u Tugio, Bullarium ordinis Capucinorum, Rom. 1740 seqq. in VII Tomi; des Occhino Dialogi XXX, Basil. 1563; Wadding,

Annales ordinis Minorum 1672 seqq., T. XVI., p. [illegible] seqq., und den Artikeln (bei Weber, siehe unten, S. 717); ferner die allgemeinen Werke über die Geschichte der Mönchsorden, wie Helyot's Geschichte der Klöster- und Ritterorden, Bd. VII, S. 1[illegible]—211 und 2[illegible]—249, und derselben Pragmatische Geschichte der Mönchsorden, Bd. II, S. 557—574. Vergl. hierzu das Handbuch der theol. Literatur von G. B. Winer, Bd. I, 1838, S. 119. — Eine zusammenfassende Darstellung, mit Ausdehnung der neueren und neuesten Zeit, gibt A. Vogel in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. II, S. 571 fg.

(*J. Hasemann.*)

KAPUZINERINNEN. Dieser romisch katholische Frauenorden verdankt seinen Namen dem Anschlusse an die Kapuziner[1]) und seine Entstehung der Maria Laurentia Longa, welche als Witwe in Neapel ein Krankenhaus für Unheilbare und darauf das Kloster Unserer lieben Frau zu Jerusalem stiftete. In letzterem nahm sie 1534 mit andern Frauen den Schleier und schloss sich der dritten Regel des heil. Franz von Assisi an, sodass ihre Stiftung den Tertiarerinnen angehörte. Nachdem in den ersten Jahren die Sakramente und die geistliche Aufsicht in dem Kloster von den Theatinermönchen verwaltet worden waren, gingen sie 1538 auf die Kapuziner über. Gleichzeitig nahmen die Nonnen die strengste Regel des heil. Franciscus, die der heil. Clara, an und mit ihr die lange Kapuze, sodass sie von jetzt ab Kapuzinerinnen genannt wurden, nachdem ihnen vorher, aus Veranlassung ihrer harten Bußzucht, vom Volke der Name der Schwestern vom Leiden beigelegt worden war. Einige Zeit darauf legten sie die Kapuze ab und siedelten sich 1573 in Rom an, wo ihnen Baronius für ihr Kloster eine Vorschule errichtete; später verzweigte der Orden sie nach Mailand. Die sehr feierliche Einweihung ihres Klosters zu Paris erfolgte 1606.[2]) — Seit der Französischen Revolution überall, wo sie sich, im allgemeinen nicht zahlreich, niedergelassen hatten, den Wechselfällen der Beschränkung, auch der Austreibung, wie der Rückkehr unterworfen, wenn auch als Nonnen in geringerem Grade als die Kapuziner, führten sie meist ein Leben in stiller, beschaulicher Weise und traten fast nirgends in eine Aufsehen erregende Oeffentlichkeit. Beispielsweise darf für die neueste Zeit an nachstehende Data erinnert werden. Das sardinische Gesetz Siccardi von 1855 und die ihm folgenden staatlichen Bestimmungen des Königreichs Italien trafen mit dem Gebote der Aufhebung ausdrücklich auch die Kapuzinerinnen. Im J. 1848 hatte in der Ganten Freiheit auf den Austerlitz-Gut gesetzt. Uebrigens ist die Schweiz derjenige Land, welches in neuerer und neuester Zeit verhältnismäßig viele dieser Klöster aufweist, nämlich 12, während alle andern Länder zusammen nur 18[illegible] und 8 zählten.[3]) Doch wurden später in mehreren Ländern die gegen sie erlassenen Unterdrückungsmaßregeln gemildert oder zurückgenommen, resp. nur nicht ausgeführt. In Holland existirte 1863 ein Kloster dieses Ordens[4]), ebenso im ganz Oesterreich-Ungarn im J. 1862. Die Wiener Kirchenzeitung von 1852[5]) erklärt den Kapuzinerinnen auf der ganzen Erde 40 Klöster mit etwa 500 Schwestern, wobei vielleicht die Nebenstationen eingerechnet sind. — Die Literatur über die Franciscaner, speciell über die Kapuziner, ist zugleich diejenige über die Kapuzinerinnen.

(*J. Hasemann.*)

Kapuzinerkraut, s. Nigella.

Kapuzinerkresse, s. Tropaeolum.

KARABAGH (schwarzer Garten oder Weinberg), bei den Georgiern Rani, bei den Persern Aranik oder Aran bei den Arabern Ran, das Aeriane der Zendbücher, „also das eigentliche echte Iran des Alterthums", zwischen der Kura und dem Aras, ehemals selbständiges Khanat, jetzt Theil des russisch-transkaukasischen Gouvernements Baku. Ehemals ein armenisches Fürstenthum, das Persien Steuern zahlte, kam es in die Gewalt der Tataren und von diesen an die Russen. Das Gebirge enthält ein ausgedehntes, für Getreidebau ausgezeichnet geeignetes Hochplateau; die Ebenen an den Flüssen haben trefflichen Boden für Reis und Baumwolle; in den tieferen Thaleinschnitten finden sich die schönsten Weinberge; die Steppe ist für Pferdezucht sehr geeignet und liefert eine der arabischen zunächst stehende Rasse. Die Hauptstadt ist Schuscha (s. d.).

(*Richard Oberländer.*)

KARABUGAS (d. i. schwarzer Schlund), grosser Meerbusen an der Ostseite des Kaspisees, mit diesem durch die Straße von Karabugas verbunden, s. Kaspisches Meer.

(*Richard Oberländer.*)

KARABULAKEN ist der Name eines Volksstammes im Kaukasus, welcher der sogenannten mittleren Familie der nördlichen Abtheilung der Kaukasusvölker angehört. Diese Familie führt den Gesammtnamen Kisten, Misdschegen oder Tschetschenzen und wohnt nördlich von der Hauptkette des Kaukasus östlich und südlich vom Terek, westlich von dem nordöstlich von der Hauptkette sich abzweigenden andischen Scheidegebirge, an dessen Ostseite Dagbestan liegt.

(*R.*)

1) Vgl. den Art. Kapuziner in dieser Encykl. 2) A. Vogel in Herzog's Real-Encykl. für protest. Wissensch. und Kirche II, 573. 3) Ebenda. 4) Sion, 1853, Nr. 60. 5) Ebenda, Beilage zu Nr. 120.

Ende des zweiunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Dreiunddreißigster Theil.

KARACHITAIER—KARL V. VON LOTHRINGEN.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1883.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Dreiunddreißigster Theil.

KARACHITAIER—KARL V. VON LOTHRINGEN.

K.

Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.

KARACHITAIER (Karakhitaier, auch Karakidanen), eine aus China stammende Dynastie mongolischer Abkunft, welche im 12. Jahrh. christlicher Zeitrechnung über den größten Theil Centralasiens gebot. Indem sie zum ersten mal die zahlreichen von der chinesischen Grenze bis zum Amû-Darjà hausenden türkischen Stämme unter einem Scepter vereinigte und die Macht des Islam in dessen östlichen Grenzgebieten schwer erschütterte, war sie eine Vorläuferin der von Dschingis-Khan gegründeten mongolischen Weltmonarchie, von welcher sie selbst wiederum verschlungen ward. Ihre Geschichte gliedert sich in zwei Abschnitte: die der Karachitaier in Turkistan und Mâwarâ'l-nahr und diejenige der Karachitaier in Kirman. Ohne uns über den Ursprung des Namens Karachitaier oder Karakidanen (schwarze Chitaier — oder Kidanen) in eine Discussion einzulassen*), wenden wir uns sofort zu ersteren.

Als Gründer der Dynastie der Karachitai wird von chinesischen Quellen Yelu Taischi genannt, ein Sprößling des kaiserlichen Hauses der Liao (Kidanen), welches seit Beginn des 10. Jahrh. das nördliche China beherrschte und von dessen Ahnherrn Apaoki Yelu Taischi im 8. Gliede abstammte. Er nahm am Hofe eine hervorragende Stellung ein und kämpfte nicht ohne Erfolg gegen die tungusischen Tschurtschen (Kin), welche im 3. Jahrzehnt des 12. Jahrh. die Macht der Liao zu stürzen strebten. Als der Kaiser Yelu-yen-hi 1122 von ihnen zur Flucht gezwungen ward, begleitete ihn Yelu Taischi einige Zeit lang, trennte sich aber später von ihm, um mit einer kleinen Schar im Westen eine neue Existenz zu suchen (1124 n. Chr.). Auf seiner Wanderung durch die Steppen wußte er seine Macht durch Zuzüge aus den nomadisirenden Türkenstämmen bald erheblich zu verstarken, und gewiß war es nicht blos die Erinnerung an freundschaftliche Familien- und Stammesbeziehungen, sondern noch weit mehr die Furcht, welche den uigurischen Khan Bileke (Püleke, Pilkha) veranlaßte, dem Abenteurer nicht blos freien Durchzug durch sein Gebiet, sondern auch reiche Hülfe an Lebensmitteln, Schlacht- und Zugvieh zu gewahren. Die weiteren Unternehmungen Yelu Taischi's bis zu seinem Erscheinen an der Grenze von Mâwarâ'l-nahr werden von den chinesischen und mohammedanischen Quellen sehr abweichend berichtet und sind auch im einzelnen unsicher; als bestimmt läßt sich etwa Folgendes erkennen. Yelu Taischi versuchte anfangs in die Kirgisensteppe einzudringen, wich aber vor der entschlossenen Haltung der Kirgisen wieder zurück und gründete weiter südwärts die Stadt Imil. Von hier brach er an der Spitze von 40,000 Kibitken gegen Balasaghun (mongol. Gu baligh, etwa nordöstlich vom heutigen Urumtsi) auf, wo gleichwie in Kaschgar und Mâwara'l-nahr mohammedanische Dynasten türkischen Bluts saßen. Sie führten ihr Geschlecht auf Afrâsiâb, den sagenhaften Widersacher Iran's zurück und heißen daher bei mohammedanischen Schriftstellern „die Nachkommen Afrâsiâb's"; europäische Gelehrte nennen dieselben gewöhnlich Ilekchane, auch wol Karachaniden, beides ohne triftigen Grund. Beim Auftreten Yelu Taischi's war ihre Macht in raschem Zerfall begriffen und der regierende Khan, unfähig, sich noch länger der mongolischen Stämme der Kanghli und Karluk zu erwehren, bot dem Kidanen Thron und Reich. Yelu Taischi nahm das Anerbieten an, ließ jedoch dem bisherigen Khan den Titel Ilek. Im Besitz eines festen Stützpunktes zögerte er nicht, sein Machtgebiet westwärts zu erweitern. Wahrscheinlich 522 d. Fl. (1128 Chr.) wandte er sich gegen Kaschgar, dessen er sich ohne Mühe bemeisterte. Von hier schritt er zur Eroberung Mâwarâ'l-nahr's. Der türkische Khan, Mahmûd b. Mohammed, versuchte umsonst Widerstand zu leisten; geschlagen wandte er sich an den Gebieter Churâsâns, den mächtigen Seldschukensultan Sandschar, welcher dem Rufe Folge zu leisten nicht versäumte. Streitigkeiten um Weidebesitz zwischen churâsânischen Vögten und nomadisirenden Kidanen mögen dem Seldschuken erwünschten Anlaß zu feindseligem Vorgehen gegeben haben; sicher ist, daß er im Zi'l-hiddschah 535 (1141) mit einem zahlreichen, durch Contingente

*) Die blos bei mohammedanischen Autoren sich findende Bezeichnung soll auf die Inferiorität der Karachitai gegenüber den eigentlichen „Chitai" (China) hinweisen; nach anderer Erklärung soll die „Schwärze" auf die Ungläubigkeit der Kidanen oder auf die dichten Wälder ihrer Heimat zielen.

aller benachbarten moslimischen Fürsten verstärkten Heere den Amû-Darjà überschritt, um den heidnischen Eroberern zu begegnen. Im Safar 536 erfolgte in der Nähe Samarkands die Entscheidungsschlacht, in welcher die Mohammedaner eine furchtbare Niederlage erlitten. Das Heer Sandschar's ward völlig aufgelöst; er selbst entfloh mit einigen hundert Reitern nach Termiz, dann nach Balch; seine erste Gemahlin (Malikah-i Dschahân), Turkan Chatun, mit vielen Offizieren fiel in die Hände der Chitaier. Mâwarâ'l-nahr stand nun den Siegern offen; in Kermineh nahm Yelu Taischi feierlich den tatarischen Titel Gürchân an, unter welchem er bei mohammedanischen Autoren irrthümlich schon früher erscheint, nannte sich nach chinesischem Brauche Wangti (Kaiser) und schmückte seine Angehörigen und Offiziere mit chinesischen Titulaturen. In Mâwarâ'l-nahr scheint er auch bis zu oder bis kurz vor seinem Tode (wol 537 d. Fl., 1143 Chr.) geblieben zu sein.

Dies sind die hervorragendsten Spitzen, welche wir im Dunkel der Ueberlieferung mit leidlicher Sicherheit zu erfassen vermögen. Daneben erfahren wir von einer verunglückten Expedition gegen die Tschurtschen (Kin), von Eroberungen in den aus östliche Turkistan und an Mâwarâ'l-nahr angrenzenden Gebieten, doch ihre sichere Einreihung in den durch jene entscheidenden Punkte gegebenen Rahmen ist bei der überaus schwankenden Chronologie und der Lückenhaftigkeit des zugänglichen Quellenmaterials nicht wohl zulässig. Daß ein angeblich auf Yelu Taischi's Befehl gegen den Chwârizm-Schâh Atsiz unternommener Feldzug, infolge dessen letzterer sich zu einem Tribut von 30,000 Goldstücken verpflichtet, auf einer Verwechselung beruht, vielmehr erst Atsiz' Nachfolger Il-Arslan den Karachitaiern tributpflichtig ward, dürfen wir wol als ausgemacht annehmen.

In den eroberten Gebieten verfuhren die Karachitaier im allgemeinen schonend. Sie ließen die einheimischen Fürsten weiter regieren und begnügten sich mit einem Tribut, zu dessen Erhebung Beamte (Dârôghas) in jeder Stadt eingesetzt wurden. Dieses Verfahren, augenblicklicher Bequemlichkeit höchst dienlich, hat wie oft auch hier die Zerstörung des Reichs befördert. Die Steuereinnehmer reizten die der Centralregierung fremd gebliebenen Bevölkerungen durch Druck zum Aufruhr und die angestammten Dynasten boten jeder Bewegung das geeignete Ferment. Wußte dann ein kräftiger Nachbar sich diese Elemente zum Zweck eines Angriffs dienstbar zu machen, so mochte er seines Erfolges beinahe sicher sein.

Auf Yelu Taischi folgte dessen minderjähriger Sohn Yelu Yili unter Vormundschaft seiner Mutter Ta-huyen. Die Dauer der Regentschaft wird von chinesischen Quellen auf acht Jahre, die der selbständigen Regierung Yelu Yili's auf dreizehn, das Todesjahr des letzteren auf 1154 (Chr.) angegeben, was mit dem oben auf Grund der zuverlässigsten mohammedanischen Quelle (Ibn al-athir) angesetzten Todesjahre Yelu Taischi's unvereinbar ist. Da indeß die Zuverlässigkeit der chinesischen Angaben in dem Maße abnimmt, als der Schauplatz der Ereignisse von der Grenze Chinas sich entfernt, so konnte jener Widerspruch uns nicht veranlassen, den durch inneren Zusammenhang sich empfehlenden Bericht des trefflich unterrichteten, nur um wenige Menschenalter jüngeren Ibn al-athir hintanzusetzen und nach Howorth's Vorgange zwischen der chinesischen Ueberlieferung und den Daten späterer moslimischer Historiker ein Compromiß zu suchen. Von Yelu Yili wissen wir nur, daß er eine Volkszählung veranlaßte, welche eine Gesammtzahl von 84,800 steuerpflichtigen Familien (also ausschließlich der Krieger, Beamten und Gelehrten) ergab. Daß diese Zahl im Hinblick auf die Ausdehnung des Reichs wol zu niedrig ist, hat schon Grigoriew gewiß mit Recht bemerkt. Bei seinem Tode ernannte Yelu Yili seine Schwester Pu-so-huan zur Regentin während der Minderjährigkeit seiner beiden Söhne. Nach vierzehnjähriger Regierung wurde Pu-so-huan erschlagen, und Tschikulu (Tschiluku, Yelu Tschulku), Yelu Yeli's zweiter Sohn, bestieg den Thron (1167).

Unterdessen hatten die Verhältnisse an der Grenze von Mâwarâ'l-nahr sich wesentlich verändert. Il-Arslan's älterer Sohn, 'Alâ-u'l-dîn Takasch, hatte mit Hülfe der Karachitaier seinen vom Vater zum Nachfolger bestimmten jüngeren Bruder Sultan-Schâh überwältigt und seine Macht nach Besiegung des letzten wirklich souveränen Seldschuken Toghrul III. über einen großen Theil Persiens ausgedehnt. Obwol vom Gürchân factisch unabhängig, hatte er doch, weniger wol aus Dankbarkeit als aus politischer Klugheit, der bisherigen Tributpflichtigkeit sich nicht entzogen, nach freilich unverbürgter Ueberlieferung die Schonung des karachitaischen Reichs als eines nützlichen Bollwerks gegen Osten seinem Sohne 'Alâ-u'l-dîn Mohammed sogar dringend ans Herz gelegt. Doch letzterer war solchem Rathe zu folgen nicht gewillt. Nachdem er noch der Hülfe des Gürchân zur Niederwerfung des Ghôriden Schihâbu'l-dîn sich bedient und die iranischen Lande in ihrem ganzen Umfange sich unterworfen, wandte er seine ganze Kraft auf die Bekämpfung der Karachitai. Nachdem zunächst Buchara gefallen, als dessen Herr ein gewisser Sandschar Malik genannt wird, suchte der Chwârizm-Schâh sich Samarkands zu versichern, wo Othmân aus dem Geschlecht Afrâsiâb's als Vasall des Gürchân regierte. Mit ihm, den Tschikulu durch Verweigerung der Hand seiner Tochter beleidigt, verband er sich zum Sturze des letzteren.

Das Gelingen dieses Plans ward durch die innere Lage des Reichs gefördert, welche unaufhaltsam zu völliger Auflösung hindrängte. Der über die Uighuren gesetzte Dârôghah war von dem mit ihm unzufriedenen Volke erschlagen worden (1209) und Baurtschak, der Idikut (Fürst) der Uighuren, unterwarf sich dem Dschingis-Khan (1211). Seinem Beispiel folgte Arslan-Khan, das Stammhaupt der Karluk. Kutschlut-Khan endlich, der Fürst der westlichen Naiman, welcher auf der Flucht vor Dschingis am Hofe Tschikulu's Schutz gefunden und dessen Tochter zum Weibe erhalten hatte, empörte sich und begann mit den Resten seines Stammes und den Merkit das Gebiet seines Schwiegervaters durch Streifzüge heimzusuchen.

Diese aufrührerischen Bewegungen an der Ostgrenze

und im Herzen des Volkes Alianten Tschikulu's Kraft bei dem nun folgenden Kampfe mit dem Chwârizm-Schâh und dessen Verbündeten. Kaum hatte sich der Gürchân westwärts in Bewegung gesetzt, so zwang ihn ein Einfall Kutschluk's zur Umkehr. So gelang ihm zwar letzteren am Ufer des Irtyschsees vollkommen zu schlagen, Sultan Mohammed aber setzte in Begleitung Othmân's über den Amû-Darja und brachte bei Taraz Tschikulu's altbewährtem Feldherrn Tamtu eine entscheidende Niederlage bei. Ganz Mâwarâ'l-nahr bis Otrar war der Lohn dieses Sieges, doch kaum war Mohammed nach Chwârizm zurückgekehrt, als Tschikulu bereits wieder an der Spitze eines Heeres von 30,000 Mann vor Samarkand stand. Mohammed eilte zum Entsatz herbei, traf aber seinen Gegner nicht mehr, den ein neuer Angriff Kutschluk's nach Norden zurückgerufen hatte. Bei Jenaket kam es zwischen dem nacheilenden Mohammed und Tschikulu zur Schlacht, welche unentschieden blieb und mit dem Rückzuge beider Theile endigte; der Gürchân aber fand bei seiner Heimkehr die Thore seiner Hauptstadt Balasagun verschlossen, da die Einwohner, der fremden Herren müde, auf die baldige Ankunft des Chwârizm-Schâh vertrauten. Der Platz wurde nach sechstägiger Belagerung erstürmt; das unter der Bevölkerung angerichtete Blutbad verschärfte jedoch die allgemeine Missstimmung und verschlimmerte die Lage des Gürchân, sodaß es Kutschluk nun leicht wurde, seines Schwiegervaters Herr zu werden. Durch Ueberfall wußte er dessen Person in seine Gewalt zu bringen und das Reich der Karachitai erreichte hiermit sein Ende (wahrscheinlich 1213 n. Chr.). Tschikulu wurde bis zu seinem zwei Jahre später erfolgten Tode in ehrenvoller Haft gehalten.

Kutschluk's Herrschaft war nicht von langer Dauer. Zwar versuchte er nicht ohne Glück die zu Dschingis abgefallenen östlichen Vasallen zu züchtigen; aber selbst im Christenthume (Buddhismus?) erzogen, reizte er die moslimische Bevölkerung durch blutige Verfolgungen gegen sich auf und ebnete so der mongolischen Invasion den Weg. Als daher Dschingis nach Unterwerfung der östlichen Turkstämme seinen Feldherrn Tschebe Nojan mit einem Heere gegen die Karachitai sandte und derselbe allgemeine Religionsfreiheit verkündigte, erklärte sich die Bevölkerung sofort für die fremden Eroberer. Kutschluk, der sich in Kaschgar eingeschlossen, wurde durch einen Aufstand der Bewohner zur Flucht nach den Gebirgen von Badachschan gezwungen, im Thale des Sarigh-Kul von den nachsetzenden Mongolen ereilt und getödtet. Das Reich der Gürchâne wurde mongolische Provinz.

Nur ein schwacher Schößling vom mächtigen Stamme der turkistanischen Karachitaier sind die Karachitaier von Kirmân. Sie behaupteten sich zwar über achtzig Jahre als Vasallen der iranischen Dschingischâniden, vermochten aber nie ihren Einfluß über die kleine Provinz Kirmân im südlichen Persien auszudehnen, noch irgendwelchen politischen Einfluß zu gewinnen. Der Gründer der Dynastie war Barak b. Kaldûr, welcher von Gürchân Tschikulu zur Einforderung des jährlichen Tributs an den Hof des Chwârizm-Schâh Mohammed (nach anderer, jedenfalls irrthümlicher Angabe, des Jalasch) gesandt wurde. Von letzterem zurückgehalten, wußte sich Barak durch persönliche Tüchtigkeit rasch die Gunst seines neuen Herrn zu erwerben, welcher ihn zum Hâdschib (Oberkämmerer) ernannte, welcher Titel ihm auch später verblieben ist. Nacheinander zum obersten Untersuchungsrichter, zum Atabek Sultan Ghiâthu'l-dîn Bairâm Schâh's, des Sohnes Mohammed's, und zum Polizeipräfekten von Isfahân ernannt, begab er sich beim Sturz der Chwârizm-Schâhe durch Tschingis aus Irâk nach Kirmân, um sich in Indien Mohammed's tapferem Sohne Dschalâlû'l-dîn Mankberni anzuschließen. In Kirmân widersetzte sich der Statthalter Schudschâ'u'l-dîn Abû'l-Kâsim Zauzani seinem Durchzuge mit bewaffneter Hand, wurde jedoch von Barak besiegt, worauf dieser auf seinen ersten Plan verzichtete und sich Kirmâns bemächtigte (617 Fl., 1221—22 n. Chr., nach andern Quellen 619 oder 621 Fl.). Von Tschingis' Sohne Ukdai Kâân mit Kirmân feierlich belehnt und durch den Ehrennamen Kutlug-Sultan ausgezeichnet, regierte er etwa 15 Jahre (bis 632 Fl.). Da sein Sohn Rukn'u'l-dîn Ghwârschah Hafk bei seines Vaters Tode sich im Hoflager (Urdu) des Kâân zu Karakorum befand, so gelang es Barak's Brudersohne, Kutbu'l-dîn Mohammed b. Ghatmir Tâjanku, für kurze Zeit das Sultanat an sich zu reißen, doch mußte er bereits im folgenden Jahre (633 Fl.) dem mit dem Belehnungsdiplom des Kâân herbeieilenden Rukn'u'l-dîn weichen und begab sich nach der Mongolei, wo er funfzehn Jahre verweilte. Als Mangu nach Ukdai's Tode mit der Kâânswürde bekleidet wurde, glückte es Kutbu'l-dîn durch die Verwendung des Hâdschib Mahmûd Jalwadsch vom Kâân die Belehnung mit Kirmân zu erlangen. Rukn'u'l-dîn suchte vergeblich Schutz beim Khalifen zu Bagdad, dann bei Mangu-Khan, welcher ihn seinem Rivalen auslieferte, der ihn tödten ließ (650 Fl.). So in ungestörten Besitz der obersten Gewalt gelangt regierte Kutbu'l-dîn fünf Jahre zu allgemeiner Zufriedenheit, vorzugsweise durch das Verdienst seiner Gemahlin Kutlugh Turkan Chatun, einer früheren Concubine des Ghiâthu'l-dîn Chwârizm-Schâh. Diese durch Geist und Charakter hervorragende Frau führte nach ihres Gatten Tode (655 Fl.) während der Minderjährigkeit ihrer beiden Söhne Hadschâdsch und Sujurghatmisch die Zügel der Regierung mit fester Hand und behauptete sich auch, nachdem ihr älterer Sohn Hadschâdsch mündig geworden, gegen dessen Versuche, sie ihres Einflusses zu berauben. Hadschâdsch floh nach Indien und starb bei seiner Rückkehr (670 Fl.). Sujurghatmisch aber wußte sich nach dem Tode des Dschingischâniden Abaka-Khan, der Turkan Chatun's Schwiegersohn und Hauptstütze gewesen, von dessen Nachfolger Ahmad-Khan die Belehnung mit seines Vaters Reiche zu verschaffen, und Turkan Chatun starb nach vergeblichen Bemühungen, ihren Sohn wieder zu verdrängen, aus Gram zu Tebriz (681). Nach ihrem Tode bietet die Geschichte der Karachitai von Kirmân fast unausgesetzt ein widerliches Bild erbitterten Bruderzwistes. Sujurghatmisch wurde nach unruhiger Regierung von seiner Schwester Pâdschâh Chatun mit Hülfe des Dschingis-

châniden Kaichatu-Khan entthront und ermordet (693 Fl.), welch letztere wiederum nach Kaichatu's Tode von der Witwe Sujurghatmisch's und Schwiegermutter Baidu Chân's, des Nachfolgers Kaichatu's, das gleiche Los erlitt (694 Fl.). Nach ihr wurde Muzaffaru'l-dîn Mohammed Schâh b. Hadschâdsch durch Baidu's Nachfolger Ghazan-Khan, und nach dessen frühzeitigem Tode (701) Schâh Dschahân b. Sujurghatmisch mit Kirmân belehnt. Von Ghazan-Khan's Nachfolger Uldschaitu abgesetzt (703 Fl., 1303—4 n. Chr., nach andern 706 Fl.) starb Schâh Dschahân als Privatmann in Schirâs, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Mit ihm erlosch die Dynastie der Karachitaier von Kirmân. Ihr Land fiel in die Hände mongolischer Amire, später des Mas'ûd Schâh b. Mahmûd Schâh Indschu, bis es 741 Fl. in die Gewalt der Muzaffariden kam.

Literatur. Die Quellen sind theils chinesische, theils mohammedanische. Erstere sind durch de Mailla, Visdelou, P. Jakinth u. a. zweckmäßig bearbeitet worden. Unter letzteren nimmt, wie bereits bemerkt, Ibn al-athir eine hervorragende Stelle ein (Chron. ed. Tornberg T. XI. XII); ihm folgen die meisten arab. Historiker wie Ibn Chaldûn. Unter den pers. Quellen sind einige der hervorragendsten, wie Dschuwainî und Raschîdu'l-dîn, theils gar nicht, theils erst theilweise im Original zugänglich und wir sehen uns daher noch zur Benutzung späterer Compilatoren, wie Mirchwând und Chwândamîr genöthigt. Von den Arbeiten europäischer Gelehrten nenne ich, ältere Werke allgemeiner Art beiseitelassend, namentlich: Schott, Kitai und Karakitai. Abh. der Berl. Akad. 1879. — Howorth, The Kara Khitai. Journ. of the R. As. Soc. N. Ser. VIII. — The Khitai or Khitans, ibid. N. Ser. XIII. — Grigoriew, Wostotschnij Turkestan II, Pb. 1873, ibid. Karachanidy w Maweranahrie. Pb. 1874. — Strandman, Chuandamir's afhandling om Qarachitaiska i Kerman. Helsingf. 1869. (*F. Teufel.*)

KARADAGH ist eine von den ursprünglich appellativen, aber durch den Gebrauch zu eigenen Namen gewordenen geographischen Bezeichnungen, mit welchen die türkische Sprache die levantinischen Länder und einen Theil Centralasiens beschenkt hat, und unter diesen neben Karaju (s. d.) die gebräuchlichste. Wörtlich übertragen bedeutet es „Schwarzberg"; da aber das türkische Beiwort Kara mit dem Hauptbegriff der dunkeln Farbe den nebensächlichen der übeln Vorbedeutung, des Unheil-Verkündenden, vereinigt, so sind von der türkischen Nation im allgemeinen nur solche Berge mit dem Namen Karadagh belegt worden, welche wegen schwieriger über sie führender Straßen, steiler Anstiege und schroffer Abfälle, sowie wegen der dem Reisenden auf ihnen als Schlupfwinkeln von Raubgesindel drohenden Gefahren in Verruf stehen, und zugleich, von der Ebene aus betrachtet, als gewaltige dunkle Masse erscheinen. Der Gegensatz von Karadagh ist Akdagh, „Weißberg"; beide stehen zueinander in dem Verhältniß, daß Akdagh immer für die Gegend, von der die Benennung ausgeht, den ferneren, sich im weißlichen Blau vom Horizont abhebenden, Karadagh dagegen den näheren, entweder seine Bodenfarbe erkennen lassenden, oder doch von der Atmosphäre dunkelblau gefärbten Gebirgszug darstellt. Akdagh ist demnach auch oft das Schneegebirge und Karadagh das Waldgebirge; doch kann man nicht sagen, daß, wie Karadagh einen finsteren, so Akdagh einen heiteren Eindruck auf das Gemüth mache. Vielmehr ist Karadagh der bekannte, der Verkehrserforderniße wegen nicht zu vermeidende und deshalb die von ihm gebotenen Widerwärtigkeiten fühlbar machende, Akdagh dagegen der unbekannte Berg, über den keine in Betracht kommenden Straßen führen. Aehnlich hat der Südslawe der Balkanhalbinsel seine Ausdrücke: Zrna-Gora und Bjela-Gora. Die berühmteste Zrna-Gora ist das rauhe Bergland von Montenegro, welches bei den Türken nicht blos volksmäßig, sondern auch officiell den Namen Karadagh führt. Doch ist zu bemerken, daß sich die Begriffe von Zrna-Gora und Karadagh nicht vollständig decken, wie denn der Südslawe für Waldgebirge und Wald den besondern Ausdruck zelena gora besitzt. — Nach Vorstehendem ist es nicht zu verwundern, daß von den gebirgigen Provinzen der europäischen wie der asiatischen Türkei kaum irgendeine ohne ihren Karadagh ist, wenn auch diese letzteren nur wenig ihren Platz auf den Generalkarten der Türkei gefunden haben. Vorzugsweise bekannte Karadaghs sind in Europa das auf der Grenze zwischen Nordalbanien und Obermösien über 3000 Meter hoch sich erhebende Gebirge, dessen eigentlicher Name Schâr oder Schâr-Daghy neben dem üblichen Karadagh fortbesteht und schon von den Alten als *Σκάρδιον ὄρος*, Mons Scardus erwähnt wird, und in Asien der im N. W. der alten Stadt Láranda (Karaman) 2500 Meter hoch aufragende, in der lykaonischen Hochebene weithin sichtbare erloschene Vulkan des gleichen Namens. — Verwandte Ausdrücke sind Karadscha-Dagh „schwärzlicher Berg", Kara-Kaja „schwarzer Fels", Kara-Burun „schwarzes Vorgebirge" u. a. m. Dagegen ist wurzelhaft verschieden das ähnlich klingende Kardaghy „Schneegebirge". (*G. Rosen.*)

KARADSCHITSCH, in serbischer Orthographie Karadžić (Vuk Stephanowitsch), der geniale Wiedererwecker des serbischen Volksthums und der Begründer der heutigen serbischen Schriftsprache und Literatur, wurde am 7. Nov. 1787 in dem Dorfe Tršić im heutigen Königreich Serbien geboren aus einem bäuerlichen Geschlechte, das aus der Herzegowina dorthin eingewandert war. Die Aeltern, selbst des Lesens und Schreibens unkundig, konnten dem jungen Vuk keinen Unterricht geben, Schulen gab es damals im ganzen Bereich des Serbenthums so gut wie gar nicht; wer, um etwa Priester oder Mönch werden zu können, lesen lernen wollte, mußte in die Klöster oder zu einem Priester gehen, aber selbst von Mönchen oder Priestern konnte nicht jeder schreiben. Vuk hatte aber das Glück, von einem in Tršić sich aufhaltenden Verwandten die ersten Elemente des Lesens und Schreibens zu lernen und konnte sich noch vervollkommnen in der 1795 im benachbarten Loznica von einem Schulmeister eröffneten Schule. Diese löste sich indeß wegen einer Epidemie bald wieder auf, und Vuk, nachdem er zu-

der noch im Kloster Fruska gegen Unterricht genoß (die Mönche verwendeten ihn als Hirten), war auf eigene Uebung angewiesen. Seine Lektüre bildeten serbisch-kirchenslawische liturgische Bücher und einige in derselben künstlichen Sprachform geschriebene erbauliche Schriften. Der Knabe erregte durch seine unerhörte Fertigkeit im Lesen und Schreiben das Erstaunen, ja fast die Ehrfurcht der ganzen Umgebung, wäre aber selbst gern nach Syrmien in eine der dort bestehenden serbischen Schulen gegangen, der Vater ließ ihn jedoch nicht ziehen. Da brach 1804 der serbische Aufstand gegen die Türken aus, der auch Vuk's Verhältnisse völlig änderte. Er wurde der Schreiber (Secretär) des Haiduken Djordje (Georg) Petrović (d. h. Karadschitsch, so benannt von seinem früheren Gewerbe), der mit seiner Bande von den Bergen herabgestiegen war, um den Aufstand zu unterstützen. Der unruhige Haiduk vertrug sich nicht mit den übrigen Führern des Aufstandes und ward von diesen aus dem Wege geräumt. Inzwischen war Vuk's Heimatsdorf von den Türken verbrannt worden und Vuk bekam von seinem Vater die Erlaubniß, die Schule in Syrmien zu besuchen. Nachdem er sich von 1804 auf 1805 dazu privatim vorbereitet hatte, besuchte er 1805—1806 die Elementarschule, und wollte 1807 auf das Gymnasium übergehen, wurde aber von dessen Vorstand als schon zu alt nicht aufgenommen. Nachdem er sich darauf noch einige Zeit, um Deutsch zu lernen, in Petrinja aufgehalten, kehrte er 1807 nach Serbien zurück. Die Serben hatten unterdeß fast das ganze spätere Fürstenthum den Türken entrissen und 1806 auch Belgrad genommen, wo der 1805 eingerichtete Senat, die höchste regierende Behörde, seinen Sitz nahm. Secretär des Senats war damals Iwan Jugović, ein österreichischer Serbe von einiger gelehrter Bildung. Als dieser sein Amt verlor, überredete Vuk seinen Verwandten, den Senator Jefto Savić, denselben, von dem er einst die Buchstaben gelernt hatte, Jugović in sein Haus aufzunehmen. Von ihm lernte er Deutsch, und als Jugović von Kara-Georg die Erlaubniß bekommen hatte, in Belgrad eine höhere Schule zu errichten, in der Geschichte, Geographie und Rechnen gelehrt wurde, besuchte Vuk auch diese einige Zeit. Eine gichtartige Krankheit, die ihn in dieser Zeit befiel und gegen die er in verschiedenen ungarischen Bädern 1809 vergeblich Heilung suchte, zog ihm eine lebenslängliche Lähmung des linken Fußes zu. Von 1810, wo Vuk nach Serbien zurückkehrte, bis 1813 bekleidete er verschiedene Aemter, mußte aber nach dem unglücklichen Ausgange des Befreiungskrieges 1813 wie viele seiner Landsleute nach Oesterreich flüchten und ließ sich in Wien nieder. Hier fand durch besondere Umstände seine geniale Begabung erst den rechten Boden und bekam die ihr angemessene Richtung.

In Wien erschien 1813 eine serbische Zeitung (Novine srbske), geschrieben in der damals von den Serben gebrauchten sogenannten slawenoserbischen Sprache, d. h. einem künstlichen, nie und nirgends gesprochenen Gemisch von russisch- und serbisch-kirchenslawischer Sprache mit der Volkssprache. Censor über diese wie über alle slawischen Bücher war der später so berühmte Slawist Kopitar, der wußte, daß jene Schriftsprache nicht die wirkliche serbische Sprache sei und setzte auf Vuk aufmerksam wurde, als dieser in jener Zeitung einen Artikel in ganz anderem, volksthümlichem Stil veröffentlichte. Kopitar erkannte das Talent Vuk's nach dieser Richtung und veranlaßte ihn, sich der Bearbeitung der wirklichen serbischen Volkssprache zu widmen. Von da an entwickelte Vuk jene ausgezeichnete schriftstellerische Thätigkeit, die das serbische Volksthum nach den verschiedensten Seiten behandelte; er gab die erste Grammatik und das erste Wörterbuch der serbischen Volkssprache heraus, sammelte in mustergültiger Weise die Volkslieder, Sprichwörter und Märchen seines Volkes und gab durch eine Menge von kleineren und größeren Schriften über die Zustände Serbiens und der Serben selbst das classische Muster der modernen serbischen, aus der Volkssprache entnommenen Schriftsprache, für die er zugleich eine den Lauten ausgezeichnet entsprechende und einfache Orthographie aufstellte. Vuk schrieb in der südöstlichen (herzegowinischen) Mundart des Serbischen, die ihm von Haus aus eigen war und die sich allmählich immer mehr sowol bei den Serben wie bei den Kroaten als die regelrechte Form der Schriftsprache Bahn gebrochen hat. In Dalmatien und Slawonien gab es wol bereits im 16., 17., 18. Jahrh. eine Nationalliteratur. Die Sprache derselben ist stark mit Fremdartigem vermischt, doch ist sie im großen und ganzen die heute übliche Schriftsprache. Es wurden auch Grammatiken und Wörterbücher geschrieben, trotzdem kam aber weder die Orthographie noch der formelle Theil der Sprache zu fester Gestaltung. Jeder Schriftsteller befolgte seine besondern Regeln, oder richtiger seine besondere Regellosigkeit, denn man ist versucht zu behaupten, bei keinem finde man eine consequent durchgeführte Schreibweise. In dem ersten von Vuk veröffentlichten Buche: „Mala prostonarodnja slaveno-srbska pjesnarica“ (Wien 1814), einer Sammlung serbischer Volkslieder, findet sich schon eine verbesserte Orthographie. Weitere Verbesserungen brachte der erste Versuch einer kleinen serbischen Grammatik: „Pismenica srbskoga iezika“ (Wien 1814). Um die Volkslieder, epische wie lyrische, unmittelbar aus der Quelle zu schöpfen, hatte Vuk sich nach Syrmien begeben, hier aus dem Munde von Volkssängern aufgezeichnet, und so erschien 1815 der zweite Theil der Pjesnarica in vollkommnerer Form, was die Texte betrifft, als der erste, aber hinsichtlich der Orthographie gab Vuk hier der heftigen Opposition, die sich gegen seine in den zwei oben genannten Werken angestrebten Reformen von seiten seiner Landsleute erhoben hatte, manches zum Nachtheile der guten Sache nach. Damit schließt die erste Periode der Thätigkeit Vuk's, in der er noch mehr tastend und unsicher verfuhr und noch nicht zur vollkommen klaren Auffassung seiner Aufgabe durchgedrungen war. Zu dieser gelangte er bei der Ausarbeitung des Wörterbuchs und einer neuen, erweiterten Bearbeitung der Grammatik. Unter eifriger Anregung und mit aufopfernder Hülfe Kopitar's kam das Wörterbuch zu Stande und erschien in Wien 1818 (der deutsche und lateinische Titel lauten: „Wolf Stephanowitsch's serbisch-lateinisches Wörterbuch,

Lupi Stephani F. Lexicon Serbico-Germanico-Latinum"), die Einleitung bildet die neue, ausführlichere Bearbeitung der serbischen Grammatik (übersetzt von J. Grimm, Leipzig und Berlin 1824). Beide Arbeiten gaben nicht blos der neu zu schaffenden, oder vielmehr neu aus dem Volksmunde zu entnehmenden serbischen Schriftsprache ihre feste, fortan unerschütterliche Grundlage und schufen für diese Sprache eine ausgezeichnete Orthographie, sondern wurden für die slawische Sprachwissenschaft überhaupt durch die zuverlässige Treue und Genauigkeit der Aufzeichnung und die darin sich offenbarende Schärfe der grammatischen Beobachtung im höchsten Grade anregend. Es ist jedoch hervorzuheben, daß Vuk hier seine Aussprache des Serbischen zu Grunde legt, in welcher der Consonant h nicht gesprochen wird. Das consequent durchgeführte Weglassen des h, dem Vuk bis 1836 treu geblieben, gab der Sprache in seinen Werken, die in 1818—1836 fallen, eine nicht angenehme provinzielle Färbung.

Vuk machte 1818—1819 eine Reise in Rußland, wo er mit Auszeichnung aufgenommen wurde, und besuchte 1820 Serbien. Sein Versuch, Miloš Obrenović zur Gründung einheimischer serbischer Schulen (man hatte bisher geschulte Leute aus den mit den Bedürfnissen und Anschauungen des Landes weniger vertrauten österreichischen Serben nehmen müssen) zu überreden, mislang und Vuk kehrte nach Wien zurück. Nach einem zweiten Besuch in Serbien 1822 wollte er seine große Sammlung der serbischen Volkspoesie in Wien publiciren, die Regierung verbot aber den Druck aus Furcht vor dem Einfluß dieses Werkes auf die nationalen Bestrebungen der Serben, und Vuk ging damit nach Deutschland; in Leipzig erschien dann (bei Breitkopf und Härtel) die berühmte Sammlung („Narodne srpske pjesme"), B. II und III 1823, B. I. 1824 (der IV. B. kam erst lange nachher, 1833, in Wien heraus). Diese Sammlung hat von allen Werken Vuk's den weitreichendsten Einfluß gehabt, da sie namentlich dem Studium der epischen Volkspoesie eine ganz neue, sichere Grundlage und neue Anschauungen aus unmittelbarer Beobachtung gab. Goethe und J. Grimm erkannten sofort die außerordentliche Bedeutung der serbischen Volkspoesie, Uebersetzungen in die meisten europäischen Culturſprachen machten dieselbe schnell bekannt (von deutschen Uebersetzungen sind die bekanntesten die von Talvj, Gerhard, Kapper). Die Universität Jena erkannte Vuk's Verdienste dadurch an, daß sie ihn zum Ehrendoctor creirte. Sonstige Anerkennungen fehlten auch nicht: die russische Regierung verlieh ihm 1826 eine jährliche Pension von 100 Dukaten.

Hatte Vuk so seinem Volke in ganz Europa Sympathien erworben, so dachte er für dessen Bildungsbedürfnisse durch einen von ihm herausgegebenen Almanach „Danica" (Morgenstern) zu sorgen; die fünf davon erschienenen Hefte (1826—1834) enthalten Beiträge von ihm über Sprache, Statistik, Geographie, neuere Geschichte Serbiens, alle von größtem Werth und vortrefflich geschrieben. Zu seinen Verdiensten um die neuere Geschichte seines Vaterlandes gehört vor allem auch, daß er Leopold Ranke in Wien seine Kenntniß der Begebenheiten der Zeit von 1804 an mündlich mittheilte, die dann in Ranke's bekanntem Buche „Die serbische Revolution aus serbischen Papieren und Mittheilungen" (Berlin 1829; in erweiterter Gestalt unter dem Titel: „Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert", Leipzig 1879) verwerthet sind. Vuk selber behandelte die Ereignisse in Serbien von 1813—1817 im „Miloš Obrenović Knez Srbije" (Ofen 1828).

Vuk ging 1827 noch einmal nach Serbien und wurde bald darauf trotz seines Sträubens vom Fürsten Miloš zur Mitwirkung bei der Ausarbeitung eines Gesetzbuches für Serbien herangezogen. Er beanspruchte eine jährliche Unterstützung von 600 Thalern und versprach das Gesetzbuch auf Grundlage des bestehenden Gewohnheitsrechtes bei den Serben im Auslande unter Beihülfe gelehrter Juristen zusammenzustellen. Diesem Wunsche wurde nicht willfahrt. Das Gesetzbuch mußte von einer Commission in Kragujevatz und zwar auf Grundlage des Code Napoléon geschrieben werden, und so kam es denn auch, wol ohne bedeutende Einflußnahme Vuk's, recht mühsam zu Stande. Miloš selbst dachte aber keineswegs daran, sich an das neue Gesetz zu binden, und das Volk ward unzufrieden. Auch Vuk (der 1831 Präsident des belgrader Magistrats war) entzweite sich mit dem Fürsten und entwich nach Oesterreich (Semlin), von wo aus er einen äußerst heftigen Brief an Miloš voll Vorwürfe gegen dessen rücksichtslose Gewaltherrschaft richtete. Die Folgen dieses Zerwürfnisses der beiden bedeutendsten Männer Serbiens waren zunächst für die Bestrebungen Vuk's in Bezug auf Sprache und Literatur sehr störend, indem Miloš die Einführung Vuk'scher Bücher in Serbien und die Anwendung der neuen Orthographie untersagte, ein Verbot, das viele Jahre lang bestehen blieb. Vuk ging, da ihm auch der Aufenthalt in Oesterreich verwehrt wurde, zunächst nach Rußland, durfte aber 1833 nach Wien zurückkehren. 1834 und 1835 machte er eine Reise in Dalmatien und Montenegro, seine Beobachtungen verwerthete er in dem deutsch erschienenen bekannten Buche „Montenegro und die Montenegriner" (Stuttgart und Tübingen 1837). Besonders fruchtbar wurde aber diese Reise dadurch, daß Vuk den serbischen Dialekt Süddalmatiens und Montenegros genau kennen lernte und Grammatik wie Orthographie der Schriftsprache danach vervollkommnete. Die nächsten Jahre seiner schriftstellerischen Thätigkeit vergingen theilweise in der Vertheidigung seiner Reformen gegen mehrere hartnäckige Gegner in Flugschriften.

Sein nächstes bedeutendes Werk war die Sammlung serbischer Sprichwörter: „Srpske narodne poslovice", (Cetinje 1836, in zweiter, vermehrter Ausgabe Wien 1849). In der umfangreichen Vorrede zu diesem Werke sind Vuk's auf der eben erwähnten Reise gemachten sprachlichen Beobachtungen niedergelegt. Darunter auch die über die Aussprache des h in den serbischen Dialekten, und hier setzte Vuk diesen Consonanten in die Schriftsprache wieder ein. Dann folgte eine neue, um das Doppelte erweiterte Ausgabe der serbischen Volkslieder (in 4 Bänden zwischen 1841 und 1862; der 5., nach seinem Tode, 1865 er-

schienene Band, epische Lieder aus Montenegro enthaltend, in nicht rein volksthümlich); hier möge auch noch eine mit Vuk's Namen als Herausgeber geschmückte, von Vuk Vrčević zusammengebrachte Sammlung herzegowinischer Lieder angeführt werden „Srpske narodne pjesme iz Hercegovine" (Wien 1866). Nur ein Mann von Vuk's ausgezeichneter Kenntniß der Sprache und alles echt volksthümlichen Wesens konnte eine solche in Sprache wie Inhalt fast durchaus vortreffliche Sammlung veranstalten. Nach ihm sind zahlreiche Sammlungen serbischer Volkspoesie herausgekommen, aber kein Herausgeber verstand wie er mit sicherem Blick das Echte vom Unechten, das Lückenhafte und in der Form Unvollkommene vom Vollendeten zu scheiden und die feinen Nuancen der Sprache aufzufassen. Sein Werk ist daher mit Recht um die außerordentlich zahlreichen späteren Sammlungen slawischer Volkspoesie, unter denen viele vortreffliche sind, massgültig geblieben. Ein unübertreffenes Muster serbischer Sprache schuf dann Vuk in seiner Uebersetzung des Neuen Testaments (Wien 1847), die Daniele, der größte lebende Kenner des Serbischen, mit Recht die Krone seiner schriftstellerischen Thätigkeit genannt hat. Einen neuen Fortschritt in der genauen grammatischen und lexikalischen Fixirung der Sprache bezeichnet ferner die 1852 erschienene neue Bearbeitung des Wörterbuchs, an dem bereits der junge Danicić, der würdigste Fortsetzer von Vuk's Bestrebungen, betheiligt war. Bezeichnend für den in Serbien in diesen Dingen noch herrschenden Unverstand war es, daß auch dieses Werk im Fürstenthum verboten wurde. Vorher schon (1849) hatte Vuk in dem interessanten „Schatzkästlein (Kovčežić) zur Geschichte, Sprache, Sitten der Serben aller drei Bekenntnisse" (Bd. I, mehr ist nicht erschienen), Betrachtungen über das Verhältniß der Serben und Kroaten und der verschiedenen Dialekte derselben angestellt. Noch einen sehr wichtigen Beitrag zur Kenntniß der Volksliteratur konnte er liefern durch die Sammlung serbischer Volksmärchen „Srpske narodne pripovijetke" (Wien 1853; mit Zusätzen in 2. Aufl. Wien 1870; deutsche Uebersetzung von seiner Tochter Wilhelmine Karadschitsch), in der seine scharfe Kritik auch das in Sprache und Inhalt Vollendetste zusammenstellte. Der Geschichte seiner Sprache erwies Vuk einen Dienst durch die Veröffentlichung von Proben älterer Texte („Primjeri srpsko-slavenskoga jezika", 1857). Er erlebte noch die Aufhebung des Verbotes seiner Reformen in Serbien 1860 und starb am 26. Jan. 1864 in Wien. Nach seinem Tode erschien noch „Život i običaji naroda srpskoga", „Leben und Sitten des serbischen Volks" (Wien 1867), und „Deutsch-serbisches Wörterbuch" (Wien 1872).

Jetzt ist die von Vuk eingeführte Form der Schriftsprache allgemein angenommen, nicht blos bei den Serben im engeren Sinne, sondern auch bei den Kroaten, erstreckt also ihr Gebiet über das Königreich Serbien, die von Serben bewohnten Gegenden Ungarns, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien, Slawonien, Kroatien im althistorischen Sinne und das sogenannte Provinzialkroatien mit der früheren Militärgrenze.

Eine ausführliche Biographie Vuk's gab nach eigenen Mittheilungen des Mannes J. J. Sreznevskij im Moskovskij sbornik 1847; sie reicht aber nur bis 1842; später erschien sie vervollständigt ebend. 1876, vgl. ferner: V. Jagić, Vuk St. Karadzic i njegove zasluge u historiji srbske i hrvatske književnosti (Agram 1865); St. Pavlović (im „Srbski letopis" 1864); den Artikel Vuk Stef. Karadžić im cechischen Slovník naučný. (*A. Patera.*)

Karaer, s. Karaiten.

Karafto, Krafto, Insel, s. Sachalin.

KARA-GEORG oder KARADJORDJE, der schwarze Djordje, mit dem türkischen Eigenschaftsworte kara, welches, in der Bedeutung dunkel und unheimlich auf die menschliche Hautfarbe bezogen, in allen Idiomen der Balkanhalbinsel Aufnahme gefunden, ist der einzig echte Name, unter welchem seine Zeitgenossen und Landsleute bis auf diesen Tag den ersten Begründer der serbischen Unabhängigkeit gekannt und mit dem sie ihn bezeichnet haben — ein Name, für welchen slawenthümelnder Eifer vergebens Czernigeorg (nach dem Russischen; auf serbisch heißt schwarz crn, spr. zrn) oder gar Georg Czerni, gleichsam Georg Schwarz, hat einbürgern wollen. Der vollkommene Abgang documentarischer Nachrichten aus der früheren Lebensperiode dieses merkwürdigen Mannes, zugleich mit dem Wunsche seiner Landsleute, so wenig als möglich die Flecken an dem in seiner Person aufgestellten Heldenbilde zu Tage treten zu lassen, hat seiner Geschichte einen vielfach lückenhaften und legendarischen Charakter verliehen, der nicht einmal in das Thatsächliche, geschweige denn in die Beweggründe seiner Handlungen überall einen klaren Einblick gestattet. Nach der am besten beglaubigten Ueberlieferung wurde Karadjordje zwischen 1760 und 1770 in dem Dorfe Wischewatz im Kreise Kragujevatz geboren. Sein Vater, ein wenig bemittelter Bauer, hieß Petroni, welcher Name mit Peter für identisch galt, sodaß Djordje, der allgemeinen Sitte jener Zeit folgend, sich nach ihm Petrowitj nannte; Familiennamen waren damals in Serbien noch unbekannt. In seiner frühen Kindheit siedelten seine Aeltern nach Topola, einer günstiger gelegenen Ortschaft desselben Kreises, über, in welcher er aufwuchs und welche er stets als sein Heimatsdorf betrachtet hat. Noch vor 1787, also ungefähr 20jährig, soll er sich an einem Aufstande wider die Türken in einer Weise betheiligt haben, daß die Existenz der ganzen Familie gefährdet war. Er flüchtete nach Ungarn und erschoß seinen Vater, der ihm nicht folgen wollte, wie man sagt, aus kindlicher Liebe, um dem alten Manne einen qualvollen Tod durch türkische Henkershand zu ersparen. Von dem Eindruck der grausigen That auf Mutter, Bruder und Landsleute schweigt die Erzählung. Oesterreich bereitete sich damals zu einem Kriege gegen die Pforte vor, und Karadjordje ließ sich in das Oberst Michailowitjische serbische Freicorps aufnehmen; daß er in demselben zum Feldwebel avancirte, läßt auf wackere und erfolgreiche Betheiligung an den Kämpfen mit den Türken auf serbischem Boden schließen. Nach Abschluß des Friedens von Sistowa 1791 folgte er dem abziehenden Freicorps nach Ungarn und trat daselbst in den Dienst eines serbischen Klosters. Mehrere

Jahre verharrte er in dieser Stellung, welche ihm Gelegenheit bot, Verbindungen anzuknüpfen, die er, als später ein serbenfreundlicher Pascha von Belgrad seine unbeanstandete Rückkehr nach Topola ermöglichte, in einem lucrativen Schweine-Exportgeschäft nach dem Banat verwerthen konnte. So wurde er ein wohlhabender, unter seinesgleichen angesehener Mann, auf den, als im J. 1804 der innere Zwist der Mohammedaner Serbiens, die Erhebung der Janitscharen unter den Dai wider den Statthalter Mustafa Pascha und die Vertreibung der Spahi zunebst dem auf die Serben gelegten Druck eine Bewegung unter den letzteren veranlaßte, in der wichtigen serbischen Provinz Schumadia alle Blicke sich richteten. Die rücksichtslose Energie des Mannes, welche in der Ermordung des eigenen Vaters einen so ergreifenden Ausdruck gefunden, die Kriegsjahre in österreichischen Diensten, die schon vordem im Haidukenleben gesammelten Erfahrungen, alles bezeichnete ihn seinen Districtsgenossen als Anführer; so klangvoll war sein Name, daß auch die gleichzeitig und selbständig erfolgten Aufstände des Drina- und des Morawathals ihn als ihr Haupt anerkannten, bevor noch nennenswerthe Kriegsthaten vorlagen. Die schwachen türkischen Garnisonen im offenen Lande waren bald vernichtet, und die Dai sahen sich auf Belgrad beschränkt, welches Karadjordje belagerte. Es kam den Aufständischen zu statten, daß die Pforte, von Verwickelungen mit Rußland bedroht, einen Krieg mit christlichen Unterthanen an der Grenze eines christlichen Großstaats scheute und in der Hoffnung, zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen, halbe Maßregeln ergriff. Wohl mußten auch auf Serbien Zustände, in denen das Volk kühne Gebirgsräuber als Gebieter anerkannte, schwer lasten; aber sei es, daß Karadjordje sich nicht die Macht zutraute, die Pforte auf die Dauer zur Innehaltung ihrer Zusagen zu zwingen, sei es, daß schon damals die russische Intrigue stärker war als das Friedensbedürfniß seiner durch zwei Kriegsjahre verarmten Landsleute — die günstige politische Conjunctur blieb von ihm unbenutzt. Ende 1806 begann der von Rußland längst geplante Krieg wider die Pforte, in welchen Serbien nunmehr als russischer Bundesgenoß hineingezogen wurde. Ein Karadjordje's Namen schändender blutiger Verrath, nach der um jene Zeit erfolgten Capitulation Belgrads wider die abziehende türkische Besatzung verübt, bezeichnete den Uebergang. Für Rußland war es sehr werthvoll, daß der Riß zwischen den Serben und Türken dadurch vor der Hand unheilbar, und Serbien ganz an den Bundesgenossen gekettet wurde, der es für eigene Zwecke benutzen wollte. Wie Karadjordje in dem Verrathe einen beklagenswerthen Mangel an sittlicher Kraft bewiesen hatte, so gelang es ihm auch nicht, das von ihm geleitete junge Gemeinwesen wider den ihm schmerzlich fühlbaren Eigennutz der russischen Politik sicher zu stellen. Seinen Bestrebungen, ein einheitliches Regiment, als die unter den Umständen einzig ersprießliche Regierungsform, einzuführen, begegnete Rußland mit der Einsetzung eines „regierenden Senats", in welchem die sogenannten Woiwoden, Districtshauptleute, zum Theil ehemalige Haiduken, ein durchaus unbotmäßiges Element, berufen wurden. Der Rang eines Fürsten wurde ihm verweigert, er sollte nur als Wrhowni Wožd, oberster Führer, nach den Befehlen des aus seinen Untergebenen gebildeten, sich an Rußland klammernden Senats agiren. Außerdem sandte Rußland in der Person des Griechen Rodofinikin einen Commissar nach Belgrad, welcher im Bunde mit dem gleichfalls der griechischen Nation angehörigen serbischen Metropoliten Leontie alle Intriguen wider Karadjordje unterstützte. Wiederholte Siege, welche der letztere im Westen und im Süden des Landes über türkische Milizenheere davongetragen hatte, kamen unter diesen Umständen den Serben, da bitterer Parteihader sich zu den äußern Bedrängnissen gesellte, wenig zugute. Jedoch ließ die Pforte die Nation an den Segnungen des Waffenstillstandes von 1808 thatsächlich theilnehmen, obwol Rußland sie beim Abschluß von demselben ausgeschlossen hatte. Der im J. 1809 wieder ausgebrochene Krieg war für Karadjordje so unglücklich, daß nur die von Rußland gewährte militärische Hülfe die siegreiche türkische Armee aufhielt. Kaum aber war die Sicherheit nach außen hergestellt, als die innern Zwistigkeiten mit verdoppelter Wuth wieder ausbrachen. Wol nicht ohne Fug wurde dem Karadjordje vorgeworfen, einen seiner angesehensten Gegner, den Woiwoden Milan Obrenowitsch, älteren Stiefbruder des später so berühmt gewordenen Milosch, in Bukarest, wo er mit hohen russischen Offizieren verdächtigen Verkehr unterhielt, durch Gift aus dem Wege geräumt zu haben. Nichtsdestoweniger wuchs seine Popularität, und zwar weniger wegen seiner Kriegsthaten, als weil das Volk von ihm Schutz gegen die kleinen Tyrannen erwartete, die sich unter russischem Einfluß aufgeworfen hatten, und ihn als Hort der serbischen Nationalität wider die Rodofinikin, Leontie u. s. w. betrachtete. Der Haß gegen den besagten russischen Agenten war so allgemein, daß das petersburger Cabinet im J. 1811 sich zu seiner Abberufung bewogen fühlte, und nunmehr konnte Karadjordje eine Umgestaltung des Senats im monarchischen Sinne durchsetzen, welche eine gedeihlichere Zukunft des zerrissenen Volkes zu ermöglichen schien. Auf Frankreichs Antrieb bot ihm damals die Pforte die Fürstenwürde über Serbien als autonomen Vasallenstaat unter der Bedingung an, daß er sich ganz von Rußland lossage, eine Bedingung, auf welche er nicht eingehen zu können glaubte. Das sich in seiner Ablehnung kundgebende Vertrauen auf Rußlands Großmuth aber rechtfertigte dieses schlecht. In dem zu Bukarest 1812 abgeschlossenen Frieden stipulirte es für die „serbischen Bewohner des Paschaliks von Belgrad" nur eine gewisse administrative Selbstregierung und gnädige Behandlung seitens des Großherrn, woraufhin die Pforte alsbald Auslieferung der Waffen und Uebergabe der Festungen forderte. Karadjordje wollte hierauf nicht eingehen; aber die Nation war nicht mehr widerstandsfähig. Fast ohne Kampf rückten die Türken in das Land ein und besetzten im Nu das von seinen Vertheidigern preisgegebene Belgrad, während Karadjordje mit der Mehrzahl der Woiwoden sein Heil in der Flucht nach Ungarn suchte. Von der österreichischen Regierung

als Rebell behandelt und nach Wien interniert, hatte er sogar mit Mängeln zu kämpfen bis nach längerer Zeit Rußland ihm die Gelandnis zur Ueberführung nach Rußisch Bessarabien verfügte und ihm die Stadt Chotin als Wohnsitz anwies.

Nachdem inzwischen Miloš Obrenowitz, nicht an letzter Mitwirkung gebunden und demnach bemüht und glücklicher die serbische Autonomie wieder aufgerichtet hatte, kehrte Karadjordje im J. 1818 — wie ohne Beweis behauptet wird auf pashalicmörderische Anregung, aber mit russischen Legitimationspapieren über Siebenbürgen nach Serbien zurück, wie es scheint, mit der Absicht, Miloš in seiner Herrschaft zu stören und vielleicht auch neue Händel mit den Türken zu suchen. Von dem Präfecten zu Semendria zunächst gastlich aufgenommen, wurde er von demselben auf Bedrohung des Fürsten Miloš im Schlafe umgebracht, und sein Kopf nach Belgrad und weiter nach Constantinopel gesandt, um als derjenige eines berüchtigten Räubers und Rebellen vor dem großherrlichen Serai ausgestellt zu werden. — So starb der erste Befreier Serbiens, in unpatriotischer Absicht aus dem Exil in das Vaterland zurückgekehrt, daselbst von Verrätherhand. Karadjordje besaß in hohem Grade die Eigenschaften eines Kriegsführers unwilliirter Massen; er war von riesigem Körperbau, von unermüdlicher Kraft und Ausdauer und von großem persönlichem Muth; auch gebrach es ihm nicht an taktischer Erfahrung, die ihn gegen die ungeordneten Haufen der türkischen Provinzialaufgebote häufig zum Siege führte. Aber ein Staatsmann war er nicht. Es fehlte ihm vor allem die Gabe der überzeugenden und gewinnenden Rede, und wenn er auch die Verhältnisse oft richtig beurtheilte, so nützte dies wenig, da Jähzorn, Habsucht und bauerische Schlauheit ihn auf verkehrte Bahnen rissen. (*G. Rosen.*)

Karagassen oder Karagessen, s. Karakassen.

KARAHISSAR, gewöhnlich Afiun*) Karahissari, ist der Name einer Stadt und eines binnenländischen Sandschafs der türkischen Generalstatthalterschaft (Vilajet) von Chodawendkjar (Brussa) in Kleinasien, und bildet als letzteres den südöstlichen Theil des besagten großen Verwaltungsbezirks. Nach dem türkischen Staatshandbuch (Sâlnâmeh vom J. 1297 d. Fl.) umfaßt der Sandschak die folgenden Kasas und Nahien: 1) Karahissar und Emir Dagby, 2) Sandykly, 3) Sytschanly, 4) Sawma und Danischmendli, 5) Scheichly, 6) Kejikler, Tschol Owa und Scheichly, 7) Ischikly und Seradschly, 8) Tschal mit Bakla, 9) Taskiri, 10) die Nomadenstämme Büs, Ulus, Chowaresm und Mosulidsche, 11) Bolwadyn (spr. Bulwudun), 12) Schubud, 13) Isbâkly, 14) Karamok und Tschai, 15) Afiše, 16) Dschân-bâribin, 17) Ghosrew Pascha und 18) Bardakischy. Das Land ist im allgemeinen fruchtbar und wohlbebaut; unter den Bodenerzeugnissen zeichnen sich zwei Droguen aus, Opium und Krapp, welche beide in großen Quantitäten für den Export nach Smyrna gehandelt werden. Dem ersteren verdankt die Hauptstadt des Sandschafs den Beinamen Afiun (Opium), durch welchen sie von andern Karahissar (Schwarzburgen) unterschieden wird. Diese Hauptstadt, in der Thalebene des dem Binnensee von Abdehr zuströmenden Flusschens Afiun gelegen und einen Knotenpunkt besonders wichtiger Handelsstraßen bildend, ist in eigenthümlicher Weise rings um einen schlank und fast perpendikular aufragenden Trachytkegel erbaut, welcher auf schwer ersteigbarer Höhe die Ruinen eines alten byzantinischen oder früh-türkischen Castells trägt. Sie hat 12 Moscheen und zwei Kirchen; die Einwohnerschaft wird auf 8000 türkische und 100 armenische Familien angegeben. Die Hauptindustrie des Orts ist die Bereitung schwarzbrauner Filzdecken, welche vielfach als Betteppiche (Seddschâdeh) oder als Portièren gebraucht werden. — Afiun Karahissari ist der Sitz eines Mutesarrifs, eines dem Appellationsgerichte von Brussa unterstehenden erstinstanzlichen Gerichts und einer Normalschule. Daß es eine antike Ortslage einnehme, ist nach vielfach vorhandenen baulichen Ueberresten nicht zu bezweifeln; jedoch hat sich der Name noch nicht feststellen lassen. Der Stifter der osmanischen Dynastie, Sultan Osman Ghasi, eroberte die Stadt im J. 1288 nach Besiegung eines sie regierenden Tekfur (christlichen Fürsten) und ließ daselbst zuerst die Chutbeh, d. i. das in den islamitischen Ländern die Souveränetät bezeichnende Freitagsgebet, für sich und sein Haus sprechen, weshalb die Türken in Karahissâr einen wesentlichen Ausgangspunkt ihrer staatlichen Machtentfaltung verehren. — Wegen des häufigen Vorkommens des Ortsnamens Karahissâr in den türkischen Ländern — das türkische Staatshandbuch kennt allein 10 Districts-Vororte dieses Namens — führt unsere Stadt officiell den unterscheidenden Beinamen Sahib, „des Gebieters", einen Beinamen, dessen Ursprung nicht mit Sicherheit zu ermitteln ist. Die Pforte schreibt also Kara-Hissâr-Sahib, während der Ort im Verkehrsleben nur als Afiun Karahissâr bekannt ist. (*G. Rosen.*)

Karaïben, auch Cariben, s. Caraiben.

KARAIBISCHE SPRACHE. Die Karaiben waren ein Mischvolk. In vorcolumbischer Zeit hat, so berichtet die einheimische Sage, ein festländischer Stamm die Karaibeninseln erobert, alle männlichen Einwohner niedergemacht und die einheimischen Weiber in sich aufgenommen. Diese Legende findet in den Ergebnissen der Sprachforschung ihre vollste Bestätigung. Es lebten in dem Volke zwei Sprachen nebeneinander: die eine redeten die Männer und die Weiber, wenn sie zu Männern sprachen, die andere sprachen die Frauen untereinander, also vermuthlich auch mit den kleinen, noch der mütterlichen Pflege anvertrauten Kindern. Beide Sprachen unterscheiden sich vielfach im Wortschatze, stellenweise auch in der Grammatik, zumal in den Fürwörtern; sehr vieles aber hat sich im Laufe der Zeit in Gemeingut beider Geschlechter verwandelt. Nach Lucien Adam's meisterhaft geführter Untersuchung steht nun Folgendes fest: Die Sprache der Weiber und der größte Theil der gemeinschaftlichen Grammatik sind wesentlich arawakisch;

*) Auf den Karten von Kleinasien hie und da Afium. Es ist dies unrichtig; die Türken nennen den Opium Afiun nach dem neugriechischen τὸ ἀφιόνι.

die Sprache der Männer, soweit sie vor nun mehr als zweihundert Jahren erhalten war, ist am nächsten dem Galibi, weiterhin dem Chayma und Cumanagote verwandt. Man ahnt, daß im Wechsel der Geschlechter je länger je mehr der mütterliche Einfluß Nachdruck üben mußte, und so haben wir hier eine Mischsprache, in welcher die Eroberten Sieger geblieben sind.

Die Sprache besitzt folgende Laute:

Vocale: a, e, i, o, u, ü, ö; Diphthonge: ae, ai, ao, ei, oi; Consonanten: k, g, t, p, b, pf, h, ç, š, l, r, y, n, nh, gn (= ñ?), mh. Das u vor andern Vocalen dürfte dem englischen w entsprechen. Alle Wörter und Silben lauten entweder auf Vocale oder auf einen der Nasale n und m aus; der Hiatus wird nur in gewissen Fällen durch Wohllautsregeln vermieden.

Der Accent kann auf jeder Silbe ruhen; eine Art plûti der ersten Silbe dient zur Bildung des Intensivums: iroponti, gut; îroponti, fast wie ihiroponti klingend: sehr gut; nänegüaiti, er ist krank; näneguaiti (sprich: naahaneguaiti), er ist sehr krank.

Der Sprachbau ist einverleibend; das Verbum nimmt subjective und objective Pronominalelemente in sich auf, ist reich an temporalen, modalen und andern Formen und bei aller Bildsamkeit doch verhältnißmäßig durchsichtig in seiner Structur. Suffixe sind häufiger als Präfixe, Infixe ganz unbekannt, die Wortstämme im wesentlichen unwandelbar.

Das Substantivum hat zwei Geschlechter, ein männliches und ein weiblich-sächliches, ersteres auf i, letzteres auf u auslautend, z. B.

aparuti, Mörder: aparutu, Mörderin.
kalukaerari, Guadelupaner: kalukaeraru, Guadelupanerin.

Der Plural hat die Endungen em, üm, yüm, welche jedoch nur für belebte oder als solche betrachtete Wesen angewandt werden, z. B. ubéku, Wolke; ubékuyüm, Wolken.

Eine eigentliche Declination ist nicht vorhanden. Das Subject steht vor, das Object hinter dem Verbum, der Genitiv hinter dem Substantiv, zu welchem er gehört und welches durch Possessivpräfixe der 3. Person in eine Art casus constructus tritt, z. B. l-ugutti hüeyu, seine-Füße Sonne = die Strahlen der Sonne; t-abulugu uébo, ihr-Gipfel Berg = der Bergesgipfel. Suffixe oder Postpositionen ersetzen die örtlichen Casus: Locativ: -ta, Inessiv: -roku, Ablativ: -šeem u. s. w. Doch kann an Stelle der Postposition auch der casus constructus treten, indem man die Postposition als selbständiges Substantivum behandelt und mit Possessivpräfixen versieht.

Die selbständigen Personalpronomina sind:

	Männersprache	Gemeinsam	Weibersprache
Sing. 1.	ao, inara	. . . . .	inura, nukoya
2.	amanle, manle	. . . .	iburra, bukoya
3. männl.	. . .	likia, ikira	. . . . .
3. weibl. sächl.	.	tokoya, inukura	. . . .
Plur. 1.	. . . . .	hü-ihurra, uakia	. . . .
2.	. . . . .	h-ihörra, h-okoya	. . .
3. comm.	. . .	inihara, namkia	. . . .

Außerdem erscheinen die persönlichen Fürwörter in folgenden Prä- und Suffixformen:

	Präf.		Suffix.			
	I	II	I	II	III	IV
Sing. 1.	i	n	na	n	na	n
2.	a, p	b	bu	bo	bu	b
3. masc.	l	l	e	i	li	l
3. fem. neutr.	t	t	nüm	nüm	ru	t
Plur. 1.	k	ua, hü	ua	ua	ua	ua
2.	h	h	hö	hö	hö	h
3. comm.	nh	nh	gnem	gnem	üm, nüm	nha

Die beiden Präfixreihen dienen zugleich als Possessivpronomina, Reihe I bei männlichen, Reihe II bei weiblichen oder sächlichen Substantiven, z. B. iumaan, Vater: i-iumaan, a-iumaan, l-iumaan, t-iumaan, k-iumaan, h-iumaan, nh-iumaan; erébe, Stirn: n-erébe, b-erébe, l-erébe, t-erébe, hü-erébe, h-erébe, nh-erébe.

Bezeichnen wir nun den Verbalstamm mit — und die Pronominalelemente mit ihren Ziffern, so ergibt sich folgendes Schema der einfachen, objectslosen Conjugation:

Präsens: I — em, yem, en.
Präteritum: — ha-ti-III.
Futurum: I — ba, uba.
Imperfectum = Präsens + -buka.
Plusquamperfectum = Präteritum + buka.

Bei Einverleibung des Objects bezeichnet Suffixreihe IV das Subject, Reihe III oder I das Object; letzterem wird bei den ersten und zweiten Personen die Silbe -ti- vorgefügt. Das Schema der Conjugation ist:

Präsens: — kuaIV-iem (ien)[ti]III.
Präteritum: — kuaIV-ia[ti]III.
Futurum: — kuaIV-uba[ti]III.
Imperativ: — kuaIV-aI.

Uebrigens sind die Verbalformen hiermit noch lange nicht erschöpft. Es gibt ein Passivum mit dem Suffixcharakter -u, -ua, ein negatives Verbum, das in der Männersprache das Suffix -pa, in der Weibersprache das Präfix m-, ein Verbum perfectum mit der Bedeutung, daß etwas gut gethan sei, gekennzeichnet durch das Präfix k- u. s. w., dabei gelegentlich Elision (oder Umlaut?) des schließenden Stammvocals. Das Verbum überwuchert, wie in fast allen amerikanischen Sprachen; es gibt keine nominalen Prädicate; von akae, Topf, leitet man ab: k-akae-ti-na, ich habe einen Topf; von akliem, Schmuz: k-aklien-ti-na, ich habe Schmuz, bin schmuzig u. s. w. Die Suffixreihe I tritt überdies in subjectiver Bedeutung an das Demonstrativum çaga, an gewisse Conjunctionen und an den Interrogativstamm kata, z. B. çaga-na, das bin ich; abata-e, weil er; kata-gnem, wer sind sie? Die Suffixreihe II tritt in gleicher Eigenschaft an andere Conjunctionen, z. B. aka-n, wenn ich.

Quellen: R. Breton, Dictionnaire caraïbe-français, Auxerre 1665. — Derſ. Dictionnaire françois-

caraïde. Par. 1666. — Let. Grammaire caraïde. Par. 1660. — 2. Aufl. von 2 Adam und Ob. Lettre. Paris 1818, Gänz. Umarbeitung von 2 Adam und Abdruck des Briefes. Catechisme caraïde. 1. Aufl. Auxerre 1811. — 2 Adam. Du parler des hommes et du parler des femmes dans la langue caraïde. Paris 1870.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Karaibusches Meer, s. Caraibusches Meer.

KARAITEN[*] oder **KARAER** (בעלי מקרא[1]), קראים, בני מקרא), Name einer jüdischen Sekte[2]), welche in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. n. Chr. unter Führung ʿAnan ben David's von der Gesammtheit der Juden sich abgelöst und bis auf die Gegenwart sich erhalten hat. Den Namen gab die Sekte sich selbst[3], um das — in Wirklichkeit niemals consequent durchgeführte, sondern gar oft willkürlich ergriffene und wiederum willkürlich fallen gelassene — Princip anzudeuten, der biblische Text (מקרא, מקרא) sei aus ihm selber heraus und ohne Beachtung der herkömmlichen Ueberlieferung auszulegen, und das also ausgelegte geschriebene Wort sei ohne Rücksicht auf die sogenannte „mündliche Lehre" als die allein verbindliche Norm für die Ausgestaltung religiöser Lehre und religiösen Lebens zu betrachten.

Der Erforschung der karäischen Literatur ist in den letzten Jahrzehnten, besonders um der Anfänge der Massorah, Exegese, Grammatik und Dogmatik willen, eine solche Aufmerksamkeit entgegengebracht worden, daß Jahrzehnte hierüber eine reichere Fülle von Aufklärung gebracht haben als früher Jahrhunderte. Nicht nur wurden bekannte Besitzstände an Karaitica, wie namentlich die Leydener Bibliothek, durch gediegene Untersuchung, Beschreibung und theilweise auch Mittheilung in ein volleres wissenschaftliches Licht gestellt, sondern auch ungeahnte Schätze des Orients erschlossen sich der Wissenschaft, vornehmlich durch die Vermittelung Abraham Firkowitsch'.[4]) Allein mit dem Offenbarwerden eines überreichen handschriftlichen, epigraphischen und epitaphischen Materials kamen neben vielen glaubwürdigen Aufschlüssen auch so viel Befremden erweckende, den ganzen bisherigen Stand nicht allein der jüdischen[5]), sondern auch der allgemeinen[6]) Geschichts- und Literaturkunde umstoßende und umgestaltende Nachrichten zu Tage, daß in den letzten zwanzig Jahren ein ansehnlicher Theil wissenschaftlicher Arbeit auf den Nachweis von Fälschungen auf diesem Gebiete verwandt werden mußte.[7])

Es wird daher gerechtfertigt erscheinen, wenn nebst dem, was vor mehr als dreißig Jahren schon in dieser Encyklopädie im §. 14 des Artikels Jüdische Literatur (II. Sect., Thl. 27, S. 401 fg. und pass.) über die karäische Literatur mitgetheilt worden ist, hier von neuem

I. über die Geschichte des Karäismus und

II. über die Geschichte der Karäer, entsprechend dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß des Karäerthums, ausführlicher gehandelt werden wird.

I. Geschichte des Karaismus.

Nach Abstammung[8]) und hauptsächlichem Bekenntniß sind die Karäer Juden, haben stets als solche sich gefühlt und und auch von ihren andersgläubigen Umgebungen jederzeit dafür angesehen worden, jedoß ihre Geschichte nur einen Theil der allgemeinen „Geschichte der Juden" bildet. Die politische Geschichte des karaischen Sektenstammes ist nur dürftig an Momenten, welche geeignet waren, dieselbe aus dem Rahmen der allgemeinen politischen Geschichte der Juden heraustreten zu lassen. Und auch die Literatur der Karäer steht allzu sehr unter dem Einflusse der rabbinischen und rabbanitischen, als daß sie anders denn als ein Bestandtheil des allgemein jüdischen Schriftthums betrachtet werden könnte. Die Besonderheit kann nur in dem eigenthümlichen Gepräge liegen, welches der schismatische Standpunkt, das karaitische Princip, der Lehre und dem Leben der Karäer aufprägt. Darum mag füglich der Geschichte der Karäer, als der Träger des karaitischen Princips, die Darstellung der Geschichte dieses Princips vorangehen. Die Geschichte des Karaerthums wird durch die allseitige Blüte des Rabbanitenthums im 12. Jahrhundert[9]) in zwei große Hälften getheilt, deren erste man als die aufsteigende, deren zweite man als die absteigende bezeichnen

*) Die vollständigen Titel und Namen der häufiger anzuführenden Quellen, bez. Autoren, siehe am Schlusse. 1) Dieser Name wird schon durch die älteste bekannt gewordene kar. Schrift משאת בנימין (ed. Goslow 6b), Nachschrift bezeugt. Die beiden andern hebr. Namen finden sich häufig, sowie der Strom kar. Literatur breiter zu fließen anhebt. Vor ʿAnan darf man den Namen nicht suchen; in Megillah 24 ist für דרך הקראים mit Handschriften und unconsurirten Drucken zu lesen: דרך המינות. Siehe Rabbinowicz: דקדוקי סופרים VIII. S. 127 [נלא], Anm. 90. 2) Der Gaon Natronai sagt von den Schülern ʿAnan's: ינעשו אומה לעצמן, Gutachten, angeführt im סדר ר׳ עמרם גאון (ed. Warschau 1865, S. 38). 3) Vgl. die Aeußerung des vermuthlich gegen Ende des 12. Jahrh. in Aegypten lebenden Verfassers der „Schlachtregeln in arab. Sprache" (שמואל גאמיץ?): אלצדוקים ואלביתיסים ומן תבעתם והם האילאי אלכוארג אלדין יתסמיון באסם קראיין ונחן אהל אלדין לא נוקע עליהם אסם קראיין אד ליסתם מכתצין באלמקרא (Steinschneider in Geiger's Jud. Zeitschr. I, S. 241, Anm. 3). 4) S. über Firk. Jüd. Zeitschr. XI, S. 142 fg. und hebr. Bibl. XIV, S. 133 fg.

5) So wurden nach Pinsker's Vorgange gegen die Autorität von Abraham ben Ezra und Abraham ben David den Karäern nicht etwa blos die Anfänge, sondern schon ansehnliche erste Leistungen auf dem Gebiete der hebräischen Grammatik und Lexikographie, der Dichtkunst und der Massorah zugewiesen. 6) So stellten die meisten Firkowitschen Funde die Geschichte der Krim auf den Kopf. 7) In Bezug auf die Epigraphe und die Epitaphien, die durch Firk. Hand gingen, sei, um nicht durch Aufzählung zu ermüden, hier auf das erschöpfende und abschließende Werk A. Harkavy's: Altjüdische Denkmäler aus der Krim (St.-Petersburg und Leipzig 1876) verwiesen. Noch lange nicht abgeschlossen dagegen ist die Prüfung der Handschriften, namentlich betreffs der Autorennamen und Büchertitel auf ihre Authenticität. Sind doch kaum alle Irreführungen Pinsker's durch Firk. oder P.'s eigene Irrthümer schon an den Tag gekommen, trotz der sorgfältigen und eingehenden Prüfung des inhaltsreichen und verdienstvollen לקוטי קדמוניות durch Steinschneider, Geiger, Schorr, Neubauer und Frankl. 8) Vgl. Verfassers Aufsatz: Kar. Studien n. F. in Monatsschr. 1882 S. 3 fg. 9) Ob aber in den krimschen Karäern ein und bez. ein wie großer Procentsatz chazarischen Ursprungs sei, scheint wissenschaftlich noch nicht festgestellt

darf. Die ersten vier Jahrhunderte (von der Mitte des 8. bis zur Mitte des 12. Jahrh.) sind dem Aufbau und dem Ausbau des Karäismus bestimmt. Während in diesem langen Zeitraume nur ein besonders hervorragender Gegner, Saadia Gaon, den karaitischen Bau in Wahrheit ernstlich bedroht hatte, haben die rabbanitischen Heroen des 12. Jahrh. denselben auf allen Enden tief erschüttert. Der erschütterte Karäismus richtet sich dann durch die Thätigkeit der „beiden Aarone" (13. bez. 14. Jahrh.) wieder auf und wird bis ins 16. Jahrh. zeitweilig von Männern vertreten, die beachtenswerth bleiben durch Geist und Wissen. Von da ab datirt die Zeit des Verfalls, in der Einzelne allenfalls durch bibliographische Kenntnisse sich hervorthun. Eine eigentlich schöpferische Thätigkeit existirt fortan nicht mehr.

A. Begründung und Aufbau des Karäismus.

Die Periode der Seburäer und die erste Hälfte der geonäischen, die vier Jahrhunderte nach Abschluß des babylonischen Talmuds, gehören zu den dunkelsten Theilen der jüdischen Geschichte, und eine Aufhellung derselben darf kaum in Aussicht genommen werden. Von Palästina her und dem größten Theile der nichtbabylonischen Diaspora tönen aus dem jüdischen Schriftthum kaum einige Namen zu uns herüber, von Babylonien her fast nur Namen und wenige Daten. Mit Sicherheit wird daher die Frage, ob das Schisma, das im Bereiche der Geonim im 8. Jahrh. ausbrach, sich schon seit lange im stillen im Schoße des Judenthums vorbereitet habe oder nicht, niemals entschieden werden können. Allein gegenüber der früher von Geiger lebhaft vertretenen, heute von fast allen competenten Beurtheilern aufgegebenen Annahme, wonach nicht allein der Karäismus ein geistiger Erbe des ehemaligen Sadducäismus wäre, sondern auch die karäische Gemeinde leibliche Ueberreste der für verschollen gehaltenen Sadducäer in sich geschlossen hätte, läßt sich füglich vermuthen, daß zwar ein freier Geist des Widerspruchs gegen die Führung der religiösen Spitzen, wie er in talmudischer[10]) Zeit drastisch in dem Satze zum Ausdruck kam: „Was frommen uns die Rabbanan? Seit jeher haben sie uns des Raben Genuß nicht gestatten, den der Taube nicht versagen können!" wol keinem Geschlechte, also auch nicht dem Zeitalter der Seburäer und ersten Geonim völlig gefehlt haben dürfte, daß aber ein ausgesprochener, systematischer Widerspruch, ein principieller, offenkundiger Gegensatz, wie er in persönlicher und leiblicher Continuität vom Sadducäismus zum schismatischen Karäerthum hätte herüberführen sollen, unmöglich durch Jahrhunderte „fortgewuchert" haben könne, ohne irgendeine größere geistige Bewegung hervorzurufen, ja ohne in der Literatur eine deutliche, unverkennbare Spur zurückzulassen. Vom 3. Jahrh. abwärts schwindet aber jede Spur sadducäischer Lehrmeinungen, die dem späteren Karäismus durch kein anderes Medium übermittelt wurden als durch das talmudische Schriftthum, in welchem sie angeführt und bekämpft wurden.[11]) Der geistige Stillstand, der Mangel an schöpferischer Triebkraft, wie er selbst an den Mittelpunkten jüdischen Geisteslebens, an den Hochschulen Babyloniens, nach Abschluß des Talmuds eintrat, sind nur unter der Annahme verständlich, daß herkömmliche Lehre und überlieferungsgemäßes Leben schon seit langer Zeit unangefochten geblieben, und daß die officiellen Vertreter dieser Lehre und dieses Lebens, die Schulhäupter von Sura und Pumbeditha, in ihrer Macht über die Nahen und in ihrem Ansehen bei den Fernen niemals ernstlich gefährdet worden waren.

Erst da nach den mächtigsten Umwälzungen der staatlichen Verhältnisse, und sicherlich auch ermuntert durch die Sektenbildung im Islâm, ein Mann von autoritativer Stellung und von vornehmer Herkunft sich zur herrschenden Richtung in Gegensatz und an die Spitze der Gegnerschaft stellte, konnte und mußte es zu einem Schisma kommen, das nicht allein im Schoße der häretischen Gemeinde eine regere geistige Bewegung hervorrief, sondern auch für den überlieferungstreuen Kern der Judenheit, für die Rabbaniten, insofern eine förderſame, fruchtbringende Thatsache wurde, als die Nothwendigkeit, dem Umsichgreifen des Schismas wirksam zu begegnen und die Ueberlieferung erfolgreich zu verfechten, im Kreise der Rabbaniten eifriges Streben nach den bisher vernachlässigten Studien auf den Gebieten der Exegese, Grammatik, Dogmatik und Geschichte erweckte[12]) und wach erhielt.

---

zu sein. Wenn von kar. Seite, namentlich von der Firkowitsch', auf Anfragen russischer Behörden bisweilen die Möglichkeit chazarischen Ursprungs für die krimschen Karäer als eine naheliegende bezeichnet wurde, so geschah dies aus misbilligenswerthen Nützlichkeitsrücksichten. E. Deinard's Behauptung eines tatarischen Ursprungs der krimschen Karäer und seine Beweisführung in נושא קרים erweckt wenig Vertrauen.

10) Sanhedrin 99b und 100a.

11) Die Karäer eigneten sich überhaupt gern jene Ansichten und Lehrmeinungen an, die in der talmudischen Literatur zu Worte, aber nicht zur Geltung gekommen waren. (Vgl. Gottlober S. 10 fg. Anm., wo mit Recht nachgewiesen wird, daß die Uebereinstimmung zwischen Kar. und der „alten Halacha" nicht, wie Geiger will, den persönlichen Zusammenhang zwischen Sadducäern und Karaern beweise). Die hervorragenden Lehrer der Vorzeit, welche in der Minorität geblieben waren, sollten dadurch zu Vorgängern der Kar. gestempelt werden. Indem diese es niemals Wort haben wollten, in ihrem Widerspruch gegen die herkömmliche Ueberlieferung die ehemalige sadducäische Gegnerschaft gegen die mündliche Lehre wieder aufgenommen zu haben — vermuthlich darum, weil dem sadducäischen Namen allzu sehr der Makel des Unglaubens an תחיית המתים anhaftete — erdichteten sie sich eine Kette von Traditionisten, in welche sie wohlklingende Namen aus soferischen und tannaitischen Kreisen aufnahmen, Männer, die auch im rabbanitischen Lager tief verehrt wurden, deren Entscheidungen jedoch nicht dauernd rechtskräftig wurden, wie namentlich Jehuda ben Tabbai und Schammai. Während aber die Karaer in ihren auf Rabbaniten und Nichtjuden berechneten Schriften ohne Bedenken diese angeblichen Vorganger zu den ihrigen rechnen, beginnen sie ihr „Seelengedachtniß" im Gotteshause mit 'Anan ben David und bekunden damit, daß sie in Wahrheit ihn als ihren Stifter oder ersten Wortführer betrachten. 12) Dies geschah freilich spät genug. In Babylonien ging die Stumpfheit in der Nichtachtung der Gefährlichkeit des Karäismus so weit, daß der Gaon Natronai — zum mindesten zwei Generationen nach 'Anan — dessen Werk nur vom Hörensagen kennt. „R. Eleasar Alluf hat es gesehen." (In dem oben angeführten Gutachten.) Erst Saadia bringt nach Babylon den Geist lebendiger Thatkraft, verdankt aber freilich seine, des fremden und

Mit Anan ben David, einem gelehrten Mitgliede des Exilarchengeschlechtes, das nach seines Thrones Fall vielen Anspruch auf die Würde des ראש גלותא hatte, gegen den aber die Talmudjuden eine Abneigung, er neige zur Häresie, mit Grund hegten, weil jüngeren Bruder Chananjah auf den Schild erhoben, war diejenige Persönlichkeit auf den Plan getreten, die dem Mittelpunkt und zum Haupt einer Sekte die recht eigentlich bestimmt war. Im Orient ist in jeder Häresie dem religiösen Moment zugleich auch ein politisches[13]) von größerer oder geringerer Tragweite beigegeben. Dies hatte auch dem Karaismus nicht völlig. Sein Stifter oder erster Bekenner spielte nicht die Rolle eines Messias, wie andere kurz vor und nach seinem Auftreten; denn dann hätte er bei Lage der Verhältnisse seiner Zeit gar bald diese Rolle ausgespielt; aber er war ein Nachkomme David's, der legitime „Fürst des Exils", der Ahnherr aller späteren נשיאים in der „um Zion trauernden, seufzenden und achzenden" Gemeinde, wie die späteren Karaer sich gern nennen.[14])

Nach sinnentsprechenden, glaubwürdigen Berichten[15]) wurde die schismatische Erklärung durch ʿAnan vor dem Chalifen Abu Gafar Almanzûr — ungefähr im J. 761[16]) — ausgesprochen. Bei diesem nämlich der Empörung angeklagt, weil er von seiner Partei gegen den bestätigten Exilarchen sich zum Gegenexilarchen hatte ernennen lassen, schwebte ʿAnan fast eine Woche in höchster Gefahr, bis es ihm gelang, persönlich beim Chalifen vorgelassen zu werden und vor demselben — entsprechend dem Rathe eines mitgefangenen muslimischen Sektirers — zu erklären, die von ihm bekannte und vertretene Form des Judenthums sei von der, welcher sein Bruder als Exilarch vorstehe, grundverschieden. Deutlich aber machte er seinen schismatischen Standpunkt dem Chalifen an einem praktischen Beispiel, welches für diesen ebenso einschmeichelnd wie verständlich war, an der Preisgebung des rabbinischen, auf Berechnung beruhenden Kalenderwesens zu Gunsten der Bestimmung des Neumondes auf Grund der jedesmaligen Sicht der neuen Mondsichel, wie sie auch im Islam stattfindet, und zu Gunsten der Intercalation auf Grund der Prüfung des Saatenstandes vor Lenzesanfang.[17])

Mit dieser Erklärung vor dem Chalifen, die ʿAnan Leben und Freiheit erwirkte, war nach außenhin das Wort der Trennung und der Lossagung von der jüdischen Gesammtheit ausgesprochen; nun galt's, diesen Gegensatz nach innen in Wort und Schrift zum Austrag, in ein System zu bringen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß **ʿAnan oder seine unmittelbaren Jünger ihre Principien in systematischer Darstellung entwickelt** haben, wozu es ihnen noch allzu sehr an wissenschaftlicher Schulung gefehlt haben dürfte; denn sonst würde sich unfehlbar ein längerer Passus von principiellem Inhalt auf ʿAnan's oder der Ananija Namen erhalten haben. Ein Satz, dessen Gehalten durch das samaritische Schisma **bezeugt wird, dem aber die Neueren eine principiellere,** tendenziösere Spitze geben, als nothwendig in ihm liegt, wird von einem Späteren auf ʿAnan's Namen überliefert: חפשי באורייתא שכיר — forschet gut in der Lehre! Bei der Dürftigkeit und Unzulänglichkeit dessen, was gegenwärtig als **wörtliches** Citat aus ʿAnan's Schriften bekannt ist — alles zusammen zwei bis drei Octavseiten über dreierlei religionsgesetzliche Materien — läßt sich heute nicht mit **Sicherheit** feststellen, wie viel schon ʿAnan, der erste Wortführer des Karaismus, zu dessen Aufbau beigetragen habe. An den sachlichen Entscheidungen und Erklärungen, die auf ʿAnan's Namen überliefert wurden, läßt sich erkennen, daß er an Stelle der **herkömmlichen Schriftauslegung, wie diese im Talmud niedergelegt war, und im möglichsten**[18]) **Gegensatze zu** ihr eine Auslegung gesetzt haben muß, welche die Einzelheiten **der gesetzlichen Partien der Schrift nach Wort**bedeutung, nach Zusammenhang, nach sachlichen oder wörtlichen Analogien, und nach den rabbinisch-üblichen Regeln der Hermeneutik zu erforschen suchte, welche Forschungen von ihm in aramäischen[19]) Schriften niedergelegt wurden. Der Gegensatz ʿAnan's scheint mehr gegen **den Talmud als gegen den Talmudismus sich gekehrt** zu haben; denn er drückt sich nicht in der andern Methode aus, sondern in den entgegengesetzten Schlußergebnissen. Und dies ist auch einerseits daraus erklärlich, daß ʿAnan's und seiner Partei Opposition in hervorragendem Maße von persönlicher Verbitterung gegen die Vertreter des Talmuds eingegeben war, wie anderer-

jugendlichen Mannes Berufung an die Spitze der suranischen Hochschule seiner erfolgreichen Bekämpfung des Karäerthums, die demnach in Babylon schon auf Verständniß und Würdigung gestoßen war.

13) Wie man leicht durch einen Blick in Sabrastâni's كتاب الملل والنحل B. I sich überzeugen kann. 14) Dies muß betont werden gegenüber der offenkundigen Entstellung des Sachverhalts durch Salmon ben Jerucham im Psalmen-Commentar. Vgl. Pinsker Anh. S. 52 Anm. und Neubauer S. 13. Ueber die angebliche Diadoche der „Fürsten" siehe Zunz, Gottesdienstliche Vorträge S. 139, Geiger's Zeitschrift II, 108 und Steinschneider, Lpzd. Catal. p. 236. 15) S. die rabbanitische (Saadia's?) Darstellung, angeführt im karaischen חלוק הקראים יהדבנים bei Pinsker Anh. S. 103. 16) Nach Graetz V, 465. 17) ופתח [ענן] ואמר בי דת אחר על חשבון ועבור תקופות ודתו על ראית הירח ועבור האביב והגולח ההוא היה חשבונו על ראית הירח והאביב הנמתק לי ונתרצה לי (Chilluk a. a. O.).

18) Narrenarbeit läßt ʿAnan zu den Seinen sprechen: עזבו דברי משנה ותלמוד ואני אעשה לכם תלמוד משלי (a. a. O.). ʿAnan gelangte in seiner Sucht nach Neuem zu manchen so willkürlichen Deutungen, daß schon seine unmittelbarsten Jünger sie verwerfen mußten. (Vgl. אדרת אליהו p. 39d und 63a.) Salmon ben Jerucham's und späterer Kar. Angabe, daß ʿAnan noch in vielen Dingen im Rabbanitenthum gesteckt, bis Binjamin ben Mose und successive die Späteren immer mehr purificirten, scheint uns von den Historikern mehr und schärfer accentuirt worden zu sein, als recht und nöthig war. Zu Graetz' Darstellung (a. a. O. S. 499 fg.), die betreffs der Methodologie ʿAnan's wahrscheinlich das Richtige hat, ist zu bemerken, daß der Zweifel, ob schon ʿAnan verboten habe, ein Licht am Sabbat brennen zu lassen (a. a. O. S. 504), durch אדרת אליהו p. 31b bereits dahin gelöst ist, daß ʿAnan und alle kar. Meister mit Ausnahme Jeschua's sogar fordern, ein brennendes Licht auszulöschen. 19) Alle erhaltenen wörtlichen Citate aus ʿAnan's Schriften sind im aramäischen Idiom

seits daraus, daß zu ʿAnan's Zeit die muslimische Theologie, welche nachmals in nomokanonischer Hinsicht den Karäern zur Führerin diente, selber noch kaum erblüht, den ältesten Karäern wol nur in den dürftigsten Umrissen bekannt geworden sein dürfte.[20]) Dem Umfange nach erstreckte sich, um nur die bestimmt auf ʿAnan zurückzuführenden und bleibenden Aenderungen hervorzuheben, die Umgestaltung des religions-gesetzlichen Lebens durch ʿAnan auf Einzelheiten des Sabbatgesetzes, die Bestimmung des Neumondes, die Ansetzung des Schabuoth-Festes und das Eherecht[21]); demnach auf so wesentliche Punkte der religiösen Praxis, daß es neben der principiellen Kluft eine Fülle von praktischen Momenten gab, die geeignet waren, die Trennung zu einer dauernden zu machen.

B. Ausbau und Vollendung des Karäismus.

ʿAnan hatte in seinen codificatorischen Schriften (ספר המצות und פדלכה) und in seinem Pentateuch-Commentar die Autorität der Ueberlieferung preisgegeben und Freiheit der Schrifterklärung für sich in Anspruch genommen. Er durfte diese Freiheit den andern nicht verkümmern und für seine Auslegung nicht die Autorität und die Verbindlichkeit fordern, die er selbst der Tradition verweigert hatte. So gewichtig daher auch ʿAnan's Stimme seinem Anhange sein mochte, der anfänglich mehr nach persönlicher Beziehung als nach sachlichen Kriterien „ʿAnanija" hieß, in vielerlei Dingen mußte die ʿAnanija selbst von ihrem Meister abweichen, weil seine Deutung ihr willkürlich, gegen den Wortsinn oder sachlichen Zusammenhang verstoßend schien. Bei dem Mangel an jeder objectiven Norm in der Schriftdeutung war der Subjectivität und der Willkür innerhalb des Karäerthums ein weiter Spielraum geboten, und in der That herrscht auch innerhalb derselben die größte Meinungsverschiedenheit über die wichtigsten und bedeutsamsten Punkte der religiösen Praxis. Andererseits hatte ʿAnan sich in seiner Unterschätzung der Macht der Gewohnheit und der Lebenskräftigkeit einer tausendjährigen Ueberlieferung[22]) in Lehre und Leben getäuscht, und manches, das in der Bekennerschaft lebte, ohne durch ein Schriftwort gehörig belegt werden zu können, mußte von ʿAnan und seinen Nachfolgern als religiös-verbindlich angenommen werden. Dadurch wurde einerseits der Bann der Biblicität des Karäerthums wiederum durchbrochen, andererseits die Religion vom Takte abhängig, und es gehörte ein feinerer Takt, als die Karäer ihn besaßen, dazu, am Ueberlieferten zwischen Lebenskräftigem und Ueberlebtem zu unterscheiden.

Auf seiner ersten Stufe hat der Karäismus lediglich auf die Feststellung des Religionsgesetzes sich beschränkt, und wol auch keiner weiteren Hülfswissenschaft dazu sich bedient. Diese Stufe des Karäismus, welche die ʿAnanija darstellt, mag durch zwei Generationen gewährt haben. Aus ihr verdient nur der gelehrte Enkel ʿAnan's, Josijahu, hervorgehoben zu werden. Etwas erweitert wurde der Kreis der Forschungen und Studien der Karäer durch Binjamin von Nahawend[23]), der nicht allein dem Gesetze und den gesetzlichen Theilen der Heiligen Schrift seine Aufmerksamkeit zuwandte, sondern auch dogmatischen Fragen sein Interesse schenkte und auch nichtpentateuchische Bücher, wie namentlich das Buch Koheleth[24]) und das Hohelied[25]), und vielleicht auch Daniel[26]) und Jesaia[27]) vollständig, oder in ihren mes-

20) Von irgendwelchen außerhalachischen Kenntnissen ist bei ʿAnan in den vielen Ansichten und Begründungen, die wir aus Anführungen kennen, auch nicht die geringste Spur zu entdecken, und im besondern nicht von Grammatik und vollends gar von Philosophie. Saadia, der in einem und demselben Kapitel des אמונות ודעות (im 6. מאמר) ʿAnan's und Binjamin's Ansichten anführt, scheint von den allgemeinen Kenntnissen des letzteren eine günstigere Meinung gehabt zu haben. 21) In den ʿananitischen Regeln über Incest, vollständig angeführt bei Neubauer (S. 105 fg.) kann man schon recht deutlich die Ansätze zu der die leibliche Existenz der Karäersekte ernstlich gefährdenden Ausdehnung der Eheverbote (חרכיב oder רכוב) erkennen. Den Ritus dürfte ʿAnan noch nicht einschneidend umgestaltet haben. Aus dem schon oft angeführten Gutachten Natronai's läßt sich schließen, daß die karäische Häresie sich anfangs mit der Ausscheidung des eigentlich Mischnischen und Talmudischen aus der Liturgie begnügt haben dürfte. Daß die ʿananitischen Neuerungen zumeist erschwerender Natur waren, ist bekannt. Nur im Punkte der Reinheitsgesetze in Bezug auf deren Anwendung in der Gegenwart stand ʿAnan auf rabbinischem, erleichterndem Boden. Erst die in Palästina wohnenden Karaer erklärten zu Anfange des 10. Jahrh. die Reinheitsgesetze auch für die Gegenwart für verbindlich, wie auch die palästinensischen Rabbaniten in dieser Hinsicht eine viel rigorosere Praxis einhielten als die babylonischen.

22) Hierin liegt die wesentlichste Differenz in der Analogie zwischen Sadducäismus und Karäismus, daß die sadd. Anfänge noch in eine Zeit zurückreichen, wo die tannaitische Thatigkeit sich erst zu entfalten beginnt, während der Beginn des Kar. bereits ein voll ausgebautes Rabbanitenthum vorfindet. 23) Die Geschichte des Kar. kann nur an den geistigen Fortschritten oder Rückschritten der tonangebenden Lehrer und Meister bemessen werden. Es wird aber nicht mehr befremden, wenn wir die Namen, die Pinsker zwischen ʿAnan und Binjamin einfügt, nicht weiter berücksichtigen. Zum Theil gehören sie fingirten Persönlichkeiten an, wie z. B. גנאי ברוך, über den ich in der Monatsschr. Jahrg. 1876, S. 66 fg. gehandelt habe, und wozu noch Gottlober S. 139 Anm. Firk. (אא) und Chwolson's Schlußanmerkung 12 zu vergleichen ist, zum Theil gehören sie entschieden späteren Epochen an, wie der echte נסי בן נח, der nicht vor der arabischen Blüteepoche des Kar. gelebt hat, und auf dessen Namen nach Hadassi eine grobe Falschung vollzogen ward, wie ich im השחר Jahrg. VIII,, S. 121 fg. gezeigt; zum Theil auch beruht der Kar. mancher lediglich auf dem angeblichen Zeugniß Sal. b. Jer.'s in der schon von Schorr u. a. für gefälscht erklärten Mukaddamah, wie מוחא, אבו נסר und dessen Sohn נשה, oder es sind endlich selbständige Sektirer oder Häretiker, wie עובדיה הבוצרי u. a. 24) Ersichtlich aus Salmon ben Jeruchams Vorrede zum Koheleth-Commentar bei Pinsker Anh. S. 109. Daß aber der von Pinsker dem Binjamin zugeschriebene Commentar zu Koheleth Binjamin nicht angehören könne, weil er nichts weniger als typisch-allegorisch ist, siehe bei Neubauer S. 107. 25) Jefet im Commentar zu Jes. 53, 12 bei Pinsker a. a. O. Dieser vermuthet, daß B.'s Commentar sich auf alle fünf מגלות erstreckt haben dürfte; wir aber sind der Meinung, daß B. nur die typisch-allegorisch zu deutenden Rollen, d. i. Koheleth und das Hohelied, ausgelegt haben dürfte. 26) Jefet gegen Ende des Commentars zu Daniel führt B.'s Deutung der letzten Verse des Buches Daniel an. Pinsker Anh. S. 82. 27) So schließt Pinsker (S. 45) aus Jefet zu Jes. 53.

manchen und schabatlichen Stellen auslegt. Seine Deutung dieser Bücher war eine typische[28]). Er nahm ein (oder mehrere) Mittelwesen, einen Engel an, der zwischen Gott und der Schöpfung stand, und auf diesen Engel als den Repräsentanten der Gottesherrschaft und der Gottesherrlichkeit bezogen Binjamin und seine Schule[29]) die Anthropomorphismen und Anthropopathien der Heiligen Schrift. Seiner Auffassung von der jenseitigen Belohnung und Bestrafung gedenkt Saadia.[30]) Auf welchem Wege Binjamin zu Ansichten gelangte, die zum Theil von Philo herstammen, kann jetzt nicht ermittelt werden. Mit diesen seinen philosophischen Strebungen wirkt aber Binjamin keineswegs auf den folgenden Karäismus fördernd oder anregend ein. Und wenn wir Binjamin's Blüteperiode etwa gegen 830 ansetzen, dann vergeht ein nur die Karäer auch sonst recht geistesarmes halbes Jahrhundert, innerhalb dessen der Karäismus zur Philosophie sich so gleichgültig stellt, daß weder eine Spur von Wohlwollen, noch ein leises Zeichen von Uebelwollen gegenüber der Philosophie sich bemerkbar macht, bis im 10. Jahrh. bittere Feindseligkeit gegen Philosophie und jede Wissenschaft, die nicht geradezu eine Hülfswissenschaft zum Verständniß der Bibel ist, sich kundgibt, um im 11. Jahrh. einer fast sklavischen Nachbetung der Mûtazila zu weichen. Die Bedeutung Binjamin's für den Karäismus liegt in seiner Gesetzesauslegung und Darstellung[31]), die in vielen Punkten von der 'Anan's abweicht. Ziehen wir das Facit dessen, was spätere Karäer auf 'Anan's und auf Binjamin's Namen überliefern, dann ergibt sich uns, daß Binjamin der Ueberlieferung hinsichtlich der Resultate viel näher steht als 'Anan. Mit welchem Rechte Salmon ben Jerucham die entgegengesetzte Mittheilung macht[32]), vermögen wir nicht mehr zu beurtheilen. In seiner Methode dagegen scheint Binjamin sich schon viel weiter vom Talmudismus entfernt zu haben als 'Anan. Seine Begründungen zeugen bisweilen von großer Schwäche in der halachischen Methode und sind geeignet, Lächeln zu erregen.[33]) Binjamin's Sprache in den gesetzlichen Schriften dürfte, nach der einen, bekannten zu schließen, die hebräische gewesen sein, die der Commentare war vielleicht die arabische.

Ein Zeitgenosse Binjamin's, Daniel ben Moše ha-Kumsi, that sich auf religionsgesetzlichem Gebiete besonders hervor, und blieben seine Ansichten und deren Begründung auch bei Späteren sehr geschätzt.

So weit der Karäismus in seiner vorarabischen Epoche. In seinem hauptsächlichsten Ziele, der Feststellung des Religionsgesetzes, wird er mehr von individuellen Instincten denn von wissenschaftlichen Principien geführt.

Das änderte sich, sowie die Karäer mehr nach dem Westen vordrangen und mit der muslimischen Theologie vertrauter zu werden begannen, an der Scheide des 9. und 10. Jahrh. Ein ungesunder Rationalismus, der mittlerweile auch im Judenthume seine Vertreter gefunden hatte, forderte ebenso sehr vom Karäismus wie vom Rabbanismus seine wissenschaftliche Widerlegung. Fortan konnte kein karäischer Gesetzesausleger oder Casuist völlig von einer objectiv bestimmten, aber nomokanonischen Bahn sich entfernen, sollte der Subjectivität und Willkür im Karäismus gesteuert werden. Man konnte über die Verbindlichkeit manches Princips verschiedener Ansicht sein, aber man kannte diese Principien und ihre Tragweite.

Jôsef ben Noach (10. Jahrh.) erkannte nur zwei Kanones fürs Religionsgesetz an: Die Schrift und die Uebereinstimmung der Gesammtheit (כתב und קבּיץ), verwarf dagegen, wie Saadia innerhalb des Rabbanitenthums, die Schlußfolgerung (היקש). Sahal ben Maṣliaḥ (940) ging hierin dagegen so weit, daß er vier Kanones anerkannte: die Speculation (חכמת הדעת), Wortverständniß der Schrift, Schlußfolgerung und Uebereinstimmung der Gemeinschaft (עדה, היקש, משמע), Sueid ben Jôsef halewi (980) nahm nur diese drei letzten an.[34])

---

28) Salmon ben Jerucham a. a. O. 29) Eine Sekte Namens Magarja (Bedeutung und Schreibung des Namens sind unsicher), angeführt im אשחב Alrb. 98 und Sabraštâni's Kitâb al-Milal Uebers. Haarbrücker I, 257. 30) אילי a. a. O. 31) Das unter dem Namen משאת בנימין edirte halachische Werkchen B.'s kann, selbst wenn die von Geiger (Nachgelassene Schriften V, 160 fg.) bemerkte Lücke oder Verstümmelung ausgefüllt würde, unmöglich das codificatorische Hauptwerk B.'s sein. 32) Salmon ben Jerucham zu Ps. 69 bei Pinsker S. 21. 33) So z. B. motivirt B. seine Ansicht, daß ein missrathener Sohn enterbt werden könne (die entgegengesetzte rabbinische Ansicht s. bei Maim. הלכ' ממרים VI, 12), aus dem Umstande, daß nach Moše nicht dessen Söhne, sondern der fremde Josua die Führung Israels übernahm! (משאת בנימין S. 6a).

34) Im אשחב Alrb. 168 heißt es: . . . "הפיתיני סעדיה "אמר בחכמתו כי אין היקש בתורה דרך בזה הדרך גם "יוסף בן נח לא ואמר כי לא יקיש בתורה . . . "בני מרי"א נשכילו לא נתחלפו באלה מידות התורה, הכהן בן מצליח אבו אלסריירא הכללים על ד' דברים בחכמת הדעת ובמשמע ובהקש ובעדה ואנחנם בהקש נכלל כלל המדות כי בהקוש זה בזה יגלה כח התורה, יוסעד בן יפת הלוי ולא הכלל בג' דברים במשמע ובהקש ובעדה . . . ויש מי שמירה בכתב ובקבּיץ ולא . . . יחידה בהקש יזה יוסף בן נח ולא. Daš. im Alrb. 169: Daß Saḥal ben Maṣliaḥ, der sein Freund der Wissenschaft, wenn auch kein solcher Gegner wie etwa Sal. ben Jer. war, חכמת הדעת neben היקש, also die Speculation, oder, wenn man will, die Eingebung des gesunden Menschenverstandes mit in die Kanones aufnahm, bleibt befremdlich. Zu der Darstellung von Graetz V, Note 17, IV, welche diesen Punkt mit Scharfsinn entwickelt, ist berichtigend zu bemerken, daß die wissenschaftliche Vertiefung der kar. Fundamental-Theologie nicht zwischen Binj. und Salm. b. Jer. erfolgt sein könne. Der einzige Träger der Wissenschaft in diesem Zeitraume, David ben Boas ha-Nasi, sonst nicht selten in אשחב citirt, wird hier nicht genannt. Hadassi läßt vielmehr durchblicken, daß Jos. b. Noach dem Saadia gefolgt sei (דרך בזה הדרך גם). Saadia durfte den Kar. vorwerfen, daß القياس im Religionsgesetz nicht statthaft sei, weil 'Anan und seine Nachfolger davon auch ohne principielles Bewußtsein den maßlosesten Gebrauch gemacht hatten. Wenn Graetz ferner in Bezug auf die Bibel (כתב) einen Gegensatz

Die Uebereinstimmung der Fundamente der Dogmatik Sueid's mit denen der schi'itischen und die Entlehnung aus der schi'itischen Theologie von seiten der Karäer ist zu offenkundig, als daß es nöthig wäre, sich weiter darüber zu verbreiten. Wichtig ist, daß es wol über das Recht der Schlußfolgerung und der Speculation zwischen den karäischen Dogmatikern Meinungsverschiedenheit gab, daß aber Wortverständniß der Schrift und Uebereinstimmung der Gemeinschaft allen in gleichem Maße für kanonisch galten. Durch die Aufnahme der „Uebereinstimmung" in die Kanones konnte nunmehr der Karäismus alles, was im Judenthum lebte, ohne unmittelbar durch die Schrift belegt werden zu können, wie z. B. die Schlachtregeln, für verbindlich erklären. Der Karäismus entging dadurch vielen Verlegenheiten im einzelnen, beging aber eine Inconsequenz an seinem ganzen ursprünglichen Princip, wonach die Bibel allein, wenn nur richtig ausgelegt, selbstgenügende, vollkommen ausreichende Quelle religiösen Lebens sei. Spätere Karäer rechtfertigen zwar diese Inconsequenz, indem sie sagen, alles, was in der Gemeinschaft der Juden lebe, müsse in der Heiligen Schrift seinen Ausgangs- und Stützpunkt haben, nur sei unser auslegender Menschenverstand bisweilen zu beschränkt, um denselben zu finden[35]); allein diese Rechtfertigung beraubt den Karäismus jedes Rechtes zur Erschütterung und theilweisen Aufhebung einer Ueberlieferung, die mit geringen Ausnahmen fast in ihrer Gesammtheit — ein Ergebniß tausendjähriger Fortentwickelung innerhalb der jüdischen Gesammtheit — von den Karäern vorgefunden worden war.

Wie aber selbst die Fundamente karäischer Theologie unter muslimischem Einflusse sich festigten, also gewann auch karäische Auslegekunst, ja alles karäische Denken und Darstellen durch die Nachahmung muslimischer Vorbilder an logischer Schärfe und an Wissenschaftlichkeit des Ausdrucks. Und wie einzelne, wie Josef ben Abraham haroëh und sein Schüler Jeschua ben Jehuda (beide im 11. Jahrh.), auf Schritt und Tritt[36]), in Begriffsbestimmungen, Sachbenennungen und Stoffeintheilungen die Zucht der arabischen Schule darthun, so können auch die übrigen, weniger mit der fremden Wissenschaft vertrauten oder gar derselben feindlich gegenüberstehenden Meister des Karäismus, wie Jefet ben Ali und seine Söhne, oder Sahal ben Mazliach, oder al-Kirkissani, oder Salmon ben Jerucham (10. Jahrh.) und früher schon ihre Arabisch schreibenden Vorgänger, David ben Boas hanassi, Aaron-abul-Farag, Jizchak ben Bahlul, Jehuda ben Ilan, Josef ben Bachtewi, in ihren grammatischen und exegetischen Schriften die fördernde Einwirkung arabischer Wissenschaft nicht verleugnen. Auch in die Synagoge der Karäer drangen gottesdienstliche Bräuche und Ceremonien, welche zum Theil äußerlich an das Ceremoniell der Muslimen erinnerten[37]), obgleich die Karäer ohne viele Mühe die innere Berechtigung ihres Gottesdienstes aus dem biblischen Wortlaute nachwiesen.

Im allgemeinen aber wird bezüglich des arabischen Einflusses auf den Karäismus gesagt werden dürfen, daß er nicht, wie innerhalb des Rabbanitenthums, verarbeitet und beherrscht, zu neuen Bildungen und Schöpfungen geführt habe, sondern daß er unverarbeitet und unbeherrscht blieb, kein mächtig fördernder Trieb zur Umgestaltung, sondern ein Hemmniß der Fortentwickelung. So z. B. hinderte der Umstand, daß Josef haroëh und Jeschua, die tonangebenden Meister des 11. Jahrh., Mütaziliten waren, noch den im 14. Jahrh. schreibenden Aaron ben Elia, an dem vollen Einlenken in die jedenfalls philosophischere Bahn der arabischen Aristotelik, die ihm durch Maimonides bekannt und gerade darum vielleicht auch zum Theil verhaßt ward. Andererseits ha kein Karäer auf Grund seiner Kenntniß des Arabischen mit der Meisterschaft des Jehudah ibn Chajjûg die gesammte hebräische Grammatik systematisch umgestaltet; denn der Karäismus verzehrte seine besten wissenschaftlichen Kräfte im Angriff des Rabbanitenthums oder in der Vertheidigung seiner eigenen Stellung. Alle Hülfswissenschaften wurden nur insoweit gepflegt und herangezogen, als sie diesen beiden Hauptzwecken dienstbar gemacht werden können. In diesem Betracht ist an dem

---

wischen Rabb. und Kar. darin finden will, daß das Karäerthum die נביאים und כתובים der תורה gleichstellt, wenn es gilt, ein Religionsgesetz festzustellen, während der Talmud die prophetischen Schriften in diesem Betrachte hintansetzt nach dem Grundsatze דברי תורה מדברי קבלה לא ילפינן, so ist auf die gegentheiligen Auseinandersetzungen David Oppenheim's in Geiger's Jüd. Zeitschr. XI, 83 fg. hinzuweisen, wo gezeigt wird, daß der Talmud und die verwandte Literatur auch den entgegengesetzten Grundsatz aufstellt und bekennt: דברי קבלה כדברי תורה דמי. Andererseits hören wir auch innerhalb des Kar. eine so gefeierte Autorität, wie Lewi ben Jefet halewi, den Satz aussprechen: . . . כי יש הפרש בין אשר יוקח ממצוה עשה ומצוה ל"ת מן התורה אשר הוא ירוע כי היא תמידית נתונה ע"י אדון הנביאים ובין אשר יאמר בכתבי נביאים מפני שכל נבואה ונבואה היא ע"פ הדור. אדרת 29d.

35) Tobia b. Mose hammaatik, citirt von E. Baschj. Anf. d. אדרת. 36) Bei Jos. har. und seinem Schüler Jeschua durchdringt mutazilitische Anschauung auch die Halacha; so besonders bei ersterem die Feststellung des Begriffs „Arbeit" im Sabbatgesetz und einzelnes im Erbrecht, und für letzteren bleibt es charakteristisch, daß seiner [בעריות] תשובת העקר — viermal handschriftlich in Leyden und unter dem Titel אגרת התשובה in Goslow edirt — frühzeitig eine kurze Einleitung über griechische und rabbinische termini technici vorangeschickt wurde, um die schwere Terminologie Jeschua's als eine Nothwendigkeit erkennen zu lassen. In späteren Zeiten geht jedem ענין im ספר המצות eine philosophirende Einleitung voran.

37) Vgl. Jost S. 310, Anm. 1, und über den muslimischen Einfluß überhaupt Steinschneider: Art. Juden in dieser Encykl. II. Sect. Thl. 27, S. 405, Anm. 10. Unwissenheit und böser Wille haben den Kar. überhaupt zu einem Abklatsch des Islâm stempeln wollen im bereits angeführten משא קרים. Eine Nachahmung ihres Cults würden die herrschenden Muslimen einfach nicht gestattet haben nach dem, was sich aus Goldziher's Mittheilungen in Monatsschr. Jahrg. 29, S. 309 schließen läßt.

Lauten Urteil, das Abraham ben David[37]) über den Karäismus gefällt, daß er, nie eine gute Schöpfung für Israel hervorgebracht" auch heute nichts zu ändern, nachdem erwiesen ist, daß der fortgeschrittene karäische Lehrer Moše ben Abraham Tarâzi nicht, wie Pinsker glaubte, dem 9. Jahrh. (843) angehört, sondern dem Beginn des 15.[38]), daß das אדרת David ben Abraham al-Fâsi's keineswegs ins 10. Jahrh.[39]), sondern vielleicht nach Abu'l Walid oder gar in die Zeit nach Abraham ben Ezra[41] zu setzen ist, daß die mutazalitischen Schriften Josef baṣîr's[42]) dem 11. Jahrh. angehören, und nachdem das karäische Bekenntniß der Massorethen Ben Aschers noch recht ernstlich in Frage steht.[43]) Die im Karäismus unausrottbare Sucht zur Polemik läßt der Neigung zu positivem, construirendem Schaffen nur wenig Spielraum übrig. Diese Polemik, die sich auch gegen die Tochterbekenntnisse des Judenthums wendet[44]), kehrt die Spitze ihres Ingrimms gegen Talmud und Midrasch, gegen Halacha und Agada und deren Vertheidiger, zumal gegen Saadia, dessen Erscheinung und Auftreten die Geister der Karäer wie der Rabbaniten gleichsam elektrisirte, und dessen streitige Natur den besondern Widerstreit der Gegner erweckte, und später in der zweiten Epoche auch gegen Abraham ben Ezra, Moše hajewani und andere. Die Polemik gegen die Halacha ist wol so alt wie der Karäismus überhaupt, die gegen die Agada dürfte mit der propagandistischen Erhebung des Karaismus in Palästina und seinen Grenzländern an der Scheide des 9. und 10. Jahrh. zusammenfallen. Mehr, beiweitem mehr Gelegenheit zum Angriff als die älteren Midraschim boten der karäischen Polemik die jüngeren pseudepigraphischen Machwerke mit ihren crassen Anthropomorphismen, für welche die Rabbaniten jedoch mit Recht jede Verantwortlichkeit ablehnten.[45]) Und seitdem diese Art von Polemik begonnen, hielt kein Karäer der ersten Epoche — selbst die oft genannten Jeṣef baṣeeḳ und Jeschua ben Jehuda nicht — sich für vornehm genug, nicht in den Chor der Agadalästerer mitzustimmen, in welchem Salmon ben Jerucham führer und Tonangeber war, zu dessen Charakteristik wol die Thatsache das bezeichnendste Moment ist, daß keine einzige halachische Ansicht, auf seinen Namen lautend, überliefert wurde; zugleich ein Beweis, wie die fruchtbarste Polemik die unfruchtbarste Gattung bleibt.

Ein neues bildendes Moment für den Karaismus, aber bei weitem nicht an Eindringlichkeit dem muslimischen Einflusse vergleichbar, bot die Berührung mit den Spätlingen des Hellenismus in Constantinopel. Zunächst erweckte das Bedürfniß, die arabisch-karaische Literatur auch der nicht arabisch, sondern griechisch sprechenden karäischen Bevölkerung zugänglich zu machen, die Thätigkeit eines Uebersetzers oder einer Schule von Uebersetzern, als deren Mittelpunkt Tobia ben Moše gilt. An der großen Menge griechischer Worte und Sätze in den hebräischen Versionen der arabischen Werke der ersten Epoche läßt sich erkennen, daß die Uebersetzerthätigkeit des Tobia oder seiner Schule (Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrh.) ihrer Ausdehnung nach eine recht große und umfassende gewesen sein muß. An innerem Werthe freilich steht die karäische Uebersetzungskunst weit hinter der der Familie Tibbon's zurück, und mit Recht wird der Mangel jedes Geschmacks, die Plumpheit des Stils in den Versionen von Karaern selbst[46]) als ein Zeichen

---

38) Im ספר התכלה (1161). 39) Steinschneider in Geiger's Jüd. Zeitschr. IX, 176 fg. schließt die Darâi-Frage dahin ab, daß Moše D. vor 1226 zu setzen sei. Von früheren maßgebenden Urtheilen über Darâi sei besonders das Scherr's in החלץ VI hervorgehoben in der durchaus trefflichen Recension des לקרשי קדמוניות. In der hebr. Bibl. VII, 14 und 15 sind in Anm. 11 alle Arbeiten genannt, die bis 1864 nebst der gedachten Recension Scherr's zur Berichtigung Pinsker's beitrugen. 40) Nach Steinschneider in Pol. und apol. Lit. S. 349. 41) Nach Scherr a. a. O. S. 65 fg. Vgl. auch Geiger's Besprechung von Neubauer's Notice sur la lexicogr. Hebr. in der Jüd. Zeitschr. I, 297 fg. 42) Vgl. Firkowitsch in בני ראשן S. 18 fg. und Harkavy, Studien und Mittheilungen aus der Pet. Bibl. III. Anm. 44. Josef baṣeeḳ polemisirt im كتاب الاستبصار oft gegen den Gaon Samuel ben Chofni, gegen den er sogar eine besondere Schrift verfaßte. 43) Gegen Grätz, der für den Kar. der Ben-Ascher wiederholt in der Monatsschrift eintrat und noch eintritt, stehen namentlich David Oppenheim in Geiger's Jüd. Zeitschr. XI, 79 fg., Ibn Sapir, Bär, Strack u. a. 44) S. Steinschneider, Polem. und apol. Literatur II, § 23 und pass. 45) Saadia, citirt von Ibn Barfilai (הלכות קדם p. 69: ואומר כי שעורי קומה לא נתקבצו עליו דברי כל החכמים מפני שאינו לא במשנה ולא בתלמוד ואין לנו דרך שיתברר

46) So klagt Elijahu Baschjazi (אדרת fol. 1): ולהיות שחברו ספריהם בלשון ערב, יהתעקשם בלשון הקדש לא יערב, מפני קצור ידיעת המעתיק הראשון, לכן מאמריהם

der Unberufenheit der Vertreter angesehen. Allein nichtsdestoweniger wurden durch diese Uebersetzungen werthvolle Schriften der ersten karäischen Epoche einem großen Theile zugänglich gemacht, dem sie im Original völlig verschlossen geblieben wären, und die Uebersetzungen blieben erhalten, während die Originale untergingen. Aber auch unmittelbar förderte die Berührung mit dem byzantinischen Geiste den Karäismus; denn wie sehr entartet auch die Form des Hellenismus war, die er darbot, immerhin waren es Reste einer classischen Periode, die er mitenthielt, und ob auch keine Spur darauf hinweist, daß die byzantinischen Karäer mehr als etwa die gangbaren Compendien ihrer Zeit kennen gelernt, Jehuda Hadassi[47]), der Repräsentant des byzantinischen Karäismus im 12. Jahrh., stellt in Ansehung seiner Weltanschauung und allgemeinen Bildung eine andere, vielleicht etwas höhere Stufe dar als Jeschua, der Ausläufer des arabischen Karäismus. Im maurischen Spanien hatte der Karäismus kaum begonnen, festen Fuß fassen zu wollen, als es rabbanitischem Einflusse gelang, ihn von da völlig zu verdrängen. In andern christlichen Culturländern, wie in Byzanz, begegnen wir keiner Spur von Karäismus.[48]) In tatarischen Ländern hatte er um diese Zeit eine sichere Wohnstätte, aber keine Cultusstätte sich zu begründen angefangen.

Ueberblicken wir nun, was der Karäismus in seiner ersten, der aufsteigenden Epoche, Bleibendes geschaffen zur Ausgestaltung eines religiösen Lebens, das sich dem rabbanitischen gegenüberstellte, so sind es zunächst Ritus und Liturgie, welche innerhalb des Karäismus ein ganz anderes Gepräge erfuhren als im Rabbanitenthum. Anfangs mag, wie schon hervorgehoben ward, der Karäismus sich darauf beschränkt haben, die mischnischen und talmudischen Einstreuungen auszuscheiden; im weiteren Verlaufe jedoch wurden die Aenderungen und Umgestaltungen immer radicaler, bis das ganze feste Gefüge der rabbanitischen Eulogien mit שמע und der תפלת ר"ח bez. תפלת שבע und תפלת השע als Mittelpunkt durchbrochen ward, und an Stelle der Eulogien Zusammenstellungen von Bibelstellen und Bibelversen, unter denen שמע und קדושה freilich auch hervorragen, trat, zu der später — nicht ohne Kampf — noch Piutim hinzukamen, die entweder nach rabbanitischen Mustern geschaffen oder ohne weiteres den Rabbaniten entlehnt wurden. Ueber Einzelheiten des karäischen Ritus sei hier auf Jost's Darstellung[49]) verwiesen, der freilich erst die Ordnung des Aaron ben Josef (13. Jahrh.) zu Grunde liegt, über des karäischen Ritus geschichtliche Entwickelung auf die classische Darstellung Zunz'.[50]) Obgleich nicht geleugnet werden kann, daß die Zusammenstellung der biblischen Stellen, an die מעמדות erinnernd, zumeist eine der Zeit und der Gelegenheit entsprechende ist und ein gewisses System in der Anordnung verräth; dem Zwecke, eine Gemeinde oder Einzelne durch Gebet sich erbauen zu lassen, genügte die Compilation auch der schönsten Stücke der Heiligen Schrift nicht in ausreichendem Maße, sodaß wir einzelne Karäer mit Neid auf die rabbanitische Gebetordnung blicken und das rabbanitische Achtzehngebet verrichten sehen.[51])

Die karäische Dogmatik, wie sie zum Schlusse der ersten Epoche durch Hadassi repräsentirt wird, stellt zehn Glaubensartikel auf, die später — gegen Ende des 15. Jahrh. — von Elijahu Baschjazi nur wenig modificirt wurden: 1) Die ganze Körperwelt ist aus dem Nichts erschaffen worden. 2) Es gibt einen Schöpfer, Gott. 3) Dieses göttliche Wesen ist gestaltlos, Eins, allen andern Wesen unähnlich. 4) Gott hat Mosen und die andern Propheten gesandt. 5) Gott hat durch Mose die Thorah gesandt, welche wahrhaftig und Eine ist, in ihrem geschriebenen Wortlaut vollkommen ausreichend und einer Ergänzung durch die sogenannte „mündliche Lehre" nicht bedürftig. 6) Die Thorah muss von jedem Israeliten in der heiligen Ursprache erlernt werden. 7) Gott hat ein Heiligthum eingesetzt. 8) Gott wird die Todten am Tage des Gerichts wieder beleben. 9) Gott vergilt jedem nach seinem Thun. 10) Gott wird Israel durch Sendung des Sohnes David's aus seinem Elend erlösen.[52]) Eigentlich gegensätzlich zum Rabbanitenthum verhält sich nur Artikel 5 in einem Theil der Attribute, welche der Thorah

נראים, בעיני הרואים בלי סדר והבנה, ובלי יסוד ופנה . . .
Als Autoren, deren arabisches Original durch die Ungeschicklichkeit des Uebersetzers also gelitten, werden genannt (nicht nach chronologischer Reihenfolge): Jeschua, Josef haroëh, Josef Kirkissani, Sahal, Nissi ben Noach, Levi, Jefet.

47) Sein Werk אשכל הכפר ist im Drucke arg verstümmelt. Siehe darüber Verfassers Kar. Stud. u. F. Monatsschr. Jahrg. 1882. 48) Ebenda. 49) Geschichte des Judenthums und seiner Sekten II, 310 fg.

50) In: Die Ritus u. s. w. (Berlin 1859), S. 156 fg. bis incl. fol. 162. Trotzdem Zunz' Werk ein Jahr vor dem לקוטי קדמי Pinsker's erschien, ist des Meisters der Riten Urtheil über den karäischen Ritus an vernichtender Kraft dem Verdicte Abraham ben David's und Levi ben Chabib's gleichkommend, wo nicht gar durch die Wucht wissenschaftlicher Beweisführung dasselbe überbietend, auch heute noch vollständig aufrecht zu halten, nachdem die Daräi-Frage definitiv gegen Pinsker entschieden wurde. In seiner „Literaturgeschichte der synagogalen Poesie" (Berlin 1865) hat Zunz die Mittheilungen Pinsker's u. a. über kar. Paitanim an den bezüglichen Stellen verwerthet oder berichtigt. Die alten kar. Paitanim folgen in Form und bisweilen auch im Inhalt den rabbanitischen Meistern, wofür ihrer einer, Meborach ben Nathan, sich die scharfe Rüge des Falschers der Mukaddama Salmon ben Jeruchams (L. K. Anh. S. 62) zugezogen hat. 51) Nach Zerach ben Nathan (1637) bei Neubauer S. 144. 52) Nach Jost a. a. O. S. 331 fg. gemäß der besseren Ordnung Baschjazi's, aber mit Hadassi's Inhalt. Bei der Lückenhaftigkeit unserer Kunde vom älteren Karäismus läßt sich nicht feststellen, auf wen die Aufstellung dieser zehn Glaubensartikel zurückzuführen ist. Logisch kann Art. 6 kein Glaubensartikel sein, und ich bezweifle, daß etwa Josef haroëh oder Jeschua einen solchen aufgestellt haben könne. Mir ist's wahrscheinlicher, daß der weniger logische Hadassi in seiner Vorliebe für die Zehnzahl, die sich auch anderweitig in אשהכ, dessen Veranlassung ja eben auch der Dekalog ist, zu erkennen gibt, diese zehn Glaubensartikel zuerst aufgestellt haben dürfte. Dadurch wird es recht fraglich, ob diese Zehnzahl muslimisch sei, wie Jost S. 331, Anm. 1 will.

als der gedrückenen Lehre beigelegt werden; doch hat karäischer Parteihaß, wie eben schon angedeutet wurde, auch dem Artikel 3 insofern eine Spitze gegen das Rabbanitenthum zu geben gewußt, als demselben ein buchstäblicher Glaube an die crassen Anthropomorphismen in mancher Agada angemuthet wird; eine Zumuthung, die, wie schon bemerkt, von den Rabbaniten abgelehnt wurde. Aber auch Artikel 6 gelangte in seiner weiteren Ausbildung zu einem Gegensatze zum Rabbanitenthum insofern, als von karäischer Seite der synagogale Gebrauch von punktirten und accentuirten Thorarollen gefordert wurde, was auf rabbanitischer Seite bekanntlich für unstatthaft gilt.

Die karäische Schriftauslegung dieser Epoche steht anfangs lediglich im Dienste der Gesetzlichkeit, zieht sodann messianische Stellen in den Kreis einer typisch-allegorischen Deutung, um nach einer längeren Pause, innerhalb deren der Nationalismus von außen auch den inneren Ausbau des Karäismus zu gefährden begonnen hatte, in einer Reihe tüchtiger Leistungen dem gesammten Gebiete des heiligen Schriftthums sich zuzuwenden, wobei aber immer noch dem Pentateuch und besonders seinem gesetzlichen Theile die hauptsächlichste Aufmerksamkeit gilt. Die Blüte dieses auslegenden Schriftthums, mit dessen Pflege die der Hulfswissenschaften, wie besonders der Grammatik Hand in Hand geht, fällt in die arabische Periode[54]) (10. und 11. Jahrh.).

Die karäische Gesetzesfeststellung, Casuistik, welcher hauptsächlich der Fleiß und das Streben der Meister gewidmet blieb, ist in dieser Epoche nahezu zum Abschluß gekommen. Was in den Folgezeiten von hervorragenden Lehrern[54] auch zur Vervollständigung oder Berichtigung der karäischen Halacha mag geleistet worden sein, sie bewegen sich dabei stets in einem von den Lehrern der ersten Epoche breitgetretenen Geleise. Kein Gegenstand der religiösen Praxis erscheint nunmehr als völlig neu und unbekannt auf der Bildfläche der Discussion. Das pro und contra ist jedenfalls schon in den älteren „Gebotebüchern" zur Erörterung gekommen, und die Aufgabe der Späteren kann nur noch darin bestehen, die widerstreitenden Ansichten und deren Begründung anzuführen und allenfalls für oder gegen sich zu entscheiden. In der karäischen Casuistik der ersten Epoche herrscht die denkbar größte Meinungsverschiedenheit über die wichtigsten Gegenstände, wie jeder Kenner der karäischen Halacha weiß. Hier mögen nur wenige charakteristische Einzelheiten hervorgehoben werden, besonders eine, welche für die Einheit, ja für den Bestand der karäischen Sekte von bedenklichster Gefahr gewesen wäre, wenn nicht die Autorität einzelner machtvoll auf die allgemeinste Anerkennung verschafft hätte. Bis zum 11. Jahrh. hatten innerhalb des Karäismus die בעלי הרכוב die Oberhand, d. h. die Vertreter jener überaus rigorosen Obergesetzgebung, welche an den Stamm biblischer Oberverbote eine solche Fülle neuer Oberverbote knüpften, daß, noch eine Zeit lang diese Erschwerung fortgesetzt, die karäische Sekte sich bald hätte aufzehren müssen. Solange der Karäismus in seiner Propaganda fortschritt, mag dies kaum empfunden worden sein. Als aber der Karäismus durch das Aufwachen des rabbanitischen Geistes sich daran gewöhnen mußte, nur den ererbten Stamm der Sekte als seinen festen, sichern Bestand anzusehen, zu dem nur sehr wenige von außen herzukommen wurden, mußten die Oberverbote beschränkt werden, und dies geschah mit großem Erfolge durch die oft genannten Meister des 11. Jahrh., durch Josef baroeh und Jeschua, welche aber auch untereinander nicht völlig einig waren, und zwar so, daß in den Differenzpunkten Josef die gestattende, Jeschua die verbietende Ansicht vertritt.[55] Diese selbst haben es nicht Wort, ja ahnen es vielleicht kaum, daß ihr Widerstreit gegen die בעלי הרכוב vom Selbsterhaltungstriebe der Sekte eingegeben sein könne, denn sie bekämpfen ihre Gegner mit zwingenden hermeneutischen Gründen; aber unbewußt waltet vielleicht schon in ihnen selbst jener mächtige Trieb, jedenfalls aber in dem Sektenstamme, der sich sofort jenen Ansichten zuneigt, die ihm die Möglichkeit des Fortbestandes darbieten. Bei einzelnen Lehrern, namentlich bei Binjamin, bei Kirkissani, zuweilen aber auch bei Josef baroeh und Tobia begegnen wir einer Neigung, mit der Ueberlieferung übereinzustimmen; doch dürfte dies auf Zufälligkeiten beruhen. Mazliach und sein berühmterer Sohn Sahal bekunden ihren auch anderweit bekannten Rigorismus und wesentlich ihren fanatischen Ingrimm gegen die Rabbaniten besonders in Einzelheiten des Sabbatgesetzes; „das Haus Jefet halewi's" dagegen, und vornehmlich Lewi ben Jefet halewi, einer der rationellsten Casuisten der Karäer, bekundet in der Halacha eine verhältnißmäßig hoch an-

53) Jacob ben Reuben's ספר התשר hat nur den Werth einer Compilation von Quellen, die sehr oft, ja zumeist nicht einmal angegeben werden, und gehört vielleicht auch schon der Zeit nach Hadassi an, wohin auch das הפחרון des Jacob Taimani's zu setzen ist. Das Epigraph und das Epitaph, die ihn ins 10. Jahrh. versetzen, sind unecht. Vgl. Harkavy S. 258. 54) Wie etwa Israel hamagrebi, Jefet ben Zâir, Samuel almagrebi, die beiden Aarone, Elijahu Baschjazi, Caleb, Mose Baschjazi u. a.

55) Vgl. אשהב Alph. 338 und den sich daranschließenden Namenszug, ferner מבחר zum 3. B. M. p. 30 v.: וידעת כי כת הקראים נחלקה לשתי דעות, הא' בעלי הרכוב והשנית רבנו יוסף הרואה ורבנו ישועה ז"ל . . . ואמת כי רבנו ישועה נצח בבעלי הרכוב וישבתו ניענות את רבנו ישועה כי צדיק הוא בדבריו, ורבנו יוסף הרואה עלה על כלם, לפי שרבנו ישועה נטה במקצת לאסור לד' ההגברה. Vgl. auch מבחר a. a. O. p. 32 v und p. 33. Während der ältere Aaron dem Roëh folgt, schließt der jüngere Aaron und nach ihm Baschjazi sich Jeschua an. In Fällen, die zwischen Josef und Jeschua controvers sind, wird geschlossenen Ehen aus Zweifel bindende Kraft beigelegt und muß die Scheidung durch Scheidebrief erfolgen, (Neubauer S. 64, אדרת p. 91 v. Das Eherecht, die schwierigste Partie der karäischen Gesetzeslehre, ist heute fast nur aus dem אדרת zu verstehen. Mose Baschjazi vindicirt einen großen Theil des Verdienstes, den רכוב verdrängt zu haben, dem Saadia Nassi, bei Neub. S. 64.

zuſchlagende Nüchternheit, ſowie Duldung und Anerkennung gegenüber den Rabbaniten.[56])

Eine Geſchichte oder Chronik hat die erſte Epoche des Karäismus nicht zu Tage gefördert, wie denn überhaupt der Geſchichtsſinn bei den Karäern von vornherein dadurch ſich hatte abſtumpfen müſſen, daß der Karäismus ſofort mit einer Fiction in die Welt trat, um für etwas Anderes, Höheres gehalten zu werden, als was er in Wirklichkeit war: eine exiliſche Wiederbelebung des erſtorbenen Sadducäismus.

C. Erſchütterung des Karäismus.

Daß der Karäismus bis zum 12. Jahrh. ſo weit erſtarken und ſich ſo weit verbreiten konnte, hatte die Unthätigkeit der Geonim in den erſten anderthalb Jahrhunderten ſeit ſeinem Entſtehen verſchuldet. Mit Saadia war hierin zwar eine Aenderung eingetreten; aber auch er hatte nicht die erwünſchte Gefolgſchaft; auch hatte er in ſeinem Uebereifer, das Alter alles Talmudiſchen und Traditionellen behaupten und beweiſen zu wollen, nicht ſelten über das Ziel hinausgeſchoſſen und Behauptungen aufgeſtellt, deren Schwäche von den zeitgenöſſiſchen Karäern bald erkannt und bloßgelegt wurde, und welche von rabbaniſcher Seite wie von Hai als unrichtig verworfen werden mußten. In Babylonien finden wir nur noch Samuel ben Chofni und den eben genannten Hai in der Bekämpfung des Karäismus thätig. Durch den Eifer und die Rührigkeit der karäiſchen Propagandiſten des 10. und 11. Jahrh. war der Karäismus von Paläſtina und ſeinen Nachbarländern aus nach Nordafrika und Spanien wie nach Griechenland vorgedrungen. In Spanien war er zweimal gewaltſam durch Anrufung der Staatsmacht von ſeiten der Rabbaniten unterdrückt worden. Die Anwendung von Gewalt zur Unterdrückung geiſtiger Regungen bleibt immer eine nicht zu rechtfertigende Unbill. Sie war aber damals überdies auch völlig überflüſſig; denn ſchon damals barg das Rabbanitenthum in Spanien die Keime der kommenden Blüte in ſeinem Schoſe. Und das 12. Jahrh. brachte in dem Antagonismus zwiſchen Rabbaniten und Karäern die Entſcheidung für alle folgenden Zeiten. Jehuda Halewi errang die Palme im Garten der Dichtung, Abraham ben Ezra auf dem Boden der Exegeſe, Moſe ben Maimun im Reiche der Gedanken und auf dem Gebiete der Caſuiſtik. Dieſe drei ausgezeichneten Geiſtesheldeu, welche die rabbaniſche Judenheit Spaniens innerhalb eines halben Jahrhunderts nebſt einer anſehnlichen Reihe anderer hervorragender Männer aus ihrer Mitte hatte hervorgehen ſehen, bleiben fortan für beide Theilungen des Judenthums die tonangebenden Meiſter, deren Einwirkung ſelbſt der Gegner ſich nicht mehr entſchlagen kann. Durch dieſes bedeutende geiſtige Uebergewicht auf ſeiten des Rabbanitenthums iſt dieſem nunmehr Sieg und Herrſchaft geſichert, und der Karäismus wird tief erſchüttert. Zwar iſt es von den drei genannten Vertretern der rabbaniſchen Ueberlieferung nur einer, der gegen den Karäismus auf Schritt und Tritt angreifend vorgeht, Abraham ben Ezra in ſeinem Commentar zum Pentateuch; die beiden andern ſtreifen den Karäismus faſt nur ſehr nebenbei. Jehuda Halewi, als Denker wie als Dichter eine milde, ſchonungsvolle Perſönlichkeit, gedenkt im Kuſari der Karäer in einer ſehr glimpflichen Weiſe, und auch Maimonides ſucht durchaus keine Gelegenheit, ihnen Hiebe zu verſetzen, verlangt ſogar, daß, inſolange die Karäer nicht die Rabbaniten ſchmähen und Miſchna und Talmud nicht verſpotten, mit ihnen ein ehrerbietiger Verkehr gepflogen werde, daß man ihre Häuſer betrete, um nach ihrem Wohle ſich zu erkundigen, und daß man ſogar ihre Knäblein am Sabbat beſchneiden dürfe, da, wo ſie der rabbaniſchen Förderung der פריעה ſich unterwerfen. Dieſe Rückſichten ſeien ſchon darum zu üben, weil vielleicht den gegenwärtigen Karäern ein Same entſpringen könnte, der reuig in den Schos des rabbaniſchen Judenthums zurückkehren würde, wie auch ſchon R. Hai ſich geäußert habe.[57]) Wenn unter den drei genannten Meiſtern des Rabbanitenthums Maimonides zur Erſchütterung des Karäismus das Meiſte beigetragen hat, ſo zeigt ſich, daß die Waffen, welche dieſer bis dahin gebraucht hatte, das Rabbanitenthum zu bekämpfen, eben nicht richtig gewählt waren. Maimonides wandte keinen Hohn und keinen Spott an zur Kränkung des Gegners, ſondern wirkte poſitiv für ſeine Bekenntniß-

---

56) Siehe אשחב Alph. 178. Daß Hadaffi mehr mit dem rigoroſen und fanatiſchen Hauſe des Prieſters (Mazliach und Sahal waren כהנים), als mit dem lareren und duldſameren Hauſe des Leviten (Jefet und Lewi halewi) ſympathiſirt, verſteht ſich von ſelbſt; doch bleibt ſelbſt in ſeinen Augen das Haus Lewi bei ſeiner freieren Praxis noch voll rechtgläubig. Vgl. auch אדרת p. 30[b], Lewi traut einem Rabbaniten in ſeiner Ausſage über Neumond, was ſelbſt der milde Baſchjazi (אדרת 9[a]) zurückweiſt. Eine ſehr einſichtsvolle Bemerkung L.'s haben wir oben in Note 34 angeführt. Ihr dürfte ſich gebührend folgende Anſicht anreihen, die Baſchjazi in L.'s Namen (אדרת 31 v) anführt: . . . אמנם אדרבה הוא ההפך כי השכל גזר שהרו בימים ההם נרות בשבת כי האור הוא כבוד כתוב על כן באורים כבדו ר"ל לפי אחד הפירושים, וכתוב ורשעים בחשך ידמו, וכי יעלה בדעת שים משכיל שנשה רבוי עלה ושאר הנביאים ושבעים זקנים והנשיאים וזילתם היו יושבים בחשך בליל שבת, אבל חוב עלינו לבדוק על נפשותינו. Trotz dieſer ſeiner lichtfreundlichen Ueberzeugung aber, der kaum ein beredterer Ausdruck hatte gegeben werden können, gelangt Lewi dennoch zum Lichtverbot, weil ויבער in Richter 15,5 auch „einen Brand erhalten" bedeute. Ueber die Schranken des vermeintlichen bibliſchen Wortſinnes kommt eben auch der begabteſte Karäer nicht hinaus, und zumal Lewi nicht, deſſen Bedeutung nicht in ſeiner Wiſſensfreundlichkeit geſucht werden darf.

57) Sabbathai Kohen zu יורה דעה Kap. 266, § 17. Ueber den Wechſel der rabban. Praxis gegenüber den Kar., der namentlich auf die Autorität des kurze Zeit im Morgenlande lebenden Simſon aus Sens (Frankreich) und ſpäter auf die Bezalel Aſchkenazi's ſich ſtützte, werden wir an anderm Orte handeln. Die Hoffnung Moſe ben Maimon's, daß ein Theil der Karaer Rabb. werden möchten, verwirklichte ſich ums Jahr 1313 unter dem Urenkel des Moſe, Abraham Maimuni II. Siehe Eſtori Parchi Kap. 5 des כפתר ופרח und vgl. Grätz VII, 305.

gesetzes auf jedes der rabbanitischen Casuistik ein ebenbürtiges Pendant in seinem Werke מצות ה׳ ברורות, das in ältester Systematik alle Maxima des religiösen Lebens auf Grund der talmudischen Literatur scharfsinnig ermittelte und darstellte. Die von den Karäern so viel gelauterte Haladha des Talmud kam so auf mundgerechte Weise in Ehren. Aber auch der Agada erstand in Maimonides insofern ein Anwalt, als er viele Mißgriffe für den Geschmack jener Zeit und des Mittelalters überhaupt so passend auszulegen und in seinem מורה נבוכים so gut zu verwerthen verstand, daß da Rabbaniten fortan mit Stolz auf die Agada blickten, die, ihrer sprachlichen, bildlichen Hülle entkleidet und in ihrem Kern verborgenen Wesen erfaßt, solche Gedankenfülle enthielt. Der Eindruck auf die Karäer war ein so tief erschütternder, daß Jahrzehnte vergingen von der Periode der Erschütterung bis zur

D. Periode der Sammlung des Karäismus.

Jahrzehnte hindurch nach dem Aufschwunge des Rabbanitenthums hielt sich der Karäismus in Schweigen. Es mehren sich, zu seiner Mitte in den moslimischen Ländern die Abfälle zum herrschenden Islam[58]) und zum geistig siegreichen Rabbanitenthum.[59]) Kleinlich angelegte Naturen wiederholen Erörterungen, die schon zum Ueberdruß erörtert worden waren, oder sammeln sich eine Geschichte der wahren Ueberlieferung aus alten und neuen Erdichtungen. Dieser Zeit gehört vermuthlich der Verfasser der חקור תלמודים an.[60]) Bei solcher Oede gewinnen Jirael ben Samuel el-Magrebi und Jefet ben Zâir, an sich bedeutungslose Literaten, dennoch Bedeutung. Jedenfalls arbeiten sie dem Aaronen-Paare vor, deren älterer ben Josef (1270—1300) mit Ibn Ezra verglichen wird, und deren jüngerer ben Elia (starb 1369) von den Karäern gern dem Maimonides zur Seite gestellt wird. Die Thätigkeit beider hat in Jost's Darstellung eine gerechte Würdigung erfahren[61]), auf welche hier getrost verwiesen werden darf. Ihnen verdankt der Karäismus Geschlossenheit nach außen und nach innen Vertiefung, und sie blieben für alle Folgezeit die Tonangeber; Aaron ben Josef bezüglich des Ritus und der Exegese, Aaron ben Elijahu bezüglich der Dogmatik und Casuistik. Hervorragende Kenntniß der älteren Literatur, innere und äußere Herrschaft über den reichen Stoff, und unter den karäischen Codificatoren die klarste und anschaulichste Darstellung bekundet Elijahu Baschjazi (starb 1490), dessen Adderet allein an Bedeutsamkeit eine halbe Bibliothek aufwiegt. Sein Schwager und Schüler Kaleb Arendopolo schließt sich ihm ergänzend an. Im profanen Wissen umfassender als Elijahu unterrichtet, hat er in der Erfassung der älteren Casuisten diesen nicht erreicht, wie seine Epitomen zum אשרי und zum עץ חיים geist- und urtheilslose Machwerke sind. Viel jugendliche Rührigkeit regt noch im Urenkel Elijahu's, in Mose Baschjazi, und seine Schriften bekunden eine bei der Jugend des Verfassers — er starb 28 Jahre alt im J. 1555 — doppelt erstaunliche Belesenheit zumal in den Schriften der arabischen Sprache. In der byzantinischen Literatur der Karäer hört fortan jede beachtenswerthe Regung von Selbständigkeit oder von Interesse an bedeutenderen Stoffen aus dem geistigen Leben der Sekte auf. In arabischen Ländern wurde in diesem ganzen Zeitraume nur ein Buch von einigem Belange geschrieben, das Murschid Samuel al-Magrebi's. Hier ist eines Versuches zu gedenken, den der Rabbanite Schemarja Ikriti (aus Negroponte), dessen Blüte meist in die Zeit zwischen den beiden Aaronen fällt (1290—1320), machen wollte, um die beiden Theilungen des Judenthums zu einen. Schemarja hatte nicht die rechte Begabung zu solch schwierigem, wenn auch nicht unmöglichem Werke, und dieser sein Versuch — durch eine philosophische Erläuterung der Bibel und der talmudischen Agada die Karäer der Ueberlieferung zurückzugewinnen — mislang. Ueberhaupt aber war das Verhältniß zwischen Rabbaniten und Karäern in den griechisch-türkischen Ländern meist ein freundliches, und, da die Rabbaniten mit der Weltliteratur seit je eine innigere Fühlung unterhielten als die Karäer, so wurde der Umgang mit den Rabbaniten für die Karäer sehr fördernd. Mordechai Komtino wurde unmittelbar für das 15. Jahrh. und mittelbar noch darüber hinaus der Mentor, wie seiner rabbanitischen Genossen, also auch der Karäer, und seine allen sich mittheilende, milde Persönlichkeit wirkte auf Rabbinen wie Elijahu Misrachi u. a. im Sinne der Duldung vortheilhaft ein.

E. Periode des Verfalls.

Als im Rabbanitenthum eine Fülle wirklicher Geisteskraft vorhanden war, hatten die Karäer wol mit davon gezehrt; aber sie hielten sich zumeist in der Entfernung, um nicht in der sichtbar überlegenen Partei aufzugeben; von dem Moment aber, da das Rabbanitenthum geistig sinkt, sehen wir merkwürdigerweise die Unbedeutsamkeit in diesem und die in jenem Lager einander nicht mehr so feindselig gegenüber. Das gilt von der Zeit an, da ein nicht geringer Theil karäischer Entwickelung sich in Polen und Litauen abspielt. Es währt nicht lange und die Kabbala eint die Getrennten zu ihrem Dienste. Nicht, als ob nicht in 3—4 Jahrhunderten einzelne Familien und einzelne sich auch in der Periode des Verfalls hervorgethan hätten — wie etwa die Familie Troki in

---

58) Nach Munk in Jost's Annalen, Jahrg. 1841. S. 84, bei Grätz a. a. O. S. 146. 59) Siehe Note 57. 60) Abgedruckt von neuem in פ״ד Anh. S. 99 fg. Vgl. auch Lond. Katal. Append. V. Die Grüßenz Josef ben Zaid's, als eines Zeitgenossen Hadassi's, ist von Steinschneider wiederholt, und noch zuletzt in seiner Pol. und apol. Lit. S. 342 ernstlich in Frage gestellt worden. 61) Gesch. des Judenth. u. s. S. II, 355 fg., 362 fg. Wenn in letzter Zeit Aar. b. Elijahu als ein siegreicher Durchbrecher aristotelischer Weltanschauung gepriesen worden ist (Ludw. Stein, Die Willensfreiheit, Berlin 1882, S. 38 fg., 95 fg., 135 fg.), so beruhte dieses Urtheil nicht auf der richtigen Sachkenntniß, wie Monatsschr. 1882, S. 191 gezeigt wurde. Die beiden Aarone bilden ihrem Charakter nach die denkbar schärfsten Gegensätze, weshalb auch der jüngere meist gegen den älteren sich ausspricht. Ben Josef ist der wahrhaftigere.

Polen, und innerhalb derselben Isak Troki, geboren 1533, der Verfasser des bekannten Buches „Chizzuk-Emunah" —; allein der überwiegende Theil der Literatur dieser Epoche, namentlich in Polen und Litauen, macht den Eindruck der „bestellten Waare". Neugier christlicher Gelehrter oder das Interesse von Regenten dictirt den Literaten in die Feder. Allenfalls sind es noch die Abschreiber älterer Codices und die Commentatoren früherer besserer Werke, in den letzten Jahrzehnten auch die Editoren in der Krim, denen die Wissenschaft zu Dank verpflichtet ist. Für den Karäismus selbst kam auch durch die Drucklegung der Werke aus besseren Zeiten keine neue Erweckung. Der in unserer Gegenwart durch seine geistigen Anlagen ihr Führer hätte werden können, Abraham Firkowitsch, hat in seiner moralischen Beschaffenheit solche Blößen gezeigt, daß er mit dem Moment aufhörte, eine Autorität zu sein, wo er nicht mehr ein Gegenstand der Furcht war. Ob des Karäismus, als des Princips einer selbständigen Sekte, jemals wieder eine Neubelebung harrt, ist eine Frage, die allzu innig von den politischen und socialen Lebensverhältnissen der Karäer abhängt. Würden die Karäer — nach der Mehrheit ihres Sektenstammes — in freien Culturländern leben, sie würden ohne Zweifel den Anschluß an die rabbanitische Judenheit anstreben, und er würde ihnen — trotz mancher entgegenstehenden halachischen Bedenken — kaum versagt werden können. Thatsächlich aber lebt die überwiegendste Mehrheit der Karäer — gegenwärtig an 5000 Seelen — im russischen Reiche, wo die karäische Sekte mit vielen Vorrechten gegenüber den Rabbaniten ausgestattet ist. Die Frage nach der Dauer des Bestandes des Karäerthums, vorausgesetzt, daß kein Abfall an das herrschende Bekenntniß die Frage anders löst, reducirt sich unter den factischen Verhältnissen auf die Frage für Statistiker: wie lange kann eine Sekte von 5000 Seelen bei recht bedeutenden Ehebeschränkungen fortbestehen? Es ist vom Gesichtspunkte moralischer Geschichtsbetrachtung gewiß recht beklagenswerth, daß eine Bewegung, die zu ihrem Beginn jedenfalls von einer Idee getragen wurde, sich zuletzt in ein Rechenexempel zuspitzt; aber tröstlichere Aussichten können dem Karäismus in Wahrheit nicht gestellt werden.

II. Politische Geschichte der Karäer.

Während fast aus jedem Zeitalter eine Kunde zu uns dringt, welche von einem mehr oder minder regen, von einem gehobenen oder gesunkenen geistigen Leben der Karäer Zeugniß ablegt, stehen wir bezüglich des leiblichen Stammeslebens und bezüglich der politischen Stellung der Sekte jahrhundertelang ohne jede verbürgte Nachricht. Innerhalb des Karäerthums selbst hat die Geschichtsfiction, mit der es ins Dasein trat, einen lebendigen Trieb nach wahrer und ernster Geschichtschreibung niemals aufkommen lassen, und weder die Diadoche der Exilsfürsten, noch die der Gelehrten — beide nicht aus den ersten Jahrhunderten stammend — verdienen besondern Glauben, wie oft sie auch von den Karäern wiederholt worden sein mögen. Aber auch anderweitige Quellen fließen spärlich. Moslimischen und christlichen Regierungen und Autoren sind die Karäer zunächst Juden, deren Los sie zu allermeist theilen. Die Differenz zwischen der Sekte und dem Stamme hat allenfalls für die Theologen einiges Interesse. Und auch rabbanitische Schriftsteller, wie vornehmlich der Reisende Benjamin von Tudela und der Chronograph Abraham ben David, registriren erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. Daten über Leben und Geschichte des Sektenstammes. Was sich nun heute darüber Bestimmtes sagen läßt, ist in Kürze Folgendes:

ʿAnan und sein Anhang, über dessen Größe sich gar kein Urtheil bilden läßt, wandern nicht nach Palästina aus[62]), wie später fingirt wurde, sondern bleiben in Babylonien-Persien und den Nebenländern. Vor dem Ende des 9. Jahrh. weist keine zuverlässige Spur auf karäischen Aufenthalt in Palästina und seinen Grenzländern hin. Im 10. und 11. Jahrh. wird vom Heiligen Lande aus eifrig nach allen Richtungen hin Propaganda getrieben, Aegypten und Byzanz werden für Jahrhunderte Stammsitze der Karäer, Spanien nur vorübergehend, weil sie von rabbanitischen Günstlingen des Hofes zweimal unterdrückt wurden.[63]) Während der Reisende Petachja aus Regensburg[64]) (etwa zwischen 1170—1180) in den Gegenden um das Asowsche und Schwarze Meer[65]) unwissenden מינים begegnet, d. h. wol Karäern, die durch lange Entfernung von den Mittelpunkten der Bildung weder vom Talmud noch auch selbst von karäischer Praxis eine rechte Vorstellung hatten[66]), bezeugt die Anwesenheit Aaron ben Joseph's in Solchat im J. 1279 zum ersten mal authentisch die Anwesenheit eines rechten Karäers — und wol auch einer karäischen Gemeinde neben einer rabbanitischen —

---

62) Hierin pflichte ich Jost S. 295 vollkommen bei. Grätz' Beweise (V, S. 200, Anm. 4) sind nicht stichhaltig. Was durch לק uns auf Nissi ben Noach's Namen mitgetheilt wird, ist von mir schon anderweitig als späte Fälschung nach Hadassi nachgewiesen (השחר Jahrg. 8). Und was die Glosse: זה הוא מקום הקראים עכשיו in Megillath Thaanith betrifft, so ist auf Braun (Monatsschr Jahrg. 1876, S. 451) zu verweisen. Wo Sal. b. Jer. angibt, Jerusalem sei ursprünglicher Stammsitz der Kar., ist mir nicht bekannt. Im J. 1785 zeigte man in Jerus. dem kar. Reisenden Benjamin ben Elia und seinen Genossen die Synagoge ʿAnan's (bei Gurland S. 48), über welche weder Samuel ben David (1641—42), noch Mose ben Elijahu Halewi, die Reisenden vor ihm, etwas zu berichten wußten. Vgl. Neubauer S, 31, Anm. 2. 63) Siehe Grätz VI, 87 und 88, sowie S. 175. 64) Die Bestimmung der Reisezeit Pet.'s nach Zunz, Ges. Schriften I, 165. 65) So übersetzt Harkavy (Altj. Denkm. S. 106) Pet.'s ארץ קדר. 66) Zwei Kriterien stempeln die מינים בארץ קדר zu Kar., die Finsterniß am Freitag Abend und der auf מזמורים sich beschränkende Ritus (ähnlich charakterisirt Levi ben Chabib im R.G.A. Nr. 79 ed. Bened. p. 102b den kar. Ritus: אלא כל הפלתן היא זמירות ופסוקים). Wenn die tatarischen Kar. noch überdies gegen die sonst recipirte Halacha der Kar. das Gehen und Brotabschneiden am Sabbat vermeiden, so ist das zwar Ignorantenbrauch, aber seinem Ursprunge nach unfraglich echt karaisch, gegen Harkavy: Berichtigungen und Nachträge zu p. 106 der Altjüd. Denkm.

in der eigentlichen Krim.[67]) Von hier aus kamen Karäer nach Litauen und Polen. — karaitische Angaben aus dem vorigen Jahrh. lassen diese Einwanderung gegen Ende des 14. Jahrh. auf Wunsch des polnischen Fürsten ob vollziehen — und Rußland. Zur Geschichte der polnischen und russischen Karäer gibt es in St. Petersburg eine Fülle urkundlichen Materials, das aber noch nicht vollständig gesichtet und geordnet zu sein scheint.[68]) Aus den Documenten, die schon[69]) zur öffentlichen Kenntniß gelangten, ist ersichtlich, daß die Regenten Polens zuweilen den Karäern Privilegien gewährten und bestätigten — wie sie dies auch den Rabbaniten gegenüber thaten — daß die Karäer der Gemeinde Trocna unter Obmelnitzky im J. 1650 ebenso litten wie die Rabbaniten jener Gegend. Besondere Vorrechte erhalten die Karäer gegenüber den Rabbaniten in Rußland im J. 1796 durch die Kaiserin Katharina Petrowna, ein Rechtsstand, der bis in die Gegenwart verblieben ist. In Galizien existirt noch eine karaitische Gemeinde in Halicz des vollen Genusses aller Bürgerrechte.

Ueber die Bevölkerungsverhältnisse der Karäer hat sich aus mehr denn elf Jahrhunderten kaum ein volles Zehnt zuverlässiger Notizen erhalten, sodaß irgend welche haltbare Schlüsse nicht zu ziehen sind. Benjamin von Tudela fand in Constantinopel 500, in Askalon gegen 40, in Damask gegen 200. Im Verhältniß zur benachbarten rabbanitischen Bevölkerung — 1 : 4, bez. 1 : 5, bez. 1 : 15.[70]) Der karaitische Reisende Samuel ben David findet 1641 in Kairo 70 Häuser Eigenthum der karaitischen, meist aus Goldarbeitern bestehenden Gemeinde, während früher 70 Häuser den Karäern gehört haben sollen.[71]) 1785—86 wird in Palästina gehört, daß von den ungefähr 150 karaitischen Familien in Aegypten mehr als die Hälfte von der Pest aufgerieben worden sei, erzählt der Reisende Benjamin ben Elia.[72]) In den 4 krimischen Karäersitzen Kale (Tschufut-Kale-Judenburg), Geslow (Eupatoria), Kaffa (Feodosia), Mangup leben 1755 an 500 karaitische Familien, und zwar nach der Reihe der genannten Orte an 300, bez. 100, bez. 50, bez. 40.[73]) Im J. 1871 soll die Anzahl aller Karäer in Neurußland und der Krim, wo der überwiegendste Kern der Sekte lebt, den Kaukasus-Ländern, Volhynien, den Gouvernements Wilna und Kowno, Galizien — wo an 50 Familien leben, Constantinopel, Jerusalem und Aegypten, alles in allem gegen 6000 Seelen betragen haben.[74])

Die persönlichen Beziehungen zu den Rabbaniten waren in der ersten Periode überall die denkbar schlechtesten und blieben im Heiligen Lande stets voll Bitterniß. In Aegypten war zur Zeit Maimonides' und in den folgenden Jahrhunderten ein leidliches Verhältniß zwischen den beiden Theilungen des Judenthums eingetreten. In Griechenland und der Türkei ward das Verhältniß im 15. und 16. Jahrh. bisweilen ein sehr freundliches, nicht minder in Polen im 17. und 18. Jahrh.[75])

Von autoritativen Stellungen, die Karäer etwa an Höfen eingenommen haben, ist — die Stellung von fürstlichen Leibärzten[76]) ausgenommen — wenig Zuverlässiges bekannt. Von den drei Privilegien, die ein Karäer, Namens Samuel, den Firkowitsch mit einem angeblich im J. 202 Hegira = 1063 n. Chr. in Kairo verstorbenen, von Rabbaniten wie Karäern gleich sehr betrauerten Fürsten Samuel ben Jesaja Josefdera halewi identificirt[77]), einst in Kairo für die Juden erwirkt haben soll, erinnert das dritte so unverkennbar an die Sage von der Gründung Karthagos, daß dem Ganzen dadurch der Charakter der Mythe aufgeprägt wird.[78]) Auch der Bericht über den für das Wohl seiner Glaubensbrüder bedacht gebliebenen Kapitän am Hofe Casimir Jagello's, Mose ben Samuel, der 1400 geboren, im J. 1456 zum Kapitanrange erhoben worden sein soll, an sich nicht gerade unglaubwürdig, verliert seine Glaubwürdigkeit dadurch, daß Firkowitsch sie durch eine angeblich von ihm in Trok angefertigte Copie, und nicht durch ein Originaldocument belegte.[79]) Verbürgt dagegen ist, daß im 17. und 18. Jahrh. in Litauen wiederholt karäische שיפטים mit obergerichtlicher Befugniß — bisweilen auch über Rabbaniten, wie diese bisweilen über Karäer zu Richtern eingesetzt wurden — ausgestattet waren, und ihres Amts in anerkennenswerther Billigkeit walteten.[80])

Im allgemeinen darf die politische Stellung der Karäer, mit wenigen Ausnahmen, als eine der Stellung der Rabbaniten wesentlich gleiche bezeichnet werden.

Eine Uebersicht der gegenwärtig bekannten karäischen Literatur, namentlich der ersten Periode, wie der Verfasser sie hier zu geben beabsichtigte, mag besser vertagt werden, bis über die zweite Collection Firkowitsch

---

67) Vgl. Harkavy a. a. O. S. 107, Anm. 3. 68) Die Russisch geschriebenen Documente der Firk.'schen Sammlung weilte der Bibliothekar Herr Bytschkoff, edlen Neubauer S. 53). 69) Durch Neubauer: Aus der Pet. Bibl. das Wichtigste aus den betreffenden Documenten über Polen im II. Anhang, aber auch pass. im Texte, besonders S. 52 und 69 fg. 70) Vgl. Verf.s Karäische Studien u. s. w. (Monatsschr. Jahrg. 1882 S. 5.) 71) Bei Gurland: Einige Israel S. 6. 72) A. a. O. als Nachtrag zur dritten Reisebeschreibung S. 88, und früher mitgetheilt von Neubauer a. a. O. S. 51. 73) Ebenda S. 49 und aus Docum. Nr. 123 auf S. 142. 74) Abraham Firkowitsch in einer Eingabe an den Kaiser von Oesterreich, datirt Wien, den 12. Juni 1871, in Ephraim Deinard's כ' משא קרים S. 45, von der dieser behauptet, daß ihm eine beglaubigte deutsche und russische Copie vorgelegen habe (a. a. O. S. 42). Gegen die Autorschaft Firk.'s an dieser von Deinard mitgetheilten Eingabe ist nichts einzuwenden. Die Zahl 6000 wurde mir auch sonst bestätigt.

75) Darüber beabsichtigt Verf. in einer Fortsetzung seiner kar. Studien in der Monatsschrift ausführlicher sich zu verbreiten. 76) Ueber karäische Aerzte vgl. Steinschneider, Hebr. Bibliographie Jahrg. XIX, 72 fg. 77) בני ישמ (Wien 1871) S. 4 fg. 78) A. a. O. und früher aus der Reisebeschreibung Samuel ben David's bei Neubauer a. a. O. S. 43 und bei Gurland a. a. O. S. 7 und 8. 79) Neubauer a. a. O. S. 141: „Nr. 58. Copie angefertigt (1854) von H. Firkowitsch aus einem Manuscr. in Trok", worauf dann die betreffende Mittheilung folgt. 80) Vgl. Neubauer a. a. O. S. 71 fg., ferner die Documente Nr. 25, 26.

in St.-Petersburg erschöpfendere Mittheilungen als bisher in die Oeffentlichkeit gelangt sein, und namentlich auch bis die neuen Erwerbungen des British Museum, über welche der Verkäufer M. W. Shapira in The Athenaeum[81]) berichtete, von einem Fachmanne geprüft sein werden.

Quellen: M. Steinschneider, Catalogus codicum Hebraeorum bibl. Acad. Lugd. Batav. (Lugd. Batav. 1858), citirt als Leydner Katalog. — J. M. Jost, Geschichte des Judenthums und seiner Sekten II, 294 fg. (Leipzig 1858). — L. Zunz, Die Ritus S. 156 fg. (Berlin 1859). — S. Pinsker, לקוטי קדמוניות, auch u. d. Titel: Zur Geschichte des Karäismus und der karäischen Literatur u. s. w. (Wien 1860), Text S. רלד = 234 und Anhang 228 S. Die hauptsächlichsten Recensionen dieses epochemachenden Werkes von J. H. Schorr in החלוץ Jahrg. VI, (1861) 56 fg. — A. Geiger (in Briefform) in אוצר נחמד IV, (1863) 8 fg. — M. Steinschneider, in seiner hebräischen Bibliographie (המזכיר), vom 2. Jahrg. angefangen bis zum 7. Jahrg. — H. Grätz, Geschichte der Juden V, 197 fg. und Note 17, und die bez. Partien der späteren Bände. — J. Fürst, Geschichte des Karäerthums bis 900 der gewöhnlichen Zeitrechnung (Leipzig 1862), Bd. II: von 900 bis 1575, Bd. III: von 1575 bis 1865 (Leipzig 1865, bez. 1869). In den ersten zwei Bänden ist nahezu jede Angabe mit Mistrauen aufzunehmen. — D. Chwolson, Achtzehn hebräische Grabschriften aus der Krim (St.-Petersburg 1865). — J. Gurland גנזי ישראל בסי פיטרבורג 1. Heft (Lyck 1865), 3. Heft (St.-Petersburg 1866). — A. B. Gottlober, ס׳ בקרת לתולדות הקראים (Wilna 1865). — A. Neubauer, Aus der Petersburger Bibliothek u. s. w. (Leipzig 1866). — A. Firkowitsch, בני רשף (Wien 1871). — Derselbe, כפר אבני זכרון (Wilna 1872). — A. Harkavy und H. L. Strack, Catalog der hebräischen Handschriften der kaiserl. öffentl. Bibliothek in St.-Petersburg I. und II. Theil (St.-Petersburg und Leipzig 1875). — H. L. Strack, A. Firkowitsch und seine Entdeckungen (Leipzig 1876). — A. Harkavy, Altjüdische Denkmäler aus der Krim u. s. w. (St.-Petersburg 1876). — M. Steinschneider, Polemische und apologetische Literatur in arabischer Sprache (Leipzig 1877) II, 23 und pass. — E. Deinard, ספר מושא קרים (Warschau 1878). Aufsätze in der „Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judenthums", Jahrg. 1871. — H. Grätz, S. 1—12, 49—59. — P. F. Frankl, S. 114—119, 150—157, Jahrg. 1872. — Derselbe, S. 207—17, 274—80, Jahrg. 1873. — Derselbe, S. 481—496, Jahrg. 1876. — Derselbe, S. 54—73, 109—125, 321—331 (auch unter dem Titel: Karäische Studien im Sonderabdruck erschienen), 418—430, 471—480. — H. Jaulus S. 73—77, Jahrg. 1881. — H. Grätz, S. 362 fg., besonders S. 366, Anm. — P. F. Frankl, S. 470—473, Jahrg. 1882. — Derselbe, S. 1—13, 72—85, 268—275. — M. Steinschneider, S. 324—332. Aufsätze in der „Jüdischen Zeitschrift für Wissenschaft und Leben", II, 157; III, 128—133, 240, 303—305; IV, 180 fg., 214—232 von A. Geiger, IX, 172—183 von M. Steinschneider, XI, 79—90 von D. Oppenheim, S. 142—155 von A. Geiger, S. 292—293 von A. Harkavy mit Nachbemerkung von A. Geiger, S. 193—195.

Aufsätze in der „hebräischen Bibliographie" (המזכיר) I, 18 fg., 70 fg., 105 fg.; II, 92 fg. von M. Steinschneider; IV, 43 fg. von A. Geiger, S. 45 fg. von M. Steinschneider; V, 49 fg., VII, 11 fg., wo die Zusammenstellung in Anmerkung 11 (Seite 14 und 15) besonders zu beachten ist; XI, 9 fg., 37 fg.; XIII, 63; XIV, 133 fg.; XV, 38 fg.; XVII, 11 und 128; XIX, 57 fg., 72 fg., 89 fg., 91 fg.; XX, 69 fg., 91 fg., 107, 121 fg. von M. Steinschneider.

Aufsätze im השחר (Haschachar, herausgegeben von Peter Smolensky in Wien) von P. F. Frankl, VII, Heft 11 und 12, VIII, Heft 1, 3 und 4. (*P. F. Frankl.*)

KARAJAN (Theodor Georg, Ritter von), verdienter Germanist und Geschichtsforscher, geb. 22. Jan. 1810 zu Wien, gest. 28. April 1873 als k. k. Regierungsrath und zweiter Custos der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien. Er war der jüngste Sohn des gegen Ende der 50ger Jahre des vorigen Jahrhunderts aus Kozani in Macedonien nach Wien eingewanderten griechischen Großhändlers Georg Johann von Karajan (vgl. den betr. Artikel in der „Allgem. deutschen Biographie" Bd. XV) aus zweiter Ehe mit Zoë Domnando aus Constantinopel und wie seine Vorfahren griechisch-orientalischer Confession. Nachdem er, kaum $3^1/_2$ Jahre alt, seinen Vater verloren hatte, genoß er den ersten Unterricht in der von der wiener Cultusgemeinde unterhaltenen griechischen Schule. Vom Herbst 1820 bis Sommer 1826 besuchte er das damals sechs Jahrescurse umfassende Gymnasium, an welchem ihn neben den alten Sprachen die Geschichte derartig fesselte, daß er vierzehnjährig bereits umfangreiche historische Specialwerke mit Eifer studirte. Nach Vollendung der beiden „philosophischen Jahrgänge" (1826—1828), welche damals für die drei höheren Facultäten vorbereiteten, verließ er auf Andrängen einiger Verwandten, welche raschen Eintritt in die Beamtenlaufbahn empfahlen, die Universität. Unbedachtem Rathe sich fügend trat er am 9. Mai 1829 beim k. k. Hofkriegsrath (jetzt Kriegsministerium) als Praktikant ein, wo er anfangs im Expedite, nach Jahresfrist im Marinedepartement beschäftigt wurde. Erst drei Jahre später fand er eine seinen Kenntnissen und Neigungen mehr zusagende Wirksamkeit als Registraturpraktikant im Archiv der k. k. allgemeinen Hofkammer (jetzt Finanzministerium), dessen Director, der Dichter Franz Grillparzer, Karajan's Werth sofort erkennend, ihn nach Möglichkeit zu fördern suchte. Vom 19. Juli 1832 bis Ende Februar 1841 (seit 18. Juni 1836 als Registraturaccessist) am Hofkammer-Archiv wirkend, entwickelte Karajan während dieses Zeitraumes eine minder kräftigen Naturen verwehrte rastlose Arbeit-

81) Nr. 2855, Juli 15., 1882, Nr. 2856 vom 22. Juli und Nr. 2858 vom 5. August. Shapira will 138 Bände werthvollster Manuscripte, zu allermeist karaitischen Ursprungs, dem Brit. Mus. überlassen haben. Manche Einzelheiten des Shapira'schen Berichts erregen einigen Zweifel.

samkeit, indem er Jahre hindurch eben um die dritte Morgenstunde über Handschriften und Büchern saß und alle von den Amtsgeschäften freie Tageszeit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung verwendete. Da er sich gleich bei seinen ersten schriftstellerischen Versuchen von der Nothwendigkeit einer tüchtigen Kenntniß des Mittelhochdeutschen überzeugt hatte, widmete er sich von da ab zunächst als Autodidakt, sodann 1838 kurze Zeit unter Führung K. A. Hahn's eindringlichem Studium der altdeutschen Sprache. Eine seinem wissenschaftlichen Bedürfnisse völlig entsprechende Stellung erhielt Karajan endlich an der kaiserl. Hofbibliothek, in deren Dienst er am 25. Febr. 1841 trat. Hier in anregendem Verkehr mit Gelehrten des In- und Auslandes — von den heimischen seien vor allen Steph. Endlicher, Ferd. Wolf und aus späterer Zeit Franz Miklosich genannt — inmitten eines reichen Bücher- und Handschriftenschatzes sah er sich am Ziele seiner Wünsche, zumal die geringere Zahl der Amtsstunden zu schriftstellerischer Thätigkeit mehr Muße bot. Allmählich zum dritten Scriptor vorgerückt, wurde er, nachdem er am 1. Febr. zum wirkl. Mitglied der im Vorjahre gegründeten Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien war erwählt worden, im Mai 1848 von seinen Mitbürgern in die Deutsche Nationalversammlung nach Frankfurt a. M. entsendet, wo er dem rechten Centrum angehörte und bis September blieb, ohne jedoch besonders hervorzutreten. Auf wiederholten Ruf des Ministeriums trat er am 11. Jan. 1850 als ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur in den Kreis der Lehrer der wiener Universität, indem er gleichzeitig die Stelle an der Hofbibliothek niederlegte. Doch schon im Herbst 1851 — nach einer nur drei Semester umfassenden erfolgreichen akademischen Wirksamkeit — sah sich Karajan durch eine Verordnung des Unterrichtsministers Grafen Leo Thun, welche Akatholiken die Uebernahme akademischer Ehrenämter principiell verwehrte, genöthigt, die ihm liebgewordene Lehrthätigkeit wieder aufzugeben. Vom Tage seiner Enthebung (9. Oct. 1851) an lebte er über zwei Jahre als Privatmann, bei voller Muße nicht nur selbst energisch producirend, sondern auch jederzeit bereit, die wissenschaftlichen Arbeiten anderer nach Kräften zu fördern. Daneben entwickelte er in der wiener Akademie, welche ihn am 28. Juli 1851 zum Vicepräsidenten mit dreijähriger Functionsdauer gewählt hatte, eine bedeutende administrative Thätigkeit, welche durch viermalige Wiederwahl und endlich 1866 durch die Wahl zum Präsidenten der Gesammtakademie gebührend anerkannt wurde. Ueberdies fungirte er von 1854 bis 1859 als Präsident des wiener Alterthumsvereines. Der von maßgebender Seite ergangenen Aufforderung, als erster Scriptor mit Custostitel an die Hofbibliothek zurückzukehren, leistete er am 11. Jan. 1854 um so freudiger Folge, als er diese Anstalt vier Jahre früher nur ungern verlassen hatte. Nachdem er am 11. Dec. 1867 zum zweiten Custos vorgerückt war, erhielt er am 16. Mai 1871 den Titel und Charakter eines Regierungsrathes. Schon 1853 durch die Verleihung des Ritterkreuzes des k. k. Franz-Joseph-Ordens, 1865 des Commandeurkreuzes des kaiserl. mexikanischen Guadeloupe-Ordens ausgezeichnet, wurde Karajan am 1. April 1867 in das österreichische Herrenhaus berufen und am 11. Juli 1869 auf Grund der Verleihung des Ritterkreuzes des k. k. Leopold-Ordens in den erblichen Ritterstand erhoben. Ein Leberleiden, gegen das er 1856 eine Brunnencur in Marienbad mit Erfolg gebraucht hatte, das sich aber späterhin, namentlich seit November 1872, gefahrdrohend entwickelte, setzte seinem Leben und Wirken in der Nacht des 28. April 1873 ein Ziel. Er ruht in der Familiengruft zu Mauer bei Wien.

Wie Karajan im Kampfe gegen Hemmnisse, welche seinen Bildungsgang bedrohten, sich frühzeitig zu einer scharf ausgeprägten Persönlichkeit entwickelt hatte und was er ward, wesentlich durch sich selbst geworden ist (vgl. den Artikel Karajan, Theod. Gg. R. v., in der „Allgemeinen deutschen Biographie" Bd. XV, wo auch das im Almanach der wiener Akademie d. W. 1851 S. 225 fg. nur bis 1850 reichende Verzeichniß seiner Schriften ergänzt und zu Ende geführt ist), so tragen auch seine wissenschaftlichen Arbeiten den Stempel einer selbständigen Natur. Die nahezu vierzig Jahre umfassende schriftstellerische Wirksamkeit Karajan's eröffnen einige theils historische, theils archäologische, theils topographische Aufsätze: „Große Festlichkeiten zu Innsbruck 1580" in der wiener „Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode" (1833 Nr. 91), „Der Wasserfall des Föllbaches zu Gaming" (ebenda Nr. 105), „Das Nachtlager zu Granada. Versuch einer kritischen Forschung" in der „Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde" (1835 Nr. 12 fg.), „Krato von Kraftheim, Leibarzt Ferdinand's I., Maximilian's II. und Rudolph's II. Biographische Skizze" (ebenda Nr. 37 fg.). Lassen nun diese auf weit voneinander abliegenden Forschungsgebieten sich bewegenden Erstlingsarbeiten, denen sich Anzeigen von Werken heterogensten Inhaltes, so von A. Miaulis' neugriechischer „Geschichte der Insel Hydra" (München und Nauplia 1834) in den „Berliner Jahrbb. für wissensch. Kritik" (1835) oder von A. F. Reil's „Donauländchen" (Wien 1835) in den „Oesterr. Blättern für Litteratur, Kunst und Kritik" (1835), von J. E. Kopp's „Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde" (Luzern 1835) in der „Oesterr. Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde" (1836) u. a. m. anreihen, Karajan's Eigenart als Gelehrten noch nicht bestimmt hervortreten, so ist doch die letztere in ihren Grundzügen schon deutlich erkennbar in den 1838 veröffentlichten „Beiträgen zur Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter" (abgedruckt in J. Chmel's „Geschichtsforscher" I, 274 fg.). Denn die hier niedergelegten Untersuchungen, zu denen Karajan durch eine Handschrift des k. k. Hofkammerarchivs war angeregt worden, und welche durch die Neuheit ihrer auf streng methodischem Wege gewonnenen Ergebnisse die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise sofort auf sich zogen, zeigen bereits, wenn auch nur gelegentlich und keineswegs durchgeführt, jene fruchtbringende Verbindung von historischer Forschung und Philologie, die von da ab in den geschichtlichen Forschungen

Karajan's wie in den germanistischen zu Tage tritt und für dieselben als typisch gelten darf. Zu diesem gemeinsamen Grundzuge kommt aber noch ein anderes nicht minder charakteristisches Moment, welches den nach gewissen Zeitperioden sich sondernden Leistungen einerseits vorwiegend philologischer und andererseits vorwiegend historischer Art insgesammt ein durchaus individuelles Gepräge verleiht. Neben dem allgemeinen historischen Triebe nämlich war es bei allen Arbeiten Karajan's das lebendige Heimatsgefühl des Oesterreichers, nicht selten auch das localpatriotische Interesse des Wieners, das auf die Wahl der Untersuchungsgegenstände nicht nur, sondern auch auf die Durchführung der Untersuchungen selbst bestimmend einwirkte. Die Erforschung der vaterländischen Geschichte und Culturentwickelung vor allem als eine Ehrenpflicht österreichischer Gelehrter ansehend, hat er selbst, um seiner eigentlich geschichtlichen Studien hier gar nicht zu gedenken, sich mit entschiedener Vorliebe gerade denjenigen österreichischen Dichtungswerken zugewendet, welche, wie Ulrich von Lichtenstein, der sogenannte Seifried Helbling, Michael Behaim, der Spruchdichter Heinrich der Teichner u. a., für die Aufhellung historischer und socialer Verhältnisse Werth und Bedeutung hatten. Wie nun aber bei seinen vielfachen Bemühungen um die heimischen Dichter des Mittelalters unstreitig historische Motive leitend waren, so erhielten andererseits seine geschichtlichen Arbeiten durch die Anwendung philologischer Methode festen Rückhalt und vertrauenerweckende Sicherheit.

In der schriftstellerischen Thätigkeit Karajan's lassen sich füglich vier Perioden unterscheiden, deren erste etwa mit Ende 1837 abschließt und, wie schon die mitgetheilten Titel der in dem Zeitraume 1833—1836 publicirten Schriften bezeugen, noch einen zwischen mancherlei Interessen unstet hin- und herschwankenden, bald dies bald jenes aufgreifenden Dilettantismus verräth. Die zweite Periode, welche als die der wissenschaftlichen Concentration und Vertiefung bezeichnet werden darf und in welcher sich der für Karajan so bedeutungsvolle Uebertritt aus dem Hofkammerarchive an die kaiserl. Hofbibliothek (25. Febr. 1841) vollzieht, reicht von 1838 bis Ende 1849. In den Beginn dieses Zeitraumes fällt die Aufnahme intensiven Studiums der altdeutschen Sprache (anfänglich unter Anleitung K. A. Hahn's) und der persönliche Verkehr mit den Hauptvertretern der jugendfrisch emporwachsenden deutschen Philologie (Haupt, Uhland, Lachmann, Brüder Grimm, Schmeller u. a.), welcher sich stetig erweiterte und immer lebhafter gestaltete. Unter den Publicationen dieser Epoche erscheinen, mit Ausnahme der bereits erwähnten Untersuchung über die Münze Wiens im Mittelalter, einer Abhandlung: „Ueber Banteidinge" (in Chmel's „Geschichtsforscher" II. 1848 S. 113 fg.) und einiger kleinerer Aufsätze, ausschließlich philologische Arbeiten, darunter eine ansehnliche Reihe sorgfältiger, mit reichen historischen und literargeschichtlichen Beigaben versehener Editionen bis dahin unbekannter deutscher Dichtungen des XII. bis XVI. Jahrh., welche zum Theil in Haupt's Zeitschrift f. d. A. I, II, IV, V, VI, (Leipzig 1841—1848) veröffentlicht wurden (so die Ausgaben eines Bruchstückes eines niederländischen Gedichtes „Karl", „des Buches der Rügen", des sogenannten „Seifried Helbling" u. a. m.), zum größeren Theil aber selbständig erschienen sind, wie: „Von den siben slâfaeren. Ein Gedicht des XIII. Jahrh." (Heidelberg 1839) oder die unter dem Titel: „Frühlingsgabe für Freunde älterer Literatur" (Wien 1839) vereinigten Stücke, ferner die Anmerkungen zu Ulrich von Lichtenstein in C. Lachmann's Ausgabe (Berlin 1841), „Michael Behaim's Buch von den Wienern 1462—1465" (Wien 1843), endlich „Deutsche Sprachdenkmale des XII. Jahrh." (Wien 1846) und „Zehn Gedichte Michael Behaim's zur Geschichte Oesterreichs und Ungarns", welche ursprünglich in dem Sammelwerke: „Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst" hgg. von Th. G. von Karajan, R. Firnhaber, E. Birk u. s. w. (Wien 1849, 4°) erschienen. In der dritten Periode (Anfang 1850 bis Beginn 1855), welche in dem äußeren Lebensgange Karajan's dessen kurze Lehrthätigkeit als Professor an der wiener Universität (11. Jan. 1850 bis 9. Oct. 1851), die Wahl zum Vicepräsidenten der Akademie der Wissenschaften (= Präsidenten der philosophisch-historischen Classe) am 28. Juli 1851, die auf die erbetene Enthebung von der Professur folgende mehr denn zweijährige Wirksamkeit als Privatgelehrter und endlich den Wiedereintritt in die Hofbibliothek (11. Jan. 1854) begreift, zeigt sich Karajan's reiche und vielseitige Begabung in ihrer vollsten Entfaltung, indem er theils successive, theils sogar gleichzeitig an der Universität als Lehrer, in der Akademie als geschäftsführender Leiter, an der Hofbibliothek bei der Organisation und Durchführung des lange geplanten Katalogs aller abendländischen Codices eine anerkannt erfolgreiche Thätigkeit entwickelte und daneben mit wissenschaftlichen Leistungen hervortrat, die ihm für alle Zeiten einen ehrenvollen Ruf in der Gelehrtenwelt sicherten. Hatte die zweite Periode vornehmlich philologische Arbeiten geboten, so kommt in den Schöpfungen der dritten Periode wieder das Historische zu erhöhter Geltung, wie denn überhaupt die Publicationen dieses Zeitraumes den oben näher bezeichneten typischen Charakter der geistigen Production Karajan's am klarsten offenbaren. Ein Theil derselben ist der kritischen Quellenforschung zugewandt, die, auf dem Grenzgebiete philologischer und historischer Wissenschaft liegend, in beide Nachbarmarken übergreift. Dahin gehören: die im 1. Bande der „Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissensch." (Wien 1850, 4°) abgedruckte werthvolle Untersuchung: „Zur Geschichte des Concils von Lyon 1245", welche durch scharfsinnige Deutung eines allegorischen lateinischen Gedichts des XIII. Jahrh. eine Reihe neuer, die Vorgänge auf der lyoner Kirchenversammlung betreffender Thatsachen erschloß, ferner die kleine, aber inhaltreiche Abhandlung hinter W. Wattenbach's Ausgabe der „Passio sanctorum quatuor coronatorum" (Sitzungsber. der wiener Akademie der Wissensch. X, 1853, 127 fg.) und vor allem das „Verbrüderungsbuch des Stiftes St.-Peter zu Salzburg aus dem VIII. bis XIII. Jahrh." (Wien 1852. Großfol.),

denen als mustergiltig anerkannte Editionen in den einleitenden, auch um der Forschungsmethode willen bedeutenden Erörterungen (S. I—LXII) eine Fülle interessanter historischer und sprachgeschichtlicher Details zu Tage förderte. Außer den genannten brachte die erste Hälfte der fünfziger Jahre noch eine Reihe gehaltvoller philologischer und literargeschichtlicher Arbeiten, von denen die beiden akademischen Vorträge: „Ueber zwei Gedichte Walther's von der Vogelweide" (Sitzungsber. VIII, 1851, 359—382) und „Ueber eine bisher unerklärte (gothische) Inschrift" (ebenda XIII, 1854, 211—232), worin eine längst bekannte, aber bis dahin räthselhafte Inschrift auf einem Goldblättchen zu deuten versucht wird, endlich die umfassende Untersuchung: „Ueber Heinrich den Teichner" (im VI. Bd. der Denkschriften der kaiserl. Akademie der Wissensch. phil.-histor. Classe, Wien 1855, S. 85—174) besonders hervorzuheben sind. Von 1855 ab, in der vierten Periode seiner literarischen Wirksamkeit, die mit dem letzten Drittheil seines Lebens ungefähr zusammenfällt, zieht sich Karajan immer mehr auf jenes Arbeitsfeld zurück, welches er schon im Beginn seiner Gelehrtenlaufbahn betreten hatte, auf das der vaterländischen Geschichte und speciell der Geschichte Wiens. Nur zweimal in diesem Zeitraume tritt er, durch neue Funde hierzu angeregt, mit germanistischen Untersuchungen hervor, so mit der Abhandlung über einen Hundesegen aus dem IX. Jahrh. und einen Spruch zur Beschwörung von Schlangen unter dem Titel: „Zwei bisher unbekannte Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit" (Sitzungsber. XXV, 1857, 308—325) und in den noch im Spätherbste seines Lebens durch Handschriften-Fragmente veranlaßten kritischen Beiträgen: „Zu Seifried Helbling und Ottaker von Steiermark" (ebenda LXV, 1870, 377—390 und 565—576), mit welchen Dichtern er sich schon ein Vierteljahrhundert früher eingehend beschäftigt hatte. Immerhin mag die Stellung Karajan's in der Akademie, in welcher er seit 1850 als Berichterstatter der Commission zur Herausgabe der „Acta conciliorum saeculi XV," seit 1851 auch der Commission für die Herausgabe österreichischer Geschichtsquellen, endlich seit 1864 als Mitglied der Commission zur Herausgabe österreichischer Weisthümer fungirte, den äußeren Anstoß gegeben haben, daß die Jahre von 1855 ab vorzugsweise geschichtliche Publicationen brachten. Hatte er doch als Referent der historischen und der Concilien-Commission die Jahresberichte über die Arbeiten dieser Commissionen zu erstatten, welche Berichte (1851—1868) nach Anlage und Ausführung selbst wissenschaftlichen Werth beanspruchen dürfen. Eine der wichtigsten Veröffentlichungen der historischen Commission, die Fontes rerum Austriacarum, eröffnete Karajan selbst, indem er in dem I. Bande der Scriptores „Kleine Quellen zur Geschichte Oesterreichs" (darin: Johannes Tichtel's Tagebuch 1477—1495; Siegmund's von Herberstein Selbstbiographie 1486—1553; Johannes Cuspinian's Tagebuch 1502—1527 und Georg Kirchmair's Denkwürdigkeiten 1519—1533) herausgab. Andererseits fand er als Vicepräsident und nachmals als Präsident häufig Gelegenheit, in den feierlichen Jahressitzungen am 30. Mai theils neue Beiträge zur Würdigung österreichischer Regenten, zumal Maria Theresia's und Joseph's II., zu bieten, theils aus neuem urkundlichem Materiale schöpfend, in engem Rahmen zusammengefaßte Bilder literargeschichtlich bedeutsamer Persönlichkeiten zu entwerfen, wie bereits 1854 von Heinrich dem Teichner (Almanach der kaiserl. Akademie IV, 113 fg.), von Metastasio (ebenda XI, 1861, 85 fg.), von P. Abraham a Sancta-Clara (ebenda XVI, 1866, 101 fg.) oder von Peter Lambeck (ebenda XVIII, 1868, 101 fg.). Speciell der Localgeschichte Wiens gehören an die auch formvollendete „Festrede bei der feierlichen Uebernahme des ehemaligen Universitätsgebäudes durch die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, gehalten am 29. Oct. 1857", welche die Geschichte dieses Gebäudes sowie die Universitätsreformen unter Maria Theresia und Joseph II. behandelt, und die auf vieljährigen Studien ruhende, zunächst im VI. Bd. der Berichte und Mittheilungen des wiener Alterthumsvereins publicirte umfassende Untersuchung: „Die alte Kaiserburg zu Wien vor dem J. 1500. Nach den Aufnahmen des k. k. Burghauptmanns Ludwig Montoyer mit geschichtlichen Erläuterungen von Th. G. von Karajan" (Wien 1863). Die kritische Monographie: „Abraham a Sancta Clara" (I. Bd., Wien 1867), eine durch mühevolle Studien vorbereitete detaillirte Lebensschilderung des vielgenannten Augustinermönches war die letzte umfangreichere historische Arbeit Karajan's. Von dem unter seiner Leitung begonnenen und weiter geführten großen raisonnirenden Handschriftenkatalog: „Tabulae codicum mss. praeter graecos et orientales in bibliotheca Palat. Vindobonensi asservatorum", deren I. Bd. 1864 ausgegeben wurde, war der VI. Bd. noch durch Karajan selbst in Druck gelegt worden (Vindob. 1873). Eine Biographie des österreichischen Staats- und Conferenzministers Karl Grafen von Zinzendorf und Pottendorf (1739—1819) auf Grund der damals noch unbenutzten inhaltreichen Tagebücher, die ihn seit 1871 fast ausschließlich beschäftigt hatte, blieb leider, ungeachtet die Vorarbeiten hierzu im Spätherbste 1872 bereits abgeschlossen waren, infolge der Erkrankung Karajan's unausgeführt, ebenso wie eine vor Jahren in Angriff genommene kritische Ausgabe der Reimchronik Ottokar's, eine philologisch-historische Untersuchung über österreichische Ortsnamen und eine illustrirte Häuserchronik von Altwien.

Die ehrenvolle Anerkennung, deren sich die tüchtigen, von umfassender Gelehrsamkeit zeugenden wissenschaftlichen Leistungen Karajan's bei den Fachgenossen des In- und Auslandes und von seiten zahlreicher gelehrter Körperschaften wie der Akademien zu Berlin und München, der Gesellschaften zu Leipzig, Göttingen und anderwärts zu erfreuen hatten, wird ihnen wol noch auf lange hinaus gewahrt bleiben. „Denn was ihn auszeichnete", sagt J. Vahlen in dem schönen Nachrufe (Almanach der Wie-

ner Akademie XXIV, 1874, 195—213), „und was alle seine Leistungen gewinnbringend und fördernd gemacht hat, war die Gewissenhaftigkeit des in der Zucht der Wahrheit aufgewachsenen Mannes. Entfernt von dem Dünkel, der, die eigenen Kräfte überschätzend, leichten Wurfs Erfolge zu erringen und blinkenden Schein für Weisheit zu verkaufen meint, war er stets gewillt, das ihm zutheil gewordene Maß von Kraft ganz und ehrlich einzusetzen, um das vorgesteckte Ziel nach Möglichkeit zu erreichen, überzeugt, daß die Wissenschaft Pflichten auferlegt und nur der ihr wahrhaft dient, der ihrem Gebot sich willig unterwirft." (*Max R. von Karajan.*)

KARAKAL, rumänische Stadt, ist der Vorort des sonst nur Dörfer und Weiler besitzenden, in der Niederung zwischen der unteren Donau und dem rechten Ufer des Olt-Flusses (Aluta) gelegenen, zur ehemaligen Kleinen Walachei gehörigen Kreises Romanaţi (Romanitza). Der Ort zählt 8590 Einwohner, welche sich fast ausschließlich mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen. Handel und Industrie ist wenig entwickelt. Es findet sich daselbst eine Präfectur, ein Obermünzamt, ein Districtsrath, eine Postanstalt, eine Telegraphenstation, eine städtische Polizeipräfectur und ein Dorobanzen-Commando. — Nur einmal hat der sonst unbedeutende Ort eine Rolle in der Tagesgeschichte gespielt, und zwar im J. 1848. Erbittert über die Haltung Rußlands, welches damals als Garantiemacht der Donaufürstenthümer durch den dem russischen politischen Egoismus dienstbaren Hospodaren Bibesco alle vom Lande verlangten Reformen hintanzuhalten wußte, versammelten die Liberalen der Walachei zu Karakal eine große Menge — angeblich 150,000 — fanatisirter Landleute, um ihr, übrigens nur gerechtes und achtungswerthes Begehren mit Gewalt durchzusetzen. Der Hospodar, durch das Vorrücken dieser Volksmasse gegen Bukarest in Schrecken gesetzt, unterzeichnete den 24. Juni 1848 alle verlangten Concessionen, sowie eine schnell aufgestellte Verfassung; dann aber abdicirte er und zog sich nach Kronstadt zurück, worauf Rußland, die Pforte gegen deren Interesse und bessere Einsicht mit sich ziehend, zur militärischen Intervention schritt und die gesammte Misère der früheren Zustände mit Energie wiederherstellte. (*G. Rosen.*)

KARAKALPAKEN (Schwarzmützen), eine dem Stamme der Tataren angehörende Völkerfamilie von höchstens 30,000 Seelen der mongolischen Rasse, lebt an den Mündungen der beiden Arme des Sir-Darja in den Aralsee, von welchem der südliche Kuwan-Darja heißt, und oberhalb der Sir-Darja bis nach Uralsk hin. Ihr Land grenzt im Norden an das Land der Kirgisen der Kleinen Horde, im Osten an das der Kirgisen der Großen Horde, im Süden an die Kisil-Kum-Wüste und im Westen an den Aralsee. Sie nannten sich sonst Kara-Kiptschak oder schwarze Viehzüchter. Die Karakalpaken leben ruhig von Ackerbau und Viehzucht und haben Khane, deren Gewalt aber sehr gering ist, weil das Volk die Aussprüche ihrer Priester (Cholgen oder Sseiten), da ihre eigenen Aussagen noch von Mohammed abstammen, mehr achtet als die Befehle der Khane. Sie leben im Winter in festen Häusern, im Sommer nomadisirend in Jurten. Auch beschäftigen sie sich mit der Verfertigung von Eisenwaaren, Waffen, Pulver und Blei.

(*Richard Oberländer.*)

KARAKASSEN oder KARAGASSEN, ein sehr kleiner Ueberrest eines Volkes von samojedischer Herkunft im asiatischen Rußland. Man kann annehmen, daß sie zur Zeit der kriegerischen Unruhen im 16. Jahrh. als Flüchtlinge sich gesammelt haben. Sie nomadisirten früher am Flusse Tassejew; jetzt ziehen sie an der Uda und an dem Sajanischen Gebirge im Irkutskischen Gouvernement in einigen wenigen Familien herum. Ihre Sprache ist eine wenig veränderte Samojedische Mundart. Sie sind arm und haben nur einige Renthiere. Des Winters leben sie blos von der Jagd, des Sommers aber von wildem Wurzelwerke und von Fischen. Sie sind noch nicht alle getauft, und auch die Getauften bleiben mehr als andere Sibirier bei ihrem väterlichen Schamanischen Aberglauben. Sie beten die Sonne und das Firmament an und opfern Kopf und Herz von Bären und Rothwild. Ihre Todten beerdigen sie jetzt, früher verbrannten sie dieselben. Vgl. A. Castrén, Versuch einer koibalischen und karagassischen Sprachlehre u. s. w. Herausgegeben von A. Schiefner, St.-Petersburg 1857. 8.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Karakithaier oder Karakhitaier, gleichbedeutend mit Karachitaier (s. d.).

KARAKORUM. Ein eigenes Gebirgssystem, der Himalaja, füllt den weiten Raum zwischen Ostturkestan und Indien. Parallel mit demselben streichen, durch beid Hochebenen getrennt, die Ketten Karakorûm und Kuenlûn, die nicht, wie bisher geschah, als besondere Gebirgssysteme betrachtet werden dürfen, sondern nur als untergeordnete Ketten des Himalaja anzusehen sind. Die Bewohner von Ostturkestan nennen die Kette Mustagh, d. i. Gletschergebirge, und verstehen unter Karakorûm nur den so benannten Paß, der an dem Knotenpunkte Puschti-Kahr mit dem Pamik und dem Hindukuh zusammenläuft, und sich in der Richtung nach OSO. bis in die Nähe der Indusquelle im chinesischen Tibet hinzieht. In der Karakorûmkette liegen der Dapsang (Verklärte Erscheinung) mit 8625 Meter (der zweithöchste Berg der Erde), der Diamar mit 8111 Meter und der Maschebrum mit 7803 als höchster Gipfel.

Der Karakorûm-Paß (5583 Meter hoch) ist die Wasserscheide zwischen Norden und Süden in Hochasien; seine Schneelinie erreicht im Norden 5670 Meter, im Süden 5550 bis 5600 Meter. Die Hauptschwierigkeit beim Ueberschreiten dieses Gebirges liegt in der verdünnten Luft in so bedeutender Höhe und der Unfruchtbarkeit der Umgebung; denn das dazwischenliegende Hochplateau ist ganz kahl und nur spärlich von verkrüppelten Zarandelbüschen bewachsen. Trinkwasser ist sehr selten, denn die vielen zerstreuten Weiher entfalten nur brakiges Wasser, welches das Land mit einer Schicht von Salpeter und Natron, 15—30 Centim. dick, bedeckt. Deutliche Spuren sind vorhanden, daß auf diesen Hochebenen einst drei Seen sich befanden, deren

vollständige feste Bestandtheile eben jene beiden Mineralien sind. (*Richard Oberländer.*)

KARAMANIEN oder KARAMAN ist der neuere Name einer Landschaft in Kleinasien, welche, ungefähr die Gebiete von Lykien, Pamphylien, Pisidien, Lykaonien, einen Theil der Phrygia paroreios und den westlichen Theil von Kappadokien umfassend, den räumlich ausgedehntesten Verwaltungscomplex der großen Halbinsel bildet und als solcher in die neue Provinzialorganisation der Türkei unter dem Namen Vilajet von Konia übergegangen ist. Die Grenzen von Karamanien waren nicht immer gleich, indem im Westen Mentescheh, im Süden Itsch Il und im Osten Kaissarieh gelegentlich hinzugefügt und wieder abgetrennt wurden. Heute umfaßt das Vilajet die folgenden fünf Sandschaks:

1) Konia, im Norden von der Salzwüste und dem Vilajet Angora, Sandschak Jusgat, im Osten von dem Sandschak Nigdeh, im Süden von dem Vilajet Adana, Sandschak Itsch-Il und Tekjeh, im Westen von den Sandschaks Burdur (gesprochen Buldur), Hamid und Afiûn-Kara-Hissâr, zu dem Vilajet Chodawendkjâr gehörig, begrenzt, enthält die folgenden Kasas und Nahien: Konia, Suderbi, Ghatun-Serai, Said-Il, Kara-Bynâr, Sutmus, Gregli, Bola, Karamân, Ghafrbâd, Bôs-Kyr, Bilweran, Ghadim, Aladagh, Sidi-Schehri, Gudschi, Bejschehri, Kyr-Il, Bekschâr, Akschehr, Doghûn-Hissar, Durghudumlu, Tschibanbegli, Ilghyn, Arghid-Ghân mit dem Nomadenstamme Reschwân, Jspekjas und Kotschhissâr.

2) Tekjeh, im Norden von den Sandschaks Burdur (Buldur) und Konia, im Osten von dem Vilajet Adana, Sandschak Itsch-Il, im Süden vom Mittelmeer und im Westen vom Vilajet Aidin, Sandschak Mentescheh, begrenzt, enthält die folgenden Kasas und Nahien: Tekjeh, Antalia (Adalia) mit Mûrit, Astanês, Kyjol-Kaja, Germeki mit Kara-Hawus, Budschak mit Hosni, Serpek, Meilli, Besch-Konak, Alaijjeh (spr. Alaja), Mutâwighât, Elmaly, Kârdirsch mit Finikeh, Akjaki und Kasch.

3) Hamid, im Norden vom Vilajet Chodawendkjâr, Sandschak Afiûn-Kara-Hissâr, im Osten vom Sandschak Konia, im Süden vom Sandschak Burdur (Buldur) und im Westen von den Vilajets Aidin, Sandschak Aidin, und Chodawendkjâr, Sandschak Kara-Hissâr, begrenzt, enthält die Kasas und Nahien: Hamid, Isbârta, Gjônâny, Ketschiburlu, Egerdir, Pâwly, Aghrôs, Jârvla, Kara-Aghatsch mit Essched (Esschâr?), Jalowadsch mit Chawirân, Uluburlu mit Gjônân.

4) Burdur, im Norden von dem Sandschak Hamid, im Osten von dem Sandschak Konia, im Süden von dem Sandschak Tekjeh und im Westen von dem Sandschak Hamid begrenzt, enthält die Kasas und Nahien: Burdur (Buldur) mit Indschirli, Aghlasjon, Nefti, Kjèmèreh, Gjolhissâri, Asi-Kara-Aghatsch mit Jawidscheh und Yrla.

5) Nigdeh, im Norden vom Vilajet Angora, Sandschak Kyr-Schehir und Sandschak Kaissarieh, im Osten vom Vilajet Adana, Sandschak Adana und Sandschak Kosan, im Süden vom Vilajet Adana, Sandschak Adana, und im Westen vom Sandschak Konia und der Salzwüste begrenzt, enthält die folgenden Kasas und Nahien: Nigdeh, Karamuf, Bôr, Andyghy, Tschelt in Ardi, Beregelli (Bereketli Maden?), Schereschu en-Lin, Afjerâi Newschehr, Gharbiun, Arkub, Jahjaly, Ak-Kotsch-Hissar.

Karamanien liegt also nach den vorstehenden dem türk. Staatshandbuche vom J. 1297 der Flucht entlehnten Angaben zwischen 37,° und 33 Grad östl. L. und zwischen 36,° und 38,° Grad nördl. Br. und erstreckt sich, das neu hinzugefügte südliche Grenzland Tekjeh abgerechnet, über den am wenigsten gesegneten Theil Kleinasiens, ein Tafelland, welches, durch das es im weiten Bogen süd- und ostwärts umfassende Taurusgebirge von seiner natürlichen Verbindung mit dem Meere abgeschnitten, des Abflusses für seine Gewässer entbehrt und dieselben als Landseen, Sümpfe und weite Lachen bei sich behalten muß, bis die Sonne und die Winde sie austrocknen. Die sich hieraus ergebenden periodischen Ueberschwemmungen sind aber nicht der einzige Fehler des Bodens, vielmehr hat derselbe auf weite Strecken durchaus die Eigenschaften eines unfruchtbaren Steppenlandes. Die Quellen sind äußerst selten und fehlen hier und da auf Tagereisenweite vollständig, sodaß die nach dem Zurückgehen der Ueberschwemmungen aufsprießenden Kräuter nicht einmal als Viehweide verwerthet werden können. Stellenweise ist das Erdreich so nitron- und salzhaltig, daß überhaupt keine Vegetation daselbst stattfindet. Die im Alterthum von den Griechen einzelnen Theilen Kleinasiens gegebenen Beinamen Axylos und Katakekaumene würden noch heutigentages für Karamanien ihre vollständige Berechtigung haben. Die trostlose Gleichförmigkeit der Ebene wird durch einzelne aus ihr zu bedeutender Höhe aufragende isolirte Pics, meistens ausgebrannte Vulkane, und durch von dem Randgebirge gegen das Innere sich loszweigende Höhenzuge unterbrochen. So erhebt sich im Norden der Sary-Bulak und der Kartal-Daghy, im Osten der Kegel des Hassan-Daghy und im Süden höher als alle andere der Karadagh mit 2500 Meter hoher Spitze, sowie im Westen der Emir-Daghy und der Sultan-Daghy. Manche dieser Berge geben Quellen und Flüssen den Ursprung, welche in ihrem Bereiche einen von den benachbarten Ortschaften aus betriebenen mannichfachen Anbau gestatten. Kaum minder wichtig für die Gestaltung sind auch die sich dem Auge wenig bemerklich machenden Bodenwellen der Ebene, welche diese in verschiedene große Becken theilen und die winterliche Ueberschwemmung in gewisse Grenzen weisen. Den tiefsten Theil dieser Becken bilden hier und da Seen, wie im Nordosten der große Tuf-Gjolü und der Kjutschuk-Gjöl, im Osten ein anderer Tuf-Gjölü und der Akgjöl, im Westen der Akschehir-Gjölü, der Ilghyn-Gjölü, der Bejschehir-Gjölü, der Gamirân und der Egerdir-Gjölü u. a. m. Von Flüssen ist der Halys zu erwähnen, welcher eine Strecke weit die Grenze des Sandschaks von Nigdeh gegen das Vilajet von Angora bildet; die übrigen, ob sie nun Binnenseen speisen, oder dem Gihûn in Cilicien zuströmen, oder nach kurzem Laufe in den sataliſchen Golf münden, sind sämmtlich unbedeutend. —

Auch die klimatischen Verhältnisse sind ungünstig; mit Ausnahme der heißen lykisch-pamphylischen Küstenländer und der gemäßigteren Binnenlandschaft Pisidien leidet Karamanien an ebenso rauher Winterkälte wie an glühender Sommerhitze; Fieber sind zu gewissen Jahreszeiten in der ganzen Provinz endemisch, und Pest, Cholera, sowie andere ansteckende Krankheiten haben immer daselbst reiche Ernten gehalten. Daß die Bevölkerung des Hochlandes nur dünn gesäet ist, erscheint nach Vorstehendem begreiflich; und wenn es im Alterthume daselbst reiche und blühende Städte gab, deren Ruinen noch in Erstaunen setzen, so ist zu berücksichtigen, daß durch diese Gegenden die große Handelsstraße von der ionischen Küste nach Syrien sich hinzog, eine Straße, welche damals einen großen Theil des Verkehrs zwischen Europa und den reichsten Ländern Asiens vermittelte. Allerdings führt auch heute die Heerstraße von Constantinopel nach Syrien über Konia; aber abgesehen davon, daß die von ihr berührten, früher so blühenden Länder sämmtlich verarmt sind, hat die seitdem so gewaltig entwickelte Schiffahrt derartigen Landcommunicationen ihre Bedeutung für den fernen Waarenverkehr genommen. — Die Produkte dieses Theils von Kleinasien können nie von großer Bedeutung gewesen sein; heute beschränken sie sich auf Salz, welches in Menge von den Salzseen gewonnen wird, auf Salpeter, Krapp, Baumwolle, Gelbbeere (Rhamnus tinctorius), Sesam, Weizen, Gerste, sowie im Süden Olivenöl, Wein, Obst und dgl., wozu noch die Produkte der mit Vorliebe betriebenen Viehzucht, Käse, Kochbutter, Wolle, Häute, endlich Honig und in den Uferländern des Mittelmeeres Seidencocons kommen. Die Bevölkerung ist vorwiegend türkischer Nationalität, d. h. eine aus den zum Islam übergetretenen Autochthonen und den massenhaft eingewanderten seldschukischen Türken entstandene und zu homogener Form gelangte Mischlingsrasse türkischen Idioms. Die hier und da in starken Gemeinden vertretenen Griechen dürften als unverfälschte Nachkommen der alten Lykaonier, Pisidier u. s. w. zu betrachten sein. Daneben finden sich auch fast überall in den Städten Armenier. Endlich ziehen in gewissen an die Ebene grenzenden Gebirgsgegenden zwei verschiedene türkische Nomaden-Stämme, die Jürük und die Turkmanen, mit ihren Heerden umher, und im Sandschak Nigdeh trifft man zu Zeiten Kurden. Die Umgangssprache ist sogar unter den Griechen und Armeniern des Landes die türkische, welche die frühere griechische Landessprache ebenso verdrängt hat wie vor Zeiten diese selber die alten kleinasiatischen Idiome.

Unsern geschichtlichen Rückblick beschränken wir auf die Zeit, wo die unter dem Namen Karamanien vereinigten Länder für zwei Jahrhunderte einen selbständigen Staat bildeten, da sie vorher seit ihrer Eroberung durch die Perser unter diesen, unter den Makedoniern, unter den Römern und unter den Seldschuken, wie nachher unter den Osmanen immer nur das Gesammtschicksal Kleinasiens getheilt haben. Die Hülfsquellen sind gering; eine eigene Literatur haben jene Gebiete nie besessen, und die griechische Literatur, welche zunächst berufen war, für den Mangel einzustehen, findet nur selten Gelegenheit, des weder Reichthümer noch Merkwürdigkeiten bietenden Landes zu gedenken. Gleichwol bestand in dem seinem Untergange schon entgegengehenden Oströmischen Kaiserreiche ein gewisses Interesse für den karamanischen Staat, welches sich aus der Interessengemeinschaft, der beiden gemeinsamen Angst vor dem Osmanenreiche, genugsam erklärt, und so finden sich auch bei den späteren byzantinischen Historikern werthvolle Notizen über die inneren kleinasiatischen Begebenheiten. Jedoch sind dieselben vereinzelt, und sind wir, um den Faden nicht zu verlieren, auf die türkische Historiographie angewiesen, bei deren Benutzung wir uns vergegenwärtigen müssen, daß die Verfasser meistens in officieller Stellung schrieben, und selbst wenn sie sich zu einer rein objectiven Auffassung erheben konnten, nicht immer wagen durften, derselben schriftlichen Ausdruck zu geben. Wir folgen hier hauptsächlich dem Tarich-i-Gülschen-i-Mearif, einer auf den besten Quellen beruhenden und von den türkischen Gelehrten als vorzugsweise unparteiisch betrachteten Compilation*), welche freilich schon, weil sie ihre Mittheilungen von Karamanien lediglich dem Berichte von der osmanischen Reichsgeschichte unterordnet, weit entfernt ist, alle Räthsel zu lösen. Gleich zu Anfang bleibt der Ursprung des Staats ebenso dunkel wie der Untergang des Sultanats von Iconium, aus dem Karamanien hervorging; wir erfahren nicht einmal, ob Karaman der Name eines Stammes, einer Familie oder eines Individuums, des Stifters der Dynastie, gewesen. Ueberhaupt erfahren wir nichts von einem individuellen Karaman; den Ausdruck Karaman-Oghlu, Karaman's Sohn, aber dürfen wir nicht wörtlich fassen, da er nach dem Sprachgebrauche jener Zeit nur den ersten Vertreter des Hauses bedeutet. In der Anfangsgeschichte des Osmanenreichs im 13. Jahrh. finden wir neben diesem eine Anzahl dem Ursprunge nach ihm verwandter türkisch-mohammedanischer Staaten in Kleinasien vor, unter denen Karaman, als die gefeierte Landeshauptstadt der Seldschuken, Konia, einschließend, wol eines besondern Ansehens genießen mochte. Glückliche Kämpfe gegen ihre christlichen Nachbarn, die noch unabhängigen Griechen Bithyniens, gaben den Osmanen bald ein militärisches und politisches Uebergewicht unter ihresgleichen, und somit die Aussicht auf Beseitigung der verderblichen Kleinstaaterei und Wiederherstellung der mit dem Seldschuken-Reiche verschwundenen Landeseinheit. Schon Orchan hatte den Staat Karasy ohne Rücksicht auf die Verdienste des Vorbesitzers um seinen Vater Osman mit Waffengewalt sich angeeignet und damit die Unterwerfung auch der mohammedanischen Nachbarn eingeleitet. Der Siegeslauf seines Sohnes Murad I. durch Rumelien und das rasche Anwachsen seiner Macht erfüllte daher die anatolischen Dynasten mit Besorgniß, und der Beg von Karamanien suchte ein allgemeines Bündniß der Fürsten gegen den Sultan zu Stande zu bringen. Dieser unterschätzte die Gefahr nicht,

*) Tarich-i-Gülschen-i-Mearif. Gedruckt zu Constantinopel im J. 1252 der Flucht.

die ihm damit drohte, sondern kam im J. 1361 von Rumelien herüber, und brachte dem von seinen Widersachern gesammelten Heere bei Angora eine Niederlage bei, welche Stadt infolge dessen sich ihm übergeben mußte. Mit diesem Erfolge ließ er sich um so mehr genügen, als der Beg von Kutahia, nunmehr von Osten und von Westen bedroht, an der Möglichkeit der Aufrechterhaltung seiner Unabhängigkeit verzweifelte und sich freiwillig unterwarf. Murad scheint damals sich der Hoffnung hingegeben zu haben, er werde die Fürsten hinfort überhaupt auf friedlichem Wege an sich ziehen können; nicht blos, daß er seinen Sohn Bajasid Ildyrym mit einer Tochter des Beg von Kutahia verheirathete, gab er seine eigene Tochter dem Ali-Beg-Karamanoghlu zum Weibe. Unmittelbar darauf aber kaufte er von dem westlichen Grenznachbar seines neuen Schwiegersohns, dem Fürsten von Hamid, Hussein Beg, welcher, so scheint es, von Karamanien nicht als souverän anerkannt wurde, fünf Festungen, nämlich Beg-Schehri, Sidi Schehri, Jalowadsch, Kara Agbatsch und Isbárta für Geld nach allen für Grunderwerb vom islamitischen Recht vorgeschriebenen Förmlichkeiten. Dies erbitterte den Ali-Beg; er verbündete sich mit mehreren ostkleinasiatischen Herrschern, unter andern mit dem Beg von Baiburt, mit Tataren und Turkmanen, und rückte in das Gebiet von Hamid ein. Murad sah sich dadurch zu schleunigen Gegenmaßregeln veranlaßt; er führte fast sein gesammtes sieggewohntes rumelisches Heer, einschließlich einer christlichen (Wlassi) Hulfstruppe von 2000 Mann, über den Hellespont gegen den Feind. Bei Konia trafen die Heere zusammen; Ali-Beg wurde geschlagen und genöthigt, um Frieden zu bitten, welcher ihm auch auf die Fürbitte seiner Gemahlin, Murad's Tochter, gegen Herausgabe der im Lande Hamid gemachten Eroberungen, also unter den Umständen noch sehr günstigen Bedingungen, gewährt wurde. — Nach Murad's I. Tode (1388) ließ sein Sohn und Nachfolger, der Sultan Bajasid Ildyrym, sich zunächst die vollständige Unterwerfung der Fürsten West-Kleinasiens mit verdoppeltem Eifer angelegen sein und regte dadurch die noch selbständigen zu gemeinschaftlichem Widerstande auf. Unter diesen war nach Ali-Beg Karamanoghlu der Fürst von Kastamuni, Kjötürüm Bajasid-Beg, der bedeutendste; es gehörte dazu auch der Fürst von Tekjeh Germian Oghlu Jakúb-Beg. Noch bevor diese beiden letzteren in die Action eingetreten waren, hatte der Sultan Bajasid mit der Schnelligkeit, die ihm den Beinamen Ildyrym „Wetterstrahl" eingetragen, die Fürsten von Saruchan, Aidin und Menteschеh verjagt, war dann in das Land Tekjeh eingefallen und hatte den Germian Oghlu zur Unterwerfung gezwungen, hatte die Verwaltung der neu erworbenen Westprovinzen geordnet, und rückte nunmehr gegen den Fürsten von Karamanien Ali-Beg, seinen Schwager, welcher wiederum von dem Lande Hamid Besitz ergriffen hatte. Die Karamanier wagten nicht Stand zu halten, sondern zogen sich schleunig zurück. Bajasid erschien vor Konia, welches sich ihm ergeben mußte, eroberte Akschehir, Akserai und sogar das ferne Nigdeh und zwang den Ali-Beg zu einem Frieden, in welchem dem Sieger das ganze Gebiet bis an den Fluß Tscherschembeh-Sui förmlich abgetreten wurde, sodaß die karamanische Herrschaft sich auf das Taurusgebirge mit den Districten Laranda oder Karamán und Tasch Ili beschränkte. Es geschah dies im J. 1390. Bajasid verließ das Land, nachdem er in die eroberte Provinz einen seiner erfahrensten Führer, Timur Tasch-Pascha, als Statthalter eingesetzt hatte. Nichtsdestoweniger wagte Ali Beg, auf die Sympathien der Bewohner jener Länder für sein Haus und ihren Widerwillen gegen die Osmanen bauend, alsbald zur Wiedergewinnung des Verlorenen Anstalten zu treffen. Er besiegelte damit seinen Untergang; denn sofort war Bajasid wieder zur Stelle und brachte ihm eine vernichtende Niederlage bei, in der er sammt seinem Sohne in osmanische Gefangenschaft gerieth. Ali-Beg wurde seinem erbitterten Gegner Timur Tasch zur Hut übergeben, der ihn, wie die türkischen Historiographen ausdrücklich hervorheben, aus persönlicher Feindschaft ohne Ermächtigung seines Gebieters umbringen ließ. Wahrscheinlich war der Sultan mit der That, die ihn von einem gefährlichen Widersacher befreite, durchaus einverstanden, mußte aber, da es sich um einen ihm verschwägerten Fürsten aus berühmtem Hause handelte, für den die Ulema der heiligen Stadt Konia insgeheim Propaganda machten, der öffentlichen Meinung in der islamitischen Welt Rechnung tragen. Auch zum Verständniß der nun folgenden Ereignisse hat man sich diese Rücksicht gegenwärtig zu halten. Ueber die Neugestaltung, welche durch Ali-Beg's Katastrophe nothwendig wurde, theilt der Tarich nichts mit, jedoch dürfen wir schließen, daß der Sultan keineswegs die äußersten Consequenzen seines Sieges zog, sondern daß er die autonome Herrschaft von Karamanien innerhalb der dem Ali-Beg angewiesenen Grenzen beließ, und daß mit seiner Genehmigung ein anderer Sproß des Hauses, Mohammed-Beg Karamanoghlu — vielleicht der mit dem Vater gefangene Sohn Ali-Beg's — die Zügel der Regierung ergriff. Ueber das Osmanenreich brach nunmehr zum ersten mal seit seinem Bestehen ein schweres Unheil herein; hergerufen von den kleinasiatischen Fürsten, griff der gewaltige Mongolenherrscher Timur den Sultan Bajasid an, schlug ihn im J. 1402 bei Angora, nahm ihn gefangen und durchzog, ohne weiteren Widerstand zu finden, die Länder, von denen die osmanische Macht ausgegangen. Nach einjähriger Gefangenschaft starb Bajasid zu Akschehir in Hamid, einer der von Murad käuflich erworbenen Festungen, in welche ihn Timur hatte bringen lassen. Er hatte für die Thronfolge keine Bestimmungen getroffen, und so brach denn nach dem Abzuge der Mongolen aus Kleinasien ein blutiger Zwist für mehr als zwei Lustren unter seinen drei Söhnen um die Krone aus. Karamaniens geschieht während all dieser Begebenheiten im Tarich keine Erwähnung. Erst aus dem Jahre 1410 erfahren wir, daß Suleiman, genannt Emir Sultân, der älteste von Bajasid's Söhnen, welcher in Kleinasien herrschte, auf die Kunde, der von ihm zur Huldigung entbotene Fürst von Karamanien, Mohammed-Beg, weigere sich zu erscheinen und gedenke ihn, den Suleiman, bei nächt-

licher Weile zu überfallen, das Land durch seinen Feldherrn Awranos-Beg mit Krieg überziehen ließ, daß Mohammed Beg nach Akserai (welches er also wiedergewonnen) flüchtete und schließlich sich dadurch rettete, daß er die Hälfte seines Gebiets dem zweiten Sohne Bajasid's, Mohammed, genannt Sultan Tschelebi, dem gefürchteten Nebenbuhler Suleiman's, verehrte. Ernstlich war diese Schenkung nicht gemeint, denn als im J. 1413 nach Suleiman's Tode Sultan Mohammed gegen den jüngeren Bruder Müssa, welcher sich in Rumelien als Sultan Anerkennung verschafft hatte, Krieg führte und seine Armee von Kleinasien nach Thrakien hinübergeführt hatte, brach Karaman-Oghlu Mohammed-Beg in das Pfortengebiet ein und rückte in schleunigem Marsche bis vor Brussa, von wo er nach 35-tägiger vergeblicher Belagerung erst wieder abzog, als die Leiche des inzwischen gefallenen Müssa, auf dessen Erfolge er gebaut hatte, zur Bestattung daselbst eintraf. Sultan Mohammed's Rückkehr ließ sich nun in kurzem erwarten, und so eilte Mohammed-Beg heim in seine Herrschaft, welche er über die frühere Landesgrenze hinaus um einen Theil von Hamid vergrößert hatte. Dies letztere Gebiet, die hamidischen Festungen Beg-Schehri und Sidi-Schehri, zwang ihn im folgenden J. 1414 der Sultan, indem er persönlich mit Truppen heranrückte, wieder herauszugeben; weitere Opfer aber wurden ihm nicht zugemuthet, von der Bajasid'schen Grenze am Tscherschembeh-Sui ist auffallenderweise keine Rede. Den auf so glimpfliche Bedingungen hin ihm gewährten Frieden brach gleichwol Mohammed-Beg, als er eine Weile darauf den Sultan mit Niederwerfung eines Aufstandes in der Provinz Dschanik im Westen von Trapezunt beschäftigt wußte, und rückte wiederum in Hamid ein. Jedoch wurde er, wie der Tarich berichtet, durch einen Feldherrn des Sultans Mohammed, mit Namen Bajasid-Pascha, geschlagen und gerieth sammt seinem Sohne Mustafa in türkische Kriegsgefangenschaft. Der Sultan, heißt es ohne weitere Erklärung sodann, habe ihn begnadigt und in seine Herrschaft wieder eingesetzt; als er aber darauf staatsrechtswidrig die Belagerung der Festung Adalia am Mittelmeere unternommen, habe er, von einer Kanonenkugel zerschmettert, das Leben verloren. — In der Geschichte Karamaniens ist hier wieder eine Lücke zu beklagen, die sich aus dem blos secundären Interesse der türkischen Historiographen an dem Ergehen der Herrschaft erklärt. Sultan Mohammed I. fand für den Rest seiner Regierung keine Veranlassung, den kleinen Nachbarstaat zu beunruhigen, von welchem vielleicht damals aus irgendeinem Grunde der alte Anspruch auf Hamid nicht geltend gemacht wurde. Auf Mohammed folgte im Jahre 1421 sein Sohn Murâd II., welchen seine Kriege mit Südslawen, Ungarn, Albanesen und Walachen vorwiegend an Europa fesselten. So fehlen uns denn über die Wiederbesetzung des durch Mohammed-Beg's Tod erledigten Thrones die unmittelbaren Nachrichten, und erst aus dem Jahre 1430 ersehen wir, daß Ibrahim-Beg, Fürst von Karamanien, offenbar ein Sproß der alten Dynastie, über dessen Verwandtschaftsverhältniß zu seinem Vorfahren Mohammed-Beg wir aber im Unklaren bleiben, wiederum in Hamid eingerückt war. Murâd II. sandte Truppen gegen ihn und nöthigte ihn, nicht blos Verzicht zu leisten, sondern auch, um sein ferneres Wohlverhalten zu verbürgen, seinen Sohn Pîr-Ahmed an den Hof des Sultans als Geisel zu senden. Der Umstand, daß ein anderer karamanischer Prinz, Ishak-Beg, sich gleich darauf an den Hof des der Pforte feindlich gesinnten Schahs von Persien begab, ließ allerdings die Absichten Ibrahim-Beg's in zweifelhaftem Lichte erscheinen; jedoch wurde bis zu Murad's Tode 1451 der Friede nicht unterbrochen. Dann aber fiel Ibrahim-Beg, offenbar den Thronwechsel als eine günstige Gelegenheit betrachtend, wiederum in Hamid ein, das er eroberte, während von ihm ausgesandte Truppen sengend und brennend die Länder Menteschеh und Aidin durchzogen und sogar Kutahia belagerten. Murad's Nachfolger, der gewaltige Mohammed II., welcher damals die Eroberung Constantinopels plante, beschloß nunmehr, diese stete Beunruhigung gründlich zu beseitigen. Zu diesem Behufe ernannte er den Ishak-Pascha, einen bewährten Heerführer, zum Beglerbeg von Anatolien und ließ ihn, um sein Gebiet vor weiterem Unheil zu schützen, sofort wider Ibrahim-Beg vorgehen. Den Spuren jenes folgend, führte er dann selber einen genügenden Bruchtheil seiner rumeliotischen Armee über den Hellespont nach Karamanien, wohin sich Ibrahim-Beg schleunig zurückgezogen hatte. Widerstand war nicht möglich, und ohne allen Aufenthalt erreichte der Sultan Konia, welches bei dieser Gelegenheit ausdrücklich als die Hauptstadt von Karamanien bezeichnet wird. Dem um Gnade flehenden Fürsten wurde von da der Friede dictirt. Und wieder war die Behandlung, wie es scheint, auf Intercession der Ulema, eine glimpfliche; Ibrahim behielt als Vasall der Pforte sein Land; er sandte seine Tochter als Gemahlin des Sultans in das großherrliche Harem und verpflichtete sich, seinem Schwiegersohne hinfort Heeresfolge zu leisten. Ob diese letztere Bedingung zur Ausführung gekommen, ist wol nicht nachzuweisen; als aber im J. 1459 Kysyl Ahmed, ein Enkel des Isfendiâr-Beg von Kastamuni, vor dem Sultan nach Karamanien floh, verweigerte ihm Ibrahim die Aufnahme. Im Jahre 1464 starb Ibrahim und hinterließ die beiden bereits erwähnten Söhne, von denen der eine, Pîr Ahmed-Beg, am Hofe des Sultans, und der andere, Ishâk-Beg, in der Umgebung des Herrschers von Persien, Usûn Hassan (d. i. der lange Hassan, gewöhnlich arabisch H. et Tawîl [s. d.] genannt), lebte. Mohammed II. ernannte den Pîr Ahmed-Beg zum Nachfolger seines Vaters, und beauftragte die Sandschak-Begs von Cäsarea und Antiochien, ihn, den als türkischen Schützling im Lande übel angesehenen, in seine Würde einzuführen. Nun sandte aber auch Usûn Hassan den Ishâk-Beg mit Truppen, um seine Ansprüche auf den väterlichen Thron geltend zu machen. Es kam zur Schlacht, die Tataren Ishâk's wurden geschlagen, und er selber floh zu seinem Beschützer, an dessen Hofe er starb. Pîr Ahmed-Beg seinerseits genoß seine Würde nicht lange. Der mächtigen

gelang es Pir Ahmed; unter seinen Unterthanen nachgebend, empörte sich er sich gegen seinen Herrn und Wohlthäter, welcher nunmehr dem ungetreuen Vasallen nur die Wahl zu machen befahl. In diesem Gebiete erschien einer der Heerführer des Sultans, Mehemed-Pascha, mit einem Heere in Karamanien, eroberte Konia und Larandа (Karaman) und nahm das ganze Land für den Sultan in Besitz. Eine Anzahl Angehöriger des Fürstenhauses wurde nach Constantinopel, nunmehr der Reichshauptstadt, gesandt und dort hingerichtet; dem Pir Ahmed-Beg selber gelang es zu entkommen. Ein anderer Sprößling des Hauses, Turgud Oghlu, welchem der Pascha, dem türkischen Brauche gemäß, um die friedliche Annahme der Pfortenherrschaft bei der Bevölkerung zu erleichtern, als großherrlichem Beamten die Statthalterwürde übertragen wollte, entsagte auch dieser Gnade, die ihn zwischen dem Sultan und zwischen seinen eingebildeten und hochfahrenden Landsleuten in die schwierigste Lage gebracht haben würde, durch die Flucht, sodaß der Pascha, um die Herrschaft zu befestigen, zu zahlreichen Verbannungen vornehmer Karamanier schreiten mußte. Mahmud's Nachfolger, Mehemed-Pascha, ging noch rücksichtsloser vor, indem er sogar einen Nachkommen des als Heiligen verehrten theosophischen Dichters Dschelâl-eddin Rumi von Konia verbannte, worüber in den Ulemakreisen des gesammten türkischen Reichs große Aufregung entstand. Pir Ahmed-Beg hatte sich, um Beistand flehend, an den Hof von Aserbeidschân zu Usûn Hassan begeben, demselben, der vordem seinem Bruder wider ihn Hülfe gewährt hatte; er fand dort wol freundliche Aufnahme, aber seine Sache war hoffnungslos. Sultan Mohammed nämlich, seit dem Falle Constantinopels auch zur See mächtig, ließ das Taurusgebirge, welches bis dahin eine Verbindung der Karamanier mit den Reichsfeinden ermöglicht hatte, auch auf der südlichen und südöstlichen Seite angreifen. Im J. 1470 fiel das feste Alaja dem Ahmed Gedik-Pascha in die Hände, und im folgenden Jahre erstürmte derselbe Heerführer Selefkeh (Seleukia), woselbst ein Sohn Ishâk-Beg's als der letzte unabhängige Karamanier herrschte. Derselbe wurde hingerichtet und sein Fleisch den Hunden zu fressen gegeben. Endlich entschloß sich Usûn Hassan die Sache Pir Ahmed's aufzunehmen; er rückte von Tabris durch Armenien nach dem östlichen Kleinasien vor und schlug bei Siwas ein türkisches Heer. Als aber der Sultan Mohammed sich selber an die Spitze seiner Truppen stellte, erlitt er auf dem Terdschana-Felde in Ostkleinasien eine furchtbare Niederlage und starb bald darauf in Tabris, woselbst auch Pir Ahmed-Beg in Vergessenheit seine Tage beschloß.

Von den Städten Karamaniens sind zwei zu erwähnen, Konia und das auf der Stelle der alten gleichnamigen Stadt gelegene Láranda, welches letztere als zeitweilige Residenz des Hauses Karaman-Oghlu auch Karaman genannt worden ist, officiell aber noch immer den alten Namen führt. Diese Stadt liegt in einer mit Getreide wohl angebauten, fruchtbaren Gegend und soll gegen 3000 Häuser zählen, welche, da sie meistens mit Garten umgeben sind, dem Orte eine unverhältnißmäßig große Ausdehnung geben. Einige Moscheen in zierlichem karamanischem Baustil und ein viereckiges mit Thürmen flankirtes Castell erinnern an die kurze Glanzzeit der karamanischen Autonomie. Die Bevölkerung ist vorwiegend mohammedanisch; von Andersgläubigen gibt es nur Armenier in Larandа, welche daselbst eine kleine Gemeinde bilden und eine ansehnliche Kirche besitzen. Nennenswerthe Reste des Alterthums sind nicht vorhanden.

Von Konia, dem alten Iconium, wird in einem besonderen Artikel (Konia) gehandelt, auf welchen wir hier verweisen. (*G. Rosen.*)

KARAMSIN (Nikolaj Michajlowitsch), der berühmte russische Historiker, wurde am 1. (13.) Dec. 1766 im damaligen Gouvernement Simbirsk geboren. Sein Geschlecht stammt von einem tatarischen Adeligen, Kara-Murza (Murza bedeutet Adeliger), der noch zu den Zeiten der moskauischen Zaren das Christenthum angenommen hatte und in russische Dienste getreten war. Karamsin's Vater, der ebenfalls im Militär gedient hatte, war Gutsbesitzer von mäßigem Vermögen; die Mutter war früh gestorben und der Vater vermählte sich in zweiter Ehe mit der Tante J. J. Dmitrijew's (des bekannten Schriftstellers), mit dem Karamsin später eng befreundet war. Seine Kindheit verbrachte Karamsin auf dem Gute; er lernte früh lesen und seine Lieblingslektüre waren Romane, die seine Phantasie anregten und großen Einfluß auf die Entwickelung seiner Anlage zur Sentimentalität hatten. In seinen Werken finden sich verschiedene Reminiscenzen aus dieser Periode seines Lebens (besonders im „Ritter unserer Zeit"). Seinen ersten Unterricht erhielt er in einer Pension in Simbirsk, wurde aber, wie es scheint, mit dem vierzehnten Jahre nach Moskau gebracht, wo er zu einem damals bekannten deutschen Professor, Schaden, in Pension kam. Unter dessen Leitung machte er sich mit den europäischen Literaturen vertraut, hörte einige Vorlesungen an der moskauer Universität und beschloß zur Vollendung seiner Bildung die Universität Leipzig zu besuchen. Allein 1783 fuhr er nach Petersburg und trat in den Militärdienst, in den er nach damaliger Gewohnheit schon seit der Kindheit eingeschrieben war. Dort traf er zum ersten mal mit Dmitrijew zusammen und betrat zuerst die literarische Laufbahn mit der Uebersetzung einer Geßner'schen Idylle (1783). Im Militärdienst blieb Karamsin nicht lange, sondern nahm, als er 1783 oder Anfang 1784 die Nachricht vom Tode seines Vaters erhielt, seinen Abschied als Lieutenant und ging wieder nach Simbirsk. Hier führte er ein nur dem Vergnügen gewidmetes Leben, wurde aber Ende 1784 von J. P. Turgenew*) überredet, nach Moskau zu gehen und von diesem

*) Es war dies der Vater des Nikolaj Iwanowitsch Turgenew, des Staatsmannes aus der Zeit Alexander's I., der nach 1825 emigrirte und der Verfasser des bekannten Buches „La Russie et les Russes", 3 Bände (Paris 1847) ist.

in den maurerisch-mystischen Cirkel Nowikow's eingeführt. In diesem Kreise verlebte Karamsin vier Jahre und hatte darin intime Freunde, wie den begabten, früh verstorbenen A. A. Petrow, A. M. Kutusow (gestorben 1789 in Berlin, wo er der Vertreter der moskauer Freimaurer bei den berliner „Rosenkreuzern" war); diese Zeit hatte auch großen Einfluß auf seine intellectuelle und sittliche Entwickelung. In der Thätigkeit Nowikow's liefen zwei Richtungen nebeneinander: mystische Philosophie, die sich mit den tiefsten Problemen über Gottheit, Natur, Mensch abgab, die sie freilich äußerst einseitig löste, und die Bemühung um Verbreitung literarischer Bildung überhaupt durch Herausgabe von Bildungsschriften und Uebersetzungen, durch Anregung junger Kräfte, durch Journale und Ausbreitung des Buchhandels. Die träumerische Sentimentalität Karamsin's fand hier reichliche Nahrung, doch blieb er anscheinend der eigentlichen Mystik fern. Seine Wißbegierde wurde durch eine Masse literarischen Materials befriedigt; in diesem Kreise, dem unter andern auch der bekannte deutsche Dichter der „Sturm- und Drangzeit", Lenz, angehörte, der auch in Moskau starb, lernte Karamsin Shakespeare und Lessing kennen, obwol er selbst der pseudo-classischen Schule angehörte. Aus seiner literarischen Thätigkeit fällt in diese Jahre: „Dětskoe čtenie", von Nowikow in den Mosk. Vědomosti herausgegeben; ferner Uebersetzungen: des Haller'schen Gedichtes „Vom Ursprung des Uebels" (1786), des „Julius Cäsar" von Shakespeare (1787; nach einer französischen Uebertragung), der „Emilia Galotti".

Im J. 1789 reiste Karamsin ins Ausland, wo er anderthalb Jahre verweilte: „der Wunsch, die Natur in ihrer großartigen Mannichfaltigkeit zu betrachten, jene großen Männer zu sehen, deren Schöpfungen auf meine Empfindungen so stark eingewirkt hatten, wurde zu einer wahren Leidenschaft". Die „Briefe eines russischen Reisenden", die er bald nach seiner Rückkehr herausgab, waren ein bemerkenswerthes Ereigniß in der russischen Literatur; sie sind auffallend durch die ausgebreitete Belesenheit und die außerordentliche Wißbegier des noch jungen Verfassers und zugleich ein Zeugniß von seiner hohen Verehrung der westeuropäischen Bildung, deren Ideen ihn hinrissen. Er besuchte Kant, Herder, Wieland, Lavater, Bonnet u. a., führte Gespräche mit ihnen (die in dem Buche wiedergegeben sind), legte ihnen Fragen vor über die Gegenstände, welche damals die Geister beschäftigten und auch ihn selbst erfüllten. In der russischen Literatur waren die „Briefe" das erste Buch der Art, welches die Leser persönlich mit den Vertretern der europäischen Aufklärung bekannt machte und hohe Achtung vor derselben einflößte. Die ganze Darstellung freilich ist zu sehr von idyllischer Sentimentalität durchdrungen. In Frankreich sah er die Anfänge der Revolution und verurtheilte sie als eine gewaltsame Erschütterung, die dem Fortschritt der Gesellschaft immer ungünstig sei; sie missiel ihm auch deswegen, weil sie die glänzenden Salonmanieren der früheren Periode zerstörte. Jedenfalls aber kam Karamsin mit noch verstärkter Achtung vor der europäischen Bildung zurück, deren Principien er auch in der russischen Literatur vertreten wollte. In der ersten Zeit war er diesen Ideen mit besonderer Begeisterung ergeben. Sogleich nach seiner Rückkehr unternahm er die Herausgabe eines Journals (Moskovskij Věstnik, 1791—92); darin erschienen die „Briefe", die berühmte Erzählung „Bědnaja Liza" (die arme Lisa), Gedichte, Uebersetzungen aus westeuropäischen Schriftstellern. Die „Bědnaja Liza", die Geschichte eines Bauermädchens, das einen adeligen Herrn liebt, von ihm betrogen wird und sich selbst das Leben nimmt, war ein reiner Ausfluß der sentimentalen Richtung, die damals in der europäischen Literatur namentlich durch Richardson, Sterne und Rousseau verbreitet war. In der russischen Literatur war sie schon durch Uebersetzungen und originale Versuche vertreten, Karamsin wandte sie auf einen russischen Stoff an, legte in die Erzählung die ihm eigene Empfindsamkeit und das Werk hatte einen unerhörten Erfolg. Aber die Zeiten wurden ungünstig; Katharina II., erschreckt durch die Ereignisse der Französischen Revolution, verhehlte ihre reactionäre Stimmung nicht. Schon vorher war die Deportation Radischtschew's erfolgt, jetzt begann die Verfolgung des moskauer Maurerthums, vor allen Nowikow's, der an Geist und Charakter der Hauptführer dieses Kreises war, und der Schatten dieser Misgunst fiel auch auf Karamsin. Er ließ sein Journal eingehen, gab in den nächsten Jahren einige Almanache heraus und schwieg endlich ganz. Die Regierung des Kaisers Paul hielt die Gesellschaft in einem Schreckenszustande, welcher der Thätigkeit „des Geistes und Herzens" wenig günstig war. Einige sind der Meinung, daß diese Reactionszeit, die von seiner Rückkehr aus dem Auslande an volle zehn Jahre währte, schwer auf Karamsin's Stimmung gedrückt, seine frühere Begeisterung für die Ideen des Fortschritts geschwächt und den Grund gelegt habe zu jenen oft zu stark conservativen Tendenzen, die er später zeigte. Das ist möglich, allein man wird zugeben müssen, daß die Keime dazu vorhanden waren in seinem früheren empfindsamen Optimismus und in der zu Platonischen Art seiner Träume von menschlicher Freiheit und Glückseligkeit.

Die Thronbesteigung Alexander's I. belebte die ganze russische Gesellschaft wie die Befreiung von einem drückenden Alp; die Literatur entwickelte eine außerordentliche Lebhaftigkeit. Schon im nächsten Jahre unternahm Karamsin die Herausgabe eines neuen Journals (Věstnik Evropy 1802—1803). Der literarische Charakter war derselbe wie früher, aber das Programm war erweitert durch Hinzunahme des politischen Elements. Karamsin gab interessant geschriebene Mittheilungen über innere und äußere Politik, sprach über sociale Fragen aus dem russischen Leben, flocht historische Abhandlungen hinein. Hier erschien auch die historische Erzählung „Marfa Posadnica", die ebenfalls außerordentlichen Erfolg hatte als erster Versuch ihrer Art, obwol (oder vielleicht weil) die Geschichte hier eine sentimental-melodramatische Färbung trug. Aber Karamsin zog sich bald von der Journalistik zurück. Die neue Zeit hatte die Aussicht auf eine neue Vorwärtsbewegung gebracht, aber offenbar hatte unter den Leiden der Vergangenheit auch Karam-

sin's Interesse an dem Allgemeinen und seine Energie gelitten, das Leben hatte seine abkühlende und abschwächende Erfahrung gebracht. Er wandte sich von der neuen Bewegung ab zur Vergangenheit, zur Geschichte. Von da an beginnt eine neue Periode seiner Wirksamkeit, die in den Augen der Zeitgenossen wie der Nachwelt seine frühere literarische Bedeutung in den Hintergrund drängte durch den neuen Ruhm des ersten russischen Nationalhistorikers.

Karamsin hatte sich schon früher der Geschichte zugewandt und einige seiner Arbeiten zeigten ein bemerkenswerthes Talent zu geschichtlicher Darstellung. 1803 wurde er zum Historiographen ernannt und bekam Zugang zu den Staatsarchiven und Bibliotheken; und nun vergrub er sich sein Leben lang in einheimische und fremde Chroniken, Urkunden und Geschichtswerke. Nur einmal riß er sich von dieser Arbeit los, indem er 1811 die „Zapiska o drevnej i novoj Rossii" (Memoire über Alt- und Neurußland) publicirte, eine Schrift, die durch die Reformpläne Alexander's (deren Vollstrecker Speranskij war) hervorgerufen wurde. Karamsin, der einst so viel geträumt hatte von Freiheit und Glück der Völker, der für Rußland die Befreiung der Bauern, eine weitgehende Aufklärung, vernünftige Verwaltung gewünscht hatte, der sich noch jetzt für einen „Republikaner" hielt, zeigte sich als scharfer Gegner von Veränderungen, deren Ziel die Verbesserung einiger Mängel des russischen Lebens war, solcher Mängel, die auch dem im Wege standen, was Karamsin noch jetzt als für das russische Volk wünschenswerth ansah. Mit einem Worte, der Charakter der „Zapiska" war rein conservativ. In seiner Kritik der Reformpläne lag auch eine gewisse Wahrheit, allein die schwache und abstoßende Seite der „Zapiska" bestand darin, daß er an Stelle des Verworfenen denselben alten Despotismus und Stillstand empfahl, der das Elend des russischen Lebens bildete.

Im J. 1816 waren acht Bände der „Geschichte des russischen Reiches" fertig, und Karamsin, der bisher in Moskau gelebt hatte, siedelte des Druckes und der Fortsetzung seines Werkes wegen erst auf einige Zeit, dann definitiv nach Petersburg über. Der Kaiser Alexander, der Karamsin 1811 kennen gelernt hatte und durch die „Zapiska" unangenehm berührt war, hörte jetzt mit Vergnügen der Vorlesung der ersten Theile der Geschichte zu und bewies dem Historiographen fortan das größte Wohlwollen. Das Erscheinen der ersten acht Theile der „Geschichte" war ein nie dagewesenes Ereigniß in der russischen Literatur; die Auflage von 3000 war in einem Monat vergriffen; Leute, die kaum eine Ahnung von der Existenz einer russischen Literatur gehabt hatten, warfen sich auf die Lektüre des Werkes; der Erfolg war vollständig. Karamsin gab selbst noch drei weitere Bände heraus und hatte noch einen (den 12.) fast fertig, den nach seinem Tode Bludow herausgab. Auch Kaiser Nikolaus zeigte dem Verfasser außerordentliche Theilnahme und verlieh nach dessen am 22. Mai 1826 erfolgtem Tode seiner Familie eine Dotation von 50,000 Rubel.

Die Bedeutung Karamsin's für die russische Literatur ist in verschiedenen Beziehungen sehr groß. Mit seinem Namen ist die große Wendung in der Entwickelung der russischen Literatursprache verbunden, die Wendung von der schwerfälligen früheren Büchersprache mit ihrer Vermischung des aus alter Zeit ererbten Kirchenslawischen zu einer leichteren, der gesprochenen Rede sich nähernden Form. Karamsin befreite die Schriftsprache von veralteten Wendungen und gab ihr, wenn auch nicht Puschkin'sche Vollendung, doch eine gewisse Glatte, Weichheit und eine — freilich nicht selten zu sentimental-süßliche — Schönheit. Diese Reform zog ihm Angriffe der Anhänger des „alten Stils", namentlich ihres Führers, des Admirals Schischkow, zu, allein diese Angriffe waren erfolglos und Karamsin's Sprache gewann festen Boden in der Literatur und herrscht zum Theil (in officiellen Schriftstücken) noch heute. Vieles in Karamsin's Stil war nach fremden Mustern gebildet, in seinen ersten Werken finden sich geradezu Gallicismen; später eröffneten ihm seine historischen Forschungen eine neue Quelle für die Vervollkommnung der Sprache in den Schriftdenkmälern der alten Zeiten, in den Urkunden und Chroniken, und die Sprache der „Geschichte" entwickelte sich in dieser Richtung zu größerer Eigenthümlichkeit und Kraft; es kommt freilich vor, daß die herrschende sentimentale Manier schlecht zu der energischen Einfalt des Alterthums stimmt.

Wir sprachen oben von seiner Thätigkeit als Journalist. Dieser Zweig der Literatur war in Rußland lange vor ihm begonnen, allein erst von seinen Journalen an beginnt die gegenwärtige russische Journalistik mit dem ihr eigenthümlichen Charakter populär-encyklopädischer Lektüre, die nicht selten die einzige geistige Nahrung ihrer Leser bildet. Karamsin gab dem Journal Leben und Mannichfaltigkeit, zog das gesellschaftliche Element und die politischen Interessen hinein.

Nach seinen literarischen Ideen, nach seiner Weltanschauung war Karamsin ein Kind des ausgehenden 18. Jahrh., ein Schüler Rousseau's und Barthélemy's, der deutschen „Aufklärer", der englischen Freidenker und Philanthropen und zum Theil der freimaurerischen Mystiker. Seine Weltanschauung war ein freiheitlicher Humanismus. Er war zum Theil bewegt von den Ideen der Französischen Revolution, obwol er ihre Anwendung scheute, und hielt sich für einen „Republikaner". Leute, die Anlage zur Demagogenriecherei hatten, verklagten ihn schon 1790 und noch 1816 als Revolutionär — aber in der That hatte er sich schon früh eines großen Theils der früheren Freiheitsbegeisterung entäußert unter dem Druck des russischen Lebens, der auf den zu weichen Boden seiner Sentimentalität fiel, und in der „Zapiska" von 1811 zeigt er sich, wie oben bemerkt, als Conservativer.

Die vornehmste und einflußreichste Arbeit Karamsin's war seine „Geschichte"; sie hatte eine weitgehende Bedeutung sowol in rein wissenschaftlicher wie in literarischer Beziehung. In der russischen Historiographie war dies das erste Werk, welches in großem Maßstabe die Forderungen der Wissenschaft in Betracht zog. Vor Ka-

ramsin hatte keiner der russischen oder deutschen Geschichtschreiber, welche sich mit der alten Geschichte Rußlands beschäftigt hatten, eine so umfassende Quellenforschung angestellt. Viele Quellen wurden zuerst von Karamsin nachgewiesen und bestimmt; kein russischer Schriftsteller hatte sich bisher so die historische Kritik zu eigen gemacht, und Karamsin war der erste würdige Nachfolger Schlözer's, verband aber mit der Kritik ein unvergleichlich größeres historisches Material. Nachdem er alles gesammelt hatte, stellte er eine Menge neuer Untersuchungen an und verbreitete sie in der Form einer leichten schönen Sprache, sodaß die „Geschichte" zu gleicher Zeit eine bedeutende That in der russischen Wissenschaft wie in der Literatur war. Karamsin wurde mit einem male und blieb lange die höchste Autorität in den Fragen russischer Geschichte, an ihn schloß sich und von ihm ging aus die weitere Bearbeitung des Gegenstandes bis zu der Zeit, wo von Ende der dreißiger Jahre an der wissenschaftlichen Forschung ein neues gewaltiges Material zufloß durch die Ausgaben der „Archäographischen Commission", und diese selbst sich vertiefte durch neue Momente der historischen Kritik; damit trat eine neue Reihe gelehrter Historiker auf, an deren Spitze Solowjew. Aber einzelne Ansichten Karamsin's haben noch jetzt ihren Werth.

Für die russische Gesellschaft und die Erweckung ihres Selbstbewußtseins hatte Karamsin's „Geschichte" nicht geringere Bedeutung. Nach Puschkin's Ausdruck wurde Altrußland von Karamsin entdeckt wie Amerika von Columbus. Und in der That bestand vor Karamsin die russische historische Literatur in trockenen archäologischen Untersuchungen oder in schwerfälligen Compilationen in der Art Tatischtschew's oder des ungeheuern Werkes vom Fürsten Schtscherbatow. Karamsin's Werk war das erste, das lesbar war und wirklich vom großen Publikum gelesen wurde; abgesehen von seinen äußeren Vorzügen fesselte es durch seine nationale Gesinnung und seine patriotische Wärme. Karamsin's „Geschichte" wurde sofort die officielle Auffassung der russischen Vergangenheit. Diesen Sinn hatte auch die außerordentliche Liebenswürdigkeit des Kaisers Nikolaus gegen Karamsin.

Aus der „Zapiska" von 1811 kann man schließen, in welchem Geiste die „Geschichte" geschrieben ist. Wie in seiner ersten Periode die Weltanschauung Karamsin's einen sentimental-liberalen Charakter trug, so jetzt einen sentimental-conservativen. Dieser letztere zeigte sich nicht nur in den Beurtheilungen von Personen und Ereignissen aus dem erklügelten Gesichtspunkte der „Empfindsamkeit" und „Tugend", sondern auch in der Stellung der historischen Frage überhaupt, die schon damals gewichtige Einwendungen freier denkender Kreise hervorrief. Die „Geschichte" Karamsin's war eine Geschichte des „Reiches" (gosudarstvo), eine Geschichte der Herrschenden aus dem Gesichtspunkte von deren Interessen. Man warf ihm vor, er habe das Volk und dessen Interessen außer Acht gelassen. In zeitgenössischen Fragen (s. die „Zapiska" von 1811) stand Karamsin gegen (liberale) Neuerungen auf, dabei berief er sich auf die „durch Alterthum geheiligte" Ueberlieferung, die feststehende Gewohnheit, die er als ein Resultat der Entscheidung und Uebereinstimmung des Volkes auffaßte. Er vergaß nur dabei, daß die Geschichte auch von vielen veralteten Ueberlieferungen und Gewohnheiten redet, daß die lange eingewurzelten Formen des Staatslebens noch keiner Entscheidung und Abstimmung durch das Volk unterworfen waren, und daß man sich auf eine solche gerechte Weise nur dann berufen dürfe, wenn diese Probe erst angestellt wäre. Die Conservativen fahren bis auf den heutigen Tag fort jurare in verba Karamsini. Das zeigte sich besonders bei dessen Jubiläum 1866, das eine ganze Literatur conservativer panegyrischer Schriften hervorrief.

Die Literatur über Karamsin ist sehr umfangreich, wir merken daraus an: die Biographie im „Slovar dostopamjatnych ljudej" von Bantysch-Kamenskij; Pogodin's „Istoričeskoe pochvalnoe slovo Karamzinu" 1846; die Uebersicht seiner historischen Leistungen von Solowjew in sechs Aufsätzen der „Otečestvennye Zapiski" 1853—1856. Die literarische Thätigkeit Karamsin's im allgemeinen ist von conservativem Standpunkte dargestellt von Galachow in der „Istorija russkoj slovesnosti, 2. Ausg. 1881, Bd. 2. Von den Jubiläumsschriften nennen wir die ausführliche Biographie von Pogodin: I. M. Karamzin po ego sočinenijach i otzyvam sovremennikov. Moskau 1866. — Ausgaben der Werke: „Sočinenija Karamzina", 8 Bde., Moskau 1803—1804; 2. Ausg. in 9 Bdn. 1814; 3. Ausg. 1820; 4. Ausg. St.-Petersburg 1834—35; 5. Ausg. in 3 Bdn. St.-Petersburg 1848. — „Neizdannyja sočinenija i perepiska", St.-Petersburg 1862. — „Pisma Karamzina k I. I. Dmitrievu", St.-Petersburg 1866. — „Pisma Karamzina k Malinovskomy", Moskau 1860. — „Istorija gosudarstva rossijskago", 8 Bde., St.-Petersburg 1816; 2. Ausg., 11 Theile, 1818—1824; 3. Ausg., 12 Theile, 1830—31; 4. Ausg. 1833; 5. Ausg., in 3 Theilen, 1842—44; als die besten gelten die zweite und fünfte Ausgabe. — Die „Zapiska" von 1811, die nur handschriftlich verbreitet war, durfte erst in den letzten Jahren in Rußland gedruckt werden. — Die Uebersetzungen Karamsin'scher Werke in andere Sprachen finden sich verzeichnet bei Meshow „Sistematičeskij katalog russkim knigam", St.-Petersburg 1869, S. 712—713; bei demselben die Jubiläumsliteratur in „Vtoroe pribavlenie" 1871, P. VII—XV, Nr. 1—173.

(*A. Pypin.*)

KARANSĒBES, ein meistens von Walachen bewohnter Marktflecken, Hauptort des jetzt mit dem krassóer vereinigten ungarischen Comitats Szörény, liegt im obern Temesthale, welches östlich und westlich von hohen Bergen eingeschlossen ist und südlich bei Szlatina und Teregova sich zu schmalen Engpässen verengt, in welchen die nördlich fließende Temes sich einen Weg gebahnt hat. Früher war Karansēbes Stabsort der banater Militärgrenze, welche im J. 1873 aufgehoben und Ungarn einverleibt wurde. Korabinßky sagt in seinem geographisch-historischen Producten-Lexikon von Ungarn: „Es ist dieser Ort schon vor Zeiten als eine große und volkreiche Stadt gehalten worden, welche viel Razen (Serben)

und Griechen bewohnten, und ihre Niederlagen von türkischen Waaren allhier hatten." Gegenwärtig ist der Handel des Orts ziemlich unbedeutend, die neue Eisenbahn nach Orsova an der Donau wird den Verkehr mit Rumänien jedenfalls steigern. Karansebes ist Sitz eines griechisch-orientalischen, d. h. nichtunirten Bischofs, der Suffragan des in Siebenbürgen in Hermannstadt residirenden Erzbischofs Metropolitan ist; ferner befindet sich daselbst ein Gerichtshof, ein Bezirksgericht und ein Steueramt. Im J. 1880 zählte man daselbst 4764 Einwohner, darunter 302 Ungarn, 1552 Deutsche, 2538 Walachen; 1772 römische Katholiken, 2611 orientalische Griechen, 202 Israeliten. (*J. Hunfalvy.*)

Karantaner, s. Kärnten.

KARASCH (ung. Karas oder Krasso), Nebenfluß der Donau im südlichen Ungarn; er entspringt östlich von Steierdorf am Berge Munyval aus dem sogenannten Adlersee zwischen den beiden Gipfeln des Szemenik; bis Jabalutcha fließt er nordlich, dann wendet er sich westlich und durchbricht das Gebirge in einem gewundenen engen Thale, er berührt die Orte Krassó, Nagy-Tikvan, Nagy-Kakova u. s. w. im krassóer Comitat, bildet dann die Grenze zwischen diesem und dem temeser Comitat und mündet unweit von Palánka in die Donau nach einem Laufe von etwa 15 Meilen. Es vereinigen sich mit demselben viele kleine Bäche, er ist aber für den Verkehr ganz ohne Bedeutung.

(*J. Hunfalvy.*)

KARASU (Schwarzwasser), in den türkischen Ländern diesseit und jenseit der beiden Meerengen ein sehr häufiger Flußname, ist eigentlich ein Appellativbegriff und bedeutet ein über moorigen oder doch dunkelerdigen Untergrund hinfließendes, nicht ohne Gefahr zu durchfurtendes Gewässer im Gegensatze zu dem seltener vorkommenden Akšu, Weißwasser, dem in steinigem und folglich festem Bette gehenden Flusse. Derselbe Gegensatz findet sich bei andern unter den gleichen geographischen Verhältnissen lebenden Nationen, wie die Südslawen ihre zrna und bjela Rjeka, die Neugriechen ihre Mawropotamo und Aspropotamo besitzen; offenbar ist aber sein Ursprung weit alter als die türkische Einwanderung, wie die antiken Flußnamen Melas und Leukasía bezeugen. In Anatolien findet sich der Name Karasu wiederholt bei Flüssen, welche die alte Geographie uns als Melas*) kennen gelehrt hat, und dürfte in solchen Fällen ein älterer analoger einheimischer Name anzunehmen sein, wie denn auch in der armenischen Sprache der Ausdruck Sewtschur (Schwarzwasser) gebräuchlich ist. — Von den verschiedenen Karasu der europäischen Türkei sind die bekanntesten die beiden Ströme der ostmakedonischen Tiefebene, welche neben diesem allgemeinen noch ihre alten Specialnamen Strúma, d. i. Strymon, und Mesta, d. i. Nestus, führen. Ersterer kommt von dem Zwischengebirge herab, welches die Vorhöhen des 2750 Meter hohen Rilogebirges mit dem Dospat-Dagh, der Rhodope des Alterthums, verbindet, und nimmt in seinem Laufe die sämmtlichen von der Südwest-Abdachung der Rhodopekette herabkommenden Gewässer auf, um sich nahe der Stelle, wo vordem die alte Stadt Abdera gelegen war, in das Aegäische Meer zu ergießen. Ungleich bedeutender ist die westlicher fließende Struma. Dieselbe entspringt an dem durch das obere Jeler-Thal von dem Balkan getrennten, nichtsdestoweniger aber als Fortsetzung dieses zu betrachtenden Witoscha-Berge; wenn also die Alten die Quellen des Strymon in den Hämus verlegen, so ist dies nicht ohne Berechtigung. Bei dem Dorfe Boboschewo durchbricht der Fluß die an die Duwanitza-Planina sich anlehnenden Vorhöhen des Rilo-Gebirges und tritt dann, durch reiche Thäler fließend, in die makedonische Tiefebene, weit und breit die Gewässer der Perin-Kette (des Orbelus), der Maleschka-, Plaskawitza- und Beleschka-Planina an sich ziehend. Der bedeutendste seiner westlichen, d. i. rechtsseitigen Zuflüsse ist die Strumitza, gleichsam die Kleine Struma. Im Süden vertieft die Niederung sich allmählich in einen umfangreichen See, den Karkinitis der Alten, jetzt Tachino, welcher, außer von der Struma, an seiner Ostseite von der wasserreichen Angista, bei den Alten Angistes, gespeist wird. Die überflüssigen Gewässer des Sees ergießen sich, den Namen des Hauptflusses beibehaltend, durch ein kurzes enges Thal, sich zwischen dem Beschik-Dagh und dem Bunar-Dagh, dem alten Pangäum, hindurchdrängend, in den gleichfalls nach dem Strymon benannten Strymonischen Golf der Stelle nahe, wo die Athenienser, eine von Natur feste Position an der Mündung des Stromes benutzend, im J. 436 v. Chr. ihre berühmte Colonie Amphipolis angelegt hatten. Ursprünglich bezeichnete der Strymon die Grenze zwischen Makedonien und Thrakien, das später von den makedonischen Königen gewonnene Land bis zum Nestus wurde Macedonia adjecta genannt; durch die von ihm erbaute und benannte Stadt Philippi schützte König Philippus II. dasselbe gegen die Angriffe der Thraker des Rhodope-Gebirges. Das gesammte Strymongebiet folgte den Schicksalen der makedonischen Monarchie. Die genaue Zeit, wann die noch unter der römischen Herrschaft im Strymonthal erwähnten Völkerschaften thrakischen Stammes, die Edonier, die Odomanten, die Mäder und die Dentheleten, in dem allgemeinen Griechenthum aufgegangen, läßt sich nicht bestimmen. Die unglücklichen Zustände der späteren Kaiserzeit dürften das Land entvölkert haben, denn von dem 6. oder Anfang des 7. Jahrhunderts ab fand eine massenhafte Einwanderung von Slawen statt, welche seitdem das vorwiegende Element der Einwohnerschaft des Strymonthales gebildet haben. Unter diesen Slawen, welche als eine dialektisch gesonderte Gruppe der bulgarischen Familie anzusehen sind, leben als Repräsentanten der früheren Landesbewohner Zinzaren, Griechen und Albanesen, wozu noch Türken kommen, im Lande Koinari, Iconier, genannt und als

*) Als Beispiel diene der unterhalb von Cäsarea in Kappadokien dem Halys zuströmende „Melas", welchen Strabo irrthümlich sich in den Euphrat ergießen läßt, und der oberhalb Antiochiens von der rechten Seite in den Orontes mündende Fluß, welcher den Landsee Akdenis durchströmt.

Nachkommen seldschukischer Siedler betrachtet, welche schon vor der osmanischen Eroberung der Balkan-Halbinsel, von Kleinasien kommend, sich in den damals verödeten Niederungen Thessaliens und Makedoniens eine neue Heimat gesucht hatten. Die Griechen sind wenig zahlreich und leben fast ausschließlich in den Gegenden, wo im Alterthum die Colonien blühten. Bedeutende Städte der Neuzeit sind Seres, oberhalb des Sees Tachino gelegen, Petritsch an der Mündung der Strumitza in die Struma, Melenik am Fuße des Perin-Daghy und Drama im Becken der Anghista. — Durch die Bestimmung des zu San-Stefano am 3. März 1878 abgeschlossenen russisch-türkischen Friedensvertrags, wonach die Grenze des neu zu gründenden bulgarischen Staats vom Beschiksee oberhalb der Chalkidike zur Mündung des Karasu, d. i. des Strymon, laufen sollte, würde das gesammte Strumagebiet ein slawisches Land geworden sein. Auf dem Berliner Congreß wurde dies nicht genehmigt; die makedonischen Bulgaren erlangten nicht einmal die Gleichstellung mit ihren in Ostrumelien zur Autonomie berufenen thrakischen Stammgenossen, sondern hatten unter die Immediatherrschaft der Pforte zurückzukehren.

(*G. Rosen.*)

KARASU, d. h. auf Tatarisch „Schwarzes Wasser", Fluß in der Krim, der nach seiner Vereinigung mit dem Salgir in den Siwasch fließt. Der Karasu entspringt auf dem südlichen Abhange des krimschen Hauptgebirges, 9 Kilometer südlich von der Stadt Karasu-Bazar zwischen Kalkfelsen. Zuerst wendet er sich nach Norden, sodann nach Nordost, vereint sich darauf mit dem Salgir und gibt dessen unterer Strömung seinen Namen. Vor seiner Mündung in den Siwasch wird der Karasu in den östlichen Arm abgelenkt, der im J. 1784 von einem Mursa (tatarischen Edelmann) auf künstliche Art hergestellt ist und die Hauptströmung des Flusses verändert, die durch eine baumlose Steppe führte. Die Länge des Karasu beträgt von seinem Ursprunge an bis zu seiner Vereinigung mit dem Salgir circa 72 Kilometer, bis zu seiner Mündung aber in den Siwasch, falls man die untere Strömung als eine Fortsetzung desselben Flusses betrachtet, 107 Kilometer. Der Hauptzufluß des Flusses ist der Kut-Schuk-Karasu, der von der Jaila herabströmt und bei dem Dorfe Urusniki sich in den Karasu ergießt.

(*A. v. Wald.*)

KARASU-BAZAR, bezirkslose Stadt im simferopolschen Kreise des taurischen Gouvernements an den Flüssen Tunas und Karasu, 46 Kilometer im Ostnordost von Simferopol, liegt in einer niedrigen von Bergen umschlossenen Ebene, von denen der eine „Ak-Kaja", d. h. weißer Felsen, gleich einer Mauer die Stadt vor den Nordwinden schützt und durch seine weiße Oberfläche die Sonnenstrahlen zurückwirft, sodaß die Temperatur der Stadt wärmer als die der Umgegend ist. Karasu-Bazar hat zwei griechisch-orthodoxe Kirchen, vier und zwanzig Moscheen mit Minareten, eine armenische und eine katholische Kirche, einige Synagogen, 325 Kaufläden, 7 Talglichtfabriken und Seifensiedereien, eine Talgschmelzerei mit einer Production von 47,000 Rubel und 14,020 Einwohner.

Karasu-Bazar ist dank seiner günstigen Lage an der Transitstraße von Simferopol nach Kertsch und Feodosia einer der wichtigsten Handelsorte der Krim und liegt in einer fruchtbaren, an Obst- und Weingärten reichen Gegend. Im J. 1871 belief sich der Handelsumsatz auf über 1 Million Rubel. Die Haupt-Exportartikel sind: Talg, Wolle, rohe Häute, Weintrauben, Wein, Nüsse, verschiedene Früchte, Taback, Saffianfabrikate verschiedener Art und Tuchburken (Röcke von grobem Tuche).

(*A. v. Wald.*)

KARASY, ein zu der General-Statthalterschaft (Vilajet) von Chodawendkjar in Kleinasien gehöriger Sandschak, welcher nördlich und westlich vom Marmora-Meere, der Dardanellenstraße und dem Aegäischen Meere bis an den Golf von Edremid begrenzt, im Süden von dem Sandschak Saruchan, Vilajet Aidin, d. i. Smyrna, im Osten aber von den Sandschaks Karahissar-Sahib und Brussa, beide zum Vilajet Chodawendkjar gehörig, eingeschlossen wird. Nach dem türkischen Staats-Kalender*) wird er von den folgenden Kasas und Nahien gebildet: Balikesr, Iwrendi, Balia, Farat und Schami mit Susyghyrlyk, Kiressûn, Erdek (d. i. die Halbinsel von Cyzicus), Kapy-Daghy, Pascha-Limâni, Mermere (d. i. die Insel Marmora), Emir Ali, Aidyndschyk, Bandyrma, Ginnân (gespr. Gjönen), Maniâs, Edremid, den Nomadenstämmen Dschini, Kyl-Donlu und Haramin, der Nahia von Jènè, Kemer-Edremid, Aiwalyk (Kydonia) mit der Insel Bûnîd, Sawma mit Telduchân, Bighaditsch, Sandyrgha, Balât und Kebsût. — Die Hauptstadt Balikesr, d. i. ngr. Paleo Kastro, Altenburg, weist mit ihrem Namen auf ein vortürkisches Castell hin, eine antike Ortslage ist jedoch daselbst nicht nachzuweisen. Sie ist der Sitz eines Mutessarrifs (Statthalters 2. Ranges), eines Medschlis (Regierungscollegiums) und eines erstinstanzlichen Gerichts mit Unterstaatsanwalt. Normal-Schulen finden sich sieben innerhalb des Sandschaks und zwar in Balikesr, in Edremid, in Kemer-Edremid, in Balat (Palation), in Sawma, in Kebsût und in Mihalitsch. Das Land ist von rauhen, waldreichen Gebirgen durchzogen, besitzt aber schöne fruchtbare Ebenen, in denen viel Getreide, auch für den Export, gewonnen wird. Die Gegend von Edremid und Kemer ist reich an herrlichen Olivenpflanzungen, und die Insel Marmora liefert einen vortrefflichen blau gestreiften weißen Marmor.

Der Sandschak von Karasy ist in seinen jetzigen Grenzen eine Schöpfung der osmanischen Sultane. Den seldschukischen Herrschern in Kleinasien war es nicht gelungen, die durch die See mit Constantinopel in Verbindung stehenden nördlichen und westlichen Theile des Landes dem griechischen Kaiserreiche zu entreißen, und standen dieselben zur Zeit des Sultans Orchan unter verschiedenen kleinen Dynasten, Tekfûrs, wie die türkischen

*) d. i. dem Sâlnâmé-i-Dewlet-i-Alijé-i-Osmanijè, Constantinopel 1297 d. Fl.

Geschichtschreiber ihn mit einem dem Armenischen entlehnten Titel benennen. Der südliche gebirgige Landestheil dagegen gehörte zu dem Gebiete des Adschlan Beg, eines vornehmen Seldschuken, welcher sich rühmte, mit den Sultanen von Iconium verwandt zu sein, und welcher beim Zerfallen des Reiches Rum bis über Pergama hinaus als unabhängiger Fürst anerkannt worden war. Adschlan-Beg war dem Orchan und schon vor ihm dem Osman ein treuer Bundesgenosse gewesen; nichtsdestoweniger suchte Orchan, nachdem er Brussa erobert und die griechischen „Tekfurs" von Ulubâd, Mihalitsch u. s. w. zur Tributzahlung verpflichtet, mit dem Sohne Adschlan's, der dem inzwischen verstorbenen Vater in der Regierung gefolgt war, im J. 1336 Streit und eroberte sein Land, welchem er die im Norden und Westen den Griechen abgewonnenen Districte beifügte, während er die südlichen Gebiete lostrennte, um sie mit dem Sandschak Saruchan zu vereinigen. (*G. Rosen.*)

KARAT (franz. karat, carat, engl. carat, ital. carato, span. und portug. quilate, zunächst aus dem arab. kirat, das wiederum aus dem griech. keration, Hülsenfrucht, Same des Johannisbrotes, stammt) hieß vor Einführung des metrischen decimalen Gewichtssystems in den bezüglichen Ländern und heißt im britischen Reiche und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch der 24. Theil der Mark Goldes, in den letztgenannten Ländern der 24. Theil des Troypfundes im sogenannten Probirgewicht (s. d.). Das Karat wurde in 12 Grän getheilt, als Unterabtheilung des Troypfunds aber zerfällt es in 4 Grän (grains) zu 4 Quarts (Viertel). Nächstdem bildet das Karät noch jetzt fast in allen Theilen der Welt die Einheit des Juwelengewichts, nach welchem Perlen, Diamanten und andere Edelsteine abgewogen und geschätzt werden. Man theilt das Karät in diesem Falle entweder in reinen Halbirungen bis auf $^1/_{64}$, oder auch in 4 Grän. Das Karät ist nicht überall ganz gleich schwer; am verbreitetsten sind das auch in den Niederlanden selbst bisher noch gebräuchliche holländische Juwelenkarät = 20,^{5894} Centigramm, das englische = 20,^{5304} Centigramm (3,^{1683} engl. Troygrän, indem die Troy-Unze 151$^1/_2$ Karät hat) und das französische = 20,^{5500} Centigramm; doch rechnet man im Handel die verschiedenen Juwelenkaräte bei ihrer so geringen Gewichtsabweichung als einander gleich. Bei dem französischen Juwelengewicht bilden 144 Karät eine Unze (once). Seit 1872 gilt in ganz Deutschland und seit 1876 in Oesterreich-Ungarn das allgemeine metrische Gewicht auch als Juwelengewicht, wie dies gesetzlich auch in den Niederlanden der Fall ist, während man sich in Frankreich noch des Karäts bedient. Hinsichtlich der Schätzung des Werthes der Diamanten finden unter den Juwelieren und unter den Fachschriftstellern mehrfache Abweichungen statt, doch kann man im allgemeinen den Werth des Karäts eines zum Schnitt tauglichen rohen Diamanten im Durchschnittspreise zu etwa 50 deutsche Mark und den des Karäts eines geschliffenen Diamanten (Brillanten) zu 180 bis 270 Mark annehmen. Der Metrolog Dourfther in Antwerpen gibt im J. 1840 an, daß man zu dieser Zeit den Werth des Karäts der ersten Klasse auf 48 Franken, alte auf 38$^1/_2$ Mark, schätzte. Der Preis schwererer, über ein Karät im Gewicht hinausgehender Steine wird der gewöhnlichen Regel nach dadurch bestimmt, daß man die Zahl der Karäte, welche der Stein wiegt, quadrirt oder mit sich selbst und das Product mit dem Preise eines Karats multiplicirt, sodaß ein 2-, 3-, 4-, 10karätiger Diamant das 4-, 9-, 16-, 100fache eines einkaratigen von gleicher Schönheit kostet. Wenn z. B. das Karat roher Diamant 50 Mark kostet, so ist hiernach der Preis eines rohen Diamanten von 3 Karat Gewicht mit 450 Mark (3×3×50 Mark) zu bezahlen. Ueber 20 Karät Gewicht hinaus werden indeß die auf diese Weise sich ergebenden Preise vollkommen imaginäre, weil zu sehr theuern Stücken sich wenig Käufer finden.

Von den geschliffenen Diamanten nimmt man an, daß sie durch das Schleifen die Hälfte ihres vorherigen Gewichts verloren haben, und deshalb bestimmt man deren Preis durch Quadrirung des Doppelten der Zahl Karäte ihres Gewichts, multiplicirt mit der Zahl des Preises eines einkaratigen Steines, oder, was das nämliche Resultat gibt, durch Quadrirung der Zahl Karäte ihres Gewichts mit dem Vierfachen jenes Preises. Ist dieser letztere z. B. 50 Mark, so ergeben sich für einen geschliffenen Diamanten von 3 Karat Gewicht 1800 Mark (6×6×50 oder 3×3×200).

Die Preisschätzung der geschliffenen Diamanten ist aber keineswegs eine überall zutreffende, da der Preis auch von der Reinheit ihres Wassers abhängt. So hat man den im Besitze des Kaisers von Oesterreich befindlichen großen Diamanten von 139 Karät Gewicht, welcher seinerzeit bei der Annahme eines Preises von 48 Franken für das Karät roben Steines (s. oben) der angeführten Regel nach 3,709,632 Franken hätte werth sein müssen, auf nur 2,600,000 Franken Werth abgeschätzt, weil er eine gelbliche Färbung besitzt und als Rosette geschnitten ist, wogegen der „Regent", ein Diamant der französischen Krone, welcher viel vollkommener ist, aber nur 136 Karät wiegt, auf etwa 5 Millionen Franken Werth abgeschätzt worden ist, obwol er nach der erwähnten Regel nur einen Werth von 3,551,232 Franken haben würde.

In Großbritannien und Britisch-Ostindien wendet man die nämliche Berechnungsweise an. Man schätzte dort vor mehrern Jahren den Preis eines einkarätigen Steins auf 2 Pfund Sterling, wonach ein roher Diamant von 3 Karät Gewicht einen Werth von 18 Pfund Sterling (3×3×2) repräsentirt und ein geschliffener Diamant des nämlichen Gewichts 72 Pfund Sterling (6×6×2 oder 3×3×8).

Karätirung nannte man in Deutschland und Oesterreich bis zur Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems (im Deutschen Reiche mit Anfang 1872, in Oesterreich mit Anfang 1876) die Legirung oder Versetzung des Goldes mit anderm Metall. (*Fr. Noback.*)

KARATEGIN ist der Name einer Landschaft Centralasiens am mittleren Laufe des Surghal, eines rechten Nebenflusses des Amu-Darja (Oxus); im Nor-

den und Osten grenzt es an den Bezirk von Serafschan und an das Ferghana-Gebiet, im Süden an Darwas, im Westen an Kuljab und das Hissar-Gebiet. An der Nordgrenze erheben sich das Alai- und das Hissar-Gebirge, im Süden liegt das Pamir-Plateau. (*R.*)

KARATOWA ist der Name eines Bergstädtchens mit Gebiet im nördlichen Makedonien, in einer wegen ihres Minenreichthums seit Jahrhunderten hochgeschätzten und, nach den Spuren alten Abbaus zu urtheilen, auch dem Alterthume wohl bekannten Gegend, die aber, wie überhaupt die an sie grenzenden Gebiete Dardaniens und Obermösiens, in der alten Literatur kaum je eine Erwähnung gefunden. Nach der jetzigen Provinzial-Organisation des Pfortengebiets bildet es den Vorort eines zum Sandschak von Skopia (Uskjub) gehörigen Kasa (District) und untersteht mit demselben dem Vilajet von Kossowa. Karatowa liegt an der Braonitza, einem der Quellbäche des Egridere, eines linksseitigen Zuflusses des Wardar, ungefähr in der Mitte zwischen den bedeutenden Städten Wèlèsèh (Kjöprülü) im SW. und Kjöstendil im NO. in einem sich nur gegen Westen öffnenden engen Thale, umgeben von steilen, vielfach nackte Felsgehänge bietenden, wo aber der Boden es gestattet, mit Eichen und Buchen dicht bewachsenen Bergen, welche eine Höhe von 800—1000 Meter über dem Meeresspiegel erreichen. Im Norden und Osten schließt sich daran ein noch wenig erforschtes Gebirgsland. Die Wichtigkeit Karatowas beruht auf seinen Bergwerken, welche sich in der südlichen Gebirgswand des Thales befinden, und in denen aus syenitischem Porphyrgestein ein silberhaltiger Bleiglanz gewonnen wird. Die Hohöfen befinden sich in Karatowa selbst.

Die Gegend von Karatowa mit der westlich vor dem Berglande sich ausbreitenden Hochebene gehört zu den Stellen der Balkanhalbinsel, wo infolge der Völkerwanderung die Slawen zuerst Niederlassungen gegründet und festen Fuß gefaßt haben. Von daher stammten die Kaiser Justin und Justinian aus einem schon vollkommen heimisch gewordenen Geschlechte, und wie heute die Landeseinwohner, abgesehen von einigen, in neuerer Zeit eingewanderten Albanesen, beinahe ausschließlich Bulgaren sind, d. h. Nachkommen der früheren, vor den Serben bereits vorgefundenen slawischen Einwanderer, so dürfte das ganze Mittelalter hindurch die Bevölkerung eine slawische gewesen sein. Von den speciellen Schicksalen Karatowas ist nichts bekannt; daß es wie das benachbarte Bergwerk von Novobrdo sächsische Bergleute gehabt, wird nirgends erwähnt. Noch im 6. Jahrh. machten sich die Slawen der Gegend von der byzantinischen Herrschaft unabhängig und blieben es, die theilweise Unterwerfung durch Kaiser Basilius (1282) abgerechnet, bis der mächtige serbische Kaiser Stephan Duschan sie in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. seinem Reiche einverleibte. Bei Serbien dürften sie lange über die Schlacht auf dem Amselfelde hinaus, ja vielleicht bis zur völligen Vernichtung der serbischen Autonomie verblieben sein, ausgenommen die Anwohner solch werthvoller Stellen wie die Bergwerksgegenden, welche die Habsucht der Sultane reizten. Im J. 1455, im 2. Jahre nach der Eroberung Constantinopels, lagerte Mohammed II. mit seinem Heere unter den Bergen von Karatowa und beschloß daselbst die Wegnahme der dem serbischen Kral zugehörigen Minenstadt Novobrdo. Derselbe Sultan führte eine türkische Colonie nach dem benachbarten Skopia, woselbst auch die Sandschak-Bege residirten, welche während der Jahrhunderte türkischer Herrschaft Karatowa verwalteten. Wie das gesammte Makedonien, so wurde auch Karatowa nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877—78 für das von der russischen Diplomatie geplante große Bulgarien in Anspruch genommen, von dem Berliner Congreß aber der Pforte erhalten. (*G. Rosen.*)

KARATSCHEW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Orel, 111 Kilometer nordwestlich von Orel, an der Snesheta in einer absoluten Höhe von 834 Fuß über dem Meeresspiegel. An die Stadt schließen sich neun Vorstädte und sieben Dorfschaften unmittelbar an. Der Name Karatschew findet sich in den russischen Chroniken schon im J. 1146 vor, in dem die Stadt von dem Großfürsten Swjatoslaw zerstört wurde. Seit 1246 wurde Karatschew der Hauptort eines besondern Bezirks, der von Mistlaw, einem Sohne des tschernigowschen Fürsten Michael, eingerichtet wurde. Im 16. Jahrh. kam Karatschew an Litauen, im 17. Jahrh. war es im Kriege mit Polen Versammlungsort der Truppen aus den verschiedenen Städten des Gouvernements Orel und Kursk; im J. 1662 wurde die Umgegend Karatschews von den krimschen Tataren verwüstet. Im J. 1778 wurde Karatschew zur Kreisstadt des Gouvernements Orel erhoben. Die Stadt hat 10 Kirchen, 115 Kaufläden, eine Kreis- und eine Elementarschule und 11,734 Einwohner. Die Industrie und der Handel der Stadt sind ziemlich bedeutend. Es gibt in derselben vier Talgschmelzereien und Talglichtfabriken, eine Wachsbleicherei, eine Wachslichtfabrik, eine Gerberei, eine Bier- und eine Methbrauerei. Die Kaufleute handeln vornehmlich mit Getreide, Flachs, Hanf, Hanfsamen und Hanföl, von dem in 118 Oelmühlen jährlich c. 30,000 Pud gewonnen werden. Der zu Karatschew am 16.—22. Juli stattfindende Jahrmarkt wird in der Vorstadt Bereschka abgehalten und werden auf demselben Waaren im Werthe von 25—40,000 Rubel abgesetzt.

(*A. v. Wald.*)

KARATSCHI, engl. Currachee, ist ein britischer District in der Provinz Sind, zwischen 23°34′ und 26° 57′ nördl. Br. gelegen, 39,000 □Kilometer oder 705,5 geographische □Meilen Fläche (also wenig größer als das Königreich Dänemark oder die Provinz Hannover), 1878 mit 423,459 Bewohnern, also 600 auf der □Meile. Nach Norden grenzt er an Shikárpur, nach Osten an den Indus und Haidarábad, nach Süden an das Meer und den Fluß Kori, und nach Westen an das Meer und Beludschistan oder an die Länder des Khan von Kalat und den Fluß Habb. Dieser Theil der so ebenen Provinz Sind ist im Westen gebirgig, wo zahlreiche hohe Ausläufer der Kirthai-Berge ins Flachland vorspringen. Von diesen hohen und unfruchtbaren, durch tiefe und breite

Thales zerschnittenen Straßen aus wird der Boden nach SO. zu einer sich senkenden Ebene, bis im äußersten Süden das Delta des Indus sich als eine niedrige, flache, unmalerische Alluviens-Ebene bis an den Horizont hindehnt, die nur durch zahlreiche, zum Meere gehende Wasserläufe etwas an ihrer Einförmigkeit verliert. Die einzige größere Wasserfläche bildet der Manchhar See in Sehwan. Die etwa 11 Kilom. nördlich von der Stadt Karatschi gelegenen heißen Quellen von Pir Mangho ziehen wegen ihrer malerischen Umgebung in den sehr oden und felsigen Bergen manche Besucher an. Sie entspringen unter einem Haufen von Dattelpalmen, welcher das Ende eines felsigen Kalkhügels bedeckt, in einem von ansehnlichen Höhen umschlossenen hübschen Thale. Nahe dabei liegt ein wegen seiner gewaltigen Zahl von Krokodilen berüchtigter Sumpf, welcher zu den Hauptmerkwürdigkeiten Karatschis gehört. Hunderte dieser Ungethüme kommen nach Tage neben einem schlammigen, grünen Pfuhl oder kriechen Nahrung suchend umher. Eine Moschee krönt den Gipfel eines Felsens, mit einer hübschen weißen Kuppel und schlanken Minarets. Zur Fauna gehören Leopard, Hyäne, Wolf, Schakal, Fuchs, Bär, Antilope und wilde Schafe; unter den Vögeln finden sich Geier, graue Tauben, Rebhühner und Wachteln.

In der alten Stadt Sehwan stehen die Ruinen eines Forts von sehr hohem Alter. Die locale Tradition schreibt dasselbe Alexander dem Großen zu, der den Nearchus aus dieser Gegend nach dem Persischen Meerbusen sandte. Gewöhnlich indeß wird es mit dem schon zu Alexander's Zeit vorhandenen Sidomani identificirt, das später als Siwastan bekannt war. Die Stadt war schon eine wichtige, als Mohammed Kasim Sakfi, der erste muselmanische Eindringling in Sind, nach der Eroberung von Nerankot, dem heutigen Haidarabad, um 713 das Land unterwarf. Gerade unter den Makli-Bergen lag dann Samui, die Hauptstadt der Samma-Dynastie, ursprünglich Hindu- oder Buddhistische Fürsten, welche sich von 1351 bis 1521 unabhängig von der Macht der Mohammedaner erhielten. Auch als sie gegen Ende des 14. Jahrh. zum Islam übertraten, blieben sie trotz der nominellen Unterthänigkeit gegen Firoz Tughlak von Delhi thatsächlich unabhängig; und die Stadt **Tatta**, ihre gewöhnliche Residenz, wurde später der Mittelpunkt der Bevölkerung und des Handels von ganz Sind. Im J. 1521 besiegte Schah-Beg, der Gründer der Arghun-Dynastie, den letzten Samma-Fürsten vollständig und ward der Beherrscher des untern Industhales. Aber schon 1554 erlosch die Arghun-Linie. Mirsa Jani-Beg, der letzte Localregent von Tatta, wurde 1591 durch eine Armee des Mughal-Kaisers Akbar besiegt, und Sind und Multan wurden dem Kaiserreiche einverleibt; Tatta-Land aber wurde dem Jani-Beg als Lehn überlassen. Wegen steter Streitigkeiten um die Regierung von Tatta schaffte Jahangir das erbliche Vicekönigthum ab und setzte beliebig Stellvertreter ein. 1793 folgten den Kalhora-Fürsten die Talpur-Mirs, welche den Werth des Hafens von Karatschi für den Handel erkannten, und nun erst erlangte dieser Ort eine Wichtigkeit. 1839 kamen die Briten durch Einnahme des Manora-Forts in den Besitz der Stadt. Schnell wuchs diese unter der neuen Verwaltung heran und wurde der Hauptbafen des nordwestlichen Indiens.

Im J. 1872 gab es im Districte 717 Dörfer; von den Bewohnern waren 242,516 männlichen (56,1 Proc.), 184,206 weibl. Geschlechts. Die Kinder machten 36,5 Proc. aus: 87,498 Knaben und 69,692 Mädchen. 348,773 waren Mohammedaner und 73,304 Hindus; 3829 waren Christen, 816 anderer Religion. Man zählte 2035 Europäer, 323 Eurasier, 1039 Indo-Portugiesen, 208 andere Nicht-Asiaten, 73,304 Hindus, 104 eingeborene Christen, 717 Parsis, 406 andere und die Mohammedaner. Es gab 8 Städte mit mehr als 2000 Seelen: Karatschi mit 56,753, Kotri 7949, Sehwan 4296, Bubak 5703, Dadu 3357, Tatta 7951, Keti-Bandar 2199, Mirpur-Batoro 2846 Einwohnern.

Ackerbau kann nur an wenigen Stellen stattfinden und ist von Brunnen, Quellen und Regen abhängig. Haupternten liefern Dschoar, Baschra, Gerste und Zuckerrohr; vom Indus her berieselte Landereien liefern Reis, aber auch Weizen, Zuckerrohr, Hirse, Baumwolle und Tabak. Die südlichen Ebenen bedecken sich nach jedem Regen mit Kräutern und Gras in Fülle, wo die Bergbewohner ihre Heerden weiden lassen. In der Schahbandar-Subdivision befinden sich am Sirganda-Creec ausgedehnte Salzlager, welche nach des Ingenieurs Capt. Burke Untersuchung ausreichend Salz für die ganze Welt auf hundert Jahre enthalten. Die Eisenbahn von Karatschi nach Kotri ist 164 Kilom. lang. See- und Flußfischerei sind von Bedeutung. 1814 gab es 49 Schulen mit 3167 eingeschriebenen Kindern.

Im J. 1874 war das Maximum der Temperatur 38,3° C., das Minimum 6° C.; es fielen 211 Millimeter Regen (im Mittel fallen 127). Karatschi soll der gesundeste Ort in Sind sein, wo übrigens viel Krankheit, auch Cholera, herrscht.

Die Seestadt **Karatschi** liegt fast in 25° nördl. Br., am äußersten Nordende des Delta, nahe dem Südfuße der Pabb-Berge in Balutschistan. 1872 zählte man 56,753 Einwohner. Die Bai wird durch die vorspringende Manora-Spitze gebildet, welche das Ende ist von einem 16 Kilom. langen Riffe, das einen natürlichen Schutz gegen das Arabische Meer bildet. Zwischen Manora und dem gegenübergelegenen Sanitarium Clifton hat die Bai etwa 5,5 Kilom. Weite; aber den Eingang sperren die Austerfelsen genannten Felsinseln, und dahinter die größere Insel **Kiamari**. Der Hafen dehnt sich nach Norden 8 Kilometer weit von Manora aus bis zu den Engen des Lajari-Flusses, und etwa ebenso weit ist es von der alten Stadt Karatschi am Ostufer bis zum äußersten Westpunkte. Aber nur ein kleiner Theil dieser Fläche vermag große Schiffe aufzunehmen. Auf Manora-Head stehen ein Leuchtthurm, ein 1797 erbautes Fort, Hafen- und Lootsen-Gebäude und ein Theil des indisch-europäischen Telegraphen-Departements; ferner eine englische Kirche, auch eine europäische

Schule, Bibliothek und Billardzimmer. Kiamari hat den Landungsplatz und drei Molen; die 4,8 Kilom. lange Napier-Mole verbindet die Insel mit dem Festlande und der Stadt. Die Sind-Eisenbahn reicht bis Kiamari. Am Ende der Mole liegt das Zollhaus. Der älteste Theil der Stadt, mit der dichtesten Bevölkerung, zieht sich längs des Hafens hin. An der M'Leod-Straße liegen das Gerichtshaus, die neue Bank von Bombay, die Agra-Bank, die Handelskammer, die Eisenwerke und drei sehr bedeutende Baumwollpressen (täglich 1000 Ballen); ferner liegen in diesem Viertel die Armen-Apotheke, der Bahnhof, mehrere Schulen, ein neuer Hindu-Tempel und die meisten Comptoire der europäischen Kaufleute; das 3 Acres bedeckende Afghanen-Sarai, 1873 für die Karavanen von Kandahar gebaut. 40 Acres nimmt der 0,8 Kilom. von den Kasernen entfernte Regierungs-Garten ein. In dem militärischen Theile steht auch die anglikanische Dreifaltigkeits-Kirche, ein unschönes Bauwerk; die katholische St.-Patricks-Kirche und Schule zeigen gar keinen Stil. Die 1854 gegründete europäische und indo-europäische Schule hat ein hübsches Steingebaude. Andere neuere Bauwerke sind die presbyterianische St.-Andrew-Kirche, die Christus-Kirche, Missions-Schulen, die Napier-Baracken, das Gisri-Sanitarium und das Postamt. Die 1865 eröffnete Frere-Halle, im venetianisch-gothischen Stile, enthält die Bibliothek und das Museum. Das Gouvernementshaus, die Residenz des Commissionärs von Sind, liegt im bürgerlichen Viertel.

Karatschi ist fast ganz eine britische Schöpfung. Vor 1725 existirte hier keine Ortschaft. Unter Jam Daria Chan Jokia begann an dem bequemen Hafen etwas Handel, und durch von Maskat hergeschaffte Kanonen wurde das kleine Fort verstärkt; das sich entwickelnde Dorf wurde Karatschi genannt. Bald nachher trieb die hoffnungslose Verschlechterung des Schahbandar-Hafens von dort die Bevölkerung mit ihrem Handel hierher. Die Talpur-Häuptlinge eroberten den Ort 1795 und bauten an der Mündung ein Fort zu Manora. Sie machten auch beträchtliche Anstrengungen, den Handel zu heben, sodaß 1838 schon die Stadt mit ihren Vorstadten 14,000 Einwohner, zur Hälfte Hindus, zählte. Die einstöckigen Erdhäuser hatten alle flache Dächer. Die Regierung der Mirs ließ den Ort durch einen despotisch herrschenden Nawab verwalten.

Im J. 1872 waren unter den 56,753 Bewohnern 29,156 Mohammedaner, 23,404 Hindus, 3397 Christen (worunter zahlreiche Europäer) und 796 andere. Die Militärmacht bestand aus 3227 Mann: 1 Batterie königl. Artillerie, 1 europäischen und 1 Eingeborenen-Infanterie-Regiment und der Mannschaft und den Familien des Geschutz- und Kasernen-Departements. — 1844, im ersten Jahre der britischen Herrschaft, war der Werth der Einfuhr 122,160 Pfund Sterling, der der Ausfuhr 1010 Pfund Sterling; 1874 beliefen sich die Werthe auf 1,481,765 und 2,025,919 Pfund Sterling; also war die Einfuhr auf das 12fache, die Ausfuhr auf das 200fache in 30 Jahren gestiegen.

Die Einfuhr 1874 bestand in:

für	26,831	Pf. Sterl.	Kleidungsstücke,
„	23,215	„ „	Kokosnüsse,
„	713,775	„ „	baumwollene Stückgüter,
„	49,069	„ „	baumwollene Twiste und Garne,
„	43,653	„ „	Früchte und Vegetabilien,
„	13,170	„ „	Coaks und Kohlen,
„	16,407	„ „	Korn und Hülsenfrüchte,
„	13,087	„ „	Elfenbein,
„	49,866	„ „	Jute-Waaren,
„	20,818	„ „	Malz-Flüssigkeiten,
„	21,554	„ „	Weine und Liqueure,
„	47,396	„ „	Spirituosen,
„	66,836	„ „	verarbeitete Metalle,
„	18,656	„ „	Provisionen,
„	17,956	„ „	Eisenbahn-Material,
„	16,001	„ „	Seide,
„	33,388	„ „	Gewürze,
„	111,964	„ „	Zucker, Melasse u. s. w.,
„	28,492	„ „	Holz,
„	12,722	„ „	Specie.

Von England kamen: für 382,833 Pf. Sterl. Baumwollwaaren, Eisenbahn-Material, Getränke, Kohle und Coaks, Maschinen, Metalle, Provisionen, Kleidung, Droguen, Medicamente;
von Bombay für 1,112,668 Pf. Sterl. Baumwoll-, Stückgüter und Twiste, Gold, Metalle, Seide, Zucker, Thee, Jute, Gewürze, Färbemittel, Wollenwaaren, Kokosnüsse, verarbeitete Seide, Getränke, Früchte und Vegetabilien;
vom Persischen Meerbusen für 45,564 Pf. Sterl. trockene Fruchte, Geld, Wolle, Korn und Pferde;
von Frankreich für 3449 Pf. Sterl.; von der Makranküste für 7989 Pf. Sterl. Wolle, Provisionen, Korn und Hülsenfrüchte;
von Kalkutta für 48,478 Pf. Sterl. Jute, Zucker, Korn und Hülsenfrüchte;
von Britisch Barmah für 17,080 Pf. Sterl.;
von Katsch und Kathiawar für 6587 Pf. Sterl.;
von Guzerate für 5137 Pf. Sterl.;
von Malabar für 8828 Pf. Sterl.

Die Ausfuhr 1874 bestand in:

für	37,263	Pf. Sterl.	Vieh,
„	381,720	„ „	rohe Baumwolle,
„	14,283	„ „	Baumwollgüter,
„	16,286	„ „	Droguen,
„	98,531	„ „	Färbemittel,
„	24,093	„ „	Früchte und Vegetabilien,
„	451,538	„ „	Korn und Hülsenfrüchte,
„	51,612	„ „	Häute und Felle,
„	11,617	„ „	Oele,
„	39,201	„ „	Provisionen,
„	203,778	„ „	Oelsaat,
„	11,501	„ „	Holz,
„	609,518	„ „	Wolle,
„	22,727	„ „	Specie.

Nach dem Vereinigten Königreiche gingen für 850,805 Pf. Sterl. Baumwolle, Wolle, Indigo, Saat, Häute, Felle, Thee, Oele;
nach Frankreich für 55,688 Pf. Sterl. Baumwolle, Gingellt und Rapssaat;
nach Bombay für 697,888, Kutch für 37,894, Guzerate für 17,211 Pf. Sterl Baumwolle, Korn, Gbi, Indigo, Oele, Saat, Reis, Rohseide, Shawls, Wolle, Pferde;
nach dem Persischen Golf für 49,896 Pf Sterl Indigo, Oele, Häute, Felle und Stückgüter;
nach der Makran Küste für 13,767 Pf Sterl. Korn, Indigo, Oele, Stückgüter;
nach Malabar für 24,145 Pf. Sterl. Pferde;
nach China für 149,762 Pf Sterl. rohe Baumwolle;
nach Kalkutta für 318 Pf. Sterl.

Der Binnenhandel schließt außer den auf der Eisenbahn von Kerki kommenden Gütern der obern Provinzen ein: eine große Menge Wolle, trockene Früchte und Pferde von Kandahar und Kelat; während Kamele, Ochsen und Esel, Brennholz, Gras, Gbi, Dattelblätter, Häute und Saat von Las Bela und Kohistan kommen. Die Einfuhr Seezolle beliefen sich auf 23,389, die Ausfuhrzolle auf 10,022 Pf. Sterl.

Im J. 1848 liefen in den Hafen ein: 891 Schiffe der Eingeborenen von 30,509 Tons; 1874 war die Tonnenzahl mehr als die fünffache; es liefen ein 30 Segelschiffe, 152 Dampfer und 731 Schiffe der Eingeborenen, also 913 Fahrzeuge von 161,284 Tons. Bis Ende December waren für die Hafen-Verbesserung 449,798 Pf. St. aufgewendet; das Hauptwerk, der 458 Meter lange Manora-Wellenbrecher, wurde 1873 vollendet.

Das 1868 vollendete Gefängniß kann 800 Gefangene aufnehmen. Die Regierungs-Hochschule zählte 1875 77 Zöglinge, die anglo-vernaculare Schule 130 Zöglinge; außerdem bestanden 4 regierungs-vaterländische Schulen, mehrere Mädchenschulen u. s. w. Es erscheinen 5 Zeitungen; 1874 wurden 10,657 Kranke verpflegt, davon 73 im Krankenhause und 9379 vom Hospitale aus, wovon 897 im Hospitale. — Das Klima gilt für das gesündeste in Sind trotz Wärme, Feuchtigkeit und Sumpfe. Die mittlere Jahrestemperatur ist 25° C.; April, Mai und Juni sind die heißesten Monate. Mit dem Trinkwasser ist es noch übel bestellt; man will einen 29 Kilom. langen unterirdischen Aquäduct vom Malir-River herstellen, dessen Kosten auf 140,000 Pf. St. veranschlagt sind. (*G. A. von Klöden.*)

Karausche, s. Cyprinus.

KARAVANE, ein in sämmtlichen vorderasiatischen Sprachen eingebürgertes und als orientalisches Fremdwort von den maßgebenden Völkern Europas aufgenommenes Wort, bedeutet eine mit Waaren und Troß reisende Gesellschaft von Kaufleuten. Das Institut der Karavane ist uralt; schon die Genesis läßt Palästina von ismaelitischen Kaufleuten durchziehen, und der lange vor aller Geschichtsaufzeichnung erfolgte internationale Austausch von Natur- und Kunsterzeugnissen, von Culturpflanzen und dgl. mehr ist für die Binnenländer nur durch sie zu erklären. Da aber Karavane, eigentlich Karwan, ein persisches Wort ist — es ist mit leichter Corruption von Kar-i rewan, wandelnder oder reisender Erwerb, abzuleiten — so darf man wol annehmen, daß die zu allgemeiner Kunde gelangte, seit Jahrhunderten in den islamitischen Ländern bestehende Form der Karavane aus der Zeit stammt, wo unter den abbasidischen Khalifen die persische Nation, wie in der Literatur und in der Politik, so im Handel und Gewerbe, eine leitende Stellung behauptete. Persien, von einer auch für den Handel hochbegabten Nation bewohnt und die Verbindung des vordern Orients auf der einen Seite mit Ostindien, auf der andern mit Tibet und China und endlich drittens mit dem turanischen Norden vermittelnd, war ein vorzugsweise geeignetes Land, um für die periodisch in weite Ferne ziehenden Kaufleute bestimmte Genossenschaftsnormen aufzustellen, von denen die wichtigsten, d. h. die Einsetzung eines Anführers mit discretionärer Strafgewalt, die Verpflichtung der Mitglieder zum Zusammenhalten auf dem Marsche, sowie zu gemeinsamer Abwehr etwaiger Angriffe, die strenge Verpönung von Diebstahl, von Streit, sowie überhaupt aller Gewaltthätigkeit unter den Genossen noch heute ihre Gültigkeit bewahren. Der Anführer, auf Turkisch Kjarwan-Baschi, Karavanen Haupt, genannt, ist in der Regel ein gewandter, wegen Erfahrung betreffs der zu unternehmenden Reise, sowie wegen Zuverlässigkeit seines Charakters in hohem Ansehen stehender Mann; seine Autorität ist um so unbestrittener, als meistens die Karavane, in welche fremde Elemente aufzunehmen durchaus vermieden wird, unter seinen Auspicien zu Stande gekommen ist. Er kennt nicht nur die einzuschlagenden Wege, sondern auch die Machthaber in den zu durchziehenden Länderstrecken, sowol die blos thatsächlichen wie die vom Staate eingesetzten Behörden; er weiß, wo am besten die Nachtlager zu nehmen, wo für Trinkwasser, Nahrungsmittel, Futter zu sorgen, an welchen Stellen für die Sicherheit besondere Maßregeln zu treffen sind, welchen Scheichs, Begs u. s. w. Geschenke zu gewähren, in welcher Weise ein bewaffnetes Geleit zu honoriren u. s. w. Als Vertrauensmann führt er für derartige Zwecke eine Kasse, zu welcher alle Mitreisenden beisteuern.

Die von den Karavanen eingeschlagenen Wege, die sogenannten Karavanenstraßen, sind, wo es sich um das Passiren menschenleerer Gegenden handelt, meistens eher Richtungen als geebnete Pfade; nur um über Flüsse, Moräste, Sümpfe und felsige Gebirge zu setzen, finden sich wol besondere straßenbauliche Vorkehrungen getroffen. Die Anlegung von Brücken und Einkehrhäusern hat im mohammedanischen Orient immer als ein Act religiöser Wohlthätigkeit gegolten. Wie die Anfänge des Karavanenverkehrs selber, so verliert sich auch die Geschichte der Karavanenstraßen in dem Dunkel der Urzeit. Ueber viele fehlt überhaupt jede Aufzeichnung, und lassen nur Funde von Münzen, charakteristischen Schmuckgegenständen und dgl. auf ihr einstiges Vorhandensein schließen. Viele sind bis auf den heutigen Tag bestehen geblieben, haben aber durch die Erfindungen der Neuzeit, Eisenbahnen

und Dampfschiffe, ihre alte Bedeutung für den Völkerverkehr eingebüßt. Die wichtigsten dürften noch auf lange Zeit die centralasiatischen und centralafrikanischen bleiben, obwol auch hier die Zeiten vorüber sind, wo berühmte Städte wie Bochara und Samarkand ihnen Glanz und Reichthum verdankten. — Das am meisten verbreitete Karavanen-Thier ist das Kamel, welches sich gegen die raschen Temperaturwechsel der nordpersischen Hochländer ebenso widerstandsfähig zeigt wie gegen die Glut des libyschen Wüstensandes. In den Altai-Ländern schließt sich ihm das bei rauher Kälte noch ausdauerndere zweihöckerige Kamel, das Trampelthier, im nördlichen Mesopotamien der Lastochs, in den kleinasiatischen Gebirgsgegenden das Lastpferd und das Maulthier, in Indien der Elefant an. Die Kamele läßt man, soweit die klimatischen Verhältnisse es gestatten, in Gruppen von 5 bis 9 Stück hintereinandergekoppelt, durch einen voraufgehenden Esel, den der Treiber gelegentlich besteigt, leiten. — Bei der wichtigen Rolle, welche das Karavanenwesen im Orient, und zwar, wie schon bemerkt, vorzugsweise in Persien, spielt, ist es nur natürlich, daß dasselbe auch in die Bildersprache des Sprichworts und der Poesie vielfachen Eingang gefunden. „Soviel auch der Hund bellt, die Karavane geht vorüber", sagt der Türke, um zu geduldigem Ausharren bei ohnmächtiger Angeiferung zu mahnen. Die Morgenrast der Karavane ist dem persischen Dichter Symbol des vergänglichen Lebensgenusses, die Glocke des leitenden Kamels, welche das Zeichen zum Aufbruch gibt, eine Mahnung des Todes; ein Duft, der ihn entzückt, läßt ihn fragen, ob die Geliebte die Locken gelöst, oder ob die Karavane von Choten, dem Heimatlande des Moschus, angelangt. Im Sanskrit heißt die Karavane einfach Sârthja, Erwerb, dem persischen Kâr ohne den uns nothwendig erscheinenden Zusatz rewân entsprechend. Bemerkenswerth ist im Mahabharata (Nala, Buch XIII) die Beschreibung des Ueberfalls einer Elefanten-Karavane durch wilde Gebirgselefanten. (*G. Rosen.*)

KARAVAN-SERAI, d. i. Karavanen-Haus, nennt man im Orient im allgemeinen alle zur Aufnahme und Beherbergung von Karavanen errichteten Gebäude, im besondern aber derartige Anlagen, welche fern von Dörfern und Städten, gleichsam in der Einöde, den vorüberziehenden Handelsgesellschaften Obdach und Schutz gewahren. Die innerhalb der Ortschaften gelegenen Karavan-Serais sind mit dem Khan identisch und führen in der Regel diesen Namen; sie werden wol von Orient-Reisenden als eine Art Wirthshäuser bezeichnet, obwol die Aehnlichkeit mit dem, was wir unter solchen verstehen, nur eine geringe ist. Die Khans sind meistens burgähnlich angelegte, massive Gebäude, in welchen die hineingebrachten Kaufmannsgüter der Vernichtung durch die in orientalischen Städten relativ häufigen Feuersbrünste weniger ausgesetzt sind und, was ehedem wichtiger war als heutzutage, sich gegen die Beutelust aufständischer Pöbelrotten leicht vertheidigen lassen. Ein einziges festes Thor führt in das Innere, und zwar gelangt man durch einen überwölbten Gang auf einen viereckigen gepflasterten Freihof, in der Mitte mit einem Röhrenbrunnen versehen und hinreichenden Raum gewährend, um das Abladen, resp. Beladen, verschiedener Kamele oder Maulthiere bequem zu gestatten. Den Hof umgeben nach den vier Seiten die Baulichkeiten, welche aus zwei offenen Pfeilerarcaden, die eine über der andern, je mit breitem überwölbtem Kreuzgange und dahinter entsprechenden Reihen verschließbarer Gemächer bestehen. Zu dem obern Gange, auf welchen jedes daranliegende Gemach sich durch eine niedere schwerfällige Thür öffnet, führt von dem Eingangscorridor aus eine solide Steintreppe hinauf. Die Gemächer, je durch ein in der Außenwand des Gebäudes angebrachtes vergittertes Fenster erhellt, sind bisweilen mit einem Kamine versehen, entbehren aber alles Mobiliars; sie dienen den reisenden Kaufleuten, von denen vorausgesetzt wird, daß sie ihre sämmtlichen Bedürfnisse als Gepäck mit sich führen, als Wohnung und werden von ihnen durch ausgebreitete Matten, Teppiche und Polster für die Erfordernisse der Nachtruhe und des Tagesaufenthalts eingerichtet. Der Kamin oder ein Kohlenbecken dient zur Erwärmung und zur Bereitung einfacher Gerichte. Einzelne Waarenballen finden wol auf dem Gange vor dem Wohngemache Platz; als eigentliche Magazine aber dienen die im Erdgeschoß hinter dem Arcadengange unter den Wohngemächern befindlichen Räume, sofern sie nicht zu Stallungen eingerichtet sind. Dieselben besitzen in der Außenwand keine oder nur Schießscharten ähnliche Oeffnungen, und erhalten ihr Licht nur durch die geöffnete Thür von dem Arcadengange her. Am Eingangscorridor bemerkt man noch das bescheidene Gelaß des Intendanten der Anstalt, Oda-Baschi, Zimmeraufseher geheißen, welcher die Wohnungen gegen eine festgesetzte Taxe anweist, die Gäste einer festen Hausordnung unterwirft und im Interesse der Sicherheit über alle Eintretenden eine sorgfältige Controle übt, sowie daneben in der Regel den Laden eines Bakkâl, Spezereihändlers, von welchem die Gäste Holzkohlen, Butter, Obst, Brot, Reis und sonstige Bedürfnisse entnehmen können. Von all diesen geringen Bequemlichkeiten wird in dem eigentlich sogenannten Karavan-Serai nichts geboten. Dasselbe ist nur ein mit Mauerwerk umgebenes Gehöft, eine oder mehrere überdachte, aber nach der Hofseite offene Hallen einschließend, in denen die Reisenden und ihre Thiere gegen Regen und Schnee Schutz finden können. Der äußern Wand entlang läuft in der Regel eine erhöhte Steinbank, Mastaba, auf welcher die Teppiche zum Ruhen und Schlafen ausgebreitet werden; auch findet sich wol ein Kamin als Feuerstelle. Für Speise und Trank aber, für Feuerungsmaterial, für ihren Schutz gegen etwa drohende nächtliche Ueberfälle haben die Reisenden selbst zu sorgen; das Karavan-Serai ist unbewohnt und hat keinen Aufseher, ja nicht einmal eine Thür. Es versieht nur einen Dienst, den eine Höhle im Gebirge, wenn sie vorhanden wäre, kaum weniger gut leisten würde. Lediglich einem unsteten Publikum überlassen, sind die Karavan-Serais meistens

bald nach ihrer Errichtung verfallen; in einzelnen Gegenden, wie in Ost-Kleinasien, sind sie noch häufig, daß sie zum Charakter der Ferne gehören.

Beiderlei Anlagen, die Khans wie die eigentlichen Karawan-Serais, zeugen von der Fürsorge der orientalischen Machthaber für Handel und Verkehr. Während die Karawan-Serais den auf Geschäftsreisen Begriffenen die Gefahren und Beschwerden des Weges erleichtern sollten, hatten die Khans den Zweck, den Fremdlingen unter Sicherstellung von Personen und Eigenthum den Verkauf der Waare an den Bestimmungsorten zu ermöglichen. Man kann nicht verkennen, daß diese Maßregeln sich bewährt haben; dank ihnen konnten viele Jahrhunderte hindurch die kostbaren Natur- und Industrie-Producte Chinas, Indiens und Persiens, die Spezereien Arabiens, das Elfenbein Nigritiens, die Pelzwaaren der Polarländer durch bahnbrechende und rohe Völkerschaften zu den Gestaden des Mittelmeers gelangen, und umgekehrt die Erzeugnisse europäischen Kunstfleißes bis in die entlegensten Theile des alten Continents vertrieben werden. (*G. Rosen.*)

KARA-VERIA, das alte Beroa oder Berrhoa, ein Städtchen in dem türkischen Vilajet Selanik (Südmakedonien) und zwar im Sandschak Selanik an den östlichen Vorhöhen des 155 Meter hohen Aghostös-Gebirges, des alten Bermius, an einem kleinen Nebenflusse der Wistritza (Bistritza, d. a. Haliakmon) gelegen, ist der Vorort einer Nahie, welche nach ihm Kara-Veria oder auch nach dem Gebirge Aghostös benannt wird. Der Ort ist hauptsächlich von Bulgaren, jedoch auch von Türken und Griechen bewohnt und ist Sitz einer orthodoxen Metropolie. Kara-Veria wäre mit Schwarz-Veria zu übersetzen, und könnte in diesem Falle das Beiwort sich auf die Farbe des Erdreichs oder des vorwiegenden Gesteins beziehen, wie aus ähnlicher Ursache die große Walachei Kara-Ifläk, die Moldau Kara-Bogdán und mehrere alte Festungen Kara-Hissár genannt werden; wahrscheinlicher ist indeß, daß in dem Worte eine von den Türken assimilirte Erinnerung an den sich in das Bermius-Gebirge hineinerstreckenden District Kyrrhastis, von Kyrrhos, der westlichen Nachbarstadt Beröas, erhalten hat. Veria selbst ist die regelrechte neugriechische Aussprache von *Βέροια*; indeß scheinen betreffs des anlautenden *B* schon im Alterthume verschiedene Ansichten bestanden zu haben. Wenigstens gibt der große, byzantinische Geograph Stephanus*) an, die Stadt sei von Pheron gegründet worden, und die Aussprache *Βέροια* statt *Φέροια* beruhe nur auf einem makedonischen Provinzialismus, wie man in dem Lande auch *Βαλακρόν* statt *Φαλακρόν* und *Βίλιππος* statt *Φίλιππος* höre. Die Aussprache mit *Φ* hat sich in der türkischen officiellen Benennung der Stadt und des Districts Kara-Veria erhalten, während bei den Bulgaren und Griechen die weichere Aussprache mit B, w. schon durch die Schulgelehrsamkeit zu allgemeiner Geltung kommen mußte. — In der eigentlichen Makedonis, der Emathia, der Niederung zwischen den unteren Laufgräben des Axius (Vardar) und des Haliakmon (Wistritza) gelegen, ist Beroa eine Zweifel eine der ältesten makedonischen Niederlassungen; schon Thucydides gedenkt seiner als einer durchaus bekannten Stadt. Auch aus Beroas späteren gelegentlichen Erwähnungen in der alten Literatur gewinnt man den Eindruck, daß es ein großer angebauter Ort gewesen; eine politische Rolle hat es indeß nie gespielt. Aus der Apostelgeschichte (Act. 17, 10—13) ersehen wir, daß in der römischen Kaiserzeit auch eine jüdische Niederlassung in Beröa bestand, in welcher, wie in den jüdischen Colonien mancher andern Stadt des Alterthums, eine frühere phönikische Factorei aufgegangen sein dürfte. Ein Begleiter des Apostels Paulus, Sopater, war von da gebürtig. Der slawischen Invasion der Balkan-Halbinsel im 6.—7. Jahrh. fiel auch die Stadt zum Opfer; jedoch stellte Kaiser Constantin Copronymus die kaiserliche Autorität im Süden bis Beröa wieder her, welches eine Zeit lang als Grenzfestung gegen die unbotmäßigen Slawen Makedoniens galt. Im J. 783 unterwarf die Kaiserin Irene die thessalischen und südmakedonischen Provinzen aufs neue und besuchte selber mit ihrem Sohne Constantin Beroa. Auf ihren Befehl wurde die Stadt neu befestigt und nach ihrem Namen Irenopolis umgenannt. Indeß ist diese neue Bezeichnung in den Volksmund nie übergegangen, sowie auch die Bemühung, der Stadt inmitten slawischer Umgebung einen griechischen Charakter zu bewahren, erfolglos blieb. — Durch den in San-Stefano bei Constantinopel am 3. März 1878 abgeschlossenen russisch-türkischen Friedensvertrag sollte auch Kara-Veria, wie die westlicher gelegenen Ortschaften Kozanj und Kastoria, dem neu zu begründenden bulgarischen Staate einverleibt werden. Der Berliner Congreß aber verwarf diese Bestimmung, und erhielt die Stadt, wie ganz Makedonien, der Immediatherrschaft des osmanischen Reichs. (*G. Rosen.*)

KARAWANKEN, eine Gebirgskette der ostkarnischen Alpen in der südlichen Kalkalpenzone. Sie wird im Norden von der Drau und im Süden von der Save begrenzt und erstreckt sich als eine östliche Fortsetzung der westkarnischen Alpen von dem Gailitzbache und dem Weißenfels-Uebergange ostwärts an der Landesgrenze von Kärnten und Krain bis zum Seeberg oder Kankerpaß. Der Name wird aus dem Keltischen und zwar von Kara, Stein und Wanka, Wiese abgeleitet. Der ganze Gebirgszug fällt gegen Norden steiler als nach Süden ab und präsentirt sich weithin gegen Norden als eine schroff abstürzende, zerrissene und in den mannichfachsten Formen aufragende Gebirgsmauer, welche eine Länge von 75 Kilom. und eine durchschnittliche Höhe von etwa 1600 Meter hat, über welche sich noch zahlreiche Gipfel um einige hundert Meter erheben. Der Culminationspunkt der Gebirgskette ist der Stou 2239 Meter, außer welchem der Vaisnik 2103 Meter, der Kosutnik-Thurm 2135 Meter, Zelenica 2179 Meter, Veliki vrh 2085 Meter, Storzic 2134 Meter, der Groß- oder Hoch-Obir 2141 Meter und der große Mittagskogel 2144 Meter erreichen. Die Thäler sind mit wenigen Ausnahmen kurz und enden

*) Steph. Byz. I, 168 s. v. *Βέροια*.

oft höchst malerisch mit einem kleinen, grünen Wiesenflecke unmittelbar an den Wänden senkrecht abstürzender Felsen. Ueber den Gebirgszug führen zwei große Straßen und zwar über die Wurzen in einer Höhe von 1071 Meter und über den Loibl in einer Seehöhe von 1370 Meter. Geologisch wurden die Karawanken im J. 1855 aufgenommen. (Vgl. Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Jahrg. VII, 1856, S. 629—78.) Sie werden von den Gliedern der Steinkohlenformation der Trias und Jura zusammengesetzt. Westlich lagern werfner Schiefer in geringerer und guttensteiner Kalke in größerer Mächtigkeit auf. Weiter östlich wird die Trias herrschend, vertreten durch schiefrige, sandige, mergelige Gesteine, Dolomite und Kalksteine. Sie werden an mehrern Stellen von Dioriten und Porphyren durchsetzt und von Dachsteinkalken überlagert. Die Porphyre und Diorite scheinen nach verschiedenen Richtungen Hebungen veranlaßt zu haben, wodurch die zerrissenen Formen dieses Gebirges entstanden. Die Karawanken beherbergen auf der nördlichen Seite Bleierzlagerstätten, ferner Kupferfahlerze und Malachite bei Finkenstein, Zinkerze mit Bleiglanz bei Windisch-Bleiberg, Kappel und Schwarzenbach; Eisenglanz, Rotheisen-, Brauneisensteine und Spateisensteine mit Zinnober bei Schwarzenbach und Kappel; auf der Südseite Spateisenstein und Manganerze in der Steinkohlenformation, ferner Bohnenerze und Bleierze bei Stein, Quecksilber bei Neumarkt und Stein, Bleierze und Zinkblenden in den Spateisensteinen am Fuße der Golitza und des Stov. Am Hoch-Obir befindet sich die höchste meteorologische Beobachtungs-Station Oesterreichs. (*Ferd. Grassauer.*)

KARBITZ, Stadt im nördlichen Böhmen zwischen Außig und Teplitz, Stationsplatz der diese beiden Städte verbindenden Eisenbahnlinie und Hauptort des karbitzer Gerichsbezirkes. Nach der Zählung vom 31. Dec. 1880 hatte es 4030 Einwohner und zwar 1963 männliche und 2067 weibliche. Der Nationalität nach ergaben sich 3891 Deutsche und 26 Czechen. Die Stadt hat eine katholische Pfarrkirche, eine Volksschule mit 5 Knaben- und 5 Mädchenklassen, eine städtische Sparkasse, ein k. k. Bezirksgericht, Post- und Telegraphenstation und 14 Vereine. Karbitz, das im J. 1833 nur 1040 Einwohner besaß, verdankt seinen Aufschwung dem seit den funfziger Jahren in den lebhaftesten Betrieb gelangten Braunkohlen-Bergbau. Derselbe wird dermalen von den Maschinenschächten „Saxonia", „Ritschelschacht", „Johanes- und Franciscaschacht", „Waldpurgaschacht", „Bailschacht" und einigen Handschächten gefördert. Mit der Station Karbitz sind ferner noch die „gräflich westfälischen Kohlenwerke" und das Gewerke „Austria" verbunden. Im J. 1878 bezifferte sich die Kohlenverfrachtung von der Station auf 493,133 Tonnen, im J. 1879 auf 558,580 Tonnen. Der Bergbau von Karbitz beschäftigt mehr als 2000 Arbeiter, die ihre besondern Fortbildungsvereine, Unterstützungs- und Krankenkassen besitzen. Der durchschnittliche Tagelohn eines Bergarbeiters betrug im J. 1881 1 Fl. 50 Kr. bis 2 Gulden. — Urkundlich wird Karbitz als Gut und Kirchdorf zuerst im Jahre 1350 als Bestandtheil der Herrschaft Graupen im Besitze der reichen Familie der Herren von Kolditz erwähnt. Seit 1487 wechselt es die Besitzer; 1549 wird es zum Städtchen erhoben und 1577 gelangt es an die königliche Kammer. Von 1600 bis 1601 tritt es in ein Unterthänigkeitsverhältniß zur Stadt Leitmeritz, wechselt dann die Besitzer bis zum Jahre 1640, in welchem die Grafen von Kolowrat mit der Herrschaft Kulm auch Karbitz erwarben. Bei dieser Familie verblieb es, bis es im J. 1830 an die Grafen von Westfalen überging. (Eine gute Monographie: Gustav Mattauch, „Chronik der Stadt Karbitz". Karbitz 1880.) (*L. Schlesinger.*)

KARBOL, KARBOLSÄURE. Zur Ergänzung der in dem Artikel „Phenol, Phenylsäure" über das chemische Verhalten schon Beigebrachten sei hier nur auf die so außerordentlich große Wichtigkeit hingewiesen, welche der genannte Körper in der neueren Zeit seiner fäulnißwidrigen, antiseptischen Eigenschaften halber sowol für die Hygieine als auch für die Chirurgie, sowie für die Gynäkologie und Geburtshülfe bekommen hat.

Die Karbolsäure nimmt unter den desinficirenden Mitteln — allein, oder mit andern Mitteln, z. B. Eisenvitriol verwendet — für Aborte, Gefäße, welche die Entlehrungen von an Infectionskrankheiten Erkrankten (Typhus, Cholera, Ruhr), zur Reinigung der geölten Wände der Krankenzimmer u. s. w. die erste Stelle ein. Fernerhin ist die Karbolsäure zu Inhalationen bei putrider Secretion der Respirations-Schleimhaut, bei Lungenbrand, sowie bei Diphtherie und Keuchhusten mehrfach mit günstigem Erfolge angewendet, sowie auch zu Gurgel- und Mundwässern (bei schadhaften Zähnen) benutzt worden.

Die hauptsächlichste Anwendung aber findet die Karbolsäure in der Chirurgie, bezüglich Gynäkologie und Geburtshülfe. Seit der Einführung der sogenannten antiseptischen Methode durch Lister und nach ihm vorzüglich durch R. Volkmann zu Halle, Thiersch in Leipzig und Nußbaum in München — bei welcher die Karbolsäure nebst ihren Präparaten immer noch die ausgedehnteste Verwendung findet — ist die Sterblichkeit an chirurgischen Krankheiten und nach Operationen in einem äußerst erheblichen Grade herabgesetzt, die Ausführung von Operationen möglich geworden, welche früher niemand hätte wagen dürfen. Ebenso ist auch mit Sicherheit zu hoffen, daß nach Einführung der antiseptischen Methode in der Geburtshülfe die Sterblichkeit am Wochenbettfieber eine wesentliche Beschränkung erfahren werde.

Die bei den verschiedensten Zuständen versuchte innerliche Verwendung der Karbolsäure hat bisher eine zuverlässige Wirkung nicht erkennen lassen. (*Alfred Krug.*)

Karbunkel, s. Carbunkel.

KÄRCHER (Ernst Friedrich) ist am 4. Aug. 1789 in Ichenheim, einem Marktflecken in der Rheinebene zwischen Lahr und Kehl, geboren. Sein Vater Christoph Bernhard Kärcher war dort praktischer Arzt, wurde später als Amtschirurg nach Durlach versetzt und ist daselbst 1813 verstorben; seine Mutter Dorothea Luise Lembke starb in dem hohen Alter von 81 Jahren 1845 in Karlsruhe. Seine frühesten Lebensjahre verbrachte er in Durlach, wo er

und dann eine Pfarrei in dem benachbarten Pfaffenhofen erhielt. Die Fortsetzung seiner Studien fand er in Karlsruhe. Den dortigen Aufenthalt wurde ihm durch die Aufnahme in das Haus seines Jugendfreundes, bei den Aeltern des Staatsrathes Wieland, erleichtert. Hier brachte er in gemeinschaftlichem Studium und unter bildendem Umgange seine Lyceumszeit zu, erfreute sich des Unterrichts eines Sander, Hebel und Böckmann und daneben der Leitung und Führung seines Pflegevaters, der den elassischen Studien nie fremd geworden war. Wohl vorbereitet bezog er 1807 die Universität Heidelberg; dort wollte er nach dem Wunsche der Mutter Theologie studiren. Wol konnten ihn die Vorlesungen von Daub, Marheineke und De Wette anziehen, aber mehr fesselten ihn die Philologen Creuzer, Bockh und der jüngere Voß. Da aber damals die Philologie allein seine Aussicht auf ein kunftiges Lehramt gewahrte, so mußte er Theologie und Philologie vereinigen und that das mit so gutem Erfolg, daß er am 25. Sept. 1810 mit dem Prädicate der „Vorzüglichkeit" unter die Candidaten des evangelischen Predigtamts aufgenommen wurde. Bald nachher trat er als Hauslehrer in die Familie des in Stuttgart residirenden westfälischen Gesandten Girard. Der Aufenthalt in diesem angesehenen Hause verschaffte ihm Sicherheit und Gewandtheit im Umgange und dazu auch eine seltene Fertigkeit in dem Gebrauche der französischen Sprache, deren Kenntniß er in seiner ersten Arbeit für den deutsch-französischen Theil des großen Wörterbuchs von Mozin bekundete.[1]) Nach zwei Jahren mußte er diese angenehme Stellung aufgeben, als er im Januar 1813 zum Lehrer an der großherzoglichen Pagerie in Karlsruhe berufen wurde. Nachdem seine Bewerbung um die Stelle eines Hofdiakonus erfolglos geblieben war, entschied er sich dauernd für den Lehrerberuf, zu dem ohnehin seine Neigung ihn zog. Im J. 1815 wurde er zum ersten Lehrer an dem Pädagogium in Durlach ernannt mit dem Charakter als Diakonus. Damit kehrte er zurück an die Statte seines Knabenalters, wo er nun in der Familie des Hauptmanns Wielandt in Luise, der ältesten Tochter des Hauses, eine Jungfrau fand, mit der er sich nach seiner Ernennung zum Professor (1817) verlobte und am 15. Febr. 1818 verheirathete. Die ersten Jahre des neuen Bundes waren nicht ohne Sorgen, denn die Besoldung war gering und die Theuerungsjahre 1817 und 1818 forderten bei eigener Vermogenslosigkeit Einschränkungen.

Diese Noth hörte auf, nachdem er 1820 nach Karlsruhe berufen war und damit den Boden betreten hatte, auf dem durch 35 Jahre seine Thätigkeit sich entwickeln und ihm immer neue Ehren bereiten sollte. Im Januar 1820 war er zum Hauptlehrer der vierten Klasse ernannt, schon 1821 rückte er in die dritte Klasse vor, bald in die zweite und 1831 in die oberste Klasse (Sexta) des Lyceums. Im J. 1830 hatte ihm die Landes-Universität die philosophische Doctorwürde honoris causa ertheilt und sein Landesherr den Charakter als Hofrath verliehen. 1833—1838 war er Mitglied der evangelischen Kirchen- und Prüfungs-Commission. Im Mai 1837 wurde er zum Mitgliede des im April 1836 errichteten Oberstudienrathes ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1848 mit Liebe und Eifer wirkte. Am 24. Nov. 1837 wurde ihm die Stelle als Director des Lyceums übertragen; er war damals im achtundvierzigsten Lebensjahre; in demselben Jahre erhielt er auch das Ritterkreuz des Ordens vom Zähringer Löwen und 1838 den Charakter als Geheimer Hofrath. Die Reisen zur Visitation der Schulen des Landes hatte er in der Regel in Gesellschaft seiner unzertrennlichen Lebensgefährtin gemacht, aber sie wurde ihm 1848 durch den Tod entrissen; auch jene Reisen, die eine angenehme Unterbrechung der Arbeit in der Schule und in der Kanzlei geboten hatten, hörten auf, als er 1850 seiner Stellung im Oberstudienrathe enthoben wurde. Um so ungestörter konnte er sich darauf seinem Berufe in dem Lyceum und seinen Studien widmen; das Leben wurde für ihn immer stiller und einförmiger. Die Feier seines vierzigjährigen Dienstjubiläums wurde am 13. März 1855 von allen Seiten festlich begangen; die bei dem Schulfeste gehaltenen Reden sind „auf Verlangen der Sexta' gedruckt worden. Die Aufregung des Festes schien erfrischend auf ihn gewirkt zu haben, aber die Uebung der Dankespflicht gegen die Collegen, welche dem Jubelfeste freundliche Theilnahme geschenkt hatten, führte eine Lungen- und Herzentzündung herbei, an der er bereits am 12. April 1855 sanft und ruhig entschlief. Seine Anhänglichkeit an das Lyceum hat er auch durch zwei Stiftungen bewiesen. Schon bei seinem Leben hatte er die Zinsen von 100 Fl. im Andenken an seinen Lehrer und Freund, den Prälaten Hebel, als Hebelstiftung zu einer Bücher-Prämie für eine gelungene Ausarbeitung bestimmt. In seinem Testamente hatte er den größten Theil seiner Bibliothek, weit über 1000 Bände, nebst einer großen Anzahl von Broschüren der Schule überwiesen und damit fühlbare Lücken dieser Sammlung ausgefüllt.

Sein Unterricht war gründlich, geistvoll und sehr anregend, wenn er sich auch bisweilen bei einem Gegenstande, der ihn besonders interessirte, zu sehr fortreißen ließ. Als Director wußte er Ordnung und Zucht kräftig zu handhaben und die Rechte der Anstalt, in der Sitte und Pietät herrschte, zu bewahren. Seine Gewandtheit und Liebenswürdigkeit halfen ihm dabei sehr. Der neue Unterrichtsplan konnte 1837 mit Leichtigkeit eingeführt werden; der neu aufgenommene Turnunterricht, das Singen und Zeichnen gedieben unter seiner Fürsorge. Bei wachsender Frequenz sorgte er für die Errichtung von Parallel-Abtheilungen mit großer Umsicht.

Neben den Anforderungen des Amtes fand er bei seinem zurückgezogenen Leben und reger Arbeitsamkeit Muße für literarische Arbeiten, deren Mittelpunkt die lateinische Lexikographie bildet. Sie sind theils theoretisch, wie 1821 Theorie der Wortbedeutungen in Seebode's kritischer Bibliothek, 1826 die Abhandlung De optima

1) Auf diese Sprache bezogen sich die Lyceal-Progr. von 1835 über die Verse der Franzosen und 1838 der Entwurf zu einem franz. etymol. Wörterbuche; auch einige Recensionen in den Heidelb. Jahrbüchern.

latini lexici condendi ratione und die Probe eines größeren lateinischen Lexikons in Jahn's Jahrb. I, 1, 197 und über die Einrichtung eines lateinischen Schulwörterbuchs in Seebode's kritischer Bibliothek, theils praktisch in eigenen Werken und in der Beurtheilung anderer in dieses Gebiet einschlagender Schriften. 1824 war das etymologische Wörterbuch erschienen, wiederholt 1826 und 1843; es ist von J. Bosscha ins Lateinische übersetzt, außerdem in das Englische. Auch ein kleineres Wörterbuch in etymologischer Ordnung gab er heraus. Den Uebersetzungen aus dem Deutschen in das Lateinische sollte das „Kleine deutsch-lateinische Wörterbuch für Anfänger" (1824) dienen. Eine zweite Reihe bilden die lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbücher in alphabetischer Ordnung. 1826 erschien bei Hahn das von Ruhkopf begonnene, von ihm fortgesetzte und vollendete lateinisch-deutsche Wörterbuch und diesem folgte in demselben Jahre nach Scheller-Lünemann das deutsch-lateinische. Die erstere Abtheilung wurde 1833 von Terpstra ins Holländische übersetzt. Die zweite Ausgabe 1840 kann wegen der bedeutenden Umarbeitung und Erweiterung als Kärcher's selbständiges Werk betrachtet werden. Dazu kam 1842 das Handwörterbuch der lateinischen Sprache (Stuttgart), in welchem auch die Realien aus Geschichte und Geographie eingehendere Berücksichtigung fanden. Kritiken hat er veröffentlicht von Wüstemann's deutsch-lateinischem Wörterbuche, von Kloker (Allgem. Schulz. 1830 II, Nr. 105—106), von Freund (Zeitschr. für A. W. 1836, Nr. 18). Kleinere Beiträge geben auch die in Programmen-Abhandlungen gedruckten Beiträge zur lat. Etymologie und Lexikographie; so 1842 über quio und dessen Familie, 1846 und 1847 Prosodisches aus Plautus und Terenz, 1854 Nachträge zu Forcellini[2]) nebst einem grammatischen Excurse über die Bedeutung und Bildung der Adjectiva, welche sich auf bilis und bundus endigen. Man kann nicht sagen, daß die Wissenschaft durch diese Arbeiten sehr gefördert sei; es fehlte die umfangreiche Kenntniß der Latinität und weit angelegte Collectaneen, aber die für die Schule bestimmten Bücher empfahlen sich durch glückliche Combinationen und Scharfsinn in der Aufsuchung der Wörterfamilien. Kärcher war ein guter Gelegenheitsdichter[3]); diese Fertigkeit hat er auch den alten Schriftstellern zugewendet und namentlich Theokrit verdeutscht. Das elfte Idyll erschien als Probe dieser Uebersetzung mit einem Vorworte über zwei Stellen in Idyll XV. im J. 1845. Unter den lateinischen Schriftstellern war er besonders mit Horaz vertraut, diesen hatte er viel in der Schule erklärt und genaue Kenntniß der weitschichtigen Literatur erworben. Um seinen Schülern eine Erinnerung daran zu geben, aber auch für Lehrer eine Probe der Erklärung zu liefern, hat er in drei Programmen diesen Dichter behandelt. Es kam ihm zuerst darauf an, dem herkömmlichen Enthusiasmus für die Erhabenheit der Odendichtung entgegenzutreten und im Anschluß etwa an Eichstädt u. a. die Laune und Schalkhaftigkeit des Dichters geltend zu machen und damit eine richtigere Auffassung der Lieder herbeizuführen. So 1848 die 28. Ode des 1. Buchs, welche als Dialog zwischen einem Schiffer und dem begrabenen Archytas dargestellt und als Ironie auf die Speculation genommen wird. 1850: Ist die 20. Ode des 1. Buches echt? gegen die unbegründeten Verdächtigungen Peerlkamp's, aber mit ungenügender Beschützung der Conjectur tum bibes. Endlich 1853: Was ist in der 8. Ode des 4. Buches echt und was nicht? wo er die sechs letzten Verse auch für interpolirt erklärt und über andere Schwierigkeiten sich durch gezwungene Erklärung hinweghilft. In den Vorreden und Anhängen dieser drei Programme werden auch andere Stellen des Dichters behandelt, auf welche hier einzugehen nicht der Ort ist. Auch mit Tacitus hatte er sich viel beschäftigt und einige Stellen der Annalen im Philologus (IX, 74—85) erklärt. Am meisten aber hatte er sich gefreut über die Entdeckung, daß Cato's Liber, qui inscriptus est carmen de moribus in Versen und zwar in trochäischen Septenaren geschrieben sei. Er hatte dieses εὕρημα sofort an Böckh zur Mittheilung an die berliner Akademie geschickt, es aber auch in dem Philologus (VIII, 727, IX, 148, 412) für weitere Kreise veröffentlicht. Er hatte allerdings die Freude, Böckh's Zustimmung zu erhalten (in der berliner Akademie vom 22. Mai 1854, jetzt abgedruckt in den Kl. Schr. VI, 296), aber andere verhielten sich ablehnend, wie Fleckeisen Catonianae poesis reliquiae (1854), der sogar Sotadeen annahm, oder wie Ritschl (Opusc. IV, 297), Vahlen (Zeitschr. für österr. Gymn. X, 469) und Jordan, die eher Saturnier anzunehmen geneigt sind, soweit überhaupt eine metrische Form anzunehmen ist und die Fragmente ein begründetes Urtheil zulassen. Dieser Fund war Kärcher's Schwanengesang. Aus seinen nachgelassenen Papieren ist nichts veröffentlicht.

Gockel, E. Fr. Kärcher. Ein Lebensbild entworfen im Namen der Anstalt, als Beigabe zum Progr. des Lyceums 1855. Die Biographie von Löhlein in Weech's Bad. Biogr. I, 444 konnte ich nicht benutzen.

(*F. A. Eckstein.*)

KARDÄTSCHE, vom lateinischen carduus (Distel), eine Art Striegel aus den Köpfen der Karde oder Weberdistel, überhaupt eine steife, scharfe Bürste, um die Haare der Pferde und des Rindviehs zu reinigen; außerdem gleichbedeutend mit Krempel und in diesem Sinne, obwol veraltet, noch in der Streichgarnspinnerei angewendet.

(*W. H. Uhland.*)

Kardendistel, s. Dipsacus.

KARDIOIDE (*καρδιο-ειδής*, herzförmig), eine algebraische Curve vierter Ordnung; der Name ist von Castillioni, Philos. Transact. 1741, p. 778, der Curve ihrer Gestalt wegen gegeben worden. In einer besondern Monographie hat zuerst Carré, Mém. de l'Acad. des Sciences 1705, diese Curve behandelt, indem er von der folgenden Erzeugungsweise dabei ausgeht: In dem festen Punkte A auf der Peripherie eines festen Kreises mit dem Durchmesser d wird eine Gerade gedreht.

2) Dieses Progr. ist in besonderm Abdrucke, Karlsruhe bei Braun, in den Buchhandel gekommen. 3) Auch eine latein. Ode von ihm ist bei festlicher Gelegenheit gedruckt.

Berührungspunkt P den zweiten Schnittpunkt derselben mit dem Kreise, und wird die Länge des Durchmessers auf der Geraden nach beiden Seiten von P aus abgetragen, PII = PII = d, so ist der Ort der Punkte II und II die Kardioide. Diese Erzeugung, die Carré übrigens nur unvollständig ausführt, indem er blos den Endpunkt derjenigen Strecke betrachtet, welche in der Richtung von P nach A fällt, läßt die Curve als eine besondere Art der Rondveide auf cirkularer Basis erscheinen, die bereits von Roberval (Divers Ouvrages, contenus dans Memoires de l'Acad. depuis 1666 — 1699, T. VI) unter dem Namen: Limaçon de Pascal untersucht worden sind. In der Introduction à l'analyse des lignes courbes 1750 ist die Curve von Cramer (S. 173, exemple 3) discutirt worden, doch wird sie hier als cyklische Curve erzeugt, indem ein Kreis auf die Peripherie eines andern mit gleichem Radius rollte. Als solche ist die Curve schon in dem Traité de la lumière 1690 von Huygens (S. 123 und 124) unter den Katakaustiken des Kreises enthalten. In dem allgemeinen Systeme der algebraischen Curven vierter Ordnung ist die Kardioide dadurch charakterisirt, daß sie drei Spitzen (Rückkehrpunkte) besitzt. Zwei derselben sind imaginär und fallen mit den Kreispunkten zusammen. Demnach bietet die Curve eine specielle Art der Cartesischen Ovale, die von Charles, Aperçu historique, Note XXI, und vollständiger von Cayley (Journal de mathématiques T. XV) als diejenigen Curven vierter Ordnung definirt worden sind, welche zwei Rückkehrpunkte in den imaginären Kreispunkten besitzen. (*Axel Harnack.*)

KARDIS, ein Gut im europäisch-russischen Gouvernement Livland, im dorpatschen Kreise, im Kirchspiele Lais, hart an der Grenze von Esthland, 67 Kilometer nordöstlich von Dorpat. Es liegt auf dem Landrucken, welcher Esthland und Livland scheidet und ist deshalb hügeliger als die meisten übrigen Gegenden des dorpatschen Kreises. Reicher Fischfang, gute Viehzucht auf den Bergen, trefflicher Kornbau und sehr gute Obstbaumzucht machen Kardis zu einem sehr angenehmen Aufenthalt. In Kardis wurde einer der wichtigsten Friedensschlüsse für den ganzen Norden Europas geschlossen. Als Karl X. von Schweden mit Johann II. Kasimir von Polen in einen Krieg verwickelt wurde, indem er wieder die alten Ansprüche Polens auf die schwedische Krone hervorsuchte, glaubte der russische Zar Alexei Michailowitsch jetzt die beste Gelegenheit zu haben, seine früheren Ansprüche auf Livland und Esthland wieder geltend zu machen. So gerieth Karl X. sogleich bei seinem Regierungsantritte in einen Krieg mit Polen und zugleich mit Rußland. Alexei Michailewitsch nahm den Herzogstitel von Livland wieder an, während er zugleich Polen mit Krieg überzog, um die Oberherrschaft über die zu ihm abgefallenen Kosacken zu behaupten. Er eroberte Smolensk, Witebsk, Minsk und Grodno, während Johann Kasimir an Karl X. in Verbindung mit Preußen fast sein ganzes Königreich verlor. In dieser Noth vermittelte Oesterreich, welches Polen nicht ganz sinken lassen wollte, einen halbjährigen Waffenstillstand, wodurch Rußland die Fürstenthümer Smolensk, Sewerien und die Ukraine wieder erhielt. Oesterreichische Hülfe gegen die Schweden in Polen und die Erklärung der Niederländer und Dänemarks gegen Schweden veränderten den Stand der Angelegenheiten und Alexei eroberte Dunaburg, Kokenhusen und Dorpat, belagerte jedoch Riga vergebens und Karl X. bekam im J. 1657 in Livland während einer fürchterlichen Pest die Oberhand. Dies machte beide Theile zum Frieden geneigt und so wurde am 31. Dec. 1658 zwischen Schweden und Rußland der dreijährige Waffenstillstand zu Wallisar bei Narwa abgeschlossen, dem am 2. Juli 1661 der Friede zu Kardis folgte, in welchem Rußland alle zu Anfang des Krieges in Livland gemachten Eroberungen an Schweden zurückgab und den schwedischen Kaufleuten im russischen Reiche große Vorrechte zusicherte. (*A. v. Wald.*)

KARDSZAG, KARCZAG, großer Marktflecken im ungarischen Comitat Jazygien Groß-Kumanien und Szolnok, früher Hauptort von Groß-Kumanien, liegt nordöstlich von Szolnok unweit vom Berettyoflusse in einer ganz flachen Ebene mit großen Sümpfen und Mooren, Sarrét genannt. Es befinden sich daselbst ein königlicher Gerichtshof, ein Bezirksgericht und ein Untergymnasium. Die Gemarkung des Marktfleckens hat einen Flächeninhalt von 65,568 Katastraljoch, die Einwohnerzahl betrug 1880: 15,712, von welchen 12,884 Reformirte, 2199 römische Katholiken, 629 Israeliten waren.

(*I. Hunfalvy.*)

KARELIEN, der südöstliche Theil des Großfürstenthums Finland, seit 1121 von den Karelen, finnisch Karja-Laiset, einem der beiden Hauptstämme der eigentlichen Finnen, bewohnt. Unter diesem Namen verstand man einen Theil des jetzigen Gouvernements Petersburg, der an den Ladogasee grenzt, einen großen Theil des Gouvernements Olonez mit einem Theile des archangelschen Gouvernements bis zur karelischen Bucht des Weißen Meeres. In diesen Gegenden wohnten die Karelen zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft mit den Russen, d. h. im 12. Jahrh. Den Normannen waren die Karelen schon viel früher bekannt. Zu Anfang des 9. Jahrh. drang der König Erik Edmundson (starb 833), nach nordischen Berichten, auf seinen Streifzügen durch Finland bis Karelien vor und im J. 877 erfocht der Feldherr des Königs Harald Harfagr, Thorulf Kweldulfson, im Bunde mit den Kwenen (einem andern finnischen Stamme) einen glänzenden Sieg über die Karelen. Uebrigens behaupteten diese ihre Unabhängigkeit und entrichteten nur von Zeit zu Zeit, und zwar unmittelbar, nachdem sie von den Normannen geschlagen waren, einen Tribut an letztere. Im J. 1141 erscheinen die Karelen zum ersten mal in der russischen Geschichte als Bundesgenossen des nowgorodschen Fürsten Alexander, der mit den Nowgorodern und Ladogaern die Stadt Koporje belagerte und einnahm. Im J. 1227 ließ der Großfürst Jaroslaw Wsewolodisch die Karelen durch Missionäre taufen. Trotzdem war die Abhängigkeit der Karelen von den Russen noch keine vollständige und die russischen Fürsten waren genöthigt, Feldzüge nach Karelien zu unternehmen, um die sich empörenden Karelen

zu unterwerfen, wie z. B. der Großfürst Dimitri Alexandrowitsch, der Karelien 1278 verwüstete.

Von 1293 an begannen die Schweden Karelien zu unterjochen; in diesem Jahre gründeten sie die erste Stadt in Karelien, Wyborg, im J. 1295 Kexholm und fünf Jahre später Landskrona an dem Einflusse der Ochta in die Newa, das 1301 von den Nowgorodern zerstört wurde. Im J. 1302 machten die Russen zusammen mit den Karelen Einfälle in das nördliche Norwegen, jedoch endete der Kampf mit den Schweden um den Besitz Kareliens damit, daß im Frieden von Notenburg (1323) ein bedeutender Theil Kareliens von Rußland an Schweden abgetreten wurde. Im J. 1593 gründete der Großfürst Fedor Johannowitsch das karelische Bisthum; übrigens gab es im ganzen nur zwei karelische Bischöfe, und auch diese waren nur, wie es scheint, Vicare der Erzbischöfe von Nowgorod.

Die Karelen verbreiteten sich aus ihren ursprünglichen Stammsitzen zu verschiedenen Zeiten nach Südost. So siedelte schon Iwan der Schreckliche nach dem Kriege mit den Schweden einen großen Theil der von ihm gefangen genommenen Karelen im Gouvernement Twer an. Einen größeren Umfang bekamen diese Ansiedelungen im 17. Jahrh. und zwar namentlich nach dem stolbowskischen Frieden im J. 1617, so besonders in den Jahren 1646, 1663, 1665—66, 1669 und 1678. Die Bestrebungen der Regierung waren darauf gerichtet, die Karelen vorzugsweise auf Kronländereien anzusiedeln, dessenungeachtet geriethen aber viele Karelen in die Leibeigenschaft der Gutsbesitzer. Durch den nystedter Friedensschluß wurde 1721 ganz Karelien mit Rußland vereint. In gegenwärtiger Zeit bewohnen die Karelen, die alle mehr oder weniger russificirt sind und nur einige Eigenthümlichkeiten ihres Typus und Charakters bewahrt haben, folgende Gouvernements: 1) das twersche, 93,093 Seelen; 2) das nowgorodsche, 25,691 Seelen; 3) das Gouvernement Olonez, 12,524 Seelen; 4) das Gouvernement Archangelsk, über 14,000 Seelen; hier leben sie größtentheils im kamskischen Kreise, wo sie den Hauptbestandtheil der Bevölkerung bilden; 5) das Gouvernement Petersburg und zwar die Kreise von Petersburg und Schlüsselburg, circa 42,979 Seelen; 6) das Gouvernement Kaluga und zwar an der Grenze des Gouvernements Smolensk, 1396 Seelen; 7) das Gouvernement Jaroslaw, 1283 Seelen. Endlich finden sich auch noch Abkömmlinge der Karelen in den Gouvernements Wladimir, Tambow, Wologda und Smolensk. Nach den oben angegebenen Daten würde sich also die Zahl der Karelen in ganz Rußland gegenwärtig auf 150—160,000 Seelen belaufen, von denen der größte Theil bereits gänzlich russificirt ist.

Die Karelen bekennen sich zur herrschenden griechisch-orthodoxen Landesreligion mit Ausnahme der im Gouvernement Petersburg lebenden, die protestantischen Glaubens sind. Uebrigens gibt es unter ihnen sehr viele Sektirer. In ihrem physischen Typus haben sie die finnischen Züge und besonders die helle Farbe der Haare bewahrt. Ihre Sprache haben sie größtentheils vergessen und nur die Greise sprechen noch karelisch. In moralischer Hinsicht zeichnen sich die Karelen vor den Russen durch starken Eigensinn, Verschlossenheit, Mistrauen und Rachsucht nicht vortheilhaft aus. Gerühmt wird dagegen ihre Ehrlichkeit und Reinlichkeit, wodurch sie die russischen Bauern bei weitem übertreffen. Vgl. Rein, Specimen de vetere Carelia, Abo 1825; Castren, Ethnographische Vorlesungen S. 144; Sjögren, Gesammtschriften, Petersburg 1861. (*A. v. Wald.*)

KAREN. Unter dem Namen Karen begreift man eine Anzahl halbwilder, sprachlich und ethnographisch untereinander verwandter, in Barma lebender Völkerschaften. Dieselben gehören dem indochinesischen Stamme an. Ihren Sagen zufolge sind sie vom Norden her in ihre jetzigen Wohnsitze eingewandert, und in der That reden noch heute gewisse unabhängige Stämme des südlichen China karenische Dialekte. In den letzten vierzig Jahren haben amerikanische Missionäre mit bedeutendem Erfolge unter den Karen gewirkt.

Die Karen-Sprache zerfällt, soviel bisher bekannt, in acht Dialekte: Sgau, Pgho (Pwo oder Sho), Bghai, Rothe Karen, Taru, Mopgha, Kai oder Gaikha und Toungthu. Unter diesen sind die beiden ersten die bekanntesten. Das Karen bildet offenbar innerhalb der indochinesischen Sprachenfamilie eine Gruppe für sich und schließt sich weder an den tibeto-barmanischen, noch an den chinesischen, noch an den siamesischen oder irgendeinen andern bekannten Zweig besonders eng an. Sein Bau ist wesentlich monosyllabisch-isolirend, sein Wortschatz vermuthlich, bis auf einige peguanische Lehnwörter, rein indochinesisch. Das Lautwesen zeigt in den verschiedenen Dialekten bedeutende Abweichungen. Im Sgau und Pgho sind die Auslautsconsonanten und ihre Verbindungen:

k, kw, kl, kr, ky.	p, pw, pl, pr, pgh, py.
k', k'w, k'l, k'r, k'y.	p', p'w, p'l, p'r, p'gh, p'y.
g.	b, bw, bl, br, bgh, by.
χ, χw.	m, mw, ml, mr, mgh, my.
ng, ngw, ngr.	y, yw.
s, sw, sr, sgh.	r, rw.
hs, hsw, hsr, hsgh.	l, lw.
š, šw.	w, 'w (= ʁw?).
ñ, ñw.	ϑ ϑw, ϑr.
t, tw, tr.	h.
t', t'w, t'r	ε (arabisches 'ain).
d, dw.	ʁ.
n, nw, ny.	

Die Vocale sind: ę, ā, i, ö, ū; u, e, ä, o, ą. Jede Silbe endet auf einen Vocal, welcher im Pgho— nicht im Sgau— nasalirt sein kann. Jeder Silbe haftet eine der folgenden sechs Betonungen an:

die tiefe gleiche, mit ˙ bezeichnet;
die fallende, „ ˙ „
die circumflexe, „ ˜ „
die kurz abgebrochene „ ˜ „
die kurze, „ : „
der steigende (unbezeichnet).

Eine Schrift besaßen die Karen früher nicht; die Missionare bedienen sich für das Sgau des barmanischen, für das Pgho eines besonders von ihnen erfundenen Alphabets.

Die Wortstellungsgesetze gleichen im wesentlichen den chinesischen: das Subject steht vor, das Object hinter dem Verbum, während z. B. im tibeto-barmanischen und vielen andern verwandten Sprachen das Object dem Verbum vorausgeht. Nähere Bestimmungen treten voran, während sie in der tamulischen Sprachengruppe stets folgen. Die Wortbildung geschieht theils mittels einfacher Composition selbständiger Stammwörter, theils durch formative Hülfswörter. Ein reicher Vorrath grammatischer Partikeln verleiht der Syntax einen ziemlich hohen Grad von Biegsamkeit und Feinheit. — Im Folgenden werden wir nur noch das Sgau berücksichtigen.

Die persönlichen Fürwörter haben folgende Formen:

	Subj.	Possess.	Obj.	Reflexiv.
Sing.	1. ɣe	ɣe	ɣé	ɣe-ke-sé
	2. ne	né	né	ne-ke-sé
	3. wä	awä	à	e-ke-sé
Plur.	1. pe	pghé	pghé	pe-ké-sé
	2. θü	θü	θü	θü-ke-sé
	3. wä	e-wä-θé	à	e-ke-sé

Die Subjects-Pronomina 1. und 2. Person stehen vor dem Verbum, wogegen wä ihm folgt, z. B. ẽ, lieben: ɣe ẽ, ne ẽ, ẽ wä, pé ẽ, θü ẽ, ẽ wä. Das Perfectum hat das Suffix li: ne ẽ li du hast geliebt; ẽ wä li er hat geliebt, sie haben geliebt. Das Futurum wird durch das Präfix ke bezeichnet: ɣe ke ẽ, ich werde lieben; ke ẽ wä li, er wird geliebt haben. Andere Partikeln drücken Bitte, Befehl, Verbot, Erlaubniß, Möglichkeit, Nothwendigkeit, Unmöglichkeit, Wunsch u. s. w. aus. Ein Passivum wird in folgender Weise gebildet: ɣe ẽ ɣe θe:, ich werde geliebt; ẽ e θe:, er wird geliebt; ne ẽ li ne θe: li, du bist geliebt worden u. s. w.

Die Zahlwörter von 1—10 lauten: 1 te, 2 k'i, 3 θä, 4 lwi, 5 yä, 6 χü, 7 nwi, 8 χo:, 9 k'wi, 10 hsi.

Literatur: F. Mason, Synopsis of a Grammar of the Karen language, embracing both Dialects, Sgau and Pgho or Sho (mit Wörterverzeichnissen). Tavoy 1846. 4. — J. Wade, Karen Vernacular Grammar, with English interspersed etc. Maulmain 1861. 8 (fast ganz in Sgau geschrieben). — Eine Uebersetzung des Neuen Testaments: The New Tastament in Karen. Tavoy 1843, 8 ist von Mason angefertigt.

(*G. v. d. Gabelentz.*)

Karfunkel, Mineral, s. Granat.

Karfunkel, Geschwür, s. Carbunkel.

KARG VON BEBENBURG, ein jüngeres, wie unten gezeigt werden soll, briefadeliges Geschlecht, das zwar den Namen des alten erloschenen von Bebenburg nebst dessen Wappen annahm, mit ihm aber durchaus keinen nachweisbaren Zusammenhang hat. — Es erscheinen zuerst zwei Brüder, Hans und Thomas Karg, die d. d. Regensburg 14. Juni 1594 einen Wappenbrief erhielten. Des ersteren Enkel, Namens Friedrich, wurde vom Kaiser Matthias d. d. Frankfurt 17. Juni 1615 der Reichsadelsstand ertheilt und ihm von Kaiser Ferdinand II. d. d. Wien 21. Nov. 1621 unter Bestätigung seines Adels der Zuname von Bebenburg (nach dem alten fränkischen, 1522 erloschenen Geschlechte dieses Namens, dem der bekannte Fürstbischof Leopold III. von Bamberg 1353—63 angehörte) verliehen. Als fürstbischöflicher bambergischer Zahlmeister vermählte er sich 1642 mit Eva von Lorber (gest. am 16. Oct. 1696) und hinterließ bei seinem am 7. Mai 1679 erfolgten Tode dieser seiner Witwe außer vier Töchtern auch vier Söhne, die den Ruhm ihres Geschlechts begründeten. Zwei derselben, Johann Gaspar (geb. 13. Febr. 1650), Mitglied der Gesellschaft Jesu, und Johann Jacob (geb. 17. Dec. 1655) kommen für die Filiation nicht in Betracht. Auch der älteste Sohn, der am 19. Febr. 1648 geborene Johann Friedrich (seines Namens der berühmteste), widmete sich dem geistlichen Stande und erlangte bereits in früher Jugend ein Kanonikat des Collegiatstiftes zu St.-Jacob. Im J. 1664 wurde er Baccalaureus der Philosophie, studirte hierauf bis 1668 die Gottesgelahrtheit zu Rom, sowie 1669 die Rechtswissenschaften zu Prag, und vollendete seine weltmännische Bildung auf langen Reisen durch die Niederlande, Frankreich und Italien, wo er 1676 zu Padua zum Doctor der Rechte ernannt wurde. Auf seinen Reisen hatte er verschiedene Verbindungen angeknüpft, die ihm Veranlassung zu vielen späteren Missionen werden sollten. Mit dem Titel eines apostolischen Protonotars und eines kaiserlichen Pfalzgrafen kehrte er 1678 in seine Vaterstadt heim und wurde hier vom Fürstbischof Peter Philipp von Dernbach zum geistlichen und geheimen Rath ernannt. Nachdem er sich in dieser Stellung wie als Schriftsteller nicht unbedeutenden Ruhm erworben, berief ihn Kurfürst Maximilian Emanuel, die bairischen Angelegenheiten am päpstlichen wie am kaiserlichen Hofe zu vertreten. Der Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln hatte sich zur Unzufriedenheit des Papstes wie des Kaisers den vom französischen Hofe begünstigten Wilhelm von Fürstenberg am 7. Jan. 1688 als Coadjutor beigefügt, die Bestätigung desselben zur Nachfolge aber bis zu seinem schon am 8. Juli desselben Jahres erfolgten Tode nicht erlangen können. Karg suchte nun in Rom ein Wahlfähigkeits-Breve zu Gunsten des bairischen Prinzen Joseph Clemens durchzusetzen. Erhielt dieser bei der darauf zu Köln stattfindenden Wahl auch nur fünf Stimmen, während auf Fürstenberg deren dreizehn fielen, entschied Papst Innocenz XI. dennoch zu Gunsten des ersteren, welche Entscheidung Karg persönlich nach Köln überbrachte. Hier kam es zu den bekannten Wahlstreitigkeiten, die schließlich zum Krieg mit Frankreich führten, aus denen aber Joseph Clemens zuletzt siegreich hervorging. Dieser, bereits Bischof von Freisingen und Regensburg, im jugendlichen Alter von siebzehn Jahren somit auch Kur-

fürst von Köln, berief Karg sofort zu seinem Großkanzler und Staatsminister, die schwierigen Verwaltungsgeschäfte seiner zerstreuten Lande zu leiten. Zu diesen war bald noch die gefürstete Propstei Berchtesgaden (1694 auch die Coadjutorie von Hildesheim) und schließlich das Bisthum Lüttich hinzugekommen. In der That erstaunlich waren die Thätigkeit und der politische Scharfblick Johann Friedrich's von Karg, da diese schwierigen Zeiten doppelte Anstrengung erheischten. Befremdend ist es darum nicht, daß er den ihm 1693 angetragenen fürstbischöflichen Stuhl von Bamberg anzunehmen gedachte und sich nur auf starkes Drängen des Kurfürsten Joseph Clemens entschließen konnte, die aufreibende Leitung seiner bisher innehabenden Staatsgeschäfte beizubehalten. Nach dem Frieden von Ryswick hatte sich Karg verleiten lassen, wie er wol glaubte, zum Besten der von ihm vertretenen Interessen, Verbindungen mit Frankreich zu unterhalten und dieser Allianz thatsächlichen Ausdruck zu geben. Auf energische Einsprache des kölner Domcapitels erklärte der Kaiser den Kurfürsten sammt seinem Kanzler im März des J. 1706 in die Reichsacht. Erst 1711 bei der Wahl des neuen Kaisers sowie bei den Friedensverhandlungen zu Rastadt und Baden — bis dahin lebten Herr und Diener als Gäste Ludwig's XIV. zu Valenciennes — konnte Karg die Wiedereinsetzung seines Kurfürsten und somit auch die seine erlangen. Er starb nach thatenreichem Leben am 30. Nov. 1719 zu Köln, wo der dankbare Joseph Clemens ihm in der Hauptkirche ein seinen Verdiensten entsprechendes Grabmal setzen ließ. — Es sei noch erwähnt, daß er 1694 das zum Canton Gebürg gehörende Rittergut Kirchstetten von den Zollnern von Brand gekauft, daß er den späteren Erwerb der Rittergüter Ober-, Mittel- und Unter-Weilersbach eingeleitet und befördert, sowie daß er vom Kaiser Leopold d. d. Wien 29. Nov. 1698 mit dem Prädicat „von Kirchstetten" und „cum jure extensionis" den Reichsfreiherrnstand erlangt hatte. Sein großes Vermögen fiel an die Kinder seines Bruders Hieronymus Karl Karg von Bebenburg. Dieser, geboren am 2. Juni 1651, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde Dr. jur., kaiserl. Hofpfalzgraf, fürstbischöfl. Hofgeistlicher und Geheimer Rath, 1691 Vicekanzler, 1694 kurmainzischer Geheimer Rath und 1714 Wirkl. Hofgerichts-Präsident und Kanzler, in welcher Stellung er hochgeachtet am 3 Jan. 1723 zu Bamberg verstarb. Auf Fürsprache seines Kurfürsten und Fürstbischofs (Mainz und Bamberg vereinigt), Lothar Franz von Schönborn, hatte ihm der Kaiser d. d. Wien 11. Aug. 1709 den Reichsritterstand verliehen. Von seiner Gattin, Maria Margaretha geb. von Rehm (gest. 19. Sept. 1733) hinterließ er unter neun Söhnen und sieben Töchtern die nennenswerthen Söhne Georg Karl (Stifter der bairischen Linie) und Georg Joseph (Stifter der fränkischen Linie. — Georg Karl (geb. 5. März 1686) war bereits 1711 fürstl. Hofrath, 1721 Geheimer Rath, kurmainzischer Kämmerer und Gesandter am Reichstage zu Regensburg für Bamberg, Straßburg und Kur-Trier. Er war der Erwerber von Ober-, Mittel- und Unterweilersbach und von seiner ersten Gemahlin Anna Margaretha von Münch der Stammvater der unterm 13. Mai 1813 bei der Freiherrnklasse der königl. bairischen Adelsmatrikel eingetragenen bairischen Linie. — Sein Bruder Georg Joseph (geb. 15. Febr. 1698) studirte die Rechtswissenschaft zu Würzburg, wurde fürstbischöfl. Hof- und Regierungsrath, 1721 Geheimer Rath, 1731 Vicekanzler und 1739 Kanzler und Hofrichter, welches Amt er höchst ehrenvoll bis zu seinem am 28. Juni 1779 erfolgten Tode verwaltete. Seinen ererbten Sitz Kirchstetten hinterließ er seinen mit Maria Magdalena Franziska geb. Freiin von Leoprechting erzeugten Söhnen, und ist er der Stammvater der unterm 29. Juli 1812 bei der Freiherrnklasse der königl. bairischen Adelsmatrikel eingetragenen fränkischen Linie. Diese Immatriculation beider Linien geschah auf Grund eines Reichs-Freiherrndiploms, das des Hieronymus Karl Söhne vom Kaiser Karl VI. d. d. Wien 15. Dec. 1731 in Ansehung der Verdienste ihres Oheims, des Freiherrn Johann Friedrich, auf sich ausgedehnt erhalten hatten. Das derzeit in Baiern und Oesterreich blühende Geschlecht führt im silbernen Felde eine freischwebende rothe Burg mit zwei Zinnenthürmen, auf dem Helm einen wachsenden roth gekleideten Engel, Helmdecken: roth-silbern. Dieses ist genau das Wappen der alten erloschenen Herren von Bebenburg, die ihrerseits Eines Stammes mit den gleichfalls längst verblühten Herren von Rothenburg zum redenden Wappen dieser letzteren berechtigt waren. (*H. v. Borwitz u. Harttenstein.*)

KARGO, Schiffsladung, vom spanischen carga, Ladung, abstammend; davon Supercargo, ein Bevollmächtigter des Befrachters, der die Reise mit dem Schiffe macht, um über die Ladung an Orten, wo der Befrachter keine Vertreter hat, zu verfügen. (*R. Werner.*)

KARGOPOL, Kreisstadt im russisch-europäischen Gouvernement Olonez, 670 Kilom. südöstlich von Petrosawodsk, am linken Ufer der schiffbaren Onega, 3½ Kilom. von deren Ausflusse aus dem Latschasee. Kargopol gehört zu den ältesten Ansiedelungen im Norden Rußlands, doch finden sich historische Nachrichten über die Stadt erst aus dem J. 1447, in welchem die Fürsten Dimitri Sch'emjaka und Johann Mozaiskij sich hierhin vor der Verfolgung Wassil's des Dunkeln flüchteten. Von der früheren Festung, die hier noch zur Zeit Peter's des Großen existirte, hat sich noch ein Erdwall mit einem an die Onega stoßenden Graben erhalten. Die Stadt hat 19 Kirchen (darunter 16 steinerne), ein Nonnenkloster, 28 Kaufläden, eine weltliche und eine geistliche Kreisschule und 2146 Einwohner, die hauptsächlich das Kürschnerhandwerk treiben. Berühmt sind die Pelze aus Eichhörnchenfellen, die hier verfertigt werden und einen bedeutenden Handelsartikel bilden (2 Millionen Eichhörnchenfelle, von denen 200,000 sibirische, werden jährlich verarbeitet). Eines guten Rufes erfreuen sich auch die hier gebauten, dreimastigen, kargopolschen Schiffe, die auf den Gewässern des Mariinschen Kanalsystems angewandt werden. Zwei unbedeutende Jahrmärkte finden am 16. März und 24. Juni statt. Kargopol diente früher als Verbannungsort für tatarische Khane und russische Bojaren.

Der Kreis von Karajevel nimmt den südwestlichen Theil des Gouvernements Tiflis ein und umfaßt nach Schweizer einen Flächenraum von 413½ □Meilen mit etwa 70,000 Einwohnern, deren Hauptbeschäftigung der Ackerbau ist. Vorzugsweise werden Roggen, Hafer und Gerste gebaut, weniger Flachs und Hanf. Die Viehzucht befriedigt nur die örtlichen Bedürfnisse. Der Boden des karajevel Kreises ist mit Ausnahme des westlichen Theiles lehmig, sumpfig und reich bewässert. Der Hauptfluß ist die Quega mit ihren Zuflüssen Kena, Moicha und Letnischa. Von den vielen Seen sind die bedeutendsten: der Lekschmer, der Latschasee und der Kenolere. Nicht minder reich ist der Kreis an Sümpfen, die sich größtentheils längs den Ufern der Flüsse gruppiren. Die Wälder, besonders Nadelholz, nehmen 85 Proc. des ganzen Areals ein. (*A. v. Wald.*)

KARIEN, Landschaft im südwestlichen Kleinasien, im Norden an Lydien, im Osten zunächst an die Phryger, dann an den lydischen Stamm der Lasonier in Kabalien (Kibyra) grenzend. An der Meeresküste berührt sich das karische Gebiet mit dem lykischen. Die geographischen Grenzen der Landschaft stehen bei der nahen Verwandtschaft und der seit der Perserzeit eingetretenen Vermischung der verschiedenen Volksstämme nicht vollkommen fest (vgl. *Strabo* XIV, 1, 42. 2, 1). Im allgemeinen bildet das Messogisgebirge im Norden, der Kadmos und der Salbakos im Osten die Grenze. — Den Hauptheil der Landschaft bildet das fruchtbare Thal des untern Mäander und seiner zahlreichen von Süden kommenden Nebenflüsse, unter denen der Harpasos und der Marsyas die bedeutendsten sind. Die außerordentlich reich gegliederte, überall in lange schmale Halbinseln auslaufende Küste wird vom Binnenlande durch das quervorliegende Latmosgebirge abgeschnitten.

Ueber die Nationalität der Karer sind die verschiedenartigsten Ansichten aufgestellt. In der Zeit, als man überall am Mittelmeere semitische Volksstämme und Culte nachweisen wollte, sind auch die Karer meist für Semiten erklärt worden. Nach Movers' Vorgange hat Lassen, Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Gesellsch. X. 341 für eine Reihe karischer Glossen und Namen semitische Etymologien aufgestellt, die freilich fast ausnahmslos verkehrt sind und zum Theil dem semitischen Sprachgeiste geradezu ins Gesicht schlagen; vgl. de Lagarde, Ges. Abhandl. S. 200. 212. 268. 282. Auch Duncker, Gesch. des Alterth., ist geneigt, die Karer für Semiten zu halten, während z. B. Curtius sie im Gegensatz zu den nach seiner Ansicht reinsemitischen Lydern für ein Mischvolk erklärte.

Diesen verschiedenen Auffassungen gegenüber ist Folgendes zu bemerken:

1) Das Reg. II, 11, 4. 19 als Leibwache des Königs Joas von Juda erwähnte Corps הכרי והרצים, d. h. angeblich „Karer (andere übersetzen „Scharfrichter") und Läufer", hat mit den Karern nichts zu thun, כרי Kari ist Schreibfehler für כרתי Kreti, Sam. II, 8. 18; 15, 18; 20, 7. 23, und diese „Kreter" sind nach Sam. I, 30, 14 (Ezech. 25, 16; Zeph. 2, 5) ein Stamm der Philister (im Süden ihres Gebiets ansässig), aus dem zahlreiche Söldner in den Diensten der jüdischen Könige standen. Ebenso bemerke ich gleich hier, daß, wenn Herodot I. 170 den Thales von Milet τὸ ἀνέκαθεν γένος ἐὸν Φοῖνιξ nennt, er ihn dadurch als Nachkommen der nach Jonien ausgewanderten Kadmeer (*Her.* I, 146) bezeichnen will, aus der Angabe also weder eine alte phönikische Ansiedelung in Milet noch ein semitischer Ursprung der Karer gefolgert werden darf.

2) Von der Sprache der Karer sind uns außer einigen Glossen (zusammengestellt von Jablonski, Opusc. III, de Lagarde Ges. Abhandl. 267) in Inschriften und bei Schriftstellern zahlreiche Personennamen erhalten (zusammengestellt von Haussoullier, Bulletin de corr. hellen. IV, 1880, 315 fg.). Dieselben tragen meist einen specifischen, Karien eigenthümlichen Typus, wie z. B. *Μαύσωλλος, Θύσσωλλος, Ἰβάνωλις: Ἀρύασις. Πανύασσις* [und *-ατις*], *Κβονδιάσσις: Τύμνης. Ἱγρης* u. s. w. Sammt und sonders haben sie indessen ein völlig unsemitisches Gepräge, während sie dem Charakter der indogermanischen Sprachen nicht widersprechen. Unter den Glossen sind einige unzweifelhaft indogermanisch, z. B. *ἀλάβαρδος = ἱππόνικος* (*Steph. Byz.* s. v. *Ἀλάβαρδα*). Doch ließe sich denken, daß wir es hier zum Theil mit Lehnwörtern zu thun hätten. Unter den Ortsnamen Kariens ist einer entschieden semitisch, der des Gebirges Kadmos, d. i. der Ostberg (קדם), unter den übrigen herrscht die in ganz Kleinasien verbreitete Bildung auf *-assos* (u. ä.) vor, z. B. Mylasa, Jassos, Halikarnassos, Bargasa, der Fluß Harpasos u. a., daneben Bildungen wie Alabanda, Alinda, Kalynda, *Ὀτωρκονδεῖς* (Pyle in Mylasa), welche wie indogermanische Participialbildungen aussehen (vgl. Kiepert, Lehrbuch der alten Geogr. S. 73). Doch ist natürlich der Schluß von den Ortsnamen auf die Nationalität ein unsicherer, da dieselben ja einer früheren Bevölkerung angehören könnten.

3) Nach der einheimischen Tradition, d. h. nach der Ansicht der karischen Alterthumsforscher (*Herod.* I, 171[1]) sind die Karer in ihren Wohnsitzen auf dem Festlande autochthon, ihr Stammvater Kar (dessen Grab in Suangela gezeigt wurde, *Steph. Byz.* s. v. *Σουάγγελα*, nach dem dieser Name „Grab [*σοῦαν*] des Königs [*γέλα*]" bedeutet) war Bruder des Lydos und Mysos; daher ist den drei Stämmen der Cult des Zeus Karios in Mylasa gemeinsam. Der hieraus sich ergebenden Präsumption, daß Karer, Lyder und Myser nahe verwandte Stämme waren, steht kein irgendwie gewichtiges Moment entgegen. Andererseits sind die Lyder zweifelsohne Indogermanen und nahe Verwandte der Phryger. Wir betrachten daher die Karer als ein Glied des großen indogermanischen Volksstammes der Westkleinasiaten (Weiteres s. Art. Kleinasien).

1) Daß Herodot sich der Ansicht der karischen Gelehrten nicht anschließt, dieselben vielmehr nach kretischer Tradition von den Inseln eingewandert sein läßt und dagegen die Kaunier zu Autochthonen macht, ist natürlich für uns völlig ohne Bedeutung.

4) Ich schließe hier noch einige Bemerkungen an. Im Schiffskatalog Il. *B.* 867 führen die Karer bekanntlich das Beiwort *βαρβαρόφωνοι*, dessen Bedeutung sehr verschieden erklärt wird, s. *Strabo* XV, 2, 26, und zu Folgerungen über ihre Sprache in keiner Weise verwerthet werden kann. Nach dem Verfasser einer karischen Geschichte Philippos von Suangela[2]) bei *Strabo* l. c., finden sich im Karischen zahlreiche griechische Wörter, wie nach *Plato*, Kratyl. 410 im Phrygischen. Auch diese Notiz ist mit Vorsicht aufzunehmen und bezieht sich vielleicht nur auf den gemeinsamen indogermanischen Wortschatz. — Karische Inschriften kennen wir dreizehn, die außer einer in Karien gefundenen sämmtlich aus Aegypten stammen und von Söldnern verfaßt sind; sie sind zusammengestellt von Lenormant, Rev. arch., nouv. ser. XXI, 1870, 151 fg. (die hieroglyphisch-karische Bilinguis auf einer bronzenen Apisstatue aus dem Serapeum von Memphis ist jetzt von J. de Rouge, Inscr. hiérogl. IV, 300 publicirt). Das Alphabet ist eine Varietät des altgriechischen; die Inschriften sind jedoch zu kurz, um der Entzifferung irgendwelche Handhabe zu bieten, offenbar enthalten sie meist Eigennamen.

Ueber die Religion s. Kleinasien. Neben dem Cult der Göttermutter (vgl. dazu *Herod.* II, 61) — die von den Griechen häufig, so in Ephesos und Magnesia, in ihre Artemis umgewandelt wurde — tritt vor allem die Verehrung eines Gottes hervor, den die Griechen als Zeus bezeichnen. Als Zeus Karios von Mylasa — nach *Herod.* V, 66 auch von dem Geschlecht des Isagoras in Athen verehrt — haben wir ihn schon kennen gelernt. Daneben finden wir hier einen Zeus Osogo (*Ὀσογώ*), in dessen Tempel nach der heiligen Sage die Meereswoge sich zeigte (*Pausan.* VIII, 10, 4). Die Inschriften nennen diesen Gott daher häufig *Ζηνοποσειδών*; offenbar ist er ein Gott des Himmelsoceans wie der indische Varuna. Als Gott des Tageslichtes (*Ζεὺς Πανημέριος*) wird er in Idrias (oder Chrysaoris, s. *Steph. Byz.*, in hellenistischer Zeit Stratonikea) verehrt. Gewöhnlich heißt er hier *Ζεὺς Χρυσαορεύς*; sein Heiligthum ist Mittelpunkt der alten karischen Amphiktyonie (*Strabo* XIV, 2, 25). In dem Dorfe Lambraynda bei Mylasa befindet sich endlich noch der hochheilige, von Mylasa verwaltete Tempel des Kriegsgottes *Ζεὺς Στράτιος* (auch *Λαμβράνδου*), der mit der Streitaxt in der Rechten (auch auf Münzen: Rev. num. 1856, pl. III, 3 und sonst) dargestellt wird: *Herod.* V, 119; *Strabo* XIV, 2, 23; *Plut.* Qu. gr. 45. An letzterer Stelle wird eine offenbar erst spät entstandene ätiologische Legende erzählt, wie diese Axt vom Herakles der Omphale geschenkt und zunächst von den lydischen Königen getragen sei, bis im Kriege gegen Kandaules Arselis (ob identisch mit dem in Lykien als *σκληρὸς θεός* verehrten Arsalos? *Plut.* def. orac. 21) von Mylasa dem Gyges zu Hülfe kam, die Streitaxt, die lydisch *λάβρυς* heißt, erbeutete, und seinem heimischen Gotte (daher *Ζεὺς Λαβραδεύς* [sic!]) weihte — eine Geschichte, die Neuere zu etymologischen und historischen Spielereien verwerthet haben. — Vgl. auch Friedländer: Zeus Troios, Zeus Aseis und Zeus Osogo, in Zeitschr. für Numism. II, 107 fg., wo unter andern eine Kaisermünze von Keramos abgebildet ist, auf der ein bärtiger Gott in kurzem Leibrock, mit Lanze und Streitaxt in den Händen, von einem Löwen begleitet, dargestellt ist, den Friedländer vielleicht mit Recht für den Zeus Osogo hält.

Ueber die politischen Verhältnisse Kariens gewähren *Strabo* XIV, 2, 25; *Herod.* V, 37. 118—121; VII, 98 einige Aufschlüsse. Die Grundlage bilden die selbständigen Bauerngemeinden (*κῶμαι*), welche bei der jährlichen Festversammlung am Tempel des Zeus Chrysaoreus bei Idrias (s. o.) an den „weißen Tafeln" (*λευκαὶ στῆλαι*) Sitz und Stimme hatten (vgl. über diese Tempelgenossenschaften E. Curtius, Abh. Berl. Akad. 1872, S. 9.) In der Regel bilden, so scheint es, mehrere derartige Dörfer eine politische Einheit, die in späterer Zeit oft durch Synoikismos zu einem städtischen Gemeinwesen (*πόλις*) verschmelzen, so die Pedaseer und Euromeer; vgl. Kuhn, Entstehung der Städte der Alten S. 252 fg.. Daneben finden wir überall im Lande feste Burgen, welche von den Griechen gewöhnlich als Lelegerburgen (s. u.) bezeichnet werden (*Strabo* VII, 7, 2; XIII, 1, 59; *Xen.* Cyrop. VII, 4, 1; *Pomp. Mela* I, 16). Wahrscheinlich sind das die Sitze der Adelsgeschlechter, denen wir überall in Karien begegnen, und von denen wenigstens in der Perserzeit das Land überall abhängig gewesen zu sein scheint. Auch an diese Dynastensitze schließen sich vielfach Gemeinwesen an, die zum Theil, wie z. B. Mylasa, später zu größeren Städten erwachsen sind.

Die Karer sind ein kriegerisches Volk; den Helmbusch, die Erfindung des Schildgriffs und die Sitte, das Wappen auf den Schild zu setzen, führen die Griechen auf sie zurück (*Her.* I, 171). Frühzeitig haben sie sich auf die See gewagt; die außerordentlich reich gegliederten Küsten der Landschaft boten zahlreiche Häfen und Schlupfwinkel für Piraten. Wie es scheint, sind die Inseln des Aegäischen Meeres in alter Zeit meist von ihnen besetzt gewesen. Nach *Thuk.* I, 8 ergab sich bei der durch die Athener im J. 426 v. Chr. vorgenommenen „Reinigung" von Delos, daß die meisten dort gefundenen Särge Karern angehörten, und die Kretische Ansicht, der sich Herodot anschließt (I, 171; von *Strabo* XIV, 2, 27 als *ὁ μάλιστ' ὁμολογούμενος λόγος* bezeichnet), betrachtet die Karer als ursprünglich auf den Inseln heimisch; erst durch Minos seien sie auf das Festland zurückgedrängt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die auf den Inseln des Aegäischen Meeres (und in Attika?) zahlreich gefundenen sogenannten „geometrischen" Figuren von Stein und Thon ihnen angehören. Es sind dies sehr roh gearbeitete männliche und weibliche Figuren,

2) Vgl. Müller fr. h. gr. IV, 475. Ein anderer Verfasser von *Καρικά* war der bei *Stephanus Byz.* oft citirte Apollonios von Aphrodisias (Müller fr. IV, 310), der im Stile der späteren Zeit mit äußerster Ausführlichkeit die karische Urgeschichte erzählte an der Hand eines Stammbaumes, an dessen Spitze Kar steht und in den die Eigennamen sämmtlicher karischer Städte eingereiht sind.

bei denen die Arme übereinander auf der Brust liegen, der Schädel trapezförmig, wodurch der Oberkörper eine fast viereckige Gestalt gewinnt. Hierdurch veranlaßt zwingt man die ganze Figur in eckige geometrische Linien. Vgl. Ebert, Abh. Münch. Akad. I, 1835; Roß, Archäol. Aufsätze I, 52; C. Müller, Denkm. der alten Kunst, Taf. II, 15; Berl. Mus. Nr. 922a—d u. a. Aufsätze desselben Stils finden sich unter anderm auch in den zahlreichen von Schliemann in Ilios gefundenen sogenannten Idolen.

Ob Karer in alter Zeit auch auf das griechische Festland vorgedrungen sind, läßt sich nicht entscheiden; nach *Strabo* VIII, 6, 15 behauptete Aristoteles, daß Epidauros und Hermione vor alters karisch gewesen seien. Völlig unbegründet ist die Vermuthung U. Kohler's, die Gräber und die Kunst von Mykenä und Spata seien karischen Ursprungs (Mitth. des arch. Inst. zu Athen III). Ebenso wenig wissen wir etwas über die Berührungen, welche zwischen den Karern und den Phönikern, die seit mindestens 1500 v. Chr. auf dem Aegäischen Meere Handel trieben, unzweifelhaft stattgefunden haben; höchstens in dem Namen des Berges Phönix auf der kretischen Oberjones mag sich eine Erinnerung an ehemalige phönikische Ansiedelungen bewahrt haben. Sonst erkennen wir nur, daß die Griechen allmählich weiter vordringen, und schließlich dorische und ionische Ansiedler sich an den Hauptpunkten der karischen Küste festsetzen. Die Traditionen über den Verlauf dieser Ansiedelungen (*Herod.* I, 146; Pherekydes bei *Strabo* XIV, 1, 3. 21 u. a.) haben für die Geschichte wenig Bedeutung; daß die Griechen vielfach mit Gewalt vordrangen, die Karer erschlugen und ihre Weiber und Töchter raubten, ist gewiß richtig. Dagegen in andern Fällen, namentlich im Gebiete der dorischen Ansiedelungen, ist die Colonisation unzweifelhaft friedlich vor sich gegangen. So ist in der Doppelstadt Halikarnassos-Salmakis der größte Theil der Bevölkerung nach Ausweis der Namen unzweifelhaft karisch, Karer und Hellenen sind zu einer Bürgerschaft verschmolzen. Daneben ist ein großer Theil der Küste — mit den Orten Bargylia, Karyanda, Keramos, Bargasa, Physkos, Kannos u. a. — immer rein karisch geblieben. Betreffs des letzteren sei hier noch erwähnt, daß die Kaunier nach *Herod.* I, 172 (danach *Strabo* XIV, 2, 3) in Sitten und Religion von den Karern verschieden waren und von Kreta gekommen zu sein behaupteten — Herodot hielt sie für Autochthonen — dagegen karisch sprachen.

In enger Verbindung mit den Karern nennen die griechischen Angaben über die ältesten Völkerverhältnisse des Aegäischen Meeres den Volksstamm der Leleger (s. das.). Ephesos, Milet, Pedasos sollen lelegisch gewesen sein, die alten Gräber und Burgen in Karien schrieb man den Lelegern zu, ja die genealogische Poesie — Homer weiß noch nichts davon — macht die Leleger zu Urbewohnern Lakoniens und Messeniens. In historischer Zeit dagegen sind die Leleger überall — außer an der Südküste von Troas — verschollen, und niemand wußte über ihre Nationalität und ihr Verhältniß zu den Karern Auskunft zu geben. Hesiod erklärte sie für *λαοὶ ἐκ γαίης λεοὶ* [?] (fr. 136 Kinkel), Herodot läßt *Λέλεγες* den älteren, zu Minos' Zeit gebräuchlichen Namen der Karer sein (I, 171), Pherekydes (bei *Strabo* XIV, 1, 3) macht die Leleger zu den nördlichen Nachbarn der Karer (vgl. *Pausan.* VII, 2, 8 *Λέλεγες τοῦ Καρικοῦ γένους*), und Kallisthenes (bei *Strabo* XIII, 1, 53) construirte sich schließlich die Geschichte eines alten in Karien mächtigen Lelegerreichs mit Pedasos als Mittelpunkt; später seien die Leleger durch ganz Griechenland zerstreut worden und schließlich verschwunden. Nach alledem scheint *Λέλεγες* ein vielleicht lediglich von den Griechen gebrauchter Name der einheimischen kleinasiatischen Küstenbevölkerung, oder vielleicht eines karischen Stammes, der im späteren Jonien ansässig war. Etwas mehr bietet die Angabe des schon erwähnten Philippos von Thangela, die Karer verwendeten die Leleger noch zu seiner Zeit (*πάλαι τε καὶ νῦν*) als Sklaven (fr. 1 bei Müller vol. IV, 475), womit die Notiz *Plut.* Qu. gr. 46 zu verbinden ist, in Tralles sei die Tödtung eines Lelegers oder Minyers(!) schon durch die Erlegung eines Scheffels Kichererbsen gesühnt worden. Man hüte sich indessen, aus derartigen Angaben auf Stammverschiedenheit der Karer und Leleger zu schließen (vgl. das Verhältniß der Spartaner und Messenier). Zu völliger Klarheit ist in dieser Frage, die schon den Alten ein unlösbares Räthsel war, mit unserm ganz dürftigen und großtentheils völlig werthlosen Material nicht zu gelangen.

In rein historischer Zeit finden wir die Karer in zahlreiche kleine Gemeinwesen gespalten, die meist oder durchweg unter einheimischen Dynasten stehen. Mit den Griechen Kleinasiens sind sie aufs engste verbunden, die Cultur Joniens gewinnt wie in Lydien, so auch hier frühzeitig völlige Herrschaft. Wie in Halikarnaß das Jonische die Schriftsprache war, so auch in den rein karischen Städten — von Mylasa besitzen wir griechische Inschriften aus der Perserzeit. Das griechische Städtewesen mit seiner Selbstverwaltung findet überall Eingang. Der Schiffskapitän Skylax von Karyanda, den Darios I. zur Erforschung des Induslaufs ausschickte (*Her.* IV, 44), war ein Karer, der seine Entdeckungen in ionischer Sprache beschrieb (die Fragmente bei Müller, Geogr. gr. I, praef. S. 36 fg.) und auch ein Werk über die karische Geschichte seiner Zeit verfaßt hat (s. unten, vgl. von Gutschmid, Rhein. Mus. IX, 141). Genug, in noch höherem Grade als in Lydien vollzieht sich bereits vor und in vollstem Maße während der Perserzeit die Hellenisirung der Landschaft; *Diodor.* XI, 60 (d. i. Ephoros) theilt im J. 465 die Küstenstädte Kariens in rein hellenische und zweisprachige (vgl. auch *Thuk.* VIII, 85, 2 *Γαυλίτην, Κᾶρα δίγλωσσον*), ein Beweis, wie sehr die einheimische Sprache damals schon zurückgedrängt war. Durch die Eroberung Alexander's wird diese Entwickelung dann zum Abschluß gebracht.

Mit den Joniern zusammen und natürlich fortwährend mit ihnen rivalisirend ziehen die Karer auf Schiffahrt und Seeraub aus und segeln nach fernen

Küſten, um im Solde fremder Fürſten ihr Glück zu machen. Bekanntlich hat ſo (um 660—650 v. Chr.) Pſammetich von Aegypten mit ioniſchen und kariſchen Söldnern, die ihm, wie die aſſyriſchen Angaben andeuten, König Gyges von Lydien zu Hülfe ſchickte, die Aſſyrer aus Aegypten vertrieben und ſeine Herrſchaft aufgerichtet. Seitdem bilden Jonier und Karer den Kern der ägyptiſchen Streitmacht und zahlreich ſind ſie vor allem in Naukratis — wo der Nil das ioniſche und das kariſche Quartier trennt —, aber auch ſonſt im ganzen Lande angeſiedelt (*Her.* II, 152—154. 61; III, 11). Die Inſchriften kariſcher Söldner, die ſich in Aegypten gefunden haben, ſind ſchon erwähnt worden.

Wann die Karer unter lydiſche Herrſchaft gekommen ſind, wiſſen wir nicht. Von einem Kriege des Alyattes gegen die Karer, in dem Kröſos ſich auszeichnete, berichtet *Nic. Dam.* fr. 65 Müller. Als dann nach der Eroberung von Sardes (Herbſt 546) Harpagos im Auftrage des Kyros das weſtliche Kleinaſien unterwarf, leiſtete ihm in Karien nur der Diſtrict der Pedaſeer längeren Widerſtand (*Her.* I, 174 fg.). Dagegen als der ioniſche Aufſtand ausbrach, ſchloſſen ſich die Karer meiſt den Rebellen an, mehrere ihrer Dynaſten wurden verjagt (*Her.* V, 37. 103. 117), während andere auf die Seite der Aufſtändiſchen traten. Ihr Heerbann wurde indeſſen in mehreren Schlachten beſiegt und ſchließlich ganz Karien unterworfen (*Her.* V, 117—121; VI, 25). Die Geſchichte des Dynaſten Herakleides von Mylaſa, der ſich bei dieſen Kämpfen beſonders auszeichnete (*Her.* V, 121), hat Skylax von Karyanda in einem eigenen Werke behandelt (*τὰ περὶ Ἡρακλείδην τὸν Μυλασέων βασιλέα Suidas* s. v. *Σκύλαξ*, ſ. von Gutſchmid, Rhein. Muſ. IX, 141). Unter der Perſerherrſchaft bildet Karien mit Jonien Aeolis (zu dem Troas nicht gehört!), Lykien, Milyas und Pamphylien die erſte, das ganze kleinaſiatiſche Küſtengebiet von Lesbos bis zur kilikiſchen Grenze umfaſſende Satrapie (*Her.* III, 90). Die einzelnen Gemeinden behalten indeſſen wie überall unter der perſiſchen Herrſchaft ihre eigene, wenn auch von den Perſern beeinflußte Verwaltung. An der Spitze der kariſchen Flottencontingente im Heere des Xerxes ſtehen durchweg einheimiſche Dynaſten (*Her.* VII, 98 fg.), unter denen des Lygdamis Tochter Artemiſia, die Fürſtin von Halikarnaſſos, der auch die Inſeln Kos, Niſyros und Kalydna gehören, die hervorragendſte Stellung einnimmt. Es ſei hier noch erwähnt, daß wir bekanntlich in die innere Geſchichte von Halikarnaß in der Folgezeit durch zwei große Inſchriften (Nr. 1 publicirt von Newton, A history of discoveries at Halicarnassus etc. pl. 85 und Text vol. II, 2; Derſ. in den Trans. Roy. Soc. Literat. Dec. 1867; Sauppe, Gött. Nachrichten 1863, 303; Kirchhoff, Alphabet 4 fg., und neuerdings Rühl, Philologus 41, 1881, p. 54 fg.; Nr. 2: Newton, Essays on Art and Archeology; Haussoullier, Bull. Corr. Hell. IV, 295 fg.) einen genaueren Einblick erhalten.

Aus dem kariſchen Küſtengebiete werden die Perſer im J. 465 von Kimon auf der Expedition, die zur Schlacht am Eurymedon führte, vertrieben, und infolge deſſen erſcheinen zahlreiche einzelne Städte nicht nur der Küſten, ſondern auch des Binnenlandes weſtlich vom Latmos, wie Mylaſa und Pedaſa, ferner mehrere Dynaſten (Pigres von Suangela, Paktyes von Idyma, Tymnes C. J. Att. I, 226. 227. 240. 256. 264) in den attiſchen Tributliſten. Der zuletzt genannte Tymnes iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach ein Sohn des von *Herodot* V, 37; VII, 98 genannten Dynaſten Hiſtiäos, Sohnes des Tymnes von Termera; wir beſitzen nach perſiſchem Gewicht und mithin unter perſiſcher Herrſchaft geprägte Münzen archaiſchen Stils, welche auf dem Avers einen Herakles und die Legende TVMN, auf dem Revers einen Löwenkopf mit der Legende TEPMEPIKON zeigen (Waddington, Rev. num. 1856, 53; Brandis, Münz-, Maß- und Gewichtsſyſtem, S. 474). Wie es ſcheint, hat dann Tymnes unter attiſcher Oberherrſchaft einen Theil ſeines Beſitzes behauptet, da nach der Tributliſte des J. 440 (C. J. Att. I, 240) die *Κα[ρες ὧν Τύ]μνης ἄρχει* 3000 Drachmen gezahlt haben. Daneben erſcheinen allerdings die *Τερμερῆς* ſchon vom erſten Jahre der uns erhaltenen Liſten (454 v. Chr.) an als ſelbſtändige Gemeinde unter den Tributzahlern.

Infolge des Verluſtes des Küſtengebiets ſcheint der Reſt der kariſchen Satrapie zu der lydiſchen geſchlagen zu ſein; dem Satrapen von Sardes, Piſſuthnes — deſſen natürlicher Sohn Amorges ſich um 413 in Karien empörte (*Thuk.* VIII, 5, 5; 19, 2; 28, 2) — ſcheint nach *Thuk.* I, 115, 4; III, 31; *Diod.* XII, 27, 3 auch zu gehören, was von der erſten Satrapie perſiſch geblieben war. Ebenſo iſt von 413—408 Tiſſaphernes Satrap in Lydien wie in Karien (ihm gehört Sardes: *Xen.* Hell. I, 1, 9 fg.; *Plut.* Alc. 27, und ebenſo Aſpendos in Pamphylien: *Thuk.* VIII, 87; ferner Karien, Jonien, Aeolis). Er erhielt nach der Niederlage der Athener in Sicilien den Auftrag, die griechiſchen Städte wieder zu unterwerfen. Dann wurden Anfang 407 beide Satrapien wieder getrennt, Tiſſaphernes auf Karien beſchränkt (*Xen.* Anab. I, 1; Hellen. III, 1, 3), während Lydien zuſammen mit Großphrygien und Kappadokien dem neuen Oberfeldherrn Kyros gegeben wird (*Xen.* Hell. I, 4, 2; Anab. I, 9, 7). Bei dieſer Gelegenheit ſind wahrſcheinlich die äoliſchen Städte zur lydiſchen Satrapie gekommen, die ioniſchen blieben zunächſt bei Karien, empörten ſich indeſſen gegen Tiſſaphernes und ſchloſſen ſich dem Kyros an; nur Milet hat Tiſſaphernes behauptet (*Xen.* Anab. I, 1, 6; 9, 7; vgl. Hell. III, 1, 3). Dieſe Eintheilung iſt ſeitdem beſtehen geblieben, und in Skylax Periplus (geſchr. um 355) bildet daher der Mäander die Grenze zwiſchen Lydien und Karien. — Nach Kyros' Beſiegung im J. 400 erhielt dann Tiſſaphernes die lydiſche Satrapie aufs neue und zugleich den Oberbefehl in Kleinaſien (*Xen.* Hell. III, 1, 3; *Diod.* XIV, 35, 2). Im J. 395 wird er auf Befehl des Königs von Tithrauſtes ermordet, dieſer an ſeine Stelle geſetzt (*Xen.* Hell. III, 4, 25; *Diod.* XIV, 80, 7). Kurze Zeit darauf, zuerſt im J. 391 (*Diod.* XIV, 98, 3), begegnet uns Karien wieder als eigene Satrapie in den Händen des Dynaſten von Mylaſa (*Strabo* XIV, 3, 22), Hekatomnos, und geht

von 196 auf dem Nachlassweg über Lydien [illegible] im erblichen Besitz eines einheimischen Adelsgeschlechts war, heißen die karischen Satrapen jetzt bei den Griechen meist *dynastai*, *tyrannoi* oder *basileis* — Isokrates (Panegyr. 162) gibt im J. 380 dem Hekatomnos den bezeichnenden Titel ὁ *Καρῶν ἄναξ* —, indessen die Inschriften von Mylasa (C. I. gr. 2691 c — e = Lebas 374—379) bezeichnen den Mausolos ausdrücklich als Satrapen (ξατραπεύοντος = per Khshatrapava, hebr. אחשדרפנים), ebenso die unter Tiberius gefundene Inschrift von Tralles (C. I. gr. 2919 = Lebas 1691 b) den Idrieus. Ferner beanspruchen oder besitzen diese Karien in der That die ganze erste Satrapie. Lykien war allerdings in dieser Zeit, namentlich unter König Perikles, lange Zeit seine Unabhängigkeit behauptet — die große lykische Inschrift des Obelisken von Xanthos lässt, so wenig sie auch bisher noch im einzelnen entziffert ist, doch deutlich erkennen, dass sie von diesen Kämpfen handelt —, indessen schließlich hat Mausolos Lykien unterworfen und lässt es durch seinen Hyparchen Kondales verwalten ([*Arist.*] Oecon. II, 15). Ebenso gehört Milyas zu Alexander's Zeit politisch zu Lykien, mündet wie bei *Herod.* III, 91 zur karischen Satrapie (*Arrian.* I, 24, 5).

Auf Hekatomnos, Satrap 395(?) — 377, folgten der Reihe nach seine sämmtlichen Kinder, zuerst Mausolos 377—353, dann dessen Schwester und Gemahlin Artemisia 353—349, dann der zweite Sohn Idrieus 349—343, endlich dessen Schwester und Gemahlin Ada 343—339. Dieselbe wird von ihrem jüngsten Bruder Pixodaros verjagt, nach dessen Tode 334 sein Schwager, der Perser Orontopates, mit der Satrapie belehnt wird. Ada wendet sich dann an Alexander, der ihr nach der Eroberung von Halikarnaß Karien zurückgibt (*Strabo* XIV, 2, 17 = *Arrian.* I, 23; *Diod.* XVI, 36. 45. 69. 74; XVII, 24. Dioder's chronologische Angaben sind von Schäfer *Demosth.* I, 439 nach *Plin.* XXXVI, 30. 47 u. a. berichtigt; daß Dioder alle Daten um zwei Jahre zu hoch gerückt hat, lehrt schon XVI, 74, wonach Pixodaros, den er im J. 341 zur Regierung kommen läßt, bis zur διάβασις Alexander's [d. i. Frühjahr 334] fünf Jahre regiert haben soll). Von den meisten dieser Fürsten besitzen wir Münzen, die bei Brandis, Münz-, Maß- und Gewichtssystem, S. 475 fg.; vgl. auch Six im Numism. Chronicle, 1877, S. 81 fg. zusammengestellt sind. Von Inschriften kommt zu den bereits genannten noch das Bruchstück einer in Adalia gefundenen Marmortafel, in der von einem Vertrage des Mausolos, wahrscheinlich mit einer pamphylischen Stadt die Rede ist (s. Hirschfeld, Monatsber. der Berl. Akad. 1874, S. 716 und das Decret des Pixodaros bei M. Schmidt, Neue lyk. Stud. I, 60). Auf ihre Geschichte, die in die Satrapenaufstände in Vorderasien und die zahlreichen Händel zwischen Griechen und Persern überall aufs engste verflochten ist, näher einzugehen, würde zu weit führen. Es genügt hier, auf Schäfer's Demosthenes, Schmidt, Zur Geschichte der karischen Dynasten, Progr. Göttingen 1861; Pohla, De dynastis Cariae, Breslau 1868, zu verweisen.

Die Dynastie des Hekatomnos ist zwar eine karische, und König Philipp macht dem Alexander Vorwürfe, daß er an die Vermählung mit einer Tochter des Pixodaros, *Κῶας ἀνθρωπον καὶ βαρβάρῳ βασιλεῖ δουλεύοντος* gedacht habe (*Plut.* Alex. 10), indessen in ihrem Auftreten stehen sie völlig unter dem Einflusse hellenischer Cultur. Es ist bekannt, wie Artemisia ihrem verstorbenen Gemahl von den ersten Künstlern der Zeit das Mausoleum errichten ließ und einen Preis auf die beste Lobschrift auf ihn aussetzte, um den sich die angesehensten Redner aus Griechenland bewarben (*Gellius* X, 18; vit. X orat.; *Suidas* s. v *Θεοδέκτης* und *Ἰσοκράτης* u. a.; vgl. Blaß, Att. Beredsamkeit II, 68). Daß griechisch die officielle Sprache war, daß die Verfassung von Mylasa, der ursprünglichen Residenz des Herrscherhauses, nach griechischem Muster geordnet war (die Plebiscita beginnen: *ἔδοξε Μυλασέων ἐκκλησίᾳ κυρίᾳ γενομένης, καὶ ἐπεκύρωσαν αἱ τρεῖς φυλαί*), ist schon erwähnt. Mausolos verlegte dann die Residenz nach Halikarnaß und sorgte auf alle Weise durch Bauten, Befestigungen und vor allem durch Verpflanzung der Einwohner von sechs benachbarten Ortschaften, also durch einen Synoikismos, wie er dann in hellenistischer Zeit so häufig vorkommt, für die Verschönerung und Hebung der Stadt (*Strabo* XIII, 1, 59 und mit einigen Fehlern *Plin.* V, 107, beide unzweifelhaft aus Kallisthenes, *Vitruv.* II, 8, 10 fg.).

Die weiteren Schicksale der karischen Landschaft brauchen wir nicht zu verfolgen; sie geht in der hellenistischen Zeit aus einer Hand in die andere, bis sie schließlich im J. 129 von den Römern zur Provinz Asien geschlagen wird. Die einheimische Nationalität erlischt vollkommen; in den zahlreichen Städten der Landschaft entwickelt sich wie überall im vordern Kleinasien unter dem Einflusse der hellenistischen Cultur hoher Wohlstand und ein vielbewegtes Leben, von dessen Charakter die Trümmer der alten Städte mit ihren zahlreichen Inschriften noch jetzt Zeugniß ablegen. — Im allgemeinen vgl. Newton, History of Caria in seiner History of Discoveries at Halicarnassus etc. I, 1—71. (*Eduard Meyer.*)

KARIKAL (in der Tamil-Sprache „der Fischpaß") ist eine französische Ansiedelung und Stadt in Tandschur, District Madras, in 10° 55′ nördl. Br. und 87° 22′ östl. L. von F.; 2,44 geogr. □Meilen oder 134,39 □Kilom., mit 92,516 Einwohnern. Es liegt am Meere, 19 Kilom. nördlich von Negapatam und 9,5 Kilom. südlich von Trankebar. Die Franzosen eroberten es 1738 auf 1739 vom Tandschur-Radscha; im J. 1748 wurden 81 Dörfer hinzugefügt, und diese Zufügung wurde durch den Vertrag von 1754 bestätigt. Die Engländer nahmen es 1760, gaben es 1765 zurück, nahmen es 1778 abermals und gaben es schließlich im Vertrage von 1816 wieder zurück. Es bildete die Basis von Lally's Operationen gegen Tandschur. Die Stadt ist an einer der

3) Der neuerdings von Bergk, Rhein. Mus. XXXVII, 355 fg. gemachte Versuch, den Inhalt dieser Inschrift für echt zu erklären, und da die Datirung derselben im Widerspruch mit der persischen Königsliste steht, die letztere, welche durch den astronomischen Kanon des Ptolemaios völlig gesichert ist, auf Grund der Inschrift zu corrigiren, scheint mir völlig unhaltbar.

Mündungen der Kavéri hübsch gebaut und treibt lebhaften Handel mit Ceylon, Europa und den französischen Colonien, indem sie Reis aus- und hauptsächlich europäische Waaren und Holz einführt. An der Spitze der Verwaltung steht ein dem Gouverneur von Pondichery untergeordneter Beamter. Wegen der Steuern ist eine Convention mit der Madras-Regierung vorhanden, und alles auf französischem Gebiete consumirte Salz muß vertragsmäßig bei den Engländern gekauft werden. Das Land in der Umgebung der Stadt, das zum Kavéri-Delta gehört, ist sehr fruchtbar. Die Einnahmen betragen 400,492, die Ausgaben 277,204 Francs.

(*G. A. v. Klöden.*)

KARISCHES MEER oder Karischer Golf heißt ein Theil des nördlichen Eismeeres zwischen der Ob-Halbinsel und der Doppelinsel Nowaja-Semlja, welches durch das Karische Thor oder die Karische Straße (auch „Eiserne Pforte" genannt) und die Jugorische oder Ugrische Straße zwischen dem russischen Festlande und der Insel Waigatsch mit dem westlichen Eismeere in Verbindung steht. Die südöstliche, d. h. sibirische Küste des Karischen Meeres, ist mit sehr langen, weit in das Festland hineinreichenden Buchten versehen, wie die Jeniseiskische, Gidanskische, Obische, Karische oder Baidarazkische Bucht, die ungeheuere Halbinseln bilden, z. B. die Halbinsel Jalmal zwischen der Baidarazkischen und Obischen Bucht. In der Nähe der nördlichen Spitze Jalmals liegt im Karischen Meere die bedeutende Insel Bjeloj (Weiße J.). Die Südostküste des Karischen Meeres ist im ganzen wenig bekannt und nur die Küstenlinie der Halbinsel Jalmal von Obdorsk an bis zur südöstlichen Spitze der Karischen Bucht, sowie die Paichoïskische Küste ist von dem Steuermann Iwanow beschrieben. Dies ganze Küstenland ist steinig, mit nicht hohen Felsen bedeckt und nur stellenweise ganz flach. Die höchsten Uferfelsen, wie z. B. das Cap Sarytschewa in der Baidarazkischen Bucht, haben eine Höhe von 70 Fuß über dem Meeresspiegel. Der südöstliche Strand des Karischen Meeres ist mit Treibholz bedeckt; die Uferfelsen aber wie der niedrige Küstensaum entbehren jeder Waldvegetation mit Ausnahme der Ufer der Obischen Bucht südlich von dem Vorgebirge Kamennoi, welches mit undurchdringlichem, sehr hohem Strauchwerk bewachsen ist. Hier werden auch große Stücke von Steinkohlen und Bernstein gefunden, die von den Meereswellen an den Strand geworfen sind. Das nordwestliche Ufer des Karischen Meeres ist ebenso wenig bekannt als das südöstliche. Nur die östliche Küste der Insel Waigatsch und der südliche Theil von Nowaja-Semlja sind von Pastuchow beschrieben. In seiner ganzen Ausdehnung, von der Jugorischen bis zur Matoschkin-Straße, ist das Küstenland größtentheils steinig und felsig. Die in der Regel nicht über 40 Fuß hohen Felsen bestehen größtentheils aus schwarzem krystallinischem Schiefer, seltener aus Kalkstein. Die sich unmittelbar über die Uferfelsen erhebenden Berge übersteigen nicht die absolute Höhe von 250 Fuß und nur der Berg in der Nähe des Vorgebirges Hessen erreicht eine Höhe von 500 Fuß. Noch höher (700 Fuß hoch) ist der Berg an der Bucht Liedtke. Im Norden von der Matoschkin-Straße sind die flachen Gipfel der Felsen mit horizontalen Lagen ewigen Schnees bedeckt. Die Vegetation der nordwestlichen Küste des Karischen Meeres ist äußerst dürftig und besteht nur aus Polarkräutern, wie Sedum Rhodiola, Ardrosace cham., A. villosa, Cochlearia lenensis, Eutrema Edwarsii, Platypetalum purpurascens, Artemisia borealis, Nectarobotryum striatum, Papaver nudicaule, Saxifraga nivalis, S. caespitosa, S. oppositifolia, Silene acaulis, Arenaria ciliata, Spergula faginoides etc. Von Sträuchern kommen hier die Kriechbirke, der Wachholder, die Heidelbeere und Sumpfbrombeere vor. In zahlreicheren Exemplaren ist die Fauna vertreten; von Säugethieren: Wölfe, rothe Füchse, weiße und blaue Eisfüchse, Hirsche, Feldmäuse und weiße Bären; von Vögeln: Schwäne, wilde Gänse und Enten und Schneeeulen. Die Zugvögel, z. B. die Gänse, kommen auf dem nordwestlichen Ufer von Nowaja-Semlja Mitte Mai an und ziehen zu Ende des September oder zu Anfang des October von hier fort. Das Innere des Karischen Meeres ist ganz unbekannt. Im Sommer ist es mit großen Eismassen bedeckt, sodaß die Schiffahrt darauf unmöglich ist. Bemerkenswerth ist es jedoch, daß zur Winterszeit das Karische Meer zuweilen offen, d. h. eisfrei erscheint. Die Temperatur über dem Meere übersteigt selbst in den wärmsten Monaten nicht + 9° R., sinkt aber selten unter 0° herab, und in diesem Falle herrschen hier heftige Schneegestöber. Trotz dieser niedrigen Temperatur findet in dem Meere kein Mangel an organischem Leben statt. In den Busen der Nordwestküste wachsen der sogenannte Seekohl und die Seeerbse. Von Thieren kommen darin vor: der weiße Delphin, die Phoca albigena, Phoca hispida; von Fischen: der Sälbling, die nördliche Lachsforelle, der Stockfisch, der Dorsch, der Pleuronectes navalis; von wirbellosen Thieren: der Seestern, das Meerstachelschwein und viele Arten von Muscheln. Walfische zeigen sich nur selten im Karischen Meere.

Erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. wurde das Karische Meer von russischen Seeleuten befahren. Im Juli 1580 gelangten die Engländer Pet und Jackman durch die Jugorische Straße in das Meer, wurden aber 18 Tage lang bei dichtem Nebel von großen Eismassen eingeschlossen und waren deshalb gezwungen, wieder umzukehren. Im J. 1594 und 1595 gelangte der Holländer Cornelius Nay durch die Jugorische Straße bis zur Mutna-Bucht und bis zur Küste der Halbinsel Jalmal. Im J. 1690 durchsegelte der russische Steuermann Rodion Iwanow die Baidarazkische Bucht, erlitt Schiffbruch bei den Scharopowi Koschki und überwinterte mit 15 Mann auf der Westküste der Halbinsel Jalmal. Im J. 1734 und 1735 fuhren der Lieutenant Murawjew und Paulow durch die Jugorische Straße in das Karische Meer und kamen bis zur Mutna-Bucht und den Scharopowi Koschki. Im J. 1736 überwinterten die Lieutenants Malygin und Skuratow an der Mündung des Flusses Kara, umschifften dann 1737 die Halbinsel Jalmal, gelangten darauf in die Obische Bucht bis zur

Mündung des Ob und überwinterten in Beresow. Iwanow kehrte von dort in das Karische Meer zurück, mußte aber, von Eisbergen eingeschlossen, zwischen den Mündungen der Baidaraza und Kara überwintern, und kehrte erst 1739 durch die Jugorische Straße nach Archangelsk zurück. In den Jahren 1760—61 gelangte der unternehmende Steuermann Sawwa Loschkin durch das Karische Thor in das Karische Meer, verbrachte zwei Winter auf der Ostküste Nowaja-Semljas, umschiffte dieselbe und kam aus dem Karischen Meere in das nördliche Eismeer. Im J. 1768 gelangte der Steuermann Rosmyslow durch die Matoschkin-Straße in das Karische Meer, überwinterte in einer Bucht, umschiffte dann einen Theil der Ostkante von Nowaja Semlja und kehrte 1769 zurück. Im J. 1772 wurde die Küste des Karischen Meeres von Sujew, einem Begleiter des berühmten Pallas besucht. Im J. 1828 bereiste der Steuermann Iwanow zu Lande die ganze südöstliche Küste des Karischen Meeres von der Jugorischen Straße an bis Obdorsk und gab eine Beschreibung derselben heraus. In den Jahren 1832 und 1833 überwinterte Pachtusow in der Kamenka-Bucht auf der Südspitze von Nowaja-Semlja, segelte dann durch das Karische Thor in das Karische Meer, verfaßte eine Beschreibung der Ostküste von Nowaja-Semlja bis zur Matoschkin-Straße und kehrte durch letztere nach Archangelsk zurück. Endlich im J. 1861 gelangte der Lieutenant Krusenstern durch die Jugorische Straße in das Karische Meer in der Absicht, bis zur Mündung des Jenisei vorzudringen, war aber durch schwimmende Eisberge genöthigt, sein Schiff in der Karischen Bucht zu verlassen, und konnte nur mit Lebensgefahr sich und sein Commando auf die Halbinsel Jalmal und von dort nach Obdorsk retten. (*A. v. Wald.*)

KARKEMISCH (כַּרְכְּמִישׁ Jes. 10, 9; Jerem. 46, 2; II Chron. 35, 20; LXX *Χαρμείς*), Stadt in der Nähe des Euphrat, die man früher auf Grund der Lautähnlichkeit für das griechische Kirkesion an der Mündung des Chaboras in den Euphrat hielt. Da indessen Karkemisch offenbar an der Hauptheerstraße von Syrien nach Mesopotamien lag und eine bedeutende Stadt war, Kirkesion dagegen inmitten der syrisch-mesopotamischen Wüste fern von allen Heerstraßen liegt, war diese Gleichsetzung von Anfang an unhaltbar. Seitdem ist uns Karkemisch auf den ägyptischen und assyrischen Denkmälern seit circa 1500 v. Chr. unendlich häufig entgegengetreten als eine große Stadt des nördlichen Syriens. Zuerst hat G. Rawlinson (Five great monarchies II, 67), dann Maspero, De Carchemisch oppidi situ et hist. antiquissima 1872, die Vermuthung ausgesprochen, die Stadt sei mit der späteren Bambyke-Hierapolis (Mabbug) identisch, dann hat 1876 G. Smith nördlich von Mabbug bei Djerâbîs (dem Europos der makedonischen Zeit) eine große uralte Ruinenstadt entdeckt, die er für Karkemisch erklärte. Zur Unterstützung dieser Annahme kommt hinzu, daß nach einer Notiz aus Alexander Polyhistor bei Stephanus Byz. s. v. *Εὐρωπός* die von Seleukos Nikator gegründete Stadt Europos früher *Τελμησσός* hieß, worin G. Hoffmann, Auszüge aus syrischen Acten persischer Martyrer S. 163, wol mit Recht einen Rest des Namens Karkemisch sieht, dessen erster Bestandtheil dann durch das Wort tell, „Hügel" ersetzt wäre. Weiteres s. unten.

Die ägyptischen Denkmäler nennen die Stadt Qarkamiśa, Kirkmiśa u. a. Zuerst erwähnt wird sie bei ihrer Eroberung durch Thutmes III. (um 1450 v. Chr.), von der wir aus der Biographie des am Kampfe betheiligten Feldhauptmanns Amenembeh erfahren; aus seinen Angaben geht zugleich hervor, daß sie am „Flusse von Nehrain", d. i. dem Euphrat, gelegen war. Unter den nächsten Nachfolgern des großen Eroberers wird die Stadt in Abhängigkeit von Aegypten geblieben sein. Als sich dann (um 1350) in Syrien das große Reich der Cheta mit der Hauptstadt Qadesch am Orontes bildete, gerieth auch der König von Karkemisch in Abhängigkeit von dem „Großkönig der Cheta". Unter seinen Verbündeten oder Vasallen wird er in den Berichten über die Kriege Ramses' II. erwähnt. Dieselben enden damit, daß die Cheta sich im Besitze Coelesyriens und der nördlichen Landschaften behaupten und die ägyptische Macht im wesentlichen auf das heutige Palästina beschränkt wird. An den Euphrat sind die Pharaonen bis auf Necho nicht wieder vorgedrungen, und infolge dessen wird Karkemisch in den ägyptischen Angaben nur noch ganz gelegentlich erwähnt.

An ihre Stelle treten die Berichte der assyrischen Könige. Nach ihnen ist Kargamis (später Gargamis) am rechten Euphratufer in der Nähe von Kar-Schalmanassar (d. i. Tilbarsip, jetzt Biredjik) gelegen, und recht eigentlich Hauptstadt des Landes der Chatti, d. i. der Cheta. Erwägt man nun, daß die Ausdehnung der chetitischen Macht über Kleinasien, wo sie, wie die allerneuesten Entdeckungen haben erkennen lassen, überall Monumente hinterlassen haben, aller Wahrscheinlichkeit nach in die Zeit zwischen den ägyptischen Eroberungen und dem Beginn der assyrischen Kriegszüge unter Tiglatpileser I. (um 1120—1100), d. h. ins 13. und 12. Jahrhundert, zu setzen ist, so drängt sich die Vermuthung auf, daß damals und infolge dieser Kriege der Schwerpunkt des Chetareichs sich nach Norden, nach Karkemisch verschoben hat. Andererseits kann es wol keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die gewaltigen Trümmerhügel von Djerâbîs, die großer als Ninive sein sollen und zahlreiche chetitische Inschriften und Sculpturen enthalten, die Stätte der Hauptstadt der Cheta bezeichnen, sodaß an der Gleichsetzung dieser Ruinen mit Karkemisch kaum mehr gezweifelt werden kann.

Der erste der assyrischen Eroberer, Tiglatpileser I., hat um 1120 auch Karkemisch besiegt, und ist dann bis ans Mittelmeer vorgedrungen. Seine Erfolge waren vorübergehend, erst Asurnasirpal (884—861) hat wieder ein großes Reich gegründet, das sich über Nordsyrien ausdehnte und dem auch der König von Karkemisch sich unterwerfen mußte. In friedlicher und feindlicher Weise erwähnen dann alle folgenden Könige die Stadt, bis Sargon (722—706) den letzten König von Karkemisch, Pisiri, in die Gefangenschaft führte und einen assyrischen

Statthalter über die Stadt setzte. Auf diesen Fall von Karkemisch spielt auch Jesaias 10, 9 an. Eine Zusammenstellung der assyrischen Angaben s. bei Schrader, Keilinschriften und Geschichtsforschung S. 222 fg.; Delitzsch, Wo lag das Paradies? S. 265.

Zuletzt erwähnt wird Karkemisch als der Ort, bei dem im J. 605 Nebukadnezar den König Necho, der zur Eroberung Syriens ausgezogen war, schlug (Jerem. 46, 2). Daß in hellenistischer Zeit Europos — das seinen Namen einer makedonischen Stadt verdankt — an seine Stelle trat, ist schon erwähnt. Ueber die Ruinen von Djerâbîs wissen wir bisjetzt wenig. Die kurzen Notizen ihres Entdeckers G. Smith hat Friedr. Delitzsch (Paradies S. 266 fg.) veröffentlicht. Seitdem sind mehrere von dort stammende Steinblöcke mit Sculpturen und Inschriften in hamathenischer (chetitischer) Schrift ins British Museum gekommen und von Rylands in den Transact. of the Soc. of Bibl. Arch. VII, 429 fg. (1882) veröffentlicht worden. Vgl. auch Sayce, The monuments of the Hittites, ebendas. S. 248 fg. (1881). (*Eduard Meyer.*)

KARL, männlicher Vorname, althochd. Charal, latinisirt Carolus, franz. und englisch Charles, ital. Carlo, span. Carlos, ist dasselbe Wort wie das jetzige „Kerl" und bedeutet „Mann". Von den Slawen ist das Wort in der Form kral (böhm. und südslawisch), russ. korol', poln. król aufgenommen und bedeutet dort „König". Die hervorragendsten Träger des Namens Karl sind nachstehend aufgeführt.

I. Karl: Herrscher aus dem Geschlecht der Karolinger.

a) KARL, genannt Martell (Tudites), d. i. der Hammer, königlicher Majordomus und Fürst der Franken von 719—741, geboren um 688, war ein Sohn des Majordomus Pippin und Chalpaidas, einer Frau, welche als vornehm und schön gepriesen wird, aber schwerlich die rechtmäßige Gemahlin Pippin's war. Als solche erscheint nur Plektrud, die Mutter seiner Söhne Drogo und Grimoald, der Regenten des Reichs beim Tode Pippin's (16. Decbr. 714) und die Feindin Karl's; sie haßte oder fürchtete ihn so sehr, daß sie ihn gefangen setzte. Aber während der Umwälzung, welche ein Aufstand der Neustrier gegen Plektrud und die Erhebung des Raganfred zum Majordomus herbeiführten, wieder frei geworden, gewann Karl in Austrasien, der Heimat seines Geschlechtes, bedeutenden Anhang und griff nun (715) in den Kampf um die Herrschaft mit solchem Nachdruck ein, daß er nach einigen Jahren seine Ansprüche auf die Nachfolge in der Stellung seines Vaters Pippin durchgesetzt hatte. Nachdem er 716 bei Köln von den heidnischen Friesen, den Bundesgenossen der Neustrier, geschlagen war, erfocht er im Kampfe mit den Neustriern selbst Sieg auf Sieg; 716 schlug er sie bei Amblève (südlich von Lüttich), 717 bei Vincy im Gau von Cambray und 719 bei Soissons. Hier wollte ihm auch Herzog Eudo von Aquitanien, ein anderer Verbündeter der Neustrier und ihres Königs Chilperich II., entgegentreten, indessen noch vor Beginn der Schlacht zogen die Aquitanier in fluchtartiger Eile auf Paris ab und 720 machte Eudo seinen Frieden mit Karl; sie schlossen einen Vertrag, kraft dessen jener in Aquitanien unabhängig weiter herrschte, aber Karl als Majordomus anerkannte und ihm Chilperich auslieferte. Karl hatte schon 717 einen eigenen König eingesetzt: den Merowinger Chlothar IV., und da dieser bald starb (719?), so ließ er Chilperich II. die Königswürde; er gab auch zu, daß nach dem Tode desselben zu Ende des J. 720 ein Sohn Dagobert's III., Theuderich IV., auf den Thron erhoben wurde. Uebrigens waren diese Merowinger nur Titularherrscher, Scheinkönige ohne Macht und Bedeutung. Der wirkliche Regent des Reiches war Karl, der Majordomus, oder wie er in mehrern älteren Quellen auch genannt wird, der Fürst (princeps) der Franken, und als solcher eine wahrhaft epochemachende Erscheinung, Urheber der größten Fortschritte, welche die von Pippin begründete und einer starken Monarchie immer mehr zustrebende Reichsgewalt der Karolinger, wie sie das alte merowingische Königthum allmählich ganz verdrängen sollte, in der Zeit ihrer Entstehung überhaupt gemacht hat. Denkwürdig ist vor allem, wie energisch und erfolgreich Karl sich bemühte die große, in den letzten Parteikämpfen wieder stark verwilderte Aristokratie im Gehorsam zu halten und ihre reichen Mittel und Kräfte für den Reichsdienst, namentlich für das Heerwesen, nutzbar zu machen. Mit rücksichtsloser Strenge unterdrückte er jeden Widerstand, dem er im Innern des Reichs begegnete: zwei Enkel Pippin's, Söhne Drogo's, endeten als Staatsgefangene (723); ein anderer Verwandter, Abt Wido von St.-Vaast, wurde als Verschwörer hingerichtet (739) und einen von ihm selbst erhobenen Bischof, den allerdings sehr einflußreichen und mächtigen Eucherius von Orleans, entfernte Karl mit Gewalt aus dem Amte, ohne daß er ihm ein bestimmtes Vergehen zur Last legen konnte, nur damit jener nicht übermächtig würde. Die Hauptstütze seiner Herrschaft bildeten alle Getreuen, die sich im Kriegsfalle um ihn scharten, darunter auch viele geistliche Herren, da Karl bei der Verleihung der hohen Kirchenämter, der Bisthümer und Abteien vornehmlich auf weltliche Eigenschaften, auf Tüchtigkeit im Kriegsdienste, auf Treue und Ergebenheit sah. Wiederholt beförderte er Laien zu Bischöfen oder Aebten und mehr als einmal vereinigte er kirchlichen Vorschriften zuwider verschiedene Bisthümer und Klöster in der Hand eines und desselben Prälaten. Die bedeutenden Mittel, deren Karl bedurfte, um geleistete Dienste zu belohnen oder neue Anhänger zu gewinnen, entnahm er zu einem großen Theile eigenmächtig den Einkünften und Besitzungen der kirchlichen Institute; seine Freigebigkeit oder Willkür ging in dieser Beziehung so weit, daß die Einbußen der Eigenthümer allmählich den Charakter der Beraubung annahmen. Dessenungeachtet war Karl durchaus kein Feind der Kirche als solcher; wenn er einerseits vielen Laien Vortheile gewährte auf Kosten einzelner kirchlicher Institute, so waren Leistungen, die er im Interesse des Reiches und der Kirche von der Gesammtheit der Unterthanen verlangte, entsprechend groß. Namentlich in Bezug auf den Heerdienst muthete Karl

fonig Franken viel zu, was er es thun mußte, da er doch nicht nur die Erweiterung des Reichsgebietes und die Erhebung der fränkischen Weltmacht ins Feld zog, sondern zeitweilig auch um die Existenz des Reiches zu kämpfen hatte. Am häufigsten bekriegte Karl die deutschen Volksstämme rechts vom Rhein, deren Unterwerfung von Pippin schon erstrebt und begonnen, aber nur in geringem Umfange erreicht war. Karl dagegen erzielte größere Erfolge: während er die bereits begründete Oberherrschaft über Alemannien behauptete und dermaßen befestigte, daß er nach Vertreibung des Herzogs Theutbald (um 732) das Land ohne Herzog regierte, brachte er Baiern, welches früher fränkisch gewesen, aber unter Herzog Theodo (gestorben 717) wieder unabhängig geworden war, durch zwei Feldzüge (725, 728) zum Gehorsam zurück; Herzog Odilo hatte seine Erhebung (739) Karl's Gunst zu verdanken und blieb von ihm abhängig. Bei den Friesen machte Karl dem Stammesherzogthume überhaupt ein Ende; seine Kriege mit Herzog Bobbo (733, 734) hatten den Untergang desselben und die Ausbreitung der fränkischen Herrschaft bis hart an die sächsische Grenze zur Folge. Die Sachsen selbst blieben unter Karl zum größten Theil unabhängig, nur einige Gaue wurden tributpflichtig, aber im allgemeinen bewirkten Karl's Feldzüge (718, 722?, 724, 738) doch so viel, daß die Sachsen mit ihren räuberischen Grenzkriegen fürs erste innehielten. Und je weiter sich Karl's Macht auf deutschem Boden ausbreitete, um so höher stieg sein Ruhm als des vornehmsten Beschützers, den das Werk der Christianisirung unter den Deutschen damals hatte. „Man konnte nicht sagen, ob die fränkische Herrschaft mehr dazu beitrug die Hessen und Thüringer zu bekehren, oder das Christenthum mehr diese Völker dem fränkischen Reiche einzuverleiben" (Ranke). Eroberung und Christianisirung gingen schon unter Karl Hand in Hand. Kaum war Friesland durch den Tod des fanatisch heidnischen Herzogs Ratbod (gestorben 719) dem fränkischen Einfluß wieder erschlossen, so beeilte sich Karl, der Kirche von Utrecht unter Erzbischof Willibrord Beweise von Fürsorge zu geben, die Kämpfe mit Herzog Bobbo wurden zum Religionskriege, und wenn Wynfrith-Bonifacius mit der Missionsthätigkeit, welche er 723 auf Grund päpstlicher Vollmacht im mittleren Deutschland, namentlich in Hessen und Thüringen begann, bald bedeutende Erfolge erzielte, so verdankte er dies, wie er selbst bekennt, vor allem dem Schutze, den Karl ihm gewährte. Als Karl's größte Thaten galten nun aber schon damals seine Kämpfe mit den Arabern, jenen tapfersten und wildesten Vorstreitern des Islam: da sie nach der Eroberung Spaniens auch über die Pyrenäen vordrangen und das fränkische Reich entweder unterwerfen oder vernichten wollten, ist Karl ihnen wiederholt und mit durchgreifendem Erfolg entgegengetreten: so zuerst 732 im October, als er Abderrahman, dem Statthalter des Khalifen über Spanien, in der großen Schlacht zwischen Poitiers und Tours, bei dem heutigen Flecken Cenon eine schwere, geradezu vernichtende Niederlage bereitete, und danach, als die Verbindung der Araber mit unzufriedenen Großen im Süden des Reiches eine Fortsetzung des Krieges nöthig machte, noch einmal in der Schlacht an der Berre (737), worauf jene sich nun noch in Septimanien eine Zeit lang behaupteten. Auf weitere Eroberungen im Innern des europäischen Continents mußten sie endgültig verzichten, während Karl Martell, indem er das fränkische Reich aus schwerer Gefahr rettete, sich zugleich um die Sicherung des Christenthums und christlicher Bildung im Abendlande hohe Verdienste erwarb. Dieser universellen Bedeutung seiner Siege über den Mohammedanismus entsprach denn auch seine Weltstellung in der Epoche derselben. Mit Liutprand, dem Könige der Langobarden, persönlich befreundet und im Kampfe gegen die Araber wirksam von ihm unterstützt, stand Karl, der bereits von Papst Gregor II. den Ehrentitel eines Patricius der Römer empfangen hatte, auch mit Papst Gregor III., dem erbitterten Feinde der Langobarden, in regem Verkehr, in gutem Einvernehmen; in Rom war er damals so angesehen, daß Gregor III., um seine Hülfe gegen das Vordringen der Langobarden zu gewinnen, sogar den Entschluß faßte, sich vom oströmischen Kaiserreiche loszureißen und Karl unter dem Titel eines Consuls als weltlichen Herrn über Rom anzuerkennen. Indessen, als im J. 740 eine päpstliche Gesandtschaft mit solchen Anerbietungen und Gesuchen ins Frankenreich kam, ging Karl ohne Zweifel, weil er sich die Freundschaft der Langobarden erhalten wollte, nicht darauf ein, aber er blieb Patricius der Römer und eine gewisse Verpflichtung zum Schutze der römischen Kirche hat er wahrscheinlich anerkannt. Innerhalb des fränkischen Reiches betrachtete er sich damals so sehr als das wahre Oberhaupt des Staates, daß er nach dem Tode des Königs Theuderich IV. (gestorben 737) ohne König weiter regierte und da er sein eigenes Ende bedachte, unter dem Beirathe der Großen die Nachfolge ordnete. Im J. 741 vertheilte er das Reich unter die beiden Söhne, welche seine Gemahlin Chrotrud ihm geboren hatte, unter Karlmann und Pippin: jener empfing Austrasien, dieser Neustrien, als Hauptland, während die Söhne, welche Karl mit andern Frauen (Beischläferinnen) erzeugte, wie Bernhard, Remigius, Hieronymus, Grifo zunächst nicht berücksichtigt wurden. Vielleicht ist diese Reichstheilung noch von Karl selbst abgeändert worden zu Gunsten Grifo's, seines Sohnes von der Swanahild, welche aus Baiern stammte und eine Nichte des Herzogs Odilo war; jedoch ist dies nicht sicher. Bald danach starb Karl Martell: am 21. Oct. 741 endete sein thatenreiches Leben; in der Kirche des Klosters von St.-Denis wurde er bestattet. Vgl. Cauer, De Carolo Martello (Berlin 1846); H. E. Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses (Berlin 1866); Th. Breysig, Jahrb. des fränkischen Reiches 714—741 (Leipzig 1869); G. Richter, Annalen des fränkischen Reiches (Halle 1873) und desselben Zeittafeln der deutschen Geschichte im Mittelalter (Halle 1881). (*E. Steindorff.*)

b) KARL I. (der Grosse), 768 König der Franken, 774 König der Franken und Langobarden, 800 römischer Kaiser, war ein Sohn des Königs Pippin aus dessen

Ehe mit Bertrada: am 2. April 742 wurde er geboren, während sein jüngerer Bruder Karlmann erst 751 das Licht der Welt erblickt haben soll. Ueber Karl's Geburtsort gibt es nur fabulose Erzählungen aus späterer Zeit und bezüglich des Geburtsjahres enthalten schon die älteren Quellen abweichende Angaben, aber so viel steht fest: 742 ist besser beglaubigt als 743 und 747. Die Erhebung Pippin's vom Majordomus zum König der Franken (751) bildet auch in der Jugendgeschichte seiner Söhne das wichtigste Ereigniß. Ihr Thronfolgerecht wurde frühzeitig und mannichfach anerkannt, am feierlichsten vom Papst Stephan III., als er die ganze königliche Familie mit Einschluß der Söhne Pippin's am 28. Juli 754 in der Kirche von St.-Denis salbte. Seitdem pflegten Karl und Karlmann bei wichtigeren Staatsacten anwesend zu sein oder nominell zugezogen zu werden, so bei der Beurkundung des Schenkungsversprechens, welches König Pippin der römischen Kirche bezüglich Ravennas und anderer Städte des Exarchats ertheilte (754), so bei der vassallitischen Huldigung des Herzogs Tassilo von Baiern (757): der Eid, den er damals leistete, galt nicht nur Pippin, sondern auch dessen Söhnen. Karl begleitete 761 und 762 seinen Vater auf Feldzügen nach Aquitanien; so wurde er mit Krieg und Heerwesen vertraut, während er als Inhaber einiger Grafschaften (seit 763) andere Theile des Reichsdienstes kennen lernte und durch Unterricht, den er am Hofe erhielt, für geistige Bildung empfänglich wurde. König Pippin, nach der Unterwerfung Aquitaniens (768, Sommer) schwer erkrankt, theilte das Reich unter seine Söhne derart, daß beide so ziemlich zu gleichen Theilen, Karl im Norden, Karlmann im Süden des Gesammtreiches germanisches und romanisches Land erhielten. Bald darauf, am 24. Sept. 768, starb Pippin und am 9. Oct. erfolgte die Thronbesteigung seiner Söhne, Karl's in Noyon, Karlmann's in Soissons. Jeder regierte in seinem Theilreiche selbständig. Die der Idee nach fortbestehende Einheit des Frankenreiches sollte wol nur in einer gewissen Gemeinsamkeit auswärtiger Angelegenheiten zum Ausdruck kommen, indessen es fehlte, was unerläßliche Vorbedingung war, nämlich Eintracht unter den Herrschern; sie harmonirten so wenig, daß Karl bei seiner ersten Waffenthat, einer Heerfahrt gegen Herzog Hunald von Aquitanien (769 Frühjahr), seinen Bruder vergeblich um Unterstützung bat. Uebrigens wurde er seiner aquitanischen Widersacher allein Herr; indem er die Garonne überschritt, drang er in das noch unabhängige Wasconien ein und erzwang von Lupus, dem Herzog des Landes, die Auslieferung Hunald's. In der Folge gelang es der Königin-Mutter Bertrada zwischen den Königen ein besseres Verhältniß herzustellen; ferner war es ihr Werk, wenn Karl zu Desiderius, dem König der Langobarden, in nahe Verbindung trat; im J. 770 vermählte er sich mit einer Tochter des Königs (Desiderata?). Aber da Desiderius trotzdem in Rom am päpstlichen Hofe nur sein Interesse gelten ließ, und speciell den fränkischen Einfluß stark erschütterte, so wandelte sich die Freundschaft zwischen ihm und Karl schon 771 in Feindschaft; Karl verstieß seine langobardische Gemahlin und erhob dann sehr bald eine Frau aus edlem schwäbischem Geschlechte, Hildegard, zur Königin. Andererseits wandte sich Karlmann drohend gegen Papst Stephan IV., aber wie es scheint, ohne daß Karl ihm darin folgte. Thatsache ist, daß auch die Brüder sich von neuem entzweiten, und daß ein Krieg unter ihnen auszubrechen drohte. — Da starb Karlmann plötzlich am 4. Dec. 771 und ohne seinen beiden unmündigen Söhnen die Nachfolge gesichert zu haben. Karl kam ihnen denn auch zuvor, im Einverständniß mit den Großen des erledigten Theilreiches ergriff er schleunig Besitz und während seine Neffen sich in den Schutz des Langobardenkönigs begaben, war er bereits anerkannter Alleinherrscher des gesammten Frankenreiches.

Als solcher hat Karl die Regierung etwas über zweiundvierzig Jahre geführt und indem er einestheils Unternehmungen seiner Vorfahren fortsetzte und vollendete, andererseits neue Bahnen betrat, eigenartige Richtungen verfolgte, hat er unter allen Karolingern das Höchste geleistet: vor allem durch eine Reihe von bedeutenden Eroberungen und Machterweiterungen wurde er schon während der beiden ersten Decennien seiner Alleinherrschaft der größte Mehrer des Reiches seit König Chlodowech, dem Schöpfer desselben. Unter den Eroberungen Karl's steht Italien obenan. Hier war es, wo er zuerst und in kurzer Zeit neue und lange maßgebende Machtverhältnisse schuf. In einem einzigen Feldzuge (773 bis Mitte Sommer 774), unternommen, weil Desiderius mit Papst Hadrian I., dem Nachfolger Stephan's IV., in Conflict gerathen war und sich beharrlich weigerte, die zum Schutze des Papstes gestellten Forderungen Karl's zu erfüllen, gewann dieser derart die Oberhand, daß ihm auf die Dauer keine andere Macht gewachsen war. Mit dem Königthum des Desiderius, der nach dem Falle von Pavia ein Gefangener wurde, vernichtete Karl auch die Selbständigkeit des langobardischen Reiches. Einen großen Theil desselben (Lombardei und Tuscien) vereinigte er mit dem fränkischen Reiche sofort und unmittelbar, während das Herzogthum Spoleto erst einige Jahre später hinzukam und das große, von Herzog Arichis, dem Eidam des Desiderius, beherrschte Fürstenthum Benevent noch länger unabhängig blieb. Nach Rom zog Karl noch vor der Eroberung von Pavia, schon zu Ostern (April 3) 774, da Papst Hadrian seine weltliche Macht inzwischen auf eigene Hand erweitert, namentlich im Herzogthum Spoleto Fuß gefaßt hatte. Karl setzte solchem Vorgehen Ziel und Schranken mittels eines gütlichen Abkommens, dem zufolge er dem Papste das schon erwähnte Schenkungsversprechen seines Vaters Pippin von 754 bestätigte und in einer eigenen, leider nicht mehr vorhandenen Urkunde erneuerte, während Papst Hadrian den König als Patricius der Römer, d. h. als den zum Schutze der Kirche Stellvertreter des Kaisers anerkannte und sich hinsichtlich der thatsächlichen Befriedigung der Ansprüche, welche er auf weltliche Herrschaft über Territorien und Patrimonien in verschiedenen Gegenden Italiens erhob, ihm, dem König-Patricius, und dessen Entscheidungen unterordnete. —

Nach der Eroberung des Langobardenreiches und vor der Kaiserkrönung zog König Karl noch dreimal nach Italien und stets ergab sich ein neuer Zuwachs an Macht und Ansehen. Im J. 776 war er im Norden, um einen Aufstand zu unterdrücken, den Herzog Hrodgaud von Friaul angestiftet hatte; dieser kam im Kampfe um und als Nachwirkung seines Sturzes erscheint der Oberfam, den Herzog Hildebrand von Spoleto, obwol er vom Papste eingesetzt war, dem Könige fortan leistete. Andere denkwürdige Ereignisse begaben sich während des Osterfestes 781 (April 15), welches König Karl mit dem Papste in Rom feierte. Damals bildete er aus dem langobardisch-fränkischen Italien ein besonderes Königreich unter seinem Sohne Pippin, einem vierjährigen Knaben, zu dessen Rathgebern einer der tüchtigsten Klostergeistlichen des Reiches, Adalhard, Abt von Corbie und Vetter des Königs, gehörte. Papst Hadrian, der Pippin aus der Taufe gehoben hatte, salbte ihn zum König von Italien und Ludwig, Karl's jüngsten Sohn, zum König von Aquitanien; so sollte dieses wichtige, aber noch nicht völlig beruhigte und gesicherte Grenzland nicht nur administrativ, sondern auch dynastisch mit dem Hauptreiche fester verbunden werden. Ferner geschah es zu Rom 781, daß der König einwilligte in die Verlobung seiner Tochter Rotrud mit dem griechischen Kaiser Konstantin VI. Die Verlobung ging aus von der Kaiserin Mutter und Regentin Irene: ihrem jüngst verstorbenen Gemahl, dem Kaiser Leo IV., sehr unähnlich, da sie den vielumstrittenen Bilderdienst in der Kirche in demselben Maße begünstigte, wie er ihn verfolgte, erkannte diese zwar herrschsüchtige und bigotte, aber auch kluge Frau deutlich, daß sie, um ihre Richtung durchzuführen, eines Rückhaltes in dem überwiegend bilderfreundlichen Abendlande durchaus bedurfte: daher vor allem eine Annäherung an Papst Hadrian, dessen bisherige Abwendung von Ostrom doch wesentlich aus dogmatischen Motiven entsprang, und daher nun weiter die Verbindung mit König Karl, der ebendamals mit dem Papste die engste geistliche Gemeinschaft einging, dessen Gevatter (compater) wurde. Diese fränkisch-griechische Freundschaft, von Papst Hadrian, wenn nicht gestiftet, so doch eifrig gefördert, war freilich nur von kurzer Dauer, wie das auch kaum anders sein konnte bei dem Gegensatz der politischen Interessen beider Reiche, vornehmlich bei der Schwierigkeit, ihre Rivalität in der Herrschaft über Italien abzugrenzen und auszugleichen. Als Karl 787 seine dritte Romfahrt machte und nun auch nach Unter-Italien vordrang, verhandelte er in Capua mit kaiserlichen Gesandten über die Ausführung des Verlobungsvertrages von 781, aber umsonst, die Vermählung, die, wie es scheint, von beiden Seiten nicht mehr gewünscht wurde, kam nicht zustande und anstatt daß zwischen Griechen und Franken eine weitere Annäherung erfolgt wäre, griffen jene zu den Waffen, um diese aus Unter-Italien wieder zu verdrängen. Nun aber hatte Karl das Fürstenthum Benevent, diesen letzten Rest des altlangobardischen Reiches, sich kurz vorher botmäßig gemacht, und als die Griechen aus Calabrien anrückten, leisteten die Beneventaner unter Herzog Grimoald, dem Sohne des 787 verstorbenen Arichis, den Franken rasch und ausgiebig Zuzug; 788 erlitt das kaiserliche Heer eine so schwere Niederlage, daß man in Byzanz die Fortsetzung des Krieges fürs erste aufgab. Schon zehn Jahre vor dieser Auseinandersetzung mit dem ältesten Großstaate der Christenheit hatte Karl zu den Reichen des Islam Stellung genommen. Entsprechend der Politik seines Vaters Pippin, der mit den Khalifen von Bagdad, den Abbasiden, in gesandtschaftlichem Verkehr gestanden hatte, trat Karl im J. 777 mit andern Feinden des omijjadischen Herrschers von Cordova, mit dem sarazenischen Statthalter von Barcelona, in Verbindung; im J. 778 zog er mit großer Heeresmacht nach Spanien, um auf Kosten des Khalifen Abderrhaman Eroberungen zu machen. Indessen wie bedeutend diese Unternehmung als Waffenthat erscheint, so verlief sie doch unbefriedigend; da der König das sarazenische Saragossa vergeblich belagerte, so gab er auch das christliche Pampelona, die Hauptstadt von Navarra, welche er vorher erobert hatte, wieder preis und trat über die Pyrenäen jenen Rückmarsch an, der durch Kämpfe mit dem tapfern Gebirgsvolke der Wasconen und durch eine angeblich im Thal von Roncevalles erlittene Niederlage der fränkischen Nachhut so berühmt geworden ist. Im nördlichen Spanien gewann Abderrhaman wieder die Oberhand und bis zum J. 785, da die Stadt Gerona von ihm zu den Franken abfiel, nahm Karl von weiteren Angriffen Abstand, um mit desto größerer Anstrengung und Beharrlichkeit das fränkische Reich nach einer Seite hin auszudehnen, wo es schon von jeher Boden gehabt hatte und wieder zur Herrschaft kommen mußte, wenn es seinem ursprünglichen Charakter gemäß sich als germanisches Weltreich weiter entwickeln sollte.

Karl unternahm es, das ganze Deutschland rechts vom Rhein, welches noch nicht fränkisch war oder mit seinem Reiche nur lose zusammenhing, fränkisch zu machen. Er begann dieses Werk mit Kriegen zur Unterwerfung der Sachsen, des einzigen deutschen Stammes, der noch nach altgermanischer Verfassung lebte und durch und durch heidnisch war. Ueberdies standen Sachsen und Franken infolge der Grenzstreitigkeiten lange miteinander auf Kriegsfuß und wenn König Karl jene angriff, so schlug er damit nur eine Richtung ein, welche seine großen Vorfahren, Karl Martell und Pippin, ihm durch wiederholte Feldzüge vorgezeichnet hatten. Die Feindseligkeiten begannen im J. 772 mit einer starken Herausforderung von seiten des Königs; auf einer Heerfahrt in das Gebiet der Engern bis zur Weser eroberte er die Eresburg, eine sächsische Grenzfeste an der Diemel, und zerstörte die Irminsäule (Ermensul), ein sächsisches Nationalheiligthum, welches wahrscheinlich in der Nähe von Lippspringe lag. Zur Vergeltung verheerten sächsische Haufen im folgenden Jahre das nördliche Hessen, wo namentlich Fritzlar mit seiner Kirche, einer Stiftung des Bonifacius, hart bedrängt, fast ganz zerstört wurde. Nun gab König Karl dem Kampfe den Charakter eines planmäßigen Eroberungs- und Religionskrieges. Fortan wollte er den Sachsen insgesammt keine andere Wahl

lassen als Unterwerfung unter die fränkische Herrschaft und Annahme des Christenthums oder Vernichtung, und mit seinen Feldzügen von 775 und 776 erreichte er wirklich so viel, daß er während des Sommers 777 im Innern des Sachsenlandes zu Paderborn eine fränkische Reichsversammlung halten konnte. Hier empfing er auch anscheinend starke Bürgschaften für die Zukunft seiner Herrschaft; viele Sachsen ließen sich taufen und verpfändeten für den Fall, daß sie abtrünnig werden sollten, ihre Freiheit und ihr Eigenthum. Aber dessenungeachtet irrte sich König Karl, wenn er schon damals nahe am Ziele zu sein meinte, so leichten Kaufes sollte er des hartnäckigsten aller deutschen Stämme doch nicht Herr werden. In der Masse des sächsischen Volkes war der Haß gegen die fränkischen Eroberer noch mächtiger als die Furcht vor den schweren Strafen, womit der Abfall vom Könige und vom Christenthum bedroht war. Auch fehlte es nicht an hervorragenden Männern zur Leitung eines nationalen Widerstandes. Der bedeutendste war Widukind, ein westfälischer Etheling und in den großen Kämpfen ständiger Führer (Herzog) der Westfalen, aber zur Zeit der paderborner Reichsversammlung landesflüchtig und im Schutze des Dänenkönigs Siegfried. Im J. 778, als König Karl der Sachsen, wie er glaubte, sicher, die spanische Heerfahrt unternahm, stellte sich Widukind, dem alten Freiheitshelden Armin nicht unähnlich, an die Spitze aller Sachsen, welche lieber Treueide brachen und Hab und Gut, Freiheit und Leben aufs Spiel setzten, als daß sie sich den Franken widerstandslos unterwarfen. Mit arger Verwüstung des Rheinlandes zwischen Deutz und Koblenz begann der Krieg von neuem und seitdem wurde er fortgesetzt sieben Jahre lang mit nur einer erheblichen Unterbrechung (781) und unter Abwandlungen, welche die Franken trotz ihrer Uebermacht zu immer größeren Anstrengungen nöthigten und beide Theile, die Sieger sowol als die Unterliegenden, zu einer wahrhaft barbarischen Kriegführung verleiteten. Obgleich König Karl im J. 780 bis zur sächsisch-wendischen Grenze an der Elbe, bis zum Einfluß der Ohre vorgedrungen war und damals sogar bei vielen Bewohnern des Bardengaus und des nordelbischen Sachsens, unter den Nordleuten, Gehorsam gefunden hatte, brach im Herbste des Jahres 782 ein neuer Aufstand los, und während eine fränkische Heeresabtheilung am Süntelgebirge fast aufgerieben wurde, erlitt das kaum begonnene Bekehrungswerk einen schweren Stoß in den Gauen zwischen der Weser und der unteren Elbe, wo der Angelsachse Willehad im Auftrage des Königs die Mission leitete. Ueberall, auch nördlich der Elbe, unter den Ditmarsen wurden die Christen von den Heiden überfallen, mehrere Priester erschlagen; Willehad rettete sich nur durch die Flucht. König Karl schritt gegen die Empörer mit äußerster Strenge ein. Zu Verden an der Aller ließ er, weil Widukind, der Haupträdelsführer, ihm nicht ausgeliefert werden konnte, 4500 andere Aufständische an einem Tage enthaupten, ein furchtbares Blutgericht, aber im Einklange mit dem herrschenden Kriegsrecht, da es wahrscheinlich schon damals ein entsprechend strenges Specialgesetz gab, die sogenannte Capitulatio de partibus Saxoniae, wonach nicht nur schwere Verbrechen, wie Abfall vom Könige, Ermordung von Geistlichen u. ähnl., sondern auch scheinbar geringfügige Handlungen, Uebertretung der Fastengebote, Todtenbestattung nach heidnischem Ritus, mit dem Tode bestraft werden sollten. Als Vollziehung dieses Gesetzes aufgefaßt war die Massenhinrichtung zu Verden wenigstens kein Act brutaler Willkür, aber eine entsetzliche Barbarei war sie unter allen Umständen, und, was vom politischen Standpunkte das Schlimmste war, sie verfehlte ihren Zweck. Anstatt abzuschrecken gab sie der Empörung neue Nahrung; König Karl bezwang Sachsen endgültig nur durch Kriegsgewalt, wie er sie 783 in den siegreichen Feldschlachten bei Detmold und an der Hase, 784 und 785 in planmäßiger Verwüstung der aufständischen Gebiete zur Anwendung brachte, und durch kluge Verhandlungen mit Widukind, der schließlich, als Karl um die Mitte des J. 785 bis an die untere Elbe vorrückte, selbst erkannte, daß er dem Könige auf die Dauer nicht gewachsen war. Daher fügte er sich in das Unvermeidliche, schloß mit Karl einen Unterwerfungsvertrag, der ihm und seinem Gefährten Abbio Straflosigkeit sicherte, und folgte dem König in die Pfalz von Attigny, um zum Christenthum überzutreten. So ihrer Führer beraubt, war die heidnische Nationalpartei zwar noch nicht vernichtet, aber doch fürs erste kampfunfähig; in Sachsen sowie in Friesland, soweit es noch heidnisch war, begann eine neue Ordnung der Dinge und König Karl hatte alle Ruhe, deren er bedurfte, um über seine Widersacher in andern deutschen Landen ähnlich zu triumphiren wie über die Heiden im Norden. In Thüringen kam er ebendamals einer Verschwörung auf die Spur, welche, von misvergnügten Großen angestiftet, nichts Geringeres plante, als ihn der Freiheit und des Lebens zu berauben oder das Land von seiner Herrschaft loszureißen; der König beugte der Gefahr vor, indem er Truppen schickte, die Hauptschuldigen festnehmen ließ und sie streng bestrafte. Bald darauf wandte er sich gegen Baiern, um das Stammesherzogthum der Agilolfinger zu unterdrücken. Die ursprünglich freundschaftlichen Beziehungen Karl's zu Herzog Tassilo waren umgeschlagen in ein tiefes Mistrauen, welches in letzter Instanz vermuthlich darauf zurückging, daß Tassilo, um volle Selbständigkeit zu erreichen, sich gegen König Pippin eines groben Treubruchs schuldig gemacht, im J. 763 das nach fränkischem Rechte todeswürdige Verbrechen des Harisliz begangen hatte, ohne in irgendeiner Form dafür Genugthuung zu leisten. Diesem Vorgange entsprach der erste Schritt, den König Karl that, um die Macht des Herzogs, welche ihm namentlich wegen der Verwandtschaft desselben mit dem gestürzten langobardischen Königshause und mit den Fürsten von Benevent gefährlich war, zu beschränken: von Papst Hadrian I. nachdrücklich unterstützt, setzte er es durch, daß Tassilo auf einer Reichsversammlung in Worms (781) das frühere Vasallitätsverhältniß erneuerte und seine Treue durch Stellung von Geiseln verbürgte Aber dieses Abkommen muß sich für König Karl schon bald als unzulänglich erwiesen haben, und nachdem noch

dahl ein heftiger Zwischenfall, ein blutiger Grenzconflict zwischen Baiern und Franken im Gebirge (784 oder 785) eingetreten war, bestand zu Anfang des J. 787 eine derartige Spannung, daß der Herzog die Vermittelung des Papstes anrief, freilich umsonst, denn Papst Hadrian ergriff unbedingt für König Karl Partei; für den Fall, daß Tassilo die beschworene Treue verletzen sollte, bedrohte er ihn mit dem Bann. Weiteren Beistand kam dem Könige aus Baiern selbst: als Tassilo in eigener Unbesonnenheit einer Vorladung nicht Folge leistete und Karl dann mit großer Heeresmacht gegen ihn vorrückte, griff das baiuvarische Volk in den Kampf der Fürsten ein. Es fiel von seinem Herzog ab, dieser war der fränkischen Uebermacht wehrlos preisgegeben; nur eine nochmalige Erneuerung des Vasallitätseides, 3. Oct. 787, rettete ihn vor dem Aeußersten und nur für sehr kurze Zeit. Bald war Tassilo's Sturz bei Karl beschlossene Sache und er kam zum Ziel mit Hülfe einer Reichsversammlung zu Ingelheim (Sommer 788), wo jener von seinen eigenen Unterthanen schwerer Vergehen, namentlich hochverrätherischer Verbindung mit den Avaren angeklagt, nicht sowol mit Rücksicht hierauf, als vielmehr wegen des unter und gegen König Pippin begangenen Kapitalverbrechens willkürlich zum Tode verurtheilt wurde. König Karl ließ Gnade walten. Er entthronte seinen Gegner und beraubte ihn der Freiheit, aber das Leben schenkte er ihm; zum Mönch geschoren mußte Tassilo ins Kloster wandern und die ganze herzogliche Familie theilte dies Schicksal, die letzten Agilolfinger endeten fast alle in fränkischen Klöstern, während für Baiern eine neue Epoche staatlicher Entwickelung begann und Karl's Herrschaft unter anderm auch dadurch gesichert wurde, daß Tassilo im J. 794 vor einer großen Reichsversammlung zu Frankfurt für sich und seine Kinder auf jedes Anrecht an Baiern in aller Form Verzicht leistete. Uebrigens hatten die vornehmen Baiern, die ihn 788 in Ingelheim eines geheimen Einverständnisses mit den Avaren beschuldigten, schwerlich unrecht. Kaum war Tassilo gestürzt, so überschritt dieses wilde und namentlich den umwohnenden Slawen verhaßte Reitervolk, welches im heutigen Ungarn hauste, die Grenze, machte einen Doppelangriff zugleich auf Baiern und Friaul und verwickelte so König Karl in einen Krieg, von dessen Ausgang sehr viel abhing, der wie für die Behauptung Baierns und seines slawischen Nebenlandes Karantanien, so für die Machtstellung des Königs im Osten von Europa überhaupt entscheidend werden mußte. Sehr wichtig daher, daß die Ueberlegenheit der Franken über die Avaren bald hervortrat und sich mit der Zeit immer stärker geltend machte. Nachdem die avarischen Angriffe von 788 nachdrücklich zurückgewiesen und Verhandlungen über Grenzverhältnisse 790 gescheitert waren, ging Karl 791 seinerseits zum Angriff über. Mit mehrern Heeresabtheilungen, zu denen alle deutschen Stämme, auch die jüngst unterworfenen Sachsen und Friesen, Contingente gestellt hatten, durchzog er das Avarenland von der Enns bis zur Raab und verwüstete es, ohne auf Widerstand zu stoßen, während sein Sohn Pippin, der von dem friaulischen Herzoge Johannes unterstützt durch Illyrien vorrückte, mit dem Feinde zusammentraf und einen glänzenden Sieg erfocht. Diesem jugendlichen Fürsten gebührt auch das Verdienst, die Unterwerfung der Avaren wesentlich gefördert zu haben durch die im J. 796 vollbrachte Eroberung und Zerstörung ihres sogenannten Ringes zwischen Donau und Theiß, einer großen kreisförmigen Feste von weitläufiger Anlage, die als Sitz des Khagans und als Schatzkammer für eine unermeßliche Kriegsbeute diente. Indessen als dauernd kampfunfähig erscheint das Volk der Avaren doch erst im J. 803; ein baiuvarisches Heer, welches 802 bei Güns in Nieder-Pannonien mit ihnen gefochten hatte, war noch von ihnen geschlagen worden. Mit Recht urtheilt Einhard, der Biograph Karl's, daß unter allen Kriegen, welche er überhaupt geführt hat, der avarische nächst dem Kampfe mit den Sachsen der große gewesen sei. Er war es auch in dem Sinne, daß von ihm so bedeutende civilisatorische Wirkungen ausgegangen sind wie sonst nur noch von der Unterwerfung der Sachsen. Noch während des Kriegsgetümmels wurde in den alten, aber drei Jahrhunderte lang verödeten Culturländern der mittleren Donau (Ufer-Noricum und Pannonien) der Grund gelegt zu einem neuen und dauerhafteren Culturleben. In dem von der Natur reich gesegneten Lande zwischen Enns und Wiener-Wald, dem heutigen Nieder-Oesterreich, erschienen schon damals aus Baiern geistliche und weltliche Herren, um von dem Grund und Boden Besitz zu ergreifen; es folgten ihnen Scharen höriger Bauern, um sich auf dem neuen Herrengut anzusiedeln und es nach altländischer Weise zu bewirthschaften, und der König, der nach fränkischem Rechte Eigenthümer des eroberten Landes und thatsächlich der größte Grundbesitzer war, förderte diese Bewegung nach Kräften, einestheils durch Tradition von Königsgut an einzelne Getreue und verschiedene geistliche Stifter, anderntheils generell dadurch, daß er seinen Getreuen gestattete, Land zu occupiren auch ohne specielle Rechtstitel, nur zu Nutz und Frommen der Kirche Gottes in Pannonien, wie es in der betreffenden Urkunde heißt. Auch die kirchliche und politische Organisation des Landes wurde noch während des Krieges in Angriff genommen; die erste Verfügung, welche die Heidenbekehrung in dem großen Gebiete zwischen Drave und Raab, dem ehemaligen Unter-Pannonien, der Kirche von Salzburg übertrug, erging schon im J. 796, unmittelbar nach der Eroberung des „Ringes", und nur wenige Jahre später beginnt für uns die Reihe der Markgrafen, welche, die einen eben in Unter-Pannonien, die andern zwischen Raab und Enns, als höchste Beamte des Königs für Krieg und Frieden eingesetzt wurden, während in den Grenzländern zwischen der Drave und dem Adriatischen Meere die Grafen von Friaul eine markgräfliche Gewalt schon seit längerer Zeit besaßen. In der That, die eminente Stellung, welche König Karl innerhalb der deutschen Geschichte einnimmt, gebührt ihm vor allem als dem Begründer der südöstlichen Marken des Reiches und als Besieger der Sachsen. Indem er diesen deutschen Stamm unterwarf und zugleich die fränkische Herrschaft

über Baiern neu befestigte, arbeitete er der Bildung eines deutschen Nationalreiches derart vor, daß ein solches in demselben Augenblicke entstehen konnte, wo das Weltreich Karl's für immer zu Grunde ging. Und ebenso entschieden bestimmte er die Richtung, welche das werdende deutsche Reich recht eigentlich als Culturmacht innehalten sollte. Was deutsche Fürsten und Volksstämme später an der Donau und an der Elbe, an der Oder und an der Weichsel, also auf altgermanischem Grund und Boden, durch Christianisirung und Germanisirung fremder, zumeist slawischer Völkerschaften geleistet haben, war in Wahrheit doch nichts anderes als die Fortsetzung der friedlichen Culturarbeit, welche um das Jahr 800 in dem ehemaligen Avarenlande begann und von König Karl nicht nur mit Waffengewalt geschützt, sondern auch planmäßig gefördert und ins Leben gerufen wurde; auch auf diesem Gebiete war sein Wirken bahnbrechend für alle Zukunft.

Uebrigens in der Zeit, als der Kampf mit den Avaren noch hin und her wogte, war er nicht einmal der einzige Krieg, den der König zu führen hatte; ringsum an den Grenzen des gewaltig vergrößerten Reiches galt es, Feinde niederzuhalten, welche sich gegen König Karl und dessen Ansprüche auf Gehorsam und Dienstbarkeit erhoben. In Italien war es Herzog Grimoald von Benevent, der ihn herausforderte: durch Vermählung mit einer griechischen Prinzessin vollzog der Herzog um 790 eine bedeutende Annäherung an das Oströmische Kaiserreich, während er seine Pflichten als fränkischer Vasall vernachlässigte. Deshalb schickte König Karl seine Söhne, die Könige Pippin von Italien und Ludwig von Aquitanien, mit großer Truppenmacht gegen Benevent, aber vergeblich, die Heerfahrt mißglückte, da eine gewaltige Hungersnoth, welche weit und breit in Südeuropa herrschte, die Verpflegung unmöglich machte. Um dieselbe Zeit war der neue Khalif von Cordova, Abderrhaman's Sohn und Nachfolger Hescham I., in energischem Vorrücken gegen Norden begriffen; Gerona wurde wieder erobert und wegen des Abfalls zu den Franken gezüchtigt; ein fränkisch-aquitanisches Heer unter Wilhelm von Toulouse wurde 793 am Flusse Orbieu zwischen Narbonne und Carcassonne aufs Haupt geschlagen. Aber die größte Gefahr entwickelte sich doch auf deutschem Boden, im Sachsenlande. Vermuthlich getrieben und mitergriffen von der kriegerischen, vordrängenden Unruhe, welche unter den Nordgermanen, den noch völlig heidnischen Völkern auf den skandinavischen Inseln und Halbinseln schon damals vorhanden war, erhoben sich in Sachsen Anhänger des Heidenthums noch einmal zu dem Versuche, das Land von der fränkischen Herrschaft zu befreien und da die ersten Unternehmungen dieser neuen sächsischen Rebellen, Ueberfälle fränkischer Truppentheile, die dem Könige gegen die Avaren zuziehen sollten (792, 793), Erfolg hatten, so breitete der Aufstand sich von der unteren Weser und der unteren Elbe her rasch aus, sodaß er wieder nur mit Waffengewalt zu bändigen war. Aber auch hiermit kam der König nicht ohne weiteres zum Ziel. Zunächst (794) wiederholte sich nur das alte Schauspiel: Unterwerfung einzelner Theile des sächsischen Volkes unter den üblichen Bedingungen der Geiselstellung, des Treueides gegen den König, der Annahme des Christenthums, aber nach dem Abzug des Herrschers Rückfall der jüngst Unterworfenen bei fortdauernder Widersetzlichkeit der nördlichen, der Nordsee benachbarten Districte. Diese waren denn auch schon von 795 ab vorzugsweise Kriegsschauplatz, von Karl, der damals bis in die Gegend von Lüneburg vordrang, wurden sie ganz wie Feindesland behandelt. So häuften sich für König Karl, der sich überdies einmal (792) eines gefährlichen Anschlages auf Thron und Leben, einer Verschwörung seines Bastards Pippin mit einigen misvergnügten Großen zu erwehren hatte, die kriegerischen Verwickelungen von Jahr zu Jahr in bedenklicher Weise, und es ist nicht zu viel gesagt: zur Behauptung seiner Weltherrschaft bedurfte König Karl desselben Aufwandes von Kraft und Ausdauer, welcher erforderlich gewesen war, um sie zu erringen; ein günstiger Umschwung erfolgte überall nur allmählich.

Herzog Grimoald von Benevent behauptete seine Unabhängigkeit, wie gegen die Griechen, mit denen er bald wieder brach, so auch gegen die Franken bis an sein Lebensende; erst der Nachfolger, Grimoald II., verstand sich dazu (812), mit Karl Frieden zu machen und wieder Tribut zu zahlen. An der spanischen Grenze war die Niederlage von 793 allerdings viel früher wett gemacht; bereits aus dem J. 795 verlautet von einem Siege, den aquitanische Franken im Gebiet von Barcelona über Sarazenen erfochten; indessen erst durch die Eroberung Barcelonas gewann die fränkische Herrschaft zwischen Pyrenäen und Ebro festen Boden und Dauerhaftigkeit; im Sommer 801 fiel die wichtige Stadt nach zweijähriger Belagerung und wurde der Sitz eines Markgrafen, Mittelpunkt der spanischen Mark. Im J. 806 wurde Pampelona wieder erobert und damit erreichten die Franken nun auch territorial den Anschluß an die kleinen christlichen Staaten im nordwestlichen Spanien, deren Oberhaupt, König Alfons von Galicien und Asturien, ein tapferer und siegreicher Vorkämpfer gegen den Islam war und mit König Karl schon seit 798 in einem engen Freundschafts- und Bundesverhältniß stand. Bei der Niederwerfung des sächsischen Aufruhrs leistete ihm eine von den slawischen Völkerschaften zwischen Elbe und Ostsee, das Volk der Abodriten, wirksame Hülfe. War König Karl 789 über die Elbe und sogar über die Havel gezogen, um die Wilzen (Welataben), die Nachbarn, aber auch die Feinde der Abodriten zu unterwerfen, so griffen diese jetzt für ihn gegen die Sachsen, namentlich gegen die Nordalbinger, zu den Waffen; Fürst Thrasuco erfocht 798 zu Sventana (dem jetzigen Bornhöved) einen bedeutenden Sieg; viertausend Feinde sollen gefallen sein. König Karl selbst ist mit den Sachsen in offener Feldschlacht nicht mehr zusammengestoßen. Militärisch wurde er ihrer wieder Herr durch einen kleinen Krieg, den einzelne fränkische Heeresabtheilungen noch einige Jahre weiterführten. Außerdem brach er den Widerstand durch planmäßige Entvölkerung einzelner besonders feindlicher Districte.

Auf den Gauen zu beiden Seiten der unteren Elbe wurden die Bewohner wiederholt in Masse expatriirt, um im Innern des Frankenreiches eine neue Heimat zu finden. Dieses Schicksal war ein allgemeines, es traf Adelige und Gemeinfreie, Mitschuldige des Aufruhrs und Schuldlose ohne Unterschied, und Confiscirung ihres Grundbesitzes gehörte wesentlich zu diesem Verfahren, welches König Karl unters Wissens zuletzt im J. 804 anwandte. Am grundlichsten räumte er in Nordalbingien auf; hier wies er große Strecken seinen slawischen Bundesgenossen, den Abotriten zu, während er übrigens verfuhr wie in der avarischen Mark, nämlich seine fränkischen Getreuen geistlichen und weltlichen Standes mit Grund und Boden reich ausstattete. Also eine Reihe von durchgreifenden und wirksamen, aber auch harten Maßregeln, die noch lange als solche empfunden wurden. Andererseits ist nicht zu verkennen, König Karl versuchte, die Pacificirung des tiefzerrütteten Sachsenlandes auch auf gütlichem Wege zu erreichen, obwol die alte und oft wiederholte Erzählung von einem förmlichen Friedensvertrage, der zwischen Karl und dem Adel der Sachsen im J. 803 zu Salz geschlossen wurde, keinen Glauben verdient; sie stammt aus trüber Quelle und entspricht der Sachlage, wie sie uns aus den echten und reinen Quellen bekannt ist, durchaus nicht. Aber so viel ist Thatsache: König Karl ersetzte jenes erste und durch drakonische Strenge charakterisirte Specialgesetz für Sachsen (s. oben S. 64) noch vor beendigtem Kriege durch ein neues, durch das Capitulare Saxonicum von 797, welches die älteren Strafbestimmungen wesentlich milderte. Ferner: das alte Stammesrecht der Sachsen, welches unter Karl zuerst aufgezeichnet und durch Zusätze reichsrechtlichen Inhalts der neuen Ordnung der Dinge angepaßt wurde, blieb in Geltung, und auch die Fürsorge des Königs für die Christianisirung und die kirchliche Organisirung des Landes dauerte fort, sie war ein Hauptmittel seiner Friedenspolitik. Aber von den Früchten derselben hat er selbst nur wenig geschaut; nur die Anfänge des kirchlichen Lebens in Sachsen fallen noch unter König Karl. Von den neun Bisthümern der späteren Zeit sind allerdings sechs: Münster, Paderborn, Osnabrück, Minden, Bremen, Verden, schon damals gegründet worden, aber über eine primitive, unfertige Existenz kamen sie bei Karl's Lebzeiten nicht hinaus. Klöster sind in Sachsen überhaupt erst unter Ludwig dem Frommen entstanden. So wirkte der Umstand, daß König Karl die Herrschaft über diesen deutschen Stamm nur mit dem Schwerte zu behaupten vermochte, in dem Verhältniß des Königs zum Lande selbst noch jahrelang ungünstig nach, während dagegen, und das ist für die weitere Entwickelung seiner universalen Größe ungemein wichtig geworden, sein Ruhm in der übrigen Welt, sein Ansehen in fremden Reichen und bei andern Herrschern in der Epoche des sächsischen Aufruhrs und trotz aller Abwandlungen in den Grenzkriegen nicht nur nicht zurückging, sondern sich stetig steigerte.

Mit König Offa von Mercia, dem bedeutendsten Regenten unter den damaligen Königen der Angelsachsen, war König Karl um das J. 790 verfeindet und das Zerwürfniß ging so weit, daß von beiden Königen eine Handelssperre verhängt wurde. Aber nur wenige Jahre vergingen, so bot Offa die Hand zur Versöhnung und fand bei Karl entsprechendes Entgegenkommen; in Offa's letzten Zeiten — er starb am 26. Juli 796 — war nicht nur die Freundschaft der Herrscher erneuert, sondern auch der alte Handelsverkehr ihrer Nationen in aller Form wieder freigegeben. — Im Zusammenhange mit der gegen den Khalifen von Cordova befolgten Eroberungspolitik ergriff König Karl 797 die Initiative zu einem gesandtschaftlichen Verkehr mit dem Haupreiche des Mohammedanismus, mit dem Khalifat von Bagdad, wo damals Harun-al-Raschid regierte, und das gemeinsame Interesse an der Schwächung der omijadischen Macht in Spanien erwies sich in der That als ein kräftiges Bindemittel; trotz des Gegensatzes des Glaubens ging der Khalif in seiner Freundschaft für König Karl so weit, daß er directe Beziehungen desselben zu der christlichen Bevölkerung seines großen Reiches nicht nur nicht hinderte, sondern direct förderte, indem er ihm nach Einhard's Versicherung über die heiligen Stätten zu Jerusalem Hoheitsrechte einräumte. — Mittlerweile war auch in dem seit 788 feindlichen Verhältniß des Königs zum Oströmischen Kaiserreich eine friedliche Wendung eingetreten und zwar, was für die hohe Machtstellung des Königs gewiß bezeichnend ist, auf Betrieb von Byzanz, speciell der Kaiserin Irene, welche 797 ihren Sohn, Kaiser Konstantin VI., vom Throne gestoßen hatte, aber den von ihm schon begonnenen gesandtschaftlichen Verkehr mit König Karl unverzüglich fortsetzte. So wurde 798 das frühere Einvernehmen erneuert, vielleicht sogar ein formelles Abkommen getroffen, bei dem freilich in dem vielumstrittenen und zumeist slawischen Lande zwischen der unteren Donau und der Adria fränkisches und griechisches Gebiet nicht genau abgegrenzt und ebenso wenig die griechische Herrschaft über Sicilien gegen fränkischen Einfluß hinlänglich gesichert wurde. Wenn eine Betheiligung des päpstlichen Hofes an den fränkisch-griechischen Verhandlungen von 798 nirgends hervortritt, so ist das schwerlich Zufall, vielmehr entspricht diese Wahrnehmung genau der untergeordneten Stellung, welche das Papstthum in der politischen Welt überhaupt und speciell König Karl gegenüber einnahm. In der lange gehegten Erwartung, mit Karl's Hülfe die weltlichen Besitzungen des römischen Stuhles bedeutend zu vergrößern, immer von neuem getäuscht, hatte Papst Hadrian I. Mühe, Hoheitsrechte selbst nur da zu behaupten, wo ihm solche nach Karl's Willen und Anordnung zustanden, wie im Exarchat von Ravenna, und weit entfernt, für die auf dem weltlichen Gebiete erlittenen Einbußen mittels des geistlichen Primats Ersatz zu gewinnen, mußte er schließlich erleben, daß sein Ansehen auch in dieser Beziehung stark zurückging, daß König Karl im Bunde mit den übrigen kirchlichen Gewalten des Abendlandes die allgemeine Kirche, unter Umständen sogar im Gegensatz zu Rom, lediglich nach seinem Willen leitete. So geschah es in der größten und auch politisch wichtigsten

Controverse, die es in der Christenheit damals gab, im Bilderstreite. Den bilderfreundlichen Beschlüssen, welche das zweite Concil zu Nicäa 787 nach dem Sinne der Kaiserin Irene und unter actenmäßiger Zustimmung päpstlicher Legaten gefaßt hatte, setzte König Karl ohne Zweifel in Consequenz des Krieges, der 788 zwischen ihm und den Griechen in Unter-Italien ausbrach, zunächst im J. 790 eine heftige und persönlich gehaltene Polemik entgegen, die große Streitschrift wider den Bilderdienst, die unter dem Namen der Libri Carolini bekannt und in Betreff ihres wahren Verfassers immer noch räthselhaft ist. Aber noch mehr: im J. 794 hielt König Karl zu Frankfurt in Gegenwart päpstlicher Legaten, aber unter seinem Vorsitz, ein großes Concil, auf welchem die angelsächsische Geistlichkeit durch keinen Geringeren als Alkuin vertreten war; hier wurden die letzten Decrete der Griechen über den Bilderdienst oder vielmehr die den Griechen fälschlich imputirte „Anbetung" der Bilder verworfen, mit dem Anathema belegt und der Papst, dem dieser Beschluß mitgetheilt wurde, war schwach genug, die kaum gewonnene Einigung mit den Griechen thatsächlich wieder in Frage zu stellen; in seiner Antwort wendete er die Sache so, daß er zwar die nicänischen Beschlüsse als rechtgläubig vertheidigte, aber die Excommunicirung des Kaisers Konstantin VI. aus andern Gründen nichtsdestoweniger in Aussicht stellte. So trat Hadrian I. den Rückzug an vor dem Uebergewichte, womit König Karl als kirchlicher Gesetzgeber auftrat und sogar in Bezug auf das Dogma eine allgemeingültige Autorität für sich in Anspruch nahm. War er doch schon vor dem frankfurter Concil in ähnlicher Richtung thätig gewesen, da er einen Prälaten aus dem nördlichen Spanien, den Bischof Felix von Urgel, wegen Abweichungen in der Lehre von der Person Christi als einen Anhänger des Adoptianismus zur Rechenschaft zog (792, Synode zu Regensburg). Ein planmäßiges und zielbewußtes Streben nach dem Ruhme der Orthodoxie war dem Könige ursprünglich fremd; jedenfalls: in den Gesetzen und Verordnungen (Capitularien), die aus seinen früheren Jahren überliefert sind und ausschließlich oder doch vorzugsweise auf kirchliche Verhältnisse Bezug haben, wie die großen Erlasse von 787, wird der Inhalt der Glaubenslehre nirgends berührt. Aber nachdem König Karl die Richtung auf das Dogma, auf die Bewahrung der Einheit und der Reinheit der Lehre einmal ergriffen, verfolgte er sie weiter mit der ihm eigenen Energie, und nach dem Beirathe von theologischen Sachverständigen, welche der älteren Generation des fränkischen Klerus außerordentlich überlegen waren, namentlich dadurch, daß sie mit besserer Kenntniß der Bibel und der patristischen Literatur, also mit christlicher Wissenschaft eine bedeutende profane Bildung verbanden und sich als Lehrer in den „Freien Künsten", wie Grammatik, Rhetorik, Dialektik, zum Theil auch als Schriftsteller nach dem Muster der Alten Ruf erworben hatten. Und gerade nach dieser Seite hin wußte König Karl sie durchaus zu würdigen; ohne Unterschied der Nationalität und der Staatsangehörigkeit zog er seit seiner zweiten Romfahrt (781) weltlich geschulte Theologen und kirchlich gesinnte Profanschriftsteller an seinen Hof. Die Italiener oder Langobarden Paulus Diaconus, Mönch zu Montecasino, und Petrus von Pisa, Lehrer der Grammatik zu Pavia, machten den Anfang; ihnen, die am Hofe Karl's und im Verkehr mit ihm vorzugsweise literarisch thätig wurden, sich durch Dichtungen von verhältnißmäßig guter Latinität hervorthaten, folgte bald der Angelsachse Alkuin (Albinus), Magister an der berühmten Domschule zu York und damals noch ein großer Verehrer Vergil's, mit einigen jüngeren Landsleuten und Zöglingen, um durch Unterricht zu wirken, vor allem um der von alters her bestehenden, aber zurückgebliebenen Hofschule einen neuen Aufschwung zu geben. Und kaum war dies geschehen, so fand die christliche Renaissance des classischen Alterthums, wie man die neue Geistesrichtung wol charakterisiren darf, in der Umgebung Karl's auch bedeutende Vertreter fränkischer Herkunft wie Angilbert, ein Schüler Alkuin's und Einhard, der den Grund zu seiner umfassenden Bildung im Kloster Fulda gelegt hatte, sie aber am Hofe des Königs vollendete und nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Techniker Hervorragendes leistete. König Karl stand im Mittelpunkte dieses akademisch geordneten und mit der Hofschule eng verbundenen Kreises von gelehrten und kunstverständigen Männern. Bald methodisch lernend, wie er denn z. B. bei Petrus von Pisa Vorträge über Grammatik hörte, unter Alkuin's Leitung Rhetorik, Dialektik und Astronomie, sein Lieblingsfach studirte, bald anregend und selbst hervorbringend, da manche Gedichte und Episteln, die unter seinem Namen in die Welt gingen, ihm doch wol mindestens inhaltlich zugeschrieben werden müssen, war er zugleich Schüler, Genosse und Beschützer der Gelehrten und Künstler, die ihn umgaben, er gewann zu der allgemeinen Zeitbildung ein Verhältniß lebendiger Theilnahme und persönlichen Interesses, wie es noch bei keinem fränkischen Könige vorhanden gewesen war. In literarischem Verkehre führte König Karl den Namen „David", wie Alkuin „Flaccus", Angilbert „Homer", Einhard „Beseleel", beziehungsvoll zubenannt wurden, und seine, des Königs, Verherrlichung war naturgemäß das vornehmste Thema der Literatur, welche aus diesem Hofkreise hervorging unter ausgiebiger Benutzung antiker Werke als mustergültiger Vorbilder der Composition und des historischen Stils im allgemeinen, aber auch als Fundgruben der Phraseologie und des Bilderschmuckes im besondern. So entstand noch bei Lebzeiten Karl's ein größeres episches Gedicht, worin er u. a. als Protector des Papstes Leo III. schwungvoll gefeiert wird; der Verfasser war, wie es scheint, Angilbert, und zu den Elementen der überaus gewandten und geschmackvollen Composition gehören außer den besonders stark benutzten christlichen Dichtungen des Venantius Fortunatus massenhafte Entlehnungen aus heidnischen Autoren, aus Vergil, Ovid, Lucan. So entstand bald nach dem Tode Karl's die Lebensbeschreibung, welche Einhard von ihm verfaßte; auch hier erscheint der echtgermanische Stoff ganz und gar in römischer Form. Das Werk ist „nicht allein in einzelnen Ausdrücken und der Phraseologie, sondern

auch in der Anordnung des Stoffes, der Reihenfolge der Kapitel eine Nachahmung Sueton's" (Kaufe). Karl selbst war, wie Einhard bezeugt, allem heimischen Wesen aufrichtig zugethan; er war stolz auf seine Nationalität als Franke, und je vielseitiger sein Geist sich unter dem befruchtenden Einfluss der christlichen Ideen und antiker Weltbildung entwickelte, um so höher stiegen Sprache und Dichtung seines Volkes bei ihm im Werthe; kam es doch dahin, daß er alte Heldenlieder der Teutschen in der Ursprache sammelte und aufzeichnete, an der Herstellung einer fränkischen Grammatik arbeitete, zu den lateinischen Namen der Monate und Winde entsprechende deutsche erfand und in Umlauf brachte. Aber andererseits war auch die anknüpfende Richtung, welche unter den Gelehrten des Hofes und unter der höfisch gebildeten Geistlichkeit des Reiches die Oberhand hatte, durchaus nach dem Sinne des Herrschers. Verfolgte er sie doch selbst entschieden und consequent in den monumentalen Prachtbauten, die in und an der Pfalz zu Aachen nach und nach entstanden, vor allem in der Basilika von St.-Marien. Nicht nur den Stil (achteckiger Centralbau) entlehnte er aus Italien, sondern auch das Baumaterial, dessen er bedurfte; Marmorstücke und Mosaiken lieferte Ravenna, anderes Rom. Und nun noch ein Moment von politischer Bedeutung: während König Karl sich von Alkuin im J. 796 dauernd trennte, um ihn durch Erhebung zum Abt von St.-Martin in Tours auf einen Posten zu stellen, von dem aus dieser Hauptrepräsentant der neuen Rechtgläubigkeit als Lehrer und Leiter der Klosterschule eine gemeinnützige Thätigkeit in großem Stile entfalten sollte, blieben die fränkischen Genossen der schöngeistigen Akademie in der näheren Umgebung des Königs; ihnen gab er auch an den Staatsgeschäften bedeutenden Antheil; ihr Rath und ihre Dienste wurden in allen wichtigeren Angelegenheiten vorzugsweise in Anspruch genommen. Dies gilt von Einhard, der, wie er selbst erklärt, wesentlich aus persönlicher Dankbarkeit gegen seinen großen Wohlthäter dessen Biograph wurde, es gilt aber besonders von Angilbert, dem ältesten und treuesten Freunde des Königs, dem Liebhaber von Karl's Tochter Bertha, die ihm zwei Söhne gebar, Harnid und Nithard, den späteren Geschichtschreiber. Angilbert begann seine staatsmännische Laufbahn als erster Hofbeamter (Primicerius) Pippin's, des Königs von Italien; später fiel ihm vor allen die schwierige Aufgabe zu, die Beziehungen Karl's zum päpstlichen Hofe zu vermitteln. Zu diesem Zwecke war Angilbert in den Jahren 792, 794, 796 in Rom, das letzte mal als Gesandter des Königs an den Nachfolger des 795 verstorbenen Hadrian I., an Papst Leo III., der seinen Pontificat mit Aeußerungen größter Ergebenheit gegen Karl eröffnete, ihn in aller Form seiner Treue versicherte und selbst die Abordnung eines Gesandten erbeten hatte, um das römische Volk zur Treue gegen den König eidlich zu verpflichten. In dem Schreiben, welches Angilbert dem Papste vom König zu überbringen hatte, bezeichnete dieser als Ziele des zu erstrebenden Einverständnisses: Erhöhung der heiligen Kirche, Stabilität der päpstlichen Würde, Sicherung seines Patriciates.

Da geschah es nun, daß in Rom Zustände eintraten, die zwar das zweite Hauptstück in der Politik des Königs, die Stabilität der päpstlichen Würde, in Frage stellten, aber durch die Gegenwirkung, welche sie hervorriefen, für die Welt überhaupt und zumal für König Karl, den neu anerkannten Patricius der Römer, epochemachend wurden. Ende April des J. 799 gerieth Papst Leo III. in große Gefahr; eine Partei des römischen Adels, an der Spitze zwei Nepoten Hadrian's I., empörten sich; unter schweren Anschuldigungen — Unzucht und Meineid wurde ihm vorgeworfen — kündigten sie ihm den Gehorsam auf; wahrscheinlich trachteten sie ihm auch nach dem Leben. Gewiß ist, Leo erlitt körperliche Mißhandlungen und Schlimmerem entging er nur dadurch, daß er heimlich die Stadt verließ, um den Schutz anzunehmen, den eine fränkische Schar rasch herbeieilend ihm gewährte. So war er persönlich in Sicherheit, aber in Rom war Aufruhr, und um diesen zu dämpfen, gab es nur Eine Instanz, die wie das Recht, so die Macht dazu hatte: König Karl. An ihn wandten sich auch die neuen Machthaber. Während der Papst auf Anordnung des Königs ehrenvoll zu ihm geführt wurde und in Sachsen, zu Paderborn, einige Tage bei ihm verweilte (Juli? 799), erschienen römische Gesandte, wiederholten ihre Beschwerden über Leo und verlangten gerichtliches Verfahren, namentlich bestanden sie darauf, daß der Papst, um seine Unschuld zu erhärten, einen Reinigungseid leiste; andernfalls möge der König — so soll damals in Paderborn heimlich gerathen worden sein — ihn absetzen und in ein Kloster sperren. König Karl war zunächst geneigt, den Versicherungen des Papstes Glauben zu schenken. Er entschied sich für die Wiederherstellung desselben und beauftragte damit eine große Gesandtschaft, zu der unter andern die Erzbischöfe von Salzburg und Koln gehörten. Am 29. Nov. zogen diese vornehmen Franken mit Leo III. in Rom ein, hielten über die Rebellen Gericht und schickten diejenigen von ihnen, welche beschuldigt wurden, daß sie den Papst hätten umbringen wollen, dem Könige zur Aburtheilung und Bestrafung. Nichtsdestoweniger dauerte die Beunruhigung, welche durch die Angriffe auf die persönliche Würdigkeit des Papstes hervorgerufen war, fort, namentlich in Rom selbst; Erzbischof Arno von Salzburg erfuhr dort arge Dinge über Leo's Lebenswandel. Er meldete sie nach Tours an Alkuin, und dieser nahm die Sache so ernst, daß er den Brief verbrannte, um, wie er selbst sagt, Aergerniß zu verhüten. König Karl aber folgte seinen Gesandten in Jahresfrist, um selbst den Wirren in der Hauptstadt der Christenheit ein Ende zu machen. Vorher ging er mit seinen Getreuen im alten Frankenreiche zu Rathe; auf eine Residenz in Tours bei Alkuin (800, Mai? Anfang Juni) und eine Synode in Aachen, an der auch Alkuin theilnahm, folgte im August eine Reichsversammlung in Mainz. Dann zog der König mit Heeresmacht nach Rom, welches er am 24. Nov. zum

vierten mal betrat. Mit einer großen, aus Geistlichen und Laien, aus Franken und Römern gebildeten Versammlung, die am 1. Dec. in St.-Peter tagte, begann der Proceß zur Untersuchung der gegen den Papst erhobenen Anklagen und dauerte über drei Wochen; erst nachdem die Gehässigkeit der Denunciation dargethan und genügend festgestellt war, daß niemand da war, um die Anklagen vor Gericht zu vertreten, endete das Verfahren am 23. Dec., wiederum in der Peterskirche, mit einem Reinigungseide, den der Papst öffentlich ablegte. In der Zwischenzeit hatte König Karl sich selbst mit der peinlichen Angelegenheit eifrig beschäftigt; auf ihn vor allen ist es zurückzuführen, wenn der Papst, um sich in der Meinung der Welt völlig zu rehabilitiren, auf das verfängliche Mittel des Reinigungseides schließlich einging. In der That, seit Kaiser Konstans II. (641—668), der im J. 663 selbst in Rom war und zehn Jahre früher einen römischen Papst (Martin I.) wegen Ketzerei und Aufruhrs auf das härteste bestrafte, hatte dort kein weltlicher Herrscher in Bezug auf das Papstthum mit solcher Ueberlegenheit gewaltet wie jetzt König Karl. Kein Wunder daher, wenn die bereits vorhandene und den denkenden, der Politik kundigen Zeitgenossen (Alkuin) geläufige Ueberzeugung, daß König Karl in der Fülle seines Königthums überhaupt einzigartig dastünde und unter den christlichen Herrschern seiner Zeit unbedingt der erste wäre, sich gerade bei dieser Gelegenheit, im Zusammenhang mit seiner bedeutendsten Leistung zum Schutze der Kirche besonders nachdrücklich geltend machte, und wenn diese Ueberzeugung in der Idee des Kaiserthums, in dem Vorschlage, den König mit dem Principat zu bekleiden und nicht mehr Patricius der Römer, sondern Imperator zu benennen, denjenigen Ausdruck fand, welcher der historischen Entwickelung, den wirklichen Machtverhältnissen und dem besondern Charakter der neuen Geistesbildung allein angemessen war. Unsere Quellen gestatten leider nur dürftige Einblicke in die Genesis des wichtigen Ereignisses; indessen so viel ist deutlich: die intellectuellen Urheber desselben sind wahrscheinlich die hohen Geistlichen, die damals in Rom versammelt waren, einschließlich des Papstes gewesen, und unter den Gründen, welche für die Erhebung Karl's zum Kaiser geltend gemacht wurden, war die Erwägung, daß der Zustand in Byzanz, die andauernde und noch dazu usurpirte Alleinherrschaft einer Frau, eine unerträgliche Abnormität sei, oder anders ausgedrückt: daß das Kaiserthum bei den Griechen vacant sei, von besonderm Gewichte. Sehr merkwürdig ist nun, wie König Karl sich verhielt. Obgleich er die Idee, ihn zum Kaiser zu erheben, an sich ohne Zweifel billigte, so bot er zu ihrer Ausführung doch nicht ohne weiteres die Hand; eine Thatsache, die wol am richtigsten auf politische Berechnung zurückgeführt wird, namentlich auf den Wunsch, zunächst und vor allem ein weiteres Einvernehmen mit dem Hofe von Constantinopel zu erzielen, sich mit Irene recht eigentlich über das Kaiserthum zu verständigen. Kurz, König Karl ließ sich bitten, er zögerte überhaupt, aber Papst Leo III. trieb weiter; in seiner päpstlichen Würde neu befestigt und der allgemeinen Zustimmung sicher, nahm er die große Neuerung schon am 25. Dec., am Weihnachtstage des J. 800 aus eigener Machtvollkommenheit vor. In St.-Peter, wo Karl erschien, um die Messe zu hören, war ohne sein Wissen die Kaiserkrönung vorbereitet und als der König sich vom Gebete erhob, vollzog der Papst die feierliche Handlung; er setzte Karl eine Krone aufs Haupt, und vom Volke ertönte jubelnd der Zuruf: „Karl, dem frömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten, großen, friedenschaffenden Kaiser Leben und Sieg!" Dann huldigte ihm der Papst ganz so, wie den früheren Imperatoren gehuldigt zu werden pflegte, nämlich durch Adoration: er sank vor ihm in die Knie und beschloß die Ceremonie damit, daß er sowol den Kaiser als auch den gleichnamigen Sohn desselben, den jüngeren Karl, salbte, den letzteren zum König. Der Kaiser hatte, wie Einhard erzählt, anfangs eine große Abneigung gegen den neuen Titel, den er führte; er äußerte sogar: ungeachtet des hohen Festes würde er an jenem Tage die Kirche nicht betreten haben, wenn er um das Vorhaben des Papstes gewußt hätte. Aber praktisch bedeutsam war dieser nachträgliche Unmuth nicht. In der Politik hielt Karl seit dem denkwürdigen Krönungsacte das Kaiserthum als zu Recht bestehend mit aller Kraft aufrecht; im J. 802 verlangte er von seinen sämmtlichen Unterthanen, welche das zwölfte Lebensjahr überschritten hatten, einen Treueid, der besonders streng formulirt war und ihm recht eigentlich als Kaiser galt; selbst diejenigen, welche ihm als König schon einmal einen Eid der Treue geleistet hatten, mußten nochmals schwören. Nach außenhin machte Karl vor allem bedeutende Anstrengungen, um sich die Anerkennung der Griechen zu verschaffen und schließlich, im J. 811, ist ihm dies auch gelungen. Da ließ Kaiser Michael I. ihn in der Anrede mit dem Titel *βασιλεύς*, d. i. Imperator begrüßen, während Karl schon stets die Anrede „Bruder" (frater) gebraucht und damit festgestellt hatte, daß er nicht beanspruchte, als der Kaiser schlechthin zu gelten, sondern nur einer von zwei gleichberechtigten Imperatoren sein wollte, gemäß der alten und auch ihm geläufigen Zweitheilung des römischen Imperiums in ein morgenländisches und ein abendländisches Reich. Den Griechen gegenüber ließ Karl es überhaupt nicht an Entgegenkommen fehlen. Im J. 802 machte er der Kaiserin Irene den Vorschlag, sich mit ihm zu vermählen und so ihre Reiche zu vereinigen. Sie soll diesem Plane geneigt gewesen sein, aber da schon Ende October 802 ihr Sturz erfolgte, so wurde er, kaum aufgetaucht, wieder beseitigt. Ferner im Zusammenhang mit dem Umstande, daß Irene's Nachfolger, Nicephorus I., die Verhandlungen mit Karl schroff abbrach (803), entspann sich zwischen Franken und Griechen ein Kampf wie um Dalmatien so um die Inselstadt Venedig, und diese, die schon damals zur See mächtig war und völlige Unabhängigkeit anstrebte, weder Griechen noch Franken unterthan sein wollte, fiel im J. 810 in die Gewalt der letzteren, indessen nur auf kurze Zeit. Karl gab diese Eroberung, wie werthvoll sie an sich war, freiwillig wieder auf und erleichterte dadurch wesentlich die neuen Friedensverhandlungen, die

noch in den letzten Jahren des Vorgängers von diesem selbst eingeleitet worden und mit der formellen Anerkennung Karl's durch Michael I. und II zum Abschluß kamen. Neben der Expedition gegen Venedig wurden nach der Kaiserkrönung von Reichs wegen noch manche andere Kriege geführt, so mit einzelnen Abtheilungen der Sachsen und Avaren, ferner mit den slawischen Völkerschaften im Gebiete der obern und mittlern Elbe, mit den Serben (806) und Böhmen, gegen die sich 805 und 806 verschiedene fränkische Heerfahrten, besonders von Baiern aus, in Bewegung setzten. Bald darauf wurde es auch südlich der Pyrenäen, in der spanischen Mark, wieder lebendig; es begannen damals (809?) fränkische Streifzüge in das sarazenische Gebiet, die dann fast Jahr für Jahr fortgesetzt, vor allem auf die Eroberung der großen und festen Stadt Tortosa (Tortosa) am Ebro abzielten, sie hatten indessen nur einmal, im J. 811, einen Scheinerfolg. Außerdem häuften sich in dieser Zeit die seeräuberischen Angriffe afrikanischer Sarazenen, der Mauren, auf die von Christen bewohnten Inseln und Küstenlandschaften des westlichen Mittelmeeres; die Inseln Sardinien und Corsica hatten besonders schwer zu leiden und zur Abwehr dienten einestheils einzelne Expeditionen, bei denen die Franken sich unter Umständen auch auf Seegefechte einließen, anderntheils ein größeres System der Küstenvertheidigung, welches hauptsächlich auf Errichtung von Flottenstationen an den Flußmündungen beruhte. Längs den Küsten des Atlantischen Oceans bis zu den deutschen Flüssen, die in die Nordsee mündeten, hatte König Karl ähnliche Einrichtungen zur Abwehr normannischer Piraten schon seit dem J. 800 getroffen, aber daß in dieser Beziehung nicht genug geleistet war, zeigte sich im J. 810, als eine dänische Flotte von zweihundert Schiffen Friesland überfiel, es furchtbar verheerte und zu einem Tribute zwang. Dieser erste normannische Einbruch in deutsches Land war das Werk des Dänenkönigs Godfried und stand in Zusammenhang mit andern Unternehmungen desselben zur Ausbreitung der dänischen Herrschaft über mehrere slawische Völkerschaften zwischen Ostsee und Elbe, die sich den Franken unterworfen hatten, namentlich über die Abodriten. Diese hatte Godfried im J. 808 seine Macht schwer fühlen lassen, er war überhaupt unter allen Feinden, mit denen Kaiser Karl gegen Ende seines Lebens zu kämpfen hatte, weitaus der gefährlichste. Gegen ihn richtete sich in den Jahren 809 und 810 die Anlage einer starken Feste in Nordalbingien, der Bau von Esesfelth (Itzehoe) an der Stör; gegen ihn wäre der Kaiser, der auf die Kunde von der Invasion Frieslands alle verfügbaren Truppen zusammenraffte und an die Weser eilte, noch einmal selbst im Felde erschienen, wenn Godfried nicht von einem plötzlichen Tode ereilt, von einem seiner eigenen Leute erschlagen wäre; sein Nachfolger, König Hemming, beeilte sich sogleich, schon 811 mit den Franken in aller Form Frieden zu schließen. Uebrigens war es nun schon eine große Seltenheit, daß der Kaiser selbst in den Krieg zog. Mit dem Oberbefehle betraute er gewöhnlich einen seiner Söhne, welche die Königswürde besaßen: Pippin, Ludwig, Karl, oder höhere Reichsbeamte, während er selbst, der alte und alternde Eroberer und Kriegsheld, sich als Kaiser gewissermaßen zur Ruhe setzte und das große Reich von seinen Pfalzen aus weiter regierte. Unter diesen bevorzugte er Aachen theils wegen der Nähe der Ardennen, in denen er gern Jagden abhielt, theils wegen der warmen, seiner Gesundheit in hohem Grade zuträglichen Bäder derart, daß es mehr und mehr den Charakter einer festen Residenz erhielt.

Aber wenn auch das äußere Leben König Karl's sich mit den Jahren ruhiger und regelmäßiger gestaltete, so war er während dessen doch rastlos thätig auf dem Gebiete der inneren Reichsregierung, wo seiner ebenso schwierige wie zahlreiche Aufgaben warteten. Während die Interessen einzelner kirchlicher Institute nach Ausweis der einschlägigen Urkunden des Königs sogar in der Epoche der großen Eroberungskriege ausgiebig von ihm befriedigt wurden und auch die allgemeinen Angelegenheiten der Kirche in der Gesetzgebung dieser Zeit weitgehende Berücksichtigung fanden, so gehörte dagegen eine starke legislative Einwirkung auf weltliche Interessen und rein staatliche Verhältnisse damals zu den Seltenheiten, und wenn sie erfolgte, hielt sie sich stets in ziemlich engen Schranken. Wichtige Zweige des Reichsdienstes, wie die Jurisdiction in den Grafschaften und in den Immunitäten, ferner das Heerwesen, wurden jahrzehntelang nur nebensächlich behandelt, und doch hätte gerade hier ein Eingreifen des Königs vor allem nothgethan. Die Folgen der langen Kriegszeit machten sich hier besonders fühlbar; die Disciplin unter den Beamten wurde locker, die Beschwerden der Unterthanen, namentlich der ärmeren, über Bestechlichkeit der Richter und sonstigen Misbrauch der Amtsgewalt in privatem Interesse häuften sich. König Karl war keineswegs blind gegen diese Lage der Dinge, die Nothwendigkeit reformatorischer Maßregeln vornehmlich zum Schutze und Interesse der niederen Klassen, der „Armen", wurde auch ihm klar und bald, nachdem er Kaiser geworden, ging er ans Werk. War eine religiöse Auffassung seiner Gewalt als eines heiligen, ihm von Christus oder Gott selbst verliehenen Amtes ihm von jeher eigen, so steigerte sie sich noch mit der Erwerbung des Kaiserthums; Karl selbst gab seiner Monarchie eine Richtung zur Theokratie. Die allgemeine Christenpflicht, Gott zu dienen gemäß dem göttlichen Gebote, war laut kaiserlicher Instruction zur Eidesleistung von 802 zugleich die erste unter den besondern Pflichten der Unterthanen gegen den Kaiser, während dieser eben damals die ihm wie Gott und den Heiligen obliegende Fürsorge für Kirchen, Witwen, Waisen und andere schutzbedürftige Personen unter seinen Regentenpflichten besonders hochstellte und ihr auf verschiedene Weise gerecht zu werden suchte, theils durch reiche Gaben (Almosen), wie er sie auch armen Christen in fremden Reichen oft gewährte, theils auf dem Wege der Gesetzgebung und Verwaltung. In dieser Form berührten sich die Bestrebungen Karl's zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt, zu denen auch technische Unternehmungen, wie die Anlage eines Kanals zwischen Altmühl und Rednitz und die Ueberbrückung des Rheins bei Mainz, in Beziehung standen, sehr nahe mit seiner allgemeinen Reichs-

politik, mit all den Maßregeln, die er ergriff, um in seinem gewaltigen Reiche eine starke Centralregierung herzustellen, um überhaupt in seinem Kaiserthume ein Maß von Einheit und Ordnung zu schaffen, wie er es in seinem ebenfalls sehr großen und reich ausgestatteten, aber auch viel beanspruchten Haushalte zu erreichen versuchte, unter anderm durch eine ausführliche Verordnung über den Dienst der königlichen Güter, einschließlich ihrer Bewirthschaftung und des Rechnungswesens (Capitulare de villis vom J. 800?). Die Organe, deren er zur Durchführung seines Willens bedurfte, fand er in der Reichsverfassung, wie sie unter Karl Martell und Pippin fortgebildet war, schon fertig vor, aber indem er sich der vorhandenen Einrichtungen unter veränderten Verhältnissen und recht eigentlich zu Zwecken der Reform bediente, gab er ihnen und damit der Verfassung überhaupt eine festere Gestalt, ein neues Gepräge. Allgemeine Reichsversammlungen wurden unter Karl mit großer Regelmäßigkeit fast alljährlich gehalten; allein in Aachen haben ihrer während der kaiserlichen Epoche sechs getagt. Zuweilen fanden in einem und demselben Jahre zwei Versammlungen statt, und wenn die Umstände es erforderten, so wurde die höhere Geistlichkeit zu besondern kirchlichen Versammlungen vereinigt, ohne daß die einzelnen Synoden sich ausschließlich auf das geistliche Gebiet beschränkt hätten. Das Reich unter Karl dem Großen war auch in dem Sinne eine christliche Universalmonarchie, daß Kaiserthum (Staat) und Kirche damals durchaus und wesentlich als Einheit aufgefaßt wurden, daß zwischen imperium und sacerdotium wol ein Unterschied gemacht, aber nicht, wie später, ein principieller Gegensatz anerkannt wurde. Einmal, im J. 813, ist es vorgekommen, daß der Kaiser zwischen zwei Reichsversammlungen mehrere kirchliche, aber auch weltlichen Großen zugängliche Provinzialversammlungen, Synoden, nach Rheims, Chalons, Tours, Arles und Mainz berief und sie über dieselben Gegenstände berathen ließ, um auf der nächsten Reichsversammlung die Beschlüsse derselben entgegenzunehmen. Indessen dieser Fall steht vereinzelt da; im allgemeinen wurde der Zusammenhang zwischen dem Reichsoberhaupte und den Provinzen einfacher vermittelt; das regelmäßige und speciell für diesen Zweck, für starke und stetige Einwirkung des Kaisers auf die Rechtspflege und Verwaltung in den kleineren Verbänden der Grafschaften und Diöcesen bestimmte Organ der Reichsgewalt war das alte und allerdings zeitweilig verfallene, aber immer wieder belebte Institut der Königsboten, der missi dominici, missi regales oder wie sie sonst hießen, in der Verfassung, welche Karl ihm während der kaiserlichen Epoche gab. Bald nach der Krönung, im J. 802, und in unmittelbarem Zusammenhang mit der oben erwähnten neuen Vereidigung der Unterthanen verfügte er die Absendung zahlreicher Königsboten durch das ganze Reich und normirte die Thätigkeit jedes einzelnen durch eine Instruction, die für alle bindend sein sollte. Aehnliches war schon früher vorgekommen, z. B. im J. 789, aber neu war doch, daß bezüglich des Personals dieser ersten kaiserlichen „Legation" eine besonders sorgfältige Auswahl stattgefunden, daß der Kaiser nur die vornehmsten Männer des Reiches, vom Klerus nur Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, von den Laien nur Herzoge und Grafen und unter diesen wiederum nur die würdigsten berücksichtigt hatte; ärmere Vasallen, wie solche an seinem Hofe im Palast lebten und früher öfters, aber zum Schaden des Amtes, als Königsboten gedient zu haben scheinen, überging er geflissentlich. Eine andere Neuerung ergibt sich aus dem Inhalte der Instruction von 802; sie ist nicht nur ausführlicher als ältere Schriftstücke der Art, sondern auch besser geordnet; anstatt des sonst üblichen Gemenges sind hier geistliche und weltliche Bestimmungen auseinandergehalten, zuerst jene, dann diese zusammengestellt und an der Spitze des Ganzen steht eine dermaßen weitgefaßte Generalvollmacht, daß die neuen Königsboten daraufhin alles und jedes in den Bereich ihrer Untersuchungen ziehen konnten, sich nach keiner Seite hin Schranken aufzuerlegen brauchten. Andererseits in localer Beziehung war der Wirkungskreis der einzelnen Königsboten genau abgegrenzt; in den uns bekannten Fällen bestand jeder missatische Bezirk, jede „Legation", wie man auch sagte, aus einer Mehrzahl von Gauen und Landschaften; zur Amtsführung waren immer je zwei Personen berufen und Grundsatz war, wie es scheint, daß von den beiden zusammengehörigen Königsboten der eine Kleriker, der andere Laie war. Dem entsprechend entwickelte sich auch die Instruirung dieser wichtigen Reichsbeamten; außer der erwähnten Generalinstruction empfingen die einzelnen Königsboten von dem Kaiser noch Specialverfügungen, die zwar zum Theil nichts anderes sind als Wiederholungen der generellen, aber in Einzelheiten doch auch Neues enthielten, den besondern Verhältnissen angemessen waren. Für die Geschichte der Reichsverwaltung unter Karl dem Großen und zumal für die Würdigung seiner administrativen Leistungen in der Epoche des Kaiserthums bilden seine zum Glück ziemlich zahlreich vorhandenen missatischen Erlasse, die capitula missorum unsere Hauptquellen; in Verbindung mit den gleichzeitigen gesetzgeberischen Acten des Herrschers, den kaiserlichen Capitularien schlechthin, geben erst sie die richtige Vorstellung von dem Wesen und der Bedeutung seiner innern Reichspolitik; nur so erkennt man einestheils die gewaltigen Fortschritte in der Erweiterung der Regierungsgeschäfte speciell nach der weltlichen Seite, anderntheils die Schwierigkeiten, mit denen Kaiser Karl vornehmlich auf den früher nur wenig oder noch gar nicht reglementirten Gebieten des Staatslebens zu kämpfen hatte. Um nur eine besonders wichtige und charakteristische Erscheinung hervorzuheben: in Bezug auf das Heerwesen erstrebte Kaiser Karl wenige Verbesserungen so nachdrücklich und so beharrlich, wie die Beseitigung der Uebelstände, welche für die minder begüterten Volksklassen Grund oder Vorwand waren, um sich auf die oder die andere Weise, sei es durch Uebertritt in den geistlichen Stand, sei es durch Unterwerfung unter einen Herrn, der Verpflichtung zum Kriegsdienste zu entziehen. Daher im J. 802 generell und speciell die Weisung an die Königsboten, sich der ärmeren Dienstpflichtigen freien Standes anzunehmen und sie gegen den Druck zu schützen, den Grafen und andere

fürstliche Beamte durch Misbrauch ihrer Amtsgewalt, insbesondere durch Umtheilung von Bannbußen, welche der Kaiser ihnen auf dem Gnadenwege erlassen hatte, auszugeben pflegten. Daher die wiederholten Versuche, die Art der Dienstleistung nach Maß der Vermögensverhältnisse zu ändern, beziehungsweise die Dienstpflicht und die Bestrafung derjenigen, welche sie verletzten, nach diesem Maßstabe abzustufen. Aber was war am Ende der Erfolg? Eine sehr merkwürdige Instruction des Kaisers zur Reichsversammlung des J. 811 („über die Ursachen, aus denen die Leute den Kriegsdienst zu verweigern pflegen") bezeugt, daß nicht nur die alten Beschwerden über die Ausbeutung der Aermeren und Schwächeren durch die Reicheren und Mächtigeren, über Beamtenwillkür u. ä. ungeschwächt fortdauerten, sondern auch, daß neue hinzukamen, wie die bezeichnende und die Kehrseite des missatischen Instituts grell beleuchtende Klage der Grafen: ihre Eingesessenen verweigerten ihnen den Gehorsam mit der Behauptung, daß sie in Betreff des Heerbannes nicht ihnen, den Grafen, sondern nur den Boten (missi) des Kaisers Rechenschaft schuldig wären. Also Widerspenstigkeit auf beiden Seiten, in dem einen Falle bei den Unterthanen, im andern bei den Beamten. Oder um die Summe zu ziehen: im Volke zunehmende Widerstößlichkeit gegen die Staatsgewalt überhaupt als Symptom zunehmender Lockerung des allgemeinen Unterthanenverbandes und fortschreitender Tendenz zur Feudalität, gemäß dem erfolgreichen Streben der geistlichen und weltlichen Großen, sich namentlich mittels der Vasallität private Herrschaften zu gründen, welche einem wesentlichen Merkmale der allgemeinen wirthschaftlichen Lage, dem stetigen Anwachsen des Großgrundbesitzes freilich durchaus entsprachen, aber in staatlicher Beziehung doch nur auflösend wirkten; dazu dann innerhalb der großen und ungemein complicirten Beamtenwelt Conflicte der verschiedenen Instanzen und Competenzen, vor allem das Institut der Königsboten vielfeitig angefochten und eine Quelle neuen Zwiespaltes, während es seiner Bestimmung nach ein Mittel des Friedens und der Ausgleichung sein sollte; endlich inmitten aller Interessenkämpfe, Gegensätze und Schwierigkeiten, die doch zum Theil auch in der Natur der Dinge, in dem colossalen Umfange der Monarchie, in der nationalen Verschiedenheit der Unterthanen, der Sprachen und der Stammesrechte, in der Mangelhaftigkeit der Verkehrseinrichtungen ihren Grund hatten, der Kaiser nicht nur Alleinherrscher, sondern auch Selbstherrscher, d. h. immer von neuem genöthigt, mit seiner eigenen gewaltigen Persönlichkeit für Einheit und Ordnung im Reiche einzutreten, wenn diese unteren Instanzen im Dienste versagten.

Unter diesen Umständen war die Frage, wer dereinst sein Nachfolger werden sollte, eine Angelegenheit von größter Bedeutung; ihre Dringlichkeit wuchs mit jedem Jahre. Andererseits waren die Familienverhältnisse des Kaisers nicht danach angethan, ihm definitive Bestimmungen über die Successsion zu erleichtern; sie waren in seinem sonst so ruhmvollen Leben überhaupt ein wunder Punkt. Karl war viermal vermählt. Nach dem Tode Hildegard's (gestorben 30. April 783), seiner zweiten Gemahlin und der Mutter seiner Söhne Karl, Pippin und Ludwig, heirathete er wenige Monate später Fastrada, eine vornehme Frau ostfränkischen Geschlechtes; sie gebar ihm zwei Töchter und stand in dem Rufe der Grausamkeit; Einhard beschuldigt sie, eben infolge dieses Charakterzuges einen schlechten Einfluß auf den König geübt zu haben. Fastrada starb 794 und spätestens 796 wurde Liutgarde, aus alemannischem Geschlechte wie Hildegard, ihre Nachfolgerin. Diese Ehe blieb kinderlos und als Liutgarde im J. 800 starb, heirathete Karl nicht wieder, wohl aber fuhr er fort, außereheliche Verbindungen zu unterhalten; von fünf Concubinen und sechs illegitimen Kindern, darunter vier Söhnen, sind auch die Namen bekannt. An seinen Töchtern hing Karl mit besonderer Zärtlichkeit; sie erhielten eine ebenso sorgfältige Erziehung wie die Prinzen; Unterricht in den freien Künsten und Wissenschaften wurde auch ihnen zutheil. Der Vater hatte sie nicht nur im Palast, sondern auch auf Reisen öfters um sich; sein Egoismus hinsichtlich des Verkehrs mit ihnen ging überhaupt sehr weit: um sich von seinen Töchtern nicht zu trennen, gestattete er keiner sich zu vermählen, obschon es an Bewerbern nicht fehlte; die Folge war, daß er illegitime Liebesverhältnisse, wie das schon erwähnte zwischen Bertha und Angilbert, dulden mußte. Als Nachfolger im Reiche kamen natürlich nur die drei legitimen Söhne die Könige Karl, Pippin und Ludwig in Betracht. Eine Reichstheilung, welche der Kaiser auf einer Reichsversammlung zu Diedenhofen im Februar 806 vornahm, beruhte auf der Voraussetzung, daß entweder alle drei Söhne oder doch zwei derselben ihn überleben würden. Demgemäß wurden die Gebietsantheile festgestellt, es wurden die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Brüder als Könige geregelt; insbesondere wurden ihre Beziehungen zur römischen Kirche als eine gemeinsam auszuübende Schutzpflicht declarirt, ohne daß des Kaiserthums Erwähnung geschah. In dieser Hinsicht bedurfte die Reichstheilung von 806 einer Ergänzung und da sowol Pippin als Karl noch bei Lebzeiten des Vaters rasch nacheinander starben, jener am 8. Juli 810, dieser am 4. Dec. 811, so trat damit die Successionsfrage überhaupt in ein neues Stadium. Der Einzige, der jetzt auf das Gesammtreich Anspruch erheben konnte, war König Ludwig von Aquitanien, und zu seinen Gunsten entschied sich denn auch der Kaiser; nach eingehenden Berathungen mit den Großen des Reichs, zuletzt auf einer großen Reichsversammlung zu Aachen, Anfang September 813, erhob er Ludwig zu seinem Mitregenten und Nachfolger und zwar recht eigentlich in Bezug auf das Kaiserthum, er selbst vollzog an dem Sohne die Ceremonie der Kaiserkrönung, Sonntag den 11. Sept. 813, in der Marienkirche zu Aachen. Nur nach einer Richtung hin beschränkte er die künftige Alleinherrschaft seines Mitkaisers, nämlich in Italien, wo er eben damals seinen Enkel Bernhard, einen Bastard des verstorbenen Königs Pippin, unter dem Titel eines Königs der Langobarden zum Regenten einsetzte. Als Kaiser Karl diese wichtigen Staatsacte vornahm, war seine

Gesundheit bereits erschüttert, seine Kraft überhaupt gebrochen; ein schwacher Greis auch in der äußeren Erscheinung, an einem Fuße lahm und seit längerer Zeit leicht vom Fieber ergriffen, war er zwar noch im Stande, in gewohnter Weise während des Herbstes bei Aachen eine Jagd abzuhalten, aber zur Winterrast zurückgekehrt in die Pfalz, sollte er sie lebend nicht mehr verlassen. Um den 20. Jan. zeigten sich in heftigen Fieberanfällen die Vorboten schwerer Erkrankung, eine Rippenfellentzündung entwickelte sich und am 28. Jan., nachdem der Kaiser tags zuvor die Sterbesakramente empfangen hatte, trat der Tod ein. Die Bestattung erfolgte an demselben Tage in der Basilika von St.-Marien zu Aachen. Als Sarg diente ein antiker Sarkophag, geziert mit einem Bilde mythologischen Inhalts (Raub der Proserpina), darin ruhten die Gebeine Kaiser Karl's, bis spätere deutsche Kaiser, Otto III. und Friedrich I., getrieben von Verehrung für ihren großen Vorgänger, sie wieder ans Licht zogen. Erzählungen des 11. Jahrhunderts, wonach Karl der Große in einer Gruft bestattet wurde sitzend auf goldenem Throne und geschmückt mit den kaiserlichen Insignien, haben keinen historischen Werth; obwol in Geschichtswerken überliefert gehören diese Fabeln doch zu jenen zahlreichen und meistens hochphantastischen Dichtungen, die während des Mittelalters zu Ehren Karl's des Großen selbst in Ländern, über die er nicht geherrscht hatte, entstanden. Neuerdings sind sie von einem französischen Gelehrten zu einer poetischen Geschichte Karl's des Großen (G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne, Paris 1865) trefflich verarbeitet worden. — Von dem historischen Karl dem Großen, wie er in gesunden Tagen auf der Höhe der Macht und in der Fülle der Kraft wirklich war, gibt uns sein Biograph Einhard eine deutliche und ohne Zweifel auch richtige Vorstellung. Er schildert ihn als groß gewachsen und kräftig gebaut; die Länge des Körpers war gleich sieben seiner Füße, ein nicht ungewöhnliches Verhältniß bei den Franken der Zeit, es entsprach dem Durchschnittsmaß. Die Nase überschritt die mittlere Größe, und an der Stimme fiel auf, daß sie heller war als man bei der sonstigen Leibesbeschaffenheit hätte erwarten sollen; ein Ansatz zur Corpulenz blieb nicht unbemerkt. Aber trotzdem war viel Ebenmaß in den Gliedern und Würde in den Bewegungen; Auftreten und Haltung waren fest und männlich, der Ausdruck des Gesichts von Natur heiter und so lange Karl überhaupt gesund war, gebrach es ihm nie an Lust zu Beschäftigungen, welche die Körperkraft übten und stählten; im Reiten, Jagen, Schwimmen war er ebenso gewandt wie eifrig. Seine Art sich zu kleiden war stets einfach, der fränkischen Sitte gemäß; Prachtgewänder trug er nur an Festtagen und zu fremder, d. h. römischer Tracht hat er sich nur in Rom selbst ein paarmal auf Bitten der Päpste verstanden. Auch im übrigen war seine Lebensweise, abgesehen von den Unregelmäßigkeiten, welche er sich im Umgange mit Frauen zu Schulden kommen ließ, einfach und wohl geregelt. Trunkenheit war ihm widerwärtig, in der Hinsicht war er mehr Romane als Germane, und obwol er sich nichts daraus machte, im Interesse seiner Gesundheit die Fastengebote zuweilen zu übertreten, so war er doch kein Freund von großen Gastmählern; er veranstaltete sie nur an den höchsten Festtagen. Die tägliche Hauptmahlzeit nahm er im Familienkreise ein; zwischen den einzelnen Gängen hatten Sänger und Vorleser Zutritt. Dagegen für seine Freunde und für Staatsangelegenheiten war er schon frühmorgens zugänglich; es kam zuweilen vor, daß er noch während des Ankleidens Rechtsstreitigkeiten entschied. Mußestunden verwendete er großentheils zum Erlernen fremder Sprachen und im Lateinischen brachte er es so weit, daß Gebete in dieser Sprache ihm ebenso geläufig waren wie auf fränkisch. Mit dem Griechischen wurde er nicht so vertraut, aber er konnte es doch verstehen. In der Schreibkunst blieb er sein Lebenlang ein Anfänger; im Malen von Buchstaben kam er nicht über ungelenke Versuche hinaus. Desto häufiger nahm er die Dienste seiner Schreiber auch für literarische Zwecke in Anspruch; s. oben S. 68; hier sei noch erwähnt, daß ein Sammelwerk politischen Charakters, der sogenannte Codex Carolinus, der sämmtliche Schreiben römischer Päpste an fränkische Herrscher seit Karl Martell, beziehungsweise neue Copien der Urschriften enthielt, auf Befehl Karl's im J. 791 entstand, um die wichtigen Actenstücke vor dem Untergange zu retten. Als Werke, die Karl selbst las oder sich vorlesen ließ, nennt Einhard Geschichtserzählungen (Historien), speciell solche, die von alter, d. h. wol römischer Geschichte handelten; außerdem studirte er gern die Schriften des Augustinus und unter diesen schätzte er, wie später Otto von Freising, der größte Universalhistoriker der Deutschen im Mittelalter, das geschichtsphilosophische Buch vom Gottesstaate (De civitate Dei) besonders hoch. Kein Zweifel daher: Karl der Große besaß Sinn für Geschichte und Geschichtschreibung, und der Aufschwung, den die Historiographie im fränkischen Reiche noch bei seinen Lebzeiten nahm, vor allem der frische Zug, welcher unter ihm in die zeit- und reichsgeschichtliche Annalistik hineinkam, entsprach ebenso sehr dem besondern Charakter seiner literarischen Liebhabereien wie der epochemachenden Bedeutung seiner Thaten.

Eine nahezu vollständige und kritische Gesammtausgabe der Quellen zur Geschichte Karl's des Großen gibt es jetzt in dem Nationalwerke der Monumenta Germaniae historica: die Gesetze Karl's (Capitularien) in Legum T. I, ed. G. H. Pertz und neu bearbeitet in Legum Sectio II, T. I, ed. A. Boretius; Annalen, Chroniken und andere Geschichtswerke in Scriptor. T. I. und II, Nachträge in T. XIII. und XX, historisch werthvolle Dichtungen aus dem karolingischen Zeitalter in Poetar. Latinor. medii aevi T. I, ed. E. Dümmler. Eine entsprechende Sammlung der Urkunden, namentlich der Diplome Karl's, fehlt noch, während für die Erforschung des Urkundenwesens unter ihm und für die Herstellung von Regesten seiner Urkunden Bedeutendes geleistet worden ist: von J. F. Böhmer, Regesta Chronolog. diplom. Karolorum, Francof. 1833 (neu bearbeitet von E. Mühlbacher), J. F. Böhmer, Regesta Imperii I, Innsbruck 1880 und von Th. Sickel, Die Urkunden der Karolinger, 2 Theile, Wien 1867. — Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte 4. Aufl. S. 97 fg.,

orientirt über die Literatur der gelehrten Bearbeitungen, unter denen S. Abel, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, B. I, Berlin 1856 und G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte, B. 3 und 4, Kiel 1860, 1861, die erste Stelle einnehmen. Zur neuesten Literatur geboren G. Tammler, Art. „Karl I. der Große", Allg. Deutsche Biographie XV, 127—152, einige zusammenfassende Werke, in denen größere Abschnitte zur deutschen Geschichte unter Karl dem Großen enthalten sind: K. Th. von Inama Sternegg, Deutsche Wirthschaftsgeschichte bis zum Schluß der Karolingerperiode, Leipzig 1879; W. Arnold, Deutsche Geschichte II. Bd., 1. Hälfte, Gotha 1881; G. Kaufmann, Deutsche Geschichte bis auf Karl den Großen, 2 Bde., Leipzig 1881.

(*E. Steindorff.*)

c) KARL II. (der Kahle), westfränkischer König und römischer Kaiser, geb. am 13. Juni 823 in der Pfalz zu Frankfurt, war der jüngste Sohn Kaiser Ludwig's des Frommen; seine Mutter, die Kaiserin Judith, entstammte dem Hause der Welfen. Sie war Ludwig's zweite Gemahlin, und da bei ihrer Verheirathung (spätestens im Frühjahre 819) die Thronfolgerechte der drei aus der ersten Ehe des Kaisers entsprossenen Söhne schon seit einiger Zeit (817) reichsgesetzlich geregelt waren, so ließ das Verlangen der kaiserlichen Aeltern, nachträglich auch ein Erbrecht des jüngsten Sohnes zur Geltung zu bringen, von vornherein auf große Hindernisse. Erst nach langen schweren Kämpfen, deren Ausgang Kaiser Ludwig nicht mehr erlebte, wurde das Widerstreben, namentlich der ältern Söhne, überwunden; erst nach mannichfachen Abwandlungen, wie in den Schicksalen und Machtverhältnissen der kaiserlichen Familie, so auch in den Plänen und Entwürfen, welche dem Interesse Karl's dienen sollten, kam es endlich dahin, daß er bei der entscheidenden Reichstheilung von 843 seinen älteren Brüdern rechtlich gleichgestellt wurde. Wenn ihm ursprünglich (829) und später noch einmal vorübergehend (834) Alemannien, die Heimat seiner Mutter, als Hauptland zugewiesen war, so erwarb er inzwischen (832) Ansprüche auf Aquitanien und 837, zu einer Zeit, da Kaiser Ludwig mit seinem ältesten Sohne und Mitkaiser Lothar einmal wieder heftig entzweit war, sonderte er auf Unkosten des letzteren für Karl ein Theilreich aus, zu dem nicht nur große Gebiete mit deutschredender Bevölkerung, wie Friesland, Ripuarien, sondern auch schon wesentliche Bestandtheile des mittleren Franciens, mehrere neustrisch-burgundische Grafschaften, wie Auxerre, Paris, Chartres gehörten. Seitdem wandte sich Karl mit seinen Ansprüchen und Erwerbungen immer entschiedener dem romanischen Westen zu. Anläßlich seiner Wehrhaftmachung und Krönung im J. 838 wurde das nordwestliche Neustrien (Herzogthum Maine) seiner Herrschaft unmittelbar unterworfen; ferner ein Theilungsvertrag, zu dem Lothar nach erfolgter Aussöhnung mit seinem Vater 839 in Worms die Hand bot, setzte Karl zum Erben ein für das ganze Reichsgebiet westlich von Maas und Saone und südlich der mittleren Rhone, also auch in dem aquitanischen Königreiche, welches nach Auffassung des Hofes durch den Tod des Königs Pippin I. (December 838) erledigt war, obwol ihn zwei Söhne, Pippin II. und Karl, überlebten, und in dem größten Theile von Burgund mit Einschluß der Provence. Angesichts einer derartigen Ausdehnung der künftigen Reichsgrenzen bis an die Alpen, das Mittelmeer und über die Pyrenäen mochte der Rückfall der früher erworbenen deutschen Länder an Lothar leicht zu verschmerzen sein; nachtheilig wirkte nur der Umstand, daß der wormser Theilungsvertrag erst nach dem Ableben Kaiser Ludwig's in Kraft treten sollte. Denn kaum war dieser am 20. Juni 840 gestorben, so stellte sich heraus, daß Lothar gegen seine Brüder Arges im Schilde führte, daß er allen feierlichst übernommenen Verpflichtungen zuwider speciell ein Erbrecht seines Bruders Karl zunächst überhaupt nicht oder doch nur in sehr beschränktem Umfange gelten ließ. Wollte Karl sich vor der Uebermacht Lothar's, des nunmehr alleinigen Kaisers, nicht einfach beugen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als für die Ansprüche, wie er sie namentlich aus der wormser Theilung von 839 herleiten konnte, das Schwert zu ziehen. Karl mußte sich sein westfränkisches Königreich erst erobern und er vollbrachte dies während der Jahre 841 und 842 einerseits in engem Bunde mit seinem Bruder Ludwig von Baiern, der bezüglich des ostfränkischen Reiches Lothar gegenüber in gleicher Lage war, andererseits von manchen westfränkischen Großen und ihren berittenen Vasallen kräftig unterstützt, von vornehmen Anhängern, wie seinem Vetter Nithard, dem trefflichen Geschichtschreiber des Bruderkrieges, mit vieler Hingebung gefördert. So kämpfte Karl in der Schlacht bei Fontenoy (Fontanetum, südwestlich von Auxerre), 25. Juni 842; diesen glänzenden Sieg über Lothar, die Grundlage und Vorbedingung aller weiteren Erfolge, half er in Person miterringen; so betheiligte er sich an den Friedensverhandlungen der nächsten Folgezeit, aus denen im August 843 der Vertrag von Verdun hervorging und Karl im Westen des alten Gesammtreiches ein Theilreich davontrug, welches zwar durch die Ausdehnung des Lotharischen Reiches von der Maas bis zur Schelde und im Süden von den Alpen bis auf das rechte Ufer der untern Rhone bedeutend hinter dem Vertrage von 839 zurückblieb, aber nach ungefährer Schätzung immerhin doch vier Fünftheilen des heutigen Frankreichs entsprach und dem Könige unabhängig von der kaiserlichen Gewalt zu selbständiger, souveräner Herrschaft überlassen wurde. — Karl's Bündniß mit Ludwig dem Deutschen überdauerte den Vertrag von Verdun noch eine Zeit lang und obwol Lothar trotz der erlittenen Niederlagen fortfuhr, ehrgeizige Pläne zu hegen, so verschonte er seinen westfränkischen Bruder doch mit offenen Feindseligkeiten. Dagegen innerhalb des eigenen Reiches war die Stellung des Königs bei seinem Regierungsantritte außerordentlich unsicher und gefahrvoll. Während südlich der Garonne die Basken und nördlich der Loire die Bretonen auch ihm gegenüber in nationaler Feindschaft verharrten, hatte er im eigentlichen Aquitanien mit einer starken dynastischen Opposition, mit

seinem Neffen und Nebenbuhler Pippin II. und dessen zeitweilig zahlreichen Anhängern zu kämpfen, und außerdem warteten seiner in dem weiten Küstengebiete von der Schelde bis zur Loire kriegerische Verwickelungen der schlimmsten Art, da bei den Massenangriffen, mit denen die nordgermanischen Barbaren, die heidnischen Normannen, das fränkische Reich schon unter Ludwig dem Frommen von der See her heimsuchten, die häfen- und städtereichen Flußmündungen des ehemaligen Neustriens mehr und mehr das Hauptziel der normannischen Raubkriege wurden. Die Vertheidigung des Reiches gegen diesen auswärtigen Feind war um so schwieriger, als es dem Könige an einer Seemacht durchaus gebrach und seine Autorität im Innern des Landes nur auf schwachen Füßen stand. Entsprechend den großen politischen und socialen Umwälzungen des letzten Menschenalters war die neue Monarchie ihrem Wesen nach schon mehr eine lose Schutz- und Lehnsherrlichkeit als eine wirkliche, auf allgemeinem Unterthanenverbande beruhende und durch Beamte herrschende Staatsgewalt, und gerade die größten und leistungsfähigsten Vasallen des Königs, wie Graf Adalhard, Oheim von Karl's Gemahlin Irmintrud (vermählt seit 13. Dec. 842), oder wie seine Oheime von mütterlicher Seite, die auch in Neustrien begüterten Welfen Konrad und Rudolf, waren in der Regel am wenigsten geneigt, ihm unbedingt zu gehorchen; gewöhnlich waren sie nur so lange und so weit dienstwillig, als es ihren besondern Interessen entsprach; andernfalls scheuten die weltlichen Großen durchweg vor Hochverrath und Rebellion nicht zurück, wie jener Lambert, der, um sich in dem Besitze der Mark von Nantes gegen den Willen des Königs zu behaupten, nicht nur mit den Bretonen ein Bündniß schloß, sondern auch die Normannen zu Hülfe rief, ihnen die Stadt Nantes zur Ausplünderung und Verwüstung preisgab (Juni 843). König Karl war von Natur begabt; leichte, lebhafte Auffassung und durchdringender Verstand werden ihm nachgerühmt, er war sorgfältig erzogen, gelehrter Bildung theilhaftig und an anstrengende Thätigkeit gewöhnt, aber zu einer imponirenden Persönlichkeit nach Art seines Großvaters, dessen Namen er führte, entwickelte er sich nicht; er war unsers Wissens frei von niedrigen Leidenschaften, aber Tapferkeit, Treue, überhaupt Seelengröße gingen ihm ab; im Unglücke leicht verzagt, war er in Zeiten des Erfolgs hochfahrend, hart, rücksichtslos, sogar die eigene Mutter, die Kaiserin Judith, hatte darunter zu leiden. Kurz, der Aufgabe, unter so schwierigen Umständen wie den oben geschilderten ein Reich zu regieren, welches aus vielen verschiedenen und widerstrebenden Elementen erst geschaffen werden sollte, wäre König Karl kaum gewachsen gewesen, hätte er es nicht rechtzeitig verstanden, sich der Ergebenheit der hohen Geistlichkeit zu versichern und an dem von ihm selbst (845) erhobenen Erzbischof Hinkmar von Rheims eine staatsmännische Kraft ersten Ranges gewonnen. Anfänglich stand der König durchaus unter dem Zwange der weltlichen Großen, sodaß noch 846 auf einer Reichsversammlung zu Epernay die Geistlichkeit förmlich ausgeschlossen werden konnte, obwol sie an den Berathungen unmittelbar und aufs höchste interessirt war; aber in der Folgezeit ist dieser exorbitante Fall unsers Wissens nicht wieder vorgekommen. Im Gegentheil, da die kirchliche Gesinnung und die theologische Richtung des Königs, der auch an den ebendamals entbrennenden Lehrstreitigkeiten über Prädestination und Transsubstantiation einen lebhaften persönlichen Antheil nahm, mit den Machtbestrebungen seines ersten Prälaten genau zusammentraf, so trat schon bald ein gewaltiger Umschwung ein. Während der König und die Bischöfe zu Synoden vereinigt mehr als einmal (849—853) über kirchliche Angelegenheiten wichtige Entscheidungen trafen, ohne der weltlichen Aristokratie des Reiches Einfluß darauf zu verstatten, erstarkte die westfränkische Hierarchie mächtig auch als politischer Factor; sie machte große Ansprüche an den Schutz und das Wohlwollen des Königs, aber dafür bot sie ihm einen festen Rückhalt fast überall und namentlich da, wo der Widerstand, dem er begegnete, in erster Linie von weltlichen Großen ausging, wie in seinen Kämpfen um Aquitanien. Ein Friedensvertrag zwischen Karl und Pippin II., geschlossen im J. 845, kraft dessen der Oheim dem Neffen das aquitanische Reich zu selbständiger Herrschaft überließ, war nur von kurzer Dauer. Schon 847 standen sie sich wieder feindlich gegenüber, 848 hatte König Karl den größten Theil der aquitanischen Großen auf seiner Seite und in Orleans zu ihrem Könige gewählt, empfing er von den Bischöfen die Weihe, während Pippin nach unstetem Umherirren 852 gefangen gesetzt, ausgeliefert und zur Einsperrung ins Kloster verurtheilt wurde. Sein jüngerer Bruder Karl war schon früher auf ähnliche Weise beseitigt worden. Ein Fluchtversuch, den Pippin 853 unternahm, misglückte, und nachdem eine Synode zu Soissons das Verfahren des Königs gebilligt hatte, mußte jener sich in aller Form unterwerfen, um sodann scheinbar freiwillig das Mönchsgelübde abzulegen. In Aquitanien empfing König Karl's zweiter, gleichnamiger Sohn die Würde und Stellung eines Unterkönigs (855) und auch der letzte Widerstand Pippin's II., dem es 854 in der That gelungen war, seiner Klosterhaft zu entfliehen, wurde zehn Jahre später wiederum mit Unterstützung der geistlichen Autorität endgültig gebrochen. Gegen andere Reichsfeinde vermochte König Karl überhaupt nur wenig, mit Waffengewalt meistens gar nichts auszurichten. In dem Kriege mit den Bretonen erlitt er wiederholt empfindliche Niederlagen, zuletzt am 22. Aug. 851, als er, noch ehe der Kampf völlig entschieden war, das Schlachtfeld in feiger Flucht heimlich verließ. So geschah es denn, daß die vom Herzog Nominoi usurpirte Königswürde ungehindert auf dessen Sohn Erispoi überging, und zugleich sonderte sich die Bretagne auch kirchlich von Westfrancien ab; die bretonischen Bischöfe sagten sich von der Metropolitangewalt des Erzbischofs von Tours förmlich los, um unter dem Bischof von Dol eine eigene Kirchenprovinz zu bilden. Die einzige Gegenleistung, zu der sich der Bretonenfürst Erispoi und dessen Nachfolger Salomon

(857—874) in friedlichen Zeiten verbluteten, bestand in einem Huldigungseide und in der Zahlung eines geringfügigen Tributs. Was Karl's erste Kämpfe mit den Normannen betrifft, so gebeuten Waffenerfolge, wie er sie 848 an der Loiregne und 856 im Walde La Perche davontrug, zu den Seltenheiten, gewöhnlich fehlte es bei einem neuen Auftauchen des allzeit kriegsbereiten Feindes überhaupt an Vertheidigungsmaßregeln; die eilig zusammengerafften Heerhaufen der nächst bedrohten Gegenden erwiesen sich fast immer als unzulänglich, sodaß selbst tief im Innern gelegene Städte, wie Paris (845, 856, 861), das Schicksal hatten, geplündert und verwüstet zu werden, und nur ein einziges mal, im Sommer 858, liefen die Normannen, die von einem festen Standlager auf der Insel Oissel in der Seine das Land meilenweit in Schrecken hielten, ernstlich Gefahr, durch einen energischen Angriff des Königs selbst verjagt zu werden. Aber auch dieses Unternehmen schlug zu seinem Nachtheile aus, weil im entscheidenden Augenblicke innere Wirren eintraten und seine Kräfte vollständig lähmten. Denn wie die Aufregung über das anscheinend unaufhaltsame Vordringen der nordischen Barbaren im ganzen Volke zunahm, so wuchs auch das Widerstreben der meisten weltlichen Großen gegen die hochgradig hierarchische Richtung in der Politik des Königs, welche sich unter anderm in seinen gesetzgeberischen Acten, vor allem in dem Versuche, das Institut der Königsboten unter dem Uebergewichte des geistlichen Elements zu erneuern (853), allgemein fühlbar und bezeichnend ausprägte, und dazu kam nun noch ein für König Karl sehr ungünstiger Umschwung in seinen Beziehungen zu den übrigen Karolingern. In demselben Maße, wie jener sich durch persönliche Annäherung auf den sogenannten Frankentagen von 844, 847, 851 mit seinem ältesten Bruder, Kaiser Lothar I., aussöhnte und gegebenenfalls, insbesondere den Normannen gegenüber (852), zu gemeinsamem Handeln verband, entfremdete er sich König Ludwig dem Deutschen, seinem ältesten Verbündeten und Waffengefährten, und schon 854 hatte dieser ihm einen Beweis von höchster Feindseligkeit gegeben, indem er seinen zweiten Sohn Ludwig mit einem Heere nach Aquitanien schickte, um König Karl, dessen Stellung durch abtrünnige Große ohnehin einmal wieder stark erschüttert war, ganz zu verdrängen. Die Expedition scheiterte allerdings kläglich und im J. 855 wurde der Friede wenigstens äußerlich wiederhergestellt. Aber im Princip war nun doch einer ostfränkischen Einmischung in die Angelegenheiten des westfränkischen Reiches Thor und Thur geöffnet, ein Vorgang existirte, der bei dem gespannten Verhältnisse des Königs zu den großen weltlichen Vasallen des neustrischen Hauptlandes nicht ohne Nachwirkung bleiben konnte, wie es denn schon 856 nahe daran war, daß König Ludwig selbst einer Aufforderung westfränkischer Großer zum Sturze ihres Königs Folge leistete. Da nun überdies der Zersetzungsproceß, der 855 mit der Abdankung und dem Tode Kaiser Lothar's I. in seinem Reiche sowol als innerhalb seiner Dynastie eintrat, einen Interessenkampf zwischen westfränkischen und ostfränkischen Karolingern, zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen, förmlich herausforderte, so bedurfte es schließlich, eben im J. 858, nur eines neuen Impulses seitens der westfränkischen Mißvergnügten, um gegen König Karl einen wahren Sturm von Feindseligkeiten zu entfesseln. Der Aufruhr begann während des Frühjahrs mit der Verjagung seines ältesten Sohnes Ludwig, des jungen Königs von Neustrien, aus dem Herzogthume Maine. Dann im Hochsommer, als König Karl gegen die Normannen von Oissel im Felde lag, mischte König Ludwig der Deutsche sich ein; mit einem stattlichen Heere kam er den Aufständischen zu Hülfe, besetzte das südliche Neustrien und traf Vorkehrungen, um sich dauernd der Herrschaft zu bemächtigen. Während Karl, auch in seiner nächsten Umgebung von Empörung und Verrath bedroht, einer Feldschlacht bei Brienne an der Aube (12. Nov.) auswich und mit einer kleinen Schar von Getreuen in der Bourgogne Schutz suchend umherzog, fühlte Ludwig sich bald so sicher, daß er seine deutschen Truppen in die Heimat entließ und allein in Westfrancien zurückblieb. Nur der hohen Geistlichkeit, insbesondere Hinkmar's und der von ihm abhängigen Bischöfe, vermochte der Eroberer nicht Herr zu werden; auch in dem Moment der äußersten Gefahr hielten sie an König Karl fest, und das war dessen Glück, darauf beruhte die Erhaltung seines Thrones, nur so wurde es möglich, daß die Wiederherstellung Karl's, wie sie schließlich doch auch von seinen nächsten mütterlichen Verwandten, von seinen welfischen Vettern Konrad und Hugo, energisch erstrebt und unterstützt wurde, rascher und leichter von statten ging, als man nach allem Vorausgegangenen hätte erwarten sollen. Das Wichtigste war schon zu Anfange des J. 859 geschehen: Ludwig der Deutsche, von zuverlässigen Anhängern entblößt, lief Gefahr, überrumpelt zu werden, deshalb zog er ab in fluchtartiger Eile und bot seinerseits bald die Hand zu Friedensunterhandlungen auf Grund des früheren Besitzstandes; der definitive Friede wurde im Juni 860 zu Koblenz geschlossen. Der Vertrag enthielt die lästige Bestimmung, daß König Karl seinen abtrünnigen Vasallen Amnestie gewähren und die ihnen entzogenen Besitzungen wieder herausgeben sollte, aber andererseits erwuchs der Krone aus jenem Vertrage doch auch ein großer Gewinn. Indem der ostfränkische König sich von den hochverrätherischen Bestrebungen seiner westfränkischen Anhänger feierlich lossagte, verloren diese ihren festen Rückhalt, und obgleich die allgemeine Verwilderung des westfränkischen Vasallenstandes auch nach dem Erlöschen des Aufruhrs von 858 noch lange fortdauerte als der schwerste Schaden, an dem die Wohlfahrt des Reiches krankte, so wurde sie doch bei Lebzeiten Karl's dem Bestande seines Thrones nie wieder so gefährlich wie damals in der Epoche der ostfränkischen Invasionen. — Die ersten Jahre nach dem Koblenzer Frieden waren für König Karl überhaupt verhältnißmäßig reich an Erfolgen. Nachdem er in einem Conflicte mit seinen Söhnen Ludwig von Neustrien und Karl von Aquitanien die Oberhand behalten hatte (862, 863), kam

sogar in die innere Entwickelung des Reichs ein gewisser Aufschwung, wovon namentlich die auf einer großen Reichsversammlung zu Pistres (Juni 864) beschlossene Neuordnung des Heerwesens und des Münzwesens Zeugniß ablegt, und vollends nach außen hin war das Ansehen des Königs fortwährend im Steigen begriffen. Im J. 860 bemühte sich der Beherrscher der spanischen Sarazenen, der Khalif von Cordova, um friedliche und freundliche Beziehungen zum westfränkischen Reiche und Hofe; Papst Nikolaus I., der große und mächtig waltende Erneuerer des päpstlichen Primates selbst im Bereiche der morgenländischen Kirche und Christenheit, gab stets von neuem Beweise davon, daß er auf ein genaues und festes Einvernehmen mit König Karl besondern Werth legte, und in dem weitverzweigten, vielverschlungenen Systeme der allgemeinen Reichs- und Familienpolitik des Karolingischen Hauses erscheint Karl in dieser Zeit als einer der wichtigsten Factoren. Er war es, der die seinem Neffen Lothar II. aus den bekannten Ehehändeln erwachsenden Verlegenheiten durch eine wohlberechnete Parteinahme für die verstoßene Königin Thietberga nach Kräften steigerte und verschärfte. Ihm gelang es auch trotz der besondern und lange sehr engen Beziehungen der Lotharischen Herrscher, des Kaisers Ludwig II. und Lothar II. zu Ludwig dem Deutschen, diesen allmählich für sich zu gewinnen, derart, daß Ludwig noch bei Lebzeiten seiner Neffen, aber ohne Mitwirkung seitens derselben im Frühjahre 867 zu Metz einen Vertrag mit Karl einging, wonach sie die Reiche ihrer Neffen bei dem Mangel legitimer Nachkommen und Erben unter sich gleichmäßig austheilen wollten. Erzbischof Hinkmar war mit der anti-Lotharischen Politik des Königs durchgängig einverstanden, zum großen Theil war sie sein eigenstes Werk; dagegen in andern wichtigen Angelegenheiten emancipirte Karl sich von dem Einflusse seines langjährigen ersten Rathgebers. Der heftige und stark persönliche Conflict des Erzbischofs mit Bischof Rothad von Soissons (861—865), seinem Suffragan, wäre ohne Zweifel anders, für Hinkmar's Ansehen weniger nachtheilig verlaufen, wenn der König nicht von vornherein darauf verzichtet hätte, der päpstlichen Einmischung (863) Widerstand zu leisten, und als 866 ein neues Zerwürfniß zwischen dem Papste und Hinkmar sicher in Aussicht stand, kam Karl jenem sogar positiv weit entgegen, um nur die Erhebung eines seiner Günstlinge, der früher Kleriker in Rheims gewesen war, zum Erzbischof von Bourges gegen Hinkmar's Willen durchzusetzen. Der Anschluß des Königs an Rom vollzog sich überhaupt nicht ohne seinem monarchischen Selbstgefühle mancherlei Demüthigungen und Opfer aufzuerlegen. Wie tief und schwer hatte es ihn gekränkt, daß seine Tochter Judith, Witwe des angelsächsischen Königs Ethelwolf und getrennte Gattin ihres Stiefsohnes Ethelbald, sich mit dem flandrischen Grafen Balduin I. (Eisenarm) heimlich verbunden und an der Seite ihres Entführers im Lotharischen Reiche Zuflucht gesucht hatte (862). Aber sein Widerstand gegen die Vermählung dieses Paares war vergeblich, weil Papst Nikolaus sich ins Mittel legte und alle Weiterungen durch Machtsprüche abschnitt; nicht einmal auf der Forderung einer vorgängigen Kirchenbuße wagte der König zu bestehen, als er gegen Ende des J. 863 seine Einwilligung aussprach. Auch sonst fehlte es selbst in der glücklicheren Epoche seiner Regierung nicht an großen Schwierigkeiten. Vor allem die Maßregeln, welche der König ergriff, um die Normannen zu vertreiben und neue Invasionen derselben zu verhindern, namentlich die Anlage größerer Befestigungen an der untern Seine (bei Pistres) und die häufigere Anwendung des sehr bedenklichen Mittels, den Feind durch Geldzahlungen zum Abzuge zu bewegen, hatten keinen besseren Erfolg als die früheren Heerfahrten des Königs; Leistungen heldenmüthiger Tapferkeit, vollbracht namentlich von dem Ahnherrn des späteren Robertinischen oder Kapetingischen Königshauses, dem Markgrafen Robert von Anjou, der im J. 866 seinen Tod im Kampfe fand, verschafften nur vorübergehend einige Erleichterung, und in Wahrheit litten Land und Leute, zumal in den vielumstrittenen Ufergegenden der Seine und Loire, nach wie vor unsäglich. Gesellte sich doch zu den Drangsalen der nordischen Barbaren die Last der Abgaben, mit denen der König die Gesammtheit seiner Unterthanen zur Bestreitung des Dänengeldes besteuerte, fast schon als stehende Einrichtung. Dessenungeachtet betheiligte sich der König selbst an der Abwehr der Normannen nicht mehr, als unumgänglich nothwendig war; einem Zusammenstoß in offener Feldschlacht ging er mehr oder minder geflissentlich aus dem Wege, sein Augenmerk richtete sich immer entschiedener auf die Durchführung jener Eroberungspolitik, welche das Aussterben des Lotharischen Hauses zur Voraussetzung hatte und, in der Wahl der Mittel völlig grundsatzlos, den andern Karolingern gegenüber nur den eigenen Vortheil, als Grenzen und Schranken der erstrebten Vergrößerung nur thatsächliche Machtverhältnisse gelten ließ. Als König Lothar II. am 8. Aug. 869 in Piacenza starb, setzte König Karl sich über das Abkommen von Metz ohne weiteres hinweg. Kaum vier Wochen später rückte er in Lothringen ein, um sich des ganzen Königreichs bis zum Rhein zu bemächtigen; zahlreiche Getreue, darunter ein bedeutender Anhang aus dem Lande selbst, sammelten sich um ihn und am 9. Sept. wurde er zu Metz als Erbe und Nachfolger Lothar's II. geweiht und gekrönt. Der Widerstand, auf den er stieß, war zunächst schwach, indessen da Ludwig der Deutsche bald mit Krieg drohte, wich Karl zurück und ging auf einen friedlichen Vergleich ein, der ungefähr die Hälfte der Beute in seinen Händen beließ; nach einem Präliminarvertrage zu Aachen (6. März 870) schlossen die Könige am 8. Aug. desselben Jahres in Meerfen an der Maas einen endgültigen Theilungsvertrag, kraft dessen Karl die Grenzen des westfränkischen Reiches bedeutend erweiterte, im Norden bis zur Maas bei Lüttich, während im Süden unter andern die Grafschaften und Bisthümer Toul, Verdun, Besançon bei dieser Gelegenheit westfränkisch wurden. Proteste des Papstes Hadrian II. zu Gunsten des Kaisers Ludwig II. als des nächst-

berechtigten Erben von Lothringen verhalfen wenigstens bei König Karl wirkungslos; dieser, der genau wußte, daß der von Sarazenen und andern Feinden hart bedrängte Kaiser im Norden der Alpen machtlos war, ließ sich von seinen Eroberungsplänen nicht mehr abbringen. Noch während des Herbstes 870 überzog er die ihm im Meerfen ebenfalls zugesprochenen Besitzungen des Kaisers am Rhone mit Krieg und entriß ihm das wichtige Vienne (23. Dec.). Am 12. Aug. 875 starb Kaiser Ludwig II. und König Karl, herbeigerufen sowol von Papst Johann VIII. als auch von einer Partei der italienischen Großen, nahm den noch ungetheilten Rest des ehemaligen Lothar'schen Reiches einschließlich der Kaiserwürde ohne weiteres für sich allein in Anspruch, während die ostfränkischen Karolinger auch in diesem Falle mit dem Verlangen einer gleichmäßigen und gerechten Theilung hervortraten. Darüber kam es zum Kriege und in diesem hatte König Karl mehr Glück als sonst, weder Karl von Schwaben noch Karlmann von Baiern, welche im Auftrage ihres Vaters, Ludwig's des Deutschen, rasch nacheinander in Italien einrückten, um ihrem Oheim den Weg zu verlegen, vermochten etwas gegen ihn auszurichten. Jenen beseitigte König Karl mit Waffengewalt, diesem war er durch Arglist überlegen und am 17. Dec. zog er in Rom ein, am 25. empfing er aus den Händen Johann's VIII. die Kaiserkrone, aber nicht kraft seiner Abstammung von Karl dem Großen, sondern als ein Geschenk päpstlicher Gunst und Gnade, für dessen Zuwendung er sich nach der Meinung des Papstes vor allem durch kräftige Vertheidigung des heiligen Stuhles gegen Sarazenen und andere Widersacher erkenntlich zeigen sollte. Im Februar 876 hielt der Kaiser einen Reichstag zu Pavia, wo die Großen des Landes den vom Papste vollzogenen Krönungsact als gültig auch für das italienische Königreich anerkannten, sodaß eine besondere Wahl des Kaisers zum König von Italien nicht mehr für nöthig erachtet wurde; dann kehrte er, indem er seinen Schwager Boso von Vienne mit der Wahrnehmung der Kaiserrechte in der Zeit seiner Abwesenheit betraute, schleunig in das westfränkische Reich zurück, weil dieses mittlerweile zur Vergeltung für Karl's Invasion in Italien von Ludwig dem Deutschen mit Krieg überzogen und strichweise arg verwüstet worden war. Die beiden Brüder, vor Jahren infolge ihres gemeinsamen Widerstandes gegen Lothar's I. Kaisermacht in treuer Bundesgenossenschaft eng verbunden, standen sich jetzt am Ende ihrer Laufbahn durch Schuld der von Karl verfolgten Eroberungspolitik als erbitterte Widersacher und Nebenbuhler gegenüber und Karl trieb die Feindschaft schließlich so weit, daß er sie, als Ludwig der Deutsche am 28. Aug. 876 starb, gegen die Söhne desselben fortsetzend, nun den Zeitpunkt für gekommen ansah, um sich das Lothar'sche Reich in seinem ganzen ursprünglichen Umfange bis zum Rhein hin anzueignen, um überhaupt mit allen Mitteln der List wie der Gewalt auf Kosten der deutschen Karolinger die Weltherrschaft zu erstreben. Indessen, wenn das Glück ihm auch anfangs hold war, wenn wichtige Städte, wie Metz, Aachen, Köln (September 876), ihm wirklich vorübergehend zufielen, so war doch der Widerstand der von ihm herausgeforderten Machthaber ebenso nachhaltig wie stark. Bei Andernach wagte Kaiser Karl II. einen Angriff auf König Ludwig III. (den Jüngern), 8. Oct. 876, aber zu seinem Verderben; er wurde aufs Haupt geschlagen, sein stattliches Heer fast ganz aufgerieben, er selbst entrann der Gefangenschaft nur durch eilige Flucht nach Lüttich. Mit den Normannen, die unterdessen an der Seine und Loire von neuem aufgetaucht waren, ließ der Kaiser sich überhaupt nicht mehr auf einen Kampf ein; den Seine-Normannen zahlte er lieber die gewaltige und vornehmlich den bedrängten Gegenden aufgebürdete Summe von 5000 Pfund Silber, als daß er das Schwert gegen sie gezogen hätte. Dagegen betrieb er, wiederholten dringenden Aufforderungen des Papstes nachgebend, eine zweite Romfahrt mit Eifer, und obwol viele Große das Unternehmen schon mit Rücksicht auf die innere Nothlage unverhohlen misbilligten, trat der Kaiser nach einer Reichsversammlung zu Kiersy (Mitte Juni 877), wo sein Sohn, der neustrisch-aquitanische König Ludwig, zum Reichsverweser eingesetzt wurde, im Hochsommer den Zug über die Alpen wirklich an. Aber diesmal kam er nicht über die Lombardei hinaus; vereinigt mit Papst Johann VIII., der ihm bis Vercelli entgegengeeilt war, lief er Gefahr, von einem seiner ostfränkischen Neffen, dem bairischen Könige Karlmann, mit überlegenen Streitkräften angegriffen zu werden, und noch mehr erschreckte ihn die Kunde, daß Verstärkungen, welche er aus dem westfränkischen Reiche erwartete, ausbleiben würden, da unter den Großen eine Verschwörung gegen ihn bestünde und selbst Boso von Vienne zur feindlichen Partei übergetreten wäre. Unter diesen Umständen suchte Kaiser Karl sein Heil in schleuniger Rückkehr; wie ein Flüchtling zog er wieder über die Alpen und als ein todtkranker Mann erreichte er nur noch das Thal des Arc; am 6. Oct. 877 ist er zu Brios gestorben. Die allgemeine Meinung ging dahin, daß sein jüdischer Leibarzt ihm Gift anstatt Arznei gereicht hätte. Der Leichnam wurde provisorisch in Nantua, einem Kloster der Diöcese Lyon, beigesetzt; später fand er dem Wunsche des Kaisers gemäß in St.-Denis die letzte Ruhestätte. — Von den vier Söhnen, welche die Königin Irmintrud, gestorben 6. Oct. 869, geboren hatte, waren zwei, Lothar und König Karl von Aquitanien, schon in jungen Jahren gestorben; Karlmann, von seinem Vater zum geistlichen Stande gezwungen, hatte sich im J. 870 und in der nächsten Folgezeit des Aufruhrs schuldig gemacht und erschien dem König als ein so gefährlicher Majestätsverbrecher, daß dieser zu dem entsetzlichen Mittel griff, den Sohn durch Blendung und Einkerkerung unschädlich zu machen (Januar 873). Aus Karl's zweiter Ehe mit Richilde, einer Schwester des Grafen Boso von Vienne, stammte ein Sohn, der wie der Vater Karl hieß, aber bald nach der Taufe (877) starb. So vererbte sich das westfränkische Reich in dem Umfange, wie König Karl es durch den Vertrag zu Verdun erworben und durch den Vertrag von Meerfen

erweitert hatte, ungetheilt auf seinen Sohn Ludwig II., den Stammler, während die Kaiserwürde zunächst einige Jahre ruhte und dann auf die ostfränkischen Karolinger überging, um mit der Zeit ein dauerndes Besitzthum deutscher Regentenhäuser zu werden. Karl der Kahle eröffnet die Reihe der Könige von Frankreich nicht wegen seiner Kaiserpolitik, sondern trotz derselben; mit dieser steht er vereinzelt da, während er in Bezug auf andere Richtungen seines recht eigentlich königlichen Regiments, wie die Herstellung einer besondern Interessengemeinschaft zwischen Krone und Klerus, die Versuche auf die Entwickelung des Lehenwesens einzuwirken, es staatlich zu disciplíniren, endlich die Kämpfe um die Rheingrenze zahlreiche Nachfolger finden, maßgebendes Vorbild der späteren nationalen Könige werden sollte. Denn das Werk seines Lebens, die Neuconstituirung der Monarchie unter der gallo-romanischen Völkerwelt in der Entstehungsepoche der französischen Nationalität und des Lehenwesens, aber in engem Anschluß an die altkarolingische Reichsverfassung, hatte ungeachtet aller Schwächen und Misgriffe des Urhebers Bestand für viele Generationen. Noch ein anderer Nachruhm verbleibt Kaiser Karl II. unbestritten, das Lob, sein Leben lang ein ebenso verständnißvoller wie eifriger Förderer der Studien und der Literatur, ein freigebiger Freund und Beschützer der Gelehrten gewesen zu sein. Wie Karl der Große, so machte auch Karl der Kahle auf diesem Gebiete keinen Unterschied zwischen den Nationalitäten; zugewanderte Iren (Schotten) und Spanier rivalisirten in seiner Gunst mit zahlreichen eingeborenen Repräsentanten der traditionellen Geistesbildung; die altkarolingische Hofschule setzte sich fort in einer neugebildeten westfränkischen und auch darin glich Karl der Kahle seinem großen Ahnherrn, daß er bei aller Vorliebe für Theologie und theologische Schriftsteller auf die Pflege der Weltweisheit und auf Literaturerzeugnisse profanen Inhalts hohen Werth legte; in Betreff der kanonischen Festsetzungen über Glaubenswahrheiten war er durchweg unbefangener und duldsamer gegen divergirende Ansichten als Karl der Große. Das vertraute Verhältniß des Fürsten zu Johannes Scotus (Erigena), dem kühnsten und eigenartigsten Denker des 9. Jahrhunderts, der viele Jahre am Hofe des Königs lebte, dessen Hofphilosoph er war, ist in allen jenen Beziehungen wol ebenso charakteristisch wie seine Stellung zur Geschichtschreibung, wie das Interesse, welches er der von Bischof Prudentius von Troyes, einem Spanier, verfaßten Fortsetzung der älteren Reichsannalen zuwandte. Ein Exemplar des Werkes war Eigenthum des Königs, und als Prudentius im J. 861 starb, trat Erzbischof Hinkmar von Rheims an seine Stelle. Er bewährte denselben herben und doch loyalen Freimuth, mit dem er als erster, aber nicht selten misvergnügter Staatsmann seines Königs praktisch wirkte, auch als dessen Geschichtschreiber; die von Prudentius und Hinkmar geschriebenen Annalen sind anerkanntermaßen die werthvollste Quelle zur Geschichte Karl's des Kahlen. Vgl. W. Watteubach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter I, 240 fg.; H. Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter I, 48 fg. Die Urkunden Karl's des Kahlen sind verzeichnet von J. Fr. Böhmer, Regesta Karolorum (Frankfurt a. M. 1833), p. 146 fg. Darstellende Werke: R. Foß, De Carolo Calvo. Dissert. Halens. 1844; E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs Bd. I und II; C. v. Noorden, Hinkmar, Erzbischof von Rheims (Bonn 1863); C. v. Kalckstein, Geschichte des französischen Königthums unter den ersten Capetingern, Bd. I (Einleitung); desselben Artikel: „Karl II., König der Westfranken", Allg. Deutsche Biographie Bd. XV, 152—157. (*E. Steindorff.*)

d) KARL III., ostfränkischer Karolinger und römischer Kaiser (881—887), geboren 839, und später (zuerst im 12. Jahrhundert) zubenannt der Dicke (Crassus, Grossus), während sein Name in Italien schon bei seinen Lebzeiten in Karoleto (Karlito) gewandelt wurde, war der jüngste Sohn König Ludwig's des Deutschen und der Königin Hemma und wurde der Nachfolger seines Vaters in dem kleinsten der durch die Festsetzungen von 865 und 872 geschaffenen ostfränkischen Theilstaaten, in dem Reiche von Schwaben (Alemannien) und Churwalchen, wo er seit seiner Jugendzeit heimisch war. Von hier aus unternahm Karl es wiederholt, in Verbindung mit seinem Bruder Ludwig ihrem Vater und König wegen angeblicher Bevorzugung ihres ältesten Bruders Karlmann feindlich entgegenzutreten (870 fg.), und nicht ohne Erfolg, da Karlmann in der That auf Baiern und die südöstlichen Marken beschränkt blieb. Aus schwäbischem Geschlechte stammte auch Karl's Gemahlin Richardis, Tochter eines Grafen Erchanger, der namentlich im Elsaß sehr begütert war, während zu Karl's Besitzungen unter anderm die Grafschaft im Breisgau gehörte. Am 28. Aug. 876 starb König Ludwig II. der Deutsche und ein Vertrag, den Karl mit seinen älteren Brüdern bald darauf bei einer Zusammenkunft im Rießgau (November 876) schloß, sicherte ihm Alemannien, verhalf ihm wahrscheinlich auch zum Elsaß; durch weitere Vereinbarungen, speciell mit seinem Bruder Ludwig III. (dem jüngeren), dem das ganze mittlere und nördliche Deutschland zugefallen war, kamen in den Jahren 877 und 878 Theile des deutschen Lothringen unter Karl's Herrschaft. Diese nahm überhaupt und zwar lediglich infolge des Umstandes, daß sowol den Brüdern Karl's als auch seinen westfränkischen Stammesvettern beschieden war früh zu sterben, während der nächsten Jahre gewaltige Dimensionen an; mit Ausnahme des vormals Lotharischen Burgunds, wo Boso von Vienne, Herzog von der Provence, October 879 die Königswürde usurpirte und sich behauptete, sollte Karl von Schwaben so ziemlich das ganze Frankenreich, wie es aus den Kriegen und Eroberungen seines Ahnherrn Karl's des Großen hervorgegangen war, durch Erbgang und Vertrag noch einmal unter seinem Scepter vereinigen. Auf Italien erwarb er Ansprüche durch Verzicht seines schwer erkrankten und 22. Sept. 880 verstorbenen Bruders Karlmann und noch bei Lebzeiten desselben, November 879, huldigten ihm die italienischen Großen auf einer Reichsversammlung zu Ravenna, an der auch Papst Johann VIII. theilnahm. Mit ihm trat Karl in

Unterhandlung wegen der Kaiserwürde, deren letzter Träger sein westfränkischer Oheim Karl II. der Kahle, gestorben 6. Oct. 877 gewesen war, und im Februar 881 kam jener mit seiner Gemahlin nach Rom, um in St. Peter von Johann VIII gekrönt zu werden. Mittlerweile hatte sein Bruder König Ludwig III. Baiern, das Hauptland des verstorbenen Karlmann, mit seinem nunmehr fast ganz Deutschland und Lothringen umfassenden Reiche vereinigt, aber da er schon 20. Jan. 882 kinderlos starb, so wurde Kaiser Karl III. auch von den Großen der deutschen Stämme zur Nachfolge berufen und mit einer Reichsversammlung zu Worms, Mai 882, war der Regierungsantritt vollzogen. In Westfrancien saßen damals die beiden älteren Söhne Ludwig's II. (des Stammlers), Ludwig III. und Karlmann, auf dem Throne und die Dynastie Karl's des Kahlen schien in ihnen und in ihrem nachgeborenen Bruder Karl gesichert zu sein, indessen das Unerwartete geschah auch hier; Ludwig III. endete schon am 5. Aug. 882 in der Blüte seiner Jahre und als dann auch Karlmann am 12. Dec. 884 kinderlos starb, da fand sich unter den westfränkischen Großen niemand, der angesichts der schweren Bedrangniß des Landes, vor allem durch die Raubkriege der Normannen, den Muth gehabt hätte, ein Kind auf den Thron zu setzen; der fünfjährige Karl (später zubenannt der Einfältige) wurde übergangen zu Gunsten des gleichnamigen ostfränkischen Stammesvetters, der die Kaiserkrone trug. Im Juni 885 empfing Karl III. die Huldigung der westfränkischen Großen, aber um die Regierung seines neuen Reiches bekümmerte er sich zunächst wenig; namentlich zur Abwehr eines großen Dänenheeres, welches in Niederlothringen, bei Löwen, fest eingelagert recht eigentlich Westfrancien mit neuen und wilden Angriffen bedrohte, that er nichts weiter, als daß er dem lothringischen Aufgebote befahl, mit dem westfränkischen Heerbann vereinigt gegen Löwen zu ziehen. Die Regententhätigkeit Karl's III. blieb überhaupt weit zurück hinter allen, auch den dringendsten Anforderungen der Zeitumstände, sie täuschte die gerechtesten Erwartungen und Hoffnungen seiner Unterthanen. Nur in der Behandlung kirchlicher Angelegenheiten bewies er Eifer und selbst eine gewisse Geschicklichkeit, so lange Bischof Liutward von Vercelli, ein Emporkömmling von bedeutender Gewandtheit, sein Erzkapellan und vornehmster Rathgeber war; durchdrungen von kirchlicher Disciplin und mit geistlicher Bildung vertraut wäre dieser Karolinger in friedlichen Zeiten, unter geordneten Verhältnissen allenfalls zu einem Prälaten tauglich gewesen; dagegen war er durchaus unfähig als weltlicher Herrscher. Vornehmlich im Kriege und in der Heerführung gab er sich fast immer arge Blößen. Wenn er in einem Feldzuge gegen Mähren (869) einigen Ruhm erwarb, so theilte er ihn mit seinen Brüdern Karlmann und Ludwig, welche das Meiste zum Siege beigetragen hatten; wo Karl als alleiniger Heerführer oder als Hauptperson auftrat, war die Sache, die er verfocht, bald verloren; so auf einer italienischen Heerfahrt von 875, als er den vergeblichen Versuch machte, seinen westfränkischen Oheim Karl den Kahlen aus der Lombardei zu vertreiben, und so wiederum 880 in dem Kriege, den er gemeinsam mit den westfränkischen Königen gegen Boso von Burgund führte. Die Hauptstadt Vienne war bereits eingeschlossen, aber Karl vereitelte die Fortsetzung und Durchführung des Kampfes, indem er sein Lager nächtlicherweile niederbrannte und allen Verabredungen zuwider nach Italien abzog. Tiefes unkriegerische Wesen war des Kaisers schlimmster Fehler und obwol erklärlich aus seiner schwächlichen Constitution, namentlich aus dem Umstande, dass er noch im Mannesalter hochgradig epileptisch war, so mußte es ihm verhängnißvoll werden in einer Zeit, welche bei der tiefen und immer noch zunehmenden Zerrüttung des Reiches, bei der Fehdelust der Großen und bei dem massenhaften Andrange wilder äußerer Feinde, wie der Sarazenen im Süden, der Dänen im Norden, den Werth eines Herrschers kaum anders abschätzen konnte als nach dem Maßstabe seiner kriegerischen Leistungen. Aber was hatte Kaiser Karl in dieser Richtung aufzuweisen? Um von seiner Passivität bezüglich des innern Parteihaders und der kleineren Kriege an den Grenzen gar nicht zu reden, auch in den wichtigsten Kämpfen, in den Kriegen mit den Normannen, war sein Verfahren entweder lahm oder unsicher und widerspruchsvoll: erst drohendes Vorgehen und dann Acte der Schwäche, welche den Feind zu weiteren Uebergriffen ermuthigten und gleichsam herausforderten, die eigenen Unterthanen dagegen in ihrer Wohlfahrt schädigten, an ihrer Ehre kränkten, darin bestand die Summe der größeren Waffenthaten dieses Kaisers. Ein Feldzug, den er während des Sommers 882 mit einem starken Reichsheere unternahm, um normannische Scharen, welche sich auf Lothringen geworfen hatten und das Land fast seit Jahresfrist heillos verwüsteten, aus ihrem festen Lager zu Elsloo an der Maas zu vertreiben, begann günstig; im Juli war die Einschließung bewerkstelligt; aber der weitere Verlauf und das Ende waren schmachvoll trotz der im deutschen Heere herrschenden Kampflust. Denn der Kaiser, dem, wie es in einer Quelle heißt, das Herz entfiel, ließ sich auf Unterhandlungen ein, gebot Waffenruhe und schloß Frieden auf Bedingungen, bei denen der Vortheil durchaus auf seiten des Feindes war. Einer der Dänenkönige, Gotfried, wurde sogar Glied des Reiches; zum Lohn dafür, daß er zum Christenthum übertrat, nahm ihn der Kaiser unter seine Vasallen auf und belehnte ihn mit friesischem Lande; den Abzug der Uebrigen erkaufte er sich um schweres Geld, durch ein sogenanntes Geschenk von einigen tausend Pfunden Goldes und Silbers. Kein Wunder daher, wenn die Deutschen solchen Abmachungen nur mit Ingrimm Folge leisteten, wenn Stimmen unter ihnen laut wurden, welche die kaiserlichen Räthe des Verrathes und der Bestechung beschuldigten und über den Kaiser selbst nicht viel anders urtheilten. Selbstverständlich auch, daß die Normannen nicht säumten solche Schwäche auszunutzen. Schon in den nächsten Jahren, während der Kaiser sich vorzugsweise mit italienischen Angelegenheiten beschäftigte und monatelang jenseit der Alpen weilte (April bis October 883; Januar bis April 885), setzten sie ihre Raubkriege mit frischer Kraft fort und suchten je

nach der Gunst der Umstände bald die nördlichen Lande des Kaisers, bald das westfränkische Reich mit neuen Verheerungen heim. Unter den Gefahren, die im J. 885 speciell für Westfrancien hieraus entsprangen, glaubten die dortigen Großen, wie schon erwähnt, nach dem Tode ihres Königs Karlmann allein in der Thronerhebung des Kaisers Rettung zu finden, und wie wenig Neigung dieser auch anfänglich bezeigte, an dem seit November 885 um Paris concentrirten Kriege persönlich theilzunehmen, auf die Dauer vermochte er sich dieser Pflicht doch nicht zu entziehen. Als die Noth der völlig umzingelten und wüthend angegriffenen Hauptstadt trotz tapferster Gegenwehr schon aufs höchste gestiegen war, im Hochsommer 886, zog der Kaiser endlich langsam zum Entsatze herbei und kaum hatte er mit seinem stattlichen Heere die nördlichen Hohen vor Paris erreicht (October), so wich der Feind unverzüglich auf das linke Ufer der Seine zurück; von seiten der Kaiserlichen, welche ihm dahin folgten, bedurfte es allem Anschein nach nur noch einiger rascher und energischer Vorstöße, um ihn ganz zu vertreiben. Aber nichts der Art geschah, vielmehr verfuhr der Kaiser genau so wie vier Jahre früher vor Elsloo; erschreckt durch die Nachricht, daß die Normannen bald bedeutende Verstärkungen zu erwarten hätten, eilte er, mit dem Reichsfeinde seinen Frieden zu machen und ihm Bedingungen zu gewähren, die schon von einem zeitgenössischen Geschichtschreiber unumwunden als Entwürdigung der kaiserlichen Majestät bezeichnet werden. Paris wurde allerdings frei, aber nur gegen ein Lösegeld von siebenhundert Pfund Silbers zahlbar am 1. März des folgenden Jahres und gegen Preisgebung des westfränkischen Burgunds an die bisherigen Belagerer der Stadt; obwol genügend bekannt als wilde Horden erwarben sie das Recht, in jener cultivirten und bis dahin geschützten Landschaft zu überwintern. Die Unzufriedenheit mit diesem „wahrhaft erbärmlichen" Beschluß ging tief und war nicht nur symptomatisch von Bedeutung als Vorbote des allgemeinen Abfalls, in dem das kaiserliche Regiment Karl's III. bald zusammenbrechen sollte, sie gehörte recht eigentlich zu den Ursachen dieser Katastrophe. Dennoch wurde die Ruhe zunächst nicht gestört; im Frühjahr und Sommer hielt der Kaiser, der während des Winters schwer krank gewesen und schließlich am Kopfe operirt worden war, in seinem geliebten Schwaben Hof wie in Friedenszeiten; auch wichtigere Geschäfte wurden von ihm erledigt auf Reichsversammlungen in Weiblingen und in Kirchheim am Oberrhein (Mai, Juni), wo sich auch Große aus den andern Reichen, aus Italien, Burgund, Westfrancien, einfanden. Der letzte Act von Bedeutung war die ungnädige Entfernung des Bischofs Liutward von Vercelli aus dem Amte eines kaiserlichen Erzkapellans und damit vom Hofe, wo er, getragen von der Gunst des Kaisers, jahrelang leitender Rathgeber, erster Vertrauter gewesen war. Jetzt fiel er auf Andringen seiner speciellen Landsleute, der schwäbischen Großen, unter denen er besonders viele Feinde hatte, und die nächste Folge war, daß nun auch die Kaiserin Richardis ihre Stellung am Hofe für unhaltbar ansah. Es kam ihr zu Ohren, daß sie beschuldigt wurde, mit Liutward verbotenen Umgang gepflogen zu haben, deshalb verließ sie ihren Gemahl und begab sich in das Kloster Andlau im Elsaß, ihre eigene Stiftung, um den Rest ihres Lebens in geistlicher Abgeschiedenheit zu verbringen. Bald nach diesen ernsten Erlebnissen erkrankte der Kaiser wieder „an Leib und Seele" und indem er nun so einer Invalidität anheimfiel, für die es keine Heilung mehr gab, schritten zunächst die Großen des ostfränkischen Reiches dazu, die Zügel des Regiments seinen schwachen Händen ganz zu entwinden. Auf Antrieb und im Interesse seines illegitimen Neffen, des Herzogs Arnolf von Kärnten, wurde dem Kaiser bei Wiederaufnahme der Geschäfte in Frankfurt der Gehorsam verweigert und jenem als König gehuldigt; bewaffneter Widerstand war nicht möglich, sogar die getreuen Schwaben getrauten sich nicht gegen Arnolf, der mit einem starken, vornehmlich aus Baiern gebildeten Heere erschien, das Schwert zu ziehen, und so ergab sich der Kaiser, der unterdessen nach Tribur gegangen war, in sein Schicksal. Nachdem er sich von Arnolf einige persönliche Vergünstigungen, unter andern den lebenslänglichen Genuß mehrerer Königsgüter in Schwaben erwirkt hatte, zog er sich dorthin zurück. Dem Beispiele der deutschen Stämme folgten die Großen in der Lombardei und Hochburgund um die Jahreswende; dort wurde Markgraf Berengar von Friaul vielleicht noch in den letzten Tagen des Decembers 887 zum König gewählt und gekrönt; hier trat der Welfe Rudolf, ein Großneffe der Kaiserin Judith und der Königin Hemma, als Prätendent auf und setzte seine Königswahl im Januar 888 durch. Während dieser Vorgänge starb der entthronte Kaiser: zu Neidingen an der Donau erlag er seinen Leiden am 13. Jan. 888; in der Kirche des Klosters Reichenau liegt er begraben. Seine Ehe mit Richardis war kinderlos, aber aus illegitimen Verbindungen stammten zwei Söhne: Karlmann, gestorben 876, und Bernhard, der den Vater überlebte. Ein Versuch des Kaisers, diesem seinem Bastard zur Nachfolge im Reiche zu verhelfen (885), scheiterte wie so manche andere Unternehmung des unglücklichen Herrschers. — Vgl. E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, B. I. und II; E. Mühlbacher, Die Urkunden Karl's III. (Wien 1879), S. 5 fg.; geschichtliche Uebersicht und desselben Artikel „Karl III.", Allg. Deutsche Biographie XV, 157—163. (*E. Steindorff.*)

II. Karl: deutsche Kaiser und Könige.

a) KARL IV., römisch-deutscher Kaiser und König von Böhmen, regierte von 1346—1378; Sohn Johann's von Luxemburg oder Lützelburg und der Elisabeth, Tochter Wenzel's II., wurde er den 14. Mai 1316 geboren, am Pfingstfeste vom Erzbischof von Mainz getauft und nach seinem mütterlichen Großvater und Oheim, den letzten zwei Przemysliden, Wenzel genannt. Das Mistrauen des Vaters gegen seine eigene Familie hatte schon das dreijährige Kind zu fühlen und dasselbe Mistrauen war die Ursache, daß 1323 der Prinz nach Frankreich gebracht wurde. In Paris genoß er eine sorgfältige

Erziehung, hier wurde er vom Papste confirmirt und Karl genannt und mit Blanka von Valois, der Schwester des spateren Königs Philipp VI., verlobt. Von den Männern, die bestimmend auf den jungen Lützelburger einwirkten, ist vornehmlich Peter Roger, Abt von Fescan, hervorzuheben, er wurde Bischof von Arras, Erzbischof von Sens, von Rouen, Cardinal und bestieg 1342 als Clemens VI. den apostolischen Stuhl. Die sieben Jahre seines Aufenthalts in Paris waren für Karl, welcher mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgerüstet war, der mit klugem Sinne sich aneignete, was ihm nützlich schien, der einen regen Geist für Kunst und Wissenschaft besaß und dessen Interesse für alle seine Zeit bewegenden Ideen immer ein lebhaftes blieb, ganz sicher von der nachhaltigsten Bedeutung.

Im Juni 1330 ging Karl nach Luxemburg und im März des folgenden Jahres nach Italien, wo sein Vater Johann in überraschend kurzer Zeit sich eine Herrschaft begründet hatte. Nachdem der Prinz einem geplanten Vergiftungsversuche glücklich entkommen war, traf er mit dem Vater in Parma zusammen, welcher ihm das Regiment in Italien anvertraute. Aber die von dem Glücke des Luxemburgers betäubten Gegner hatten sich erholt und die Gewalthaber in den Städten sich mit dem mächtigen Florenz und dem König von Neapel verbunden; zwar siegte Karl bei San-Felice (25. Nov. 1332), aber seine Lage blieb trotzdem eine schwierige, sie vermochte auch sein zurückgekehrter Vater nicht zu ändern, welcher schließlich die treu gebliebenen Städte um möglichst hohe Summen verpfändete und Italien seinem Schicksal überließ. Die zweijahrige Thätigkeit in der apenninischen Halbinsel war für den Kronprinzen von Böhmen eine treffliche Schule in der Regierungskunst, er hatte seine eigene Kraft kennen und ihr vertrauen gelernt, und hat in die verschlungenen Fäden der damaligen Politik Italiens und in das Intriguenspiel der Parteien tiefe Einblicke gewonnen, hat aber gewiß auch auf das geistige Leben des Landes seine Aufmerksamkeit gerichtet.

Nach einer Abwesenheit von elf Jahren langte Karl am 30. Oct. 1330 in Prag an. Der Zustand seines Heimatlandes, dessen Verwaltung mit dem Titel eines Markgrafen von Mähren ihm übergeben wurde, war ein trostloser. Das Schloß zu Prag lag in Trümmern, die königlichen Güter waren verpfändet, die Barone die Herren des Landes; Karl begann den Bau des Schlosses, löste die verpfändeten und verschleuderten Burgen und Güter ein, stellte die Ordnung im Staatshaushalte her, sorgte für die Ruhe und für die Rechtspflege. Sein Regiment war leider von kurzer Dauer. Sein Vater kehrte mit seiner zweiten Gemahlin Beatrix von Bourbon nach Böhmen zurück und lieh den Verleumdern sein Ohr, welche ihn gegen den Sohn hetzten. Dieser ist hierauf eine Zeit lang in Schlesien thätig, er eilt sodann nach Tirol, um seinen Bruder und dessen Frau Margaretha Maultasch gegen ihre Feinde zu schützen, nimmt hierauf Theil an dem von König Johann veranstalteten Kreuzzuge gegen die heidnischen Litauer, ist später in die an den Grenzen von Tirol und Italien entbrannten Fehden verwickelt, nimmt 1339 die Regierung der böhmischen Länder abermals in die Hand und greift von nun an auch in die äußern Angelegenheiten mit Entschiedenheit ein. Der Markgraf söhnt sich mit Albrecht II. von Oesterreich aus, schließt mit Karl Robert von Ungarn ein Bündniß und verlobt seine Tochter mit dem ungarischen Kronprinzen. Der in die Weite schweifende Thatendrang, ein Familienzug, welcher sich auch bei ihm geltend machte, führt ihn nach Frankreich, um Theil zu nehmen an den erwarteten Gefechten und Schlachten zwischen Engländern und Franzosen, ja er plant sogar, gegen die Mauren von Granada zu ziehen, er überwindet jedoch diese Abenteuerlust und geht mit seinem erblindeten Vater nach Avignon, wo er das frühere freundliche Verhältniß mit dem Abte von Fescan, jetzt Cardinal, wieder anknüpft. — König Johann stellte am 11. Juni 1341 den böhmischen Ständen seinen Sohn als Nachfolger vor und übergab ihm im Februar des folgenden Jahres die Regierung; seit dieser Zeit ist Markgraf Karl der eigentliche Regent der böhmischen Länder, welcher mit Glück das Steuer des Staates führt und mit seinem schon erprobten Geschicke Ordnung in die Verwaltung der Finanzen bringt; einen seiner Lieblingswünsche, die Erhebung des Bisthums Prag zum Erzbisthum, führt er 1344 mit Hülfe seines früheren Lehrers, des Papstes Clemens VI., glücklich zu Ende.

In Tirol wurde 1341 Johann, der Bruder Karl's, im Einverständniß mit seiner Gattin verjagt, welche hierauf Ludwig von Brandenburg, dem Sohne des Kaisers, die Hand zum ehelichen Bunde reichte, damit war aber auch der unheilbare Bruch zwischen den Häusern Luxemburg und Wittelsbach besiegelt. Jenes setzte sich den Sturz des Kaisers zum Ziel und wurde dabei kräftig vom Papste unterstützt, welcher 1343 den Proceß gegen Ludwig erneuerte und die beiden Luxemburger 1344 nach Avignon zu einer Zusammenkunft lud; sie zogen im April 1346 noch einmal in die päpstliche Residenz ein, wo es zu den Schlußverhandlungen kam, in welchen (24. April) Karl der Curie weitgehende Zugeständnisse machte, wie sie bislang von keinem deutschen König bewilligt worden waren. Hierauf forderte Clemens die Kurfursten zur Wahl auf und bezeichnete seinen Schützling Karl als Candidaten. Am 11. Juli kürten ihn die drei geistlichen Wahlfürsten, Johann von Böhmen und Rudolf von Sachsen-Wittenberg zum König. Karl, welcher die Krone hauptsächlich dem Papste und den Erzbischöfen des Kurcollegiums zu danken hatte und darum von seinen Gegnern als Pfaffenkonig bezeichnet wurde, enthielt sich vor der päpstlichen Bestätigung seiner Wahl aller Regierungsacte und begab sich mit seinem Vater nach Frankreich und nahm theil an der Schlacht bei Crecy (26. Aug. 1346), welche dem blinden Johann das Leben kostete.

Endlich langte die päpstliche Bestätigung seiner Wahl an, und nun wurde Karl in Bonn (26. Nov. 1346) gekrönt. Seine damalige Lage hätte auch einen entschlossenen und thatkräftigen Mann entmuthigt. Sein Gegner, der Kaiser, war ihm an Macht mehr als gewachsen, zu ihm hielten alle wichtigeren Städte und ein

großer Theil der weltlichen Herren, während das deutsche Königthum Karl's anfänglich fast nur von seiten der Geistlichkeit Anerkennung fand, welche sich ihre Parteinahme durch die Ausstellung aller möglichen Privilegien und Freiheiten bezahlen ließ. Karl besaß im Reiche noch so wenig festen Boden, daß er sich zu Ende des Jahres, wie ein Chronist berichtet, verkleidet nach Böhmen durchschleichen mußte. Von hier eilte er nach Tirol in der Hoffnung, diese Grafschaft den Wittelsbachern entwinden zu können; nach Böhmen zurückgekehrt, ließ er sich am 2. Sept. 1347 die böhmische Krone feierlich auf das Haupt setzen und rüstete sodann zum Kampfe mit Ludwig. Im Lager bei Taus wurde ihm die sichere Kunde von dem plötzlichen Ableben (11. Oct.) des Kaisers. Als nun Karl die Grenzen überschritt, traten viele Herren und Städte, Regensburg und Nürnberg voran, zu ihm über, die meisten allerdings gegen hohe Geldsummen und andere Zusicherungen. Die ihres Hauptes beraubten Wittelsbacher trugen die Krone Eduard III. von England an und ließen sich dann mit Karl in Unterhandlungen ein, welche sich aber zerschlugen. Der König wußte sie aber durch die Anerkennung des falschen Waldemar an einer ihrer empfindlichsten Seiten zu fassen, die Brandenburger fielen von Ludwig, ihrem bisherigen Herrn, ab, welcher sich jedoch in Frankfurt a. d. O. hielt und Karl belehnte den Betrüger mit der Mark und der Kurwürde. Die am 30. Jan. 1349 erfolgte Wahl Günther's von Schwarzburg zum Gegenkönig ist der Gegenzug der Wittelsbacher, welcher jedoch seine Bedeutung dadurch einbüßte, daß Karl die bislang geschlossene bairisch-pfälzische Partei durch seine am 4. März mit Anna, der Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, vollzogene Heirath sprengte. Jetzt war Günther verloren, er unterhandelte mit dem Luxemburger, entsagte der Krone und starb bald darauf. Karl dagegen, allgemein als deutscher König anerkannt, ließ sich zu Aachen krönen, söhnte sich mit Ludwig von Brandenburg aus, nachdem er den falschen Waldemar definitiv hatte fallen lassen, und veranlaßte die Ueberführung der Reichskleinodien nach Prag, wo sie mit kirchlichem Gepränge empfangen wurden. Um die Kaiserkrone zu erhalten, unternahm er mit einem kleinen Gefolge im October 1354 den Römerzug, öffnete sich durch Unterhandlungen die Thore Mailands, wo er zum König von Italien gekrönt wurde, kam in der Charwoche vor Rom an, begab sich heimlich in die Stadt, um die heiligen Orte zu besuchen, rückte sodann am Ostertage (5. April 1355) an der Spitze der Seinigen in Rom ein, wurde von dem Cardinal von Ostia, als dem Vertreter des Papstes, gekrönt, verließ, eingedenk seiner der Curie gemachten Zusage, an demselben Tage die Stadt und elf Tage darauf das Kirchengebiet. In Pisa kam es während seiner Anwesenheit in der Nacht auf den 20. Mai zu einem Aufstande, welcher niedergeschlagen wurde, und anfangs Juli befand er sich wieder auf deutschem Boden in Augsburg. Schon vor dem Römerzuge suchte Karl den Fehden durch Landfriedensverträge Einhalt zu thun, in gleichem Sinne wirkte er auch als Kaiser und verschaffte auf den Tagen zu Regensburg und Metz (10. Jan. und 25. Dec. 1356) jenem Reichsgesetze die Anerkennung, welches unter dem Namen der Goldenen Bulle bekannt ist.

Weit mehr als in Deutschland, wo die hochentwickelte landesfürstliche Macht einen unübersteiglichen Damm für gründliche Reformen bildete, vermochte Karl seine hohe Herrscherbegabung in den böhmischen Kronländern zu zeigen, welche, das Hauptland voran, während seiner Regierung zu einer nicht geahnten Blüte gelangten. Am Tage seiner Krönung (2. Sept. 1347) bestätigte er seinen Unterthanen alle ihre Rechte und Freiheiten und am 7. April 1348 stellte er mit Zustimmung der Stände eine Reihe wichtiger Briefe aus, welche vornehmlich die Rechte der böhmischen Krone sicherstellen sollten. Später ließ er die alten Satzungen des Landes sammeln und in der Majestas Carolina zusammenstellen, einem Gesetzbuch, das die königliche Macht wesentlich erhöht hätte, aber von dem Land ge- (September 1355) nicht bestätigt wurde; trotzdem haben sich manche Bestimmungen der Carolina eingebürgert und der Kaiser erließ noch manche Gesetze, welche die Sicherheit des Eigenthums und die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung bezweckten, für die er wiederholt mit Nachdruck und Strenge eintrat. Prag, die Residenz des Kaisers, war als solche eine Zeit lang der Mittelpunkt des Römisch-deutschen Reiches; um sie dieses hohen Ranges würdig zu machen, erweiterte Karl die Stadt durch die Anlegung der Neustadt und die Einbeziehung des Vorortes Aujezel in die am linken Moldauufer liegende Kleinseite. Er rief durch den Brief vom 7. April 1348 die Hochschule in Prag ins Leben, die erste in Deutschland. Diese seine Schöpfung, welche nach dem Vorbilde der Universität Paris eingerichtet war, pflegte er mit Vorliebe; er bedachte sie mit den nöthigen Mitteln und sorgte für tüchtige Lehrkräfte. Ein warmer Freund und Förderer der Wissenschaften, ist er selbst der Verfasser einer Selbstbiographie und einiger ihm zugeschriebenen theologischen Schriften; sein treuer Rathgeber, Ernst von Pardubitz, der erste Erzbischof von Prag, war ein gelehrter Mann, an der Spitze seiner Kanzlei stand eine Zeit lang Johann aus Neumarkt, später Bischof von Olmütz, welcher sich als Schriftsteller bethätigte, der Meistersänger Heinrich von Mügeln hielt sich vorübergehend an Karl's Hofe auf, sein Einfluß ist in den Chroniken der beiden prager Domherren Franz und Benesch von Weitmühl zu erkennen und er munterte den italienischen Minoriten Johann Marignola auf, die Geschichte von Böhmen zu schreiben. Der Kaiser steht mit vielen andern gelehrten Zeitgenossen in Berührung, sie alle werden von Franz Petrarca weit überstrahlt; Karl machte dessen persönliche Bekanntschaft während des Römerzugs und 1356 kam der berühmte Italiener nach Prag. Wie die Wissenschaften, so pflegte der Kaiser auch die Künste. Er legte schon 1344 den Grundstein zum prager Dom, dessen Bau bis zu seinem 1352 erfolgten Tode Matthias von Arras, sodann der Schwabe Peter von Gmünden leitete, welcher auch den Chor der Bartholomäuskirche in Kolin begann, die Moldaubrücke

baute und noch manche andere Bauwerke theils begann, theils zu Ende führte. Hier ist die Burg Karlstein zu erwähnen, ein mächtiger Bau, Lieblingsaufenthalt des alternden Kaisers und Aufbewahrungsort der Reichskleinodien. Die Steinmetzen, welche die Gotteshäuser aufführten, meißelten auch die Bildwerke, welche verschwenderisch die Denkmäler der gothischen Baukunst schmücken. Auch die Malerei fand in Karl ihren Förderer, schon 1348 war in Prag eine eigene Malerzeche, die Malerbrüderschaft, der erste in dem Zunftbuch eingetragene ist Meister Theodorich oder Dietrich von Prag, von dem etliche der Bilder herrühren, welche die königliche Kapelle auf dem Karlstein zierten; in des Kaisers Diensten arbeitete auch Nikolaus genannt Wurmser aus Straßburg. Unter dem Einflusse dieser und anderer Meister bildete sich die prager Schule, welche mit der von Köln und Nürnberg in erster Reihe steht. — Nur wenige seiner Vorgänger und Nachfolger haben so wie Karl die Bedeutung des deutschen Bürgerthums erkannt und für die gewerbfleißigen und handelsthätigen Städter gleiche Sorgfalt an den Tag gelegt. Der schon vorher schwunghaft betriebene Handel hat durch die Vergrößerung der luxemburgischen Hausmacht und durch die Erhebung Karl's auf den Kaiserthron ein weites und gesichertes Gebiet für seine Thätigkeit gewonnen, die der böhmischen Ländergruppe zugehörigen Kaufleute zogen über Oesterreich und die Alpen nach Italien; von Schlesien nach Polen und Rußland, ihr Handelsnetz umspannte ganz Deutschland; Prag und Breslau, aber auch die kleineren Städte, nahmen an diesem Verkehre lebhaften Antheil. Der Kaiser suchte ihn durch Ertheilung von Privilegien aller Art und durch Hinwegräumung aller Hindernisse zu heben, so befiehlt er, die polnischen Kaufleute aus den böhmischen und deutschen Ländern auszuweisen, weil die Krakauer die Waarenzüge aus den böhmischen Kronländern nach Preußen und Rußland hemmten, oder er ordnet die Handelssperre gegen Ungarn, Polen und Oesterreich an, weil die betreffenden Fürsten den böhmischen Handel in ihren Ländern untersagt hatten. Das Handwerk, vom Kaiser begünstigt, erlangte in Böhmen während seiner Regierung sein goldenes Zeitalter, es blühten die Tuchmacherei und die Färberei, italienische Meister verpflanzten hierher die Papierfabrikation und Arbeiter aus dem Morgenlande, welche gastliche Aufnahme in Prag fanden, die Kunstweberei; die Erzeugnisse der Goldschmiede, welche nicht selten einen künstlerischen Werth hatten, wetteiferten mit denen anderer Länder. Karl trug auch Sorge für den Landbau, er ließ den Waldungen seinen Schutz angedeihen, förderte die Teichwirthschaft und ließ die Abhänge bei Prag, Melnik und Leitmeritz mit Reben vom Rhein und aus Burgund bepflanzen.

Ein Meister in den Künsten der Diplomatie führte der Kaiser mit Geschick die äußern Angelegenheiten. Die Mißhelligkeiten mit Innocenz VI. wegen der Goldenen Bulle, da sie den päpstlichen Einfluß bei der deutschen Königswahl stillschweigend beseitigte, wurden bald beigelegt; schlimmer gestaltete sich dagegen das Verhältniß zwischen Karl und Rudolf IV. von Oesterreich, seinem Schwiegersohne, dessen Prätentionen er entgegentrat, welche ihren Ausdruck in dem von ihm gefälschten Privilegium des Kaisers Friedrich I. fanden. Der Herzog fand in den Grafen von Württemberg Verbündete, sie wurden 1360 zur Unterwerfung genöthigt, er schloß sich den Polen und Ungarn an; sie ließen sich zum Waffenstillstand und endlich am 10. Febr. 1364 zum Frieden von Brünn bewegen, welchem auch Rudolf beitrat, ja es kam sogar zwischen Habsburg und Luxemburg zu einer Erbverbrüderung, und nachdem eine ähnliche schon vorher zwischen Ludwig von Ungarn und dem Herzog Rudolf geschlossen worden war, so tritt uns damit zum ersten mal die Idee der Vereinigung der österreichischen, böhmischen und ungarischen Länder zu einer großen Monarchie entgegen. Im J. 1365 ließ sich der Kaiser zum König von Arelat krönen und das Jahr darauf zog er in die Lombardei, trat mit Barnabo Visconti von Mailand, den er in einem sechswöchentlichen Waffengange nicht bezwang, in Unterhandlungen, rückte sodann nach Mittelitalien vor und führte den Papst Urban V. in Rom ein, ohne daß der eigentliche Zweck dieses Zuges erreicht worden wäre. Denn die Macht der Visconti blieb ungebrochen und der Papst siedelte wieder nach Avignon über. Glücklicher war Karl in der Vergrößerung seiner Hausmacht. Seine zweite Heirath mit Anna, Tochter des Pfalzgrafen Rudolf, brachte ihm die Anwartschaft auf die Oberpfalz; hier erhielt er von Ruprecht dem Jüngeren von der Pfalz pfandweise mehrere feste Plätze, die später dergestalt vermehrt wurden, daß sich die Herrschaft des Böhmenkönigs bis an die Thore von Nürnberg erstreckte; überdies brachte er noch viele Städte, Burgen und Ortschaften im Reiche käuflich an sich. In dritter Ehe vermählte sich der Kaiser mit Anna, der Tochter des Herzogs Boleslaw von Schweidnitz, und verschaffte sich damit die Aussicht auf die Herzogthümer Schweidnitz und Jauer, es fiel ihm aber auch noch die Niederlausitz und schließlich Brandenburg zu. Bei der Erwerbung dieses Kurlandes zeigte Karl seine diplomatische Gewandtheit und die kluge Ausnützung aller Umstände im glänzendsten Lichte. Nach zehnjähriger rastloser Thätigkeit fiel die Mark dem Kaiser durch den Vertrag vom 15. Aug. 1373 als reife Frucht in den Schos, Markgraf Otto erhielt als Entschädigung einige Städte und Schlösser in der Oberpfalz und eine hohe Geldsumme. Karl ließ sich angelegen sein, auch diesen seinen neuen Besitz, welchen er mit der Krone Böhmen vereinigte, nach Möglichkeit zu heben, stellte die lang entbehrte Ruhe und Ordnung her, löste frühere Verpfändungen ein, errichtete ein Landbuch, schützte das Gewerbe und hob den Handel; Frankfurt und Tangermünde wurden wichtige Plätze für den Verkehr. In den letzten Jahren seines Lebens eröffnete die Verlobung Sigmund's, seines Sohnes, mit Maria, Tochter des ungarischen Königs, den Luxemburgern die Anwartschaft auf Ungarn.

Trotz der Gebrechen, von welchen der greise Herrscher heimgesucht wurde, unternahm er im December 1377

eine Reise nach Frankreich, um noch einmal jene Stätten zu schauen, an welche sich seine schönsten Jugenderinnerungen knüpften; er zieht am 4. Jan. feierlich in Paris ein und kehrt von hier über Luxemburg nach Böhmen zurück, wo er am 29. Nov. 1378 stirbt. Das Erbe wurde getheilt. Mit Mähren hatte Karl seinen aus Tirol vertriebenen Bruder Johann und dessen Mannsstamm schon am 26. Nov. 1349 belehnt, die Grafschaft Luxemburg, am 13. März 1354 zum Herzogthum erhoben, hatte er seinem jüngsten Bruder Wenzel verliehen. Karl's ältester Sohn Wenzel, noch bei Lebzeiten des Vaters zum römisch-deutschen König g wählt und gekrönt, erhielt Böhmen, Schlesien und die Besitzungen in Baiern und Sachsen, Siegmund bekam Brandenburg und Johann das Herzogthum Görlitz.

Karl wird uns geschildert als ein Mann von mittlerer Höhe, vorgeneigtem Hals und Kopf, dunkler Hautfarbe, breitem Gesicht, großen Augen, gerundeten Backen, schwarzem Barthaare und kahl am vordern Theile des Kopfes. In seiner Kleidung war er höchst einfach, doch liebte er bei feierlichen Gelegenheiten sich im vollsten Prunke den Blicken der Menge zu zeigen; er war haushälterisch und im Sammeln des Geldes eifrig; empfing er jemand, so war er gewöhnt, mit einem kleinen Messer an Holzstäbchen zu schnitzen. Dabei schaute er dem Besucher selten in das Gesicht, sondern es irrten vielmehr die Augen umher und seine Gedanken schienen weit ab zu sein, dennoch hörte er aufmerksam zu und ohne lange zu überlegen, gab er treffende Bemerkungen und Antworten in wenig Worten. Der Kirche blieb Karl von den Jahren seiner Jugend bis zu seinem Tode unwandelbar treu und der Geistlichkeit war er ein warmer Freund und Verehrer; er liebte es, die kirchlichen Feste mit einem nie gesehenen Pomp zu feiern und die von ihm zahlreich aufgebauten Gotteshäuser mit Reliquien auszustatten, die er mit großen Kosten in Deutschland und Italien sammelte. — Der Kaiser ist nicht in die Reihe jener Kriegshelden zu stellen, deren Thaten die Zeitgenossen anstaunten und von deren Heldenthum die späte Nachwelt zu erzählen weiß, er hat auf die Gunst des wetterwendischen Kriegsglücks nie zu viel gebaut, setzte seine Hoffnungen mehr auf die Kunst der Unterhandlung und hat auf diesem Wege weit mehr erlangt, als er mit den Waffen je hätte erreichen können. Auf dem diplomatischen Felde fühlte er sich Meister und es stand ihm eine Zähigkeit, eine Gewandtheit und Schlauheit zu Gebote, vor welcher seine Gegner die Segel streichen mußten. Weit aussehende Plane waren seinem nüchternen und praktischen Sinne fremd, er setzte sich das Erreichbare zum Ziel, das er unverrückt im Auge behielt, mit unermüdlicher Ausdauer verfolgte, von dem er sich durch keine Hindernisse abschrecken ließ, er wartete den günstigen Moment geduldig ab und nützte die Blößen seiner Gegner aus; hierbei kam ihm zu statten, daß er bei seinen geordneten Finanzen jederzeit über bedeutende Geldmittel verfügen konnte.

Quellen: Chron. Aulae regiae; Vita Caroli IV.; die Chroniken von Franc. Prag. und Benesch von Weitmühl. — Pelzel, Geschichte Karl's IV. (2 Bde.). — Huber, Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser Karl IV. — Friedjung, Geschichte des geistigen Lebens unter Kaiser Karl IV. — Werunsky, Karl IV. (von dem auf 4 Bände berechneten Werke bisher nur der 1. erschien). (*G. Biermann.*)

b) KARL V., deutscher Kaiser 1519—1556, als Karl I. König von Spanien seit 1516, war der älteste Sohn des Erzherzogs Philipp von Oesterreich und Johanna's, Erbtochter Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Er war geboren am 24. Febr. 1500 in Gent und erhielt den Titel eines Herzogs von Luxemburg. Er wurde in den Niederlanden erzogen, auch während der mehrfachen Abwesenheit seiner Aeltern. Seine Ueberwachung und Leitung fiel hauptsächlich seiner Vaterschwester, der Erzherzogin Margarethe zu. Im Januar 1506 übernahmen Philipp und Johanna die Regierung Castiliens; indeß der erstere starb schon 25. Sept. 1506, und Johanna verfiel immer mehr in eine düstere Melancholie, die sie regierungsunfähig machte. Durch den Tod seines Vaters wurde Karl der nominelle Herr der siebzehn Provinzen der Niederlande sowie der burgundischen Freigrafschaft; die Regentschaft für ihn übernahm wieder seine Tante Margarethe. In Castilien bemächtigte sich sein Großvater Ferdinand von Aragon der Herrschaft. Karl wurde weiter in den Niederlanden unter und von Niederländern erzogen. Sein Gouverneur war Wilhelm von Croy, Herzog von Chièvres, ein ehrgeiziger, wenn im Grunde auch wenig befähigter Magnat von angenehmen und gefälligen Formen, der sich zumeist bemühte, die Gunst seines fürstlichen Zöglings zu erwerben. Als eigentlicher Lehrer diente diesem ein Professor der löwener Universität, Adrian Floriszoon aus Utrecht, ein ernster, eifriger, gelehrter, sehr wohlmeinender, indeß geistig nur mäßig befähigter Kleriker, der dem jungen Herrscher frühzeitig regen Eifer für den katholischen Glauben in geläuterter Form einflößte. Karl hat seinen Erziehern stets das dankbarste Andenken bewahrt. Zumal Chièvres wurde, als er heranwuchs, sein hauptsächlichster Leiter und Berather. Uebrigens wurde Karl auch mit den ritterlichen Künsten wohl vertraut, sodaß er, bis seine Gesundheit abnahm, im Turnier, in Ball- und andern Spielen, selbst im Stiergefecht sich stets auszeichnete. 1515 wurde Karl formell großjährig erklärt. Seine wallonischen Günstlinge zogen ihn um so mehr zur französischen Partei herüber, als sie in ihm den lebhaftesten Haß gegen seinen Großvater Ferdinand zu erregen gewußt hatten, der ihm sein castilisches Erbe vorenthielt. So schloß er im März 1515 mit Franz I. von Frankreich einen Freundschaftsvertrag, der es diesem möglich machte, die Eroberung des Mailändischen zu unternehmen und zu vollenden. Am 23. Jan. 1516 starb dann Ferdinand der Katholische, und damit wurde der Erzherzog als Karl I. König des gesammten Spanien. Bis er dort erscheinen werde, übernahm Cardinal Ximenez für ihn die Regierung, ein fanatischer, herrschsüchtiger Prälat, der sich um die Befehle Karl's ebenso wenig kümmerte wie um die Rechte der Unterthanen. Karl eilte deshalb, von der Herrschaft in

Spanien unveräußerlich Besitz zu erstreben; und um sich dies zu erleichtern, schloß er 13. Aug. 1516 mit Franz I. den Frieden von Noyon, in dem er als König von Spanien die französische Besitznahme Mailands anerkannte. Im September 1517 landete Karl an der Nordküste Spaniens. Ueber die Eigenmächtigkeiten des Ximenez erbittert, durch seine wallonischen Günstlinge wider ihn eingenommen, fürchtend, derselbe werde sich zu seinem Herrn machen wollen, befahl er dem Cardinal, sich sofort in seine Erzdiözese Toledo zurückzuziehen. Dieser Undank brach dem 80jährigen Prälaten das Herz; er starb schon im November 1517. Vor allem galt es nun, sich mit der eigentlichen Herrscherin, der Königin Johanna, auseinanderzusetzen, die wie eine Gefangene im Schlosse zu Tordesilla lebte. Durch List und Schmeicheleien lockten Karl und Chièvres der armen Fürstin die Vollmacht ab [1]), für sie die Regierungsgeschäfte zu üben, die nun unter dem Namen „Johanna und Karl" geführt wurden. Dann verließ man die Königin, die wieder ihr einsames, ja ärmliches Dasein zu führen hatte.

Karl vereinigte also Spanien mit den Niederlanden, und bald sollte ihm die dritte große Erbschaft zufallen, welche der Ehrgeiz seiner Vorfahren für ihn erworben und bestimmt hatte: die deutschen Besitzungen der Habsburger. Einstweilen erregte aber Karl's Regierung unter den stolzen Castiliern die höchste Erbitterung. Sie konnten es nicht vertragen, sich von Fremden, von Niederländern, auf das willkürlichste und gewissenloseste beherrscht und zumal unverschämt ausgesogen zu sehen. Die einflußreichsten und einträglichsten Aemter in Staat und Kirche wurden mit den unwürdigen Creaturen, Verwandten und Freunden des Herrn von Chièvres besetzt. Schon seit 1518 gab es ernstliche Reibungen in den Cortes, Ausbrüche populären Unwillens. Der letztere stieg aber auf den Gipfel, als Karl Miene machte, Spanien auswärtigen Interessen unterzuordnen.

Am 12. Jan. 1519 starb Kaiser Maximilian. Um die Kaiserkrone, die immer noch hohes Ansehen und vielerlei Ansprüche verlieh, bewarben sich wetteifernd sein Enkel Karl von Spanien und dessen bisheriger Freund Franz von Frankreich. Durch Intriguen aller Art, besonders aber auch durch Bestechung der Kurfürsten und ihrer Diener im großartigsten Maßstabe bekämpften sich die beiden Nebenbuhler. Freilich übertraf Franz den jungen Habsburger weit an Ruhm und persönlichem Ansehen; allein die Volksgunst war gegen den Franzosen, auf seiten des aus deutschem Blute entsprossenen Karl. Die öffentliche Meinung, unterstützt von der Armee des Schwäbischen Bundes, trug den Sieg davon; am 28. Juni 1519 ward der König von Spanien in Frankfurt als Karl V. zum römischen Kaiser gewählt, freilich in seiner Macht durch eine Wahlcapitulation bedeutend beschränkt.

Nun war endlich erreicht, was Friedrich III. und Maximilian I. mit unendlicher Beharrlichkeit angestrebt hatten: ein habsburgisches Weltreich war entstanden, wie es noch nie gesehen worden, mächtig genug, um allen andern Staaten das Gesetz zu diktiren. Die österreichischen Erblande kamen damit zu den Niederlanden, der Freigrafschaft, Spanien, Sardinien, Neapel und Sizilien, den amerikanischen Colonien mit ihren wunderbaren Schätzen. Mit der Kaiserkrone hatte dieser gewaltige Staatskörper seinen Abschluß, auch äußerlich die höchste Würde, den rechtlichen Anspruch auf die Weltherrschaft erhalten. Und nichts weniger war es, was Karl V. anstrebte. Man hatte damals nur eine geringe Meinung von diesem Fürsten. Alles an ihm erschien langsam und bedächtig: seine Weise sich zu bewegen, sein Denken und Handeln; selbst das Verstehen und Lernen ward ihm nicht leicht. Körperlich war Karl von mittlerer, wohlproportionirter Gestalt. Die Augen trugen — das Erbe seiner Mutter! — einen melancholischen Ausdruck, welcher durch die aus frühzeitiger Kränklichkeit hervorgehende Blässe und Hagerkeit des Antlitzes, durch einen weit hervortretenden Unterkiefer sowie durch seine gebeugte Haltung noch verstärkt wurde. Hellblond, fast röthlich war sein Haar, seine Augen hatten einen stechenden Ausdruck. Seine Sprache war undeutlich und erschien so unsicher. Nur die breite Stirn ließ auf eine kräftige Intelligenz schließen. Seine Kleidung, sein Hofstaat waren einfach; in einer Zeit, wo man viel auf das Aeußere gab, schienen sie eines so großen Fürsten wenig würdig. Niemand hatte noch etwas Außergewöhnliches von ihm gehört oder gesehen. Im Gegentheil, er galt als völlig abhängig von seiner Umgebung, von Chièvres und dem Piemontesen Mercurio Gattinara, seinem Großkanzler. Aber schon galt er als überaus fleißig in den Geschäften; und in der That, mit jedem Jahre griff er thätiger in den Gang der Politik ein, bis er schon in den ersten zwanziger Jahren die Seele seiner Regierung wurde. Unter scheinbarer Indolenz reifte er weitumfassende Pläne. Nicht mit schnell vordringender Gewalt, mit umsichtig angelegten Bemühungen wollte Karl sich allmählich die Oberherrschaft über Europa erwerben. Unter diesem Gesichtspunkte verschwanden ihm natürlich die nationalen Interessen seiner einzelnen Länder. Diese letzteren waren ihm vielmehr nur Mittel zu seinem Zwecke: sie hatten ihm Geld und Soldaten zur Ausführung seiner weltumfassenden Entwürfe zu liefern. Höchstens mit den Niederlanden, zumal mit deren wallonischem Theile bewahrte er eine Art persönlichen Zusammenhangs. Seine Muttersprache war die wallonische, d. h. französische, die er am liebsten redete, in der er noch am Abend seines Lebens seine Denkwürdigkeiten abgefaßt hat. Auch in späteren Jahren bemerkte man, daß Karl, der als ziemlich geizig bekannt war, sich den Niederländern freundlicher und freigebiger zeigte als den Italienern und selbst den Spaniern. [2])

Im Mai 1520 hatte Karl Castilien verlassen, um nach den Niederlanden zu segeln und von hier aus seine

1. Man sehe hierüber zumal Laurent Vital, Premier voyage de Charles-Quint en Espagne, Collection des voyages des Souverains des Pays-Bas. par Sachard et Piot (B. III, Brüssel 1881).

2) Relazione di Niccolò Tiepolo 1532.

Krönungsreise nach Deutschland anzutreten. Im October 1520 in Aachen gekrönt, nahm er wie sein Großvater und Vorgänger ohne weiteres den Titel eines erwählten römischen Kaisers an. Sofort hatte er Erfolge zu verzeichnen. Der Schwäbische Bund, der den Herzog Ulrich aus Würtemberg vertrieben hatte, gab ihm für die Erstattung der Kriegskosten dieses Land in Sequester. Im Januar 1521 eröffnete er seinen ersten Reichstag in Worms, von Fürsten und Ständen vollzählig umringt. Um durch Theilung der Geschäfte dieselben zu vereinfachen, übertrug er hier die deutsch-österreichischen Lande seinem Bruder Ferdinand. Dann ordnete man die Reichsangelegenheiten im Sinne der Maximilianischen Reformen, aber in einer für den kaiserlichen Einfluß günstigeren Weise. Das Reichsregiment, das Reichs-Kammergericht, das Reichsfinanz- und Militärwesen wurden endgültig organisirt, die Eintheilung des Reiches in zehn Kreise durchgeführt. Indeß die wichtigste Frage, die dem jungen Kaiser hier entgegentrat, war die religiöse, die damals ganz Deutschland in die höchste Aufregung versetzte.

Man hatte sich allgemein mit der Hoffnung geschmeichelt, der neue Herrscher werde bei der feindseligen Stellung, die Papst Leo X. gegen seine Wahl eingenommen hatte, sich der Lutherischen Reform anschließen. Zahlreiche Volkslieder begrüßten ihn jubelnd in diesem Sinne. Allein das war doch ein vollständiger Irrthum. Ein so planmäßiger Kopf wie Karl V. ließ sich nicht durch vorübergehende Zwischenfälle leiten; und seine dauernden Interessen wiesen ihm, wie er einmal seine Ziele erfaßte, seine Stelle zur Seite des Papstes an. Er bedurfte wenn nicht des Beistandes, so doch des Wohlwollens der universellen Kirche, wenn er seine Plane auf Wiederaufrichtung des universellen Kaiserthums verwirklichen wollte. Er wünschte mit der Kirche einen Bund zu gemeinschaftlicher Durchführung ihrer Interessen zu schließen. *Eine* Kirche und *eine* höchste weltliche Macht in Europa: so dachte er sich die Zukunft. Auch seine innersten Meinungen stimmten damit überein. Einer Reform der Kirche war er wohl geneigt. Das war auch die Ansicht seines aufgeklärten und einsichtigen Beichtvaters Glapion; aber sie sollte auf dem Boden des Katholicismus und durch die überlieferten kirchlichen und weltlichen Gewalten vollzogen werden. In der Luft des streng conservativen und autokratischen burgundischen Hofes aufgewachsen, verabscheute Karl alles revolutionäre Treiben. So mußte es ihm als der Gipfel der Vermessenheit erscheinen, daß ein unbedeutender Mönch es wagte, die seit anderthalb Jahrtausenden bestehende Kirche umstürzen zu wollen, daß Bauern, Bürger, Ritter und einige Fürsten es unternahmen, diesem tollkühnen und anmaßenden Schwärmer gegen alle geistliche und weltliche Obrigkeit beizustehen. Da nun auch Leo X. mit Karl Frieden machte, so hätte derselbe am liebsten Luther gleich verdammt. Nur die Forderung der Stände ließ ihn den wittenberger Mönch noch zur Verantwortung vor den wormser Reichstag citiren. Der schlichte Mann wußte ihm, seinen Spaniern und Italienern wenig zu imponiren. „Der," rief Karl aus, „soll mich nicht zum Ketzer machen." Wirklich gelang es dem Einflusse der kaiserlichen Autorität sowie den längst gepflogenen gewandten und discreten Unterhandlungen der kaiserlichen Staatsmänner, den Fürsten das Achtdecret wider Luther abzutrotzen (26. Mai 1521). So schied sich das officielle Reich von den Reformationsbestrebungen für immer. Beiden diente das nicht zum Vortheil. Dem Reiche wurde die frische und belebende Kraft der Reformbewegung entzogen, und bald kehrte dieselbe sich wider das Reich, um dessen gänzlichen Zerfall herbeizuführen. Luther aber sah sich genöthigt, bei den Fürsten eine Zuflucht zu suchen, sich ihnen zu überliefern und dabei in der Einseitigkeit seiner religiösen Bestrebungen abzuschließen. Er schied dieselben von der Sache der politischen Freiheit, er wandte sich vom Volke ab, da dies ihm keinerlei Halt und Unterstützung gewährt hatte.

Karl aber kehrte 1522 nach Spanien zurück. Die Interessen der großen Politik zogen ihn einstweilen völlig von den deutschen Angelegenheiten ab. Seit seiner Niederlage in der Wettbewerbung um das deutsche Kaiserthum war Franz I. mit größtem Hasse gegen Karl erfüllt, der doch noch soeben sein Schwiegersohn hatte werden sollen. In solcher Stimmung konnte es dem französischen Könige an Gründen zu Feindseligkeiten gegen Karl V. nicht fehlen. Der ungerechte Besitz Navarras von seiten Spaniens, die Lehnsherrlichkeit Frankreichs über die niederländischen Grafschaften Flandern und Artois konnten Franz jeden Augenblick einen Vorwand zum Streite geben, während Karl sich darüber beschwerte, daß der König noch immer nicht die Belehnung mit Mailand bei ihm nachgesucht habe. Der französische Herrscher glaubte um so eher den Kampf beginnen zu können, als gegen den Kaiser gerade in dem Hauptsitze seiner Macht, in Spanien, ein gefährlicher Aufstand sich erhoben hatte. Trotz der hochgradigen Unzufriedenheit der Spanier hatte Karl von den Cortes beträchtliche Subsidien für seine Reise nach Deutschland erpreßt. Als er nun aber bei seinem Weggange keinen der beklagten Uebelstände abstellte und einen Fremden, den zum Cardinal beförderten Adrian von Utrecht, als Statthalter zurückließ, brach der Aufstand aus. Noch einmal suchten die Städte von Castilien und Valencia die alte Freiheit gegen den königlichen Despotismus wiederherzustellen. An der Spitze der Communen stand Toledo, die alte Hauptstadt des Landes, unter der Leitung der Don Juan de Padilla, eines jungen Mannes aus einem der ersten castilischen Adelsgeschlechter, der sich aber stets theilnahmsvoll und ehrgeizig zugleich der Sache des Volkes angenommen hatte (Mai 1520). Zuerst trugen die Comuneros wiederholte Siege über die Trüppen des Statthalters davon, bis Adrian erschreckt dieselben ganz auflöste und so Spanien der Gewalt der Aufständischen überlieferte. Diese verfuhren mit vieler Umsicht. Sie bemächtigten sich der schwachsinnigen Königin Johanna und unter ihrem geheiligten Namen führte die Junta der Aufständischen die Regierung. Hätte der castilische Adel sich damals mit den Comuneros verbunden, so würde Spanien dauernd die Freiheit erfochten haben; allein es glückte der Regierung, mit geschickter Benutzung des Hasses

und der Geringschätzung des Adels gegen die Bürgerlichen, denselben durch Ernennung zweier Statthalter aus seiner Mitte für die königliche Sache zu gewinnen. Der Adel stellte die Hauptmacht zu der neuen Armee, die gegen die Aufständischen das Feld nahm. Padilla zeigte sich als mittelmäßiger General, und nach mehrfachen andern Niederlagen wurde er bei Villalar (23 April 1521) entschieden geschlagen. Er selbst ward gefangen genommen und nach wenigen Tagen hingerichtet, die castilischen Communen eine nach der andern unterworfen. Seit dem Tage von Villalar war es mit der Macht der Cortes, überhaupt mit jedem Gegengewicht für die königliche Gewalt in Castilien vorbei. Der Adel wurde für die Schergendienste, die er geleistet, belohnt, indem Karl einige Jahre später sowol ihn als auch die Geistlichkeit von den Cortes ausschloß, zu denen ferner nur noch die Vertreter von achtzehn Städten einberufen wurden. Man ließ ihnen lediglich das Recht der Petition und der Bewilligung außerordentlicher Steuern. So ward die von Ferdinand begonnene Aufrichtung des königlichen Absolutismus in dem einst freiheitsstolzen Castilien vollendet. Ehe noch Frankreich seine Rüstungen fertig gebracht, war alles entschieden. Ueberhaupt sollte Franz I. eine diplomatische Niederlage nach der andern von seinem Nebenbuhler erleiden, der damals vorzüglich den Rathschlägen Gattinara's folgte, eines geistvollen, scharfdenkenden, selbstbewußten Staatsmannes. Auf niemand glaubte Franz sich sicherer verlassen zu können als auf den englischen König Heinrich VIII.; aber Karl wußte diesen selbst durch einen unerwarteten Besuch in England, sowie seinen allmächtigen Günstling, den Cardinal Wolsey, durch Geld, Ehrenbezeigungen und das Versprechen der Tiara nach dem Tode Leo's X. zu gewinnen. Franz lud auch das Odium des ersten Angriffs auf sich und gab so Heinrich VIII. den Vorwand, zu dem Kaiser überzugehen, mit dessen Hülfe er die Ansprüche seiner Vorfahren auf Frankreich zu erneuern hoffte.[3]) Der Papst aber schloß im Mai 1521 mit dem Kaiser ein Bündniß zur Vertreibung der Franzosen aus Italien; der Preis, den er dafür forderte und erhielt, war die Achtung Luther's. Uebrigens sprachen es Kaiser und Papst in diesem Vertrage offen aus, daß sie die Herstellung der rechtlichen Unterordnung sämmtlicher Fürsten unter Kaiserthum und Papstthum mit allen Mitteln anstreben wollten. Hier hat man den wahren Schlüssel zu Karl's V. Politik.

So begann unter den für Karl günstigsten Auspicien im Mai 1521 der Kampf, welcher nun 200 Jahre hindurch zwischen Frankreich und den Habsburgern fortdauern, bis zum Siebenjährigen Kriege die neuere Geschichte beherrschen sollte. In den Niederlanden wurde er zunächst ohne große Entscheidung geführt; der Angriff der Franzosen auf Navarra wurde durch ihre Niederlage bei Ezquiros vereitelt. In Italien hatte der französische General Lautrec, obwol von Venedig und Ferrara unterstützt, mit dem Misvergnügen der Mailänder gegen die französische Herrschaft und mit stetem Geldmangel zu kämpfen. So nöthigte ihn der kaiserliche Feldherr, der Römer Prosper Colonna, zur Raumung Mailands, wo ein Sohn Ludwig's des Mohren, Franz Sforza, als Herzog eingesetzt ward (Nov. 1521). Als am 1. Dec. 1521 Leo X. starb, folgte ihm des Kaisers Erzieher, Adrian von Utrecht, als Adrian VI. Von den Schweizern verstärkt, ging freilich Lautrec wieder zum Angriff auf Colonna über; aber bei Bicocca (April 1522) scheiterten alle seine Stürme an der felsenfesten Tapferkeit der deutschen Landsknechte Georg's von Frundsberg. Lautrec mußte nun Italien ganz räumen. Sämmtliche Staaten der Halbinsel unterwarfen sich dem kaiserlichen Einflusse, der auf derselben so mächtig war wie nie seit den Tagen Friedrich Barbarossa's. Zugleich fielen kaiserliche und englische Truppen in das nördliche Frankreich ein, bildete sich in diesem selbst eine Verschwörung unter Führung Karl's von Bourbon, des Connetable. Freilich wurde letztere entdeckt, der Connetable mußte auf kaiserliches Gebiet entfliehen. Er wurde der Führer des kaiserlichen Heeres, das einen neuen Angriff der Franzosen unter dem Admiral Bonnivet auf das Mailändische siegreich zurückschlug (Frühjahr 1524). Als aber der rachegluhende Bourbon seinerseits die Provence zu erobern suchte, scheiterte er an der Belagerung von Marseille. König Franz folgte ihm bei seinem Rückzuge auf dem Fuße (Sept. 1524) und bemächtigte sich noch einmal des Herzogthums Mailand mit Ausnahme der festen Stadt Pavia, wo sich 5000 Deutsche unter dem heldenmüthigen Spanier Anton de Leyva wacker hielten. Endlich brachten die kaiserlichen Generale ein neues Heer von Spaniern und deutschen Landsknechten zusammen, mit dem Bourbon den König Franz im Thiergarten bei Pavia (24. Febr. 1525) vollkommen besiegte, den Herrscher selbst gefangen nahm. Die Schlacht bei Pavia hat das Schicksal Italiens entschieden; mehr als drei Jahrhunderte hindurch stand es seitdem unter dem Einflusse des Hauses Oesterreich. Karl zog das Herzogthum Mailand zu seinem eigenen Besitz ein. Der gefangene Franz I. ward nach Madrid gebracht und hier (14. Jan. 1526) zu einem höchst ungünstigen Frieden genöthigt. Durch denselben verzichtete er auf alle seine italienischen Ansprüche, auf die Oberherrlichkeit über Artois und Flandern, auf seine Verbindungen in Deutschland; trat das Herzogthum Burgund an den Kaiser ab, vermählte sich mit dessen Schwester Eleonore, der verwitweten Königin von Portugal, und versprach, Bourbon und dessen Anhänger in alle ihre Besitzungen wieder einzusetzen. Nachdem Franz seine beiden Söhne als Geisel dem Kaiser ausgeliefert, wurde er wieder in Freiheit gesetzt.

Indeß hatte er sofort im geheimen gegen diesen ihm aufgenöthigten Vertrag protestirt. Der Widerstand, den er im französischen Volke selbst gegen die Abtretung Burgunds fand, gab ihm den Vorwand, sich seinen Verpflichtungen zu entziehen. Ganz Italien erhob sich gegen die willkürliche kaiserliche Herrschaft. Papst Clemens VII., der Nachfolger Adrian's, schloß zu Cognac im Mai 1526 mit Franz ein Bündniß; auch Heinrich VIII., der ebenso

3) H. Ullmann, Englische Vermittelung im J. 1521; Histor. Zeitschr. (1871) XXV, 272—302.

wenig wie Wolsey einen Vortheil aus der kaiserlichen Allianz gezogen, trat der Ligue von Cognac bei. Indessen der Kaiser kam seinen zahlreichen Gegnern zuvor. Er unterwarf zunächst Mailand wieder, dann zog der Connetable von Bourbon gegen Rom. Karl V. spielte eine durchaus heuchlerische Rolle. Er ermächtigte Bourbon nicht geradezu, das Oberhaupt der Kirche anzugreifen, aber er that auch nichts, seinen Feldherrn von dessen ein Vierteljahr hindurch wohlbekannter Absicht abzubringen. Am 6. Mai 1527 erstürmte Bourbon die Ewige Stadt; er selbst fiel, aber seine Deutschen und Spanier plünderten sie gründlich aus, während Clemens sich in die Engelsburg einschloß. Obwol er 400,000 Scudi bezahlte und den Kaiserlichen die hauptsächlichsten Festen des Kirchenstaates einräumte, hielten ihn diese fortwährend gefangen. Endlich kamen 30,000 Franzosen unter Lautrec heran, vertrieben die Kaiserlichen, bemächtigten sich fast des ganzen Königreichs Neapel und belagerten dessen Hauptstadt. Allein während dieses Krieges sollte man die überraschendsten Wandlungen erleben. Franz beleidigte die Genueser, sodaß deren berühmter Admiral Andreas Doria zu den Kaiserlichen überging und den Franzosen vor Neapel die Zufuhr abschnitt. Hungersnoth und Pest brach unter ihnen aus, denen Lautrec selbst erlag. Als der Ueberrest der Franzosen sich durch einen schleunigen Rückzug retten wollte, wurde er im August 1528 bei Aversa zur Ergebung gezwungen. Ebenso überfiel Leyva (Juni 1529) den französischen Commandirenden in Oberitalien, St.-Pol, bei Landriano und nahm ihn mit dem größten Theile seines Heeres gefangen. Nach diesen entscheidenden Siegen der Kaiserlichen machte der Papst mit ihnen seinen Frieden zu Barcelona (29. Juni 1529); Karl versprach, dessen Familie, die Medici, wieder in Florenz zur Herrschaft zu bringen und vereinte sich mit ihm zur Ausrottung der lutherischen Ketzerei. Am 7. Juli 1529 schlossen dann auch die Tante des Kaisers, Erzherzogin Margarethe, und Luise von Savoyen, die Mutter Franz' I., zwischen den beiden Hauptmächten den (sogenannten Damen-) Frieden zu Cambrai. Darin wurde der Vertrag von Madrid mit allen seinen für Frankreich schimpflichen Bedingungen bestätigt; nur anstatt Burgunds begnügte sich der Kaiser mit einer Entschädigung von zwei Millionen Goldthalern und der Abtretung der Festung Tournai.

An diesen militärischen und politischen Erfolgen hatte der junge Kaiser persönlich eifrig mitgearbeitet, ohne doch die Freuden der Tafel und der Liebe zu vernachlässigen. Bei seiner Durchreise durch die Niederlande, von Deutschland nach Spanien (1522), war er eine flüchtige Verbindung mit einer Niederländerin eingegangen, aus der ihm eine Tochter Margarethe, die später so berühmt gewordene Herzogin von Parma, entsproß. Seitdem lebte er in Spanien, wo er sich mit einer portugiesischen Prinzessin, Isabella, vermählte, der er herzlich zugethan war (sie starb schon 1539), und die ihm den Thronerben Philipp sowie zwei Töchter gebar: Maria, später Gemahlin Kaiser Maximilian's II., und Johanna, später Gemahlin Johann's III. von Portugal. Indessen knüpfte der Kaiser während seiner langdauernden Reisen und zumal nach dem Tode seiner Gattin zahlreiche, aber stets schnell vorübergehende Liebesverhältnisse an; so gebar ihm die Barbara Blumenberg aus Regensburg 1547 den berühmten Juan d'Austria. Indeß nie hat eine seiner Geliebten einen politischen Einfluß ausgeübt. Nach dem Tode Gattinara's (1529) übernahm vielmehr Karl selbst durchaus die Leitung seiner Politik. Er hörte noch stets die Ansichten seiner Minister, wie des Großcommandeurs von Leon, Don Francisco de los Cobos, und zumal des Freigräflers Nikolaus Perrenot von Granvelle, eines Juristen und Staatsmannes von erstem Range; auch seine Beichtväter, besonders Pedro de Soto, waren nicht ohne Einfluß; aber nach sorgfältiger und umsichtiger Berathung pflegte Karl doch selbst zu entscheiden. Ebenso war er im Kriege unermüdlich thätig; er wollte alles selbst sehen, alles selbst hören; nicht nur als Kaiser trat er da auf, sondern auch als einfacher Hauptmann. Sein langer Aufenthalt in Spanien (1522—29) brachte ihn dem spanischen Volke immer näher und machte ihn schließlich bei demselben sehr beliebt. Schon daß er auch den Geringsten vor sich ließ, ihn wohlwollend anhörte und nicht ohne ein freundliches Wort verabschiedete, gewann ihm viele Herzen. Aber noch mehr: die glänzenden Siege, welche die Spanier in ganz Europa erfochten; das Ansehen, das sie überall genossen; die Beute, die sie davontrugen; die fabelhaften Eroberungen in Amerika, die Schätze, die alljährlich in immer steigendem Umfange von dort zuflossen — alles dies begeisterte den Stolz, die Ruhmsucht, die Habgier der Spanier für Karl. Nun hat dieser freilich den universalen Charakter seines Herrscherthums stets aufrecht erhalten. Unermüdlich war er in seinen universalistischen Interessen thätig. Neunmal hat er Deutschland, sechsmal Spanien, viermal Frankreich, siebenmal Italien und zehnmal die Niederlande aufgesucht; zweimal war er in England und ebenso oft in Afrika, überhaupt machte er elf größere Secreisen. Er hat in militärischen und Verwaltungsämtern Italiener, Niederländer, Burgunder ebenso wol verwendet wie Spanier. Aber es erschien ihm doch allmählich Spanien als der wahre Mittelpunkt und die eigentliche Kraft seines Weltreiches; dort hielt er sich am liebsten auf; mehr und mehr verwuchs er mit diesem Lande. Was ihn wiederum demselben besonders werth machte, war seine eifrige katholische Frömmigkeit, sein Haß gegen die lutherische Ketzerei. Lange hatten die politischen Verhältnisse ihn genöthigt, diese Abneigung zurückzudrängen; jetzt endlich, nach dem rühmlichen Frieden von Cambrai, konnte er angriffsweise gegen die Reformation auftreten.

Für die große religiöse und sociale Reformbewegung, die das Abendland und ganz besonders Deutschland ergriffen hatte, besaß Karl kein Verständniß, sondern trat ihr mit dem ganzen Hasse seiner mittelalterlichen und autokratischen Gesinnung entgegen. Für die Bedürfnisse und Wünsche Deutschlands hatte Karl gleichfalls nicht die mindeste Sympathie; die große Unabhängigkeit der deutschen Stände dem Kaiserthum gegenüber flößte ihm Abneigung wider jenes Reich ein, dessen Sprache er nicht kannte. Von allen seinen Völkern wußten nur die Deutschen

niemals sein Vertrauen zu erringen. Es war verhängnißvoll für Deutschland, daß es gerade in dieser entscheidenden Krise aller seiner Verhältnisse einen Herrscher hatte, der ihm fremd, ja eher feindlich war. Karl V. ist ein Unglück für unser Vaterland gewesen.

In Abwesenheit des Kaisers hatte die antipäpstliche Richtung, die seit anderthalb Jahrhunderten die deutschen Fürsten beherrschte und auch in dem Reichsregimente verwaltete, zur Vernachlässigung des Wormser Edicts geführt und dem Lutherthume die Möglichkeit ruhiger Ausbreitung gegeben. Zwar unterlag das Reichsregiment der Kurfürsten 1524 dem Bunde der particularistischen und reactionären Elemente der kaiserlichen Partei — denn Karl V. wollte lieber die Anarchie im Reiche als eine Ordnung unter nichtkaiserlicher Gewalt; zwar verstärkte auch der unglückliche Bauernkrieg die retrograde Partei und hatte in zahlreichen Territorien blutige Verfolgungen gegen alle Neugläubigen zur Folge; aber 1526 traten die lutherischen Fürsten und Stände muthig ein Uebereinkommen zu Torgau und setzten dann auf dem speierer Reichstage eine vorläufige vollkommene Duldung in Religionssachen durch. Der Kaiser war entschlossen, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen und das Lutherthum in Deutschland zu unterdrücken. Unter der Einwirkung seiner Siege setzte die katholische Partei unter den Reichsfürsten auf einem neuen speierer Reichstage es durch (März 1529), daß alle weiteren Neuerungen verboten, jedem Stande aber das Recht gegeben wurde, auf seinem Territorium das Wormser Edict auszuführen; seitdem nahm in den katholischen Gebieten die Verfolgung der Neugläubigen überhand. Die lutherischen Stände legten gegen diesen speierer Schluß Verwahrung ein und erhielten davon den Namen der „Protestirenden Stände", der „Protestanten". — Im August 1529 erschien dann Karl V. mit frischen Truppen in Italien, wo nach kurzem Widerstande sich ihm alles unterwarf. Mit Clemens VII. hatte er in Bologna eine vertrauliche Zusammenkunft und erhielt von ihm die Kaiserkrönung (Februar 1530). Florenz, das einzig noch widerstand, wurde durch ein kaiserliches Heer überwältigt, Alexander von Medici dort als Herzog eingesetzt. Als wahrhafter Kaiser, als Herr der Welt erschien damals der noch jugendliche Karl. Die ihm nahe traten, staunten über seine eingehende Kenntniß der politischen Dinge und Personen, über die Sicherheit seines Urtheils und die Selbständigkeit seines Entschlusses.

Indem Karl hierauf nach Deutschland ging, setzte er sich als Ziele seiner Politik: zuerst Unterdrückung des Lutherthums, dann Einigung Deutschlands zum Kampfe gegen die Türken. Im J. 1526 waren nämlich durch das Aussterben des jüngeren jagellonischen Königsstammes Böhmen und Ungarn an die Habsburger gefallen. Allein in dem letzteren Reiche erhob sich unter Johann Zapolya die Nationalpartei gegen die Habsburger und rief zur Hülfe die Türken herbei. Dieselben überschwemmten ganz Ungarn und drangen dann in Deutschland ein. Zwar belagerten sie 1529 Wien vergebens, aber Ungarn blieb in der Gewalt Zapolya's und seines Oberlehnsherrn Sultan Suleiman's. — Zu jenen beiden Zwecken berief Karl einen Reichstag nach Augsburg (Juni 1530). Doch zeigten gegenüber der kaiserlichen Ungunst die Protestanten sich fest und reichten hier die von Melanchthon ausgearbeitete Augsburger Confession als ihr Glaubensbekenntniß ein. Trotz aller Versprechungen und Drohungen des Kaisers ließen sich die Protestirenden hiervon nicht abbringen. Da beschlossen Karl und die Mehrheit der Reichsstände, auf das Wormser Edict zurückzugehen und gegen alle Verletzer desselben den Achtsproceß einzuleiten. So hatte Karl durch den augsburger Reichstag die rechtliche Grundlage zur Bekämpfung der Protestanten erhalten; der erste seiner Zwecke war erfüllt. Gerade dadurch aber war der zweite, gegen die Türken gerichtete, vereitelt, da bei dem drohenden innern Kriege die von der katholischen Mehrheit bewilligte Reichshülfe von 48,000 Mann völlig illusorisch war. Und die Haltung der Protestanten wurde immer drohender. Als die sechs katholischen Kurfürsten im Januar 1531 den König Ferdinand von Böhmen und Ungarn, den Bruder des Kaisers, zum römischen König wählten, schlossen die protestantischen Fürsten und Städte 29. März 1531 zu Schmalkalden einen Bund zu gegenseitiger Vertheidigung und rüsteten zu diesem Behufe ein Heer. Ja ein Theil der katholischen Fürsten, der aus politischen Gründen der wachsenden Macht der Habsburger gram war, trat mit den Schmalkaldenern in Beziehung und begann, mit ihnen über ein gemeinsames Vorgehen gegen jene zu verhandeln. Und selbst die Mehrheit der katholischen Stände zeigte sich nicht geneigt, etwas Ernstliches zur Unterstützung der kaiserlichen Absichten zu unternehmen. Dabei erhob im Beginn des J. 1532 Suleiman sich furchtbarer als je. Jedes Friedensanerbieten des Königs Ferdinand wies er zurück, es sollte ein Entscheidungskampf zwischen dem moslemitischen und dem christlichen Kaiserthum werden. Nicht am wenigsten zählten die Türken auf die ihnen in allen Einzelheiten sehr wohl bekannten Religionsstreitigkeiten in Deutschland. In der That verweigerten auf dem Reichstage zu Regensburg die Protestanten jede Beihülfe. So erkannte der Kaiser, daß er seine Taktik ändern müsse. Hatte er bisher geglaubt, erst die Protestanten, dann die Türken besiegen zu müssen, so faßte er nun die Absicht, sich vorerst mit den Protestanten zu vertragen und mit ihrer Hülfe die Türken zu schlagen, hierauf erst die Ketzer zu vernichten. Es war ein ebenso feiner wie treuloser Plan. Beinahe ist er Karl V. geglückt. Erst im letzten, freilich entscheidenden Augenblicke schlug das Schicksal um.

Schon seit dem Sommer 1531 hatte der Kaiser durch Kurmainz und Kurpfalz mit den Protestanten verhandeln lassen; als dann im Frühjahr 1532 das türkische Heer abermals gegen Wien aufbrach, nahmen diese Negotiationen einen rascheren Verlauf. So kam der sogenannte Religionsfriede von Nürnberg zu Stande (23. Juli 1532); der Kaiser versprach darin allen deutschen Ständen Freiheit bei der Augsburger Confession bis zu einem allgemeinen freien Concil; bis dahin sollten auch alle Processe bei dem Reichskammergerichte wider die schmalkaldener Verbündeten ruhen. Vierzehn Jahre lang ist dieser nürn-

berger Friede bestehen geblieben, zum großen Vortheil der deutschen Reformation, die von hier ihren einigermaßen gesicherten Bestand datiren kann. Aber durch ihn wurde auch der Türkenkrieg im ganzen günstig entschieden. Gerade die Protestanten zeigten sich am eifrigsten. Mit italienischem und spanischem Zuzuge kam ein Reichsheer von etwa 80,000 Mann zusammen, das schönste, das man seit Jahrhunderten in der Christenheit gesehen. Suleiman war über diesen unerwarteten Widerstand erstaunt und begab sich, ohne einen ernstlichen Kampf zu wagen, nach Konstantinopel zurück. Hätte Ferdinand sich nicht so unduldsam wider die Evangelischen gezeigt, so hätte man Ungarn zurückerobern können. Allein durch sein Betragen gegen sie gereizt, verlief sich der größte Theil des Heeres, nachdem für die deutschen Grenzen nichts mehr zu fürchten war. Inzwischen hatte Doria die türkische Flotte geschlagen, die wichtigsten Festungen Moreas eingenommen. Dieser Feldzug war doch ganz anders abgelaufen, als Suleiman gedacht hatte. Nicht nur war dem Vordringen der Türken abermals an den deutschen Marken eine unüberschreitbare Grenze gesetzt worden, sondern die Kaiserlichen hatten den Osmanen wieder einige von deren Besitzungen entrissen. Das waren immerhin Erfolge des nürnberger Religionsfriedens, wenn auch durchaus keine entscheidenden.

Der Kaiser mochte sich wieder seinen universalistischen Plänen zuwenden. Als Eckstein seines ganzen Gebäudes betrachtete er eine Erneuerung der alten schirmherrlichen und reformirenden Gewalt der römischen, sächsischen und fränkischen Kaiser über die Kirche. So war es eins seiner wichtigsten Ziele, ein allgemeines Concil in einer kaiserlichen Stadt zu Stande zu bringen, welches die auch ihm nothwendig erscheinende Reform der Kirche vollführe und damit zugleich der lutherischen Ketzerei den Boden unter den Füßen wegziehe. Aber darüber kam er mit aller Welt in Streit. Die deutschen katholischen Reichsstände verlangten dringend ein deutsches Nationalconcil. Clemens VII. und sein Hof jedoch wollten überhaupt von einem Concil nichts wissen, jener um seine Macht, dieser um seine Einkünfte nicht geschmälert zu sehen. Allein der Kaiser ließ nicht von jenem Plane ab, der in der That ebenso seiner Ueberzeugung wie seinen politischen Absichten entsprach. Er eilte nach Italien, wo er im December 1532 in Bologna eine zweite Zusammenkunft mit Clemens VII. hatte. Dieser sträubte sich, so viel er vermochte; aber er mußte fürchten, daß der Kaiser, der fest auf seinem Vorhaben verharrte, auch ohne ihn ein Concil einberufen werde. Er sagte also zum Schein zu. Der Papst war erschreckt und ergrimmt zugleich und faßte deshalb den Beschluß, abermals seine Partei zu wechseln, sich durch einen Bund mit dem Könige von Frankreich vor der Uebermacht des Kaisers und dem Concil zu schützen. Diese Allianz wurde durch eine Heirath zwischen der Nichte des Papstes, Katharina von Medici, und dem zweiten Sohne des Königs — späteren Dauphin — Heinrich besiegelt (Herbst 1533). Franz wollte mit päpstlicher Unterstützung die Spanier aus Oberitalien vertreiben, dafür das Zustandekommen eines Concils vereiteln. Beide traten, aus Haß gegen den Kaiser, selbst mit den deutschen Protestanten in Verbindung. Alle diese Umtriebe wurden durch den Umstand erleichtert, daß der Kaiser seit Anfang 1533 wieder fern, in Spanien, weilte. So machte die ungeheure Ausdehnung von Karl's Reich jede kräftige Verfolgung seiner Ziele im Grunde unmöglich. Der eifrigste und kriegslustigste der deutschen Protestanten, Landgraf Philipp von Hessen, der dem Kaiser nicht ohne Grund mistraute und schon ungern dem nürnberger Religionsfrieden beigetreten war, trug kein Bedenken, in Bar-le-Duc mit dem französischen Herrscher zusammenzutreffen und von diesem eine Unterstützung von 200,000 Goldthalern in Empfang zu nehmen (Januar 1534). Mit diesem Gelde warb er ein Heer und fiel, zugleich mit französischen und lothringischen Truppen, in Würtemberg ein. Die dortige habsburgische Regierung wurde vertrieben, Herzog Ulrich zurückgeführt. König Ferdinand, von den Türken und Zapolya bedrängt, mußte im Frieden zu Cadan 1534 diese kecke Umwälzung billigen und den Protestanten neue Vortheile zugestehen. Unaufhaltsam dehnte sich deren Lehre im ganzen Reiche aus. Selbst die bald unterdrückte wiedertäuferische Bewegung in Münster that ihr keinen Schaden.

Diese Vorgänge wurden hauptsächlich dadurch ermöglicht, daß der Kaiser abermals durch seine europäischen Verwickelungen von Deutschland abgezogen wurde. Wie ließ sich in der That ein Reich consequent und wirksam regieren, das aus einer großen Anzahl in Rasse, Sprache, Anschauung, Sitte und Interessen durchaus verschiedener, auch geographisch weit von einander entlegener Länder bestand? Jeden Augenblick zeigte sich, trotz der hohen Gaben Karl's V., die Unmöglichkeit von dessen universalistischen Plänen. Und doch dachte er an eine neue Bethätigung und Weiterführung derselben.

Es war der Tod Clemens' VII. (1534), der ihn dazu ermuthigte. Mit ihm fiel das päpstlich-französische Bündniß dahin. Sein Nachfolger Paul III. (Farnese) neigte mehr zu der kaiserlichen Partei. Diese Umstände wollte Karl benutzen, um die Herrschaft des türkischen Admirals und Piraten Khair-eddin Barbarossa in Tunis zu vernichten, den legitimen Fürsten Mulei-Hassan unter spanischer Oberherrschaft wieder einzusetzen. Ein zahlreiches Heer, aus Spaniern, Deutschen und Italienern bestehend, bemannte die Flotte, mit welcher Karl im Sommer 1535 vor Tunis erschien. Das feste Hafenschloß Goletta wurde ohne große Schwierigkeit erstürmt, die doppelt so starken Scharen Khair-eddin's besiegt. Der Kaiser zeigte sich als geschickter Feldherr. Ein Aufstand der Christensklaven eröffnete dann seinen Truppen die Hauptstadt selbst, die unerbittlich geplündert und verwüstet wurde. Der Kaiser behielt Goletta und einige andere Küstenfestungen, den Rest übergab er seinem Vasallen Mulei-Hassan. Dieses Unternehmen ließ ihn als wahrhaften Kaiser, als Führer und Vorkämpfer der Christenheit gegen deren ungläubige Feinde erscheinen; die Aushebung des Piratennestes Tunis trug ihm den Dank ganz Europas ein. Nur König Franz hatte seine Umtriebe wider ihn fortgesetzt. Als im October 1535

der letzte Sforza von Mailand starb, beanspruchte jener, als Verwandter, mit dem Herzogthume belehnt zu werden. Dazu war aber der Kaiser nicht zu bewegen. Höchstens dem dritten Sohne des Königs wollte er es geben, aber auch nur um den Preis eines französischen Bündnisses gegen die Osmanen und die Protestanten. Damit war Franz nicht gedient; nicht um sich der kaiserlichen Politik unterzuordnen, sondern um ihr in Italien und anderswo kräftig und gleichberechtigt entgegentreten zu können, verlangte er den Besitz von Mailand. Es waren das Gegensätze, die sich nur durch einen abermaligen Waffengang ausgleichen ließen. Da Franz sah, daß die kaiserliche Diplomatie lediglich Zeit gewinnen wollte, um erst das durch die tunesische Unternehmung decimirte Heer wiederherzustellen, überfiel er unter fadenscheinigem Vorwande das mit Karl verwandte Savoyen und occupirte es binnen wenigen Wochen (Frühjahr 1536). Zugleich rüstete Suleiman, des Allerchristlichsten Königs Verbündeter, zu neuem Anfalle auf die dem Kaiser gehörigen Länder.

Karl benutzte geschickt den französischen Angriff auf Savoyen und Piemont, um sich als Schirmer der Unabhängigkeit und Freiheit Italiens wider die französische Anmaßung und Eroberungsgier hinzustellen und alle italienischen Staaten zu einem Bündnisse gegen Frankreich zu vereinigen. So hatte er binnen kurzem eine gewaltige Armee von 50,000 Mann zusammen. Aber anstatt damit Savoyen zurückzuerobern, fiel er, durch die Ereignisse des J. 1524 nicht belehrt, in die Provence ein. Franz I. verwandelte die ganze Provinz mit Ausnahme einiger großen Städte in eine Einöde: ein barbarisches Verfahren, das jedoch Erfolg hatte. Denn der Kaiser konnte sich in dem wüsten Lande nicht halten und zog sich, nachdem er die Hälfte seines Heeres durch Hunger und Krankheiten eingebüßt, wieder zurück. Nicht minder mislang der Einfall, den eine zweite kaiserliche Armee von den Niederlanden aus in Frankreich versucht hatte. Der große Angriff Karl's war abgeschlagen, und nun meinte Franz die Zeit gekommen, seinerseits zur Offensive überzugehen, an der er schmählicherweise auch die Türken betheiligte. Sein eigener Feldzug in den Niederlanden hatte wenig Erfolg (1537). Indessen in Piemont machten die Franzosen Fortschritte; Khair eddin mit der türkischen Flotte plünderte die apulischen Küsten; in Ungarn vernichteten die Osmanen die ganze österreichische Armee bei Essek. Es war eine für die Habsburger sehr gefährliche Lage, zumal in Deutschland der Protestantismus immer kühner sein Haupt erhob, die Stände der Niederlande jede weitere Beisteuer zu dem Kriege verweigerten. Da kam dem Kaiser die öffentliche Meinung zu Hülfe. In ganz Europa, in Frankreich selbst herrschte die lebhafteste Entrüstung über das Bündniß Franz' I. mit den Türken, über die furchtbare Verheerung des ionischen Archipels und der italienischen Küsten durch die letzteren. Zumal der Papst war voll Kummer, den französischen Herrscher mit den deutschen Ketzern und dem Islam wider die eifrigst katholischen Länder alliirt zu sehen. Zunächst vermittelte Paul III. (Februar 1538) einen Frieden zwischen dem Kaiser und Ferdinand auf der einen Seite sowie Johann Zapolya, der sich von den Türken missbräuchlich und verächtlich behandelt sah, auf der andern. Beide Theile sagten sich Unterstützung wider den Sultan zu. Dafür sollte Zapolya den Theil Ungarns, den er innehatte, behalten, aber nicht seinen Kindern, sondern Ferdinand vererben. Dann wandte Paul seine Bemühungen dem Könige von Frankreich zu. Dieser empfand selbst Gewissensbedenken wegen seines Verfahrens und wurde in denselben durch die Vorstellungen des eifrig katholischen Dauphin Heinrich bestärkt. Er ließ sich bestimmen, in Nizza unter persönlicher Vermittelung des Papstes mit dem Kaiser zu unterhandeln. Freilich erwies es sich bald als unmöglich, die Ansprüche von beiden Seiten auszugleichen. Aber man traf den Ausweg, einen zehnjährigen Waffenstillstand auf Grund des augenblicklichen Besitzstandes abzuschließen (18. Juni 1538). Frankreich behielt einstweilen Savoyen und zwei Drittheile von Piemont; das letzte Drittel dieses Landes befand sich in der Gewalt des Kaisers; der unglückliche Herzog von Savoyen blieb auf die Grafschaft Nizza beschränkt. Indeß dieser Stillstand von Nizza war an sich minder wichtig als der Umstand, daß König Franz, von Krankheit geschwächt, vom Papste und der bigoten Hofpartei unter der Leitung des Dauphin bestürmt, sich zu einer völligen Veränderung seines Verfahrens bestimmen ließ, die ihn zum gehorsamen Vasallen der kaiserlich-päpstlichen Politik der Universalmonarchie und Universalkirche machte. Auf das geschickteste beutete Karl seine Freundschaft aus. Er veranlaßte ihn zu einer Zusammenkunft in Aigues-Mortes an der französischen Südküste. Hier sparte er nicht die Verheißungen: er wolle binnen kurzem Mailand an des Königs jüngsten Sohn übertragen; dafür verpflichtete sich Franz, in die Liga gegen die Türken einzutreten, welche der Kaiser bereits mit dem Papste und Venedig geschlossen hatte. So hatte Karl Aussicht, wirklich an der Spitze der gesammten abendländischen Christenheit wider die Osmanen auszuziehen, die im letzten Jahre die Moldau und die Krimtataren unterworfen, die Flotte der Liga unter Doria geschlagen hatten. Diesen Plänen zu Liebe schritt er gegen die katholische Gegenreformation ein, die sich in Deutschland unter Führung des Reichsvicekanzlers Matthias von Held zu dem Bündnisse von Nürnberg zusammengeschlossen hatte. Held empfand die Ungnade des Kaisers, der nürnberger Bund wurde aufgelöst; unter eifriger Unterstützung der französischen Gesandten — so hatten die Zeiten sich geändert! — wurde zwischen den beiden Religionsparteien (März 1539) ein Waffenstillstand unter dem Namen des frankfurter Anstandes geschlossen. So brachte die allgemeine Weltlage den Protestanten immer wieder Nutzen.

Aber der Kaiser vermochte die für ihn so günstige Situation nicht nach seinem Wunsche auszubeuten. Sein ungeheures Reich drohte durch das Gewicht der innern Schwierigkeiten auseinanderzufallen. Es war selbst einem Karl V. unmöglich, hier ein geordnetes Zusammenwirken der gewaltigen Maschinerie herbeizuführen. In Mailand und den tunesischen Festungen empörten sich die unbe-

zahlten Söldner. Und als nun der Kaiser sich um Hülfe an seine Erbländer wandte, fand er nur neue bedenkliche Schwierigkeiten.

In der Regierung des eigentlichen Spanien war Karl dem doppelten Grundsatze der strengen kirchlichen Gläubigkeit und des königlichen Absolutismus gefolgt. Er hatte die Mauren von Valencia zur Annahme der Taufe gezwungen. Die unglücklichen Mohammedaner, denen bei der Eroberung von Granada Glaubensfreiheit verheißen worden, erhoben sich gegen die Unterdrückung und vertheidigten sich lange (1526) in dem Felsengebirge Espadan. Endlich unterworfen, sahen sie sich mit ziemlicher Milde behandelt, wenn sie nur äußerlich sich den Gebräuchen der Kirche anpaßten. Die letztere, die freilich von Zeit zu Zeit dem Herrscher schwere Abgaben zu entrichten hatte, prosperirte außerordentlich in dem Spanien Karl's V. Wiederholt beschwerten sich die Cortes über die stete Zunahme der Besitzungen der Geistlichkeit und verlangten Maßregeln gegen dieses Uebel, das die weltlichen Stände aufs äußerste bedrohe. Allein Karl zollte den Cortes nur Rücksicht, wenn sie ihm neue Steuern zu bewilligen hatten. Es ging bereits unter diesem Fürsten rückwärts mit der ökonomischen Lage Spaniens. Die steten Kriege in Italien, Deutschland, Frankreich, Afrika ließen ungeheure Summen außer Landes gehen, die nicht wieder zurückkamen und selbst durch die amerikanischen Schätze nicht ersetzt wurden. Als Karl von den Cortes zu Toledo eine neue Steuer verlangte, weigerte sich deshalb der Adel auf das entschiedenste (1539), dieselbe zu bewilligen, und verlangte vielmehr, der Kaiser solle seine Kriege einstellen und im Lande selbst seinen beständigen Wohnsitz nehmen. Der Kaiser mußte die Cortes unverrichteter Sache auflösen, und hat seitdem weder Adel noch Geistlichkeit mehr zu denselben einberufen unter dem Vorwande, daß diese Stände, da sie ja nichts zu den Steuern beitrügen, die letzteren auch nicht zu bewilligen hätten.

Aehnliche und noch größere Schwierigkeiten fand Karl in den Niederlanden. In diesen reichen und freiheitgewöhnten Gegenden hatten die Schriften Luther's und seiner Anhänger bald reißend schnelle Verbreitung und zahlreiche Freunde gefunden. Indessen da der Kaiser hier nicht durch die Selbständigkeit der fürstlichen Gewalt behindert war, so konnte er seiner Feindschaft gegen das Ketzerthum freien Lauf lassen. Seit dem J. 1521 erschienen in kurzen Zeiträumen die „Plakate", welche die Häresie mit den strengsten Strafen belegten. Sein Inquisitor Van der Hulst sorgte eifrig für die Ausführung dieser blutigen Gesetze. Allein ihr Text selbst sowie ihre häufige Wiederholung beweisen, daß aus der Asche der gemordeten Bekenner fruchtbare Keime der neuen Lehre sich immer weiter verbreiteten. Aus Deutschland und durch die fremden Kaufleute in Antwerpen drang sie immer von neuem in die Niederlande ein; und sie ward häufig von den städtischen Obrigkeiten selbst begünstigt, schon weil die kaiserlichen Glaubensplakate vielfach die Freiheiten und Rechte der Lande verletzten. Socialistische Bewegungen, wie die der Wiedertäufer, der Nachläufer, vermischten sich mit der reformatorischen Strömung. Wenn die letztere noch nicht zu größeren revolutionären Erschütterungen führte, lag der Grund in dem Umstande, daß Karl persönlich in den Niederlanden beliebt war. Man betrachtete ihn selbst als Angehörigen derselben; seine Macht, sein Ruhm erschienen als eine Verherrlichung des niederländischen Namens. Er wußte zu den Niederländern in ihrer Sprache zu reden. Er verlieh ihnen hervorragende Stellungen in seiner Verwaltung und in seinen Heeren. Er gab dem niederländischen Handel einen beträchtlichen Antheil an den Reichthümern der spanischen Entdeckungen. Das Land war blühend und wohlhabend durch Ackerbau, Gewerbthätigkeit, Verkehr wie kein anderes Europas. So ertrug man auch lange, obwol mit Widerstreben, die beständigen Eingriffe des Kaisers in die urkundlichen Freiheiten der siebzehn Provinzen und zahlte, wenn auch murrend, die beträchtlichen Summen, die er ihnen fortwährend für seine großartigen Entwürfe und Unternehmungen abverlangte. Endlich aber erhob, wegen der übergroßen Steuern, die reichste und mächtigste Stadt Flanderns, Gent, das Banner des Aufruhrs (1539) und ging den König von Frankreich um Hülfe an.

Karl würde kaum alle diese Hindernisse haben überwinden können, wenn es ihm nicht gelungen wäre, Franz I. in seinem Bündnisse festzuhalten. Der Köder der Rückgabe Mailands an Frankreich verfehlte auch jetzt nicht seine Wirkung. Auf ausdrückliche Einladung Franz' nahm der Kaiser seinen Weg von Spanien nach den Niederlanden, zur Bezwingung Gents, durch Frankreich (Ende 1539), nachdem er vorher weislich das Versprechen erwirkt hatte, man werde ihn während seines dortigen Aufenthaltes mit jedem Staatsgeschäfte verschonen. Er wurde auf das glänzendste aufgenommen und bewirthet, er verfuhr mit der größten Geschicklichkeit; aber kaum hatte er die französische Grenze im Rücken, als der König den Preis für seine Freundschaft in der Gestalt des Herzogthums Mailand dringend begehrte. Karl beeilte sich, mit Gent abzurechnen, das wirklich in kurzer Zeit bezwungen wurde und seinen Widerstand mit dem Verluste seiner Freiheiten und seines Wohlstandes zu büßen hatte. Als er sich durch die hohe Strafsumme, die er Gent auferlegt, mit Geldmitteln versehen und für die Zukunft die Willfährigkeit der Niederlande gesichert hatte, glaubte er, dem französischen Könige gegenüber seine wahren Absichten enthüllen zu können. Er weigerte sich, Mailand an Frankreich direct abzutreten, und forderte sogar die schleunige Räumung von Savoyen und Piemont. Dafür brachte er chimärische Heirathsprojecte zu Tage, deren Verwirklichung nur zum Nachtheil Frankreichs gereicht haben würde.

Jetzt erkannte Franz die Täuschung, die sich der Kaiser ihm gegenüber erlaubt hatte, und sein Grimm kannte keine Grenzen. Die bigot-kaiserliche Partei an seinem Hofe fiel in Ungnade. Er verband sich mit Herzog Wilhelm von Kleve, der sich der von Karl widerrechtlich occupirten geldrischen Erbschaft bemächtigt hatte (Juli 1540). Mit dem Papste, der des Kaisers Concilbestrebungen nicht wenig scheute, trat Franz von neuem in ein engeres Verhältniß. Dies verhinderte ihn nicht,

Sultan Suleiman die größte Freundschaft zu zeigen. Derselbe war ohnehin zu einem abermaligen Kriege in Ungarn entschlossen, da sein früherer Schützling Johann Zapolya im Kampfe gegen Aufrührer umgekommen war (Sommer 1540) und nun König Ferdinand sich rüstete, auch dessen Antheil von Ungarn in Besitz zu nehmen. Inmitten dieser allgemeinen Gährung geschah es, daß der französische Agent in Konstantinopel, Rincone, als er, den Bündnißentwurf mit den Türken in der Tasche, auf seiner Reise von Frankreich nach der Türkei durch das Mailändische kam, auf Befehl des dortigen kaiserlichen Statthalters ermordet wurde (Frühjahr 1541): ein Verbrechen, das Franz I. für einen schmählichen Bruch des Gesandtschaftsrechtes ausgab und zur Kriegserklärung gegen den Kaiser benutzte (1542). Ermuthigt wurde er dazu ferner durch die Verluste der Habsburg gegen die Türken, die noch 1541 den größten Theil Ungarns eroberten. Vergebens suchte Karl dieselben durch einen Angriff auf Algier zu beschwichtigen (Herbst 1541). Dieses Seitenstück zu dem russischen Unternehmen mislang vollständig infolge der ungünstigen Jahreszeit, zumal eines Sturmes, der den größten Theil der Flotte vernichtete. Von seinem schönen Heer, seinem trefflichen Geschwader brachte Karl nur traurige Trümmer nach Spanien zurück. Dies benutzend fielen (1542) 60,000 Franzosen unter dem Dauphin in die damals aragonische Grafschaft Roussillon ein, eroberte Herzog Karl von Orleans das ganze Herzogthum Luxemburg mit Ausnahme der Festung Diedenhofen, griff Wilhelm von Kleve die eigentlichen Niederlande an. Im nächsten Jahre (1543) erschien Franz selbst in diesen letzteren. Andererseits kreuzte Khair eddin mit einer furchtbaren Flotte und einem Landungsheere unter Führung eines französischen Bevollmächtigten an der calabrischen Küste, die er entsetzlich verheerte. In Marseille durften die türkischen Piraten ihre christlichen Gefangenen als Sklaven verkaufen. Mit einer französischen Flotte vereint, unternahmen sie die Belagerung Nizzas, die indeß mislang. Nachdem sie sich hierfür durch unmenschliche Plünderungen entschädigt hatten, erhielten sie ihren Winteraufenthalt in Toulon.

Diese Vorgänge erregten die allgemeinste Entrüstung gegen Franz I., zumal auch bei den deutschen Protestanten, die schon über des Königs Bündniß mit dem Papste sehr unzufrieden waren. Aus dem letzteren Grunde hatte auch Heinrich VIII. bereits im Februar 1543 mit dem Kaiser ein Bündniß zu förmlicher Theilung Frankreichs geschlossen. Im Sommer 1543 stellten ihm die Deutschen ein Heer von 34,000 Mann zur Verfügung, mit dem er zunächst an Wilhelm von Kleve Rache nahm. Derselbe mußte Geldern an ihn abtreten, auf alle antikaiserlichen Allianzen verzichten und zur katholischen Religion zurückkehren (Vertrag von Venlo, September 1543). Sonst aber stellte sich Karl den Protestanten sehr günstig, ja versprach, selbst die Sache der Reformation in die Hand zu nehmen gegen die Tücke und Feindschaft des Papstes; nur müsse er erst mit den Franzosen fertig sein. Durch solche und andere Versprechungen, von denen doch keine aufrichtig gemeint war, brachte er die protestantischen Stände, damals die waffenmächtigsten in Deutschland, dahin, ihm 1544 abermals eine bedeutende Truppenzahl sowol gegen die Franzosen wie gegen die Türken zur Verfügung zu stellen. Mit einem Heere von mindestens 40,000 Mann, zumeist Deutschen, dann einem Corps Spanier, nahm Karl das Feld. Nicht viel schwächer war die Armee, mit der Heinrich VIII. in Calais landete. Diese große Macht sollte die Entscheidung bringen und ihn geradewegs zur Eroberung von Paris vereinigen. Wirklich drang Karl, reiche Beute machend, durch die Champagne bis auf sechs Meilen von Paris vor, das in unbeschreibliche Furcht und Aufregung gerieth. Wäre Heinrich VIII. jetzt, dem Vertrage getreu, vor der Stadt erschienen, sie und Frankreich wären verloren gewesen. Allein Heinrich hielt es für nützlicher, die Seeplätze im nordwestlichen Frankreich zu erobern; und so sah Karl sich außer Stande, die Belagerung von Paris ernstlich zu beginnen, vor dem er jedoch in drohender Nähe liegen blieb. Diesen Aufschub benutzte Franz, um den über das Zögern des englischen Königs erbitterten Kaiser durch sehr vortheilhafte Anerbietungen zu dem Frieden von Crespy (18. Sept. 1544) zu bewegen. Darin wurden die Niederlande nebst Tournai, die Freigrafschaft sowie Neapel in voller Souveränetät dem Hause Oesterreich überlassen. Die gegenseitigen Eroberungen, auch Piemont, sollten herausgegeben werden. Heirathen zwischen den beiden fürstlichen Familien wurden verabredet. Und außerdem verpflichtete sich Franz in einer Weise, welche die Ueberlegenheit des Kaisers über ihn deutlich und offen anerkannte, zu gehorsamer Unterstützung der kaiserlichen Politik, die jetzt die Zeit für gekommen hielt, die Frucht dreißigjähriger geduldiger und mühsamer Arbeit einzuernten. In geheimen Artikeln versprach Franz Unterstützung einmal gegen die Osmanen, die freilich Karl augenblicklich weniger im Sinne lagen; dann zur Anbahnung des Concils — das war dem Kaiser schon weit wichtiger; und endlich, was jetzt die Hauptsache für den letzteren war, zur Wiederherstellung der religiösen Einheit, das heißt zur Vernichtung des Protestantismus. Und das wurde nunmehr in der That die Signatur der Zeit. Alle Gunst, die der Kaiser im letzten Jahrzehnte den Protestanten gezeigt hatte, war ihm nur durch augenblickliche Verstimmung gegen den Papst oder durch die Wucht des französisch-türkischen Doppelkrieges auferlegt worden.

Das macht den Grundzug von Karl's Charakter aus: zähe hielt er an seinen politischen Gedanken fest, und den Entschluß, den er einmal in seiner langsamen Weise und nach reiflicher Erwägung gefaßt hatte, gab er nicht wieder auf und suchte die politischen Verhältnisse immer wieder nach der einmal beabsichtigten Richtung hinzulenken. Der Kaiser kannte das Geheimniß eines jeden, der in öffentlichen Dingen Bedeutendes erreichen will, sehr wohl: sich nur mit den großen Angelegenheiten zu beschäftigen, das Detail den Gehülfen zu überlassen. Die innere Regierung seiner zahlreichen Länder vollzog sich im einzelnen ziemlich selbständig; hier begnügte er sich, in regem Briefwechsel nur das Wichtigste, die all

gemeine Richtung anzugeben sowie die Bedürfnisse des großen Ganzen aufzustellen und einzufordern. Theils französisch, theils spanisch ist diese Correspondenz abgefaßt. Das waren die Sprachen, die ihm geläufig waren, und die sich bei ihm allmählich bis zu einem gewissen Grade gegenseitig durchdrangen und beeinflußten. So viel er auch mit den fremden Staatsmännern persönlich verkehrte, er hielt es doch unter seiner Würde, sich dabei viel Zwang aufzuerlegen. Seinem Zorn ließ er oft in heftigen und schimpfenden Ausdrücken freien Lauf. Dagegen vergaß er Beleidigungen niemals. So verzieh er am wenigsten den Protestanten die Keckheit, mit der sie in den letzten Jahren ihre Uebermacht im Reiche geltend gemacht hatten, als ob es keinen Kaiser mehr gäbe. Sie hatten den eifrig katholischen Herzog Heinrich von Braunschweig gewaltsam aus seinem Lande vertrieben. Sie hatten willkürlich mehrere Bisthümer der Reformation unterworfen. Sie unterstützten den Kurfürsten von Köln, Hermann von Wied, in dem Bestreben, sein Erzstift zu lutherisiren. Sie hatten sich um keine Verfügungen des Kaisers und des Reichs-Kammergerichtes gekümmert. Das sollte jetzt bestraft und zugleich die ganze populär-reichsfürstliche religiöse Umgestaltung vernichtet werden, die ihm, dem zähen Conservativen und überzeugten Selbstherrscher, stets ein Greuel gewesen war. Er hatte ja Frankreich und auch den Papst zu diesem Behufe auf seiner Seite.

Paul III. erkannte endlich, daß er, wenn nicht Deutschland völlig dem Katholicismus verloren gehen sollte, sich mit dem Kaiser auf das engste vereinigen müsse. So rief er wirklich das von dem Kaiser so lange vergeblich geforderte Concil zusammen; im März 1545 ward es in Trient eröffnet, einer wenn auch jenseit der Alpen gelegenen Stadt des Deutschen Reichs. Der Beginn der Concilssitzungen bezeichnet äußerlich den Wendepunkt in dem bis dahin noch scheinbar freundschaftlichen Verhältnisse des Kaisers zu den Protestanten. Diese verweigerten durchaus die Betheiligung an einem Concile, dessen Leiter und Herr der Papst sei. Da schlossen Karl und Paul III. einen Bund gegen sie und begannen Rüstungen. Hermann von Wied wurde vom Papste abgesetzt, dann aus dem Kurfürstenthume vertrieben (Januar 1546). Vergebens wandten die Evangelischen sich an Franz I., an Heinrich VIII.[4]); beide waren mit Karl im Bunde. Auf französische Vermittelung hin hatten selbst die Türken einen mehrjährigen Waffenstillstand mit dem Kaiser geschlossen. Vortrefflich hatte des letztern Diplomatie die militärische Action vorbereitet. Die katholische Opposition gegen die Habsburger hatte er völlig auf seine Seite gezogen, unter den Protestanten selbst den Markgrafen Hans von Brandenburg-Küstrin, den wilden rauflustigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach, vor allen den Herzog Moritz von Sachsen, einen klugen und unbedenklichen Politiker. Indem der Kaiser überall verkündete, es gelte nicht der protestantischen Religion, sondern nur der Unbotmäßigkeit Johann Friedrich's von Sachsen und Philipp's von Hessen, bewog er auch die Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz zur Neutralität. So hatte er die Gegner klüglich gespalten.

Indeß noch waren seine Rüstungen nicht vollendet; er hatte in Regensburg nur erst 9000 Mann um sich vereint, als, durch vorzeitige Kundgebungen der römischen Curie gereizt, der sächsische Kurfürst und der Landgraf mit 20,000 Kriegern in Süddeutschland erschienen, wo noch 12,000 Würtemberger und Contingente der oberdeutschen Städte zu ihnen stießen. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, den Kaiser mit seiner geringen Macht zu vernichten; allein Philipp von Hessen, der auf protestantischer Seite den Oberbefehl führte, wagte nicht, das Reichsoberhaupt direct anzugreifen. So gewann Karl Zeit, seine Verstärkungen heranzuziehen, bis er an 40,000 Mann beisammen hatte. Nun hielt er bei Ingolstadt den Evangelischen Stand, bis auch seine 17,000 Niederländer herbeigekommen waren. Und da fiel (November 1546) Herzog Moritz von Sachsen mit den Truppen des Königs Ferdinand in das sächsische Kurfürstenthum ein; in kürzester Frist war das vertheidigungslose Land erobert. Dieses Ereigniß gab das Signal zur Auflösung des großen protestantischen Heeres in Süddeutschland, denn nun eilte jeder, sein eigenes Gebiet zu decken. Während aber Johann Friedrich sein Kurfürstenthum zurückgewann, ging die protestantische Sache in Süddeutschland verloren. Würtemberg wurde von dem Kaiser unterworfen; durch den Heilbronner Vergleich (Januar 1547) gab sich Herzog Ulrich politisch und militärisch in die Gewalt Karl's V. Die süddeutschen Reichsstädte mußten dessen Verzeihung durch beträchtliche Geldsummen erkaufen. Noch hielt er es nicht an der Zeit, hier die Ketzerei zu unterdrücken. Denn seine unerwartet großen Erfolge hatten den Papst und König Franz I. stutzig gemacht. Jener zog sein Heer aus Deutschland zurück und verlegte, eine in Trient herrschende Krankheit zum Vorwande nehmend, das Concil aus dieser Stadt nach dem päpstlichen Bologna. Franz aber sandte den Protestanten gar 200,000 Goldthaler und verhieß ihnen bewaffnete Unterstützung. Karl erkannte, daß er dieser Opposition nur durch schnelle Ueberwältigung der Schmalkaldener die Spitze abbrechen könne. Er eilte nach Sachsen, zerstreute Johann Friedrich's Heer bei Mühlberg (24. April 1547), bemächtigte sich des Kurfürsten selbst. Dieser mußte in Wittenberg eine Capitulation unterzeichnen, durch welche er seine Festungen dem Kaiser überlieferte, auf die Kurwürde und einen großen Theil seines Landes zu Gunsten seines Vetters Moritz verzichtete und dafür anstatt des schon gefällten Todesurtheils Gefangenschaft nach des Kaisers Belieben eintauschte. Durch das traurige Schicksal seines Verbündeten gewarnt, sah Landgraf Philipp nur in schleuniger Unterwerfung sein Heil. Der Kaiser wollte ihm nur Freiheit von Leibesstrafe und ewigem Gefängniß zugestehen; Moritz von Sachsen, als Unterhändler, ließ — wie es

4) Ueber dieses Königs Verhältniß zu dem Kaiser und den Protestanten sehe man S. Baumgarten, Zur Geschichte des Schmalkaldener Krieges; Histor. Zeitschr. (1876) XXXVI, 26 fg.

ſcheint, nicht ohne ſchlimme Abſicht — das Wort „ewiges" (perpetuel) aus, ſodaß Philipp ohne jedes Gefängniß davon zu kommen meinte und in die Capitulation willigte, die ihm, wenn auch unter mancherlei erſchwerenden Bedingungen, ſein Land beließ. Zu ſeinem Erſtaunen ſah er ſich nach ſeinem Fußfalle vor dem Kaiſer (19. Juni 1547) gefangen gehalten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Karl jene Auslaſſung zwar nicht verurſacht, aber doch rechtzeitig bemerkt und ſtillſchweigend gebilligt hat, um den gefährlichſten ſeiner deutſchen Gegner ohne Schwierigkeit in ſeine Gewalt zu bekommen. Für den Augenblick hatte der Kaiſer ſeinen Zweck erreicht. Die vor kurzem ſo übermüthigen Ketzer im Reiche, in Böhmen, in Oeſterreich wagten — mit Ausnahme einiger niederſächſiſcher Städte — keinen Widerſtand. Sein alter Nebenbuhler, Franz, war ſoeben geſtorben. Um ſeinen Triumph zu vervollſtändigen und zu legaliſiren, verſammelte der Kaiſer den Reichstag zu Augsburg. Während er dem päpſtlichen Widerſtande gegenüber ſeine Geſandten und Prälaten von Bologna abberief, faßte er den Plan, ſelbſtändig, ohne Rückſicht auf Papſt und Concil, eine religiöſe Einigung in Deutſchland zu Stande zu bringen. Es war ein überaus kühnes Unternehmen, aber nach allen ſeinen Erfolgen traute Karl ſich die Macht dafür zu. Freilich ſollte der hier zu Augsburg ausgearbeitete Entwurf nur bis zur Entſcheidung eines allgemeinen Concils dauern und trug deshalb den Namen Interim. Es war, den Geſinnungen des Kaiſers gemäß, in faſt durchgehends katholiſchem Sinne gehalten, mit wenigen, meiſt äußerlichen Abweichungen. Trotzdem nahmen die geängſtigten proteſtantiſchen Stände in ihrer großen Mehrheit das Interim an. Allein die deutſchen Katholiken, vom Papſt aufgeſtachelt, wieſen es zurück. So war die Abſicht des Kaiſers auf Wiederherſtellung der religiöſen und damit auch der politiſchen Einigung Deutſchlands vereitelt; das Interim erſchien, als es (Mai 1548) durch ein Reichsgeſetz den Proteſtanten aufgenöthigt wurde, lediglich als eine an dieſen geübte Gewaltthat, der Schmalkaldener Krieg nachträglich trotz der entgegengeſetzten Betheuerungen des Kaiſers als ein Religionskrieg. Ebenſo ging es den Abſichten Karl's in politiſcher Beziehung. Die von ihm gewünſchte kaiſerliche Liga aller deutſchen Fürſten kam nicht zu Stande, ſondern nur einige Beſtimmungen zur Wahrung des Friedens und der Selbſtändigkeit des Reichs. Der Unabhängigkeitsſinn gerade der katholiſchen Fürſten beugte ſich nicht unter die Pläne auch des ſiegreichen Kaiſers. Zeigte derſelbe doch gerade hier, zu Augsburg, wie wenig er ſich als nationaler Herrſcher Deutſchlands fühlte. Er befreite die Niederlande gänzlich von der Einwirkung der ordentlichen Reichsobrigkeiten, nur durch verhältnißmäßig geringe Truppen- und Geldbeiträge blieb der Burgundiſche Kreis noch in einigem Zuſammenhange mit dem Reiche, das doch die Laſt behielt, jene Provinzen gegen alle Angriffe zu vertheidigen (1548). So hat Karl V., ſo haben die Habsburger das ſiebenhundertjährige Band zwiſchen den Niederlanden und Deutſchland gelockert, zerriſſen!

Die Erfolge Karl's waren noch nicht abgeſchloſſen. Im November 1549 befreite ihn der Tod von dem ihm ſo feindlichen Papſte Paul III. Deſſen Nachfolger, Julius III., fand ſich bereit, das Concil wieder nach Trient zurückzuverlegen. Das Interim wurde, freilich häufig mit Drohungen und Gewalt, immer weiter unter den Proteſtanten durchgeführt, alle Widerſtrebenden, zumal die Prediger, in die Verbannung getrieben. Nur Magdeburg leiſtete, trotz der kaiſerlichen Achtserklärung, muthigen Widerſtand und wurde zumal der Zufluchtsort der vertriebenen Prediger. Allein wie lange konnte das dauern? Im J. 1550 ſtand Karl ſeinem Ziele näher als je zuvor. Das widerſtrebende Papſtthum hatte ſich unterworfen; unter Karl's Aegide ſollten die Berathungen des Concils von neuem beginnen. Frankreich war tief gedemüthigt, Italien lag zu des Kaiſers Füßen. Auf einem neuen Reichstage im J. 1550 weigerten auch die deutſchen Fürſten ſich nicht länger, die Beſchlüſſe des allgemeinen, unter dem Schatten von Karl's Autorität verſammelten Concils anzuerkennen. Noch wenige Schachzüge, und Karl ging aus ſeinem Lebensſpiele als Sieger hervor.

Das erſte Misgeſchick, das ihn hierbei traf, war der Widerſpruch, den er bei ſeinem eigenen Bruder Ferdinand fand. Der Kaiſer wünſchte nichts ſehnlicher, als ſein Werk zu ſichern, indem er ſeinen Sohn Philipp nicht nur in ſeinen Erblanden, ſondern auch im Kaiſerthum als Nachfolger einſetzte. Davon aber wollte der bereits zum römiſchen König erwählte Ferdinand nichts wiſſen und war ſeitdem ſeinem Bruder wenig günſtig. Ueberhaupt aber mußte eine auf Univerſalherrſchaft gerichtete Macht, wie die des Kaiſers, gerade im Augenblicke ihres höchſten Triumphes von allen Seiten den Gegenſatz der noch freien National-Standes- und Einzelkräfte hervorrufen. Damals eröffnete Sultan Suleiman in Ungarn und im Mittelmeere den Kampf gegen die Habsburger von neuem. Die Farneſe in Parma, von dem Kaiſer mit Vernichtung bedroht, riefen franzöſiſche Hülfe an, und wirklich ſagte ihnen der junge muthige und unternehmende König Heinrich II. durch Vertrag vom Frühjahre 1552 ausgiebige Unterſtützung zu. Bald darauf brachen wirklich die Feindſeligkeiten in Italien aus. Alle die alten Gegner fanden ſich von neuem wider den Kaiſer zuſammen. Und auch in Deutſchland nahm die Unzufriedenheit immer mehr zu über die Willkür des Kaiſers, den Uebermuth und die Raubgier ſeiner ſpaniſchen Kriegsknechte, die langwierige Haft Johann Friedrich's und Philipp's. Das Interim erzürnte die Proteſtanten, weil es ihnen zu wenig, die Katholiken, weil es jenen zu viele Conceſſionen machte. Schon ſeit dem Herbſt 1548 ſuchten ſich die eifrigſten Proteſtanten zu einem Bündniß zu vereinigen. Aber der wahre Mittelpunkt der geſammten deutſchen Oppoſition wurde Kurfürſt Moritz von Sachſen. Auch er hatte von dem Kaiſer manche Benachtheiligung zu leiden; vor allem aber wollte er die Spanier nicht allzu mächtig in Deutſchland werden laſſen. Vorſichtig näherte er ſich den Proteſtanten, heimlich dem König von Frankreich. Doch äußerlich hielt er noch zum Kaiſer. Im November 1550 ließ er ſich von demſelben

die Führung des Aechtungskrieges gegen die Stadt Magdeburg übertragen, um die militärische Beherrschung Norddeutschlands, ja die Entscheidung über dessen Schicksal in der Hand zu haben. Während er scheinbar gegen die eifrigen Protestanten feindselig auftrat, schloß er am 20. Febr. 1551 mit Hans von Küstrin und dessen Bundesgenossen zu Dresden eine geheime Liga „zur Erhaltung der Religion und Freiheit der Deutschen". Zu Lochau (October 1551) ging er dann mit einem französischen Gesandten einen schmachvollen Vertrag ein, der für Unterstützung der Protestanten durch Heinrich II. demselben die Bisthümer Metz, Toul, Verdun und Cambrai zu überliefern versprach; der definitive Vertrag zwischen den deutschen Protestanten und Heinrich II. wurde am 15. Jan. 1552 in Chambord unterzeichnet. Inzwischen hatte Moritz Magdeburg eine sehr günstige Capitulation gewährt, verstärkte aber nichtsdestoweniger seine Truppen immer mehr.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in dieser Krisis Karl V., von der Gicht schwer geplagt, nicht seinen gewöhnlichen Scharfblick und sein sonstiges festes Urtheil gezeigt hat, obwol er im Grunde von der Unzuverlässigkeit Moritz' überzeugt war. Seine Minister beklagten sich über seine Unentschlossenheit, seine Unlust in den Geschäften, die doch eine immer üblere Wendung nahmen. Die Verhandlungen des Concils erschienen so aussichtslos, daß der Kaiser selbst dessen Suspension beantragen mußte, zur großen Freude des Papstes, der gern darauf einging (Frühjahr 1552). Zugleich zeigten Frankreichs Streitkräfte sich in Italien so überlegen, daß Karl dort einen Waffenstillstand einzugehen sich genöthigt sah, der die Gegner im Besitze von ganz Savoyen und Piemont beließ (April 1552). Viel bedenklicher war noch, was in Deutschland vorging. So geheim waren doch die Pläne und Rüstungen des Kurfürsten Moritz nicht geblieben, daß nicht eine ungewisse Kunde von ihnen sich überall verbreitet hätte. Allein Karl, der selbst die Gewissenhaftigkeit nicht gerade in politischen Dingen bethätigte, ließ sich — trotz der Warnungen, die ihm von den competentesten Seiten und mit wachsender Bestimmtheit immer wieder zugingen — durch ein krankhaftes Ruhebedürfniß zum Glauben an Moritz' Treue verleiten. Derselbe verabredete mit ihm eine freundschaftliche Zusammenkunft in Innsbruck, wo der Kaiser sich damals aufhielt. Welche furchtbare Ueberraschung für diesen, als im März 1552 Heinrich II. und die Protestanten plötzlich losschlugen! Der Kaiser befand sich diesem umfassenden Angriffe gegenüber in der schlimmsten Lage. Seine Finanzen waren völlig erschöpft, kein Heer hatte er zur Verfügung, keine Hülfe in Sicht. Die katholischen Fürsten Deutschlands, selbst König Ferdinand, wollten von der Fortdauer des spanischen Regiments nichts wissen und verweigerten jede Unterstützung. Dagegen im Westen siegreicher Angriff der Franzosen, im Osten siegreicher Angriff der Türken, das Mittelmeer voll von Barbareskenschiffen, und gegen die kaiserliche Person selbst der Angriff des unaufhaltsam nach Süden vordringenden protestantischen Heeres!

Wie furchtbar stürzte Karl von der erträumten Höhe herab! In welch unerwartetem Umfange zeigte sich die innere Hohlheit des anscheinend so stolzen kaiserlich-universalistischen Machtgebäudes! Der kranke Kaiser mußte nächtlicherweile aus Innsbruck in das schneebedeckte Gebirge flüchten. Er sah sich genöthigt, seinen Bruder Ferdinand zu Verhandlungen mit dem rebellischen Kurfürsten zu beauftragen; Mitte Mai trat ein Waffenstillstand ein, um die Friedensnegociationen in Passau eröffnen zu können. Hatten doch inzwischen die Franzosen sich Touls, Verduns und Metz' bemächtigt! Freilich hatte Karl zunächst die Absicht, unter dem Deckmantel der passauer Verhandlungen ein Heer zu sammeln, um den verrätherischen Sachsen zu züchtigen. Indeß schließlich sah er sich doch veranlaßt, den Passauer Vertrag zu ratificiren (August 1552), der die friedliche Schlichtung aller religiösen Wirren auf dem nächsten Reichstage vorschrieb, Johann Friedrich und Philipp von Hessen in Freiheit setzte, das Interim thatsächlich beseitigte. Allerdings gab Karl die Hoffnung nicht auf, dieses Opfer seines persönlichen Stolzes, seiner religiösen Ueberzeugung, seiner politischen Absichten wieder zurückzunehmen; aber gerade deshalb war es nöthig, zunächst die äußern Feinde, zumal Frankreich zu demüthigen. Während Moritz sein Heer nach Ungarn führte und dort die Türken wirksam bekämpfte, zog Karl mit 70,000 Mann vor Metz (October 1552). Der Besitz dieser wichtigen und reichen Stadt mußte zunächst über die ganze Stellung des Kaisers entscheiden. Allein Metz wurde von dem jungen Franz von Guise auf das geschickteste vertheidigt; die naßkalte Witterung der Herbst- und Wintertage erzeugte in der sumpfigen Ebene Krankheiten, die ein Drittel des kaiserlichen Heeres wegrafften. Im Januar 1553 mußte die Belagerung aufgehoben werden. Zugleich machten die Franzosen in Mittelitalien Fortschritte, eroberten mit den Türken vereint Corsica. Alles schlug dem Kaiser fehl; selbst die Niederländer wurden mismuthig und wollten nichts mehr von fernern Zahlungen für dessen verwickelte Angelegenheiten hören. Freilich setzte er noch mehrere Jahre den Kampf fort, zumal gegen Frankreich; allein entscheidende Vortheile vermochte er nicht mehr gegen dasselbe zu gewinnen. Ebenso wenig gelang es ihm, dauernden Unfrieden in Deutschland zu stiften, um so die Möglichkeit zur Wiederaufnahme seiner religionspolitischen Pläne zu gewinnen. Vielmehr ward er dadurch nur den Deutschen, den Katholiken wie den Protestanten, völlig verhaßt, und sie regelten ihre Verhältnisse ganz ohne Rücksicht auf ihn. Der Augsburger Religionsfriede (1555) erfüllte endlich das dringende Ruhebedürfniß des nun bereits an vierzig Jahre von den Glaubensstreitigkeiten zerrütteten Deutschlands.

Alle diese Ereignisse mußten Karl überzeugen, daß das Werk seines Lebens sowol auf religiösem wie auf politischem Gebiete gescheitert sei. In seiner autokratischen, kühlen, vornehmen Betrachtungsweise hatte er die unbesiegbare Macht des lebendigen Volksgewissens, die elastische Kraft treuen Glaubens völlig verkannt; alle List und Gewalt scheiterten schließlich an der festen und begeisterten Ueberzeugung der deutschen Protestanten. Aber

auch ohne diese religiösen Schwierigkeiten hatte sich immer wiederholt die Unmöglichkeit der Errichtung eines Universalreichs in der lebensvollen Zeit des 16. Jahrh. herausgestellt. Jede der zu dem ungeheuern Ganzen von Karl's Reich zusammengefaßten Nationalitäten machte stets wieder ihre Eigenart, ihre besondern Interessen geltend und zeigte mit wachsendem Nachdruck ihre Unlust, jene zu Gunsten eines Allgemeinen aufzuopfern, für das sie keine politische noch nationale Sympathie fühlte. Und andererseits rief das Universalreich ganz natürlich auch universelle Feindschaften wider sich wach. Alle noch unabhängigen Staaten sahen sich durch dasselbe bedroht, und deshalb fanden sie sich auch stets von neuem im Bündniß gegen Karl zusammen. Am wenigsten war es möglich, dauernd den Vertreter der universalen Kirche, den Papst, für das universale Kaiserthum zu gewinnen. Er merkte wohl, daß Karl V. sich bei dieser Vereinigung den Löwenantheil zudachte; und er war zugleich viel zu sehr weltlicher Fürst, um die unbedingte Herrschaft der Spanier in Italien gern zu sehen. So trat der Papst, der doch an den religiösen Bestrebungen Karl's den lebhaftesten Antheil hatte nehmen sollen, in entscheidenden Augenblicken immer als dessen Widersacher auf. An diesem Gegensatze scheiterten auch die bescheidenen kirchlichen Reformpläne, mit denen der Kaiser sich während seines ganzen Lebens getragen hatte.

Alle die entscheidenden Mißerfolge trübten die Stimmung Karl's um so gründlicher und unheilbarer, als er sich zugleich von Krankheit und vorzeitiger Schwäche erschöpft fand. Gicht, Asthma, sowie die Folgen seiner Ausschweifungen plagten ihn seit langer Zeit und traten immer quälender auf, zumal er sich in Bezug auf die von ihm stets sehr geliebten Tafelfreuden durchaus keine Beschränkung auferlegen wollte. Bereits als Funfzigjähriger erschien er als ein gebrechener, hinfälliger Greis, dem man ein baldiges Lebensende vorhersagte.[5]) Unter diesen Umständen nahm die schwermüthige, der Welt feindliche Gemüthsstimmung, die ihm als Erbtheil von seiner Mutter und deren Vorfahren überkommen war, immer mehr zu. Schon seit vielen Jahren hatte er den Gedanken gehegt, sich in die Stille eines Klosters zurückzuziehen. Als sein einziger Sohn heranwuchs, gewann dieser Gedanke größere Festigkeit und Bestimmtheit; jetzt wurde er zu einem wahren Bedürfniß für den kranken, mismuthigen, an sich selbst verzweifelnden Kaiser. Als ihm der große Erfolg geworden, die Hand Maria's von England für seinen Sohn Philipp zu gewinnen, hatte er diesem bereits (Sommer 1554) Neapel und Mailand übertragen. Der Tod seiner geisteskranken Mutter Johanna (Frühjahr 1555) verstärkte seinen Trübsinn. So faßte er den unwiderruflichen Entschluß, die Bürde seiner Geschäfte von sich ab auf jüngere Schultern zu wälzen, selbst den kühlen und feuchten Norden auf immer mit der reineren und wärmeren Luft Spaniens zu vertauschen. Er ließ seinen Sohn Philipp von England nach Brüssel kommen, und hier trat er ihm (25. Oct. 1555) in feierlicher Versammlung der Generalstände die gesammten Niederlande ab. Im Januar 1556 erfolgte dann, wiederum in Brüssel, die Cession der spanischen Königreiche mit allen sowol in der Alten wie in der Neuen Welt davon abhängigen Ländern an König Philipp. Die Vereinigung der Niederlande mit den spanisch-italienischen Gebieten der Habsburger bedeutete zugleich die endgültige Trennung jener von Deutschland. Denn indem Karl alle durchaus katholischen Länder seines Machtbereichs auf Philipp übertrug, brach er zugleich seine und seines Sohnes Verbindung mit dem überwiegend ketzerischen Deutschland ab. Vielmehr war er jetzt ganz mit der Absicht seines Bruders ausgesöhnt, das Deutsche Kaiserthum für den jüngeren Zweig des Habsburgischen Hauses zu reserviren. War doch der Versuch, jenes wieder zur höchsten, allgemeinen Obrigkeit der Christenheit in weltlichen und geistlichen Dingen zu erheben, völlig gescheitert; nicht einmal das war gelungen, in Deutschland selbst die kaiserliche Gewalt zu einer selbständigen, wahrhaft monarchischen zu machen. Diese schwache, dem fürstlichen Uebergewicht unterworfene Krone hatte für Karl keinen Werth mehr. Am 7. Sept. 1556 übertrug er seinem Bruder Ferdinand die Regierung des Reichs. Doch behielt er stets den kaiserlichen Titel, Krone, Mantel und Scepter; auch einen Gesandten Ferdinand's hatte er bei sich im Kloster und verhandelte fortwährend mit seinem Bruder über die Reichsgeschäfte.[6])

Wenige Tage nach jener Uebertragungsurkunde (17. Sept.) schiffte er sich zu seiner letzten Reise ein, um den schon längst von ihm erwählten und vorbereiteten Ruhesitz aufzusuchen. Es war das Hieronymitenkloster San-Yuste in der angenehmsten und geschütztesten Lage der castilischen Provinz Estremadura; am 3. Febr. 1557 zog er in dasselbe ein, um es nicht wieder zu verlassen. Doch hat er dort keineswegs das Leben eines ascetischen Einsiedlers geführt. Vielmehr huldigte er nach wie vor den Freuden der Tafel und umgab sich mit allen Bequemlichkeiten eines fürstlichen Daseins sowie mit einer zahlreichen Dienerschaft. Daneben nahm er fortgesetzten Antheil an den politischen Ereignissen, über die er regelmäßig unterrichtet wurde, und auf welche er bisweilen eine unmittelbare Einwirkung ausübte. Freilich gab er sich auch den Uebungen der Frömmigkeit mit großem Eifer hin, beschäftigte sich daneben mit mechanischen Arbeiten, wie Automaten und Uhren, oder er hörte die Lektüre historischer oder erbaulicher Bücher an. Noch in den letzten Wochen seines Lebens entzündete sein kirchlicher Fanatismus sich an der Nachricht, daß auch in Spanien protestantische Gemeinden entdeckt worden seien. Er drängte eifrigst auf völlige, unnachsichtliche Vernichtung des Ketzerthums auf der Halbinsel, er hat die Verfolgung entfesselt, welche die Reformation in Spanien ertödtete. Bald darauf verschlimmerten sich seine Uebel von neuem — die berühmte Scene seiner Exequien bei leben-

5) Ognuno gli pronostica breve vita; Relazione di Marino Cavalli, 1551.

6) Vgl. Relazione di Fed. Badoero, 1557.

digem Leibe scheint die Erfindung eines Mönches zu sein — am 21. Sept. 1558 verschied er, auf den Lippen das Crucifix, das einst auch seiner Gemahlin in der Sterbestunde gedient und das ihn nie verlassen hatte.

Aus der überaus reichhaltigen Literatur über Karl V. können hier nur die hauptsächlichsten Werke angeführt werden: Commentaires de Charles-Quint, publiés par Kervyn de Lettenhove (Brüssel 1862; deutsche Uebersetzung von Warnkönig, Leipzig 1862). — Joannes Genesius Sepulveda, De rebus gestis Caroli Imperatoris libri XV (gleichzeitige Biographie, veröffentlicht Madrid 1784). — Sandoval, Historia de la vida y hechos del Emperador Carlos V. (2 Bde., Madrid 1604—6). — Robertson, History of the emperor Charles V. (London 1769, seitdem häufig aufgelegt; deutsch von Mittelstedt, 3. Aufl., 3 Bde., Braunschweig 1795). — Mod. Lafuente, Historia general de España, Bd. 11. 12. — Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (Sämmtl. Werke Bd. 1—6). — W. Maurenbrecher, Geschichte der katholischen Reformation (Thl. I, Nördlingen 1880). — Giuf. de Leva, Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia (4 Bde., Venedig 1864 fg.). — Coleccion de documentos inéditos para la historia de España. — Albéri, Relazioni degli ambasciatori veneti al Senato, Serie I. — Gachard, Relations des ambassadeurs vénetiens sur Charles-Quint et Philippe II (Brüssel 1856). — Lanz, Correspondenz des Kaisers Karl V. (3 Bde., Leipzig 1844—46). — Derselbe, Staatspapiere zur Geschichte des Kaisers Karl V. (Stuttgart 1845). — Derselbe, Actenstücke zur Geschichte Kaiser Karl's V. (Stuttgart 1853[). — Gachard, Correspondance de Charles-Quint (Brüssel 1859). — Le Glay, Négociations entre la France et l'Autriche 1500—1530 (2 Bde., Paris 1845). — Weiß, Papiers d'État du Cardinal de Granvelle (Paris 1841 fg.). — A. von Druffel, Briefe und Acten zur Geschichte des 16. Jahrhunderts (München 1873 fg.). — Gachard, Jeanne la Folle et Charles-Quint (Bulletins de l'Académie de Belgique, Brüssel 1870—72). — Juste, Charles-Quint et Marguerite d'Autriche (Brüssel 1858). — Rösler, Die Kaiserwahl Karl's V. (Wien 1868). — Höfler, Karl's I. (V.) Wahl zum römischen König (Wien 1874). — Friedrich, Der Reichstag zu Worms 1521 (Denkschrift der münchener Akademie 1871). — Höfler, Der Aufstand der castilianischen Städte gegen Kaiser Karl V. (Prag 1876). — Mignet, La rivalité de Charles-Quint et de François I (2 Bde., Paris 1875). — Gachard, Trois années de Charles-Quint (Brüssel 1865). — Druffel, Kaiser Karl V. und die römische Curie 1544—46 (München 1877). — Maurenbrecher, Karl V. und die Protestanten 1545—55 (Düsseldorf 1865). — G. Voigt, Moritz von Sachsen (Leipzig 1876). — Mignet, Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort au Monastère de Yuste (Paris 1854, dann oft aufgelegt). — Gachard, Retraite et mort de Charles-Quint (2 Bde., Brüssel 1854—55).

(*M. Philippson.*)

e) KARL VI., deutscher Kaiser von 1711—40, als spanischer König Karl III. der letzte des deutschen habsburgischen Mannsstammes, war geboren am 1. Oct. 1685 als zweiter Sohn des Kaisers Leopold I., entstammte der dritten Ehe seines Vaters, der Verbindung mit Eleonore Magdalena von der Pfalz. Seit seinem siebenten Jahre leitete die Erziehung Anton Florian Fürst von Liechtenstein, der ihm auch später in Spanien zur Seite war. Karl, nach dem Berichte des venetianischen Botschafters Ruzzini über den funfzehnjährigen Erzherzog der Liebling des Vaters, diesem ähnlich, aber beweglicher und energischer, zog 1703 als Prätendent nach Spanien, 18 Jahre alt, nachdem im Spanischen Successionsstreite die Seemächte England und Holland sich für ihn als Erben der spanischen Krone erklärt hatten und der Kaiser für sich und seinen Erstgeborenen, den römischen König Joseph, auf alle spanischen Länderansprüche verzichtete. Am 3. Nov. 1703 traf Karl im Haag ein, am 26. Nov. wurde die Flotte segelfertig, furchtbare Stürme hinderten das Auslaufen derselben bis zum Januar 1704, dann fuhr Karl nach England und von dort am 8. März 1704 mit der holländisch-englischen Flotte im Tajo ein; er erhielt daselbst die Nachricht, seine Braut, die portugiesische Prinzessin, sei den Blattern erlegen. Er bemächtigte sich Barcelonas, das von seinem Gegner Philipp V. (Louis' XIV. Enkel) belagert wurde und dem Falle nahe war, als es durch das Erscheinen der englischen Flotte befreit wurde. Das Kriegsglück in Spanien wechselte häufig und Karl hielt zweimal seinen Einzug in Madrid, um es zweimal wieder zu verlassen. Im J. 1706 ließ er sich als König Karl III. daselbst zum König ausrufen. Im ganzen war seine Stellung mehr von dem Erfolge der Waffen der deutsch-englisch-holländischen Coalition gegen Frankreich im Erbfolgekriege als von dem Gange der Kriegsereignisse in Spanien selbst abhängig, wiewol seit 1706 auch auf dem spanischen Schauplatze seine Generale Fagel, Schomburg, vor allem der kühne Engländer Peterborough ihm Catalonien erobert hatten, woselbst er auch vom Volke geliebt wurde, hingegen er in Castilien keinen Anhang hatte. Bald sah sich Karl wieder auf Catalonien beschränkt und in Barcelona festgebannt. Mit Mühe hielt sich Guido Starhemberg gegen die französische Uebermacht. Da starb am 17. April 1711 Karl's Bruder Joseph I., der deutsche Kaiser und Herr der österreichischen Länder, und Karl erwartete jetzt ein anderes Los, das, seinem kaiserlichen Bruder im Deutschen Reiche zu folgen. Nur ungern verließ er das Land seiner Neigung, Spanien, am 27. Sept. 1711, ließ seine Gemahlin Elisabeth Christine (Tochter Herzogs Rudolf von Braunschweig-Lüneburg) als Regentin zurück, inzwischen Eugen von Savoyen an der Spitze der Kaiserlichen den Rhein sicherte und an den Höfen der Kurfürsten die Kaiserwahl Karl's emsig betrieb, die am 19. Dec. 1711 erfolgte. Gleichzeitig war der Friedenscongreß nach Utrecht ausgeschrieben, die Seemächte weigerten sich, eine habsburgische Universalmonarchie gründen zu helfen, und Karl VI. mußte auf die spanische Krone verzichten, die nun rechtmäßig an

den Bourbon Philipp V. kam. Karl erhielt vom spanischen Erbe die Nebenländer, d. i. das Mailandische, die Niederlande, Neapel, Sardinien, Plätze und Häfen in Toscana — im Frieden zu Rastadt (1714, eine Folge der Siege des Prinzen Eugen von Savoyen.

Nicht lange darauf brach ein Krieg mit den Türken aus. Nach dem Karlowitzer Frieden, in welchem Oesterreich den Besitz Ungarns und Siebenbürgens wieder gewann, war der Hochmuth der Osmanen so tief gedemüthigt, daß sie jedes feindliche Vorgehen aufgaben und sogar den Aufstand Rakoczy's nicht unterstützten. So ward diese gefährliche Rebellion durch den Streit und Zwiespalt zwischen den Führern und durch den bald erfolgten Uebertritt Karolyi's zu der Partei des Kaisers in dem gefährlichsten Augenblicke, nämlich bei dem Tode Joseph's I. und der Thronvacanz in Wien, erstickt. Allein die Osmanen suchten Feindseligkeiten mit der Republik Venedig. Als die Türken Morea, die Inseln Tine und Cerige erobert hatten, Venedig in Noth gerieth, wandte sich dessen General, Graf Schulenburg, an Eugen und Karl VI. schloß mit Venedig eine Allianz zur Bekämpfung der Ungläubigen. Eugen von Savoyen ging bei Peterwardein über die Donau und erfocht an der Spitze deutscher Krieger innerhalb fünf Stunden den glänzenden Sieg bei Peterwardein am 5. Aug. 1716. Das ganze türkische Lager und eine ungeheuere Beute blieben in den Händen der Sieger zurück. Noch in demselben Jahre fiel Temesvar, die für uneinnehmbar gehaltene Festung, das Entsatzheer wurde geschlagen. Hundertvierundsechzig Jahre waren die Türken im Besitze dieser Festung gewesen. Das Banat wurde besetzt und auch noch Streifzüge in die Walachei unternommen, in deren Hauptstadt Bukarest ein kaiserlicher Kapitän seinen Einzug hielt. Im Frühjahre von 1717 zog Eugen über die Donau, nahm eine feste Stellung zwischen Drau und Save und lagerte sich vor Belgrad, welche Festung von 30,000 Osmanen vertheidigt wurde. Eugen erfocht hier in offener Feldschlacht einen glänzenden Sieg, eroberte das Lager der Türken und machte eine unermeßliche Beute; 20,000 gefallene Osmanen bedeckten das Schlachtfeld. Am 18. Aug. 1717 capitulirte Belgrad und 600 Geschütze und die ganze Donauflotille wurden eine Beute der Kaiserlichen. Im ganzen Deutschen Reiche sang man das Volkslied, welches diesen Sieg verherrlicht. Im Vertrage von Passarowitz am 21. Juli 1718 erhielt Oesterreich neue Grenzen, Belgrad und einen Theil von Serbien, Temesvar und das Banat, das Recht des Schutzes türkischer Unterthanen, das Recht, Consuln zu bestellen und Vortheile des Handelsbetriebes mit der Levante.

Während der Kaiser mit dem Türkenkriege beschäftigt war, versuchte Philipp V. von Spanien wieder in den Besitz der im Utrechter Frieden verlorenen Nebenländer zu gelangen. Der Cardinal Alberoni brachte eine arge diplomatische Bewegung hervor. Indeß vereinigten sich Frankreich, Großbritannien und der Kaiser (Hollands Beitritt war vorbehalten) zur Quadrupelallianz. Die Kaiserlichen unter Bonneval marschirten im Sicilien ein und der Kaiser erhält im Frieden gegen Sardinien, welches der Herzog Victor Amadeus von Savoyen als Königreich erhält, Sicilien, und dadurch den Besitz des wieder vereinigten Königreichs beider Sicilien.

Karl, der als Karl III. lange in Spanien geweilt, hatte lebhafte Sympathien für die Catalanen und aus Dankbarkeit nahm er beim Verlassen des Landes eine ganze Anzahl der ihm treu ergebenen spanischen Granden und Hofbeamten mit sich nach Wien. Diese beeinflußten den Kaiser mehr als gut war, bildeten mit den neapolitanischen Höflingen eine gegen den deutsch-österreichischen Adel, an dessen Spitze Prinz Eugen stand, gerichtete einflußreiche Partei. Diese Partei wußte den Kaiser dahin zu bringen, daß er sich von dem Prinzen Eugen und seinen bisherigen Alliirten England und Holland abwendete und sich Spanien zuwandte, mit welchem er eine von dem spanischen Minister Ripperda entworfene Allianz abschloß. Diese sollte zum Zweck haben eine Wechselheirath, sodaß der Infant Don Carlos die Hand der kaiserlichen Erbtochter Maria Theresia erhalten hätte. Diese Allianz, welche dem Kaiser keinerlei Hülfe von Spanien versprach, aber die Feindschaft von England und Holland eintrug, erregte auch das Mistrauen der protestantischen Kurfürsten im Deutschen Reiche, und Georg I., Kurfürst von Hannover und König von England, welcher sich schon an Frankreich angelehnt hatte, schloß mit seinem Schwiegersohne, dem Könige von Preußen Friedrich Wilhelm I., den Vertrag von Herrnhausen. Auch Sardinien, Baiern und Dänemark traten gleichfalls gegen den Kaiser zusammen, der sich nun, infolge seiner spanischen Allianz und seiner maritimen Projecte — Gründung einer privilegirten Compagnie in Ostende — von einer europäischen Coalition umringt sah. Reuig kehrte jetzt der Kaiser zu seinem zeitweilig vernachlässigten und verkannten Rathgeber, dem Prinzen Eugen, zurück, der es sich angelegen sein ließ, zunächst Preußen auf die Seite des Kaisers zu bringen, was ihm auch durch die Mission Seckendorf's nach Berlin gelang. Nach dem Tode Georg's I. suchte Eugen bei Walpole die Beziehungen mit England wieder günstig zu gestalten und auch Holland wieder auf die Seite des Kaisers zu bringen.

Es war das um so wichtiger, als Karl VI. damals die neue Erbfolgeordnung, die sogenannte Pragmatische Sanction zur allgemeinen Anerkennung bringen wollte. Wie vor zwanzig Jahren in Spanien, so war jetzt in Oesterreich der Mannsstamm der Habsburger dem Erlöschen nahe. Für diesen Fall hatte Leopold I. in einem Hausgesetze nicht blos die Unzertrennlichkeit der österreichischen Erblande, sondern auch die Succession der Art bestimmt, daß, im Falle Karl VI. ohne männliche Erben stürbe, die Töchter Joseph's I. den Töchtern Karl's vorangehen sollten. Allein Karl veränderte dieses Gesetz dahin, daß in Ermangelung männlicher Nachfolger seine eigenen Töchter und deren Descendenten die sämmtlichen und untheilbaren österreichischen Länder erben sollten. Dafür sollte nun nicht blos die Einwilligung der Stände der Erblande, sondern auch die der europäischen Mächte und die der deutschen Reichsfürsten gewonnen werden.

Am 13. April 1716 ward dem Kaiser ein Sohn Leopold geboren; allein dieser starb schon am 4. Nov. desselben Jahres und so wurde nun ernstlich die Uebertragung der Krone an des Kaisers älteste Tochter Maria Theresia (geb. am 15. Mai 1717, gest. am 29. Nov. 1780) — die nachmalige Kaiserin — ins Auge gefaßt (die Schwestern sind Maria Amalia, geb. am 5. April 1724, gest. am 19. April 1730; Maria Anna, geb. am 17. Nov. 1718, gest. am 16. Dec. 1744). Der Durchführung dieser Erbfolgeordnung galten nun alle Pläne Karl's, die Anstrengungen der Staatskunst des Prinzen Eugen und die Kämpfe Oesterreichs bis zum Tode Karl's VI. Um den Kurfürsten von Sachsen zu gewinnen, der auf die polnische Krone Anspruch erhob, betheiligte sich Karl an dem sogenannten Polnischen Erbfolgekriege (1734—35) in welchem Karl für August III. von Sachsen gegen Stanislaus Leßczynski, Schwiegervater Ludwig's XV. und polnischer Throncandidat Frankreichs, Partei nahm und dadurch in einen Reichskrieg mit Frankreich und dessen Verbündeten, Spanien und Savoyen, gerieth. Das Kriegsjahr 1734 endete mit dem Verluste der Lombardei für Oesterreich. Am Rhein führte der greise Prinz Eugen mit unzureichenden Mitteln einen Vertheidigungskrieg, um das Vordringen der Franzosen im Reiche zu verhindern. In Italien verlor Oesterreich Neapel und Sicilien, und so sah sich denn Karl genöthigt, am 3. Oct. 1735 den Wiener Frieden zu schließen, in welchem allerdings August III. von Sachsen Polen erhält, aber das Deutsche Reich Lothringen an Frankreich verliert. Der Herzog von Lothringen Franz, Gemahl der Erbtochter Maria Theresia, erhält das durch das Aussterben der Medicer ledig gewordene Toscana, der Kaiser verliert Neapel und Sicilien, bekommt allerdings dafür einen großen Theil der Lombardei, Parma und Piacenza als Entschädigung. Vor allem aber ist die Pragmatische Sanction gesichert. Nicht lange überlebte der bedeutendste Staatsmann des Kaisers, Prinz Eugen von Savoyen, den Wiener Frieden; er starb am 21. April 1736 im 73. Lebensjahre. Er täuschte sich nicht über den Werth seiner staatsmännischen Erfolge und es wird ihm der Satz in den Mund gelegt: „200,000 Soldaten sind besser als alle Tractaten." — Bald sollte Karl die Schwere dieses Verlustes empfinden in dem Türkenkriege von 1736—39, den Oesterreich an der Seite Rußlands führte. Die Armeen unter Seckendorf, Prinz von Hildburghausen, Graf Wallis und Königsegg erlagen durch schlechte Führung, Zwietracht der Führer, schlechte Verpflegung, Zersplitterung der Kräfte, und im Belgrader Frieden vom 16. Sept. 1739 verliert Oesterreich wiederum Belgrad, Schabatz, die Kleine Walachei und Insel und Festung Orsowa. — Wallis und Graf Neipperg zeigten dieselbe Unfähigkeit in der diplomatischen Verhandlung wie in der Kriegführung und wurden, um dem misvergnügten Volke Genugthuung zu geben, zu Festungshaft verurtheilt.

In den innern Verhältnissen hatte sich in der Zeit Karl's VI. wenig geändert, die Glaubenseinheit wurde aufrecht erhalten, Glaubensprüfungs-Commissionen aufgestellt und den Protestanten nur die Auswanderung nach Siebenbürgen gestattet. Immerhin beginnen sich unter Kaiser Karl VI. einzelne Versuche zur Belebung des geistigen Verkehrs zu regen. Die Jesuiten verlieren mehr und mehr den monopolistischen Einfluß und finden lebhafte Gegnerschaft an den Benedictinern und Piaristen. An den Universitäten des Reiches tritt wiederholt die landesfürstliche Oberaufsicht gegen die jesuitische Methode des Unterrichts auf. Im übrigen macht das Bestreben der Centralisation der Staatsverwaltung unter Karl bedeutende Fortschritte. Eine Sonderstellung erhielt das Stadtgebiet von Triest, dessen handelspolitische und maritime Bedeutung auf Karl zurückzuführen ist, welcher Triest und Fiume das Freihafenrecht ertheilte. Die Ständeversammlungen sinken unter Karl's Regierung zu völliger Ohnmacht herab, da sie dazu gebracht werden, in sogenannten Decimalreceſſen die Steuern gleich für 10 Jahre zu bewilligen.

Karl war ein besonderer Freund der Künste und zeigte dies namentlich in der Begünstigung der Baukunst. Er achtete die Finanznoth gering und führte kostspielige Bauten auf. Einen Augenblick lang schwebten zwischen Karl und Leibniz die Verhandlungen über die Begründung einer Akademie der Wissenschaften. Eugen begünstigte diesen Plan, der nicht zur Ausführung kam. Damals lebten in Wien vorzugsweise italienische Dichter und Künstler wie auch Gelehrte. Unter den letztern Garofalo, der Archäolog, und der berühmte Geschichtschreiber Pietro Giannone; der Dichter Jean Baptiste Rousseau war eine Zeit lang an dem vom Kaiser Karl VI. gegründeten Staatsarchiv als Hofhistoriograph beschäftigt. Der Dichter und Humanist Apostolo Zeno lebte gleichfalls an Karl's Hofe und sein Leibarzt Garelli ist der Stifter einer großen Bibliothek, welche dann später der Theresianischen Ritterakademie und endlich der lemberger Universität übergeben wurde. Karl ist der zweite Stifter der Hofbibliothek, die er um den Bücherschatz Eugen's und die kostbare Handschriftensammlung und Bücherei von Eugen's Generaladjutanten Hohendorf bereicherte. Für die bildende Kunst erstand 1704 eine Akademie, mit welcher eine Kunstgalerie mit antiken Denkmälern in Gipsabgüssen in Verbindung trat und die k. k. Bildergalerie, die dann im Eugen'schen Palaste im Belvedere untergebracht wurde. Das Münzkabinet, von Karl gegründet, wurde bedeutsam für die Alterthumskunde und Fischer von Erlach und seine Schule brachten eine besondere Blüte der Architektur hervor. Der Karolinische Tract der Hofburg, die Sommer- und Winterreitschule, die Karlskirche, das Hofstallgebäude, die Hofbibliothek mit den von Winckelmann bewunderten Fresken von Daniel Gran, die Sommerpaläste der Fürsten Schwarzenberg und Auersperg, die Paläste des Prinzen Eugen — sind Werke der beiden Fischer von Erlach, architektonische Denkmale der Karolinischen Epoche. Das Italienische herrschte auch am Hofe vor und Metastasio war des Kaisers Hofpoet, der Schöpfer der italienischen Singspiele. Karl versammelte an seinem Hofe ausgezeichnete Musiker und seine Kapelle verschlang ungeheuere Summen; er selbst com-

vouirte. Die Anfänge militärischer Bildung lagen in der von Karl gegründeten „Kriegsbaukunstschule" vor. Karl starb am 20. Oct. 1740 im Schlosse Favorita (jetzt Theresianum) in Wien nach kurzer Krankheit.

Literatur. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. (5. Aufl., 1864–70). — K. v. Noorden, Europ. Geschichte im 18. Jahrh. (Düsseldorf 1874). — K. A. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen (9. und 10. Band). — Droysen, Geschichte der preuß. Politik (4. Band). — Sehr wichtig ist: Arneth, Leben Guido's von Starhemberg (Wien 1853) — Arneth, Prinz Eugen von Savoyen (3 Bände, Wien 1858—59). — Krones, Handbuch der Geschichte Oesterreichs (4. Band, Berlin 1879). — Weitere Literaturnachweise für ältere Bearbeitungen in: Krones „Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen- und Literaturkunde" (Wien 1881–82). (*H. M. Richter.*)

f) KARL VII. (Karl Albrecht), deutscher Kaiser (1742–45) und Kurfürst von Baiern, geboren zu Brüssel 1697, der Sohn Max Emanuel's, Kurfürsten von Baiern, damals Statthalter der spanischen Niederlande, war nach der Eroberung Baierns durch Prinz Eugen und Marlborough und der Achtserklarung seines Vaters durch Kaiser Joseph I. als kaiserlicher Gefangener zuerst in Klagenfurt, dann in Görz erzogen worden. Der Rastadter Friede 1714 gab ihm die Freiheit und an der Spitze des bairischen Truppencontingents nahm er Antheil an dem Türkenkriege und an den Schlachten von Peterwardein und Belgrad. Im J. 1722 vermählte er sich mit der jüngeren Tochter Kaiser Joseph's I., Maria Amalia, aus welcher Verbindung er seine Erbfolgeansprüche gegen Maria Theresia herleitete. Im J. 1726 folgte er seinem Vater als Kurfürst von Baiern in der Regierung. Der am 25. Oct. 1726 ratificirte Vertrag, der die Pragmatische Sanction anerkannte, war nur auf zwei Jahre geschlossen und nicht wieder erneuert worden. Von Baiern aus wurde wiederholt der Versuch gemacht, für den Kurprinzen die Hand Maria Theresia's zu erwerben, wodurch Oesterreich mit Baiern vereinigt worden wäre und die Geschicke Deutschlands wie Oesterreichs gewiß eine bedeutsame Wendung erfahren hätten. Dieser Verbindung setzte Maria Theresia, wegen ihrer Neigung zu Franz Stephan von Lothringen, Widerstand entgegen; 1738—39 schwebte der Plan, die Erzherzogin Marianne, die jüngere Schwester Maria Theresia's, mit dem Kurprinzen zu vermählen. Nach dem Tode Karl's VI. protestirte der bairische Gesandte Perusa gegen die Succession Maria Theresia's. Der Cardinal Fleury trat in Unterhandlung mit dem bairischen Hofe und Cabinet, welches letztere erklärte, der Verzicht der Gattin des Kurfürsten zu Gunsten der Pragmatischen Sanction sei blos bindend für sie, nicht aber für den Kurfürsten. Da gleichzeitig auch Friedrich von Preußen Ansprüche auf Schlesien erhob und mit Truppenmacht in dieses österreichische Erbland einfiel und Graf von Belleisle als das Programm der französischen Politik hinstellte die Theilung Oesterreichs und die Verhinderung der Kaiserwahl Franz Stephan's, außerdem Spanien und Savoyen die italienischen Länder Habsburgs, wie Frankreich selbst die Niederlande, beanspruchten, so war eine Coalition gegen Maria Theresia von selbst gegeben, in welcher dem Kurfürsten Karl Albrecht von Baiern eine hervorragende Rolle zugedacht war. Der Nymphenburger Vertrag vom 18. oder 22. Mai existirt neuesten Forschungen nach nicht, hingegen ist unbestritten, daß am 16. Aug. 1741 ein Vertrag abgeschlossen wurde zwischen Baiern und Frankreich; die Unterhandlungen der Maria Theresia in München blieben erfolglos. Karl Albrecht zieht in den Oesterreichischen Erbfolgekrieg zur selben Zeit, als auch Friedrich von Preußen mit Frankreich einen Allianzvertrag geschlossen hatte. Die Baiern und Franzosen rückten gegen Passau vor, welche Stadt der Kurfürst am 31. Juli 1741 einnahm; er rückt dann nach Oberösterreich, zieht in Linz ein, läßt sich daselbst von Landherren und Prälaten huldigen, besetzt Enns, zieht in Niederösterreich ein und rückt bis St. Pölten vor. In Wien erwartet man bereits den Feind und die schlecht befestigte, von Truppen entblößte, nur von 6000 Mann Bürgermiliz und einer Schar von Studenten und Handwerkern vertheidigte Stadt gab sich schon verloren. Aber gegen alle Erwartung brach Karl Albrecht mit seinem bairisch-französischen Heere in der Zeit vom 15. Sept. bis Anfang November nicht nach Wien auf, sondern ließ die Armee in zwei Corps nach Böhmen abschwenken. Neuerdings war Friedrich von Preußen mit Baiern ein Bündniß eingegangen, wonach Baiern Böhmen, Oberösterreich, Tirol und Vorderösterreich erhalten sollte. Zur Gewinnung Bohmens war nun auch ein drittes bairisch-französisches Corps über Amberg aus der Oberpfalz in Bohmen eingebrochen und 21,000 Sachsen unter Rutowski verstärkten die kurfürstliche Armee. In den Tagen vom 25. und 26. Nov. wurde Prag durch die bairisch-französische Armee erstürmt, am 7. Dec. ließ der bairische Kurfürst sich als König von Böhmen nach göttlichem und menschlichem Rechte ausrufen und am 19. Dec. nach der Krönung durch den prager Erzbischof von 400 Mitgliedern der Ständetafel huldigen. Während nun Marschall Belleisle den Oberbefehl in Böhmen an Broglie abgebend in Deutschland die Kaiserwahl des bairischen Kurfürsten vorbereitete, brach der österreichische General Khevenhüller gegen Oberösterreich auf, zog gegen Linz, besetzte dieses, brachte Oberösterreich wieder unter die Herrschaft der Maria Theresia und drang über die Grenze am 7. Jan. 1742 in Baiern ein. Während der bairische Fürst zum deutschen Kaiser gewählt wurde als Karl VII., zogen die leichten Reiter, Panduren, Kroaten, Tolpatschen unter Wenzel und Franz von der Trenck, überall Schrecken verbreitend, durch Baiern, besetzten am 13. Febr. München, während die österreichischen Generale Karl von Lothringen, Königsegg und Lobkowitz die Operationen in Böhmen begannen. Als nun Maria Theresia in dem Breslauer Frieden den König von Preußen durch Abtretung eines Theiles von Schlesien befriedigt hatte, wandten sich ihre Truppen gegen die Franzosen in Böhmen mit Energie und diese hatten große Noth, sich in Prag zu vertheidigen, bis es ihnen gelang, auf einem

mit großen Verlusten bewerkstelligten Rückzuge bei großer Winterkälte das Land zu verlassen. Eger blieb bis 7. Sept. 1743 der letzte Haltpunkt in Böhmen. Die Oesterreicher hatten inzwischen München geräumt und sahen sich im October auf Passau und Schärding beschränkt. Dagegen siegte Khevenhüller über die Baiern und Franzosen am 9. Mai 1743 bei Simbach und Braunau, wieder flüchtet Karl VII. aus München und der Evacuationstractat von Niederschönfeld liefert ganz Baiern in die Hände Oesterreichs. Im September ließ sich Maria Theresia von den bairischen und oberpfälzischen Ständen huldigen und bestellte zu München als Statthalter den Grafen Goeß. Inzwischen hatte auch Oesterreich an England einen Freund gewonnen, der die Franzosen beschäftigte, die sogenannte pragmatische Armee aufstellte (Sieg derselben bei Dettingen über Noailles), die Wormser Tripelallianz zwischen England, Sardinien und Oesterreich stiftete. Endlich hatte sich auch Sachsen von der Coalition gegen Maria Theresia losgerissen. Diese großen Erfolge Oesterreichs brachten Friedrich von Preußen dazu, den zweiten Schlesischen Krieg zu beginnen, in welchem Prag am 16. Sept. 1744 vor den Preußen capitulirte und zum zweiten mal Karl VII. huldigte. Aber die Erfolge Friedrich's kamen Karl nicht mehr zugute. Er konnte wol noch nach München zurückkehren, am 23. Oct. 1744, und wurde mit Jubel von den Baiern aufgenommen, starb aber am 20. Jan. 1745 von Kummer und Krankheit erschöpft. Sein Beispiel war für den Erben nicht verloren, Max Joseph schloß den Frieden zu Füssen, in welchem er die Pragmatische Sanction durch das gesammte Haus Wittelsbach anerkannte und seine Stimme bei der Kaiserwahl dem Gatten Maria Theresia's, Franz Stephan (als Kaiser Franz I. 1745—65) zusicherte.

Literatur: Heigel, Der österr. Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karl's VII. (Nördlingen 1877); ferner Heigel, Die Ansprüche des Kurfürsten Karl Albert auf die österr. Erbfolge (Nördlingen 1874). — Uhde, Die Kaiserkrönung Karl's VII. (Historisches Taschenbuch, 5. Folge, Jahrg. 6, 1876). Die einschlägige österr. Geschichte in Arneth, Maria Theresia. Erste Regierungsjahre (I. Band), und Ranke, 9 Bücher preußischer Geschichte und die einschlägige bairische Geschichte. — Aretin, Chronologisches Verzeichniß der bairischen Staatsverträge, und Wenck II, 130. (*H. M. Richter.*)

III. Karl: Könige von England, Schottland und Irland.

a) KARL I., König von England, Schottland und Irland. Am 19. Nov. 1600 zu Dunfermline in Schottland (Grafschaft Fife) als zweiter Sohn des Königs Jakob VI. von Schottland, welcher am 24. März 1603 auch den englischen Thron als Jakob I. bestieg, und der Anna von Dänemark, Tochter König Friedrich's II., geboren, entwickelte sich Karl kräftig, wurde ein guter Reiter, im Waffenspiele gewandt und liebte zeitlebens die Jagd. An Geist und Kenntnissen blieb er weit hinter dem gelehrten Vater, an Energie hinter seinem älteren Bruder Heinrich zurück, lernte aber viel in der Schule des Vaters und nahm den großen Kunstsinn des Bruders, den er sittlich in den Schatten stellte, in sich auf. Seit Heinrich's Tod (1612) Prinz von Wales, zeichnete er sich durch Sittenreinheit aus, war gebildet und voll Wohlwollen, verstand es, auch schwierige Fragen zu ergründen, schrieb gut und sein Haushalt war sehr geregelt. Seine Fürstenehre ging ihm über alles.

Als er zu Jahren gekommen, sollte er im Interesse der Politik die Infantin Maria, Tochter Philipp's III. von Spanien, heirathen; Buckingham nahm die Angelegenheit in die Hand und reiste mit Karl, über den er absolute Herrschaft gewonnen hatte, verkleidet als Mr. Smith, wie sich auch Karl nannte, im Februar 1623 nach Spanien. In England war man entschieden gegen die spanische Heirath und begünstigte den Gedanken einer brandenburgischen Verbindung, während vom Hofe auch wegen einer französischen Prinzessin Unterhandlungen begannen. Sehr geschmeichelt nahm der madrider Hof Karl und Buckingham im März 1623 auf, erwartete aber den Uebertritt von Karl's Kindern zum Katholicismus und weitgehende Concessionen für die englischen Katholiken, und in dem politisch-religiösen Verhältnisse Englands und Spaniens war es begründet, daß die Angelegenheit scheitern mußte. Buckingham, dessen Benehmen bei den förmlichen Spaniern großen Anstoß erregte, drängte zur Abreise, sah in Spaniens Zögerung mit der Verlobung eine persönliche Beleidigung, und mit ihm kehrte Karl unter dem Jubel des Volks im October 1623 nach London heim. Von nun an stand Karl mehr denn je unter seinem Einflusse, über Spanien empört, tief beleidigt in seinem Stolze. Alsbald fädelte Buckingham seine Heirath mit der Tochter Heinrich's IV. von Frankreich und Navarra, Henriette Maria, ein; Lord Kensington ging in dieser Sache nach Paris, Buckingham's beabsichtigter Sturz unterblieb, er löste England immer mehr von Spanien, betrieb die französische Heirath und einen spanischen Krieg. Am 12. Dec. 1624 unterzeichnete Karl's Vater zu Cambridge den Vertrag wegen der französischen Heirath und er wie Karl an demselben Tage eine geheime Versicherung; in beiden wurden den englischen Katholiken große Zugeständnisse gemacht. Am 8. April 1625 bestieg Karl den Thron als „König von England, Schottland und Irland". Gleich Jakob I. war er durchdrungen vom Glauben an sein unbeschränktes göttliches Herrscherrecht. Aus Politik wie aus Ueberzeugung beschützte er die bischöfliche Hochkirche, wandte sich feindlich gegen die Puritaner und Presbyterianer und behandelte die Katholiken mild. Es erregte große Unzufriedenheit, daß Buckingham der leitende Günstling blieb und als Mitglied des auswärtigen Amts die Leitung des Geheimen Raths an sich zog; vor allem wollte er die Flotte heben und in einem Seekriege gegen Spanien selbst das Commando führen, wobei er auf niederländischen Beistand hoffte. Karl verwandte darum seine Aufmerksamkeit besonders auf die Flotte und wieder begann der leidige Kaperkrieg. Im Mai kam Buckingham nach Paris, um Karl's Braut abzuholen, entfaltete raffinirten Luxus, scheiterte aber mit seinen politischen Machinationen

die auf ein Bündniß mit Frankreich gegen Spanien ausliefen, an Richelieu's Staatsweisheit, kehrte unbefriedigt heim und verlor in England den letzten Rest von Popularität. 1625 berathete der König Henriette Maria von Frankreich, was seine protestantischen Unterthanen ihm sehr verübelten; sie fürchteten Rückkehr zum „Papismus". Am 28. Juni eröffnete Karl sein erstes Parlament, dies zeigte sich alsbald entschlossen, die seit Heinrich VIII. fortgesetzt geschädigten nationalen Rechte zu verfechten. Hatte sich Karl in den letzten Jahren dem Parlamente gegenüber der Miswirthschaft der Krone günstig gezeigt, so trieb ihn der Herzog von Buckingham jetzt gegen die parlamentarische Gewalt. Karl erfüllte das Verlangen des Parlaments nicht, gegen die Katholiken vorzugehen, er sah sich in der Unmöglichkeit, rein protestantisch zu regieren, hatte bei seiner Verlobung Verpflichtungen gegenüber Rom eingehen müssen und war nicht gewillt, dem Parlamente Einfluß auf die geistlichen Angelegenheiten zu gewähren. Durch kirchliche Befugnisse verstärkt, stellte sich die königliche Autorität der erstrebten Allgewalt des Parlaments entgegen. Die vom Parlamente bewilligten Subsidien waren äußerst karg, und das Tonnen- und Pfundgeld wurde Karl nur auf ein Jahr zugesprochen; er aber hatte vom Vater 700,000 Pfund Sterling Schulden übernommen. Wovon sollte er den Krieg mit Spanien bezahlen? Buckingham, der sein gleichgestellter Freund und nicht sein Diener schien, ließ trotz der Pest das Parlament nicht auseinandergehen und forderte von ihm unter allgemeiner Verstimmung neue Subsidien, die abgelehnt wurden. Die Antipathie gegen die Willkürherrschaft stieg, als Buckingham im Juli im Widerspruche mit Karl's Versprechen, die Strafgesetze gegen die Priester zu beobachten, die Siegelung einer ungesetzlichen Verzeihungsordonnanz für einige katholische Priester veranlaßte. Buckingham war weit mächtiger geworden als unter Jakob I.; Parlament, Große und hohe Beamtung waren seine Feinde und tadelten seine Verwaltung, aber anstatt ihn um des Friedens mit seinem Volke willen zu entlassen, hielt ihn Karl. Der Conflict der constitutionellen Gewalten wurde immer schroffer, mit dem Wachsen der Kronwillkür wuchs auch die Erbitterung, die Freiheiten des Bürgers schienen nicht genügend garantirt, der Glanz des Hofs blendete die Augen der Nation nicht, während der düstere Puritanismus drohend im Hintergrunde sich ausbreitete; härter denn je empfand man den Druck des Absolutismus in Staat und Kirche. Die Expedition der Flotte nach Cadix scheiterte, indessen die deutschen Freunde, besonders Kurfürst Friedrich von der Pfalz, so gut wie keine Unterstützung erhielten. Unverblümt wurde der Günstling im Parlamente als Urheber der Uebelstände bezeichnet, aber Karl's Vertrauen blieb unerschütterlich. Anstatt auf andere zu hören, löste Karl auf Buckingham's Rath am 12. Aug. das Parlament auf, aber trotz aller Künste war die Stimmung des am 6. Febr. 1626 eröffneten neuen dem Herzog feindlich. Kurz vorher war Karl gekrönt worden. Selbst bisherige Anhänger griffen Buckingham's Miswirthschaft an, und als der Kriegsrath dem Parlamente Rechenschaft über die zum spanischen Kriege verwilligten Gelder verweigerte, vergrößerte dies das Zerwürfniß. Entrüstet sah man, wie Karl das Tonnen- und Pfundgeld ohne des Parlaments Bewilligung forterheben ließ. Unterdessen fiel die Allianz mit Frankreich, diese Macht schloß mit Spanien am 30. April 1626 Frieden. Während das Unterhaus sich anschickte, Buckingham zur Verantwortung zu ziehen, klagte ihn Graf Bristol im Oberhause besonders wegen der spanischen Heirathssache an. Am 8. Mai brachten acht Mitglieder bei den Gemeinen eine lange Klageacte gegen Buckingham ein, was Karl schwer verletzte; er mochte nicht für einen Tiberius gelten, neben dem Sejan stehe. Die Gemeinen forderten am 11. Mai bei den Lords Buckingham's Verhaftung, doch wollten diese erst das Schicksal der Anklage abwarten. Karl griff nun zu dem bedenklichen Mittel, die Parlamentsmitglieder Eliot und Digges verhaften zu lassen, und sah sich gezwungen, sie wieder freizugeben, eine schwere Niederlage. Als offenkundige Parteinahme Karl's für Buckingham galt mit Recht dessen Erwählung zum Kanzler der Universität Cambridge. Als das Unterhaus auf einem förmlichen Rechtsspruche gegen Buckingham und seiner einstweiligen Entfernung aus Karl's Nähe beharrte, griff der auf seine Macht eitle Monarch trotz der Lords abermals ein und löste, um den Freund zu retten, am 15. Juni sein zweites Parlament auf. Da die französische und katholische Umgebung der Königin viel Misbehagen erweckte und auch den streng anglikanischen König verdroß, so schickte er sie nach Frankreich heim und ersetzte sie durch englische Protestanten. Rücksichtslos ging er gegen Buckingham's Feinde vor, ließ ihn von der Sternkammer freisprechen, und erhob mit ihm dreist die vom Parlamente nicht verwilligten Taxen. Wer sich widersetzte, riskirte Kerker oder Entlassung; so wurden Wentworth und Hampden gefangen. Die Geldnoth wuchs, Soldaten und Matrosen blieben ohne Sold, das Volk wies die zu geringhaltige Münze zurück und zahlte trotz aller Forderungen der Krone keine freiwilligen Abgaben; die Zwangsanleihe erbitterte furchtbar und ging nur durch rigorose Gewaltanwendung ein, der Richterstand wurde der Hauptwidersacher dieser Misregierung. Buckingham ruhte nicht, bis er Karl zum Kriege gegen Frankreich geneigt machte; im Januar 1627 erfolgte der Bruch. Der Günstling begegnete der Königin, in der er eine Genossin Richelieu's sah, mit äußerster Frechheit und wollte sie nach Frankreich heimschicken. Er nahm sich der bedrängten Hugenotten an, um populär zu werden, wollte La-Rochelle retten und Frankreichs Handel auf den Meeren verdrängen, bevor Frankreich und Spanien England angriffen. Karl sandte den Dänen einige tausend Mann an die Elbe zu Hülfe und begann mit Buckingham bei dem hohen Adel in Frankreich, in Lothringen und Savoyen gegen Richelieu zu intriguiren. Mit Hülfe der Zwangsanleihe kam eine Flotte zusammen, aber die Expedition nach der Insel Rhé im Juli 1627 endete kläglich. Karl empfing ihren Führer Buckingham, den die Nation verfluchte, im November dieses Jahres voll Huld, und dieser rüstete trotz Geldnoth zu neuem Kriege. Um die Ausgaben eines solchen bestreiten zu können, rieth er

selbst Karl zur Berufung eines Parlaments, zu einer Accise auf mehrere Lebensmittel und zu einem stehenden Heere; die ersten Großen versicherten Karl, Buckingham solle nicht angegriffen und die Verhandlungen mit der Krone maßvoll geführt werden. Als aber das neue Parlament am 17. März 1628 eröffnet wurde, waren fast alle Mitglieder gegen die Krone; Karl stand mit dem Unrechte und Buckingham allein. Das Parlament forderte Vollgenuß seiner Rechte und Freiheiten nebst Abstellung begründeter Beschwerden. Seine gemäßigteren Mitglieder wollten auf ewig die Willkürmacht auf gesetzlichem Wege beseitigt sehen und Karl ließ es geschehen, daß die unter ihm verübten Ueberschreitungen des altenglischen Rechts untersucht wurden. Gab man ihm rasch Subsidien, so wollte er für Sicherung der alten Rechte seines Volks eintreten. Fünf Subsidien wurden Karl verwilligt und er erklärte, für ewig auf Zwangsanleihen u. s. w. zu verzichten. Am 8. Mai kam eine Petition of rights mit Aufzählung der hauptsächlichen Beschwerden ein und bald dachte Karl abermals an Auflösung des Parlaments; vor allem stieß er sich an die Entziehung des Rechts, ihm bedenkliche Personen verhaften zu lassen, er sah hierin einen Eingriff in seine Prärogative. Buckingham und Karl wollten die königlichen Rechte besser gewahrt wissen, aber auch das Oberhaus verließ sie und die Petition of rights passirte am 28. Mai beide Häuser. Karl ließ sich von den Richtern erklären, er könne die Petition annehmen, ohne sein Recht der Verhaftung preiszugeben, und seine Antwort vom 2. Juni war dunkel. In Buckingham, so hieß es darum, wurzele alles Unheil, und ein wilder Sturm brach im Unterhause gegen den Verhaßten los. Karl wollte ihn beschwichtigen, indem er am 7. Juni die Petition of rights, das Werk des großen Juristen Edward Coke, annahm; den Grundsätzen der Magna-Charta gemäß wurde durch sie der Grundvertrag zwischen König und Volk erneuert. Die Petition sprach sich besonders aus gegen das Eintreiben erzwungener und unbewilligter Anleihen und Steuern, gegen willkürliche Verhaftungen, gegen gezwungene Einquartierung und Anwendung des Kriegsrechts im Frieden, gegen die Gewaltsamkeit der Sternkammer, gegen die Begünstigung des Papismus u. s. w. Ihre Annahme versetzte die ganze Nation in Jubel, denn sie erwartete jetzt Buckingham's Sturz. Karl aber hielt um so fester an ihm und meinte, nichts von seiner Prärogative aufgegeben zu haben, indem er der Petition beipflichtete, gab auch das Tonnen- und Pfundgeld nicht preis. Als in der großen Remonstration des Unterhauses vom 11. Juni Buckingham wieder als Urgrund aller Uebel und seine Entlassung als erwünscht bezeichnet wurde, gab ihn Karl nicht auf, ergriff für ihn Partei, wies am 17. Juni die Remonstration kurzweg zurück, reichte dem Günstlinge die Hand zum Kusse und vertagte, als das Unterhaus wegen des Tonnen- und Pfundgelds remonstriren wollte, am 26. Juni das Parlament.

Der Bruch zwischen ihm und seinem Volke erweiterte sich bedrohlich; haßbeladen stand Buckingham neben dem jungen Fürsten. Als er zum Entsatze der Hugenotten in La-Rochelle neuerdings rüstete, wurde er am 23. Aug. 1628 ermordet. Während die Nation jubelte, betrauerte ihn Karl aufrichtig; er war ihm unersetzlich. Karl übernahm nun im eigentlichsten Sinne selbst die Regierung, für die Arbeit höchst befähigt, für die höhere Staatsleitung ungeschickt; in der innern Politik starrsinnig, verfehlte er in der auswärtigen meist sein Ziel und wurde wie sein Vater auf dem Continent misachtet. Karl's Alliirte, die Hugenotten und Dänen, waren unglücklich; trotz einer englischen Expedition nach La-Rochelle fiel die Vorburg des Protestantismus und Christian IV. von Dänemark verlor Krempe an Tilly. Karl dachte bereits an ein Abkommen mit Frankreich, der Einfluß seiner Gemahlin stieg seit Buckingham's Tode bedeutend. Trotzdem machte Karl den Hugenotten neue Hoffnungen auf Unterstützung gegen seinen Schwager, Ludwig XIII., und nur sein sparsamer Großschatzmeister Weston hielt ihn davon ab, Dänemark reichlicher zu helfen. Die Nation war nicht mehr so sehr auf Krieg mit Spanien erpicht, und Karl, dessen Politik hin und her schwankte, dachte vorübergehend an einen gegen Frankreich sich richtenden Bündnißvertrag mit Spanien. Wegen der allgemeinen Aufregung wurde das Parlament bis zum 20. Jan. 1629 vertagt; eine Verständigung schien seit Buckingham's Tode leichter. Das Mistrauen gegen Karl vorzüglich auch in religiösen Fragen nahm zu, der Einfluß der Königin und des aus der Opposition in den königlichen Rath übergetretenen Wentworth (Graf Strafford) beängstigte die Protestanten. Am 20. Jan. 1629 begannen die Parlamentssitzungen und Karl äußerte sich am 24. in Whitehall, er fordere Pfund- und Tonnengeld weniger kraft seines Erbrechts als infolge des Herkommens und der Benöthigung; er werde es stets als Gabe seines Volks ansehen und hoffe, daß alle Schatten zwischen ihm und diesem schwänden.

Die größte Aufregung verursachte die Religion. Einige Geistliche hatten des Königs absolutistische Schritte vertheidigt, das Parlament hatte sie bestraft, der König sie aber von der Strafe befreit oder befördert; bei London wurde ein jesuitisches Institut entdeckt und zu mild bestraft. Das alte Geschrei vom Wachsthum des Papismus erhob sich und vornehmlich auf Antrieb Eliot's erklärte das Unterhaus am 27. Jan., es halte fest an dem Sinne der Religionsartikel, wie sie unter Elisabeth im Parlamente festgestellt und ihm durch öffentlichen Act der englischen Kirche wie durch alle ihre Schriftsteller überliefert worden seien, verwerfe aber den Sinn der Jesuiten und Arminianer. Der König war hierüber entrüstet; wie durfte sich sein Parlament der Convocation gegenüberstellen? Mittlerweile ging die Tonnen- und Pfundgeld-Angelegenheit weiter; die Parteien waren noch erbitterter als bisher, endlich befahl Karl der Schatzkammer und den Zolleinnehmern in den Häfen, Tonnen- und Pfundgeld sei fortan wie in den letzten Jahren seines Vaters zu erheben und wer die Zahlung weigere, müsse bestraft werden. Dies führte zum schroffsten Gegensatz zwischen Karl und dem Parlamente. Als Karl am 25. Febr. die Häuser auf eine Woche vertagte, saß unter Eliot's Führung die Opposition an einer großen Remon-

stration für die Sache des Parlaments gegenüber der Krone. Am 2. März, als eben der Sprecher Finch dem Parlamente seine abermalige Vertagung verkündet hatte, protestirten Eliot und sein Anhang dagegen. Einige hielten Finch auf dem Stuhle fest und Eliot begann eine Erklärung der Absichten des Hauses vorzutragen. Vergebens wollte Finch ihn am Verlesen hindern. Eliot trug den Sinn seiner Protestation beredt vor und forderte vor allem Weston's Anklage. Der königliche Beamte erhielt auf sein Klopfen Einlaß, man erlaubte ihm, die Keule, das Symbol der Autorität, wegzutragen und schloß abermals ab. Jetzt aber tandte Karl den Träger des schwarzen Stabes, um das Haus zum Weggehen zu veranlassen, seine Garde machte Anstalt, den Eingang zu erzwingen, Holles aber schlug vor zu erklären: Jeder sei ein Todfeind des Reichs und des Gemeinwesens, wer Neuerungen in der Religion vorbringe, wer zur Erhebung des Tonnen- und Pfundgelds ohne Parlamentsbewilligung rathe, wer es erhebe und wer es bezahle. Das Haus nahm diese Beschlüsse an, vertagte sich selbst und öffnete die Thüren. Karl war empört und löste das dritte Parlament noch am 2. März auf. Gegen die Ansicht des Großsiegelbewahrers Coventry schloß sich Karl derjenigen Weston's an, die Prärogative streng zu handhaben und mit Härte dem unbotmäßigen Parlamente zu begegnen. Wie schon Heinrich VIII. und Elisabeth in ähnlichem Falle gethan, zog Karl neun Mitglieder des Unterhauses, unter ihnen Eliot, vor Gericht und ließ sie einsperren; in einer Erklärung vom 10. März, an welchem Tage er dem Oberhause die Auflösung des Parlaments mittheilte, versprach er die Petition of rights durchzuführen und keine Neuerungen in der Kirche zu gestatten, erhob Protest gegen die Anmaßung des Unterhauses, ein höchstes Tribunal selbst für Staatsminister und Gerichtshöfe sein zu wollen, betonte das dem Monarchen zustehende Recht auf Tonnen- und Pfundgeld und hob in einer Proclamation vom 27. März hervor, er habe genugsam bewiesen, daß er gern mit einem Parlamente regiere, die letzten Erlebnisse seien aber derart gewesen, daß sie ihn gegen seinen Willen nöthigten, von der Regierung mit Parlamenten abzustehen, und er wolle erst dann zu einer solchen zurückgreifen, wenn sein Volk ihn besser kennen gelernt habe; ihm allein komme es zu, Parlamente zu berufen, fortzusetzen und aufzulösen, und es bedeute eine Anmaßung, ihm hierzu eine Zeit vorschreiben zu wollen. Karl war entschlossen, fortan ohne Parlament zu regieren, wie das mancher Vorgänger auf dem englischen Throne gethan; aber im Laufe der Geschichte war das Parlament zum Träger der Freiheiten und der religiösen Garantien in den Augen der Nation geworden und Karl erschien ihr darum in ungesetzlicher Stellung.

Der Schatz war leer; um ihn zu füllen, erging am 7. März ein strenger Befehl, jeder habe Tonnen- und Pfundgeld zu zahlen oder werde eingesperrt. Unter diesen Wirren litt der Handel unsäglich.

Anstatt sich in den auswärtigen Fragen neutral zu verhalten, strebte Karl danach, in Europa eine Rolle zu spielen und die Pfalz seinem Schwager, dem unglücklichen „Winterkönige", wieder zu verschaffen; um dies zu erreichen, trat er mit den Protestanten und Katholiken, mit Schweden und Dänemark wie mit Frankreich und Spanien abwechselnd in Unterhandlung. Der lange vorbereitete Friede mit Frankreich kam zu Susa am 14. April 1629 zu Stande, beide Könige verzichteten auf Einmischung in die innern Angelegenheiten des andern Volks. Hierdurch konnte der englische Hof, der die Hugenotten aufgab, seinen protestantischen Charakter besser behaupten. Dänemark machte mit dem Kaiser Frieden, während Karl an ein Bündniß mit den Protestanten des Continents dachte, um dem Umsichgreifen des Kaisers und der Liga in Norddeutschland entgegenzutreten. Jetzt wollte Karl auch Frieden mit Spanien; die Unterhandlungen, bei denen die Pfalz der Hauptstreitpunkt war, begannen, Karl wich von seinen Forderungen ab und begnügte sich im Frieden mit Spanien am 5. Nov. 1630 zu Madrid mit der Versicherung, König Philipp wolle sich in der pfälzischen Sache verwenden. Sehr ungern sahen dies die Generalstaaten, Karl sann auf ein Bündniß mit ihnen und Frankreich, um die Pfalz zurückzugewinnen. Dann zog er sich mehr auf seiner Reiche Ergehen zurück und stand von der europäischen Rolle, die ihm schlecht gelungen, ab.

Während der englische Handel allmählich wieder aufblühte, erregten die Eigenmächtigkeiten Karl's im Staatsleben neue Verstimmung; die Sternkammer wurde durch ihre willkürlichen Urtheile täglich verhaßter und ihr Versuch, den Erpressungen der Krone einen legalen Anstrich zu verleihen, mißglückte.

Bischof Laud von London näherte die anglikanische Kirche dem römischen Charakter des Kirchenthums, ohne Papist zu sein; er war ein Feind der selbstzufriedenen Dogmatiker und des theologischen Gezänks, suchte weniger Wahrheit als Frieden und strebte nach Uniformität der verschiedenen Glieder der Gesammtkirche; unbedingt gestand er dem Monarchen das Supremat in der Kirche zu, um mit seiner Unterstützung seine Ziele durchzuführen. Karl haßte gleich Laud die Puritaner mit ihrem glühenden Eifer, die im Papste den Antichrist sahen, Laud gewann in geistlichen Fragen auf ihn den weitestgehenden Einfluß. Karl selbst war entschiedener Anglikaner, verwarf die Verehrung Maria's und der Heiligen, die Anbetung des Sakraments, das Fegefeuer u. s. w. Neben Laud gewann Wentworth (Graf Strafford) allmählich bei Karl Einfluß, der dem Parlamentarismus die Lebensader unterbinden und Karl zu einem absoluten Monarchen machen wollte; ihm konnte die Herrschaft des Hauses der Gemeinen nicht gefallen, er brauchte einen König, der aus eigener Machtvollkommenheit Steuern erheben konnte und sich auf ein stehendes Heer stützte.

Als Gustav Adolf nach Deutschland kam, hatte Karl dem Marquis von Hamilton gestattet, für ihn 6000 Freiwillige auszuheben, die im Juli 1631 nach dem Baltischen Meere abgingen; Karl überließ Hamilton hierfür 11,000 Pfund Sterling und Sir Henry Vane begann englische Unterhandlungen mit Gustav Adolf, der nach dem Main vordrang; es galt die Wiedergewinnung der Pfalz. Gustav Adolf forderte, Karl solle mit Spanien

brechen; er aber plante gerade ein engeres Bündniß mit Spanien und dem Kaiser. Seine Politik war unklar und verlogen. Hamilton's Truppen schmolzen bedenklich zusammen, und Karl wurde mit Gustav Adolf nicht einig. Nach seinem Tode und dem Friedrich's V. von der Pfalz trat Karl in der pfälzischen Frage noch dringlicher auf; um aber dem Uebergewichte von Frankreich und Holland zu begegnen, näherte er sich Spanien wieder. Fortwährend schwankte er zwischen Spanien und Frankreich.

In Schottland ließ Karl in seinen ersten Regierungsjahren religiöse Duldung walten; mit Mäßigung verwaltete der Primas Spottiswood die schottische Kirche. Als aber nach den Friedensschlüssen Karl's mit Frankreich und Spanien das System der Verbindung politischer und kirchlicher Gewalt in England ans Ruder kam, verlangte es auch in Schottland nach der Leitung. Waren bisher vacante Bischofsstühle nach dem Gutachten der schottischen Bischöfe besetzt worden, so entschied hierüber jetzt gewöhnlich Laud und wählte Anhänger seiner theologisch-hierarchischen Meinungen. Die Generalversammlungen der Kirche unterblieben, die Kirchengewalt sollte ganz bei den Bischöfen sein und dem calvinistischen Gewissen des Landes war es ein Greuel, daß der Arminianismus begünstigt wurde. Als Karl 1633 nach Schottland kam, war Laud bei ihm; offenbar wollte dieser die Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes der anglikanischen Kirche auch in Schottland einbürgern. Der Eifer für die presbyterianische Kirche hingegen nahm zu; man forderte die unabhängige kirchliche Gerichtsbarkeit mit Generalversammlungen des Klerus und die alte Autonomie der Kirche, frei von jedem Eingriffe der Krone und mit nur nominellem Bisthume zurück; ja es bildete sich eine Richtung, die in ernstliche Opposition zu den Gelüsten Laud's trat. Bei Karl's Krönung zu Holyrood am 18. Juni 1633 wurden Gebräuche beobachtet, die an Rom gemahnten, und die Bischöfe erschienen selbstbewußt neben dem Adel; im schottischen Parlamente wurden im Juni Befürchtungen laut; die 32 Lords der Artikel, an ihrer Spitze die acht Bischöfe, besaßen hier den größten Einfluß. Auch wegen der kirchlichen Rechtspflege lagen Bischöfe und hoher Adel in bitterem Hader; Karl zog mehrere Bischöfe in die Schatzkammer, die weltlichen Gerichte und den Geheimen Rath, machte sogar den Primas zum Reichskanzler. So lag Zündstoff genug vor, und nun verfolgten Karl und Laud noch den unglücklichen Plan, das englische Prayer-Book in der schottischen Kirche einzuführen. Es gelang, die Einführung noch hinauszuschieben, und Karl verließ am 18. Juli 1633 Schottland. Wäre er bei Burntisland damals ertrunken, wie viel Leid wäre ihm und seinem Reiche erspart geblieben! Sein Befehl vom 15. Oct. 1633, wonach der Klerus bei dem Gottesdienste in weißem Ornate erscheinen sollte, setzte neue Schranken zwischen ihn und seine Schotten. Seine neuen Bischöfe in Schottland wurden als bedrohlich für den Puritanismus, als Satelliten Laud's angesehen, und dieser Laud war seit August 1633 Erzbischof von Canterbury, das Centrum der geistlichen Verwaltung. Laud und Karl träumten von einer von Rom unabhängigen bischöflichen Kirche.

Laud trat auch der übertriebenen Strenge der Puritaner entgegen und er wie Karl sprachen offen für die Sonntagsvergnügungen des Volks; anstatt hiermit versöhnend zu wirken, schadete er seiner Sache durch Unduldsamkeit, wie sie z. B. William Prynne erfuhr. Fortwährend schwankte in den Wirren der Zeit Karl's Verhältniß zu Spanien. Als 1633 die spanischen Niederlande eine Revolution gegen Spanien planten, versprach er ihnen heimlich Unterstützung, aber sein Vertrauter Balthasar Gerbier verrieth alles der Statthalterin Isabella. Spanien vereitelte das ganze Vorhaben und stellte sich von neuem freundlich zu England; ja Karl dachte bald daran, den jungen Erben der Pfalz zur spanischen Armee im Elsaß zu schicken, um gegen das verhaßte Frankreich Richelieu's zu kämpfen. Vergebens wurde er von pfälzischer, niederländischer, französischer Seite bestürmt, diesem Neffen mit regelmäßigen Subsidien unter die Arme zu greifen; wiederum sandte Karl Geld, ging aber auf keine bindende Verpflichtung ein, schon um keine Parlamentsberufung zu riskiren, und näherte sich überhaupt von neuem Spanien, um dem drohenden Uebergewichte Frankreichs und der Generalstaaten zu begegnen. Karl's Intriguiren mit aller Welt und mit allen Parteien brachte ihm keinerlei Erfolg ein. Fortgesetzt in Geldnöthen, suchte Karl eifrig alte Gerechtsame der Krone hervor, um ohne Parlament zu Gelde zu kommen; mit dreister Hand griff er in Privatwaldungen ein und beanspruchte sie als alten Königsforst, wiederum verlieh er Monopole zu ausschließlichem Gewerbebetriebe, erhob hohe Abgaben von einzelnen Artikeln, „suchte sich mit dem Schlüssel der Gesetze die Pforte zur absoluten Gewalt zu öffnen", und forderte, um eine starke Seemacht gegen Holland und Frankreich aufzubringen, auf den Rath William Noy's und auf Grund alten Brauchs der Dynastie Plantagenet, es sollten die Hafenstädte Schiffe zur Vertheidigung des Reichs ausrüsten. Karl beanspruchte für England eine Art Souveränetät auf den benachbarten Meeren, das alleinige Fischereirecht in ihnen, und am 20. Oct. 1634 erging an die Behörden der Hafenstädte und Küstenplätze die Weisung, eine bestimmte Anzahl Schiffe mit bestimmtem Tonnengehalte auf sechs Monate zu stellen; diese Pflicht wurde auch über die binnenländischen Grafschaften und Städte ausgedehnt. Als sein eigener Minister des Auswärtigen führte Karl eine höchst unglückliche Politik. Graf Lindsey, mit dem Commando der durch das Schiffsgeld aufgestellten Flotte betraut, segelte im Juni 1635 den Kanal hinab, um die französisch-holländische Flotte zum Salutiren der englischen Flagge zu zwingen, erreichte aber nichts und kehrte im August heim, während englische Schiffe bei Dover geplündert wurden und die Holländer sich die freibeuternden dünkirchener Schiffe aus englischen Häfen herausholten. Eine neue Expedition Lindsey's war ebenso erfolglos (September—October 1635).

Unter der Statthalterschaft Wentworth's blühte Irland empor, er verschaffte den Iren eine Reihe dauernder Wohlthaten und frug nicht danach, daß sie ihn wegen seiner Strenge haßten. In Sachen der Religion, die in jenen Tagen mehr als je in Frage kam, war er stark-

gläubiger Protestant; er wollte wie Karl und Laud die bischöfliche Verfassung als Hauptgrundlage der absoluten Macht verwerthen. Hatten schon die andern Forderungen Karl's im Reiche böses Blut gemacht, so galt dies hauptsächlich vom Schiffsgelde. Des Princips wegen verweigerte der Edelmann John Hampden die Zahlung der auf ihn fallenden zwanzig Shilling Schiffsgeld und verlangte, die Gerichte mußten über die Legalität desselben entscheiden. Obgleich die Sternkammer ihn 1637 verurtheilte, hielt das ganze Volk ihn für den Sieger, sein Name flog durch das Reich. Die Unzufriedenen im Lande besprachen Maßregeln zu gemeinsamem Handeln. Nachdem Laud den Puritanern genug Anlaß zum Entsetzen gegeben hatte, wollten er und Karl, ohne Klerus und Volk zu fragen, den Schotten einen neuen kanonischen Codex und Cultus aufdrangen und die neue Liturgie sollte mit einem geistlichen Gesetzbuche 1637 in Schottland eingeführt werden. Aber in der Kathedrale von Edinburgh kam es hierbei am 23. Juli zu furchtbaren Scenen und mit dem geistlichen warf die Hauptstadt auch den weltlichen Gehorsam bei Seite. Der Widerstand organisirte sich regelrecht, die Einführung der kirchlichen Neuerungen mußte ausgesetzt werden, die angesehensten Männer Schottlands führten die Opposition gegen Karl's Absichten, und die Sache Schottlands war zugleich die der Presbyterianer in England und Irland; man wollte die bischöfliche Macht vernichten und den Presbyterianismus wieder zur Blüte bringen. Aus der Masse der Opponenten gegen die königliche Willkür in Staat und Kirche bildete sich in Edinburgh ein hoher Rath zur Abwehr der Schritte der Staatsomnipotenz. Karl aber bestand auf der Annahme des ihm durchaus sympathischen liturgischen Buchs und verbot jede weitere Zusammenkunft dagegen bei Strafe des Hochverraths. Hierauf antworteten die Schotten mit der Unterzeichnung eines neuen Covenant zur Beschützung der reinen Religion gegen papistische Irrlehren am 28. Febr. 1638; aufs engste schlossen sie sich aneinander, verwarfen die neuen Lehrsatze und die Liturgie und schworen, den Herrscher, die Religion, Gesetze und Freiheiten gegen jede Gefahr zu vertheidigen. Nach weniger als sechs Wochen war ganz Schottland unter dem Gesetze des Covenant vereinigt, der Scepter und Mitra auf ewig trennen wollte und dem Könige mit formulirten Forderungen gegenübertrat. Karl hätte am liebsten Gewalt angewendet, mußte aber, da nichts in Bereitschaft war, in Unterhandlungen Zeit zu gewinnen suchen. Die vom Marquis von Hamilton mitgebrachten Bewilligungen erschienen den Schotten trügerisch und ein dem Covenant entgegengehaltener königlicher Covenant wurde höhnend zurückgewiesen. Plötzlich erhielt Hamilton den Auftrag, alle Forderungen der Covenanters zu bewilligen. Die Schotten bemerkten dies voll Mistrauen, denn sie fühlten, Karl wolle ihnen jeden Vorwand zur längeren Dauer des Covenant nehmen. Die am 21. Nov. 1638 in Glasgow eröffnete allgemeine Synode trug den Charakter des Covenant, und als sie Anstalten machte, die Bischöfe anzuklagen, löste Hamilton sie schon am 28. Nov. auf; trotz einer königlichen Proclamation vom 29. d. M. weigerte sie sich auseinanderzugehen, verdammte alle Neuerungen Karl's, hielt den Covenant aufrecht und schaffte das Episkopat ab. Während die Kunde erscholl, Karl rüste zum Kriege und ein durch Wentworth in Irland ausgehobenes Heer wolle sich nach Schottland einschiffen, trat der Graf von Argyle auf die Seite der Covenanters, der Covenant wurde den auf dem Continente dienenden Truppen zugesandt und in unverhohlener Feindseligkeit traten die Schotten ihrem Könige gegenüber, heimlich von Richelieu mit Geld unterstützt. Im Namen des schottischen Volks erging eine Erklarung an das englische, um ihm seine gerechten Beschwerden mitzutheilen und die Verleumdungen der gemeinsamen Feinde zurückzuweisen, und Karl irrte sich, wenn er hoffte, der alte Haß der Engländer gegen die Schotten werde es zu keinem Einvernehmen beider gegen ihn kommen lassen; rasch fanden sich die beiderseitigen Misvergnugten im Entschlusse festen Widerstands. Karl wollte der schottischen Bewegung den Garaus machen; Laud, Strafford (Wentworth) und Hamilton bestimmten ihn zum Kriege. Gelang Karl derselbe, so war damit auch ein endgültiger Sieg der Prärogative seiner Krone in England erfochten. Die ersten Kleriker Englands, voran die Bischöfe, unterstützten seine Rüstungen mit reichen Beiträgen, ebenso manche Glieder des Hochadels; viel Volk meldete sich zu freiwilligem Dienste, überall trat die Miliz unter die Waffen und im April 1639 war ein Heer von etwa 20,000 Mann versammelt. Auf Hamilton's Rath sollten die Covenanters dadurch zur Unterwerfung gebracht werden, daß ihrem Kerne, den städtischen Bevölkerungen, der Verkehr mit Holland abgeschnitten würde, und während Hamilton desbalb nach dem Frith von Edinburgh mit einem englischen Geschwader abging, sollte die Landmacht die Grenzen gegen einen schottischen Einfall sichern. Die Covenanters waren in ihren ersten Kriegsactionen glücklich; nun erschien Hamilton im Frith, das Heer unter Graf Arundel an der Grenze und letzterem zog das Heer der Schotten unter Alexander Leßley im Mai 1639 entgegen. Im Heere der Covenanters herrschte puritanische Glaubensstärke, im königlichen Disciplinlosigkeit und Mangel an Gesinnung. Mit ungewöhnlichem Pompe erschien Karl in York, über seine erschütterte Autorität selbst verblendet. Von beiden Seiten wurde früh der Wunsch laut, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen; es begannen Friedensverhandlungen, zu denen die Covenanters zuerst die Hand boten. Karl behielt die hoffärtige Miene bei, und am 17. Juni 1639 kam die Pacification von Berwick zu Stande: das schottische Heer sollte aufgelöst, die englische Flotte aus dem Frith abgeführt, dem Könige seine Castelle mit ihrer Munition und den Schotten ihre Fahrzeuge zurückgegeben werden; Karl versprach für August eine freie Generalsynode und für bald darauf ein Parlament, die fortan regelmäßig wiederkehren sollten. Mit diesem Abkommen war jedoch der Krieg nur verschoben. Die Synode und das Parlament in Edinburgh erhoben zu den alten Ansprüchen noch keckere; die alten Beschlüsse von Glasgow (s. oben) blieben ihr Rechtsboden, während man im Rathe Karl's von

Attentaten auf seine Souveränetät sprach. Um definitive Beschlüsse des Parlaments gegen diese zu verhüten, vertagte der königliche Commissär, Graf Traguair, nach wiederholter Unterbrechung das Parlament im November auf Juni 1640; es ging auseinander, aber ein Ausschuß handelte öffentlich als seine Vertretung. Beide Theile überhäuften sich mit dem Vorwurfe des Verraths; die Schotten identificirten ihre Erhebung für die Autonomie mit der Sache des Protestantismus und mit dem continentalen Kampfe gegen Oesterreich-Spanien, Karl hielt an der Legitimität seiner königlichen Allmacht fest. Frankreich schürte die Zwietracht, um Karl für das Ansehen des spanischen Einflusses an seinem Hofe zu strafen, unterstützte die Covenanters und suchte die schottische von der englischen Politik dauernd zu lösen; sechs der vornehmsten Covenanters baten in einem Schreiben Ludwig XIII. um Schutz und beglaubigten bei ihm einen Agenten; das Schreiben fiel Karl's Regierung in die Hand und Karl sah in diesem Vorhaben der Schotten Hochverrath; der Krieg gegen sie erschien ihm rechtmäßiger als je. Strafford rieth Karl immer zu, den in Irland möglichen Despotismus auch auf England und Schottland auszudehnen. Um die erforderlichen Geldmittel zu erlangen, sprach selbst der Geheime Rath bei Karl für die Berufung des englischen Parlaments nach einer Vacanz von elf Jahren und Karl entschloß sich dazu. Die Wahlen ergaben ein zur Abhülfe der Beschwerden entschlossenes Unterhaus. Strafford erlangte in Irland vier Subsidien für den Krieg gegen die schottischen Covenanters, machte ein Heer kriegsbereit und kehrte zu Karl zurück. Am 23. April 1640 trat das „Kurze Parlament" zusammen; Karl beantragte ausreichende Subsidien gegen die hochverrätherischen Schotten; das Unterhaus war entschlossen, vor dieser Frage die Beschwerden abzustellen. Eine beharrliche Opposition, an ihrer Spitze Pym, Hampden und St. John, trat Karl entgegen; Beschwerden über Laud's katholisirende Kirchenpolitik, über das Schiffsgeld u. s. w. folgten sich ununterbrochen, und zum Verderben der königlichen Sache ließ sich Karl dazu hinreißen, schon am 15. Mai das Parlament aufzulösen. Karl verließ abermals die parlamentarische Bahn, um unverständig zum Despotismus zurückzukehren. Schottland sollte jetzt von England und Irland aus zugleich zu See und zu Land angegriffen und eine absolute Monarchie den drei Reichen zu Theil werden. Freiwillige Beiträge, größtentheils von den Papisten, strömten in die Schatzkammer, Zwangsanleihen, Schiffsgeld, Monopol u. s. w. wurden ausgebeutet.

Da kam die Kunde vom Einfalle der Schotten in England. Unangefochten rückten letztere in Northumberland vor, am Ufer des Tyne kam es zu einem unwesentlichen Zusammenstoße mit den Engländern und diese zogen sich am 28. Aug. zurück; Strafford führte sie bis York, die Schotten nahmen Newcastle, von den englischen Puritanern jubelnd begrüßt. Verharrte Strafford bei seinen energischen Rathschlägen, so bemächtigte sich Karl's Muthlosigkeit; seine Truppen desertirten, sein Volk rebellirte, um ihn schlich der Verrath; die Schotten hatten Beziehungen bis in seine nächste Umgebung. Zwölf der ersten Peers petitionirten bei ihm um ein Parlament, 10,000 Londoner richteten das gleiche Ansuchen an ihn. Er aber wollte von einem Parlamente nichts hören und griff, absolut verblendet, zur Erneuerung einer seit vier Jahrhunderten ruhenden Institution: er berief am 7. Sept. das Magnum consilium, die Peers, nach York. Als sie am 24. Sept. zusammentraten, war Karl's Widerstand gebrochen; er entschied sich für die Berufung eines Parlaments und forderte die Peers nur auf, Rathschläge für die Verhandlung mit den Schotten zu ertheilen und ihm Mittel für die Erhaltung seines Heeres anzuweisen. Sechzehn der Volkspartei geneigte Peers begannen die Unterhandlungen mit den Schotten, London lieh 200,000 Pfund Sterling und die Peers verpfändeten für die Verwendung derselben ihr Wort und das Karl's. Beide Heere blieben unter den Waffen und wurden von Karl besoldet. Nach Unterzeichnung der Präliminarartikel in Ripon verlegte er die Verhandlungen nach London. Das hierarchisch-royalistische System Karl's war trotz Laud und Strafford unterlegen. Bei den Wahlen zum Parlamente betheiligte sich das Volk Englands voll Eifer, die lebhaftesten Gegner Karl's waren der Wahl am sichersten, von den Mitgliedern des letzten Parlaments wurden $^3/_5$ wiedergewählt und auch die Neuwahlen trafen meistens volksthümlich Denkende. Verdüstert wie ein Besiegter eröffnete Karl am 3. Nov. ohne Pomp das „Lange Parlament"; dasselbe war für ihn eine Nothwendigkeit, sollte ihm aber rasch über den Kopf wachsen. Karl forderte die Vertreibung der schottischen „Rebellen" aus England und verhieß Abstellung der Beschwerden. An Versöhnung schien man nicht mehr zu denken, das Haus wollte seine ganze Macht entfalten und die Misbräuche ausrotten. Der Souveränetät der Krone stellten die Gemeinen die Ueberzeugung eigener Souveränetät entgegen. Aus allen Grafschaften und Städten liefen Beschwerdeschriften ein, Männer wie Hampden und Pym waren die Fahnenträger des Widerstands gegen die Bedrückungen der Krone und des Episkopats und im Hintergrunde erhoben sich religiös und fanatisch angelegte Naturen; mancher dachte schon an die Republik als Stätte voller politischer Freiheit. Die Opposition wollte nicht nur die Beschwerden beseitigt, sondern auch ihre Urheber bestraft wissen, das Unterhaus sollte zur Untersuchungskammer des Reichs werden. Am 11. Nov. klagte das Unterhaus auf Pym's Antrag Strafford des Hochverraths an. Auch das Oberhaus ließ ihn fallen, er kam in den Tower, wohin Laud ihm alsbald folgte. Einige verhaßte Minister demüthigten sich vor den Gemeinen, denen Sieg auf Sieg zufiel, andere entflohen. Das Unterhaus war zum Mitregenten geworden, und erklärte das Schiffsgeld definitiv für den Gesetzen des Reichs, dem Eigenthumsrechte der Unterthanen und früheren Statuten zuwider, nahm in der City Anleihen auf und das schottische und englische Heer wurden nach wie vor besoldet. Plötzliche Auflösungen der Parlamente sollten künftig unmöglich sein; wie in Schottland wurde für England verlangt, daß das Parlament alle drei Jahre zusammentrete. Karl

weigerte sich lange einzuwilligen, dann that er es mit schwerem Herzen; die Regierung dünkte ihn aus den Angeln gehoben. Viele verlangten die Beseitigung der bischöflichen Würde, in diesem Punkte herrschte große Meinungsverschiedenheit. Religiöse Spaltungen trennten Lords und Gemeine; Presbyterianer, Independenten, Bischöfliche standen sich schroff entgegen. Einige kluge Räthe stellten es Karl als politisch vor, die Reformers auf staatlichem Gebiete aus dem Bunde mit denen auf kirchlichem Felde zu lösen und sich den ersteren in die Arme zu werfen, und Karl begann Unterhandlungen, um Pym, Hampden, St. John, Holles, Bedford in hohe Aemter zu bringen. Weit besser aber gefiel ihm der Plan einer Verschwörung der englischen Armee; unzufriedene Offiziere waren mit seiner Gemahlin in Verbindung getreten. Durch unvorsichtige Reden erfuhren Pym u. a. davon; enger als je schlossen sich die Widersacher des königlichen Despotismus zusammen, Strafford's Proceß begann, Karl sah sich selbst vielfach bedroht und gab in Feigheit Strafford, der alles für ihn gewagt, preis. Am 11. Mai 1641 wurde Strafford enthauptet.

Karl genehmigte die Bill, welche die Auflösung des Parlaments an die Einwilligung beider Häuser band, Stück für Stück wurde von der königlichen Prärogative abgerissen, das Parlament wurde zur ersten Macht im Reiche. Karl mußte in die Abschaffung der verhaßten Sternkammer, des nordischen Gerichtshofs, des geistlichen Obergerichts und aller willkürlichen Jurisdiction willigen, und das den Presbyterianern ergebene Volk wandte sich immer offener gegen die Kirche; der Muth der Sektirer stieg und die presbyterianische Partei gewann hervorragende Einwirkung auf die politischen Reformer. Karl war nicht gewillt, weitere Concessionen zu machen und hoffte, wenn er mit Schottland fertig würde, es auch mit England zu werden. Mit knapper Noth fand Karl Mittel, das englische und schottische Heer auszulöhnen, entließ beide, bestellte den Grafen Essex zum Obergeneral im Süden des Trent und traf im August 1641 in Edinburgh ein, um die Niederlage des früher von ihm verfochtenen hierarchisch-royalistischen Systems zu unterschreiben. Er bewilligte dem schottischen Parlamente und der schottischen Kirche, was sie verlangten, um die Sache Schottlands von der Englands zu trennen, überhäufte die Häupter des Covenant mit Ehren und wohnte mit großem Ernste den Predigten der Presbyterianer bei. Ein Ausschuß des englischen Unterhauses unter Hampden begleitete Karl in Schottland, ein anderer unter Pym blieb in London in Thätigkeit.

Hamilton, der sich von Karl getrennt hatte, sein Bruder und Argyle verließen plötzlich Edinburgh, als sei in Karl's Nähe ihr Leben gefährdet. Karl forderte im Parlamente Hamilton's Ausstoßung, mußte aber davon abstehen, und die Flüchtlinge nahmen bald wieder ihren Sitz im Parlamente ein. Es wurde klar, daß Karl, während er Zugeständnisse machte, in England und Schottland auf den Untergang seiner Feinde sann; er wollte den Briefwechsel aufspüren, den die Häupter des englischen Unterhauses mit den Covenanters geführt hatten und dessen Folge der Einfall der Schotten gewesen, ihn den Gerichten in England und Schottland verlegen und jenen Männern den Proceß auf Hochverrath anhängen.

Die Leiter der Bewegung in beiden Reichen erkannten dies, und waren bereit, sich jeder Waffe zu bedienen. Da traf die Nachricht von der furchtbaren Revolution in Irland ein und da sie sich hauptsächlich gegen die Machtstellung des Puritanerthums in England richtete, beschuldigte man ohne jede Begründung Karl als ihren Urheber; ebenso unschuldig war die Königin, die als Katholikin doppelt verdächtig erschien. 40—50,000 Protestanten fielen in Irland dem Hasse der Katholiken zum Opfer; ganz England schrie voll Wuth auf. Karl theilte die Botschaft sofort dem schottischen Parlamente mit, forderte Hülfe, da Irland ohne königliche Truppen war, aber die Schotten zauderten aus Rücksichten auf England. Karl schickte aus eigenen Mitteln 1500 Mann nach Irland und rettete damit einige feste Plätze vor der Uebergabe. Das englische Parlament that sehr wenig für die Unterdrückung der Revolution Irlands, seine volle Aufmerksamkeit fesselte England. Vielfach wurden im Volke und in der Beamtung Sympathien für die Sache des Königs, die allzu sehr bedroht schien, laut. Da sie eine Reaction im Sinne der Mäßigung fürchteten, brachten Pym und die Seinen die große Remonstranz, welche alle Beschwerden unter Karl's Regierung zusammenstellte, an das Unterhaus und forderten darin die Aufhebung der Episkopalverfassung und die Unterordnung der Ernennung hoher Beamten unter die Approbation des Parlaments; auch richteten sie sich gegen die Neigung der Krone zu Spanien und vertraten das Bündniß mit Frankreich. Besonders Pym und Hampden vertheidigten die Remonstranz bei den Debatten im Unterhause und es gelang ihnen, sie am 22. Nov. 1641 mit elf Stimmen Mehrheit zur Annahme zu bringen. Trotz seiner letzten Niederlagen zeigte Karl eine stolze Haltung, als er am 25. Nov. Whitehall wieder bezog; er wiegte sich im Wahne, noch immer der allgeliebte Monarch zu sein. Am 1. Dec. überreichte ihm eine Deputation des Unterhauses im Hamptoncourt die große Remonstranz und wiederholte in einer Petition die Forderungen, er solle die weltliche Autorität der Bischöfe aufheben und ihre geistliche mäßigen, die Malignanen aus seinem Rathe entfernen, die von den Rebellen in England verwirkten Güter nicht wieder vergeben, sondern dem öffentlichen Dienste vorbehalten. Karl hörte geduldig zu, wünschte, die Remonstranz solle ohne seine Einwilligung nicht publicirt werden, war aber entschlossen, aus allen Kräften anzukämpfen, und untersagte am 2. Dec. jede Abweichung vom Common Prayer-Book; Lord Digby, der Royalist und Freund Spaniens, wurde die Seele seines Cabinets und Karl besetzte die höchsten Stellen mit Antiparlamentariern; die Königin bestärkte ihn im Wahne, seine Partei in Parlament und Land könne die Gegner zu Paaren treiben. Die Wuth gegen die Bischöfe stieg; die Allianz der Bischöfe und Papisten ward als entsetzlichstes Unheil geschildert; trotz des Verbotes erschien die Remonstranz im Drucke und die Gegensätze zwischen dem ohnmächtigen Könige und den sieg-

reichen Häuptern der Parlamentsopposition verschärften sich. Karl mußte den Ausschluß der Bischöfe aus dem Oberhause im Januar 1642 durchdringen sehen; die parlamentarisch-puritanische Partei des Unterhauses besaß jetzt fast unbedingte Autorität; sie erhob Anklage gegen Digby und seinen Vater, Lord Bristol, und es wurden Gerüchte von irischen Complotен, von Attentaten gegen Pym u. s. w. ausgestreut. Die Parteinamen Roundheads und Cavaliers kamen auf. Viele Vornehme eilten herbei, um den König zu schützen, das Parlament forderte zu seinem Schutze gegen diese Royalisten eine Garde, und da Karl sie verweigerte, nahm sich jedes Mitglied die Freiheit, einen bewaffneten Diener mitzubringen. Fortwährend kam es zu Excessen; das Parlament fürchtete einen Handstreich, ließ Waffen in seinen Sitzungssaal schaffen und gebot den londoner Behörden, die Milizen gerüstet zu halten. Noch bevor der Bürgerkrieg ausbrach, zeigte sich der Krieg zwischen König und Parlament als unheilbar; es war der Kampf um die Suprematie in England, in dem das Unterhaus, um selbst zu herrschen, die von den Tudors auf die Stuarts vererbte königliche Gewalt zerstören wollte. Als das Unterhaus Werbungen gegen Irland beschloß, entschied es, Karl's Ermächtigung dazu sei unnöthig; auch wollte es selbst die Oberfeldherren zu Land und zur See gegen Irland ernennen. Karl war gesonnen, gegen die Uebermacht seiner Feinde aufzutreten. Am 3. Jan. 1642 klagte in seinem Auftrage der Generalstaatsprocurator Sir E. Herbert im Oberhause Lord Kimbolton und die Unterhausmitglieder Hampden, Pym, Holles, Strode und Haslerigh des Hochverraths an. Königliche Beamte versiegelten alles in den Wohnungen der fünf Gemeinen; das Unterhaus rief das Oberhaus zu gemeinsamem Widerstande gegen solche Willkür auf. Als ein Wappenherold bei den Gemeinen die Auslieferung der Fünf forderte, wies ihn der Sprecher hinaus, und auf Anordnung beider Häuser wurden die Siegel bei den Fünf entfernt. Karl verfiel nun auf den unglücklichen Gedanken, persönlich ihre Auslieferung zu fordern; am 4. Jan. erschien er im Parlamente, aus dem sich die Fünf eben entfernt hatten, aber niemand war willens, sie auszuliefern, und mit der Drohung, er werde sie zu greifen wissen, verließ Karl den Saal; ihm folgte das erbitterte Geschrei über Verletzung des Privilegs, und seine Garden erhoben ihre Pistolen. Auch die City lieferte die Fünf, die sich zu ihr geflüchtet, am 5. Jan. nicht aus, obwol Karl es in Person in Guildhall forderte; er erlebte eine neue Niederlage. Das Unterhaus vertagte seine Sitzungen, da seine Privilegien gebrochen seien; ein Ausschuß desselben erklärte die Anklage der Fünf für illegal und einen Bruch der Parlamentsprivilegien und stempelte jeden, der die abermaligen Verhaftsbefehle Karl's ausführen würde, zum öffentlichen Feinde; innig schlossen sich Ausschuß und City aneinander. Ohne Rücksicht auf Karl's Erlasse beschloß der Ausschuß, die Fünf wieder zu seinen Berathungen zu berufen; am 10. Jan. nahmen sie wieder an den Sitzungen theil und Hampden's Anerbieten, 4000 seiner Wähler aus Buckinghamshire nach London zum Schutze des Unterhauses herbeizuziehen, wurde gutgeheißen. Die Königin zumal fand den Aufenthalt in der mit Karl's Gegnern complotirenden Hauptstadt unerträglich und Karl verließ mit ihr und den Kindern am 10. Jan. Whitehall, um nach Hamptoncourt und am 12. d. M. nach Windsor zu ziehen. Am 11. begann das Unterhaus seine Sitzungen wieder, im Triumphzuge wurden die Fünf und Lord Kimbolton zurückgeführt. Rasch wich die Verlegenheit darüber, daß sich der König entfernt habe, das Unterhaus betrachtete sich als entscheidende Autorität im Reiche; es verfügte, fortan sei nur den mit Beistimmung beider Häuser erlassenen Befehlen Karl's zu gehorchen, und verbot den Commandanten der wichtigsten Plätze, ohne eine unter ihrer Einwilligung ausgestellte königliche Ordre Verstärkungen ihrer Garnisonen aufzunehmen. Die Gemeinen beschlossen, kein Mitglied dürfe je ohne ihre Zustimmung verhaftet werden, und im Nothfalle könne sich das Parlament nach jedem Orte verlegen. Ohne daß die Lords der Erklärung zustimmten, beschlossen die Gemeinen ferner, das Reich sofort in Vertheidigungszustand zu setzen, und rüsteten sich emsig zur Behauptung ihrer Machtstellung; Karl sann ebenfalls auf Krieg; in Windsor fühlte er sich, von seinen Anhängern umringt, ebenso stark wie in Whitehall ohnmächtig; die Königin sollte mit den Kronjuwelen nach Holland reisen, Waffen und Munition kaufen und die Fürsten des Continents um Hülfe angehen. Immer schlimmer wurden Karl's Aussichten; auch im Oberhause drangen die Anhänger der parlamentarischen Gewalt durch, und am 5. Febr. willigten die Lords in die Bill wegen des Ausschlusses der Bischöfe aus dem Parlamente. Unterzeichnete Karl die Bill nicht, so ließen die Kammern die Königin, deren Einfluß auf ihn immer mehr gewachsen war, nicht aus dem Lande; sie selbst bat ihn nachzugeben und er fügte sich, in der Hoffnung auf baldige Wandlung der Dinge. Um das Dasein der Bischöfe als geistlichen Instituts zu retten, opferte er ihre weltliche Machtstellung. Dann reiste er nach Dover und führte die Königin zu Schiff; sie segelte nach Holland ab. Das Parlament legte Karl sein Begehren vor, auf einige Zeit möge er das Heer und die Festungen zu seiner Verfügung stellen. Nimmermehr wollte Karl auf die militärische Gewalt für ewig verzichten; nicht auf eine Stunde wollte er das Recht der Verfügung über das Kriegsheer dem Parlamente überlassen, denn noch nie sei etwas derart von einem Könige begehrt worden. Karl konnte dies in der That nicht, ohne seine Krone zu verlieren, und das Parlament sah sich in der Lage, entweder alle Regierungsrechte zu besitzen oder unterzugehen, nachdem es „die Reichsverfassung, die es retten wollte, in der Umarmung erdrückt hatte". Hyde und Falkland zeigten jetzt in Schriften, daß das Parlament die Constitution in hohem Grade verletze; die königliche Partei mehrte sich, Hohn ergoß sich über „König Pym". Allmählich erschienen bei Karl 32 Lords und über 60 Gemeine und er nahm seine Residenz in York, welches das Centrum seiner bewaffneten Macht wurde, wo aber Mangel an allem war. Dem Parlamente flossen Silbergeräthe, die Trauringe der Frauen u. s. w. zu.

Ueberall im ganzen Lande war die Revolution. Forderte Karl für die Fundamentalgesetze des Reichs Gehorsam, so traf das Parlament hingegen die weitestreichenden Entscheidungen über seine Machtbefugnisse: der Befehl über die Miliz sollte dem Könige nicht gebühren, er könnte den vom Volke verlangten Gesetzentwürfen seine Sanction nicht versagen, die Kammern hatten ohne seine Mitwirkung das Recht, zu erklären, was Gesetz sei, und es wäre erlaubt, durch Petitionen die Abänderung bestehender Gebräuche oder Statuten zu erbitten, indessen jede Bittschrift für ihre Aufrechterhaltung als zwecklos zurückzuweisen wäre. Dies stand in offenem Widerspruche mit der Existenz der Monarchie; mit großer Gunst wurden die royalistischen Pamphlete im Lande aufgenommen, während das Parlament im Federkriege den kürzern zog; fortwährend verließen Parlamentsmitglieder London, meistens um zu Karl zu stoßen. Dieser forderte am 23. April den Gouverneur von Hull zur Uebergabe des Platzes auf, die derselbe verweigerte. Karl rief die Grafen Essex und Holland zu sich nach York und entzog ihnen, als sie sich zu kommen weigerten, ihre Hofstellen; der Kanzler übersandte nach längerem Schwanken Karl das Staatssiegel, an das die rechtmäßige Regierung geknüpft schien, und entfloh; das Parlament forderte die abwesenden Mitglieder zur Rückkehr auf und begann gerichtliche Verfolgungen gegen die nicht kommenden; auf seinen Befehl bildeten sich rasch Milizen in den Grafschaften, während an alle Bürger das Verbot erging, auf Befehl des Königs zu den Waffen zu greifen. Mochte Karl sich auch sträuben, so setzte sich eine Anzahl Parlamentscommissäre in York neben ihn und berichtete über alles an das Parlament. Selbst in dem Karl so zugethanen Yorkshire regte sich immer offener der Widerstand. Das Parlament gab, um den Schein zu retten, einem Ausschusse den Auftrag, einen Aussöhnungsvorschlag in neunzehn Artikeln zu entwerfen. Letzterer wurde Karl zugesendet, aber dabei ununterbrochen zum Kriege gerüstet. Das Ultimatum des Parlaments vom 17. Juni ging aus auf die gänzliche Abschaffung der altköniglichen Prärogative; nicht nur alle militarischen, bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten, sondern auch die Ernennung neuer Peers, die Ein- und Absetzung aller höheren Staatsdiener, die Erziehung und Vermählung der königlichen Kinder sollte fortan von der Zustimmung des Parlaments abhängen. Karl sprach entrüstet gegen diese Zumuthungen, die ihm nur den Schein eines Königs ließen; die Unterhandlung brach ab. Das Parlament bemächtigte sich aller Staatseinkünfte, die Grafschaften erhielten Ordre, sich mit Waffen und Pulver zu versehen, ein Ausschuß der öffentlichen Sicherheit (5 Peers, 10 Unterhausmitglieder) überkam die Sorge für die kriegerischen Maßregeln und die Ausführung der Parlamentsbefehle. Das Parlamentsheer bestand aus 20 Infanterieregimentern und aus 75 Schwadronen; Graf Essex wurde Oberbefehlshaber. Trotz aller Gelder, die durch die Königin einliefen, brachte Karl nur 12,000, aber meist kriegsgeübte Leute zusammen, über die Prinz Ruprecht von der Pfalz den Oberbefehl antrat. Zum Leidwesen Karl's wurde die Flotte ohne Widerstand dem presbyterianischen und parlamentarischen Interesse dienstbar; das Parlament erhob den Grafen Warwick zum Großadmiral, einen Mann des strengsten Presbyterianismus. Ein neuer Versuch Karl's, Hull zu nehmen, scheiterte an dem Gouverneur und an Warwick, während letzterer Portsmouth dem Könige wegnahm.

Seit Karl am 23. Aug. zu Nottingham die Königsfahne aufgepflanzt, hatte der Bürgerkrieg begonnen; zu seinem Schrecken folgte das Land seinem Aufgebote nicht. Als er gegen London marschiren wollte, um den Krieg mit Einem Schlage zu beenden, ergriff das Parlament Vertheidigungsmaßregeln. Dem Könige boten große Unterstützung die in Chester gegen Irland aufgehäuften Kriegsvorräthe, und einige Führer von militärischer Tüchtigkeit stießen zu ihm. Dem Prinzen Ruprecht von der Pfalz, der seine Cavalerie führte, gelang es bei Worcester, die parlamentarischen Schwadronen zurückzuwerfen. Bei Edgehill trafen die Heere des Königs und des Parlaments am 23. Oct. aufeinander; die Schlacht, in der Karl großen Muth bekundete, blieb unentschieden. Essex zog sich auf London zurück, Karl wurde mit Jubel in Oxford aufgenommen, welche Stadt die ihm ergebenste unter allen größeren war. Bald strebte Karl von neuem, seinen Handstreich auf London auszuführen, und rückte nach Brentford vor. Das Parlament leitete Unterhandlungen ein, Karl empfing seine Abgesandten freundlich in Colebrooke; dann aber überfiel Prinz Ruprecht mit den royalistischen Welshmen die londoner Regimenter am 12. Nov. in Brentford und brachte ihnen blutige Verluste bei. Diese „Treulosigkeit" des Königs gab seinen Gegnern doppelten Trotz; Essex konnte über 24,000 Mann Heerschau halten, während Karl froh war, mit seiner Hand voll Truppen ohne Hinderniß nach Oxford zurückzugelangen. Obgleich das Parlament bei weitem in der Oberhand war, konnte es sich der Wiederaufnahme von Unterhandlungen mit dem Könige nicht entziehen; im Februar 1643 begannen dieselben, blieben aber resultatlos, da eine ernstliche Annäherung der Todfeinde nicht denkbar war. Karl faßte neuen Muth, seine Gemahlin brachte im Februar Truppen und Munition nach England, während die Royalisten in England und Schottland höhnend auf das bestürzte Parlament sahen. Essex begnügte sich mit der Belagerung Readings, das nach zehn Tagen fiel. Die Zwietracht der politischen Volkspartei und Essex's machte sich in ihren Wirkungen fühlbar; sein Heer befand sich bald in schlechtem Zustande. Da die königliche Cavalerie die gefürchtetste Gegnerin der parlamentarischen Truppen war, bildete Oliver Cromwell eine Cavalerie in eiserner Disciplin aus; dies Reiterregiment der Ironsides war im Kampfe unwiderstehlich und bald der Schrecken der Königlichen. Am 31. Mai erfuhren Parlament und Volk von einem großen Complot: es galt der Bewaffnung der Royalisten, der Einnahme des Tower, der Magazine und hauptsächlichsten Posten, der Verhaftung der Häupter beider Häuser und dem Einlasse der königlichen Truppen in London; der Dichter Edmund Waller, sein Schwager Tomkyns, Challoner u. a. waren die Häupter des Complots und ge-

ſtanden alsbald nach ihrer Verhaftung, Tomkyns und Challoner wurden hingerichtet, Waller rettete ſich durch weitgehende Enthüllungen. Das Parlament traf infolge des Complots neue Vorkehrungen; „um die Guten noch enger zu vereinigen", wurde von beiden Häuſern ein Einigungseid für die Sache von Parlament und Religion gegenüber König und Papismus verfügt. Hauptſächlich durch Pfalzgraf Ruprecht gewann Karl eine Reihe Erfolge über ſeine Feinde, denen der Tod Hampden's am 24. Juni eins der werthvollſten Glieder und die letzte Hoffnung auf eine gütliche Ausgleichung entriß. Waller und Haslerigh wurden wiederholt geſchlagen, die royaliſtiſche Partei erſtarkte auch in den mittleren Grafſchaften, die Königin führte Karl nach Edgehill Mannſchaft und Geſchütze zu, und am 26. Juli fiel Briſtol; täglich vernahm das Parlament von Unfällen. Der Lord-General Graf Eſſex ſchlug vor, Karl ſolle ſich eine Weile entfernen, dann wollten die beiden Heere den Streit gleich einem Gottesurtheile an Einem Tage zu Ende bringen. Die Lords traten ſeinem Wunſche nach Frieden bei, die Gemeinen aber ließen ein neues Staatsſiegel mit den Wappen von England und Irland und einer Darſtellung des Unterhauſes anfertigen. In unbedachtem Uebermuthe erklärte Karl officiell, er erkenne die in Weſtminſter verſammelten Individuen nicht als Parlament an und verbiete ſeinen Unterthanen, dieſen Hochverräthern zu gehorchen. Dies führte beide Häuſer wieder zuſammen und ſie beſchloſſen am 5. Juli, gemeinſchaftlich an die Schotten Commiſſäre um Hülfe gegen den Papismus zu entſenden. Als jedoch Karl einen milderen Ton anſchlug, ſehnten ſich die meiſten Lords wieder zu ihm hinüber und am 4. Aug. ging bei ihnen ein Entwurf durch, wonach die Heere ſchleunig aufgelöſt, die wegen ihres Anſchluſſes an Karl aus dem Parlamente vertriebenen Mitglieder in daſſelbe zurückgerufen und die Entſcheidung der großen Fragen über Religion und Miliz von Parlament und Synode getroffen werden ſollte; bei den Gemeinen unterlag er aber am 7. Aug. Die Lords fühlten ſich gekränkt und bedroht; eine Reihe von ihnen verließ London, um zu Karl zu gehen, andere ſuchten Eſſex zu bewegen, daß er ſich London nähere und die Freiheit der parlamentariſchen Berathungen vor dem Drucke des Volkswillens ſchütze, und Eſſex neigte ſich auf ihre Seite, bis die Volkspartei unter Pym ihn wieder für ſich gewann. Waller und Mancheſter bildeten Reſerveheere, Eſſex zog am 24. Aug. mit 14,000 Mann in Eilmärſchen nach Glouceſter ab. Nachdem Karl ungern auf einen neuen Verſuch gegen London verzichtet hatte, wandte er ſich gegen Glouceſter, als aber Eſſex herankam, gab er die Belagerung auf. Um eine Vereinigung des Grafen mit Waller zu verhüten, warf ſich Karl ſelbſt auf den Rath des Pfalzgrafen Ruprecht Eſſex bei Newbury in den Weg, aber in blutigem Ringen ſchlug Eſſex am 20. Sept. den Angriff ab, und ſetzte unangefochten ſeinen Marſch auf London fort, wo er für den Frieden redete. Das Parlament trat von neuem mit den Schotten in Unterhandlung: beide Nationen wollten die „papiſtiſche und prälatiſche Faction" niederwerfen, die Privilegien des Parlaments und die Freiheiten beider Reiche mit Vorbehalt der rechtmäßigen Autorität des Königs vertheidigen; die Generalverſammlung der Kirche von Schottland und die Convention nahmen in Edinburgh am 17. Aug. „die feierliche Ligua und Covenant" an; eine Verſammlung Gottesgelehrter in Weſtminſter billigte dieſen Covenant, das engliſche Parlament trat ihm bei und beſchwor ihn feierlich am 25. Sept. in Weſtminſter; es war der erſte Act, in dem ſich die beſonders von Pym beförderte Vereinigung Schottlands und Englands vollzog. Der Covenant verhieß die Reform der Kirche und die ſofortige Hülfe von 21,000 Schotten für das Parlament. Aber auch für Karl beſſerte ſich die Lage; er näherte ſich den Iren, ſah vertrauensvoll auf die in Frankreich eintretende Regentſchaft Anna's von Oeſterreich und harrte auf däniſche Subſidien. Während die Presbyterianer des Sieges gewiß zu ſein glaubten und eine harte religiöſe Tyrannei ausübten, ſtanden ſie bereits am Abgrunde; die Independenten begannen ihnen über den Kopf zu wachſen. Nach Unabhängigkeit verlangend, wollten ſie Gewiſſensfreiheit und ſtanden voll Groll den Presbyterianern gegenüber; beſonders im Heere mächtig, nahmen ſie weit weniger Rückſicht auf das Königthum; Anhänger der Rechtsgleichheit, der gerechten Vertheilung der ſocialen Güter und der Vernichtung aller Misbräuche, gelangten ſie allmählich zu dem Ideale abſoluter Demokratie. Sobald Karl erfuhr, daß Schottland ſich zum Kriege gegen ihn rüſte, ſuchte er die Schotten umzuſtimmen, ſcheiterte aber mit ſeinem Vorhaben, durch Montroſe ein Corps iriſcher Katholiken nach Schottland zu ſchaffen und die Bergbewohner des Nordens zu inſurgiren. Seit längerer Zeit ſtand Karl, deſſen Doppelzüngigkeit mit ſeinen Gefahren wuchs, in geheimer Verbindung mit den rebelliſchen Iren; er brachte in Irland die ganze Civil- und Militärgewalt an ſich und die Katholiken ſahen in ihm den Souverän, deſſen Prärogative ſie gegen jedermann vertheidigen wollten. Karl ſchloß darum am 5. Sept. 1643 mit den Iren einen einjährigen Waffenſtillſtand, berief die engliſchen Truppen heim und die Katholiken bewilligten ihm 30,000 Pfund Subſidien; 10 Regimenter wurden ihm verſprochen. Dieſer Vertrag erregte in England den höchſten Unwillen. Karl konnte ſich ſeinem proteſtantiſchen Volke gegenüber nicht mit den iriſchen Rebellen vereinigen und durfte ihrem leitenden Rathe der Vierundzwanzig kein Zugeſtändniß voller Religionsfreiheit machen; die ihm aus Irland zu Hülfe eilenden Regimenter waren proteſtantiſche. Montroſe wurde Generallieutenant aller königlichen Streitkräfte in Schottland. Karl war außer ſich über die kecke Haltung des Parlaments in Weſtminſter und wollte es durch eine Proclamation auseinandertreiben, ſtand aber auf den einmüthigen Einſpruch ſeiner Miniſter davon ab. So ſehr auch Karl anfangs widerſtrebte, erklärte er ſchließlich das Parlament in Weſtminſter für nicht mehr frei, berief 22. Dec. alle aus demſelben Verjagten oder Geflüchteten nach Oxford, und bald verſammelten ſich hier 45 Lords und 118 Commoners, während das Parlament zu Weſtminſter in Pym ſeinen größten Vorkämpfer zu Grabe

trug. Am 22. Jan. 1644 eröffnete Karl die Sitzungen des oxforder Parlaments. Daſſelbe hatte von Beginn keinen Glauben an ſich und fand keinen im Reiche; das zu Weſtminſter hingegen mit ſeinen 22 Lords, 280 anweſenden und 100 in Miſſion befindlichen Commoners betrachtete ſich nach wie vor als das alleingültige Parlament und wies die vom oxforder angebahnten Unterhandlungen zurück. Karl fand das oxforder Parlament raſch nutzlos und vertagte es ſchon am 16. April; er beglückwünſchte ſich ſelbſt, das „Zwitterparlament" los zu ſein. Während beide Hauptheere unthätig waren, erfochten parlamentariſche Haufen in verſchiedenen Theilen Erfolge über die Königlichen. Als Ausſchuß beider Reiche beſaß ein Rath aus ſieben Lords, vierzehn Gemeinen und vier ſchottiſchen Commiſſären faſt unumſchränkte Macht über den Krieg, über die Beziehungen der Engländer und Schotten, über die Correſpondenz mit dem Auslande u. ſ. w. Von den fünf Heeren des Langen Parlaments, die über 50,000 Mann ſtark waren, wurden das ſchottiſche und die von Fairfax und Eſſex auf Koſten des Staatsſchatzes, die von Waller und Mancheſter durch wöchentliche Steuern in einzelnen Grafſchaften unterhalten. In Oxford herrſchte große Unruhe, beſonders als ſich das Gerücht von dem Anzuge der Heere Eſſex's und Waller's verbreitete. Die einer Entbindung nahe Königin eilte April 1644 nach Exeter und ſah ihren Gemahl nie wieder.

Der Ausſchuß beider Reiche beſchloß, Oxford, York und die dortigen Heere unter Karl und Lord Newcaſtle anzugreifen; Ende Mai war Oxford faſt eingeſchloſſen. Im ganzen konnte Karl Eſſex und Waller kaum 10,000 Mann im Felde entgegenſtellen. Im Lande hieß es, Karl ſei gefangen; ſelbſt ſeine Umgebung nahm dies als unvermeidlichen Ausgang an und rieth ihm, ſich lieber mit Eſſex zu einigen; Karl verſicherte aber, Eſſex werde ihn nicht lebend gefangennehmen. Er ließ den Herzog von York mit dem Hofe zurück und zog mit dem Prinzen von Wales und dem größten Theile ſeines Heers zwiſchen beiden feindlichen Heeren am 3. Juni hindurch; nur wenig verfolgt, kam er am 6. Juni nach Worceſter. Die Belagerung Oxfords war nun zwecklos, Eſſex rückte nach den weſtlichen Grafſchaften vor, und Karl kehrte wieder nach Oxford um; er dachte an einen Handſtreich auf London, wo genug royaliſtiſche Sympathien ſeien, ſchlug Waller am 29. Juni bei Cropredy, doch konnte er ſeinen Weg nach London nicht fortſetzen, ſondern ging nach Evesham. Eſſex hatte die Royaliſten zur Aufhebung der Belagerung von Lyme und Plymouth genöthigt, aber in Cornwallis ausgeſprochenſten Widerſtand gefunden. Karl beſchloß, ihm auf den Leib zu rücken. Verſtärkt durch Pfalzgraf Moritz und Lord Hopton, erſchien er mit anſehnlicher Uebermacht in Eſſex's Rücken. Die Bevölkerung erhob ſich allerorten gegen den Grafen, es gebrach ihm an Lebensmitteln und Geld, das Parlament ließ ihn ohne Hülfe. Er zog ſich vor Karl nach Leſtwithiel zurück, Karl ließ ihm im Einverſtändniſſe mit ſeinen Offizieren Anerbietungen zu einer Verſtändigung machen, Eſſex wies ſie von ſich, rieth Karl zur Rückkehr zum Parlament, wollte aber keine offene Feldſchlacht wagen und entwich, in Foy blokirt, mit ſeinen vornehmſten Begleitern im Auguſt auf einem Boote nach Plymouth; ſeine Reiterei brach ſich durch die königlichen Truppen Bahn, ſein Fußvolk capitulirte, Geſchütz und Waffen fielen in Karl's Gewalt, 1. Sept. Ganz anders war der Verlauf des Feldzugs im Norden. Ende Februar 1644 überſchritten die Schotten unter Graf Leven die Tyne, und vereinigten ſich erſt, als Lord Newcaſtle infolge der Niederlage eines königlichen Heerhaufens in Selby zum Abzuge nach York gezwungen worden, am 20. April bei Todcaſter mit den Parlamentstruppen unter Fairfax Vater und Sohn; unter dem Befehle Lord Mancheſter's erſchien ein drittes Parlamentsheer und alle drei Armeen begannen am 16. Juni mit dem Sturm auf York, von deſſen Erhaltung Karl's Sache im Norden abhing. Karl rief ſeinen Neffen Ruprecht zum Entſatze von York herbei, Ruprecht kam mit faſt 20,000 Mann aus Lancaſhire und zog ohne Kampf in York als Befreier ein. Anſtatt nun einen entſcheidenden Kampf zu vermeiden, hielt ſich der hitzige Ruprecht für ſtark genug, ihn zu wagen, und erlitt durch Cromwell's Schwadronen die blutige Niederlage von Marſton-Moor am 2. Juli. Newcaſtle ſchiffte ſich nach Hamburg ein, Ruprecht führte die Reſte des geſchlagenen Heeres nach Lancaſhire, am 16. Juli capitulirte York und Nordengland war für die royaliſtiſche Sache verloren. Da ſich das Parlament ſtark zeigte, ſandte Karl wieder eine Friedensbotſchaft; vergebens ſuchte er Plymouth, Lyme und Portsmouth zur Uebergabe zu bringen, erfuhr hingegen, daß Montroſe in Schottland Sieg um Sieg erringe. Karl zog wieder gegen London, forderte in einer Proclamation den Süden und Oſten zum Anſchluſſe an ſeine Sache auf, ſtieß aber am 27. Oct. bei Newbury auf Mancheſter, mußte nach hitzigem Kampfe dem Plane auf London entſagen, entſetzte Donnington und bezog am 30. Oct. in Oxford Winterquartier. Er und die Seinen hatten den Muth nicht verloren und mit Hochgefühl ſahen ſie auf die immer wachſende Spaltung zwiſchen den Presbyterianern und Independenten. Die Schotten gewannen in England unbegrenzten Einfluß, ihre Stimme entſchied im Ausſchuſſe beider Reiche. Weit nachdrücklicher als die Presbyterianer hielten die Independenten die Autonomie religiöſer Vereinigung und ihre Unabhängigkeit vom Staate feſt; ſie wollten um jeden Preis die Vernichtung des biſchöflichen Syſtems. Als ſein Hauptvertreter hatte immer der Erzbiſchof Laud gegolten. Seit vier Jahren im Kerker, alt und krank, ſollte er jetzt als Opfer fallen. Wie Strafford wurde er durch eine Bill of attainder des Unterhauſes am 11. Nov. verurtheilt, nur ſieben Lords genehmigten das Urtheil, Karl wurde gar nicht befragt und am 10. Jan. 1645 fiel Laud's Haupt; vier Anhänger des Königs traf das gleiche Los. Schon am 3. Jan. wurde die Liturgie der Anglikaniſchen Kirche abgeſchafft. Indeſſen die Geſandten Frankreichs und Hollands zwiſchen Oxford und London hin und her reiſten, um für eine Vermittelung zu wirken, regte ſich in England große Friedensſehnſucht und ein Ausſchuß arbeitete Vorſchläge zum Frieden aus. Nachdem

sie vom Parlamente angenommen worden, reisten Commissäre damit am 20. Nov. zu Karl. Noch strenger als früher forderten die Vorschläge die Einführung des presbyterianischen Kirchensystems unter Annahme des Covenant, das Recht der Militia, die Uebertragung des Befehls über die Land- und Seemacht ans Parlament und die Erneuerung des Kriegs mit den Iren. Nahm Karl diese Anträge an, so hörte er auf, König zu sein, aber er ließ sich verlogen auf Unterhandlungen ein, um den Vorwurf, er wolle keinen Frieden, von sich zu schieben und bei der Discussion der Artikel ihre Unausführbarkeit grell zu beleuchten. Am 2. Nov. empfing er in Oxford die Commissäre, wies ihre Bitte, nach London zum Parlamente zurückzukehren, ab und entließ sie. Durch den Herzog von Richmond und den Grafen von Southampton trug er hingegen bei dem Parlamente in London auf Eröffnung von Conferenzen an; das Parlament nahm die Frage in seine Hand und bestimmte Uxbridge zum Conferenzorte. Fairfax wurde um diese Zeit commandirender General der zu einem Heere vereinigten Parlamentstruppen und Cromwell bald die Seele seiner Operationen.

Am 29. Jan. 1645 trafen die beiderseitigen Commissäre in Uxbridge ein, bald stellte sich die Unmöglichkeit einer Vereinbarung heraus; das Parlament wollte auf immer Kirche und Staat seiner Autorität unterwerfen, Karl aber sich durch momentane Concessionen die Möglichkeit verschaffen, die alte Gewalt der Krone später wieder zu erneuern; das Mistrauen gegen Karl, den Freund der Iren, regte sich mächtig, er aber spann neue Intriguen gegen seine Widersacher, und als Montrose ihm seinen großen Sieg über die Schotten unter Argyle bei Inverlochy meldete, nahm er eben gemachte Concessionen zurück. Ohne jedes Ergebniß endeten am 22. Febr. die Conferenzen von Uxbridge.

Karl glaubte wieder in den Vollbesitz der Gewalt zu kommen, wollte dann alle Strafgesetze gegen die Katholiken aufheben, die Bischöfe treulich hegen und sich von dem verhaßten Parlamente befreien; auch hoffte er im Felde neue Siege zu erringen, um so mehr, als er Feinden gegenüber, an denen Strafford's und Laud's Blut klebte, seine Sache für eine von Gott begünstigte hielt. Den Iren machte er einstweilige Zugeständnisse und rechnete auf ihre Hülfe, indessen Montrose über die Covenanters in Schottland Sieg auf Sieg erfocht und ihm Hülfe nach England zu bringen versprach. Auf Bitten der westlichen Grafschaften Cornwallis, Devonshire, Somerset und Dorset sandte er den noch nicht funfzehnjährigen Prinzen von Wales als Generalissimus, um unter der Leitung einiger Geheimräthe die Geschäfte zu führen und ein Heer zu sammeln; am 4. März 1645 schieden Vater und Sohn auf ewig voneinander. Der Herzog von York blieb in Oxford; Karl selbst wollte in den mittleren Grafschaften Stellung nehmen und von da nach Norden oder Osten vordringen. Am 7. Mai verließ Karl Oxford, verband sich mit dem Pfalzgrafen Ruprecht und eilte nach Norden. Fairfax wurde mit Cromwell zur Belagerung Oxfords entsandt. Karl rückte, von Erfolg begleitet, vor, entsetzte Chester, wendete sich nach den verbündeten Grafschaften des Ostens, dem eigentlichen Stützpunkte des Parlaments, erstürmte das reiche Leicester und schloß Taunton ein. Das Parlament traf Anstalten zur Verstärkung, Fairfax mußte die Belagerung Oxfords aufheben und dem Könige ins offene Feld entgegenrücken. Der Hof in Oxford flehte Karl um Hülfe an, er gab seinen Zug nach Norden und Osten auf, rückte langsam Oxford zu, sah sich gezwungen, dem überlegenen Feinde unter Fairfax und Cromwell entgegenzutreten und die Schlacht bei Naseby ging am 14. Juni für Karl verloren; Karl zeigte in dieser seiner letzten Schlacht die größte Unerschrockenheit, mußte aber mit dem Reste seines Heeres einen fluchtähnlichen Rückzug nach Leicester antreten. Unter der Beute, die dem Parlamentsheere zufiel, befand sich außer der eigenen Standarte Karl's ein Theil seiner Papiere. Das Hauptheer Karl's war vernichtet, er aber gab seine Sache nicht verloren, wendete sich nach Westen, hoffte auf die Bildung einer Armee in Wales und ließ sich auf Schloß Ragland vom Marquis von Worcester, dem reichsten Großen Englands, feiern; als Haupt der katholischen Partei war er Karl für seine Intriguen wichtig. Aber das trefflich disciplinirte Heer Fairfax's kam im Juli nach dem Westen und schlug den königlichen General Goring bei Langport vernichtend; andere Truppen Karl's unter Greenville wurden rasch zersprengt, eine Festung nach der andern fiel und das Entstehen einer neuen königlichen Armee in Südwales wurde zeitig gehemmt. Karl verließ nun Wales und eilte nach Yorkshire, wollte zu Montrose stoßen, zog statt dessen unbehelligt durch sein Reich, warf einige feindliche Abtheilungen und kam mit 1500 Reitern am 29. Aug. in Oxford an.

Die bei Naseby erbeuteten königlichen Papiere waren von Fairfax uneröffnet an das Unterhaus eingeschickt worden und dies forderte alle Bürger auf, in Guildhall zu erscheinen; jeder konnte sich über die Gesinnungen des Königs belehren. Die Papiere zeigten evident, daß Karl in keiner Hauptfrage nachzugeben gesonnen, in seinen Augen kein Zugeständniß verbindlich sei, obgleich er tausendmal das Gegentheil betheuert hatte; es lag schwarz auf weiß vor Augen, daß der große Intriguant alle Fürsten des Continents um Kriegshülfe gegen seine Unterthanen angerufen habe; auch ersah man, daß Karl, der beiden Häusern bei den Verhandlungen zu Uxbridge den Namen „Parlament" zugestanden hatte, einen förmlichen Protest gegen diese Concession in die Register des Staatsraths zu Oxford eingerückt hatte; deutlich erhellte, daß er den Katholiken näher treten und den mordbefleckten Iren Indemnität zugestehen wolle. Das Parlament gab die Briefe als „Die geöffnete Brieftasche des Königs" im Druck heraus. Der königliche Ruf erlitt eine unheilbare Niederlage; die Friedensfreunde mußten verstummen, denn Karl stand als entlarvter Lügner da. Der Bürgerkrieg nahm einen schrofferen Charakter an; die Truppenaushebungen gingen rasch voran; ohne Rücksicht auf das Schicksal der Familien wurden die Güter der „Staatsverbrecher" confiscirt und verkauft; den Iren

im königlichen Heere durfte kein Pardon mehr gegeben werden, zu Hunderten wurden sie, Rücken an Rücken gebunden, erschossen oder ertränkt. Wie die dem Prinzen von Wales beigegebenen Geheimräthe und friedlich gesinnten Parlamentsmitglieder trotzdem an eine Vermittelung dachten, so traten die Eingeschüchterten der Grafschaften, die Clubmen, zusammen, um Gewaltthaten der Königlichen und der Parlamentstruppen zu begegnen, und forderten Wiederbeginn von Friedenseinleitungen. Ihre Gesinnung war gemäßigt royalistisch, Prinz Ruprecht von der Pfalz trat in Verbindung mit ihnen; von Karl nach Bristol entsandt, rieth er seinem Oheim, lieber einiges zu retten als alles zu verlieren. Karl kannte am besten das Verzweifelte seiner Lage, schon im August sprach er von der Flucht des Prinzen von Wales nach Frankreich als Möglichkeit, verdoppelte aber seine Energie und war fest entschlossen, keinen Schritt von seiner Königsehre zu weichen, seine Kirche, seine ererbte Krone und seine Freunde zu vertheidigen; „als Christ" wies er Ruprecht's Rathschläge zurück, denn Gott könne nicht den Sieg der ungerechten Sache wollen, freilich sei anzunehmen, daß er selbst mit seinen Anhängern dafür sterben müsse, aber Gott werde ihr Rächer sein. Neue Siege Montrose's in Schottland schwellten Karl's Herz; er verließ im September Oxford, um dem schottischen Heere zu begegnen, erfuhr aber auf Schloß Ragland zu seinem Entsetzen, daß Ruprecht trotz seines Worts Bristol fast ohne Widerstand überliefert hatte. Dies bedeutete den Untergang von Karl's Sache im Westen. Karl war außer sich, daß sein Neffe zum Verräther an ihm geworden, entkleidete ihn seiner Aemter und befahl ihm, nach dem Continent zurückzukehren; Unglück auf Unglück traf den König, er wußte nicht, was beginnen. Endlich beschloß er, sich zu Montrose nach seines Hauses Wiege zu wenden; er zog durch die Gebirge von Wales, etwa 5000 Mann waren bei ihm. Konnte er die Eroberung Chesters verhüten, so erlagen hingegen seine Truppen im offenen Felde denen des Parlaments und er mußte nach Wales fliehen; Montrose erlitt am 13. Sept. durch Leßley die Niederlage von Philip-Haugh und irrte geächtet von Ort zu Ort. Obgleich ihm seine Umgebung rieth, nach Worcester zu gehen, entschied sich Karl auf Digby's Rath für Newark. Digby setzte seinen Zug fort, wurde bei Sherburne zersprengt. Karl's ganzes Heer bestand in Newark aus 300—400 Reitern. Ruprecht erschien hier trotz aller Gegenbefehle vor ihm, rechtfertigte sich und machte ihm die widrigsten Auftritte. Da Parlamentstruppen ihn einzuschließen drohten, mußte Karl Newark in der Nacht des 3. Nov. verlassen und mit 400—500 Reitern nach Oxford zurückkehren. Aus den in Ragland-Castle eifrig betriebenen Verhandlungen Karl's mit dem Sohne des Marquis von Worcester, Grafen von Glamorgan, war ohne Wissen der königlichen Räthe und des Statthalters in Irland, Marquis von Ormond, ein eigenthümlicher Pact hervorgegangen; durch Glamorgan's Hände ging auch der Briefwechsel Karl's mit dem jüngst in Irland angekommenen Nuntius Rinuccini und dem Papst Innocenz X. Durch einen nur von Karl und Glamorgan gekannten und von Karl am 20. Aug. eigenhändig unterzeichneten Vertrag war dem Grafen von Karl Vollmacht ertheilt worden, den Iren alles zu bewilligen, was er nöthig erachte, um ihre bewaffnete Unterstützung zu erlangen, und Karl hatte sich verbindlich gemacht, alle wenn auch gesetzwidrigen Concessionen zu bestätigen; nur sollte der ganze Vertrag bis zu dem Zeitpunkte, da er alles offenbaren könne, Geheimniß bleiben. Diesem Bündnisse mit den Iren zufolge sollten 10,000 Mann unter Glamorgan in Chester landen, alle peinlichen Gesetze gegen die Katholiken abgeschafft, ihrem Cultus Freiheit gewahrt und ihr Recht auf die von ihnen weggenommenen Kirchen und Ländereien anerkannt werden; Glamorgan drang unablässig auf den Vollzug des Vertrags.

Die parlamentarische Armee errang Sieg auf Sieg, nahm in fünf Monaten funfzehn wichtige Plätze, unterdrückte die Clubmen und nur in Devonshire und Cornwallis hielten sich noch königliche Generale; diese aber, besonders Goring und Greenville, lagen in stetem Zwiste mit den Geheimräthen des Prinzen von Wales. Nur Lord Hopton führte die Truppen im Einverständnisse mit den Räthen des Prinzen, aber Fairfax schlug ihn am 16. Febr. 1646 bei Torrington, worauf er in Cornwallis einrückte; die noch um Hopton versammelten Brigaden streckten vor Fairfax am 14. März die Waffen und 3000 Mann unter Lord Astley wurden bei Stow zersprengt; die letzten von Royalisten gehaltenen Schlösser capitulirten und die parlamentarische Armee wandte sich gegen Oxford, um Karl gefangen zu nehmen. In dem Bürgerkriege war Karl vollständig unterlegen. Karl sah die Dinge mit den trübsten Augen an und bevollmächtigte Ende 1645 seinen Thronerben zum Vermittler zwischen ihm und dem Parlamente; letzteres bezeigte keine Friedensneigung, und als der Prinz erklärte, der König wolle selbst in London Unterhandlungen beginnen, würdigte es ihn keiner Antwort. Es war um so empörter gegen Karl, als ihm eine Abschrift des Vertrags Glamorgan's mit den Iren (s. oben) in die Hände gefallen war. Karl war in hohem Grade bestürzt, die Nation wurde neuerdings an ihm irre. Obgleich der Statthalter von Irland Glamorgan verhaften ließ und Karl ihn in officiellen Briefen für unbefugt erklärte, ließ sich niemand täuschen, Karl's Verlogenheit war zu bekannt.

Karl trat jetzt mit den in der Armee überwiegenden und im Parlamente stark vertretenen Independenten trotz ihres unbestrittenen Antiroyalismus in geheime Beziehungen; sein Staatssecretär mußte an Henry Vane im März 1646 schreiben, er solle es ermöglichen, daß Karl persönlich in London mit dem Parlamente unterhandeln könne, und gleichzeitig versprechen, falls das Parlament die Herrschaft der presbyterianischen Kirche verlange, würden sich die Royalisten mit den Independenten vereinigen, um sie aus dem Reiche zu verbannen; bald darauf schrieb Karl selbst an Vane. Auch erbot er sich in einer Botschaft an das Parlament, seine Truppen zu entlassen, den Befehl über die Kriegsmacht und die Ernennung zu den höchsten Staatsämtern dem Parla-

mente auf sieben Jahre abzutreten, seine Festungen zu überliefern und in Whitehall Residenz zu nehmen, falls man ihm und seinen Anhängern Ehre und Sicherheit für Person und Eigenthum zugestehe. Dieser Vorschlag erweckte bei Presbyterianern und Independenten die größten Besorgnisse und das Parlament erließ den Befehl: sobald Karl die von den Parlamentstruppen besetzte Linie überschreite, solle der wachthabende Offizier sein Gefolge verhaften und niemand zu Karl lassen; alle Katholiken und alle, die für Karl die Waffen getragen, mußten in drei Tagen London verlassen u. s. w. Vane antwortete nicht auf Karl's Brief. Die independentischen Einflüsse um Karl beunruhigten die Schotten und Presbyterianer sehr, sie nahmen dagegen den Einfluß der französischen Regierung auf die Königin in Anspruch. Der französische Gesandte Montereuil trat mit Lord Holland in Verbindung, der als bestes Mittel gegen die Uebermacht der Independenten Karl's Uebergang zu dem Heere der Schotten empfahl, und wandte sich an die schottischen Commissäre, um für Karl erträgliche Bedingungen zu erlangen; sie eröffneten ihm in manchen Punkten Aussichten und er ging nach Oxford, um Karl, dessen letzte Truppen sich in Cornwallis aufgelöst hatten, zum Uebergange zu den Schotten zu bewegen. Karl sah ein, er könne nichts gegen die Einführung der presbyterianischen Verfassung bei den Schotten unternehmen, und versprach volle Genugthuung, wenn nichts gegen sein Gewissen hierbei von ihm verlangt würde. Das regierende Comité in Schottland ließ in Paris Mazarin eine Erklärung vorlegen, wonach Karl im schottischen Lager ehrenvoll verweilen solle, vorher aber die presbyterianischen Kircheneinrichtungen gutheißen, die Bedingungen von Uxbridge annehmen müsse u. s. w. Der Bevollmächtigte des Comité in Frankreich, Oberst Murray, sagte im Namen der Schotten noch ausdrücklich zu, Karl solle in seinem Gewissen nicht bedrängt werden, und Montereuil wurde hierauf ermächtigt, im Namen der Königin-Regentin und des Königs von Frankreich Karl zuzusagen: ehrenvolle Behandlung, Gewissensfreiheit, gute Aufnahme seiner sämmtlichen Begleiter, Aussöhnung mit seinen Anhängern und Vertheidigung seiner Rechte. Karl sah hierin die Basis, auf der eine Vereinigung seiner letzten Streitkräfte mit denen des Parlaments möglich sei, gab Montrose Winke, wünschte durch die Königin einen ehrenvollen Frieden zu erlangen oder hoffte, wenn dieser ausbleibe, auf bewaffnete Unterstützung durch Frankreich, die Generalstaaten und den Prinzen von Oranien. Die Schotten im Heere verschärften außerordentlich die Stipulationen. Karl erboste über ihre Treulosigkeit, aber die feindlichen Truppen unter Fairfax kamen Oxford immer näher. Karl sah sich bereits gefangen. Er bot dem Obersten Rainsborough an, sich ihm zu ergeben, wenn er sich verbürge, ihn sofort nach London zum Parlament zu führen. Der Oberst wies das Anerbieten zurück, denn in wenigen Tagen mußte die Blokade von Oxford vollendet und Karl gefangen sein. Um Mitternacht des 27. April 1646 verließ der König Oxford mit seinem Kammerdiener, als dessen Diener er verkleidet war, und einem Geistlichen; er schlug den Weg nach London ein und als er es von Harrow on the Hill erblickte, kam ihm der Gedanke, alles an alles zu wagen und sich nach der City zu begeben. Rasch aber verflog der kühne Entschluß, er lenkte sein Pferd gegen Norden, irrte voll Unruhe von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt, und ließ sich endlich am 5. Mai von Montereuil in das Lager der Schotten zu Kelham führen. Das große Ereigniß wurde sofort nach Edinburgh und London berichtet. Graf Leven bewies ihm sogleich, daß er im Gewahrsam sei und nicht zu befehlen habe; dabei waren die Schotten in steter Furcht, die englische Armee werde ihnen Karl entreißen. Um ihrem Lande näher zu kommen, bewogen die Schotten ihren königlichen Gefangenen, dem Gouverneur von Newark Befehl zur Ueberlieferung dieser Stadt zu ertheilen, übergaben sie den Truppen von Poynz und eilten mit Karl nach Newcastle. Er wurde ganz wie ein Gefangener behandelt und durfte nur mit Montereuil verkehren; die Schotten wollten ihn ausschließend unter ihrem Einflusse halten, hofften, er werde schließlich den Covenant unterschreiben, und sie würden mit den Franzosen, dem König und den englischen Presbyterianern mächtig. Die Independenten hingegen wurden immer zorniger, da ihnen der König entgangen war; durch tausend Mittel suchten sie die Schotten zu beleidigen. Ganz und gar doppelzüngig, lavirte Karl zwischen den Presbyterianern und Independenten, die er beide haßte; er verwerthete sie gegeneinander, um sie gleichmäßig abzunutzen, betrachtete sie als Rebellen, denen er zu nichts verpflichtet sei. Die Schotten behandelten seine Anhänger mit äußerster Härte, seine Haft wurde sehr verschärft und fast sein ganzer Briefwechsel unterschlagen. Um ihn zu bekehren und für den Covenant zu bestimmen, wurde der berühmte Prediger Henderson zu ihm gesandt. Karl hielt sich voll Würde, entfaltete große Gewandtheit im theologischen Briefwechsel, den er mündlicher Disputation vorzog, blieb aber unerschütterlich in seiner Anhänglichkeit an die bischöfliche Kirche. Um diese Zeit gab Karl die widersprechendsten Befehle an seine Anhänger in England, an Ormond und Glamorgan in Irland und ließ durch letzteren den Nuntius wissen, am liebsten werfe er sich in seine Hände. Seine Verlogenheit nahm einen immer widrigeren Charakter an.

In einigen Punkten abgeändert, legte das Parlament am 24. Juli dem König die Uxbridger Vorschläge nochmals vor; Karl ließ sich auch durch Bellièvre, den französischen Botschafter, und seine Gemahlin nicht zur Annahme drängen. Am 1. Aug. übergab Karl den Commissären seine schriftliche Antwort; ohne die Propositionen unbedingt zu verwerfen, verlangte er, in Person in London mit dem Parlamente unterhandeln zu dürfen. Der französische Hof hielt für in erster Linie unannehmbar, daß Karl auf zwanzig Jahre den Befehl über Heer, Seemacht und Militia an das Parlament abtreten, einundsiebzig seiner Hauptanhänger von der Amnestie ausgeschlossen werden und jeder, der für ihn die Waffen getragen habe, kein öffentliches Amt bekleiden sollte, so lange es

dem Parlamente beliebe; diese Forderungen liefen jeder Monarchie schnurstracks entgegen. Henriette Marie warnte ihren Gemahl vor der geforderten Annahme des Covenant und legte das Hauptgewicht auf die Behauptung der Heeresgewalt. Der alte Vertraute Karl's, Hamilton, der nach langem Hader wiederkam, bestand auf Nachgiebigkeit in der Religionsfrage, aber Karl war hierin am festesten, nahm die Vorschläge an, welche die Repression der Papisten bezweckten, wollte in Rücksicht auf Krieg und Religion in Irland dem Parlamente Genugthuung geben, versprach bei der eventuellen Beschränkung der allgemeinen Amnestie so weit zu gehen, als ihm Ehre und Gerechtigkeit erlaubten, erbot sich, das Recht der Militia zu Land und See auf zehn Jahre in den Händen des Parlaments zu lassen und das presbyterianische Kirchenregiment mit allen Formen und der beschlossenen Ordnung des Kirchendienstes auf drei Jahre zu bestätigen. Seine Gemahlin machte ihm herbe Vorwürfe, daß er das Recht der Militia zu gering angeschlagen habe und nicht lieber auf dem religiösen Terrain nachgiebiger gewesen sei; er aber wies ihr nach, daß sein Unglück die Züchtigung für die bei Strafford's Hinrichtung und dem Ausschlusse der Bischöfe aus dem Oberhause bewiesene Schwäche sei. Seinen Plan, zu Gunsten seines Erstgeborenen abzudanken, der ja vielleicht von seinem Gewissen nicht gebindert wurde, den Schotten größere Concessionen zu machen, misbilligten dieser selbst, die Königin und Mazarin, zumal sie befürchteten, die Republik werde, sobald Karl abdicire, in England, Schottland und Irland erklärt werden. Montereuil ging nun nach Schottland, stellte offene Parteinahme Frankreichs für Karl in Aussicht, verhieß große Belohnung für alle an seiner Restituirung Theilnehmenden, und Hamilton's Partei erklärte sich bereit, für Karl zu kämpfen, versicherte aber, ohne Unterschrift des Covenant seinerseits sei nichts auszurichten; ebenso äußerte sich die Mittelpartei in Schottland. Das schottische Parlament beschloß, auf Karl's Einwilligung in allen Propositionen zu beharren, und falls er sie verweigere, die Regierung ohne ihn zu ordnen, und die Generalversammlung des presbyterianischen Klerus sprach in gleichem Geiste. So schlug auch diese Unterhandlung fehl und ein Versuch Bellièvre's, Karl die Flucht nach Irland oder dem schottischen Hochlande zu ermöglichen, führte zu nichts. Schotten und Engländer näherten sich einander, und erstere gestanden zu, daß Karl künftig in englischem Gewahrsam gehalten werden solle. Um die Differenzen zwischen England und Schottland aus der Welt zu schaffen, willigten die Engländer ein, den Schotten 400,000 Pf. Sterl. zu zahlen, die Schotten aber England im Januar 1647 zu verlassen. Der König solle nach Holmby, einem Schloß in Northamptonshire, geführt werden und hier bleiben, bis er die Propositionen annehme, aber die Verfassung des Reichs solle nicht geändert und die Erbfolge nicht beeinträchtigt werden. In widerwärtiger Weise waren das Geldgeschäft und die Auslieferung des Monarchen vereinigt, Karl wurde von Schottland an England verkauft. Am 21. Jan. 1647 erhielten die Schotten ihre erste Zahlung und wenige Tage später langten drei Lords und sechs Gemeine im Namen des englischen Parlaments in Newcastle an, um Karl ehrerbietig in Empfang zu nehmen. Karl lehnte das Anerbieten der Schotten, wenn er den Covenant unterzeichne, solle er den Engländern nicht ausgeliefert, sondern nach Berwick gebracht werden, rundweg ab. Nachdem das schottische Parlament seine officielle Zustimmung zur Auslieferung gegeben, lösten englische Truppen am 30. Jan. die schottischen in Newcastle ab. Am 3. Febr. zog er unter Bedeckung eines Reiterregiments von Newcastle weg und kam nur langsam vorwärts; die Monarchie hatte ihren Zauber noch nicht ganz eingebüßt; von allen Seiten drängte sich das Volk zu seiner geheiligten Person und Kropfkranke baten um Auflegung seiner Hand. Als Fairfax bei Nottingham Karl entgegenkam, stieg er ab, küßte Karl's Hand und ritt dann in ehrfurchtsvollem Gespräche neben ihm. Am 16. Febr. schlossen sich die Thore von Holmby hinter Karl; alle Briefe gingen durch die Hand der Commissäre. Er fand, er habe nur den Ort, nicht die Lage verändert. Die Presbyterianer jubelten darüber, Karl in ihren Händen zu haben, und wollten jetzt die Independenten beseitigen; sie meinten, wenn das englische Heer aufgelöst würde, erlitte damit die independentische Partei den Todesstoß; in gleichem Geiste dachte die City, als sie in aller Schnelle die Anleihe zeichnete, um das schottische Heer abzulöhnen. Auch kamen aus allen Theilen des Landes Petitionen gegen längern Druck durch ein stehendes Heer ein, und die Parlamentsbeschlüsse athmeten denselben Geist. Die Gemäßigten im Parlamente dachten, um Unterstützung zu finden, an den gefangenen König, den man gezwungen hatte, presbyterianische Geistliche um sich zu dulden, aber nicht zwingen konnte, ihrem Gottesdienste anzuwohnen. Vom Könige hofften sie für ihre Schritte die Sanction des königlichen Namens zu erlangen, auch zählten sie auf die City, wo neben viel royalistischen Elementen das Presbyterianerthum die Oberhand besaß und einem Verständnisse mit Karl geneigt war; Frankreich und Karl's Gemahlin arbeiteten ebenfalls hierauf hin. Nur ungern ließ Karl sich auf Unterhandlungen ein; er wollte erst frei werden und dann seinem Parlamente bewilligen, was er mit Ehre und Gewissen thun könne, aber er wußte auch, daß die Presbyterianer ihn nur schwächen wollten. Das Oberhaus beschloß, Karl solle nach Schloß Oatlands kommen, das Unterhaus ließ denselben Wunsch durchblicken und trat mit den Commissären, die Karl bewachten, in geheime Correspondenz. Aber das Heer litt den König nicht länger in den Händen des Parlaments, er sollte unter seine Botmäßigkeit gerathen. Ein paar Schwadronen Cromwell'scher Reiterei kamen in der Nacht des 2. Juni in Holmby an, ihr Führer, der Cornet Joyce, ersuchte Karl, Holmby mit ihm zu verlassen, um einen neuen Bürgerkrieg zu vermeiden. Am 3. Juni entführte Joyce den König nach Newmarket und meldete Cromwell, alles sei gelungen. Fairfax war ungehalten über den Handstreich, von dem er nichts gewußt hatte, schickte Karl Truppen entgegen, um ihn zurück nach Holmby zu bringen, aber Karl war froh, dem Drucke der

Presbyterianer entronnen zu sein und ging verhältnißmäßig gern zu den Independenten. Zu Childersley begegnete ihm Fairfax mit seinem Generalstabe, alle außer Cromwell und Ireton küßten Karl die Hand. Karl war in der Gewalt des Heeres. Als die Armee vorrückte, wagte die Majorität im Parlamente kein energisches Einschreiten, wurde nachgiebig. Nicht so zahm war die City, mit voller Stärke regten sich die royalistischen Tendenzen; Bürger, Lehrlinge, Miliz, Seeleute und verabschiedete Offiziere verpflichteten sich, Karl's Rückkehr nach London zu fordern, um persönlich hier Frieden zu schließen, welche Verpflichtung die Independenten als Hochverrath bezeichneten. Karl wurde unterdessen vom Heere von einer Stadt zur andern geschleppt, stets sorgsamst bewacht, aber ehrerbietig behandelt; seine Kaplane durften bei ihm functioniren, was die Presbyterianer nie gestattet hatten, wiederholt empfing er Besuche, er durfte selbst einige Cavaliere und seine drei jüngeren Kinder sehen und litt weniger unter kleinlichen Chicanen. Mit einer gewissen Zuversicht wurde damals behauptet, die Independenten würden Karl und die Episkopalverfassung wiederherstellen und eine allgemeine Toleranz einführen, und Karl behauptete, er habe das Wort der vornehmsten Offiziere, daß man ihm seine Krone nicht antaste. Da man das Abkommen mit den Schotten nicht brechen wollte, ging im Parlamente trotz der independentischen Strömung der Beschluß durch, nochmals die Propositionen von Newcastle Karl vorzulegen und ihn zu ihrer Annahme aufzufordern. Die Independenten aber standen mit Karl in ganz anders gefärbten Unterhandlungen, selbst Cromwell begann sich ihm zu nähern, da er eine Verständigung mit den eifrigen Presbyterianern für unausführbar ansah. Laut diesen Unterhandlungen sollte das Parlament nach Oxford verlegt und binnen einem Vierteljahre aufgelöst werden, die Truppen sich aus London zurückziehen und ihre Posten der Stadtmiliz überlassen, das Bisthum sollte in seine alten legalen Rechte zurückkehren, dabei aber volle Gewissensfreiheit herrschen. Karl wußte, daß er die Anträge in diesem Umfange und Geiste nicht annehmen könne, aber sie waren ihm congenialer als die der Presbyterianer. Bei Putney sprachen Cromwell und Ireton mit ihm; Cromwell forderte ihn auf, Vertrauen zu hegen; er hielt es für das Angemessenste, durch einen Vertrag mit Karl und dem Parlamente die eigene Zukunft zu sichern; selbst den katholischen Royalisten wie dem Papste gefielen diese Verhandlungen Karl's mit den Führern der Independenten. Während aber Cromwell ausrief, Gott möge seine Gnade gegen ihn nach der Aufrichtigkeit seines Herzens für den König bemessen, und ihn sogar den besten Menschen in den drei Reichen nannte, zeigte sich der doppelzüngige Monarch freundlich und friedliebend, spann jedoch heimlich Ränke, um sich der Macht der Independenten zu entziehen. Er hoffte auf die City. Hier rüstete man immerzu, die Erregung wurde zur Leidenschaft. Auf die Kunde hiervon rückte Fairfax's Heer am 23. Juli auf London los. Unter dem Beistande tumultuirender Massen verlangte der Gemeinderath am 26. Juli von beiden Häusern des Parlaments die Zurückgabe des Befehls der Miliz an den presbyterianischen Ausschuß und die Zurücknahme des Beschlusses, wonach die Verpflichtung der City (s. oben) Hochverrath sein solle; beide Häuser kamen dem Begehren nach und die Zurückberufung Karl's wurde beschlossen. Im Heere gärte es heftig, es klagte Karl der Perfidie an, Ireton sprach empört mit ihm; Karl aber wies die Anerbietungen des Heeres hoffärtig zurück. Er hoffte abermals auf die Presbyterianer. Jetzt erlitten diese eine gewaltige Schlappe; über sechzig Mitglieder beider Häuser, darunter sogar einige Presbyterianer, und beide Sprecher entflohen der Volkswuth und suchten im Hauptquartiere des Heeres Sicherheit; Cromwell und Fairfax nahmen sich ihrer an, indessen London zur Vertheidigung rüstete und Karl förmlich einlud; der treulose König machte am 4. Aug. von neuem mit dem Heere ein Bündniß, das aber keinen Werth mehr besaß, da sein Anerbieten nach dem Siege der Armee über die City eintraf. Mit etwa einhundertundvierzehn geflüchteten Parlamentsmitgliedern rückte das Heer unter Fairfax vor, die Gemeindebehörden schlossen am 3. Aug. eine friedliche Abmachung, und am 6. Aug. zog das siegreiche Heer in London ein. Der Triumph der independentischen Armee war vollständig; König, Parlament und City waren in ihrer Gewalt. Am 24. Aug. bezog Karl das Schloß Hamptoncourt, wo ihn ein glänzender Hofhalt umgab; vier Minister: Richmond, Hertford, Cape lund Southampton, trafen bei ihm ein, als sei er von neuem souveräner König; ungehindert besuchte ihn selbst Ormond, der wichtigste Führer der irischen Royalisten, und Karl's Vertraute gingen ohne Unterlaß vom Hofe ins Hauptquartier. Ireton und Cromwell verkehrten persönlich und durch Mittelspersonen mit Karl, der ihre Frauen mit auffallenden Ehrenbezeigungen bei sich empfing, um Mistrauen im independentischen Lager wachzurufen. In der Armee traten die extremen Richtungen immer schroffer hervor, die gemeinen Soldaten schufen in den Agitatoren ein tumultuarisch-militärisches Sonderparlament und während Cromwell's Stimme im Kriegsrathe überwog, warf ihm dieser Rath der Armee vor, er vergesse die Sache von Heer und Volk, halte zu Karl und wolle für seine guten Dienste Graf Essex werden. Karl schien in der That nachgiebig; er bot Cromwell, wenn er sein Mann werde, den Oberbefehl über Heer und Garde, den Grafentitel von Essex und das Hosenband, seinem Schwiegersohne Ireton die Statthalterei von Irland, ihren Freunden große Vortheile an, machte mehr persönliche Concessionen als an die Partei und suchte so die Führer von ihr zu lösen. Die beiden Generale trauten ihm dabei so wenig wie er ihnen und ließen ihn aufs sorgsamste ausspioniren. Ihre Stellung dem Heere gegenüber wurde sehr mislich, der Rath der Armee verwarf kurzweg eine Uebereinkunft mit Karl, die Agitatoren ließen Schriften im Geiste der Volkssouveränetät. Dem Könige wurde ein soldatisches Pamphlet vorgelegt, worin ihm als dem Urheber vielen Blutvergießens persönliche Strafe angedroht war. Und jetzt plante er wieder ein Bündniß mit den Schotten, deren Truppen sich der Grenze näherten; gleichzeitig bereiteten englische Cavaliere

eine Erhebung vor. Inmitten des Kampfes, den Cromwell in sich durchfocht, ob er mit oder ohne König sein Ziel am besten erreichen würde, meldete ihm einer seiner Spione, in einen Sattel eingenäht werde zu einer bestimmten Stunde durch einen Boten ein Brief des Königs an seine Gemahlin weggetragen, um in Dover über Meer zu gehen; der Brief verrathe Karl's wahre Absichten. Cromwell und Ireton verkleideten sich und nahmen den Brief. Entrüstet lasen sie, wie Karl sich rühmte, sie zu duperen, wie er behauptete, ihn umbuhlten jetzt beide Parteien, und er habe größere Lust, es mit den schottischen Presbyterianern zu versuchen als mit dem Heere; über seine Zugeständnisse bat Karl seine Gemahlin sich nicht zu alteriren, denn sobald er die Macht habe, werde er die Kerle nicht mit dem Hosenbande, sondern mit einem hänfenen Stricke zieren. Cromwell und Ireton waren entschlossen, den Wortbrüchigen fallen zu lassen, und wandten sich in offener Feindschaft von Karl ab. Karl's Gefangenschaft wurde verschärft, seine vertrautesten Räthe und Agenten mußten abreisen; er sah sich von der Gefahr bedroht, von den Agitatoren fortgeschleppt zu werden, dachte an die Flucht nach London, Edinburgh oder Berwick und erschrak vor jedem Zufalle als einem bösen Omen. Den Gedanken, nach Schottland zu fliehen, das ihn an England ausgeliefert hatte und wo ihm der Covenant aufgedrungen werden sollte, verwarf er alsbald, ebenso den Plan, nach der Insel Jersey zu flüchten; er glaubte, verhältnißmäßig am besten mit den Offizieren der Armee zu gehen, und hoffte, sie würden ihre alten Versprechungen an ihn wahrmachen. So entfloh er in stürmischer Nacht am 11. Nov., absichtlich unverfolgt, nach der Insel Wight, deren Gouverneur ihn als Ehrenmann zu behandeln versprach. Er wurde auf Schloß Carisbrooke ehrfurchtsvoll behandelt, genoß ziemliche Freiheit, Freunde und Diener besuchten ihn. Noch immer rechnete er auf Unterstützung durch die Oberoffiziere und wollte persönlich in London unterhandeln. Cromwell hingegen hielt es für seine Autorität geboten, sich mit den Agitatoren zu versöhnen, und der Preis des Bundes konnte nur Karl's Untergang sein. Der an den Rath der Offiziere in Windsor abgesandte Bote Karl's, der sie an ihre Versprechungen erinnern sollte, Berkeley, fand den kältesten Empfang, wurde ans Parlament gewiesen, und erst im Dunkel der Nacht entdeckte ihm ein Oberoffizier, der König sei nicht zu halten. Auf Karl's Vorschläge nahmen Parlament und Heer, eng alliirt, keinerlei Rücksicht, und Berkeley rieth Karl zu fliehen, zumal seit einigen Tagen ein von der Königin gesandtes Schiff in der Nähe von Wight kreuze. Den Agitatoren gelang es, jeden Keim eines Ausgleichs mit Karl zu ersticken; als Manifest der Vereinigung der Parlamentsführer, der Generale und der Agitatoren erließ das Parlament im December vier Artikel in Gestalt von Bills und erklärte, wenn Karl sie annehme, so solle sein wiederholt geäußertes Verlangen nach persönlicher Unterhandlung mit dem Parlamente bewilligt werden. Der Inhalt der Bills war: 1) die volle Militärautorität und der Oberbefehl über Land- und Seemacht solle auf zwanzig Jahre an das Parlament überlassen werden; nach deren Ablauf diese Machtvollkommenheit nur mit Bewilligung des Parlaments von der Krone wieder ausgeübt werden, wohl aber vom Parlamente ohne Beistimmung der Krone, wenn es die Sicherheit des Reichs erheische; jeder von beiden Häusern gefaßte Beschluß sei anzusehen, als habe er die königliche Sanction; 2) alle königlichen Erklärungen, Proclamationen und Acte, welche beide Häuser der Ungesetzlichkeit und des Aufruhrs beschuldigten, müßten widerrufen und den Richtern auf alle Zeiten verboten werden, irgend jemand wegen seiner Handlungen als Parlamentsmitglied zu belästigen; 3) ohne Beistimmung beider Häuser sollte der König keine neuen Peers ernennen und die seit seiner Abreise von London von ihm vollzogenen Peersernennungen sollten null und nichtig erklärt werden; 4) beide Häuser sollten befugt sein, wohin sie wollten ihren Sitz zu verlegen und wann es ihnen behage, sich zu vertagen. Diese maßlosen Bills wollten die Unabhängigkeit der Militärgewalt von der Krone verewigen, das Parlament von der Krone unabhängig machen und den gewaltsamen Zustand mit dem Stempel der Gesetzlichkeit sanctioniren; die ganze Verfassung des Reichs sollte abgeändert und das Parlament Herrscher werden. Nahm Karl diese entehrenden Propositionen an, so zerriß er mit eigener Hand seinen Königsmantel; der stolze Mann fühlte dies besser als einer. Er dachte wieder an die Schotten, die natürlich gegen die Uebermacht der englischen Armee und des Parlaments waren; sie munterten ihn auf, mit ihnen unter weit günstigeren Bedingungen zu verhandeln. Karl schloß in Carisbrooke mit den schottischen Commissären einen Vertrag, wonach ihn eine schottische Armee restauriren sollte, er aber das presbyterianische Kirchenregiment in England auf drei Jahre bestätigte, ohne selbst mit seiner Familie demselben unterworfen zu sein, und nach Ablauf der drei Jahre unter dem eingeholten Gutachten der Theologenversammlung im Vereine mit dem Parlamente der Kirche eine bestimmte Verfassung zu geben versprach; zur Unterstützung der schottischen Armee sollten alle Cavaliere Englands zu den Waffen greifen, Ormond das Obercommando über die royalistische Armee in Irland erhalten und Karl sofort nach Verwerfung der vier Bills die Insel Wight verlassen, um nach Berwick oder einem andern Schottland nahen Orte zu gehen. Karl verwarf die vier Bills unbedingt und forderte persönliche Unterhandlung. Karl dachte an die Flucht; noch kreuzte das Schiff der Königin, aber am Abende des 27. Dec. wurden alle Thore des Schlosses Carisbrooke verriegelt, die Wachen verdoppelt und Karl's sämmtliche Diener von der Insel entfernt. Das Parlament gab sich die Miene, als habe Karl mit der Zurückweisung der impertinenten vier Bills das größte Verbrechen begangen; man sprach von Karl's Einschließung in ein englisches Schloß und von seinem Processe. Am 3. Jan. 1648 beschloß das Unterhaus, keine Adressen an den König zu erlassen, keine Botschaften oder Briefe von ihm anzunehmen, und es sei Hochverrath, ohne Erlaubniß des Parlaments Schreiben an ihn zu richten oder von ihm zu empfangen. Die Lords schwankten, ob sie dem Beschlusse, der das Parlament zum Gebieter machte

und Karl aus seinem Staate stieß, beitreten sollten, aber die Feigheit überwand ihr Zaudern und außer den Lords Warwick und Manchester pflichteten sie am 15. Jan. der Bill bei. Armee und Parlament operirten gemeinsam gegen den Monarchen. Am 3. Jan. wurde das bisherige Comité beider Reiche umgestaltet und die schottischen Mitglieder fielen weg: mit der höchsten Autorität bekleidet, leitete ein Comité von 21 „Grandees" Staat und Heer. Bald aber machte sich im Reiche allgemeine Unzufriedenheit gegen die beabsichtigte Neugestaltung des Staats geltend, überall hörte man von Verschwörungen für Karl. Die Grandees handhabten unter dem Vorwande der Freiheit die selbstsüchtigste Tyrannei; hierdurch gewann der missachtete königliche Name wieder Boden in der Nation, und in keiner Grafschaft fehlte es an Verbindungen „zur Befreiung des Königs und des Parlaments". Besonders fanden die Presbyterianer die Herrschaft der Independenten unerträglich, die Schotten knirschten vor Wuth über die Niederlage; längst beklagten sie, Karl jüngst an England verkauft zu haben. Lord Holland erhielt unter dem Namen des Prinzen von Wales eine Bestallung als General einer Armee, die Karl aus dem Gefängnisse befreien sollte; und der Prinz gab einigen in England sehr angesehenen Offizieren große königliche Aufträge. Der Royalismus schien plötzlich allerorten durchzubrechen, Südwales fiel den Royalisten zu, in Irland gewannen sie Terrain. Trotz der covenantistischen Abneigung der schottischen Kirchencommission nahm sich Schottland warm Karl's an; Hamilton gewann die Oberhand über Argyle, das schottische Parlament votirte am 3. März die Bildung eines mit der Executive betrauten Gefahrausschusses und die Aufstellung von 40,000 Soldaten, um Covenant und Königthum zu verfechten. Um den Schotten das Einrücken zu erleichtern, überrumpelten Langdale und Musgrave Berwick und Carlisle; Westmoreland und Cumberland erfüllte Kriegslärm; Byron nahm Anglesey und insurgirte Chester und Nordwales, in Cornwallis strömten an 4000 Soldaten für Karl's Sache zusammen. Die Flotte trat ebenfalls für ihn ein, forderte Anerkennung der alten Landesgesetze und Auflösung der independentischen Armee, empörte sich auf den Dünen, und viele Schiffe fuhren nach Holland ab, die Matrosen baten den jungen Herzog von York, ihr Admiral zu sein, bald aber übernahm der Prinz von Wales selbst den Oberbefehl. Fast allgemein rief England nach der Herstellung der alten Gesetze und nach dem Rechte für den König, in eigener Person frei unterhandeln zu dürfen; Volk und König begannen im Parlamente und in den Grandees ihre gemeinsamen Bedrücker zu verabscheuen. Die Independenten veranlaßten das Unterhaus trotz einer starken Minorität zur Annahme einer ausführlichen Darlegung aller Vergehen des Königs und der Erklärung, ohne weitere Rücksicht auf ihn werde das Parlament regieren; aber die Mehrheit der Urtheilsfähigen sah hierin reine Usurpation und im Namen Karl's erscheinende Erklärungen wurden allerorten gelesen. Das Parlament, in das die entwichenen Gemäßigten zurückgekehrt waren, wurde nachgiebig und beschloß mit großer Majorität am 28. April: es dürfe die Verfassung von England und seine Regierung durch König, Lords und Gemeine nicht abgeändert werden, die Beschlüsse vom 3. Jan. 1648 seien widerrufen, die dem Könige in Hamptoncourt gemachten Vorschläge sollen wiederholt und darüber mit ihm unterhandelt werden. Die Stadt forderte wie die in Schottland herrschende Partei, Karl möge in Person mit dem Parlamente unterhandeln und das Heer solle aufgelöst werden. Zweimal wurde versucht, Karl von Carisbrooke zu entführen, aber im letzten Momente scheiterten die Handstreiche. Allerwärts flammte der Aufstand auf und unaufhörlich gellte der Ruf: „Für Gott und König Karl!" dem Parlamente entgegen. Das Parlament beschloß im Mai abermalige Unterhandlung mit Karl, und wandte sich im presbyterianischen Geiste gegen Cavaliere, Papisten und Malignanten. Es gelang Fairfax nach dem blutigen Siege von Maidstone, die Royalisten in Kent zu zersprengen, Goring's Scharen lösten sich vor London auf, bei Kingston upon Thames erlagen die Reiterhaufen Buckingham's, Holland's und Villiers', Fairfax belagerte in Colchester die Reste der Rebellion und schloß sie engstens ein; Lambert behauptete sich im Norden gegen die Cavaliere Langdale's, Cromwell unterwarf Südwales und erzwang am 11. Juli die Capitulation von Pembroke. Jetzt überschritt Hamilton am 8. Juli die Grenze, Lambert wich vor ihm zurück, aber Cromwell stieß zu Lambert; in den Schlachten von Preston, Wigan und Warrington schlugen sie die Schotten, Cromwell überließ Hamilton's Verfolgung Lambert und Hamilton capitulirte am 25. Aug. Hiermit war die Einwirkung der Schotten auf die Engländer beseitigt. Karl sah in Hamilton's Niederlage sein schwerstes Unheil. Cromwell zog am 4. Oct. feierlich in Edinburgh ein und Schottlands Selbständigkeit war bedroht. Der gemäßigte Presbyterianismus war in England und Schottland unterlegen; der dem Königthume todfeindliche Independentismus ebnete Cromwell den Weg zur Militärherrschaft. Karl's Haft in Carisbrooke war hart, aber Karl erging sich nach wie vor in Intriguen zu seiner Restauration. Er las viel; sein Hauptbuch war die Bibel, daneben studirte er das kirchenpolitische Werk von Hooker; Shakespeare's historische Stücke und Tasso's Goffredo dienten ihm zur Erholung; er schrieb eine Reihe Gebete und Selbstbetrachtungen nieder, die Bischof Gauden von Exeter später ordnete und die 1649 in englischer Sprache in London unter dem Titel: „*Εικών βασιλική*" (Königsbild) erschienen; anfangs wurde das Buch Suspiria regalia (Seufzer eines Königs) genannt. In diesen Betrachtungen zeigt sich Karl als König, dem an Ehre und Religion gelegen ist und der durch seinen Widerstand gegen unwürdige Zumuthungen in den Augen seines Volks mehr zu gewinnen denkt als durch Einwilligung und Gefügigkeit. War er auch von Kummer ergraut, so lebte in ihm doch noch die Hoffnung auf eine bessere Wendung seines Geschicks. Trotz alles Polterns der Independenten reisten Friedenscommissäre am 13. Sept. nach der Insel Wight ab. Die Verhandlungen sollten vierzig Tage dauern und Karl verpflichtete sich, während

sechzig Tagen keinen Fluchtversuch zu machen; auf seinen Vorschlag wurde das kleine Newport zum Conferenzorte bestimmt. Seine Kaplane und ein Theil seiner Räthe kehrten zu Karl zurück. Mit diesen verkehrten die Commissäre vertraulich und baten, Karl zur unbedingten Annahme der Parlamentsvorschläge zu bestimmen, damit er vor Cromwell und dem Heere nach London zurückkehren könne, widrigenfalls alles verloren sei. Karl ließ die alten Künste spielen, dachte trotz seines Versprechens an Flucht und hoffte, Ormond werde in Irland einen Krieg gegen das Parlament beginnen. Die Commissäre näherten sich in manchen Vorschlägen dem Könige, konnten aber bei seiner Treulosigkeit auf keinen Erfolg rechnen; gab er eben etwas zu, so nahm er es alsbald wieder zurück, unerschöpflich in geistigen Vorbehalten und jesuitischen Deutelungen. Gegenüber der wachsenden Gefahr durch die Independenten gab Karl schließlich in den meisten Fällen nach: er sicherte dem Parlamente für alles Vergangene Amnestie zu, überließ ihm auf zwanzig Jahre die Militärgewalt, der er auch Irland und die Inseln des Kanals unterstellte, sowie die Ernennung zu den großen Aemtern, erkannte die vom Parlamente unter dem großen Siegel verfügten Bestimmungen an und gab die eigenen preis, erlaubte, daß die zur Befriedigung der Staatsgläubiger nöthigen Gelder im Nothfalle ohne seine Mitwirkung erhoben würden, überließ der City die Ernennung des Befehlshabers des Tower, leistete definitiv auf die in dem Court of Wards repräsentirten Lehensrechte Verzicht und willigte in einstweiligen, aber auf legalem Wege zurücknehmbaren Verkauf der Kirchengüter, in die Suspension der Bischöfe, in dreijährige Einführung des Presbyterianismus, nahm aber unter keinen Umständen den Covenant an. Die Mehrheit des Parlaments war für das Abkommen, und London verlangte sehnlichst, Karl in seinen Mauern zu sehen, um die Verhandlungen zu Ende zu führen. Im Heere aber trat der ultrareligiöse und antimonarchische Geist hervor, und Cromwell veranlaßte die große Remonstranz des Generalrathes des Heeres, worin jede Abkunft mit Karl verworfen und das Parlament aufgefordert wurde, die Beschlüsse vom 3. Jan. zu erneuern. Das Parlament nahm hierauf keine Rücksicht und setzte die Verhandlungen mit Karl fort; Fairfax aber mußte den Generalrath der Armee wiederherstellen und dieser forderte am 20. Nov. das Unterhaus auf, Karl wegen seiner Sünden feierlich vor Gericht zu ziehen, die Volkssouveränetät zu verkünden, zu decretiren, daß in Zukunft der König durch die Repräsentanten des Volks erwählt werde, die Parlamentssitzungen zu schließen und zuvor eine Reihe nöthiger Reformen für das Volkswohl zu treffen.

Mit Karl's definitiven Anerbietungen kehrten die Commissäre des Parlaments nach London zurück. Unter dem Vorwande, die Auszahlung ihrer Rückstände sichern zu wollen, rückten aber die Truppen von Fairfax in London ein und besetzten die wichtigsten Punkte in den Vorstädten. Und um jede Verbindung zwischen ihm und dem Parlamente ohne Einwilligung der Armee unmöglich zu machen, wurde Karl am 29. Nov. in das öde Schloß Hurst an der Küste gegenüber Wight entführt. In Hurst war Karl von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen, im sichersten Gewahrsam seiner Henker.

Als die Presbyterianer von Karl's Entführung hörten, brachten sie das beleidigte Parlament am 4. Dec. zu dem Entschlusse, sich gegen die Wegführung Karl's auszusprechen. Im Unterhause entschieden am 5. Dec. 140 gegen 104 Stimmen dahin, die Antworten Karl's seien zur Grundlage des Friedens geeignet, die Verhandlung solle persönlich geführt werden und Fairfax Karl nach London bringen. Dies bedeutete eine volle Niederlage der Independenten, sie fühlten es und beschlossen, mit der Gewalt des Schwertes die alte Rechtsordnung rücksichtslos zu durchbrechen. Die zum Schutze des Parlaments beorderten städtischen Milizen wurden entfernt und durch die Regimenter der Obersten Pride und Rich ersetzt, die alle Zugänge zum Unterhause besetzten. 96 Mitglieder wurden ausgeschlossen, 47 verhaftet und nach dieser „Purgang Pride's" (6.—7. Dec.) blieb nur ein „Rumpfparlament" übrig, welches ganz dem Heere und dem Independentismus diente. Der Enthusiasmus der independentischen Fanatiker stand auf der Höhe, Cromwell nahm in den Königsgemächern zu Whitehall Wohnung. Ohne das Oberhaus zu befragen, widerrief das Unterhaus alle in letzter Zeit zu Gunsten des Friedens erfolgten Abstimmungen und Acte und setzte die Beschlüsse vom 3. Jan. wieder in Kraft. Am 19. Dec. rückten neue Regimenter in London ein und Bittschriften forderten, Karl müsse als der große Schuldige processualisch belangt werden. Die Independenten fühlten ihr Leben nicht sicher, so lange er lebte; es galt ihn oder sie!

Von Hurst, wo er Meuchelmord befürchtete, zu entfliehen, war Karl unmöglich. Mit Freude erfuhr er, man wolle ihn nach Windsor, seinem Lieblingsschlosse, bringen, und ging gern mit Oberst Harrison. Unterwegs begrüßten ihn Edelleute und Bürger voll Ehrerbietung, er dachte in Bagshot an Flucht, unterließ sie aber und bezog am 23. Dec. Windsor.

Am 23. Dec. beschloß das purgirte Unterhaus, aber nicht ohne Gegenstimmen, Karl vor Gericht zu stellen, und beauftragte einen Ausschuß mit der Vorbereitung der Anklageacte. „Karl Stuart, gegenwärtig König von England" wurde des Verbrechens Strafford's beschuldigt, er habe versucht, die alten Freiheiten der Nation und ihre Fundamentalgesetze umzustürzen, ein tyrannisches Willkürregiment einzuführen, habe Bürgerkrieg erregt, das Land mit Verheerung und Blut überschwemmt. Am 1. Jan. 1649 nahm das Unterhaus diesen Anklageentwurf an, am 2. Jan. ging er an die Lords; zwölf waren anwesend und verwarfen ihn einstimmig, ebenso den Antrag auf Errichtung eines Gerichtshofs über den König. Das Unterhaus ergriff nun die Idee der Nationalsouveränetät und erklärte am 4. Jan. alles zum Gesetze, was auch ohne Beistimmung von König und Lords von den Commons für Gesetz erklärt worden, denn sie seien die vom Volke, in dem der Ursprung aller Gewalt nach Gott liege, erwählten Volksrepräsentanten und Inhaber der höchsten Gewalt. Der im Namen der Gemeinen

allein errichtete Obergerichtshof wurde von 150 auf 135 Mitglieder vermindert, doch kamen trotz aller Anstrengungen wol nie mehr als 70 zusammen und von diesen blieben manche, wie Fairfax und Algernon Sidney, auch bald weg; Bradshaw, ein nichtiger Advocat und Diener Cromwell's, wurde Präsident des Gerichtshofs, dessen meiste Mitglieder Oberoffiziere, Parlamentsmitglieder, Aldermen u. s. w. bildeten. Karl hoffte noch auf eine günstige Wendung und setzte auf Irland kühne Erwartungen. Dann besorgte er, man wolle ihn der Regierung berauben, den Thron dem Prinzen von Wales abtreten und ihn einsperren; es beängstigte ihn, daß ihm der Becher nicht mehr kniend gereicht, die Schüsseln nicht mehr unter Ceremonien vorgesetzt und der Thronhimmel entfernt wurde. Da kündigte man ihm an, er solle nach London gebracht werden, und er antwortete, Gott mit seiner Güte sei überall. Am 19. Jan. zog er im Palaste von St.-James ein, nur ein Diener blieb ihm, die Formen der Etikette fielen weg. Am 20. Jan. wurde der Monarch vor den Obergerichtshof geführt, der in Westminster tagte. Karl erkannte ebenso wenig diese Schar Feinde als seine Richter an wie sie ihn als ihren König; er protestirte gegen den Gerichtshof, seine Gewalt nicht anerkennend, lächelte über die Ausdrücke „Karl Stuart, Tyrann, Hochverräther und Mörder" und benahm sich voll Würde, während Bradshaw, je mehr er die wachsende Theilnahme des Volks für Karl gewahrte, brutal auftrat. Trotz aller Drohungen des Gerichtshofs und der Offiziere rief das Volk bei jeder Sitzung Karl Glück- und Segenswünsche zu und er „erinnerte" das Volk „daran, daß sein König verurtheilt werde, ohne daß man ihm gestatte, seine Gründe für die Freiheit des Volks anzugeben". Seine Unschuld zu beleuchten, fiel Karl nicht ein, da er damit die Competenz des Gerichts anerkannt hätte. Auf Bitten des Prinzen von Wales schickten die Generalstaaten eine außerordentliche Gesandtschaft ans Unterhaus, um für des Königs Leben zu bitten, sie fand kein Gehör; vergebens schrieb der Prinz an Fairfax und den Rath der Offiziere, um die Unterthanentreue wieder zu erwecken; die Königin bat das Unterhaus, zu ihrem Gemahle zurückkehren zu dürfen, aber ihr Brief wurde uneröffnet gelassen und der französische Gesandte wagte nicht, sich dafür zu verwenden; vergebens protestirte das schottische Parlament officiell gegen das ganze Proceßverfahren; vergebens erklärten vier frühere Minister Karl's, Richmond, Hertford, Lindsay und Southampton, vor Gericht, einem alten Grundsatze nach sei die Person des Königs unantastbar und nur seine Minister seien verantwortlich, darum solle man ihre Häupter statt seines nehmen. Nachdem der Gerichtshof 32 Zeugen vernommen, beschloß er am 25. Jan. ohne Discussion die Verurtheilung des Königs zum Tode als Tyrann, Hochverräther, Mörder und Landesfeind; 46 Mitglieder waren anwesend. Am 27. Jan. wurde ihm das Urtheil vor dem Gerichtshofe verlesen, er forderte heftig, noch einen Vorschlag machen zu dürfen (viele glaubten, er habe an seinen ältesten Sohn abdanken wollen), aber das Tribunal schlug sein Gesuch ab. In der rohesten Weise wurde Karl aus dem Saale geschleppt, man brachte ihn nach Whitehall. Bischof Juxon von London reichte ihm das Sakrament und bereitete ihn zum Tode vor; aus Sion House, wo sie unter Parlamentsaufsicht lebten, durften seine jüngsten Kinder, Prinzessin Elisabeth und der Herzog von Gloucester, zu ihm kommen. Seinen Kindern gab er in ergreifender Weise christliche und fürstliche Ermahnungen, vergab allen Feinden. Er betrachtete sich als Märtyrer. Aus dem großen Saal von Whitehall stieg der König am 30. Jan. aufs Schaffot, seine Haltung war fest und königlich. Er konnte das Volk nicht anreden, wie er wollte, hielt eine kurze Rede an die neben ihm Stehenden, in der er behauptete, die Verachtung der Rechte des Souveräns sei der wahre Grund des Unglücks des Volks, die Schuld an allem Uebel liege bei seinen Henkern, das von ihm zugelassene Todesurtheil Strafford's werde jetzt an ihm gerächt, hätte er zuletzt der Willkür und der Umgestaltung der Gesetze durch das Schwert Raum gegeben, so sei er jetzt nicht dem Tode geweiht; so aber gehe er als Märtyrer des Volks aus einem vergänglichen in ein unvergängliches Königreich. Er erneuerte seine Versicherung, daß er im Bekenntnisse der Kirche von England sterbe, gab das Zeichen zum Todesstreiche und als sein Haupt auf den ersten Streich fiel, stieß die unabsehbare Menge einen schrillen Seufzer aus. Mit dem Ausrufe: „Dies ist der Kopf eines Verräthers!" hob der Scharfrichter Karl's Haupt empor. Als die Leiche schon im Sarge lag, stieg Cromwell aufs Schaffot, nahm den Kopf in die Hände, betrachtete den Todten aufmerksam und sagte: „Das war ein Körper von guter Constitution, der ein langes Leben versprach." Die Leiche wurde am 6. Febr. nach der St.-Georgs-Kapelle zu Windsor übergeführt, das Unterhaus bestritt die Kosten der Bestattung.

Karl's Schriften gab Browne 1651 im Haag heraus.

Vgl. Brodie, History of the British Empire from the accession of Charles I. to the restauration (4 Bde., Edinburgh 1827); Clarendon, History of the Rebellion and Civil Wars in England, letzte Ausgabe in 7 Bänden (Oxford 1849); Disraeli, Commentaries on the life and reign of Charles I. (5 Bde., Edinburgh 1828—31), neu revidirt in 2 Bänden von Benjamin Disraeli 1850; Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution (6. Aufl., Leipzig 1853); Guizot, Histoire de la révolution d'Angleterre depuis l'avénement de Charles I. jusqu'à la restauration de Charles II. (2 Bde., 4. Aufl., Paris 1845); von Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert (Bd. II. und III., Berlin 1861); Chasles, Karl I., sein Hof, Volk und Parlament, ins Deutsche übersetzt (Grimma 1851); Forster, Arrest of the Five Members by Charles I. (London 1860); Gardiner, Prince Charles and the Spanish Marriage, 1617—1623 (2 Bde., London 1869); Derselbe, A history of England under the Duke of Buckingham and Charles I., 1624—1628 (2 Bde., London 1875); Derselbe, The personal government of Charles I., 1628—1637, zwei Bände, London 1877; Derselbe, The fall of the

monarchy of Charles I (1637—1649, Bd. I. und II., 1637—1642, London 1882), A. Stern, Geschichte der Revolution in England (Berlin 1881).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL II., König von England, Schottland und Irland. Als ältester Sohn des Vorigen von Henriette Maria am 29. Mai 1630 in London geboren, wurde Karl am 27. Juni von Laud getauft, zum „Prinzen von Wales und Grafen von Chester" ernannt und erhielt 1638 den Hosenbanderorden. Er besaß bedeutende Geistesgaben, aber seine Erzieher, wesenlose Höflinge, vernachlässigten ihre Ausbildung und die große Freiheit wirkte sehr ungünstig auf seinen Charakter. Im J. 1642 sahen Karl und sein Bruder Jakob der Schlacht von Edgehill zu und Karl ging mit dem Vater nach Oxford, von wo er im Juni 1644 mit ihm abzog. Wieder dahin zurückgekehrt, erhielt er 1645 den Befehl, von einigen Mitgliedern des geheimen Raths begleitet — es waren Hyde (s. Clarendon, Graf), Lord Capel und Lord Colepepper —, als Generalissimus in die westlichen Grafschaften zu gehen, um hier militärische Operationen einzuleiten. Am 4. März 1645 nahm er auf ewig Abschied vom Vater. Er schloß Taunton ein, aber die Parlamentstruppen unter Fairfax (s. d.) und seinen Collegen vernichteten die königlichen Streitkräfte im Westen, während zwischen Karl's Räthen und Generalen Hader herrschte. Als der König daran dachte, an Karl abzudanken, wies er das Ansinnen zurück, und als er sich zum Vermittler zwischen dem Vater und dem Volke anbot, würdigte ihn 1646 das Parlament keiner Antwort. Vor den Siegen des Parlaments zog sich Karl nach der Scilly-Insel zurück, dann nach Jersey und stieß in Paris zu seiner Mutter. Bald ging er nach dem Haag, und übernahm den Oberbefehl der royalistisch gesinnten Flotte, mußte aber nach Cromwell's Sieg bei Preston die Dünen verlassen. Auf seine dringenden Bitten verwandten sich die Generalstaaten 1649 für das Leben seines unglücklichen Vaters bei dem Parlamente, jedoch vergebens. Das Haupt des Vaters fiel am 30. Jan. 1649 und gleichzeitig erschien eine Verordnung des Hauses der Gemeinen, wonach jeder zum Hochverräther erklärt wurde, der „Karl Stuart, gewöhnlich Prinz von Wales genannt, oder irgend eine andere Person" zu seinem Nachfolger ausriefe; das Königthum wurde abgeschafft. Karl lebte bei seinem Schwager Wilhelm II. von Oranien, an dessen Schwester ihn seine Mutter zu verheirathen wünschte, während vielfach seine Verbindung mit Sophie von der Pfalz, der späteren „Großen Kurfürstin" von Hannover, angeregt wurde. Die über den Proceß empörten Schotten proclamirten Karl II. am 5. Febr. 1649 als „König von Schottland, England, Frankreich und Irland"; ebenso rief man ihn in Irland aus, wo Katholiken und Protestanten Frieden schlossen; der gewesene Statthalter, Graf Ormond, meinte, ganz Irland werde sich rasch an Karl anschließen, wenn er dort erscheine; viele Engländer eilten zu Karl's Fahne, als Ormond sie entrollte, und während Dublin widerstand, errang Ormond eine Reihe bedeutender Vortheile; neun Zehntel Irlands gehorchten ihm. Da erschien jedoch Cromwell in Irland, eilte von Sieg zu Sieg, zog die englische und protestantische Bevölkerung zur Republik hinüber und unterdrückte die drohende Reaction. Die Schotten schickten an Karl Gesandte und luden ihn nach Schottland ein, setzten aber zugleich fest, er solle sich bekennen auf den ursprünglichen schottischen Covenant, auf den schottisch englischen Covenent und auf die Festsetzungen der Assembly von Westminster über Lehre und Cultus. Auf Antrieb seiner Mutter und Oranien's ließ Karl sich in Breda bestimmen, auf die Forderungen der Schotten einzugehen, so sehr ihm auch diese Presbyterianer zum Ekel waren, kam mit oranischen Fahrzeugen an, beschwor Ligua und Covenant und landete am 4. Juli 1650 an der schottischen Küste. Man zwang ihn, allen Zusammenhang mit dem Marquis von Montrose abzuleugnen und war roh genug, seinem Hause gegenüber dessen Hand anzunageln. Karl fühlte sich rasch von seiner Rolle angeekelt; er hieß König und war Gefangener der Presbyterianer, sollte in allen weltlichen Sachen dem Willen des Parlaments, in allen kirchlichen dem der Assembly folgen, in Ligua und Covenant sein Evangelium verehren, täglich sechs endlos langweilige Predigten erdulden und stillschweigend mit anhören, wie sein Vater der Tyrannei, seine Mutter der Götzenanbetung beschuldigt wurde; seine Leichtlebigkeit außerdem verfiel der herbsten Rüge. Wie sein Vater verlogen und cynischer noch als dieser, beugte er sich dem Zwange der Umstände und unterschrieb nach einigem Sträuben, als Cromwell seine Auslieferung forderte, eine Erklärung, worin er die Ansichten seines Vaters und seiner Mutter verdammte und sich scheinbar den extremsten Idealen der Kirche hingab; trotzdem betheuerte er nebenher in einem Briefe seine Treue an die bischöfliche Kirche von England. Eine streng religiöse Armee zog für ihn zu Felde und belauerte ihn unablässig, man traute ihm nicht; er aber spottete heimlich mit seinem extravaganten Busenfreunde, dem Herzoge von Buckingham, über die Kopfhänger. Anfangs waren die Schotten gegen Cromwell im Vortheile, dann aber unterlagen sie durch die Geistlichkeit; bei Dunbar besiegt, mußten sie selbst Edinburgh fallen sehen, die sogenannten Remonstranten traten mit den Independenten in Contact. Karl's Lage ward nach einem Fluchtversuche eine bessere, er durfte jetzt an den Berathungen über die Staatsgeschäfte und den Parlamentssitzungen theilnehmen und hielt seine erste Thronrede; die Royalisten — bisher von der Kirche ausgeschieden — stießen wieder zur Armee. Nach der Beschwörung der presbyterianischen Satzungen durch Karl und mehreren presbyterianischen Formalitäten krönte der Marqueß von Argyle, ein unzuverlässiger Anhänger, Karl II. am 1. Jan. 1651 zu Scone zum Schottenkönig, und im Frühling 1651 vereinigte sich unter Karl's Führung eine stattliche Armee bei Stirling. Cromwell's Krankheit begünstigte Karl's Vorgehen; er beschloß, keck zu wagen, und rückte mit 11,000 Schotten und Engländern am 7. Aug. bei Carlisle über die englische Grenze, wo ihn ein englischer Wappenkönig als König von England proclamirte; gelang sein Unternehmen, so war Karl

des unerträglichen Drucks der Presbyterianer ledig. Auf großen Zulauf des Adels rechnend, erließ er eine Generalamnestie, von der er nur Cromwell, Bradshaw und Coke ausschloß; in Worcester fand er freundliche Aufnahme, aber die Niederlage bei Worcester durch Cromwell, am 3. Sept., vernichtete seine Hoffnungen, und er mußte vom Schlachtfelde flüchten. Aber das Königthum hatte seinen Zauber nicht verloren, Karl's I. Hinrichtung sein Ansehen nur gesteigert, und obgleich das Parlament tausend Pfund auf den Kopf des flüchtigen Prätendenten setzte, so verdiente sich niemand den Verrätherlohn; nachdem er sich anderthalb Monate unter Abenteuern aller Art in England herumgetrieben, entkam Karl auf einer Barke am 17. Oct. nach Fecamp in der Normandie, von wo er nach Paris eilte. Kümmerlich lebte er hier von einer Pension des Königs von Frankreich; im Frieden des Lord-Protectors Oliver mit den Generalstaaten am 5. April 1654 wurden nicht nur die Oranier, die Freunde der Stuart, von der Statthalterschaft ausgeschlossen, sondern auch den Stuarts das Asyl in Holland gekündigt. Karl lebte eine Zeit lang in Spaa bei seiner Schwester, der Prinzessin von Oranien, dann in Aachen, seit September 1654 in Köln in sehr kleinen Verhältnissen. Anstatt ernster Sorge beschäftigten ihn Liebeleien ohne Zahl. Im November 1655 schloß Oliver mit Frankreich Frieden und Mazarin mußte Karl und neunzehn seiner Anhänger aus Frankreich verweisen, beließ ihm aber die Pension. Im J. 1656 siedelte Karl nach Brügge über, wo seine Ausschweifungen viel Aergerniß erregten; er näherte sich Spanien, um es für seine Restauration zu interessiren, er besprach sich mit dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz und seinem Minister Boineburg wegen der Bedrohung Spaniens, Polens und Oesterreichs durch Cromwell und Karl X. Gustav von Schweden. Mit Spanien schloß Karl einen Vertrag, worin ihm 6000 Mann zugesagt wurden, wenn er in einem englischen Hafen Aufnahme finde; man rechnete auf die alten Royalisten und auf die Anabaptisten in England, die dagegen Spanien einen Seeplatz überliefern würden und von gesetzmäßiger Aufhebung jedes Religionszwanges sprachen. Wollte Karl nicht der Herr der Gesetze, sondern nur ihr Verwalter sein, meinten die Anabaptisten, so würde ein von ihnen berufenes freies Parlament Cromwell stürzen und Karl restauriren. Karl sagte allen Truppen, die zu ihm übergehen wollten, Verzeihung, Zahlung ihrer Rückstände und selbst Belohnung zu. Die Royalisten hatten durch England hin eine geheime Verbindung und gehorchten dem in London sitzenden Comité. Da Oliver die Anabaptisten von sich stieß, baten sie Karl um Zusicherung der Religionsfreiheit, und er wies sie nicht zurück. Karl war mit dem Plane, Oliver's Tochter Frances zu heirathen, gescheitert, ebenso mit dem, die schöne Nichte Mazarin's, Hortensia Mancini, heimzuführen, und als Mazarin ihm letztere nach der Restauration geben wollte, wies er sie von sich; auch Projecte Karl's auf die Herzogin von Montpensier, die berühmte „Mademoiselle", Henriette von Oranien und eine lothringische Prinzessin scheiterten. Seine precäre Lage und seine maßlosen Ausschweifungen waren schlechte Heirathsvermittler. Die erbärmliche Regierung des Protectors Richard war für die Verbreitung royalistischer Neigungen äußerst förderlich. Karl hoffte auf Begünstigung seiner Restauration durch Spanien und Frankreich und machte sich von Brüssel auf den Weg nach Calais, aber durch General Lambert's Thatkraft brach die ganze royalistische Bewegung im August 1659 in England zusammen. Karl blieb auf dem Continente, mußte aber bemerken, daß die Republik in Britannien keinen Boden im Volke hatte, wenn auch sein Erscheinen auf dem Congresse an der Bidassoa weder Spanien noch Frankreich veranlaßte, mit der Republik zu brechen; der Parlamentsbeschluß vom 3. Sept. 1659, wonach jedermann der ganzen Nachkommenschaft Jakob's I. von Großbritannien absagen mußte, wollte gegenüber der Annäherung, die General Lambert an Karl suchte, nicht viel bedeuten. Durch seinen Vertrauten Lord Mordaunt ließ Karl die londoner Aldermen über Londons Zukunft unter der Restauration beruhigen und London trat im Februar 1660 dem Parlamente entgegen. General Monk warf die Stadt nieder, machte dann aber gemeinsame Sache mit ihr und wurde Meister der Lage. Karl wandte sich an Monk, von dessen Absichten er kein klares Bild gewann. Monk leugnete feierlich, etwas für die Stuarts unternehmen zu wollen, beobachtete aber die Hinneigung der öffentlichen Meinung zu ihnen, während das Lange Parlament vor seiner Auflösung im März 1660 die Vereidigung auf die Republik ohne ein Haus der Lords und ohne eine Person an der Spitze förmlich aufhob. An vielen Orten rief man nach König Karl, von den Kanzeln wurde vielfach für ihn gebetet, er galt für den natürlichen Hort von Sicherheit und Frieden, und über die Bedingungen, die er eingehen müsse, beriethen Nobility und Presbyterianer, indessen die City ihm volle Königsmacht ohne Fesseln gegeben wissen wollte. Im tiefsten Geheimnisse entsandte Monk, ohne etwas Schriftliches mitzugeben, den Cavalier John Greenville nach Brüssel an Karl, ließ ihn auffordern, Amnestie und Toleranz zu bewilligen, den Verkauf der eingezogenen Güter zu bestätigen, den rückständigen Sold ans Heer auszuzahlen und sich unverzüglich aus dem spanischen Belgien nach Holland zu begeben, zumal immer wieder das Gerücht laut wurde, Karl sei Katholik; er ließ Karl versichern, ewig sei er für ihn gewesen und jetzt erst könne er es beweisen, und stellte ihm keine einzige der Bedingungen, die so viele an Karl's Restauration geknüpft wünschten, um keine Reaction nach der Revolution erleben zu müssen. Die Flotte war ganz für Karl und auf Fairfax's Beitritt wurde gerechnet. Hyde, des jungen Fürsten erster Rathgeber und Gegner der Königin-Witwe, die auf eine Restauration im rein royalistischen Geiste speculirte, bestimmte Karl die Vorschläge anzunehmen. Im April ging Karl nach Breda und erließ hier die von Hyde dictirte Declaration. Gewillt die in Geltung gebliebenen blutigen Strafgesetze Elisabeth's gegen die Katholiken abzuschaffen, verhieß er allen, die binnen vierzig Tagen zu Treue und Gehorsam zurückkehrten, mit Vor-

behalt der vom Parlamente geforderten Ausnahmen, volle Amnestie an Leib, Leben, Freiheit, Gütern und Rechten, versprach Gewissensfreiheit für jedermann, Gültigkeit der Veräußerung der Staatsgüter, soweit sie das Parlament genehmige, mit Einwilligung des letzteren Zahlung der Soldrückstände ans Heer, und Uebernahme in den königlichen Dienst mit Beibehaltung des bisherigen Grads für alle Dienstsuchenden. Greenville überbrachte die Declaration von Breda beiden Häusern des Parlaments. Das neue Parlament war der Mehrheit nach royalistisch und devot gegen die Dynastie, es dachte nicht daran, einen bindenden Pakt mit Karl abzuschließen und Garantien für die Rechte zu fordern, derentwegen die Revolution ausgebrochen war. Beide Häuser beschlossen, da nach den alten Grundgesetzen die Regierung bei König, Lords und Gemeinen sei, den Landesherrn zum Empfange seiner Krone einzuladen. Monk widersetzte sich entschieden dem Antrage einer Capitulation und sagte, wenn Beschränkungen nöthig seien, so könne man sie nach der Rückkehr eintreten lassen. Um Karl die Reise zu ermöglichen, sandte ihm das Parlament 50,000 Pfund und warf auch seinen Brüdern York und Gloucester Gelder aus. Das königliche Wappen wurde restaurirt, des Königs Name ins Kirchengebet aufgenommen, und seine Regierung vom Todestage des Vaters an datirt; er regierte demnach schon im 12. Jahre. Am 8. Mai wurde Karl II. als König von England, Schottland, Frankreich und Irland proclamirt. Er sowol wie Monk beeilten die Reise nach England. Im Haag lud ihn eine Deputation von zwölf Lords und sechs Gemeinen zur Rückkehr zu seinem Parlamente und zur Wiederausübung seines Königsamtes ein; Karl besichtigte in Scheveningen die vom Admiral Montagu befehligte Flotte, bestieg das aus „Naseby" in „Royal Charles" umgetaufte Schiff, ernannte seinen Bruder York zum Lord-Großadmiral und betrat, von Monk an der Spitze des Adels empfangen, am 25. Mai bei Dover den Boden Englands. Ein wahrer Triumphzug führte Karl nach London, ganz England jubelte ihm zu; mit Stolz sah er auf die Truppen bei Blackheath. Den presbyterianischen Predigern versicherte er, die Bibel solle die Richtschnur seines Lebens sein. An seinem 30. Geburtstage, den 29. Mai 1660, bezog er Whiteball. Auf die Forderung des Parlaments, welches sofort die alten Oaths of allegiance and of supremacy erneuert hatte, er möge die Magna Charta, die Petition of right, das Statut über die Steuerbewilligung des Parlaments und die andern parlamentarischen Privilegien bestätigen, antwortete Karl, er gewähre gern alles für Gesetz und Religion, denn er wolle sein Volk so glücklich machen wie er sei. Da jedermann ihm versicherte, er habe alles für seine Restauration gethan, erwiderte Karl mit feinem Spotte: es müsse seine Schuld gewesen sein, daß er nicht früher gekommen sei. Durch und durch unwürdig, verbrachte Karl die erste Nacht in London mit Barbara Villiers, der Gattin eines Mr. Palmer, die Jahre lang den größten Einfluß auf ihn besaß, ihn in die tollste Verschwendung hineinriß und seine königliche Würde trotz der ungeheuern Popularität erniedrigte. Die Schule schweren Unglücks und bitterer Entbehrung hatte Karl sittlich nicht geläutert, er hatte seine nicht unbedeutenden Geistesgaben nicht verwerthen gelernt und seine guten Züge gingen im Schlamme seines unzüchtigen Lebens unter; trotz tausend Proben der Aufopferung, die ihm seine Anhänger gegeben hatten, glaubte er an keinen Edelmuth, an keine Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit; er hielt jedermann für käuflich und meinte, man müsse nur den rechten Preis zu zahlen wissen. Er verachtete die Menschen, es lag ihm nichts an ihrer Meinung und darum war er auch ihren Schmeicheleien unzugänglich; er blieb unempfindlich für eigene Ehre und wollte nur als König den Becher frivolsten Genusses auf die Neige leeren; Arbeit und Anstrengung waren ihm zuwider, der Gedanke an Herrscherpflichten kam ihm nie, er kannte nur Herrscherrechte und war gesonnen, sie unumschränkt walten zu lassen. Gunstbezeigungen wurden an die Unwürdigsten verschleudert; er verstand nicht, die Frechen abzuwehren, und die Bescheidenen suchte er nicht. Der begeistertste Verehrer der von den Puritanern verfluchten Zerstreuungen, des Spiels, des Theaters, des Schlemmens, der Weiberlust, schwankte Karl unbeständig zwischen Unglauben und Papismus, blieb indifferent in Religionsfragen, höhnte die starren Puritaner und strebte nach ihrer Demüthigung. Was am Puritanerthum gut und edel war, wurde in den Strudel des Hasses mit hineingerissen, es sollte mit den Extravaganzen gleichzeitig untergehen; die Religion der Puritaner, ausgeartet in Tyrannei auf politischem und socialem Boden, wurde zum Untergange verurtheilt; Frömmigkeit diente zum Stichblatte des Hohns. Auf die Tage des kalten und nüchternen Puritanismus folgte die Reaction mit ihrer Weltlust, ihrer Schamlosigkeit; Willkür trat an die Stelle der Kasteiung, Ueppigkeit ersetzte die Selbstertödtung.

Im allgemeinen stellte Karl seinen Staatsrath nach Monk's Rathschlägen zusammen; er nahm die Führer der Cavaliere, presbyterianische Lords, Cromwellianer, Parteigänger seiner Mutter u. s. w. hinein; bei der Apathie Karl's für die Staatsgeschäfte kam deren Leitung an einige ältere Räthe und lief eigentlich in der Hand Edward Hyde's, des Grafen Clarendon, zusammen; Clarendon bildete mit diesen Auserwählten eine Art Cabinet über dem Staatsrathe, das Council Board, welches sich auf die Mitwirkung des Parlaments in allem angewiesen sah. Clarendon wollte, unbekümmert um die Abneigung der Presbyterianer, der Katholiken, der Königin-Mutter, Monk's und mancher Großen, als Lordkanzler die Prärogative der Krone mit den Rechten des Parlaments in Einklang bringen, die religiösen Wirren beilegen und den presbyterianischen Einfluß beseitigen. Seine Treue und Weisheit, sein eminenter Arbeitsfleiß machten ihn Karl unentbehrlich und willig ließ er sich von ihm leiten; daß Clarendon, in ein durch vierzehnjährige Entfernung ihm fremd gewordenes Land und in fremde Verhältnisse zurückgekehrt, eine Reihe Misgriffe that, kümmerte den sorglosen Monarchen nicht. Clarendon veranlaßte Karl, die Bill des Vergessens und der Indemnität zu unterzeichnen,

erlangte für ihn von dem loyalen Parlamente eine Civilliste von 1,200,000 Pfund, außerdem außerordentliche Bewilligungen für den Abtrag der Soldrückstände und bewirkte die Entlassung des stehenden Heeres in England, Schottland und Irland; nur zwei Regimenter blieben als Garden; 5000 Mann bildeten die ganze bewaffnete Landmacht, während damals auf dem Continente die Errichtung großer Armeen im Gange war; nebenher blieb die Landmiliz bestehen. Clarendon lieh seine Hand zu den Racheacten an den Königsmördern, deren viele hingerichtet wurden, und selbst die Leichen Oliver Cromwell's und mehrerer Genossen wurden schmälich geschändet. Die Cavaliere lechzten nach Vergeltung und Clarendon mußte seinen vollen Einfluß gegen sie einsetzen. Als treuer Sohn der Episkopalkirche arbeitete er an ihrer vollen Wiederherstellung, vom Unterhause unterstützt; den Katholiken war er ungnädig und meinte, Karl solle von seinem Dispensationsrechte von den Gesetzen weder zu Gunsten der Katholiken noch der Nonconformisten Gebrauch machen, da er fürchtete, Karl werde dies Recht misbrauchen. Clarendon's Tochter hatte Karl's Bruder York geheirathet, die Feinde des Kanzlers suchten unter der Aegide der Königin-Mutter dies zu seinem Sturze zu benutzen, Karl aber hielt an ihm fest, wie er manchmal das Richtige traf, obgleich es von ihm heißt, er habe nie ein dummes Wort gesprochen und nie etwas Kluges gethan. Ohne Gefühl für die Ehre Großbritanniens, sann Karl bei seiner Schuldenlast und seiner Verschwendung nur darauf, Gelder zu erhalten, mochten sie Holland, Spanien, Frankreich oder wer sonst ihm bieten.

Am 29. Dec. 1660 schloß das Conventionsparlament, welches das neuere England gegründet hatte und schließlich den Wünschen Karl's und seiner Leute nicht genug thun wollte; Schilderhebungen der Gegner der Restauration, der Republikaner, Männer der fünften Monarchie u. s. w., wurden rasch niedergeworfen und Karl's Krone befestigte sich. In Schottland stellte das Parlament den Grundsatz auf, das Volksglück hänge ab von der Beobachtung der königlichen Prärogative, erklärte League und Covenant mit all ihren Folgen für unverbindlich und hob alles auf, was seit 1633 im Parlamente festgestellt worden war. Predigt und Presse begünstigten den Umschwung in England und Schottland; mit dem Wiederaufleben des Königthums ging die Auferstehung des Bisthums Hand in Hand. Die Anglikanische Kirche wurde wiederhergestellt, erhielt alle Rechte und Pfründen zurück, in Büchern durften ihre Grundsätze nicht angegriffen werden.

Mit größtem Pompe wurde Karl am 22. April 1661 gekrönt. Das neue Parlament vom 8. Mai d. J. überbot sich an Loyalität und Orthodoxie; der Henker mußte die Acte über Errichtung des Gerichtshofs über Karl I., über die Erklärung des Reichs zur Republik, über die Absage an Karl Stuart und über die Sicherstellung Oliver's verbrennen, endlich wurde ihm auch der Covenant zum selben Zwecke ausgeliefert. Es wurde für Hochverrath erklärt, den König mit Krieg zu überziehen, ihn gefangen nehmen, absetzen zu wollen oder gar zu tödten; als strafwürdiges Verbrechen galt, ihm nachzusagen, er wolle das Papstthum im Lande einführen, denn als Haupt der Kirche und Vertheidiger des Glaubens könne er nur die rechtgläubige anglikanische Doctrin bekennen. Die Lehre der letzten Zeit, beiden Häusern des Parlaments wohne auch ohne den König eine legislative Autorität inne, wurde verpönt. Die militärische Gewalt wurde ausschließlich der Krone zugesprochen und unter keinen Umständen sollten beide Häuser das Recht haben, ihr Gewalt entgegenzusetzen. Jedes Mitglied einer Körperschaft mußte schwören, daß ihm Widerstand gegen des Königs Autorität unter allen Umständen ungesetzlich scheine. Die Bill über dreijährige Parlamente wurde in ihren Wirkungen lahm gelegt. Die Bischöfe erhielten wieder Sitz und Stimme im Oberhause; zum ersten mal wurde bischöfliche Ordination zur unentbehrlichen Befähigung für Beförderung in der Kirche, und an 2000 Geistliche, die ihr Gewissen davon abhielt sich zu bequemen, wurden an einem Tage weggejagt, wer schützte sie vor dem Hungertode? Den beantragten harten Verfügungen gegen die Nonconformisten durfte Karl seine Zustimmung nicht geben; ihm waren die Puritaner zum Ekel, er war jedoch zu indolent, um sie fanatisch zu verfolgen, aber vergebens suchte er den Fanatismus des Unterhauses abzukühlen. Ueberwältigt davon, ließ er gehässige Verfügungen gegen die Nonconformisten ergehen und die Unglücklichen über See deportiren. Die Hochkirche vergalt Karl dankbar die Bevorzugung, erwies sich als treue Stütze der Monarchie, gemeinsame Leiden und Interessen verflochten sie mit den Stuarts. Die Bill zur Gleichförmigkeit in öffentlichen Gebeten und im Gebrauche der Sakramente ging am 9. Juli 1661 durch und das Common Prayer-Book wurde von Anglikanern revidirt. Karl erklärte, er wünsche eifrigst die Uniformität der Kirche, begründet auf dem neuen Common Prayer-Book; das Parlament lohnte ihm hierfür mit der Erneuerung des alten Zuage der normannischen Könige, einer besonders den Armen drückenden Abgabe, und half seinen Geldnöthen ab; am 19. Mai 1662 wurde die Uniformitätsbill mit ihren Clauseln Landesgesetz und seitdem strengstens gehandhabt, was im Reiche viel Misvergnügen erzeugte; alle Strafgesetze aus der Zeit Elisabeth's traten gegen die Nichttheilnahme am Gottesdienste der Hochkirche und gegen jede Abweichung von deren festnormirten Satzungen neuerdings in Kraft; wo blieben die Gelöbnisse von Breda? Auch Schottland verlor seine freie Kirchenverfassung zu Gunsten der Bischöfe, Irland konnte nichts hoffen. Die Krone, sowie Adel, Klerus u. s. w. traten wieder in den Besitz der unter der Revolution confiscirten Güter, wobei sich die anglikanische Geistlichkeit weit schroffer zeigte als die Krone; die Cavaliere aber waren damit nicht zufrieden und murrten über die Bill of indemnity.

Nie herrschte derart Immoralität und Unzucht wie am Hofe Karl's und von hier ging sie auf das Land über; nie waren die öffentlichen Charaktere fleckenreicher und unwürdiger als um Karl's Thron.

Auf den Schutz Ludwig's XIV. bauend, bewarb sich Karl, obgleich ihm dadurch ein Krieg mit Spanien drohte, um eine portugiesische Infantin; Portugal bot als Mitgift Tanger und viel Geld, dem englischen Handel sollten große Vortheile in Indien und im Mittelmeere zuströmen. Karl betrachtete es, immer von Versailles aus geleitet, als Ehrensache, Portugal gegen Spanien zu schützen, schickte Truppen hin und nahm dafür Gelder an, um von den Geldbewilligungen seines Parlaments unabhängig zu werden. Karl und Clarendon waren unwürdig genug, im November 1662 das hochwichtige Dünkirchen an Ludwig XIV. für 5 Millionen Frs. zu verkaufen; dies erzeugte allgemeine Missbilligung; Tangers Erwerb konnte sie nicht stillen. Am 21. Mai 1662 heirathete Karl die in kirchlicher Devotion erzogene, ihm sympathische Infantin Katharina, Schwester König Alfons' VI. von Portugal (geb. 1638), in Portsmouth nach anglikanischem Ritus, wurde aber rasch ein schlechter Ehemann, behielt die Maitresse Palmer am Hofe, zwang sie seiner Gemahlin als Ehrendame auf, erhob sie zur Gräfin von Castlemaine und setzte die Königin, zumal sie kinderlos blieb, rücksichtslos zurück.

Unter Karl wurde der Plan ersonnen, die englische Kirche wieder Rom anzuschließen, während über die Sektirer Verfolgungen aller Art ergingen; Karl stand Rom viel näher als Großvater und Vater, obgleich er gern über katholische Bräuche und Ansichten spottete. Ohne ungläubig zu sein und ein Jenseits zu bezweifeln, hatte er seine eigenen Vorstellungen von Gott und Göttlichkeit und förderte die Naturwissenschaften sonderlich gern, weil sie die ausschließliche Herrschaft der theologisch-kirchlichen Tendenzen mit Untergang bedrohten; er schwankte zwischen Bekenntnißlosigkeit und Katholicismus. Karl dachte an eine anglikanisch-katholische Kirche, nicht an volle Wiederherstellung der päpstlichen Autorität, sondern an eine Hebung des Schisma mit Beibehaltung möglichster Selbständigkeit der Anglikanischen Kirche. Nach Clarendon's Ansicht stand dem König das Recht zu, von der Ausführung der Gesetze zu dispensiren; er schien befugt, eine Declaration zu erlassen, die allen Parteien auf Grund seines Dispensationsrechts eine erträgliche Existenz neben der Anglikanischen Kirche sicherte, und so erging im December 1662 die Indulgenzbill; als sie aber 1663 ins Parlament kam, bewirkte Clarendon, daß sie gar nicht zur Abstimmung gelangte und sprach ausdrücklich gegen die dispensirende Gewalt des Monarchen, für die er früher eingetreten war. Karl verübelte ihm dies sehr, seine Gravität wurde ihm lästig, er zog ihm Buckingham, Arlington und Ashley Cooper vor, und aus der zahllosen Schar von Neidern, die Clarendon bei Hofe zählte und die sich um die Castlemaine zusammenfanden, machte Graf Bristol 1663 im Oberhause einen Sturm auf ihn, doch ging Clarendon daraus als Triumphator hervor. Blieb der große Begründer des kirchlich-politischen Systems der Verfassung am Ruder, so erlangte er doch nie mehr die Freundschaft des Monarchen. Zwischen England und Holland lebte die alte Nationaleifersucht, die Handelsrivalität schroff und schneidend wieder auf und hierzu kam, daß Karl als Mitvormund seines Neffen, Wilhelm's (III.) von Oranien, diesem die Statthalterschaft zu verschaffen wünschte. Wie Karl mit den Oraniern, so standen die Republikaner in Holland mit den englischen Misvergnügten in Verbindung. Im April 1664 bat sein Parlament Karl um Abhülfe gegen die Eingriffe in den englischen Handel, und bewilligte ihm, nachdem bereits mit der Holländisch-westindischen Compagnie der Krieg begonnen hatte, enorme Summen gegen Holland; trotz Clarendon's Einreden ernannte das Parlament Commissäre zur Prüfung und Ueberwachung der Ausgaben. York führte den Oberbefehl der Flotte, die der feindlichen etwa gleich an Stärke war, und ergriff die Offensive. Die Niederlage bei Harwich, 13. Juni 1665, entmuthigte die Holländer nicht, de Witt und de Ruyter rüsteten unablässig und Sandwich, York's Nachfolger, war ihnen für die Dauer nicht gewachsen. Zu Lande erweckte Karl den Holländern einen neuen Feind, den streitlustigen Fürstbischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen, der in ihr Land einfiel; Frankreich hingegen erklärte Karl, es müsse Holland vertragsgemäß beispringen, und wollte den Mediator zwischen England und Holland spielen. Das wegen der Pest nach Oxford verlegte Parlament wollte nichts von der Preisgebung der maritimen Stellung Englands wissen, bewilligte Karl neue Gelder, brach mit Frankreich, und England war ganz isolirt, als 1666 der Krieg von neuem begann; selbst Galen wurde von Ludwig XIV. lahm gelegt. Die Seeschlacht vom 11. bis 14. Juni 1666 war für die Engländer unglücklich, Monk und Pfalzgraf Ruprecht mußten nach der Themse zurückgehen. Die Engländer ersetzten ihre Verluste, siegten am 4. Aug. über die Holländer, unterließen aber, seit die französische Flotte im Kanal erschien, den offenen Kampf und Karl machte Holland Friedensvorschläge, während Ludwig XIV. ihm in England, Schottland und Irland Feinde zu erwecken suchte. Da verzehrte die furchtbare Feuersbrunst vom September 1666 zwei Drittel Londons und die bethörte Menge nannte als Brandstifter bald die Anabaptisten, bald die Katholiken, bald die Holländer und Franzosen, aber trotz der großen Einbußen, die dieser Brand dem Nationalwohlstande zufügte, wurde vom Parlamente neues Geld für den Krieg verwilligt. Karl suchte durch Frankreich zum Frieden zu kommen, seine Mutter leitete die Unterhandlungen mit Ludwig und im Mai 1667 wurde der Friedenscongreß in Breda eröffnet, auf dem Karl seinen Absichten zu Gunsten der Oranier entsagen mußte. Die Holländer fuhren, worauf England keineswegs gerüstet war, in die Themse ein, nahmen Sheerneß, verbrannten die Kriegsschiffe in Chatham, segelten bis Upnor und kehrten triumphirend zurück, zum ersten mal hatte man auf der londoner Brücke den Donner feindlicher Geschütze gehört, alles verzagte. Karl schlemmte mit seinen Dirnen, ohne die nationale Schmach mitzufühlen, und Hunderttausende mochten Cromwell zurücksehnen! In Breda wurde am 31. Juli 1667 Friede zwischen Holland und England geschlossen; beide Theile behielten ihre Eroberungen aus dem Kriege, die Naviga-

tionsacte wurde zu Gunsten der Holländer modificirt, England behielt Neu-Niederland, was dem nordamerikanischen Colonialgebiete die zur Entwickelung nöthige Continuität gab, und verlor Poleron. Das englische Volk war außer sich über die Misverwaltung und den Niedergang des Staats; es warf die Schuld an allem Unheile der letzten Zeit auf Clarendon, insultirte ihn, und Karl lieh ihm keine Stütze, lachte über die Possenreißereien Buckingham's auf Kosten Clarendon's und sank immer tiefer. Als starrer Verfechter der Hochkirche hatte Clarendon im Mai 1664 die „Conventikel-Acte" und 1665 die „Fünf-Meilen-Acte" durchgebracht, die mit Karl's Toleranzpolitik im Widerspruche standen und ihn darum verletzten. Da Clarendon sah, wie Misvergnügte im Oberhause mit den Führern der Opposition im Unterhause in Verbindung traten, rieth er Karl zur Auflösung des Parlaments, hatte aber die Bischöfe, trotzdem er sie stets begünstigt, hierbei gegen sich und Karl verweigerte ihm 1667 die Auflösung; er sah in den Presbyterianern, die bei den Neuwahlen sicherlich in starker Zahl ins Haus gekommen wären, halbe Republikaner. Hatte Karl auf Clarendon's Rath das Parlament bis October 1667 vertagt, so bereute er es und berief die Häuser auf allgemeinen Wunsch schon zum Juli ein. Alle Welt forderte von Karl Auflösung der Landarmee, denn man fürchtete, er wolle, auf sie gestützt, despotisch regieren; Karl leugnete dies Vorhaben, forderte jedoch gesetzliche Haltung, um ihn nicht zur Strenge zu treiben. Clarendon erreichte die alsbaldige Entlassung des Parlaments, was neuen Grimm erweckte; vergebens suchte Karl ihn zu freiwilligem Rücktritte zu bewegen, um das Parlament zu besänftigen; Clarendon meinte, Karl sei der Herr des Parlaments. Am 9. Sept. 1667 aber mußte er das große Siegel abgeben, denn Karl sehnte sich danach, seinen langen Moralpredigten zu entrinnen. Mit Jubel begrüßte das verblendete Volk seinen Fall, der zugleich dem französischen Interesse in England einen schweren Schlag versetzte; Karl gab der Rachsucht des Parlaments so weit nach, dem Minister einen Hochverrathsproceß anhängen zu lassen, dann aber, als die Veröffentlichung von Clarendon's Correspondenz mit Frankreich drohte, die Karl vor allen compromittirte, veranlaßte er seinen Bruder York, Clarendon am 9. Nov. zur Flucht nach Frankreich zu bestimmen; seine Rechtfertigungsschrift verbrannte der Henker und am 19. Dec. 1667 sanctionirte Karl die Bill seiner lebenslänglichen Verbannung; er ließ sich das Recht der Begnadigung des großen Dieners entziehen und schlug später sein Gesuch, heimkehren zu dürfen, ab. Mit dem Falle Clarendon's wuchs aber nicht Karl's Vollgewalt, sondern die Macht des siegreichen Parlaments. Frankreichs Wachsthum gegenüber lag ein Bund der Seemächte in der Natur der Sache und der englische Resident in Brüssel, Sir William Temple, machte es zu seiner Lebensaufgabe, ihn zum Schutze der spanischen Niederlande zu schließen; die Interessen Englands und Hollands schienen ihm dieselben und er fand Jan de Witt gleicher Meinung. Sehr gegen seine Neigung, die Karl ganz zu Ludwig hinzog, sah er sich von der öffentlichen Meinung zum Bunde mit Holland gedrängt; während Karl eben den Franzosen eine Offensivallianz gegen Holland und Spanien und den Spaniern eine zu Hollands Nachtheil gegen Frankreich anbot, immer Geld und Sicherung des englischen Welthandels fordernd, gewann Temple auch Schweden für seine Pläne und am 23./24. Jan. 1668 kam im Haag die Triple-Allianz Englands, Hollands und Schwedens zu Stande, die Ludwig's ehrsüchtigen Zielen Einhalt gebot, „ein leuchtendes Meteor an diesem Nachthimmel der Gemeinheit" von Karl's Regierung. Das Hauptgewicht lag darin, daß sich England und Holland zur Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und Spanien verpflichteten; Ludwig wich dieser Opposition der Mächte gegenüber und schloß im Mai 1668 den Aachener Frieden. Karl lag sehr wenig an dem allgemeinen Beifall, den die Triple-Allianz erweckte; was kümmerte den ehrlosen Gesellen Ehre und Ruhm seiner Nation? Ihn verdroß vielmehr die Machtstellung seines Parlaments, das seinen ewigen Geldnöthen gegenüber schwierig zu werden begann und das sich von den Ministern Buckingham und Genossen nicht ignoriren ließ. Die sogenannte „Landpartei", puritanisch und republikanisch gesinnt und abgestoßen durch die Furcht vor Papismus und vor Frankreich, wurde im Parlamente mächtig, Karl's Verschwendung des Staatsguts fand herbe Kritiker, das Feuerwerk des Restaurationsjubels war verpufft, Karl mußte vor Aufruhr zittern. Hingegen betrat Karl mit Buckingham neuerdings die Bahn religiöser Toleranz, die Presbyterianer konnten sich freier bewegen, aber im Geiste Clarendon's wies das Parlament 1668 die Ideen der Toleranz von sich und beharrte auf der von ihm begründeten anglikanischen Organisation.

Das Parlament äußerte sich offen gegen die Räthe des Königs und sprach davon, auch er müsse den Gesetzen dienen. In der auswärtigen Politik glückte es Karl, die Emancipation Portugals von Spanien, im Gegensatz mit Frankreich, durchzuführen, und Godolphin, der englische Gesandte in Madrid, brachte Spanien dahin, seine Ansprüche auf alle Besitzungen Englands in Westindien und Amerika aufzugeben.

Karl war voll Abneigung gegen Holland, gab trotz der Triple-Allianz die Freundschaft mit Ludwig XIV. nie auf, obgleich er oft übervortheilt wurde, und begann mit Ludwig wegen eines Bündnisses gegen Holland zu unterhandeln, unbekümmert um die gegentheiligen Interessen seines Volks und um die Schande, der Söldling Frankreichs zu werden. Karl nahm seine katholisirenden Ideen wieder auf, sein katholischer Bruder York bestärkte ihn; mußte er infolge derselben Insurrectionen erwarten, so sollte Ludwig ihm gegen seine Unterthanen Geld für Truppen geben. Seit Januar 1669 war Karl hierzu entschlossen und berieth mit Ludwig; er dachte an die Erklärung der Katholicität; großen Antheil an den Unterhandlungen nahm Karl's Schwester, die Herzogin von Orleans, deren höchster Wunsch innige Freundschaft zwischen Ludwig und Karl war und die begeistert für den Katholicismus sprach. Mit ihrer Hülfe kamen in Dover

am 1. Juni 1670 beide Könige überein: Karl soll sich zur katholischen Kirche bekennen, sobald es ihm die Lage gestatte; er verbündet sich mit Ludwig zur Vernichtung der Niederlande und setzt die Land- und Seemacht Englands zur Behauptung der bourbonischen Anrechte auf die spanische Monarchie ein; Ludwig zahlt ihm in mehreren Raten 2 Millionen Frs. und sendet ihm im Falle einer Insurrection in England 6000 Mann; zur Unterwerfung der Niederlande, die Ludwig am nächsten interessirte, zahlt er Karl jährlich 3 Millionen Frs. und bei der Theilung ihres Gebiets begnügt sich Karl mit Walcheren und andern Fetzen. Der König belog seine eigenen Minister, denn nur Clifford und Arlington erfuhren von dem echten Dover-Vertrage, der die Annahme des Katholicismus versprach; Buckingham, Ashley Cooper und Lauderdale unterzeichneten am 31. Dec. 1670 einen simulirten, worin dieser Passus fehlte. Eine höchst geschickte Bundesgenossin und Helferin Ludwig's lockte Karl nun völlig in dessen Garn, Louise de Quérouaille, die Karl bald ganz beherrschte, Herzogin von Portsmouth, Mutter mehrerer Kinder und Inhaberin enormer Reichthümer wurde. Karl hatte sich mit den Führern der Opposition im Parlamente in Unterhandlungen eingelassen, um seine Schulden los zu werden und seine angegriffenen Minister zu retten, erließ eine Proclamation gegen die Nonconformisten, erlangte aber trotzdem vom Parlamente die Unterstützung nicht, die er erwartete. Das Parlament erfuhr nichts vom Dover-Vertrage und von der Wandlung der Politik Karl's, glaubte an das Bestehen der Triple-Allianz, zeigte seinen Widerwillen gegen Frankreich und den Katholicismus ohne Zagen; die leiseste Ahnung von Karl's katholischen Gelüsten hätte ihm schon 1670 den Thron gekostet. Seit 1670 bildeten Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley Cooper und Lauderdale eine Commission für die auswärtigen Angelegenheiten, von der die Mitglieder des Geheimen Raths ausgeschlossen blieben und die als Cabinetsrath die auswärtigen Angelegenheiten behandelte, bevor sie an den Geheimen Rath kamen; bald nannte man sie nach den Anfangsbuchstaben der Fünf das Cabal-Ministerium; wenig ehrenhaft waren alle Fünf, dabei aber grundverschieden; der fähigste war Ashley Cooper. Die Fünf hegten gleichmäßig die Absicht, durch Milderung der Uniformitätsgesetze, unter Mitwirkung Ludwig's XIV. und getragen von einem auswärtigen Kriege, das Königthum möglichst unabhängig zu machen; Arlington und Clifford wollten überdies in England den Katholicismus wiederherstellen; Clifford sah das Heil nur in der Verbindung religiöser Freiheit mit königlicher Machtfülle und ihm schien es Königspflicht, den verschiedenen Bekenntnissen volle Freiheit zu gewähren; innig mit York verbunden, wollte er gleich ihm Krieg gegen die verhaßten Niederländer, und Arlington meinte, vor demselben könne Karl nicht wagen, mit der Katholicitätserklärung aufzutreten.

In die Taschen der „Cabale" floß französisches Geld; sie rieth Karl, unbekümmert um seines Vaters Ende, zu allen schlechten Schritten, dachte an die Vernichtung des Parlaments und suchte seine Mitglieder zu verführen. Der Entwickelung des vom Protestantismus durchtränkten englischen Staats lief der Gedanke, sich der katholischen Welt und den Principien absoluter Monarchie anzuschließen, schnurstracks entgegen; anstatt der von Ludwig geplanten Universalmonarchie die Wege zu versperren, ebnete sie ihm die „Cabale" und half ihm zum Umsturz der Niederlande. Um Geld für den niederländischen Krieg zu erhalten, belogen Karl und die Cabale das Parlament: sie stellten sich, als seien sie die eifrigsten Anhänger der Triple-Allianz und hielten Frankreich gegenüber eine Vermehrung der Flotte geboten; das Unterhaus ließ sich dupiren und bewilligte 800,000 Pfund Subsidien, hierauf wurde das Parlament vertagt und der Hof rüstete gegen die Niederlande. Noch vor der Kriegserklärung ließ Karl wie ein Seeräuber eine aus Smyrna kommende auf 1½ Millionen Pfund geschätzte holländische Handelsflotte im März 1672 bei der Insel Wight überfallen, doch entrann sie ihm größtentheils; am 28. März erklärte er dann den Krieg zum Entsetzen der protestantischen Welt. Am 25. d. M. war die neue Indulgenzerklärung Karl's erschienen, von den Katholiken jubelnd, von den protestantischen Dissenters mit Bedenken aufgenommen. Zur Erhaltung von Flotte und Heer konnten die 800,000 Pfund nicht ausreichen, die Finanzen waren in entsetzlichem Zustande und darum ließ sich Karl von Ashley Cooper und Clifford zum schnödesten Bruche des öffentlichen Vertrauens bewegen. Die londoner Bankiers pflegten der Krone große Vorschüsse zu machen, wofür sie Anweisungen auf die Staatseinnahmen erhielten; jetzt erklärte die Schatzkammer, die Anweisungen für die Rückzahlung solcher Vorschüsse auf die Einkünfte von 1672 würden während dieses Jahres nicht honorirt und nur 6 Proc. Zins gegeben werden. Dies erfüllte die Börse und die Privatkreise mit Jammer, große Häuser fielen und die Erbitterung wuchs bedenklich. Nie stand eine Regierung in schrofferem Zwiespalte mit dem Volke als die Karl's bei dem Kriege von 1672. Der Krieg kostete England enorme Opfer und Verluste, die Niederlande behaupteten sich zur See, erlagen aber Ludwig zu Lande. Die aristokratische Partei wurde gestürzt, Wilhelm III. von Oranien kam empor. Clifford bestand auf der Fortsetzung des Kriegs bis zur Vernichtung der Niederlande und zum Behufe der Bewilligung neuer Gelder trat das Parlament am 14. Febr. 1673 zusammen. Karl's hoffärtige Haltung imponirte nicht, das Parlament griff sofort die Cabale an. Obgleich der Krieg nicht populär war, bewilligte es Karl eine Subsidie von 1,260,000 Pfund, wandte sich dann gegen die Indulgenzerklärung vom 25. März 1672 und betonte, Strafgesetze in kirchlichen Sachen könnten nur laut Parlamentsbeschluß suspendirt werden. Karl wollte nicht nachgeben; Ludwig aber rieth ihm, er möge sich einstweilen den Forderungen fügen, bis er ihn später mit seinen Truppen gegen das Parlament unterstützen könne. Obgleich die Cabale außer Arlington für das Festhalten an der Indulgenzerklärung war und Karl zur Auflösung des Parlaments rieth, vernichtete er feierlich die Indulgenz-

erklärung, was tollen Jubel im Volke hervorrief; freilich behielt er sich stillschweigend vor, bei Gelegenheit sein kirchliches Autoritätsrecht wieder hervorzuholen. Dem Parlamente genügte dieser Triumph nicht; um die Anglikanische Kirche stark und sicher zu stellen, entrang es Karl die Genehmigung zu der bis auf Georg IV. in Kraft gebliebenen Test-Acte vom 29. März 1673: Wer in England ein öffentliches Amt bekleidete, mußte außer dem Supremateide erklären, daß er das Dogma der Transsubstantiation abschwöre, und öffentlich das Abendmahl nach anglikanischem Ritus nehmen. So erlitt der nach Absolutismus lüsterne König die schwerste Niederlage von seinen Gemeinen. York konnte nicht schwören, legte seine Aemter nieder, Clifford trat ab. York's Heirath mit einer katholischen Prinzessin und die Fortsetzung des Kriegs bereiteten Karl neue Schwierigkeiten. Graf Shaftesbury (Ashley Cooper) knüpfte, um seine eigene Stellung zu sichern, mit der Opposition an, Buckingham machte ebenfalls mit ihr Frieden und Karl ließ im October 1673 das Parlament zusammentreten. Das Unterhaus beschwerte sich über die französische Allianz und die schlechten Rathgeber, besonders über Lauderdale, griff York's Heirath an und wurde vertagt. Da Shaftesbury sich zu offen der Opposition anschloß, entließ ihn Karl im November 1673 und der Minister bekämpfte von nun an Papstthum und Absolutismus, ja bei dem Wiederzusammentritt bewog er im Januar 1674 das Parlament, von Karl die Ausschreibung eines Bettags gegen die Gefahren des Papismus und die Bereithaltung der Truppen in London und Westminster gegen einen papistischen Aufstand zu fordern — und der elende König willigte ein. Die vom Parlamente über Lauderdale, Buckingham und Arlington verhängte Anklage veranlaßte den Rücktritt der ersteren aus dem Ministerium, Arlington ging in den königlichen Hofhalt über. So endete das verhaßte Cabal-Cabinet, die Forderung nach Rechenschaftsablegung über den Krieg stürzte es. Das Unterhaus zwang Karl zum Frieden mit den Niederlanden; Karl mußte allen Plänen der Katholisirung Englands und der Restauration absoluter Krongewalt entsagen; scheinbar kehrte er zur Triple-Allianz zurück, indem er Temple mit dem Friedensschlusse beauftragte: am 19. Febr. 1674 kam zu Westminster der Friede Englands mit den Niederlanden zu Stande; der englischen Flagge wurden Zugeständnisse gemacht, die Holländer zahlten Geld und die Eroberungen beider Theile außerhalb Europas wurden herausgegeben; in einem geheimen Artikel mußte Karl sich verpflichten, die Feinde Hollands nicht mehr zu unterstützen, was die Allianz mit Frankreich tödtete. Die Macht seines Parlaments war sehr bedeutend gewachsen. Karl hatte keine Lust, sich von Katharina zu scheiden und eine protestantische Prinzessin zu heirathen, wie man vielfach wünschte; ihm genügte die Herzogin von Portsmouth, neben der er freilich bald diese bald jene Schöne liebkoste, und sie hielt ihn bei Frankreich fest, Ludwig blieb sein stiller Geldlieferant. Karl's Vertrauen besaß jetzt Graf Danby, sein Großschatzmeister, der einsah, daß der Staat ohne Einverständniß des Monarchen mit dem Unterhause nicht zu leiten sei; Karl gab darum im April 1675 dem Parlamente Versicherungen im Sinne der Uniformität der Religion, Danby wollte im Geiste Clarendon's den Versuch machen, die Prärogative aufrecht zu erhalten und zugleich das anglikanische Interesse zu wahren; selbst bestechlich, bestach er gern andere und kaufte Parlamentsmitglieder, aber nie kam ihm in den Sinn, England zum Schleppträger Frankreichs zu degradiren. Er wollte der Cavalierpartei den ausschließlichen Besitz der executiven und legislativen Gewalt versichern und brachte darum bei den Lords eine Bill ein, wonach niemand ein Amt oder einen Sitz im Parlamente erhalten sollte, ohne eidlich zu erklären, daß er den Widerstand gegen die königliche Gewalt in allen Fällen für ungesetzlich erachte; dies bedeutete die Herrschaft des Anglikanerthums und der Krone, blinder Gehorsam sollte alle Beamten an die Krone knüpfen. Die Bill erzeugte ungeheuere Erregung und drang nicht durch.

Die Streitfrage, ob das Oberhaus als oberstrichterliche Behörde befugt sei, Mitglieder des Unterhauses vorzuladen, wenn Rechtsstreitigkeiten es erforderten, erhitzte beide Häuser derart gegeneinander, daß Karl am 9. Juni 1675 das Parlament vertagte. Ludwig gab sich alle Mühe, Karl bei sich festzuhalten; noch diente unter ihm Karl's Bastard, der Herzog von Monmouth, mit einigen tausend Mann gegen Holland, und nun beschloß er, die englische Macht zu neutralisiren, indem er Karl jährlich 500,000 Louisdor versprach; Karl fand hierin nichts Entehrendes. Im October 1675 wurden im Parlamente Bills eingebracht zur Entfernung aller Papisten aus dem Parlamente und zur Aneignung des Gesammtertrags der Zölle für die Seemacht, indessen Karl Unterstützung zur Deckung der auf dem Einkommen lastenden Anticipationen und zur Herstellung der Seemacht forderte, aber mit ersterem Ansuchen durchfiel. Karl fühlte sich hierbei höchst unbehaglich und vertagte das Parlament am 22. Nov. 1675 unerhörterweise auf vierzehn Monate; Ludwig zahlte nun vierteljährlich das ausbedungene Geld, Danby war selbst aus Noth der Abkunft beigetreten. Karl setzte sein Schlemmen lustig fort, er war Roué und fragte nichts nach der Misstimmung seines Volks, das er durch Leutseligkeit leicht zu bestechen hoffte. Wie Karl einen Vertrag Frankreichs mit den Niederlanden zu Englands Schaden als größtes Unheil befürchtete, so bangte Ludwig vor seiner Verständigung mit den Niederlanden. Karl beobachtete über seinen Vertrag mit Frankreich das tiefste Geheimniß, copirte ihn selbst und unterzeichnete ihn vor dem französischen Gesandten im Februar 1676; selbst Lauderdale und Danby hatten ihre Unterschrift verweigert: Karl verpflichtete sich gegen neue Gelder, Ludwig von allen Berathschlagungen und Unterhandlungen zu unterrichten, wurde geradezu sein Vasall. Der Handelstractat vom November 1676 mit Frankreich sollte die Antipathien gegen die französischen Kaper beschwichtigen helfen; Danby trat damit vor das Parlament, welches unpopulär geworden war. Im Februar 1677 begannen dessen Sitzungen wieder, Danby schaffte die Führer der Opposition im Oberhause in den Tower und im Unterhause wurden die An-

forderungen der Regierung trotz der Opposition genehmigt, 600 000 Pfund für Vermehrung der Seemacht verwilligt. Mit Einwilligung York's kam eine Bill zur Sicherung der protestantischen Religion für den Fall ein, daß ein Katholik König würde; sie drang durch, aber die Besorgniß vor dem Momente, da York König werde, ließ sich nicht bannen. Als sein Parlament in ihn drang, er solle Verbindungen zur Erhaltung der spanischen Niederlande schließen und der Uebermacht Frankreichs begegnen, wies Karl es schneidend zurück, vertagte es abermals und Ludwig verdoppelte zum Lohn sein Jahrgehalt von 100,000 Pfund. Trotzdem entschloß sich Karl, eigene Familienpolitik zu machen; auf den Rath Danby's und Temple's vermählte er York's älteste Tochter Maria mit dem Todfeinde Frankreichs, Wilhelm III. von Oranien, verabredete mit letzterem Friedensbedingungen, die er Ludwig vorlegte, erfuhr aber bei Ludwig eine Abweisung. England und die Niederlande vereinbarten nun am 10. Jan. 1678 einen Allianzvertrag, zu dem sie nöthigenfalls Ludwig zwingen wollten, und Karl berief auf Wunsch des Parlaments die in französischen Diensten fechtenden Engländer heim; England schien ein Krieg mit Frankreich zu drohen. Karl freute sich, vom Parlamente Mittel für Aufstellung eines Heeres zu erhalten, das er zur Erhöhung seiner Autorität in England und in Europa gebrauchen wollte. Das Parlament, dem es um die Niederhaltung der französischen Uebermacht zu thun war, gab ihm neue Subsidien, 1 Million Pfund, führte eine allgemeine Kopfsteuer ein, verbot französische Waaren und Karl sandte seine erprobtesten Krieger nach den spanischen Niederlanden. Ludwig rächte sich nicht mit den Waffen, sondern hielt die für Karl fällige Pension von 50,000 Pfund ein und trat mit der parlamentarischen Opposition in England gegen ihn in Verbindung; genug Hände streckten sich seinem Gelde entgegen; sein Gesandter gewann leicht Shaftesbury, Buckingham u. a. Ludwig und die „Landpartei" beseelte gleichmäßig trotz ihrer Verschiedenheit das Mistrauen vor Karl's Unehrlichkeit; beiden war es darum zu thun, ihn in Verlegenheit zu halten. Lord William Russell, der Führer der Landpartei, verabscheute Frankreichs Uebermacht, wollte aber Karl in England solche Wirren bereitet wissen, daß er nochmals zu Ludwig hingetrieben würde, und dieser sollte dann zur Verwirklichung seiner Ziele alle Macht ansetzen; Russell's Genossen wichen auch vor Geldern, die ihnen Frankreich bot, nicht zurück, selbst der gefeierte Algernon Sidney nahm solche an; diese Männer wollten Auflösung des anglikanischen Unterhauses, Vernichtung des katholischen Elements im Oberhause, wollten York bekämpfen und Danby stürzen. Bei der Misstimmung der Nation suchte hingegen Karl ebenfalls die Unterstützung Ludwig's nach; auf drei Jahre ließ er sechs Millionen Frs. Jahrgeld fordern, ohne zu ahnen, daß Ludwig die Opposition zu billigerem Preise erkaufte; Ludwig gab sie nicht, ohne Karl beschwerliche Bedingungen aufzubürden: Karl nahm die französischen Friedensvorschläge in Nymwegen an, versprach Parlament und Heer aufzulösen. Dann aber gewannen die Frankreich entgegenstehenden Interessen nochmals die Oberhand, Temple erwirkte am 26. Juli 1678 einen neuen Vertrag mit den Niederlanden und wieder drohte ein französischer Krieg. Karl schickte seinen Sohn Monmouth und Truppen zu Oranien, um sich mit ihm zu vereinigen, ratificirte das letzte Abkommen mit Ludwig nicht und vertagte das Parlament. Die englische Opposition bewog Ludwig zur Nachgiebigkeit, Karl wirkte auf Schweden, beobachtete die doppelzüngigste Politik, redete für den Frieden und versprach Oranien gegen Ludwig loszuschlagen, aber Ludwig zerstörte seine Intriguen und am 19. Sept. ratificirten die Generalstaaten den Frieden mit Frankreich. Mit der englischen Opposition blieb Ludwig in engen Beziehungen, während Karl und Danby das Heer zusammen behielten, um gegen innere und äußere Feinde gerüstet zu sein. 1678 herrschte im Reiche entsetzliche Aufregung wegen einer angeblich verrathenen papistischen Verschwörung; um wieder ans Staatsruder zu gelangen, hatte sie der nichtswürdige Shaftesbury ersonnen und falsche Zeugen gedungen: die Jesuiten sollten den Plan geschmiedet haben, Karl zu ermorden, den Protestantismus zu unterdrücken u. s. w., York und selbst Karl's Gemahlin wurden in das Complot verwickelt. Karl betrachtete diese Angelegenheit wegwerfend und hätte sie gern unterdrückt, aber Shaftesbury ließ dies nicht geschehen. London glich einer Stadt im Belagerungszustande, Papisten füllten alle Kerker; auf Drängen des Parlaments wurden alle Katholiken aus Westminster und London verwiesen, ausgenommen die Angesessenen und Familienväter, die den Eid der Treue und des Supremats leisteten; die an Katholiken gegebenen Militärpatente mußten zurückgenommen werden; Karl sollte niemand unter seiner Garde dulden, der den Test-Eid nicht geleistet habe. Die Untersuchung des „papistischen Complots" wurde einem Ausschusse unter Shaftesbury anvertraut, die Verhaftungen nahmen kein Ende, an 2000 Verdächtige wurden festgenommen, unter ihnen fünf katholische Lords, die unschuldige Königin litt unter strengen Maßregeln. Am 30. Nov. wurden alle Katholiken vom Parlamente ausgeschlossen; ein neuer Prüfungseid sollte von jedem Parlamentsmitgliede geleistet werden, in ihm war der Katholicismus als Abgötterei bezeichnet; hiergegen protestirten einige katholische Lords und York. Eine lange Reihe von Hinrichtungen trat ein, Karl kümmerte es nicht, daß die Opfer schuldlos waren; nie gebrauchte er sein Begnadigungsrecht und dabei stand er dem Katholicismus, für den sie bluteten, selbst so nahe und kannte genau die feilen Veranstalter der ganzen Lugkomödie. Die Opposition unter Shaftesbury machte heftige Angriffe gegen York und ruhte nicht, bis er sich aus dem Geheimen Rathe zurückzog, aber dies genügte nicht; sie wollte ihn vom Throne ausschließen, indem sie Karl zur Scheidung und zu einer neuen Ehe vermochte, darum erklärte sie die Königin für die Mitschuldige der Jesuiten, doch gelang Shaftesbury dies Bubenstück nicht. Danby widersetzte sich nach wie vor der Auflösung des Heers, das Unterhaus hingegen ging in seiner Opposition so weit, Karl das Commando der Miliz entwinden zu wollen, was Karl aber vereitelte; mit den Häuptern der Opposition

verbündet, unterwühlte der französische Gesandte Danby's Stellung. Einige Briefe Danby's, die den Beweis von Geldabmachungen zwischen den Cabineten von Whitehall und Versailles lieferten, wurden auf französische Veranlassung dem Unterhause vorgelegt und erregten einen Sturm der Entrüstung; alles forderte die Anklage Danby's auf Hochverrath, Karl suchte ihn und den mit Anklage abermals bedrohten York zu retten, indem er das Parlament, welches seit 1661 tagte, das längste der englischen Geschichte, am 24. Jan. 1679 auflöste; wie leicht konnte Danby's Proceß Karl's schmähliche Händel mit Ludwig an den Tag bringen! Die Neuwahlen gingen sehr erregt vor sich und ergaben ein Karl durchaus abholdes Parlament, während Karl seinen Bruder dadurch außer Tragweite zu bringen suchte, daß er ihn zur Uebersiedelung nach Brüssel vermochte. Das Parlament war voll Feindseligkeit gegen York und Danby und fühlte sich gereizt, daß Karl, als er in die Entlassung des Ministers willigte, ihm einen umfassenden Generalpardon ausstellte; man sprach davon, es müsse ein Gesetz erlassen werden, welches der Krone das Begnadigungsrecht für den Fall abschneide, wenn das Unterhaus die Anklage stelle. Die Lords traten am 14. April 1679 der Bill of attainder gegen Danby bei, er kam in den Tower und blieb hier fünf Jahre. Karl berief abermals Temple, seinen Helfer in Nöthen, und richtete mit ihm die Verwaltung neu ein. Um den Zusammenstoß zwischen König und Parlament aufzuhalten, schuf Temple den Geheimen Rath von dreißig Personen, dem auch die Minister angehörten, aber derselbe entsprach den Erwartungen nicht. Karl berief in ihn die vornehmsten Opponenten des Unterhauses und glaubte, ein Meisterstück zu liefern, indem er Shaftesbury zum Präsidenten ernannte. Den eigentlichen Besitz der Macht behielt ein besonderes Committee, bestehend aus den Grafen Essex und Sunderland, Viscount Halifax und Temple, für die das Wort Karl's maßgebend blieb. Karl hatte wenig politische Grundsätze, unter ihnen aber den unumstößlichen, daß er seine Krone dem Erbrechte verdanke, niemals eine Abänderung der Thronfolge gestatte und York die Krone nach ihm tragen müsse; darum stand er in dem großen Streite zwischen der Religion seines Volks und dem Erbrechte seines Bruders ganz auf Seite York's; er bestrebte sich, der protestantischen Religion vollste Garantie unter seinem Nachfolger zu verschaffen (30. April), aber Shaftesbury zettelte neue Intriguen an und dachte an Monmouth als Thronfolger. Während die Gemeinen sich mit der Ausschließung York's beschäftigten, vertagte Karl, ohne den Geheimen Rath davon in Kenntniß gesetzt zu haben, am 27. Mai das Parlament; an diesem Tage willigte er in die berühmte Habeas-Corpus-Acte, Shaftesbury's Werk in erster Linie, das hochwichtige Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit gegen Willkür. Bald löste Karl das Parlament auf und ordnete Neuwahlen an. Noch immer dauerte der Sturm gegen die Papisten und die Gerichte übten kannibalische Justiz gegen Schuldlose. Bei den Neuwahlen zeigte sich dasselbe Resultat wie das letzte mal; die Regierung zählte wenig Anhänger und die unversöhnlichsten Gegner des Papismus, die Presbyterianer, waren stark vertreten. In Schottland erhoben sich wild die Covenanters, aber Monmouth trieb sie zu Paaren und hierdurch stieg sein Ansehen im Reiche, wo er ohnehin populär war, bedeutend; das Gerücht, er sei in heimlicher Ehe von Karl erzeugt, wuchs und als Karl im August 1679 gefährlich erkrankte, sprachen Tausende von seiner Nachfolge; mit der Herzogin von Portsmouth einverstanden, veranlaßten Sunderland und Halifax Karl, York zur Rückkehr einzuladen; er kam nach London, bewirkte die Entfernung von Monmouth, der den Oberbefehl des Heers verlor, und ging nach Karl's Genesung nach Schottland, wo er an die Spitze der Verwaltung trat. Die Regierung, voll Widerwillen gegen Monmouth und seinen Helfer Shaftesbury, ruhte nicht, bis letzterer abtrat und die Opposition leidenschaftlicher als je leitete. Karl wurde mit antipapistischen Adressen und Petitionen überflutet, Temple's Regierungsplan brach zusammen, Temple, Essex und mehrere Geheimräthe traten ab, um ihre Popularität nicht dauernd einzubüßen, Halifax blieb, und mit Sunderland bildeten Godolphin und Hyde ein die Regierung führendes Triumvirat. Karl vertagte die Eröffnung des Parlaments, willens, vorher mit Ludwig einen neuen Handel abzuschließen, während er zugleich eng an der niederländischen Allianz festhielt, um sie gegen Ludwig auszunützen, und Ludwig nicht verhehlte, daß er seine Reunionskammern misbillige. Karl hielt eine Aussöhnung von York's Erbrecht mit den Interessen der Anglikanischen Kirche und des Parlaments für möglich; Ludwig hingegen schien die politische und kirchliche Opposition in England so gewaltig, daß es nicht der Mühe lohne, an den ohnmächtigen Karl noch Gelder zu wenden; viel besser, meinte er, seien bei der „Landpartei" Geschenke angebracht und leichter ließe sich hier das Ziel erreichen, England durch innere Wirren zu schwächen; Ludwig sprach mit maßloser Verachtung von Karl. Als York nach London zurückkam, leitete Shaftesbury 1680 eine Anklage auf Papismus ein und Karl sah sich gezwungen, den Bruder wieder zu entfernen. Am 21. Oct. 1680 eröffnete er das Parlament und alsbald schrien die Whigs nach der Ausschließung York's von der Erbfolge, während das Volk von papistischen Complotten flüsterte. Karl bemerkte täglich mehr, daß die auswärtigen Beziehungen, auf die er den meisten Werth legte, vor den inneren Wirren zurücktraten und das Parlament ihm unangenehme Beschlüsse faßte; letztere betrafen besonders eine Bill, wonach York unfähig erklärt werden sollte, die Krone zu tragen, den Abschluß einer Association zur Sicherung von König und Protestantismus und das Karl zu gebende Recht, selbst einen Nachfolger zu ernennen, wobei man auf Monmouth rechnete. Die Ausschließungsbill passirte in der von Monmouth's Anhang getroffenen Fassung am 21. Nov. die dritte Lesung bei den Gemeinen; wollte Karl ihr zustimmen, so sollten ihm reiche Geldmittel zutheil werden, und er schien wirklich zu schwanken, fragte nach dem Preis und leitete Verständigung mit den Führern der Whigs ein. Aber sie mistrauten ihm ebenso sehr wie er ihnen. Im Ober-

hause waren manche für die Ausschließung, auch Sunderland und die Herzogin von Portsmouth; Karl aber verwarf sie und wohnte der stürmischen Sitzung des Oberhauses bei, in der durch die wunderbare Beredsamkeit von Halifax am 25. Nov. die Bill mit 63 gegen 30 Stimmen durchfiel. Dann aber traf das Oberhaus eine Reihe beschränkender Bestimmungen für den Fall, daß York König werde. Die Opposition im Unterhause griff entrüstet Halifax an, der Karl's volles Vertrauen gewann, Shaftesbury erhob die bittersten Anklagen gegen Karl und York. Jetzt bot Ludwig Karl abermals Unterstützung gegen sein Parlament an, da dasselbe sehr antifranzösisch auftrat; es schien ihm gerathen, es durch die Krone zu beengen, und Karl ersah aus den neuen Unterhandlungen, daß er an Ludwig einen Rückhalt haben werde, wenn er sich vom Parlamente befreie. Vorerst vertagte er es am 20. Jan. 1681; als aber der londoner Gemeinderath sich für die Wiedereröffnung verwandte, löste er es am 29. Jan. auf und schrieb Neuwahlen bereits für 31. März aus. Das neue Parlament trat, um der Stimmung Londons entzogen zu werden, in Oxford zusammen. Die Gemüther erhitzten sich, nur Karl schien guter Laune. Während die allgemeine Meinung dafür war, Karl nichts zu verwilligen, wenn er nicht York ausschließe, bot ihm Ludwig, falls er sich mit dem Parlamente nicht verständigen könnte, im tiefsten Geheimnisse — nur der französische Gesandte Barillon und Hyde wußten darum — eine jährliche Unterstützung von zwei Millionen Frs. an; bevor er sich Ludwig ganz in die Arme warf, versuchte Karl nochmals, ob er mit dem Parlamente nicht zu Stande komme. In Oxford wurde Karl vorgeschlagen, nach seinem Tode solle York nur den Königstitel erhalten, die Regentschaft aber dessen älterer Tochter Maria von Oranien und im Falle ihres Todes ihrer Schwester Anna zufallen; alle Katholiken von Bedeutung sollten wie York verbannt, jede Verheimlichung ihres Vermögens aufgespürt und ihre Kinder protestantisch erzogen werden. Ohne Abstimmung wurden die gesammten Vorschläge, die den Bürgerkrieg nach sich gezogen hätten, verworfen, das Parlament kehrte zur Forderung der Ausschließung York's zurück, Karl löste es am 7. April 1681 auf und verließ Oxford; er berief kein Parlament mehr. Ludwig aber versicherte ihm jetzt fünf Millionen Frs. binnen der nächsten drei Jahre; selbst die Herzogin von Portsmouth erfuhr nichts davon, nur Hyde, der Frankreich geloben mußte, Karl werde allmählich von der Allianz mit Spanien zurücktreten und sich zu keiner Feindseligkeit gegen Frankreich hinreißen lassen. Karl war somit Frankreich gegenüber lahm gelegt. Wilhelm von Oranien kam nach London, um Karl zur Aufrechthaltung des politischen Gleichgewichts in Europa zu vermögen und mit seinem Parlamente auszusöhnen, aber ihre Wege gingen auseinander.

In England war ein Umschwung eingetreten; der Nebel, der über dem papistischen Complot lag, schwand allmählich und man erkannte, welche Greuel aus Fanatismus begangen worden waren, wie viel willkürliche Verhaftungen das Parlament trotz der Habeas-Corpus-Acte verfügt hatte. Dies schwächte in dem Maße die Autorität der Parlamente, wie es der Krone neue Kraft zuführte; man begann, die Ausschließung York's als ungerechte Forderung zu betrachten, und von allen Kanzeln ertönte eine königliche Declaration, worin das Verfahren der letzten Parlamente bitter getadelt wurde und Karl gelobte, die Gesetze zu beobachten, das Parlament häufig zu berufen und den Papismus auszurotten. Die Universität Cambridge sprach sich zu Karl's Gunsten aus, die Whigs sahen sich allerorten geschlagen, die Tories triumphirten, Loyalitätsadressen erginngen an Karl. In dem durch den rasch aufblühenden Handel reich gewordenen Mittelstande fand Karl, da derselbe Ruhe um jeden Preis wünschte, eine kräftige Stütze. In Schottland faßte das Parlament im August 1681 den Beschluß, es solle eine Veränderung in der Erbfolge, und sei es auch wegen des Religionsunterschieds, als Hochverrath gelten. Die günstige Stimmung wurde von Karl benutzt, um den Führer der Opposition, Shaftesbury, wegen Anschlags auf seine Freiheit und auf Einführung der Republik anzuklagen und in den Tower zu sperren. Die Jury von Middlesex wies die Anklage als unbegründet ab; die Krone beschloß darum, den Widerstand der Gerichte gegen sie an der Wurzel anzugreifen, indem sie sich einen mittelbaren Einfluß auf die Bestellung der Geschworenen verschaffte. Auf den Vorschlag des Geheimen Rathes forderte Karl von der City die Einreichung ihres Freiheitsbriefs, um zu sehen, ob sie sich stets demselben gemäß verhalten habe, fand Fehler, erklärte die Freiheiten für verwirkt und milderte nach einigen Jahren sein hartes Urtheil dahin, daß künftig die Ernennungen des Lord-Mayor und der Sheriffs der königlichen Bestätigung unterworfen würden und der König, wenn er die Wahl zweimal verworfen habe, die Stellen selbst besetzen könnte. Im ganzen Reiche wurde das an London probirte Experiment nachgeahmt, die wichtigsten Aemter in allen Gemeinden wurden von der Bestätigung des Königs abhängig und das erste mal selbst von ihm besetzt. So ging die Krone immer mehr dem Absolutismus entgegen. York kam an den Hof zurück. Der Hof und die Regierung stellten sich den Whigs gegenüber und diese griffen, dem Torythum zu begegnen, zu Conspirationen; die bedeutendste war das Ryehouse-Complot vom März 1683, wobei Karl und York umgebracht werden sollten. Die Verschworenen waren theils heruntergekommene Offiziere der Cromwell'schen Republik, theils Gesellen Shaftesbury's, aber die Anklage des zeitig entdeckten Attentats richtete sich auch gegen angesehene, dem Hofe mißliebige Männer, als seien sie geheime Mitwisser. Shaftesbury, Grey und Monmouth entkamen; Russell, Hampden, Sidney, Howard und Essex wurden verhaftet und, obwol die Beweise gegen sie sehr ungenügend waren, Russell und Sidney hingerichtet. An Russell's Todestage, am 31. Juli 1683, erließ die Universität Oxford ein Decret, welches zu Ehren der Dreieinigkeit ewige Verdammniß über die Lehren aussprach, daß die bürgerliche Ge-

walt vom Volke ausgehe, daß ein Vertrag im Staate obwalte, durch dessen einseitige Verletzung auch die anderseitige Verbindlichkeit erlösche, und daß ein nicht den göttlichen und menschlichen Gesetzen gemäß regierender Fürst sein Recht auf die Regierung verwirke. Essex entging der Hinrichtung durch Selbstmord, Hampden kam mit schwerer Geldbuße davon. York besonders rieth Karl zur Strenge, um seine Herrschaft zu befestigen. Monmouth versöhnte sich mit York und mit dem Vater, doch brachen bald die alten Zwiste aus und Monmouth verließ das Reich. York blieb in London und saß wieder im königlichen Rathe; er gewann immer mehr Einfluß auf Karl. Von einer Berufung des Parlaments war keine Rede mehr, hingegen begünstigte die Krone unter dem Deckmantel der Toleranz Papisten und Jesuiten. Die katholischen Lords und Danby wurden freigelassen. Zwischen dem Einflusse von York und Halifax, die einander haßten, hielt Karl ein gewisses Gleichgewicht; zankte er mit Ludwig XIV., so vergab er ihm immer, wenn er seine Gelder pünktlich erhielt, und die Herzogin von Portsmouth legte sich als stille Verbündete ein schönes Vermögen zurück. Am 12. Febr. 1685 rührte Karl der Schlag und York, der die Lage als verzweifelt erkannte, ließ alle Häfen schließen, damit Monmouth nicht lande. Karl kam zu sich, wies alle protestantischen Geistlichen zurück, bat York, ihm den katholischen Priester Huddleston zuzuführen, der ihm nach der Schlacht bei Worcester einst zur Flucht verholfen hatte, erklärte dem Priester, er wünsche versöhnt mit der katholischen Kirche zu sterben, beichtete und empfing nach katholischem Ritus Absolution, letzte Oelung und Eucharistie. Sein Bett umstanden seine Bastarde, er hatte neun anerkannt, nur Monmouth fehlte. Karl entschuldigte sich, daß er mit seinem Tode seinen Freunden Ungelegenheit bereite und starb in Whitehall am 16. Febr. 1685, der letzte Stuart-König, der in der Heimat verschied. Das Volk beweinte den „fröhlichen Monarchen" und sprach von Vergiftung.

Vgl. Memoirs of Samuel Pepys, herausgegeben von Lord Braybrooke (2 Bde., London 1825); Carrel, Histoire de la contrerévolution en Angleterre sous Charles II. et Jacques II. (Paris 1827); Romney, Diary of the times of Charles II., herausgegeben von Blencowe (2 Bde., London 1843); Dahlmann, Geschichte der englischen Revolution (4. Aufl., Leipzig 1846); Jesse, Memoirs of the Court of England during the reign of the Stuarts, including the Protectorate (Band II, London 1855); Macaulay, The history of England from the accession of James the Second (Band I, 5. Aufl., London 1849); Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im sechszehnten und siebzehnten Jahrh. (Bände III, IV und V, Berlin 1861—65); Onno Klopp, Der Fall des Hauses Stuart und die Succession des Hauses Hannover in Groß-Britannien und Irland (Bände I und II, Wien 1875).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

Karl Eduard Stuart, der Prätendent von Großbritannien und Irland, s. Eduard (Karl).

IV. Karl: Könige von Frankreich.

a) Karl I., s. Karl der Grosse.

b) Karl II., s. Karl der Kahle.

c) KARL III. (der Einfältige, seit dem 11. Jahrh. Karl Sot id est stolidus, Simplex), König von Westfrancien, 898—923, aus karolingischem Geschlechte, geboren am 17. Sept. 879 als nachgeborener Sohn des Königs Ludwig II., des Stammlers, aus dessen zweiter Ehe mit Adelheid, war in seiner Kindheit nur Prätendent auf das westfränkische Reich; denn nach dem Tode der Brüder Karl's, der Könige Ludwig III. (gest. 5. Aug. 882) und Karlmann (gest. 12. Dec. 884), ging es zunächst auf den jüngsten Sohn Ludwig's des Deutschen, Kaiser Karl III., über und nach dessen Entthronung (November 887) wurde der Robertiner Odo König, gekrönt am 29. Febr. 888. Erst in den Parteikämpfen unter und gegen Odo kam Karl empor; am 28. Jan. 893 wurde er von zahlreichen Widersachern des Robertiners, an der Spitze Erzbischof Fulko von Rheims, auf den Thron erhoben und war jahrelang eben nur Parteihaupt, bis der Tod Odo's (1. Jan. 898) ihm zur Alleinherrschaft verhalf. Nun leisteten ihm auch die mächtigsten Glieder des weltlichen Adels Huldigung und vornehmlich mit dem Markgrafen Robert von Anjou, Bruder und Erben seines Vorgängers Odo, ging der König eine engere Verbindung ein, welche, für beide Theile vortheilhaft, besonders dazu diente, das Ansehen des Königs nach außen zu heben. Während Robert im Norden des Reichs mit den Normannen, den heidnischen Erbfeinden aller Franken, erfolgreich kämpfte und wesentlich dazu beitrug, daß die von Rollo (Hrolf) geführten Scharen aus dem eigentlichen Francien zurückwichen, überschritt der König die Ostgrenze, um sich unmittelbar nach dem Tode seines ostfränkischen Stammesvetters, des Königs Ludwig (gest. August oder September 911), der Herrschaft über Lothringen zu bemächtigen; er betrachtete dieses Land als sein Erbtheil und behauptete es, während in Ostfranken König Konrad I. regierte (911—918), ununterbrochen; auch im Elsaß war der westfränkische König damals einflußreich. Unterdessen hatte es sich als unmöglich herausgestellt, Rollo und seine Normannen aus den ersten Sitzen ihrer Macht, den Eroberungen an der untern Seine, zu vertreiben, aber indem König Karl 912 den berühmten Vertrag mit ihnen schloß, der sie gegen die Verpflichtung, das Christenthum anzunehmen, zu Herren jenes Landes und zu Genossen des Reichs machte, gewann er an Rollo (Robert I.), dem ersten Fürsten der französischen Normannen, einen Vasallen von ungewöhnlich loyaler Haltung. Die Ergebenheit der übrigen Großen gegen den König nahm in demselben Maße ab, wie der Einfluß eines Günstlings minder vornehmer Herkunft, des lothringischen Grafen Hagano, auf ihn zunahm, und namentlich war es Robert von Anjou, der daran Anstoß nahm, daß er sich in die Leitung des nur allzu bestimmbaren und wankelmüthigen, bald keck unternehmenden, bald indolenten Königs mit

einem Emporkömmling wie Hagano theilen sollte. Eines Aufruhrs, den Gislebert, Sohn und Nachfolger des Herzogs Reginar von Lothringen, angestiftet hatte, wurde König Karl im J. 919 noch Herr; auch in den bald folgenden Irrungen mit dem deutschen Könige Heinrich I. (920) erlitt er wenigstens zunächst keine Einbuße an Macht; in dem Friedensvertrage von Bonn (7. Nov. 921) blieb seine Herrschaft über Lothringen unangetastet. Aber um sein Königthum in Westfrancien stand es damals schon übel. Als er 919 ein Aufgebot erließ, um einen Raubanfall der Ungarn zurückzuweisen, leistete ihm nur ein einziger Prälat, Erzbischof Heriveus von Rheims, Zuzug; die meisten andern Großen wandten sich 920 auf einer Versammlung zu Soissons feindlich von ihm ab. Da er von Hagano nicht lassen wollte, kündigten sie ihm den Gehorsam auf und nur mit Mühe waren sie zu einer Aussöhnung zu bewegen. Diese dauerte auch nur kurz; schon 922 war die Entzweiung zwischen König und mehrern großen Aristokraten des Reichs heftiger als je. Robert von Anjou, im Bunde vor allem mit seinem Eidam, dem Herzoge Rudolf von Burgund (Bourgogne), trat als Gegenkönig auf (22. Juni 922 Krönung zu Rheims) und wenn er in dem ersten und einzigen Zusammenstoß mit der karolingischen Partei in der Schlacht bei Soissons am 15. Juni 923 das Leben verlor, so gehörte der Sieg dennoch den Seinigen; König Karl wurde aus dem Felde geschlagen und zwar endgültig. Während die Krone durch Wahl der Großen auf Rudolf von Burgund überging (13. Juli 923 in Soissons), gerieth jener in die Gefangenschaft: Graf Heribert von Vermandois, ein Seitenverwandter des karolingischen Hauses, der ebenso ländergierig wie hinterlistig nur danach trachtete, seinen Machtbereich auf Kosten der Krone um jeden Preis zu erweitern, bemächtigte sich Karl's und benutzte ihn gelegentlich als Mittel der Erpressung. Anläßlich eines Zerwürfnisses zwischen Heribert und Rudolf wurde jener scheinbar wieder in Freiheit gesetzt, als legitimer Herrscher dem Usurpator entgegengestellt und sogar von Rom aus begünstigt; indessen auch so war und blieb er ein ungefährlicher Rivale. Nach seinem Friedensschlusse mit Rudolf ließ Heribert ihn wieder fallen, und während jener dem entthronten Herrscher den lebenslänglichen Genuß eines größeren Krongutes (Attigny) bewilligte, widersetzte der Graf von Vermandois sich der wirklichen Freilassung. Als Gefangener dieses eigennützigen Feudalherrn ist Karl III. am 7. Oct. 929 zu Péronne gestorben. Er war zweimal vermählt, zuerst (907) mit Frederuna, Mutter von sechs Töchtern, und in zweiter Ehe (918) mit Aethgiva, einer angelsächsischen Königstochter, welche ihm um 920 einen Sohn, den späteren König Ludwig IV., gebar und in der Katastrophe des J. 923 nach England zurückkehrte, am Hofe ihres Bruders Aethelstan Zuflucht fand. Andere Söhne des Königs, wie Rorike, Bischof von Laon, stammten aus einer illegitimen Verbindung. Vgl. J. F. Böhmer, Regesta Karolorum (1833) p. 178 etc.; M. Borguet, Étude sur le règne de Charles-Le-Simple (Académie Royale de Bruxelles. Extrait du T. XVII. des Mémoires); C. von Kalckstein, Geschichte des französischen Königthums unter den ersten Capetingern (1. Bd., Leipzig 1877). (*E. Steindorff.*)

d) KARL IV. (der Schöne), der dritte Sohn Philipp's IV. des Schönen und der Johanna von Navarra, war geboren im J. 1293 oder 1294. Im allgemeinen ist wenig über ihn bekannt. Er führte als Prinz den Titel eines Grafen von der Marche. Durch den frühen Tod seiner beiden älteren Brüder erbte er im Januar 1322 die Throne von Frankreich und Navarra. Er hatte wie die Schönheit so auch die Habsucht und Unbedenklichkeit seines Vaters überkommen. Doch hielt er auch wie dieser Ordnung und Gerechtigkeit in seinem Lande aufrecht. Ein Baron Jourdain de Lille von sehr vornehmer Abstammung, der selbst eine Nichte des Papstes Johann XXII. geheirathet hatte, machte die toulouser Gegend durch Plünderungen, Räubereien und Mordthaten unsicher; der König ließ ihn trotz seiner hohen Verbindungen gefangen nehmen, vor das Parlament stellen und nach dessen Urtheil von Pferden schleifen, sowie endlich an den Galgen hängen, und zwar in einer Kleidung, die derselbe vom Papste zum Geschenk erhalten hatte. Ebenso suchte Karl IV. der fast republikanischen Freiheit der Communen ein Ende zu machen. Freilich waren dieselben in Frankreich schon im Verfall begriffen und der Herrschaft einer kleinen Anzahl oligarchischer Familien anheimgefallen. Dazu hingen die Juristen des Königs nach Möglichkeit den Communen kostspielige Processe an. So gaben Laon, Soissons und viele andere kleinere Orte ihre communalen Freiheiten auf. Dagegen begünstigte Karl die der Krone unmittelbar untergebenen Städte und vermehrte ihre Gerechtsame. Seine Gegnerschaft wider städtische Unabhängigkeitsgelüste zeigte er auch in dem Streite, der im J. 1324 zwischen dem Grafen von Flandern, Ludwig von Nevers, und dessen Communen ausgebrochen war. Die Bewohner von Brügge nahmen den Grafen gar gefangen und richteten seine Räthe und Günstlinge hin. Nur Gent blieb, aus Eifersucht auf Brügge, dem Grafen treu und erbat die Dazwischenkunft des Königs Karl. Nach langen Verhandlungen zeigte sich dessen Vermittelung wirksam; Ludwig wurde seine Würde zurückgegeben, doch schwor er, die Freiheiten der Communen zu beobachten und ihnen eine Einwirkung auf die Staatsregierung zuzugestehen (1326). Indeß kaum war Graf Ludwig frei, als auf seine Veranlassung das pariser Parlament den eben geschlossenen Vertrag für nichtig erklärte. Von einer französischen Armee und zugleich durch die Genter und den flandrischen Adel bedroht, demüthigten die Communen sich und erkauften den Fortbestand ihrer Freiheiten durch 100,000 Livres, die sie dem Grafen Ludwig, und 200,000, die sie dem Könige Karl IV. bezahlten.

Noch vor Beendigung des flandrischen Zwistes fand Karl IV. Muße, sich in die Angelegenheiten des Deutschen Reiches zu mischen. Der Thronstreit, der dort zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen von Oesterreich wüthete, hatte im September 1322 zu der Schlacht bei Mühldorf geführt, in der Friedrich als Ge-

fangener in die Hände seines Gegners gefallen war. Nach diesem Erfolge aber verließ das bisher mit Ludwig verbündete Haus Luxemburg, dessen Haupt König Johann von Böhmen war, die allzu mächtige Partei des Siegers, und Karl IV., der Schwager Johann's, machte diese Schwenkung mit. Auf Karl's Andringen erklärte Papst Johann XXII. den deutschen König für excommunicirt. Karl hegte selbst eine Zeit lang Hoffnung, mit Hülfe des Böhmenkönigs und als Gemahl der Tochter Kaiser Heinrich's VII. die deutsche Krone zu erlangen. Er lud die deutschen Fürsten im Juli 1324 zu einer Besprechung nach Bar-sur-Aube ein, jedoch fand er nur bei dem Herzog Leopold von Oesterreich, dem geschworenen Feinde des Königs Ludwig, Anklang. Und auch dieser benutzte das französische Geld, das ihm reichlich zufloß, lediglich für seine eigenen Zwecke. Eine Gesandtschaft, durch welche der französische Herrscher den Baiern aufforderte (September 1325), derselbe solle ihm Krone und Namen des deutschen Königreichs abtreten, dagegen lebenslänglich dessen Einkünfte genießen, hatte selbstverständlich keinen Erfolg.*) Mit Leopold's Tode (Februar 1326) gab Karl IV. selbst alle seine Bemühungen um die Herrschaft in Deutschland auf.

Wirksamer mischte Karl IV. sich in die englischen Verhältnisse ein. Zunächst benutzte er die klägliche Schwäche des englischen Königs Eduard II., um seine oberherrlichen Gerechtsame in der dem letztern als Herzog von Aquitanien gehörenden Provinz Guyenne ungescheut auszudehnen. Alle Klagen Eduard's über diese beständigen Verletzungen seiner Rechte fruchteten nichts. Dann nahm er den Streit einiger englischer Beamten mit französischen in der Guyenne wahr, um Krieg mit Eduard zu beginnen. Vergebens rief derselbe die Vermittelung des Papstes an; im Juli 1324 erschien eine französische Armee in der Guyenne, die sie, bei dem Mangel jedweder genügenden Vorkehrung von seiten der Engländer, zum größten Theil eroberte. Dagegen wurde ein Heer, das von Karl's IV. zweitem Königreiche Navarra aus das mit den Engländern verbündete Castilien angriff, von den Bewohnern Guipuzcoas in den Gebirgsthälern dieses Landes fast völlig vernichtet (1325). Nur nach vielfachen Demüthigungen erhielt der englische König seine französischen Besitzungen zurück. Bald jedoch ergab sich ein neuer Grund des Streits zwischen ihm und Karl IV. Isabella, die Gemahlin Eduard's II., wurde von ihrem Gatten vernachlässigt und begab sich deshalb zu ihrem Bruder, dem französischen Monarchen, um durch ihn Genugthuung zu erhalten. Karl IV. nahm sich ihrer mit Eifer an. Zunächst confiscirte er die Habe aller wohlhabenden Engländer, die sich in Frankreich aufhielten: „über welche Thatsache alle wackern Leute des Königreichs erzürnt, verstört und aufgebracht waren", wie der Chronist von St.-Denis bemerkt. Dann rückte ein französisches Heer abermals in die Guyenne ein, während Isabella mit französischen und flandrischen Truppen in England erschien (September 1326). Eduard II. gerieth in die Gewalt seiner Gemahlin, die ihn unter schändlichen Martern tödten ließ (September 1327). Unter dem Namen ihres jüngeren Sohnes Eduard III. konnte nun Isabella mit ihrem Geliebten, Roger Mortimer, die Regierung Englands führen. Karl IV. aber erhielt zum Dank für die hierbei geleistete Unterstützung den District von Agen und 50,000 Mark Sterling.

Dieser Erfolg war der letzte, den Karl IV. erlangte. Wie seine Brüder, starb er noch jung, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen (31. Jan. 1328). Er war der letzte Herrscher aus dem geraden Mannesstamme der Capetinger. Karl IV. hatte zuerst Blanca von Burgund geheirathet, aber 1322 unter dem Vorwande geistlicher Verwandtschaft — weil ihre Mutter seine Pathin gewesen war — vom Papste diese Ehe für ungültig erklären lassen. Seine zweite Gemahlin, Maria von Luxemburg, Tochter Kaiser Heinrich's VII., starb schon 1324. Seine dritte Gattin, Johanna von Evreux (seine Base), gebar ihm drei Töchter: der Name der ältesten ist unbekannt, die zweite hieß Maria, beide starben sehr jung; endlich die dritte, Blanca, kam erst nach des Vaters Tode zur Welt. Karl IV. hatte zu Gunsten Ludwig's, Grafen von Clermont, Enkels Ludwig's des Heiligen, die Herrschaft Bourbon zum Herzogthum erhoben (1327). Seitdem nannte sich diese Seitenlinie des königlichen Hauses nach dem Herzogthum Bourbon.

Literatur: Sismondi, Histoire des Français t. IX. — Henri Martin, Histoire de France t. V. — Kervyn de Lettenhove, Histoire de Flandre t. III. — Les grandes Chroniques de St.-Denis ed. P. Paris t. V (Paris 1874). — Istorie fiorentine di Giov. Villani, Buch IX und X. — Fortsetzer des Guillaume de Nangis. (*M. Philippson.*)

e) KARL V. (der Weise), Sohn König Johann's von Frankreich und seiner ersten Gemahlin, Bona von Luxemburg. Er war geboren am 21. Jan. 1337. Ihm übertrug Humbert II., Dauphin von Vienne, Titel und Land; er war der erste französische Thronfolger, der Dauphin genannt wurde. — Als König Johann (s. d.) in der Schlacht bei Poitiers 1356 in die Gefangenschaft der Engländer gerathen war, übernahm der Dauphin Karl die Regierung. Indeß zeigte er sich derselben wenig gewachsen, zumal er damals dem Leichtsinn und den Ausschweifungen huldigte, die am Hofe seines Vaters geherrscht hatten. Er sah sich genöthigt, an die Generalstände des Reichs zu appelliren, die am 17. Oct. 1356 in Paris zusammentraten. Sie waren aus 800 Personen zusammengesetzt, darunter die Hälfte aus dem Tiers-Etat. — Die Misstimmung der Bürger gegen die feudale Regierungsweise der Valois war unter Johann außerordentlich gewachsen. Die Bürger der großen Städte, mit den flandrischen Communen und den Hansestädten in Verbindung und durch deren Beispiel ermuthigt, beschlossen das Königthum den populären Anschauungen zu unterwerfen. Zunächst setzten ihre Abgeordneten die gemeinschaftliche Berathung aller drei Stände durch; seitdem machten das Gewicht ihrer Zahl und ihr planvoller Eifer sie zu dem leitenden Elemente der Versammlung.

*) S. Riezler, Geschichte Baierns II, 363 fg.

Die Generalſtände wählten ein Unterſuchungscomité, auf deſſen Vorſchlag man von Karl die Abſetzung und Verhaftung der ſieben hauptſächlichſten königlichen Räthe, dann die Befreiung Karl's des Böſen von Navarra (ſ. d.) und endlich die Uebergabe der Reichsgeſchäfte an eine Commiſſion von zwölf Ständemitgliedern forderte, d. h. eine völlige Revolution. Die vornehmſten Beförderer dieſer Beſchlüſſe waren Stephan Marcel, Prevôt des Marchands (Bürgermeiſter) von Paris und Robert Lecoq, Biſchof von Laon. Der Dauphin antwortete mit der Auflöſung der Stände: ehe er ſolche Bedingungen einging, verzichtete er lieber auf neue Steuern, ſo nöthig ſie ihm auch zur Fortführung des Kriegs waren.

Karl fand es für beſſer, nach dem Beiſpiel ſeiner Vorgänger eine Münzfälſchung in großartigem Umfange vorzunehmen. Indeß die pariſer Bevölkerung verweigerte entſchloſſen die Annahme dieſes minderwerthigen Geldes. Zugleich kamen üble Nachrichten aus den Provinzen. Der Regent hatte geglaubt, von den Provinzialſtänden mehr erreichen zu können als von den Generalſtänden. Allein jene hatten überall nur mäßige Subſidien bewilligt und die von den Generalſtänden erhobenen Klagen wiederholt; ja die Bevölkerungen weigerten ſich, ſelbſt die geringen von den Provinzialſtänden votirten Steuern zu entrichten. Hierdurch ſchon entmuthigt, wurde Karl durch eine bewaffnete Kundgebung der pariſer Gilden, die Marcel am 19. Jan. 1357 veranſtaltete, derart erſchreckt, daß er in allem nachgab. Die ſieben angeklagten Räthe wurden abgeſetzt — Karl hatte dieſelben vorher entfliehen laſſen — die Generalſtände wieder einberufen.

Die Lage Frankreichs war furchtbar. Die armen Bauern mußten unerſchwingliches Löſegeld aufbringen, um ihre Herren wieder zu befreien, die ſich bei Poitiers feige dem Feinde ergeben hatten; Jacques Bonhomme, wie der Bauer ſpottweiſe genannt wurde, ſah ſich ſeiner Ernte, ſeines Viehs, ſeiner Geräthe von Herren beraubt, die nicht verſtanden hatten, ihn wider die Feinde zu vertheidigen. Dazu kamen Banden entlaſſener Söldner, welche rings das platte Land plünderten und die Städte und Feſtungen zwangen, ihre Thore wie bei einer Belagerung verſchloſſen zu halten. An den Grenzen tobte der wilde Krieg mit den Engländern; Elend und Jammer waren überall. Unter dieſen Umſtänden traten die Generalſtände wieder zuſammen (5. Febr. 1357), entſchloſſen, die Lage des Reichs von Grund aus zu reformiren. Man verwandelte das monarchiſche Regierungsſyſtem in ein ſtändiſches. In der „Großen Ordonnanz" wurden die Beſchlüſſe der Stände zu Geſetzen erklärt, eine regelmäßige Wiederkehr von deren Verſammlungen angeordnet. Dem Dauphin Karl wurde eine Commiſſion von 36 Ständemitgliedern neben- oder vielmehr übergeordnet, die eine wahre Dictatur ausübte; die geſammte Steuerverwaltung wurde den Ständen übertragen. Dafür ſtellten dieſelben eine beträchtliche Armee auf, welche die Engländer bewog, einen zweijährigen Waffenſtillſtand abzuſchließen.

Allein gerade hierdurch erhielt der Dauphin freiere Hand. Zugleich begannen Adel und Klerus an dem revolutionären Treiben der Stände und zumal der 36 keinen Gefallen mehr zu finden und zogen ſich immermehr von denſelben zurück. Karl glaubte dieſe Umſtände benutzen zu dürfen. Die abgeſetzten Beamten führte er einen nach dem andern wieder in ihre Stellen ein, und im Auguſt 1357 erklärte er den 36, er wolle von nun an die Regierung ſelbſt führen, und verbot ihnen jede Thätigkeit. Die Folge war, daß der junge Regent ſich bald ohne Geld und ohne Soldaten ſah. Und ſo wurde er zu ſeiner Beſchämung gezwungen, ſich abermals an die Pariſer und die Generalſtände zu wenden.

Marcel und Lecoq hielten nunmehr alles für gewonnen. Sie nöthigten den Dauphin, Karl von Navarra wirklich in Freiheit zu ſetzen, der darauf in den Provinzen umherzog, überall Anhänger für ſich werbend. Die Lage wurde immer bedrohlicher. In der Bretagne bekämpften ſich die feindlichen Familien der Montfort und der Blois. Die Söldnerbanden des Engländers Knolles plünderten die untern Seinegegenden, die des Franzoſen Arnold von Cervoles Provence und Languedoc, endlich die des Walliſers Griffith das Land zwiſchen Orleans und Paris. Der Regent ſchloß ſich mit berechneter Trägheit in das Louvre ein, kümmerte ſich um nichts und verſtärkte fortwährend das Corps von 2000 Edelleuten, das er um ſich geſammelt hatte. Marcel hatte die Hauptſtadt gegen dieſen innern wie gegen den äußern Feind zu vertheidigen. Er befeſtigte Paris trefflich und organiſirte die Bürgerſchaft militäriſch. Das Abzeichen ſeiner Anhänger wurde ein Hut aus blauem und rothem Tuch, den Farben der Stadt. Karl ſuchte die Pariſer durch perſönliche Anreden für ſich und gegen Marcel zu gewinnen; aber dieſe Bemühungen misglückten, die Stimmung gegen ihn wurde vielmehr immer gereizter. Am 22. Febr. 1358 drangen Marcel und ſeine Anhänger in großer Anzahl in das Louvre und erſchlugen einige der nächſten Freunde und Rathgeber des Regenten. Dieſer ſelbſt rettete ſich nur, indem er den blaurothen Hut Marcel's aufſetzte. Seitdem übernahm in Wahrheit der pariſer Stadtrath die Regierung des Reichs. Die Generalſtände waren nur noch aus einer Anzahl ſtädtiſcher Deputirten und wenigen Prälaten zuſammengeſetzt; bei weitem die meiſten Mitglieder, faſt ſämmtliche Adelige hatten ſie verlaſſen. Nur wenige große, indeß an ſechzig kleinere Städte blieben mit den Generalſtänden in Verbindung.

Dieſe begingen nun große Fehler. Sie ſöhnten Karl von Navarra mit dem Regenten aus. Sie geſtatteten dem letztern, Paris zu verlaſſen und ſich zu den Provinzialſtänden der royaliſtiſch geſinnten Champagne zu begeben. Kaum war der Dauphin deren Unterſtützung ſicher, als er die Maske abwarf, ſich offen gegen Paris erklärte und daſſelbe zu blokiren begann. Kaiſer Karl IV. ſandte in Gemäßheit eines am 28. Dec. 1357 zu Metz mit dem Regenten abgeſchloſſenen Vertrags ihm zahlreiche Ritter und Söldner zur Hülfe.

Während alſo hier der Bürgerkrieg ausbrach, erhoben ſich (Ende Mai 1358) die von ihren Herren, den Feinden und den Söldnerbanden gleich gequälten Bauern in Isle-de-France, um ihre nächſten und bleibenden

Peiniger, die Adeligen, zu vertilgen. Von hier verbreitete der Aufstand der „Jacques" sich über die Picardie, die Champagne und das Orléanais. Die Schlösser wurden gestürmt, ihre Bewohner bis auf den letzten grausam ermordet. Viele Städte sympathisirten mit den Jacques; allein Marcel beging den Fehler, sie zwar zu unterstützen und sich mit ihnen offen zu verbünden, dabei aber seine Hülfe viel zu knapp zu bemessen. Der Adel dagegen, der englisch wie der französisch gesinnte, vereinte sich in der gemeinsamen Gefahr. Berühmte Ritter beider Parteien, wie Graf Gaston von Foix und der Kaptal von Buch, traten an seine Spitze. Bald wurden die schlecht bewaffneten und genährten Bauern überall von den starken eisengepanzerten Rittern und Reisigen geworfen und erbarmungslos geschlachtet: Der Regent schloß sich der Jagd auf die Jacques an.

Das Ergebniß der „Jacquerie" war Entvölkerung ganzer ländlicher Districte, erhöhte Zuversicht des Adels. Die ganze demokratische Bewegung hatte einen unheilbaren Stoß erhalten.

Der einmal versammelte Adel half dem Regenten, Paris zu belagern. Von allen andern Städten in Stich gelassen, erhoben die Pariser, um sich doch einen Bundesgenossen zu sichern, Karl von Navarra zu ihrem Hauptmann. Indeß dieser begann bald Anschläge gegen die Freiheit der Stadt. In derselben machte der Hunger sich geltend und zugleich Mistrauen des Volks gegen seine Führer, den König von Navarra und den Prévôt des Marchands selbst. Zumal wollte die reiche Bürgerschaft den beständigen Unruhen ein Ziel gesetzt sehen. Unter der Führung des Viertelsmeisters Johann Maillart fiel sie über Marcel her und tödtete ihn mit seinen vertrautesten Freunden und Anhängern (31. Juli 1358).

Die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der französischen Bürgerschaften hatten die völlige Niederlage der demokratischen Bestrebungen herbeigeführt. Die Reaction erfolgte nun naturgemäß. Der Regent zog in die Hauptstadt ein und ließ Tag für Tag einige der Anführer der Bewegung hinrichten. Zugleich wurde die Münze so gründlich verschlechtert wie nie zuvor.

Doch zeigte der Dauphin mehr patriotische Gesinnung als sein Vater. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, trat König Johann den Engländern die ganze westliche Hälfte Frankreichs in voller Souveränetät ab und versprach ihnen noch überdies vier Millionen Goldthaler. Der Regent war einsichtig und charaktervoll genug, einen solchen Vertrag nicht zu billigen. Nach seinen letzten Erfolgen der Generalstände sicher, berief er sie ein, und in patriotischer Entrüstung verwarfen sie den schmachvollen Vertrag (Mai 1359). Um Frankreich hierfür zu strafen, begann Eduard III. von England mit einem sehr beträchtlichen Heere die bisher von dem Kriege noch verschonten Provinzen zu verwüsten. Wirklich schlossen der Herzog von Burgund und ganz Mittelfrankreich Separatfrieden mit dem englischen Herrscher. Frankreich schien sich aufzulösen, in das Chaos der Zeiten der letzten Karolinger zurückzufallen. Eduard's laut verkündeter Plan war, eine Provinz Frankreichs nach der andern durch seine Verheerungen zur Unterwerfung zu zwingen. Das durfte der Regent nicht zugeben. Er knüpfte Unterhandlungen an, die am 8. Mai 1360 zum Frieden von Bretigny führten. Eduard hatte wol nie daran gedacht, seine Ansprüche auf die französische Krone wirklich durchzuführen; er gab sie auf für den Preis der völligen Abtretung der Gascogne nebst den westlichen Theilen des Languedoc, der Guyenne und des Poitou mit allen ihren Dependenzen sowie der nordwestlichen Gebiete von Ponthieu, Calais und Guines. Außer der vollen Souveränetät über diese Provinzen erhielt der englische König für die Freiheit Johann's drei Millionen Goldthaler.

Obwol nun der König dem Namen nach die Regierung wieder übernahm, so stand derselbe doch thatsächlich unter der Leitung seines Sohnes Karl. Die Erfahrungen der letzten Jahre hatten auf dessen Charakter und Einsicht gleich günstig eingewirkt. Aber trotz seiner wohlgemeinten Bemühungen konnte das erschöpfte Frankreich der Ruhe noch nicht genießen, da es einerseits von den entlassenen Söldnerbanden, den „Routiers", geplagt, andererseits von der schwarzen Pest furchtbar heimgesucht wurde. Die Bevölkerung war in den letzten Jahren auf mehr als die Hälfte herabgesunken, dazu moralisch und materiell gleich sehr zerrüttet. Die Routiers waren so unverschämt, daß sie dem König Johann, als er von England zurückkehrte, nur gegen Erlegung eines großen Lösegelds den Weg nach Paris freigaben und die „Große Compagnie", die gefährlichste dieser Banden, schlug bei Brignais ein königliches Heer unter Jakob von Bourbon in die Flucht. Es waren neue Siege des bewaffneten Volks über den feudalen Heerbann!

Der Tod Johann's am 8. April 1364 brachte zunächst keinen sehr bemerkbaren Wechsel in der Regierung hervor; der bisherige Regent Karl von der Dauphiné führte sie als Karl V. weiter. Karl, jetzt 27 Jahre alt, war von schwächlichem Körper und kriegerischen Uebungen abgeneigt. Allein er war gut unterrichtet, aufgeklärt, ein Begünstiger der Wissenschaften; und was wichtiger war, ein einsichtiger kluger Geist, bedächtig, aber seiner Ziele wohlbewußt, freilich nicht ohne Hinterlist und Neigung zur Täuschung. So verdiente er in mancher Beziehung den Beinamen der „Weise", den man ihm gegeben. Richtiger allerdings würde die Bezeichnung der „Kluge, Schlaue" sein.

Karl begann seine Regierung mit kräftiger Aufnahme des Kriegs mit Karl dem Bösen von Navarra. Mit der Führung desselben beauftragte er den Marschall Boucicault und den bretonischen Ritter Bertrand du Guesclin, den Helden, welcher diese ganze Regierung verherrlicht hat. Der Kampf nahm bald größere Dimensionen an, als in der Bretagne der Krieg zwischen den beiden Häusern wieder ausbrach, welche sich den Besitz dieses Herzogthums streitig machten, nämlich den von England unterstützten Montfort und den Blois, denen du Guesclin mit 1000 französischen Lanzen zu Hülfe kam. Hier aber wurde der bretonische Held geschlagen, indem der tüchtige englische General Chandos bei Aurai (28. Sept. 1364) einen

glänzenden Sieg über ihn davontrug. Karl von Blois fiel selbst in dieser Schlacht. Nun gab Karl V. das Erbrecht dieses Hauses auf und erkannte den jungen Johann von Montfort als Herzog der Bretagne an; die Blois mußten sich mit der Grafschaft Penthièvre und der Vicegrafschaft Limoges (letzteres unter englischer Oberherrschaft begnügen; April 1365). Um dieselbe Zeit machte der König auch dem navarrischen Streit ein Ende. Für einen Theil seiner normannischen Besitzungen, die er abtrat, erhielt Karl der Böse die Herrschaft Montpellier, wo er weniger gefährlich war als zehn Meilen von Paris.

Bald fand Karl V. auch Gelegenheit, Frankreich von dem größten Theile der Routiers zu befreien. Er nahm sich Heinrich's von Trastamare gegen dessen Stiefbruder, Peter den Grausamen von Castilien (s. d.), an; er hatte dazu um so größere Veranlassung, als Peter seine Gemahlin Blanca von Bourbon, eine Schwester der Königin von Frankreich und Blutsverwandte Karl's, vergiftet hatte. Karl gab ihm also du Guesclin als General und Geld, um die Söldnercompagnien anzuwerben. Obwol Prinz Eduard von Wales, der „Schwarze Prinz", eine Zeit lang Partei für Peter nahm, endigte doch der Kampf mit der Niederlage und dem Tode dieses Herrschers, mit der Thronbesteigung Heinrich's von Trastamare in Castilien (1369). Seitdem war die Bundesgenossenschaft dieses mächtigsten der spanischen Reiche den Franzosen gesichert.

Dieser Streit war nur das Vorspiel für einen größeren Krieg, den Karl V. stets im Auge hatte, denjenigen gegen die Engländer, um ihnen die Erwerbungen des Friedens von Bretigny wieder zu entreißen. In der That hatte die hinterlistige Art, in welcher der Prinz von Wales, als Statthalter der englischen Besitzungen auf dem Festlande, die Söldnercompagnien stets gegen die französischen Provinzen gehetzt, in ganz Frankreich den lebhaftesten Unwillen erregt und das entschlummerte Nationalgefühl wieder geweckt und belebt. Aber selbst in ihren eigenen Besitzungen auf französischem Boden waren die Engländer nicht beliebt. Ihr kaltes rauhes Wesen stieß die feinen beweglichen Südländer ab, und der Vorzug, welchen der „Schwarze Prinz" überall den National-Engländern zutheil werden ließ, erbitterte sie vollends. Die Auflage einer neuen Steuer brachte die gascognischen Edelleute zu hellem Aufstande.

Karl V. versprach denselben um so mehr seinen Beistand, als sich alle Verhältnisse zu seinen Gunsten gestalteten. König Eduard III. verfiel vorzeitig greisenhafter Schwäche, und der Prinz von Wales litt täglich furchtbar unter einer Krankheit, deren Keime er aus Spanien mitgebracht hatte. Dagegen ward dem französischen Herrscher ein großer politischer Sieg zutheil. Die Erbin von Flandern, Margarethe, mit einem Sohne Eduard's III. verlobt, heirathete im J. 1369 vielmehr Herzog Philipp von Burgund, den jüngsten Bruder Karl's V. Die reiche Erbschaft war den Valois gewiß, und für den Augenblick die Bundesgenossenschaft Flanderns. Nunmehr erklärte Karl den Engländern den Krieg, ohne einen andern Grund als die Sache der nationalen Einheit Frankreichs.

In einer Woche wurde den völlig überraschten Engländern die Grafschaft Ponthieu entrissen. Die Generalstände des Reichs billigten den Krieg vollständig; das Parlament von Paris erklärte das Herzogthum Aquitanien der Krone für verfallen, obwol man dasselbe im Frieden von Bretigny dem englischen Könige in voller Souveranetät abgetreten hatte. Das Queroy, Agenois, Limousin emporten sich und vertrieben die englischen Besatzungen. Ueberall brach der Krieg auf das heftigste aus; bei der gegenseitigen Erbitterung wurde er mit der größten Grausamkeit geführt.

Noch einmal erwiesen die Engländer ihre militärische Ueberlegenheit. Der Schwarze Prinz erstürmte Limoges und ließ alle seine Einwohner tödten. Der englische Hauptmann Knolles verheerte den ganzen Nordwesten Frankreichs bis vor die Thore von Paris. Die erschreckten Einwohner flüchteten sich in die Wälder, auf die Mitte der Ströme, besonders auch in die Höhlen, die sie sich zu diesem Behufe gegraben. Aber das Gemetzel von Limoges war des Schwarzen Prinzen letzter Sieg; von Krankheit gebeugt, kehrte er nach England zurück, um hier ruhmlos seine Tage zu enden. Schon vorher war Johann Chandos, der beste seiner Unterfeldherren, gestorben. Und während die Engländer ihre vorzüglichsten Generale verloren, traten an die Spitze der Franzosen Männer wie du Guesclin und sein bretonischer Landsmann Oliver von Clisson. Sie besiegten Knolles und zersprengten dessen Haufen. Selbst als die flandrischen Communen und Herzog Johann IV. von der Bretagne sich den Engländern anschlossen, vermochten sie den Gang des Kriegs nicht zu ändern. Der Mangel einer eigenen Flotte wurde den Franzosen durch das verbündete Castilien ersetzt. Ein castilisches Geschwader vernichtete das englische des Grafen Pembroke im Angesichte von La-Rochelle (Juni 1372). Der englische Oberfeldherr, der Kaptal von Buch, wurde durch castilische Schiffsmannschaften aufgehoben und gefangen genommen; auch die Waffen du Guesclin's, der zum Connétable von Frankreich erhoben worden, hatten guten Fortgang. Man kann nicht sagen, daß er ein großer Stratege oder gar ein großer Organisator gewesen sei, aber er hatte das Verdienst, die Art, in der man die Engländer bekämpfen mußte, wohl zu verstehen. Er setzte ihnen ihre eigene Taktik entgegen, und begabt mit unerschütterlicher Entschlossenheit, mit nicht zu bändigender Thatkraft, besiegte er sie. Auch Poitiers nahm er durch Einverständniß der Einwohner. Im J. 1373 wurden ganz Poitou und der Norden der Guyenne unterworfen. Die Engländer wagten nicht mehr, sich im freien Felde zu zeigen. Als dann du Guesclin und Clisson in ihr Heimatland Bretagne einfielen, erklärte sich der gesammte Adel für sie und für die französische Sache. Herzog Johann mußte nach England fliehen, um die Hülfe Eduard's III. anzurufen.

Wirklich landete 1374 ein englisches Heer unter dem Herzog von Lancaster in Frankreich. Es begann die alte Taktik von neuem. Verwüstend zog es durch Nordfrank-

reich, durch die Champagne und Burgund nach der Auvergne. Aber die Engländer fanden jetzt kräftigeren Widerstand als zwanzig Jahre früher. Keine einzige Stadt konnten sie nehmen. Die französischen Reiter begleiteten sie rechts und links, griffen sie dann und wann an, beraubten sie jeder Zufuhr. Mangel, Anstrengung und herbstliche Kälte hatten das schöne Heer fast vernichtet, als es aus der Auvergne wieder in Bordeaux ankam. Im nächsten Frühling machte dann ein Waffenstillstand, der bis 1377 dauerte, dem Kampfe einstweilen ein Ende.

In sechs Jahren hatte König Karl fast alle Verluste seines Vaters wieder ausgeglichen. Mit Bewunderung sah man zum ersten mal einen König, der, ruhig in seinem Palaste eingeschlossen, große Heere organisirte und ins Feld schickte und durch sie Krieger schlug, die bis dahin für die besten Europas gegolten hatten, auch von tüchtigen Feldherren befehligt wurden. Freilich, so hoch man die Klugheit und Geschicklichkeit Karl's V. stellen mag, seine Siege verdankt er doch hauptsächlich drei anderweitigen Umständen: dem durch den englischen Uebermuth energisch aufgestachelten französischen Nationalgeist, der großen materiellen Ueberlegenheit Frankreichs über England und dem Meere, welches die Engländer von ihren festländischen Besitzungen trennte. In der That war die Partie nicht gleich zwischen Engländern und Franzosen. Diese waren mindestens fünffach zahlreicher als jene; und wie oft hat überdies das Meer die Engländer an rechtzeitiger Landung ihrer Truppen verhindert! Immerhin hatte sich ein gewaltiger Umschwung vollzogen. Frankreich, das bei dem Tode Johann's vereinzelt und verachtet dagestanden, hatte binnen eines Jahrzehnts sich an die Spitze Europas gestellt. In Castilien herrschte durch Heinrich von Trastamare unbedingt sein Einfluß. In Neapel hatte die französische Fürstin Johanna den ungarischen Thronprätendenten gänzlich aus dem Felde geschlagen. Johanna lehnte sich in ihrer Politik vollständig an das verwandte Herrscherhaus der Valois. Frankreich war wieder der leitende Staat des Abendlandes geworden.

Karl V. ist es zu danken, wenn in dieser Zeit das große Schisma ausbrach, welches die religiösen Zustände Europas tief erschütterte und das lebhafte Bedürfniß einer allgemeinen Reform der Kirche unter allen Völkern des Abendlandes verbreitete. Die Entfernung des Papstthums aus Rom nach Avignon hatte in dem Kirchenstaate Anlaß zu zahlreichen Empörungen gegen die weltliche Herrschaft der Päpste gegeben. Gregor XI., in der Besorgniß, jenen ganz zu verlieren, trotzte dem Widerspruche Karl's V. und begab sich nach Rom (September 1376), wo er indeß wenig ausrichtete. Nach seinem Tode, im März 1378, zwang die allgemeine Stimme des römischen Volks das in sich gespaltene Cardinalscollegium zur Wahl eines italienischen Papstes, Urban's VI., der seinen Sitz in Rom selbst aufschlug. Allein seine Härte und leidenschaftliche Strenge ließen die meisten Cardinäle von ihm abfallen, welche sich nach dem Königreiche Neapel begaben und dort einen Franzosen als Clemens VII. erhoben (20. Sept. 1378). Wie Karl V. hauptsächlich diesen unerhörten Schritt veranlaßt und unterstützt hatte, so nahm er sich nun auch mit großem Eifer Clemens' VII. an, der sich (Juli 1379) unter seinen Schutz nach Avignon zurückzog. Der römische König Wenzel jedoch, sowie fast ganz Deutschland und Italien, ferner Ungarn und England hielten an Urban fest; das große Schisma des Abendlandes begann, welches mehr als jeder andere Umstand die bisher so siegreiche Herrschaft der katholischen Kirche erschütterte.

Während dieser Zeit hatte Karl V. durch weise, wohlberechnete Ordonnanzen Ruhe und Gehorsam in seinem Reiche wiederhergestellt. Er war so einsichtig, zumeist verdiente und tüchtige Bürger in seinen Rath zu berufen. Auch belohnte er die Städte, die sich besonders im Widerstande gegen die Engländer ausgezeichnet hatten, durch Privilegien aller Art, besonders durch Uebertragung des Adels an ihre Magistrate. Den Bürgern von Paris wurden sogar sämmtlich die Vorrechte des Adels verliehen. Dabei zeigte er sich als eifriger Förderer der Gelehrsamkeit. Er war selbst in den Wissenschaften, im Latein, in Theologie, Philosophie und Astrologie wohlerfahren. So ließ er alle Arten von Büchern sammeln und copiren und brachte an neunhundert Bände zusammen, die er in drei schönen Zimmern des Louvre zur öffentlichen Benutzung für Gelehrte und Copisten aufstellte: der Grundstock der großen pariser Nationalbibliothek. Er ermunterte die Gelehrten, mit denen er sich persönlich zu umgeben liebte, führte sie besonders zum Studium der Antike zurück und veranlaßte sie andererseits zu wichtigen staatswissenschaftlichen Arbeiten. Nikolaus Oresmes schrieb neben der Uebersetzung einiger Werke des Aristoteles eine Abhandlung gegen die Münzveränderungen; Honoré Bonnor verfaßte den „Baum der Schlachten", das erste Werk über das Recht des Kriegs und des Friedens; Philipp von Maizières, der Erzieher des Dauphin, gab im „Traum des alten Pilgers" einen Codex unabhängiger Moral. Das wichtigste jedoch von allen unter Einwirkung Karl's V. abgefaßten Werken ist ohne Zweifel Rudolf von Presle's „Traum des Fruchthains", eine ausgezeichnete Streitschrift wider die weltlichen Anmaßungen der Kirche.

Indeß die dunkle Seite von Karl's Verwaltung sind die schweren Abgaben, die er seinem Volke auferlegte, und die um so härter drückten, als sie nur den Norden und die Mitte Frankreichs trafen; den Süden schonte man, um ihn nicht wieder in die Arme der Engländer zu treiben. Die Salzsteuer wurde erhöht und auf eine für die Unterthanen sehr drückende Weise erhoben. Den Parlamentsmitgliedern wurde jede Besoldung genommen, sodaß sie nur auf die Sporteln und Strafgelder der Parteien angewiesen waren, eine Anordnung, deren üble Folgen für eine gewissenhafte und eifrige Rechtspflege in die Augen springen. Die Regierung selbst war rücksichtslos und despotisch. Die schlimmen Erfahrungen, die der König als Regent mit den Generalständen gemacht hatte, hielten ihn davon ab, dieselben nach dem J. 1369 wieder einzuberufen. Karl V. legte den Grund zur Bastille,

die weniger bestimmt war, den äußern Feind abzuwehren, als vielmehr die Pariser im Zaume zu halten. Nur das hatte man gewonnen, daß die Münzfälschungen gänzlich eingestellt, die Standesunterschiede weniger schroff betont wurden als unter den vorhergehenden Regierungen.

Als mit dem Frühjahr 1377 der englisch-französische Waffenstillstand ablief, befand England sich in der denkbar ungünstigsten Lage zur Wiederaufnahme des Kampfes. Prinz Eduard von Wales war schon ein Jahr vorher gestorben, und sein Vater, König Eduard III., folgte ihm am 21. Juni 1377. Ein elfjähriger Knabe, der Sohn des Schwarzen Prinzen, Richard II., bestieg den englischen Thron.

Ueberall trugen die verbündeten Franzosen und Castilier den Kampf in das Gebiet der Gegner. Ihre Flotte beherrschte das Meer und brannte Rye, einen der englischen Fünf-Häfen, nieder. Noch unglücklicher gestaltete sich für die Engländer der Landkrieg. Sir Thomas Felton, der englische Seneschall von Bordeaux, ward geschlagen und gefangen genommen, den Engländern alle ihre Besitzungen im südlichen Frankreich mit Ausnahme von Bordeaux, Bayonne und einigen kleinen Festen entrissen. Im folgenden Jahre, 1378, sah sich ihr Verbündeter, Karl der Böse von Navarra, von den siegreichen Franzosen angegriffen. Montpellier auf der einen, alle seine Besitzungen in der Normandie auf der andern Seite mit Ausnahme von Cherbourg wurden binnen drei Monaten erobert. Cherbourg trat er an die Engländer ab, die ihm dafür halfen, die Castilier, welche in Navarra eingefallen waren und bereits Pampelona belagerten, wieder aus seinem Königreiche hinauszutreiben.

Karl V. triumphirte auf allen Punkten. Die englische Herrschaft in Frankreich fast vernichtet, der navarrische Rebell aus Frankreich vertrieben, der Herzog von der Bretagne ein Flüchtling, das flandrische Erbe in sicherer Aussicht! Kaiser Karl IV. hatte ihn zum Reichsvicar in dem Dauphiné ernannt und damit die Erwerbung dieser einst zu Deutschland gehörigen Landschaft gebilligt und bestätigt. Da dem Könige bisher alles gelungen war, scheiterte er schließlich doch an eben dem Elemente, das ihn vorher zum Siege geführt hatte, an dem energischen Geiste eines unabhängig gesinnten Volkes.

Die Bretonen hatten ihren Herzog vertrieben, weil er ein Verbündeter der Engländer gewesen war. Die besten Helden der Franzosen in ihrem Kampfe gegen die Engländer waren Bretonen. So hielt Karl V., von der centralisirenden Richtung seines Hauses, die Gelegenheit für günstig, nicht nur dem Herzoge Johann sein Land abzusprechen, sondern es für immer mit der Krone zu vereinen (December 1378). Aber das erregte in dem Herzogthum gewaltige Gärung. Die Bretonen, deren Sondergefühl durch die letzten Ereignisse nur verstärkt ward, wollten allerdings unter dem Schutze Frankreichs stehen und dafür wieder Frankreich vertheidigen, allein sie wünschten dabei ein freies und selbständiges Volk zu bleiben. Des Königs Verfahren hielten sie für eitel Undank; mit Entsetzen sahen sie das despotische und fiscalische Regiment der Valois über sich hereinbrechen. Vierzig Barone und die Hauptstädte Rennes und Nantes verbanden sich zur Aufrechthaltung der bretonischen Unabhängigkeit (April 1379). Die Aufständischen, von allen Seiten verstärkt, riefen bald Johann von Montfort zurück, und dieser sah sich von Adel und Volk unterstützt, selbst von denjenigen, die bisher seine entschiedenen Widersacher gewesen. Du Guesclin und Clisson, die versucht hatten die Bewegung aufzuhalten, wurden von ihren Landsleuten in Stich gelassen und zu einem Waffenstillstande gezwungen (October 1379).

Und damit nicht genug. Die volksthümliche Bewegung gegen die übermäßig centralisirenden und fiscalischen Bestrebungen der Valois dehnte sich inzwischen gleichmäßig auf den Süden und Norden des Reiches aus. Der Herzog von Anjou, der zweite Bruder des Königs, verwaltete als Statthalter das Languedoc mit großer Härte und Habgier. Schon 1378 hatte Nimes sich gegen ihn erhoben, war aber wieder unterworfen worden. Indeß im Herbst 1379 machten neue unerschwingliche Steuerforderungen den Aufstand allgemein in der Provinz. Zwar nahm Anjou an den Aufständischen blutige und zumal für dieselben sehr kostspielige Rache; allein Karl V., durch das Beispiel der Bretagne belehrt, gab hier nach. Aus Furcht, daß Languedoc die Engländer herbeirufen werde, nahm er seinem Bruder die Statthalterschaft und schickte an seiner Stelle einen milderen Gouverneur. — Um dieselbe Zeit brach die Empörung im Norden aus, in Flandern, zunächst gegen den Grafen Ludwig III., mittelbar aber auch gegen die französische Oberherrschaft. Fiscalische Bedrückungen waren auch hier Ursache, daß zunächst Gent, dann auch Ypern, Brügge, Courtrai und viele andere Orte sich empörten (1379).

In Languedoc hatte Karl nachgegeben, aber in der Bretagne hielt er, nachdem der Krieg einmal ausgebrochen, ein solches Verfahren seiner Würde nicht für angemessen. So wurden die Bretonen wider ihre ursprüngliche Absicht genöthigt, sich mit den Engländern zu verbünden. Zugleich verlor Karl V. seinen bei weitem besten Feldherrn, du Guesclin, dessen Ende — er war erst sechzig Jahre alt — durch den Kummer beschleunigt wurde, seine Landsleute gegen sich in Waffen zu sehen (Juli 1380). Durch die inneren Unruhen in Frankreich ermuthigt, gingen nun auch die Engländer zum Angriffe über. Der Graf von Buckingham landete mit 7000 Mann in Calais. Wie gewöhnlich drangen die Engländer verwüstend in Nordfrankreich ein; wie gewöhnlich vermieden die Franzosen jede Schlacht, hielten ihre Festungen verschlossen und begnügten sich, die Engländer zu beunruhigen. So konnten diese, obwol von weitüberlegenen Streitkräften umgeben, ohne nennenswerthen Verlust von Rheims aus durch Mittelfrankreich nach der Bretagne zurückkehren.

Als sie dort einrückten, lebte Karl V. nicht mehr. Er war, erst 43 Jahre alt, am 16. Sept. 1380 gestorben. Von seiner Gemahlin Johanna von Bourbon hatte er zwei Söhne, den Dauphin Karl und den Herzog Ludwig von Touraine (später von Orleans), sowie eine Tochter, Katharine. Der erstere zählte kaum 12 Jahre.

Literatur: Sismondi, Histoire des Français, t. IX. — H. Martin, Histoire de France, t. VI. — Recueil des Ordonnances, t. V. — Istorie fiorentine di Matteo e Filippo Villani (Buch 8—11). — Chroniques de Froissart (Ausgabe von S. Luce, Paris 1869—74). — Christine de Pizan, Le livre des fais et bonnes moeurs du sage roy Charles (Michaud et Poujoulat I, 1. II). — Les Grandes Chroniques de St.-Denis ed. P. Paris Bd. VI., Paris 1838). — Leop. Delisle, Mandements et actes divers de Charles V. (Collection de documents inédits, Paris 1874). — E. Roy, Histoire de Charles V. (Tours 1849). — Barthélemy de Beauregard, Histoire de Charles V. (Paris 1843). — F. T. Perrens, La démocratie en France au moyen-âge (2 Bde., Paris 1873). — S. Luce, Histoire de la Jacquerie (Paris 1859). — S. Luce, Histoire de Bertr. du Guesclin et de son époque (Thl. I, Paris 1876). — A. Fournier, Les invasions anglaises en Anjou (Angers 1872). (*M. Philippson.*)

f) KARL VI., geboren 3. Dec. 1368 zu Paris, der älteste Sohn des Vorhergehenden, bestieg unter sehr schwierigen Umständen den Thron. Die Gärung in den unteren Volksklassen, die schon seit einigen Jahrzehnten bemerkbar war, wuchs immer bedrohlicher an. Der Ausbruch des Kampfes zwischen den flandrischen Communen und ihrem Grafen wirkte aufreizend und ermuthigend auch auf die niederen Stände der französischen Städte. Die Kirche war durch das Schisma und den rücksichtslosen Streit der Gegenpäpste um den größten Theil ihres Ansehens und Einflusses gebracht. Adel und Klerus, anstatt die Beruhigung der aufgeregten Gemüther zu versuchen, lebten in Ueppigkeit und Ausschweifung weiter, das Volk bedrückend und plündernd.

Da Karl VI. bei dem Tode seines Vaters erst im zwölften Jahre stand, hatte letzterer zu Regenten seinen Bruder Philipp von Burgund und seinen Schwager Ludwig von Bourbon eingesetzt; seine beiden andern Brüder, Ludwig von Anjou und Johann von Berry, hatte er jedes Einflusses auf die Regierung berauben wollen, da er Anjou wegen seines schlimmen Charakters haßte und Berry ein Verschwender war. Da nun aber Anjou nichtsdestoweniger einen Antheil an der Macht verlangte, einigte man sich nach bitterm Streite dahin, daß der König sogleich mündig erklärt und gekrönt werden solle, um damit überhaupt jede Regentschaft zu vermeiden. Am 4. Nov. 1380 fand die feierliche Krönung Karl's VI. statt.

Die Uneinigkeit der Prinzen von Geblüt und die Jugend des Herrschers ermuthigten das Volk zur Empörung, zuerst in Compiègne und andern Städten der Picardie, endlich in Paris selbst. Es waren weniger die durch die Ereignisse von 1358 noch geschwächten Bürgerschaften, als vielmehr die untersten Klassen, die aber nur desto leidenschaftlicher und gewaltsamer auftraten. Wirklich sahen sich die Prinzen, die selbstverständlich die wahren Machthaber blieben, zur Abschaffung aller seit Philipp dem Schönen neu eingeführten Steuern genöthigt. Auch mit dem Languedoc, dessen Bewohner den Herzog von Berry 1381 bei Revel in offener Schlacht besiegten, mußte man ein Abkommen treffen. Mit Herzog Johann IV. von der Bretagne söhnten sich die Prinzen gleichfalls aus, sodaß er dem jungen König von Frankreich huldigte; doch behielten die Engländer Brest besetzt.

Indeß trotz dieser Concessionen gerieth das Staatswesen in immer größeren Verfall. Ohne die seit Philipp dem Schönen eingeführten Steuern ließ sich in der That nicht mehr regieren. Aber vergebens machte Anjou den Versuch, sein den Parisern gegebenes Versprechen wieder zurückzunehmen (Herbst 1381). Niemand bezahlte; Anjou sah sich genöthigt, die Kirchen zu plündern. Darüber entstand ein lebhafter Streit mit der Universität. Als Anjou wieder diese Gewalt gebrauchte, flohen die Professoren aus Paris, und die Universität löste sich zeitweilig ganz auf.

In Paris, in Rouen setzte man sich mit den aufrührerischen Gentern in Verbindung. Freilich wurde Rouen von dem jungen Könige bald wieder unterworfen und grausam bestraft. Aber in Paris erhob man sich um so trotziger gegen die Ausschreibung neuer Abgaben (März 1382) und erschlug die Steuereinnehmer mit Streithämmern (maillets), die man aus dem Stadthause geraubt hatte; danach hießen die Aufrührer maillotins. Auch in Amiens und andern Orten des Nordens erhob sich das niedere Volk gegen die königliche Gewalt.*) Die Regenten mußten sich mit der Stadt Paris vertragen, die hunderttausend Livres bezahlte und dafür von weiteren Steuern frei bleiben sollte. Nicht fügsamer zeigten sich die Generalstände, die durchaus die Wiedereinführung der alten Abgaben verweigerten.

Damals verließ der habgierige und allgemein verhaßte Anjou das Reich. In Neapel hatte nämlich Prinz Karl von Ungarn die verbrecherische Königin Johanna I. besiegt und getödtet. Damit war dort die Partei der Franzosen und des avignoner Papstes unterlegen. Um so eifriger war Ludwig von Anjou, den Johanna zum Erben eingesetzt hatte, jenes Königreich zu erobern. Vom Papst Clemens VII. von Avignon unterstützt, gewann er zunächst die zum neapolitanischen Erbe gehörige Provence und zog dann über die Alpen nach Süditalien (1382). Indeß nach zweijährigen, immer ungünstiger sich gestaltenden Kämpfen erlag er hier den Einwirkungen des Klimas (1384).

Inzwischen hatte die demokratische Bewegung in Flandern den Grafen Ludwig III. bei Beverholt besiegt (3. Mai 1382) und selbst das Fürstbisthum Lüttich ergriffen. In ganz Nord- und Mittelfrankreich gärte es unter dem Volke, das sich bewaffnete und in nächtlichen Zusammenkünften sich verabredete, das Beispiel der Flanderer nachzuahmen. Der französische Adel aber erkannte sehr wohl die Gefahr, welche diese populären Erfolge ihm selbst bereiteten. Die Herzoge von Berry, Burgund und Bourbon boten das Lehnsheer auf, und der junge König Karl VI., ganz von den ritterlichen Neigungen seines

*) *A. de Calonne*, La vie municipale au XV. siècle dans le nord de la France (Paris 1880) S. 4.

Urgroßvaters und Großvaters erfüllt, stellte sich selbst an dessen Spitze. Der Adel war entschlossen, die populäre Bewegung zu ersticken, ehe sie abermals das eigentliche Frankreich gewinne. Wirklich wartete hier die Demokratie auf einen entscheidenden Sieg ihrer flandrischen Verbündeten, um sich dann zu erheben. Indeß das Gegentheil trat ein, und die französische Lehnsarmee bereitete den Flandrern bei Roosebeke eine völlige Niederlage (27. Nov. 1382); 25,000 Bürger lagen auf dem Schlachtfelde.

Wenn auch Gent heldenmüthig den Widerstand fortsetzte, so hatte doch die volksthümliche Sache einen furchtbaren Schlag erlitten. Triumphirend zog Karl VI. an der Spitze seines Adels in Paris ein, das nun für seine bisherige Widerspenstigkeit hart bestraft wurde. Die Thore wurden eingerissen, die Waffen confiscirt, Hunderte von Bürgern hingerichtet. Die übrigen mußten sich durch hohe Summen freikaufen. Dann wurden die alten Steuern wieder eingeführt und noch erhöht. Die Reaction des Adels und des Königthums traf nicht minder schrecklich die andern großen Städte des Reiches: Rouen, Rheims, Châlons, Troyes, Orléans, Sens, Amiens. Ueberall sah man Hinrichtungen in großer Zahl, überall wurden schwere Geldstrafen auferlegt, welche die großen Herren untereinander theilten. Dasselbe Schicksal erlitt jetzt Languedoc; nur in dem unwegsamen Gebirge der Cevennen führten hier kühne Abenteurer, Tuchins genannt, den Volkskrieg weiter. Aber sonst meinte der Adel alles gewonnen zu haben.

Im Januar 1384 starb Graf Ludwig von Flandern. Seine weiten Besitzungen: die Grafschaften Flandern, Artois, Nevers, Rethel, sowie die burgundische Freigrafschaft (Franche-Comté) fielen an seinen Schwiegersohn, Herzog Philipp den Kühnen von Burgund, der dadurch der bei weitem mächtigste unter den großen französischen Lehnsträgern wurde. Die übermächtigen Vasallitäten, welche frühere Könige mit Mühe zerstört hatten, lebten so infolge der kurzsichtigen Politik der Valois in den Apanagen der königlichen Prinzen selbst wieder auf. Noch im Februar 1384 schlossen die mächtigen Herzoge von Berry, Burgund und Bretagne ein enges Bündniß. Karl VI. selbst vermählte sich 1385 mit Isabelle (Isabeau), der Tochter des Herzogs Stephan III. von Baiern. Der junge König, phantastisch wie sein Großvater Johann, den Ausschweifungen übermäßig ergeben, glaubte mit seinem Siege über die Städte Gewaltiges vollbracht zu haben; seine Selbstüberschätzung kannte keine Grenzen. Nachdem man Steuern und Strafsummen vergeudet, bedrückte man das unglückliche Volk durch Wiedereinführung der Münzfälschungen. Und doch wurden die eigentlich nationalen Unternehmungen nach außen hin schlecht geleitet. Man unterstützte Johann von Castilien in seinem Unterwerfungskriege gegen die mit den Engländern verbündeten Portugiesen; aber bei Aljubarrota (14. Aug. 1385) wurden die Castilier geschlagen, das französische Hülfscorps völlig vernichtet. Portugal war damit dem englischen Einflusse dauernd gewonnen. In Neapel unterlag, wie schon erwähnt, die französische Partei abermals durch den Tod des Herzogs von Anjou. Ein Angriff auf England von Schottland aus und mit dessen Unterstützung schlug gänzlich fehl. Man plünderte von neuem das französische Volk, um eine große Flotte zusammenzubringen, die England erobern sollte (1386); indeß die Engländer verbrannten sie im Hafen Sluys. Die Herrschaft der hohen Aristokratie erwies sich als völlig unfähig. Dabei wurde der niedere Adel von den großen Herren kaum minder unterdrückt als das Volk selbst. Der Herzog von der Bretagne vergriff sich selbst an des Königs getreuem Connétable, Clisson, ohne daß derselbe Gerechtigkeit deshalb erlangen konnte.

Schlimmer konnte es nicht werden, und so begrüßte man es allgemein mit Freude, als König Karl VI., jetzt zwanzig Jahre alt, im November 1388 selbst die Regierung übernahm. Wirklich fing die neue Verwaltung verheißungsvoll an. Karl war nicht bösartig, guten Regungen leicht zugänglich; freundlich und herablassend, verkehrte er mit allen Ständen; seine persönliche Tapferkeit konnte nicht bezweifelt werden. Nur ließen seine fortwährende nervöse Aufregung, sein phantastischer und unruhiger Sinn Schlimmes befürchten. Karl entfernte seine Oheime von Burgund und Berry von der Regierung und ersetzte sie durch den allgemein geachteten Herzog von Bourbon; die alten Räthe seines Vaters wurden wieder in ihre Stellen zurückgeführt. Mit England schloß man einen dreijährigen Waffenstillstand auf Grund des status quo (1389). Ebenso wurde mit Deutschland ein gutes Einvernehmen hergestellt, mit Castilien das Bündniß erneuert. So schien für das erschöpfte und entvölkerte Reich eine glücklichere Zeit des äußeren und inneren Friedens zu beginnen.

Indeß bald wurde dem König die regelmäßige Arbeit der Staatsgeschäfte zu mühsam und einförmig. Er warf sich mit dem ganzen Eifer seines lebhaften, nach steter Abwechslung begehrenden Naturells in Feste und Vergnügungen aller Art. Das Geld des Staates wurde verschwendet, die Kräfte des Herrschers in Ausschweifungen vergeudet; Zuchtlosigkeit und tolles Treiben verbreitete sich vom Hofe aus unter Adel und Volk. Karl vergaß bei diesen Festlichkeiten alle Würde. Er kleidete sich in Lumpen und lachte über die Stöße und Hiebe, die er bei solchen Gelegenheiten von den wachehaltenden Soldaten erhielt. Dazwischen machte er wieder eine Reise nach dem Süden, wo er in verständigster Weise den Bedrückungen, die der Herzog von Berry im Languedoc ausgeübt hatte, ein Ende bereitete.

Die Oheime des Königs sahen mit steigendem Grimme die Herrschaft der „Marmousets" — der Ofenhocker, wie sie die Juristen und Beamten nannten — über den König sich befestigen. Sie suchten alles hervor, um wieder zur Macht zu gelangen. Nicht nur bedienten sie sich dabei des Einflusses des Herzogs von der Bretagne, sondern schreckten auch vor Gift nicht zurück; die beiden Bischöfe von Laon und Rheims fielen dem von dem Herzoge von Berry gemischten Tranke zum Opfer. Der König wußte sich von Verräthern umgeben. Sein ungeordneter Lebenswandel zog ihm ein Nervenfieber zu,

von dem er nur unvollkommen wieder geheilt wurde. In dieser kritischen Lage ward in Paris auf seinen treuen Connétable Clisson im Auftrage des Herzogs der Bretagne durch Peter von Craon ein Mordanfall begangen, welcher den König in die höchste Aufregung versetzte (1392). Er wollte sofort gegen den Herzog ziehen und überwand den Widerstand von dessen Verbündeten Berry und Burgund. Aufgeregt, kränkelnd, fieberhaft gestimmt, ritt er in glühender Sonnenhitze schwer bewaffnet durch den Wald von Le Mans, als plötzlich ein halbnackter Mensch zwischen den Bäumen hervorsprang, die Zügel seines Pferdes ergriff und ausrief: „König, nicht weiter; zurück, du bist verrathen!" Diesen Ruf wiederholte er, bis man ihn verjagte. Kein Zweifel, daß dieser Mensch von den Herzogen von Berry und Burgund angestiftet worden war, um des Königs Marsch nach der Bretagne aufzuhalten. Aber die Erscheinung machte auf den krankhaft erregten Geist des unglücklichen Monarchen einen solchen Eindruck, daß er in Tobsucht verfiel, seine Umgebung als Verräther angriff, vier davon niederschlug (5. Aug. 1392). Die Oheime Karl's und sein Bruder, Herzog Ludwig von Orleans, benutzten sofort die Krankheit, welcher der König nun auf ein halbes Jahr verfiel, um sich der Gewalt völlig zu bemächtigen und eine schwere Verfolgung über die Juristen in der Regierung zu verhängen. Auch der Connétable Clisson sah sich zur Verbannung sowie zu einer Geldstrafe von 100,000 Mark Silbers von den Freunden derjenigen verurtheilt, die ihn fast ermordet hätten.

Indeß der König begann sich zu erholen. Er suchte für seinen Tiefsinn thörichterweise Zerstreuung in rauschenden Festlichkeiten. Bei einer Hochzeitsfeier maskirte er sich mit noch fünf jungen Leuten als Satyrn; ihre Verkleidung, mit Harz bedeckt, fing Feuer; die fünf andern verbrannten, nur Karl wurde gerettet, indem man Kleider über ihn warf (29. Jan. 1393). Dieser neue Stoß war für das schwache Gehirn des Königs zu viel. Er wurde abermals von Wahnsinn ergriffen, von dem er sich nicht mehr dauernd erholte. Man wagte es zuerst nicht, eine Regentschaft einzusetzen, da der König von Zeit zu Zeit wochenlang vernünftig war und dann einen löblichen Eifer für die Reichsgeschäfte zeigte. Sonst führte statt seiner sein Oheim Philipp von Burgund die Regierung. Derselbe verband sich auf das engste mit der gemäßigten kirchlichen Reformpartei, deren Leiterin die pariser Universität war. Dieselbe strebte eine Besserung der gänzlich verfallenen Kirchenzucht, eine größere Unabhängigkeit der Nationalkirchen, vor allem aber die Ausgleichung des Schismas, die Wiederherstellung des Friedens innerhalb der Kirche an. Als Mittel hierzu betrachtete man die Abdankung der beiden Päpste und die Einberufung eines allgemeinen Concils. Reformtendenzen und Politik verbanden sich auf das engste; diese französischen Reformer waren keine vagen Kosmopoliten, sondern begeisterte Freunde ihres Vaterlandes und seines Einflusses. Aus Aerger über die Unterstützung, welche der Burgunder der pariser Universität angedeihen ließ, starb Clemens VII. (September 1394). Aber die Cardinäle von Avignon stellten ihr Interesse und ihren Stolz über die Treue, die sie der Kirche schuldeten. Um sich nicht dem Papste von Rom — Bonifaz IX. — unterwerfen zu müssen, wählten sie den Aragonier Peter von Luna als Benedict XIII. zum Papste. Er fand in Frankreich Unterstützung bei den einflußreichen Bettelorden, den Gegnern der Sorbonne, sowie bei der Universität Toulouse. Vergebens reisten die Herzoge von Burgund und Berry selbst zu Benedict XIII., um ihn zur Abdankung zu bewegen; er weigerte sich dessen entschieden (1395).

Erfreulicher schienen sich zunächst die politischen Verhältnisse zu gestalten. Der junge Richard II. von England wünschte in seinem Lande eine unumschränkte Regierung herzustellen, und da er bei seinen Unterthanen vielfachen Widerstand fand, so suchte er mit Frankreichs Hülfe zu seinem Ziele zu gelangen. Er schickte dorthin Gesandte, die für ihn die Hand der erst siebenjährigen Isabelle, der Tochter Karl's VI., erbaten. Sie begnügten sich mit 800,000 Livres Mitgift; und für das von der französischen Regierung gegebene Versprechen, ihn in seinen Unternehmungen gegen Lords und Parlament zu unterstützen, schloß Richard am 9. März 1396 einen achtundzwanzigjährigen Waffenstillstand ab, in dem er Brest und Cherbourg, diese wichtigen Festungen Englands in der Bretagne und der Normandie, zurückgab. Richard ging sogar mit dem Plane um, dem französischen Könige Italien erobern zu helfen. England war ob dieses schmählichen und verlustreichen Friedens höchlichst entrüstet. Das französische Volk dagegen war mit demselben sehr einverstanden, der es eines Theiles der ihm auferlegten Lasten entledigte. Der französische Adel aber konnte die Aussicht längerer Ruhe nicht vertragen. Mehr als tausend Edelleute entschlossen sich, den Türkensultan Bajased Ilderim zu bekämpfen; Graf Johann von Nevers, der älteste Sohn Philipp's von Burgund, führte sie. Auf dem Schlachtfelde von Nikopoli (September 1396) griffen sie tollkühn an, vertheidigten sich aber schlecht und wurden sämmtlich getödtet, mit Ausnahme der Prinzen und Großen, die von den Türken gefangen genommen und gegen ein hohes Lösegeld wieder freigegeben wurden. Nicht besser ging es den französischen Interessen in England. Richard II., der sich allgemein in England verhaßt gemacht, wurde durch seinen Vetter Heinrich von Hereford entthront (1399) und ermordet (Februar 1400). Der neue König Heinrich IV. und dessen Dynastie, die Lancaster, zeigten sich den Franzosen durchaus abgeneigt.

Ebenso wenig kamen die kirchlichen Angelegenheiten zu erfreulichem Ende. Herzog Philipp von Burgund betrieb mit großem Eifer die Herstellung des kirchlichen Friedens. Er bewog den römischen König Wenzel, sich zu einer Besprechung mit dem französischen Könige und dessen Oheimen im März 1398 in Rheims einzufinden. Hier verständigte Wenzel sich zumal mit dem Herzoge von Burgund. Bonifaz IX., in beider Namen um Abdankung angegangen, that den klugen Schritt, sie zu bewilligen, aber nur unter der Bedingung, daß sein Gegner gleichfalls zurücktrete. Auf diese Nachricht hin wurde der

französische Klerus zu einer Generalversammlung einberufen, und in Uebereinstimmung mit der Regierung erklärte er sich und ganz Frankreich außerhalb der Obedienz Benedict's XIII. Die Könige von Navarra, Castilien und Schottland folgten dem Beispiele Frankreichs. Indeß Benedict XIII. verweigerte entschieden seine Abdankung. Nur fünf Cardinäle blieben ihm treu. Mit diesen und einigen Soldaten, die ihm der König von Aragon geschickt, zog sich der hartnäckige Greis in das überaus feste Schloß von Avignon zurück, wo ihn eine französische Armee unter dem Marschall von Boucicault belagerte. Die Standhaftigkeit Benedict's sollte belohnt werden. Die Ausführung der rheimser Beschlüsse stieß auf viele Schwierigkeiten. Wenzel fiel in seine gewohnliche Thatenlosigkeit zurück und unternahm ebenso wenig wie die italienischen Fürsten das mindeste, um Bonifaz IX. zu wirklichem Verzichte zu zwingen. So wurde auch die Regierung Karl's VI. es müde, allein die Last des Streites zu tragen. Benedict XIII. wurde zwar nicht aus seinem Schlosse herausgelassen, aber sonst weiter nicht belästigt, ja mit Speise und Brennmaterial versehen. Und die Reaction gegen die rheimser Beschlüsse blieb hierbei nicht stehen. Die vier rheinischen Kurfürsten, längst der verkehrten Regierung Wenzel's überdrüßig, erklärten jene Abmachungen für kirchenfeindlich und wählten an Wenzel's Statt den Pfalzgrafen Ruprecht zum König, der fast im ganzen Reiche Anerkennung fand, aber schon infolge der Umstände seiner Erhebung ein Feind der französischen Bestrebungen war (August 1400).

Durch alle diese Umstände begann in Frankreich selbst ein Umschlag in der öffentlichen Meinung einzutreten. Da die Ausländer Bonifaz nicht verließen, wollte man auch Benedict nicht aufgeben. Diese Revolution der Volksanschauung benutzte klug Herzog Ludwig von Orléans, der Bruder des Königs. Ludwig, damals dreißig Jahre alt, war von der Natur mit den bestechendsten Gaben des Körpers und des Geistes ausgerüstet, schön, gewandt, witzig, gebildet, aber zugleich von entsetzlicher Sittenlosigkeit und cynischer Liederlichkeit. Schon längst ertrug er mit Unwillen die Regierung seiner Oheime, die vielmehr ihm, dem Bruder des Königs, zukomme. Jetzt zog er schlau aus allen Misserfolgen der burgundischen Verwaltung Vortheil. Er behauptete, man dürfe weder der Usurpation in England noch der in Deutschland so ruhig zusehen, vor allem müsse man das gottlose Verfahren gegen den rechtmäßigen Papst Benedict XIII. einstellen. Er sammelte seine Vasallen und seine Anhänger aus ganz Frankreich um sich und rückte in Paris ein (1401). Zwar nöthigten ihn die Gegenrüstungen Philipp's zu einem Vergleich (Januar 1402), aber die Alleinherrschaft Burgund's war gebrochen, von Gewaltmaßregeln gegen Benedict nicht weiter die Rede. Und im April 1402 benutzte Ludwig eine Abwesenheit Burgund's von Paris, um sich durch den wahnsinnigen König zu seinem Stellvertreter erklären zu lassen. Der erste Gebrauch, den er von seiner Gewalt machte, war, eine schwere Steuer auf das Volk zu legen.

Philipp von Burgund protestirte laut gegen diese Bedrückung des Volkes, und mit einem Schlage wandte die öffentliche Gunst sich ihm wieder zu. Der König, in einem lichten Augenblicke, ließ sich von der allgemeinen Stimme beeinflussen und übertrug seines Bruders Gewalt auf den Burgunder. Aber auch dieser konnte nicht verhindern, daß ein gallicanisches Nationalconcil sich im J. 1403 wieder Benedict XIII. unterwarf. Die Einigung der Kirche war so aussichtslos wie je zuvor. Am 27. April 1404 starb dann Philipp von Burgund, einer der unternehmendsten, beredtesten und prachtliebendsten Fursten seiner Zeit. Orléans riß nun völlig die Regierung an sich, überlieferte die französische Geistlichkeit der Habgier Benedict's XIII. und begann, trotz des achtundzwanzigjährigen Waffenstillstandes von 1396, Feindseligkeiten gegen die Engländer. Indeß da richtete er wenig aus. Ueppigkeit und Sittenlosigkeit herrschten unbeschränkt am französischen Hofe. Die Verwaltung des Reiches verfiel vollständig; die Steuern nahmen zu, und doch wurde kein Beamter, kein Söldner bezahlt; die Straßen bedeckten sich mit Räubern. Der unglückliche König verkam in Mangel und Schmuz, seiner und des Dauphins Bedienung mangelte es an Speise und Kleidung, während seine Gemahlin Isabelle, deren Liebhaber ihr Schwager Orléans war, mit diesem von Fest zu Fest flog. Die Unzufriedenheit des Volkes nahm so überhand, daß die Prediger der Königin und dem Herzoge ins Gesicht ihre Vergehungen vorhielten. Dieser populären Tendenzen bemächtigte sich der neue Herzog von Burgund, Johann der Unerschrockene, ein kühner, energischer, ja heftiger Fürst, übrigens, wenn ihn seine unbezwingliche Leidenschaftlichkeit nicht fortriß, von wohlwollenden Absichten erfüllt. Er warf sich sofort zum Vertheidiger des Volkes gegen eine neue exorbitante Steuer und eine beabsichtigte Münzverfälschung auf. Der König selbst rief ihn nach Paris, wo er an der Spitze von 7000 Kriegern erschien. Ludwig und Königin Isabelle warteten seine Ankunft nicht ab, sie entflohen aus der Hauptstadt, die ihn wie einen Befreier aufnahm. Er richtete die Thore von Paris wieder auf und gab den Bürgern die ihnen vor zwanzig Jahren abgenommenen Waffen zurück (August 1405). Auch bemächtigte er sich der Person des Dauphins, den die Königin zu sich kommen lassen wollte. Als Orléans eine Versöhnung, zu der sich Johann bereit zeigte, nur benutzte, um von neuem gegen den letztern zu intriguiren, ließ Johann ihn am 23. Nov. 1407 auf offener Straße ermorden. Um der Strafe für dieses Verbrechen zu entgehen, entfloh er auf seine flandrischen Besitzungen. Aber er hätte dieser Vorsicht kaum bedurft: das Volk, die Universität, ein beträchtlicher Theil der Geistlichkeit zeigten eine solche Freude über den Tod Orléan's, daß niemand sich gegen den Mörder zu erheben wagte. Vergebens eilte Ludwig's edle Gemahlin, Valentine Visconti, nach Paris und flehte den König an, seinen einzigen Bruder zu rächen. Der unglückliche Karl VI. hatte wol den Willen, nicht aber die Macht, ihr zum Rechte zu verhelfen. Sie mußte die Vergeltung auf gelegenere Zeit aufsparen; eiligst begab sie sich nach der den Orléans gehörenden Stadt Blois und befestigte dieselbe. Herzog

Johann aber kehrte triumphirend, vom Volke laut begrüßt, nach der Hauptstadt zurück. Ein Dominikaner, Johann Petit, pries seine That in öffentlicher Predigt vor Hof und Volk als durchaus gerecht, ja verdienstlich; der König mußte ihm für alle Fälle einen Gnadenbrief ausstellen. Er übernahm nun ausschließlich die Regierung und besetzte alle Aemter mit seinen Geschöpfen. Auch in der kirchlichen Angelegenheit machte Johann den burgundischen Standpunkt sofort wieder geltend: durch Ordonnanz vom 25. Mai 1408 wurde das Reich neutral zwischen den beiden Päpsten erklärt, also abermals der Obedienz Benedict's XIII. entzogen.

Indeß kaum hatte Johann sich zeitweilig von Paris fortbegeben, um dem Bischof von Lüttich gegen dessen aufrührerische Unterthanen beizustehen, als die übrigen Prinzen und die Königin, längst auf seine Macht eifersüchtig, mit 3000 Reisigen in Paris einrückten und die Gewalt an sich nahmen. Die verwitwete Herzogin von Orléans erschien von neuem in Paris und setzte es durch, daß das Parlament den Herzog von Burgund vorforderte, um sich wegen der Anklage auf Ermordung Ludwig's von Orléans zu rechtfertigen. Da war es zugleich eine herbe Niederlage für die Orléans, daß Johann der Unerschrockene bei Hasbain (23. Sept. 1408) die Lütticher gänzlich besiegte und bald zur Unterwerfung nöthigte. Die Prinzen mußten ihre Reisigen entlassen, Valentine Visconti sich abermals nach Blois zurückziehen, wo sie bald darauf — 4. Dec. 1408 — ihrem Kummer und ihrer zornigen Aufregung erlag. Johann erschien von neuem in Paris. Die officielle Versöhnung mit den Söhnen des ermordeten Orléans, zu welcher Karl VI. beide Parteien nöthigte, und die in der Kirche von Chartres stattfand (9. März 1409), war eine Komödie, die niemand ernst nahm. Vielmehr suchte Johann sich seinen Feinden gegenüber mehr und mehr auf das niedere Volk zu stützen, während er die wohlhabenderen Bürger von seinem Rathe ausschloß. Die königlichen Finanzbeamten, die bei dem Volke verhaßt waren, wurden theils hingerichtet, theils in den Kerker geworfen, ihre Güter zum großen Theil wieder eingezogen. Dabei wußte Johann die Königin Isabelle von der Partei der Orléans ab und auf seine Seite zu ziehen. Ferner vermehrte er die Macht seines Hauses, indem er seinem Bruder Anton, der durch seine erste Ehe Herzog von Brabant und Limburg war, in zweiter die Erbin von Luxemburg zur Gemahlin gab. — Uebrigens benutzten die Genuesen, die seit 1396 Unterthanen Frankreichs waren, die inneren Streitigkeiten in diesem Staate, um sich im September 1409 wieder von dessen Oberherrschaft zu befreien. Auch die kirchlichen Angelegenheiten liefen abermals ungünstig für die burgundische Politik aus. Benedict XIII. hatte sich einer neuen Belagerung seitens des Marschalls Boucicault durch die Flucht nach Perpignan entzogen, das damals zu seinem Vaterlande Aragon gehörte. Inzwischen hatten die beiden Cardinalscollegien von Rom und Avignon sich vereinigt und dem Wunsche der ganzen Christenheit durch Einberufung eines allgemeinen Concils nach Pisa Genüge gethan. Das Concil (März 1409) setzte die beiden Päpste — Gregor XII. und Benedict XIII. — als Ketzer ab und einen neuen Papst, Alexander V., ein, der auch sofort ein Reformconcil auf das Jahr 1412 berief. Aber weder Alexander V., noch, da er schon im Mai 1410 starb, seinem Nachfolger Johann XXII. war es mit diesen Bestrebungen Ernst; und dabei hielten Aragon, Castilien und Schottland an Benedict XIII., Ruprecht von Deutschland und Ladislaus von Neapel an Gregor XII. fest. Man hatte also einstweilen drei Päpste anstatt zwei!

Auch im Innern Frankreichs hatte Johann's gewaltsames und demagogisches Regiment eine Reaction hervorgerufen. Die Herzoge von Berry und Bourbon begaben sich nach Gien, wo der junge Karl von Orléans einen großen Kreis vornehmer Unzufriedener um sich gesammelt hatte. Am 15. April 1410 schlossen die Prinzen und Großen, die sich in Gien versammelt hatten, ein Bündniß gegen alle, den König ausgenommen. Zugleich verstärkte Karl von Orléans seine Partei beträchtlich, indem er sich mit der Tochter des Grafen Bernhard von Armagnac vermählte, eines ehrgeizigen, thatkräftigen, weder vor Gefahr noch Verbrechen zurückschreckenden Mannes. Er wurde so sehr die Seele der anti-burgundischen Partei, daß man dieser den Namen der „Armagnacs" gab; ihr Abzeichen war eine weiße Armbinde, das der Burgunder ein blauer Hut mit dem Andreaskreuz, das in der Mitte die königliche Lilie zeigte. Vergebens suchte eine Mittelpartei durch den Vertrag von Bicêtre (2. Nov. 1410) beide Factionen von der Regierung auszuschließen, die von dem königlichen Rathe geführt werden sollte. Die gegenseitige Erbitterung war so groß, daß der Kampf bald wieder allerorten ausbrach. Uebrigens war der persönliche Gegensatz zwischen Burgundern und Armagnacs zugleich auch ein politischer. Jene vertraten die Interessen der mittleren und unteren Stände, diese den Adel und die reichen Bürger, welche die socialistischen Bestrebungen des Volkes fürchteten. Die Armagnacs erschienen verwüstend vor Paris, dessen burgundischer Gouverneur Graf Walram von St.-Pol mit Hülfe des von einigen rohen Fleischern geführten Pöbels eine wilde Schreckensherrschaft dort eingeführt hatte. Die Anhänger der Armagnacs in der Hauptstadt wurden getödtet, ihre Häuser niedergerissen (1411). Auch die Universität und der pariser Klerus schlossen sich dem Burgunder und seinen demokratischen Freunden an. Ganz Mittelfrankreich war voll Mord und Verwüstung. Endlich schlug Herzog Johann mit Hülfe der Engländer und der pariser Bürger die Armagnacs, welche die Belagerung der Hauptstadt aufheben und nach dem Süden abziehen mußten. Nach diesem Erfolge nahm Johann wieder völlig die Regierung an sich, grausam wider alle seine Gegner wüthend.

Jede moralische und patriotische Rücksicht war von den Parteien gewichen, die sich wetteifernd um die Freundschaft des Erbfeindes, Englands, bewarben. Endlich, in einem Augenblicke der Vernunft, trat der König dazwischen und nöthigte die Gegner im August 1412 zum Frieden von Auxerre. Die Generalstände wurden 1413 zusammenberufen, indeß sie verweigerten jede Steuerbewilligung

und forderten nur gründliche Reformen. Das war aber leichter gesagt als verwirklicht, denn bald brach, zumal da Karl VI. in seinen Wahnsinn zurückfiel, der Bürgerkrieg lebhafter aus als je. Der Dauphin Ludwig, ein ausschweifender junger Mensch, des Uebergewichtes des ernsten Herzogs von Burgund überdrüssig, trat zu den Orleans über und berief die von Johann abgesetzten Beamten zurück. Das war das Signal zu einem wüthenden Aufstande des niederen Volkes — der Cabochiens, wie man es nach seinem Führer, dem Fleischer Caboche nannte; neben diesem war besonders der Wundarzt Johann von Troyes thätig. Man tödtete die meisten der zurückgekehrten Räthe. Der weiße Hut, der einst der genter Demokratie zum Abzeichen gedient hatte, wurde als solches von den Parisern adoptirt. Der König, der Dauphin, alle Prinzen mußten ihn tragen. Die liederlichsten unter den Herren und Damen des Hofes wurden in Verhaft genommen. Der König sah sich gezwungen, ein ausführliches System von Reformen als Grundgesetz des Reiches zu verkünden. Leider artete die Volksherrschaft bald in unerträgliche Pöbelherrschaft aus. Alle hervorragenden Männer, die nicht unbedingt zu Burgund geschworen, wurden hingerichtet oder doch mit dem Tode bedroht. Willkürliche Steuern wurden durch die Cabochiens in communistischer Weise allen Wohlhabenden auferlegt. Handel und Handwerk stockten, und allmählich wurde auch die Kleinbürgerschaft des Uebergewichtes der Besitzlosen überdrüssig. In dem sogenannten Frieden von Pontoise bot die Stadt dem Dauphin ihre Dienste gegen die Unruhestifter an. Ein bewaffneter Widerstand der Cabochiens wurde besiegt. Wie gewöhnlich zeigte sich die Reaction nicht minder gewaltsam als die Revolution. Die Reformen in Gesetzgebung und Verwaltung wurden widerrufen. Herzog Johann verließ Paris, wo er nicht mehr sicher war (August 1413). Viele seiner Anhänger unter Edelleuten und Bürgern wurden verhaftet oder vertrieben, die bürgerliche Freiheit unterdrückt. Durch so viele Unglücksfälle niedergebeugt, hatte die Demokratie aufgehört zu existiren.

Karl VI., jetzt mit der weißen Binde der Armagnacs geschmückt, wurde veranlaßt, alle Vasallen aufzubieten, die, 80,000 Mann stark, gegen Burgund in das Feld zogen. Soissons, das zu ihm hielt, wurde erstürmt, geplündert, die Hälfte seiner Einwohner erschlagen. Die Picardie und Flandern unterwarfen sich voll Schrecken dem Könige. Aber Arras, mit starker Artillerie versehen, vertheidigte sich tapfer, bis der verweichlichte Dauphin Ludwig der kriegerischen Anstrengungen überdrüssig wurde und mit Herzog Johann zu Arras Frieden schloß (4. Sept. 1414). So ging die beste Gelegenheit vorüber, die bedrohliche Macht Burgunds zu vernichten. Freilich mußte Johann versprechen, alle Hauptleute, welche der König schicken würde, in seine Städte und Festen aufzunehmen, alle Personen, die dem Könige oder dem Dauphin missfielen — d. h. seine eigenen aus Paris und andern Orten vertriebenen Anhänger — zu entfernen. Und ebenso unzufrieden wie der Herzog war das Volk, das man bedrückte, als ob man es mit den Waffen besiegt habe. Jeder Gemäßigte — so der treffliche Kanzler Juvenal des Ursins, einer der entschiedensten Gegner der Cabochiens — wurde entfernt, verfolgt.

Inzwischen trugen die kirchenpolitischen Anschauungen Burgunds durch den Zusammentritt des constanzer Concils (1414) einen vorübergehenden Sieg davon. Das Schisma hörte in der That auf, doch wußte der schlaue Papst Martin V. jede weitere reformatorische Thätigkeit zu verhindern.

Der Grimm Johann's des Unerschrockenen über die demüthigenden Bedingungen, die man ihm im Frieden von Arras auferlegt, führte bald zu neuen Unordnungen in Frankreich. Johann weigerte sich, jenes Abkommen zu beschwören, wenn der Dauphin nicht die Vertriebenen der burgundischen Partei in Gnaden aufnehme und seine Gemahlin, die Tochter des Herzogs, die er verstoßen, wieder zu sich zurückführe. Der Dauphin antwortete, indem er die Verbannung von fünfhundert „Burgundern" öffentlich verkünden ließ (Juli 1415). Da wandte Johann von Burgund sich um Hülfe an die Engländer, mit denen er bereits seit einem Jahre in Verbindung stand. An Stelle des friedliebenden Heinrich IV. herrschte in London seit 1413 sein kriegerischer Sohn Heinrich V. Eines Bundesgenossen, wie der Burgunder war, sicher, zögerte Heinrich V. nicht mehr, seine Eroberungspläne auszuführen, die er bisher unter dilatorischen Verhandlungen verborgen hatte. Mit 30,000 auserlesenen Kriegern, welchen Artillerie, Handwerker und Vorräthe in großer Zahl folgten, landete er am 14. Aug. 1415 in der Normandie und eroberte alsbald Harfleur, damals der vorzüglichste Hafen dieser Provinz. Allein nun nahte das französische Heer, dem Namen nach von Karl VI. selbst geführt. Heinrich hielt es für gut, sich vor diesen weit überlegenen Streitkräften nach Calais zurückzuziehen, wobei er unterwegs viele Leute durch Mangel und Krankheiten verlor. Die französische Armee kam ihm zuvor und sperrte ihm den Weg bei Azincourt, nicht weit von dem Schlachtfelde von Crecy. Am 25. Oct. 1415 sollten also die 15,000 Engländer sich durch 50,000 Franzosen den Weg bahnen. Es kam jenen sehr zugute, daß die französische Lehnsreiterei in den durch anhaltenden Regen aufgeweichten Feldern stecken blieb und nun von der leichtbewaffneten englischen Infanterie ohne Schwierigkeit überwunden wurde. Wie gewöhnlich entschied die Verwirrung der ersten Schlachtreihe alles. Indem die Flüchtlinge sich auf die eisengepanzerten, schwer beweglichen Reihen der Hintertreffen warfen, kamen auch diese in heillose Verwirrung und wurden fast wehrlose Opfer ihrer Gegner. Es war eine neue furchtbare Niederlage des französischen Adels. Von den 10,000 getödteten Franzosen waren 8000 Edelleute, unter ihnen die Herzoge von Alençon, Brabant und Bar. Die Herzoge von Orléans und Bourbon, der Marschall Boucicault, 1500 andere Herren und Ritter waren gefangen. Die Engländer hatten nur 1600 Mann verloren, mußten sich übrigens, da ihre Macht zu gering war, bald wieder nach der Heimat einschiffen.

Da brachte Frankreich selbst ihnen die Möglichkeit größerer Erwerbungen. Der Dauphin Ludwig rief Bern-

hard von Armagnac nach Paris, starb freilich an den Folgen seiner Ausschweifungen einige Tage vor dessen Ankunft, erst zwanzig Jahre alt (18. Dec. 1415). Indeß Armagnac nöthigte nichtsdestoweniger den König, ihm das Schwert des Connétable zu verleihen und begründete in Paris ein Schreckensregiment der schlimmsten Art. Auflagen und Hinrichtungen folgten einander unausgesetzt; Requisitionen und Plünderungen waren an der Tagesordnung. Armagnac wagte es sogar, dem nunmehrigen Dauphin Johann den Eintritt in Paris zu verbieten. Darauf begab der Dauphin sich zum Herzoge von Burgund, und schon bereiteten sie gemeinschaftlich einen Feldzug gegen Armagnac vor, als auch dieser Dauphin plötzlich an einem Halsgeschwüre starb (5. April 1417).

Der neue Dauphin Karl, ein vierzehnjähriges Kind, der letzte Sohn des Königs, mit Titel zuerst eines Generallieutenants des Königreiches, dann dem eines Regenten geschmückt, war völlig abhängig von den Armagnacs und ihnen durchaus zugethan. Er gab es zu, daß man seine Mutter Isabelle der entehrendsten Vergehung beschuldigte und in Tours internirte. Alle Aemter wurden von Creaturen Bernhard von Armagnac's eingenommen, unter denen sein Prévôt von Paris, der Bretone Tannegui Du Châtel sich auszeichnete. Die ausgeplünderten Pariser mußten überdies an den Festungswerken frohnden. Auch die Kirchen wurden beraubt. Da erkannte Johann der Unerschrockene, daß für ihn die Stunde zum Handeln gekommen sei. Während ein beträchtliches burgundisches Heer der Hauptstadt die Zufuhr von Lebensmitteln abschnitt, befreite er die Königin aus ihrer Gefangenschaft. Sie proclamirte sich sofort als Regentin des Reiches, bildete zu Troyes unter Leitung Herzog Johann's eine förmliche Verwaltung mit Rath und Parlament und gewann den größten Theil Frankreichs für sich, indem sie einen großen Steuererlaß ausschrieb. Während die Engländer sich der Normandie bemächtigten, ohne vielen Widerstand zu finden, litten die eingeschlossenen Pariser unsäglich unter den Leiden des Winters 1417/18. Der Grimm, alle diese Beschwerden um einer ihnen im Grunde verhaßten Sache willen ertragen zu müssen, riß sie endlich fort. Einige Verschworene ließen nächtlicher Weile eine Abtheilung Burgunder in die Stadt, die sich darauf unter dem Rufe: „Frieden, Frieden, es lebe Burgund!" gegen Armagnac erhoben (29. Mai 1418). Die hauptsächlichsten Führer der Armagnacs, der Connétable selbst, auch der König wurden gefangen; nur der Dauphin rettete sich nach Melun. Die verbannten Cabochiens kehrten zurück und stachelten das Volk zu äußerster Wuth gegen seine bisherigen Tyrannen auf. Am 12. Juni 1418 gab dasselbe einen Vorgeschmack der Septembertage des J. 1792: es brach in die Gefängnisse ein und tödtete alle dort eingeschlossenen Armagnacs, unter ihnen auch den Connétable selbst; mehr als 1500 Personen sollen bei dieser Metzelei umgekommen sein. Am 21. Aug. wurden abermals 300 Unglückliche erwürgt. Man brauchte nur auf einen Menschen zu weisen: „Seht da, ein Armagnac", so wurde er sofort von dem Volke getödtet. Endlich setzte der Herzog von Burgund diesem Treiben ein Ziel, indem er die Rädelsführer der Mörderbanden hinrichten ließ. Er wünschte in der That dringend den Frieden, zumal die Engländer im Januar 1419 auch Rouen nahmen und sich nunmehr Paris näherten. Indeß da er auch mit Heinrich V. in Verhandlungen stand, so hielt Dauphin Karl, aufgereizt von dem boshaften Tannegui Du Châtel, ihn für einen Verräther. Er schloß zum Schein mit ihm zu Melun Frieden und vermochte ihn dann zu einer Zusammenkunft auf der Yonnebrücke zu Montereau (10. Sept. 1419); hier fiel Johann, wahrscheinlich auf Befehl des Dauphins, von der Hand Du Châtel's und einiger andern Armagnacs. Jedenfalls that der Dauphin nicht nur nichts, um die Mörder zu strafen, sondern behielt sie auch in seiner engsten Umgebung und überschüttete sie mit Gunstbeweisen und Gaben aller Art.

Die That von Montereau war nicht nur ein großes Verbrechen, sondern auch ein schlimmer Fehler und ein Unglück für das Reich. In ganz Nordfrankreich nahm das Volk gegen die Mörder Partei. Die Königin erklärte sich auf das bestimmteste gegen ihren eigenen Sohn für die Burgunder, und mit ihr Paris. Philipp der Gute, des Erschlagenen zweiundzwanzigjähriger Sohn und Nachfolger, hatte nur einen Gedanken: seinen Vater zu rächen. Im October 1419 begann er mit den Engländern zu Arras den Frieden zu verhandeln, um mit diesen vereint gegen den Dauphin zu kämpfen. Das Ende der Unabhängigkeit Frankreichs schien gekommen, denn man kam in Arras überein, Heinrich V. von England als Erben der französischen Krone bei dem Ableben Karl's VI. anzuerkennen, dessen Tochter Katharine er heirathen, an dessen Stelle er sofort die Verwaltung des Reiches übernehmen solle. Am 24. Dec. 1419 wurde auf diese Grundlage ein Waffenstillstand unterzeichnet, von dem nur die Anhänger des Dauphins ausgeschlossen blieben. Auch die Bretagne trat zu Burgund und den Engländern über, während die Mitte und der Süden Frankreichs dem Dauphin treu blieben. Aber der blödsinnige Karl VI. und des Dauphins lieblose Mutter stimmten dem Vertrage zu Arras zu. Am 21. Mai 1420 wurde derselbe als definitiver Friede zu Troyes unterzeichnet; Heinrich V. nahm den Titel „Regent und Erbe von Frankreich" an. Es schien, als ob das alte Streben der Plantagenets, England und Frankreich zu vereinen, endlich gelungen sei. Paris, das nach dem Elend der letzten Zeiten sich dringend nach Ruhe sehnte, begrüßte mit Freuden den Vertrag von Troyes, und die Generalstände des Reiches, so viele von ihnen sich auf königliche Berufung in Paris zusammenfanden, billigten ihn. Kaum hatte Heinrich V. seine Vermählung mit Katharina von Frankreich vollzogen, so nahm er eine der dauphinischen Festen im Norden nach der andern weg. Nach diesen Erfolgen zog Heinrich in Begleitung Karl's VI. und Philipp's von Burgund in Paris ein, von dem Volk mit Beifall begrüßt (December 1420). Um die Beraubung des Dauphins zu legalisiren, machte das Parlament diesem wegen des an Johann dem Unerschrockenen verübten Mordes

den Proceß und verurtheilte ihn, als er selbstverständlich nicht erschien, zum Tode und zum Verluste aller seiner Würden und Gerechte. Heinrich V. herrschte in Paris als legitimer Vertreter Karl's VI., hart, bestimmt, schneidend, von seiner Umgebung mehr gefürchtet als geliebt. Der Dauphin aber war wenig zu fürchten; die geringen Mittel, die ihm geblieben waren, verschwendete er in persönlicher Pracht und Ueppigkeit, sowie in übertriebenen Geschenken an seine Günstlinge. Selbst die kolossalen Münzfälschungen, zu denen er seine Zuflucht nahm, konnten seine zerrütteten Finanzen nicht wiederherstellen.

Indeß regten sich die Feinde Englands. Castilien und Schottland, die beständigen Gegner desselben, schlossen sich eng dem Dauphin an. Eine castilische Flotte warf ein schottisches Truppencorps nach dem Poitou, und dasselbe schlug, mit einer Abtheilung Dauphiner vereint, bei Baugé (25. März 1421) den Herzog von Clarence, der dabei das Leben verlor. Indeß die nationale Partei erfreute sich nicht lange dieses Erfolges. Heinrich brachte aus England ein frisches Heer von 30,000 Mann herüber, zu dem noch die Burgunder stießen. Er trieb den Dauphin über die Loire zurück und nahm, zum Theil in erbitterten Kämpfen, die Festungen nördlich dieses Flusses. Im Mai 1422 herrschte das rothe Kreuz des heiligen Georg bis an die Loire. — Ende 1421 schenkte ihm seine Gemahlin einen Sohn und Erben; der Vertrag von Troyes erhielt so gewissermaßen die Bürgschaft seines Bestehens auch für die Zukunft. Aber gerade in der Zeit, wo alles sich für Heinrich V. auf das günstigste gestaltete, wurde er von einer ruhrartigen Krankheit befallen, an der er am 31. Aug. 1422 starb. Seinen ältesten Bruder von Bedford hatte er zum Regenten Frankreichs, seinen jüngeren von Gloster zum Regenten Englands ernannt. Die Freundschaft mit Burgund hatte er noch auf dem Todtenbette den englischen Herren zur Pflicht gemacht. Am 21. Oct. 1422 folgte dem großen englischen Herrscher der arme Wahnsinnige, der König Karl VI. von Frankreich genannt wurde, in den Tod; er stand im 54. Lebensjahre. Das Volk in Paris und Nordfrankreich betrauerte ihn wegen seiner Unschädlichkeit, und weil es nun den Engländer als König verkündigen hörte. — Außer seinem einzig überlebenden Sohne Karl hinterließ er noch fünf Töchter: Isabelle, die zuerst König Richard II. von England und dann Herzog Karl von Orléans heirathete; Johanne, die Herzog Johann von der Bretagne heirathete; Michaele, die Philipp von Burgund ehelichte; Marie, die Nonne ward, und Katharine, die mit Heinrich V. von England vermählt gewesen.

Literatur: Sismondi, Hist. des Français. — H. Martin, Hist. de France, t. VI. — Choix de pièces inédites relatives au règne de Charles VI., par L. Douët-d'Arcq (2 Thle., Paris 1863—64; Société de l'histoire de France). — Duval-Pineu, Histoire du règne de Charles VI. (Paris 1842). — Jean Juvenal des Ursins, Histoire de Charles VI. (Mich. et Ponj. I, II). — Mémoires de Pierres de Fenin (ebendas.). — Froissart (neben der Ausgabe von Luce noch die von Kervyn de Lettenhove, Bd. 10—16). — Le Religieux de St.-Denis, Histoire de Charles VI. ed. Bellaguet in den Documents inédits pour servir a l'histoire de France. — Chroniques d'Enguerrand de Monstrelet ed. Buchon (Choix de Chroniques et Memoires, Paris 1836).

(*M. Philippson.*)

g) KARL VII., der einzige überlebende Sohn des Vorigen, war am 22. Febr. 1403 geboren. Er hatte sich 1413 verlobt und April 1422 vermählt mit Marie, Tochter Ludwig's von Anjou, Titularkönigs von Neapel, und Yolante's von Aragon. Seine Schwiegermutter ist ihm stets eine treue Rathgeberin geblieben. Zuerst hatte er den Titel eines Grafen von Ponthieu getragen, hatte aber nach dem Tode seiner älteren Brüder neben dem Titel des Dauphiné noch die Herzogthümer Berry und Touraine erhalten. Während nach dem Tode des unglücklichen Karl's VI. die Engländer und ihre französischen Anhänger den jungen Heinrich VI. von England als König von Frankreich ausriefen, nahm Karl VII. zu Melun den Königstitel für sich als den natürlichen Erben in Anspruch. Doch wurde er vor seiner Krönung, auch von seinen Getreuen, meist nur als Dauphin bezeichnet. Zunächst waren seine Aussichten sehr trübe. Der englische Regent, Herzog von Bedford, war ein geschickter und kluger Heerführer, ein tüchtiger Diplomat, thatkräftig und energisch, der es überdies verstand, die mächtigen Herzoge von Burgund und der Bretagne ganzlich an sich zu fesseln. Dagegen zeigte sich der Dauphin leichtsinnig, vergnügungssüchtig, zurückscheuend vor jeder ernsteren Thätigkeit. Auch den Krieg liebte er nicht*) — während er nur durch den Krieg seine Krone und die Unabhängigkeit Frankreichs zu retten hoffen durfte. Er besaß auch bessere Eigenschaften, allein sie wurden in ihm zurückgedrängt durch seine zügellose Sinnlichkeit und Beweglichkeit, die erst durch ein späteres Alter gemildert wurden. In Bourges, südlich der Loire, schlug er sein Hauptquartier auf, weshalb er von den Engländern spottweise der „König von Bourges" genannt wurde. Sein Geldmangel war so groß, daß er selbst für seinen Unterhalt die nothwendigsten Summen borgen mußte. Bei Crévant (1423) und ganz besonders bei Verneuil (17. Aug. 1424) wurden seine Truppen von den Engländern völlig geschlagen; Verneuil war ein zweites Azincourt. Die ganze Provinz Maine fiel in die Hände Bedford's. Selbst die feurigsten Anhänger des Dauphins und damit der nationalen Sache Frankreichs begannen zu verzweifeln.

Da kamen ihnen Zerwürfnisse unter ihren Gegnern zu Hülfe. Der Regent Englands, Gloucester, hatte sich mit dem burgundischen Hause entzweit, dem er die Erbschaft des Hennegau, Hollands und Seelands zu entziehen suchte. Darüber drohte Philipp der Gute mit dem Abfall von der englischen Sache. Auch wurden Englands Kräfte gelähmt durch Streitigkeiten zwischen Gloucester und seinem Oheim und Mitregenten, dem ehrgeizigen und gewissenlosen Bischof von Winchester. Andererseits be-

*) Pierre de Fenin.

gann der Herzog von der Bretagne der englischen Herrschaft überdrüßig zu werden und zeigte Neigung, zu der nationalen Sache zurückzukehren. Karl VII. suchte diese günstige Gestaltung der Dinge zu benutzen. Er verlieh dem Bruder des Bretagners, dem Grafen von Richemont, die Connétablewürde und entfernte die Mörder Johanns des Unerschrockenen von seiner Person. Darauf huldigte in der That der Herzog von der Bretagne dem Dauphin; Graf Dunois schlug 1426 die Engländer bei Montargis; Burgund schien gleichfalls bereit, sich Frankreich anzuschließen. Allein der Umstand, daß Karl meist gewissenlose und unwürdige Menschen zu seinen Günstlingen erhob, veränderte die Lage wieder zum Schlimmen. Einer derselben, La Tremoille, brachte ein Zerwürfniß zwischen dem Dauphin und dem Connétable von Richemont zu Wege, der nun in Poitou das Banner der Empörung erhebend auch seinen Bruder von der Bretagne wieder zu den Engländern herüberführte. Unter diesen Umständen wurde es Bedford leicht, den Burgunder gleichfalls an die letztern zu fesseln, indem Gloucester die streitige Erbschaft gänzlich dem burgundischen Hause überließ (1427). Dasselbe vereinigte in diesen Jahren fast die gesammten Niederlande unter seiner Herrschaft.

So der bretagnischen und burgundischen Hülfe sicher, entwarf Bedford einen sorgfältig durchdachten und weit ausschauenden Feldzugsplan. Er wollte sich des ganzen Laufs der Loire versichern, um dann die allmähliche Unterwerfung der südfranzösischen Provinzen zu betreiben. Bedenkt man, daß Poitou in den Händen von Richemont war, Maine und die südlichen Küstengegenden in der Gewalt der Engländer, daß Languedoc sich unter der Statthalterschaft des Grafen von Foix völlig neutral verhielt, daß das Herzogthum Burgund auf seiten Bedford's stand — so konnte die Unterwerfung des Restes von Südfrankreich kaum zweifelhaft erscheinen. Der Graf von Salisbury, der bewährte Anführer der englischen Streitkräfte, eroberte zunächst (1428) alle kleineren Plätze am rechten Loireufer, um dann den Hauptort an diesem Flusse, den Schlüsselpunkt des ganzen Stromlaufs, den festen Brückenkopf nach dem Süden, Orléans, anzugreifen. Die Bewohner von Orléans zeigten sich freilich entschlossen, ihre Mauern, an die sie das Schicksal von Frankreich geknüpft wußten, bis zum Aeußersten zu vertheidigen. Die besten französischen Kapitäne fanden sich bei ihnen ein: der rauhe kühne La Hire; der Bastardbruder des bei Azincourt gefangenen Herzogs von Orléans, Graf Dunois; der tüchtige Gaucourt, welcher die Leitung der Vertheidigung übernahm. Mit Geschützfeuer und Minen arbeitete man gegeneinander. Trotz des Todes Salisbury's, dem eine Kanonenkugel den Kopf zerschmetterte, erstürmten die Engländer (October 1428) die Befestigungen südlich von der Loire und umschlossen, unter dem Grafen Suffolk, die Stadt durch eine Kette von Forts. Alle Ausfälle der Belagerten wurden zurückgeschlagen. Im April 1429 stieg die Noth der letzteren zu unerträglicher Höhe. Inzwischen befand Karl VII. sich in Chinon in der Touraine, ohne Geld, ohne Mannschaft, fast von allen Großen verlassen. Es schien, als ob das Schicksal seines Reiches und Volkes ihn nicht rührte. Er suchte in den Armen seiner Maitressen, im Umgange mit seinen Günstlingen sein und des Reiches Elend zu vergessen. Wenn auch die Berichte von seinen glänzenden Festlichkeiten weit übertrieben sind — dazu fehlte es ihm schon an Mitteln — so kann doch der Vorwurf der Sorglosigkeit, Trägheit und Liederlichkeit ihm nicht erspart werden. Unbekümmert bereitete er sich vor, wenn es zum Schlimmsten käme, in Castilien oder Schottland ein Asyl zu suchen. Da erhob sich die Retterin aus der verachteten Klasse des Landvolks: die Jungfrau von Orléans, Jeanne d'Arc (s. d.). Sie zwang die Engländer (8. Mai 1429), die Belagerung von Orléans aufzuheben. Sie nahm den Grafen Suffolk gefangen. Sie schlug dessen Nachfolger, den Lord Talbot, bei Patay (18. Juni 1429). Auf sie vertrauend, scharten sich Adel und Volk wieder um das valesische Königshaus, um Karl VII., der am 17. Juli 1429 zu Rheims gekrönt wurde. Von dort zog der neue König in Begleitung seiner wunderbaren Retterin nach dem Norden, wo Compiègne und Beauvais sich ohne Kampf ergaben. In Compiègne aber schloß Karl VII., um Johanna nicht allzu einflußreich werden zu lassen, heimlich einen sechsmonatlichen Waffenstillstand mit den Burgundern, die damals auch die Reichshauptstadt besetzt hielten. Zwar konnte er nicht verhindern, daß die Jungfrau Paris angriff; aber er unterstützte sie nicht, und dadurch wurde der Sturm vereitelt. Johanna selbst war verwundet, ihr Ansehen zum guten Theil dahin. Karl aber zog sich wieder unthätig nach Chinon zurück. Johanna verließ den unwürdigen Schwelger und schützte ihre vorjährigen Eroberungen gegen die Angriffe der Engländer. Bei einem Ausfall aus Compiègne ward sie gefangen. Verrätherei war nicht im Spiele. Wohl aber hatten die französischen Heerführer, die den Glauben an ihre Wunderkraft verloren hatten, und denen sie unbequem war, sie im Stiche gelassen. Karl that auch nichts, um die Heldin vor dem fürchterlichen Tode zu erretten, den sie am 30. Mai 1431 zu Rouen erlitt.

Indeß wenn die Engländer gehofft hatten, mit der Jungfrau die wieder erwachte französische Nationalbegeisterung zu tödten, so sahen sie sich bald enttäuscht. Als man im December 1431 den zehnjährigen Heinrich VI. in Paris krönte, zeigte sich kein einziger französischer Großer in seiner Umgebung. Keine Hülfe an Mannschaften kam den Engländern aus ihren französischen Besitzungen; von England aber trennte sie das Meer, und das kleine Reich konnte auch auf die Länge die Opfer von Menschen und Geld nicht ertragen. Auf freiem Felde blieben die Engländer meist Sieger, aber es gehörte ihnen nur der Boden, auf dem sie standen. Die Verbrechen der Armagnacs und des Dauphins selbst waren in Vergessenheit gerathen; immer mehr erschien Karl VII. als der Führer des französischen Volks gegen die fremden Unterdrücker, die durch Stolz und Uebermuth sich allgemein verhaßt gemacht hatten. Es kam hinzu, daß Karl endlich begann, Zeichen einer besseren und verständigeren Gesinnung zu geben. Nicht wenig trug dazu

der Einfluß der Agnes Sorel bei[1]), einer gebildeten und einsichtigen Dame aus der Touraine, die seit 1432 die Geliebte des Königs geworden war und achtzehn Jahre lang, bis zu ihrem Tode, den bis dahin so Veränderlichen an sich zu fesseln wußte, weniger noch durch ihre hohe Schönheit als durch ihren lebhaften und klaren Geist. Sie wirkte darauf hin, daß Karl seinen Günstling La Tremeille fallen ließ und sich mit des Herzogs von der Bretagne tapferm Bruder, dem Connétable von Richemont, aussöhnte.

Noch wichtiger war die Sinnesänderung Philipp's von Burgund. Derselbe wünschte für ganz Frankreich und besonders für seine eigenen arg mitgenommenen Länder die Wiederherstellung des Friedens, die sich aber nur von der gänzlichen Vertreibung der Engländer erwarten ließ. Der Tod der Herzogin von Bedford, der Schwester Philipp's, zerriß das verwandtschaftliche Band zwischen diesem und dem englischen Regenten, und die schnelle Wiedervermählung des letzteren nahm den Herzog sehr gegen ihn ein. Nach zweijährigen burgundisch-französischen Verhandlungen wurde am 3. Aug. 1435 zu Arras ein allgemeiner Friedenscongreß eröffnet, dem außer dem Herzoge Philipp, sowie Vertretern Englands und Frankreichs, auch die Gesandten der damaligen christlichen Hauptmächte beiwohnten. Frankreich und Burgund boten den Engländern die Normandie und ganz Aquitanien, d. h. fast ein Viertel des damaligen Frankreich: sie wiesen es zurück; sie durften ihrem Herrn nicht eine seiner beiden Kronen rauben. Diese Weigerung der Engländer erzürnte Philipp von Burgund, und der Tod des Herzogs von Bedford, dem er persönlich Hülfe und Treue angelobt, befreite ihn (14. Sept. 1435) auch von seinen letzten Bedenken. Nun schloß er endgültig mit Karl VII. ab, freilich auf sehr harte Bedingungen. Der König mußte versichern, am Tode Johann's des Unerschrockenen keinen Antheil gehabt zu haben und dessen Urheber mit aller Strenge bestrafen zu wollen. Er mußte ferner Philipp die Grafschaften Mâcon und Auxerre, dann Bar an der Seine, sowie die Picardie nördlich von der Somme abtreten — die letztere sollte allerdings für 400,000 Goldthaler wieder rückkaufbar sein. Auch die Grafschaften Ponthieu und Boulogne sollte der Herzog erhalten. Er wurde persönlich von jedem Vasalleneide gegen den König befreit. Dafür trat er in ein Defensivbündniß gegen die Engländer ein (21. Sept. 1435).

Der Vertrag von Arras beendigte den Bürgerkrieg in Frankreich; es gab jetzt nur noch Einen Feind für alle französischen Parteien: die Engländer. In der nächsten Umgebung von Paris empörten sich Meulan, Pontoise, St.-Germain, Corbeil, Vincennes und riefen die Franzosen herbei. Diese, durch ein starkes burgundisches Truppencorps verstärkt, begannen die Belagerung von Paris, das nur kurze Zeit von der englischen Besatzung im Zaume gehalten wurde. Am 13. April 1436 öffneten die Bürger den Franzosen das Jakobsthor, und ohne Schwertstreich drangen dieselben in die Hauptstadt ein. Die englische Garnison, nur noch 1500 Mann stark, übergab vier Tage später auch die Bastille. Der Connétable, der das Belagerungsheer befehligte, verkündete in der wiedergewonnenen Hauptstadt eine völlige Amnestie wegen sämmtlicher politischer Vergehen. Nun erst konnte Karl VII. sich wirklich als König von Frankreich betrachten.

Die Engländer unter Lord Johann Talbot rächten sich für diese Verluste durch furchtbare Räubereien. Das Elend Frankreichs war schrecklich. Das Jahr 1438 war eine Zeit der Hungersnoth und der Epidemien. In dem halb verödeten Paris allein sollen 50,000 Menschen gestorben sein, die Wölfe drangen bis in die Straßen der Hauptstadt und fielen dort die Einwohner an. Ganz Frankreich wurde zehn Jahre lang (1435—44) von den entlassenen Söldnern aller Nationalitäten auf das kläglichste verheert. Diese Banden, zusammen an 100,000 Mann stark, waren völlig militärisch organisirt. Ecorcheurs (Schinder) nannte sie das Volk. Diese „Schinder" hatten freilich darin eine Entschuldigung, daß man den Söldnern niemals ihren gebührenden Sold auszahlte. Um solchem Elende ein Ende zu machen, bot der französische Staatsrath den Engländern Frieden an, aber sie verlangten nicht weniger als ganz Frankreich nördlich der Loire, und dann noch die Guyenne. Und doch waren weder Heinrich VI. noch sein Oheim Gloucester oder sein Großoheim Winchester im Stande, die englische Sache in Frankreich ernstlich zu heben!

Andererseits besserte die Verwaltung König Karl's VII. sich von Tag zu Tage. An Stelle unwürdiger Favoriten umgab er sich mit einsichtigen und unterrichteten Räthen. Die wichtigste Stelle unter ihnen nahm Jakob Coeur ein, obwol er officiell nur der Säckelmeister (argentier) des Königs hieß. Jakob Coeur war ursprünglich ein Krämer in Bourges, der aber durch ein wahrhaft wunderbares Handelsgenie der bedeutendste Großhändler Frankreichs, ja Europas geworden war. In die Umgebung des Königs aufgenommen, entfaltete er eine staunenswerthe Thätigkeit. Er schloß Handelsverträge ab, ordnete die Finanzen, wurde überhaupt die Seele der Verwaltung. Auch Johann Bureau war ursprünglich ein Finanzmann; aber er verwandelte sich in einen Großmeister der Artillerie, der Frankreich mit dem besten und umfangreichsten Geschützmaterial versah. Der Leiter der auswärtigen Politik war Brézé, während der tapfre und kundige Dunois die Feldzugspläne erdachte. So in jeder Richtung trefflich berathen, schritt Karl ohne viel eigene Mühe von Erfolg zu Erfolg. 1439 fiel das wichtige Meaux. Indeß die Regierung des Königs dachte weiter als an Wegnahme von Städten und das Erfechten einzelner Siege. Es beschäftigte sie der große Plan, eine stehende, regelmäßig besoldete Armee aufzustellen. Die Generalstände von Orléans (1439) gingen auf denselben ein und beschlossen: eine Kopfsteuer von 1,200,000 Livres jährlich wird ein für alle mal bewilligt und durch königliche Beamte, die man eigenthümlicherweise élus „Erwählte" nannte, erhoben. Sie wird ausschließlich

1) Elle avançoit devers le Roy jeunes gensd'armes et gentils compaignons dont le Roy fut depuis bien servy; *Olivier de la Marche*, ed. Buchon, p. 406.

verwendet zur Unterhaltung königlicher Ordonnanzcompagnien in der Stärke von 1500 Lanzen zu sechs Mann, denen bestimmte Garnisonen in den Grenzstädten angewiesen werden. Kein Vasall auf dem eigentlichen königlichen Gebiet darf außerdem Söldner halten. Die Hauptleute der Compagnien, auch wenn es hohe Adelige wären, sind der strengsten Disciplin unterworfen.

Die Stände hatten mit dieser berühmten Ordonnanz von Orléans sicher nur die Herstellung von Ruhe und Sicherheit im Reiche bezweckt; aber die klugen Räthe des Königs hatten noch ein anderes Ziel im Auge. Eine wohlorganisirte stehende Armee von 9000 Mann machte den König zum unbestrittenen Herrn des Reiches. Indem die Vasallen das Kriegsrecht aufgaben, wurden sie des letzten Restes feudaler Selbständigkeit beraubt. Als königliche Hauptleute lernten sie Unterwürfigkeit, Subordination. Zugleich gaben die Stände durch die ewige Bewilligung einer beträchtlichen Steuer ihr wichtigstes Vorrecht, ihr vorzüglichstes Machtmittel aus den Händen. Die Ordonnanzen von Orléans haben den königlichen Absolutismus in Frankreich begründet.

Der Adel begriff die Gefahr, die hierin für ihn lag; und noch mehr wurde er gekränkt, als in einer andern Ordonnanz der König die Hörigen unter seinen besondern Schutz nahm. Es bildete sich eine Adelsverschwörung, die sogenannte „Praguerie", an deren Spitze die Herzoge von Bourbon und Alençon, die Grafen von Dunois und Vendôme standen, die ersten Männer des Reiches; ja es gelang ihnen, den Dauphin Ludwig selbst zu sich herüberzuziehen. Indeß Richemont bekämpfte mit Erfolg diese furchtbare Verbindung. Bürger und Bauer schlugen sich mit Wuth für die Sache der Ordnung um jeden Preis. Selbst viele Adelige waren für die Ordonnanzen von Orléans eingenommen, die ihnen zwar die politische Macht nahmen, aber dafür Ruhe und friedlichen Genuß ihrer Einkünfte verhießen. So mußten die Herren der Praguerie sich im Juli 1440 unterwerfen; der König gewährte ihnen Verzeihung. Die Herrschsucht des Dauphins suchte er durch Uebertragung der selbständigen Regierung des Dauphiné auf ihn zufriedenzustellen. Mit der Niederlage der Praguerie war die Durchführung der wichtigen Ordonnanzen von Orléans gesichert. — Nun wurden die Räuberscharen der Champagne vernichtet, ihr Hauptführer, der Bastard von Bourbon, trotz seiner königlichen Abstammung in einen Sack genäht und in die Aube geworfen. In den nächsten Jahren wurden die letzten noch englisch gebliebenen Städte der Ile-de-France, dann auch die Gascogne erobert, besonders auch der mächtige Graf von Armagnac, der sich völlig unabhängig zu halten pflegte, besiegt und gefangen genommen. Die letzte Besitzerin der wichtigen Grafschaft Comminges (am Fuße der Pyrenäen) vermachte dieselbe testamentarisch dem Könige, dessen Autorität im Süden stärker geworden war als je vorher. Diese Erfolge wurden durch den Umstand erleichtert, daß damals am Hofe des schwachsinnigen Heinrich's VI. die Friedenspartei, geführt von Winchester, dem Herzog von Somerset und dem Grafen Suffolk, völlig die Oberhand gewonnen hatte. Um den König ganz an sich zu fesseln, setzten diese Männer die Vermählung desselben mit einer französischen Prinzessin, Margarethe, der Tochter René's, des Grafen von der Provence und Titularkönigs von Neapel aus dem Hause Anjou, durch, einer Dame nicht nur von großer Schönheit, sondern auch von hoher Intelligenz und männlicher Thatkraft. Suffolk, der als Unterhändler nach Frankreich geschickt war und sofort einen zweijährigen Waffenstillstand abschloß (1444—1446), entblödete sich nicht, um des Parteiinteresses willen nicht nur auf jede Mitgift zu verzichten, sondern auch die sofortige Rückgabe der englischen Besitzungen in Maine zu versprechen. Unter so schmachvollen Bedingungen für England wurde die Vermählung Heinrich's VI. mit Margarethe von Anjou abgeschlossen.

Die Zeit der Ruhe wollte Karl VII. zunächst dazu benutzen, um das Reich der zuchtlosen Söldnerbanden zu entledigen. Die Gelegenheit hierfür fand sich, als Kaiser Friedrich III. seine Hülfe gegen die Schweizer anrief. Da beschloß die französische Regierung, kaum erst von der dringendsten Noth im eigenen Lande befreit, diese Veranlassung zur Eroberung der gesammten linksrheinischen Lande zu verwenden. Aus sämmtlichen Söldnerscharen sollten zwei große Heere gebildet werden. Die eine sollte der König, unter dem Vorwande eines Streites zwischen „König" René und der Stadt Metz, nach Lothringen, die andere der Dauphin durch Elsaß nach der Schweiz führen. Im Juli 1444 brachen sie auf. Unter entsetzlichen Verheerungen führte der Dauphin seine mehr als 30,000 Ecorcheurs oder Armagnacs durch Burgund und die Freigrafschaft nach der Schweiz. Aber der Kampf bei St.-Jakob an der Birs (26. Aug. 1444), wo 2000 Schweizer zehn Stunden lang der ungeheuern Uebermacht widerstanden und alle den Tod fanden, nachdem sie vorher über 4000 Feinde erschlagen, — diese Eine Probe schweizerischer Heldenkraft brachte den Dauphin auf andere Gesinnungen. Er schloß mit den Eidgenossen zu Ensisheim Frieden, um vielmehr mit ihrer Hülfe die Elsässer und namentlich die Straßburger als „alte Unterthanen der Krone Frankreich" dieser zu unterwerfen. Indeß so schreckliche Greuelthaten die Armagnacs auch gegen das wehrlose flache Land und die kleinen Orte begingen: Straßburg, Schlettstadt, Mülhausen, die andern größeren Städte erwehrten sich ihrer mit Erfolg, schlugen die „armen Gecken" zu wiederholten malen, tödteten ihrer über 10,000 und zwangen sie endlich, mit Verlust des großen königlichen Banners und der gesammten Artillerie, das Land zu räumen (1445). — Nicht besseren Erfolg hatte Karl VII. selbst gegen Metz. Als endlich die deutschen Fürsten ein Heer gegen ihn rüsteten, hielt er es für gerathen, alle seine Ansprüche und Eroberungen aufzugeben und sich mit der Besitznahme der zwischen Frankreich und Deutschland streitigen Stadt Epinal zu begnügen (März 1445). Aber diese ergebnißlosen Feldzüge hatten doch den Erfolg, das Reich von den „Schindern" zu befreien, die in großer Zahl während derselben umgekommen waren. Nun durfte der König verordnen, daß alle Kriegsleute, die nicht in die Ordonnanzcompagnien aufgenommen worden, binnen zwei Monaten in ihren Heimatsort und zu ihrer

bürgerlichen Beschäftigung zurückzukehren hätten. Alle Zuwiderhandelnden wurden für vogelfrei erklärt. Ordnung, Friede, Sicherheit verbreiteten sich infolge dieses Gesetzes durch das Reich, das wieder von einem starken Königthum geleitet, aber auch geschützt war.

Ueberhaupt wurde die Zeit des Waffenstillstands zu gedeihlicher organisatorischer Thätigkeit benutzt. Die Finanz- und Steuerverwaltung wurde genau geordnet und der Controle einer höchsten Behörde, der Rechnungskammer (Chambre des Comptes) unterstellt. Zur Entscheidung der Finanz- und Steuerprocesse ward ein eigener höchster Gerichtshof (Cour des aides) eingerichtet. Die Verlängerung des englisch-französischen Stillstandes um drei Jahre erlaubte Karl VII., auf diesem Wege der organischen Gesetzgebung weiter fortzuschreiten. Die Münzverhältnisse wurden geordnet, die Rechtspflege vereinfacht und von den feudalen Fesseln so viel wie möglich befreit. Die französische Kirche wurde dem Königthume immer mehr unterworfen. Schon im J. 1438 hatte Karl die „Pragmatische Sanction" zur Regelung der kirchlichen Angelegenheiten veröffentlicht, in der das Concil als über dem Papste stehend anerkannt und die päpstlichen Vorschlags- und Geldrechte bei Besetzung kirchlicher Würden in Frankreich zurückgewiesen, überhaupt die päpstliche Macht über die kirchliche Gestaltung Frankreichs beträchtlich beschränkt wurde. Endlich fügte man der schon errichteten permanenten Reiterei auch eine Art Landwehr-Infanterie hinzu, die geeignet wäre, es mit den englischen Bogenschützen aufzunehmen. Man ahmte in dieser Einrichtung übrigens lediglich das längst in Italien gebräuchliche Milizsystem nach. Auf je funfzig Haushaltungen wurde ein Mann ausgesucht, mit vollständiger Rüstung versehen und von Zeit zu Zeit mit seinen Gefährten in seinem Districte eingeübt. Er mußte bereit sein, auf den ersten Ruf des Königs ins Feld zu ziehen. Da diese Leute, mit Bogen oder Armbrust bewaffnet, von allen Steuern frei waren, nannte man sie Freischützen, francs-archers.

Die neue Miliz hatte bald Gelegenheit, sich zu bewähren. Nach Ablauf des Waffenstillstands (Frühjahr 1449) brach Graf Dunois in die Normandie ein und eroberte dieselbe vollständig. Die Königin Margarethe und ihr Freund Suffolk, die in England die Herrschaft führten, thaten nichts, um die wichtige Provinz zu retten. Zwar wurde Suffolk von dem ergrimmten Volke gestürzt und getödtet; indeß als nun ein englisches Heer nach der Normandie übersetzte, ward es von dem Connétable von Richemont bei Formigni vollständig besiegt (14. April 1450). Die neuen Freischützen zeigten sich der gefürchteten englischen Infanterie überlegen, während der französischen Artillerie keine Befestigung jener Zeit widerstand. Im Winter 1450 auf 1451 gingen die Franzosen dann zum Angriff auf die dreihundertjährigen Besitzungen der Plantagenets in Guyenne und Gascogne über. Nachdem eine Anzahl kleinerer Festungen genommen war, mußte auch Bordeaux capituliren (23. Juni 1451); Freiheit von allen neuen Steuern, ein besonderes Parlament (höchster Gerichtshof) ohne weiteren Appell u. s. w. hatte die von der englischen Regierung stets verwöhnte Stadt sich ausbedungen. Am 6. Aug. 1451 fiel dann auch Bayonne, die letzte Stadt der Engländer in Südfrankreich. Im ganzen Reiche blieben ihnen nur die beiden nordwestlichen Festungen Calais und Guines. Freilich schien das harte fiscalische Regierungssystem der Valois noch einmal einen Umschwung herbeiführen zu sollen. In Bordeaux und den benachbarten Districten bildete sich eine umfassende Verschwörung gegen die französische Herrschaft. Indeß die englische Regierung wußte diese günstige Wendung der Verhältnisse nicht zu benutzen. Mit nur 9000 Mann konnte der alte Held Johann Talbot Graf Shrewsbury nach der Guyenne übersetzen. Freilich erhob sich jetzt diese Provinz für ihn, allein die französischen Truppen waren an Zahl allzu überlegen. Der dreifachen Uebermacht der Gegner und zumal ihrer furchtbaren Artillerie erlagen bei Castillon (17. Juli 1453) die Engländer; zwei Drittel ihres Heeres, Talbot selbst und zwei seiner Söhne lagen auf dem Schlachtfelde. Nun war die Wiederunterwerfung des Südwestens die Sache weniger Monate. Am 9. Oct. 1453 öffnete auch Bordeaux zum zweiten mal seine Thore. Der Befreiungskrieg Frankreichs war vollendet. Calais und Guines ließ man England, weil sie inmitten der dem Herzoge von Burgund abgetretenen Picardie lagen.

Das war es eben, was trotz der so großen seit zwanzig Jahren errungenen Erfolge, trotz der gänzlichen Vertreibung der Engländer vom Continent das französische Königthum nicht zur Ruhe und zur Consolidation kommen ließ: die burgundische Macht. Durch die Besitznahme der Picardie hatte Herzog Philipp seine Posten bis wenige Meilen von Paris vorgeschoben. Auch der Herzog von der Bretagne, der Graf von Armagnac und mehrere andere Große regierten als thatsächliche Souveräne, aber sie waren wenig gefährlich. Karl hat mit lobenswerther Mühewaltung und Strenge die großen Vasallen in Unterwürfigkeit und Ordnung erhalten. Der einzig noch zu fürchtende Feind war der Burgunder, und zwar um so mehr, als mit ihm sich der eigene Sohn des Königs, der Dauphin Ludwig, verband. Seit dem Tode der Agnes Sorel nämlich (1450) war Karl VII. ganz in sein früheres Treiben zurückgefallen. Eine schamlose Maitresse — Antoinette von Maignelais — der frühere Günstling La Tremoille, ein ehemaliger Räuberführer Graf Dammartin hatten sich des Einflusses auf den König bemächtigt, der in zügelloser Unsittlichkeit lebte. Diese Schar suchte endlich auch sich des wackern Jakob Coeur zu entledigen und zugleich seiner Reichthümer zu bemächtigen. Sie beschuldigte ihn zunächst, Agnes Sorel vergiftet, mit dem Dauphin ein Complot geschmiedet zu haben. Am 31. Juli 1451 ward er verhaftet. Da er die wider ihn erhobenen Anklagen siegreich widerlegte, erhob man deren stets neue, eine immer thörichter als die andere. Sein Concurrent, der florentiner Bankier Castellani, wurde der Vorsitzende der über ihn eingesetzten Untersuchungscommission. So konnte der Ausgang des Processes nicht zweifelhaft sein. Alle seine Besitzthümer in Frankreich wurden eingezogen; man schätzte sie zu einer Million Goldthaler, nach dem

Metall- und relativen Werthe etwa 70 Millionen Mark unſers Geldes, von denen ſeine ſchamloſen Richter ſich einen großen Theil aneigneten. Außerdem wurde er zu einer Geldſtrafe von 400,000 Thalern und zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt (1455). Der Papſt ernannte ihn zum Generalkapitän einer gegen die Türken beſtimmten Flotte; doch ſtarb er ſchon 1456 auf der Inſel Chio. Ludwig XI. hat ſpäter (1463) ſein Andenken glänzend wiederhergeſtellt. — Die Günſtlinge des Königs, für ihre Gewalt beſorgt, zumal der Graf Dammartin, ſuchten auch den Gegenſatz, der ſeit Jahren zwiſchen Karl und ſeinem älteſten Sohne beſtand, immer mehr zu verſchärfen. Der König widerſetzte ſich plötzlich der längſt beabſichtigten Vermählung des Dauphins mit Charlotte von Savoyen; Ludwig vollzog ſie dennoch im März 1451. Freilich iſt es wahrſcheinlich, daß Ludwig, der im Dauphiné wie ein unabhängiger Herrſcher regierte, ſeine Stellung durch ein Bündniß mit dem benachbarten Savoyen ſtärken wollte. Vergebens rief ihn Karl an ſeinen Hof; der Prinz fürchtete zu ſehr die Günſtlinge, um dieſer Aufforderung nachzukommen. Als nun der König, von denſelben aufgeſtachelt, ein Heer gegen den Dauphin ſandte, entfloh dieſer zu Herzog Philipp dem Guten, der ihn mit aller dem franzöſiſchen Thronerben gebührenden Ehre aufnahm und ihm reichlichen Unterhalt gewährte[2]) (1456). Der Dauphin und ſein Vater wechſelten zahlreiche Schreiben, konnten ſich aber nicht verſtändigen. Darauf zog Karl das Dauphiné und alle Penſionen ſeines Sohnes ein. Dieſer lebte ſtill und ſcheinbar harmlos in Gemappe bei Brüſſel; im geheimen ſtachelte er freilich ſeinen freigebigen Wirth zu Feindſeligkeiten gegen den König auf, der ſeinerſeits dem Burgunder ſoviel Abbruch that wie möglich. Durch dieſes Zerwürfniß mit dem Dauphin wurden die letzten Jahre des durch ſeine ſtets fortgeſetzten Ausſchweifungen frühzeitig gealterten Königs ungemein verbittert. Er dachte ſogar daran, den Dauphin zu Gunſten ſeines Sohnes Karl zu enterben; aber die Ausſicht auf den furchtbaren Bürgerkrieg, den er dadurch entzündet haben würde, brachte ihn von ſeinem Plane zurück. Dann war er wieder im Begriffe, Philipp dem Guten den Krieg zu erklären. Allein er konnte zu keinem Entſchluſſe gelangen. Der plötzliche Tod ſeines erwählten Schwiegerſohnes, des Königs Ladislaus V. von Ungarn, beugte ihn tief danieder. Dabei fürchtete er den Dauphin. Er kannte die finſtere und liſtige Entſchloſſenheit ſeines Sohnes; er kannte die Nichtswürdigkeit der ihn ſelbſt umgebenden Günſtlinge, zumal er entdeckte, daß ſogar Antoinette von Maignelais in geheimem Verkehre mit Ludwig ſtand; und ſo meinte er, ſie ſeien wol im Stande, ſich von dem Dauphin gegen ihn gewinnen zu laſſen. Einige aus ſeiner Umgebung verſicherten ihn wirklich, ſein älteſter Sohn beabſichtige ihn zu vergiften. Ein Geſchwür im Munde machte dem unglücklichen Monarchen den Verdacht zur Gewißheit. Er verfiel in die Geiſtesnacht, die ſeinen Vater umgeben hatte. Er wollte aus Furcht vor dem Gifte weder eſſen noch trinken. So ſtarb er an Entkräftung am 22. Juli 1461, in ſeinem neunundfunfzigſten Jahre. Von ſeiner Gemahlin Maria von Anjou hatte er zwei Söhne, Ludwig und Karl, und acht Töchter. Von Agnes Sorel hatte er drei Töchter, die anerkannt und legitimirt, ſämmtlich vortheilhaft verheirathet wurden.

Kein Zweifel, daß Karl VII. in der zweiten Hälfte ſeiner Regierung ſich einſichtiger, thätiger und minder leichtſinnig zeigte als in jüngeren Jahren. Aber trotz aller „Rettungen", die jüngſt für ihn verſucht worden, gelingt es nicht, aus ihm eine große und bedeutſame hiſtoriſche Perſönlichkeit zu machen. Man hat ihm wol, ſchon zu ſeiner Zeit, den Beinamen „der Gutbediente" (le Bien-Servi) gegeben; es war der paſſendſte, den man für ihn finden konnte. Nicht Karl VII. iſt der Vertheidiger und Reorganiſator Frankreichs geweſen, ſondern die beſſeren unter ſeinen Dienern, ſo lange und inſoweit ſie ſich gegen ſeine perſönlichen Freunde und Freundinnen zu behaupten wußten: Jeanne d'Arc, Graf Dunois, der Connétable Richemont, die Gebrüder Bureau, La Hire, Jakob Coeur. Das ſind in Wahrheit die Retter Frankreichs, die es aus tiefſtem Verfalle emporhoben und das Einigungswerk Philipp Auguſt's und Philipp's des Schönen wieder aufnahmen, das Ludwig XI. dann gänzlich vollendete.

Literatur: Ordonnances des rois de France, t. XIII. — Du Fresne de Beaucourt, Le caractère de Charles VII. (2 Bde., Paris 1875). — Derſ. Histoire de Charles VII. (Bd. I, Paris 1881). — Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII. (3 Bde., Paris 1862—65). — P. Clément, Jacques Coeur et Charles VII. (2 Bde., Paris 1853). — A. Tuetey, Les Ecorcheurs sous Charles VII. (2 Bde., Montbéliard 1874). — Monſtrelet, Chroniques, ed. Buchon (Choix de Chroniques, Paris 1836). — Mémoires d'Olivier de la Marche (Mich. et Ponj. I, III). — Jean Chartier, Chronique de Charles VII., ed. Vallet de Viriville (3 Bde., Paris 1858). — Oeuvres de Georges Chastellain, ed. Kervyn de Lettenhove (8 Bde., Brüſſel 1863—68).

(*M. Philippson.*)

h) KARL VIII., geboren am 30. Juni 1470 zu Amboiſe, einziger Sohn Ludwig's XI. von Frankreich, war bei dem Tode ſeines Vaters erſt eben dreizehn Jahre alt. Schwach an Körper und wenig entwickelten Geiſtes war er durch den Willen Ludwig's der Obhut von deſſen älteſter Tochter Anna und deren Gemahl Peter von Bourbon, Grafen von Beaujeu, anvertraut. Anna von Beaujeu, obwol erſt 22 Jahre alt, zeigte ſich ihres Vaters nicht unwürdig. Sie beſaß deſſen Geſchicklichkeit, Heuchelei, eiſerne Beharrlichkeit, natürliche Anlage für die Staatsgeſchäfte. Des jungen Königs hatte ſie ſich ganz zu bemächtigen gewußt, weniger durch Liebe, als durch die Scheu, ja Furcht, die ſie ihm vor ſich eingeflößt hatte. Ihr Gemahl, ſchon auf der Höhe des Lebens, nicht ohne praktiſches Geſchick, beſaß dennoch weder hervorragende Talente noch großen Ehrgeiz und war zufrieden, die Rolle eines tüchtigen Miniſters ſeiner Ge-

2) 36,000 Livres jährlich (Olivier de la Marche).

mahlin zu spielen. Dagegen erhoben sich wider ihre Regentschaft die Prinzen von Geblüt: die Herzoge Ludwig von Orleans, Johann II. von Bourbon, von Angoulême, Franz II. von der Bretagne, René II. von Lothringen und viele andere Große. Sie verbanden sich mit Erzherzog Maximilian der Niederlande, mit König Richard III. von England. Aber die Regentin wußte allen diesen Feinden ebenso erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen wie den revolutionären Forderungen der Generalstände zu Tours (1484), die vergeblich eine Reaction gegen das absolute Königthum versucht hatten. Gegen Richard von England entsandte sie dessen Nebenbuhler, Grafen Heinrich von Richmond, der dann jenem bei Bosworth (1485) Sieg, Leben und Krone raubte; so wurde Anna von Beaujeu's Schützling König von England als Heinrich VII. Die Bretagner und ebenso der stets an Geldmangel laborirende Maximilian wurden von französischen Truppen geschlagen, der letztere, trotz seiner Würde als römischer König, von den aufständischen Bürgern von Brügge gefangen genommen (1488). Endlich besiegte der königliche General Ludwig de la Tremoille das Heer der Aufständischen, das der bretagnische Marschall von Rieux befehligte, entscheidend bei St.-Aubin in der Bretagne (26. Juli 1488); der Herzog von Orléans und mehrere andere aufständische Große geriethen dabei in Gefangenschaft. Herzog Franz II. von der Bretagne mußte am 20. Aug. 1488 einen Frieden schließen, durch den er Bürgschaften für seine Unterthänigkeit gab, auch seine Töchter — er hatte keine Söhne noch männliche Verwandten — nur mit Zustimmung des Königs zu vermählen versprach. Als er bald darauf (9. Sept. 1488) starb, hatte er nichtsdestoweniger eine durchaus franzosenfeindliche Regentschaft für seine ältere Tochter und Erbin Anna eingesetzt. Nun rückten abermals französische Truppen siegreich in die Bretagne ein, bis spanische und englische Heerscharen der letzteren zu Hülfe kamen und die Franzosen zum Rückzuge nöthigten. Der langdauernde Krieg hatte in der That Frankreich derartig erschöpft, daß dasselbe 1489 mit Maximilian zu Frankfurt Frieden schließen, darin die gütliche Beilegung des bretagnischen Streits und Verzeihung für alle aufständischen Großen versprechen mußte.

Anna von der Bretagne, um sich vor der französischen Macht zu schützen, vermählte sich (Sommer 1490), freilich nur durch Procuration, mit dem römischen Könige; mit dessen Tochter Margarethe war Karl VIII. schon seit acht Jahren vermählt, aber auch nur dem Namen nach, da sie jetzt erst zehn Jahre zählte. Indeß die Nachricht von der Verheirathung Anna's mit Maximilian erregte am französischen Hofe das peinlichste Aufsehen; in der That durfte derselbe nicht die wichtige Provinz in die Gewalt des ohnehin an den französischen Grenzen schon allzu mächtigen österreichischen Hauses gelangen lassen. Die französische Regierung erklärte die Heirath, weil ohne Zustimmung des Oberlehnsherrn geschlossen, für ungültig. La Tremoille rückte mit einem starken Heere in die Bretagne ein, deren er sich zum größten Theil bemächtigte. Da brachte Karl VIII. selbst den Dingen eine unerwartete Wendung. Mehr und mehr war er der Vormundschaft seiner älteren Schwester überdrüßig geworden. Unter dem Vorwande einer Jagdpartie entfernte er sich vom Hofe, befreite den Herzog von Orleans aus seiner Haft und regierte nunmehr nach dessen Rathe. Indem er vor Rennes erschien, in dessen Mauern die Herzogin Anna belagert war, faßte er den Plan, seine nominelle Ehe mit Margarethen zu brechen, auch Anna zum Verzicht auf ihren Gemahl zu bewegen, sie zu heirathen und damit auf gütlichem Wege die Bretagne an die Krone zu bringen. Wirklich wurde am 15. Nov. 1491 der bezügliche Vertrag zwischen Karl VIII. und Anna von der Bretagne abgeschlossen, drei Tage später die Heirath. Das Herzogthum Bretagne wurde, mit Bewahrung seiner Privilegien, auf immer mit der Krone Frankreich vereint; es wurde festgestellt, daß Anna im Falle einer Witwenschaft nur den Nachfolger ihres Gatten oder den dann muthmaßlichen Thronerben ehelichen dürfe. So war der letzte der großen Feudalstaaten der Nationaleinheit zum Opfer gefallen.

Freilich war dieser erhebliche Erfolg durch einen doppelten Wortbruch sondergleichen erkauft. Maximilian und Heinrich VII., die beide an der Unabhängigkeit der Bretagne Interesse hatten, und von denen der erstere noch dazu als Gatte und Vater tief gekränkt war, kündigten Karl VIII. Fehde an. Das Artois wurde dem französischen Könige entrissen, die Freigrafschaft empörte sich gegen ihn zu Gunsten Maximilian's. Karl aber war schon wieder von andern Plänen erfüllt. Trotz seines schwächlichen Körpers hegte er ritterlich phantastische Ideen. Er legte sich den Titel eines Königs von Neapel und Jerusalem bei und beschloß, die Ansprüche des Hauses Anjou, die er durch Einziehung der Provence an die Valois gekommen wähnte, auf Neapel und selbst das heilige Land mit Waffengewalt zu verwirklichen. Dazu reizten ihn beutegierige Günstlinge, die aus Neapel verbannten Gegner des dortigen aragonischen Königshauses, der ehrgeizige Usurpator von Mailand, Ludwig Sforza „der Mohr". Um sein italienisches Unternehmen mit Sicherheit beginnen zu können, mußte Karl vorher mit seinen Widersachern Frieden schließen, der sich freilich ziemlich verlustreich gestaltete. Der Friede mit England, zu Etaples, 3. Nov. 1492, wurde durch Zahlung von 205,000 Pf. Sterl. erkauft. Durch den Vertrag von Barcelona, 19. Jan. 1493, trat Karl die aragonischen Erwerbungen seines Vaters, die Grafschaften Roussillon und Cerdagne, welche die Pyrenäengrenze für Frankreich vervollständigten, an Spanien ab. Endlich kam noch mit Maximilian zu Senlis, 23. Mai 1493, die Aussöhnung zu Stande. Artois und die Freigrafschaft Burgund wurden ihm in aller Form zurückgegeben. Mit so großen Opfern hatte sich Karl von seinen Nachbarn die Möglichkeit des italienischen Unternehmens erkauft. Mit Ludwig dem Mohren war er schon im April 1493 einen Bündnißvertrag eingegangen, sonst aber wollten trotz aller Bemühungen der französischen Diplomatie nur die kleinen Staaten Ferrara und Bologna sich an Frankreich an-

schließen. König Alfons von Neapel begann selbst den Krieg. Während seine Flotte das mit mailändischer Garnison besetzte Genua angriff, rückte sein Landheer, von päpstlichen Truppen verstärkt, gegen die Lombardei vor. Indeß nun zögerte Karl nicht länger, um nicht seinen mailändischen Bundesgenossen überwältigen zu lassen. Seine Flotte ging unter dem Herzoge von Orléans nach Genua, er selbst überschritt im August 1494 den Mont-Genèvre. Seine Reiterei bestand aus französischen Hommes-d'armes, während sein Fußvolk hauptsächlich aus schweizer Söldnern gebildet war. Diese Truppen waren den Italienern weit überlegen, die nur ihre Condottierengefechte kannten, wo man sich mehrere Stunden hindurch mehr herumstieß als ernstlich bekämpfte, einander so wenig Leid wie möglich that. Die Schweizer dagegen nahmen den Krieg sehr ernst, schlugen tüchtig zu und gaben selbst den Entwaffneten nicht leicht Quartier; das erfüllte dann die Italiener mit wahrem Entsetzen. Bei Rapallo, vier Meilen von Genua, erfocht Orléans einen ersten Sieg über die Neapolitaner, die nun nirgends mehr Stand hielten. Wie schmeichelte es dem eiteln und romantischen Karl VIII., daß Andreas Paläologus jetzt alle seine Rechte auf das byzantinische Reich ihm übertrug! Seitdem trat er bei feierlichen Gelegenheiten in kaiserlichem Schmucke auf.

Franzosen und Mailänder im Verein rückten in Mittelitalien ein, während die Neapolitaner sich ohne Schwertstreich nach ihrem Königreiche zurückzogen. Alle Freunde Frankreichs fühlten sich ermuthigt, alle Gegner waren erschreckt. In Rom empörten sich die Colonna gegen Papst Alexander VI., in Florenz die Republikaner gegen Peter von Medici, der es mit den Aragoniern von Neapel gehalten. Vergebens demüthigte sich der Medici, er mußte fliehen (November 1494). Als nun aber die Florentiner sich mit Frankreich verbanden, legte Karl ihnen nichtsdestoweniger eine Contribution von 120,000 Dukaten auf, entriß ihnen Pisa, Livorno und andere Städte. Bald darauf überwarf er sich auch mit Ludwig dem Mohren, der durch die schnellen und großen Erfolge der Franzosen erschreckt war und deren Uebermuth fürchtete. Karl jedoch, ohne sich um diese Gegner in seinem Rücken zu kümmern, marschirte wider Rom. Vergebens boten Alexander VI. und Alfons Frieden, ja Tribut; Karl antwortete, nur in Rom selbst werde er verhandeln. In den letzten Stunden des J. 1494 zog er in die ewige Stadt ein. Am 11. Jan. 1495 mußte ihm der Papst Civita-Vecchia, Terracina und Spoleto einräumen, die Belehnung mit Neapel, „der Rechte anderer unbeschadet", sowie Cardinalshüte für mehrere geistliche Rathgeber des Königs versprechen. Und dann ging es gegen Neapel. Nachdem Karl den Grenzpaß von St.-Johann erstürmt, wagte auch hier niemand mehr Widerstand. Die Königsfamilie entfloh nach der zum Königreich Aragon gehörenden Insel Sicilien. Am 22. Febr. 1495 rückte Karl, ohne einen Schuß thun zu müssen, in seine neue Hauptstadt Neapel ein; binnen wenigen Tagen unterwarf sich, mit Ausnahme einiger Seestädte, das ganze Land.

Diese Erfolge waren ungeahnt schnell und glänzend, aber gerade in dem Berauschenden dieses wunderbaren Glücks lag die Gefahr. Die Franzosen hausten mit zügellosem Uebermuth, beleidigten die Männer, mishandelten die Weiber, raubten und stahlen; selbst die französische Partei unter den Neapolitanern wurde mit äußerster Geringschätzung behandelt. Und dabei zogen schwere Gefahren wider das französische Heer in Neapel herauf. Ludwig der Mohr, neuerdings von Karl beleidigt und übervortheilt, schloß mit Venedig und dem Papst ein Bündniß gegen ihn; Maximilian trat bei, unter dem Vorwande, daß Karl die kaiserlichen Rechte in Italien beeinträchtigt habe; ebenso, trotz des Vertrags von Barcelona, Ferdinand der Katholische von Spanien, weil die Franzosen den Statthalter Christi verletzt hätten. Am 31. März 1495 unterzeichneten diese Mächte zu Venedig eine Allianz zur Wiederherstellung von Alfons' Nachfolger, Ferdinand II. in Neapel. Später schloß sich auch Heinrich VII. von England an, da die ihm von Karl VIII. verheißenen Gelder nicht regelmäßig eingingen. So rächte sich an dem französischen Könige seine ebenso abenteuerliche und leichtsinnige wie rechtverletzende und rücksichtslose Politik. Uebrigens war derselbe Neapels schon überdrüßig und wünschte zur Abwechselung wieder nach Frankreich zurückzukehren. Die übeln Nachrichten, die ihm von allen Seiten zukamen, befestigten seinen Entschluß. Er ließ in Neapel etwa 13,000 Mann zurück; mit 20,000 nahm er den Weg nach der Heimat. Für die Vertheidigung der neuen Erwerbung war sonst wenig geschehen. Der Schatz, die Magazine, die Festungen waren leer; der höchst mittelmäßige Gilbert von Bourbon-Montpensier ward als Vicekönig zurückgelassen (Ende Mai 1495). Zum Glück für Karl fand er den Weg über den Apennin frei; erst in der Po-Ebene erwartete ihn das an Zahl überlegene mailändisch-venetianische Heer bei Fornovo am Flüßchen Taro. Am 6. Juli 1495 erzwangen hier die Franzosen sich den freien Durchzug nach der Heimat. Allein die Italiener verstärkten sich täglich, verfolgten eifrig und verwandelten allmählich den Rückzug der Franzosen in Flucht; der größte Theil derselben ging unterwegs zu Grunde. In Asti fand man endlich neue Streitkräfte, Lebensmittel, eine starke Festung, um sich zu erholen. Am 10. Oct. 1495 schloß Karl Frieden mit Ludwig dem Mohren. Der Herzog versprach, den nach Neapel bestimmten französischen Truppen freien Durchzug zu gewähren und dem Herzoge von Orléans 50,000 Dukaten zu zahlen; Karl dagegen, die Ansprüche des letzteren auf Mailand nicht zu verfechten. Am 23. Oct. betrat Karl den französischen Boden. Er vergnügte sich in Lyon mit Festen aller Art. Es störten ihn darin weder der Tod seines einzigen Sohnes noch die übeln Nachrichten, die er aus Neapel erhielt.

Hier war Ferdinand II. gelandet, unterstützt durch den Abscheu der Neapolitaner gegen ihre Unterdrücker, sowie durch ein spanisches Truppencorps unter Gonsalvo de Cordoba. Trotz eines Sieges der Franzosen bei Seminara zog Ferdinand im Juli 1495 in die Hauptstadt ein; das ganze Königreich fiel ihm zu. Karl, in Vergnügungen und Ausschweifungen versunken, that wenig,

es zu behaupten. Nach dem Tode Montpensier's und nachdem das französische Heer in Süditalien auf wenige hundert Mann zusammengeschmolzen, führte Aubigny dieselben Ende 1496 nach Frankreich zurück. Nicht an Muth hatte es den Franzosen gefehlt, wohl aber an Besonnenheit, Umsicht, Ausdauer. Es war alles so keck und leichtsinnig geführt worden, daß das Scheitern der Unternehmung nicht verwundern kann. Das unglückliche Italien erhielt den Frieden nicht wieder. An Stelle der Franzosen hatten sich die Spanier und Kaiserlichen festgesetzt; von Karl VIII. datirt die fast vierhundertjährige Fremdherrschaft auf der Halbinsel. Nach einem verunglückten Versuche gegen Genua erklärte übrigens Karl selbst sich als besiegt, indem er um Erneuerung des Friedens mit Spanien bat (1497).

Ein Schlagfluß machte dann plötzlich am 7. April 1498 dem Leben des noch nicht achtundzwanzigjährigen französischen Monarchen ein Ende. Mit ihm schloß die directe Linie der Valois, und die Krone ging auf die Seitenlinie der Valois-Orleans über, die von Ludwig, dem zweiten Sohne Karl's V., abstammte. Unter Karl VIII. war das ordentliche Einkommen der Krone auf 3,600,000 Livres gestiegen, die nach dem Metalle und dem relativen Geldwerth etwa heutigen 120 Millionen Francs entsprechen. Die Ausgaben aber waren 7,300,000 Livres, also mehr als das Doppelte, wovon das Kriegsbudget fast drei Viertel: 5,300,000 Livres, verschlang. Das Deficit wurde durch außerordentliche Steuern gedeckt.

Literatur: Ségur, Histoire de Charles VIII. (2 Bde., Paris 1835). — Charrier, Histoire de Charles VIII. (2 Bde., Paris 1868). — Leroux de Lincy, Vie de la reine Anne de Bretagne (4 Bde., Paris 1860—61). — Dupuy, Histoire de la réunion de la Bretagne à la France (Paris 1881). — Mémoires de Commynes ed. Mlle Dupont (Société de l'histoire de France; 3 Bde., Paris 1840—47).

(*M. Philippson.*)

i) KARL IX. (Maximilian), König von Frankreich. Als zweiter Sohn König Heinrich's II. von Frankreich und der hochbegabten, aber herz- und charakterlosen Katharina von Medicis am 27. Juni 1550 in St.-Germain-en-Laye geboren, wuchs Karl, der den Titel eines Herzogs von Orléans erhielt, zu einem schwächlichen, gallichten und nervösen Knaben von lebhafter Einbildungsgabe und heftigem Temperament auf. Der Tod seines Bruders, Franz II., berief ihn am 5. Dec. 1560 auf den Thron Frankreichs, seine Mutter übernahm die Vormundschaft über ihn, König Anton von Navarra wurde Generallieutenant des Reichs, aber Katharina leitete die Regierung, die ihr Anton willig überließ.

Als Devise für die neue Regierung wählte der Minister L' Hôpital die wenig zutreffende „Pietate et justitia!" 1561 wohnte der Königsknabe der Ständeversammlung in Orléans und dem Religionsgespräche in Poissy an; vor dem Triumphe des Herzogs von Guise entwich er mit seiner Mutter 1562 nach Melun, dann nach Fontainebleau; Katharina ließ ihn nicht nach Paris, wo man ihn zu sehen wünschte, denn sie fürchtete, eine Partei werde mit ihm paradiren und sich durch ihn decken. Als sie aber hörte, Condé nahe Paris, und König Anton, um Karl nicht in hugenottische Hände fallen zu lassen, sie bestürmte, Karl ihm zu übergeben, gab sie nach und Karl ging am 1. April nach Vincennes, bitterlich weinend, als sollte er ins Gefängniß; am 6. April nahm er mit Katharina Residenz im Louvre; Condé erklärte ihn in Manifesten für einen Gefangenen und der Hugenottenkrieg brach aus. Karl's Name diente seiner Mutter zu allen Plänen und Handlungen; er hatte keinen Willen außer ihrem. Im August führten der König von Navarra, der Herzog von Guise und der Connétable Karl in ihr Lager bei Bourges, von wo sie mit ihm im September nach der Normandie zogen; Rouen fiel und Karl kehrte heim. Auf Anstiften von L' Hôpital erschien am 19. März 1563 das Edict von Amboise, welches den Hugenotten Religionsfreiheit gewährte und einen Waffenstillstand unter dem Namen eines Religionsfriedens eintreten ließ. Nach der Uebergabe von Orléans zog Karl hier im April ein, hielt am 17. Mai im pariser Parlamente ein lit de justice wegen der Kirchengüter ab, wohnte mit Katharina der Belagerung und Einnahme von Havre bei und erklärte auf ihre Veranstaltung in einem lit de justice dem Parlamente von Rouen am 17. Aug. 1563, er sei mündig und werde künftig alle Gegner des Edicts von Amboise als Rebellen züchtigen; seine intriguante Mutter übergab ihm kniend die Gewalt, Karl aber versicherte ihr, er werde nichts ohne sie thun; die Vorstellungen des gekränkten pariser Parlaments wies er schroff zurück und Paris mußte entwaffnen. Katharina blieb Herrscherin und lehrte Karl bald die Bräuche der katholischen Kirche verspotten, indem er sie in Maskeraden vorführte, bald den Orthodoxen spielen, wie es ihr gerade paßte; um ihn desto sicherer zu beherrschen, stieß sie ihn und seine Brüder in Verführung und Laster hinein und schon früh war er ganz verderbt, während ihn die Geschäfte anekelten. Um den König den Provinzen zu zeigen und die Centralautorität, die der Bürgerkrieg erschüttert hatte, hier zu befestigen, bereiste Katharina mit Karl seit März 1564 das Reich und in Bayonne machte sie im Juni 1565 auf einer Zusammenkunft mit Karl, der Königin Elisabeth von Spanien, Karl's Schwester, und Alba den Versuch, ihre Politik zu rechtfertigen. Karl erhielt das Goldene Vließ und Philipp II. wollte ihn und seine Mutter veranlassen, in den religiösen Fragen eine entschiedenere Haltung anzunehmen, aber sein und Alba's Bestreben, eine enge Allianz Frankreichs und Spaniens zur Austilgung der Hugenotten zu gründen, blieb erfolglos. Trotzdem neigte Katharina von nun an mehr nach Spanien und Rom hin und erwies sich den Hugenotten ungnädiger; auf der Reise zeigte Karl voll Unmuth der Königin von Navarra die zerstörten Kirchen und Grabmäler und heftiger Haß gegen die Hugenotten machte sich bei ihm Luft. Im December 1565 kehrte der Hof nach Blois zurück. Karl hielt im Januar 1566 die große Staatsversammlung in Moulins ab, auf der die Wirren geschlichtet werden sollten, aber durch alle Friedensworte der alte Streit durchklang. Während Karl

am Bündnisse mit Spanien festhielt, anstatt nach protestantischem Wunsche die niederländische Lage zur Losreißung Belgiens von Spanien zu benutzen, bestürmte ihn eine große Gesandtschaft deutscher protestantischer Fürsten, treu am Friedensedicte zu halten und der Predigt des Evangeliums in ganz Frankreich freien Lauf zu lassen. Der zum Jähzorn angelegte König war über ihre Einmischung erbittert und erklärte ihnen kurzweg, er verbitte sich dieselbe; obgleich in der Schule der Heuchelei aufgewachsen und zum Lügner erzogen, der die Wahrhaftigkeit nur dem Namen nach kannte, vergaß er sich im Aerger so weit, dem Admiral Coligny heftige Vorwürfe über die zunehmenden Ansprüche der Hugenotten zu machen. Auf Coligny's Rath entwarfen die Führer der Hugenotten den Plan, Karl, seine Mutter und Brüder zu ergreifen und in Karl's Namen zu regieren; am 29. Sept. 1567 sollte der Handstreich erfolgen. Aber Katharina führte Karl, als sie eine Bewegung der Gegner bemerkte, am 25. Sept. von Monceaux nach Meaux; Karl berief hierhin mehrere Regimenter und ging unter dem Schutze der Schweizer am 29. Sept. mit dem Hofe nach Paris ab; er blieb unterwegs an der Spitze der Schweizer, vor Wuth schäumend, und kam bei Nacht in Paris an. Die Friedenspartei unter L'Hôpital verlor bei Hofe allen Einfluß, der zweite Hugenottenkrieg brach aus, in dem nach dem Tode des Connétable Karl's Bruder, Herzog Heinrich von Anjou, den Oberbefehl des königlichen Heeres führte, zum Generallieutenant des Reichs ernannt. Karl war mit dieser Wahl seiner Mutter unzufrieden, denn er beanspruchte für sich den Oberbefehl, aber es erschien zu unrathsam, sein Leben im Bürgerkriege auszusetzen; von der Mutter gegängelt, fiel es ihm bisweilen ein, sich gegen ihre Herrschaft aufzulehnen, was sie in ihrer Antipathie, die unter der Maske der Mutterliebe lag, noch bestärkte. Noch einmal wurde der Krieg durch einen Friedensschluß nicht beendigt, sondern nur unterbrochen; in Longjumeau erfolgte am 23. März 1568 „la petite paix" zwischen Katholiken und Hugenotten; das Edict von Amboise wurde in seinem ursprünglichen Gehalte erneuert. Es kam infolge des wachsenden gegenseitigen Mistrauens noch 1568 zum dritten Hugenottenkriege. Eifersüchtig auf Anjou's Erfolge, kam Karl während desselben bei dem Heere an, als es St.-Jean d'Angély belagerte und nahm (October bis December 1569); bald aber kehrte er mit Mutter und Bruder an die Loire zurück und sein Heer trennte sich. Die Geldnoth im Schatze war grenzenlos, die Provinzen bluteten, der König von Spanien schickte nur unzureichende Hülfstruppen und hoffte, der Bürgerkrieg werde Katharina und Karl schließlich dahin bringen, Alba nach Frankreich zu rufen. Bald nach dem Siege von Moncontour schrieben Karl und Katharina den Führern der Hugenotten die wohlwollendsten Briefe; jüngst noch hatten sie einen Preis auf Coligny's Kopf gesetzt, jetzt führten sie glatte Worte im Munde. Aber die Hugenotten ließen sich nicht düpiren, sie antworteten respectvoll und setzten den Krieg fort, bis Karl trotz aller Vorstellungen der katholischen Höfe mit ihnen am 8. Aug. 1570 zu St.-Germain-en-Laye Frieden schloß; allgemeine Vergebung sollte eintreten, den Hugenotten volle Religionsfreiheit zutheil werden.

Karl hatte sich an verschiedenen Höfen um eine Gemahlin umgesehen, überall ward er abgewiesen, in Wien voran, als er um Erzherzogin Anna, dann um Erzherzogin Elisabeth (Isabella), Töchter des den Protestanten gütig gesinnten Kaisers Maximilian II., warb; aber Philipp II. von Spanien arbeitete für ihn in Wien, der Kaiser erklärte sich im Juli 1569 mit der Werbung um Elisabeth einverstanden. Später erboste Philipp, als der König und Katharina sich den Hugenotten freundlicher zeigten, es kam zu sehr bittern Erörterungen, bei denen Karl aufbrauste, sich der Vormundschaft Spaniens zu entwinden und den Beweis zu liefern gelobte, daß er ganz Mann sei. Karl schloß den Frieden von St.-Germain, weil er mußte, die Noth zwang ihn, denn der Ruin drohte dem Reiche; im Frieden hoffte er seine ketzerischen Unterthanen allmählich wieder in den Schos des Katholicismus zurückzuführen; seine Schwester Margarethe wollte er mit Heinrich von Navarra und Condé mit der jüngeren Schwester, der Herzogin von Nevers, vermählen, während ihn sein Günstling Albert de Gondi, der spätere Marschall von Retz, gänzlich dominirte. Elisabeth von Oesterreich, eine bescheidene und sanfte Frau, wurde in Speier durch Procuration Retz und am 26. Nov. 1570 in Mezières Karl selbst angetraut; die zur Feier geladenen hugenottischen Großen lehnten ab. Auf den jungen Herzog Heinrich von Guise war Karl, weil er die Liebesgunst seiner Schwester Margarethe genoß, so erbost, daß er seine Ermordung plante, doch entging Guise dieser Gefahr und machte durch eine anderweitige Heirath mit Karl Frieden. Am 23. Dec. 1570 empfing Karl in Villers-Cotterets eine Gesandtschaft deutscher Fürsten, die ihm zur Wiederherstellung des Religionsfriedens Glück wünschte und versprach, die Fürsten würden niemals seine inneren oder äußeren Feinde unterstützen, und gab ihnen die tolerantesten Versicherungen; durch einen Gesandten an den Kurfürsten von Sachsen, August I., suchte er eine Defensivallianz mit den protestantischen Fürsten Deutschlands zu schließen. Karl war nicht ohne bedeutende Fähigkeiten, wenn er auch Kindereien über alles liebte; neben gewinnenden Manieren besaß er Geschmack für Künste und Wissenschaften und soll mit Ronsard, dem damals über die Gebühr gefeierten Schöpfer des französischen Classicismus, in poetischer Correspondenz gestanden haben; das von ihm hinterlassene Gedicht „La chasse royale" erschien 1625 im Drucke. In der nichtswürdigen politischen Schule seiner Mutter, die ihn durch Gewährung jeder Laune und Lust um so enger an sich zu ketten wußte, lernte er keine Grundsätze, er verlachte Treue und Ehrlichkeit als Dummheit, Mitleiden als Feigheit, und log, wann es ihm gut dünkte; er regierte von der Hand in den Mund, feste Ziele kannte er nicht, er folgte der wechselnden Laune. Voll Ehrgeiz, liebte er den Krieg; in ihm wollte er Frankreichs Ansehen, welches zumal von Spanien herabgedrückt wurde, wieder heben. Er machte den Hugenotten bedeutende

Zugeständnisse, entfernte sich von Spanien und ließ ersteren durchblicken, es könne sein, daß er in den Niederlanden Spanien bekriege; mit Entzücken ergriff er die günstige Gelegenheit, seinen eifersüchtig gehaßten Bruder Anjou los zu werden, als diesem die Aussicht auf die Hand der Elisabeth von England sich erschloß, und trat mit Ludwig von Nassau in Unterhandlungen, der ihm für seine Unterstützung im Kampfe der Niederlande mit Spanien Flandern und Artois anbot und günstige Eindrücke nach La Rochelle zurückbrachte. Coligny wurde bestimmt, am Hofe in Blois zu erscheinen, während Karl dem spanischen Gesandten auf seine Drohungen erwiderte, er fürchte den Krieg nicht und sein König könne ihn haben. Coligny erwiderte das Entgegenkommen des Hofs vertrauensvoll und erschien in Blois am 12. Sept. 1571. Nicht mit allzu großer Herzlichkeit empfangen, gewann der Admiral rasch eine höchst bedeutende Position am Hofe, wirkte für die Heirath Margaretbens mit Heinrich von Navarra, dem Haupte der Hugenotten, suchte Karl zum Kriege gegen Spanien zu bewegen und wurde von ihm voll Güte behandelt, reich beschenkt und in allem um Rath gefragt; seine Pläne, Frankreichs Ansehen in einem auswärtigen Kriege zu erhärten, fanden Beifall bei dem erregbaren und für Kriegsruhm empfänglichen Monarchen, vor dessen Augen er seine große Politik entfaltete und der hierfür weit mehr Interesse faßte als für den von Pius V. geforderten Anschluß an die Liga gegen die Osmanen. Mit Verdruß sahen die Guise und Katharina, die ihren Sohn nicht vom Gängelbande lassen wollte, diese Machtstellung Coligny's und fürchteten für ihren Einfluß im Staate. Ein bedeutender Sieg der antispanischen Politik war neben der Heirath Navarra's das Bündniß Karl's mit Elisabeth von England in Blois (29. April 1572), in dem Frankreich Maria Stuart ihrem Schicksale überließ und beide Mächte sich zur gegenseitigen Defensive verpflichteten; die Rüstungen gegen Spanien nahmen großen Aufschwung, wurden aber lügnerisch als gegen die Meergeusen gerichtet ausgegeben, ohne daß damit Philipp und Alba dupirt wurden. Katharina war mit Karl durchaus anderer Meinung in der Frage der Unterstützung der Niederlande, sie war ebenso dagegen wie er dafür; der Staatsrath war getheilter Ansicht. Bei der Spaltung zwischen Karl und Katharina fragte es sich, ob Karl sich von ihr emancipiren und selbst regieren würde, und Karl schien entschlossen, es zu thun; er gab den Hugenotten Erlaubniß, die Niederländer zu unterstützen, und wollte ihnen selbst helfen; Coligny und Ludwig von Nassau lohnten ihm durch die Ueberlassung von vier Sicherheitsplätzen in Frankreich im Mai 1572. Aber Karl steht nicht auf festen Füßen; unreif und haltlos schwankt er wie ein Rohr, wie gerade der Wind streicht; seine Staatskunst ist das unablässige Schaukelspiel, wie seine Mutter es stets geübt, er lügt unaufhörlich, aber bisweilen merkt man es ihm noch an; gleichzeitig steht er in Verbindung mit den Niederländern und England und schwört Spanien die friedfertigsten Gesinnungen zu. Am 17. Juli erlitten die französischen Scharen unter Genlis, die Mons entsetzen wollten, eine entscheidende Niederlage durch Alba's Sohn und unter dem erbeuteten Gepäck fand sich ein Brief Karl's, der sein volles Einverständniß mit dem Hause Nassau darthat. Katharina bangte in hohem Grade, sie verlangte nach Frieden mit Spanien; die Hugenotten unter Coligny hingegen setzten alles daran, Karl jetzt ihrem Einflusse zu entziehen und ihn zum definitiven Bruche mit Philipp II. zu bewegen; seit er am 30. Juli nach Paris gekommen, stürmten sie auf ihn ein; er schien nachzugeben, mehrere Tage galt der Krieg als ausgemachte Sache, Rüstungen wurden anberaumt. Da kehrte Katharina heim, in aller Eile gelang es ihr, das ganze Kriegsgelüste aus Karl's Sinn zu scheuchen, sie errang einen vollen Sieg über ihn, er ließ seine Ruhmesträume fahren und ergab sich ihrem Willen. Sie haßte Coligny, in dem sie den gefährlichsten Gegner ihrer Herrschsucht kannte, und dang einen Mörder, der ihn aber am 22. Aug. nur verwundete. Karl wurde bei dieser Nachricht zu Tode erschreckt, besuchte alsbald mit Katharina Coligny, beschwor die hugenottischen Fürsten, jetzt Paris nicht zu verlassen, versprach harte Bestrafung des Mörders u. s. w. Coligny rieth Karl, er möge künftig selbst seines Reiches warten und sich nicht länger mit demselben misleiten lassen. Es gelang aber Katharina abermals, Herrin Karl's zu werden, das durch Coligny in ihm geweckte bessere Ich zu ersticken, ihm Furcht vor den Rüstungen der Hugenotten einerseits und vor der Rache der Katholiken andererseits einzuflößen; er zitterte vor dem Gedanken, sie werde seinen verhaßten Bruder Anjou an seine Setzen, und in halbem Wahnsinne willigte er in ihren Höllenplan ein, die Bartholomäusnacht zu inscenirer, willigte in den Mord der auf ihn vertrauenden Hugenotten und Coligny's selbst. Unerwiesen ist der Schuß des Königs aus einem Fenster des Palastes in der Blutnacht. Er erklärte (26. Aug.) in einem lit de justice im Parlamente, nachdem er bisher den Guise alle Schuld zugeschoben hatte: er selbst habe die Thaten des 24. Aug. anbefohlen, da ihm kein anderes Mittel geblieben sei, um die Complote des Admirals und seiner Helfershelfer gegen sein Leben, gegen das seiner Mutter, seiner Brüder und Heinrich's von Navarra selbst zu vereiteln; der erste Präsident de Thou, des Historikers Vater, war feil genug, ihm Lob zu spenden, und eine Art Scheingericht wurde über Coligny und seine Genossen angeordnet. Karl ließ Münzen zur Verherrlichung der Schandthat schlagen und rief beim Anblicke der verwesenden Reste Coligny's aus: ein todter Feind dufte immer gut. Er wollte sich aller Führer der protestantischen Sache erledigen und traf Verfügungen gegen ihre Zusammenkünfte, hetzte zu neuen Blutscenen in den Provinzen an und sprach im nächsten Momente mild und begütigend. In Rom und Madrid pochte er auf seine glorreichen Verdienste um den Katholicismus, im September 1572 flehte er niederträchtig Alba an, er möge die gefangenen Hugenotten, die doch einst auf sein Geheiß hin nach Mons gezogen waren, um des Himmels willen tödten; an den protestantischen Höfen hingegen und in der Schweiz warf er alle Schuld an den Ereignissen auf die Zwangslage, in die ihn die Hugenotten

mit ihrer Verschwörung versetzt hätten, oder sprach von unerwünschten Unfällen. Er rastete nicht, bis er Condé und Heinrich von Navarra zur Abschwörung des reformirten Glaubens gebracht, wollte auf seine Weigerung hin Condé am 9. Sept. eigenhändig tödten, ließ sich aber durch die Bitte seiner königlichen Gemahlin erweichen, von diesem neuen Morde abzustehen; am 29. Oct. zwang er beide Fürsten, der Hinrichtung zweier Häupter des Hugenottenthums mit ihm anzuwohnen. Er war zum Tyrannen geworden, der nach Blut lechzte; den fremden Gesandten fiel sein verstörtes Wesen, sein scheuer, die Menschen meidender Blick auf. Die Königin-Mutter triumphirte, sie sah die reformirte Kirche blutbedeckt und voll Wunden. Aber die Verzweiflung trieb die Hugenotten zu energischer Gegenwehr; auf La-Rochelle gestützt, schritten sie zum vierten Kriege. Anjou, für den sich Frankreich um den polnischen Thron bewarb, leitete die Belagerung von La-Rochelle, indessen Karl an den protestantischen Höfen Deutschlands, in Polen und England Versicherungen geben ließ, die den Belagerten auswärtige Hülfe abschnitten. Aber La-Rochelle war nicht zu nehmen, Anjou wurde König von Polen, Karl schloß mit den Hugenotten ein am 6. Juli 1573 von ihm ratificirtes Abkommen und gestattete darin La-Rochelle, Nismes und Montauban Freiheit des Cultus und Glaubens, Befreiung von jeder königlichen Besatzung und andere Vortheile; er sprach mit ihnen wie eine Macht zur andern, nicht wie der Herr zu den Unterthanen; Sancerre capitulirte am 19. Aug. Karl konnte seinen Bruder Anjou nicht rasch genug nach Polen reisen sehen; er hatte sich resignirt, unter dem Joche der Mutter zu stehen, nicht aber auch unter dem seinen. Karl suchte Zerstreuung und Vergessen auf der Jagd, die er im wildesten Stile trieb, alle Ruhe war von ihm gewichen, nur tolles, ausschweifendes, ungezügeltes Treiben konnte ihn noch fesseln; trotz seiner kranken Lunge machte er die angreifendsten Parforceritte, blies ganze Vormittage Horn oder schmiedete Waffen; die Nächte durchschwelgte er, seine edeln Anlagen gingen ganz zu Grunde, und doch bereitete ihm die Musik, die er wie Poesie und Kunst stets geliebt, in seiner letzten Krankheit den einzigen Trost. Seine Geliebte Marie Touchet, eine Apothekerstochter aus Orléans, gebar ihm am 28. April 1573 auf Schloß Fayet Charles de Valois, Herzog von Angoulême, der als Großprior des Maltheserordens am 24. Sept. 1650 starb.

Mit den Hugenotten traten 1573 die politischen Unzufriedenen, „die Politiker", in Verbindung, die Toleranz verlangten, auf eine durchgreifende Reform der Rechtspflege und Verwaltung drangen und die Königin-Mutter stürzen wollten; an ihrer Spitze standen Heinrich von Navarra, Condé u. a., auch Karl's jüngster Bruder Alençon schloß sich ihnen an. Karl überließ die Regierung völlig seiner Mutter und wies die klagenden Protestanten ab, wollte von einer Ständeversammlung nichts hören und verweigerte Alençon die erbetene Würde eines Generallieutenants des Reichs. Alençon plante nun die Entführung von Karl und Katharina aus Saint-Germain-en-Laye nach der Normandie, aber sein Liebling entdeckte Katharina alles, Alençon gestand, 23. Febr. 1574. Katharina brachte den kranken König, dem sie vorstellte, man wolle ihm ans Leben, bei Nacht in einer Sänfte nach Vincennes; hier wurden Alençon und Heinrich von Navarra genau bewacht. Im März erhoben die Hugenotten in den Provinzen die Waffen, der fünfte Hugenottenkrieg begann. Condé entfloh nach Deutschland, während zwei Vertraute Alençon's, die ihm und Heinrich gern zur Flucht verholfen hätten, mit dem Kopfe büßten. Vergebens suchte Katharina den König zum Untergange Alençon's und Heinrich's anzureizen, diese Schandthaten hielt der Unselige von sich fern. Von Tag zu Tage wurde er elender, ein inneres Feuer zehrte ihn auf, er litt furchtbar; bisher in leidenschaftlicher Ueberreizung, brach er zusammen, wurde ganz apathisch und that, was seine Mutter, der böse Dämon seines Lebens, wollte, um in Ruhe sterben zu können. Ihr übertrug er die Regentschaft, bis sein Bruder aus Polen einträfe, um ihm nachzufolgen, und am 30. Mai 1574 starb er in Vincennes einen qualvollen Tod; sein letztes Wort war der Brustton herzlicher Freude, daß er keinem Sohne die blutige Krone hinterlasse. Seiner Ehe mit Königin Elisabeth entsproß eine Tochter, die früh starb. Er ruht in St.-Denis. Vgl. Brantôme, Vie de Charles IX.; Papyre Masson, Vie de Charles IX., Correspondance du roi Charles IX. et du sieur de Mandelot (Paris 1830); Mémoires de l' estat de France sous Charles neufiesme, seconde édition, tome I. (Meidelbourg 1578); Thuani historiarum sui temporis tomus secundus, Genevae 1620; Henri Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu' en 1789 (4. Aufl., Bd. 9, Paris 1865); Dareste, Histoire de France depuis les origines jusqu' à nos jours (Bd. 4, Paris 1866, 2. Aufl., 1875); Ebeling, Archivalische Beiträge zur Geschichte Frankreichs unter Karl IX. (Leipzig 1872); A. Desjardins, Charles IX. Deux années de règne 1570—1572 (Douay 1874); P. Mérimée, Chronique du règne de Charles IX. (neue Auflage, Paris 1877, 2 Bde.); H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht (Straßburg 1882).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KARL X. (Philipp), König von Frankreich und Navarra. Als jüngster Sohn des Dauphin Ludwig und der Maria Josepha von Sachsen am 9. Oct. 1757 in Versailles geboren, empfing Karl Philipp den Titel eines Grafen von Artois. Nur mäßig begabt, erhielt er mit seinen Brüdern, solange die Aeltern lebten, unter der Leitung des Herzogs de la Vauguyon eine streng geistliche Erziehung; als aber der Vater 1765 und die vortreffliche Mutter 1767 gestorben waren, ließ der Großvater, König Ludwig XV., weltliche Kurzweil und belustigendes Treiben an die Stelle der jesuitisch angehauchten Unterweisung treten. Artois mochte im Gegensatze zu den Brüdern vom Studium sehr wenig wissen, verachtete früh die Feder und bramarbasirte, ein Fils de France dürfe nur den Degen führen. Bei ihm war es wenig am Platze, den ohnehin mächtigen Stolz zum Dünkel zu entfachen, wie dies geschah. Höchst unwissend,

gründlich nur in der Frivolität und im Genusse, stets lustig bis zur Ausgelassenheit, war er von den Brüdern der weit beliebteste, das verwöhnte Kind des ganzen Hofs, und der alte Lüstling auf dem Throne, der die Erziehung der Enkel geben ließ, wie sie wollte, und ihnen schon in zarter Jugend Mißtrauen gegen ihre Vettern Orléans und Condé beibrachte, zog den unüberlegten und höchst liebenswürdigen Schwätzer seinen Brüdern weit vor. Für eine öffentliche Laufbahn wurde der Prinz weder bestimmt noch ausgebildet, niemand konnte ahnen, daß er einst König würde. Er erhielt den französischen Orden vom heiligen Geiste am 1. Jan. 1771, vom heiligen Michael, heiligen Ludwig, heiligen Lazarus u. s. w., das spanische Goldene Vließ, 1773 und 1774 die Herzogthümer und Grafschaften Auvergne, Angoulême, Mercoeur und Limoges als Apanage für sich und seine Nachkommen im Mannsstamme, wurde Oberst eines Dragonerregiments und im Mai 1772 Generaloberst der Schweizer und Graubündner und beirathete am 24. Oct. 1773 procurationsweise in Moncalieri und am 16. Nov. 1773 in Person zu Versailles die schöne (am 31. Jan. 1756 geborene, mithin um fast zwei Jahre ältere) Tochter des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien, Maria Theresia, die ihm in sehr kühler Ehe zwei Söhne, die Herzoge von Angoulême und von Berry, schenkte und am 2. Juni 1805 in Gratz starb. Sein ältester Bruder bestieg am 10. Mai 1774 als Ludwig XVI. den Thron und Artois, der sich durch leichte Künste popular zu machen wußte, galt bald als der erste Causeur des Hofs, als Liebling Marie Antoinette's und der Hofjugend, bei dem Volke aber als Romantiker des feudalen Frankreichs. 1782 wohnte er der Belagerung von Gibraltar unter Crillon bei. In der Revolution bekundete er sich von Anfang an als der entschiedene Widersacher der populären Bewegung, Necker war ihm als Bürgerlicher verhaßt und er trug zu seinem Sturze im Mai 1781 bei, der liederliche Charlatan Calonne war ein Mann nach seinem Herzen und gab ihm mit vollen Händen Gelder zu seiner Verschwendung (14 Millionen Francs). Im J. 1787 präsidirte Artois dem zweiten Bureau der Notabeln, in welchem ihm Lafayette mit seinen amerikanisirenden Neigungen und seinen freiheitlichen Forderungen furchtbar zu schaffen machte; im Gegensatz zu seinem Bruder Provence gab er die schroffsten absolutistischen Gesinnungen kund und wurde bei dem Volke sehr verhaßt; aller Drang nach Reform stieß bei ihm auf den heftigsten Widerstand. Als ihn Ludwig XVI. am 18. Aug. 1787 zur Einregistrirung der Edicte über Stempel- und Grundsteuer nach dem Obersteuerhofe (Cour des aides) sandte, empfing ihn der Pöbel mit Zischen und Pfeifen und Soldaten mußten ihn decken. Dem Gouverneur seiner Kinder, de Sénan, nahm er 1788 seine Stelle, weil er dem Proteste des bretonischen Adels gegen den Absolutismus beigepflichtet hatte; als Brienne, den Artois als Verdränger Calonne's nicht leiden mochte, nicht länger an der Spitze der Geschäfte bleiben konnte, trieb er Marie Antoinette und den König gegen ihn ins Feuer, meinte, die allgemeine Gärung gefährde des Königs Leben, und redete selbst Necker's Berufung das Wort. Er war durchaus gegen das doublement du tiers in den Reichsständen, präsidirte 1788 bei der zweiten Notabelnversammlung wieder dem zweiten Bureau, sprach hier gegen das doublement, unterzeichnete im November d. J. die Denkschrift der fünf Prinzen an den König, worin die Gefahren für Thron und Staat durch die sich vorbereitende Revolution geschildert waren, das doublement verworfen und der Adel verherrlicht wurde — sein Kanzler de Monthyon hatte sie entworfen — und rief den Volkshaß immer mehr hervor. Auf seinen und Marie Antoinette's thörichten Rath wurde Versailles, wo sich die Laster des ancien régime am grellsten enthüllten, zum Sitze der Reichsstände bestimmt. Fortgesetzt rieth der Unbesonnene Ludwig zu reactionären Schritten, ohne die Macht zu ihrer sieghaften Durchführung zu haben, verfocht alles Illiberale, veranlaßte Ludwig zu dem unsinnigen Beginnen, die Nationalversammlung am 20. Juni 1789 auf die Straße zu werfen und am 22. Juni dies Manöver im Ballhause zu wiederholen, wo er sich zum Spiele anmeldete. Als aber die Lage sich verschlimmert hatte, mußte er als Favorit der Feudalen im königlichen Auftrage dem Adel die Réunion mit dem dritten Stande befehlen, that dies unter der noch ungerechtfertigten Behauptung, sein längeres Zaudern bedrohe des Königs Leben, und die Réunion erfolgte am 27. Juni. Am 10. Juli schwang er auf dem Wege in den Staatsrath gegen Necker, dessen Haschen nach Volksgunst ihn anekelte, die Faust mit dem Rufe: „Wohin gehst du, fremder Verräther? Kehre in deine kleine Stadt heim oder du fällst noch von meiner Hand"; am 11. Juli wurde Necker entlassen, im Palais-Royal hingegen ein Preis auf Artois' Kopf und er auf die Aechtungsliste gesetzt; die Nationalversammlung sprach sich über Artois ungünstig aus, er aber erschien bei dem Feste für die fremden Truppen in der Orangerie. Als der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt dem Könige meldete, es sei eine Revolution ausgebrochen und auf Artois' Kopf sei ein Preis gesetzt, sprach dieser selbst für den Anschluß der Krone an die Nationalversammlung, die Noth lehrte ihn beten, und er soll jemand am 15. Juli an Bailly gesendet haben, damit er dem Könige eine Rede für die Versammlung verfasse. In der Nacht zum 17. Juli machte er sich feige davon, gab, nachdem er stets zur Reaction gerathen, das Zeichen zur ersten Emigration, brachte sein Leben auf Kosten dessen des Königs in Sicherheit und bettelte seitdem die europäischen Mächte um bewaffnete Hülfe gegen sein Vaterland an, was wesentlich zum Sturze des Thrones beitrug. Er ging nach Turin, von wo er Verbindungen mit den Anhängern seines Hauses in Lyon unterhielt, während ihn die revolutionäre Presse Frankreichs wild angriff; dann begab er sich nach Mantua, wo er sich am 20. Mai 1791 mit Kaiser Leopold II. wegen eines von Calonne entworfenen Invasionsplans in Frankreich besprach und trotz Leopold's zaudernder Haltung solche Zuversicht schöpfte, daß er am 21. Mai unter starker Uebertreibung der Versprechungen Leopold's und Betheuerung der Zustimmung Ludwig's XVI. den König

von Preußen um seine Mitwirkung anging, der aber ablehnend antwortete. Leopold suchte den Grafen von Artois von feindlichen Schritten gegen sein Vaterland abzuhalten, während dieser allüberall solche forderte. Am 13. Juni traf der Flüchtling in Koblenz bei seinem Oheim, dem Kurfürsten von Trier, ein, dann reiste er seinem Bruder Monsieur, der glücklich geflüchtet war, nach Brüssel entgegen, wo die Statthalterin, eine Schwester ihrer Königin, beide sehr gütig aufnahm; als Marquis von Maisons traf Artois am 4. Juli in Aachen mit Gustav III. von Schweden, dem ritterlichen Verfechter des Legitimismus, zusammen und verabredete mit ihm und Monsieur die künftige Haltung. Ueber Bonn gingen Monsieur und Artois auf Schloß Schönbornslust bei Koblenz (7. Juli) und gründeten hier, auf Kosten ihres Oheims üppig und mit einem großen Hofstaate lebend, „das auswärtige Frankreich"; hier war das Centrum der genußsüchtigen Emigration. Monsieur war den Emigranten zu freisinnig, sie drängten sich um Artois, den wieder der windige Calonne an die Spitze des auswärtigen Frankreichs als von ihm gelenkt gestellt sehen wollte. Calonne glaubte, da Artois Kinder habe, sei auch sein Interesse an der Wiedererrichtung königlicher Machtvollkommenheit größer als das Monsieur's. Artois gehorchte dem Könige nicht mehr, seit seine Gewalt am 25. Juni suspendirt worden war; er errichtete Truppen und verschleuderte enorme Gelder, indessen der König am 9. Juli Monsieur zum Generallieutenant des Königreichs erklärte und dieser keine Eifersucht auf den loyalen Bruder, den Liebling und Don Quixote der Feudalität, kannte. Sehr ungelegen war es Leopold II. und Friedrich Wilhelm II., daß bei ihrer Zusammenkunft in Pillnitz im August auch Artois mit Calonne und Bouillé erschien und bei ihnen Sturm vor dem Beginne des Brandes läutete, nachdem er vorher in Wien einen unwillkommenen Besuch abgestattet hatte. Er drängte, bis beide Monarchen das Pillnitzer Manifest vom 27. Aug. abgefaßt hatten, welches er und Monsieur in alle Welt verbreiteten. Nachdem Ludwig XVI. den Eid auf die Verfassung am 14. Sept. geleistet hatte, bat er die Brüder, alle Proteste zu unterlassen, und meinte, die Verfassung werde an ihrer Unhaltbarkeit sterben; aber die Emigration protestirte ohne Unterlaß und die Brüder richteten am 10. Sept. an ihn ein Manifest, worin sie gegen alles Verwahrung einlegten, was er zur Schmälerung der ererbten Thronrechte gethan habe und thun werde, und ihn als persönlich unfrei bezeichneten; diesen Gedanken gaben sie auch in demüthigen Schreiben an ihn Ausdruck. Der Ultraroyalismus in Koblenz, der den Thron in Paris immer mehr vereinsamen und erschüttern ließ, fand sein Organ in Suleau's Journal des princes. Indeß der König Fühlung mit den Brüdern zu behalten suchte, um die Revolution zu hemmen, erhob sich die Gironde in wilder Wuth gegen die Emigranten und die Nationalversammlung erließ gegen sie den Beschluß vom 9. Nov.; in Betreff der Prinzen war hierin verfügt, sie sollten, wenn sie bis 1. Jan. nicht zurückkehrten, dem Tode verfallen; Ludwig legte sein Veto hiergegen ein, während er sich gezwungen sah, den Prinzen den Befehl zur Heimkehr zuzustellen. Am 1. Jan. 1792 klagte ein Decret der Nationalversammlung Monsieur, Artois und Condé, „die Rebellen", des Hochverraths an, nannte sie überführt des Attentats und Complots auf die allgemeine Sicherheit des Staats und der Constitution und verordnete die Sequestrirung ihrer Güter, die Nationaleigenthum wurden. Artois antwortete mit Schmähungen, seine Apanage von 2 Millionen Francs wurde eingezogen und seine zahlreichen Gläubiger fanden durch die Nationalversammlung Befriedigung. Vergebens schrieb Ludwig an ihn abmahnend; er reizte das Ausland fortwährend gegen Frankreich auf, erließ mit Monsieur rechtfertigende Proclamationen an die Emigration und an Frankreich und gelobte mit ihm und den drei Condés am 8. Aug. 1792 in der Declaration von Trier, für die königliche Sache zu sterben. Er sammelte ein Emigrantenheer, gerieth mit Condé in Zwist, nahm nur Adelige auf und operirte elend; mit Monsieur machte er eine Anleihe in Holland, mit ihm lebte er auf Schloß Hamm in Westfalen. Laut dem letzten Wunsche des sterbenden Ludwig XVI. ernannte Monsieur als Regent für Ludwig XVII. Artois im Januar 1793 zum Generallieutenant des Königreichs und gewann hierdurch die Gunst der Artois anhängenden Ultras unter den Emigranten. Als sich die zweite Coalition bildete, verweigerten die alliirten Fürsten wie bei der ersten Monsieur und Artois, unter ihren Fahnen mitzukämpfen; Artois ging nach Rußland, um Katharina II. fester an die bourbonische Sache zu knüpfen, während er den Polen erklärte, er nehme ihre ihm zugedachte Krone nicht an. Dabei war er so entschieden wie nur je gegen jede Concession an die Neuzeit und verlangte volle Rückkehr zum Alten, Monsieur erschien ihm wie ein halber Jakobiner. Katharina versprach dem Grafen Truppen und schenkte ihm einen geweihten, mit Diamanten besetzten Degen, den er in London für 100,000 Francs verkaufte. Auch in England suchte er Geld für die Sache der Legitimität zu gewinnen, bemerkte aber früh, daß England vor allem an eigenen Nutzen dachte; von London aus correspondirte er mit den wie Löwen kämpfenden Vendéern. Nach der imaginären Thronbesteigung seines Bruders am 8. Juni 1795 nahm er den Titel „Monsieur" an. Da die Vendéer seinen verkehrten Befehlen gehorchten, gelang es Hoche, sie im Juli bei der Halbinsel Quiberon zu überwinden. Auf die Bitten der Vendéer hin ging Monsieur am 25. Aug. 1795 in Plymouth mit 140 Transportschiffen unter Segel, welche die britische Regierung ausgerüstet und dem Commodore Warren überantwortet hatte, traf am 29. Sept. auf der Ile-Dieu ein und Charette eilte mit über 15,000 Mann ans Meer; Monsieur aber überließ sich völlig der Muthlosigkeit, befürchtete das Geschick Karl Eduard Stuart's, und obwol der Aufstand sich überall für ihn erhob, segelte er nach zweimonatlichem Zaudern, sich auszuschiffen, am 18. Nov. wieder nach England heim; seiner Feigheit schrieb Charette das ganze Mislingen zu, und vergebens suchte der König seinen Muth zu verfechten. Misachtet lebte Monsieur nun von einer ihm von der britischen

Regierung ausgeworfenen Pension von 15,000 Pfd. Sterl. in Holyrood und Hartwell, leitete eine Masse Agenten in Frankreich und dachte und handelte oft Ludwig XVIII. entgegen. Im J. 1799 hoffte die Ehouans auf seine Landung in der Bretagne, aber statt seiner kam der 18. Brumaire. Monsieur glaubte Bonaparte gewinnen zu können, und ließ durch die Herzogin von Guiche, seine frühere Favoritin, ihm Anerbietungen machen, wenn er Monk's Rolle spielen würde; die Antwort war die Ausweisung der Dame. Im J. 1799 bittet Monsieur, unter Suwarow in der Schweiz kämpfen zu dürfen, aber Korsakow's Unglück vereitelte seinen Plan. Im Bunde mit der englischen Regierung unterstützte er George Cadoudal's Complot gegen den Ersten Consul. Am 7. Oct. 1804 kam er in Calmar (Schweden) mit Ludwig XVIII. zusammen, nachdem er in Gredno nicht bei ihm erschienen war; aber im Gegensatze zu ihm wollte er nach wie vor von Zugeständnissen an die Revolution nichts wissen, den Concessionen schrieb er die Schuld an Ludwig's XVI. Hinrichtung zu, war darum Ludwig XVIII. innerlich fremd und der Chef einer besondern Emigration, der selbst die tollsten Verschwörer um sich litt und mit jedem in Verkehr trat. Von Calmar kehrte er nach England heim und 1805 gestattete Oesterreich ihm abermals nicht die Theilnahme am Kriege der Coalition. Höchst unbequem war ihm, daß der König 1807 auch nach England übersiedelte, er that alles dagegen, denn er wollte die Leitung der Emigration nicht an ihn einbüßen, und suchte Canning dahin zu bestimmen, daß er dem Könige den Aufenthalt nur in Schottland gestatte; trotzdem wurde letzterem England eröffnet. Im Verlaufe des J. 1813 gestatteten die gegen Napoleon alliirten Mächte Monsieur und seinen beiden Söhnen, auf dem Continente zu erscheinen, und am 12. Jan. 1814 ging er als Generallieutenant des Königreichs mit den größten Vollmachten ab; über Holland und die Schweiz kam er am 19. Febr. auf französisches Gebiet, hielt sich in Vesoul der Grenze nahe, durfte in Nancy unter russischem Schutze nur als Privatmann auftreten, wollte bei der Erhebung der Bauern und der Garnisonen von Metz und Verdun für den Kaiser flüchten, wurde aber vom Baron Vitrolles, einem glühenden Royalisten, davon abgehalten. Auf Verlangen Caulaincourt's, des Herzogs von Vicenza, mußte er das alliirte Heer verlassen und ging in die Schweiz. Er war der Theaterheld von Koblenz geblieben, rasselte mit dem Degen Heinrich's IV. und beging trotz seiner weißen Haare Thorheit auf Thorheit; er spottete über den König als gekrönten Jakobiner und pedantischen Schulmeister mit den philosophisch-revolutionären Doctrinen von 1791 und fand an Berry einen würdigen Genossen der Unbesonnenheit. Nach der Absetzung des Kaisers forderte er durch Graf Semallé die Errichtung eines königlichen Raths, die aber Talleyrand ablehnte, da er allein der Macher sein wollte; in Monsieur's Auftrage stellte Semallé den Königsmördern, die sich den Bourbons anschlossen, Sicherheitserklärungen aus. Talleyrand verschob es lange, von des Prinzen Anwesenheit in Frankreich officielle Notiz zu nehmen; endlich ließ er ihn bitten, nach Paris zu kommen und schrieb: „Bisher haben wir den Ruhm gehabt, bringen Sie uns die Ehre!" Der Prinz brach hierauf mit Vitrolles und andern Emigranten von Nancy auf, vertheilte unterwegs weiße Cocarden und Bänder, wiederholte immerzu: „Frieden, keine Conscription, keine Auflagen mehr!" und die provisorische Regierung gestand ihm am 11. April 1814 den Titel „Monsieur" zu. Als er am 12. April bei Paris eintraf, das er vor 25 Jahren verlassen, erfüllte endloser Jubel die Lüfte und tags darauf wurde die weiße Fahne anstatt der Tricolore Nationalfahne. Aeußerst schmeichelhaft antwortete Monsieur am 12. April Talleyrand und Ney, die ihn im Namen der provisorischen Regierung und der Marschälle empfingen, er meinte, er sehe nichts in Frankreich verändert, nur sei ein Franzose mehr da. Seine ritterliche Erscheinung gewann die Massen, nach einem Besuche der Notre-Dame betrat er die Tuilerien und versprach, vom allgemeinen Jubel berauscht, alles Erdenkliche, ebenso den Ueberläufern Napoleon's wie den bornirtesten Emigranten. Während er Senat und Gesetzgebenden Körper huldreichst begrüßte, schrieb er dem König nach Hartwell, er brauche sich nicht an seine Versprechungen zu halten; allen suchte er zu gefallen, balancirte zwischen den „Gens de Bonaparte" und den Legitimisten, ließ aber durch Commissäre in den Provinzen die Restauration in schroffem Sinne vollziehen, kam mit dem Senat wegen der „Constitution der Renten" in Zwist, hütete sich aber, mit ihm zu brechen, und der Senat übertrug ihm am 14. April auf Rath Fouché's die provisorische Regierung als Generallieutenant des Königreichs bis zur Ankunft des Königs. Er bildete seinen Staatsrath, Talleyrand an die Spitze stellend, glaubte sich allgewaltig und verschleuderte seine Schöpfung, den Lilienorden, sowie die Staatsgelder, löste die kaiserliche Garde in Fontainebleau auf, traf Umänderungen im Heerwesen und klagte Bernadotte bald über den schweren Stand der Regierung. Die Finanzlage war der kritischste Punkt; trotz seines übereilten Versprechens mußten die bestehenden Auflagen bleiben, da der Finanzminister es zur Bedingung seines Aushaltens im Amte machte. Monsieur bat Ludwig XVIII., um der Verantwortlichkeit für die Regierung überhoben zu werden, selbst zu erscheinen, unterzeichnete aber, ohne Berathung und Prüfung, am 23. April den Waffenstillstand mit den Alliirten. Die Emigranten besaßen sein Herz, sein Ohr und seine Börse, er wurde das Enfant terrible der Bourbons und diese Royalisten sollten das ärgste Hemmniß der Regierung seines Bruders werden, den er nun in Compiègne begrüßte und neben dessen Wagen er am 3. Mai in Paris einritt. Umsonst aber bemühte er sich, den König zur Bildung eines Ministeriums nach seinem Sinne zu bewegen. Wie vor 1789 wurde er Generaloberst der Schweizer, außerdem auch im Mai aller Nationalgarden Frankreichs, um die neue Regierung in freundlichem Contacte mit den Bürgern zu zeigen. Verletzt über den seiner Administration gewordenen Tadel, lebte er scheinbar krank in St.-Cloud und um ihn scharten sich alle, die reactionär, royalistischer als der

König waren und meinten, dieser mache zu viel Concessionen an die Revolution. Durchaus hochkirchlich, wie so viele alte Sünder, schloß sich Monsieur engstens dem Klerus an, der von seinem und seines frommen Sohnes Angoulême Einfluß die Restitution der Kirchengüter erhoffte. Die Freisinnigen waren ihm ebenso abhold wie er ihnen; er verabscheute das Repräsentativsystem der Verfassung, und das Heer mochte von ihm nichts wissen; er galt als unverbesserlich hoffärtiger und einseitiger Emigrant. Um die Politik bekümmerte er sich nicht viel, der König hielt ihn möglichst davon zurück und ließ ihm Muße genug, der Jagd nachzugehen. Als Monsieur von Napoleon's Rückkehr hörte, war er außer sich; sofort eilte er nach Lyon, Orléans und Macdonald begleiteten ihn (März 1815); die Soldaten zeigten ihm die äußerste Kälte, Lyon erklärte sich alsbald für den Kaiser, Macdonald räumte es; Monsieur und Orléans flüchteten nach Moulins, ersterer kehrte am 12. März in die Tuilerien heim, überzeugt, jetzt sei die Charte nothwendig und man müsse Paris räumen. Am 16. März in der außerordentlichen Kammersession schwur Monsieur im Namen aller Prinzen, treu dem Könige und der constitutionellen Charte zu leben und zu sterben, ließ sich vom Generalstabe der Armee hierauf Versicherungen der Treue geben und sprach voll Bitterkeit über die Abtrünnigen. In der Nacht zum 20. März folgte er dem Könige ins zweite Exil, entließ auf dem Wege nach Bruges die Truppen und ging wie Ludwig nach Gent, wo sein Einfluß auf ihn Männern wie Talleyrand, Taucourt u. a. viel Aerger bereitete und schädliche Wirkungen erzielte. Nach der zweiten Entthronung Napoleon's war er von der Unentbehrlichkeit Fouché's überzeugt, bat in Mons kniend Ludwig, zwischen Blacas und ihm (Artois) zu wählen, erreichte Blacas' Rücktritt, der unerlaßlich war, und zog am 8. Juli 1815 mit Ludwig XVIII. und Berry in Paris ein. Leider ließ er sich von unfähigen oder intriguanten Leuten wie Graf Jules Polignac, Graf Bruges, Abbé de Latil u. a. leiten und wollte mit seiner Partei, dem sogenannten Pavillon Marsan, herrschen. Er trat in die Pairskammer, wirkte auf den dem Pavillon Marsan günstigen Ausfall der Wahlen hin und wollte ein ultraroyalistisches Ministerium. Richelieu wurde Ministerpräsident und mit ihm suchte Monsieur den Monarchen zu beeinflussen, während dieser seinen Anhang als „das heilige Bataillon" verspottete. Am 7. Oct. beschwor Monsieur in der Kammer abermals die Charte, was z. B. Jules de Polignac verweigerte. In Ney's Proceß sprach er sich dem Angeklagten ungünstig aus; seine Haltung wurde überhaupt immer schroffer, er wollte nur das Heil der Royalistes quand même und war entrüstet, als der König die Chambre introuvable am 5. Sept. 1816 auflöste und die constitutionelle Monarchie davor bewahren wollte, eine Oligarchie zu werden. Da er fortfuhr, Opposition zu machen, als die neuen Kammern zusammengetreten waren, verbot ihm der König den Besuch der Pairskammer, und obgleich seine Partei Decazes angriff, hielt ihn Ludwig oben und machte ihn 1818 anstatt Richelieu's zum Ministerpräsidenten. Unzufrieden mit dem Charakter der Regierung seines Bruders, zog sich Monsieur, 1818 das Commando der Nationalgarden niederlegend, aus der Oeffentlichkeit zurück, blieb aber der Mittelpunkt der absolutistischen Intriguen gegen die Freiheit der Nation. Die Ermordung seines jüngeren Sohnes, des Herzogs von Berry, war für ihn ein entsetzlicher Schlag, der von seiner Partei zu Decazes' Sturze benutzt wurde; hingegen jubelte er auf, als die Witwe am 29. Sept. 1820 den Herzog von Bordeaux gebar, den man mit Wasser aus dem Jordan taufte. Die Ultras traten unter Richelieu's zweitem Ministerium wieder in den Vordergrund und die Freunde Monsieurs suchten den Herzog möglichst zur Reaction zu treiben. Je älter Ludwig wurde, desto mehr wuchs Monsieur's Einfluß auf ihn; Richelieu trat vor demselben im December 1821 ab, die Kluft zwischen Revolution und Reaction wurde immer weiter. Der Premier Villèle suchte zwischen Ludwig und Monsieur, d. h. zwischen den Constitutionellen und den Ultras, zu vermitteln und das Aufstreben des Liberalismus zu hemmen. Im spanischen Feldzuge erwartete Monsieur die Wiederherstellung König Ferdinand's VII., des Absolutismus und der Kirchenherrschaft um so mehr, als sein Sohn Angoulême denselben leitete; voll Befriedigung empfing er im December 1823 den Helden von Trocadero. Die Wahlen von 1824 waren der Regierung freundlich, obwol nur wenige Ultras durchdrangen; Villèle wurde dem Könige und Monsieur unentbehrlich, berieth stets mit letzterem die Verordnungen, ehe er sie dem König vortrug, und Monsieur folgte hinwieder dem von seinen geistlichen Gewissensräthen erhaltenen Bescheide. Als der König am Sterben war, stellten diese Monsieur vor, wie entsetzlich es sei, wenn er ohne kirchliche Ceremonien verschiede; Monsieur sandte ihm den Grafen Frayssinous und Ludwig erfüllte den Wunsch der Kirche. Am 15. Sept. 1824 sagte er zu Monsieur: „Die Charte ist das beste Erbtheil, das ich hinterlasse; beobachten Sie dieselbe und Sie werden wie ich im Schlosse unserer Väter sterben; erhalten Sie die Charte um meinetwillen, wegen unserer Unterthanen, wegen Ihrer selbst und wegen dieses Kindes (Bordeaux), dem Sie den Thron nach meiner Tochter und meinem Sohne hinterlassen müssen." Durch Ludwig's Ableben bestieg Monsieur am 16. Sept. 1824 den Thron als König **Karl X.**

Der Mann, der meinte: „Ich möchte lieber Holz sägen, als unter den Bedingungen des Königs von England König sein", war ein Greis von 67 Jahren, als er zu regieren begann. Noch immer war er schön und ritterlich, liebte Frauen, Spiel und Jagd. Leicht erregbar und empfindlich, dabei eitel und der Schmeichelei sehr zugänglich, in seiner Güte oft nachgiebig bis zur Schwäche und wieder sehr eigensinnig, gerieth er mehr und mehr in die Gewalt reactionärer Junker, Frauen und Priester. Peinlich ehrenhaft, redlich und arglos, war er voll Standesvorurtheile und enge Religiosität verengerte seinen ohnehin schwachen Geist. Karl erklärte, er werde im Geiste seines Bruders regieren, beließ das Ministerium, versprach den Pairs, die Verfassung zu consolidiren, gewann das bisher abgeneigte Volk rasch durch eine Reihe

milder Acte strebte nach Popularität und hob am 28. Sept. gegen Villèle's Wunsch die Censur auf. Als beredtste Verkündiger der Volksgunst priesen ihn Hugo und Lamartine; ein unbegrenztes Vertrauen schien über die Nation gekommen. Nur der zu enge Bund zwischen Karl und dem Papste Leo XII., dem Freunde der Jesuiten, beunruhigte die freier Denkenden. Um sich zu halten, den König, der ihn seiner Superiorität halber nicht leiden mochte, sich nicht noch mehr zu entfremden und die ihn leitenden Ultras zu befriedigen, schlug Villèle eine Erweiterung der Vermächtnißfreiheit vor, die als versteckte Restauration des Erstgeburtsrechts mit Verdacht angesehen wurde; das Gesetz gegen Kirchendiebstahl erinnerte an das harte Mittelalter und konnte nie angewendet werden; das Klostergesetz galt dem Publikum als Gruppe zur Wiedereinführung der Todten Hand und des Mönchunwesens. Ganz der Mann der Emigranten, ließ sich Karl von ihnen drängen, für ihre verlorenen Güter ihnen Entschädigung zu geben; am 3. Jan. 1825 brachte die Regierung einen dahin abzielenden Entwurf in der Deputirtenkammer ein; nach mancher Opposition in beiden Kammern ging er durch und erschien am 27. April d. J. als Gesetz: eine Milliarde mit dreiprocentigen Renten wurde als Entschädigung ausgeworfen. Das unnatürliche Wachsthum der Priestermacht unter dem bigoten König erregte bald Mistrauen und Misgunst gegen Hof und Regierung, rasch schwand Karl's Popularität und die zweite Kammer konnte trotz ihres einseitigen Royalismus diesem Regimente keine Stütze bieten, während die Pairskammer wiederholt verfassungswidrigen Gesetzesvorschlägen ihre Sanction versagte. Die öffentlichen Aemter kamen an Anhänger der Jesuiten, die Regierung überlieferte dem Orden einen bedeutenden Theil des öffentlichen Unterrichts; Karl folgte in Paris allen Processionen und ein Theil des Adels flüchtete zur Kirche als einer starken Alliirten gegen den Liberalismus, wogegen die liberale Presse immer heftiger gegen den Jesuitismus und sein Eindringen in Staat, Kirche, Schule und Gesellschaft auftrat. Die alte Hofetikette wurde wieder ins Leben gerufen und unter ungeheuerm Prunke fand mit allen traditionellen Ceremonien am 29. Mai 1825 in Rheims Karl's Krönung mit dem heiligen Oele der Ampulla durch den Erzbischof von Paris statt. Bald ging von ihm das Gerücht um, er sei heimlich in den Jesuitenorden eingetreten, Fünffrankenstücke zeigten ihn mit dem Jesuitenhute, Béranger verspottete ihn als Charles le Simple; zu einem Frömmler war der Verehrer einer Gräfin Polastron, Herzogin von Guiche, Madame de Canillac, Mademoiselle Contat und Mademoiselle Duthé herabgesunken. Preßprocesse gegen die freisinnigen Autoren und Organe dienten nur zur Vermehrung von deren Einfluß und Autorität; Dupin der Aeltere, der Todfeind von Reaction und Ultramontanismus, der glühende Vorkämpfer der Gallikanischen Kirche, wurde damals, von Römlingen und Reactionären schonungslos angegriffen, der gefeiertste Mann im liberalen Lager und vertheidigte voll Ruhm den „Constitutionnel", das „Journal des débats" u. s. w.; Graf Montlosier griff die Jesuiten unter ungeheuerm Beifalle an, gewann vierzehn Bischofe für seine Forderung, die gallikanischen Artikel von 1682 in Vollkraft zu setzen, und kämpfte mit Lamennais wilde Fehden aus; die öffentliche Meinung verlangte die Beobachtung des die Jesuiten aus Frankreich ausschließenden Gesetzes und allmählich stellten sich Magistratur, Kammern und Presse auf Seite der Opposition. Ueber die Haltung der Presse gegen Rom entrüstet, forderte Karl Wiedereinführung der Censur, deren Abschaffung er bitter bereute, und Villèle schuf mit dem Großsiegelbewahrer Grafen Peyronnet den ultrareactionären Entwurf eines Preßgesetzes, welches Châteaubriand mit vollem Rechte ein Vandalengesetz nannte und das zur Vernichtung der Gesammtpresse erfunden schien. Die allgemeine Entrüstung antwortete in der Kammer bei der Verlesung am 12. März 1827 und einmüthig erhob sich die öffentliche Meinung dagegen. Zwangsmaßregeln der Regierung, wie die Absetzung der den Entwurf bekämpfenden Akademiker, die Schließung der Vorlesungen Cousin's und Guizot's an der Sorbonne und des Gymnasiallehrerseminars steigerten noch die Erbitterung; in der zweiten Kammer schrieben sich 104 Redner gegen die Vorlage ein und Royer-Collard nannte sie ein atheistisches Gesetz, da es die Moral verleugne und die ewigen Regeln des Rechts umstoße; trotzdem nahm die Kammer das Gesetz an. Die Pairs hingegen stritten wieder für die Freiheit, drohten der Regierung eine eclatante Niederlage, zu bereiten und sie zog darum am 17. April ihren Entwurf zurück, was einen nationalen Jubel ohne Ende hervorrief. Das Vertrauen in Villèle war unwiderruflich zerstört, der öffentliche Haß drohte ihn zu überfluten. Die Unzufriedenheit äußerte sich offenkundig, als Karl am 27. April die Nationalgarden musterte; er und die Herzoginnen von Angoulême und Berry mußten wiederholt den Ruf: „Es lebe die Charte! Nieder mit den Ministern! Nieder mit den Jesuiten!" hören und eine Legion schrie vor dem Finanzministerium: „Nieder mit Villèle!" Zum Unheil ließ sich Karl von Villèle bestimmen, die so volksthümliche Nationalgarde am 29. April durch Ordonnanz aufzulösen; die Nation sah hierin eine Beschimpfung für sich selbst. Villèle schreckte, um sich zu halten, vor keiner Gewaltmaßregel mehr zurück, sann auf Umgestaltung des Wahlgesetzes, um das aristokratische Element in den Kammern zu verstärken, und legte in diesem Sinne ein Jurygesetz vor, welches die Pairskammer wesentlich abänderte, worauf es durchging. Am 24. Juni stellte eine Ordonnanz die Censur wieder her, aber sofort schossen die ihr nicht unterworfenen Flugschriften überall aus dem Boden und legten Zeugniß gegen die Miswirthschaft ab; im Vereine für Preßfreiheit standen Royalisten wie Châteaubriand und Hyde de Neuville in Einer Reihe mit Liberalen wie Guizot, Salvandy und Odilon-Barrot; auf die Seite der Feinde Villèle's traten Akademie, Pairie, Gerichte, letztere sprachen stets die Angeklagten frei. Weil Karl im September bei dem Besuche von St.-Omer lärmend gefeiert worden, glaubte er, Frankreich billige sein System und er könne es unbedenklich wagen, die zweite Kammer, welche seinem Premier abtrünnig geworden war, vier Jahre vor dem

gesetzlichen Ablaufe ihres Mandats aufzulösen. Villèle stimmte bei, und am 5. Nov erschienen vier Ordonnanzen über Wiederaufhebung der Censur, Auflösung der zweiten Kammer, Anordnung der Neuwahlen und Ernennung von 76 neuen Pairs (meist Bischöfe und verstockte Emigranten). Die Erbitterung wurde immer hochgradiger, Villèle wurde der nichtswürdigste aller Minister genannt, die Pairskammer verlor ihr Ansehen, weil sie sich den Pairsschub gefallen ließ. Die Neuwahlen in die Kammer fielen der Regierung entschieden feindselig aus, obwol diese alle Mittel der Beeinflussung angewandt hatte; lärmende Kundgebungen begleiteten ihre Niederlage, hier und da rief man sogar: „Es lebe der Kaiser!" Eines Aufstands, bei dem sogar Barrikaden, die ersten seit der Fronde, errichtet wurden, gelang es den Truppen in Paris rasch Meister zu werden, es floß Blut (19.—20. Nov.); die Wühler klagten die Polizei an, sie habe den Aufstand angezettelt. Frankreich war in der großen Gefahr, daß Karl und Villèle eng zusammenhielten und die Charte zu zerstören versuchten, was freilich schon jetzt zu Karl's Verjagung hätte führen können, wenn der Versuch mißglückte. Auch die auswärtige Politik Villèle's vermochte nicht, seine Stellung zu befestigen, obwol der Tractat Frankreichs vom 6. Juli 1827 mit Rußland und Großbritannien zur Befreiung der Griechen vom Türkenjoche und die Vereinigung einer französischen Flotte unter Admiral Rigny mit der russischen und britischen am 20. Oct. d. J. ihr glänzendes Resultat im Seesiege von Navarino und in der Vernichtung der osmanischen Flotte erreichten. Endlich ließ sich Villèle bestimmen, mit seinen Collegen am 4. Jan. 1828 abzutreten, Graf Chabrol bildete ein neues Ministerium und am 5. Jan. verkündete der Moniteur die Liste der Mitglieder des Ministeriums, an dessen Spitze wieder ein Mann der gemäßigten Rechten, Vicomte de Martignac stand, ein versöhnlicher Vermittler, aber kein Staatsmann, nicht angelegt, einen so engen und voreingenommenen Geist wie Karl sich zu eigen zu machen. Wie ein abgezwungenes Zugeständniß lastete Martignac auf Karl, dessen Herrscherdünkel dadurch gekränkt war, und wie in früheren Zeiten intriguirte Karl wieder heimlich mit seinen Vertrauten, dem vom Papste gefürsteten Jules Polignac, Chabrol u. a. gegen das neue Cabinet. Martignac sollte Karl zu Liebe im Systeme Villèle's fortfahren und der öffentlichen Meinung freisinnige Concessionen machen; an diesem Gegensatze mußte er scheitern; die öffentliche Meinung brachte ihm nur Mistrauen entgegen, er erschien ihr als „zu viel Villèle", dem Könige aber als „zu wenig Villèle". Nicht gewillt, Karl und seinen Freunden blindlings nachzugeben, traf der Minister einige glückliche Eingangsmaßregeln und zeigte, er gehe nicht im Schlepptau der Priester; er beseitigte die mißliebigsten Präfecten und ersetzte sie durch gemäßigte, das Schwarze Cabinet auf der Post fiel weg, er setzte die entlassenen Akademiker wieder ein, eröffnete wieder Guizot's und Cousin's Vorlesungen und errichtete eine Commission wegen des Unterrichts an den geistlichen Secundärschulen, in der die Klerikalen eine Kriegserklärung witterten. Auf seine höchst versöhnliche Thronrede bei der Kammereröffnung am 5. Febr. mußte Karl einige sehr unangenehme Passagen in der Antwortsadresse hinnehmen, da Martignac drohte, im Weigerungsfalle abzugehen. Martignac's neues Wahlgesetz wurde mit 159 gegen 83 Stimmen, sein sehr liberales Preßgesetz am 19. Juni angenommen, das Jurygesetz im Sinne der Fortschrittspartei reformirt und Karl sah mit Unlust die Zugeständnisse des ihm unsympathischen Ministers. Entschieden befremdend für die Rechte und von der Linken gar bald vergessen war das Einschreiten desselben gegen die Jesuiten, welches nach manchem Vorzeichen zum offenen Bruche mit ihnen führte; war der Hader ihretwegen Karl zuwider, so äußerte sich sein Dauphin trotz aller Bigoterie gegen sie. Die Ordonnanzen vom 16. Juni unterwarfen die kleinen Seminare den allgemeinen Bedingungen des öffentlichen Unterrichts und nicht ermächtigte Congregationen (wie die Jesuiten) wurden nicht mehr zum Unterricht zugelassen; die Schülerzahl der kleinen Seminare oder geistlichen Secundärschulen wurde auf 20,000 normirt und für das durch diese Zahlbeschränkung entgehende Schulgeld ihnen 4 Millionen jährlich an Stipendien als Ersatz gegeben. Die Klerikalen rasten, sprachen von Tempelschändung und Lamennais griff Karl als Nero und Diocletian an; selbst einige Bischöfe lehnten sich auf, was Karl sehr übel aufnahm. Das Toben der Rechten gegen Martignac nahm immer zu und Karl bereute bald, gegen die Jesuiten vorgegangen zu sein, dachte an ein neues Ministerium unter ihrem Freunde Polignac, stand aber vorerst noch davon ab. Die Erfolge der äußern Politik machten das Cabinet allmählich beliebter bei der Nation, General Maison landete in Morea, zwang im August 1828 die Aegypter zum Abzuge und durchkreuzte Metternich's Plan einer Quadrupelallianz, die Rußland und die Türkei zum Frieden zwingen sollte. Auf seiner Reise durch Lothringen ins Lager von Luneville wurde Karl im September mit solchem Jubel begrüßt, daß er glaubte, ihm persönlich und nicht dem Versöhnungssysteme Martignac's gelte die Volksgunst, und die Kälte der Pariser sei nur die Wirkung der feindseligen Kammer- und Preßdebatten. Die Fortschrittler begannen wieder am Ministerium zu mäkeln, da es ihnen nicht genug Zugeständnisse machte und sich nicht ausschließlich auf die Linke stützte; Béranger, dessen Lieder eine Macht waren, verhöhnte die „Gerontokratie" und die „Barbons, die noch immer herrschen". Als Martignac Gesetze wegen neuer Organisation der Municipal- und Departementalverwaltung, welchen decentralisirende Principien zu Grunde lagen, am 9. Febr. 1829 einbrachte, sah er sich von den Fortschrittlern und vom linken Centrum verlassen und von der Reaction angegriffen; die äußerste Rechte schloß mit der gesammten Linken eine unnatürliche Coalition, am Könige hatte das Ministerium keinerlei Halt und am 8. April mußte es beide Gesetzvorlagen zurückziehen. Die royalistischen Zeitungen jubelten verblendet über diese Niederlage, Karl war die willkommenste Gelegenheit gegeben, Martignac fallen zu lassen und dann die Schuld am Bruche auf die Kammer zu schieben; bereits knüpfte er wieder mit Polignac an, um ihn zum

Nachfolger Martignac's zu machen, wollte aber diesen vor der Berathung des Etats für 1830 nicht entlassen. Wie leicht wäre es ihm gewesen, zu Martignac's Gunsten seinen großen Einfluß auf die Rechte auszuwenden! Aber er wünschte, ihn los zu werden; er meinte, mit Concessionen sei nichts zu machen und man könne mit einer Kammer, in der die Linke die Majorität habe, nicht regieren; er fürchtete, alles Neuere darauf hin, ihn zur Stellung eines englischen Monarchen zu degradiren. Polignac erschien in Paris, was allen Einsichtigen den größten Schrecken einflößte; am 21. Juli wurden die Kammern geschlossen und am 8. Aug. trat das neue Ministerium des Fürsten Polignac ins Amt; Karl freute sich seines Bruchs mit Martignac wie ein Kind. Freilich war die Neuwahl eine efficace Kriegserklärung gegen die Meinung des ganzen Landes; Polignac's Name galt als Symbol der Staatsstreiche und verfassungsfeindlicher Reaction; Karl hatte allein der Gedanke: „Keine Concessionen mehr!" bei seiner Wahl geleitet. Im ganzen Reiche ertönte ein Schrei der Entrüstung; man ahnte, was das streng klerikale und ultraroyalistische Cabinet bringen würde. Die Presse leistete wieder ihr Möglichstes in schneidenden Angriffen, die Gerichte erwiesen ihr die alte Gunst bei den Processen und während Royer Collard höhnte: „Karl X. ist noch immer der Graf von Artois", selbst Kaiser Nikolaus meinte: „Versucht der König einen Staatsstreich, so trägt er allein die Verantwortung", Metternich und Wellington sich ähnlich äußerten, Karl aber daran nicht glauben wollte, dachte die überwiegende Mehrzahl der Gegner der Regierung an die englische Revolution, Hampden und Steuerverweigerung. Der Herzog von Broglie trat an die Spitze der zum Schutze der Charte gebildeten Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera!", eine kleine Gruppe streitlustiger Republikaner wie Arago, Barbès, Blanqui u. a. schloß sich eng zusammen, Lafayette's Rundreise wurde zum Triumphzuge für den alten Schuldner Ludwig's XVI. und zu Gunsten des Hauses Orleans begann der „National" seine Wirksamkeit; Talleyrand, Thiers, Laffitte und Madame Adelaide ebneten Ludwig Philipp von Orléans die Wege.

Karl war der echte Typus des Emigrantenthums, das nichts gelernt und nichts vergessen hatte, ein Sohn des vorigen Jahrhunderts, ewig fremd in der neuen Zeit, in steter Furcht vor einer Revolution; in jedem Liberalen sah er einen Jakobiner, in einfachem Widerstande Anarchie, in allen Constitutionellen nur Parteigänger, welche die Charte als Mittel zur Revolution misbrauchen wollten. Polignac konnte als der Nachtwandler der Restauration bezeichnet werden, er rechnete nie mit Menschen und Verhältnissen, hielt sich für unfehlbar und glaubte, mit seinen Gaben unbedingt dem Königthume jene Suprematie sichern zu können, die Karl's fixe Idee war. Polignac wollte durch Erfolge in der äußern Politik die Nation blenden und bestechen, sprach für die alte Maxime der Freiheit der Meere gegenüber Englands Seeherrschaftsanspruch und entwarf eine abenteuerliche Karte des zukünftigen Europa; dann mußte er freilich von dem Unterhalplane abstehen, betrieb aber um so eifriger die Expedition zur Rächung der beleidigten Ehre Frankreichs in Algier, auf die großen Triumphe mit Bestimmtheit zählend. Um dem Cabinete mehr Einheit zu geben, ernannte Karl den Freund am 17. Nov. zum Conseilspräsidenten. Die Parteiblätter wurden immer dreister, kein Waffenstillstand trat im Preßkampfe ein, die Liberalen erwarteten einen Staatsstreich und bereiteten sich zu energischem Widerstande dagegen vor. Als Karl den ehrlichen Royer Collard vor dem Zusammentritte der Kammer zu Rathe zog, bestätigte ihm der Kammerpräsident, die Kammer sei jetzt seiner Ministerien feind und bei der Budgetberathung komme es zu Fragen, welche die Monarchie bis in den Grund erschüttern würden; Polignac hingegen war voll Zuversicht und rechnete auf eine bedeutende Kammermehrheit. Vergebens machte der Minister Guernon de Ranville Karl Vorstellungen, die feindliche Stimmung nicht zu verschärfen; Karl eröffnete mit ungewöhnlichem Prunke am 2. März 1830 die Kammern und seine Thronrede „war der erste scharfe Schuß zwischen den harrenden Grenzlagern", besonders der Passus: sollten verbrecherische Ränke seiner Regierung im Innern Hemmnisse bereiten, so würde er in seinem Entschlusse, den öffentlichen Frieden zu erhalten, im gerechten Vertrauen der Franzosen und in der Liebe, die sie ihren Königen stets bewiesen, die Kraft zu ihrer Ueberwindung finden. Einmüthig waren Doctrinäre und Liberale der äußersten Linken gleicher Ansicht, man müsse dem entblößten Schwerte der königlichen Gewalt den Schild der Charte entgegenhalten; sie sahen, der Stein des Anstoßes sei die illiberale, zum Despotismus hindrängende Dynastie selbst und nicht ihre Minister. Nach lebhaften Debatten, in denen Berryer Guizot unterlag, wurde in der Kammer am 16. März die äußerst scharfe Antwortadresse auf die Thronrede mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen; sie erklärte ehrerbietig, die Minister besäßen nicht das Vertrauen der Nation und es bestände kein Einklang zwischen Regierung und Kammer. Karl fühlte sich tief beleidigt, die Monarchie schien ihm in Frage gestellt und er betheuerte, man werde an ihm einen Felsen finden, wenn man ihm seine Räthe vorschreiben wolle, nimmermehr lasse er die Krone durch Kammern erniedrigen; er empfing die Abgeordneten mit der Adresse am 19. März, wobei er seine Entschlüsse unabänderlich nannte. An demselben Tage vertagte er die Kammer auf den 1. Sept.; er ahnte nicht, daß dann statt seiner Orléans auf dem Throne sitzen und er im Exile leben würde. Eine Menge liberaler Präfecten und Beamten wurden abgesetzt und die Royalisten priesen Karl's königliche Haltung. Ueberall wurden die 221 mit Banketen und Ehrenbezeigungen gefeiert, die Gärung im Reiche nahm derart zu, daß Karl betroffen ein Bild der Lage von den Ministern verlangte. Polignac's geheime Denkschrift vom 14. April bestärkte ihn im Wahne, nur ein kleiner Bruchtheil der Nation sei revolutionär und darum ungefährlich, man müsse ihm durch Maßregeln gegen Presse und Wahlen begegnen; sie betonte, die Charte sei das Evangelium der Nation, und ein friedlicher Aus-

trag des Zwistes sei zu hoffen. Um sich Popularität zu verschaffen und die Opposition zu schwächen, betrieb Polignac emsig die Rüstungen gegen Algier; Bourmont wurde, während Polignac interimistisch auch sein Kriegsministerium übernahm, mit 37,000 Mann nach Algier gesandt, schlug die Feinde am 19. Juni, beschoß Algier und zog als Sieger am 6. Juli ein, ungeheure Beute machend. Aber diese Freudenbotschaften, auf die Polignac zählte, kamen bei der allgemeinen Erregung in Frankreich gegen seine Administration nicht zur erhofften Geltung, während sie ihn in seiner kecken Zuversicht befestigten. Obgleich Guernon de Ranville abrieth, war auf irrige Ansichten des Dauphin hin am 16. Mai die Kammer aufgelöst worden, die Wahlen wurden auf Ende Juni anberaumt, die neue Kammer auf den 3. Aug. berufen. Villèle's Wiedereintritt ins Ministerium, zu dem wiederholt Vernünftige riethen, wurde von Karl abgelehnt; Karl wollte eine Umbildung der Administration, aber im Sinne der Stärkung des Polignac'schen Systems. Courvoisier und Graf Chabrol traten am 19. Mai aus dem Ministerium, da sie die Ergreifung von Ausnahmemaßregeln nach dem 14. Artikel der Charte misbilligten. Chantelauze und Peyronnet waren ihre verhaßten Nachfolger und Peyronnet erklärte seine feste Ueberzeugung, nur durch kräftige Anwendung dieses Artikels könne die Regierung dem Ruine entgehen; Peyronnet war neben Bourmont der unbeliebteste Mann in Frankreich, ihn zu wählen war ein Zeichen ärgster Verblendung, und er trieb nun aus vollen Kräften zum Staatsstreiche; Karl wußte, was diese Wahl bedeute, er nannte sie einen Peitschenhieb für die öffentliche Meinung. Er glaubte, die Beeinflussung der Neuwahlen durch den neuen Minister der öffentlichen Arbeiten, von Capelle, müsse ihn zum Siege führen, und um denselben desto sicherer zu erringen, erließ er am 13. Juni einen Aufruf an die Nation; in diesem setzte er, um seine Minister zu stützen, thörichterweise sich und seine Krone ein und wiederholte, er werde nicht nachgeben. Hauptsächlich das Resultat der unermüdlichen Thätigkeit der Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t' aidera" war die Wiederwahl der 221 und die Opposition zählte bei den Neuwahlen 272 Stimmen, das Ministerium nur 145. Die erregteste Stimmung ging durch das Land, Brandstiftungen in einigen Provinzen zeigten ihre häßlichste Ausartung, mehrere Regimenter wurden hingesandt, um dem Unwesen zu steuern. Den Drohungen der Regierungsblätter antworteten die kecken Herausforderungen der Liberalen. Karl war in der gereiztesten Stimmung, er wollte keinen Gedanken an Nachgiebigkeit, bei dem stets der Schatten seines hingerichteten Bruders vor ihm auftauchte, er sprach von Dictatur. Als ihm Polignac am 4. Juli die Entlassung anbot, nahm er sie nicht an; immer mehr neigte er der Ansicht zu, ohne Ausnahmemaßregeln sei kein Ausweg zu finden, er müsse einmal von seiner Prärogative Gebrauch machen, und obwol Czar Nikolaus, Guernon de Ranville, Rothschild und selbst Peyronnet ihm abriethen, unterzeichnete er am 25. Juli die fünf unseligen Ordonnanzen Polignac's, die ihm und seinem Hause den Thron kosteten. In ihnen war die Preßfreiheit zeitweilig aufgehoben, das Erscheinen der Zeitungen von vorheriger Ermächtigung abhängig gemacht, die noch nicht zusammengetretene Kammer der Deputirten aufgelöst und eine durch Neuwahlen zu bildende auf den 28. Sept. einberufen, das Wahlgesetz abgeändert und den von Martignac entfernten ultraroyalistischen Staatsräthen ihre alte Stellung zurückgegeben. Sobald die Ordonnanzen am 26. Juli publicirt wurden, zeigte sich die Börse sehr bewegt und der „National" Thiers' wurde das Centrum der Preßbewegung. In St.-Cloud beglückwünschte die königliche Familie Karl, endlich wieder König zu sein; nachdem er gejagt und sein Spiel gemacht, ging er froh zu Bett. Am 27. Juli theilte er dem höchst verhaßten Herzoge von Ragusa, Marmont, mit, er habe ihn zum Oberbefehlshaber der ersten Militärdivision ernannt, und als die Zeichen einer Volksbewegung sich mehrten, ließ dieser die gesammte Besatzung ausrücken. Am 27. Juli brach die Revolution in ganzer Kraft aus, Marmont verhängte über Paris am 28. den Belagerungszustand, rieth aber Karl nachzugeben. Karl erwiderte, er solle seine Truppen zusammenziehen und in Massen operiren, während von allen Barrikaden der Ruf „Nieder mit den Bourbons!" erscholl. Als der Botschafter in St.-Petersburg, der eben in Paris weilte, Karl beschwören wollte, die Ordonnanzen zurückzunehmen, gab er ihm keine Audienz; auch am 29. wies er ihn mit seinem Anliegen ab, denn Polignac war voll Zuversicht. Die Revolution siegte auf allen Punkten, ein Theil der Truppen ging zum Volke über, Paris war verloren, Karl übertrug dem Dauphin den Oberbefehl und dieser ließ sofort Marmont den Rest der Truppen nach St.-Cloud führen. An die Spitze der von den Siegern wiederhergestellten Nationalgarde trat Lafayette, auf Guizot's Antrag bildete sich eine Municipalcommission für Paris, die Bürgerschaft beendete die große Rolle der Massen und leitete wieder Paris, während Orléans sich zur Uebernahme der Regierung anschickte. Marmont und der Dauphin geriethen in der heftigsten Weise in St.-Cloud aneinander. Nun entschloß sich Karl am 30. die Ordonnanzen zurückzunehmen, das Cabinet zu entlassen und den Herzog von Mortemart mit der Bildung eines neuen, unter Hinzuziehung von Männern des linken Centrums, zu beauftragen. Aber es war zu spät, er hatte die Krone verloren. Auf Wunsch der in Paris anwesenden Pairs und Deputirten hatte Ludwig Philipp von Orléans am 31. Juli die Stellung eines Generallieutenants des Reichs angenommen und die provisorische Regierung wurde von ihm bestätigt.

Karl verließ, da Marmont St.-Cloud als unhaltbar bezeichnete, dies Schloß in der Nacht zum 31. Juli und ging nach Trianon, wohin auch der Dauphin mit den Resten seiner Armee kam und wo er vom Verrathe Orléans' hörte. Immer langsam im Entschlusse, verwarf er den Vorschlag der kühnen Herzogin von Berry, ihren Sohn, den Herzog von Bordeaux, unter dem Schutze des Generallieutenants und der Kammern den Parisern zu zeigen. Noch einmal dachte er, obwol aus seinen Illusionen gerissen, an erneuten Kampf um die Krone und zog in dieser Absicht am 31. nach Rambouillet, von

seinen Truppen begleitet. Er war wie gebrochen bei dieser abermaligen Flucht. Ein Hofling nach dem andern verließ ihn, die Desertion seiner Truppen nahm überhand, aber er konnte sich zur Abdankung nicht entschließen, während ihm die Kraft gebrach, seinen Enkel nach Paris zu senden oder selbst dahin zu bringen. Indem er nach einem Mittelwege suchte, verfiel er auf den Gedanken, den Herzog von Orleans am 1. Aug. zum Generallieutenant zu ernennen und den Kammern sofortigen Zusammentritt zu befehlen; der Herzog aber lehnte die Ernennung mit der Meldung ab, er sei schon durch die Wahl der Kammern Generallieutenant. Am 2. Aug. erfuhr dies Karl; der Abfall der Truppen nahm derart zu, daß er alles verloren geben mußte, Marmont bestärkte ihn im Verhaben der Abdankung und er bestimmte seinen Sohn, den Dauphin, zur Verzichtleistung auf die Erbfolge. In einem Briefe an Orleans verzichteten Karl und mit ihm der Dauphin Ludwig Anton am 2. Aug. zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux als „Heinrich's V." auf den Thron, und Karl befahl dem Herzoge Generallieutenant, alles für dessen Thronbesteigung einzurichten. Als sich Nationalgarden und Pöbel Rambouillet näherten, reiste Karl mit seiner Familie am 3. Aug. ab, sandte aus Maintenon die KronDiamanten nach Paris, und außer einem Theile der Garde und der ganzen Leibwache begleiteten ihn einige Commissäre der provisorischen Regierung bis Cherbourg, wo er sich, noch im letzten Momente auf eine legitimistische Erhebung im Süden oder Westen Frankreichs hoffend, an Bord der „Britannia" am 16. Aug. 1830 nach England einschiffte. Als einfacher Privatmann betrat er tags darauf, während ihm französische Schiffe beobachtend folgten, bei Cowes Englands Boden, bezog am 25. Lulworth-Castle und bald darauf Holyrood House in Edinburgh. Am 10. April 1832 nahmen die französischen Kammern ein Gesetz an, welches ihn und seine Descendenz auf ewig aus Frankreich verbannte. Karl glaubte an eine dritte Restauration der Bourbons, als deren Haupt er sich nach wie vor betrachtete, unterhielt beständig Beziehungen mit den dafür arbeitenden Legitimisten, setzte die Herzogin von Berry am 27. Jan. und am 8. März 1831 zur Regentin für Heinrich V. ein und gab ihr im Herzoge von Blacas einen sehr lästigen Vormund, übrigens einen treuen Legitimisten, der Karl sein Vermögen anbot, was Karl nicht annahm. Als Karl von der heimlichen Ehe der Herzogin von Berry hörte, war er außer sich, entzog ihr Regentschaft und Vormundschaft über ihre Kinder, machte einen Riß in die legitimistische Partei, bereute seine Abdankung und widerrief sie sogar. Aus politischen Rücksichten genöthigt, England zu verlassen, ging er 18. Sept. 1832 mit dem Dauphin und „Heinrich V." in Newhaven-Roads unter Segel und reiste über Hamburg und Berlin nach Prag, wo er seinen Sitz auf dem Hradschin nahm. Um der Cholera zu entfliehen, siedelte er 1835 nach Schloß Kirchberg im Erzherzogthume Oesterreich und von da am 24 Oct. 1836 nach Görz über, wo er der Cholera am 6. Nov. 1836 im 80. Lebensjahre erlag. Er ruht im Franziscanerkloster Castagnavizza bei Görz.

Vgl. Mémoires secrets et témoignages authentiques. Chute de Charles X. (Paris 1875); Mémoires de Louis XVIII (12 Bde., Paris 1832–33); W. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter (4 Bde., Hamburg 1840–41); Thiers, Histoire de la révolution française (6 Bde., 13. Aufl., Paris 1873); Lubis, Histoire de la restauration (3 Bde., Paris 1837–38); Le Baulabelle, Histoire des deux restaurations (7 Bde., 2. Aufl., Paris 1847–54); De Viel-Castel, Histoire de la restauration (20 Bde., Paris 1860–78); A. de Lamartine, Histoire de la restauration (8 Bde., Brüssel 1851–53); Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrh. seit den wiener Verträgen (Bd. 7 und 8, Leipzig 1865–66); Hillebrand, Geschichte des Julikönigthums (2. Aufl., Bd. 1, Gotha 1881). (*Arthur Kleinschmidt.*)

V. Karl: Könige von Neapel und Sicilien.

a) KARL I. (von Anjou), König von Neapel, Sicilien und Jerusalem, Graf von Provence, Anjou und Maine. Als fünfter Sohn des Königs Ludwig VIII. des Löwen von Frankreich und Blanca's von Castilien 1226 (nach andern März 1220) geboren, erhielt Karl bei dem Tode des Vaters am 8. Nov. 1226 die Grafschaften Anjou und Maine, wurde von der männlich starken Mutter, welche die Regentschaft übernommen hatte, erzogen und wuchs in einer Zeit auf, wo diese beständig mit den Großen Frankreichs zu ringen hatte. Unter geistlichen Lehrern wurden seine Gaben ausgebildet; dabei lebte er den Freuden der Jagd und des Spiels, besang die spröden Damen, die seinen heißen Huldigungen widerstanden, neben „Le confort et le desconfort", strebte nach ritterlichen Thaten, um den Schönen zu imponiren und seine Rivalen aus dem Felde zu schlagen, und errang bei seiner Werbung um die Hand der von den vornehmsten Mannern begehrten Beatrix, der jüngsten und Erbtochter des Grafen Raimund Berengar IV. von Provence, den Sieg über alle Mitbewerber. Ihr Vater war 1245 gestorben und ihre Verlobung mit Graf Raimund VII. von Toulouse wurde aufgehoben; Karl's Mutter ebnete ihm gewandt die Wege zur reichen Erbin, mit 500 Berittenen kam er ins Land, Städte und Festungen öffneten ihm ihre Thore, Raimund VII. mußte abziehen und mit Einwilligung des Parlaments von Aix heirathete Karl Beatrix am 31. Jan. 1246. Von Lyon, wo der Papst ihre Ehe gesegnet hatte, zogen die Neuvermählten in ihre Grafschaft Provence ein, nahmen die Huldigung entgegen, konnten sie aber von Aix, Arles und Marseille nicht erlangen. Mochte der harte und hoffärtige Karl darüber erbost sein, er verschob seine Rache auf die Tage, da seine Stellung befestigt sein würde. Besonders feindlich zeigten sich der französischen Heirath Beatricens die Troubadours, sie beklagten den Untergang des provençalischen Muths und Ruhms. Karl ging mit seiner Gemahlin nach einigen Monaten nach Frankreich; sein Bruder, König Ludwig IX., belieh ihn zu Pfingsten 1246 zu Melun-sur-Seine mit Anjou und Maine und schlug ihn zum Ritter, aber Karl fühlte

sich in seinem Stolze neben ihm verdunkelt. Im J. 1248 nahm er das Kreuz und schiffte sich am 28. Aug. mit dem Könige und dessen Gemahlin, die Karl haßte, in Aiguesmortes ein, Beatrix begleitete ihn, während ihre Mutter die Provence weise und der Misstimmung gegen Karl entgegentretend verwaltete. Während des langen Aufenthalts der Pilgerscharen auf Cypern wurde Karl beinahe das Opfer einer Seuche; auf Cypern gebar ihm Beatrix ein Kind. Leidend folgte er dem Könige nach Aegypten und genas bald nach der Ankunft bei Damiette 1249. Hier entfaltete er ungewöhnliche Tapferkeit und leistete eine Reihe hervorragender Heldenthaten, die seinem Namen bald allgemeine Achtung verschafften; 1250 rettete ihm der König in der Schlacht von Mansurah das Leben; als ihn derselbe bald darauf dem Sultan als Geisel anbot, wies ihn dieser zurück und wollte sich nur mit Ludwig IX. selbst begnügen. Von wahrhaft frommem Sinne war bei Karl keine Rede, seine Leichtfertigkeit bereitete dem Könige großen Kummer, sein hartes Gemüth, seine Hoffart und Streitsucht führten zu vielen unangenehmen Erlebnissen, seine Lust am Spiele beleidigte Ludwig. Bei Mansurah fiel sein Bruder, Graf Robert von Artois; er aber gerieth mit dem Könige und seinem andern Bruder, Grafen Alfons von Poitiers, am 6. April 1250 in die Gefangenschaft der Sarazenen, kam im Mai bei Damiette gegen Lösegeld frei und zog nach Saint-Jean-d'Acre (8. Mai). Ihre Mutter bat Ludwig, ihr Karl und Alfons zurückzusenden, damit sie an ihnen eine Stütze gegen die Barone habe; mit ihren Frauen verließen sie das Kreuzheer im August 1250 und kehrten nach Frankreich heim.

Während Karl's Abwesenheit hatte sich die Provence auf die Nachricht hin, Ludwig und seine Brüder seien in Gefangenschaft, erhoben und wollte sich von der französischen Herrschaft befreien; Marseille, Arles, Aix, Nizza, Avignon brachen alle Verbindung mit den Gouverneuren Karl's ab und wollten Republiken werden. Karl trat ihnen voll Energie entgegen. Er verheerte das Gebiet von Arles und rüstete bereits zur Belagerung der Stadt, als diese sich unterwarf, seine Jurisdiction anerkannte, ihm gewisse Rechte überließ und von ihm das Versprechen erhielt, keine Zwangssteuer oder Zwangsanleihe solle erhoben werden (30. April 1251). Avignon, von Karl und seinem Bruder Alfons, der das Marquisat Provence hatte, zugleich abhängig, wurde von beiden bedroht und öffnete sofort (10. Mai) die Thore, verzichtete auf alle Rechte und Privilegien, und Sisteron folgte diesem Beispiele. Das durch seinen Handel mächtige Marseille erkannte nach einigen Feindseligkeiten im August 1251 Karl's Oberherrschaft an, behielt aber alle Vorrechte, denn Karl fühlte sich nicht stark genug, es auf einmal niederzuwerfen; leicht machten es ihm die andern Städte, sie unterwarfen sich alsbald. Karl mischte sich in die flandrischen Händel und dies rettete jetzt noch Marseille. Die entschlossene und harte Gräfin Margaretha von Flandern und Hennegau wollte zu Gunsten ihrer Kinder zweiter Ehe, der Dampierre, die erster Ehe, die Avesnes, um ihr Erbe bringen, aber Johann von Avesnes fand eine Stütze im römischen Könige Wilhelm von Holland. Margaretha und die Dampierre suchten einen Alliirten an Karl und versprachen ihm zum Lohne Hennegau; der habgierige Mann war sofort bereit, die Mutter bei der Beraubung der Kinder zu unterstützen, wenn ihm so reiche Beute winkte; sein Bruder, der König, misbilligte es und wollte die bedrohten Kinder schützen. Er aber machte einen Vertrag mit Margaretha, der ihm Hennegau zutheilte, rief mit ihr 1254 alle Fürsten der Christenheit zu den Waffen und von allen Seiten strömten adelige Abenteurer nach dem üppigen Flandern; in keckstem Tone forderten Karl und die Gräfin vom König Wilhelm Freilassung der im Kriege gegen letztere gemachten Gefangenen und drohten im Weigerungsfalle mit Kampf bis aufs Messer; Wilhelm antwortete verachtungsvoll. Unter den ärgsten Verheerungen drangen Karl und Margaretha bis Valenciennes vor, welches sich wacker vertheidigte, nahmen die wichtigsten Städte und schließlich öffnete auch Valenciennes ihnen durch Uebereinkommen die Thore. Ludwig IX. gebot dem Kriege halt und brachte die hadernden Parteien zum Frieden; Karl verzichtete im Vertrage vom 12. Sept. 1256 für sich und seinen Stamm auf die Grafschaft Hennegau, welche die Avesnes behielten, und die flandrischen Städte hatten ihm dafür 160,000 Livres zu zahlen.

Im J. 1256 erhob sich Marseille abermals und Karl gerieth in Streit mit seiner Schwiegermutter; während Ludwig IX., Karl's guter Engel, letzteren schlichtete, mußte Marseille mit den Waffen niedergeworfen werden; es hatte Karl's Beamte, die in drückendster Weise Abgaben erzwangen, davongejagt und Boniface de Castellane an seine Spitze gestellt, der als echter Troubadour Karl die kränkendsten Verse entgegenschleuderte. Karl, seinem Großvater Philipp II. August an Charakter ungemein ähnlich, warf sich mit aller Kraft auf Marseille und 1257 begann er die Belagerung. Muthlosigkeit bemächtigte sich der Gemüther, und am 3. Juni d. J. ergab sich die Stadt, trat ihm die Vicomte-Rechte über die Unterstadt von Marseille und über Hyères ab, pflanzte sein Banner über dem ihrigen auf den Schiffen auf, nahm seine Garnison und Beamte auf und riß die letzten Befestigungen ein. Karl ließ die Häupter der Verschwörung fallen, nur Castellane entging als zu beliebt dem Henkerbeile, verlor aber seine Güter und wurde exilirt. Der Graf von Orange huldigte ihm als neuem Könige von Arelat, der Dauphin von Viennois und andere für gewisse Lehen. Karl dachte nicht entfernt daran, die Auszahlung an seiner Frau Schwestern für ihre Erbansprüche an die Provence ins Werk zu setzen, und ihre Entschädigungsklagen führten für sie zu keinem Resultate. Im J. 1262 erhob sich Marseille, durch neuen Druck gereizt, wiederum gegen Karl, aber Karl wurde seiner bald Meister.

Karl war ganz der katholischen Kirche ergeben und bereit, ihr Scharfrichterdienste zu leisten, nicht aber aus Frömmigkeit, sondern aus politischem Raisonnement; neben großem Muthe zeichneten ihn Reinheit der Sitten und Achtung vor gegebenen Versprechungen aus; war Ludwig IX. ganz Franzose, so war er weit eher Spanier;

rem Sinn war stolz, sein Gemüth finster und gegen jedermann verschlossen; nie lachelte er, nie kannte er Heiterkeit; concentrirte er seine Gedanken und Regierung; nie vergaß er einen Feind, noch weniger eine Beleidigung; für seinen Anhang war er die Güte selbst, an ihn verschwendete er das dahgierig erraffte Gold; aller Welt flößte er Respect und Schrecken, keine Liebe ein; niemand hatte etwas so Königliches wie er. Als 1262 seine Mutter, die Regentin, starb und Ludwig IX. in Palästina weilte, übernahmen Karl und sein Bruder Alfons die Regierung Frankreichs, begannen mit der Austreibung der Juden und der Confiscation ihrer Grundstücke, dachten gar nicht an das Heil des Reiches, sondern allein an die Vergrößerung ihrer Privatmacht und das Land konnte sich Glück wünschen, als endlich der König im September 1254 wieder in Paris einzog. Im J. 1259 entriß Karl dem Hause Savoyen Piemont, ohne es jedoch behaupten zu können; er nahm Cuneo, Chierasco, Montevico, Ventimiglia, Alba, Savigliano und Fossano und breitete seine Macht und seinen Einfluß immer weiter aus. Früh schon scheint die Curie an den durch seine Kriegsthaten und seine Machtstellung bekannten Prinzen als ihren Candidaten für Neapel und Sicilien gedacht zu haben; schon Innocenz IV. hatte mit ihm darüber verhandelt. Sobald Urban IV., der Schuhmachersohn aus Troyes, den Stuhl Petri eingenommen, bot er, ein glühender Feind der Hohenstaufen, 1262 Ludwig IX. die Krone beider Sicilien für einen seiner Söhne an; er aber lehnte es ab, die Krone, die seiner Meinung nach nicht König Manfred, aber Konradin von Schwaben gehörte, zu usurpiren. Urban wandte sich nun mit seinem Anerbieten an Karl und diesen trieb außer eigener Ehrsucht auch die der Gemahlin, die es nicht verwinden konnte, daß sie allein von vier Schwestern keine Königskrone trug. Sein Bruder rieth ihm ab, aber Karl war durch den Glanz des Diadems gefangen. Die Bedingungen, unter denen Urban ihm die Krone übertragen wollte, waren sehr hart und stempelten in jeder Zeile den neuen König zum Dienstmann des Papstes mit äußerst beschränktem Erbrechte. Karl war nicht gesonnen, um jeden Preis und unter Entehrung des Königthums dem Rufe des Papstes zu folgen, so sehr er auch nach der Krone gierte; offen und frei erklärte er dies Urban IV. und dieser gab in wesentlichen Punkten nach. Die Verhandlungen gingen hin und her, Urban suchte dies und jenes zu retten, Karl es zu gewinnen, und Karl gab Proben genug von Gewandtheit, Klugheit und Festigkeit, bestens vom Könige Ludwig und seinen Legisten berathen. Die Römer übertrugen mit Vorliebe jetzt den Senatorentitel auf Fürsten und so ernannte die welfische Partei Karl im August 1263 zum Senator von Rom; dadurch erlangte er hier die Souveränetät und Gerichtsbarkeit. Urban gerieth in die größte Aufregung, als er von dieser Ernennung hörte, und zitterte vor einer erblichen Senatorie, aber aus Sorge vor Manfred gab er nach und drängte Karl, endlich zur Eroberung seines Reichs zu erscheinen. Ludwig IX. gab jetzt seine volle Zustimmung, denn ihm schien die Kirche durch den excommunicirten Manfred ungemein bedroht, er achtete nicht mehr auf Konradin's Rechte oder auf die vom englischen Prinzen Edmund erhobenen Ansprüche auf Sicilien und Neapel und gestattete die Erhebung eines Zehnten auf die geistlichen Einkünfte in Frankreich während dreier Jahre zu Gunsten der Rüstungen Karl's, wenn der Papst einwilligte; Beatrix gab ihre Juwelen, um sie zur Expedition zu veräußern. Der mit dem französischen Königshause innigst verwachsene Clemens IV., ein Sohn des Jacqueder, widmete sich mit größtem Eifer den heimlichen Plänen Karl's, zwang England zum Verzicht, bewog Karl zur Abreise und Karl unterzeichnete Ende 1264 den am 26. Febr. 1265 publicirten Vertrag mit Clemens, worin er Neapel und Sicilien als Lehen des Heiligen Stuhls erhielt. Damit Karl ja nicht der Herr der Curie werden könne, wurde bestimmt, daß niemals die sicilische und die kaiserliche Krone vereinigt werden, der Herrscher Neapels und Siciliens die Lombardei oder Toscana besitzen könne oder einen der Curie nachtheiligen Vertrag mit irgendjemand schließen dürfe, und eine Reihe Einschränkungen wie Tribut wurden ihm auferlegt. In Frankreich ließ Clemens das Kreuz gegen Manfred predigen, Tausende beutelustiger Krieger nahmen es. Karl ließ es an Verheißungen nicht fehlen, sah sich durch große Geldnoth beständig gehemmt, brachte aber doch 30,000 Mann zusammen (5000 Reiter, 10,000 Armbrustschützen, 15,000 Infanteristen), von Ludwig IX. weder gehemmt noch gefördert. In Marseille machte er 30 Galeren flott, mit denen er einstweilen dem Landheere voranzueilen beschloß, um durch seine Persönlichkeit in Rom eine durchgreifende Wirkung zu erzielen. Er überließ das Commando des Landheeres seinem jugendlichen Schwiegersohne, Robert de Bethune Dampierre, dem Erbgrafen Flanderns, segelte mit tausend ergebenen Rittern am 15. Mai 1265 von Marseille ab, entging infolge von Sturm und Nebel einer ihm auflauernden sicilisch-pisatischen Flotte von 80 Galeren und lief unvermuthet am 24. Mai im Tiber ein, während Manfred und die Ghibellinen den „Carlotto“ verhöhnten. Grenzenlos war der Jubel in Rom, wo Karl wie ein Triumphator einzog; seine kühne Haltung bestach die leicht erregten Römer; in der Kirche der Minoriten von Ara-Coeli zog er das Senatorengewand an und nahm im Lateran seinen Sitz, was Clemens nicht wenig verdroß und zu bittern brieflichen Vorwürfen veranlaßte. Infolge dieser verließ Karl den Lateran, nahm eine andere Wohnung und kam allen Anschlägen Manfred's zuvor, indem er sich auf eine Abtheilung Sarazenen und Deutsche stürzte und sie schlug. Aber seine Geldnoth hatte eine entsetzliche Höhe erreicht, täglich mußte sein Heer unter Bethune in Rom eintreffen und er wußte nicht, womit es besolden, für den eigenen Unterhalt hatte er nichts mehr, niemand wollte auf seinen Namen etwas geben. Der Papst bewilligte ihm mit dem größten Widerwillen einiges Geld aus Kirchengütern, was aber keine bessere Wendung bewirken konnte, drang vergebens in Ludwig IX., dem Bruder zu Hülfe zu kommen, und verzweifelte bald an der ganzen Unternehmung. Im December traf Karl's Heer in Rom

ein, Beatrix war vorausgeeilt. Da Clemens nicht nach Rom zu kommen wagte, Karl aber nur in Rom gekrönt sein wollte, so fand die Krönung Karl's und Beatricens durch den Cardinal de Chevrières, Bischof von Albano, zum König und zur Königin von Neapel und Sicilien in der Lateran-Basilica am 6. Jan. 1266 statt; das Volk begrüßte sie mit endlosen Zurufen. Ohne auf Clemens, zu dem das Verhältniß sehr erkaltet war, zu achten, beschloß Karl, sofort sein Heer gegen Manfred zu führen, ehe es aus Entbehrung zu meutern beginne, und als Manfred ihn durch die Einleitung von Unterhandlungen aufhalten wollte, antwortete er der Gesandtschaft: „Sagt dem Sultan von Lucera, ich verlange nur nach der Schlacht mit ihm, und ich würde ihn in die Hölle oder er mich ins Paradies schicken." Die Brücke bei Ceprano über den Garigliano war zur Vertheidigung dem Grafen von Caserta übertragen worden, aber, von Manfred beleidigt, verrieth er ihn und ließ Karl passiren. So war diesem der Weg zu seinem Reiche eröffnet. Aquino und Rocca d'Arce fielen, das feste San-Germano wurde mit großen Opfern erstürmt, der Abt des reichen Monte-Cassino huldigte Karl, den unterwegs Deputationen von Neapel und Capua begrüßten. Karl sparte Versprechungen nicht, um Zuwachs seines Anhangs zu gewinnen, erwies allen Ständen Gnade und Huld und eilte Benevent zu, um sich mit Manfred in einer Entscheidungsschlacht, von der die Krone abhängen mußte, zu messen. Hier auf dem Rosenfelde büßte Manfred am 26. Febr. 1266 Krone und Leben ein. Beide Könige kämpften wie Löwen. Der Sieger zog in Benevent ein, wo er furchtbare Verheerungen anrichtete, von denen sich die Stadt nicht mehr erholen konnte; er verweigerte dem gebannten Manfred ein kirchliches Begräbniß. Manfred's Witwe und Kinder wurden ausgeliefert und Karl ließ sie in harter Haft bis zum Tode schmachten. Mit großem Prunke zogen Karl und Beatrix in Neapel ein und Karl begann sofort zu herrschen. Er behandelte die auf dem Schlachtfelde gefangenen Barone wie Rebellen und Hochverräther, entriß allen Anhängern Manfred's ihre Lehen und vertheilte sie unter sein Gefolge, ähnlich wie Wilhelm der Eroberer einst in England gethan; alle unter Manfred Eingekerkerten gab er frei, allen von diesem Beraubten Eigenthum und Amt zurück, alle Stellen im Reiche erhielten Franzosen oder sicilianische Verräther; er erklärte, laut dem Vertrage mit dem Papste, alle von Friedrich II. seit der auf dem Lyoneser Concile von Innocenz IV. 1245 ausgesprochenen Absetzung von Manfred und Konrad IV. gegebenen Gesetze für abgeschafft und bald wehte sein Banner vom Garigliano bis Faro di Messina und von Manfredonia bis Agrigent; in Sicilien unterwarf sich ohne weiteres Konrad von Antiochia, ein Bastardenkel Friedrich's II., und in Calabrien capitulirten die Reste von Manfred's Heer. Indem Karl Manfred's Witwe in Haft hielt, streckte er nach ihrer Mitgift in Epirus die Hand aus; er begann, orientalische Träume zu hegen, und sah in Neapel nur eine Station auf dem Wege nach Byzanz. Vorerst aber hatte er genug mit der Befestigung seiner Herrschaft in Neapel und Sicilien zu schaffen, wo eine grenzenlose Miswirthschaft eingerissen war, Armuth und Elend herrschten. Das Reich trug Karl absolut nichts ein, warf keinerlei Revenuen ab, und der Adel war ganz verarmt, während Karl voll Schulden war und sich zu ihrer schleunigen Tilgung verpflichtet hatte, Clemens IV. seine Gelder forderte und mit Kirchenstrafen drohte, er aber durch seinen Vertrag mit Clemens nicht ermächtigt war, seinen Klerus zu besteuern, dem der größte Theil des Grundes und Bodens gehörte. Wie sollte er ohne Steuern und Abgaben regieren? Von unschätzbarem Werthe war es darum für ihn, daß einige Ueberläufer der letzten Regierung, die Land und Leute, Mittel und Wege kannten, sich in seinen Dienst begaben, vor allen Gezzolino della Marra, der ihm zeigte, wie und wo er die Steuerschraube einzupressen habe, um reiche Beute zu erzielen. Diesen Helfern in der Noth schenkte Karl großes Vertrauen, und zu Steuerbeamten nahm er nur Italiener, weil sie allein die nöthige Local- und Personalkenntniß besaßen; erst nach Jahren zog er auch Franzosen bei. Das französische Lehenswesen wurde in vollster Härte auf das eroberte Reich übertragen, was von Anfang an viel Groll erzeugte; die Provençalen, die Genossen aus Anjou und Maine benahmen sich voll Hoffart und Dünkel gegen die Italiener, zu denen sie nur gekommen waren, um sie zu knechten und auszubeuten, schreckten vor keiner Ausschweifung und Brutalität zurück. Karl ließ alle vorhandenen Steuern, erhob sie aber regelmäßig und systematisch, während sie bisher nur ab und zu oder im Nothfalle eingefordert worden waren; außerdem machte er zum Kronrecht den Privathandel und die besondern von Friedrich II. eingeführten Monopole, und nichs hat ihn im Reiche so verhaßt gemacht wie sein regelmäßiges und wohlgeordnetes Fiscalsystem, nichts steigerte so die Sehnsucht nach den Tagen Manfred's. Die Klagen und Proteste des mit Karl unzufriedenen Papstes machten auf ihn keinen Eindruck; er führte seine fiscalisch-feudale Administration durch. Seine Geschenke an den Papst bestachen diesen nicht, aber er vermied offenen Bruch mit seinem unbotmäßigen Schützlinge; er rieth ihm, sich ausschließlich auf die Italiener zu stützen, Karl aber verachtete sie und stützte sich auf seine Landsleute, die er möglichst bereicherte, um sich eine glänzende und mächtige Lehensaristokratie zu schaffen, mit der er das Ziel seines Ehrgeizes, den byzantinischen Kaiserthron, erobern könnte; er war vor allem Krieger. In Neapel, wo er dauernd residirte, erbaute er das neue Schloß, und die Universität lebte unter ihm neu auf. Von den bestehenden Gesetzen nahm er alle an, die seinem Despotismus dienlich schienen, neue gab er fast gar nicht, hingegen umging er manche in der Praxis; ohne den hohen Gerichtshof Roger's I. aufzuheben, unterließ er seine Einberufung, mochte Clemens IV. dagegen protestiren, so viel ihm beliebte. Seit dem Siege von Benevent war in ganz Italien die welfische Partei in der Oberhand. In der Mark Ancona, in Parma, Vercelli, Brescia, Cremona verdrängte sie die Ghibellinen, in der ganzen Lombardei fiel ihr der Sieg zu; in Mailand wurde ein Provençale unter Karl's

Schutzherrschaft Podesta, die Familie della Torre schloß sich ihm eng an an. Karl trat am 23. Mai 1266 in ein 1267 erneuertes Bündniß mit Mailand, Montferrat, Este, Verona, Mantua, Ferrara, Bologna, Modena, Reggio, Lodi, Padua, Vercelli u. a. gegen alle seine Feinde, was ihm die Oberleitung der lombardischen Angelegenheiten in einem Umfange verschaffte, wie sie den Kaisern nie eingeräumt worden war und sie dem Papste durchaus unbequem sein mußte. In Florenz waren die Ghibellinen mächtig, aber die Welfen trieben sie hinaus und boten durch Gesandte Karl die Souveränetät über Florenz an; nach einigem Zaudern schickte er 800 Reiter unter Montfort, die Ostern 1267 in Florenz einzogen, nachdem alle Ghibellinen von da geflüchtet waren, und die Florentiner proclamirten Karl zum Signore auf zehn Jahre. Er besetzte den Rath mit lauter Welfen, ließ die Güter der Ghibellinen zu Gunsten der Welfen confisciren u. s. w. Alle Orte Toscanas unterwarfen sich Montfort, den Karl als Vicekönig bestellte. So sehr auch Clemens IV. abrieth und sich sträubte, trat der König, stolz auf seine Siege, eine Reise zu ihm an; immer mehr beschäftigte ihn der Kaisertraum. Auf den Trümmern des lateinischen Kaiserthums wollte er einen mächtigen Thron errichten, von ihm aus und nicht in fruchtlosen Kreuzzügen die asiatischen Christen vom mohammedanischen Joche befreien. Er trat in Unterhandlungen mit dem machtlosen Kaiser Balduin II. und mit Wilhelm von Villehardouin, Herzoge von Achaja, um Morea unter Siciliens Hoheit zu bringen, sandte Truppen aus, um sich der Mitgift von Manfred's Witwe, Corfu, Avlona, Janina und Butrinto, zu bemächtigen, und stritt um dieselbe mit dem Usurpator Sinarde. In dem Augenblicke, da sich der schlaue Kaiser Michael VIII. von Byzanz Clemens IV. lockend näherte, warf sich Karl, letzterem in Viterbo zu Füßen, und da er hier Balduin II. und den Kanzler Achaja's antraf, schloß er mit Balduin und Achaja am 27. Mai 1267 einen Bündnißvertrag; in diesem verpflichtete sich der König für sich und seine Erben, Balduin während mindestens sechs Jahren 2000 Reiter zu stellen; der Kaiser trat ihm hingegen die directe Herrschaft über Achaja und Morea ab und überließ ihm eigenthümlich Corfu, Avlona, Janina und Butrinto, außerdem — freilich ohne im Besitze zu sein — die Dependenzen seines Kaiserthums jenseit der Dardanellen, nur nicht Lesbos, Samos, Chios und Constantinopel, gab ihm auch Anwartschaft auf einige Pfandschaften; um diesen orientalischen Ansprüchen volle Gültigkeit zu verleihen, belieh Balduin Karl durch einen Ring mit der Oberherrschaft über Achaja und Morea.*) Sehr ungern erkannte Clemens IV. in Viterbo auch die in Toscana eingetretenen Verhältnisse an und ernannte Karl unter gewissen Beschränkungen zum Bewahrer des Friedens (Paciarius) auf drei Jahre (4. Juni 1267). Karl reiste nach Florenz, wo ihm ein glänzender Empfang bereitet wurde; die Bürger schwuren ihm Treue, er entsprach ihrem Rufe, Siena zu bekriegen, belagerte den festen Zufluchtsort der Ghibellinen Poggibonzi und erzwang die Uebergabe dieses uneinnehmbaren Schlosses.

Die Ghibellinen Italiens sehnten sich nach einem Erlöser von Anjou's Tyrannei und riefen den jungen Hohenstaufen Konradin, der noch nicht sechzehn Jahre zählte, aus Deutschland; er kam mit einem Heere über die Alpen, begleitet von seinem Freunde und Leidensgefährten Friedrich, Markgrafen von Baden, und wollte Karl Sicilien entreißen. Karl war ebenso erstaunt wie entrüstet über sein Eindringen in Oberitalien, Clemens IV. tobte in der unwürdigsten Weise. Karl lag gerade in Fehde mit dem Infanten Heinrich von Castilien, dem er große in Tunis erworbene Summen abgeborgt und die Senatorwürde in Rom an seiner Statt überlassen hatte, der ihm aber grollte, seit er seinen Plänen auf Sardinien entgegentrat und sein Geld nicht zurückerstatten wollte; Heinrich trat mit Konradin in Verbindung, was für Karl sehr mislich werden konnte.

Anstatt sofort selbst nach Sicilien zu eilen und hier Karl zu bekriegen, sandte Konradin Capece mit dem Titel eines Statthalters dahin. Mit dem Infanten Friedrich von Castilien und einigen hundert Deutschen, Spaniern und Sarazenen landete Capece im September 1267 bei Sciacca und als Siciliens wahrer Erbkönig wurde Konradin proclamirt. Die Treue zu Karl begann zu wanken und als Karl's Statthalter gegen Capece und Friedrich zu Felde zog, liefen die Sicilianer, Karl's überdrüßig, während der Schlacht zu ihnen über, metzelten die Franzosen nieder und Capece erbeutete das reiche Lager. Im Nu erklärte sich fast ganz Sicilien für Konradin, allerwärts sah man seine Farben, Karl's Anhänger wurden als „Ferracani" verhöhnt und nur Palermo, Messina und Syracus, wo starke Garnisonen lagen, blieben ihm treu. Karl war außer sich, schwur unerbittliche Rache den Verräthern, vertagte sie aber, so sehr ihm Clemens zur Heimkehr rieth, um Konradin den Weg über Adda oder Oglio zu versperren. Alle Welt wunderte sich, daß er, in seinem Reiche bedroht und angefallen, unthätig vor Poggibonzi liegen blieb. Ohne daß Mailand und Karl's andere Alliirte in Norditalien ihn hemmten, erreichte Konradin Pavia; als Karl ihn hier belagern wollte, widersetzte sich der Papst. Nach der Einnahme von Poggibonzi eilte Karl nach Pisa, welches laut Konradin's Partei genommen hatte, richtete entsetzliche Verheerungen an und nahm das Schloß Mottrone, verschob aber beständig die Heimkehr nach Neapel, schickte Montfort nach Sicilien und beobachtete aus der Nähe den verdächtigen Papst. In Rom erhob sich das Ghibellinenthum für Konradin, der Senator Heinrich von Castilien warf seine Hauptgegner in den Kerker und plünderte die Kirchen. Im Triumphe zog Konradin in Pisa ein und sandte, abermals anstatt selbst zu kommen, von hier eine Flotte unter Graf Lancia nach Sicilien; diesen begünstigte das Glück, mit ihm verbanden sich Capece und der Infant Friedrich und bald stand ganz Sicilien in den Flammen des Aufruhrs. In diesen Tagen starb in No-

*) Eheschließungen besiegelten den Pact: Karl's Sohn Philipp wurde mit Isabella von Villehardouin, seine Tochter Beatrix mit Balduin's Thronfolger Philipp von Courtenay, König von Thessalonich, verlobt.

cera Königin Beatrix, deren Einfluß auf Karl stets günstig und begütigend gewirkt; in Aix wurde sie bestattet.

Konradin hatte unbedachterweise Capece und Lancia zu Statthaltern ernannt, jeder bestritt das Recht des andern und während dessen traf eine provenzalische Flotte unter Laveno, verstärkt durch Schiffe aus Messina, bei Melazzo ein; kaum aber erblickte Laveno die pisatische Flotte beider Statthalter, als er am 11. Aug. 1268 die Flucht ergriff, worauf die Pisaten im Hafen von Messina 27 Galeren verbrannten. Da ermannten sich die Messinesen und zwangen die statthalterliche Flotte, sich wieder einzuschiffen, was Karl Sicilien wenigstens zum Theil rettete. In Calabrien und Apulien war seine Herrschaft ebenfalls bedroht; überall schürten seine Gegner, indessen seine Gouverneure voll Härte den Aufstand niederzuhalten suchten; hierzu kam der Aufstand der Sarazenen in Lucera, dem sich massenweise die Christen in Apulien anschlossen. Clemens war in grenzenloser Erregung, er bat und bedrohte Karl abwechselnd, er sah bereits die Sarazenen vor Augen und entbot Karl nach Viterbo.

Clemens befriedigte dessen lange gehegten Wunsch und ernannte Karl zum Generalvicar in allen Theilen des heiligen römischen Reichs, erklärte den Infanten Heinrich von Castilien der Senatorie von Rom, auf die Karl hoffte, verlustig und schleuderte den Bannstrahl auf Konradin, Heinrich und Konradin's gesammten Anhang. Somit brach er unheilbar mit der staufischen Sache, Karl fühlte sich seiner sicher und kehrte nun nach Neapel heim. Hier hielt er eine Reichsversammlung, rief den Heerbann auf und verordnete abermalige Steuererhebung, befolgte aber den Rath eines Pignatelli nicht, alle Deutschen als verdächtig auszutreiben; dann begann er Lucera zu belagern. Konradin wurde unterdessen von Franzosen und Florentinern unter dem Marschall Wilhelm von Boisselve auf Siena zurückgedrängt, wo er im Triumphe aufgenommen wurde; Boisselve und Estendart zogen auf Arezzo, um von hier die Straße nach Rom zu beherrschen, aber die Ghibellinen Konradin's fielen bei Laterino über sie her, tödteten viele und nahmen Boisselve gefangen. An Viterbo vorbei zog Konradin siegesbewußt nach Rom, wo ihn Heinrich von Castilien mit kaiserlichen Ehren empfing, auf Siciliens Krone rechnend; Karl's einstiger Empfang war gegen den Konradin's armselig zu nennen. Am 18. Aug. verließ er Rom mit nahezu 6000 Kriegern und zog Apulien zu, wo er heimliche Anhänger unter dem Adel zu haben glaubte und auf die Sarazenen hoffte. So erreichte der Kaiserknabe die Palentinische Ebene und kam nach Tagliacozzo. Karl brach rasch die Belagerung Luceras ab, marschirte Tag und Nacht und traf am 22. Aug. bei Tagliacozzo ein. Die Anordnung der entscheidenden Schlacht übertrug er seinem treuen Gefährten Erard de Valery und dessen listige Manöver verschafften ihm trotz der geringeren Zahl seiner Streiter und trotz anfänglicher Mißerfolge am 23. Aug. einen vollständigen Sieg; Karl selbst focht wie immer heldenhaft. Sein Jubel über den Sieg war grenzenlos, er befahl auf der Wahlstatt eine prächtige Abtei zu erbauen und meldete Clemens seinen Sieg. Durch schmählichen Verrath Johann Frangipani's, des Schloßherrn von Astura, fielen Konradin und Friedrich von Baden in Karl's Hände, der sie zu Fuß und in Ketten nach Rom führen ließ; Heinrich von Castilien kam ebenfalls in seine Gewalt und mußte, wegen seiner Verwandtschaft mit Karl der Todesstrafe entgehend, zweiundzwanzig Jahre im Gefängnisse schmachten; erst Karl II. (s. d.) gab ihn frei. In Rom bekleidete sich Karl wieder mit der Senatorenwürde und die wandelbaren Römer flößten ihm Widerwillen ein, obwol sie ihm eine Statue errichteten, die noch auf dem Capitol ist; die Römer und der Papst übertrugen ihm die Senatorie auf zehn Jahre, nicht auf immer, wie er wünschte. Mit der scheußlichsten Grausamkeit ließ er 130 gegen ihn verrätherische Barone zerstückeln und lebendig verbrennen, Graf Galvano Lancia mußte seinen Sohn enthaupten sehen, bevor ihn selbst das Beil traf. Clemens IV. forderte Konradin's Auslieferung, aber Karl war nicht gesonnen, die kostbare Beute aus den Händen zu geben und vielleicht als Waffe gegen sich benutzen zu lassen; er wollte sein Blut selbst vergießen. Er berief die Syndici der größeren Städte, die ersten Generale, die Barone und die bedeutendsten neapolitanischen und sicilischen Rechtsgelehrten zu einer Versammlung, der er präsidirte und die genau wußte, was seine Absicht mit Konradin war, ließ Konradin des Bruches des Kirchenfriedens, der usurpatorischen Annahme des Königstitels, der gewaltsamen Invasion des Reichs und des Hochverraths gegen ihn, seinen legitimen Herrn, anklagen. Heldenhaft verfocht ein Modenese Konradin, Karl's Schwiegersohn, Robert de Béthune, ergriff dessen Sache, mit Ausnahme eines einzigen Provençalen waren alle gegen den Todesspruch; Karl aber fällte ihn über Konradin und Friedrich von Baden wie über die mit ihnen ergriffenen Barone; er sah ihrer Hinrichtung auf dem Marktplatze von Neapel am 20. Oct. 1268 aus der Entfernung zu und gönnte ihnen kein geweihtes Grab. Ganz Deutschland fluchte Karl von Anjou, die Minnesänger stellten ihn neben Attila, selbst in Südfrankreich und in Spanien fand er Angreifer in Menge. Er aber fühlte sich jetzt sicher auf dem Throne, sein Verbrechen stützte ihn. Alles war zu seinem Glücke ausgeschlagen, die Welfen hielten das Heft in Italien und sahen in ihm ihren Schirmherrn.

Durch das Ableben seiner Gemahlin 1267 war sein ältester Sohn Erbe der Provence, doch sollte Karl, so lange er lebte, die Nutznießung der Einkünfte und Regierung behalten und ließ sich huldigen.

Der Papst besonders drang auf eine baldige Ersetzung Beatricens, die Karl zwei Söhne und drei Töchter geboren hatte; bald schlug er ihm diese, bald jene Dame vor und schließlich wählte der König Margaretha von Burgund-Nevers, Gräfin von Tonnerre (geboren 1248), Tochter des Grafen Eudo von Nevers und Enkelin Herzogs Hugo IV. von Burgund, eine tugendreiche, sanfte, gehorsame und der Politik fremde Frau; unter den glänzendsten Festen fand die Hochzeit am 18. Nov. 1268 in Neapel statt; hierbei versprach Karl allen Anhängern Konradin's Vergebung, nahm aber alle Deutschen, Spanier

und Piraten und sehr viele andere sammt ihren Gütern aus, sodaß ich kein Anhänger der Staufer mehr dulden konnte, wie denn auch noch 1274 gegen solche, die einst in Manfred's Heere gegen Papst Alexander IV. gedient hatten, Untersuchungen begannen. Eine Reihe erbitterter Gegner Karl's schied aus dem Leben, ein neuer Beleg der Gunst seines Geschicks. Nach dem Tode von Manfred's Witwe unterwarfen sich ihm Corfu und die drei epirotischen Städte. In Cremona beantragten die Welfen auf einem Städtetage, Karl zum Signore aller lombardischen Städte zu erheben, rasch pflichteten Parma, Piacenza, Modena, Reggio und Ferrara bei, aber Mailand, Bergamo, Asti, Alessandria und Bologna wollten nichts davon wissen; es drohte ein Abfall von Karl's Sache und nur der Zwist des Erzbischofs von Mailand, Otto Visconti, mit Markgraf Wilhelm VII. von Montferrat rettete die welfische Sache. Das ghibellinische Siena hielt sich wacker gegen die Welfen, aber Karl unterwarf es auch, strafte es um 6000 Unzen Gold und zwang es zur Bekriegung der Ghibellinen. In seiner Rache gegen die Abtrünnigen und Anhänger Konradin's kannte Karl, nach Blut lechzend, kein Maß; durch Furcht und Schrecken wollte er auf ewig jede Bedrohung seines Throns unmöglich machen; nicht nur Konradin, sondern seine ganze Partei sollte ausgerottet werden. Während er seine Anhänger mit Gold und Gut überschüttete und ihm für sie nichts zu kostbar war, nahm er seinen Gegnern Habe, Haus, Hof und Leben, wandte gegen sie die schärfsten Gesetze Friedrich's II. an; das Blut floß in Strömen im ganzen Reiche. Als Potenza sich vor der Rache zu schützen meinte, indem es den konradinisch gesinnten Adel abschlachtete, hatte sich die Stadt verrechnet, sie wurde zerstört, Alba traf das gleiche Los, in Corneto fand ein gräßliches Würgen statt. Sicilien schwamm im Blute, sein schändlicher Statthalter Wilhelm von l'Estendart verübte die teuflischsten Greuel; von der Stadt Augusta blieb nicht ein Stein auf dem andern, die Verräther und die Verrathenen wurden umgebracht, Don Friedrich von Castilien entkam, Capece wurde geblendet und gehenkt, viele Sicilianer waren ehrlos genug, den Würgern Opfer zu liefern — und diese selben Henker erhoben sich nachher gegen die Franzosen! Mit voller Wucht warf sich Karl auf Lucera, aber es bedurfte einer halbjährigen Belagerung und des Aushungerns, um die Sarazenen zur Uebergabe zu bestimmen; Karl begnügte sich mit ihrer Verbannung aus Lucera, als tüchtige Soldaten waren sie dem Krieger zu werthvoll, um sie niederzumetzeln, er siedelte sie in verschiedenen Städten an und legte ihnen Tribut auf; die Christen in Lucera ließ er tödten. Mochte der Papst ihn noch so sehr ermahnen, Milde und Gnade walten zu lassen, sein harter Sinn blieb unbewegt, sein finsterer Frevelmuth unbeirrt; vergebens sprach Ludwig IX. für Schonung, vergebens nannte ihn König Jakob von Aragonien grausamer als Nero.

In den orientalischen Kaiserplänen, mit denen sich Karl lebhaft beschäftigte und für deren Ausführung er bei Brindisi eine Flotte vereinigte, hemmte ihn der neue Kreuzzug Ludwig's IX., zu dem ihn derselbe einlud. Karl durfte sich dem Rufe nicht entziehen, machte aber Bedingungen und gab den so verderblich ausschlagenden Rath, das Heer nicht nach Aegypten, sondern nach Tunis zu führen; er mußte dafür sorgen, daß das Sarazenennest Tunis gesäubert und nicht zum Ausfallsthor gegen ihn während seiner Abwesenheit in Aegypten und Palästina wurde; er wollte den alten Tribut der tunesischen Fürsten an seine Vorgänger auf dem sicilischen Throne mit den Waffen erneuern, denn er brauchte Geld nöthiger als je. So bestärkte er Ludwig im Plane, den Sultan von Tunis zu bekehren und dies Reich dem Christenglauben zu gewinnen. Mit Ludwig schloß er einen Vertrag, der ihn verpflichtete, nach Afrika zu kommen, sobald er von Ludwig's Ankunft daselbst Kunde erhalten habe, und Ludwig versprach, keine Schlacht vor Karl's Erscheinen zu liefern; nebenher suchte der schlaue Politiker Unterhandlungen mit dem Sultan von Tunis anzuknupfen, um vielleicht ohne Blutvergießen seine Zwecke zu erreichen. Als Karl mit seiner Flotte am 25. Aug. 1270 bei Karthago landete, fand er Ludwig IX. als eben erkaltende Leiche. Rasch faßte er sich in seinem Schmerze, ließ seinem Neffen Philipp III. als König huldigen, huldigte ihm selbst für seine Grafschaften und stellte sich an die Spitze der Expedition; er leitete alles, nachdem er für die Leiche Sorge getragen und von Philipp die Eingeweide fur die Benedictinerabtei von Monreale bei Palermo erhalten hatte, war aber nach der Eroberung von Tunis nicht lüstern, sondern wollte nur den Sultan, dessen Krieger täglich größere Frechheiten und Peinigungen den Kreuzfahrern zufügten, in Schrecken setzen. Er blokirte Tunis von drei Seiten, war in drei Gefechten siegreich, nahm den Mauren Lager und Gepäck weg, und der feige Sultan ging am 29. Oct. 1270 auf alle Bedingungen Karl's ein, um Frieden zu erhalten; der Sultan versprach allen Christen die Freiheit wiederzugeben, die freie Ausübung ihres Cultus, die Erbauung von Kirchen und das Predigen ihrer Lehre zu gestatten, den Hafen von Tunis gegen Entrichtung billiger Zölle den Kaufleuten aller Christenheit zu eröffnen, dem Könige von Sicilien jährlich 20,000 Goldstücke Tribut und den Franzosen die auf 10,500,000 Livres taxirten Kriegskosten zu bezahlen; Philipp III. und der König von Navarra waren die andern Contrahenten des Friedens, über den die beutegierigen Pilger, um die Schätze des Sultans betrogen, wütheten. Am 17. Nov. fuhr das Kreuzheer unter den Königen nach Italien ab, beladen mit Schätzen und von Krankheiten heimgesucht; bei Trapani vernichtete am 25. Nov. ein entsetzlicher Orkan den größten Theil der Flotte, achtzehn große Schiffe mit 4000 Mann und mit den Geldern des Sultans von Tunis. Vergebens suchte Karl die Reste des Heeres zu seiner Expedition nach Constantinopel zu bestimmen, die andern Könige waren entmuthigt, die Hülfstruppen weigerten sich auszuziehen, und da Genua besonders seinen Widerwillen bekundete, eignete sich Karl zur Strafe die bei Trapani gestrandeten genueser Schiffe mit der ganzen Ladung an. Die Fürsten der Kreuzfahrt gelobten, in drei

Jahren von neuem zur Befreiung des heiligen Landes auszufahren, aber das war ein Traum; die Zeit der Kreuzzüge war vorüber! Mit Philipp III. durchzog Karl Italien, erst in Viterbo kehrte er um nach Neapel. Ueber Philipp übte er eine Art väterlicher Gewalt aus; als er ihm aber Poitou streitig machte, welches durch den Tod seines Bruders Alfons 1271 an die französische Krone zurückfiel, wurde er durch Parlamentserlaß abgewiesen. Philipp wurde durch ihn ganz in den Schatten gedrängt, um ihn scharte sich die Blüte Frankreichs, er erschien als das eigentliche Haupt des Hauses Capet. Mit seinem Glücke war seine alles verzehrende Ehrsucht gleichmäßig gestiegen; um über die andere Hälfte der Christenheit zu herrschen, würde der Tyrann ohne weiteres die eine geopfert haben; mit heißer Sehnsucht schaute er nach den Kuppeln der Hagia Sophia, um neben ihr die Residenz seines französischen Kaiserthums aufzuschlagen.

Drei Jahre war der päpstliche Stuhl verwaist; Clemens IV. war voll Bedauern, sich in Karl einen furchterweckenden Lehnsmann gegeben zu haben, 1268 gestorben; die Cardinäle konnten sich über einen Nachfolger nicht einigen, die italienischen wie die französischen setzten ihre Hoffnung auf Karl's Macht, trieben seine Feinde von Viterbo weg, ließen sich aber weder durch seinen Besuch noch durch den seines königlichen Bruders bewegen, der Christenheit ein Oberhaupt zu setzen. Endlich wählten sie 1271 Gregor X., einen Greis, und hiermit endete die Gewaltherrschaft, die Karl während des Interregnums im Kirchenstaate ausgeübt hatte. Von Anfang an fürchtete Karl mit Recht, ich möchte sagen aus Instinct, diesen strengen Kreuzfahrer, dem es nicht um politische Intriguen, um Schürung des Kampfes von Welfen und Ghibellinen zu thun war, sondern der Jerusalem befreien und auf Michael's VIII. Anerbieten einer Vereinigung der griechischen mit der römischen Kirche von Herzen eingehen zu wollen schien. In allem wurde Gregor sein Widerpart; er gab sich alle Mühe, die Welfen und Ghibellinen Italiens zu versöhnen, die Christenheit beider katholischen Kirchen gegen den Islam zu alliiren und Deutschland aus Anarchie und Zerrissenheit zu ziehen; was konnte Karl unbequemer und gefährlicher sein als diese versöhnende Hand in den Weltgeschicken? Schon die erste Begegnung mit Gregor, den er am 18. Nov. 1271 in Brindisi feierlich begrüßte, war kalt; Gregor wollte von seinen Kaiserplänen nichts hören, verabschiedete ihn in Ceprano, bestätigte ihn in der Senatorie, benahm ihm aber alsbald alle Großmachtsideen, indem er der Christenheit in Rudolf von Habsburg einen kräftigen Kaiser verschaffte, einen Mann, der fähig war, Karl die Wage zu halten. Als Gregor 1274 zum Concil von Lyon aufbrach, begleitete ihn Karl und in Florenz entriß ihm der Papst das Versprechen, die Rückkehr der ghibellinischen Emigranten hierhin zu gestatten; Karl gab es höchst widerwillig, denn er führte damit seine Erzfeinde wieder ins Herz Italiens; die von Gregor geforderte Eintracht bedrohte seine Machtstellung; darum sorgte er für sofortigen Wiederbeginn der Feindseligkeiten. In Genua stritten fortwährend die Doria und Spinola mit den Grimaldi und Fieschi, Karl hetzte sie und verhinderte den Frieden. Fünfzehn Freistaaten Toscanas standen unter seinem Patronate und er war nicht gewillt, diese Position aus Gründen des Friedens aufzuopfern. Der Papst vermied weise den Bruch mit Karl, verbot Rudolph von Habsburg ihn anzugreifen, und verschaffte seiner Tochter die Hand des Königs Ladislaus IV. von Ungarn, mit dem sie unendlich unglücklich werden sollte. Hingegen beklagte er sich über die Confiscation von Kornschiffen für die Tempelherren und Hospitaliter in den sicilischen Häfen, verlangte Abrüstung Karl's gegen den griechischen Kaiser, warf ihm seine Grausamkeit gegen die Unterthanen vor und stempelte ihn zum Tyrannen. Erbittert kehrte Karl nach Neapel um. In der zu Lyon abgeschlossenen Union der römischen und griechischen Kirche, die keine Dauer hatte, sah Karl den Untergang seiner orientalischen Pläne; an dem hier verabredeten Kreuzzuge versprach er theilzunehmen, doch erlosch die Idee der Kreuzfahrt 1276 mit Gregor's Leben. Karl's ergebenster Anhänger und Parteimann, der Erzbischof von Lyon, wurde Papst als Innocenz V.; Karl eilte wie ein Triumphator nach Rom und rüstete zur orientalischen Expedition, als Innocenz schon im Juli 1276 einem Feinde Karl's, Hadrian V., Platz machte; doch kaum hatte dieser Rudolf von Habsburg nach Italien eingeladen, um ihn Karl entgegenzustellen, als er ins Grab sank und Johann XXI., Karl's Anhänger, ihm folgte und Karl in Viterbo, was er nur wünschte, versprach. Karl griff wieder zu dem orientalischen Vorhaben; bald hoffte er, unter dem Namen seines Schwiegersohns Philipp, des Titularkaisers, in Constantinopel zu herrschen. Er kaufte Maria, der Tochter des Fürsten Boëmund IV. von Antiochia, ihre allerdings bestrittenen Rechte auf den Thron von Jerusalem für eine Jahrespension von 4000 Livres ab. Sofort schickte er, von den Venetianern und Templern unterstützt, Truppen aus, um St.-Jean d'Acre dem Könige Heinrich von Cypern zu entreißen, am 7. Juni 1277 wurde der wichtige Ort genommen, Karl ergriff Besitz hiervon und vom Reste der christlichen Gebiete in Palästina, führte daselbst die französische Verwaltung durch, nahm in sein Wappen das Kreuz des Königreichs auf, erwählte zur Devise: „Suavitas“ und nannte sich „König von Sicilien und von Jerusalem“. Da starb der Papst und die französischen Cardinäle begannen mit den italienischen wegen der Neuwahl zu hadern; erstere unterlagen und Nikolaus III. wurde Papst. Sofort gebot er Karl Frieden mit Rudolf, da eben der Krieg ausbrechen wollte; Rudolf entsagte jedem Anspruche des Reichs auf Sicilien und der Oberhoheit auf die Provence und versprach, dem Heiligen Stuhle die Entscheidung über den langen Zwist der Königin-Witwe Margaretha von Frankreich mit ihrem Schwager Karl wegen ihrer Ansprüche an die Provence zu überlassen; Nikolaus verhieß hingegen Rudolf, er wolle Karl das Reichsvicariat in Toscana und den römischen Senatortitel nehmen, denn nichts lag ihm mehr am Herzen als Karl's Uebermacht zu beschränken und ihn durch Rudolf, Rudolf durch ihn in

Schach zu halten. Zur Besiegelung des Vertrags wurde Karl's Onkel, Karl Martel, mit Rudolf's Tochter Clemenza, beide noch Kinder, verlobt. Wie Gregor X. ein Gegner Karl's, ging derselbe noch weiter, er amnestirte Konradin's Anhänger und trat in enge Beziehungen zu Kaiser Michael VIII., der ihm in Byzanz weit lieber sein mußte als Karl, dessen orientalische Wünsche er kalt zurückwies. Karl machte mit Rudolf den gewünschten Frieden, legte das Reichsvicariat nieder und behielt die Senatorie mit päpstlicher Erlaubniß, bis der Termin (10 Jahre) abgelaufen sei. Karl soll den Stolz des Papstes tödtlich beleidigt haben, indem er ihm die Hand einer Tochter für seinen Neffen Bertoldo Orsini abschlug.

Karl waltete unterdessen rastlos in Neapel, Sicilien aber setzte er hintan, da er es nicht leiden konnte, und trug hierdurch wesentlich zum traurigen Ausgange seiner Herrschaft bei; Palermo drückte er herab, um Neapel zu erheben. Er suchte der großen Entvölkerung abzuhelfen, indem er die Ueberzahl aus der Provence nach Italien zog und ihr zehnjährige Steuerfreiheit gewährte, wies den Familien bestimmten Unterhalt an und nöthigte sie, bestimmte Gewerbe zu treiben, schützte in ehrenhaftester Weise die in Europa so viel gepeinigten Juden, hob die Kräfte seines schönen Reichs und bewahrte durch strenge Disciplin seine Krieger vor Sybaritismus, war wol einer der ersten Fürsten, der für invalide Soldaten sorgte, und suchte sein träges Volk kriegstüchtig zu machen, was ihn natürlich der Popularität beraubte. Der Orient wich dabei nicht von seinem Auge. Er sandte Villehardouin Unterstützung nach Achaja, unterzeichnete einen Geheimvertrag mit Venedig, schickte eine Flotte nach Morea und Epirus und übernahm für die Witwe seines Sohnes Philipp 1278 die Regierung Moreas, wo er Statthalter und Generalcommandanten einsetzte. Um Michael VIII. ein Paroli zu biegen, gab er dem von diesem geblendeten Kaiser von Nicäa, Johann IV. Lascaris, in Trani ein Asyl; er konnte ihn vielleicht als Puppe dienen; sein Reich erdröhnte vom Waffenklange, seine Barone mußten rüsten. Da traf, Hülfe vor Karl's Verfolgungen suchend, Johann von Procida, ein treuer Staufe, am Hofe des mit Manfred's Tochter verheiratheten Königs Don Pedro III. des Großen von Aragonien ein, Arzt und Edelmann. Er spornte den ohnehin grimmigen Haß des Königspaars gegen den Thronräuber Karl an, wie er manche Großen Siciliens gegen ihn aufhetzte, war rastlos in seinen Intriguen, fand ein geneigtes Ohr bei Nikolaus III. und bei Michael VIII. und vertheilte Geld in Masse unter die Sicilianer. Plötzlich starb Nikolaus im August 1280, Karl athmete auf, eilte nach Viterbo, erzwang die Wahl eines Franzosen unter Gewaltacten und hoffte durch ihn, Martin IV., der unbedingte Gebieter Roms zu sein. Martin verfluchte Michael VIII. und wurde das blinde Werkzeug Karl's, den er zum lebenslänglichen Senator von Rom ernannte und der sich durch einen Vicesenator vertreten ließ. Don Pedro III. aber ließ sich durch diese Verhältnisse nicht beirren, rüstete weiter, suchte und fand Alliirte, ließ sich weder durch den Papst noch durch Frankreich einschüchtern oder abbringen und verschwieg jedermann, wohin seine Expedition bestimmt sei, während gleichzeitig Karl mit aller Kraft zur orientalischen Fahrt rüstete.

Die Sicilianer haßten die Fremden, welche ihnen ein Leben unerträglichen Trucks bereiteten; die Tyrannei wuchs täglich und die Nebenrolle neben Neapel erregte bittern Groll, die Tage der Hohenstaufen waren noch unvergessen; Michael VIII. wühlte mit bestem Erfolge unter den Insulanern. Karl hatte wenig Truppen in Sicilien; seine Beamten, in letzterer Zeit nur Franzosen, waren verabscheut. Es bedurfte nur eines Funkens, um das Pulver zu entzünden, und als bei einem öffentlichen Feste die Franzosen Palermitaner beleidigten und dann nach Waffen bei ihnen suchten, warf sich die Menge auf sie und ermordete sie, am 30. März 1282. Der Ruf „Tod den Franzosen" erfüllte bald die ganze Insel, kein Alter und Geschlecht wurde geschont, wie wilde Thiere hauste das rasende Volk, in allen Städten und Orten Siciliens wurden Franzosen und Provençalen bei der „Sicilischen Vesper" niedergemetzelt; Procida's Bombe war geplatzt und zerriß zahllose Leben. Palermo gab sich eine Verfassung, d. h. es erwählte einen Kapitän mit fünf Räthen, erklärte sich als Republik, unterthan dem Heiligen Stuhle, und sandte Boten an Martin IV., um ihm zu huldigen; es lud Messina ein, an der allgemeinen Rache gegen Karl theilzunehmen, und Messina folgte ganz dem Beispiele Palermos, während die französischen Truppen unter dem Statthalter Herbert von Orléans nach Calabrien abzogen. Karl erfuhr in Montefiascone bei Martin IV. die Schreckenskunde, beide waren außer sich vor Zorn, der Papst bedrohte die Sicilianer mit dem Interdicte, falls sie nicht zum Gehorsam zurückkehrten, und schickte einen Cardinallegaten, um sie dazu zurückzuführen. Karl verließ Montefiascone, eilte ergrimmt nach Neapel, forderte von seinem Neffen Philipp III. Gelder und 500 Mann unter dem Grafen von Artois, traf tüchtige Maßregeln, um künftig das Recht in seinen Staaten vor Willkür der Beamten besser zu sichern, und fuhr mit der Königin, einer Flotte von 200 Schiffen und einem glänzenden Heere von 75,000 Franzosen, Provençalen, Toscanesen und Lombarden und tausend Sarazenen aus, um Sicilien zu züchtigen und das Kaiserthum des Orients zu erobern. Messina rüstete zu energischem Widerstande; Karl unterließ auf falschen Rath hin den sofortigen Sturm, um nicht die reiche Stadt verwüstet wiederzugewinnen, erwartete ein günstiges Resultat von den Verhandlungen des Legaten mit den Messinesen und zeigte eine ungewöhnliche Geduld und Ruhe. Seit dem 6. Juli 1282 lag er im Süden Messinas, eine Reihe Gefechte fand ohne Resultat statt; durch den Legaten bot er den Messinesen Verzeihung an, wenn sie ihm alle Rädelsführer und zwar 800 Mann auslieferten, sie verweigerten dies definitiv und forderten von ihm unmittelbare Aufhebung der Belagerung, Abzug des Heers, die Zurückführung der Abgaben auf die Höhe zur Zeit König Wilhelm's II. (gest. 1189), künftige Verwaltung durch italienische Beamte und Gouverneure.

Trotz aller Vorstellungen des Legaten, der ihm, nachdem er das Interdict über die Stadt geschleudert, den nichtswürdigen Rath gab, Versprechungen zu machen und dann zu brechen, blieb Karl unerbittlich bei seiner harten Forderung und verlor dadurch Sicilien. Er begann die Blokade, die Belagerten wehrten sich mit dem Muthe der Verzweiflung und am 14. Sept. hätte ein Projectil beinahe Karl erschlagen; vergebens suchte er den kühnen Führer der Belagerten, Alaimo de Lentini, zu bestechen. Da der Papst die Palermitaner abwies, boten sie durch eine Gesandtschaft Don Pedro III. von Aragonien die sicilische Krone an, auf die er längst harrte.

Mit über 150 Segeln hatte Pedro, nachdem er von der Sicilischen Vesper gehört, den Hafen von Fangos am 3. Juni verlassen und war nach der Küste von Constantine gelangt, wo er sich in Kämpfen mit einigen mohammedanischen Fürsten die Zeit vertrieb, bis ihm das Geschick erlaubte, in Sicilien einzugreifen. Er schiffte sich in Collo aus, von wo er rasch in Sicilien sein konnte, nahm die Krone, als sie ihm endlich angeboten wurde, trotzdem ihm viele abriethen, an und landete am 30. Aug. unter lautem Jubel des Volks bei Trapani, um vom Bischofe von Cefalu am 4. Sept. in Palermo zum König von Sicilien gekrönt zu werden. An Karl schickte er Gesandte, die ihn aufforderten, sofort Sicilien ihm, dem legitimen Herrn, zu räumen, und ihm formell den Krieg ankündigten. Pedro vermied eine offene Schlacht, beobachtete Karl, schnitt ihm die Lebensmittel ab, und Karl fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken. Procida's Werk trug seine Früchte, der Abfall unter den Italienern griff um sich, selbst bei den Franzosen stellte sich infolge der nutzlosen langen Belagerung Messinas Unzufriedenheit ein, Karl traute seinen Seeleuten nicht mehr und war verloren, wenn sich die catalonische Flotte der Meerenge bemächtigte und ihn von Calabrien abschnitt. Darum schiffte er in der Nacht zum 27. Sept. 1282, Zelte und Gepäck in Stich lassend, seine Truppen eilends ein; die pisatischen, genuesischen und provençalischen Galeren entkamen glücklich, aber 22 neapolitanische Galeren und Transportschiffe wurden von dem großen Admiral Roger von Lauria genommen und verbrannt; Karl sah dies Schauspiel von Catona aus und zernagte, vor Wuth schäumend, seinen Stab, eine ihm eigenthümliche Gewohnheit. Martin IV. rief am 13. Jan. 1283 zum Kreuzzuge gegen Pedro III. und die sicilischen Rebellen auf, eine Reihe französischer Fürsten und Barone eilte nach Italien. Karl ließ durch seinen Thronfolger nothwendige Milderungen in der Gesetzgebung vornehmen, entfernte sich während derselben vom Heere und forderte Pedro III. zum Zweikampfe auf neutralem Boden; Pedro willigte sofort ein, beide Könige einigten sich über die näheren Bedingungen und setzten den 1. Juni 1283 als den Tag fest, wo sie vor dem Könige von England in der Ebene von Bordeaux um Sicilien kämpfen wollten. Martin IV. untersagte das Duell, Eduard von England weigerte sich theilzunehmen und nach langen Verhandlungen unterblieb es. Der Krieg nahm seinen Fortgang; Philipp III. erklärte ihn an Pedro ebenfalls. Vergebens suchte Karl's Sohn als Vicekönig Sicilien zu behaupten und Pedro's Herrschaft zu vernichten. Karl bewog Martin in Rom zur Erklärung des Interdicts gegen Pedro, zu seiner Absetzung vom aragonischen Throne und zur Uebertragung Aragoniens und der Grafschaft Barcelona auf den Grafen Karl (s. d.) von Valois, Philipp's III. zweiten Sohn (26. Aug. 1283). Die sicilianischen Seesoldaten belagerten Malta, wo eine Garnison Karl's lag; die schrecklichen Almogavaren passirten die Meerenge von Messina, überfielen und erdrosselten den Neffen Karl's, Grafen Peter von Alençon und Perche. Karl's wackerer Admiral Wilhelm Cornut suchte Malta zu entsetzen, aber seine 37 Galeren wurden vom Admiral Lauria angegriffen; Lauria errang einen vollkommenen Sieg, tödtete Cornut im Ringkampfe und nahm 25 Galeren. Karl erfüllte ganz Europa mit beleidigenden Manifesten gegen Pedro und rüstete unermüdlich. Philipp III. und Martin IV. bekriegten gleich ihm Pedro, in Norditalien erhoben sich für Karl die Welfen und nahmen 1284 für ihn Forli in Besitz, wo sich die Ghibellinen unter Guido von Montefeltro zwei Jahre vertheidigt hatten, und als Venedig nicht mit Karl ging, verhing Martin das Interdict über die Königin der Adria; er gab Karl an Geld, was er aufbringen konnte, und zwang die Geistlichen, zu diesem Kreuzzuge reichlichst beizusteuern. Karl, der erst kürzlich in der Provence gewesen, ging abermals dahin und rüstete hier eine Flotte, sein Sohn Karl eine zweite in Italien, beide sollten sich bei Palermo vereinigen und über Sicilien herfallen. Pedro's hochverehrte Gemahlin, Manfred's Tochter, durcheilte hingegen ganz Sicilien, begeisterte das Volk für Pedro und schickte den Admiral Lauria mit 30 Galeren gegen Neapel. Karl hatte seinem Sohne vorgeschrieben, er dürfe unter keinen Umständen vor seiner Rückkehr und der Vereinigung beider Flotten eine Schlacht wagen, der Sohn aber konnte das trotzige Auftreten Lauria's nicht mit ansehen und wollte dem Vater beweisen, daß er kein Mönch und Schwächling sei; als Lauria ihm mit Hohn auf ihn, Karl und die Franzosen begegnete, überschritt er den väterlichen Befehl, nahm am 5. Juni 1284 eine Schlacht im Molo von Neapel an; mit 35 Galeren, die ohne jede Ordnung bemannt worden, traf er den sorgfältig gerüsteten Feind, kämpfte voll Muth, wurde aber völlig besiegt und von Lauria gefangen. Als Bedingung der Schonung seines Lebens mußte er in die Befreiung von Manfred's Tochter Beatrix willigen. Neapel gerieth in maßlose Aufregung und war einem Aufstande nahe, als es die Gefangennahme des Thronfolgers erfuhr, der nach Messina gebracht wurde. Mittlerweile traf Karl mit 55 Galeren im Hafen von Gaëta ein, wo er die letzten Vorfälle vernahm; Hohn und Verzweiflung stritten in seiner umdüsterten Seele um die Herrschaft; bald bedauerte er, daß sein unfähiger Sohn nicht gefallen sei, bald fluchte er über seinen Ungehorsam. Bei Nacht landete er in Neapel, ließ keinen Menschen vor sich, brütete auf blutige Rache an den wankelmüthigen Neapolitanern, unterließ zwar auf die Fürbitte des Cardinallegaten hin ein allgemeines Blutbad, aber 150 Rädelsführer wurden gehenkt. In seiner ge-

wohnten Hof eilte er nach Brindisi, um mit einer Flotte Sicilien zu züchtigen, aber Pedro's Gemahlin ließ ihn wissen, der Kopf eines Sohnes werde fallen, behielt er Sicilien, berühre, und ihm blieb nichts übrig, als wuthverzehrt nach Calabrien zurückzugehen. Eine Gesandtschaft Martin's an Pedro III. zur Beruhigung des Sohns blieb erfolglos. Die Syndici der italischen Städte forderten seine Hinrichtung zur Sühne Konradin's, aber die für Pedro regierende Königin Konstanze erhielt ihm das Leben; sie wie Pedro zeigten Seelenadel, der Prinz kam als Gefangener nach Barcelona. Karl trat in Verbindung mit seinem einstigen Gegner in Messina, Ventimi (s. oben), der sich erbot, ihm Sicilien wieder zu verschaffen, aber der Verräther fiel bald in die Hände Pedro's III. Vergebens suchte Karl Reggio zu nehmen, Mangel an Lebensmitteln zwang ihn zur Aufhebung der Belagerung und zur Umkehr nach Neapel. Sein Muth war nicht gebrochen, er dachte an eine gewaltige Expedition gegen Sicilien, während deren sein Neffe Philipp III. in Aragonien einbrechen sollte, und wollte in Brindisi rüsten. Aber in Foggia ergriff ihn das viertägige Fieber mit aller Heftigkeit und der Tod trat an ihn heran. Testamentarisch bestimmte er seinen Thronfolger zum Erben beider Sicilien und der Provence, in welchen Rechten ihm sein Sohn Karl Martel einst folgen sollte, seinen Neffen, den Grafen Robert II. von Artois, zum Vormund und Curator Karl Martel's während Karl's (II.) Gefangenschaft und Johann von Montfort, Grafen von Squillace, zum Generalkapitän, wenn es so dem Papste gefallen würde. Königin Margaretha eilte zu dem Sterbenden, den alle körperliche Schwäche nicht im festen Vertrauen auf das Recht der Sache, für die er gestritten, erschüttern konnte und der betheuerte, um des Heiligen Stuhls willen weit mehr als seinetwegen habe er die sicilische Expedition unternommen. Karl starb in ihren Armen am 7. Jan. 1285; er wurde in der Kathedrale von Neapel, sein Herz in der Kirche der Grands-Jacobins in Paris beigesetzt.

Karl's kinderlose Witwe, seit 1273 im Besitze der Grafschaft Tonnerre, zog sich in ein von ihr daselbst errichtetes Spital zurück und starb hier am 4. Sept. 1308; dort ruht sie. Vgl. Graf Alexis de St.-Priest, Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou, frère de Saint-Louis (4 Bände, Paris 1847—48); Henri Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. IV., Paris 1865); C. M. Riccio, De grandi ufficiali del regno di Sicilia 1265—85 (Neapel 1872); Derselbe, Itinerario di Carlo d' Angiò (Neapel 1872); Derselbe, Diario Angivino dal 4. Genn. 1284 al 7. Genn. 1285 (Neapel 1873). (*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL II. (der Hinkende), König von Neapel, Sicilien und Jerusalem, Graf von Provence, Anjou und Maine. Im J. 1246 oder 1247 als ältester Sohn erster Ehe des Vorigen geboren, erhielt Karl am provençalischen Hofe eine französische Erziehung, kam mit den Aeltern 1265 nach Italien und wurde nach der Eroberung des sicilianischen Reichs vom Vater mit dem Fürstenthum Salerno und mehrern kleinern Gebieten belehnt; als seine Mutter 1267 starb, vermachte sie ihm die Provence und Forcalquier, doch blieb dem Vater lebenslang Nutznießung und Regierung. Karl glich seinem Vater durchaus nicht; er war angenehm fromm, sanft, gutmüthig, freundlich gegen jeden, Karl I. mochte ihn nicht leiden, nannte ihn verächtlich einen Priester und Mönch; früh wurde er leidend und körperliche Schwäche führte zu dem Uebel, dem er seinen Beinamen verdankt. Im J. 1268 verlobte ihn sein Vater mit der zweiten Tochter König Stephan's V. von Ungarn, Maria, die nun in Neapel lebte und 1270 seine Gemahlin wurde; sie schenkte ihm neun Söhne und fünf Töchter. Bei Gelegenheit der zweiten Heirath Karl's I. erhielt der Fürst von Salerno von ihm den Ritterschlag und während der Abwesenheit des Vaters verwaltete er 1271 das Reich. Im J. 1279 ging er in die Provence, um dieselbe und ihre Dependenzen gegen die Ansprüche der Schwestern seiner Mutter und ihre Geltendmachung zu schützen, die Königinnen zum Ausgleiche zu bestimmen und das gestörte Verhältniß Frankreichs mit Castilien wiederherzustellen. Sein Vetter, Philipp III. von Frankreich, nahm ihn mit großer Auszeichnung an seinem Hofe auf, veranstaltete ihm in Paris ein glänzendes Turnier, aber seine Versöhnungsversuche blieben resultatlos, erst 1279 schlichtete der Kaiser den Erbschaftsstreit. Nachdem er Provence, Anjou und Maine tüchtig verwaltet hatte, kehrte der Fürst von Salerno 1282 mit vielen französischen Baronen und Rittern zur Bekämpfung der sicilianischen Erhebung zurück. Karl I. war nicht der Mann, der seinen Erben zum Statthalter in Sicilien gemacht und ihm in Palermo eine prächtige Residenz eingerichtet hätte, was auf die Sicilianer die wohlthätigste Wirkung hervorrufen mußte; er hegte das traditionelle Mistrauen vieler Fürsten gegen ihre Thronfolger. Im J. 1283 führte Karl, während sein Vater in Frankreich war, abermals die Regierung und begann in seinem Auftrage die Justiz zu mildern und in der Administration zu reformiren; unter den Auspicien des Papstes Martin IV. proclamirte er politische Reformen. Karl machte umfassende Rüstungen, seit sein Vater abgereist war und ihn zum Vicar beider Sicilien ernannt hatte; gezwungen, Reggio zu räumen, ließ er sich auf der Ebene von San-Martino nieder und berief hierher im April 1283 ein Parlament, auf dem er die hauptsächlichen Peiniger der Unterthanen absetzte und bestrafte und die Stände um ihre Unterstützung bei der Einführung der Reformen bat. Das Parlament führte zu keinem Resultate für Sicilien und Karl mußte, der Fieber wegen, San-Martino verlassen. Er unterhielt mit den ersten Baronen Siciliens, die bald König Pedro's III. überdrüssig wurden, geheime Verbindungen. Ohne eine Ahnung von der Stärke der aragonischen Flotte griff er trotz des bestimmten Verbots des Königs dieselbe unter Admiral Ruggiero di Lauria am 5. Juni 1284 vor Neapel an (s. Karl I.), stritt trotz seines schwächlichen Körpers heldenhaft auf der königlichen Galere, wehrte sich wie ein Verzweifelter, sah sich aber endlich gezwungen, seinen Degen Lauria zu übergeben und wurde von

ihm nach Messina gebracht, nachdem er Manfred's Tochter freigelassen hatte. Bei der Landung wollten die Messinesen ihn und seine Ritter ermorden, Königin Konstanze von Aragon rettete sie unter Verkleidungen nach dem Schlosse Mattagrifone, bewahrte ihn vor dem von den Sicilianern geforderten Tode und behandelte ihn rücksichtsvoll. Obgleich bei einer von ihr berufenen großen Versammlung alle Richter für seinen Tod stimmten, schenkten sie, ihr Gemahl Pedro III. und ihr Sohn Don Jayme ihm das Leben.

Am 7. Jan. 1285 starb Karl's Vater, er aber blieb in Haft und Graf Robert II. von Artois verwaltete als Regent Neapel und Apulien wie die andern Lande Karl's, von einem päpstlichen Legaten unterstützt. Der Nachfolger Martin's IV., Honorius IV., war den Anjou sehr ergeben, unterstützte mit allen Kräften Philipp III. und IV. von Frankreich gegen Pedro III. und seine Söhne Alfonso III. und Jayme II., von denen ersterer Aragonien, letzterer Sicilien erbte; in erweiterter Ausdehnung bestätigte er die neue Gesetzgebung in Neapel und diese erhielt von ihm den Namen „Capitoli d'Onorio". Der Fürst von Salerno, wie Karl noch immer genannt wurde, kam im Herbste 1285 in festen Gewahrsam nach Barcelona, dann nach dem Schlosse Xativa bei Valencia. Eduard I. von England nahm sich seiner in ritterlichster Weise an, während der Krieg zwischen Frankreich und Aragonien tobte, und schlug auf einem von Frankreich, Aragonien, Sicilien, Castilien und Karl beschickten Congresse zu Bordeaux Weihnachten 1286 vor: es solle Karl in Freiheit gesetzt werden, sobald er auf Sicilien und den Bezirk von Reggio zu Gunsten des Hauses Aragonien verzichte, und Karl von Valois (s. d.) solle dem Königstitel von Aragonien entsagen. Gelang es auch Honorius IV., der Bannfluch auf Bannfluch gegen die Aragonesen schleuderte, diese Uebereinkunft zu untersagen und zu verhindern, so suchte Eduard I., sobald der Papst im April 1287 gestorben war, sie herbeizuführen. Mit Alfonso III. von Aragonien schloß er am 25. Juli 1287 zu Oléron mit Wissen Karl's einen Vertrag ab, wonach Karl in Freiheit gesetzt werden, seine drei ältesten Söhne Karl Martel, Ludwig und Robert und 60 der vornehmsten Provençalen als Geiseln stellen und 50,000 Mark Silber Lösegeld zahlen sollte; ein allgemeiner Waffenstillstand von drei Jahren wurde verabredet; würde dieser nicht vor ihrem Ablaufe in einen allgemeinen Frieden verwandelt, so sollte Karl entweder in die aragonesische Gefangenschaft zurückkehren oder die Grafschaft Provence an Aragonien abtreten. Philipp IV. von Frankreich und das Cardinalscollegium wollten auch von diesem Vertrage nichts hören, Philipp protestirte und setzte den Krieg mit Aragonien fort, aber Eduard I. blieb bei seinem Vorhaben und traf im October 1288 bei einer Zusammenkunft mit Alfonso III. und Karl in Campofranco die Abrede, es sollten die Karl allzu beschwerlichen Bedingungen von Oléron ermäßigt werden. Gegen Stellung der Geiseln und Annahme der Bedingungen wurde Karl im November 1288 freigegeben und ging nach Paris, konnte aber Philipp IV. und Karl von Valois nicht zur Annahme des Vertrags von Campofranco bewegen. Er ging nach Italien, sah in Rieti den Papst Nikolaus IV. und dieser sprach gerade wie Philipp IV., entband Karl feierlich seines gegen Aragoniens und Englands Könige abgelegten Versprechens und Eides, bewog ihn, von neuem seine Rechte auf Sicilien zu erklären, und krönte ihn und seine Gemahlin zum Lohne des Meineides am 29. Mai 1289 zum „König von Neapel, Sicilien und Jerusalem". Er ermunterte ihn, sich möglichst rasch durch Waffengewalt in den Besitz Siciliens zu bringen und es dann nicht durch französische Statthalter, sondern durch Cardinäle verwalten zu lassen; auch bewilligte er ihm für den Krieg den geistlichen Zehnten auf drei Jahre. Der König wurde in Neapel mit grenzenlosem Jubel empfangen und stellte einige unter der Regentschaft eingetretene Misstände ab, dann führte er den Krieg, verabredete aber nach einigen Gefechten mit König Jayme II. von Sicilien und dem Admiral Lauria, als sie eben in Gaëta landeten, einen zweijährigen Waffenstillstand am 25. Aug. 1289. Diese Handlung wurde ihm von den französischen Rittern als Feigheit ausgelegt und sie verließen unter Robert von Artois sein Land. Jayme II. erneuerte schon 1290 in Calabrien die Feindseligkeiten und da er vom Glücke begünstigt war, suchte Karl um so mehr einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Im October 1290 kamen Karl und Jayme bei Perpignan dahin überein, auf ein Jahr Waffenstillstand und auf einem Congresse in Tarascon unter englischer und päpstlicher Vermittelung Frieden zu schließen.

Auf der Basis der frühern Beredungen und ohne Zuziehung Frankreichs begann der Congreß im Januar 1291 in Tarascon, siedelte bald nach Aix über und hier kam am 19. Febr. 1291 der Friede zu Wege, England vermittelte ihn. Die Aragonesen verpflichteten sich, den Sicilianern und Jayme II. unter der Bedingung keine Hülfe mehr zu leisten, daß der König und das Reich Aragonien sich mit dem Papste aussöhnten und Karl von Valois seinen Ansprüchen auf die Krone Aragoniens entsagte. Zwei Legaten billigten den Vertrag; Karl von Valois leistete mit Einwilligung Philipp's IV. Verzicht auf Aragonien, wogegen ihm Karl, seit kurzem sein Schwiegervater, die Grafschaften Anjou und Maine abtrat. Der Tod Alfonso's III. berief Jayme II. im Juni 1291 auf den Thron von Aragonien und immer mehr begriff er, daß ihm der Besitz Siciliens keinen Vortheil bringe und die Curie unversöhnlich mache. Im November 1293 traf er in den Pyrenäen mit Karl zusammen und schloß mit ihm Waffenstillstand in der festen Erwartung baldigen Friedens. Karl ging nach Perugia, wo die Cardinäle über einen Nachfolger Nikolaus' IV. in heftigem Hader lagen, suchte seinen Einfluß auf die welfische Partei geltend zu machen und führte, als Cölestin V. feierlich in Aquila einzog, abwechselnd mit seinem Thronerben den Esel desselben am Zügel. Durch Ernennung von zwölf Cardinälen sicherte er der französischen Partei ihren Einfluß im heiligen Collegium, unterstützte den Cardinal Cajetan bei den Intriguen, die zu seiner Erhebung zum Papste als Bonifacius VIII. führten, war bei seiner

Krönung zugegen, hielt seinem Pferde die Zügel, schwur ihm den Lehnseid und willigte in die dauernde Gefangensetzung Coelestin's V. durch Bonifacius ein. Bestrebt, den Stuhl Petri jedem fremden Einfluß zu entziehen, vereitelte der gewaltige Papst die Hoffnung Karl's, fernerhin der Herr des Papstthums zu bleiben, von vornherein. Im Juni 1295 kam in Anagni unter dem Vorsitze des Papstes ein Congreß zwischen französischen und aragonesischen Gesandten, dem auch Karl beiwohnte, zu Stande, und laut Vertrag vom 23. Juni d. J. erhielten Karl und alle gefangenen Prinzen und Edeln die Freiheit gegen von Bonifacius vorgestrecktes Lösegeld, Karl bekam Sicilien, Karl von Valois verzichtete auf Aragonien; Jayme II. sollte zur Entschädigung Sardinien und Corsica als Kirchenlehn, sein Bruder Federigo das lateinische Kaiserthum in Griechenland erhalten, wenn er Sicilien, wo er für Jayme Regent war, räume und eine Enkelin Kaiser Baldwin's II. heirathe; Jayme sollte, wie dies auch geschah, Karl's Tochter Blanca heirathen. Wie ein Mann erhoben sich die Sicilianer gegen die Zumuthung, wieder unter das Joch der Anjou zurückzukehren; sie wandten sich an Federigo, wählten ihn im Januar 1296 als Friedrich III. (II.) zum Herrn und er ließ sich am 24. März d. J. in Palermo zum König von Sicilien, Herzog von Apulien und Fürsten von Capua krönen. In Sicilien sammelten sich alle Gegner der Anjou, die Ghibellinen, die Sekte der häretischen Pateriner und die in Apulien nicht mehr geduldeten Sarazenen, welche Karl dem Papste zu Liebe ausrotten wollte. Der Krieg begann wieder in Calabrien und Bonifacius war so glücklich, mit der Aussicht auf Sardinien und Corsica Jayme II. derart zu ködern, daß er sich 1296 zum Fahnenträger und Generalkapitän der römischen Kirche gegen seinen Bruder, König Federigo II., ernennen ließ und ihn seit 1297 bekriegte; auch der große Admiral di Lauria verließ die sicilianischen Dienste, um Admiral Karl's zu werden; die Mutter Jayme's und seine Schwester Jolantha siedelten ins Neapolitanische über, erstere ließ sich in Salerno nieder, letztere wurde die Gemahlin von Karl's Sohn Robert, dem spätern Könige von Neapel. Lauria strengte alle Mittel und Wege an, Karl wieder zum Herrn Siciliens zu machen, selbst Procida ließ sich durch ihn gewinnen. Bonifacius gab 5000 Unzen Gold zum Kriege und überließ Karl den geistlichen Zehnten in Neapel und Provence. Lauria fand aber in Sicilien allgemeine Abneigung gegen die Anjou und da ihm Karl zu schwächlich und gleichgültig den Krieg betrieb, drang er in Jayme II., selbst nach Italien zurückzukehren und den Feldzug zu leiten. Als Jayme mit einer trefflichen Flotte 1298 eintraf, ließ Karl 36 Galeren zu ihr stoßen, ein Landheer sammelte sich, allein die großen Hoffnungen verflüchtigten sich rasch, nur Milazzo und einige kleinere Plätze wurden genommen. Seit Mai 1299 leitete Jayme abermals den Feldzug gegen seinen Bruder als enger Alliirter seines Schwiegervaters Karl, stach am 21. Juni in See und brachte der sicilianischen Flotte am 4. Juli am Capo d'Orlando eine volle Niederlage bei. Aber seine catalonischen Seeleute wollten nicht länger gegen die Aragonesen kämpfen, auch glaubte er selbst, genug gethan zu haben, überließ Karl die Fortsetzung des Krieges und fuhr mit seiner Flotte heim. Lauria und Karl's Sohn Robert, Herzog von Calabrien, übernahmen das Commando des königlichen Heeres und der Flotte. Robert brachte eine Reihe sicilianischer Städte zum Abfalle von König Friedrich, aber bei (Falconaria) Trapani wurde sein Bruder Philipp, Fürst von Tarent, der eben Verstärkungen brachte, am 1. Dec. 1299 von Friedrich geschlagen und gefangen, und 1300 der Graf von Brienne bei Galiano besiegt; hingegen besiegte Lauria die Sicilianer in der Seeschlacht bei Ponza. Der Krieg hatte den rechten Nerv verloren, beide Parteien ermatteten und Mangel an Lebensmitteln zwang die Neapolitaner vor Meissina einzuhalten und 1301 einen halbjährigen Waffenstillstand mit Friedrich von Sicilien zu schließen. Bonifacius VIII. sah voll Grimm die unkriegerische Haltung des Königs Karl II., der seinem Vater so gar nicht ähnelte, und die Verweichlichung seiner Franzosen in Neapels Klima und Lüsten, und lud, um die Sache des Heiligen Stuhls gegen das Haus Aragonien würdiger zu verfechten, Robert II. von Artois ein. Dieser lehnte ab, Bonifacius richtete die verheißungsvollsten Aufforderungen an Karl von Valois und am 3. Sept. 1301 traf Karl mit 500 französischen Reitern in Anagni bei Bonifacius ein, der ihn in Florenz verwandte und erst im April 1302, durch päpstliche Truppen verstärkt, nach Neapel ließ; hier schloß sich Robert, Karl's Sohn, mit den neapolitanischen Soldaten an. Lauria konnte trotz aller Bemühungen keine Eroberungen in Sicilien machen, Friedrich hatte in alle haltbaren Orte starke Garnisonen gelegt; die Hitze war unerträglich, die Pest brach aus und raffte zahlreiche Opfer hin, sodaß Lauria, Karl und Robert mit der Belagerung von Sciacca nichts erzielten. Karl ekelte der ewige Krieg an, Karl von Valois sah kein anderes Heil als einen Friedensschluß; am 19. Aug. 1302 kam derselbe in Castro nuovo zu Stande; König Friedrich heirathete Karl's Tochter Eleonore und behielt das Reich Sicilien; sollte er mit Karl's Hülfe Sardinien erobern, so müßte Sicilien wieder an Karl zurückfallen und Karl ihm beistehen, auch den orientalischen Kaisertraum zu verwirklichen; Friedrich gab alle Eroberungen auf dem Festlande heraus. Alle Gefangenen, somit auch Karl's Sohn Philipp, kamen frei. Bonifacius VIII. bestätigte, obgleich mit getheilter Stimmung, diesen Frieden am 21. Mai 1303, nachdem Friedrich eingewilligt hatte, Sicilien vom römischen Stuhle als Lehen zu nehmen, einen jährlichen Zins zu bezahlen und den Papst bei seinen Kriegen mit einem Hülfsheere zu unterstützen; Friedrich mußte den wunderlichen Titel „König von Trinacria" (von den drei Vorgebirgen entnommen) führen, Karl behielt den eines „Königs von Sicilien"; bald aber entzog sich ersterer dieser Vorschrift und nannte sich „König von Sicilien". Sicilien und Neapel waren nun dauernd getheilt, der furchtbare Krieg von vierzig Jahren um die Krone von Süditalien war zu Ende und als Zeichen der Versöhnung mit den Manen der Opfer seines Vaters errichtete Karl Konradin und Friedrich von Baden ein Grabmal.

Wegen des Jahrestributs hatten Karl und Friedrich längeren Zwist, aber es kam zu keinem Kriege; Jayme II. vermittelte, theilte Karl den Tribut zu und stellte es Friedrich frei, sich einen Tribut von den Tunesen zu erzwingen. Immerhin blieb die Stimmung zwischen Karl und Friedrich eine gereizte. Auch Karl war das Haupt der Welfen in Italien, aber sein friedlicher Sinn konnte ihm nie den Einfluß verschaffen, den sein Vater ausgeübt hatte; Bonifacius VIII. stellte sich selbständig wie keiner der letzten Päpste vor ihn und der deutsche Kaiser machte seine Autorität in Italien wieder weit mehr geltend als zur Zeit Karl's I. Im J. 1305 bot Theodor Paläologus, im Streite mit Markgraf Manfred IV. von Saluzzo, die Markgrafschaft Montferrat Karl an und nahm sie von ihm zu Lehen; da aber Karl in den Erbfolgestreit ohne Erfolg eingriff, so ging sie wieder verloren. In Toscana gewann er dadurch Einfluß, daß die Florentiner seinen Sohn Robert zum Feldhauptmann gegen die Ghibellinen, die Bianchi und Pistoja ernannten, worauf Robert's Truppen Pistoja 1306 nahmen. Während des sicilianischen Kriegs entriß ihm König Heinrich II. von Cypern Saint-Jean d'Acre und Tyrus. Wie Bonifacius VIII., begünstigte Karl in Rom die Orsini gegen die Colonna, nach des Papstes Tode besetzte er inmitten des Parteikampfs Rom; er blieb ein treuer Vasall der Päpste, für seine im sicilianischen Kriege contrahirten Schulden aber auch ein zahlungsunfähiger Schuldner der Curie. Nachdem er mit letzterer lange um Erlaß verhandelt hatte, erließ ihm Clemens V. 1307 ein Drittel der 360,000 Unzen betragenden Schuld, der Rest sollte zu einem Kreuzzuge und zur Wiederherstellung des Kaiserreichs des Ostens zu Gunsten seines Sohnes Philipp verwendet werden, welcher durch die Heirath mit einer Tochter Karl's von Valois die Ansprüche des Hauses Courtenay auf den Kaiserthron erworben hatte. Während eines Aufenthalts in der Provence besuchte Karl 1307 die Versammlung in Poitiers und erklärte sich gleich Philipp IV. und Clemens V. gegen die Tempelherren, ließ die 48 Templer in der Provence verhaften, einkerkern und ihre Güter confisciren. Clemens verlegte den Sitz des Papstthums 1309 nach Avignon, welche Stadt Karl als Grafen von Provence gehörte; es begann die babylonische Gefangenschaft der Päpste.

Karl verfuhr schonend und mild; Fortschritte wies seine Regierung wenig auf, denn er hatte keine hervorragenden Räthe und war selbst zu träge und sinnlich; aber er zog die Franzosen nicht mehr so auffallend den Eingeborenen vor, gewann den Adel und die Städte durch manche Vergünstigung, war zumal in Neapel wegen seiner Leutseligkeit sehr beliebt.

Der Universität in Avignon, die er stiftete und deren große Vorrechte der Papst bestätigte, war er ein gütiger Schützer. In der Provence begünstigte er besonders den Adel, seine Städte in Piemont vereinigte er durch Beschluß vom 14. Febr. 1306 mit der Provence. Im J. 1307 trat ihm Graf Philipp von Savoyen das Fürstenthum Achaja ab und erhielt von ihm die Grafschaft Albe in den Abruzzen. Am 16. März 1308 bestimmte Karl zu Marseille in seinem letzten Willen, auf Grund einer Verfügung Bonifacius' VIII. von 1297, seinen dritten Sohn Robert zum Thronerben Neapels; der älteste, Karl Robert, prätendirte seit 1297 Ungarn, welches er unter schweren Kämpfen errang, und der zweite, Ludwig, war als Franciscanermönch, Erzbischof von Toulouse und Bischof von Pamiers im August 1297 gestorben, 1316 wurde er kanonisirt. Außer seiner ehelichen Descendenz hinterließ Karl den Bastard Galeazzo.

Karl II. starb zu Casanova bei Neapel am 3. Mai 1309 und ruht in einem Kloster bei Air, welches er gegründet. Seine Witwe überlebte ihn bis 25. März 1323. *(Arthur Kleinschmidt.)*

c) KARL III. (von Durazzo, der Kleine), König von Neapel, Sicilien und Jerusalem, König von Ungarn. Als einziger Sohn des Grafen Ludwig von Gravina, zweiten Sohnes des Herzogs Johann von Durazzo und Enkels König Karl's II. von Neapel und der Margaretha von San-Severino 1345 geboren, entbehrte Karl seit 1348 des Vaters, den König Ludwig I. von Ungarn damals gefangen nahm und bis 1353 auf der Burg Wissegrad festhielt, der dann in alle Complote gegen seinen Vetter, König Ludwig von Neapel, verwickelt war und 1362 in dessen Haft zu Neapel, wahrscheinlich an Gift, starb. Ihm folgte die Mutter bald und der kinderlose König Ludwig I. von Ungarn nahm den verwaisten Jüngling 1365 bei sich auf; der Erzbischof von Spalato wurde mit der Leitung seiner Erziehung betraut. Als er eben die militärische Laufbahn eingeschlagen hatte, rief ihn die kinderlose Königin Johanna I. von Neapel zu sich und vermählte ihn mit ihrer Nichte und Universalerbin Margaretha von Durazzo im Februar 1368 in Neapel. Nach Ungarn zurückgekehrt, wurde Karl 1368 Statthalter Ludwig's in Dalmatien und Kroatien, dann auch von Slawonien und ließ Städte und Adel die königliche Hand weit mehr fühlen, als es Ludwig selbst gethan, während er der Seeräuberei gegen Venedig freien Spielraum gönnte. Die innigen Beziehungen Ludwig's zu Karl erregten den Argwohn von Johanna I., die zwar Margaretha und Karl die Thronfolgeaussicht beließ, aber im März 1376 den Herzog Otto von Braunschweig in vierter Ehe heirathete. Verdrießlich hierüber, ging Karl im Einverständnisse mit Ludwig von Ungarn 1376 mit seiner Familie nach Neapel, um die Lage der Dinge daselbst zu studiren, Johanna zu beeinflussen, die Großen für sich zu gewinnen und sich den Weg zum Throne zu bahnen. Unterwegs schloß er in Ludwig's Auftrage mit Franz von Carrara, dem Patriarchen von Aquileja und den Herren im Friaul ein Bündniß gegen Venedig. Karl war von kleiner Gestalt, aber wohlproportionirt, seine Haltung war voll Anstand, seinen Sitten ließ sich Feinheit und Gefälligkeit nicht absprechen, Gewandtheit in der Unterhaltung zeichnete ihn aus, er liebte Geschichte und Poesie. Aber seine guten Eigenschaften wurden verdunkelt von verbrecherischer Ehrsucht, Ränkeliebhaberei, rücksichtsloser Hartherzigkeit und Perfidie. Es gelang Karl rasch, sich in Neapel eine Partei zu bilden, zu der vor allen der

Herzog von Modena, Graf von Carl und der Erzbischof von Bari zahlten, als er nach Ungarn zurückkehrte, bateben Frau und Kinder in Neapel, um der Partei ein nothdürftiges Centrum zu erhalten. Er reiste durch den Kirchenstaat und Oberitalien, um in Ludwig's Interesse diplomatisch gegen Venedig zu wirken. Es mußte Karl zur größten Freude gereichen, daß der Erzbischof von Bari im März 1378 als Urban VI. den Stuhl Petri einnahm; dieser mißfiel jedoch Johanna I. sehr bald und sie schloß sich dem im September d. J. erwählten Gegenpapste Clemens VII. an, der in Avignon residirte. Urban verhängte den Bann über sie und bot Neapel als päpstliches Lehen Ludwig I. an; als er ablehnte, dachte Urban sofort an Karl. Anfänglich trug Karl Bedenken, auf das Anerbieten einzugehen, da er Johanna's Rache an seiner Familie befürchtete, bald aber überwanden Herrschsucht und das Versprechen Ludwig's, ihm thätig beizuspringen, seine Bedenken. Während Johanna Ludwig von Anjou, einen Sohn des Königs Johann von Frankreich, adoptirte, zum Herzog von Calabrien, Thronerben von Neapel und der Provence ernannte, stellte Ludwig I. von Ungarn Karl an die Spitze von 10,000 Mann, mit denen er gegen Venedig stritt, bis Urban in ihn und Ludwig drang, mit Venedig Frieden zu machen, sich in Neapel neue Anhänger zu verschaffen und die geächtete Johanna zu entthronen. Ludwig I. nahm Karl einen feierlichen Eid ab, daß er niemals seine Töchter in ihrem Erbtheile beunruhigen, resp. sich in Verbindungen gegen sie, ihre einstigen Gatten und Kinder einlassen und selbst Ansprüche an Ungarn und Polen erheben würde. Urban VI. berief ihn 1380 von neuem auf den Thron Neapels und er gewann bald Ludwig von Anjou einen bedeutenden Vorsprung ab; um vor Johanna sicher zu sein, zog sich seine Gemahlin nach dem Schlosse Isernia zurück. Die Mehrheit von Volk und Adel Neapels war für Karl, nur eine Minorität für Ludwig von Anjou. König Ludwig I. von Ungarn und Polen schickte Karl 1000 Reiter und 500 Schützen, mit denen er, von Urban VI. mit Geld unterstützt, im August 1380 von Verona nach Bologna aufbrach; hier zog er Söldnerhaufen an sich, aber er fühlte, daß es ihm an Geld und Mannschaft mangele, um das Unternehmen der neapolitanischen Expedition wagen zu können. Von Rimini aus forderte er von Florenz Gelder, begnügte sich nicht mit dem Angebote von 15,000 Gulden, bemächtigte sich in Arezzo der Herrschaft, zwang Florenz, 40,000 Goldgulden zu zahlen und ließ sich versprechen, die Stadt werde Johanna nicht unterstützen. Ende des Jahres zog er in Rom ein, wo Urban Versprechungen von ihm verlangte, die er nicht eingehen konnte und die schließlich abgeschwächt wurden. Karl gelobte endlich, stets der getreue Vasall der Curie zu sein, alles zu billigen und zu fördern, was Urban gegen Johanna und Clemens VII. verhängen würde, und den Neffen des habsüchtigen Papstes, Franz von Prignano, nebst seinen Erben im Besitze seiner großen Lehen und Herrschaften im Neapolitanischen zu lassen. Urban ernannte Karl zum Senator von Rom, belieh ihn mit Neapel und krönte ihn am Pfingstfeste 1381 zum König von Neapel als „Karl III.", naturmußte ihn mit noch 80,000 Goldgulden, die er durch den Verkauf von Kirchengütern beschafft hatte, und gab ihm einen Legaten und einen Feldhauptmann bei. In er als geborener Neapolitaner in den Augen der Nation Ludwig von Anjou und Otto von Braunschweig, der das Reich vertheidigte, bei weitem vorzuziehen war und sich ihm die ersten Barone anschlossen, drang Karl ohne Schwierigkeiten bis Neapel vor. Hier zauderte er am 16. Juli mit dem Angriffe auf Herzog Otto, als in der Stadt das Volk aufstand; er ließ von der Seeseite Reiterei in Neapel einrücken, das Volk schlug sich zu ihr und öffnete ihm die Thore; er zog in die Stadt unter tollem Jubel ein, nur seine Nachhut ließ Otto niederhauen. Seit dem 17. Juli wurde das neue Schloß, wo Johanna wohnte, belagert; Otto bestand mit Karl eine Reihe Gefechte, um seine Gemahlin zu entsetzen, wurde aber am 25. Aug. völlig besiegt und gefangen. Am 26. Aug. ergab sich seine einstige Wohlthäterin, Johanna I., dem Thronräuber; er vertrieb die ihr zu Hülfe gekommenen Provençalen und setzte sie in strenge Haft auf Schloß Muro. Fast allgemein als König anerkannt, berief Karl im November seine Gemahlin zu sich und ließ sie krönen, entfernte die Soldtruppen Johanna's aus Neapel, begann fest und kräftig zu regieren, besetzte die meisten Staatsämter neu, stiftete den Orden des Schiffs und verlieh ihn den hervorragendsten Rittern; aus Rücksicht auf Urban verfolgte er die dem Gegenpapste anhängenden Geistlichen, während er seinem verdienstlosen Neffen die versprochenen Herrschaften nicht gab, um nicht eine Art Nebenkönig in ihm zu erhalten, und das Versprechen als ihm abgezwungen bezeichnete; ohne Furcht trat er, obwol noch auf dem Throne fremd und wankend, den eigennützigen Erwartungen der Barone entgegen, er wollte sein Reich nicht zerstückeln und seine Macht nicht decimiren, was ihm sofort viele vornehme Häuser zu Feinden und zu ebensoviel Anhängern Ludwig's von Anjou machte. Urban versuchte es, infolge dieser Wirren den Hofmeister Karl's zu spielen; dieser ließ sich nicht zurechtweisen und es kam zum Bruche. Karl sah sich in der Gefahr, den Thron einzubüßen; Urban wollte den Grafen Robert von Artois oder den Fürsten von Tarent, Jakob von Baux, zum König erheben, der die ältere Schwester von Karl's Gemahlin geheirathet hatte, und Ludwig von Anjou rüstete eifrigst in Frankreich, wo er die Provence ohne Widerspruch besetzte. Karl griff nun zu den brutalsten Mitteln: er ließ seine Schwägerinnen Johanna und Agnes festnehmen, schloß Otto von Braunschweig auf Burg Melforte in engen Gewahrsam ein und ließ Königin Johanna I. am 22. Mai 1382 auf dem Castelle Muro durch vier ungarische Ritter erdrosseln.

Karl forderte von Ludwig I. von Ungarn und Polen Hülfe gegen Ludwig von Anjou, der mit einem großen Heere herankam und ungehindert bis Caserta vordrang, von vielen neapolitanischen Baronen begleitet. Karl's ungarischer Zuzug landete in Ancona, er zog englische Rotten und den Grafen von Barbiano an sich, war aber Ludwig im Felde nicht gewachsen, vermied darum eine entschei-

dende Schlacht und suchte den Feind durch Plänkeleien und kleine Hiebe zu ermüden, führte einen ununterbrochenen Kleinkrieg, fahndete auf seine Zufuhren und empfing im Februar 1383 abermals eine Verstärkung aus Ungarn. Nach nutzlosem Feldzuge starb Ludwig I. von Anjou im September 1384 in Biseglio und obgleich sein Anhang seinen Sohn als König Ludwig II. anerkannte, brauchte Karl ihn nicht zu fürchten, erst 1390 kam er nach Neapel; das Heer Ludwig's I. zerstreute sich. Urban VI. hielt sich in Nocera in abwehrender Haltung gegen Karl, lehnte eine Einladung nach Neapel ab, da er ihm mit Recht mistraute, ebenso kam Karl nicht zu ihm, wie er forderte. Urban belegte Karl und seine Gemahlin 1385 mit dem Bann, erklärte sie für abgesetzt und hetzte ihre Unterthanen gegen sie auf. Karl belagerte darum Nocera, Urban erschien täglich mit einem Glöckchen und einer Kerze auf der Mauer, um Karl und seine Söldner zu verfluchen, wurde bei der Eroberung der Stadt am 5. Juli gefangen, aber am 8. Aug. freigelassen und ging als Todfeind Karl's nach Genua.

In Kroatien, Dalmatien und Bosnien herrschte großes Misvergnügen mit der Königin Maria, der Nachfolgerin Ludwig's I. in Ungarn, und bald richteten die Unzufriedenen ihre Blicke auf Karl; an ihrer Spitze standen Johann und Ladislaus Horváthy, ihr Bruder, Bischof Paul von Agram, und der Prior von Vrana, Johann Palisna, und 1384 ging der Bischof von Agram nach Neapel, um Karl im Auftrage der Partei die ungarische Krone anzubieten. Karl hatte, wie oben erwähnt, Ludwig geschworen, niemals an das Erbe seiner Töchter zu rühren, und er bedachte sich darum, den Eid zu brechen; seine Gemahlin, von bösen Ahnungen verfolgt, suchte ihn von Ungarn fern zu halten. Aber der Bischof kam, nachdem die Unterhandlungen beständig geführt worden, wiederum zu ihm, bot die Krone an, schwatzte ihm die nicht tief wurzelnden sittlichen Bedenken weg und in seiner maßlosen Ländergier brach Karl den Eid. Er folgte dem Rufe der rebellischen Ungarn, ließ seine Familie einstweilen in Neapel zurück, welches er nicht wiedersehen sollte, schiffte sich mit seiner Leibwache und einigem Gefolge am 4. Sept. 1385 in Barletta ein, landete in Zengg, fand in Agram bei den Häuptern der Verschwörung eine sehr günstige Aufnahme und der größte Theil des Adels in Ungarn empfing, des launenhaften Weiberregiments überdrüßig, Karl mit offenen Armen. Durch lockende Versprechungen gewann er viele Herren und Prälaten, immer mehr verödete es um Königin Maria, ihre Mutter und Regentin, Königin Elisabeth, und ihren ersten Rath, den Palatin Nikolaus von Gara. Diese drei sahen ein, Widerstand nütze nichts mehr, nur List könne ihre Sache noch retten. Mit einem starken Heere Ungarn, Kroaten, Dalmatiner, Bosniaken und Neapolitaner drang der kriegsgewandte König bis an die Drau vor und als Elisabeth ihn gleißnerisch um den Grund seiner Ankunft befragen ließ, erwiderte er, er wolle die Uneinigkeit zwischen ihr und dem ungarischen Volke schlichten. Rasch erschien er vor Ofen; voll Arglist kam ihm Elisabeth mit Maria entgegen, nahm ihn in ihren goldenen Wagen auf und hielt mit ihm einen prächtigen Einzug in Ofen; beide Königinnen dankten ihm für seine verwandtschaftliche Liebe, die ihn veranlaßt habe, ihnen Hülfe gegen die Rebellen zu bringen. Die ihm von ihnen angebotene Wohnung in der Königsburg lehnte Karl ab, bezog ein Privathaus und siedelte in erstere erst nach seiner Ernennung zum Reichsverweser über. Alsbald erwirkte Karl diese Würde, aber er begnügte sich damit nicht, er wollte König werden. Elisabeth sah abermals offenen Widerstand als unnütz und gefährlich an und gab Karl zu verstehen, Maria wünsche der Krone zu entsagen. Sofort berief Karl überglücklich einen Krönungsreichstag, zu dem er beide Königinnen einlud und auf dem beide, um keinen Argwohn zu erregen, erschienen. Auf dem Reichstage allgemein gewählt, wurde er in Stuhlweißenburg am 31. Dec. 1385 zum „König von Ungarn" gekrönt, aber der Adel machte sich bereits Vorwürfe, Maria verlassen zu haben, der Anblick der tiefbetrübten Tochter und Witwe Ludwig's I. des Großen wirkte ernüchternd, kein Beifallsruf für Karl ließ sich hören. Elisabeth faßte sich und trieb die Verstellung so weit, Karl Glück zu wünschen; er antwortete mit heuchlerischen Freundschaftsversicherungen und ließ durch das ganze Reich den freiwilligen Thronverzicht Maria's ausposaunen. Daß bei dem Zuge aus der Krönungskirche die Fahne des heiligen Stephan zerbrach, daß nach Karl's Ankunft in Ofen drei Tage ein schreckliches Ungewitter tobte, Schwärme von Raben kreischend das Schloß umflogen und die Fenster zerschlugen, wurde von dem Volke als böse Vorbedeutung aufgefaßt. Karl zog seine Leibwache in die Königsburg zu Ofen, wo auch beide Königinnen wohnten, ließ seine Feinde ungestört bei ihnen aus- und eingehen und baute fest auf seinen Anhang und seine Wachen. Trotzdem schmiedeten die heuchlerische Königin-Mutter und der Palatin in seinem Schlosse ein Complot zu seiner Vernichtung, ohne daß er die leiseste Spur eines solchen bemerkte. Unter einem Vorwande erschien der Palatin am Abende des 6. Febr. 1386 mit großem Gefolge im Schlosse. Elisabeth ließ Karl zu sich bitten, da sie ihm wichtige Eröffnungen zu machen und Depeschen aus Böhmen mitzutheilen habe, und er kam ohne allen Argwohn, von einigen Italienern begleitet. Bei Elisabeth fand er den Palatin, den Oberstmundschenk Blasius Forgách und Emmerich Bebek und auf ihre Bitten entließ er seine Begleitung, da ungarische Staatsgeheimnisse behandelt werden sollten. Voll List leitete Elisabeth das Gespräch, bis plötzlich der Palatin Forgách einen Wink gab, worauf dieser unter dem Kleide eine Streitaxt hervorzog und dem Könige den Kopf spaltete; Karl zog sein Schwert, brachte trotz der tödlichen Wunde dem Mörder einige Hiebe bei und schleppte sich in seine Gemächer. Rasch füllten die Leute des Palatins die Räume des Palastes, in der Stadt rührte sich niemand für Karl, so sehr auch die Italiener nach Hülfe riefen; die Italiener wurden getödtet oder aus der Umgegend von Ofen verjagt; die Familie Horváthy und andere Anhänger Karl's waren nicht im Stande, etwas für ihn zu thun. Bei Nacht

wurde Karl aus dem Bette gerissen und in einen Kerker geworfen, bald darauf nach der Burg Wissegrad geschleppt, wo einst sein Vater gefangen gehalten hatte, und als seine Wunde heilen wollte, mit Wissen Elisabeth's auf Befehl des Palatins am 24. Febr. 1386 erdrosselt, wie er Johanna I. hatte enden lassen. Weil er im Banne der Kirche gestorben war, blieb die Leiche einige Jahre unbeerdigt, erst Bonifacius IX., ein Neapolitaner, nahm den Bann von ihr und sie fand in der St. Andreas-Abtei unterhalb Wissegrad eine Ruhestatte. Karl's Anhang in Ungarn überfiel Maria und Elisabeth, sperrte sie in Novigrad ein und sandte Gara's und Forgach's Kopfe an Karl's Witwe nach Neapel, indem er sie einlud, ihren Sohn Ladislaus mit einem Heere nach Ungarn zu senden. Obgleich Margaretha, die für den minorennen Ladislaus in Neapel die Vormundschaft führte, nach Rache lechzte, gestatteten ihr die Verhältnisse doch nie, in Ungarn aufzutreten. Von Karl's drei Kindern folgten ihm Ladislaus und Johanna II. nacheinander auf dem Throne von Neapel. Margaretha starb zu Mel am 6. Aug. 1412 und ruht in Salerno. Vgl. Michael Horvath, Geschichte von Ungarn (Bd. I., Pest 1851); Henri Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu' en 1789 (4. Auflage, Bd. V., Paris 1867). (*Arthur Kleinschmidt.*)

VI. Karl: Könige von Sardinien.

a) KARL EMANUEL I. (III., Victor), König von Sardinien, von Sicilien und Cypern, Herzog von Savoyen.

Als dritter Sohn des Königs Victor Amadeus II. von Sardinien und der Anna Maria von Orléans am 27. April 1701 in Turin geboren, wuchs Karl Emanuel unter den Eindrücken eines ganz zerrissenen Familienlebens auf. Er empfing den Titel eines Herzogs von Aosta. Dem Anscheine nach schwächlich, etwas verwachsen, fast linkisch in seinem Auftreten, war er ernst und bedächtig und gefiel dem Vater durchaus nicht, obwol er bedeutend beanlagt war. Durch den Tod seiner älteren Brüder (1697 und 1715) wurde er am 22. März 1715 als Prinz von Piemont Thronfolger. Sein Vater beschäftigte sich mehr mit ihm, suchte ihn zu seinem hohen Berufe zu befähigen und weihte ihn, mistrauisch und argwöhnisch wie er war, allmählich in die Staatsgeschäfte ein, wußte ihm aber derart seine Autorität vorzustellen, daß der Sohn sich scheu vor ihm zurückzog und ihn fürchtete, anstatt ihn zu lieben. Aus seiner Hand empfing Karl in Vercelli schon am 15. März 1722 die Pfalzgräfin Anna Christiane Luise von Sulzbach (geboren am 5. Febr. 1704) zur Gemahlin, die ihm aber bereits am 12. März 1723 bei der Geburt eines Sohnes, der am 11. Aug. 1725 starb, durch den Tod entrissen wurde. Am 2. Juli 1724 heirathete er par procuration und am 23. Juli d. J. in Person die Prinzessin Polyxena Christine Johanna von Hessen-Rheinfels-Rothenburg (geboren am 21. Sept. 1706), die ihm mehrere Kinder gebar und sehr glücklich mit ihm lebte. Sehr überraschte ihn die zweite Heirath seines Vaters mit der Marchesa di Spigno, noch mehr dessen Plan, abzudanken; er beschwor den Vater unter Thränen, von seinem Vorhaben abzustehen, aber dieser blieb unerschütterlich, empfahl ihm als treuesten Berather den von ihm hocherhobenen Staatsminister Marchese d'Ormea und dankte am 3. Sept. 1730 im Schlosse Rivoli feierlich zu Gunsten Karl's ab, der als Herzog von Savoyen der dritte, als König von Sardinien der erste seines Namens war. Sein Vater wünschte mit der Regierung nichts mehr zu thun zu haben; nur sollte ihm der Sohn wöchentlich ein Bulletin mit seinen Beschlüssen und den auswärtigen Nachrichten senden. Als er bei dem Abgange von Rivoli nach seiner neuen Residenz Chambéry ergriffen schien, bat ihn Karl, alles zu widerrufen und weiter zu regieren, aber Victor Amadeus wollte nichts davon hören. Karl und Polyxena hielten am 10. Sept. ihren feierlichen Einzug in Turin und Karl ließ sich am 20. d. M. huldigen. Der bisher trübere und einfache Hof zog ein schimmerndes Gewand an, Pomp und Pracht, fröhliche Feste zeichneten ihn unter Karl aus, ohne die weise Oekonomie in der Verwaltung zu beeinträchtigen. D'Ormea zog alle Geschäfte an sich, gewann Karl völlig, verschonte ihn mit lästiger Arbeit und war nie um Auskunft verlegen. Sohn und Vater blieben in beständigem Verkehre, jede selbst geringfügige Sache wurde brieflich zwischen ihnen erörtert, der Vater empfahl Vorsicht im Entschlusse und Festigkeit in der Action, ließ d'Ormea auf Karl einwirken und war, ohne sich es selbst einzugestehen, neuerdings mitten in den Geschäften. Dem Staate drohte eine Zweiherrschaft, was besonders d'Ormea sehr ungern sah. Als den Vater am 5. Febr. 1731 ein Schlaganfall heimgesucht und ihn an Geist und Körper geschwächt hatte, bot ihm der Sohn sofort einen Aufenthalt in Piemont an, verweilte Ende März bis Mitte April bei ihm in Chambéry und immer wiederholte der Greis, er wolle keinen Rath mehr geben, er suche nur Ruhe. Aber die Revision des Katasters, die manche Modificationen der unter ihm begonnenen Arbeit nach sich zog, und der infolge der vom Papste Clemens XII. verweigerten Anerkennung des Concordats seines Vorgängers an Rom erklärte offene Krieg missfielen Victor Amadeus in hohem Maße und täglich steigerte sich sein Mismuth über die Regierung seines Sohnes; seine Gemahlin scheint die Verstimmung gegen Karl genährt zu haben. Er rechnete auf die Betheiligung d'Ormea's, als er im Sommer 1731, von der Einsamkeit und Unthätigkeit angeekelt, die Rückkehr nach Turin und den Antritt eines Theils der Regierung beschloß, setzte sich mit d'Ormea in Verbindung, stieß aber auf Ablehnung. D'Ormea widerlegte seine Beschuldigungen, Karl sei zur Regierung unfähig und in den Händen talentloser Schurken, mit dem Hinweise auf seine Gaben und bisherigen Acte, widerrieth die Veränderung in der Regierungsform und theilte Karl diese Correspondenz mit. Karl besuchte den Vater, wurde sehr kalt aufgenommen, mußte bittere Vorwürfe hören und Victor Amadeus warf ihm bei einer neuen Begegnung vor den Räthen in den beleidigendsten Ausdrücken seine Unfähigkeit und Fehler vor, indem er hinzufügte, er wolle den Irrthum wieder gut machen, dem er sich bei der Abdankung hingegeben.

Karl schwieg, aber um weitern Scenen vorzubeugen, reiste er ohne Abschied ab; am 22. Aug. 1731 war er in Turin. Der alte König verließ Chambéry und traf am 26. d. M. in Moncalieri ein, wo ihn Karl sofort besuchte, neue Vorwürfe hören mußte und die Verstimmung sich mehrte. Als sei er Regent, befahl Victor Amadeus bald dies bald jenes, ließ dem Sohne Ordres zugehen und dieser sah eine Katastrophe vor Augen. D'Ormea stellte ihm vor, sein Staat und er selbst seien in Gefahr; Polyrena bat ihn, für seine Sicherheit zu sorgen. Karl schwankte hin und her zwischen Kindesliebe und Herrscherpflicht, that wieder und wieder einleitende Schritte bei dem jähzornigen Alten, der von ihm sklavische Unterwürfigkeit forderte und täglich unversöhnlicher wurde. Nachdem Karl die Minister berufen hatte, verstärkte er die Besatzung der Residenz, ging aber nicht mehr nach Moncalieri. Außer sich vor Erbitterung widerrief der Vater seine Abdankung. D'Ormea rieth nun Karl, sich des alten Königs zu versichern; Karl kämpfte mit sich einen furchtbaren Kampf. Ein letzter Friedensversuch scheiterte, vergebens beschwor Karl den Vater, den Widerruf zurückzunehmen; der Ministerrath wurde berufen und ihm die Lage vorgestellt, bei der es sich für Karl nicht um persönliche Gefühle, sondern um seine Würde, um die Ehre und Sicherheit seiner Monarchie handle; alle stimmten d'Ormea bei und nach neuem Widerstreben unterzeichnete Karl den Haftbefehl gegen den eigenen Vater. Am 29. Sept. wurde Moncalieri nachts besetzt, es kam zu entsetzlichen Scenen zwischen Victor Amadeus, der Marchesa di Spigno und den Grenadieroffizieren, schließlich wurde die Marchesa nach dem Fort Ceva, der König nach Rivoli geschafft. Karl hatte keine andere Wahl gehabt, aber da König Victor Amadeus keine Mitwisser und Verbindungen mit dem Auslande besaß, war es ebenso unnöthig wie schmählich, ihn in Rivoli in drückender Haft zu halten. Zwar ließ man die Gemahlin am 11. Dec. wieder zu dem gebrochenen Fürsten, aber die grausame Härte seiner Behandlung fand in ganz Sardinien Misbilligung und Karl wurde, weil er darin nach d'Ormea's Rathschlägen handelte, außer der Grausamkeit der Schwäche und Unselbständigkeit geziehen, auch an den auswärtigen Höfen verdammt. Seit dem 10. April 1732 wieder in Moncalieri, starb hier der alte König am 31. Oct. d. J. Karl hatte sich nicht ermannen können, zu dem Sterbenden zu eilen, der ihm verzieh.

Auf dem Throne befestigt, widmete sich Karl mit d'Ormea völlig den Staatsgeschäften, bewies Klugheit und Umsicht und ging gleich seinen Vorfahren auf die Vergrößerung seines Reichs und die Erhöhung des Ansehens des Hauses Savoyen aus. Land und Heer waren zu kriegerischer Action organisirt und alsbald bot der polnische Erbfolgekrieg Karl Gelegenheit, sich im Kriege zu versuchen. Frankreich und Spanien einerseits, der Kaiser andererseits bewarben sich um ihn. Schlau machte er heimlich beiden Parteien Hoffnungen, vermehrte dabei seine Kriegsmacht, um seinen Werth zu steigern, und beschloß, mit dem zu gehen, der ihm am meisten Vortheil brachte. Dem Kaiser mistraute er hauptsächlich wegen der trotz des Vertrags vom 8. Nov. 1703 noch nicht erfolgten Abtretung von Vigevano mit Gebiet an Sardinien, von Frankreich erhoffte er Mailand. Schließlich brachte Frankreich Karl nach langen Geheimverhandlungen auf seine Seite, am 26. Sept. 1733 wurde der Turiner Bundesvertrag zwischen Frankreich, Spanien und Sardinien abgeschlossen, um die Oesterreicher aus Italien zu vertreiben: alle zu erobernden mailändischen Gebiete sollten an Sardinien kommen, Karl Generalissimus eines Heeres von 40,000 Franzosen und 18,000 Sarden in Italien werden, und Ludwig XV. als Subsidialgelder an Karl während der Dauer des Krieges jährlich 3,600,000 Frs. zahlen. In einem besondern Vertrage zwischen Frankreich und Sardinien wurde verfügt, Savoyen solle an Frankreich abgetreten werden, sobald Karl Mantua zu Mailand bekäme. Der Kaiser vermuthete keinen Krieg von Karl's Seite und ließ sich überraschen, das Herzogthum Mailand war im schlechtesten Vertheidigungszustande. In Manifesten erklärten sich Karl und Ludwig XV. zu Vertheidigern der Unabhängigkeit Polens und seiner Wahlverfassung gegen den Kaiser und Rußland, am 29. Oct. erfolgte die Kriegserklärung Karl's an den Kaiser. Die französischen Truppen, 40,000 Mann unter dem Oberbefehle des Marschalls Herzogs von Villars, stießen zu den 18,000 Sarden des Marschalls Rehbinder; König Karl übernahm selbst den Oberbefehl, auch Villars trat unter ihn. Am 24. Oct. rückte das Heer dem Tessin zu, Vigevano ergab sich am 27. Oct., Pavia am 31. d. M., das Heer setzte über den Tessin. Mailändische Abgeordnete erschienen bei Karl und boten ihm, wenn er die Privilegien bestätige und Mailand schone, die Uebergabe Mailands an; Karl sandte eine Abtheilung unter Generallieutenant Marquis von Coigny nach Mailand, welches der kaiserliche Gouverneur Graf Daun räumte, Coigny zog in der Nacht des 3. Nov. in Mailand ein, begann die kaiserliche Besatzung unter dem Marschall Marchese Visconti zu belagern, und Karl wurde am 4. Nov. von den Milanesen mit ungeheuerm Jubel empfangen, hob sofort die Salzsteuer und die verhaßte Diaria, die täglich 3000 Lire betrug, auf. Am 7. Nov. ergab sich Lodi, Karl rückte auf beiden Seiten der Adda gegen das für uneinnehmbar geltende Pizzighettone vor; Villars rieth ihm von der Belagerung ab, aber Karl war fest entschlossen, setzte seinen Willen durch, und am 28. Nov. hißten die Belagerten die weiße Fahne auf; die Garnison durfte mit allen kriegerischen Ehren nach Mantua abziehen. Die Festen Trezzo und Lecco gingen ohne Gegenwehr über, das Fort Fuentes mußte rasch capituliren, Cremona fiel schon am 16. Nov. in die Hand der Alliirten, bald folgte das Castell von Cremona. Seit Mitte December belagerten Karl und Villars selbst das Castell von Mailand, bis es nach heroischer Gegenwehr am 2. Jan. 1734 geräumt und übergeben wurde. Laut Capitulation vom 9. Jan. fielen Novara und Arona, deren Besatzungen nach Mantua abzogen, welches als Schlüssel Italiens von den Oesterreichern vor allem gehütet wurde, am 9. Febr. unter gleichen Bedingungen Tortona. Das ganze Herzogthum Mailand war über-

schwemmt und belegt von Karl und seinen Alliirten; Karl sah es bereits als sein Land an, nannte sich „Herzog von Mailand" und befahl den zahlreichen Einwohnern die Rückkehr unter Androhung der Behandlung als Rebellen und der Güterconfiscation. Der Meinungszwiespalt Karl's und Villars' in Betreff der den Oesterreichern unter Graf Merey gegenüber zu beobachtenden Haltung lähmte die Operationskraft der Alliirten. Während Villars den Feind unverzüglich angreifen wollte, um dann Mantua leichter zu nehmen, war es Karl um die Behauptung Mailands zu thun, er wollte alle haltbaren Plätze befestigen und sich auf die Defensive beschränken. Um dem bedeutend verstärkten Heere des alten Merey den Eintritt in das Mailändische zu wehren, schickte Karl den Kern seiner Truppen nach dem Oglio und ließ durch den größten Theil des französischen Heeres das rechte Poufer im Mantuanischen besetzen, zum Theil dehnte es sich bis in das Ferrarensische aus. Bei Martinara waren Karl und Villars beinahe die Opfer eines Hinterhalts geworden, Karl's Tapferkeit rettete sie. Karl hütete sich, Spanien und Frankreich allzu sehr zu trauen; er schloß den Gedanken an eine Aussöhnung mit Karl VI. durchaus nicht aus, fürchtete, daß die ehrgeizige Königin von Spanien nach dem Besitze nicht nur Neapels, sondern ganz Italiens trachte und daß Frankreich den Bourbons von Spanien viel Connivenz in Italien gewähren würde. Am 2. Mai überschritten die Kaiserlichen bei San-Benedetto den Po, von den Franzosen nicht gehindert; sie wollten sich zwischen das französisch-piemontesische und das spanische Heer werfen. Die zersplitterten französischen Abtheilungen zogen sich von allen Seiten im Parmesanischen bei Sacca zusammen, bald drangen die Kaiserlichen ebenfalls ins Parmesanische ein. Der provisorische Oberbefehlshaber, Prinz Ludwig von Würtemberg, griff mit 4000 Mann das von 400 Franzosen besetzte Städtchen Colorno an, eroberte es, verlor es aber in heißem Kampfe am 5. Juni wieder an Karl. Dieser begrüßte Villars' Abberufung vom Heere im Mai als eine wahre Erleichterung. Während er bei seiner kranken Gemahlin weilte, errangen die mit dem Commando betrauten Marschälle von Coigny und Herzog von Broglie am 29. Juni bei Parma einen blutigen Sieg über Merey, der blieb; die Kaiserlichen zogen sich ins Gebiet von Reggio zurück. Kurz nach der Schlacht aus Turin zurückgekehrt, übernahm Karl den Oberbefehl wieder, nahm Guastalla, besetzte Modena, Reggio, Correggio und Carpi, überhaupt ganz Modena links der Secchia und nahm sein Hauptquartier in San-Benedetto. In höchster Sorglosigkeit lagerten sich die Alliirten und es war dem kaiserlichen Oberbefehlshaber Grafen Königsegg ein Leichtes, Broglie am 15. Sept. in Quistello zu überfallen, zu vertreiben und einige Tausend zu fangen. Karl's Gepäck, Kasse, Kanzlei und Silbergeschirr fiel dem Feinde in die Hände, und die Alliirten mußten auf Guastalla zurück, Reggio und Carpi wurden aufgegeben und Königsegg fing alle an den Oglio vorgeschobenen Posten weg. Die Alliirten empfingen bedeutenden Zuzug, wünschten ihre Schlappe wieder auszutilgen und Königsegg strebte wie sie nach einer neuen Schlacht. Diese fand am 19. Sept. bei Guastalla statt, Württemberg fiel. Karl zeigte Geistesgegenwart, Entschlossenheit und große Bravour, sammelte seine Truppen und zog sich in guter Ordnung zurück. Karl hatte den Sieg nicht aus, führte sein Heer in die Winterquartiere und machte dadurch Königsegg Muth, über den Oglio zu gehen und eine Reihe Plätze zu nehmen. Während einer Stunde sein Heer lichtete, eilte Karl von Gremona zu seiner kranken Gemahlin, fand sie aber schon als Leiche; Polyxena war am 13. Jan. 1735 in Turin verschieden.

Im Mai nach Gremona zurückgekehrt, übernahm Karl den Oberbefehl des französischen Heeres unter dem Herzoge von Noailles, seiner eigenen Truppen und eines 15,000 Mann starken spanischen Corps unter dem Eroberer Neapels, Grafen Montemar. Noailles nahm Benzaga und ging bei Sacchetta über den auch von Montemar überschrittenen Po, Karl bei Cannete über den Oglio, Königsegg zog unangefochten nach Welsch-Tirol zurück, räumte dem Feinde das Feld, nur Mantua und Mirandola hielten sich. Karl, dem alles an Mailands Behauptung lag, wollte es dem fraglichen Ausgange einer Schlacht nicht anheimstellen, Spanien dachte ebenso in Betreff Neapels und der Friedensmann Fleury leitete Noailles im Geiste seiner Politik. Mirandola mußte Ende August capituliren, Montemar wollte Mantua belagern, Karl aber, dem sich Noailles anschloß, sprach dagegen, weil er die Spanier in Oberitalien nicht übermächtig werden lassen wollte. Der französische Hof unterhandelte schon heimlich mit Karl VI. wegen des Friedens. Am 3. Oct. 1735 kam zu Wien der Präliminarfriede des Kaisers mit Ludwig XV. zu Stande, worin in Betreff Karl's bestimmt war, daß er zwei von den Städten Novara, Tortona und Vigevano sich wählen könne und alle sonstigen Eroberungen, voran das Milanesische, dem Kaiser zurückgeben müsse; auch sollte er die Reichslehen in den Langhe Liguriens erhalten. Der am 16. Nov. auf dem Kriegsschauplatze eintretende Waffenstillstand kam für Karl sehr überraschend und verletzte ihn, aber er konnte nicht daran denken, Frankreich und dem Kaiser mit den Waffen zu begegnen, und trat am 1. Mai 1736 dem Wiener Präliminarfrieden bei; er wählte und erhielt Novara und Tortona, empfing die Hoheit der Reichslehen in den Langhe und räumte das Herzogthum Mailand; am 3. Febr. 1739 schloß er sich dem Wiener definitiven Frieden an. Er glaubte nicht an seine Dauer, hob darum seine Kriegsmacht sehr, stiftete eine ausgezeichnete Artillerieschule und ein Ingenieurcorps, legte, um die Franzosen am Eindringen in Piemont zu hindern, die fast unangreifbare Felsenfestung Brunetta am Mont-Cenis an, die alle Wege nach Susa beherrschte, führte die Katasterarbeit zu glücklichen Resultaten, verbesserte die Verwaltung des Landes und füllte mit weiser Sparsamkeit die Staatskasse.

Am 5. März 1737 vermählte sich Karl in Luneville durch Procuration und am 1. April d. J. in Person zu Chambéry mit der Prinzessin Elisabeth Theresia von Lothringen (geboren am 15. Oct. 1711), einer Schwester

des nachmaligen Kaisers Franz I. Auch diese Gemahlin entriß ihm schon am 3. Juli 1741 der Tod infolge der Geburt eines Sohnes, des Herzogs Benedict von Chablais.

Die Zwiste mit der Curie wegen der von ihr beanspruchten Lehensherrlichkeit über Plätze im Canavese, im Gebiete von Vercelli und Asti, dauerten fort; Karl wollte zu ihrer Schlichtung mit dem Papste unterhandeln und beging, um seine Bereitwilligkeit zu documentiren, die Niederträchtigkeit, den der Curie verhaßten, nach Genf geflüchteten großen Historiker Pietro Giannone 1736 nach Savoyen zu locken, gefangen zu setzen und bis zum Tode (1748) in strenger Haft zu halten. Am 5. Jan. 1741 kam das durch die Bulle vom 22. Jan. ratificirte Concordat mit Sardinien zu Stande; hierin erhielten Karl und seine Nachfolger in der Krone zu dem alten Titel eines kaiserlichen noch den eines päpstlichen Vicars in einer großen Reihe von Städten und Plätzen, die unter der Oberhoheit der Curie standen; er erhielt daselbst die höchste Gewalt, die Regalien und die ganze Gerichtsbarkeit, erkannte aber die Hoheit der Curie an, der er jährlich bestimmte Abgaben und Geschenke bringen mußte u. s. w. Benedict XIV. verzichtete zu seinen und seiner Dynastie Gunsten auf mehrere Pfründenrechte und Immunitäten, und Karl erwirkte von seinen Bischöfen die Cession mancher weltlichen Rechte. Auf dem Festlande wie auf der Insel Sardinien suchte er die Bildung zu fördern, er hegte nicht nur Künste und Wissenschaften und berief an die turiner Universität die besten Lehrer, sondern sorgte auch väterlich für Ackerbau und Bodencultur und strebte danach, seinen Insulanern zu geordneten und sichern Zuständen zu verhelfen. Räubereien ohne Zahl, wilde Blutrache, die selbst die Weiber lenkte, Unsicherheit und Zerrüttung überall waren die Merkmale der Insel. Karl wollte ihr Wohlthäter werden und wurde es. Durch die eiserne Hand des Marchese di Rivarolo wurden Raub und Mord auch in den entlegensten Schlupfwinkeln aufgespürt, Sicherheit und Ruhe hielten ihren Einzug; durch große Privilegien ließen sich zahlreiche Fremde bewegen, sich als Colonisten auf der fruchtbaren Insel anzusiedeln, ihm zu Ehren nannten sie die Neugründung auf der Insel San-Pietro Carloforte. Dem traurigen Zustande des Ackerbaues auf der Insel Sardinien, die trotz ihrer Fruchtbarkeit am Getreidemangel krankte und in dem Joche von Wucherern lag, suchte er durch Reform der Kornleihhäuser, monti frumentarii, aufzuhelfen; der Wohlstand der Bauern wuchs, der Boden gewann an Ertragfähigkeit und überall bearbeiteten ihn fleißige Hände. Die allmählich eingerissenen catalonischen und aragonesischen Idiome wurden verdrängt durch die italienische Sprache, Bildung wurde dem Volke mitgetheilt, mit päpstlicher Einwilligung und Unterstützung errichtete Karl die Universitäten Cagliari und Sassari 1764 und 1765, besoldete die Professoren hoch, während er sonst sehr sparsam war, verbesserte den Volksunterricht und errichtete 1769 in Cagliari eine königliche Druckerei. Trotz alledem fehlte es in Karl's Reiche an geistigem Aufschwunge; er zog gewissermaßen dem Geiste zu enge Schranken und gar mancher verließ sein Vaterland, um in der Fremde sich frei zu entfalten, so Lagrange, Alfieri, Bodoni, Berthollet und Denina. Allzu sehr mit Krieg, Eroberung und Vermehrung der Hausmacht beschäftigt, strebte Karl nicht nach dem Ruhme eines fein gebildeten Mannes, wie er ja nie eine classische Erziehung genossen hatte, sah in den Dichtern, die er „Schreiber von Halblinien" nannte, etwas Absurdes, betrachtete die 1757 von Privaten gestiftete Akademie der Wissenschaften mistrauisch und duldete sie nur, weil sein Thronerbe 1762 für sie bei ihm eintrat. Bei dem Tode Karl's VI., mit dem das Haus Habsburg im Mannesstamme 1740 erlosch, dachte Karl von neuem an die Erbeutung des Herzogthums Mailand; zur Beschönigung seiner Ansprüche konnte er sich nöthigenfalls auf die Herkunft von Katharina, der Gemahlin des Herzogs Karl Emanuel I. (s. d.) von Savoyen, der Tochter Philipp's II. von Spanien, berufen. Fiel aber das Haus Habsburg zusammen, so drohte die Gefahr der Uebermacht der Bourbons, die auch in Neapel saßen, Frankreich wurde übergewaltig und Karl haßte es seit dem hinter seinem Rücken geschlossenen Frieden von 1735/38 (s. oben), während er sich zu seiner Schwägerin Maria Theresia, der Königin von Ungarn und Böhmen, hingezogen fühlte. Lange unschlüssig, wohin er sich schlagen solle, suchte er sich Spanien zu nähern, aber hier ließ man ihn so wenig Beute hoffen, daß er wieder umkehrte. Er rüstete zum Kriege, erließ ein Manifest mit Ansprüchen auf Mailand, schloß aber auf britisches Antreiben am 1. Febr. 1742 mit Maria Theresia einen Vertrag, der ihn verpflichtete, seine Truppen mit den ihren zu vereinigen, um die Herzogthümer Mailand, Parma und Piacenza gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen; die sardinischen Truppen sollten in alle festen Plätze der Lombardei und Parmas eingelassen werden, ohne daß Karl daselbst einen Act der Souveränetät begehen dürfe; die beiderseitigen Ansprüche auf Mailand sollten unberührt bleiben, bis der Abschluß des Kriegs eine ruhige Erörterung ermögliche; voll Gewandtheit reservirte d'Ormea Karl in einem Artikel das Recht, jederzeit vom Vertrage nach zweimonatlicher Kündigung zurückzutreten und wahrscheinlich wurden Karl schon jetzt Aussichten auf die Genua gehörende Markgrafschaft Finale eröffnet. Mit 18,000 Mann rückte Karl in des Gebiet von Piacenza, verband sich mit den Oesterreichern unter Graf Traun, suchte vergebens Venedig zum Anschlusse zu bereden und warf sich, als der Herzog von Modena die Oeffnung seiner Citadellen verweigerte, auf Modena; er und Traun kamen den Spaniern und Neapolitanern zuvor. Modena ergab sich ohne Widerstand, die Citadelle erst nach der Belagerung, am 29. Mai; Karl zwang auch die Festung Mirandola am 22. Juli zur Uebergabe, verfolgte die Spanier unter Montemar und stand im Herzen der Romagna, als ihn die Kunde vom Einfalle der Spanier in Savoyen zurückrief; nur einige Regimenter ließ er bei Traun im Modenesischen. Nach mehreren misglückten Plänen war Don Felipe im September vom Dauphiné aus in Savoyen eingebrochen, hatte am 10. Sept. Chambéry genommen,

war in Maurienne und Tarantaise vorgedrungen und bis zum Mont Genis und kleinen St.-Bernhard rationirt. Da erhielt Karl, drängte ihn rasch bis Barreaux zurück, verfolgte ihn nicht auf das französische Gebiet, gab seinen Savoyarden Waffen und sorgte auf jede Weise für die Vertheidigung des Herzogthums. Aber im December erhielten die Spanier Zuzug, eroberten bald ganz Savoyen, drängten den König in die Gebirge; dieser kannte die Gefahren eines Winterfeldzugs in den Bergen und traf am 3. Jan. 1743 in Turin ein; der Feind blieb bis Ende des Kriegs in Savoyen. Karl suchte Maria Theresia geneigt zu machen, ihm bedeutendere Zugeständnisse als bisher zu bewilligen, knüpfte darum auch mit Spanien und Frankreich an, Lord Carteret war für ihn sehr rührig, und am 13. Sept. 1743 kam zwischen Karl, Maria Theresia und Georg II. das Wormser Bündniß zu Stande: Karl verpflichtete sich, Maria Theresia 45,000 Mann zur Vertheidigung der Lombardei zu stellen, mit denen sie noch 30,000 vereinigen wollte, erkannte die Pragmatische Sanction an und entsagte seinen Ansprüchen auf Mailand; Maria Theresia versprach, für ewige Zeiten seinem Hause das Hochland von Novara, Vigevano nebst Gebiet bis zum Ticino, Piacenza mit einem Theile des Gebiets links der Nura abzutreten, allen Ansprüchen an die Markgrafschaft Finale zu seinen Gunsten zu entsagen, und Großbritannien bewilligte Karl während der Dauer des Krieges jährlich 200,000 Pfd. St., während es versprach, seine Flotten im Mittelmeere kreuzen zu lassen. Am 30. Sept. erklärte Frankreich Karl den Krieg. Im Modenesischen schlug mittlerweile Traun mit den Sarden und Oesterreichern die Spanier unter dem Marschall Gages am 8. Febr. bei Campo Santo und drängte sie bis Rimini zurück; Don Felipe versuchte zweimal vergebens, aus Savoyen nach Piemont vorzudringen. Im September 1743 suchte er von Briançon aus in das Thal von Casteldelfino zu gelangen, aber Karl zog ihm entgegen, und als der Infant bis Pont gelangt war, trieb er ihn im October zurück. Ohne auf Karl's dringende Vorstellungen zu achten, der bei dem Abzuge des österreichischen Heeres allein dem Angriffe Frankreichs und Spaniens ausgesetzt bleiben mußte, beschloß Maria Theresia, die Wiedereroberung Neapels zu versuchen. Karl, dem im Frühling 1744 die zu Worms zugesagten Territorien überliefert wurden, mußte alle Klugheit und Tapferkeit aufbieten, um dem überlegenen Feinde das Eindringen in Piemont zu wehren. Die französisch-spanische Armee unter dem Prinzen von Conti und Don Felipe kam aus der Provence nach Piemont, nachdem sie Nizza und die Verschanzungen bei Villafranca und Montalbano, am 6. Juni Oneglia genommen hatte; am 17. Aug. ergab sich Demonte nach heftigem Widerstande, der Barrikadenpaß wurde besetzt und Cuneo belagert. Hierhin kam Zuzug, trotzdem eröffneten die Feinde am 13. Sept. die Laufgräben gegen die ausgezeichnet armirte und proviantirte Festung. Nachdem die Belagerer durch die Wuth des Volkes und leichte Truppen schwere Zeiten durchlebt hatten, beschloß Karl, ihnen eine Schlacht zu liefern. Fürst Lobkowitz sandte ihm 4000 Oesterreicher, und er griff, 25,000 Mann stark, am 30. Sept. die Hauptredoute der Feinde bei Madonna dell'Olmo an, wurde aber zurückgeschlagen. Hingegen gelang es ihm, 1500 Mann und Vorräthe nach Cuneo zu schaffen, unbehelligt zog er nach Mirabeau ab. Die Belagerer litten schließlich unter den steten Angriffen durch die Waldenser, durch die ganze Landbevölkerung, durch Hunger und Krankheit so sehr, daß Prinz Conti am 22. Oct. die Belagerung von Cuneo aufhob, die Festungswerke in Demonte sprengte und Piemont verließ.

Infolge des von Maria Theresia Karl gegebenen Versprechens, er solle die Markgrafschaft Finale erhalten, schloß sich Genua, dem sie gehörte, sobald es davon Kunde erhalten, Spanien, Frankreich und Neapel an, verband sein Heer mit dem spanischen und von allen Seiten drohten Unwetter dem Könige von Sardinien. Gleichzeitig waren Piemont und Lombardei bedroht, die Oesterreicher und Sarden mußten ihre Kräfte theilen, Pavia, Parma, Piacenza, Tortona gingen verloren, Karl wurde am 27. Sept. 1745 mit aller Macht in seinem Lager bei Bassignana angefallen und zog sich, um den Kern seiner Truppen nicht aufs Spiel zu setzen, in guter Ordnung nach Valenza und Alessandria zurück. Nun vereinigten sich die Sarden und Oesterreicher wieder bei Casale, Alessandria ging am 12. Oct. verloren, Valenza wurde am 30. Oct. heimlich verlassen, Casale, Asti und Acqui fielen an die Franzosen, Mortara und die ganze Lomellina an die Spanier, die Mailand am 16. Dec. besetzten. Diese Campagne hatte Karl's Gebiet ungemein reducirt, seine Hülfsquellen sehr vermindert; er fürchtete den Ruin seines Staates und da er von Maria Theresia wenig Schutz erhoffen konnte, machte er von seinem Vorbehalte Gebrauch, in Unterhandlungen mit seinen Feinden zu treten und sich vom Bunde mit Maria Theresia zu lösen. Er suchte durch seinen Gesandten in Polen, Grafen Perrone, in Berlin die Vermittelung Friedrich's II. bei Ludwig XV. nach und schon am 26. Dec. 1745 verständigten sich Frankreich und Sardinien in Turin über einen vorläufigen Entwurf der Friedensbedingungen. Durch den Dresdener Frieden tagszuvor war aber Maria Theresia des Kriegs mit Preußen ledig geworden und wollte Karl jetzt mit allem Nachdrucke unterstützen; seit Beginn 1746 rückten Oesterreicher aus Tirol nach Italien; Karl beschloß, dem Bunde mit Oesterreich treu zu bleiben, rüstete heimlich zu neuem Kriege, setzte aber lügnerisch die Verhandlungen mit Frankreich und Spanien fort; Graf Mongardino unterzeichnete für ihn am 17. Febr. 1746 in Paris einen Präliminarfrieden, durch welchen ihm gegen Abtretung von Serravalle und Oneglia an Genua das Milaneser Land mit allem Zubehör auf dem rechten Po-Ufer bis zur Scrivia zugesichert wurde. Durch allerlei Ausflüchte wußte er der Ratification dieses Abkommens zu entgehen, während seine Unterhandlungen mit Frankreich Oesterreich und Großbritannien nur erpichter auf seine Bundesgenossenschaft und Spaniens Mistrauen auf Frankreich rege gemacht hatten, was auf den Feldzug wesentlich einwirken sollte.

Während die Oesterreicher unter Fürst Wenzel Liechtenstein die Franzosen in der Lomellina und Mon-

calvo angriffen, stürzten sich die Sarden unvermuthet am 5. März 1746 auf Asti, welches sich nach drei Tagen ergab; Alessandria wurde von den Franzosen ohne weiteres am 11. März geräumt. Durch die Uneinigkeit Spaniens und Frankreichs hoch begünstigt, eroberte Karl Ende März Moncalvo, das Castell von Casale, am 2. Mai Valenza, dann Acqui, und ganz Piemont außer Tortona war vom Feinde gesäubert. Als Maillebois Mitte Juni nach Piacenza zog, folgte ihm Karl eilig, Mitte Juli kam er an die Trebbia; der wiener Hof ernannte ihn zum Generalissimus seiner Truppen, ließ sie unter ihn treten, und er hielt das linke Ufer der Trebbia besetzt. Maillebois rettete sein französisch-spanisch-genuesisches Heer durch einen rühmlichen Rückzug mitten durch die Oesterreicher und Sarden, lockte Karl von den Oesterreichern ab an den Lambro und gelangte durch diese Kriegslist unbehelligt nach dem Castelle San-Giovanni. Durch den Sieg von Rottofreddo wurde den Sarden und Oesterreichern die Besetzung Piacenzas ermöglicht. Die Sarden räumten Novi, weil der Feind zu sehr überlegen war; bald darauf verließen jedoch die Spanier infolge des Thronwechsels Italien, und Maillebois, der sich nicht allein halten konnte, mußte an die Rückkehr nach Frankreich denken. Sarden und Oesterreicher folgten den Abziehenden bis Voghera, blokirten Tortona, nahmen fast ohne Widerstand Serravalle und Novi und trennten sich dann; die Oesterreicher nahmen Genua am 6. Sept., Karl drang durch das Bormida- und Orba-Thal gegen Savona und Finale vor. Am 9. Sept. zog er, von Bischof und Behörden eingeholt, in Savona ein, dessen Castell erst am 19. Dec. fiel, Stadt und Castell von Finale ergaben sich rasch am 15. Sept. und Jubel begrüßte Karl, den präsumtiven neuen Gebieter. Er eroberte die ganze Riviera di Ponente, nur Ventimiglia, Villafranca und Montalbano mußten belagert werden, erst nach dem Abzuge der Franzosen über den Var ergab sich Ventimiglia am 23. Oct., Montalbano Ende October und Villafranca am 4. Nov., sodaß sich von allen Orten, welche die Franzosen besetzt hatten, nur noch Tortona hielt. Das Cabinet von St. James unterstützte im ganzen Feldzuge Karl ungemein zuvorkommend mit Belagerungsgeschütz, Munition, Geld u. s. w.; auf Karl's Wunsch trieb sogar ein britisches Kriegsschiff zu seinen Gunsten im Hafen von Genua ein förmliches Piratengeschäft, und Karl scheute die unsaubersten Wege nicht, um Genua, auf das er ein Auge hatte, zu beeinträchtigen. Er reizte die Corsen gegen Genua auf, nahm durch ein Manifest vom 2. Oct. 1745 die Rebellen in Schutz und bewog das Wiener Cabinet, ein ähnliches Manifest zu erlassen. Während Oesterreich nach Neapel zu ziehen wünschte, war Großbritannien für einen Einbruch in die Provence; Karl hatte wenig Neigung hierzu, aber Großbritannien ruhte nicht, bis er zustimmte. In Nizza traf er die nöthigen Vorbereitungen, erkrankte aber an den Blattern, was die Expedition verzögerte. Am 25. Nov. fiel die Citadelle von Tortona, der letzte von den Franzosen besetzte Punkt Sardiniens. Karl ließ 12,000 Sarden zu den Oesterreichern unter Browne stoßen, unter geringem Widerstande wurde der Var Ende November überschritten; das Heer rückte, von einer britischen Flotte unterstützt, in die Provence ein, drang vor, mußte aber infolge des Aufstandes in Genua und dessen Abfalls von Oesterreich (10. Dec.) umkehren, zog sehr zusammengeschmolzen im Februar 1747 über den Var heim und Karl ging mit seinen Truppen nach Piemont ab.

Maria Theresia erkaufte sich Karl's Mitwirkung zur Belagerung Genuas durch einen Theilungsvertrag, demzufolge ihm das genuesische Gebiet auf der Westküste zufallen sollte; zwölf sardinische Bataillone und eine Schar Milizen betheiligten sich an Genuas Belagerung. Im Juni 1747 ging ein französisch-spanisches Heer unter dem Marschall von Belle-Isle und de las Minas über den Var, nahm Nizza, Montalbano, Villafranca und die ganze Umgegend, besetzte die Westküste bis Ventimiglia, dessen Castell sich auch am 2. Juli ergab. Karl fürchtete, der Feind werde über einen Alpenpaß in Piemont eindringen, zog seine Hauptmacht um Saluzzo zusammen, rief seine Hülfstruppen von Genua zurück und warf sie nach Piemont. Zum Glück für Karl waren die französischen und spanischen Feldherren uneinig und zersplitterten ihre Macht. Der Bruder des Marschalls, Chevalier de Belle-Isle, zog am 14. und 15. Juli von Briançon aus über den Mont Genèvre, wollte die Festungen Exilles, Fenestrelles und Brunette umgehen und über den Col de l'Assietta auf dem Scheidegebirge zwischen den Thälern der Dora und des Chisone an die Quelle des Sangone ziehen, um von da nach Piemont herniederzusteigen. Graf Cacherano di Bricherasio, den Karl mit der Vertheidigung der Höhen zwischen Exilles und Fenestrelles beauftragt hatte, bemerkte jedoch diese Absicht, errichtete eiligst auf der Höhe des Col de l'Assietta Mauern aus Felsstücken und stellte sich dahinter mit zehn sardinischen Bataillonen, vier österreichischen unter Graf Gollalto und einigen Waldenser-Compagnien auf. Mit größter Bravour stritten sie hier gegen die Elite des französischen Heeres, es war einer der glorreichsten Kämpfe der ganzen sardinischen Geschichte, am 19. Juli; der Chevalier fiel, mit ihm 430 seiner Offiziere und 5300 Gemeine; die Reste seines Heeres eilten nach Briançon zurück. Karl's Lande blieben nun eigentlich vom Feinde verschont; im September drang zwar eine französisch-spanische Truppenabtheilung von der genuesischen Küste her in das Tarothal ein, zog sich aber nach einigen Brandschatzungen zurück. Inzwischen eroberte Karl Ventimiglia wieder, ließ das dortige Castell blokiren, mußte aber vor der vereinigten Macht der Spanier und Franzosen unter Don Felipe, de las Minas und Belle-Isle am 20. Oct. sich zurückziehen, worauf Ventimiglia auch wieder fiel. Die Verhandlungen der Friedensbevollmächtigten der verschiedenen kriegführenden Regierungen schlossen am 18. Oct. 1748 mit dem Frieden von Aachen ab, in ihm erhielt Karl Nizza und Savoyen wieder, letzteres war durch die Spanier furchtbar ausgesogen; definitiv trat ihm Maria Theresia ab das Oberland von Novara (Anghiera, Arona, Val d'Ossola), das Gebiet von Vigevano mit dieser Stadt, das Gebiet rechter Hand

des Po, die Grafschaft Vebbia, überhaupt den ganzen Landstrich im Westen des Lago maggiore und auf dem rechten Ufer des Tessins bis Pavia. So verlor Karl nicht nur die Aussicht auf Mailand, sondern auch das in Worms zugesagte Piacenza mit dem Gebiete links der Nura und die Markgrafschaft Finale entgingen ihm; für das Piacentinische sollte er entschädigt werden, was aber erst 1763 durch eine Geldsumme geschah. Auf das ihm in Aachen von Frankreich gemachte Anerbieten, Savoyen gegen Parma, Piacenza und Guastalla zu vertauschen, hatte Karl ablehnend geantwortet; die Wiege seiner Dynastie mußte ihr verbleiben; mit großem Widerstreben sah er die Hoffnung auf Genua und Finale sich verflüchtigen. Trotz dieser Enttäuschungen ging Karl's Monarchie vergrößert und consolidirt aus dem langen Kriege hervor und er verwandte nun alle Sorgfalt auf die Hebung des materiellen, geistigen und sittlichen Zustandes der Unterthanen, die für ihn und seinen Ehrgeiz so schwer gelitten hatten. Weder durch Oesterreich oder Preußen noch durch Frankreich ließ er sich bereden, am Siebenjährigen Kriege theilzunehmen, arbeitete hingegen nachmals auf die Friedensschlüsse von Paris und Hubertsburg 1763 hin. 1754 trat Genf ein Gebiet an Sardinien ab, um den Streit mit ihm wegen der Landeshoheit über Genf zu beenden, und Karl gab Gewissensfreiheit an der genfer Grenze. Auf die Befestigung der Alpenpässe, deren hohen Werth er in den Kriegen kennen gelernt, verwandte er außerordentliche Sorgfalt; ohne sein Heer zu schwächen, erleichterte er durch Sparsamkeit die Militärlast des Reichs; er entließ die seit 1743 besoldeten Freicorps, reducirte auch einige nationale Corps, hob die Marine, stellte die Festungen her und hob die sehr gelockerte Disciplin; sein verdienstvoller Minister und Günstling Graf Bogino war besonders in allen Fragen des Kriegs- und Militärwesens seine rechte Hand. Zur Hebung des Handels wurden Nizza und Villafranca zu Freihäfen erklärt, Kanäle und große Straßen angelegt. Durch von Schmugglern an der französischen Grenze verursachte Unordnungen kam der König in Zwist mit Frankreich, der aber 1760 mit der Einführung eines angemessenern Grenzarrangements endete. Unausgesetzt bemüht, wieder Ordnung in die zerrütteten Finanzen zu bringen, suchte er sein Volk von den durch den Krieg nothwendig gewesenen außerordentlichen Abgaben zu erlösen, und als ihm dies 1768 völlig gelungen war, nannte er den Tag, an dem er die letzte außerordentliche Steuer aufhob, den schönsten seines Lebens. Um dem Ackerbaue wieder aufzuhelfen, that er, was irgend möglich war; 1762—71 fielen die letzten Reste der feudalen Servitut, das savoyische Feudallasten-Ablösungsgesetz konnte als Muster gelten, hier war nichts überstürzt und unbillig und alles im besten Einvernehmen mit dem braven Adel, der sein Blut für Karl vergossen, geplant. Karl beendete das schon vom Vater begonnene Werk, der Gesetzgebung und dem Gerichtsverfahren eine größere Gleichförmigkeit zu geben, vereinfachte und verkürzte den Rechtsgang. 1770 erschien das Corpus Carolinum (italienisch und französisch, Turin 1770, zwei Bände, französisch, Paris 1771, zwei Bände), dessen einziger Fehler ein noch zu barbarisches Criminalrecht war. Karl war nicht grausam, aber zähe, bedächtig, im höchsten Grade conservativ und ein geschworener Feind aller Neuerungen, verwarf alle Reformversuche und Humanitätsacte eines Joseph II., Peter Leopold von Toscana und anderer Nachbarn. Allen freisinnigen Abänderungen abhold, ließ er sich den Angriffen gegen den Jesuitenorden nicht an, schützte ihn vielmehr und wurde dafür von ihm in den Himmel erhoben. Hemmten die Mißbräuche in kirchlichen Dingen den Gang der Verwaltung und Rechtspflege, so suchte er Abhülfe bei der Curie, z. B. in der Frage des Asylrechts der Kirchen. Aber er behauptete dem Papste gegenüber stets seine Autorität, besteuerte die Güter des Klerus, besetzte selbst die geistlichen Stellen im Lande und unterwarf die päpstlichen Bullen vor ihrer Veröffentlichung seiner Genehmigung. Wie er den Klerus zu bändigen wußte, hielt er den Adel durch Strenge und Befehl im Zaume. Durchaus moralisch, machte er seinen Hof zu einem der reinsten und zum Vorbild des Landes; das in Turin übliche Maitressen- und Bastardenwesen hörte auf. In geistiger Hinsicht war Sardinien unter Karl ziemlich stagnirend, konnte geistig als isolirt bezeichnet werden. Die letzten Jahre des Königs wurden durch Wassersucht und Altersschwäche sehr erschwert, beiden Uebeln erlag er, häufig als „der Große" bezeichnet, jedenfalls ein fähiger Staatsmann und glücklicher Feldherr, der leider seinen Nachfolger völlig von allen Geschäften zurückgehalten hatte, am 21. Febr. 1773 in Turin. In Novara und Turin steht sein Denkmal. Vgl. Muratori, Annali d'Italia (Bd. 12); Botta, Storia d'Italia dal 1534 sino al 1789 (Bde. 8 und 9); H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten, (Bd. 5, Hamburg 1832); A. Gallenga, History of Piedmont (Bd. 3, London 1855); V. de Saint-Genis, Histoire de Savoie (Bd. 3, Chambéry 1869); F. Vinelli, Piemont's Militairgeschichte vom Frieden von Aachen bis auf unsre Tage, übersetzt von A. Riese (B. 1, Leipzig 1856); H. Martin, Histoire de France (4. Aufl., Bd. 15, Paris 1865); A. von Reumont, Kleine historische Schriften (Gotha 1882); Luigi Cibrario, Origini e progresso delle instituzioni della monarchia di Savoia (Bde. 1 und 2, Turin 1854—55); Domenico Carutti, Storia del regno di Carlo Emanuele III. (Turin 1859); Derselbe, Storia della diplomazia della corte di Savoia (Bd. 4, Rom, Turin, Florenz 1880).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

b) **KARL EMANUEL II. (IV.)** (Ferdinand Maria), König von Sardinien, von Sicilien und Cypern, Herzog von Savoyen. Als ältester Sohn des Königs Victor Amadeus III. von Maria Antoinette Ferdinande von Spanien am 24. Mai 1751 in Turin geboren, erhielt Karl den Titel „Prinz von Piemont". Anstatt seine guten Anlagen zu wecken und ihn nach Art seiner Vorfahren zum Soldaten auszubilden, entwickelten seine Erzieher in ihm die christlichen Tugenden der Frömmigkeit, Demuth und Geduld in zu hohem Grade, sodaß er mit den Jahren in die unheilvolle schlaffe Bigoterie verfiel, die sein Leben kennzeichnet und ihn zum Herrscher in so

bewegter und schwerer Zeit absolut unfähig machte. Dieselbe Frömmigkeit und Ergebung war seiner Gemahlin, der Schwester Ludwig's XVI. von Frankreich, eigenthümlich; am 21. Aug. 1775 hatte er durch Procuration in Versailles, am 6. Sept. d. J. in Person zu Turin Maria Adelheid Clotilde Xaveria (geboren 23. Sept. 1759) geheirathet, die ihm keine Kinder schenkte. Seit ihm sein Vater, dessen Soldatenspielerei ihn anekelte, im Staatsrathe einmal einen Verweis gegeben, ging er nicht mehr in die Sitzungen, betrachtete aber trotzdem die politische Lage klarer als sein Vater und sagte bei dem Ausbruche der Französischen Revolution, wer noch Lust habe zu regieren, müsse sich beeilen. Seiner Ansicht nach konnte Sardinien nur durch die Beobachtung strengster Neutralität gegen den Sturm, der von Frankreich aus drohte, geschützt werden, und darum tadelte er unbedacht die vom Vater unternommene Vermehrung der Streitkräfte. Dieser Schein von Opposition verschaffte ihm eine gewisse Popularität und verblendete den am turiner Hofe herumspionirenden Präsidenten Genfs, Felix Desportes, so sehr, daß er in einem geheimen Berichte an den pariser Wohlfahrtsausschuß behauptete, wäre Karl kein Königssohn, so würde er Republikaner sein. Karl war weit davon entfernt, sich für Republiken zu erwärmen; er hatte nur die Erhaltung der sardinischen Monarchie im Auge. Bald erkannte er, seine Ansicht, strengste Neutralität könne allein sie retten, sei verkehrt, und rieth dem Vater zum kräftigsten Widerstande als dem besten Heilmittel; seine Vorstellungen bestimmten Victor Amadeus III., nach drei unglücklichen Feldzügen Frankreichs Friedensanträge 1795 zu verwerfen und seinem Bunde mit dem Kaiser treu zu bleiben. Im April 1796 erklärte er sich im Staatsrathe gegen den Waffenstillstand von Cherasco (Chierasco) und für die Fortsetzung des Kriegs, weil er die Freundschaft der Franzosen als die von Ketzern und Feinden Gottes verabscheute und die Verbreitung ihrer radicalen Grundsätze im Reiche befürchtete. Ein unheilbares Nervenleiden lähmte früh schon seine ganze Thatkraft und so nahm er, obgleich Generalkapitän und Chef dreier Regimenter, keinen Antheil an den Kriegen, die das Land maßlos zerrütteten, seine Finanzen ganz erschöpften und es mit dem Ruine bedrohten. Als der Turiner Friede mit Frankreich abgeschlossen worden, dem er entgegen gewesen, trat er für die gewissenhafteste Beobachtung ein.

Am 16. Oct. 1796 folgte Karl seinem Vater in der Dornenkrone von Sardinien, wie er sie nannte, und seine erste Handlung war die Wiedereinführung der vom Vater 1786 mit päpstlicher Erlaubniß als unnütz gestrichenen zahlreichen Feiertage; dem bigoten Fürsten erschien das Streichen heiliger Gedenktage als schwere Sünde. Die traurige Lage seines Reichs war in seinen Augen geradezu trostlos, denn bei seinen Leiden sah er alles doppelt düster an. Er kündigte seine Thronbesteigung sofort dem pariser Directorium, seiner gefürchteten Nachbarregierung, an und da dieser für ihre italienischen Pläne Sardiniens Gunst wichtig war, begegneten die Directoren und der Obergeneral der Armee in Italien, Bonaparte, Karl voll Achtung und Zuvorkommenheit. Bonaparte beabsichtigte, Karl die Herrschaft über die österreichischen Besitzungen in der Lombardei zu überlassen und dafür Piemont und die Insel Sardinien Frankreich einzuverleiben, während das Directorium zwar auch letzteres wünschte, die Lombardei jedoch in eine Republik verwandeln und Karl durch Abtretung der Stadt Genua nebst Gebiet entschädigen wollte. Bonaparte und das Directorium bemühten sich, Karl zu einem Schutz- und Trutzbündnisse zu bewegen, er aber wollte nichts davon wissen, um so weniger, als er fürchtete, als Alliirter der französischen Republik auch gegen den Heiligen Vater kämpfen zu müssen. Als zu eifriger Anhänger Oesterreichs wurde Graf Hauteville entlassen und der sehr fähige Chevalier San Damiano di Priocca Ministerpräsident; als Gesandter ging Graf Prospero Balbo, ein freisinniger und gewiegter Diplomat, nach Paris, wo er mit Bestechungsgeldern und gewandter Haltung günstig wirkte. Um sich Bonaparte's Wohlwollen dauernd zu wahren, ließ Karl seinen Bruder, den Herzog Victor Emanuel von Aosta, einen freundschaftlichen Briefwechsel mit ihm unterhalten und schickte einige Vertraute in seine Nähe. Aber alle pariser Versicherungen treuer Freundschaft waren leere Phrasen, man wollte dort Piemont haben, und Bonaparte schrieb am 28. Dec. 1796 dem Directorium, man müsse Karl fortwährend in Unsicherheit und Spannung erhalten und sich versichern, daß die festen Plätze auf der Seite der Alpen zerstört würden; er wünschte den Anschluß der ausgezeichneten sardinischen Armee an die französischen Armeen um so eifriger, als er meinte, nichts werde sicherer den Thron Karl's unterwühlen, als wenn seine Truppen demokratisirt und seiner Sache untreu gemacht würden. Während die Franzosen lauter Anstalten trafen, die auf lange Besetzung der genommenen Gebiete ausgingen, bemühte sich Karl, die Disciplin seines Heeres zu heben. Im Lande trat Theuerung ein, revolutionäre Banden durchstreiften es, griffen in Cortemiglia, Monsiglio und Ceva die königlichen Behörden an, aber das Volk war in seiner großen Masse für die Regierung und rasch wurden die Truppen der Unruhen Meister. Bonaparte begünstigte in Sardinien die Revolutionäre nicht, betrachtete aber den Staat als von dem Moment an verloren, da er sich Frankreich anschloß. Balbo arbeitete in Paris unablässig mit allen Mitteln darauf hin, seinen König stark und mächtig zu machen, forderte, er müsse für den Verlust Savoyens und Nizzas durch Finale, Savona, Parma und Piacenza entschädigt werden, und wies auf die Wichtigkeit Sardiniens zum Ruin der Macht Oesterreichs in Italien immer wieder hin. Nachdem durch den Frieden von Tolentino Karl's Furcht, mit Frankreich den Papst bekämpfen zu müssen, hinfällig geworden war und ein Bündniß sich nur gegen Kaiser Franz II. richten konnte, ließ Karl in Turin durch Priocca mit General Clarke am 5. April 1797 ein solches abschließen; es sollte ein Defensiv- und Offensivbündniß Sardiniens mit Frankreich bis zum continentalen Frieden und dann nur ein Defensivbündniß sein; der König war nicht verpflichtet, irgendeinen andern Staat und Fürsten

zu betrügen als den Kaiser und das Reich, was besonders Großbritannien wegen bemerkt wurde; letzteres am 1. April sollten 6000 Mann zu Fuß, 1000 Reiter und 40 Kanonen von Sardinien unter den Befehl des französischen Generalissimus gestellt werden; die Eroberungen sollten gemeinsam sein und die Sardinien auferlegten Contributionen anderen; kein Theil dürfte für sich allein mit einem gemeinsamen Feinde Frieden schließen; beide Mächte garantirten sich gegenseitig ihre europäischen Besitzungen und verpflichteten sich, weder den auswärtigen noch den innern Feinden des andern Hülfe zu gewähren; ein Handelstractat sollte abgeschlossen werden; Frankreich verpflichtete sich, bei dem Frieden sich dahin zu verwenden, daß Karl's Gebiet vergrößert werde, und stellte ihm einen bequemeren Zugang zum Meere in Aussicht, was die Erwerbung Genuas bedeutete. Auf diese Weise hoffte Bonaparte an Karl einen Alliirten gegen Oesterreich und Genua zugleich zu gewinnen, während er ihm Genua nur als Köder hinhielt, nimmer willens, es ihm zu überlassen. Aber das Directorium wollte nichts von dem ganzen Vertrage und am wenigsten von der Preisgabe Genuas und der Verstärkung der sardinischen Monarchie etwas hören und versagte dem Abkommen vorerst seine Genehmigung. Karl drang fortwährend auf die Ratification, zumal seit dem Leobener Frieden, um nicht allein dem Zorne des Kaisers preisgegeben zu werden; vergebens sprachen Balbo und auch Bonaparte dafür, letzterer um den König nicht in Verzweiflung auf die Seite des Kaisers zu treiben; dem Directorium war es nur um die Revolutionirung des Landes zu thun, die von der Cisalpinischen Republik her am besten zu vollführen schien. Endlich gelang es Balbo im September 1797, die Ratification durchzusetzen, aber das Directorium gab darum keineswegs seinen Plan der Revolutionirung auf; es schürte durch zahlreiche geheime Emissäre die Unzufriedenheit in Karl's Reiche, griff zu Winkelzügen und Ränken ohne Zahl, sprach von Verbrüderung und Freundschaft und sann dabei auf den Untergang des gutmüthigen Monarchen. Der französische Gesandte und der Generalstabschef Berthier erhielten Befehl, alles aufzubieten, damit Karl keinen Grund zu Beschwerden habe, ihn in völlige Sicherheit zu wiegen, indessen die von den Franzosen besetzten festen Plätze Alessandria, Tortona, Ceva und Coni (Cuneo) immerzu befestigt wurden und durch die Consolidirung der Cisalpinischen Republik die Hoffnungen der sardinischen Revolutionäre sich mächtig belebten. Mit der Zeit wollte Bonaparte Piemont in der neuen Ligurischen Republik aufgehen lassen; jetzt ließ er insgeheim Karl bereits die für die geplante Herrschaft im Mittelmeere wichtige kleine Insel San-Pietro an Frankreich abtreten, befestigte und besetzte sie mit 200 Mann. Er wünschte Karl's Streitkräfte während des Kriegs zu benutzen und ihn dann im Frieden zu stürzen. Seine und des Directoriums tückische Aussaat trug doppelt rasch Früchte, weil nicht nur Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit berauschend auf die Sarden einwirkten, sondern ganz besonders weil der ärgste Druck und die größte Noth auf ihnen lastete. Die Uebelgesinnten zogen daraus Nutzen, klagten in zahlreichen Flugschriften den Adel und die Regierung an, sie hatten aus gieriger Gewinnsucht und um das Elend des Volks noch zu steigern, das Getreide aufgekauft und so die Hungersnoth herbeigeführt. Die Auflagen waren sehr drückend, das in enormem Ueberflusse vorhandene Papiergeld stand 70 Procent unter dem Nennwerthe, zehn Procent unter letzterem stand die Menge der übermäßig mit Kupfer durchsetzten Münzen und die Geldnoth war so gestiegen, daß man Karl den Vorschlag eines Staatsbankrotts machte, den er entrüstet von sich wies. Hierzu kamen die durch die republikanischen Soldaten verursachten Lasten, die lästigen Truppenaushebungen für Linie und Miliz, das überaus übermüthige Benehmen des durch die Revolutionsideen bedrohten Adels und die grausame Härte, mit der die schwache Regierung des unfähigen Königs alles ihr Unliebsame zu bestrafen pflegte, ohne daß Karl rachsüchtig oder blutgierig war. Sobald die Regierung einige Häupter der Unruhestifter gegriffen hatte, ging sie mit rücksichtsloser Schroffheit vor, achtungswerthe Freiheitsmänner, wie der Arzt Boyer, der Quartiermeister Berteu, der Historiker Tenivelli, Goveano u. a. wurden hingerichtet; so schürte er selbst das vom Directorium heimlich angefachte Feuer, welches seinen Thron verzehren sollte. Die Aufruhrversuche griffen immer weiter um sich; sie fanden statt in Novara, Fossano, Turin, Racconigi, Carignano, Chieri, Moretta, nahmen einen ernsteren Charakter in Asti, wo die Republik proclamirt wurde, in Alba, Mondovi, Biella, Moncalieri u. a. O. an und Turin war sehr gefährdet, doch gelang es dem Militär, überall die Rebellen zu Paaren zu treiben, und das Landvolk war zu gut monarchisch, um sich ihnen anzuschließen. Durch ein besonderes Gesetz führte Karl Militärjunten ins Leben, die unter Mitwirkung der gewöhnlichen Richter summarisch Kriegsgericht über die Rebellen abhielten. Die Treue der Truppen, die Tüchtigkeit der Minister ersetzten vorerst noch Karl's Untüchtigkeit. Empörern, die sich unterwarfen, wurde Begnadigung verheißen, Getreidevorräthe wurden angeschafft und billig verkauft, den Besitzern des Papiergeldes die Güter des Malteser-, des St.-Moritz- und Lazarus-Ordens, die der Welt- und Klostergeistlichkeit außer den bischöflichen und Pfarrgütern bis zum Belaufe von 100 Millionen Lire verpfändet, mit Bewilligung des Papstes wurde eine Steuer von 50 Millionen auf den Klerus gelegt, die kleineren Convente und Collegiatkirchen aufgehoben, die Güter der Abteien und andern Pfründen, die unter königlichem Patronate standen, öffentlich versteigert; die Krone erhob vom Kapitalvermögen der Kaufleute zehn, von den übrigen festen Kapitalien 25 Procent; sie entzog dem Adel das Recht, die Richter auf seinen Besitzungen zu ernennen, die Kosten für die Criminalgerichtsbarkeit belasteten von nun an die Staatskasse; sie hob die Wildgehege und den Backofenzwang, Primogenitur und Fideicommiß auf, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, befahl die Verwandlung der Lehengüter in Allodialgüter, ihre Unterwerfung unter die Besteuerung und errichtete neue Pfandhäuser, wo man Papiergeld und die schlechte Münze versetzen konnte. Die Ruhe wurde im ganzen

Reiche hergestellt, aber unter so viel Hinrichtungen, daß die Gerechtigkeit geradezu im Blute watete; der Prinz von Carignan rettete durch persönliche Verwendung eine Reihe Opfer. Der fromme König und die für heilig geltende Königin schienen kein Gefühl für das Leben ihrer Unterthanen zu haben. Bonaparte hielt Piemont und Sardinien für noch nicht reif zur Revolution, darum trat er dem revolutionären Treiben offen entgegen, schrieb, um Karl ganz sicher zu machen, am 12. Aug 1797 an den Marchese San Marzano in Turin, er sei mit Karl's Verfahren völlig einverstanden und bereit, jeden ihm mißliebigen französischen Beamten und Offizier aus seinen Staaten zu entfernen, ließ dem im Sinne der Revolutionirung herumstreifenden Kapitain Hibert den Proceß machen und den Libellisten Ranza einsperren. Tausende von Demokraten entgingen der Verurtheilung durch die Auswanderung aus Sardinien. Als Bonaparte Italien verließ, beeilte sich der sardinische Hof ihn festlich zu begrüßen; er aber ging einer Entrevue mit Karl, dessen Klagen und Bitten er nicht hören wollte, aus dem Wege, nahm von ihm sein schönstes Pferd, von der Königin ihr letztes Halsgeschmeide für Josephine an, lehnte den Besuch bei Hofe ab, versprach seine Freundschaft und verließ am 18. Nov. nach wenigen Stunden Turin wieder. Er wollte Karl keine Hoffnungen erwecken, die in Paris nicht erfüllt würden, und andern die wenig lohnende Aufgabe anheimgeben, Karl den Gnadenstoß zu versetzen. Ganz dem Gutdünken des Directoriums überlassen, war Karl verloren.

Die Frankreich sklavisch unterthänige cisalpinische Republik war Karl eine höchst bedenkliche Nachbarin und ihr Gesandter in Turin unterstützte alle Misvergnügten der sardinischen Monarchie, deren Bestand dem Directorium in Paris der ärgste Stein des Anstoßes war. Noch feindlicher stand Karl die ligurische Republik gegenüber; der sardinische Gesandte wurde im Theater zu Genua durch den Ruf: „Tod dem piemontesischen Tyrannen!" beleidigt, unter dem stillschweigenden Schutze des neuen französischen Obergenerals Brune schleuderten die Ligurier wie die Cisalpiner Schmähungen aller Art gegen Karl und dieser rief seinen Gesandten in Ligurien ab, wo er nur einen Consul ließ. Alle Misvergnügten glaubten auf Frankreich rechnen zu dürfen. Brune, der für den Mörder der dem savoyischen Hause entstammten Prinzessin von Lamballe galt, war ein glühender Republikaner; als wüthend gegen alles Monarchische durfte der Gesandte in Genua, Sotin, bezeichnet werden und der neue Gesandte in Turin, Guingené, war rasch der intriguante Mittelsmann aller Verschwörer und unterwühlte den ohnehin schon wankenden Thron Karl's, eine Revolutionirung des Staats für leicht ansehend. Guingené leugnete frech dem Minister Priocca ab, daß Frankreich die Unzufriedenen gegen Karl unterstütze, wiederholte die alten Freundschaftsversicherungen, stellte dabei an Karl die dreistesten Zumuthungen, um ihn noch abhängiger vom Directorium zu machen, drängte bei ihm auf die Entlassung seiner sechs Schweizerregimenter hin, gebot in drohendem Tone die Vertreibung der an Karl festhaltenden Savoyarden und Nizzarden aus seinen Staaten und die Vernichtung der den Franzosen auflauernden Waldenserbanden. Von Frankreich, Cisalpinien und Ligurien her fielen die sogenannten Patrioten in Banden in Piemont ein, stets von französischen Agenten gefördert. In dem ganz von ligurischem Gebiete umschlossenen Carosio sammelten sich über 1000 sardinische Flüchtlinge, bald zogen ihnen an 2000 Ligurier wohlgerüstet zu und mit diesen machten sie wiederholt Angriffe auf die piemontesische Nachbarschaft, auf Serravalle u. s. w.; sie überrumpelten mit bestem Erfolge am 27. April 1798 Pozzuolo, zogen sich eiligst zurück, als piemontesische Soldaten nahten, erneuerten aber von Carosio aus fortgesetzt ihre Streifzüge. Auf cisalpinischem Boden sammelte sich im Einverständnisse mit Brune und der Cisalpinischen Republik in Pallanza am Lago maggiore eine gutgerüstete, von Seras mit Geschick geführte Schar von 600 sardinischen Flüchtlingen, die das Hochland von Novara bedrohte, das Castell von Ossola wegnahm und bis zum Orta-See vorrückte; eine dritte Abtheilung endlich ging von Abriez über den Col della Croce in die Waldenser-Thäler, nahm Bobbio, wollte Pignerol besetzen, wurde aber vom Gouverneur zurückgejagt. Die sardinische Regierung bezeichnete in Proclamationen diese Banden als Straßenräuber; Karl kam zu der Ueberzeugung, von Frankreich könne er keine Hülfe erwarten, und half sich selbst. Seine Soldaten vertrieben die Eindringlinge von Pignerol her aus den Waldenser-Thälern; an der ligurischen Grenze wurden Truppen gegen die Carosianer aufgestellt und fünf zuverlässige Regimenter gingen gegen die bis Gravelona vorgedrungenen, von der cisalpinischen Regierung heimlich mit allem ausgerüsteten Rebellen ab, die bei Ornavasso am 22. April total besiegt wurden. Domo d'Ossola wurde genommen, hierhin und nach Casale kamen die zahlreichen Gefangenen, von denen an ersterem Orte 66 durch Pulver und Blei endeten. Vom ligurischen Gouvernement unterstützt, wollten die Rebellen von Carosio aus Pozzuolo überfallen, nahmen es, mußten aber, ehe sie das Castell erobern konnten, eiligst zurückziehen; sie nahmen am 2. Mai Rocca Grimalda, erlitten zwar eine neue Niederlage, hätten sie aber am 15. Mai beinahe durch Eroberung des Castells von Serravalle ausgetilgt.

Durch Talleyrand instruirt, erklärte Guingené am 24. Mai der sardinischen Regierung, das französische Directorium wisse bestimmt, daß eine Verschwörung zur Ermordung aller Franzosen in Italien angezettelt sei und zu diesem Zwecke auf allen Punkten Aufstände unterhalten werden sollten, damit man überallhin gleichzeitig französische Hülfstruppen verlangen und durch diese Zersplitterung der französischen Streitkräfte den Meuchelmördern Gelegenheit zur Ausführung dieses Planes geben könne; das Directorium wisse auch, daß man die Urheberschaft des verruchten Planes den Freunden Frankreichs (den sogenannten Patrioten) aufbürden wolle, um desto sicherer ihren Tod herbeizuführen. Um dieser von den fremden Mächten angezettelten Verschwörung allen Vorwand zu nehmen, solle — so forderte der Gesandte — Karl's Regierung, die schon zu viel tüchtige Leute als

Freunde Frankreichs hingerichtet habe, sofort allen Aufrührern, welche sich unterwarfen, völlige Amnestie ertheilen und alle Macht aufbieten, um die durch die Räubereien der Barbets gefährdeten Straßen zwischen Frankreich und Italien sicher zu machen; geschähe dies, so würde sich das Directorium bei der Cisalpinischen und Ligurischen Republik dafür verwenden, daß Piemont von da her nicht mehr beunruhigt werde, und Brune anweisen, den Aufrührern nachdrücklich Ruhe und Ruhe zu gebieten; geschähe es nicht, so gäbe die sardinische Regierung dadurch den Beweis, daß sie die heimliche Mitschuldige der öffentlich getadelten Aufstände sei. Aus eigenem Antriebe forderte Guingené noch die Bestrafung der Priester als Hauptfeinde Frankreichs. Eingeschüchtert verordnete Karl schon am 25. Mai, bis auf weiteres sollten die Processe der noch nicht Verurtheilten und die Bestrafung der in den Aufruhr verwickelten Franzosen aufgeschoben werden, ließ aber hinterlistig diese Ordre unterwegs aufhalten, sodaß die Hinrichtung von 10 Franzosen und Sarden am 26. Mai erfolgte. Um die Aufrührer aus Carosio vertreiben zu können, forderte Karl von der ligurischen Regierung die Erlaubniß zum Durchmarsch seiner Truppen durch ihr Gebiet, die ihm jedoch entschieden abgeschlagen wurde. Die Ligurier rechtfertigten sich vom Verdachte, die täglich kecker und zahlreicher auftretenden Banden zu unterstützen, versprachen, die Einfälle künftig möglichst zu verhindern, hielten aber ihr Wort nicht und zeigten wie der Gesandte Sotin ihre feindselige Gesinnung in gar manchem Falle. Da riß Karl die Geduld, er ließ Truppen gegen Carosio durch das ligurische Gebiet vorrücken, theilte dies dem französischen Gesandten und der Regierung in Genua mit und gab die Versicherung, er beabsichtige nur die Vertreibung der Rebellen von seinem Boden. Guingené warnte, drohte, protestirte umsonst, ebenso die ligurische Regierung, die den sardinischen Consul einsperrte. Ohne Mühe vertrieben die Sarden die Rebellen aus Carosio und damit sie nicht vermehrt zurückkehrten, besetzten sie einige ligurische Höhen, welche die nach Carosio führenden Straßen dominirten, militärisch. Es war für Brune und Sotin ein Leichtes, hierauf die Ligurische Republik am 6. Juni zur Kriegserklärung an Karl zu vermögen; der Gesandte verließ Turin. Es half Karl nichts, daß er, um seine Friedfertigkeit zu beweisen, Carosio räumte; die Rebellen nahmen es von Ligurien aus sofort wieder ein und mit piemontesischen Flüchtlingen vermischt, drangen ligurische Truppen in Piemont ein, sammelten die Verbannten in Gavi, drängten die Vorposten nach Serravalle zurück, wurden aber selbst bald zum Rückzuge genöthigt. Am 9. Juni eroberten die Sarden Carosio wieder, am 17. schlugen sie die Rebellen bei Pozzuolo, verloren am 27. Serravalle und schon am 19. Loano, das tapfer gehaltene Oneglia aber widerstand den Ligurern. Ein sardinisches Corps nahm am 26. La Pieve, welches die Souveränetät des savoyischen Hauses anerkannte, entsetzte Oneglia und eroberte Porto-Maurizio. Als eben die Cisalpinische Republik Karl bekriegen wollte, gebot Frankreich Frieden, und sie gehorchte. In Piemont tauchte da und dort der Aufstand wieder auf und Karl erblickte seine Lage trostlos. Er war ohne Freunde und Alliirte, sah sich von Frankreich gleichzeitig gegängelt, gemeistert und betrogen, fürchtete den Krieg mit Frankreich, der ihm den Untergang bringen konnte, sah aber im Hintergrunde des faulen Friedens mit allen lauernd Demüthigungen doch diesen Untergang drohen und sagte zu Königin Clotilde, er glaube wol, daß er seine Dornenkrone nicht lange mehr tragen werde.

Auf Balbo's eifrigstes Drangen entschloß sich das pariser Directorium, Sonn abzuberufen, gleichzeitig befahl es der Ligurischen Republik, sie solle sich aller Feindseligkeiten gegen Karl enthalten, und ließ Karl durch Guingené eröffnen, er habe sofort den Rebellen einen Generalpardon zu bewilligen und den Krieg mit Ligurien zu beenden. Karl beeilte sich, die Aufrührer zu begnadigen, verzieh alle früheren politischen Vergehen, nicht aber zukünftige; die Begnadigten sollten Piemont verlassen, zum Verkauf ihrer Güter zwei Jahre Frist haben, aber unter keinem Vorwande wieder die Waffen gegen ihn ergreifen. Talleyrand ertheilte zwar Guingené mehrmals die Weisung, keine härtern Bedingungen zu stellen, dieser aber und Brune beabsichtigten die Vertreibung Karl's aus Piemont und schraubten die Bedingungen unmäßig. Karl erschien ihnen wehrlos; sie schüchterten ihn fortgesetzt ein, erdichteten neue Verschwörungen und Verbrechen und zwangen ihn schließlich, den Becher der Leiden und Schmach bis zur Neige zu leeren. Alle Unterhandlungen und Ansuchen wie alle Proteste Karl's halfen nichts, nach langem Sträuben ließ er durch den Marchese von San Marzano mit Brune am 28. Juni in Mailand den Vertrag abschließen, wonach am 3. Juli die Citadelle von Turin auf zwei Monate den Franzosen eingeräumt wurde; Brune versprach für das Directorium, zur innern Beruhigung Piemonts und zur Herstellung der Ruhe an den Grenzen alle in seiner Macht stehenden Mittel anzuwenden, den Unruhestiftern weder öffentlich noch heimlich Vorschub zu leisten und sein ganzes Ansehen für ein gutes Einvernehmen Cisalpiniens und Liguriens mit Sardinien aufzubieten. Mit der Uebergabe der turiner Citadelle verlor Karl die letzte Spur von Unabhängigkeit und hing gänzlich von der Gnade Frankreichs ab, während Guingené der Herr in Turin und dem Königreiche ward. Die Ligurische Republik hielt auf den pariser Befehl hin Ruhe; auch Karl fügte sich, beschwerte sich aber doch über den brutalen Ton des Directoriums; einige kleine Versuche, Loano und andere Orte zurückzugewinnen, waren gescheitert. Ruhe im Lande sollte Karl nicht zutheil werden; von den Franzosen ungehindert, beschlossen Rebellenhaufen, sich Alessandrias zu bemächtigen, rückten, tausend Mann stark, mit vier Kanonen von Carosio an Tortona vorbei gegen Alessandria, fielen aber am 5. Juli vor Marengo in einen Hinterhalt, wurden mühelos zersprengt und von dem wüthenden Landvolke bis auf 400 niedergemetzelt. Auf Guingené's Beschwerden über dieses Morden antwortete Priocca fest und scharf. Die von den Sarden eroberten Orte La Pieve und Porto-Maurizio wurden am 16. Juli den Franzosen übergeben, am selben Tage von

Karl seine mobilen Colonnen aufgelöst und seine Truppen nach dem Innern des Reiches beordert. Frankreich sog Sardinien geradezu aus, schuldete ihm schon zu Anfang 1798 15 Millionen und monatlich kosteten die französischen Truppen Karl 5 Millionen. In Turin scheuten die Franzosen vor keiner Beleidigung der Sarden, des Königs und seiner Familie zurück; sie verhöhnten sie in Liedern, nannten Karl darin den „König der Murmelthiere" u. s. w. Alle Beschwerden des Ministeriums bei Guingené und dem Befehlshaber der Citadelle blieben resultatlos, und am 16. Sept. machten französische Soldaten von der Citadelle aus einen maskirten Umzug, in dem der König, sein Hof und Gefolge gröblich insultirt wurden. Nun ließen sich, als die Masken das Volk beleidigten, dieses und die sardinischen Soldaten nicht mehr zurückhalten, einige Franzosen wurden erschlagen, und es wäre zu einem allgemeinen Gemetzel gekommen, wenn nicht der französische General Ménard die Franzosen zur sofortigen Rückkehr in die Citadelle und der sardinische Gouverneur, Marchese Thaon di Sant'Andrea, die Soldaten zur Vertheilung in ihre Quartiere vermocht hätte. Nachdem kurze Zeit Ruhe und in der Garnison der Citadelle zu Karl's Genugthuung ein Wechsel eingetreten war, warf Guingené wieder die Schuld aller Unordnungen und Uebel auf Karl's Regierung und forderte die Entlassung seines Ministeriums. Karl weigerte sich entschieden und dachte hierin wie das Directorium in Paris, das keinen Ministerwechsel in Turin wünschte und Brune, der mit Guingené auf eigene Faust Politik trieb, im October abberief. Auf Balbo's Ansuchen war Guingené schon am 24. Sept. abberufen und durch Cymard ersetzt worden, der sich aber den Einflüsterungen der sardinischen Revolutionäre nicht zu entziehen verstand. Trotz dieser scheinbaren Freundlichkeiten war das Directorium entschlossen, Sardinien zu vernichten, und übertrug dem neuen Obercommandanten in Italien, General Joubert, diese Aufgabe. Joubert traf am 30. Oct. in Turin ein und forderte, während der Krieg Frankreichs gegen den Kaiser und Rußland vor der Thür stand, von Karl, er solle ihm unverzüglich die vertragsmäßig auf 10,000 Mann erhöhte Truppenzahl stellen und ihm das turiner Arsenal mit ungeheuern Vorräthen überliefern; so wollte er ihn wehrlos machen und dann beseitigen. Karl gab keine abschlägige Antwort, erließ sofort den Befehl zur Zusammenziehung des Contingents, bemerkte aber, er müsse hierzu einen kurzen Aufschub haben, und erklärte, in Paris erst anfragen zu wollen, was man dort wegen des Arsenals denke. Die Citadelle wurde unter General Grouchy stärker befestigt, auf der Stadtseite mehr Geschütze aufgepflanzt und gleichzeitig Versuche gemacht, durch Personen vom Hofe und den Beichtvater Karl derart in Angst zu versetzen, daß er abdanke. Da diese Versuche nichts nützten, wartete Joubert die Antwort des Directoriums in der Arsenalfrage gar nicht ab, sondern erließ in Mailand am 5. Dec. ein Manifest, worin er sagte, der turiner Hof habe das Maß seiner Verbrechen gehäuft und, nachdem er das Blut der französischen und piemontesischen Republikaner in Strömen vergossen, die Maske abgelegt und sei den Verträgen untreu geworden; das republikanische Heer ziehe zur Eroberung Piemonts aus, um die Ehre der großen Nation zu rächen, Frieden und Glück dorthin zu tragen. Gleichzeitig bemächtigten sich französische Heerhaufen der Festungen Novara, Vercelli, Susa, Cuneo, Alessandria, Asti und Chivasso gewaltsam oder mit List, Montrichard erschien von Asti her auf der Turin beherrschenden Höhe der Superga und immer mehr Kanonen wurden von der Citadelle gegen die Stadt gerichtet. Auf Befehl Grouchy's entfernten die Gesandten der französischen und der Cisalpinischen Republik die Wappen von ihren Wohnungen und zogen sich in die Citadelle zurück, was Grouchy in grausamer Ironie als Vorsichtsmaßregel gegen die sardinische Regierung bezeichnete; gleichzeitig drohte Grouchy, er werde Turin anzünden und keinen Stein auf dem andern lassen, wenn auch nur an einen Freiheitsfreund Hand gelegt würde. An den Mauern Turins wurde eine königliche Proclamation angeschlagen, die Frankreichs treue Allianz hervorhob und das Volk beruhigen sollte. Da traf die Nachricht von der Wegnahme aller Festungen ein; Joubert's Proclamation vom 7. Dec., welche an der Citadelle angeschlagen wurde, verdammte den Hof und rief die sardinischen Truppen von den Fahnen. Zitternd und keines Entschlusses fähig, umringt von Feinden und Spionen, bedroht von den Kanonen der Citadelle, saß der unglückliche König im Palaste. Ihm fehlte alle Thatkraft, er wollte nichts von der Treue seiner Truppen hören, die zum Sturm auf die Citadelle geführt zu werden verlangten, dachte nur an Gebete und ließ Christi Schweißtuch in sein Gemach bringen, um es mit seiner Familie kniend anzubeten. Priocca aber erließ aus eigenem Antriebe am 7. Dec. eine Proclamation, in der er das bündniß- und pflichttreue, aufrichtige Benehmen Karl's gegen Frankreich, das durch nichts veranlaßte Verhalten des letzteren gegen ihn hervorhob, gegen die unerhörte und ungerechte Beraubung der Macht Karl's protestirte u. s. w. Grouchy verbot die Publicirung dieses Manifestes und drohte mit dem Bombardement des Palastes, wenn Karl es nicht widerrufe, forderte auch, Priocca solle sich als Geisel in der Citadelle stellen (8. Dec.). Die Franzosen wollten von keiner andern Bedingung als von der Thronentsagung hören, Freund und Feind rieth dem Könige dazu, er wich der brutalen Gewalt und sandte den Grafen von San Germano, um die Entsagungsurkunde zu entwerfen, an Cymard und Grouchy. San Germano setzte sie mit General Clauzel auf. Karl verzichtete auf seine festländischen Staaten (Piemont und Montferrat), empfahl den bisherigen Unterthanen Gehorsam gegen die Regierung, welche Joubert provisorisch einrichten würde, bis die Absichten des Directoriums näher bekannt werden würden, entband seine Truppen des Eides und empfahl ihnen als nunmehrigem Theile des französischen Heeres Gehorsam gegen Joubert und die neue Regierung, sagte sich vom Manifeste des 7. Dec. los und schickte Priocca als Geisel in die Citadelle. Religion, Person und Eigenthum aller Unterthanen sollten unangetastet bleiben; wer sein Vaterland verlassen wollte, dürfte mit seiner beweglichen Habe fortziehen und sein unbewegliches Gut verkaufen; die Landflüchtigen dürften

heimkehren und in alle Rechte wieder eintreten. Der König und seine Familie sollten nach der Insel Sardinien zurückkehren dürfen, dazu Pässe und eine halb piemontesische, halb französische Schutzwache erhalten; so lange Karl in Piemont Unruhe, sollte er im ungestörten Besitze seiner Schlösser und Landhäuser erhalten werden; der Prinz von Carignan durfte nach Belieben in Piemont bleiben oder fortgehen, seine Güter behalten oder darüber verfügen; die Archive und öffentlichen Kassen sollten sogleich versiegelt werden, in die Häfen Sardiniens dürften nie Schiffe der Frankreich feindlichen Mächte einlaufen. Die Franzosen drohten anfangs, den präsumtiven Thronfolger, Karl's Bruder Victor Emanuel, Herzog von Aosta, dem sie nicht trauten, gefangen zu halten, aber König und Königin brachten den General Clauzel davon ab; der Herzog mußte die Entsagungsurkunde mit unterzeichnen, that es aber klug mit den seinen einstigen Ansprüchen nichts vergebenden Worten: „Ich verspreche, der Ausführung dieses Vertrags kein Hinderniß in den Weg zu legen." Die Acte war vom 9. Dec. datirt, Joubert traf an diesem Tage in Turin ein, Karl überreichte ihm selbst die Acte, empfing von ihm Pässe und reiste in der Nacht vom 9. bis 10. Dec. mit seiner frommen Gemahlin und den bekümmerten Prinzen des Hauses unter Bedeckung von 80 französischen und 80 piemontesischen Reitern von Turin ab, das er nicht wieder betreten sollte. Bei Fackellicht, im Schneesturm zog er von dannen, voll Gewissenhaftigkeit ließ er im Palaste zu Turin alle Kronkleinodien, sein ganzes Silbergeräth und 700,000 Lire in Gold zurück; die Franzosen legten sofort Siegel an, aber nach einigen Tagen waren diese abgerissen und die Schätze geraubt. Kaum hatte die königliche Familie Parma erreicht, als ein Befehl des Directoriums an Joubert einlief, sich ihrer zu bemächtigen und sie nach Frankreich überzuführen; Talleyrand hauptsächlich war es zu verdanken, daß er Joubert vorher bestimmt hatte, die Entsagung und Abreise Karl's zu erpressen, damit die Jakobiner ihn nicht im Triumphe aufführen dürften. In Florenz gewährte der Großherzog Karl liebreiche Aufnahme, während das pariser Directorium am 12. Dec. nachträglich die zügellos gehaltene Kriegserklärung vom 6. gegen Karl schleuderte. Von Livorno her landete Karl am 3. März 1799 bei Cagliari, wo er auf der Rhede sofort eine feierliche Protestation erließ, die Unsträflichkeit seines Verhaltens gegen Frankreich auseinandersetzte, seine Vertreibung aus Piemont als Act widerrechtlicher Gewalt bezeichnete und sich alle Rechte vorbehielt. Seine Anhänger, selbst sein Beichtvater, verließen ihn aus Furcht vor den steten Drohungen der Franzosen, welche die Güter aller Ausgewanderten confiscirten, Priocca und Balbo gefangen hielten und jeden Piemontesen mit dem Tode bedrohten, der Waffen und Munition besitze.

Als Suworow den größten Theil Piemonts im Mai 1797 erobert hatte, errichtete er auf den Rath des Karl treu ergebenen Marchese Thaon di Sant'Andrea (s. oben) eine provisorische Regierung im Namen Karl's, ernannte ein Consiglio supremo, dessen Präsidenten Karl von Sardinien aus zu seinem Statthalter erhob; die piemontesischen Soldaten hatten sich unter den alten Fahnen wieder zu Regimentern zusammen und auf Befehl des Czaren Paul Karl zur Knallfehde in seine festländischen Staaten im Juni ein. Karl verließ sofort mit seiner Gemahlin und dem Herzoge von Aosta die Insel, auf der sein Bruder Karl Felix als Vicekönig blieb, am 22. Sept. traf er in Livorno ein. Aber der wiener Hof verzieh Karl seinen frühern Anschluß an die französische Republik nicht und war zu sehr lüstern nach dem Besitze Piemonts, um von den russischen Plänen seiner Restauration etwas hören zu wollen. Es drang in ihn, nicht weiter vorzurücken, hinderte ihn am Betreten Piemonts, bald wendete sich das Kriegsglück und die Franzosen eroberten Piemont wieder. Bonaparte machte, an die Spitze der Gewalt in Frankreich gelangt, mehrmals Karl den Vorschlag, ihn in Piemont zu restauriren; Karl aber ging, aus Rücksicht auf seine Alliirten, ohne deren Einwilligung er nicht handeln wollte und aus Abneigung vor Frankreich, das an ihm so nichtswürdig gehandelt, hierauf nicht ein. Er kehrte nicht nach der Insel Sardinien zurück, weil ihm und der Königin das heißfeuchte Klima schädlich war und er bei den unruhigen, auf ihre ständischen Freiheiten eifersüchtigen Sarden die Ruhe nicht fand, deren er bedurfte. Von Rom, wo er längere Zeit lebte und von Pius VII. ungemein geehrt wurde, begab sich Karl nach Neapel, wo er seine engelhafte Gemahlin am 17. März 1802 verlor. Sein tiefer Schmerz verschlimmerte sein schweres Nervenleiden, seine Melancholie nahm zu, er verzichtete auf den Gedanken, je wieder seine continentalen Staaten zu erlangen, erblindete fast völlig und faßte einen solchen Ekel an der Regierung, daß er am 4. Juni 1802 zu Gunsten seines Bruders Victor Emanuel (I.) abdankte.

Karl beschloß, den Abend seines Lebens in stiller Andacht und Zurückgezogenheit in Rom zu verbringen. Als er in Noth gerieth und der Mittel entbehrte, andern Wohlthaten zu erweisen, soll er sich manchmal vor die Kirchenthüren gesetzt und die Kirchgänger um Almosen für seine Armen angefleht haben. Im J. 1812 war seine Noth derart, daß er die Tressen seines einstigen Thrones an einen Juden verkaufte, dem sie der in Rom commandirende französische General Miollis zu seinem Aerger wieder abnehmen ließ. Karl nahm einen ihm von Napoleon I. angebotenen Jahrgehalt nicht an, bis ihn die überhandnehmende Noth zwang, jährlich 180,000 Frs. zu beziehen, die er aber in der Quittung stets ausdrücklich als Anleben bezeichnete. Um ganz ungestört der Andacht zu leben, zog er sich häufig in die Klöster von Subiaco und Montecassino zurück, am 24. Jan. 1815 ging er vorübergehend ins Jesuitenkloster zu St.-Andrea al Quirinale, 1817 trat er in das Jesuiten-Noviziat am Quirinale ein, erblindete völlig, that einige Tage vor dem Tode Profeß und starb am 6. Oct. 1819. Seine Leiche wurde auf seinen Wunsch nicht einbalsamirt und im geistlichen Kleide am 9. Oct. in Rom bestattet.

Vgl. C. Botta, Storia d'Italia dal 1789 al 1814, Bde. 1, 2, 3, Paris 1824; A. Gallenga, History of

Piedmont (Bd. 3, London 1855); H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten (Bd. 5, Hamburg 1832); F. Pinelli, Piemonts Militärgeschichte vom Frieden von Aachen bis auf unsere Tage (Bd. 2, übersetzt von A. Riese, Leipzig 1856); Nicomede Bianchi, Storia della monarchia Piemontese dal 1773 sino al 1861 (3 Bände, Rom, Turin, Florenz 1877—79). *(Arthur Kleinschmidt.)*

c) KARL FELIX (Joseph Maria), König von Sardinien, von Sicilien und Cypern, Herzog von Savoyen. Als vierter Sohn des Königs Victor Amadeus III. von Sardinien und Bruder Karl Emanuel's II. (IV.) am 6. April 1765 in Turin geboren, empfing Karl den Titel eines „Herzogs von Genevois" (Genevese), den er infolge des Friedens vom Mai 1796 ablegte und mit dem eines „Marchese von Susa" vertauschte, bald aber wieder annahm. Obgleich militärisch erzogen, liebte er nie das Militär und nahm fast keinen Antheil an den Kriegsereignissen, die in seine Jugend und sein Mannesalter fielen. Ohne jede physische Kraft glich er wenig seinen großen Vorfahren, war unschön und unbeliebt. Niemand mochte vermuthen, daß er je eine andere Rolle als die eines nachgeborenen, unbedeutenden Prinzen spielen würde, und seine ganze Ausbildung war nicht für den Thron berechnet. Er durchlebte alle Kränkungen, welche die Franzosen seinem Hause unter Karl Emanuel II. zufügten, am turiner Hofe, ging mit dem Könige im December 1798 nach Toscana und im März 1799 nach der Insel Sardinien. Als der König und der Herzog von Aosta, Victor Emanuel, im Sommer 1799 nach Toscana absegelten, blieb Karl als Vicekönig auf der Insel zurück. Ein Freund und Beförderer der Flotte, besaß er nicht die Mittel, eine mächtige Marine zu halten, und mußte sich 1800 bei dem von Corsica her geplanten, dann aber unterbliebenen Vorhaben eines Angriffs auf Sardinien an den britischen Admiral Lord Keith um Unterstützung wenden, während er die Milizen der Generalintendanz Sassari möglichst gut zu organisiren befahl, um eine Landung der Franzosen zurückzuweisen. Hierüber war der Erste Consul Bonaparte sehr gereizt, gab aber aus Politik dem Grolle nicht nach.

Als 1802 die Unzufriedenen der Insel wieder ihr Banner entrollten, schickte der Herzog Porcile gegen sie; dieser schlug sie bei Lungo-Sardo, nahm viele gefangen und Karl ließ die angesehensten derselben hängen. Sein tyrannisches und grausames Regiment machte ihn rasch verhaßt, aber vergebens hofften die Sarden, der neue König Victor Emanuel I. werde ihn im Juni 1802 abberufen. „Carlo Feroce", wie ihn der Volkshaß nannte, blieb auf Sardinien als Vicekönig bis Februar 1806, wo Victor Emanuel I. hier die Regierung übernahm, spielte den Herrn, entfaltete immer mehr seinen grausamen Charakter und ließ bei der unfraglich nothwendigen radicalen Säuberung der Insel von den Banditen jede legale Form beiseite. Unschuldige litten mit Schuldigen. Sehr ungern legte Karl sein Amt nieder, dem Könige zeigte er große Kälte, seine Schwägerin, die Königin, haßte er insgeheim, weil sie daran dachte, dem Herzoge Franz (IV.) von Modena, ihrem ältesten Schwiegersohne, die Erbfolge zuzuwenden, und manche glaubten darum, er trachte nicht nur lüstern nach der Krone seines Bruders, sondern stifte auch die Rebellen der Insel heimlich gegen ihn an und habe an der Verschwörung vom November 1812 gegen ihn theilgehabt. Sein einflußreichster Rathgeber, Marchese von Villahermosa, war der Todfeind desjenigen des Königs, Grafen von Roburenti. Der Herzog heirathete am 6. April 1807, seinem 42. Geburtstage, die Tochter des Königs Ferdinand IV. beider Sicilien, Maria Christine Amalie Thereſe (geboren am 17. Jan. 1779), die ihm keine Kinder gebar. Im August 1817 wurde er anstatt der Königin wieder mit dem Vicekönigthum von Corsica betraut. Alsbald forderte er seinen Bruder, den König, auf, die Corsaren zu züchtigen, worauf die britische Seemacht für Sardinien die Barbaresken zur Ruhe zwang. Oesterreich von ganzer Seele ergeben, blind reactionär, ein einseitiger Bewunderer des alten stagnirenden Systems des Fürsten Metternich, herrschsüchtig, unbeugsam in seinem Willen, von unglaublicher Zähigkeit des Charakters, war der Herzog von Genevois das natürliche Centrum aller Verehrer der alten Zustände, während sich die Reformfreunde um den Prinzen Karl Albert von Carignan scharten. Er sah in jeder Neuerung ein Attentat auf die Rechte des monarchischen Princips und war der Todfeind aller Volksbildung, die er als für den Thron gefährlich ansah. Dem Könige Victor Emanuel I. stand er fremd gegenüber und zog es vor, in der absolutistischeren Luft von Neapel oder Modena zu leben, sodaß ihn die Sarden eigentlich mehr dem übeln Rufe nach als von Person kannten. Der rauhe und stolze Mann war Ein Herz und Eine Seele mit dem bigoten Herzoge Franz IV. von Modena, dessen Rathschlägen er gar zu willig und gern folgte, und zählte zu seinen besten Freunden den treulosen König Ferdinand I. beider Sicilien, seinen Schwiegervater. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution in Piemont, den er ahnte, reiste er am 6. März 1821 wieder nach Modena, angeblich um Ferdinand I. (IV.) bei seiner Rückkehr vom Laibacher Congresse zu begrüßen, in der That aber, um mit ihm und Franz IV. sein Verhalten zu bestimmen. Daß er jetzt außer Landes war, hatte für ihn den unschätzbaren Vortheil, daß die Constitutionellen und Liberalen von ihm keine Zugeständnisse im Augenblicke der Gefahr erpressen konnten und er die Hände frei behielt, um das Schwert der Rache zu schwingen. In der Nacht vom 12.—13. März 1821 dankte sein Bruder zu seinen Gunsten ab (die Karl an Alter vorangehenden Prinzen waren gestorben), ernannte bis zu seiner Ankunft den Prinzen Karl Albert von Carignan zum Regenten und reiste nach Nizza ab. So war Karl Felix König und kein Hof freute sich mehr als der wiener.

Karl Albert forderte sofort von Karl Weisungen, sandte an ihn seinen Adjutanten, den Ritter di Costa, um einen Act über seine Ansichten einzuholen und ihm über den Stand der Dinge zu berichten, und ließ sich zur Proclamation der spanischen Verfassung verleiten. Costa

fand eine sehr ungnädige Aufnahme, da Karl Karl Albert ebenda nicht leiden konnte. Seine Antwort war so höflich wie nur möglich, für die österreichische Politik sehr passend, erregte aber selbst in Wien durch ihren Ton Erstaunen und bewies, wie trefflich man es verstanden hatte, ihn gegen den Regenten Karl Albert aufzuhetzen. Er erließ am 16. März aus Modena ein Manifest, worin er die Ausübung der ganzen königlichen Macht antrat, aber die Annahme des Königstitels bis zu der Zeit verschob, wo ihm Victor Emanuel I. in voller Freiheit und unter keinerlei fremdem Drucke seinen Willen kundgebe, an ihn abzudanken. Weit entfernt, seine Zustimmung zu irgendeiner Veränderung in der Regierungsform zu geben, erklärte er, er werde alle Unterthanen, die den Aufständischen anhingen oder anhängen würden, mit der Strafe für Rebellen treffen; er werde jeden, der sich anmaße, eine Verfassung zu proclamiren oder irgend eine Neuerung zu begehen, die der Fülle königlicher Autorität zu nahe trete, als Rebellen betrachten, und er verfüge, daß jeder Act souveräner Competenz seit der Abdankung Victor Emanuel's I., sofern er nicht von ihm (Karl Felix) ausgehe oder ausdrücklich sanctionirt worden, null und nichtig sei. Alle Handlungen des Regenten waren gründlich misbilligt, die getreuen Unterthanen wurden zum Widerstand gegen eine Minorität, die sie niederdrücken wolle, aufgefordert und das Einschreiten der alliirten Mächte gegen die Rebellion in Aussicht gestellt. Karl rief die auswärtige Hülfe sofort an, der Czar gab Ordre, 100,000 Mann in Bewegung zu setzen, Kaiser Franz I. ließ 27,000 Oesterreicher unter dem Feldmarschalllieutenant Grafen Ferdinand Bubna gegen den Tessin vorrücken. Cesta überbrachte dem Regenten noch ein zweites für ihn bestimmtes Schreiben, worin ihm in kurzen, stolzen Ausdrucken befohlen war, sich nach Novara zu begeben, hierhin die treuen Truppen zu führen, daselbst alle Autorität in die Hände des Generals Grafen Salieri della Torre, den Karl zum Oberbefehlshaber des treugebliebenen Restes des Heeres ernannte, niederzulegen, die weiteren Entschließungen Karl's über seine eigene Person in Novara abzuwarten und durch bereitwilligen Gehorsam zu zeigen, ob er nicht aufgehört habe, ein Prinz des Hauses zu sein. Durch eine weitere Verfügung ernannte Karl die Generale Graf Salieri della Torre, Graf Andezeno und Baron Des-Geneys zu Generalgouverneuren in Novara, Chambéry und Genua mit den ausgedehntesten Vollmachten, während er die guten Dienste der Erzbischöfe und Bischöfe für die königliche Sache anrief. Karl Albert wagte nicht, dem tyrannischen Auftreten des Königs zu widerstehen. Um das Volk nicht zu sehr gegen sich aufzubringen, versprach er ihm am 18. März eine Art von Appellation a rege male informato ad regem melius informandum; in Uebereinstimmung mit seinen Räthen sandte er eine Deputation von drei Anhängern des alten Systems zu Karl nach Modena, scheinbar um ihm neue Bitten vorzutragen, thatsächlich aber um seine Unterwerfung auszusprechen. Er selbst aber machte sich heimlich in der Nacht zum 22. März aus Turin davon, führte seine Truppen in Novara dem Generalgouverneur Grafen Salieri della Torre zu, forderte in einem Erlasse zum Gehorsam gegen Karl auf, legte die Regentschaft nieder und blieb vorerst in Novara. Karl forderte ihn auf, das Land zu verlassen und sich nach Florenz zu seinem Schwiegervater zu begeben, aber auf den Rath des Grafen Cesare Balbo ging der Prinz nach Modena. Karl war so erbittert über ihn, daß er dem Stallmeister, der ihm das Unterwerfungsschreiben Karl Albert's überreichte, es ins Gesicht schleuderte; so kam es, daß er den Prinzen nicht annahm und dieser, ohne ihn gesehen zu haben, nach Bologna abreiste. Hier empfing er einen freundlichen Brief Karl's vom 20. März. Dessen Manifest vom 16. d. M. rief sehr verschiedene Eindrücke in verschiedenen Orten hervor; er hatte es, weil er Karl Albert und der turiner Regierung nicht traute, gleichzeitig della Torre und Des-Geneys zugesandt, um es in Novara und Genua zu publiciren. Sobald Des-Geneys (Desgeneys) dem Befehle nachkam, erhob sich der Pöbel in hellen Haufen gegen ihn, muthige Bürger schützten den hochsinnigen Greis während der Rebellion; er ernannte, kaum dem Tode durch die Meuterer entrinnend, eine provisorische Regierung für Genua unter einem populäreren Generale, Grafen d'Isone, derselbe setzte den Wirren ein Ziel, setzte Des-Geneys als Geisel in den Palast und ordnete sich der Junta in Turin unter. Auf der Insel Sardinien machte das Manifest ebenso wenig Eindruck wie die Revolution, in der Provinz Savoyen kam die alte Gewalt sehr rasch wieder ans Ruder; die meisten einberufenen Soldaten kehrten auf das Manifest hin heim. Della Torre theilte dem Kriegsminister Santa Rosa, der die Revolution zum Widerstande organisiren wollte, den Befehl Karl's mit, sein Amt niederzulegen und sich dem Manifeste zu fügen, aber der Minister erklärte, er werde nur dann den Befehlen des Königs gehorchen, wenn derselbe vom österreichischen Hofe in Modena abgereist und im Stande sei, frei den eigenen Willen auszusprechen. Mit dem Muthe der Verzweiflung an der Revolution erließ Santa Rosa am 23. März einen Tagesbefehl an das Heer, nannte sich darin eine legitim eingesetzte Behörde, pries Karl Albert als liberal und stets italienisch gesinnt und sagte von Karl: „Piemont hat eine von unserm Könige Karl Felix unterschriebene Erklärung gesehen; aber ein piemontesischer König von den Oesterreichern, unsern ewigen Feinden, umgeben, ist ein gefangener König und alles, was er sagt, kann und darf man nicht als seinen Willen anerkennen. Er mag in einem freien Lande sprechen, und dann werden wir ihm beweisen, daß wir seine Kinder sind." Um der Invasion und dem Bürgerkriege vorzubeugen, rief er das Heer zur Vertheidigung gegen die fremden Waffen auf, versprach ihm den Anschluß der Lombardei, die es erwarte, und Frankreichs, befahl allen Truppentheilen, sich nach Alessandria zusammenzuziehen, aber die meisten Insurgenten weigerten sich bereits.

Während die Revolution ihrem Untergange entgegeneilte, erließ Karl, wie es hieß unter dem Einflusse des Erzherzogs Maximilian, eines Bruders des Herzogs

von Modena, am 3. April ein neues Manifest, worin er den Unteroffizieren und Soldaten, die sogleich aus den Reihen des föderalistischen Heeres träten, Verzeihung verhieß, den Offizieren aber jeden Pardon verweigerte und ihre Untergebenen aufforderte, sie gegen Geldbelohnung an della Torre abzuliefern, jede Unterhandlung mit treulosen Menschen verschmähte, alle, die sich bei diesem Manifeste nicht unterwürfen, zu Eidbrüchigen und Rebellen stempelte, den Soldaten nach Hause zu gehen befahl, da die Truppen seiner Alliirten sofort im Lande einrücken würden, die man als Freunde zu empfangen habe. Seine ultraabsolute Gesinnung sprach am beredtesten der Satz aus: Da die erste Pflicht jedes treuen Unterthanen darin bestehe, sich mit ganzem Herzen den Befehlen desjenigen unterzuordnen, der von Gott mit der Ausübung der höchsten Gewalt bekleidet und von ihm allein berufen sei, über die Mittel zur Förderung des öffentlichen Wohles zu urtheilen, so könne er keinen als einen guten Unterthanen ansehen, der über die Maßregeln, die er für nöthig erachten werde, auch nur zu murren wage. „Nur durch vollständige Unterwerfung", so schloß er, „unter diesen Unsern Willen können sich die Unterthanen des Glückes Unserer Rückkehr würdig machen."

Die Niederlage Pepe's und seiner Neapolitaner bei Rieti am 7. April durch die Oesterreicher war ein vernichtender Schlag für die Revolution in Sardinien; Santa Rosa zog auf Novara, den Sammelpunkt des Royalismus, wo ihm della Torre unter dem Schutze der Kanonen der Wälle und österreichischer Hülfstruppen entgegentrat; panischer Schrecken ergriff hier im Gefechte vom 8. April die jungen Soldaten der Revolution, rasch stoben sie auseinander, das ganze Heer löste sich auf; am 10. April legte die Junta ihr Amt nieder. Wer an der Revolution thätigen Antheil genommen, flüchtete aus Turin, wo della Torre am Abend des 10. April einzog, während Bubna Alessandria besetzte. In Genua wurde Des-Geneys befreit und edelmüthig gestattete er den Insurgenten, denen sich die Thore Genuas nicht öffneten, die unbehelligte Einschiffung in San-Pietro d' Arena; auch Bubna setzte den Fliehenden kein Hinderniß entgegen, unbelästigt konnten sie abziehen und sich in alle Welt zerstreuen. Karl begann sein Werk der Rache. Am 10. April ernannte er eine Militärcommission zur Aburtheilung aller Militärs und Civilisten, die sich an der Revolution in Piemont betheiligt hatten, zum Präsidenten aber nicht den ihm zu milden und gütigen della Torre, sondern den gefügigeren Reactionär Thaon di Revel, Grafen von Pralungo; dieser sollte als sein Generallieutenant auf dem Continent denselben von den Rebellen reinigen. Karl hatte bisjetzt den königlichen Titel nicht angenommen und Oesterreichs erste Aufgabe war es, die Krone auf sein Haupt zu setzen, da es keinen besseren König für seine Zwecke finden konnte als den faulen Mann, der sich äußerte, Oesterreich besolde eine halbe Million Soldaten, die zu seinem Dienste bereit seien, und er brauche keine andern Truppen; der vor allem darauf sann, es sich möglichst bequem zu machen, und zu sagen liebte: „Ich bin nicht König, um mich zu plagen und zu langweilen." Oesterreich gefiel Karl weit besser als der selbständige Victor Emanuel I., und Franz IV. von Modena hoffte, er werde Karl Albert die Thronfolge entziehen und sie ihm übertragen; ohne Reue unterzeichnete Victor Emanuel I. in Nizza am 19. April 1821 eine abermalige, die vom 13. März bestätigende Abdankungsacte „in vollkommener Willensfreiheit", Karl nahm den Königstitel an und das Land überbot sich in Kriecherei vor dem gefürchteten Landesvater. Ein außerordentliches Tribunal aus Militärs und Juristen unter dem Präsidenten Barax hatte die Verbrechen der Rebellion, des Verraths und der Insubordination auszukundschaften; am 27. April setzte Thaon di Revel eine besondere Militärcommission über das Verhalten aller Offiziere ein, welche zwar nicht an der Revolution theilgenommen hatten, aber auch nicht nach Novara geeilt waren, sondern sich in dem ungewissen Zustande unter der Regentschaft ganz zurückgehalten hatten; eine dritte Commission richtete das Betragen der Beamten. Diese von Denunciationen, Gensdarmen, Polizei und Spionage reichlich unterstützte dreifache Thätigkeit verbreitete über das ganze Land Schrecken, niemand fühlte sich sicher, das geringste unvorsichtige Wort führte ins Gefängniß, ein bleierner Druck lastete auf jedem. Im ganzen wurden 178 Personen, meist abwesend, verurtheilt, darunter 22 zum Tode und zur Güterconfiscation; sehr willkürlich wurden 220 Offiziere und viele Beamte entlassen. Die zum Tode Verurtheilten, z. B. Santa Rosa und der Fürst della Cisterna, wurden in effigie gehängt, nur der Lieutenant Laneri und der Kapitänadjutant-Major Garelli endeten in Person am Galgen; der grausame König verweigerte ihnen den Soldatentod durch Pulver und Blei. Der Prinz von Carignan, der in schwerer Ungnade war, ging außer Landes und bekämpfte 1823 in Spanien die Freiheit, was ihn dem Herzen Karl's wieder näherte. Bei allen Fehlern seines Charakters besaß Karl den Vorzug ritterlichster Haltung seines Worts und war darum trotz aller Intriguen und Winkelzüge der Cabinete von Wien und Modena niemals zur Abänderung der festgesetzten Thronfolge zu Ungunsten Karl Albert's und zu Gunsten der Este in Modena zu bewegen; ebenso wenig ließ er sich bestimmen, Karl Albert zu umgehen und dessen Sohn, der 1821 ein Jahr zählte, die Nachfolge (unter einer natürlich österreichischen Regentschaft) zu übertragen. Obgleich durchaus für Oesterreich und gewissermaßen zum Range eines kaiserlichen Satrapen erniedrigt, den kaiserliche Bajonnete restauriren mußten, fühlte er diese Demüthigung, und als der Kaiser 1822 in Verona einen italienischen Fürstenbund organisiren wollte, setzte er, persönlich anwesend, entschiedenen Widerspruch dagegen. Obgleich Reactionär vom reinsten Wasser und Absolutist, verurtheilte er 1830 schneidend Karl X., als er die Charte brach und die berüchtigten Ordonnanzen erließ, denn Karl X. war seiner Ansicht nach durch seine eigenen feierlichen Versprechungen an die Charte gebunden.

Das Heer wurde sehr vermindert, der König hatte

kein Interesse dann, legte fast nie Uniform an und ritt selten; er haßte ob auf das österreichische Heer weit mehr als auf sein eigenes; Studenten und Soldaten konnte er nicht leiden, denn er meinte, ohne diese würde es keine Unruhen geben. Schon Ende Mai 1821 berief Kaiser Franz I. 12,000 und zu Ende Juli noch 3000 Oesterreicher aus Piemont zurück, worauf della Torre am 21. Juli in Novara mit den Bevollmächtigten der drei Nordmächte eine Convention abschloß, kraft deren 12,000 Oesterreicher im Lande blieben, die auf Wunsch von seiten Karl's jederzeit an Zahl vermehrt werden konnten. Der Unterhalt dieser Fremden kostete der sardinischen Monarchie monatlich 300,000 Frs.; sie sollten vorerst bis September 1822 bleiben, dann seien neue Verabredungen zu treffen. In Verona drang Frankreich nachher auf dem Congresse darauf, daß die Oesterreicher bald Sardinien völlig räumten, und als Karl lange genug im Lande war, um zu sehen, daß die Ruhe nicht mehr gefährdet, der Schatz hingegen sehr schonungsbedürftig sei, veranlaßte er 1823 den Abzug der österreichischen Truppen.

Am 30. Sept. 1821 erschien als Vorbote der Ankunft des Monarchen eine äußerst beschränkte und gehässige Amnestieerklärung, die nach Aufhebung der Kriegsgerichte dem Proceßverfahren durch gewöhnliche Gerichte Thür und Thor öffnete. Am 1. Oct. betrat Karl seine Staaten, wurde in Alessandria von den österreichischen Generalen empfangen, reiste nach Govone und zog am 18. Oct. endlich in Turin ein. Der Jubel des gesinnungslosen Volks schien grenzenlos, jeder beeilte sich, es dem Nachbar zuvorzuthun, um von sich den Verdacht revolutionärer Neigungen abzulenken, Triumphbogen und Illuminationen zeugten von der eclatanten Begeisterung, während der 56jährige Mann mit dem abgestorbenen und liebloſen Herzen zu seinen Landeskindern zurückkehrte, um die Ruhe des Kirchhofs unter ihnen zu verbreiten, jeden freien Gedanken polizeilich zu verbieten, eine lange, blinde, unbarmherzige Reaction durchzuführen. Karl war weit entfernt davon, ein Bösewicht zu sein, vielmehr ein grämlicher indolenter Epikuräer, der sich nie herzlicher freute, als wenn er seinen Ministern entwischen und auf seine Villen in Govone oder Aglié gehen konnte. Er wollte wie ein Absolutist des vorigen Jahrhunderts regieren und seinem Hange nach Vergnügungen fröhnen; selbst einen Ministerrath mochte er nicht, da es eine halbconstitutionelle Einrichtung sei, und Turin war ihm unsympathisch, da er es für den Sitz der Neuerungssucht hielt. Gern war er in Genua; jedes Jahr ritt er hier ein, umgeben von den Carabinieri mit blanken Säbeln, um einige Monate zu verweilen. Die Kriegsmarine interessirte ihn und er that viel, um sie zu heben. Er baute in Genua 1828 das prachtvolle Teatro Carlo Felice, in dem er keinen Abend fehlte, sobald er in der Stadt weilte; häufig besuchte er auch das Theater in Nizza, nichts regte ihn mehr an als Opern und Komödien, besonders aber Pantomimen und Ballete, während ihm Trauerspiele widerwärtig waren. In seiner Loge saß er dann halb schlummernd, das beliebte Grissini-Brod kauend, und betrachtete die leichtfertigen Ballerinen mit Kennerblicken. Jeder Zwang war ihm verhaßt, die Hofleute mit ihrer oden Etikette ekelten ihn an, nie war er schlimmer gelaunt als am Tage des Handkusses; desto lieber hörte er auf die plumpen Späße seiner guten Freunde, die er aus sehr unsonniglicher Sphäre wählte und die ihm wenig Ehre machten. Das zweite große Bauwerk, welches ihn neben dem genueser Theater verewigt, war das Mausoleum seiner Dynastie. Er kaufte die alte Cistercienserabtei Hautecombe in Savoyen, die schließlich in eine Fayencefabrik umgewandelt worden war, 1824, ließ sie in prachtvollem Stile restauriren, wohnte 1826 der Einweihung bei, gestaltete sie der Grablege seiner Ahnen, in der er auch ruhen wollte, würdig und brachte hier jährlich vierzehn Tage in Zurückgezogenheit zu. Bei Turin ließ er eine Brücke über die Dora Riparia, bei Buffalora eine über den Ticino bauen. 1822 erschien ein strenges Militärgesetzbuch, worin die Prügelstrafe dictirt, die Spionage ermuthigt und mit Belohnungen bedacht war; eine Commission zur Vorbereitung eines bürgerlichen und peinlichen Gesetzbuchs wurde ernannt, der Unordnung im Münzwesen 1825 ein Ende gemacht, indem eine einheitliche, auf dem Decimalsystem nach französischem Muster beruhende Münzordnung ins Leben trat. Priester und Mönche waren Karl verhaßt, unter ihm wurden wenig Klöster gegründet, und er nahm, obgleich sein Beichtvater Jesuit war, dem Orden mehrere Kirchen; aber während er sich für seine Person und seine Lüste den Jesuiten entzog, überließ er ihnen gewissenlos sein Volk. Ihr Einfluß und ihre Macht waren ungeheuer, denn sie wußten seine Furcht vor liberalen Ideen, welche die Schule in die jungen Gemüther senke, auszubeuten und beredeten ihn, ohne Unwissenheit und Aberglauben lasse sich das Volk nicht regieren. So überließ er ihnen die unumschränkte Herrschaft über das geistige Leben des Volks, sie umspannten die ganze Monarchie mit ihrem Netze und erstickten in seinen Maschen jeden eigenen Gedanken, jedes nicht vorgeschriebene Gefühl; durch Beichtstuhl und Spionage gewannen sie Kenntniß aller häuslichen Geheimnisse, die sie sofort der Polizei denuncirten; sie veranlaßten die gehässige Behandlung der Protestanten (1826—27) und Juden und die scheußlichen Verfolgungen der Waldenser, welche von Karl's Regierung begünstigt waren und erst auf die Vorstellung Preußens und Großbritanniens aufhörten. Der mönchische Geist drang in das Heer ein, bald war die Mönchskutte hier gefürchteter als die Epauletten der Oberoffiziere, Heuchelei und Liebedienerei verdrängten die Disciplin und Subordination. Die zur Strafe für die Revolution von 1821 auf ein Jahr geschlossenen Universitäten Turin und Genua wurden unter strenge Aufsicht gestellt und das Princip der Kirchlichkeit auch hier zum Panier erhoben; ebenso ging es mit den niederen Schulen. Gelehrsamkeit war eine verhaßte Ketzerei, von der freilich die als Lehrer fungirenden unwissenden Mönche ganz frei waren. Man that alles, um den Besuch der Hochschulen zu erschweren, hatte aber damit kein Glück, und das despotische, herabwürdigende System

war wie geschaffen, kräftige Jünglingsnaturen auf die Bahn der Verschwörung zu drängen. Von Preßfreiheit war keine Spur, drei officielle Zeitungen bildeten die ganze politische Presse. Laut Edict von 1825 sollte lesen und schreiben lernen nur, wer ein Vermögen von 1500 Lire nachweisen könne.

Als der Bei von Tripolis wieder den alten Tribut an die Raubstaaten verlangte, griff Karl trotz aller Friedensliebe zu den Waffen, sandte im September 1825 zwei Fregatten, eine Brigantine und eine Corvette unter Kapitän Sivori vor Tripolis und da dessen Unterhandlungen mit dem Bei nichts fruchteten, wurden, während die Hafenbatterien gegen die Sarden feuerten, einige tripolitanische Schiffe im Hafen in Brand geschossen, die Stadt mit demselben Schicksale bedroht. Dem Bei sank der Muth, unter Vermittelung des britischen Consuls kam eine Uebereinkunft zu Stande, der Bei verzichtete auf seine Ansprüche an Tribut und am 30. Sept. wurde die sardinische Flagge im Triumphe aufgehißt. Dieser Sieg schmeichelte Karl ungemein und ermunterte ihn zur ferneren Förderung seiner Flotte. In diesem Jahre empfing Kaiser Franz in Mailand (Mai 1825) die Huldigungen der Fürsten Italiens, wiegte sich neuerdings im Traume eines italienischen Fürstenbundes, vermißte aber Karl unter den Huldigenden; der mürrische König hielt sich, auf seine Souveränetät eifersüchtig wachend, zurück; Franz stattete ihm in Genua selbst einen Besuch ab, um ihn besonders auszuzeichnen, aber Karl wurde darum nicht gefügiger, hartnäckig machte er den Ideen eines Fürstenbundes Opposition.

Die Kunde von der Julirevolution drang zum König, als er in Hautecombe bei den Gräbern seiner Ahnen weilte. Sein Gefolge bat ihn, nach Turin zurückzukehren, stellte ihm vor, wie leicht hier einige kecke Abenteurer von Lyon oder Genf aus einen Handstreich machen, sich seiner plötzlich bemächtigen und ihn als Geisel wegführen könnten, und wies darauf hin, wie Savoyen von Freimaurern und Carbonari, den Affiliirten der italienischen und französischen Revolutionäre, unterwühlt sei. Karl ging, um der Gefahr der Entführung auszuweichen, nach Chambéry, wo er von den treuen Savoyarden freudig bewillkommnet wurde. Im Februar 1831 sammelten sich Landesverwiesene aus Karl's Monarchie und Franzosen in Lyon und rückten, circa 4300 Mann stark, gegen die savoyische Grenze. Die französische wie die sardinische Regierung waren wachsam, die erstere sandte Truppen, welche eine Colonne zerstreuten, die letztere stellte Truppen an der Grenze auf, ihr Gouverneur in Savoyen, Marquis d' Oncieu, forderte in einer Proclamation vom 24. März die Savoyarden zum Widerstande gegen diese Ruhestörer auf, welche schon 1821 die königliche Regierung zu stürzen gesucht hätten, und bei Annemasse und Strambieres wurden die Aufrührer zurückgeschlagen; als Beweis des ihm trotz aller feindlichen Einflüsterungen wieder zugewendeten Vertrauens und um ihn neuerdings mit der Revolution zu verfeinden, übertrug Karl den Oberbefehl der Savoyen haltenden Truppen Karl Albert von Carignan, der die Rebellion rasch erstickte. Auch in Piemont bildete sich eine constitutionelle Verschwörung, in die Officiere und Advocaten verwickelt waren; diese wünschten liberale Institutionen und Erlösung des Staates aus der Lethargie, aber die Verschwörung wurde früh entdeckt und mehrere Verhaftungen vorgenommen. Der König war außer sich; Metternich bot ihm sofort an, ein österreichisches Hülfscorps einrücken zu lassen, Karl schlug dies energisch aus, und als Metternich ihm zudringlich anlag, 19,000 Mann in Novara aufzunehmen, drohte ihm Karl, er werde, sobald die Oesterreicher den Ticino überschritten, die Franzosen zu Hülfe rufen. Metternich beschränkte sich hierauf, 30,000 Mann am Po und Ticino aufzustellen, damit Karl sich, wann er wolle, ihrer bedienen könne, und Karl sammelte 40,000 Mann um Alessandria.

Von Mailand zurückgekehrt, wohin er seine Nichte Maria Anna nach der Vermählung mit dem Erzherzog-Thronfolger Ferdinand von Oesterreich begleitet hatte, erkrankte Karl am 24. Febr. 1831 an einem rheumatischen Fieber. Er wollte nicht ans Sterben glauben, sprach im Irrsein von Gift und man munkelte sinnlos, Oesterreich habe ihm solches in Mailand credenzt. Als er an seinem baldigen Ende nicht mehr zweifeln konnte, hegte er noch die Hoffnung eines Scheintodes und befahl, die Leiche 48 Stunden nicht aus dem Bette zu entfernen. Er ernannte durch Decret vom 17. März seine Gemahlin zur Regentin, befahl, Karl Albert von Carignan die Stellung eines Kronprinzen zu geben, hatte mit ihm ein langes, geheim gebliebenes Gespräch und starb nach schweren Leiden am 27. April 1831 in Turin. Er ruht in Hautecombe. Mit ihm erlosch im Mannsstamme die ältere und königliche Linie des Hauses Savoyen, die jüngere von Carignan bestieg mit Karl Albert den Thron. Karl's Witwe, Königin Christine, starb am 11. März 1849 in Savona. Vgl. Saint-Genis, Histoire de Savoie (Bd. 3, Chambéry 1869); Brofferio, Storia di Piemonte (5 Bde., Turin 1849—52); Nicomede Bianchi, Storia della monarchia Piemontese dal 1773 sino al 1861 (3 Bde., Rom, Turin, Florenz 1877—79); Pinelli, Piemonts Militärgeschichte u. s. w. (Bd. 2, übersetzt von Riese, Leipzig 1856); A. Gallenga, History of Piedmont (Bd. 3, London 1855); E. Ruth, Geschichte von Italien vom Jahre 1815 bis 1850 (Bd. 1, Heidelberg 1867); H. Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart (Bd. 1, Leipzig 1859); Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den wiener Verträgen (8 Bde., Leipzig 1855—66). (*Arthur Kleinschmidt.*)

d) KARL ALBERT (Amadeus), König von Sardinien, von Sicilien und Cypern, Herzog von Savoyen. Als erstes Kind des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan und der Maria Christine von Sachsen, Tochter des Herzogs Karl von Kurland, am 2. Oct. 1798 in Turin geboren, verlor Karl schon am 16. Aug. 1800 den tapfern Vater und wurde Prinz von Savoyen-Carignan. Seine Mutter heirathete in zweiter Ehe den vier Jahre jüngeren Grafen Julius Max Thibault von Montléart, Offizier der sardinischen Marine, der sie

auf dem bekannten Ballfeste zu Ehren von Napoleon's I. zweiter Vermählung (1810) in Paris aus den Flammen rettete und am 30. Oct. 1822 von Oesterreich in den erblichen Fürstenstand als „Fürst von Montleart" erhoben wurde, und schenkte ihm mehrere Kinder. In wenig glänzenden Umständen lebend, hatte der Vater während der französischen Occupation Nationalgardedienst gethan und die Mutter soll damals um den Freiheitsbaum die Carmagnole getanzt haben. Schon 1800 nach Paris gebracht, genoß Karl den ersten Unterricht in einer vom Abbé Liautard ausgezeichnet geleiteten Erziehungsanstalt, trat dann in das Collège zu Dijon, endlich in die Anstalt eines protestantischen Geistlichen in Genf, Vaucher, und lebte hier, von seiner Mutter mit wenig Zuneigung behandelt, wenig anders als seine bürgerlichen Mitschüler. Früh befreundete er sich daher mit gewissen Gleichheitsideen, war frei von dem giftigen Hauche der Hofluft aufgewachsen und bildete sich seine eigenen Ansichten von der Souveränetät der Fürsten und dem Gehorsam der Unterthanen. Kaum 15 Jahre alt, wurde der Prinz von Carignan von Napoleon I. zum Unterlieutenant im achten Dragonerregiment ernannt, nahm an den Feldzügen keinen Antheil, dankte 1814 ab und kehrte nach Piemont zurück, wo ihn König Victor Emanuel I. gütig aufnahm, der wie das sardinische Volk bei seinem und Karl Felix's Mangel an männlichen Leibeserben in ihm den legitimen Thronfolger erblickte. Trotz aller Versuche, die schon jetzt am sardinischen Hofe zu seiner Ausschließung von der Erbfolge unternommen wurden und bis zu seiner Thronbesteigung sich fortsetzten, und die theilweise von Oesterreich ausgingen, kam besonders durch das Verdienst Talleyrand's, den nicht minder als das Princip des dynastischen Rechts und der Legitimität die Misgunst gegen Oesterreich leitete, die Anerkennung seines Erbfolgerechts auf dem Wiener Congresse am 20. Mai 1815 zu Stande. Durch seine Erziehung, seine Stellung und seine Anlagen schien der Prinz auserkoren, das Königshaus einst zu verjüngen und gewissermaßen zu modernisiren, wurde das Merkziel aller vorwärts Strebenden. Frei, offen, mit ritterlichm Anstande, gewandt und schön von Gestalt, ein trefflicher Reiter, erwarb er sich in allen Ständen Achtung und Liebe, seine Popularität beglückte ihn. Von ganzer Seele war er als echter Prinz des Hauses vor allem Soldat, die Kriegsübungen waren sein Element, persönlicher Muth und Kaltblütigkeit zeichneten ihn aus; ihn beseelte ein glühendes Verlangen nach militärischem Ruhme und er hoffte ihn besonders im Kriege mit den von ihm gehaßten und verachteten Oesterreichern zu erringen; Oesterreich war ihm in der Seele zuwider, weil es ihn vom Throne entfernen und Italien in Knechtschaft halten wollte. Seine Phantasie war ganz südländisch, sehr erregbar, für alles Große und Schöne entflammt, misleitete ihn aber gern zur Verkennung der realen Verhältnisse und zu Träumereien und verirrte sich wol zum Mysteriösen, wie sie ihn in der Religion zum Mysticismus führte. Dadurch gerieth er mit der Zeit in das Garn der Jesuiten, wurde scrupulös und schwankend, verlor den innern Halt, und während ihm die alte Aristokratie und die Kirche als die festen Pfeiler des sardinischen Thrones, auf den er hoffte, werth waren, ging er den Weg der Liberalen und Feinde des alten Systems. Seine geistige Bewegung empfing den Charakter der Unfreiheit, die Fesseln der Loyolen und des Jesuitismus schnitten ihm ins Fleisch, erdrückten die Freiheit des Entschlusses und die Schärfe der Ueberlegung, und von freiem Wollen und Ausführen trug er wenig aus dem genfer Hause ins Leben hinüber. So wurde er zum Manne der halben Maßregeln, der über die Wirkungen der Ursachen leicht erschrak, unsicher in seinen Entschlüssen, machte oft auf halbem Wege kehrt oder blieb rathlos stehen, bis ihn einer an der Hand nahm und dahin leitete, wohin er ihn haben wollte. Er verbarg, oft aus einem Gefühle der Besorgniß und des innern Zwiespalts, seine Gedanken und Pläne vorsichtig, scheu, ja mistrauisch, stand auf der Lauer und lernte heucheln, neigte zur Melancholie und suchte mit Vorliebe die Einsamkeit. Mit tüchtigen Geistesgaben ohne Genialität ausgestattet, war Karl arbeitsam und fleißig und stand im Rufe, die Studien zu lieben. Victor Emanuel gab dem Prinzen den allgemein geachteten Grafen Grimaldi zum Erzieher, um ihn mit den Regierungsgeschäften bekannt zu machen, und sein Privatsecretär war der beliebte Lustspieldichter Alberto Nota; beide pflegten seine Neigung zu Kunst und Literatur wie sein politisches Verständniß für Zeit und Menschen; mit ihnen sprach er vom großen Vaterlande Italien, von freisinnigen Staatseinrichtungen gegenüber dem Drucke der äußern Macht und von Unabhängigkeit. Schon jetzt spendete ihm mancher begeisterte Schriftsteller noch wenig verdiente Lobeserhebungen und hochtönende Worte des Ruhms; der mustergültige Stilist Pietro Giordani schrieb 1820, alle Hoffnungen des unglücklichen Italiens beruhten auf diesem Prinzen, und der beredte einstige Hofpoet des Königs von Italien, Napoleon's I., pries ihn als den Erlöser Italiens. Im J. 1817 zum Generalmajor und Chef der Brigade Saluzzo ernannt, hielt er letztere im besten Stande, wurde 1820 Generallieutenant und trotz seiner Jugend Großmeister der Artillerie. Er that alles, um militärische Kenntnisse zu sammeln, begünstigte die Verdienstvollen, spornte die Lässigen an und erwarb sich durch viele Reformen große Zuneigung im Heere, aber auch das Mistrauen und den Haß der Reactionäre, deren Hort Karl Felix, Herzog von Genevois, war. Gerade im Militär und vor allem in der Brigade Saluzzo zeigte sich der Geist der Opposition und der Reformlust gegen den antifranzösischen, reactionären und mittelalterlichen Sinn des turiner Regiments. Nicht abhold beißendem Spotte, geiselte Karl gern in vertrautem Kreise die Lächerlichkeiten der Reaction, und bei der Erörterung militärischer Fragen schweifte er oft auf das politische Gebiet hinüber; er schien, wenn er auch schwieg, gern das Bedauern ausgedrückt zu hören, daß Victor Emanuel nicht wie Ludwig XVIII. die Restauration durch eine Charte verherrliche, lächelte zustimmend, wenn die Brauseköpfe von der Befreiung Italiens vom österreichischen Joche, von der Vertreibung der Fremden von der Halbinsel schwärmten, und ließ sich auch manchmal hinreißen,

offen für diese Hoffnung zu plaidiren; in ihm vermischten sich wundersam der savoyische Dynast und der italienische Patriot. Als die Zeiten immer ernster wurden, bald da bald dort unter dem Moraste der Reaction in Europa eine unreife Revolution hervorbrach, drängten sich die Reformer und alle Unzufriedenen um den Prinzen von Carignan; um Balbo's Worte zu gebrauchen, wurde er „von Guten und Starken, von Schlimmen und Schwachen jeder Farbe gesucht, umringt, bearbeitet und gequält". Galt er den Feinden des verbrauchten Systems als ihr geborener Bannerträger, so mußte sie doch manches bisweilen an ihm irre machen; war er auch ein vollendeter Meister der Verstellung, so ließ sich doch nicht immer sein maßloser Ehrgeiz, seine glühende Herrschgier verhüllen und scharfe Beobachter mußten jetzt schon neben seinen Liebeshändeln und seiner Eitelkeit an gelegentlichen Schwankungen zwischen Patriotismus und Dynastenthum, Freiheitsdrang und Härte Anstoß nehmen, die mit den Jahren grell und schroff bemerkbar werden sollten. Obgleich ein Feind des Habsburgischen Hauses, heirathete Karl schon am 30. Sept. 1817 in Florenz die Erzherzogin Maria Therese Franziska Josephine Johanna Benedicta (geboren am 21. März 1801), Tochter des Großherzogs Ferdinand III. von Toscana, die ihm mehrere Kinder gebar, und verheirathete, was viel Bedenken erregte, seine einzige Schwester 1820 an den Erzherzog Rainer von Oesterreich, den Vicekönig des Lombardisch-Venetianischen Königreichs.

Niemals war Karl Carbonaro, wie es die Mazzinisten und Republikaner behauptet haben, um ihn zum Verräther zu stempeln; wie konnte er je den Eid des Hasses gegen das Königthum schwören! Aber die Carbonari benutzten seinen Namen als geweihtes Siegel ihrer überspannten und gefährlichen Pläne. Niemand nahm sich hingegen eifriger und demonstrativer im Januar 1821 der von den Gardegrenadieren mishandelten turiner Studenten an, niemand tadelte offener die Brutalität ersterer und sorgte aus seinen Mitteln für die Pflege letzterer als Karl, der sie im Spitale besuchte, dessen Popularität auf Kosten Victor Emanuel's täglich wuchs und dessen Günstling und Adjutant, der Major Provana di Collegno, ein Haupt der Unzufriedenen war. Während die Oesterreicher an die Grenze Neapels zogen, suchten Collegno, Oberst Caraglio di San Marzano, Wilhelm di Lisio und Graf Santorre di Santa Rosa den Prinzen in der Frühe des 6. März 1821 auf, um ihn an die Spitze der Verschwörung gegen das alte Regiment zu stellen, da General Gifflenga, an den die Verschworenen zuerst gedacht, diese Rolle abgelehnt hatte. Sobald die Oesterreicher ziemlich weit in Mittelitalien hinabgerückt seien, sollte das sardinische Heer zu beiden Seiten des Po in ihrem Rücken vordringen, Mantua überfallen, die Etschlinie gewinnen, das Land insurgiren und das Königreich Italien unter dem Hause Savoyen proclamiren. Karl schwankte zwischen dem verlockenden Ziele und dem großen Wagnisse, die feurigen Reden seiner Freunde veranlaßten ihn schließlich, seine Einwilligung zu geben und den Ausbruch der Revolution auf den 8. März anzuberaumen. Aber schon am andern Morgen bereute er seine Zusage, nahm muthlos sein Wort vor den Vertrautesten zurück, warnte den Kriegsminister vor Machinationen und den König zur Vorsicht, um am 8. März sich wieder dahin zu bestimmen, er wolle die Bewegung in nichts aufhalten. Sobald Collegno, Caraglio und Santa Rosa, deren Vertrauen in ihn sehr gesunken, bemerkten, daß er, wenn er auch nicht zusage, sie doch auch nicht hemmen werde, trafen sie ihre Anstalten zur Erhebung, ohne ihm den Tag zu nennen. Der Gedanke an die Gefahren, denen die königliche Familie bei der Ausführung ihres Planes ausgesetzt sein könnte, beunruhigte Karl bald so sehr, daß er Santa Rosa am 9. rufen ließ und ihm seine Besorgnisse aussprach, die dieser zu widerlegen beflissen war. Die Pflicht des Unterthanen und Prinzen gegen den Souverän stieg mit voller Macht in seiner Seele empor und drängte die Verpflichtungen gegen die Freunde zurück; besonders nahm er daran Anstoß, daß dem Könige die spanische Constitution abgerungen werden sollte. Er enthüllte dem Kriegsminister, was er von der Verschwörung wußte, ließ den König davon unterrichten, bat um Verzeihung für die Verschwörer und sandte an diese Gifflenga und Cesare Balbo, um sie vom Losschlagen abzumahnen; er und das Ministerium trafen militärische Vorkehrungen gegen die Erhebung, machten jeden Versuch in Turin unmöglich und die Verschworenen gaben sofort Contreordre in die Provinz, die sich am 10. erheben sollte, aus. Dieses Gebot, einzuhalten, kam zu spät; in Alessandria, dem Mittelpunkte der sardinischen Carbonari, bemächtigten sich am 9. zwei höhere Offiziere der Citadelle und ernannten am 10. eine provisorische Junta, welche die spanische Verfassung ausrief; ihre Proclamationen sprachen von einem auf die spanische Verfassung zu beeidigenden Könige von Italien, erklärten das Land in Kriegszustand gegen Oesterreich u. s. w. Aber in Alessandria blieb das Regiment Savoyen unverführbar und es schien der Verschwörung an Nerv zu fehlen. Sobald man in Turin von dem Ausbruche hörte, eilten die Hauptverschworenen in ihre Garnisonen, um die Truppen zu bearbeiten und nach Alessandria zu führen. Aus Moncalieri nach Turin geeilt, hielt der König am 10. einen außerordentlichen Ministerrath ab, dem Karl anwohnte; in seinem Decrete von diesem Tage sagt der König von ihm, er habe ihm unzweifelhafte Beweise seines beharrlichen Eifers gegeben; der Prinz scheint ihn gebeten zu haben, er möge die französische Constitution proclamiren. Als in der turiner Citadelle die spanische Constitution vom Militär proclamirt wurde (12. März), sandte der König Karl dahin, um die Empörer zur Ruhe zurückzuführen; Karl fand große, nach Constitution schreiende Massen auf seinem Wege, wurde nicht in die Citadelle eingelassen und erhielt von ihrem revolutionären Commandanten phrasenhafte Auskunft über Treue und Ergebenheit; ein Student hielt an ihn eine feurige Anrede über Italiens Hoffnungen und in tumultuirendem Haufen kehrte er ins Schloß heim. Der Monarch dachte daran, ihn wegen seiner Popularität zum Commandanten der treugebliebenen Truppen zu ernennen, damit er ohne

Blutvergießen den Aufstand unterdrücke, und er erklärte, zwar könne er nicht über die Kanonen, wohl aber über die bewaffnete Artillerie zahlen. Obwol Karl wenig Lust zur Uebernahme der schwierigen Rolle hatte, ernannte ihn Victor Emanuel, als er in der Nacht zum 13. abdankte, zum Regenten des Königreichs bis zur Ankunft des neuen Königs Karl Felix aus Modena. Durch eine Proclamation ermahnte Karl die Massen, ihren Geschäften friedlich nachzugehen, und versprach, er werde am 14. seine den allgemeinen Wünschen angepaßten Absichten kundgeben. Er berief manches von Zeit und Umständen; seine Lage war um so schwieriger, als alle Minister demissionirten; er war voll Zweifel, Besorgnisse und Beunruhigungen. Ein junger Mann von 23 Jahren, sah er sich ohne jeden Rathgeber. Der Ernst der Thatsachen zeigte ihm, wie viel Blendwerk in den Reformentwürfen seiner Freunde, mit denen er leichtfertig ein Bündniß eingegangen, liege; die Zumuthungen der Revolution, die er bisher unterhalten hatte, erschienen ihm unausführbar, seit er durch die geschehene Revolution an der Spitze des Staats stand. Er hing gewissermaßen in der Luft zwischen dem neuen Könige, dessen ultraabsolutistische Gesinnungen er genau kannte, und der Revolution. Er begriff, daß jetzt die Oesterreicher bekriegen nichts anderes heiße, als sie nach Turin ziehen, und daß seine eigene Zukunft gefährdet sei, wenn er unterliege; er sah, „wie ein dunkler Schleier sich über sein Vaterland ausbreitete", war sich und der Welt ein Räthsel, vermied jede freiwillige Kundgebung für die Revolution und suchte sich aus den Schlingen, in die er im Halbdunkel gerathen war, behutsam zu befreien. In der Unterordnung unter den Willen des Königs Karl Felix begann er seine Prinzen- und Unterthanenpflicht zu erkennen. Er sandte sofort den Ritter Costa di Beauregard nach Modena, um Karl Felix die Vorgänge zu schildern und seine Befehle einzuholen. Aber die Verschworenen wollten nicht warten, bemerkten Karl's Schwanken und wollten ihn zwingen, sich ihrer Sache anzuschließen; das von ihnen bearbeitete Volk forderte wuthend die spanische Verfassung, die Besatzung der Citadelle drohte mit einem Bombardement der Stadt, eine Abordnung vom Rathhause forderte die spanische Verfassung, der er bestimmt entgegnete, er habe keine Vollmacht dazu und wolle Oesterreichs Intervention nicht herbeiziehen. Als das Volk immer drohender auftrat und die Offiziere erklärten, sie könnten für die Gemeinen nicht mehr einstehen, berief der Regent 30 der angesehensten Bürger und Offiziere, erbat sich ihre schriftliche Erklärung, daß er nicht anders habe handeln können, und verkündete am Abend des 13. vom Balkon aus die spanische Verfassung. Endloser Jubel antwortete ihm. In der Frühe des 14. ließ er die ihn deckende Erklärung der Dreißig und die Constitution publiciren; letztere sollte als Staatsgesetz mit den Modificationen gelten, welche die Nationalrepräsentation im Einverständnisse mit dem Könige dafür beschließen würde; er sprach die Hoffnung aus, daß Karl Felix den Beschluß der Annahme der Constitution genehmigen würde. Ferner erließ er ein Edict, welches allen bei den letzten Verfällen betheiligten Militairs volle Amnestie bewilligte, sobald sie sich den Anordnungen der Regierung fügten, und verlor jede andere Farbe und Cocarde als die des Hauses Savoyen. Während er alles that, um eine österreichische Intervention abzuschneiden, verwarfen die Insurgenten in Alessandria sein Amnestie-Anerbieten und stellten sich als die wahren Volksbeglücker dar. Seitdem trugen sie Haß gegen ihn im Herzen, dachten ihn als Geisel gefangen zu halten oder ihn sogar durch Mord zu beseitigen, und stellten ihn als verachtlichen Verräther hin. Der Regent umgab sich mit einem Ministerium und ernannte eine Junta, die bis zur Parlamentseröffnung tagen sollte; am 15. nahm er Ministerium und Junta den Treueid für Karl Felix ab und beschwor die Constitution. Dies alles genügte den Schreiern keineswegs, sie verlangten Krieg mit Oesterreich, insultirten den österreichischen Gesandten, den sie beständiger Wühlereien im reactionären Sinne zieben, und veranlaßten ihn zur Räumung des Staats; die Junta von Alessandria trotzte dem Befehle der Auflösung. Da der Regent einen Krieg mit Oesterreich für sehr wahrscheinlich erachtete, verordnete er am 16. die Organisation der Nationalgarde im Königreiche, am 17. die Errichtung von sechs leichten Freiwilligenbataillonen und berief 30,000 Beurlaubte zu den Fahnen. Als aus Mailand Schwärmer mit phantastischen Anerbietungen kamen, ließ er sie nicht vor sich. Da trafen aus Modena die ersten Kundgebungen Karl Felix's an ihn ein (s. diese bei Karl Felix), Karl sah seine ganze Handlungsweise offen misbilligt, den König voll Mistrauen und Gehässigkeit. Am 21. März wurde ihm der königliche Befehl ertheilt, sich mit den treugebliebenen Truppen nach Novara zu verfügen, sie hier dem Generale Grafen Salieri della Torre zu übergeben und abzuwarten, was über ihn entschieden werde. Karl sah, daß bei dem Könige Umtriebe zu seinem Verderben und vielleicht zur Entziehung seiner Erbfolge gemacht wurden, deren Hauptleiter er mit Recht in dem nach dem sardinischen Throne lüsternen Herzoge von Modena witterte; er fühlte in sich nicht das Zeug, va banque zu spielen und sich zum Vorkämpfer des zertretenen Italiens einem auf österreichische Bajonnete gestützten Absolutisten von der Farbe eines Karl Felix entgegenzuwerfen, sondern wählte den Weg der Zaghaften und Schwachen, unterwarf sich, legte seine Träume gewaltiger und dominirender Stellung in den Sarg und kehrte in die frühere Bedeutungslosigkeit zurück. Um das gereizte Volk einigermaßen in Ruhe zu wiegen, damit es seinen Handlungen nicht in den Weg trete, erklärte er in einer Proclamation vom 18. März, der König scheine von der Lage des Staats nicht genau unterrichtet, er mache es sich zur Pflicht, ihn über die Volkswünsche aufzuklären u. s. w.; nachdem er sich mit dem Ministerium und den Häuptern der Junta berathen hatte, wies er eine Deputation der provisorischen Junta in Alessandria zurück und sandte eine Deputation von drei Männern des alten Systems, darunter Cardinal Morozzo, an Karl Felix, eigentlich um seine Unterwerfung zu erklären.

Karl gab sich für krank aus, um möglichst wenig Leute bei sich zu sehen und alles für seinen Abzug vor-

zubereiten, entfaltete seine ganze Verstellungskunst, leugnete jeden Gedanken an Abreise und ernannte, um die Revolutionäre sicher zu machen, Santa Rosa am 21. März zum Dirigenten des Kriegs- und Marineministeriums. Dann versammelte er eine Anzahl zuverlässiger Stabsoffiziere um sich, befahl ihnen, sich auf Mitternacht bereit zu halten, um ihn mit ihren Soldaten nach Novara zu begleiten, nachdem er seine Familie schon am 20. nach Nizza geschickt hatte. Da er hörte, man wisse im Volke von seinem Plane abzureisen und werde ihn zu verhindern suchen, verließ er schon um 10 Uhr am 21. März sein Palais, von nur zwei Cavalieren begleitet, begab sich heimlich nach Valentino, wo er sich an die Spitze zweier Cavallerieregimenter stellte, zog unterwegs noch Artillerie und Garde an sich und führte diese sämmtlichen Truppen nach Novara, wo er sich und sie unter della Torre's Befehl stellte. Am 23. März legte er in Novara die Regentschaft nieder, erklärte seinen unbedingten Gehorsam gegen Karl Felix und forderte alle Soldaten auf, zur rechtmäßigen Fahne zurückzukehren. Er gab die verlorene Sache preis und die „Patrioten" vergalten seinen Abfall mit Haß, Verleumdung und Verachtung, was ihm tiefes Leid bereitete; Schritt für Schritt begegnete er den bittern Consequenzen seiner Haltlosigkeit. Balbo rieth ihm, zum Könige zu gehen, der ihm Novara zu verlassen befahl. Als er Mailand passirte, machte sich der österreichische Feldmarschalllieutenant Graf Bubna ihm fast ins Gesicht über ihn lustig, und dessen Ausruf: „Seht, da kommt der König von Italien!" drang ihm ins Herz, um unvergessen zu bleiben und den Haß gegen Oesterreich unversöhnlich zu machen. In Modena eingetroffen, wurde Karl vom Könige nicht vorgelassen, während della Torre ihn dem Heere als Muster des Gehorsams schilderte, beklagte sich von Bologna aus bei Karl Felix über die ihm zutheil werdende Behandlung und rechtfertigte seine Führung; er ging nach Florenz, fand freundliche Aufnahme bei seinem Schwiegervater, der aber aus Furcht vor dem wiener Hofe nicht viel für ihn thun konnte. Der österreichische Gesandte, Graf Ficquelmont, suchte den Prinzen für Metternich's Politik zu gewinnen, wollte ihn überreden, in österreichische Militärdienste zu treten, und drohte unbesonnen, als Karl sich ungefügig zeigte, Oesterreich werde ihm sein Thronfolgerecht entziehen. Einen werthvollen und durchgreifenden Alliirten fand Karl hingegen am französischen Gesandten, Marquis de Maisonfort, der ihn vortrefflich berieth. Als im Juni in Lucca ein Familiencongreß abgehalten wurde, ließ Karl Felix den Prinzen nicht hinzu und nahm selbst seine Briefe nicht an, sodaß eine Aussöhnung unmöglich schien. Ein fortgesetztes System von Verleumdungen erbitterte Karl maßlos, er wollte nach Turin gehen, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, Maisonfort brachte ihn davon ab und erinnerte ihn an das Schicksal des Don Carlos und Alexej Petrowitsch. Die französische Regierung interessirte sich immer mehr für Karl's Erbrecht, Metternich's geheimes Wühlen dagegen half nichts, obwol er den Czaren durch das Gerücht von andauernden Verbindungen des Prinzen mit politischen Flüchtlingen und von scandalösem Privatleben gegen ihn einzunehmen suchte, und in der Königin Maria Theresia, Victor Emanuel's Gemahlin, eine Verbündete im Lande hatte, die Karl nie verzieh, daß die von ihm mitgeleitete Revolution ihr die Krone gekostet hatte. Auf dem Congresse von Verona, der im October 1822 begann, verfochten Toscana und Frankreich aufs wärmste das Thronrecht des Prinzen; Alexander I., von Mocenigo und Paolucci zu seinen Gunsten bearbeitet, machte sich ebenfalls zu seinem Beschützer. Oesterreich verfolgte aber noch manches Jahr den Plan, ihn zu enterben; bis 1830 sind seine Intriguen nachweisbar, aber Karl Felix blieb unbeugsam, ließ das Recht des Prinzen nicht antasten. Frankreich blieb voll Theilnahme für denselben. Am 2. Mai 1823 bestieg er die sardinische Fregatte Il commercio in Livorno, segelte am 7. d. M. im marseiller Hafen ein und ging, um seine veränderte politische Richtung eclatant zu beweisen, als Freiwilliger mit dem vom Herzoge von Angoulême befehligten französischen Interventionsheere nach Spanien. Hier focht er gegen die Constitution, die er 1821 proclamirt hatte, und hatte den bittern Schmerz, auf seiten der constitutionellen Spanier viele Waffengefährten aus jenen Tagen, da er der Hort der Freiheit schien, bekämpfen zu müssen. Er befehligte eine Brigade Dragoner und stritt mitten im Feuer heldenhaft am 31. Aug. im Sturme auf den Trocadero bei Cadix, durch seine Riesengestalt weithin sichtbar. Von Ludwig XVIII. warm empfohlen und durch die Betheiligung an diesem Feldzuge vom Verdachte constitutioneller Tendenzen gereinigt, durfte er im Februar 1824 nach Turin zurückkehren, wurde vom Hofe kühl aufgenommen und genau überwacht. Karl Felix verzieh ihm, war fest entschlossen, nur ihm einst den Thron zu vererben, hielt ihn aber von allen Regierungsangelegenheiten fern. Karl blieb Großmeister der Artillerie, mischte sich aber gar nicht in die Leitung des Heerwesens. Er zog sich in die Einsamkeit seines schönen Landsitzes zu Racconigi zurück. Im J. 1829 ging er, zuvor zum Generale der Cavalerie ernannt, nach der Insel Sardinien, wurde bei seiner Rückkehr vom Könige freundlicher als sonst empfangen und zerstreute, mit dem Commando der Truppen in Savoyen betraut, 1831 rasch die Rebellen. Die „Patrioten" häuften auf ihn ihre Flüche, während Karl Felix sich mit ihm aussöhnte und allen Intriguen der Königin-Witwe zu Gunsten der Erbfolge ihres modenesischen Schwiegersohnes widerstand. Sterbend befahl er, Karl die Stellung eines Kronprinzen zu geben, hatte eine geheime Unterredung mit ihm und am 27. April 1831 succedirte ihm Karl als König von Sardinien.

Gegenüber den Absichten Oesterreichs und Modenas, ihm den Thron zu rauben, erschien es Karl geboten, seine Thronbesteigung schleunigst zu sichern. Kaum war Karl Felix verschieden, so wurde die turiner Garnison durch den Marschall Thaon di Revel für Karl vereidigt; allgemein glaubte man an eine Verschwörung zu Ungunsten des neuen Königs und die Schuld von 1821 schien im Jubel des Volks begraben, welches sich um Karl drängte. Niemand durfte aus dem Palaste, der nicht Karl den Huldigungseid geleistet, die Soldaten er-

hielten die bereit gehaltene Pfeife Karl's an die Hüte, und Truppen gingen zur Eroberung der modernsten Orte ab. Mißmuth gegen die Menschen und Parteien, durch und durch verdächtigen, daraus, die Welt zu täuschen, um nicht von ihr getäuscht zu werden, voll Menschenverachtung und Sarkasmus und von religiösem Mysticismus angehaucht, beseelt Karl, umdrängt von Schwierigkeiten, den Thron, der erste seiner Linie, und die ganze Nation setzte nach dem harten und klagenden Regimente des Königs Karl Felix auf ihn alle Hoffnungen neuen Aufblühens. Sehr bedauerlich war seine Bigoterie und Neigung zur Ascese; einen großen Theil des Tages brachte er in ascetischen Selbstqualereien zu, die Devoten für alles Kirchliche fuhrte ihn, während sie seine Willenskraft brach, häufig in den ärgsten Zwiespalt mit sich; wiederholt sollte er an Abdankung denken und als Asyl für die Zeit nach seiner Regierung erbaute er die Superga-Kirche. Entschiedene Neigung zu absoluter Regierungsmacht wohnte ihm inne und die Constitutionellen setzten in den unreifen Schwärmer von 1821 Hoffnungen, die der König von 1831 nicht willens war zu erfüllen, da er im Absolutismus den nothwendigen Kitt seiner Krone fand. Die Feindschaft gegen Oesterreich beseelte ihn und wurde der große Gedanke seines Lebens, so wenig dies den Jesuiten gefiel, die mit teuflischer Berechnung in ihm den Hang zur Ascese großzogen, um den Riesenkörper zu entnerven und die Seele um alle Willenskraft zu betrügen; er stand, wie er selbst kummervoll 1843 sagte, zwischen dem Dolche der Demagogen und der Chocolade der Jesuiten. Karl unterließ zum großen Erstaunen die Amnestirung der 1821 Compromittirten und hielt alte Freunde wie Cesare Balbo von sich fern. Hingegen beschäftigte er sich sofort mit der Milderung und Reform der Rechtspflege, schaffte die Todesstrafe für einfachen Diebstahl, das Rädern und Zwicken, die Verbrennung der Hingerichteten und die Einziehung des ganzen Vermögens im Mai 1831 ab. Er verfolgte die Rebellen von 1831 nicht. Um hervorragende Gelehrte zu belohnen, stiftete er schon am 29. Oct. 1831 den „Civil-Orden von Savoyen". Die Reform der Gesetzgebung wurde einer Commission unter dem Vorsitze des Grafen Barbaroux, eines durch Unbescholtenheit und Talent verehrungswürdigen Mannes, welchen Karl zum Großsiegelbewahrer ernannte, übertragen, und in heftigen Kämpfen mit den Reactionären rang sich der Codex Albertinus durch, am 20. Juni 1837 wurde er veröffentlicht, um „ein einiges, sicheres, allgemeines Gesetzbuch" zu bilden; die katholische wurde als alleinige Staatsreligion und die Einheit der Kirche mit dem Staate als Ziel anerkannt, die andern bestehenden Culte traten als nur geduldet auf, und der Staat stand unter der katholischen Kirche. Dem Könige allein sollte das Recht zustehen, bürgerliche Gesetze zu geben, was der Machtvollkommenheit der obersten Gerichtshöfe entgegen war. Das Strafgesetzbuch von 1840 war von der Hoffnung, die Verbrecher zu bessern, geleitet, aber die hierzu nöthige Reform des Gefängnißwesens blieb ein Embryo, und im Militärstrafgesetzbuche von 1841 wurden noch 1800 Ruthenstreiche gestattet. Nach dem Edicte vom 18. Aug. 1832 sollten die erprobten Principien der alten Monarchie das Fundament der Regierung bleiben, Erfahrung und Bildung zu Rathe gezogen und dies wie die nöthige Concentrirung besonders bewerkstelligen, indem in die Gesetzesvorschläge und Finanzverwaltung begutachtender, nicht aber entscheidender Staatsrath mit Einschluß von Bischofen errichtet wurde; nur das Aeußere, das Heer und die Marine blieben der Generalintendanz vorbehalten. Mit der neuen Eintheilung der Monarchie verband Karl 1843 die Einführung der Provinzial- und der Intendanzräthe, die über alles Administrative, wozu die Bezirke beizutragen hätten, jährlich zu Rathe gezogen werden sollten. Er wollte eine starke Regierung auf der Basis gerechter und für alle gleicher Gesetze gründen und die königliche Autorität sollte sich nie in Dinge mischen, welche ausschließlich der Gerichtsbarkeit der Tribunale vorbehalten waren. In der Finanzverwaltung suchte er Regelmäßigkeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit und Strenge einzubürgern, um Großes unternehmen und die Lasten der Nation erleichtern zu können; die gewandten Finanzminister Grafen Gallina und Thaon di Revel brachten die Finanzen zur Blüte, obgleich das Militärwesen gar viel verschlang; Handel und Industrie erfreuten sich großartiger Unterstützung, der Handel Genuas nahm einen hohen Aufschwung, Vertrauen und Staatscredit stiegen so sehr, daß Rothschild 1838 eine Anleihe mit 18 Proc. Gewinn der Krone anbot, die aber Karl im Lande zu negociiren vorzog. Redlichkeit und Ordnung zeichneten die ganze Beamtung aus. Das Heer sollte ruhmvoll die nationale Ehre und Unabhängigkeit verfechten, darum widmete ihm Karl von dem Budget von 75 Millionen Frcs. 27. Mit besonderer Vorliebe dafür ausgestattet, exercirte er seine Soldaten bisweilen selbst ein, zeigte ihnen wahre Vaterliebe, entbehrte aber jeder Befähigung zum Heerführer. Er nahm im Heere eine Reihe Reformen vor, und nach dem Landwehrsystem von 1832 betrug die Infanterie im Frieden 22,800, im Kriege 61,400 Mann. Der Minister Villamarina brachte das Heer in achtunggebietenden Stand, bahnte auch als Minister für die Insel Sardinien hier manche Reformen an und erwarb sich vorzüglich durch die Ablösung der drückenden Feudalverhältnisse großen Dank.

Karl wachte eifersüchtig über seine unumschränkte Autorität und verabscheute als Legitimist die Revolution. Er hielt zu Karl's X. Dynastie und war der erklärte Gegner Ludwig Philipp's, obgleich dieser Freischarenzüge gegen Savoyen möglichst zu verhindern bemüht war, unterstützte 1832 das Unternehmen der Herzogin von Berry, zog französische Legitimisten an seinen Hof, verbot seinen Unterthanen das Anlegen der Ehrenlegion und erlaubte nur die den Orléans feindlichen Journale in Piemont. Rußland und Oesterreich erklärten ihm, die Ruhe Italiens und Europas dulde nicht die Einführung einer Verfassung oder eine Amnestie für 1821, während der Herzog von Broglie 1833 sich dahin ausließ, bei einer österreichischen Intervention in Sardinien würde Frankreich sofort marschiren lassen. In Portugal trat Karl

für Dom Pedro gegen Dom Miguel, in Spanien für Don Carlos gegen Donna Isabella ein, denn ihn leitete das Princip der Legitimität, dem er selbst den Thron verdankte. Er berief seinen Gesandten in Madrid ab, duldete den spanischen nur als Privatmann in Turin, schickte hingegen einen Gesandten mit Subsidien an Don Carlos nach Biscaya, gab den geflüchteten Carlisten in seinem Lande Asyl, verweigerte den isabellinischen Consuln das Exequatur. Isabella verschloß 1837 den sardinischen Schiffen Spaniens Häfen, Großbritannien erbot sich, die spanischen Küsten eventuell gegen eine sardinische Flotte zu vertheidigen, aber die Cabinete redeten Karl den Krieg gegen Spanien aus und Preußen scheint ihn vor Oesterreichs Streben, ihn hierbei mit Großbritannien und Frankreich zu verfeinden, gewarnt zu haben. Von Feindseligkeiten gegen Oesterreich war Karl nur schwer durch seine besonnenen Minister abzuhalten und während Oesterreich daran dachte, sich Piemonts zu vergewissern, war er gesonnen, sich hartnäckig nach eigenem Gutdünken zu halten, und als 1840 die Stellung Oesterreichs zu Frankreich kritisch wurde, berief er 10,000 Urlauber ein, setzte das Heer in Bereitschaft und erklärte, er wolle eine bewaffnete Neutralität aufrecht erhalten. Das große von ihm 1842 abgehaltene Uebungslager sollte Oesterreich ad oculos demonstriren, daß er der Bevormundung überdrüßig sei. Eine Hauptstütze fand der österreichische Gesandte an den Jesuiten und an dem fanatisch reactionären Polizeiminister Grafen della Scarena, der nur für Thron und Altar arbeitete; beide gaben Karl seine Minister und Räthe, umstellten ihn mit Agenten, die oft Spionen auf ein Haar glichen, ängstigten ihn mit dem Schreckbilde der Revolution und Conspiration, um ihn von allen Liberalen abzuziehen, ganz zu isoliren und von sich allein abhängig zu machen; schließlich intriguirte aber Scarena so plump, daß er 1835 abgesetzt wurde. Der König und der Ministerpräsident Graf Solaro della Margarita schwärmten für Absolutismus und Autokratie, verabscheuten die Revolution, duldeten selbst die gemäßigtsten freisinnigen Bestrebungen nicht, willfahrten in blinder Devotion den kirchlichen Anmaßungen und gaben der klerikal-reactionären Partei (La Cattolica) ein Centrum, indem eine päpstliche Nuntiatur in Turin errichtet wurde. Karl ließ die Grabkapelle zum heiligen Schweißtuche prächtig schmücken, errichtete seinen Vorfahren wundervolle Grabmäler, lebte und webte in den Erinnerungen seines Hauses und seines Heeres, las mit Vorliebe die Schriften von Guizot und Thiers, nährte an letzteren seinen kriegerischen Ehrgeiz, und der von ihm in hohen Ehren gehaltene Giovanni Prati dichtete das Kriegslied, in dem es hieß: „Carlo Alberto und seine Bestimmung, das sei der Schlachtruf für unser Heer!" So stand er da, halb Priester halb Soldat, die düstern, unsichern Augen auf seinen Wahlspruch „I' attans mon astre" geheftet. Schwach und zögernd, schwankte er zwischen den Parteien hin und her, belohnte bald Pfaffen bald Liberale, war den Jesuiten zu liberal und den Liberalen zu reactionär, wollte und wollte nicht in einer Minute und wurde als „Rè Tentenna" (König Zauderer) verhöhnt. Der öffentliche Unterricht wurde den Jesuiten allein übergeben; vergeblich aber suchten diese Karl zum Eintritt in die Cattolica bewegen; ihre Congregationen herrschten am Hofe, in Regierung, Adel, Klerus, Heer und Schule; eine Stickluft lagerte sich über die Monarchie.

Die sardinische Polizei kannte aufs genaueste Treiben und Verbindungen Joseph Mazzini's und seiner Partei, und als dieselbe eben zu einem großen Schlage ausholte, nahm die Polizei Karl's im April 1833 zahlreiche Verhaftungen vor. Karl verfuhr gegen die Verführten mit unbarmherziger Härte, besonders weil einige Offiziere betheiligt waren und er die Disciplin im Heere erschüttert sah; fünf Monate arbeiteten Kriegsgerichte, von 67 Verurtheilten wurden nur 5 freigesprochen, 12 hingerichtet, der große Rest auf die Galeren geschickt. Ihr Martyrium wurde zum Sporn einer neuen Verschwörung. Mazzini dürstete nach Rache am Hause Savoyen. Unter Mitwirkung der flüchtigen Polen in Avignon und Besançon, einiger französischer Republikaner und eines kleinen Häufleins überredeter Piemontesen wollte er eine große republikanische Erhebung in Savoyen hervorrufen, schilderte den Exaltirten die sardinische Monarchie als in vollem Aufruhre gegen die Tyrannei Karl's und gegenseitig belogen sie sich über Mittel und Möglichkeit des Gelingens, während der Polizeiminister Scarena in Turin ihnen längst auf der Fährte war. Chef des savoyer Zugs, wie die Erhebung gewöhnlich heißt, wurde der Nizzarde und Polenoberst Ramorino. Die schweizer Polizei war wachsam und nur einige hundert Verschwörer kamen im Februar 1834 von Carouge aus über die Grenze, während die von Nyon kommende Colonne von der genfer Regierung zurückgehalten wurde. Ramorino und Mazzini posaunten die einheitliche Republik von den Alpen bis zum Faro von Reggio aus, drangen bis Carra vor, mußten aber, da sich ihnen niemand anschloß und die königlichen Truppen immer mehr vorrückten, zurückgehen; nicht ohne daß Blut floß, zerstreuten sie sich. Eine von Grenoble aus eingefallene Bande war nicht glücklicher, mußte bei les Echelles flüchten, zwei Leute wurden von den sardinischen Carabinieri gefangen und standrechtlich erschossen. Alle Schuldigen flohen, um dem Tode zu entgehen, den Karl über viele, darunter Garibaldi, verhängte. Mazzini tobte gegen ihn als einen Verräther und Tyrannen, regte gar manchen zum Meuchelmorde an ihm an und lebte sich immer mehr in den Todhaß gegen ihn hinein, wurde einer seiner gefährlichsten Gegner. Der Krönung des Kaisers von Oesterreich mit der Langobardenkrone in Mailand im September 1838 wohnte Karl trotz seiner Abneigung gegen Oesterreich und Metternich bei. Während seine Grausamkeit gegen die Revolutionäre ihn im Lande gefürchtet und unbeliebt machte, kam er immer mehr ins Netz der Väter Jesu und fand sich in der gemeinsamen Furcht vor der Revolution vereint mit Oesterreich. Gensdarmen- und Polizeiwirthschaft lastete auf seiner Monarchie, der Druck des Jesuitismus auf den Gewissen. Durch den Ministerpräsidenten Margarita wurden alle pfäffischen Intriguen

in der Schweiz begünstigt, im Sonderbundskriege die Luzerner Jesuiten mit Waffen, Geld und Protection unterstützt; Karl war ganz seiner Meinung und Richtung und hätte besonders im Kirchenstaate gar gern wiederholt zu Gunsten des Papstes intervenirt. Als Ibieri im Beginn der vierziger Jahre auf einen Tausch von Savoyen und Nizza gegen leichter zu vertheidigende Provinzen in Turin anspielte, erklärten ihm Margarita und Karl, nimmermehr würden sie die Wiege der Dynastie austauschen.

In Sprache und Wesen galt Piemont als das Bootien Italiens. Die Censur beschnitt hier das freie Wirken literarischer Thätigkeit in eminentem Maße, doch wurde die vaterländische Geschichte gepflegt. Gioberti's „Primat Italiens" hatte eine ungeheure Wirkung auf die Geister, erklärte Piemont für den berufenen Schirmvogt des Papstes und Italiens; als er sich aber in der Folge gegen die Jesuiten wandte, wurde der „Primat" in Piemont nur mit Beschränkung erlaubt. Eine feine Correctur und Ergänzung desselben bildeten Cesare Balbo's „Hoffnungen Italiens"; in ihnen wurde Piemont als das Schwert Italiens, die Befreiung von Oesterreich und dem Auslande überhaupt als Endziel der patriotischen Bestrebungen bezeichnet, das Haus Savoyen als patriotischste der italienischen Dynastien hingestellt. Dieses Buch wurde von Karl öffentlich verboten und heimlich vertheilt, da es so sehr mit seinen Gedanken übereinstimmte. Massimo d'Azeglio fand ein Asyl bei Karl, als er wegen seiner freiheitlichen Schriften aus Toscana vertrieben worden war. Die liberale Partei benutzte voll Geschick die Leidenschaft Karl's für Landerweiterung, schmeichelte seinen Hoffnungen auf Erwerbung österreichischer Gebiete und nahm ihn bald gefangen, weshalb er Sympathien für die reformirenden Autoren zeigte und trotz des Geschreies der Jesuiten manche Concession an den wissenschaftlichen Fortschritt machte. Die Hegemonie in der Literatur ging von Mailand und Florenz auf Turin über. Auf Antrieb Saluzzo's entstanden hier Bibliothek und Pinakothek, ein Verein zur Sammlung alter Documente, und antiquarische Studien wurden gepflegt. Trotz Censur und Polizei lasen der Sarde Pietro Colletta und Carlo Botta; Angelo Brofferio's „Messaggiere Torinese" wurde eine hochbedeutsame Erscheinung; der Minister Villamarina protegirte Lorenzo Valerio's Journal „Letture popolari", das später als „Letture di famiglia" auftrat. Karl schuf ein Comité der Antiquitäten und schönen Künste, eine „Deputation der Landesgeschichte", war einer der ersten italienischen Fürsten, die bei sich die nationalen wissenschaftlichen Versammlungen willkommen hießen, und lauschte den Vorschlägen eines Bundes für italienische Gebräuche und Herkommen. Auch die materiellen Interessen fanden reiche Pflege. Die unter Staatsleitung gegründete Ackerbaugesellschaft vermehrte sich rasch, bildete Zweigvereine und arbeitete durch Aufklärung der Verdummungsmaxime der Jesuiten entgegen. Kleinkinderanstalten, Armenhäuser, gute Schulen begannen ihre Thätigkeit, so sehr auch die Jesuiten schrien; die Nationalpartei that alles, um Eisenbahnen durch das Land zu führen, und die Entwickelung der materiellen Interessen erhielt immer mehr eine national-politische Färbung. Die Aengstlichkeit Karl's gegenüber Oesterreich schien abzunehmen und trotz seiner beständigen halben Maßregeln nahm er 1846 in der Salzfrage einen festen Ton an. Die Regierung in Turin betrachtete einen 1751 mit Oesterreich geschlossenen Vertrag, wonach nur ein bestimmtes Salzquantum aus der sardinischen Monarchie in den Canton Tessin als Transit passiren dürfte, als erloschen und Metternich, dem Karl's Neigung zum italienischen Nationaltraume ein Greuel war, benutzte die alte Frage, um am 1. Mai 1846 den Zoll auf die sehr stark nach Mailand gehenden piemontesischen Weine zu verdoppeln. Dies führte zu sehr heftigem Notenwechsel, Karl benahm sich würdevoll, stritt für die Nationalunabhängigkeit voll Feuer und betheuerte, er werde sich lieber die Haut abziehen lassen, als etwas gegen seine Ehre thun. Metternich suspendirte den Weinzoll, beide Theile riefen den Czaren als Schiedsrichter an und Metternich hielt Karl in seinen Noten förmliche Vorlesungen. Hitzige Worte, die da und dort in Versammlungen fielen, vermehrten die Verstimmung mit Oesterreich, der hundertjährige Gedenktag der Vertreibung der Oesterreicher aus Genua wurde im December 1846 mit frenetischem Jubel begangen. Und doch war 1842 abermals eine Erzherzogin ins königliche Haus eingezogen und obendrein als einstige Königin von Sardinien! Nicht einen Augenblick schien Karl aus seiner Schaukelpolitik herauszukommen, rechtes Vertrauen konnte keine Partei zu ihm hegen, auf keinen Alliirten durfte er darum rechnen.

In zahllosen Widersprüchen bewegte sich Karl's ganzes Walten; die Parteien, die Zeitströmungen und die Gesandten der fremden Mächte stritten sich um ihn, und neigte er sich manchmal zu den Liberalen hin, wie er 1842 eine beschränkte Amnestie für die Revolutionäre von 1821 gewährte und auch die Censur milderte, so bemächtigten sich bald wieder die Jesuiten und die Cattolica seiner, und Margarita fuhr fort, mit seinen Creaturen, die auch Metternich's Clientel bildeten, die wichtigsten Civil- und Militärämter zu besetzen. Von Gioberti's und seiner Gesinnungsgenossen Schriften mächtig ergriffen und in seinem Hasse gegen Oesterreich durch ihren Hinweis auf Piemonts Beruf bestärkt, wurde Karl vor allem durch die Reformpolitik des neuen Papstes Pius IX. (seit 1846) beeinflußt und bewegt, der wie er in Oesterreich den Feind sah. Den Jesuiten war Pius ein Greuel; sie begannen gegen ihn zu Felde zu ziehen, führten die revolutionärste Sprache und beweinten die Kirche als verwaist; die Jesuiten in Sardinien zeigten ihre Wuth in hundert Aeußerungen. Die Liberalen suchten diesem Treiben gegenüber Karl ganz zu sich zu ziehen, in ihrem Vordertreffen wirkte Massimo d'Azeglio und gewann auf Karl Einfluß, während Margarita triumphirend ausrief, Karl verwerfe dessen böswillige Gedanken; Azeglio sah Karl öfter insgeheim und entflammte seine Sympathien für Italien; der Fürst, der seinen Stern abwartete, sagte zu ihm: „Wenn die Stunde kommt, dann werden mein und meiner Kinder Leben, meine Waffen, mein Heer, mein Schatz, mein Alles geopfert werden für mein Vater-

land Italien." Karl erlaubte den Eingang aller antiösterreichischen Schriften, nur zum Schein confiscirte seine Polizei hier und da eine. Die Liberalen, welche ihn bisher angegriffen, setzten nun ihre Hoffnungen in ihn, während sein bisheriges Gefolge, die Reactionäre, schonungslose und niederträchtige Schmähungen gegen ihn in der Presse ertönen ließ. Die Weisheit von Pius und Karl's Schwert wurden die gemeinsame Losung aller liberal und frei Gesinnten. Karl sprach mit Freunden von der Möglichkeit eines Nationalkrieges gegen Oesterreich, das er nicht fürchte, und die Liberalen versäumten nichts, ihn in seinen nationalen Plänen und liberalen Anwandlungen mit Zutrauen und Schmeichelei zu bestärken. Doch unternahm Karl von 1846—1847 nicht eine Reform; äußerlich blieb Sardinien ruhig; man beschränkte sich auf Lobpreisungen und Hymnen auf den König, und die Männer, welche eine Verfassung erhofften, waren eifrigst bemüht, jeden voreiligen Ausbruch der Ungeduld zu verhüten; so tadelte C. Balbo in seinen an Farini gerichteten Lettere politiche die geheimen Gesellschaften und ihre tendenziösen Feste, indessen er zum Bunde der größeren italienischen Staaten gegen Oesterreich anfeuerte. Die Besetzung Ferraras durch die Oesterreicher im August 1847 näherte Karl der päpstlichen Sache; der Papst sprach davon, er sehe in Karl seinen einzigen Genossen, zu dem er sich im Nothfalle flüchten werde, und Karl bot ihm Geld, Schiffe, Schutz und Asyl an. Eine neue Kränkung fand Karl in einer drohenden Note Metternich's an den Großherzog von Toscana, die ihm als Wink mitgetheilt wurde, weil man Concessionen seinerseits an die öffentliche Stimmung befürchtete; er verwahrte sich heftig gegen jeden Eingriff in seine Angelegenheiten. Während der französische Gesandte, Graf Mortier, Karl mit Oesterreich auszusöhnen trachtete, schürte der britische, Abercromby, den Drang Karl's nach Selbständigkeit seiner Politik und Lösung vom Kaiserstaate und stellte Karl Reformen als das einzige Mittel gegen die Revolution dar, erreichte aber keine. Palmerston sandte im October 1847 den Grafen Minto in außerordentlicher Mission nach Turin, zum Schein um das Cabinet der innigen Freundschaft des britischen zu versichern, in der That um Karl von der Nothwendigkeit von Reformen zu überzeugen und ihm Großbritanniens Sympathie für sein Streben nach Bewahrung seiner Unabhängigkeit auszudrücken; aber auch jetzt gab Karl keine recht zustimmende Antwort. Nachdem er einen Handelsvertrag mit Frankreich vor kurzem geschlossen hatte, der als gegen Oesterreich gerichtet betrachtet wurde, nahm er sehr vorsichtig den Antrag des Papstes und Toscanas auf einen Zollverein entgegen, den Großbritannien förderte, doch zogen sich die Verhandlungen langsam hin. Die Caricaturen auf den Rè Tentenna wurden immer feindlicher, leidenschaftliche Patrioten und Radicale erinnerten um die Wette an den verdächtigen Flüchtling vom März 1821; da blitzte mitten im Dunkel über seine wahren Gesinnungen wie ein Wetterleuchten ein königliches Wort auf: Piemontesen und Lombarden waren zahlreich auf der landwirthschaftlichen Versammlung in Casale Ende October erschienen, als ein Brief Karl's an seinen Vertrauten, Grafen Castagneto, circulirte, worin er seine Freude darüber ausdrückte, vielleicht bald mit seinen Söhnen in den Krieg für die Unabhängigkeit Italiens ziehen und Schamyl's Rolle wiederholen zu können. Ein grenzenloser Jubel begrüßte diese Worte; sofort ging eine Petition an Karl ab, er möge mit seinem Heere Italiens Hort werden. Nach einem großartigen Feste in Genua am 8. Sept., welches Pius und Karl galt, ging eine Deputation an Karl ab, um Preßfreiheit, Bürgerwehr u. s. w. zu erbitten; Karl liebte aber keinerlei Vorschriften, nahm die Deputation nicht an und ließ ihr durch den Minister Villamarina allgemeine Antworten über in Angriff genommene Reformen geben, die Preßfreiheit und die Bürgerwehr vorerst abschlagen. In zahllosen Orten wurden König und Papst gefeiert, manchmal erscholl bereits der Ruf: „Es lebe der König von Italien!" Als der reactionäre Gouverneur von Turin am 1. Oct., dem Vortage von Karl's Geburtsfest, eine große Feierlichkeit verbot, achtete das Volk nicht darauf; die Gesänge auf König und Papst gingen in Verwünschungen Oesterreichs und der Jesuiten über, worauf der Gouverneur die Menge durch Carabinieri zersprengen ließ. Hierauf antwortete das Volk mit einmüthiger Entrüstung. Karl wollte seine Popularität und die Hoffnung auf die Erfüllung seines Geschickes nicht einbüßen, er entließ am 9. Oct. Margarita mit schwerem Herzen, gleichzeitig auch den reformfreundlichen Villamarina, und betrat mit einem neuen Ministerium, in dem der Liberalismus die Oberhand hatte, die neue Bahn. Zu Reformen hingetrieben, setzte Karl, der noch eng mit dem alten absoluten und pfäffischen Systeme zusammenhing, Commissionen zur Berathung von Verbesserungen der Gesetze ein, und als diese zu langsam zu arbeiten schienen, machte das Volk alltäglich einen Tumult, bis endlich am 29. Oct. eine neue Aera mit den Gesetzen anbrach, welche die sämmtlichen privilegirten Gerichtsstände, so weit sie nicht Privileg des Klerus waren, aufhoben, die Justiz vereinfachten, öffentlich und mündlich organisirten, die Polizei den Militärgouverneuren abnahmen, den Beamten des Ministeriums des Innern übertrugen und gesetzlich im Sinne der persönlichen Freiheit regelten, einen Cassationshof versprachen, die Befugnisse der Municipal- und Provinzialräthe sehr erweiterten, die mishandelte Presse gegen die Willkür der Censoren durch ein Obercensurcollegium sicherten u. s. w.

Gegenüber den Anstrengungen der Reactionäre, die Reformen zu hemmen, brachen sie sich Bahn und der Jubel war grenzenlos; der Papst nahm daran in seiner Weise Antheil, indem er Karl's Schwiegertochter, Adelheid von Savoyen, die geweihte goldene Rose übersandte. Karl's Reise nach Genua, wo er mit seinen Söhnen am 5. Nov. eintraf, und sein Aufenthalt daselbst waren Triumphe, wie sie das Herz des Landesvaters nicht schöner feiern konnte. Die liberale Partei zeigte ihm in edler Haltung, sie wolle ihn nicht zu Ueberstürzungen antreiben, sondern vertraue fest auf ihn, wenn er auch langsam vorzugehen genöthigt sei. Der Ruf nach Krieg mit Oesterreich drang oft zu seinen Ohren, nicht minder aber der Ruf: „Tod den Jesuiten!" In diesen Tagen er-

folgte der Abschluß der Präliminarien zum italienischen Zollverein. Jeden noch so geringen Vortheil mußte Karl den Jesuiten geradezu abringen und noch immer bebte er vor der Macht Oesterreichs. Obgleich Karl die Insel Sardinien gern gegen Parma ausgetauscht hätte, that er alles, um sie zu heben.

Als auch Karl „den Fesseln der Volksherrschaft verfallen war", wie Metternich jammerte, schloß Oesterreich, als Antwort auf die turiner Reformen, im December 1847 mit Modena und Parma eine Offensiv- und Defensivallianz, die es ihm jederzeit ermöglichte, Truppen in diese Lande zu senden; so war Piemonts Grenze vom Nordosten bis zum Süden durch das Gebiet der drei Alliirten umklammert, Genua besonders bedroht; Karl, der die bei dem Wiener Congresse übergangenen Rechte Sardiniens auf Piacenza nie verschmerzte, protestirte gegen diese Allianz und gegen Krakaus Annexion.

In Genua rief man seit December 1847 nach Bürgerwehr und Vertreibung der Jesuiten, aber die Regierung wollte von beiden Forderungen nichts wissen; Karl nahm die genueser Deputation nicht an. Die Genueser aber halfen sich selbst, zerstörten das Jesuitenkloster und vertrieben die Väter Jesu; die Turiner wollten ihnen nacheifern, Karl verbütete solche Excesse, gebot aber den Jesuiten die sofortige Abreise und hob den Orden für den Bereich der ganzen Monarchie auf. Karl hatte sich ermannt, sich ihrem Joche entrissen und ging um so freier seinem italienischen Berufe entgegen. Besonders Großbritannien suchte ihn dahin zu bestimmen, er solle, ohne erst durch die Ereignisse gezwungen zu werden, freiwillig dem Volke eine Constitution geben; Karl konnte sich nicht von seiner absoluten Machtvollkommenheit trennen und mußte schließlich doch erkennen, daß er keine Wahl habe. Aus allen Theilen Italiens drang zu ihm der Ruf zum Kriege mit Oesterreich und das Anerbieten der Hülfe aller Italiener; die Versammlungen der Städte, die Journale, Deputationen und Einzelne verlangten nach einer Verfassung; die ganze Gruppe des „Risorgimento" erhob dafür ihre machtvolle Stimme, Cavour rieth zu einer Verfassung oder wenigstens einer Consulta, damit Karl das Haupt Italiens werde und alles Mistrauen beseitige. Aber erst als der tyrannische König von Neapel ihm zuvorgekommen war und am 29. Jan. 1848 eine Verfassung versprochen hatte, entschloß sich Karl zum Verzicht auf den Absolutismus, das theuere Erbe seiner Ahnen. Von Graf Santa Rosa geleitet, bat ihn am 7. Febr. der turiner Stadtrath um eine Verfassung, aber noch zögerte er. Er bebte als frommer Katholik vor dem Gedanken des Wortbruchs zurück, da er Oesterreich einst gelobt hatte, nie eine Verfassung zu bewilligen; ein Bischof beruhigte sein Gewissen, indem er ihm zeigte, ein unsittliches Gelöbniß sei nie bindend, und nach einer Nacht furchtbarer Seelenkämpfe verlieh Karl am 8. Febr. 1848 ein constitutionelles Fundamentalstatut. Der Krone waren alle gebührenden Rechte vorbehalten; der König hatte die Mitglieder der ersten Kammer auf Lebenszeit zu ernennen, der Wahlkammer kam in Finanzsachen der Vorrang zu, beide Theile hatten das Recht, Gesetze vorzuschlagen; die Steuerzahler durften eine Communalmiliz bilden, Preßfreiheit sollte eintreten, beschränkt durch Repressivgesetze; die katholische Religion blieb die alleinige Staatsreligion, doch wurden andere Culte geduldet und den Waldensern am 17. Febr. das Versprechen bürgerlicher Rechte zutheil. Darmach hat es die Reihe der constitutionellen Staaten. Die tumultuirende Freude des Volks wußte sich in Zeiten nicht genug zu thun, am prächtigsten war die turiner Dankfeier am 27. Febr.; im Heere, wo Aristokratie und Jesuitismus vorherrschten, stieß hingegen die Erklärung vom 8. Febr. auf wenig Beifall. Karl hielt wieder eine wenig aufrichtige Haltung ein; am 8. Febr. ließ er in einer Note des Auswärtigen Amts dem österreichischen Gesandten, Grafen Buol-Schauenstein, versichern, nach wie vor sei Achtung der Verträge die Basis seiner Politik und die Verfassung solle die Bande mit Oesterreich noch enger knüpfen. Gleich darauf aber suchte er sich der britischen Unterstützung für den Krieg mit Oesterreich zu vergewissern; Palmerston ließ ihm sagen, die von ihm freiwillig erlassenen Concessionen an sein Volk befestigten die Allianz mit Großbritannien und vergrößerten die Bedeutung der sardinischen Monarchie als einer europäischen Macht, empfahl ihm aber strengste Neutralität gegen Oesterreich und Frankreich. Der Sturz der Julimonarchie und die Einführung der Republik in Frankreich machten Karl wieder sehr bedenklich, er fürchtete den Widerhall der republikanischen Schreier in Italien. Tiefes Mitleid ergriff hingegen die sardinische Bevölkerung, als das Standrecht über die Lombardei verhängt wurde. Auf die Nachricht von der pariser Revolution verstärkte Karl sein Heer, ein friedliches Einleben in das Volksbewußtsein schien der Verfassung, die am 4. März publicirt wurde, nicht beschieden. In dem ersten constitutionellen Ministerium, welches Graf Cesare Balbo am 8. März bildete, waren alle Schattirungen der liberalen Partei vertreten; unbeirrt durch Tumulte, berief Balbo sofort durch Erlaß einer Amnestie die politischen Verbannten heim, errichtete Bürgerwehren und gab Preßfreiheit, was in diesem bewegten Moment natürlich den Radicalen in erster Linie zugute kam.

Die Lombarden hofften auf Sardinien, viele von ihnen forderten geradezu hier Hülfe, aber Karl fürchtete das Entstehen einer oberitalienischen Republik neben der französischen und rieth kleinlaut den Unzufriedenen, sie sollten auf bessere Tage warten, indessen in Mortara, Novara, Vigevano, Turin die Unterstützung der lombardischen Brüder die Tagesforderung war, in Genua die Verstimmung gegen die Regierung einen schroffen Ton annahm und Heer wie Studentenschaft nach Krieg mit Oesterreich verlangten. Von der Kriegspartei unablässig bedrängt, beschloß der König am 22. März ein Lager an der Grenze zu errichten, gab aber zugleich Oesterreich die beruhigendsten Versicherungen freundnachbarlicher Neigung und machte sich dadurch in den Augen aller unbefangen Urtheilenden zum Lügner. Am 23. März äußerte Cavour im „Risorgimento", ein einziger Weg sei offen für Nation, Regierung und König, der Weg sofortigen Krieges; der Polizeiminister meinte, betrete der König diesen Weg

nicht, so schwebe sein Leben in Gefahr; der Ministerrath sprach von der Pflicht der Selbsterhaltung für Karl und von der Gefahr einer Republik, und wie immer fremdem Einflusse gehorchend, erklärte Karl am 23. März Oesterreich den Krieg. Eine Tricolore wurde entfaltet, als er auf den Balkon des Palastes trat, um sich als Befreier Italiens anjauchzen zu lassen. Am 24. reichte er in einer Proclamation den Lombarden und Venetianern die Bruderhand und verhieß ihnen Hülfe, hoffte auf Gott, der Italien einen Pius gegeben und es wunderbarlich in den Stand setze sich selbst zu helfen, und schon am 26. zog eine sardinische Brigade in Mailand ein. Für die Dauer seiner Abwesenheit im Felde ernannte Karl seinen Vetter, den Prinzen Eugen von Savoyen-Carignan, den und dessen Nachkommen er am 28. April 1834 zur Thronfolge fähig erklärt hatte, zum Statthalter des Reichs. Mit etwa 40,000 Mann rückte der König, dem übrigen Heere Befehl gebend, ihm rasch zu folgen, über den Tessin. In Pavia versicherte man ihm am 29. März, die Oesterreicher seien in heller Flucht hinter die Alpen, er könne ihnen den Gnadenstoß geben, denn eigentlich sei für ihn nichts mehr zu thun, er möge ihnen Istrien, Dalmatien und Illyrien abnehmen. Er betheuerte, wie uneigennützig sein Vorrücken sei, wandte sich aus Lodi auch an Parma und Modena und machte ihnen große Hoffnungen auf den Sieg, mußte aber vom ersten Tage an Täuschung auf Täuschung erfahren. Nach dem nächtlichen Schrecken, den Benedek am 6. April am Chiese-Ufer den Sarden einjagte, stieß Karl am 8. April bei Goito auf einen kleinen Theil der feindlichen Armee und vertrieb sie, überschritt am 9. den Mincio, während der kaiserliche Feldmarschall Radetzky sich an die Etsch zurückzog, empfing den jetzt eintreffenden Rest seines Heeres, sah aber bald alle Disciplin durch die Zügellosigkeit der Freischaren erschüttert und hielt sich mit Belagerungen auf, anstatt Radetzky, ehe er wieder erstarkte, zu einer großen Schlacht zu bringen. Falsche Nachrichten täuschten ihn beständig; Peschiera zu überrumpeln, gelang ihm nicht, mit 42,000 Mann und 120 Geschützen rückte er am 19. April auf das hochwichtige Mantua los und begann mit den Sarden, Toscanesen, Päpstlichen, Parmesanen und Modenesen die Blokade; dann zog er wieder vor Peschiera, voll Groll auf Venedig, weil es die Republik ausgerufen hatte, und auf Mailand, weil sich die dortige Regierung geweigert, die Nationalversammlung vor Schluß des Kriegs einzuberufen. Bei Pastrengo erlitten die Kaiserlichen am 30. April eine Niederlage durch die Sarden, aber in Turin, wo jetzt die Kammereröffnung nahte, verlangte man von Karl größere Thaten. Und doch war niemand weniger Feldherr bei aller tollkühnen Tapferkeit! Während die römischen, venetianischen und neapolitanischen Hülfstruppen mit ihrem Feldzuge zwischen Verona und Venedig im April und Mai sehr wenig leisteten, sagte sich Pius IX. in der Allocution vom 29. April vom Nationalkriege gegen Oesterreich feierlich los. Am 6. Mai griff Karl die Oesterreicher bei Santa-Lucia an, um sich der Höhen zu bemächtigen und Verona zu nehmen, aber trotz heldenhafter Wehr mußten seine Truppen sich zurückziehen, was bei ihrem kurzen Felddienste den übelsten Eindruck auf sie hervorrief, zumal die mailänder Clubs unter ihnen wühlten. Hierzu kam die Zurückberufung der Neapolitaner und Päpstlichen vom Heere Karl's. Mazzini's wilde Agenten fanden nicht nur in Genua, sondern auch bei den ernsten Piemontesen Anklang, ihren Todfeind hingegen in Karl; die Mazzinisten verdammten jede sardinische Waffenthat und nannten die Campagne „den königlichen Krieg", Karl's Politik wurde als Albertismus verhöhnt. Karl dürstete nach dem Besitze der Lombardei, wo er eine Republik befürchtete, Gioberti wirkte für die Fusion, Parma und die alten Gebiete Modenas sprachen sich für die Vereinigung mit Piemont aus und Sardinien kam wegen der Lunigiana, Massa und Carrara in Zwist mit Toscana; Frankreich, welches keine zu starke Monarchie in Oberitalien aufkommen lassen wollte, unterstützte die mazzinistischen Intriguen in Mailand gegen Karl's Wahl mit Worten und Venedig mit Waffen, war gegen Karl's monarchischen Einheitsstaat und hemmte seinen Lauf. Von Somma Campagna aus betrieb Karl eifrig die Belagerung von Peschiera; Radetzky zog mit einem großen Theile des Heeres nach Mantua, um die Sarden von Peschiera abzulocken, und schlug ein Corps toscanischer und neapolitanischer Freiwilligen am 29. Mai bei Curtatone, was Karl zwang, mit einem Theile seines Heeres nach Goito zu gehen. Aber am 30. Mai besiegte er hier den Feind, wobei er leicht am Ohre verwundet wurde, und an demselben Tage capitulirte die Festung Peschiera. Radetzky war genöthigt, von einer Entscheidungsschlacht abzusehen und die letzte Verbindung mit Tirol und Oesterreich sicher zu stellen. Anstatt seinen Sieg auszunutzen, überließ sich Karl seiner gewohnten Unthätigkeit, gab den Truppen kein Zeichen, er theile ihren Enthusiasmus, erschien abgespannt, bleich wie ein Schuldbewußter, „mehr einem Flüchtlinge als einem Könige ähnlich". Rasch nahm Radetzky Vicenza am 11., Palmanova am 24. Juni, säuberte die ganze Gebirgsgegend, nahm Treviso und Padua und sperrte Venedig vom ganzen Festlande zwischen Piave und Etsch ab.

Mittlerweile war am 7. April das Wahlgesetz für Sardinien gegeben und am 27. April waren die ersten Wahlen abgehalten, am 8. Mai die Kammern durch den Statthalter, Prinzen Eugen, eröffnet und auf das Statut vom 8. Febr. beeidigt worden; bei diesem Anlaß wurde endlich Isabella II. als Königin Spaniens anerkannt und damit das starre Legitimitätsprincip verlassen. Die Lombardei war aufgerufen worden, über ihr Los zu entscheiden, und trotz aller Tumulte und Intriguen Mazzini's sprachen sich 561,002 Stimmen am 8. Juni für die sofortige Vereinigung mit Sardinien, 681 für Aufschub aus. Am 10. Juni unterzeichnete Karl in seinem Hauptquartiere zu Garda den Vereinigungsvertrag der Lombardei mit Sardinien, am 13. kam eine Convention beider Staaten zu Wege, in der den Lombarden ihre bisherigen Gesetze und Freiheiten verbürgt wurden und die Bestimmung getroffen war, daß eine Constituante aus allen Theilen des oberitalienischen Königreichs gewählt werden

tolle. Karl war weit vom Ziele entfernt, König von Oberitalien und Herr seiner Streitkräfte zu sein, er gewann eigentlich nichts durch diese Unionen und die ebenso günstigen Abstimmungen in Parma und Modena. In Venedig wuchs täglich Karl's Anhang, auf seine Hülfe rechnend, um nicht selbst handeln zu müssen, und am 4. Juli wurde mit 127 gegen 6 Stimmen die Fusion Venedigs mit Sardinien von der berathenden Versammlung beschlossen. Es gingen Gesandte nach Turin, um über die Form der Vereinigung zu verhandeln, die innere Kammern nahmen alle Bedingungen an, am 16. Juli erließ die sardinische Regierung ein Decret über die Einverleibung der Lombardei und des venetianischen Continents in Sardinien, am 27. proclamirten Senat und Deputirtenkammer in Turin die sofortige Vereinigung von Stadt und Provinz Venedig mit Sardinien zu einem Königreiche und noch am 7. Aug. wurde sämmtliche Staatsgewalt in Venedig Karl's Commissären überliefert. Aber bereits war alles verloren. In der Fusionsfrage vor allem hatte sich die wunderliche Mischung des Ministeriums Balbo kundgegeben und er trat am 8. Juli mit zwei Collegen zurück, Casati bildete am 26. ein neues Ministerium. Nach fünfwöchentlicher Unthätigkeit begannen die Feindseligkeiten wieder; Radetzky hatte Verstärkung erhalten, im Heere Karl's schlichen Clubisten und Verräther umher und seine Unentschlossenheit brach von neuem durch. Am 12. Juli begann er Mantua einzuschließen, stellte sein Heer auf enorme Dimension hin auf, bestand glücklich einige Gefechte, dann aber durchbrach Radetzky seine Linien bei Somma Campagna und vernichtete sein Heer in der furchtbaren Schlacht bei Custozza am 25. Juli; nach dem nächtlichen Würgen in Volta am 27. Juli zerstreuten sich die Reste in wilder Flucht. Ohne daß der Befehl gegeben wurde, traten die Offiziere und Soldaten den Rückzug nach dem Oglio an, an ein längeres Standhalten war nicht zu denken. Karl bot einen Waffenstillstand mit dem Oglio als Grenze an, aber Radetzky sah seines Heeres Auflösung und stellte unannehmbare Bedingungen. Karl mußte über Oglio und Adda zurück, eilte aber, anstatt sich nach Piacenza zu werfen, auf das Geschrei der von seinem Verrathe declamirenden Milanesen nach Mailand, um diese offene Stadt zu vertheidigen. Etwa 25,000 Mann sammelten sich um ihn, er achtete nicht auf die Abmahnungen seiner besten Generale und traf am 3. Aug. in Mailand ein, wo er mit Kälte und Wuth empfangen wurde und die Demokratie sich in ihrer rohesten Entartung breit machte. Radetzky folgte ihm auf dem Fuße nach, traf das Heer am 4. Aug. in Schlachtordnung aufgestellt und trieb die Sarden hinter die Wälle zurück. Karl bezog in der mit Barrikaden erfüllten Stadt den Palazzo Greppi, während er Unterhandlung mit Radetzky begann. Der Pöbel raste gegen „den königlichen Verräther", lud seine eigene Feigheit auf Karl's Schultern ab und bedrohte ihn im Palaste, wo er durch Barrikaden völlig von seinen Truppen abgeschnitten war; man schoß in seine Gemächer und auf der Straße nach ihm und seinen ritterlichen Söhnen, sprach von Verbrennung oder Sprengung des Palastes, damit er in den Flammen den Judaslohn finde, und kannte keine Grenze der Wuthausbruche. Mailand war nicht zu halten. Karl durfte nicht in der schmachvollen Gefangenschaft des Pöbels bleiben, General Alfonso Lamarmora rettete ihn vor der Volkswuth, er begab sich um Mitternacht in das Collegium Caldi Tacgi und für ihn unterzeichnete General Salasco mit Radetzky am 6. Aug. die Convention zur Uebergabe Mailands. Unter Verwünschungen, Schimpfreden und Flintenschüssen zog Karl mit seinem Heere in der Nacht ab und am 9. Aug. schlossen der Chef des sardinischen Generalstabes Salasco und der österreichische Generalquartiermeister Baron Heß in Vigevano einen Waffenstillstand zum Behuf von Friedensunterhandlungen: die Staaten sollten ihre alten Grenzen, die beiderseitigen Truppen ihr Belagerungsmaterial, ihre Munition und Ausrüstung wieder erhalten, die Festungen Peschiera, Rocco d'Anfo und Osepo von den sardinischen an die österreichischen Truppen übergeben, die Staaten Modena und Parma, die Stadt Piacenza und ihr Festungsrayon von den Sarden geräumt, Stadt, Forts, Häfen und Festland Venedigs von der sardinischen Flotte und dem Heere verlassen werden. So traurig endete der erste italienische Unabhängigkeitskrieg, und im Lombardisch-Venetianischen Königreiche führte die Reaction eine Soldatenherrschaft ans Ruder. Karl hatte ebenso wenig die oberitalienische Krone erhalten, wie sein Sohn, der Herzog von Genua, die sicilianische tragen sollte, welche ihm am 11. Juli angeboten worden war, aber auf Wunsch Karl's abgelehnt wurde. Hingegen tauchte bald wieder der Plan eines italienischen Fürstenbundes auf, das Ministerium in Turin wollte dadurch Alliirte zur Eroberung der Lombardei gewinnen; Pius, der höchst mistrauisch auf Karl geworden, näherte sich und stimmte der Conföderation bei, aber in Sardinien war man seit Ende August nur für eine Offensiv- und Defensivallianz mit dem Kirchenstaate und wollte nichts von einem Bunde der Fürsten unter päpstlichem Vorsitze wissen. Der Fürstenbund scheiterte.

Infolge der Niederlagen des Heeres bekam der Radicalismus in Sardinien die Oberhand, schrie nach neuem Kriege, ohne dabei mitkämpfen zu wollen, und andererseits wühlte die Reaction. Verleumdungen und Beschimpfungen auf Karl wollten kein Ende finden; in mehreren Städten kam es zu Unruhen. Obgleich die Kammern Karl am 29. Juli für die Dauer des Krieges alle executiven und legislativen Vollmachten übertragen hatten, wagte das Ministerium Casati nicht, den Waffenstillstand vor der tobenden Masse zu verantworten, erklärte, denselben nicht anzuerkennen, während es sich gegen Karl's Willen bemühte, den von Frankreich erbetenen Beistand zu beschleunigen, und dankte am 15. Aug. ab. Karl beauftragte den Grafen Revel mit der Neubildung, derselbe erhielt von Gioberti eine Absage, aber am 19. Aug. trat das Ministerium Alfieri, aus Gemäßigten gebildet, ans Ruder; der bedeutendste Mann darin war der Minister des Innern, Pinelli. Bald machten die Radicalen, verstärkt durch Tausende lombardischer Flüchtlinge, dem Cabinet das Leben schwer, griffen es grund-

los und um so wilder an. Karl war in Alessandria bei dem Heere; hier boten ihm am 15. Aug. der britische Gesandte Abercromby und der französische Legationssecretär de Naisel die Friedensvermittelung ihrer Mächte bei Oesterreich unter sehr günstigen Bedingungen an; später aber gestatteten beide Mächte Oesterreich selbst Bedingungen zu stellen, und Oesterreich wußte stets die Friedensunterhandlungen hinauszuschieben. Die Clubs donnerten gegen die Feigheit der Regierung, Brofferio empfahl ihr glühend Verwegenheit, der phantastische Gioberti präsidirte einem Centralcomité für italienische Conföderation, das ein gefahrlicher Rivale der Regierung zu werden drohte und sich am 10. Oct. in Nationalcongreß umtaufte. Als Karl am 14. Sept. in Turin ankam, schloß er sich verstimmt und gebrochen ein; wie sollte es ihn nicht jammern, nach allen schönen Träumen und stelzen Hoffnungen als der Verräther Italiens allerwärts gebrandmarkt zu werden! Mehr und mehr fürchtete er, zumal wenn er auf Genua blickte, das Uebermächtigwerden der Republikaner und Radicalen und immer wieder kam ihm der Gedanke, nur ein neuer Krieg mit Oesterreich könne den Makel des Verraths völlig von seinem Ehrenschilde tilgen und das Reich vor einer plötzlichen Explosion bewahren. Fortwährend erfolgten Modificationen im Ministerium Alfieri, bis am 16. Dec. Gioberti ein neues unter seinem Vorsitze an die Spitze der Geschäfte brachte. Der Ton der Kammer war überwiegend kriegerisch, obgleich das Heer jetzt zum Kriege absolut unbrauchbar war, und Mazzini wühlte für den Volkskrieg ohne Könige; in Genua folgten sich stete Tumulte. Dabei saß neben der Regierung eine Consulta der lombardischen Flüchtlinge, die ihr viel zu schaffen machte, und in Volksversammlungen zu Turin wurde die Fortsetzung des Krieges gebieterisch gefordert. Karl's Lage war verzweifelt, Leidenschaften zerwühlten sein ganzes Land, indessen Oesterreich trotz der britischen und französischen Vermittelung die Friedensverhandlungen erschwerte. Im October hob Karl die Wirkung aller politischen Verurtheilungen seit dem 1. Jan. 1821 auf und sprach den entlassenen Beamten, ihren Witwen und Waisen die gebührende Pension zu, was alle Gemäßigten für ihn einnahm. Das demokratische Ministerium Gioberti stellte in seinem Programme die Unabhängigkeit und Einigung Italiens und die Wiederaufnahme des Krieges mit Oesterreich voran, wurde der Sklave der demokratischen Partei, löste die ungeduldige Kammer am 30. Dec. auf, aber die neue war im höchsten Grade demokratisch. Der Papst sagte sich von Sardinien los, indem er seine Hülfe verschmähte, ebenso lehnte Toscana diese ab. Bei der Eröffnung der Kammer am 1. Febr. 1849 erklärte Karl, sollten die noch schwebenden Friedensvermittelungsversuche kein günstiges Resultat erzielen, so nehme er den Krieg wieder auf. Gioberti waltete durchaus unglücklich, Karl war froh, ihn am 21. Febr. los zu werden; selbst ohne die zum Regieren nöthige Willenskraft, sah er mistrauisch auf ihn als einen Aspiranten zu Richelieu's Stellung. Nun wurde General Chiodo Ministerpräsident. Alles schrie um die Wette nach Krieg und Karl wurde vom allgemeinen Geschrei um so eher betäubt, als er an allem verzweifelte; er zog den Krieg auf offener Wahlstatt, wenn ihn auch der britische Gesandte vor dem Einsatze der Krone warnte, dem Bürgerkriege vor. Am 12. März kündigte er den Waffenstillstand, am 13. motivirte er dies in seinem Kriegsmanifeste Europa gegenüber dadurch, daß sich die Oesterreicher durch Verweigerung der Herausgabe des Geschützbelagerungsparks von Peschiera, Besetzung der Herzogthümer, Blokade Venedigs und Plackereien der Bewohner des von den Sarden geräumten Gebiets der Verletzung des Waffenstillstandes schuldig gemacht hätten. Radetzky antwortete hierauf mit einem Manifeste an sein Heer, worin er Karl der Treulosigkeit geradezu zieh und unumwunden gestand, wenn er hätte ahnen können, daß die königliche Würde in Karl's Person so weit herabsinke, wurde er ihm die Schmach einer Gefangenschaft in Mailand nicht erspart haben. Karl verzichtete diesmal auf den Oberbefehl, trug ihn vergebens einigen französischen Feldherren an und gab ihn dem Polengeneral Chrzanowsky. Das Heer ging widerwillig in den Krieg, obgleich sich Karl als „das Schwert Italiens" (la spada d' Italia) kundgab. Radetzky ging am 20. über den Ticino, bestand mit den Sarden das unentschiedene Gefecht von Vigevano und Mortara und besiegte Chrzanowsky völlig bei Novara am 23. März. Vergebens suchte der zum Unglück prädestinirte Monarch den Tod des Soldaten, keine Kugel traf ihn. Er ließ Radetzky einen Waffenstillstand anbieten, dieser aber stellte ihm zu harte Bedingungen, da er ihm nicht traute.

Nur im Unglück großer Thaten fähig, dankte Karl, da er für sein Land keine andere Rettung sah, am späten Abende des 23. März zu Gunsten seines Kronprinzen Victor Emanuel (II.) ab, verließ unter den aufrichtigen Thränen der Umgebung, nur von zwei Dienern begleitet, Novara, schrieb seiner Gemahlin einen Abschiedsgruß auf ewig, reiste als Cavalerieoberst Graf de Barga durch die österreichischen Vorposten nach Nizza, ohne daß seine Söhne das Reiseziel kannten, durch Südfrankreich nach Spanien, wiederholte in Tolosa am 3. April 1849 schriftlich seine Abdankung und ging, schwer leidend, nach Oporto, wohin zu eilen er seinen Söhnen verbot, da sie im Lande nöthig seien. Der tiefe Gram über seine vernichteten Hoffnungen und über die maßlose Undankbarkeit der Parteien fraß ihm am Leben, und während daheim die öffentliche Meinung sich wieder zu seinen Gunsten wandelte, starb er schon am 28. Juli 1849 in Oporto.

Seine Leiche wurde nach Genua eingeschifft und in der Superga bei Turin bestattet, wie die eines Märtyrers verehrt. Im Volksglauben aber war er nicht gestorben, sondern weilte in einem Bergcastelle, um einst wieder hervorzutreten und das Schwert Italiens glücklicher zu schwingen. Seine Statue steht in Turin.

Seiner Ehe mit Königin Therese waren mehrere Kinder entsprossen, von denen ihn König Victor Emanuel II. und der Herzog Ferdinand von Genua überlebten. Die Königin starb am 12. Jan. 1858. Vgl. Vecchi, Vita di Carlo Alberto (Turin 1851); Cerutti, Storia di Carlo Alberto (2 Bde., Turin 1856—57);

N. Bianchi, Storia della monarchia Piemontese (3 Bde., Rom, Turin, Florenz 1877—79); A. Gallenga, History of Piedmont (Band 3, London 1855); Pinelli, Piemonts Militairgeschichte u. s. w., übersetzt von Riete, (Bande 2—3, Leipzig 1856—57); Gervinus, Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen (8 Bde., Leipzig 1855—66); H. Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart (Bande 1—2, Leipzig 1859—60); C. Ruth, Geschichte von Italien vom Jahre 1815—1850 (2 Bde., Heidelberg 1867); H. von Treitschke, Historische und politische Aufsätze (4. Aufl., Band 2, Leipzig 1871).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

VII. Karl: Könige von Schweden.

KARL I. bis KARL VI. (sagenhaft). Schwedische Könige dieses Namens haben nirgends anders existirt als in einem im 16. Jahrhundert verfaßten Verzeichniß der Könige von Schweden, aber es ist doch allgemeine Sitte geworden, den ersten König, der den Namen Karl führte, als den siebenten zu bezeichnen.

a) KARL VII. (eigentlich der erste schwedische König dieses Namens), Sohn des Königs Sverker I., wurde anfangs nach dem Tode seines Vaters, 1155 oder 1156, König nur in Götaland. Sverker I. hatte zwar einige Jahre über das gesammte Schwedenreich geherrscht, war aber schon vor seinem Tode in Svealand abgesetzt worden, und hier wurde Erik, später der Heilige genannt, zum König erkoren. Nachdem Erik der Heilige im J. 1160 von dem dänischen Prinzen Magnus Henriksson angegriffen und getödtet war, wurde Magnus Henriksson König über Svealand. Ob er wirklich weiter als über Svealand geherrscht hat, ist nicht ganz sicher. Jedenfalls dauerte seine Regierung nicht lange, denn 1161, ein Jahr nachdem Erik der Heilige getödtet war, brach eine Empörung los und Magnus Henriksson kam dabei um. Karl VII., der an der Empörung Theil genommen hatte, wurde jetzt auch in Svealand zum König gewählt, und so war ganz Schweden unter Einem Könige vereint. Er war der erste, der in den päpstlichen Bullen den Titel „Rex Sveorum et Gothorum" führte. Die Regierung Karl's VII. kennzeichnet sich durch ein sichtbares Streben, die beiden verschiedenen Volksstämme Svear und Götar zu verschmelzen. Das Wichtigste, was in dieser Hinsicht geschah, war, daß Schweden jetzt seinen ersten Erzbischof erhielt. Schon während der Regierung Sverker's I. war diese Frage angeregt worden, aber damals wurde nichts daraus wegen der Zwistigkeiten, die damals zwischen Svear und Götar herrschten. Da man sich damals über den Ort, wo der Erzbischof wohnen sollte, nicht einigen konnte, wurde der Erzbischof von Lund Primas der schwedischen Kirche. Jetzt wurden Gesandte zum Papst Alexander III. abgefertigt mit der Bitte, daß der Mönch Stephan die erzbischöfliche Würde erhalten möchte und daß Upsala (erst Alt-Upsala, später das neue Upsala) zum Sitz der schwedischen Erzbischöfe bestimmt werde. Der Papst willigte ein, und Stephan wurde in der Anwesenheit des Papstes vom Erzbischof Eskil von Lund im J. 1164 zum Erzbischof geweiht. Karl ernannte auch einen Jarl für das ganze Reich, der dem Könige in Regierungssachen behülflich sein sollte, während früher die Könige nur für einzelne Theile des Reichs bisweilen einen Jarl gehabt hatten.

Russische Geschichtschreiber sprechen von einem schwedischen Kriegszuge im J. 1164 nach Rußland, ohne daß die schwedischen Chroniken irgendetwas davon zu erzählen wissen. Wenn ein solcher wirklich stattgefunden hat, würde dies der erste Anfang der Jahrhunderte fortdauernden Streitigkeiten zwischen Schweden und Rußland sein.

Karl VII. regierte mit Klugheit, aber er konnte den Thron nicht lange in Ruhe behalten. Erik der Heilige hatte zwei Söhne, Knut und Philip hinterlassen, welche beide Ansprüche auf das Königreich machten. Knut, der ältere, machte zuerst einen bewaffneten Versuch, sich des Reiches zu bemächtigen, wurde aber geschlagen und mußte nach Norwegen fliehen, von wo er im J. 1167 zurückkam, Karl überraschte und tödtete.

(*O. Printzsköld.*)

b) KARL VIII. (Knutssen-Bonde), aus einer der vornehmsten schwedischen Familien, war 1409 geboren. Noch jung erhielt er schon eine hervorragende politische Stellung. Die Königin Margaretha, Stifterin der skandinavischen (Kalmarischen) Union, war gestorben, ihr Nachfolger, Erik XIII. von Pommern hatte allmählich eine allgemeine Unzufriedenheit gegen sich erregt, und schließlich war eine weit verbreitete Empörung ausgebrochen. An der Spitze standen die Einwohner von Dalekarlien unter Anführung von Engelbrecht. Die Lage war drohend und der König sah sich gezwungen, mehrere Forderungen zu bewilligen; so mußte er die beiden hohen Aemter des Truchseß und des Marschalls wieder besetzen, und indem er zwei Große des Reichs mit dieser Würde bekleidete, ihnen einen Theil der Gewalt übertragen. Im J. 1435 wurde Karl Reichsmarschall; bald sollte er aber eine noch höhere Stellung bekleiden. Es zeigte sich binnen kurzer Zeit, daß König Erik gar nicht die Absicht hatte, den Schweden seine Versprechungen zu halten, und der Aufruhr fing wieder an, diesmal mit Engelbrecht und Karl, anfangs gemeinschaftlich, an der Spitze. Es dauerte nicht lange, bis man sich entschloß, einen Reichsverweser zu ernennen, und Karl wurde dazu erkoren, da die Großen nicht gern an der Spitze einen Mann, der sich wie Engelbrecht hauptsächlich auf die Bauern stützte, sehen wollten. Diese Wahl erregte aber so allgemeine Unzufriedenheit unter den Anhängern Engelbrecht's, daß Karl sich genöthigt sah, die Macht gewissermaßen mit ihm zu theilen, ein Verhältniß, das jedoch nicht lange dauerte, denn im April 1436 wurde Engelbrecht von einem persönlichen Feinde ermordet. Von dem Tode Engelbrecht's bis 1440, als Kristopher von Baiern, nachdem Erik XIII. 1439 förmlich abgesetzt war, zum König gewählt wurde, war es Karl, der eigentlich die Regierung führte, obwol seine Stellung bei weitem nicht unbestritten war. Während der Regierung Kristopher's nahm Karl eine abwartende Haltung ein, den größten Theil der Zeit in Finland zubringend. Nach dem Tode Kristopher's 1448 begab er sich aber nach Stockholm,

und es zeigte sich bald, daß seine Partei so zahlreich war, daß diejenigen, welche einen andern König wünschten, nichts vermochten. Karl wurde mit großer Majorität zum König gewählt. Seine ersten Bestrebungen gingen darauf, theils die Insel Gotland, die noch immer von Erik XIII. besetzt war, mit Schweden wieder zu vereinigen, theils zum König von Norwegen gewählt zu werden. Die Aussichten, die er anfangs wirklich hatte, sich Gotlands zu bemächtigen, scheiterten hauptsächlich durch Verrath. In Norwegen wurde Karl zwar 1449 zum König gewählt, aber schon im folgenden Jahre gelang es dem dänischen Könige Christian, der mit ihm sowol um die schwedische wie die norwegische Krone wetteiferte, Karl's Wahl in Norwegen aufzuheben, um selbst gewählt zu werden. Um verschiedene Zwistigkeiten zwischen Schweden und Dänemark beizulegen, hatten zwölf Gesandte aus jedem Reiche sich 1450 in Halmstad versammelt. Die schwedischen Bevollmächtigten überschritten ihre Vollmacht und beschlossen unter anderm zur Erneuerung der skandinavischen Union, daß künftig wieder ein König für die beiden Reiche gewählt werden sollte; außerdem traten sie noch das Recht Karl's auf Norwegen an König Christian ab. Die Uebereinkunft in Halmstad zeigt deutlich die Vorliebe der schwedischen Aristokratie für die Union und auch auf wie wenig Unterstützung Karl rechnen konnte. Außerdem traf man in Halmstad noch das Uebereinkommen, den König zu zwingen, Lehen nur mit Zustimmung des Reichsrathes zu verleihen und kein Lehen ohne diese Zustimmung zurückzuziehen. Falls Karl darauf nicht eingehen sollte, wurde verabredet, die Krone Schwedens Christian anzubieten. Dieser Versuch, die Macht des Königs zu beschränken, gelang jedoch nicht und der König verfuhr mit Strenge gegen die Anstifter. Zwischen Schweden und Dänemark waren die Verhältnisse schon lange gespannt und man führte vergebens Unterhandlungen. Schließlich brach der Krieg aus 1451, die Grenzprovinzen wurden auf beiden Seiten vorzugsweise verheert, aber 1452 drangen die Dänen noch weiter, begünstigt von verrätherischen schwedischen Hauptleuten, und bedrohten selbst Stockholm. Vom Mai 1453 bis Mai 1455 war Waffenstillstand, aber nachher fingen die Feindseligkeiten wieder an, anfangs mit wechselndem Glück. Einen schwer ersetzbaren Verlust litt Karl, als einer seiner treuesten Anhänger, Tord Bonde, 1456 ermordet ward, und im folgenden Jahre brach eine Empörung aus, angestiftet von dem mächtigen Erzbischofe von Upsala Jöns Bengtsson Oxenstierna. Der Erzbischof trat selbst an die Spitze der Empörer und bald sah der König die Unmöglichkeit ein Widerstand zu leisten, und begab sich nach Danzig. Kurz nachher fiel Stockholm's Schloß in die Hände der Aufständischen, und als König Christian einige Monate später auf seiner Flotte nach Stockholm kam, wurde eine Reichsversammlung einberufen und Christian zum König von Schweden gewählt. Während der ganzen Regierungszeit Christian's, von 1457—1464, hielt Karl sich in Danzig auf, ohne irgendeinen ernsten Versuch zu machen, das Reich wieder zu gewinnen. Christian protestirte dagegen, daß die Stadt Danzig Karl erlaubte, sich da aufzuhalten, aber ohne daß dies einen Erfolg hatte. In Schweden ließ Christian einen förmlichen Proceß gegen Karl einleiten und ihn der Krone verlustig erklären. Die vielen und schweren Abgaben, die Christian Schweden auflegte, machten ihn daselbst wenig beliebt, und die dadurch allmählich entstandene Unzufriedenheit verschaffte sich Luft 1463 in einem neuen Aufruhr. Da der Erzbischof Neigung zeigte, sich den Aufrührern anzuschließen, nahm der König ihn gefangen; aber dies war eine That, die nicht dazu beitragen konnte, seine Stellung zu verbessern. Der Aufruhr dehnte sich nur noch mehr aus, nachdem Bischof Kettil in Linköping 1464 an die Spitze desselben getreten war, und in einem Treffen in Westmanland wurde Christian geschlagen. Die unter den Bauern herrschende Stimmung zwang kurz danach die Anführer Karl zurückzurufen; er kam und wurde im August 1464 als König begrüßt. Diesmal dauerte aber seine Regierung nur einige Monate, denn schon im Januar 1465 mußte er die Krone wieder niederlegen. Christian hatte den Erzbischof, den alten Feind Karl's, freigelassen und sich mit ihm versöhnt; der Erzbischof kehrte dann nach Schweden zurück, wo er die gegen Karl feindlichen Elemente mit dem oben erwähnten Erfolge organisirte. Karl erhielt jedoch einen Theil von Finland als Lehen, dorthin begab er sich jetzt und verblieb da, bis er zum dritten mal gerufen wurde, den Thron zu besteigen. Dies geschah am Ende des Jahres 1467, nachdem Karl schon mehrmals aufgefordert war zurückzukommen, ohne zu folgen. Jetzt fand er aber eine mächtige Partei unter den Großen des Reiches, die sich ihm anschlossen, wozu noch kam, daß der Erzbischof bald sein unruhiges Leben endete. Christian hatte aber noch immer Anhänger, die einige von den wichtigsten Schlössern innehatten; Unterhandlungen wechselten mit Kriegszügen, aber ohne eine Entscheidung herbeizuführen; die Hansestädte suchten vergebens, in Lübeck 1469 den Frieden zu Stande zu bringen. Im letzten Jahre der Regierung Karl's wurde sein Thron ernsthaft bedroht; nochmals brach ein einheimischer Aufruhr aus mit Unterstützung von Dänemark. Die Aufrührer unter Erik Karlsson (Vater) stritten mit Kraft und anfangs auch mit Glück gegen Karl, aber die beiden Sture, Nils und Sten, fochten mit großer Tapferkeit für Karl und es gelang ihnen, Erik Karlsson sowie das dänische Heer unter Christian zu schlagen. Kaum war dies geschehen, als Karl plötzlich erkrankte und am 15. Mai 1470 starb.

Viel von dem, was Karl im Innern angefangen hatte, war, obwol an und für sich klug, doch nicht geeignet, seine eigene Stellung zu stärken, sondern trug nur bei Misvergnügen zu schaffen. Besonders gilt dies von seinen Bemühungen, die dem Adel und der Kirche verliehenen Krongüter zurückzunehmen, sowie Einschränkungen in dem Dispositionsrechte des Adels über die Lehen einzuführen. Für die ökonomische Entwickelung hegte Karl viel Interesse, die älteste Münzverfassung, die man noch besitzt, wurde von ihm 1449 angefertigt.

(*O. Printzsköld.*)

c) KARL IX., Sohn des Königs Gustav I. mit seiner zweiten Gemahlin Margareta Eriksdotter Leijonhufvud,

war am 4. Oct. 1550 geboren, also noch nicht zehn Jahre alt, als sein Vater starb. Ihm war durch das Testament des Vaters als Herzogthum der größte Theil von Nerike, Södermanland und Wermland gegeben. Gleich nach der Thronbesteigung Erik's XIV. war die Stellung der Herzoge geordnet und viel mehr eingeschränkt worden, als es wahrscheinlich die Absicht Gustav's gewesen war. Karl war damals noch minderjährig, aber es wurde bestimmt, daß er sich, mündig geworden, danach richten sollte. Obwol erst 18 Jahre alt, nahm er activen Theil an der Empörung, die 1568 seinen Bruder Erik vom Throne stürzte. Erik gab sich Karl gefangen, der andere Bruder, Johann (III.), bestieg den Thron. Karl wurde dadurch belohnt, daß die oben erwähnten Einschränkungen in der Stellung des Herzogs wieder aufgehoben wurden. Die Eintracht unter den Brüdern dauerte jedoch nicht lange. Das Verhältniß zu dem gefangenen Könige war eine Ursache von Streitigkeiten, Johann argwöhnte, daß Karl Theil an den Verschwörungen zu Gunsten Erik's habe, und Karl misbilligte die Art, in welcher Erik behandelt wurde. Eine andere Ursache lag in dem Verhältnisse zwischen den königlichen und fürstlichen Gerechtsamen, da Johann jetzt natürlich eine andere Auffassungsart hatte denn als Herzog. Den größten Zwiespalt unter den Brüdern erregte aber Johann durch seine Maßregeln auf dem religiösen Gebiete. Sein Versuch, eine neue Kirchenordnung einzuführen, sowie die Geneigtheit, die er einige Zeit den katholischen Reactionsversuchen zeigte, begegneten einem energischen Widerstande bei Karl, der in seinem Herzogthume den Priestern Schutz gab, die bei Johann in Ungnade gerathen waren. Um diese Zwistigkeiten zu schlichten, rief Johann 1582 den Reichstag zusammen. Zwar gelang es dem Könige, den Reichstag zu bewegen, des Herzogs Macht einzuschränken, aber da Karl sich nicht fügen wollte, war der Anlaß zum Zwiespalt doch nicht gehoben, sondern die Spannung nahm immer mehr zu und wurde zuletzt so stark, daß man den Ausbruch eines Bürgerkrieges fürchtete. Eine Versöhnung kam jedoch 1587 zu Stande, Karl gab in verschiedenen Fragen nach, aber nicht in den kirchlichen, die man auf einer allgemeinen Kirchenversammlung gemeinschaftlich regeln sollte. Während der letzten Jahre der Regierung Johann's schlossen die Brüder sich wieder aneinander der Gefahr gegenüber, die beiden dem Königthume von der Aristokratie zu drohen schien. Johann's Sohn Sigismund war 1587 zum König von Polen gewählt, und bei dieser Gelegenheit zeigte die schwedische Aristokratie, wohin sie strebte. Als es später noch deutlicher wurde, daß der Adel seine alte Stellung wieder zu gewinnen trachtete, schloß sich Johann an Karl, versöhnte sich vollständig mit ihm und willigte in seine sämmtlichen Forderungen. Nachher war es eigentlich Karl, welcher die Regierung führte, wobei er dieselbe Thätigkeit und Klugheit zeigte, die er schon vorher in seinem eigenen Herzogthume bewiesen hatte.

Am 17. Nov. 1592 starb Johann und Karl eilte sogleich nach Stockholm, um mit dem Reichsrathe ein Uebereinkommen zu treffen. Die Regierung sollte gemeinschaftlich geführt werden und weder Karl noch der Reichsrath irgendetwas anfangen, ohne daß es erst von der andern Seite gebilligt war. Einer der ersten Beschlüsse war die Einberufung der schon mehrmals in Frage gekommenen Kirchenversammlung nach Upsala im Anfange von 1593. Der dort gefaßte Beschluß sollte dazu dienen, die religiosen Verhältnisse zu ordnen und zu befestigen. Ein Gesandter wurde zum König von Polen abgefertigt mit der Aufforderung, den Beschluß zu sanctioniren; dies wollte aber der König nicht thun, sondern begab sich im September 1593 nach Schweden. Karl und der Reichsrath traten jetzt so kräftig und einig auf, daß es ihnen gelang, den König zu zwingen, die gewünschte Versicherung abzugeben, daß er die Religionsfreiheit hüten und Schwedens Gesetze respectiren wolle. Erst nachdem der König diese Versicherung abgegeben hatte, wurde er gekrönt (Februar 1594); einige Monate später begab er sich nach Polen zurück. Vorher war es aber nothwendig, Bestimmungen zu treffen über die Führung der Regierung während der Abwesenheit des Königs. Karl forderte, daß die Regierung ihm ganz und gar übertragen werde, Sigismund wollte so viel wie möglich in seinen eigenen Händen behalten. Ohne diese Schwierigkeiten zu lösen, verließ der König Schweden. Es blieb dann nichts übrig, als daß Karl und der Reichsrath ein Uebereinkommen trafen; Karl wurde als Reichsverweser anerkannt, versprach aber, dem Rathe des Reichsraths gemäß zu regieren. Da Sigismund auch dies nicht billigen wollte, wurde ein Reichstag (Herbst 1595) nach Söderköping einberufen, obwol dies gegen das ausdrückliche Verbot des Königs war. Trotzdem trat der Reichstag zusammen und erkannte Karl als Reichsverweser an. Karl begann gleich die von Sigismund angefangene katholische Reaction zu bekämpfen, sowie mehrere von Sigismund ernannte Statthalter zu entfernen. Am schwierigsten war es in Finland, wo der von Sigismund eingesetzte Statthalter sich weigerte, Karl zu gehorchen. Karl wollte ihn mit bewaffneter Hand zwingen, aber so weit wollte der Reichsrath doch nicht gehen, und es trat eine Spannung zwischen Karl und dem Reichsrathe ein, die so weit ging, daß Karl die Regierung niederlegen wollte und deshalb den Reichstag zusammenrief. Als Sigismund dies erfuhr, bevollmächtigte er anfangs 1597 den Reichsrath der Regierung vorzustehen, und verbot den Reichstag. Der Reichstag trat jedoch in Arboga zusammen, obwol die Rathsherren nicht dorthin kamen. Die in Upsala und Söderköping gefaßten Beschlüsse wurden nochmals bestätigt. Mehrere der Rathsherren, die sich Karl widersetzt hatten, verließen jetzt das Reich und begaben sich zu Sigismund. In Finland leisteten Sigismund's Anhänger noch immer Widerstand, und Karl mußte zuletzt selbst sich dorthin begeben, um die Ordnung wiederherzustellen. Dies gelang ihm auch und er ließ sich bei dieser Gelegenheit als Reichsverweser anerkennen (Herbst 1597). Sigismund, der jetzt endlich fand, daß es Zeit sei, ernsthaft einzuschreiten, schrieb und forderte die Reichsstände auf, sich von Karl loszusagen, da dieser seine Befugnisse überschritten habe. Im Sommer 1598 kam Sigismund mit

Truppen nach Schweden, um seine Stellung dort aufrecht zu erhalten. Die Vortheile, die er anfangs erreichte, wußte er aber nicht zu benutzen, und als es am 25. Sept. 1598 zu einem Treffen bei Linköping kam, wurde Sigismund gründlich geschlagen. Die Rathsherren, die zu Sigismund geflohen waren, mußte dieser an Karl ausliefern, ein Vertrag wurde geschlossen, Sigismund erneuerte die Versprechen, die er schon bei seiner Krönung abgegeben hatte, der Reichstag sollte zusammengerufen werden und der König sich selbst nach Stockholm begeben. Anstatt dies letztere zu thun, segelte Sigismund nach Danzig und verhehlte nicht seine Absicht, das nächste Jahr zurückzukommen und den Streit wieder aufzunehmen. Jetzt wurde es aber klar, daß auf Sigismund nicht zu rechnen war. Im Anfange des J. 1599 wurde beschlossen, Sigismund aufzufordern, entweder selbst zurückzukommen und das Reich nach seinem Eide zu regieren oder seinen Sohn zu senden, sonst würde man ihm nicht mehr gehorchen; inzwischen sollte Karl die Regierung führen. Auf einem neuen Reichstag in Stockholm wurde Sigismund definitiv abgesetzt, aber wenn er sich binnen 6 Monaten entschließen würde, einen von seinen Söhnen nach Schweden zu senden, sollte dieser als König anerkannt werden. Da aber keine Antwort von Sigismund kam, wurden seine sämmtlichen Nachkommen aller Rechte auf den schwedischen Thron verlustig erklärt (in Linköping Februar 1600) und Karl als König anerkannt. Karl selbst wollte aber Sigismund noch eine Frist geben und erst nach dem Reichstage von 1604 fing Karl an, den königlichen Titel zu führen. Mit rücksichtsloser Strenge verfuhr er gegen alle Anhänger Sigismund's; mehrere Rathsherren hatten sich Sigismund angeschlossen, wurden aber von diesem an Karl ausgeliefert. Karl ließ sie vor ein außerordentliches Gericht stellen und zum Tode verurtheilen (in Linköping 1600). Kurz nach dem Reichstage in Linköping ging Karl nach Estland hinüber, theils um sich dieser damals schwedischen Provinz zu versichern, theils um sich gegen die etwaigen Rüstungen der Polen in Livland zu schützen. Ein glücklicher Feldzug in Livland brachte bald beinahe das ganze Land in die Hände der Schweden. Die Polen gewannen indeß bald (1601) mehrere Festungen zurück. Karl selbst verließ jetzt den Kriegsschauplatz und ging nach Finland, wo seine Anwesenheit von nöthen war, denn dieses Land war in der letzten Zeit sehr vernachlässigt worden. Karl zeigte aber hier wie überall, wo er die Gelegenheit hatte, persönlich einzugreifen, großes administratives Talent. Die Stellung der Schweden in Livland verbesserte sich nicht in den Jahren 1602—1605, im Gegentheil, die Polen fingen selbst an Eroberungen in Estland zu machen. Karl entschloß sich dann noch einmal nach Livland zu gehen (Herbst 1605), erlitt aber eine gründliche Niederlage bei Kirkholm. Von dieser Zeit an wurde der Krieg in Livland weniger energisch getrieben, indem der Kriegsschauplatz nach Rußland verlegt wurde. In den innern Streitigkeiten, die zu dieser Zeit Rußland verheerten, hatte Sigismund sich auf die Seite des sogenannten falschen Dimitri gestellt, und dieser bedrohte auch während seiner kurzen Regierung Schweden mit Krieg. Sein Nachfolger, Wasili Szuiski, wandte sich aber nach Schweden mit der Bitte um Hülfe, da Sigismund nämlich einen neuen Dimitri unterstützte. Eine Allianz zwischen Schweden und Rußland wurde 1608 geschlossen und 1609 bestätigt. Schweden versprach Hülfstruppen zu senden, und solche wurden auch unter Jakob De la Gardie hinübergesandt. Anfangs hatten die vereinigten Armeen Glück und drangen bis Moskau vor. Kurz nachher erlitt aber De la Gardie eine Niederlage, Wasili Szuiski wurde gestürzt und Sigismund's Sohn Wladislaw zum Zaren gewählt (Sommer 1610). Das folgende Jahr ging es besser für die Schweden und De la Gardie traf ein Uebereinkommen mit der gegen die Polen feindlichen Partei, daß einer von Karl's Söhnen Zar werden sollte. Dieser Vorschlag traf aber Karl erst auf dem Sterbebette. Es war seinem Nachfolger vorbehalten, den russischen Krieg zu beenden, sowie den Krieg mit Dänemark, der die letzten Monate der Regierung Karl's beunruhigte. Erst im April 1611 wurde der Krieg gegen Dänemark erklärt, obwol schon lange das Verhältniß zwischen den beiden Reichen nicht das beste gewesen war. Der Sommerfeldzug 1611 war nicht entscheidend, fiel aber im allgemeinen schlecht für die Schweden aus. Karl hatte selbst persönlichen Theil daran genommen und er war auf dem Rückwege nach Stockholm, als er erkrankte und im October 1611 starb.

Schon als Herzog hatte Karl eine großartige Wirksamkeit in seinem Herzogthume ausgeübt; dieselbe Wirksamkeit verfolgte er als König und in größerem Maßstabe, jede Art von industrieller Thätigkeit wurde von ihm ermuntert, besonders aber der Bergbau. Das unter dem vorhergehenden Regenten in Unordnung gerathene Münzwesen wurde von Karl wieder geordnet. Dem Communicationswesen widmete Karl viel Aufmerksamkeit, obwol er nicht die Zeit hatte, seine Pläne auszuführen. Auch auf dem Gebiete der Gesetzgebung hat Karl mehr vorbereitet als durchgeführt. (*O. Printzsköld.*)

d) KARL X. (Gustav), König von Schweden 1654—1660, Sohn des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Pfalz-Zweibrücken und der Katharina, Tochter Karl's IX., wurde in Schweden, wohin die Aeltern sich nach dem in Deutschland erlittenen ungünstigen Schicksale begeben hatten, den 8. Nov. 1622 geboren. Die Aeltern blieben in Schweden und dort erhielt Karl seine erste Erziehung, die später durch Reisen in fremden Ländern vollendet wurde. Erst gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges konnte er an demselben theilnehmen. In der Schule des großen schwedischen Feldherrn Torstenssson lernte Karl die Kriegskunst. Nach einigen Jahren kehrte er wieder nach Schweden zurück, die Hoffnung hegend, daß ihm Königin Christina die Hand reichen werde. Christina erfüllte diese Hoffnung nicht, ernannte ihn aber zum Generalissimus sämmtlicher in Deutschland liegenden schwedischen Truppen. Dies geschah im Januar 1648, also nur einige Monate vor dem Friedensschlusse, und er hatte so keine Gelegenheit etwas Bedeutendes zu leisten. Doch wurde ihm aufgetragen, die diplomatischen Unterhandlungen, die nach dem Friedensschluß folgten und erst

1650) zu Ende gebracht wurden, zu leiten. Schon 1649 war es Christina gelungen, die Anerkennung Karl Gustav's als Thronfolger vom Reichstage zu erlangen in dem Falle, daß die Königin ohne männliche Erben sterben sollte, und im folgenden Jahre vermochte sie den Reichstag, die Krone als erbfällig unter Karl's männlichen Nachkommen zu erklären. Die Jahre, die zwischen diesem Beschlusse und der Thronentsagung Christina's verflossen, verlebte Karl Gustav in strenger Zurückgezogenheit auf Oeland. Die schlechte Haushaltung, die besonders den letzten Theil der Regierung Christina's kennzeichnete, erregte allgemeine Unzufriedenheit. Da Karl die Art der Königin misbilligen mußte, aber nichts dagegen auszurichten vermochte, fand er es am richtigsten, sich entfernt zu halten. Am 6. Juni 1654 setzte Christina ihre langgehegte Absicht ins Werk und legte die Krone nieder; denselben Tag wurde Karl Gustav gekrönt.

Christina übergab Schweden an Karl Gustav in traurigen Verhältnissen, denn ihre Vergeudung hatte die Finanzen in die größte Unordnung gebracht. Der Adel hatte die Vortheile davon gehabt und gegen den Adel richteten jetzt die übrigen Stände die Forderungen einer Reduction der in Besitz des Adels gerathenen Domänen. Der König regte selbst diese Frage an auf dem Anfang 1655 zusammentretenden Reichstage und setzte auch seine Meinung durch gegen den Reichsrath und den Adel. Einige Donationen sollten sogleich zurückgegeben werden, andere erst später unter gewissen Bedingungen. Sämmtliche Inhaber der Staatsdomänen mußten außerdem eine jährliche Contribution bewilligen. Diese Reduction sollte nur als Anfang dienen, eine umfassende Untersuchung bis zum nächsten Reichstag gemacht werden. Karl Gustav machte dem 1655 versammelten Reichstage auch Mittheilung von seinen Kriegsplänen und erhielt volle Freiheit des Handelns. Karl Gustav hegte nämlich die Furcht, daß Rußland sich auf Polens Kosten stärken wolle und dadurch ein gefährlicher Nachbar für Schwedens Ostseeprovinzen werden möchte. Eigentlich um Rußland zuvorzukommen, griff Karl Polen an, und wol auch in der Hoffnung, gleichzeitig Schwedens Macht jenseit der Ostsee noch mehr auszudehnen. Der so außerordentlich günstige Verlauf des polnischen Krieges gab jedoch Karl's Plänen und Hoffnungen größere Dimensionen. Der Krieg fing im Sommer 1655 an; Karl ging selbst nach Pommern und rückte von da in Polen ein, während gleichzeitig zwei andere schwedische Heere von verschiedenen Seiten Polen angriffen. Ohne irgendeinem ernsten Widerstande zu begegnen, rückten die schwedischen Truppen vor, nahmen Warschau und Krakau ein und zwangen König Johann Kasimir, sein Reich zu verlassen. Binnen einigen Monaten war ganz Polen von Karl Gustav eingenommen; Preußen war jedoch nicht erobert und dorthin begab er sich Ende 1655. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem Karl Gustav hier begegnete, hatte auch Absichten auf dieses Land, wurde aber gezwungen, den Vertrag zu Königsberg (Januar 1656) zu schließen, sich zum Bundesgenossen Schwedens zu erklären und Ostpreußen als Lehen von Karl Gustav anzunehmen. Das außerordentliche Glück, das Karl's Waffen begleitete, mußte aber Neid und Furcht erwecken. In Polen, wo sich anfangs so wenig Widerstandsfähigkeit gezeigt hatte, trat jetzt eine Reaction ein. Johann Kasimir kam zurück und um ihn versammelten sich viele der Polen, die sich kurz vorher an Karl Gustav angeschlossen hatten. Der folgende Feldzug kostete den Schweden große Anstrengungen, ohne daß etwas Wesentliches ausgerichtet wurde. Karl Gustav sah sich gezwungen, sich näher an den Kurfürsten von Brandenburg anzuschließen und mit ihm (Juni 1656) den Vertrag zu Marienburg zu schließen, wodurch dem Kurfürsten, als Ersatz für die Hülfe, die er zu leisten sich verband, gewisse Theile von Polen mit voller Souveränetät versprochen wurden. Die vereinigten schwedischen und brandenburgischen Truppen schlugen Johann Kasimir bei Warschau (18—20. Juli 1656), aber Karl Gustav's Lage war doch nicht mehr so gut wie vorher. Die Russen hatten den Krieg erklärt und waren über die Grenze gegangen, der Kurfürst machte immer größere Forderungen, Karl Gustav bot Johann Kasimir Frieden an, aber sein Anerbieten wurde zurückgewiesen. Um sich des Kurfürsten zu versichern, mußte Karl Gustav ihm jetzt die Souveränetät über Ostpreußen zusichern. Zwar bekam Schweden einen neuen Alliirten durch den Vertrag mit dem Fürsten Rakoczy von Siebenbürgen, aber dies konnte doch die Lage nicht wesentlich verbessern. Rakoczy's Truppen vereinigten sich wol anfangs 1657 mit den Schweden, ohne jedoch etwas auszurichten. Die Kriegserklärung Dänemarks (Juni 1657) rief Karl Gustav aus Polen fort, und der Krieg wurde dort in den übrigen Jahren seiner Regierung lau betrieben. Ebenso war es mit dem russischen Kriege, welcher damit angefangen hatte, daß die Russen Finland und die schwedischen Ostseeprovinzen verheert hatten. So war der dänische Krieg, der die letzte Zeit von Karl's Regierung beinahe ausschließlich beschäftigte, und die Folgen dieses Krieges sollten von der größten Bedeutung werden. Der dänische König hoffte wiedererlangen zu können, was Dänemark an Schweden abgetreten hatte, und er wurde zum Krieg getrieben von den Staaten, die verhindern wollten, daß Karl Gustav auf eine zu kräftige Weise in die Schicksale Europas eingriff. Rasch verließ Karl Preußen und rückte plötzlich in Holstein ein. Dieses Land sowie Schleswig und der größte Theil von Jütland wurden bald unterworfen. Der Plan des Königs war, auf der Flotte nach Seeland hinüber zu gehen, um den Feind auch von dieser Seite anzugreifen, aber für diesen Plan hatte er auf die englische Flotte gerechnet und diese kam nicht, wodurch seine Lage anfing kritisch zu werden. Da kam aber ein außerordentlich kalter Winter, der es Karl Gustav möglich machte (Januar und Februar 1658) seinen merkwürdigen Marsch über das gefrorene Meer nach Fühnen und Seeland zu machen. Dänemark hatte jetzt keine andere Wahl als Unterwerfung und der Friede in Roeskilde gab Schweden seine natürlichen Grenzen, indem es die Provinzen Schoonen, Halland, Blekingen und Bohuslän erwarb, außerdem Drontheim in Norwegen und die Insel Bornholm. Der Roeskilder Friede ist als der Höhepunkt der Erfolge

Karl's X. zu bezeichnen, aber Gefahr drohte noch immer von andern Seiten. Polen war noch immer ein unversöhnlicher Feind, der Kurfürst von Brandenburg hatte Frieden mit Polen geschlossen und neigte jetzt nach jener Seite hin, Oesterreich war auch unter Schwedens Feinde zu rechnen. Um sich gegen diese Feinde wenden zu können, mußte Karl ruhig sein können, daß er nicht in Dänemark einen Feind im Rücken hatte. Als Karl aber die Erfüllung der Bedingungen des Roeskilder Friedens forderte, zeigte es sich, daß Dänemark Schwierigkeiten machen wollte und diesem Staate nicht zu glauben war. Im Sommer 1658 entschloß sich also Karl Gustav, einen zweiten Feldzug gegen Dänemark zu beginnen. Kopenhagen würde wahrscheinlich in seine Hände gefallen sein, wäre nicht eine holländische Flotte zum Schutz der Stadt herbeigeeilt. Auf beinahe allen Punkten des Kriegsschauplatzes ging es den Schweden während der letzten Monate von 1658 schlecht. Karl wollte dann einen Sturm auf Kopenhagen versuchen (Februar 1659), wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Karl's Stellung wurde 1659 immer schwieriger, immer isolirter, auf Fühnen erlitten die schwedischen Truppen eine blutige Niederlage, in Pommern und Preußen rückten die vereinigten Polen, Oesterreicher und Brandenburger immer mehr vorwärts. Es war Karl Gustav nicht vergönnt, Schweden aus dieser gefährlichen Lage zu befreien, denn während er in Gothenburg mit dem Reichstage verhandelte, starb er plötzlich am 13. Febr. 1660. Er war mit Hedwig Eleonore Prinzessin von Holstein-Gottorp vermählt.

Die Kriege, die den größten Theil von Karl's X. Regierung ausfüllten, hinderten ihn, seine großen Talente zur Förderung der innern Verhältnisse des Landes anzuwenden. Selbst die von ihm angefangene Reduction wurde in den letzten Jahren nur lau betrieben, um erst später unter andern Verhältnissen wieder aufgenommen zu werden. (*O. Printzsköld.*)

e) KARL XI., König von Schweden 1660—1697, Sohn Karl's X. und seiner Gemahlin Hedwig Eleonore von Holstein-Gottorp, ist geboren am 24. Nov. 1655. Erst vier Jahre alt, folgte er seinem Vater auf den Thron, es mußte also die Regierung längere Zeit von Vormündern geführt werden. Karl Gustav hatte in seinem Testamente eine Regentschaft eingesetzt, der die Königin-Mutter präsidiren, die Inhaber der fünf hohen Reichsämter Mitglieder sein sollten; seinem Bruder Adolf Johann übertrug Karl Gustav das Reichsmarschallamt. Sobald aber Karl X. todt war, zeigte es sich, daß weder der Reichsrath noch der Adel diese Bestimmungen respectiren wollten. Der Pfalzgraf wurde ausgeschlossen und außerdem noch eins der vom König ernannten Mitglieder der Regentschaft, von welchem die Adelspartei fürchtete, daß es zu energisch die Reduction befördern würde. Die Macht des Reichsrathes und der Stände wurde vergrößert durch neue Bestimmungen betreffend die Führung der Regierung während der Minderjährigkeit des Königs. Große Aufgaben lagen der neuen Regierung vor in der innern wie in der äußern Politik. Wohl gelang es kurz nach dem Tode Karl Gustav's, Frieden zu schließen mit Polen, Dänemark, Oesterreich und Brandenburg, aber Schwedens Stellung im europäischen Staatensysteme forderte zu dieser Zeit mehr als gewöhnlichen Scharfsinn von dem, der die äußere Politik zu leiten hatte. Im Innern herrschte Uneinigkeit zwischen den verschiedenen Klassen, Armuth und Noth beinahe in allen Theilen des Reiches als Folgen der Kriege, die neuen Provinzen mußten organisirt und die Reduction fortgesetzt werden, um Ordnung in die Reichsfinanzen zu bringen. Leider kann nicht gesagt werden, daß die Vormünder Karl's XI. diese Forderungen erfüllt haben. Was die Reduction und das damit zusammenhängende Finanzwesen betrifft, fing man damit an die Reduction fortzusetzen und durch strenge Haushaltung das Gleichgewicht des Budgets wiederherzustellen, aber dies dauerte nicht lange und bald wurde ein ganz entgegengesetztes System eingeführt. Die Mitglieder der Regierung vertheilten untereinander und ihre Freunde Donationen von Staatsdomänen, und die hierdurch in den Finanzen herbeigeführte Unordnung übte eine schädliche Einwirkung auf die äußere Politik: die Subsidien wurden oft der leitende Grund für die Entscheidung, auf welche Seite Schweden sich stellte. Es war kein Geheimniß, daß Schwedens Freundschaft dem zu Gebote stand, der am meisten zahlen wollte. Nachdem Schweden sich zuerst mit England und Holland vereinigt hatte, um Ludwig's XIV. Eroberungspläne zu bekämpfen, gelang es nachher Ludwig XIV. durch das Versprechen größerer Subsidien, Schweden von diesem Verbande zu trennen und es zu seinem Alliirten auf 10 Jahre zu machen. Dies geschah 1672, einige Monate, ehe Karl XI. selbst die Regierung übernahm. Da dies bei einem Alter von nur 17 Jahren geschah, regierte er anfangs mehr dem Namen nach als in der Wirklichkeit, und das alte System konnte ziemlich ungestört fortbestehen. Erst als die Unglücksfälle anfingen sich zu häufen, die Folgen der Fehler der Vormünder sich zeigten und Karl selbst etwas Erfahrung gewonnen hatte, nahm er die Regierung in die eigene Hand. Es war die Hoffnung der regierenden Partei gewesen, daß es trotz der Bestimmungen des Tractats mit Ludwig XIV. nicht nothwendig für Schweden werden würde, activ aufzutreten, aber die Verhältnisse zwangen Frankreich Schwedens Hülfe zu suchen, und gegen das Versprechen erhöhter Subsidien griff Schweden 1674 zu den Waffen, sich gegen Brandenburg wendend. Die Niederlage der schwedischen Truppen bei Fehrbellin 1675 wurde zum Signal für den Kaiser, Holland und Dänemark, Schweden den Krieg zu erklären. Schwedens deutsche Provinzen wurden vom Feinde überschwemmt, ohne daß es möglich war, Hülfe dorthin zu senden. Im Frühjahre 1676 erlitt die schwedische Flotte bei Oeland eine bedeutende Niederlage und jetzt konnten die Dänen nach Schoonen hinübergehen und sich von da nach Halland und Blekingen ausbreiten. Die Gefahr war drohend, denn die Stimmung unter der Bevölkerung in den ehemaligen dänischen Provinzen war nicht die beste. Karl eilte mit dem Heere dahin, um das weitere Vordringen zu verhindern; im August 1676 siegten die Schweden bei Halmstad und einige Monate

später erfocht Karl einen noch bedeutenderen Sieg bei Lund. Der Krieg war jedoch damit nicht zu Ende; die schwedische Flotte, die Hülfstruppen nach Deutschland hinüberführen sollte, erlitt eine neue Niederlage im Sommer 1677, aber Karl selbst siegte bei Landskrona. Die deutschen Provinzen erhielten aber keine Unterstützung und die Stellung der Schweden wurde immer schwieriger; ein Einfall in Preußen von Livland aus (1678) mißglückte ganz und gar. Gleichzeitig mit den Kriegsbegebenheiten waren Unterhandlungen geführt und diese schienen jetzt endlich ein Resultat herbeizuführen. Anfang 1679 wurde Frieden mit dem Kaiser geschlossen, im Sommer mit Brandenburg und schließlich auch mit Dänemark. Mit Zufriedenheit konnte Karl das Resultat dieser Friedensschlüsse ansehen, denn der Versuch, das, was Schweden durch die Kriege Gustav Adolf's und Karl's X. gewonnen, ihm wieder abzunehmen, war ganz gescheitert und endlich hatte das Reich äußere Ruhe erhalten. Jetzt erst wurde es Karl möglich, mit den großen innern Fragen zu beginnen: den Vormündern Rechenschaft abzufordern, die Reduction durchzuführen, Ordnung in die sämmtlichen Zweige der Staatsverwaltung zu bringen. Die Siege des Königs und die bedeutende Rolle, die er im Kriege gespielt, hatten seinen Charakter schnell gereift und ihn für die neue Stellung, die er jetzt im Innern einnehmen sollte, würdig gemacht. Der Reichsrath hatte seine Untauglichkeit gezeigt und mußte jetzt für seine Fehler büßen. Eine neue Epoche wird gewöhnlich datirt von dem ersten Reichstage, der nach dem Frieden zusammentrat (1680), denn dort wurde der Grund zu der unbeschränkten Königsgewalt gelegt, indem der Reichsrath beiseitegeschoben und die Erklärung gegeben wurde, daß der König an keine Regierungsform gebunden sei. Eine Commission wurde eingesetzt, um die Mitglieder der Regentschaft während der Unmündigkeit zu richten. Die Reduction wurde wieder ins Leben gerufen und erhielt eine größere Ausdehnung als zuvor; die den Grafen und Freiherren verliehenen Lehen wurden eingezogen. Die 1680 gefaßten Beschlüsse waren an und für sich von großer Wichtigkeit, wurden aber in noch viel höherem Grade bedeutsam durch die Art, in welcher sie vollzogen wurden. Alle alten Reichsräthe mußten ihre Abschiedsgesuche eingeben, und die, welche beibehalten wurden, erhielten den Titel königlicher Räthe. Der Reichstag von 1682 entwickelte den Absolutismus noch weiter, und durch eine ausdrückliche Erklärung wurde die ganze Reduction in die Hände des Königs gelegt und ihm Macht gegeben, dieselbe so weit auszudehnen, als er irgend nöthig finden würde. Die gegen die Vormünder gerichtete Untersuchung wurde mit Strenge geführt und die Angeklagten nicht nur wegen eigennütziger Beschlüsse, Donationen und anderer Vortheile, die sie selbst genommen oder ihren Freunden gegeben hatten, gerichtet, sondern auch wegen des ganzen finanziellen Systems, weil dies dem Staate zum Schaden gereicht hatte. Die Reduction wurde sofort kräftig betrieben und während ihrer Dauer mehr und mehr ausgedehnt. Als Karl XI. starb, war das Ganze noch nicht fertig, aber es war dem Staate ein jährliches Einkommen von etwa 4 Millionen Kronen wiedergewonnen. Daß dies nicht möglich war, ohne viele zu ruiniren und viel Mißvergnügen zu schaffen, war natürlich. Anfangs war die Reduction eigentlich gegen die höhere Aristokratie gerichtet, aber sie traf allmählich den ganzen Adel. Es wurde aber hierdurch Karl möglich, Ordnung in die Finanzen zu bringen, Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe herzustellen und den größten Theil der Staatsschulden zu bezahlen. Das „indelningverk", diese für Schweden eigenthümliche, noch existirende Armeeorganisation, wodurch das Vertheidigungswesen mit dem Grundbesitze verbunden wurde, ordnete Karl, aber es war lange vorher begründet. Ohne die durch die Reduction zurückgewonnenen Domänen wäre dies nicht möglich gewesen. Der Flotte widmete Karl große Aufmerksamkeit und von ihm wurde Karlskrona, noch jetzt Schwedens erste Flottenstation, angelegt. Uebrigens fand alles, Staatsverwaltung, Gerichtswesen, Handel, Industrie und geistige Cultur, in ihm einen kräftigen Forderer.

Die spätere Hälfte der Regierung Karl's XI. zeigte eine große Veränderung in der äußern Politik. Die lange Zeit Schwedens Politik kennzeichnende franzosenfreundliche Tendenz wurde verlassen und Schweden schloß sich vielmehr den gegen Ludwig XIV. verbündeten Mächten an. Schon 1681 schloß Schweden einen Tractat mit Holland und damit war die Systemveränderung eingetreten. Dies wurde nachher noch deutlicher durch das Bündniß mit dem Kaiser 1682. Schweden hatte hierdurch eine bestimmte Partei gewählt in den Zwistigkeiten, die zu dieser Zeit die europäischen Staaten in zwei verschiedene Lager theilten. Mehr als einmal war es auch nahe daran, durch die eingegangenen Bündnisse zum Kriege genöthigt zu werden, aber alle Bemühungen Karl's XI. waren darauf gerichtet, so lange wie möglich den Frieden zu bewahren. Zuletzt mußte er doch Holland und dem Kaiser einige Hülfstruppen zur Verfügung stellen, aber ohne daß diese wirksameren Antheil an den Kriegsoperationen nahmen. Alle Versuche Ludwig's XVI., Schweden wieder für Frankreich zu gewinnen, waren vergebens. Gegen Ende des Krieges nahm Karl aber eine mehr neutrale Stellung ein, und zuletzt wurde seine Vermittelung von beiden Parteien gesucht. Ehe der durch diese Vermittelung herbeigeführte Friede geschlossen war, starb Karl am 5. April 1697. Er war mit Ulrika Eleonora, Prinzessin von Dänemark, vermählt. (*O. Printzsköld.*)

f) KARL XII., König von Schweden 1697—1718, Sohn Karl's XI. und seiner Gemahlin Ulrika Eleonora, wurde am 17. Juni 1682 zu Stockholm geboren. Die erste Erziehung des jungen Prinzen wurde von seiner ausgezeichneten Mutter geleitet, aber leider verlor er sie schon in einem Alter von 11 Jahren. Der tief religiöse Zug, der den Charakter Karl's kennzeichnete, sowie sein stark ausgeprägtes Gefühl für Recht und Wahrheit, rühren wahrscheinlich von der Mutter her; die Lehrer dagegen, denen später seine Erziehung übertragen wurde, haben ihm wol Kenntnisse beigebracht, aber sehr geringen Einfluß auf die Entwickelung seines Charakters ausgeübt. Außerdem ward es ihm nicht lange gestattet, die Zeit

ungestört den Studien zu widmen; schon früh mußte er dem Vater auf Reisen folgen und militärischen Uebungen beiwohnen, woran er auch bald großes Interesse zeigte. Als Karl XI. am 5. April 1697 starb, war Karl XII. noch nicht 15 Jahre alt. Eine von dem verstorbenen Könige eingesetzte Vormundschaft übernahm die Leitung der Regierung, die Witwe Karl's X. Gustav präsidirte, dazu hatte der König fünf Mitglieder ernannt. Das Testament enthielt außerdem genaue Vorschriften, wie die Regierung während der Unmündigkeit geführt werden sollte, aber eine Bestimmung vermißte man, nämlich wann der junge Prinz mündig erklärt werden sollte; es wurde indeß angenommen, daß dies nach herkömmlicher Sitte erst mit 18 Jahren sein sollte. Bald wurde es aber klar, daß die Mündigkeitserklärung des Königs nicht so lange aufgeschoben werden könne. Unter den Vormündern war keine Persönlichkeit so hervorragend, um die Führung zu übernehmen, der König dagegen war schon sehr entwickelt, die öffentliche Meinung wollte nicht gern eine vormundschaftliche Regierung. Die Beispiele waren noch zu neu, wie eine solche verfahren konnte; viele hofften bei einem jungen und unerfahrenen Könige mehr Einfluß erwerben zu können als bei einer vielköpfigen Regentschaft; unter dem Adel waren mehrere, die hofften, daß der König aus Dankbarkeit von den reducirten Domänen einen Theil zurückgeben werde. Im November 1697 trat der Reichstag zusammen, um dem Begräbniß Karl's XI. beizuwohnen. In dem Ritterhause wurde vorgeschlagen, den König volljährig zu erklären, ohne das gewöhnliche Alter abzuwarten; die übrigen Stände, der Reichsrath und der König selbst billigten sogleich diesen Plan. Der Reichstag war nur von kurzer Dauer, aber der Adel erfuhr doch, daß er nichts zu hoffen habe, denn eine Petition um eine Milderung in der Strenge der Reduction wurde ziemlich ungnädig zurückgewiesen.

Ein funfzehnjähriger Jüngling nahm also jetzt die volle und unbeschränkte Königsgewalt in seine Hände; wol besaß er große und ungewöhnliche Eigenschaften und griff auch seine große Aufgabe mit Ernst an, aber er konnte natürlicherweise keine Erfahrung haben und hatte ein Temperament, auf das einzuwirken für seine Rathgeber nicht leicht war. Die ersten Jahre seiner Regierung widmete Karl der Fortsetzung der organisirenden Thätigkeit, die der Vater angefangen hatte, und zeigte hierbei ein lebhaftes Interesse für sämmtliche Theile der Verwaltung. Die noch immer nicht abgeschlossene Reduction wurde energisch fortgesetzt; sowol dabei wie in allen andern Verhältnissen zeigte sich die Alleinherrschaft in ihrer vollen Entwickelung.

Die unter Schwedens Vorsitz stattfindenden Friedensconferenzen zu Ryswyk waren gerade eröffnet, als Karl XI. starb. Trotz großer Schwierigkeiten gelang es der vormundschaftlichen Regierung, diese Unterhandlungen zu einem glücklichen Abschluß zu bringen durch den in Ryswyk am 20. Oct. 1697 geschlossenen Frieden. Während der nächsten Zeit wurde Schwedens Freundschaft von vielen Seiten gesucht und Bündnisse mit mehrern europäischen Staaten geschlossen. Viele Höfe zeigten durch Heirathsanträge, welchen großen Werth sie auf Schwedens Freundschaft legten, aber alle diese Anträge wurden vom Könige zurückgewiesen. Eine Schwester des Königs wurde indeß im Sommer 1698 mit dem Herzoge Friedrich IV. von Holstein vermählt, eine Vermählung, die später bedeutende Folgen für Schwedens äußere Politik haben sollte. Europa war zu dieser Zeit in zwei Parteien getheilt, beide suchten Schweden und mit beiden wurden Bündnisse geschlossen. Die auswärtige Politik hatte noch keine bestimmte Richtung erhalten. Ludwig XIV. bemühte sich sehr, eine Allianz zu Stande zu bringen, und dies gelang auch im Juli 1698, aber bald danach wurde ein Bund mit dem Kaiser geschlossen und Unterhandlungen sowol mit ihm wie auch mit Holland und England eingeleitet, um eine Defensivallianz herbeizuführen. Auch Dänemark hatte sich Schweden genähert und der dänische Hof Karl eine dänische Braut angeboten. Ein Bündniß wurde auch mit Dänemark 1698 geschlossen, hatte aber keine praktischen Folgen. Die Verwandtschaft mit dem Herzoge von Holstein wurde bestimmend für Karl's äußere Politik. Als Dänemark fand, daß durch die mit Schweden geführten Unterhandlungen das gewünschte Ziel nicht erreicht werden konnte, fing es an, sich den Anerbietungen, die von andern Seiten gemacht wurden, geneigter zu zeigen. Der neuerwählte König von Polen, August II., zugleich Kurfürst von Sachsen, wünschte durch einen Krieg Ruhm zu gewinnen und seine Stellung gegenüber dem polnischen Adel zu stärken; er hegte außerdem noch die Hoffnung, Livland von Schweden zurückzugewinnen; diese Hoffnung bestärkte der aus Schweden entwichene livische Adelige Patkul. König August suchte anfangs sowol Schwedens wie Dänemarks Freundschaft, aber nur mit Dänemark ward eine Allianz zu Stande gebracht. Diese, im März 1698 abgeschlossen, enthielt zwar eine Bestimmung, daß Dänemark im Falle eines Kriegs mit Holstein Hülfe von Polen erhalten sollte, war aber doch nicht gegen Schweden gerichtet. Einen gegen Schweden feindlichen Charakter hatten die Unterhandlungen, die im Sommer und Herbst 1698 zwischen August II. und Zar Peter geführt wurden. Es war Patkul, der diese Unterhandlungen leitete und der den Angriffsplan eigentlich ersann, ihm übertrug August auch, Dänemark für einen definitiven Anschluß zu gewinnen. Zuerst, im Sommer 1699, wurde der Bund zwischen Rußland und Dänemark geschlossen, im Herbst desselben Jahres die Defensivallianz zwischen Dänemark und Polen und im November trat schließlich der Zar dieser Allianz bei. Schon ehe diese Coalition fertig war, hatte Karl einen Schritt gethan, der sehr geeignet war, einen Krieg mit Dänemark herbeizuführen. Unter vielen zwischen Dänemark und Holstein schwebenden Fragen war auch die der Wiederherstellung gewisser Festungen in Holstein, die von den Dänen rasirt waren und die der Herzog wiederherstellen wollte. Es gelang dem Herzoge, Karl XII. zu überreden, einige von den in Deutschland liegenden schwedischen Truppen in Holstein einmarschiren zu lassen, um bei Wiederherstellung der Festungen mitzuwirken. Dies wurde von dänischer Seite als eine feindliche Handlung

angeboten und die übrigen europäischen Mächte haben mit großer Unruhe einen Krieg voraus. Frankreich, Holland und England thaten alles, um Karl XII. zu überreden, die Truppen wieder zurückzuziehen. Alles war vergebens, Karl hielt an seinem einmal gefaßten Entschlusse fest und sandte neue Truppen nach Deutschland, um die nach Holstein gezogenen zu ersetzen. Dies geschah im Sommer 1699. Sowie die Unterhandlungen zwischen Dänemark, Rußland und Polen fortschritten, wurde Dänemarks Stellung sicherer und infolge dessen der Wunsch, die Streitigkeiten mit Holstein mit dem Schwerte zu schlichten, lebhafter. Die Dänen rüsteten ernsthaft und ähnliche Vorbereitungen wurden auch in Schweden getroffen. Unterhandlungen wurden eingeleitet, um Schwedens Stellung durch Allianzen zu stärken, und im Januar 1700 gelang es, ein Bündniß zwischen Schweden und den beiden Seemächten, England und Holland, zu Stande zu bringen. Die contrahirenden Mächte verbanden sich zu gegenseitiger Vertheidigung und bestimmten die Zahl der Truppen, womit eine jede im Nothfall den andern behülflich sein sollte. Man erwartete jeden Augenblick eine Kriegserklärung, und eine solche kam auch, obwol nicht von der Seite, woher man sie erwartet hatte, nämlich von Polen. Obgleich es Karl XII. nicht ganz fremd geblieben war, daß König August es mit Schwedens Feinden hielt, war es doch gelungen, die schwedischen Unterhändler so zu täuschen, daß niemand den Friedensbruch erwartete. Am 12. Febr. drangen die sächsischen Truppen ohne vorherige Kriegserklärung in Livland ein. Die dortigen Befestigungswerke befanden sich in sehr schlechtem Zustande, aber der Generalgouverneur von Livland, der seit Karl X. Gustav's Tagen berühmte Dahlberg, beinahe der einzige, der den Ueberfall geahnt, hatte so viele Vorbereitungen wie möglich getroffen, und dadurch geschah es, daß der Versuch, Riga durch plötzliche Ueberraschung zu nehmen, mißglückte. Dagegen gelang es den Polen kurz nachher, Dünamünde zu erobern, aber dies war eigentlich der einzige Vortheil, den sie erlangten; die Hoffnung, die Patkul gehegt und König August beigebracht hatte, daß der livländische Adel von Schweden abfallen würde, ging nicht in Erfüllung. Der Einfall der Sachsen in Livland wurde jedoch ein Signal für die Dänen, die Feindlichkeiten gegen den Herzog von Holstein zu beginnen. An zwei Seiten war also der Krieg ausgebrochen und große Anstrengungen waren erforderlich, um alles in Ordnung zu bringen. Schon jetzt zeigten sich große Schwierigkeiten in der Beschaffung der nöthigen Geldmittel. Neue Steuern wurden aufgelegt, Anleihen aufgenommen und Anstrengungen gemacht, den durch die Reduction gewissermaßen gestörten Staatscredit wiederherzustellen. Um dies zu erreichen, wurden mehrere alte Forderungen des Staates nachgelassen und die noch nicht abgeschlossene Reduction blieb theilweise stehen. Die Ausrüstung der Flotte wollte Karl selbst überwachen, verließ deshalb im April 1700 Stockholm und begab sich nach Karlskrona.

Das dänische Heer, das in Holstein eingerückt war, nahm in kurzer Zeit sämmtliche kleinere Festungen ein und zerstörte sie und fing dann an, Tönningen, den wichtigsten Platz, zu belagern. Dieser Plan war dem Gelingen nahe, als die in Deutschland zusammengezogenen schwedischen Truppen im Verein mit lüneburgischen Truppen die Elbe überschritten und die Dänen dadurch gezwungen wurden, die Belagerung von Tönningen aufzuheben. Es kam jedoch noch nicht zu einem Zusammenstoß der beiden Heere, fremde Mächte suchten die ganze Zeit einen Frieden zu Stande zu bringen; sowol Frankreich wie die Seemächte arbeiteten in dieser Richtung. Die Engländer und Holländer schickten aber je eine Flotte nach dem Oresund und diese Flotten vereinigten sich mit der schwedischen, deren fertige Ausrüstung Karl im Sommer 1700 gelang. Vereint zwangen sie die dänische Flotte, sich nach Kopenhagen zurückzuziehen und bombardirten sie da, ohne ihr einen ernstlichen Schaden zuzufügen. Da es nicht möglich war, die dänische Flotte zu einer Schlacht zu zwingen, entschloß sich Karl zu einer Landung auf Seeland; diese geschah auch am 25. Juli zwischen Kopenhagen und Helsinger, ohne daß die dänischen Truppen einen ernsten Widerstand leisten konnten. Die Vereinigung der englisch-holländischen Flotte mit der schwedischen und die Landung auf Seeland machten den König von Dänemark geneigter, mit dem Herzoge von Holstein Frieden zu schließen. In Traventhal waren schon lange Unterhandlungen geführt und sowol Frankreich wie die Seemächte bemühten sich Frieden zu stiften. Es gelang ihnen auch, einen Frieden zu Stande zu bringen, wodurch die Souveränetät des Herzogs über Schleswig anerkannt und die meisten Streitfragen zu seinen Gunsten entschieden wurden. Durch einen besondern Act verband sich Dänemark, keine gegen Schweden feindliche Handlung vorzunehmen und in keiner Art Schwedens Feinden Hülfe zu leisten. Die Nachricht von diesem Friedensschlusse kam Karl XII. nicht gelegen; er hatte einen Angriff auf Kopenhagen vorbereitet, und nur schwer brachten ihn seine Rathgeber dahin, daß er diesen Plan aufgab. Schließlich gab er doch Befehl, die Truppen nach Schoonen zurückzuführen.

In Livland hatte das sächsische Heer im Sommer 1700 bedeutende Verstärkungen erhalten und fing danach an, Riga ernsthaft zu beschießen, während der schwedische Oberbefehlshaber sich zurückziehen mußte. Karl's Glück im Feldzuge gegen Dänemark rief auch hier eine friedlichere Stimmung hervor, und sowol der Kaiser als auch Ludwig XIV. bemühten sich, diese Stimmung zu benutzen, um eine Fortsetzung des Krieges zu verhindern. Karl XII. selbst aber hatte einen ausgeprägten Widerwillen gegen Diplomaten und diplomatische Unterhandlungen, andererseits einen tief gewurzelten Argwohn gegen König August; schließlich trug wol der dänische Krieg dazu bei, seine natürliche Neigung für eine Entscheidung durch die Waffen zu verstärken. Ohne also die gemachten Vorschläge zu berücksichtigen, entwarf er seinen Plan gegen Polen. Die Rüstungen wurden mit so viel Kraft getrieben, als es der herrschende Geldmangel erlaubte. Diesem Mangel abzuhelfen, wurden alle möglichen Versuche gemacht, Anleihen in Schweden und im Auslande aufgenommen; auch von den verbündeten Mächten versuchte man Geld zu bekommen. Karl's Absicht war, theils Truppenverstärkungen

über See nach Livland zu führen, theils mit den in Holstein gewesenen Truppen einen Einfall in Sachsen zu machen. Gerade als die Rüstungen gegen Polen beendet waren, kam die Kunde, daß Czar Peter den Krieg erklärt habe und daß die Russen in Ingermanland eingerückt seien. Karl ging auf die Flotte und fuhr am 1. Oct. 1700 nach Pernau über. Seine Absicht war, von dort sich gegen König August zu wenden. Da aber dieser nach Warschau gereist war und sein Heer die Winterquartiere bezogen hatte, dagegen die Nachricht einlief, daß die Russen Narwa zu belagern angefangen hatten, entschloß sich Karl, zuerst dahin zu gehen. Das Abenteuerliche des Planes, mit einem kleinen, schlecht ausgerüsteten Heere einen solchen Zug zu unternehmen, wurde von seinen Generalen eingesehen und sie warnten ihn, aber ohne etwas gegen sein festes Vertrauen auf sein Glück und seine gerechte Sache auszurichten. Ein Versuch der Russen, das Vordringen der Schweden zu verhindern, wurde zurückgeschlagen und am 19. Nov. abends stand das schwedische Heer in der Nähe von Narwa. Am folgenden Tage fand die berühmte Schlacht statt. Der Czar selbst hatte kurz vorher die Armee verlassen und die ausländischen Offiziere, die das russische Heer commandirten, fanden keinen Gehorsam. Die hierdurch entstandene Unordnung und die bei den Russen herrschende schlechte Disciplin trugen außer der Tapferkeit der Schweden und dem geschickten Schlachtplan zum Sieg der Schweden bei. Die Niederlage der Russen war gründlich, aber Karl konnte doch nicht den vollen Nutzen aus dem Siege ziehen, weil die Schwäche seines Heeres es ihm unmöglich machte, zu verhindern, daß die russischen Massen sich nach der Niederlage wieder sammelten und ordneten. Er mußte seinen Truppen den Winter über Erholung gönnen, selbst nahm er Quartier in Livland. Nach der Schlacht bei Narwa war König August nicht ungeneigt, Frieden zu schließen und auch Czar Peter hegte einen Augenblick ähnliche Gesinnungen, bald wurde aber die kriegerische Stimmung wieder herrschend. Ein neuer Bund zwischen Peter und August wurde im Februar 1701 geschlossen, worin dem letztern Geld und Hülfstruppen versprochen wurden. Während der Wintermonate passirte nichts Bemerkenswerthes; erst im Frühjahre erhielt Karl die nöthigen Verstärkungen aus Schweden. Für die Schweden war es von der größten Wichtigkeit, den Krieg in die Länder des Feindes zu verlegen, und um einen Einfall König August's zu verhindern, faßte Karl den Plan, über die Düna zu gehen, sich Kurlands zu bemächtigen und sich nachher gegen die Russen zu wenden. Der erste Theil dieses Planes wurde auch ins Werk gesetzt. Am 9. Juli ging Karl über die Düna unmittelbar unterhalb Rigas, obwol ein großes Heer von Russen und Sachsen dies zu verhindern suchte. Die Hauptstadt Kurlands, Mitau, fiel in die Hände der Schweden. Der Sieg folgte also auch jetzt Karl, als er sich gegen die dritte der gegen ihn alliirten Mächte wandte. König August erneuerte seine Friedensvorschläge und sämmtliche schwedische Generäle und Rathgeber forderten Karl auf, Frieden zu schließen, wenigstens mit Polen, damit er sich nachher gegen die Russen wenden könnte. Karl hatte aber jetzt seinen eben besprochenen Plan geändert. August's Anerbietungen mistrauend, kam er allmählich zu dem Plane, denselben des polnischen Thrones zu entsetzen. Zur Verwirklichung dieses Planes glaubte er auf eine August feindlich gesinnte mächtige Partei in Polen rechnen zu können. Alle Versuche August's, Karl friedlich zu stimmen, mislangen daher. Schon Ende 1701 rückte ein Theil der schwedischen Truppen in Polen ein und Anfang 1702 folgte das Hauptheer. Beinahe ohne irgendeinem Widerstande zu begegnen, rückte Karl bis in die Nähe von Warschau. Vergebens bat August um Frieden, Karl wollte seine Gesandten kaum hören. Dem polnischen Reichstage ließ er sagen, daß August abgesetzt werden müßte. Die Partei unter den polnischen Magnaten, auf deren Hülfe Karl gerechnet hatte, um August zu entthronen, wagte noch nicht, sich offen für ihn zu erklären. Inzwischen fiel Warschau in die Hände der Schweden und der Zug ging weiter nach Süden. Am 9. Juli 1702 gewann Karl einen glänzenden Sieg über August bei Klissow und bald nachher eroberte er Krakau. Er erhielt neue Truppensendungen aus Schweden und konnte sein jetzt sehr großes Heer auf Kosten des feindlichen Landes unterhalten. Die Versuche, den Frieden herzustellen, wurden fortgesetzt und zwar immer lebhafter nach jedem neuen Siege der schwedischen Waffen. Nicht nur wollte August selbst sich unterwerfen, auch fremde Mächte suchten dem Kriege ein Ende zu machen; die stärksten Stimmen hierfür waren aber unter Karl's eigenen Rathgebern. Selbst wollte Karl indeß diesen kein Gehör schenken, immer als Grund August's Treulosigkeit angebend, wegen der er sich nicht ruhig gegen Rußland wenden könne, solange August noch König von Polen sei. Unter den Polen herrschte starker Zwiespalt; August hatte eine Partei, aber es war eine mächtige Gegenpartei vorhanden. Diese fürchtete August's Pläne auf Ausdehnung seiner Macht und wollte sich deshalb Karl XII. anschließen, um so einen Thronwechsel hervorzurufen. Um seine bedrohte Stellung zu stärken, suchte August auswärtige Hülfe, aber Dänemark wagte nichts und Preußen schloß sich an Schweden an; nur Rußland versprach ihm Truppen und Geld. Im Frühjahre 1703 gewann Karl einen neuen bedeutenden Sieg über die sächsischen Truppen bei Pultusk und im Herbste desselben Jahres fiel die wichtige Stadt Thorn. Diese Siege trugen viel dazu bei, die Stellung der schwedischen Partei in Polen zu stärken. Auf einem Reichstage in Warschau Anfang 1704 forderte Karl bestimmt, daß August abgesetzt und ein neuer König gewählt werde. Dies fand wol anfangs Widerstand, aber schließlich wurde der Thron für ledig erklärt. Neue Schwierigkeiten kamen jedoch hinzu, ehe die erforderliche Einigkeit über den Nachfolger zu Stande gebracht war. Erst im Sommer wurde Stanislaus Leßczynski unter dem Druck der schwedischen Waffen zum König gewählt. Die Stellung des neuen Königs war nicht ungefährdet und Karl fand es deshalb nöthig, die folgenden Jahre dazu anzuwenden, diese Stellung zu stärken. Zuerst wandte er sich gegen August,

der die versprochene Hülfe von Rußland erhalten hatte, nahm Lemberg ein, eroberte Warschau, das August kurz vorher genommen hatte, wieder zurück und sprengte das sächsische Heer gegen Ende des J. 1704. Nachdem Stanislaus' Partei sich mehr und mehr ausgebreitet hatte und noch ein Sieg über August's Truppen im Sommer 1705 erfochten war, wurde Stanislaus im Herbste zum König von Polen gekrönt. Eine gegen Rußland gerichtete Allianz wurde zwischen Schweden und Polen geschlossen. August hatte aber noch immer viele Anhänger unter den Polen und bekam bedeutende Hülfssendungen von Rußland. Gegen diese wandte sich Karl Anfang 1706. Ein eigentliches Zusammentreffen mit den russischen Truppen fand nicht statt, sondern nachdem Karl ihre Verbindungen abgeschnitten hatte, zwang er sie, sich zurückzuziehen. Während dieser Zeit hatte das in Posen liegende schwedische Heer einen glänzenden Sieg über die sächsische Armee erfochten und dieselbe beinahe ganz vernichtet. August hoffte trotzdem noch immer, mit Rußlands Hülfe den Krieg mit mehr Glück führen zu können. Um dem zur rechten Zeit vorzubeugen und August ganz zu vernichten, entschloß sich Karl in Sachsen einzufallen. So viel wie möglich von seinen Truppen sammelnd, ging er im September 1706 über die sächsische Grenze und blieb erst bei Altranstädt in der Nähe von Leipzig stehen. Es kam aber nicht zu einer Schlacht, denn August, der noch in Polen war, eilte, Unterhandlungen zu beginnen und zeigte sich jetzt, um wenigstens sein Erbland zu retten, willig, auf alle Bedingungen einzugehen. Der Friede wurde zu Altranstädt am 14. Sept. 1706 geschlossen und einen Monat später ratificirt. Anfangs sollte der Friede geheim gehalten werden und diese Bestimmung benutzte August, um ein doppeltes Spiel zu treiben, indem er versuchte, sich Hülfe von Rußland, Dänemark und Preußen zu verschaffen. Karl XII. veröffentlichte dann das Geheimniß und zwang August, den Frieden zu erneuern. In dem Frieden von Altranstädt machte sich August verbindlich, der polnischen Krone zu entsagen und Stanislaus als König anzuerkennen, außerdem mußte er alle gegen Schweden gerichteten Allianzen, besonders die mit Rußland geschlossene, für aufgehoben erklären. Der Livländer Patkul, dem man einen bedeutenden Antheil an der Bildung des Bundes gegen Karl XII. zuschreiben muß, mußte an Karl ausgeliefert werden, und dieser ließ ihn als Hochverräther in grausamer Weise hinrichten. Beinahe ein ganzes Jahr blieb Karl noch in Sachsen, wo er seine Truppen in guten Quartieren ausruhen ließ. Der Zweck dieses Aufenthalts war, die Erfüllung des Friedens abzuwarten, aber Unterhandlungen mit andern Mächten trugen auch dazu bei. Im Westen Europas wurden zu dieser Zeit große Streitigkeiten ausgekämpft, und die Frage war, ob Karl seinen bedeutenden Einfluß zu Gunsten der einen oder der andern Partei der Streitenden verwenden würde. Es kam aber nicht dazu. Die Zeit war gekommen, wo Karl sich gegen Rußland wenden mußte, wo es sich aber zu gleicher Zeit zeigen sollte, daß er die passende Gelegenheit versäumt hatte, die einst auf dieser Seite gewonnenen Vortheile zu benutzen. Noch vor seinem Abzuge aus Sachsen gelang es Karl, den deutschen Kaiser zu bewegen, den Protestanten in Schlesien Religionsfreiheit zu gewähren. Der Aufenthalt in Sachsen ist als der Höhepunkt der Macht Karl's XII. zu bezeichnen; der Tag der Niederlage sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Die Leichtigkeit, womit Karl seinen ersten Sieg über die Russen gewonnen hatte, trug dazu bei, ihm eine sehr geringe Vorstellung von ihrer Kriegskunst zu geben. Daß Gefahr von Rußland her drohte und welche Pläne Peter hatte, war wol nicht so schwer zu erkennen, denn während Rußland durch Truppensendungen und Geldsubsidien König August unterstützte und dadurch Karl immer neue Beschäftigung in Polen gab, ging die russische Kriegführung in den schwedischen Ostseeprovinzen fort und zwar mit großem Erfolg. Die Vertheidigungsanstalten waren dort nie in sehr guter Ordnung gewesen, und als Karl nach Polen zog, wurden kaum die nothwendigsten Truppen dort zurückgelassen, von Schweden blieben fast alle Verstärkungen aus. Der Krieg in Polen nahm alles in Anspruch. Schon das Jahr nach der Schlacht bei Narwa fingen die Russen an, in Ingermanland und Livland einzufallen, diese Einfälle wurden 1702 wiederholt, und beide Jahre gelang es, den Schweden Verluste zuzufügen und Livland schrecklich zu verheeren. Ende des Jahres 1702 eroberten die Russen die wichtige Festung Nöteborg. Den Vorstellungen des schwedischen Reichsrathes, der König möge so bald wie möglich den polnischen Krieg zu Ende bringen, um sich gegen die Russen wenden zu können, schenkte der König gar keine Aufmerksamkeit. Die Russen konnten ihre Pläne beinahe ganz ungestört verfolgen, im Mai 1703 nahmen sie das am Ausflusse der Newa liegende Nyenskans, kurz darauf begann Peter St.-Petersburg anzulegen und den Besitz desselben durch Befestigungen an der Seeseite zu sichern. Alle Versuche von schwedischer Seite, ihn aus dieser Stellung zu vertreiben, mislangen. Im folgenden Jahre nahmen die Russen die wichtigen Festungen Dorpat und Narwa, obwol sie mit glänzender Tapferkeit vertheidigt wurden. Nur in Kurland hatten die schwedischen Waffen Glück; die Vertheidigung war dort Adam Ludwig Lewenhaupt, einem der ersten Generale Karl's XII., übertragen. Die vereinigten polnisch-russischen Heere, die nach Kurland geschickt wurden, erlitten eine Niederlage nach der andern, am gründlichsten durch die Schlacht bei Gemäuerthof am 16. Juli 1705. Danach genossen die schwedischen Ostseeprovinzen einer Zeit ziemlicher Ruhe. Peter war in Polen beschäftigt und nach dem Frieden von Altranstädt schien er nicht ungeneigt, mit Schweden Frieden zu schließen, wenn dies ohne Aufgeben von St.-Petersburg möglich wäre. Hierauf wollte und konnte Karl XII. natürlich nicht eingehen. Das Glück war ihm bisjetzt in allem, was er unternommen hatte, treu geblieben, und er hoffte, daß dies dauern werde. Freilich fing auch er an einzusehen, daß er in Peter seinen gefährlichsten Feind hatte, ohne dessen Besiegung keine dauernde Sicherheit für Schweden zu finden sei.

Im Herbste 1707 verließ Karl Sachsen und einige

Monate später Polen, wo er jetzt Stanislaus' Thron befestigt glaubte. Sobald die Schweden sich den Gegenden näherten, wo russische Truppen lagen, zogen diese sich auf die Ostseite der Weichsel. Karl mußte Verstärkungen aus Schweden abwarten und erst nachdem diese angekommen, war er gerüstet, weiter zu ziehen. An der Spitze eines Heeres von 35,000 Mann überschritt er am Ende des Jahres 1707 die Weichsel und bald danach bei Grodno den Niemen; er marschirte dann in nordöstlicher Richtung und nahm Winterquartier in der Nähe von Minsk. Bisjetzt glaubte man aus der Richtung des Zuges schließen zu können, daß Karl den Plan habe, den Kampf mit Peter in Livland auszufechten und daß die Rückeroberung der Ostseeprovinzen sowie die Hemmung der dort sich immer mehr ausdehnenden russischen Macht sein erstes Ziel sei. Solche Pläne hegten und unterstützten mehrere aus Karl's Umgebung. Ein anderer Plan war, direct auf Moskau zu marschiren und den Russen eine entscheidende Niederlage zuzufügen. Aber weder der eine noch der andere von diesen Plänen wurde ausgeführt. Schon im Herbste 1707 hatte Karl Unterhandlungen mit dem Kosakenhetman Mazeppa in der Ukraine angeknüpft. Dieser machte glänzende Vorspiegelungen, versprach kräftige Hülfe von Tataren und Kosaken, die, wie er versicherte, sich sehnten, das russische Joch abzuwerfen. Diese Versprechungen, sowie die Nothwendigkeit, den Kriegsschauplatz nach noch nicht verheerten Ländern zu verlegen, vermochten Karl, sich für diesen Plan zu entscheiden, der dann durch die Niederlage bei Pultawa zunichte wurde. Viele mitwirkende Umstände trugen dazu bei, diesen Ausgang herbeizuführen, aber selbst wenn diese ungünstigen Umstände nicht gewesen wären, so waren doch die Voraussetzungen, auf welchen der Plan ruhte, solche, daß er kaum gelingen konnte. Seinem Plane gemäß fing Karl im Frühjahre 1708 an vorzurücken, ging über die Beresina und gewann am 4. Juli 1708 einen bedeutenden Sieg bei Holoszin. Den nächsten Aufenthalt nahm Karl in Mohilew, wo er die Abtheilung des schwedischen Heeres, die von Livland kommen sollte, um sich dem Hauptheere anzuschließen, ehe dasselbe seinen Marsch nach der Ukraine anfing, abwarten wollte. Die livländische Abtheilung commandirte der tapfere und bewährte General Adam Ludwig Lewenhaupt, aber als dieser nicht schnell genug den Anschluß erreichen konnte, glaubte Karl nicht länger warten zu können; auch ergriff er nicht die nöthigen Maßregeln, um seinen Zug durch das feindliche Land zu sichern. In der Ukraine war der Aufruhr der Kosaken schon ausgebrochen und Mazeppa forderte ungeduldig den König auf, so schnell wie möglich sich dorthin zu begeben. Während Karl zögerte, ob er Lewenhaupt abwarten, ihm entgegengehen oder Mazeppa's Ruf gehorchen sollte, ließ er den Czaren sich zuvorkommen. Nicht genug, daß die Russen Zeit fanden, mehrere Plätze in Severien zu besetzen und das Land zu verheeren, wodurch es dem schwedischen Heere schwierig wurde, die nöthige Nahrung zu finden, war es noch schlimmer, daß die Russen dem schwedischen Heere unter Lewenhaupt am 29. Sept. 1708 eine ernste Niederlage bei Ljesna zufügten, wodurch die von Karl erwarteten Verstärkungen wesentlich geschwächt wurden. Als Lewenhaupt die Niederlage bei Ljesna erlitt, war Karl schon nach Severien gezogen. Die Abtheilung, die er vorausgeschickt, um die Hauptstadt Starodub zu besetzen, hatte diesen Auftrag nicht ausführen können, und als Karl jetzt weiter nach Süden zog, um sich mit Mazeppa zu vereinigen, fand er diesen, den er an der Spitze der aufrührerischen Kosaken zu finden erwartete, anstatt dessen im südlichen Severien, aber ohne die versprochenen Hülfstruppen, da sein Versuch, eine allgemeine Empörung zu erregen, mislungen war. Da also die Voraussetzungen, auf welche der Zug nach Severien basirt war, hinfällig geworden waren, hätte man erwarten können, daß Karl den von vielen misbilligten Plan aufgebe, aber dies stimmte nicht zu seinem Charakter. Obwol jede Hoffnung, Unterstützung zu bekommen, verschwunden war und obwol sein Heer schon viel gelitten hatte, entschloß er sich doch, noch weiter nach Süden zu gehen, und nahm Winterquartiere in dem nördlichen Theile der Ukraine. Es war ein ungemein strenger Winter, das Heer entbehrte binnen kurzer Zeit mancher Vorräthe und das umgebende Land war bald ausgesogen. Krankheiten und Leiden aller Art suchten das Heer heim, keine Möglichkeit der Hülfe ließ sich denken. Karl allein verlor den Muth nicht und hielt an seinen Plänen fest. Das schwedische Heer stand eingeengt in einem Winkel zwischen den Flüssen Dniepr, Worskla und Psel. In dieser Stellung beschloß Karl im Frühjahre 1709, die auf dem linken Ufer der Worskla liegende befestigte Stadt Pultawa zu belagern. Die Russen hatten dort große Vorräthe, deren die Schweden sich bemächtigen wollten, die Stadt war aber von einem zahlreichen russischen Heere vertheidigt. Außerdem zog der Czar selbst zahlreiche Truppen auf dem östlichen Ufer der Worskla zusammen, und nachdem er so stark geworden war, wie er es für nöthig erachtete, ging er auf das linke Ufer hinüber; dort war es, wo die bekannte Schlacht bei Pultawa am 28. Juni statfand. Karl war einige Tage vorher an dem einen Fuße verwundet worden und mußte deshalb den Oberbefehl dem General Rehnsköld übertragen. Zwischen diesem und den übrigen Generalen herrschte aber leider eine Uneinigkeit, die schon am Anfange der Schlacht eine einheitliche Leitung verhinderte. Es kam nicht das ganze schwedische Heer ins Feuer, mehrere Abtheilungen hatten keine vollständigen Ordres erhalten, Munition fehlte und die vorhandene war schlecht. An Zahl waren die Russen außerdem bedeutend überlegen. So konnte es geschehen, daß trotz der Tapferkeit der schwedischen Truppen der Tag mit einer vollständigen Niederlage für die Schweden endete. Der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrug indeß nicht mehr als 3000. Die übrigen wurden gesammelt und der Rückzug nach dem Punkte, wo die Worskla in den Dniepr fällt, angetreten. Hier war aber keine Möglichkeit, das Heer in der einen oder andern Richtung hinüber zu führen, sondern das ganze schwedische Heer mußte sich den heranrückenden Russen ergeben. Karl selbst überschritt den Dniepr mit einem kleinen Theile seines Heeres, ging

noch weiter nach Süden über die türkische Grenze und blieb erst im Juli 1709 in Bender stehen, wo er sehr gut aufgenommen wurde. Sein Aufenthalt in Bender, der 3½ Jahre dauerte, war ursprünglich nur auf so lange beabsichtigt, als nöthig war, die Wunde des Königs zu heilen, aber die Unterhandlungen, die er mit den türkischen Staatsmännern anfing und die bisweilen das gewünschte Resultat herbeizuführen schienen, trugen zu dem langen Aufschube bei. Die Türkei war zu dieser Zeit zwar nicht im Kriege mit Rußland, aber das Verhältniß zwischen den beiden Staaten war doch derart, daß der Friede bald wieder gebrochen werden konnte. Unterhandlungen waren schon seit lange betrieben, um eine Verlängerung des Friedens zwischen Rußland und der Türkei herbeizuführen, und es war die Absicht der türkischen Staatsmänner, Karl XII. in der Türkei zu behalten, um einen Druck auf die Unterhandlungen auszuüben und durch ein drohendes Bündniß mit Schweden bessere Bedingungen von Rußland zu erlangen. Schon in einem frühern Stadium des Kriegs hatten die Türken Schweden eine Allianz vorgeschlagen und jetzt lockten sie Karl mit der Hoffnung auf Hülfe vom Sultan oder wenigstens eine Escorte für seine Rückreise. Welchen Werth die Versprechungen der Türken hatten, zeigte sich bald, denn im December 1709 wurde der Friede zwischen Rußland und Türkei erneuert. Karl verlor trotzdem nicht die Hoffnung, die Türkei zum Krieg bewegen zu können und forderte unaufhörlich die Erfüllung der Versprechen, die er in diesem Sinne glaubte erhalten zu haben. Durch seine Festigkeit brachte Karl es dahin, daß die Türken im November 1710 Rußland den Krieg erklärten, Karl selbst durfte aber nicht an diesem Feldzuge theilnehmen und der Plan, den er für die Bewegungen der türkischen Truppen ausgedacht hatte, wurde nicht befolgt. Im Frühjahre 1711 fing das türkische Heer an, sich in Bewegung zu setzen, aber, ohne verständige Leitung, hätte es sicher nichts ausrichten können, hätte der Czar nicht durch ein zu rasches Eindringen in die Moldau sich so bloßgestellt, daß das ganze russische Heer am Pruth eingeschlossen wurde, ohne Möglichkeit sich durchzuschlagen oder Verstärkungen zu erhalten. Wahrscheinlich hätte das russische Heer ein ähnliches Schicksal erfahren wie das schwedische am Dniepr, wenn der Czar nicht Unterhandlungen mit dem türkischen Oberbefehlshaber einzuleiten angefangen und durch Bestechung es dahin gebracht hätte, daß dieser, anstatt die Gelegenheit zu benutzen, den gefährlichsten Feind der Türkei zu vernichten, ihm einen billigen Frieden bewilligte (Juli 1711) und sein Heer abziehen ließ.

Die Niederlage bei Pultawa hatte mit einem mal Schwedens durch die ersten Siege zum Frieden gezwungenen Feinden neuen Muth gegeben. Schon einige Zeit vorher war ein geheimes Bündniß zwischen Polen und Dänemark gegen Schweden geschlossen. Als die Nachricht von der Niederlage kam, eilten beide Mächte, Schweden den Krieg zu erklären. König August machte den Anfang, indem er mit einem sächsischen Heere in Polen einrückte und Stanislaus sowie die noch dort liegende schwedische Heeresabtheilung das Land zu verlassen zwang. Dänische Truppen gingen nach Schoonen, aber die Vertheidigung dieser Provinz war dem tapfern Magnus Steenbock aufgetragen und ihm gelang es auch, ein Heer zu sammeln, das den Danen Widerstand leisten konnte und ihnen eine ernstliche Niederlage bei Helsingborg am 28. Febr. 1710 zufügte. Die Danen mußten kurz darauf Schoonen wieder räumen. In den schwedischen Ostseeprovinzen ging es nicht so gut; Riga, Pernau, Reval und Viborg fielen, das eine kurz nach dem andern, in die Hände der Russen während des Jahres 1710.

Eine natürliche Folge der langen Abwesenheit des Königs in der entfernten Türkei war, daß die nöthige Einheit in den auswärtigen Angelegenheiten fehlte. Der Reichsrath mußte unter diesen Umständen eingreifen, riskirte aber immer, daß der König nachher durch seinen Machtspruch alle Pläne wieder zerstorte. Als man erfuhr, daß Dänemark und Polen nach der Niederlage bei Pultawa die Absicht hatten, sich Schwedens Feinden anzuschließen, wandte sich der Rath nach England und Holland in der Hoffnung, daß diese, die den Frieden in Altranstädt garantirt hatten, Hülfe leisten würden. Dazu waren diese aber nur in einem gewissen Grade geneigt; ihr Wunsch war, zu verhindern, daß der Krieg sich bis nach Deutschland erstrecke, und ihre Bemühungen waren darauf gerichtet, denselben soviel wie möglich zu localisiren. In dieser Absicht garantirten sie Schweden Sicherheit für seine deutschen Provinzen unter der Bedingung, daß die schwedische Regierung sich verbände, das in Pommern stehende schwedische Heer weder gegen Polen noch gegen Dänemark zu brauchen. Der Neutralitätsvertrag wurde zwischen dem Kaiser, England und Holland am 20. März 1710 abgeschlossen und kurz darauf vom schwedischen Rathe anerkannt. Als aber die Nachricht hiervon Karl traf, misbilligte er es sehr, trotz allem, was die Umgebung des Königs sagen mochte, um diesen Schritt zu rechtfertigen. Karl forderte anstatt dessen eine active Hülfe von seinen Bundesgenossen, aber da dies keinen Erfolg hatte und es ihm gelang, die Türken zur Kriegserklärung gegen Rußland zu bewegen, verwarf er den Neutralitätsvertrag. Dagegen war Karl sehr geneigt, Frieden mit Dänemark zu schließen und Unterhandlungen wurden in solcher Absicht eingeleitet. Sowol Friedrich von Dänemark als August von Sachsen waren durch den Ausbruch des Kriegs zwischen der Türkei und Rußland friedlich gestimmt worden, aber mit August wollte Karl nur unterhandeln auf Grundlage des Friedens von Altranstädt. Der Friede am Pruth, der die Vernichtung Peter's und seines Heeres verhinderte, vereitelte auch die Aussichten, Frieden zu gewinnen, sowie eine bessere Stellung für Schweden zu erreichen. Die friedliche Gesinnung des dänischen Königs verschwand ganz und gar, die Aussichten, Stanislaus wieder auf den Thron zu bringen, wurden geringer, England und Holland nahmen ihre Garantie für die schwedischen Besitzungen in Deutschland zurück und dies führte dazu, daß Pommern von dänischen, sächsischen und russischen Heeren überschwemmt wurde. Karl hegte inzwischen noch

immer die Hoffnung, die Türkei noch einmal zum Kriege bewegen zu können. Schließlich gelang ihm dies wirklich und im December 1711 erklärte die Türkei abermals Rußland den Krieg, der aber von kurzer Dauer war (bis zum April 1712). Wie kurz er gewesen war, hatte er doch die Friedensliebe des dänischen Königs wieder erregt, jedoch nicht länger, als bis die Türken wieder Frieden geschlossen hatten. Auf dem Congresse, der sich im Januar 1712 in Utrecht versammelte, um zwischen Frankreich und dessen Feinden Frieden zu stiften, wurde auch die Frage angeregt, wie Friede zwischen den nordischen Mächten herzustellen sei, aber alle derartigen Versuche scheiterten an dem Widerstande Karl's. Auch ein Anerbieten der englischen Regierung, als Mittler aufzutreten, wurde zurückgewiesen, obwol sämmtliche schwedische Staatsmänner die Nothwendigkeit des Friedens betonten. Unterhandlungen wurden nach verschiedenen Seiten betrieben, um Allianzen zu erhalten, so mit Frankreich, das sich Karl jetzt zu nähern suchte, aber auch mit Preußen, dessen König Schwedens Freundschaft suchte. König Friedrich war nicht der Einzige, der die wachsende Macht und die Ansprüche Rußlands zu fürchten anfing. Preußen forderte aber unter andern Bedingungen, daß mit August von Sachsen Friede geschlossen werde und daß Stanislaus der polnischen Krone entsagen solle; dies war aber eine Bedingung, die Karl nie annehmen konnte. Er hielt noch immer fest an dem Plane, Stanislaus wieder auf den polnischen Thron zu setzen, obwol seine Anhänger in Polen sich mehr und mehr verminderten und Stanislaus selbst nicht abgeneigt war, seinen Ansprüchen zu entsagen. Die eigentliche Ursache, daß kein Friede für Schweden zu finden war, lag in der rein persönlichen Auffassung Karl's, daß er seinen Plan, Stanislaus zum König von Polen zu machen, nicht aufgeben dürfe, sowie in seinem Entschlusse, nie durch einen Vertrag irgend etwas von Schwedens Besitzungen abzutreten. Es war eigentlich nicht Kriegslust bei Karl, sondern die seinen Charakter kennzeichnende Eigenschaft, sich nie zwingen zu lassen, nie in dem nachzugeben, was er sich einmal vorgesetzt hatte.

Der Plan Karl's war, sich eine türkische Escorte zu verschaffen, um durch Polen, wo er von einem schwedischen Heere in Empfang genommen werden wollte, sich nach Schweden zu begeben. Der Rath erhielt den Befehl, ein Heer nach Pommern überzuführen, und durch große Anstrengung gelang es auch wirklich, ein Heer zusammenzubringen, das unter dem Befehle des tapfern Magnus Steenbock im Herbste 1712 nach Pommern hinüberkam, aber von einer zahlreichen russisch-sächsischen Armee gezwungen wurde in Mecklenburg einzurücken. Die Kriegsbewegungen wurden einige Wochen durch Unterhandlungen aufgehalten, aber da die Dänen drohten, sich mit den Russen und Sachsen zu vereinigen, eilte Steenbock dem vorzubeugen. Bei Gadebusch schlug er die Dänen am 9. Dec. 1712, konnte aber nicht den vollen Nutzen aus diesem Siege ziehen, sondern mußte Mecklenburg verlassen und sich nach Holstein begeben, um das Heer unterhalten zu können. Hart von den Verbündeten bedrängt, mußte er Schutz in Tönningen suchen und, dort eingeschlossen und vergebens Hülfe von Schweden erwartend, war er genöthigt, sich am 6. Mai 1713 mit seinem ganzen Heere dem Könige von Dänemark zu ergeben. Danach gab es kein schwedisches Heer, das dem Könige in Polen entgegenkommen konnte. Die Nachricht von der Capitulation in Tönningen trug dazu bei, den Abschluß des definitiven Friedens zwischen der Türkei und Rußland zu befördern. In der Türkei war es inzwischen zu einem offenen Zwiespalt zwischen Karl und der türkischen Regierung gekommen; diese war schon seit einiger Zeit ihres beschwerlichen Gastes müde. Schließlich bewilligte der Sultan die gewünschte Escorte, aber da glaubte Karl entdeckt zu haben, daß man ihn an seine Feinde verrathen wolle, und wollte deshalb nicht reisen. Jetzt gab der Sultan Befehl, Gewalt zu brauchen, und im Februar 1713 wurde Karl und seine kleine Schar in Bender von einem türkischen Heere angegriffen. Karl und seine Schweden ließen sich mit den Türken in ein mehrere Stunden dauerndes blutiges Handgemenge ein, das aber mit Karl's Gefangennahme endete. Als Gefangener wurde er, wenn auch mit aller Ehrfurcht, zuerst nach Timurtasch in der Nähe von Adrianopel und dann nach Demotika geführt. Die Capitulation von Tönningen und der Kampf in Bender füllten das Maß des Unglücks für Schweden. Das Ereigniß in Bender bewirkte, daß Schwedens Verbündete sich zurückzuziehen anfingen und man in Erwägung zog, ob nicht Schweden zum Frieden zu zwingen sei. Sowol der Rath in Schweden wie mehrere fremde Mächte suchten den König zu bewegen, nach Schweden zurückzukehren, aber vergebens. Von preußischer Seite wurde eine Allianz vorgeschlagen unter der Bedingung, daß Preußen Stettin erhalten und August als König von Polen anerkannt werden sollte. Der Vorschlag, womit Karl hierauf antwortete, forderte dagegen die Wiedereinsetzung Stanislaus' und nahm übrigens auf die in Schwedens Stellung durch die unglücklichen Ereignisse der letzten Jahre herbeigeführten Veränderungen gar keine Rücksicht. Diese Unterhandlungen waren deshalb auch erfolglos. Auf dem Kriegsschauplatze ging es immer schlimmer und schlimmer für Schweden; Finland verheerten die Russen und nahmen Helsingfors und Abo, in Pommern belagerten sie Stettin, das sich schließlich ergeben mußte und dann von neutralen Truppen besetzt wurde, um später an Schweden zurückgeliefert zu werden.

In Schweden entwickelte sich während dieser Begebenheiten eine allgemeine und starke Unzufriedenheit mit dem Regierungssysteme; schon nach der Schlacht bei Pultawa hatte der Rath es für nothwendig erachtet, einen Ausschuß der Stände zusammenzurufen (1710), aber der König wurde sehr unzufrieden, als er dies erfuhr, und verbot es für die Zukunft. Die Unzufriedenheit und die Unordnungen im Innern nahmen zu und als noch die unglücklichen Ereignisse von 1713 hinzukamen, sah der Rath schließlich keine andere Möglichkeit, als die Stände einzuberufen. Dies geschah jedoch erst, nachdem der Rath die Prinzessin Ulrike Eleonore, die Schwester des Königs, aufgefordert hatte, an den Verhandlungen des Rathes theilzunehmen.

Zwar erließ Karl ein Verbot gegen das Zusammentreten des Reichstages, aber als dies bekannt wurde, waren die Stände schon einige Zeit versammelt. Bei dem Reichstage zeigte sich eine gewisse Geneigtheit, die Prinzessin während der Abwesenheit des Königs zur Regentin zu machen, ebenso sehr, um dadurch eine Spitze der Regierung in den schwierigen Verhältnissen des Reiches zu bekommen, als vielleicht auch, um das Entstehen einer neuen Rathsregierung zu verhindern. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung, muß aber als die Stimmung des Landes kennzeichnend betrachtet werden. Der Reichstag ging im Sommer 1714 auseinander, ohne eigentlich etwas ausgerichtet zu haben, doch hat er wenigstens die Rückreise des Königs beschleunigt. Gleich am Anfange des Reichstags war jemand zum König gesandt, um ihm von der Stimmung des Landes Nachricht zu geben. Dadurch wurde endlich dem Könige klar, daß die Lage dringend seine Rückkehr fordere, und am 20. Sept. 1714 verließ Karl endlich Demotika, nachdem er mehr als 5 Jahre in der Türkei gewesen war. Er blieb ein paar Wochen in Pitesti an der Grenze der Walachei und Siebenbürgens und kam am 11. Nov. 1714 in Stralsund an nach einer sehr abenteuerlichen Fahrt, während welcher er zuletzt nur von wenigen Leuten begleitet war. Die Rückkunft des Königs trug anfangs dazu bei, dem schwedischen Volke Hoffnungen auf bessere Zeiten einzuflößen, aber diese sollten nicht lange dauern. Die Unglücksfälle hatten Karl nicht zum Frieden geneigt gemacht, wenn anders er einen solchen nicht durch kräftige Aufnahme der Kriegsbewegungen gewinnen konnte. Damit dies geschehen könne, war es aber nothwendig, Geld zu schaffen, und dazu leitete Karl Unterhandlungen, unter andern mit Frankreich, ein. Es gelang ihm wirklich, im März 1715 eine Defensivallianz mit diesem Lande zu Stande zu bringen, wobei Frankreich versprach, jährliche Geldsubsidien zu zahlen. Von andern Seiten drohten neue Gefahren. Preußen bot eine größere Geldsumme an, wenn es Stettin als Pfand bekäme, aber da Karl darauf nicht eingehen wollte, schloß sich Friedrich Wilhelm Schwedens Feinden an und erklärte den Krieg. Kurz darauf wurde auch von Hannover der Krieg erklärt und der Kurfürst dieses Landes war zu gleicher Zeit König von England. In Pommern zogen sich die Alliirten zusammen und ein vereinigtes Heer aus preußischen, sächsischen, hannoverischen und dänischen Truppen belagerte Stralsund. Karl war noch dort und vertheidigte sich mit Heldenmuth, aber zuerst fiel die Insel Rügen in die Hände der Feinde und bald darauf mußte Stralsund capituliren, nachdem Karl sich nach Schweden begeben hatte. In der schwierigen Lage, in welcher Karl jetzt war, hatte er als ersten Rathgeber den holsteinischen Minister von Görtz, der schon seit einigen Jahren einen gewissen Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten ausgeübt hatte, aber jetzt einen noch größern in den einheimischen Verhältnissen erhielt. Er war ein geistreicher Mann, voll von Ideen und bei deren Ausführung nicht von vielen Bedenklichkeiten gehindert. Seine erste Aufgabe war, Geld zu schaffen zur Fortsetzung des Krieges, denn darauf waren alle Gedanken des Königs gerichtet. Zwar glückten seine Finanzpläne insofern, als er Geld schaffte, aber dies geschah auf eine so rücksichtslose Art, daß das Recht des Privatbesitzes verletzt wurde und Handel und Industrie in den letzten Jahren der Regierung Karl's XII. fast ganz und gar aufhörten. Es war denn auch ganz natürlich, daß Görtz den Haß aller Klassen auf sich lud, da er als Urheber aller Uebel angesehen wurde.

Nach seiner Ankunft in Schweden entschloß sich Karl, einen Kriegszug nach Norwegen zu machen und fing gleich seine Rüstungen an. Daß aber Friede wenigstens mit einem der Feinde nothwendig war, sah Görtz ganz klar ein, Unterhandlungen wurden deshalb eingeleitet und zu Zeiten energisch betrieben. England und Rußland ließen ihre Truppen einen Theil des Jahres 1716 gemeinsam operiren, aber allmählich trat ein etwas gespannteres Verhältniß zwischen ihnen ein, und Görtz' Plan war, davon Nutzen zu ziehen. Wenn er die eine von diesen beiden Mächten gewann, konnte er um soviel kräftiger gegen die andere auftreten. Anfangs wurde zu gleicher Zeit mit beiden Mächten unterhandelt, der Czar zeigte sich besonders geneigt zum Frieden und man hoffte wirklich auf dessen Abschluß. Ehe es aber soweit gekommen war, wurde Görtz, der sich in Holland befand, um mit Peter zusammenzutreffen, auf Englands Anstiften Anfang 1717 gefangen genommen. Er stand im Verdachte des Planes, den Stuarts wieder zum englischen Thron verhelfen zu wollen, und ganz fremd scheint wol Görtz einem solchen Plane nicht gewesen zu sein, indem er die Hoffnung hegte, sich dadurch Geld verschaffen zu können. Karl XII. hat er aber diesen Plan nie vorgelegt und selbst auch nicht sehr ernstlich auf dessen Verwirklichung hingearbeitet.

Gleichzeitig mit den Unterhandlungen schritten die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze fort; Anfang 1716 war der König mit einem kleineren Heere von Bohuslän und Wermland aus in Norwegen eingefallen, und es war ihm gelungen, bis nach Christiania vorzudringen, ohne jedoch irgendwelche größere Vortheile zu gewinnen. Die Norweger leisteten kräftigen Widerstand, das schwedische Heer litt Mangel an Lebensmitteln und Karl sah sich zuletzt gezwungen, über die schwedische Grenze zurückzugehen. Gegen Ende des Jahres war Karl im Süden Schwedens, um einem drohenden Landungsversuche der Alliirten vorzubeugen. Beinahe die ganze übrige Zeit seiner Regierung blieb der König im Süden und Westen Schwedens, den neuen Angriff auf Norwegen vorbereitend, aber zu gleicher Zeit einen lebhaften Antheil an der innern Regierung nehmend. Gleich nach seiner Rückkunft von Stralsund hatte Karl Befehl gegeben, daß Untersuchungen angestellt werden sollten, wie der Rath während seiner Abwesenheit die Regierung geführt habe. Obwol bei diesen Untersuchungen nichts herauskam, zeigte Karl den Rathsherren doch seine Ungnade. Ihre Bedeutung wurde sehr eingeschränkt durch Einrichtung des Kanzleicollegiums; diese Behörde war in sechs Expeditionen vertheilt und die Mitglieder in unmittelbarer Berührung mit dem Könige. So wie die Verhältnisse sich jetzt ge-

staltet hatten, konnte es nicht lange fortwähren, eine Aenderung nach der einen oder der andern Richtung mußte eintreten und die öffentliche Meinung wurde auch allmählich darauf vorbereitet.

Während des Jahres 1717 versuchten mehrere Mächte, Karl zu Unterhandlungen über einen allgemeinen Frieden zu bewegen, aber die von Karl aufgestellten Bedingungen waren immer derart, daß sie nicht angenommen werden konnten. England zeigte sich entgegenkommend, bot auch Geldsubsidien zur Führung des russischen Kriegs, forderte aber dafür Bremen und Verden. Karl wollte nur ungern diese Bezirke abtreten und sie lieber als Pfand auf 20 Jahre gegen eine Geldanleihe überlassen; wenn der König von England diese Forderung nicht aufgeben wollte, wünschte Karl durch Abtretung eines Theils von Norwegen Ersatz zu erhalten. Diese Unterhandlungen schienen bisweilen einem Resultate nahe, aber gleichzeitig wurde mit Rußland unterhandelt und dadurch jene Unterhandlungen beiseitegeschoben. Als Görtz im Herbste 1717 freigelassen wurde, traf er mit Peter zusammen, und es gelang ihm, diesen zu gewinnen. Als dies bekannt ward, wurden die übrigen Mächte, da sie einen Separatfrieden zwischen Rußland und Schweden fürchteten, gleich entgegenkommender. Im November 1717 kam Görtz nach Schweden zurück und traf mit Karl zusammen, er erkannte die Unmöglichkeit für Schweden, ohne Frieden aus seiner unglücklichen finanziellen Lage herauszukommen, und überredete den König, die Eröffnung förmlicher Unterhandlungen mit Rußland zu gestatten. Diese Unterhandlungen fingen im Mai 1718 an und wurden auf einer der Ålandsinseln geführt, jedoch erst lange nach der officiellen Eröffnung begannen die Unterhändler das eigentliche Werk. Schließlich wurde von russischer Seite vorgeschlagen, daß Rußland entweder Finland, Estland und Livland mit Ausnahme von Narwa und Viborg zurückgeben, oder auch Estland, Livland und Ingermanland mit einem Theile von Karelien behalten, aber dann auch Schweden behülflich sein sollte, Norwegen zu erobern und seine deutschen Provinzen zurückzugewinnen und auszudehnen. Nachdem dieser Vorschlag gemacht war, wurden die Unterhandlungen einige Zeit abgebrochen und Görtz begab sich nach dem westlichen Schweden, um den König, der jetzt auf dem Wege nach Norwegen war, zu treffen und ihm den Plan mitzutheilen. Der König erklärte sich aber weder entschieden für noch gegen den Vorschlag, sondern ließ Görtz ohne Instructionen zum Congreß zurückkehren. Es war nothwendig, die Unterhandlungen im Gange zu halten, wenigstens bis mit England abgeschlossen war. Solange England eine drohende Gefahr in der von Alberoni geleiteten Politik Spaniens sah, lag ihm daran, sich Schweden zu nähern, als aber Frankreich, England und Oesterreich sich gegen Spanien vereinigt hatten, wurden die Aussichten für Schweden auf günstigen Frieden mit England bedeutend vermindert. Rußland seinerseits wollte einen Separatfrieden zwischen Schweden und England verhindern, und solange dieser zu befürchten war, machte die Besorgniß Rußland entgegenkommender. Diese Furcht wußte Görtz mit großem Geschick zu unterhalten sowie zu verbergen, daß er die Unterhandlungen betrieb ohne irgendeine Sicherheit, daß der König je einen Friedensvorschlag billigen werde. So konnte es jedoch nicht lange gehen. Im August 1718 erklärte Karl bestimmt, Finland, Estland und Livland müßten zurückgegeben und für das übrige Ersatz geleistet werden; zu gleicher Zeit forderte er, daß Peter den Frieden von Altranstädt anerkenne und nichts gegen Stanislaus unternehme. Karl besaß, sagt der schwedische Geschichtsschreiber Carlson, eine unzerstörbare Ruhe, man weiß nicht, soll man es bewunderungswürdige Geistesstärke oder unglückbringenden Uebermuth nennen, gerade als ob noch keine Niederlage seine Waffen getroffen oder eine Gefahr Schweden gedroht hätte. Jene Forderungen Karl's waren aber ganz unvereinbar mit den Plänen Peter's, und Görtz fand auch, daß jetzt keine Möglichkeit sei, zum Frieden mit Rußland zu gelangen, aber es gelang ihm doch, die Russen mit Vorspiegelungen hinzuhalten bis zu Ende, d. h. bis zur Nachricht von dem Tode Karl's. Wie die Sachen standen, ist es kaum glaublich, daß auch, wenn Karl gelebt hätte, der Friede mit Rußland zu Stande gekommen wäre, sondern es wäre dann wahrscheinlich Friede mit England geschlossen worden.

Nachdem er umfassende Vorbereitungen getroffen hatte und wiederum ein ansehnliches Heer zusammengebracht war, fand Karl sich im Herbste 1718 gerüstet zu einem neuen Angriffe auf Norwegen. Schon im Sommer 1718 hatte er sich dem Kriegsschauplatze genähert, im August ging ein Theil des Heeres von Jemtland über die Grenze und Ende October rückte das Hauptheer in das südliche Norwegen ein. Der König selbst folgte dem Hauptheere, welches ohne Widerstand zu finden bis Fredrikshald vorrücken konnte. Hier lag die Festung Fredriksteen, deren Belagerung angefangen wurde. Während dieser Belagerung geschah es, daß Karl, der jetzt wie immer große persönliche Tapferkeit und Unerschrockenheit zeigte, am 30. Nov. (11. Dec.) 1718 von der tödlichen Kugel getroffen wurde. Lange glaubte man allgemein, daß Karl den Tod durch die Hand eines Meuchelmörders gefunden habe, eine genaue und unparteiische Prüfung hat jetzt aber sicher constatirt, daß dies nicht der Fall war. Das schließliche Urtheil über Karl XII. als Mensch, Staatsmann und Feldherr mag ausfallen, wie es will, es kann doch nie bestritten werden, daß Schweden sich bei seinem Tode in einer höchst gefährlichen Lage befand und daß die Schuld davon hauptsächlich Karl zugeschrieben werden muß. Daß er aber so handelte, wie er es that, hing zum Theil von angeborenen Eigenschaften ab, viel jedoch beruhte darauf, daß ihm die Alleinherrschaft übertragen wurde, ehe er Erfahrung gewonnen oder gelernt hatte, sie mit Verstand zu benutzen. Die Selbständigkeit und das in sich Geschlossene seines Charakters bewirkten, daß kein Rathgeber je Einfluß bei ihm hatte und jeder Rath, der ihm gegeben wurde, seinen Widerstand erregte als ein Versuch, auf seine selbständige Entschließung einzuwirken. Hierzu kam eine stark ausgeprägte Gerechtigkeitsliebe, die nie unterhandeln wollte, sondern auf die gerechte Sache vertrauend das erstrebte Ziel unermüdlich

und kühn zu erkämpfen suchte. Die Abenteuer, die das Feldleben mit sich führt, liebte Karl zwar, aber man beurtheilt ihn unrichtig, wenn man glaubt, daß es sein persönlicher Geschmack war, der seine ganze Regierung zu einem einzigen Feldzuge machte. Wenn er auch keinen sehr hohen Begriff von den Segnungen des Friedens gehabt hat, so hat er doch nicht Krieg geführt des Kriegs wegen, sondern um einen Plan zu realisiren, den er gefaßt hatte und nicht aufgeben wollte. Sein durch die Treulosigkeit des Königs August hervorgerufener Widerwille gegen diesen Monarchen bestimmte Karl zu seiner Absetzung und dadurch wurde er zu dem jahrelangen Kriege in Polen veranlaßt, während dessen die Russen beinahe ganz freie Hand in den Ostseeprovinzen hatten.

Daß es aber Karl nicht an Sinn für andere Dinge, für Wissenschaft und Kunst fehlte, dafür hat man viele Beweise; freilich ließ der Krieg ihm nicht die Gelegenheit, auf diesen Gebieten etwas auszurichten. Seine Pläne für die Reform der Verwaltung, Gesetzgebung und des Steuerwesens waren sehr umfassend, haben aber keine Resultate gehabt.

Von den schwedischen Königen ist wol keiner, dessen Name so weit reichte wie der Karl's XII. Das außerordentliche Glück, das anfangs alle seine Unternehmungen begleitete, das Kühne und Abenteuerliche, das sie durchweg kennzeichnete, haben wol daran den größten Antheil, aber ein nicht geringer Antheil muß den rein menschlichen Tugenden, die Karl schmückten und die vielleicht in seinem Zeitalter seltener als sonst waren, zugeschrieben werden. Solche Eigenschaften waren Gottesfurcht, Gerechtigkeit, Treue, Mäßigkeit, Einfachheit und strenge Sittlichkeit. (*O. Printzsköld.*)

g) KARL XIII., König von Schweden von 1809—1814, von Schweden und Norwegen 1814—1818, zweiter Sohn des Königs Adolf Friedrich und der Königin Luise Ulrike (Schwester Friedrich's des Großen), wurde am 17. Oct. 1748 geboren. An der von seinem älteren Bruder Gustav III. 1772 vorgenommenen Revolution hatte Karl auch Theil und trug zu dem Gelingen des Plans des Königs bei. Während der Regierung Gustav's III. wurde Karl bei mehreren Gelegenheiten in Anspruch genommen. Als der Krieg mit Rußland 1788 anfing, erhielt Karl den Befehl über die Flotte und zeichnete sich durch persönliche Tapferkeit aus in der Seeschlacht bei Hogland am 17. Juli 1788. Als später die Kriegserklärung Dänemarks Gustav veranlaßte, sich nach Schweden zu begeben, übertrug er Karl das Commando über sämmtliche Truppen in Finland. Karl zeigte sich anfangs nicht ganz ungeneigt, mit der Partei, die Frieden mit Rußland und die Berufung eines Reichstages gegen den Willen des Königs erzwingen wollte, Unterhandlungen anzuknüpfen, aber er trennte sich zu rechter Zeit von diesen Intriguen und kehrte nach Schweden zurück. Während der übrigen Zeit des Kriegs führte Karl den Befehl über die Flotte bei mehreren Gelegenheiten. Am 16. März 1792 wurde Gustav III. tödlich verwundet und starb am 29. März. Sein Sohn und Nachfolger war nicht mehr als dreizehn Jahre alt, eine Regentschaft wurde also nothwendig; an der Spitze derselben stand Karl bis 1796, wo der König achtzehn Jahre alt wurde. Der eigentliche Regent während dieser Zeit war jedoch Gustav Adolf Reuterholm, der großen Einfluß auf Karl hatte und ihn veranlaßte, sich dem republikanischen Frankreich zu nähern. Die durch Reuterholm entfernten Gustavianer (Günstlinge des verstorbenen Königs) wandten sich dagegen Rußland zu und suchten mit Hülfe der Kaiserin Katharina ihren alten Einfluß wieder zu gewinnen. Die Verschwörung wurde aber entdeckt und die Schuldigen streng gestraft; eine Hofdame der Prinzessin Sofia Albertina, der Schwester Karl's, Fräulein Rudenskjöld, wurde besonders hart behandelt. Die Regierung zeigte anfangs liberale Gesinnungen in der innern Politik, aber dies dauerte nicht lange, vielmehr nahm sie während ihrer letzten Zeit die eigenmächtigen Regierungsgrundsätze Gustav's III. wieder auf. In demselben Jahre, wo Gustav IV. Adolf mündig erklärt wurde, näherte Schweden sich Rußland und eine Heirath zwischen Gustav IV. Adolf und der Enkelin der Kaiserin Katharina war vorgeschlagen, scheiterte aber in dem letzten Stadium der Unterhandlungen. Der König übernahm die Regierung am 1. Nov. 1796 und Karl zog sich dann vom öffentlichen Leben zurück und nahm beinahe gar keinen Theil an den öffentlichen Angelegenheiten während der übrigen Regierungszeit Gustav's IV. Adolf. Ebenso passiv verhielt er sich, als Gustav IV. Adolf durch die Revolution vom 13. März 1809 gestürzt wurde, und man konnte ihn nur überreden, zunächst die Regierung als Reichsverweser zu übernehmen. Das erste, was die neue Regierung zu thun hatte, war, den Reichstag zum 1. Mai einzuberufen. Ehe der Reichstag über die Thronfolge bestimmen wollte, sollte zuerst die Regierungsform, nach welcher der neue König regieren sollte, festgesetzt werden. Erst nachdem die Stände am 5. Juni die Regierungsform angenommen hatten, boten sie Karl die Krone an; er erklärte sich bereit, sie anzunehmen, und darauf wurde ihm gehuldigt. Schweden befand sich zu dieser Zeit im Kriege mit Rußland, Dänemark und Frankreich, und es war von großer Wichtigkeit, Frieden mit diesen Mächten zu schließen. Unterhandlungen waren schon mit Rußland eingeleitet, aber gleichzeitig schritten die Kriegsbewegungen in Norrland fort, und es erlitten die Schweden im Sommer 1809 mehrere Niederlagen. Endlich wurde der Friede mit Rußland am 17. Sept. 1809 unterzeichnet, das letztere erhielt dadurch ganz Finland und Aland und außerdem einen Theil der schwedischen Provinz Westerbotten. Der Friede mit Dänemark und Frankreich wurde bald nachher abgeschlossen, durch den erstern wurde alles auf den status quo ante zurückversetzt; durch den Frieden mit Frankreich erhielt Schweden Pommern zurück. Karl XIII. war über sechzig Jahre alt, als er den Thron bestieg, und da er mit seiner Gemahlin, Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorp, keine Kinder hatte, war es nothwendig, für die Nachfolge zu sorgen. Eine Partei wünschte den Sohn Gustav's IV. Adolf zum Thronfolger zu wählen; die Sympathien waren getheilt, aber schließlich gelang es, die nöthige Einigkeit zu Stande zu bringen und

im December 1809 wurde der dänische Befehlshaber in Norwegen, Prinz Christian August von Augustenburg, zum Thronfolger gewählt. Nachdem zwischen Schweden und Dänemark Frieden geschlossen war, nahm der Prinz die Wahl an und kam Anfang 1810 nach Schweden. Der plötzliche Tod des Prinzen einige Monate später nöthigte aber zu einer neuen Wahl, und ein Reichstag wurde deshalb im Sommer 1810 nach Oerebro einberufen. Anfangs war die Meinung ziemlich verbreitet, daß man einen Bruder des verstorbenen Prinzen wählen solle, und der König selbst war für ihn. Ehe dies geschehen war, trat aber eine veränderte Stimmung ein, und die öffentliche Meinung entschied sich für Bernadotte, Prinzen von Ponte Corvo. Am 21. Aug. 1810 wurde er gewählt. Obwol erst kurz vorher Frieden geschlossen war, war doch die Stellung Schwedens zu den fremden Mächten nicht die beste. Napoleon forderte, daß Schweden sich dem Continentalsystem anschließen und sich von allem Handel mit England fern halten sollte, er zwang Schweden, England den Krieg zu erklären, was jedoch keine eigentliche Kriegführung mit sich brachte. Noch auf verschiedene andere Weise zeigte sich Napoleon rücksichtslos gegen Schweden und schließlich ließ er Schwedisch-Pommern besetzen. Dies veranlaßte Schweden, sich Rußland zu nähern und sich schließlich ganz und gar der Coalition gegen Napoleon anzuschließen. Nachdem nicht nur Rußland, sondern auch England Schweden versprochen hatten, ihm Norwegen zu verschaffen, wurden im Frühjahre 1813 schwedische Truppen nach Pommern hinübergeführt. Das eine der Armeecorps, die den combinirten Angriffsplan gegen Napoleon ausführen sollten, wurde von dem schwedischen Kronprinzen geführt. Während der Herbstmonate wurden die großen Schlachten ausgefochten, die mit der Schlacht bei Leipzig und der vollständigen Niederlage Napoleon's endigten. Als die Alliirten die Erfüllung ihres Versprechens, Norwegen an Schweden zu bringen, aufschieben wollten, entschloß sich der schwedische Kronprinz, auf eigene Hand zu handeln und ließ sein Armeecorps in Holstein und Schleswig einrücken. Er zwang dadurch Dänemark zu dem Frieden von Kiel am 14. Jan. 1814, wodurch der dänische König sein Recht auf Norwegen an Schweden abtrat und als Ersatz Pommern und Rügen erhielt. Damit war aber die Sache nicht abgemacht, denn in Norwegen machte sich allgemein die Auffassung geltend, daß der dänische König nicht befugt gewesen sei, Norwegen an eine fremde Macht abzutreten, sondern daß die Norweger selbst über ihr eigenes Land zu bestimmen hätten. Dieser Auffassung gemäß handelten die Norweger, als sie zuerst eine Verfassung ausarbeiteten und annahmen und dann den dänischen Thronfolger, Prinzen Christian Friedrich, zum König von Norwegen wählten. Unter diesen Umständen mußte Schweden zu den Waffen greifen, wenn es die Vereinigung zu Stande bringen wollte. Die Schweden griffen theils zur See, theils zu Lande an, die Flotte führte der König selbst, das eine Armeecorps stand unter Befehl des Kronprinzen. Der Feldzug war sehr kurz, die Vertheidigungsanstalten der Norweger waren gar nicht geordnet, die Schweden wollten kein entscheidendes Treffen herbeiführen. Schließlich mußten die Norweger die Convention von Moß, am 14. Aug. 1814, abschließen. Das Storthing (Reichstag) wurde einberufen, der neugewählte König legte seine Krone nieder und Unterhandlungen über die Bedingungen, unter welchen eine Vereinigung mit Schweden stattfinden sollte, wurden eröffnet. Am 20. Oct. 1814 faßte das Storthing den Beschluß, daß Norwegen als ein selbständiges Reich unter einem Könige mit Schweden vereint werden sollte. Am 4. Nov. waren die Unterhandlungen über die Aenderungen der Grundgesetze abgeschlossen und am selben Tage wurde Karl XIII. zum König von Norwegen gewählt. Bei dem Congresse in Wien wurden die Grenzen Schwedens definitiv festgestellt und das Verhältniß zu den fremden Mächten bestimmt. Pommern, das vorher an Dänemark abgetreten war, wurde jetzt an Preußen übergeben und Schweden erhielt eine Geldentschädigung.

Hatten die auswärtigen Verhältnisse sich ziemlich gut entwickelt, so kann dasselbe nicht von der innern Lage gesagt werden. Der Reichstag von 1812 änderte das erst zwei Jahre alte Preßfreiheitsgesetz in reactionärem Sinne ab. Auf demselben Reichstage wurde ganz eigenmächtig der Beschluß gefaßt, die finanziellen Schwierigkeiten dadurch zu lösen, daß ein Theil der ausländischen Schuld abgeschrieben wurde. Der übrige Theil wurde vom Könige und vom Kronprinzen bezahlt. Der Geldmangel im Lande war aber dadurch nicht gehoben, die finanzielle Noth war infolge verschiedener Ursachen während der letzten Jahre Karl's XIII. sehr drückend. Das Misvergnügen über verschiedene Theile der Finanzpolitik der Regierung veranlaßte die Bildung einer Opposition auf dem Reichstage von 1815. Weder Reichstag noch Regierung konnten aber das Uebel heben. Kurz nachdem der Reichstag aufgelöst war, trat eine finanzielle Krisis ein, die schließlich so drohend wurde, daß die Regierung sich gezwungen sah, im November 1817 einen außerordentlichen Reichstag einzurufen. Während dieser Reichstag noch versammelt war, starb Karl XIII. am 5. Febr. 1818. (*O. Printzsköld.*)

h) KARL AUGUST, Kronprinz von Schweden und Adoptivsohn Karl's XIII., geboren am 9. Juli 1768. Er war der Sohn des Herzogs Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg und hieß, ehe er zum Thronfolger von Schweden gewählt wurde, Prinz Christian August von Sonderburg. Seine militärische Bildung erhielt er im österreichischen und dänischen Dienste. Als die dänische Regierung im J. 1807 es nothwendig fand, eine besondere Regierungscommission zu ernennen, um die Regierung in Norwegen zu führen, wurde Prinz Christian August Vorsitzender dieser Commission. Er hatte schon vorher ein Commando in der norwegischen Armee gehabt und sich dabei die Zuneigung und das Vertrauen der Norweger erworben. Während der Feindseligkeiten, die 1808 zwischen Schweden und Norwegen stattfanden, führte der Prinz die norwegischen Truppen und leitete auch in verdienstlicher Weise die Vertheidigungsanstalten gegen die Schweden. Hierbei sowie auch bei den Unter-

handlungen zwischen den kriegführenden Mächten kam er in lebhafte Berührung mit den schwedischen Befehlshabern, gerade den Männern, welche die Absetzung Gustav's IV. Adolf damals vorbereiteten und später vollführten. Bei ihnen trat schon früh der Gedanke auf, den Prinzen zum Thronfolger zu machen, wenn die Revolution einmal glücklich durchgeführt wäre. Sie eröffneten auch vorbereitende Unterhandlungen mit ihm, und als das in Wermland stehende schwedische Heer nach Stockholm marschiren sollte, um die Revolution durchzuführen, wurde ein Waffenstillstand mit dem Prinzen abgeschlossen, und dieser versprach, während der Zeit die Grenze nicht zu überschreiten, wenn der dänische König es ihm nicht ausdrücklich befehle. Die Revolution vom 13. März 1809 stürzte Gustav IV. Adolf vom Throne, am 5. Juni bot der Reichstage die Krone dem Onkel des abgesetzten Königs, dem Herzoge Karl von Södermanland (Karl XIII.), an, der das Anerbieten annahm. Das hohe Alter des neuen Königs machte es nothwendig, da er keine Kinder hatte, sogleich an die Wahl eines Thronfolgers zu denken. Außer den persönlichen Sympathien, die der Prinz von Augustenburg sich erworben hatte, sprach für seine Wahl die Hoffnung, dadurch eine Vereinigung mit Norwegen zu Stande zu bringen. Unterhandlungen wurden mit dem Prinzen eröffnet, und er erklärte sich geneigt, die Thronfolge anzunehmen, wenn er gewählt werden sollte, aber er wollte es nicht officiell machen, ehe der Friede mit Dänemark geschlossen wäre. Es war eine schwierige Lage, in der sich der Prinz unter diesen Verhältnissen befand; Dänemark führte ja Krieg mit Schweden, und nicht genug damit, der dänische König hegte selbst nach der Absetzung Gustav's IV. Adolf die Hoffnung, die Krone Schwedens mit der von Dänemark und Norwegen zu vereinigen; die Schweden dagegen hofften, daß der Prinz behülflich sein sollte, Norwegen von Dänemark zu trennen und es mit Schweden zu vereinigen. In Norwegen war eine Partei, die auch in dieser letzten Richtung arbeitete. Selbst hielt der Prinz sich ganz fern von diesen Plänen, aber er verhielt sich in seinen Kriegsoperationen gegen die Schweden so passiv, daß der König von Dänemark unwillkürlich Argwohn hegen mußte. Nachdem aber der schwedische Reichstag im Juli 1809 die Proposition Karl's XIII. bewilligt hatte und der Prinz von Augustenburg also wirklich zum Thronfolger gewählt war, wurde seine Stellung klar. Der Friede mit Dänemark wurde am 10. Dec. 1809 abgeschlossen, und erst danach konnte Karl August, wie er sich jetzt nannte, sich nach seinem neuen Vaterlande begeben. Im Januar 1810 verließ er Norwegen und hielt am 22. Jan. seinen feierlichen Einzug in Stockholm. Es gab eine Partei in Schweden, die mit dieser Wahl unzufrieden war; es waren diejenigen, die noch an der alten Königsfamilie hingen und die Hoffnung gehegt hatten, den Sohn Gustav's IV. Adolf noch auf dem Throne zu sehen. Zu dieser Partei rechnete man die Königin und verschiedene Mitglieder der höheren Aristokratie, und es gelang dem Prinzen nie, dieselbe zu gewinnen. Das ganze Vertrauen des alten Königs erwarb er sich aber bald, sowie die Zuneigung des Volks. Der Prinz blieb nun einige Monate in Stockholm, ehe er eine Reise nach dem südlichen Schweden machte, den 9. Mai verließ er Stockholm. Schon ehe Karl August nach Schweden kam, war seine Gesundheit nicht ganz gut und bei mehreren Gelegenheiten war er heftig unwohl geworden; als er jetzt die Reise antreten sollte, war er krank und es ging ihm während der Reise immer schlechter und schlechter. Nach einigen kürzeren Aufenthalten kam der Prinz am 28. Mai nach Helsingborg, von wo er sich denselben Tag zu den Truppenübungen begab. Während er den Uebungen der Truppen zusah, stürzte er plötzlich vom Pferde und war einige Augenblicke später todt. Gleich nach der Ankunft des Prinzen in Schweden waren Gerüchte von Conspirationen gegen sein Leben in Umlauf gewesen, und diese Gerüchte wurden später mehr und mehr verbreitet. Anfangs gingen sie dahin, daß die Dänen das Leben des Prinzen zu verkürzen suchten aus Rache dafür, daß er zu Schweden übergetreten war; später richtete sich der Argwohn gegen die oben genannte aristokratische Partei. Jetzt als der Prinz unter Umständen, die gewissermaßen einen verdächtigen Anschein hatten, gestorben war, wurde die Ansicht bald allgemein, daß er vergiftet worden sei, und der Verdacht fiel auf die Königin selbst, vorzugsweise aber auf die Familie von Fersen. Ein Mitglied dieser Familie, Graf Axel von Fersen, war Reichsmarschall und fungirte in dieser Eigenschaft am 20. Juni, als die Leiche Karl August's in Stockholm eingebracht wurde. Die Stimmung in Stockholm war in hohem Grade erregt und während des Einzugs wurde Fersen vom Pöbel überfallen, ohne daß die dabeistehenden Truppen die nöthigen Maßregeln zu seinem Schutze ergriffen; so wurde er vor dem Rathhause ermordet. Man kann die öffentlichen Autoritäten nicht von aller Schuld freisprechen, daß etwas Derartiges passiren konnte, aber wer die wirklichen Anstifter waren, ist bis jetzt nicht klar. (*O. Printzsköld.*)

i) KARL XIV. JOHANN, König von Schweden und Norwegen 1818—1844, Adoptivsohn und Nachfolger Karl's XIII., hieß eigentlich Jean Baptiste Jules Bernadotte und war 26. Jan. 1764 in Pau (Depart. Nieder-Pyrenäen) geboren. Sein Vater war Beamter. Der junge Bernadotte widmete sich schon früh dem Militärdienste, 1780 trat er, als Freiwilliger angeworben, in das Regiment Royal la Marine und diente in den untern Chargen bis 1791, wo er Lieutenant wurde. Die von der Französischen Republik zu dieser Zeit geführten Kriege boten reiche Gelegenheit, Ruhm und Auszeichnungen auf dem Kriegsschauplatze zu gewinnen, und im großen Maße wurden diese auch Bernadotte zutheil. Seinen ersten Feldzug machte er am Rhein unter Custine mit und wurde 1793 zum Oberst ernannt. Darauf wurde er zur Nordarmee versetzt, wo er sich theils gegen den Feind, theils durch seinen großen Einfluß auf die Truppen auszeichnete. Schon jetzt wollte man ihn zum Brigadegeneral ernennen, aber er lehnte es ab. Nachdem er kürzere Zeit bei der Ardennenarmee gewesen war, wurde er zu der neugebildeten Sambre- und Maasarmee gesandt und nahm

hier einen bedeutenden Antheil an der Schlacht bei Fleurus am 26. Juni 1794. Auf dem Schlachtfelde wurde Bernadotte zum Brigadegeneral ernannt und schon einige Monate später hatten neue Thaten ihm den Rang eines Divisionsgenerals erworben. Im J. 1795 focht er in Deutschland, ging über den Rhein bei Neuwied, belagerte Kassel und nahm Kreuznach ein. Der Feldzug 1796 in Deutschland war im ganzen genommen nicht glücklich für die Franzosen, aber alles, was Bernadotte übertragen wurde, vollführte er oft mit Glück, immer mit Geschicklichkeit. Als die Kriegsoperationen für dieses Jahr geschlossen waren, wurde Bernadotte wieder auf einen andern Kriegsschauplatz versetzt. Anfang 1797 ging er mit 20,000 Mann über die Alpen nach Italien, um Bonaparte Verstärkungen zuzuführen. Durch den Uebergang über den Tagliamentofluß und die Eroberung der Festung Gradiska erwarb Bernadotte sich neue Lorbern. Das Glück, das den französischen Waffen überall folgte, führte bald zu dem Waffenstillstande von Leoben, worauf Bernadotte mit den im Kriege eroberten Trophäen nach Paris ging. Bald nachdem er wieder nach Italien zurückgekommen war, wurde am 13. Oct. 1797 der Friede von Campo-Formio geschlossen. Als Bonaparte darauf Italien verließ, nahm er Bernadotte einen Theil der unter seinem Befehle stehenden Truppen, was natürlich nicht verfehlen konnte, das Misvergnügen Bernadotte's zu erregen. Dieser bat auch um ein anderes Commando entweder auf den Jonischen Inseln, in Indien oder auf Isle de France, ohne es zu erhalten. Statt dessen wurde er bald nachher als Gesandter der Französischen Republik nach Wien geschickt. Obwol seine Stellung dort anfangs sehr gut war, blieb Bernadotte doch nicht lange in Wien; ein Tumult, dadurch veranlaßt, daß Bernadotte auf Befehl von Paris die dreifarbige Fahne vom Balkon seines Hotels wehen ließ, vermochte ihn Wien zu verlassen, und er weigerte sich dann, sowol den Gesandtschaftsposten im Haag als ein ihm angebotenes höheres Commando anzunehmen. Am 16. Aug. 1798 heirathete Bernadotte Désirée Clary, die Tochter eines reichen Kaufmanns in Marseille, und wurde dadurch Schwager von Joseph Bonaparte, dem Bruder Napoleon's. Das Directorium wollte im Anfange des folgenden Jahres Bernadotte den Oberbefehl in Italien übertragen, aber er wollte nicht, sondern behielt das Commando über die Observationsarmee gegen Deutschland, bis er (Frühling 1799) auch diesen Posten verließ, um seine angegriffene Gesundheit zu stärken. Die Umstände erlaubten ihm aber nicht lange auszuruhen, schon am 3. Juli 1799 ernannte ihn das Directorium zum Kriegsminister. Er behielt diesen Posten nur zwei Monate, fand aber doch Gelegenheit, sein großes administratives Talent zu zeigen und Ordnung wiederherzustellen auf einem Gebiete, das von seinen Vorgängern sehr vernachlässigt worden war. Da aber Bernadotte nicht die Pläne Sieyès' auf einen Staatsstreich fördern wollte, veranlaßte dies seinen Rücktritt am 14. Sept. 1799. Bonaparte kam bald darauf aus Aegypten zurück und versuchte seinerseits Bernadotte für den von ihm geplanten Staatsstreich zu gewinnen. Zwar wies Bernadotte diesen Versuch zurück und verhielt sich am 18. Brumaire (9. Nov. 1799) ganz neutral, aber später wurde es ihm klar, daß es keine andere Möglichkeit gab, dem Lande Ordnung und Ruhe zu verschaffen, als sich Napoleon zu unterwerfen. Dieser zeigte sich auch sehr eifrig, sämmtliche Talente zu gewinnen und schon im Anfange des Jahres 1800 wurde Bernadotte zum Conseiller d'état ernannt. Später wurde ihm die in der Vendée stehende West-Armee übertragen. Hier lag eine doppelte Aufgabe vor, theils sollte der seit lange hier herrschende Aufruhr gedämpft, theils eine feindliche Landung verhindert werden. Dies doppelte Ziel wurde durch das kluge Auftreten Bernadotte's erreicht, die Ruhe wiederhergestellt und der Einfall der Engländer zurückgeschlagen. Ende August 1801 war Bernadotte wieder in Paris, wo er eine Zeit lang außer Wirksamkeit war. Ein Plan, ihm die Administration von Louisiana zu übergeben, zerfiel, sowie der Gedanke, ihn als Gesandten der Republik nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu schicken. Bernadotte hielt sich von Napoleon fern und das Verhältniß zwischen ihnen war etwas gespannt. Napoleon aber, der das Talent Bernadotte's schätzte und seinen großen Einfluß kannte, lag daran, ihn für sich zu gewinnen. Dies gelang ihm auch, und als Napoleon am 18. Mai 1804 die Kaiserwürde annahm, erklärte sich Bernadotte offen als Anhänger des Kaisers. Er wurde jetzt Marschall von Frankreich und nach Hannover gesandt, um den Befehl über das dort stehende französische Heer zu übernehmen und das Land zu administriren. Er zeigte hier wieder sein großes administratives Talent, brachte das Heer sowie die Civilverwaltung in Ordnung. Anfang September 1805 verließ er Hannover, um dem Befehle des Kaisers folgend an dem Feldzuge gegen Oesterreich theilzunehmen. In der Schlacht bei Austerlitz (2. Dec.) trug Bernadotte wesentlich zum Siege bei. Im Sommer 1806 ernannte der Kaiser ihn zum Prinzen von Ponte-Corvo. Im Herbste desselben Jahres brach der Krieg mit Preußen aus und der Prinz befehligte fortwährend das erste Armeecorps der großen Armee. An der Schlacht bei Jena konnte er wegen fehlender Ordre keinen so wirksamen Antheil nehmen, wie es ihm wol sonst möglich gewesen wäre, aber ein paar Tage später eroberte er durch eine glänzende Waffenthat Halle. Von da ging er weiter gegen Norden, nahm Lübeck ein und zwang Blücher im November zu capituliren. Bei dieser Gelegenheit wurde auch eine kleinere schwedische Heeresabtheilung zur Capitulation gezwungen. Darauf erhielt der Prinz Befehl, mit seinem Armeecorps nach Polen zu gehen, um den russischen Feldzug mitzumachen. Es gelang ihm, durch schnelle Bewegungen die preußische und russische Armee voneinander zu trennen. Die für die französischen Waffen ehrenvolle Schlacht bei Mohrungen im Januar 1807 trug wesentlich bei zu dem folgenden Glück der Franzosen, und auch bei dieser Gelegenheit beruhte der Sieg hauptsächlich auf der Schnelligkeit und Gewandtheit des Prinzen. An der folgenden Schlacht bei Eylau nahm der Prinz selbst aber keinen Antheil. Nicht lange vor dem Frieden von Tilsit wurde Bernadotte ver-

wundet, jedoch ohne ernstere Folgen. Nach dem Frieden wurde er zum Generalgouverneur in den Hansestädten ernannt mit dem speciellen Auftrage, die Aufrechterhaltung des Continentalsystems in den südlichen Ostseeländern zu überwachen. Er nahm am 25. Juli 1807 sein Hauptquartier in Hamburg. Die Politik Dänemarks schwankte zu dieser Zeit noch zwischen England und Frankreich, aber die Ankunft der englischen Flotte im Oresund, das Bombardement von Kopenhagen und die Wegnahme der dänischen Flotte warfen Dänemark in Frankreichs Arme. Der Friede von Tilsit hatte ein Bündniß zwischen Rußland und Frankreich herbeigeführt, wobei Rußland sich verpflichtet hatte, Schweden zu zwingen, dem Continentalsystem beizutreten, auch hoffte Napoleon hierdurch England Schaden zufügen zu können. Jetzt trat auch Dänemark diesem Bündnisse bei, wenigstens insofern es gegen Schweden gerichtet war. Am 21. Febr. 1808 rückte eine russische Armee in Finland ein und am 14. März erklärte Dänemark Schweden den Krieg. Eine Armee unter dem Befehle des Prinzen von Ponte Corvo war schon in Dänemark eingerückt, um diesem Lande gegen Schweden zu helfen und im Verein mit dänischen Truppen einen Einfall in Schoonen zu machen. Zu der Ueberführung der Truppen nach Schoonen kam es aber nicht, denn die Dänen wollten die von den Franzosen gestellten Bedingungen nicht erfüllen. Die französischen Truppen blieben einstweilen ein ganzes Jahr in Dänemark. Schon ehe die Truppen Dänemark verließen, hatte der Prinz von Ponte Corvo einen neuen Auftrag vom Kaiser erhalten. Er war schon in Dresden, um die Truppen zu organisiren, die an dem neuen Feldzuge gegen Oesterreich theilnehmen sollten, als ein Emissär der nach dem Sturze Gustav's IV. Adolf in Schweden organisirten Regierung ankam und Waffenstillstand wünschte, um Friedensunterhandlungen einzuleiten. Den Entschluß des Kaisers abwartend entschloß sich der Prinz, einstweilen die Feindseligkeiten einzustellen. Mit dem hauptsächlich aus sächsischen Truppen bestehenden neunten Armeecorps nahm er Antheil an der Schlacht bei Wagram, fand aber in der Art, wie er vom Kaiser behandelt wurde, Veranlassung zur Unzufriedenheit. Der Prinz hatte schon mehrmals gewünscht, seines Commandos enthoben zu werden, erhielt aber erst jetzt die Erlaubniß, sich nach Paris zu begeben. Bald wurde er indeß wieder in Anspruch genommen, diesmal gegen die Engländer, die in Holland gelandet waren; er eilte sogleich nach Antwerpen, wo er, wie überall im Lande, alle nöthigen Maßregeln traf, um die Vertheidigungsanstalten in Ordnung zu bringen. Napoleon war aber nicht zufrieden, sondern nahm das Commando zurück. Der Prinz fühlte sich dadurch verletzt und wollte sich ins Privatleben zurückziehen. So weit wollte es der Kaiser nicht treiben, er übertrug dem Prinzen die Regierung des soeben in Frankreich einverleibten Kirchenstaates. Andere Umstände bewirkten aber, daß der Prinz diese Stelle nie antrat.

Der zum schwedischen Thronfolger erkorene Prinz von Augustenburg, Karl August, war plötzlich gestorben, und die schwedischen Stände mußten darauf bedacht sein, sofort einen neuen Thronfolger zu wählen. Mehrere kamen in Frage, aber schließlich entschlossen sich Karl XIII. und seine Rathgeber für einen Bruder des verstorbenen Prinzen. Ehe dieser Plan den Ständen vorgelegt wurde, wollte man Napoleon dafür zu gewinnen suchen, da es bekannt war, daß er die Candidatur des Königs von Dänemark begünstigte. Zwei Kuriere wurden deshalb nach Paris gesandt, der eine, ein junger Baron Mörner, handelte im Namen derer, die mit der Wahl des Prinzen von Augustenburg unzufrieden waren und einen französischen Marschall zum Thronfolger wünschten. Unter den Marschällen Napoleon's war der Prinz von Ponte-Corvo unbestritten derjenige, der die selbständigste Stellung zum Kaiser bewahrt hatte; er hatte auch von großem militärischen und administrativen Talent Proben geliefert. Mörner entschloß sich für den Prinzen von Ponte-Corvo und setzte sich in Verbindung sowol mit diesem wie auch mit andern Personen. Er bot dem Prinzen die schwedische Thronfolge an; dieser zögerte natürlich, sich auf einen in dieser Weise vorgeschlagenen Plan einzulassen, wies aber Mörner nicht bestimmt zurück. Nach Schweden zurückgekehrt, theilte Mörner seinen Plan mit und es gelang ihm, mehrere einflußreiche Personen dafür zu gewinnen. Viele schwedische Offiziere hatten den Prinzen persönlich kennen gelernt und waren von seinen liebenswürdigen Eigenschaften eingenommen; diese waren leicht gewonnen, aber auch für viele andere lag etwas Anziehendes darin in diesen unruhigen Zeiten einen Thronfolger zu erhalten, von dem man wußte, daß er Großes leisten konnte, und der, wie man hoffte, Schweden die Freundschaft des allmächtigen Napoleon verschaffen würde. Karl XIII. und seine Rathgeber hielten aber noch immer an dem Prinzen von Augustenburg fest und in Oerebro, wo der Reichstag am 30. Juli 1810 zusammentrat, war es sehr nahe daran, daß der Prinz von Augustenburg gewählt wurde. Gerade zu dieser Zeit aber traf in Oerebro eine Emissär des Prinzen von Ponte-Corvo Namens Fournier ein, um in dessen Auftrag mitzutheilen, daß der Prinz, wenn er gewählt werde, die Wahl annehmen würde, doch nur wenn der König selbst die Wahl billige. Gleichzeitig suchte Fournier die Vortheile, die durch die Wahl des Prinzen Schweden zufallen würden, hervorzuheben. Die Mittheilungen Fournier's bewirkten eine vollständige Aenderung in den Ansichten des Königs, seiner Rathgeber und des Reichstags. Schon einige Tage nach der Ankunft Fournier's, am 21. Aug. 1810, wählten die Stände einstimmig den Prinzen von Ponte-Corvo zum Kronprinzen. Am 4. Sept. erhielt der Prinz die Nachricht von der Wahl und am 28. verließ er Paris, um sich in sein neues Vaterland zu begeben. Der Kaiser wollte ihn zu dem Versprechen bestimmen, nie die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen, sowie auch für Schweden dem Continentalsystem beizutreten, aber der Prinz ließ sich weder zu dem einen noch dem andern herbei. Am 2. Nov. hielt Karl Johann, welchen Namen der Prinz jetzt angenommen hatte, seinen feierlichen Einzug in Stockholm.

Es dauerte nicht lange, bis der Kronprinz sich eine

außerordentlich gute und einflußreiche Stellung erworben hatte; durch seine einnehmenden Eigenschaften gewann er nicht nur den alten König und den Hof, sondern auch die verschiedenen Parteien. Schon von Anfang an erhielt er großen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten, und als der König vom 17. März 1811 bis 7. Jan. 1812 krank war, führte der Kronprinz auch dem Namen nach die Regierung. In der äußern Politik trat die Thätigkeit des Kronprinzen besonders hervor. Als Karl Johann Paris verließ, hatte Napoleon versprochen, Schweden eine Frist von einigen Monaten zu geben, während welcher es sich entscheiden sollte, ob es dem Continentalsystem beitreten wolle oder nicht. Ohne sich dieses Versprechens erinnern zu wollen, forderte Napoleon schon kurz nach der Ankunft des Kronprinzen in Stockholm, daß Schweden sich entschließen und England den Krieg erklären solle, was auch am 17. Nov. 1810 geschah. Dieses Benehmen Napoleon's trug ohne Zweifel dazu bei, die Richtung der äußern Politik Karl Johann's zu bestimmen und eine Annäherung an Rußland hervorzurufen, trotz des damit verbundenen gänzlichen Umsturzes der traditionellen schwedischen Politik. Von Anfang an warf Karl Johann jeden Gedanken Finland zurückzugewinnen beiseite und hegte statt dessen den Plan, eine Entschädigung in Norwegen zu erlangen. Die Unterhandlungen zwischen Kaiser Alexander und Karl Johann fingen schon Ende 1810 an; dazu vergrößerte das rücksichtslose Auftreten Napoleon's im J. 1811 die Entfremdung zwischen Schweden und Frankreich immer mehr. Schließlich ließ Napoleon das schwedische Pommern besetzen. Schwedens Stellung lag jetzt klar für Karl Johann und er ließ sogleich eine außerordentliche Gesandtschaft nach St.-Petersburg gehen, um ein Bündniß abzuschließen. Die Unterhandlungen wurden mit solcher Schnelligkeit betrieben, daß die Allianz schon am 5. April fertig war. Eine persönliche Zusammenkunft Alexander's I. und des schwedischen Kronprinzen im Herbste 1812 zu Åbo befestigte dieses Bündniß noch mehr. Einer Wiedergewinnung Finlands völlig entsagend, erhielt der Kronprinz vom Kaiser das Versprechen, daß dieser ein russisches Heer zu Schwedens Verfügung stellen würde, um Norwegen zu erobern. Die Eroberung Norwegens sollte stattfinden, ehe Schwedens active Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich beginnen würde. Durch einen besondern Familienvertrag zwischen Alexander und Karl Johann wurde diesem Beistand gegen alle etwaigen Restaurationsversuche der alten schwedischen Königsfamilie zugesichert. Die Politik Karl Johann's in Åbo ist mehrfach getadelt worden, von französischer wie von schwedischer Seite. Die Franzosen halten ihm vor, daß er sich undankbar gegen Napoleon zeigte und sein Vaterland vergaß, da er sich Frankreichs Feinden anschloß; sie vergessen aber dabei, wie Napoleon Schweden behandelt hatte und daß dieses Land jetzt Karl Johann's Vaterland geworden war. Von schwedischer Seite wird getadelt, daß Karl Johann nicht Finland zurückzugewinnen suchte, was bei der schwierigen Lage, in welcher der Kaiser sich befand, wol möglich gewesen wäre. Man kann dabei aber fragen, wie lange ein solcher Besitz gedauert hätte; bald wären wahrscheinlich neue Streitigkeiten daraus entstanden. Mit der Kenntniß, die man jetzt von der Gestaltung der Begebenheiten hat, kann man wol sagen, daß die Politik Schwedens im J. 1812 und den folgenden Jahren, wie sie von Karl Johann geführt wurde, nicht nur dazu diente, Karl Johann's Dynastie auf dem schwedischen Throne zu befestigen, sondern überhaupt unter den damaligen Umständen die beste für Schweden war.

Im Frühjahre 1813 gingen die schwedischen Truppen nach Deutschland. Dem Vertrage von Åbo gemäß sollten die russischen Truppen schon im Herbste 1812 Schweden den Besitz Norwegens verschafft haben, aber die Lage Rußlands war so, daß Schweden die Erfüllung dieses Versprechens nicht fordern konnte; England wollte nicht dazu beitragen, Schweden Norwegen zu verschaffen, ehe ersteres zuvor seine Kräfte in den Dienst der Coalition gestellt hatte. Nachdem der Kronprinz nach Stralsund gekommen war, erhielt er sogleich die Nachricht, daß Rußland und Preußen, ohne Schweden zu fragen, einen Waffenstillstand mit Napoleon geschlossen hatten. Dies war im höchsten Grade beunruhigend, aber bei einer persönlichen Zusammenkunft in Trachenberg im Juli zwischen Alexander, Friedrich Wilhelm von Preußen und Karl Johann wurde das gute Verhältniß wiederhergestellt. Ein von Karl Johann aufgestellter Plan für den bevorstehenden Feldzug wurde bei dieser Gelegenheit besprochen und gebilligt. Die Nordarmee, aus Schweden, Preußen und Russen bestehend, wurde unter den Befehl des Kronprinzen gestellt; diese Armee bildete den rechten Flügel bei dem großen combinirten Angriffe auf Napoleon's in Sachsen stehende Hauptarmee. Im August wurde die Schlacht bei Großbeeren zwischen den Franzosen und der Nordarmee ausgekämpft, wodurch die Franzosen zurückgedrängt und verhindert wurden sich Berlins zu bemächtigen. Ein neuer Versuch, die preußische Hauptstadt zu erobern, mislang durch den Sieg der Nordarmee über die Franzosen bei Dennewitz im September. Schließlich erfolgte am 18. Oct. die entscheidende Schlacht bei Leipzig; nicht nur die Nordarmee, sondern auch die andern beiden Armeen nahmen daran Antheil. Die Niederlage der Franzosen war vollständig und sie hatten jetzt keine andere Wahl als zu versuchen, ihr eignes Land zu erreichen. Um Napoleon gänzlich zu vernichten, verfolgten die Alliirten ihn noch weiter. Karl Johann, der sich gegen die in den nördlichen Theilen von Deutschland befindlichen französischen Truppen wenden sollte, that dies, stellte das hannoversche Kurfürstenthum wieder her, schloß die Franzosen in Hamburg ein und eroberte Lübeck. Jetzt fand es aber der Kronprinz nöthig, den für die schwedischen Interessen wichtigen Plan gegen Dänemark auszuführen, um die norwegische Frage zu entscheiden. In dieser Absicht rückte er in Holstein ein und besetzte in kurzer Zeit dieses Land, auch in Schleswig machten die unter seinem Befehle stehenden Truppen drohende Fortschritte. Die Dänen sahen sich genöthigt, um Waffenstillstand zu bitten; dieser wurde bewilligt und Friedensunterhandlungen eröffnet. Nach vielen Schwierigkeiten wurde der Friede in Kiel am 14. Jan. 1814 unter-

zeichnet. Der König von Dänemark trat seine sämmtlichen Rechte und Ansprüche auf Norwegen ab; dieses Land sollte zukünftig dem Könige von Schweden gehören und ein mit Schweden vereinigtes Königreich bilden, wogegen der König von Schweden Schwedisch-Pommern und das Fürstenthum Rügen an Dänemark abtrat. Nach dem Abschlusse des Friedens zog Karl Johann aus Dänemark fort. Während die Alliirten gegen seinen Rath nach Paris gingen, blieb Karl Johann zuerst in Köln, dann in Lüttich. Erst nachdem die Alliirten in Paris eingerückt waren und Napoleon abdicirt hatte, begab sich der schwedische Kronprinz nach Frankreich, um sich der Mitwirkung der Alliirten zur Verwirklichung des Kieler Friedens zu versichern. Diese wurde ihm auch versprochen und war nothwendig, da die Norweger sich nicht geneigt zeigten, sich den kieler Bestimmungen zu fügen. Karl Johann leste die Nordarmee auf und begab sich nach Stockholm. Da es nicht möglich war, die Vereinigung mit Norwegen auf friedlichem Wege durchzuführen, mußte Schweden zu den Waffen greifen. Persönlich hätte Karl Johann dies am liebsten nicht gethan, mußte sich aber dazu entschließen. Das eine der in Norwegen eindringenden schwedischen Armeecorps wurde unter den Befehl des Kronprinzen gestellt. Ueberall, wo er hinkam, bemühte er sich, so schonungsvoll wie möglich aufzutreten und die Norweger von den friedlichen Absichten der Schweden zu überzeugen. Die Unterhandlungen wurden bald eröffnet und der Kronprinz ließ die Norweger verständigen, daß Karl XIII. bereit sei, die von ihnen kurz vorher angenommene Verfassung seinerseits anzunehmen. Am 14. Aug. wurde die Convention zu Moß abgeschlossen, wodurch die Feindseligkeiten aufhörten und beschlossen wurde, das Storthing zu berufen, um über die Vereinigung der beiden Länder Beschluß zu fassen. Während des großten Theils der Zeit, in der die Unterhandlungen vom Storthing betrieben wurden, hielt der Kronprinz sich in Fredrikshald auf, und erst nachdem das Storthing Karl XIII. zum König von Norwegen gewählt hatte, begab er sich nach Christiania und leistete dort im Namen des Königs dessen Eid als König von Norwegen. Das Entgegenkommen, das von schwedischer Seite den Wünschen der Norweger während der Unterhandlungen gezeigt wurde, war veranlaßt durch Karl Johann's Wunsch, daß die Vereinigung der beiden Völker eine freiwillige sein und die Verhältnisse so bald wie möglich geordnet sein möchten, da auf dem Congresse in Wien Versuche gemacht wurden, den Beschluß einer Vereinigung Schwedens und Norwegens wieder aufzuheben. Diese Versuche sowie der Plan, die alte Dynastie wieder einzusetzen, scheiterten aber gänzlich, und dank der persönlichen Freundschaft des Kaisers Alexander für Karl Johann gelang es, die Bestimmungen des Kieler Friedens dahin zu ändern, daß Pommern und Rügen gegen eine Summe von 3½ Millionen preußischer Thaler an Preußen abgetreten wurden. Während der noch übrigen Lebenszeit Karl's XIII. war es der Kronprinz, der eigentlich die Regierung führte, wenn dies auch im Namen des Königs geschah. Schon gegen Ende des Jahres 1817 fing der Gesundheitszustand des Königs an Besorgniß einzuflößen und am 5. Febr. 1818 starb er.

Die, welche die Hoffnung gehegt hatten, bei einem Thronwechsel würden die Sympathien für die entthronte Königsfamilie wieder hervortreten, sahen ihre Hoffnungen getäuscht, denn im ganzen Lande herrschte Ruhe und Karl XIV. Johann wurde überall in Schweden wie in Norwegen als König anerkannt. Auch fremde Mächte eilten, den neuen König anzuerkennen. Im Frühjahre wurde er in Stockholm gekrönt und im Herbste in Drontheim. Gleich zu Anfang der Regierung Karl's XIV. Johann wurde das Verhältniß zu den Großmächten etwas gespannt; der Antheil Norwegens an der dänischen Staatsschuld sollte regulirt werden und dies veranlaßte weitläufige Unterhandlungen mit Dänemark. Die danische Regierung brachte die Frage vor die in Aachen versammelten Großmächte und diese stellten sich auf Dänemarks Seite. Karl Johann wies aber ganz bestimmt ihren Versuch zur Einmischung ab und es gelang ihm, unter englischer Vermittelung im September 1819 einen Vertrag mit Dänemark abzuschließen. Diesem gemäß sollte Norwegen einen Theil der dänischen Staatsschuld auf sich nehmen, aber nur mit Schwierigkeit vermochte der König das Storthing von 1821 hierauf einzugehen. Auch im schwedischen Reichstage zeigte sich eine starke Tendenz zur Opposition schon von den ersten Regierungsjahren Karl Johann's an. Die ökonomischen Schwierigkeiten, unter denen das Land fortwährend litt, und die Maßregeln, die zur Abhülfe vorgeschlagen wurden, veranlaßten unaufhörliche Streitigkeiten, wobei die Opposition kräftig auftrat. Immer stärker machten sich die Stimmen geltend, welche die Regierung zu controliren wünschten. Die Rathgeber des Königs wurden sowol von dem Reichstage des J. 1818 wie von dem des J. 1823 vor das Reichsgericht gestellt. Zwar wurden die Angeklagten freigesprochen, aber man erkannte doch die herrschende Stimmung daraus. Auch die Presse fing mehr und mehr an, sich mit den Handlungen der Regierung zu beschäftigen und dieselben streng zu kritisiren. Gegen die Zeitungen nahm die Regierung ihre Zuflucht zu der ihr 1812 vom Reichstage verliehenen Gewalt, dieselben zu confisciren, ohne dadurch etwas anderes zu gewinnen als neue Feinde. Im J. 1825 ereignete sich der sogenannte Schiffshandel, welcher der Regierung äußere und innere Unannehmlichkeiten verursachte. Die mit dem Mutterlande im Kriege befindlichen spanischen Colonien im südlichen Amerika hatten durch Unterhändler eine Uebereinkunft mit der schwedischen Regierung getroffen, einige ältere Kriegsschiffe ihr abzukaufen. Ehe der Plan ausgeführt war, wurde er bekannt und rief einen so allgemeinen und starken Widerstand der continentalen Mächte, besonders Rußlands, hervor, daß die schwedische Regierung sich genöthigt sah, davon abzustehen. Die Opposition benutzte natürlich diese Frage, um der Regierung Unannehmlichkeiten zu bereiten, was um so leichter geschehen konnte, als diese nicht die gesetzlichen Formen beobachtet hatte. Die Staatsrevisoren griffen die Regierung äußerst heftig an, aber

der nächst zusammentretende Reichstag fand sich doch nicht veranlaßt einzuschreiten. Auch in Norwegen ließ das Verhältniß zwischen Regierung und Volksvertretung viel zu wünschen übrig. Die Norweger fürchteten immer Amalgamirungsversuche von schwedischer Seite. Alle Versuche des Königs, die republikanische Tendenz der norwegischen Grundgesetze zu modificiren, wurden zurückgewiesen, und allmählich bildete sich eine beinahe feindliche Stimmung zwischen der Regierung und dem norwegischen Volke aus, wozu nicht unwesentlich die Frage der Feier des 17. Mai als eines nationalen Festtags beitrug. Die Norweger wollten diesen Tag als Jahrestag der Annahme der Verfassung auf Eidsvold feiern; Karl Johann dagegen fand, daß der 4. Nov., der Jahrestag der Vereinigung mit Schweden, der eigentliche Festtag sein müßte. Am 17. Mai 1829 brachen Unruhen in Christiania aus, und der damalige Reichsstatthalter, Graf von Platen, verwendete das Militär, um die Ruhe wiederherzustellen. Diese Ereignisse verschlimmerten das Verhältniß noch mehr, und auf dem Storthing von 1833 und 1836 erlitt die Regierung mehrere Niederlagen. Während des Storthings von 1839 war der König selbst die meiste Zeit in Norwegen und die Stimmung wurde dadurch etwas gebessert.

In Schweden machte der Liberalismus während der letzten Hälfte der Regierung Karl Johann's große Fortschritte; die Wirksamkeit der liberalen Partei war hauptsächlich darauf gerichtet, eine Aenderung in der Zusammensetzung der Volksvertretung durchzuführen, denn man fand die alte Eintheilung in vier Stände nicht länger zeitgemäß. Die Opposition richtete sich aber auch gegen den Einfluß, den neben den officiellen Rathgebern andere Personen auf die Regierung übten, sowie auch gegen den Mangel an System in den Regierungshandlungen. Die liberalen Ansichten wurden mit vielem Talent von den Zeitungen gepredigt, besonders von dem zu dieser Zeit gegründeten neuen „Aftonbladet". Diese Angriffe der Presse und Vereine mit den revolutionären Bewegungen in Europa im J. 1830 trieben Karl Johann nur noch mehr in das conservative Lager und machten ihn weniger geneigt, das Berechtigte in den Ansprüchen zu berücksichtigen. Alle gegen Regierungshandlungen gemachten Vorwürfe faßte er als gegen ihn persönlich gerichtet auf. Schon 1834 war das Verhältniß zwischen der Regierung und der Volksvertretung gespannt, aber in den folgenden Jahren wurde es noch mehr verbittert; 1838 kamen Unruhen in Stockholm zum Ausbruch und nahmen größere Dimensionen dadurch an, daß man die Garnisonstruppen einschreiten ließ. Im J. 1839 waren Gerüchte von einer Coalition im Umlauf, die den Zweck haben sollten, den König zur Abdication zu zwingen. Schließlich trat der Reichstag 1840 wieder zusammen und es zeigte sich schon im Anfange ein vollständiger Zwiespalt mit der Regierung. Die Minister wurden wieder vor das Reichsgericht gestellt und sämmtliche Maßregeln der Regierung einer scharfen Kritik unterworfen. Während der Reichstag versammelt war, wurde eine Veränderung in den grundgesetzlichen Bestimmungen über die Zusammensetzung des Staatsraths des Königs durchgeführt. Die Staatsräthe wurden zugleich wirkliche Departementschefs und erhielten bestimmte Abtheilungen der Administration. Da aber keine wirkliche Systemänderung damit eintrat, war der Reichstag doch nicht zufrieden. Die sogenannte Cabinetskasse, aus welcher die für die diplomatischen Unkosten nöthigen Mittel bestritten wurden, hatte eine Schuld angesammelt, die der Reichstag zu zahlen sich weigerte, obwol der König und der Kronprinz dafür in persönliche Verantwortlichkeit getreten waren und auch wirklich die Schuld bezahlen mußten. Nachdem der Reichstag 1841 sich getrennt hatte, trat eine etwas ruhigere Stimmung ein und in den letzten Jahren der Regierung Karl Johann's herrschte wieder Vertrauen zwischen König und Volk. Im J. 1843 waren 25 Jahre verflossen, seit Karl Johann König der vereinigten Reiche wurde, und sein aus dieser Veranlassung gefeiertes Jubiläum rief in beiden Ländern viele Zeichen der Hingebung hervor. Im folgenden Jahre starb der König kurz nach Vollendung seines 80. Lebensjahres am 8. März 1844. Aus seiner Ehe mit Désirée Clary hatte Karl Johann einen einzigen Sohn, Oskar, der sein Nachfolger wurde.

Für die materielle Entwickelung des Landes war die Regierung Karl Johann's sehr bedeutungsvoll. Das Geldwesen gewann Ordnung und Stabilität bei dem Reichstage von 1830; die erste Privatbank und die erste Sparbank wurden eingerichtet. Der Göta-Kanal, eine bei den damaligen Hülfsmitteln des Landes großartige Arbeit, wurde 1832 fertig. Viele Fesseln, welche die Gewerbthätigkeit gehemmt hatten, wurden gelöst, wenn auch erst gegen Ende seiner Regierung. Ackerbau und Bergbau wurden ermuntert und dazu die erste landwirthschaftliche Unterrichtsanstalt sowie eine Bergschule eingerichtet. Das Gesetz von 1842 für die Volksschulen trug wesentlich dazu bei, das allgemeine Unterrichtswesen in Schweden auf den hohen Standpunkt zu heben, auf dem es sich jetzt befindet. Schließlich ist die Regierung Karl Johann's durch große Lebhaftigkeit auf dem literarischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiet gekennzeichnet, und allen diesen Bestrebungen widmete der König seinen ermunternden Schutz. (*O. Printzsköld.*)

k) KARL XV., König von Schweden und Norwegen 1859—1872, ältester Sohn Oskar's I. und seiner Gemahlin Josephine von Leuchtenberg, wurde am 3. Mai 1826 zu Stockholm geboren. Als er nach dem Tode seines Vaters am 8. Juli 1859 König wurde, hatte er schon beinahe zwei Jahre während der Krankheit desselben die Regierung geführt. Es trat auch keine Systemänderung mit seiner Thronbesteigung ein, sondern er behielt als König dieselben Rathgeber bei, die er als interimistischer Regent gehabt hatte, nur mit einigen durch die Verhältnisse bedingten partiellen Veränderungen. Schon vor der Thronbesteigung Karl's XV. war Baron Louis de Geer zum Justiz- und Staatsminister ernannt worden und behielt diese Stelle bis 1870; er stand also an der Spitze des Ministeriums während des größten Theils der Regierungszeit Karl's XV. Lange Zeit war auch Graf Ludwig Manderström Minister der auswär-

tigen Angelegenheiten und mehrere Jahre lang jungirte als Finanzminister Baron J. A. Gripenstedt. Diese drei Persönlichkeiten waren es, welche den Charakter der Regierung Karl's XV. hauptsächlich bestimmten. Jeder von ihnen gab auf seinem Gebiete den Impuls zu wichtigen Reformen für Schwedens Entwickelung. Auf dem ersten nach der Thronbesteigung Karl's XV. zusammentretenden schwedischen Reichstage, dem von 1859—60, entstand ein sehr gespanntes Verhältniß zu Norwegen. Verschiedene Versuche, eine Annäherung zwischen den beiden Völkern herbeizuführen, waren mißglückt. Das norwegische Storthing beschloß die Institution der Reichsstatthalter abzuschaffen und damit auch das Recht des Königs, einen Schweden zum Reichsstatthalter zu ernennen. In Schweden erregte dieser Schritt allgemeine Empörung, denn man sah darin einen Versuch, Schwedens Recht zu verkürzen. Der König weigerte sich aber, den Beschluß des Storthings zu sanctionieren und die erregten Gemüther in beiden Ländern beruhigten sich allmählich. Gegen Ende der Regierung Karl's XV. wurde ein neuer Versuch gemacht, die Gesetze, die das Verhältniß zwischen den vereinigten Reichen ordneten, zu revidiren; die königliche Proposition wurde aber vom Storthing wie vom Reichstage verworfen. Das Verhältniß besserte sich jedoch wesentlich, wozu die durch die neuen Communicationsmittel vermehrten Gelegenheiten, einander kennen zu lernen, bedeutend beitrugen. Die Frage nach der Umbildung der schwedischen Volksvertretung war noch seit der Regierung Karl's XIV. Johann ungelöst; 1862 entstand eine lebhafte Bewegung, Demonstrationen wurden arrangirt und Petitionen der Regierung überreicht. Die Regierung fand sich auch veranlaßt, dem für dieses Jahr zusammentretenden Reichstage eine neue „Reichstagsordnung" vorzuschlagen. Der Vorschlag der Regierung wurde im ganzen Lande mit Zufriedenheit begrüßt, obwol es natürlich eine conservative Partei gab, welche die vorgeschlagenen Veränderungen misbilligte. Nach dem geltenden Grundgesetze konnte aber der Vorschlag erst von einem folgenden Reichstage definitiv angenommen werden. Im December 1865 wurde also durch die Zustimmung der vier Stände das alte Ständesystem abgeschafft und ein Repräsentativsystem an dessen Stelle angenommen. Der neue Reichstag besteht aus zwei Kammern, welche jedes Jahr zusammentreten. Die Mitglieder der Ersten Kammer werden durch die Provinzialvertretungen und durch die Bevollmächtigten der Städte, welche an der Provinzialverwaltung nicht theilnehmen, auf 9 Jahre gewählt. Wählbar sind nur Männer, welche mindestens 35 Jahre alt sind und einen Grundbesitz von 80,000 Kronen oder ein steuerbares Jahreseinkommen von 4000 Kronen haben. Die Mitglieder der Zweiten Kammer werden in den ländlichen Gerichtsbezirken und in den Städten auf 3 Jahre gewählt. Jeder kann wählen, der in der Gemeinde stimmberechtigt ist und entweder ein festes Eigenthum von mindestens 1000 Kronen besitzt oder einen ländlichen Grundbesitz von nicht unter 6000 Kronen auf wenigstens 5 Jahre gepachtet hat oder ein jährliches Einkommen von mindestens 800 Kronen dem Staate versteuert. Die Staatsräthe haben Zutritt zu beiden Kammern, auch ohne Mitglieder derselben zu sein. Beide Kammern haben in allen Fragen ähnliche Befugnisse und Rechte. Die meisten Fragen erfordern, damit ein Beschluß zu Stande komme, die Zustimmung beider Kammern; nur in Fragen der Staatsausgaben, der Bewilligungen und in einigen andern, wo ein positiver Beschluß nothwendig ist, wird bei abweichenden Beschlüssen noch einmal abgestimmt und es entscheidet alsdann die Mehrheit der Stimmen in beiden Kammern. Derselbe Reichstag, der die Aenderung des Vertretungssystems beschloß, billigte auch den mit Frankreich abgeschlossenen Handels- und Schifffahrtstractat, wodurch ein bedeutender Schritt in der Richtung des Freihandels gethan wurde. Das Verhältniß zu fremden Mächten war bei einigen Gelegenheiten während der Regierung Karl's XV. nahe daran, gestört zu werden. Die Empörung, die im Jahre 1863 in Polen gegen die russische Herrschaft ausbrach, fand in Schweden die lebhaftesten Sympathien. In der schwedischen Volksvertretung erhoben sich Stimmen, um eine diplomatische Intervention der Regierung zur Wiederherstellung des Königreichs Polen hervorzurufen. Es gelang aber der Regierung, die Zustimmung zu dieser Proposition abzuwenden. Kurz darauf trat die dänische Frage auf, in welcher die vereinigten Königreiche unbedingt große Interessen zu vertreten hatten. Karl XV. hatte infolge persönlicher Freundschaft für den dänischen König Friedrich VII., sowie aus politischen Rücksichten sich Dänemark genähert und zwischen beiden Regierungen waren Unterhandlungen geführt. Ehe aber das dabei beabsichtigte Bündniß abgeschlossen war, starb plötzlich Friedrich VII. am 15. Nov. 1863, und die schwedisch-norwegische Regierung sah sich veranlaßt, sich zurückzuziehen. In dem jetzt zwischen Deutschland und Dänemark ausbrechenden Kriege blieb dieses Land ohne die Hülfe, die es von den vereinigten Königreichen erwartet hatte. Das geschah entschieden gegen den Willen des Königs, aber er ließ sich durch das feste Auftreten seiner Rathgeber bestimmen. Die skandinavische Bewegung, die das Ziel eines näheren Anschlusses der drei nordischen Reiche verfolgte, erlitt hierdurch eine Niederlage, von der sie sich nicht so leicht erholte.

Im Jahre 1867 trat der erste nach dem neuen Repräsentativsystem gebildete Reichstag zusammen. Es zeigte sich bald, daß von den alten Ständen der Bauernstand durch die Veränderung am meisten gewonnen hatte. Dieser war schon auf dem ersten Reichstage sehr zahlreich in der Zweiten Kammer vertreten und ist nachher bei jeder neuen Wahl immer stärker geworden. Die Erste Kammer bestand anfangs meistens aus größeren Gutsbesitzern, höheren Militärs und Civilbeamten, aber auch sie veränderte sich allmählich. Schon 1867 bildete sich die sogenannte Landmannspartei, die ihre meisten Anhänger in der Zweiten Kammer hatte und größtentheils aus Bauern bestand, aber auch größere Gutsbesitzer unter sich zählte und später auch in der Ersten Kammer Terrain gewann. Das Streben dieser Partei, die Macht zu gewinnen und ihr Programm so weit wie möglich

durchzuführen, kennzeichnet den letzteren Theil der Regierung Karl's XV. Als Hauptpunkt des Programms mag wol die Aufhebung der seit älteren Zeiten den Grundbesitz drückenden Steuern und Verpflichtungen angesehen werden. Die Versuche, die während der Regierung Karl's XV. zur Erreichung dieses Zieles gemacht wurden, waren aber ohne Resultat. Ein ähnliches Schicksal hatte die hiermit verbundene Frage der Reorganisation des Armeewesens. Die Regierung legte dem Reichstage, 1869 wie 1871, Vorschläge vor, dieselben wurden aber nicht angenommen. Im Jahre 1871 erkrankte der König und mußte das folgende Jahr eine Reise nach Aachen machen; auf der Rückreise starb er am 18. Sept. 1872 in Malmö. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Luise von den Niederlanden hinterließ Karl XV. eine einzige Tochter, die seit 1869 mit dem dänischen Thronfolger vermählt war. Auf den Thron folgte ihm sein Bruder Oskar (II.). Die Regierung Karl's XV. zeichnete sich durch mehrere in liberaler und humaner Richtung gehende Reformen der Gesetze aus. Schweden erhielt ein neues Strafgesetz, neue Communalgesetze und größere Freiheit auf ökonomischem Gebiete; die Stellung der Juden sowie der nicht lutherischen christlichen Bekenntnisse wurde verbessert. Auch in Norwegen bewegte sich die Gesetzgebung in derselben Richtung. Auf materiellem Gebiete entwickelten sich beide Länder rasch, Handel, Industrie und Communicationswesen machten großartige Fortschritte. Karl XV. war eine reichbegabte Natur, als Maler war er nicht ohne Talent und auch als Schriftsteller machte er sich bekannt. Seine Gedichte sind auch in deutscher Uebersetzung erschienen.

(O. Printzsköld.)

VIII. Karl: Könige von Spanien.

a) Karl I., s. Karl V. (deutscher Kaiser).

b) KARL II., geboren 6. Nov. 1661, Sohn König Philipp's IV. und Maria Anna's von Oesterreich. Er war ein überaus schwächliches und kränkliches Kind, dessen Leben durchaus keine lange Dauer versprach. Da er nun der einzige legitime Sohn seines Vaters war, beschäftigte man sich schon von seiner Geburt an mit seiner Nachfolge, die entweder den Nachkommen seiner ältesten Schwester Maria Theresia, Gemahlin Ludwig's XIV. von Frankreich, oder denjenigen seiner zweiten Schwester Margareta, Gattin Kaiser Leopold's I., zufallen mußte. Im Alter von vier Jahren war er so schwach, daß er noch nicht die Brust der Amme entbehren konnte. Kaum vermochte er sich auf den Beinen zu erhalten oder zu sprechen. Bei dem Tode seines Vaters (17. Sept. 1665) übernahm dessen Witwe Maria Anna die vormundschaftliche Regierung. Es war ihr zwar ein Regentschaftsrath von sechs Personen zur Seite gestellt, allein derselbe erlangte keine große Bedeutung. Ebenso eigensinnig wie beschränkt, erregte die Regentin bald allgemeine Unzufriedenheit bei dem Volke wie bei dem Adel, und Ludwig XIV. beeilte sich, diese Misstimmung durch seine Intriguen zu erhöhen. Besonders verstimmte es das stolze und exclusive spanische Volk, daß die Königin, mit Ausschluß der einheimischen Großen, ihr Vertrauen hauptsächlich ihrem deutschen Beichtvater, Pater Eberhard Neidhard, übertrug, den sie zum Großinquisitor ernannte und auch an die Spitze der weltlichen Verwaltung stellte. Dabei erlitt das erschöpfte spanische Reich allerorten Niederlagen. Während der Krieg gegen das fünfundzwanzig Jahre früher von Spanien abgefallene Portugal unrühmlich fortgesetzt wurde und alljährlich die Verwüstung der spanischen Westprovinzen zur Folge hatte, forderte Ludwig XIV. auf Grund des sogenannten Devolutionsrechtes die Abtretung mehrerer niederländischer Provinzen; als dieselbe verweigert wurde, brachen 60,000 Franzosen im Mai 1667 in Flandern ein und nahmen dessen südlichen Theil sowie Hennegau in Besitz. Im Beginn des nächsten Jahres eroberten sie auch die Freigrafschaft. Am 2. Mai 1668 mußte das wehrlose Spanien im Frieden zu Aachen die belgischen Städte Charleroi, Douai, Tournai, Lille, Bergues u. a. an Frankreich abtreten. In demselben Jahre hatte es (13. Febr. 1668) durch den Vertrag von Lissabon die Unabhängigkeit Portugals anerkannt; nur die afrikanische Stadt Ceuta blieb den Spaniern.

Kein Wunder, daß das Volk den Sturz der Verwaltung Maria Anna's und Neidhard's wünschte. Der nationale Candidat für die Regierung, auch von dem Adel unterstützt, war Don Juan d'Austria, ein natürlicher, aber legitimirter Sohn Philipp's IV. (geb. 1629), ein allerdings mehr ehrgeiziger und glänzender als staatsmännisch befähigter Prinz. Neidhard hatte ihn unschädlich zu machen gesucht, indem er ihn nach Consuegra verbannte, seinen Vertrauten Don Joseph Mallondas hinrichten ließ. Indeß als er ihn als Ketzer vor das Inquisitionstribunal stellen wollte, entkam Don Juan nach Aragon und rückte dann an der Spitze einiger schnell gesammelter Anhänger gegen die Hauptstadt vor. Auf diese Nachricht erhob sich das Volk in Madrid und zwang die Königin zur Entlassung ihres Günstlings. Derselbe verließ übrigens Spanien in der größten Armuth (1669). Er begab sich nach Rom, wo er den Cardinalshut erhielt. Indeß die Regentin wußte die Gewalt zu bewahren. Sie entfernte Don Juan auf ehrenvolle Art, indem sie ihn zum Vicekönig von Aragon ernannte. Sie erkor sich einen neuen Günstling, einen armen Edelmann Don Ferdinand von Valenzuela (geb. 1630)*), der durch den spanischen Gesandten in Rom, den Herzog von Infantado, emporgekommen war. Seine Schönheit und Anmuth, die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine natürliche Beredsamkeit hatten dann auch die Königin für ihn gewonnen, die ihn zum Marquis, Granden und Großstallmeister erhob und mit Reichthümern überhäufte. Valenzuela suchte nur sich zu bereichern, sowie eine zahlreiche Partei unter den höheren Beamten zu gewinnen. Er ließ Heer und Flotte, Festungen und Verwaltung verfallen, während die habgierigen Minister die spärlichen Reichseinkünfte unter sich theilten. In Amerika

*) Man sehe über ihn den 67. Band der Documentos inéditos para la historia de España (Madrid 1877).

bemächtigten die Flibustier sich der Silbergaleeren und plünderten die spanischen Colonien. Dabei brach 1672 der Krieg gegen Frankreich von neuem aus, aber nun mit abermals große Verluste verbunden. Ein bedeutender Theil der spanischen Niederlande sowie die Freigrafschaft fielen in die Hände der Feinde. Sicilien erhob sich in hellem Aufstande, die spanisch-österreichischen Flotten, die es wieder unterwerfen wollten, wurden von den Franzosen geschlagen. Die katastrophale Familienpolitik, in deren Sinne die Oesterreicherin Maria Anna die Regierung führte, schlug Spanien abermalige Wunden. Die Monarchie Karl's V. war so tief gesunken, daß sie bankrott wurde, weil sie 10—12,000 Mann in Flandern unterhalten mußte; denn größer war zuletzt das spanische Contingent im Coalitionskriege nicht. Alle diese Uebelstände schrieb man Valenzuela zu, und die großen Summen, die er zur Gewinnung des madrider Volkes auf populäre Festlichkeiten und Spiele verwendete, vermochten dasselbe nicht mit seiner Herrschaft auszusöhnen.

Inzwischen hatte man den jungen König in Unwissenheit, bigotter Frömmigkeit und Abgeschiedenheit aufwachsen lassen. Er war so wenig unterrichtet, daß er im Alter von vierzehn Jahren noch nicht ordentlich zu schreiben verstand, sodaß man ihm bei seiner Correspondenz die Hand führen mußte. Auch als er 1675 mit dem Eintritt in sein sechzehntes Lebensjahr dem Namen nach mündig geworden war, sah er sich vollständig vernachlässigt, ja unter strenger Ueberwachung gehalten. Er haßte den Günstling bitter, und die Anhänger Don Juan's thaten alles, um ihn noch mehr gegen jenen und seine Mutter aufzureizen. Die letztere kannte seine Abneigung wohl und verbannte, um ihn wehrlos zu machen, seinen Erzieher und seinen Beichtiger. Allein die Zahl der Feinde Valenzuela's war so groß, daß sie bald sich des Königs wieder bemächtigten. Am 15. Dec. 1676 schlossen die Herzoge von Alba, Osuna, Medina-Sidonia, Ueda, Pastrana, Camiña, Veragua, Arcos, die Herzoginnen von Infantado und Terranova, sowie zahlreiche andere Hochadelige, Marquis, Grafen und Gräfinnen zu Madrid ein förmliches Bündniß, den König von seiner Mutter und deren Günstling zu trennen. Eine solche Verbindung bewog Karl bald zu dem Entschlusse, sich seiner Tyrannen zu entledigen. In der Nacht des 14. Jan. 1677 entfloh er aus dem Palaste, von einem einzigen Diener begleitet, und begab sich nach dem Lustschlosse Buen Retire. Hierhin berief er eine Versammlung der Notabeln und internirte zugleich seine Mutter in ihrem Palaste. Don Juan wurde herbeigeholt und übernahm die Regierung. Sofort ging er mit Zustimmung des Königs gegen seine Widersacher vor. Maria Anna wurde in ein Kloster bei Toledo eingeschlossen. Valenzuela ward in Ketten vor den königlichen Rath unter dem Vorsitze des jungen Monarchen geführt. Er benahm sich jedoch mit großer Festigkeit und Würde, was freilich nicht verhinderte, daß man ihn nach den Philippinischen Inseln verbannte, seine Frau derart mishandelte, daß sie wahnsinnig wurde und bald darauf starb. Der König ließ alles geschehen, weil man ihm vorgeredet hatte, Valenzuela sei mit dem Teufel im Bunde, um Staat oder eine geistliche Ueberraschung zu stiften. Der Staat jedoch gewann durchaus nichts bei dieser Palastrevolution. In der That waren die Uebelstände: der wirthschaftliche Verfall des Landes, die geringe Ordnung, die Nichtsnutzigkeit und Gewissenlosigkeit des Adels und des Beamtenthums, so weit sie gediehen, daß kein Regent etwas dagegen ausrichten konnte. Von allen Seiten drangen die Feinde in das spanische Gebiet ein; die schwachen spanischen Heere erlitten in Sicilien und in Catalonien neue Niederlagen.

Don Juan beeilte sich um so mehr, mit dem überlegenen französischen Gegner Frieden zu machen, als er entschlossen war, in der äußeren Politik ein dem Verfahren Maria Anna's ganz entgegengesetztes System zu befolgen. Wenn diese sich Oesterreich angeschlossen hatte, so wollte er es mit dem französischen Bündniß versuchen. Er nahm deshalb den Friedensschluß der Holländer mit Frankreich zum Vorwand, um die Allianz mit dem Kaiser und England zu verlassen und das Beispiel jener nachzuahmen: am 17. Sept. 1678 schloß Spanien mit Frankreich zu Nymwegen ab. Freilich waren seine Verluste sehr bedeutend. Er mußte auf Cambrai, Valenciennes, Bouchain, Condé, Ypern, Aire, Saint Omer, Bailleul, Maubeuge sowie auf die gesammte Freigrafschaft verzichten. Aber diese Verluste schätzte man nicht sehr hoch. Hatte man sich doch gern des ganzen so weit entfernten und beständige Opfer erheischenden Belgiens gegen ein anständiges Aequivalent in der Nähe Spaniens entledigt. Hatte Maria Anna den jungen König mit der einzigen Tochter Kaiser Leopold's I. aus seiner Ehe mit der Infantin Margarethe, Maria Antonia, verheirathen wollen, so plante Don Juan dagegen eine Vermählung seines jungen königlichen Bruders mit Maria Luise, der Tochter des Herzogs von Orleans, also Nichte Ludwig's XIV. Schon waren die Verhandlungen über diesen Gegenstand im Gange, als am 17. Sept. 1679 Don Juan starb. Auch er war der öffentlichen Abneigung verfallen. Er hatte durchaus keine Fähigkeiten noch guten Willen erwiesen, sondern nur Hochmuth und Rachsucht, mit der er jeden verfolgte, der in irgendeiner Verbindung mit der früheren Regierung gestanden hatte. Um den König in guter Laune zu erhalten, hatte er ihn stets mit Vergnügungen und Festlichkeiten occupirt, anstatt ihn zu geistiger Thätigkeit und der Beschäftigung mit den Regierungsangelegenheiten zu nöthigen. Ein geringfügiger Erfolg gegen die afrikanischen Mauren vermochte niemand über den völligen Zusammensturz des stolzen spanischen Reiches zu täuschen. Es war so weit gekommen, daß man schon die öffentlichen Aemter an den Meistbietenden zu versteigern sich genöthigt sah, um sich doch einigermaßen Geld zu verschaffen. Bereits sang man im Publikum bittere Spottverse über Don Juan, dem man den königlichen Ursprung absprach. Auch am Hofe fand sich eine zahlreiche Gegenpartei, die selbst den König gegen Don Juan einzunehmen gewußt hatte. Diese Vorgänge sollen des letzteren Tod beschleunigt haben.

Kaum war er gestorben, als der schwache König, der unbedingt fremder Leitung bedurfte, sich nach Toledo

begab und seine Mutter aus dem Kloster zurückholte. Zwar hatte sie versprechen müssen, sich nicht in die Staatsangelegenheiten zu mischen; indeß es dauerte nicht lange, so besaß sie ihren alten Einfluß wieder. Selbst Hof und Volk, durch die Misregierung Don Juan's belehrt, zeigten ihr jetzt ebenso viel Gunst und Ergebenheit wie zwei Jahre früher Haß und Geringschätzung. Im Herbste 1679 fand dann unter kostbaren und ausgedehnten Festlichkeiten, die mit dem tiefen Verfall der spanischen Finanzen seltsam contrastirten, die einmal verabredete Vermählung Karl's mit Marie Luise von Orleans statt. Wenn aber Ludwig XIV. gehofft hatte, durch die junge Königin, seine Nichte, eine für die französischen Successionspläne in Spanien günstige Einwirkung auf den madrider Hof auszuüben, so sah er sich bald enttäuscht: die Königin wurde vielmehr von ihrem Gatten durchaus vernachlässigt. Die jugendlich schöne, lebhafte Frau verkam unter der schauderhaften Langweile der geistlosen Formen spanischer Hofetikette. Sie vermochte um so weniger Bedeutung zu erlangen, als ihre Ehe kinderlos blieb zum großen Kummer der Spanier, welche die Gefahren eines Erbfolgestreites immer drohender heraufsteigen sahen.

Karl II. selbst übte fast keinen Einfluß auf die Regierung. Er war von kleiner Statur, mit großen lebhaften Augen, blonden Haaren; die feinen Züge und die helle Gesichtsfarbe würden seinem Antlitz eine gewisse Schönheit verliehen haben, wenn es nicht durch die große Adlernase der Habsburger, deren traditionelle herunterhängende Unterlippe und ein sehr hohes Kinn verunstaltet worden wäre. Trotz seiner beständigen Kränklichkeit war sein Körper doch zähe, und unter rationeller Behandlung würde er lange haben leben können. Allein die Quacksalber und Zauberkünstler, die in buntem Wechsel mit seiner Heilung betraut wurden, und die schlechte Luft von Madrid richteten seine Constitution vollends zu Grunde. Er hatte von der Natur eine ganz klare Einsicht und eine gewisse Gabe gesunden Verstandes erhalten. Indeß die elende Erziehung und die stete Einschüchterung durch seine Mutter, die Entfernung, in der man ihn beständig von den Staatsgeschäften gehalten, hatten dem gutmüthigen Fürsten jede Selbständigkeit des Entschlusses geraubt und ihn ausschließlich, oft gegen seine bessere Ueberzeugung, von dem Willen seiner Umgebung abhängig gemacht. Anstatt den Staat zu leiten und zu beaufsichtigen, lag er der Jagd ob.

Mit der speciellen Führung der Regierung wurde unter dem maßgebenden Einflusse der Königin-Mutter der Herzog von Medina-Celi beauftragt. Von dem Könige hatte er dabei gar keine Unterstützung; wenn er Karl von Staatsgeschäften sprach, schaute derselbe beständig nach der Uhr, ob er noch nicht bald dieser Frone ledig sein werde. Glaubte Karl doch schon eine große Anstrengung zu leisten, indem er jeden Tag eine Stunde lang ein geschichtliches Buch las! Der neue Minister selbst, ein milder und wenig energischer Mann, fürchtete das Schicksal der früheren Günstlinge, zumal bei Beginn seiner Verwaltung das Volk, von Hunger und Pest geplagt, zu wiederholten malen Tumult in den Straßen von Madrid erhob unter dem Rufe: „Es lebe der König! Nieder mit der schlechten Regierung!" Er zog deshalb vor, die Entscheidung der wichtigeren Geschäfte besondern Regierungscommissionen zu überlassen, die selbstverständlich zu keinem Ergebnisse gelangten. Der Minister und der König gaben sich inzwischen ausschließlich der öffentlichen Bethätigung einer wahrhaft mönchischen Frömmigkeit hin. Besonders berüchtigt ist das Auto de Fé, das am 30. Juni 1680 auf der Plaza Mayor von Madrid gefeiert und bei dem 120 Schuldige dem Scheiterhaufen überliefert wurden, selbstverständlich unter regster Theilnahme des Königs.

Während Herrscher und erster Minister sich dieser Art beschäftigten, entriß Ludwig XIV. dem wehrlosen spanischen Reiche ein Stück nach dem andern. Damals eröffnete er (December 1679) die sogenannten Reuniouskammern, welche die westdeutschen Reichsstände schamlos benachtheiligten. 1681 wurden Straßburg sowie die wichtige oberitalienische Festung Casale in Besitz genommen — die letztere That eine directe Drohung gegen das spanische Herzogthum Mailand. Und noch mehr. Die Reuniouskammer von Metz sprach die Grafschaft Chiney, die angeblich den größten Theil des spanischen Herzogthums Luxemburg ausmachte, der Krone Frankreich zu. Im October 1681 besetzten französische Truppen das Ländchen und hielten die feste Hauptstadt desselben, das nordische Gibraltar, eng blokirt. Als Spanien mit Krieg drohte, rückten 35,000 Franzosen in Belgien ein (October 1683). Entrüstet erklärte die madrider Regierung nun wirklich den Krieg. Die französische Antwort darauf war die Eroberung von Dixmuyden und Courtrai; am 4. Juni 1684 capitulirte dann auch die Festung Luxemburg, der wichtigste Waffenplatz Spaniens in den Niederlanden. Spanien und das Deutsche Reich sahen sich genöthigt, im August 1684 zu Regensburg mit Ludwig einen zwanzigjährigen Waffenstillstand zu schließen, der zwar die Rückgabe jener beiden belgischen Plätze, aber den Verbleib Luxemburgs bei Frankreich zur Folge hatte. Inzwischen war nämlich in Spanien eine Art nationalen Bankrotts ausgebrochen, die allgemeine Verarmung hatte gewaltige Fortschritte gemacht; das Geld fehlte derart, daß man in manchen Provinzen zum reinen Tauschhandel zurückzukehren sich gezwungen sah. Man schrieb diese Leiden, zum Theil mit Recht, der Schwäche des Herzogs von Medina-Celi zu. Aber gefährlicher wurde für diesen der Umstand, daß er bei der fürchterlichen Noth des Staates die Pensionen der Hofleute und zumal der Königin-Mutter beschnitt. Nun wurde Karl II. veranlaßt, den ersten Minister aller seiner Aemter zu berauben und vom Hofe zu verbannen (11. Juni 1685). Er wurde durch den Grafen von Oropesa ersetzt.

Oropesa zeigte in der That größeren Eifer und mehr Geschick als sein Vorgänger. Er bemühte sich hauptsächlich um die Reform der Finanzen, die Verminderung der Ausgaben und die Erleichterung der Steuerlast. Er schaffte zahlreiche unnütze Aemter und Offizierstellen ab, forderte von den Angestellten größere Thätigkeit, bezahlte

sie aber auch besser. Ebenso wurden, trotz des Geschreies der Betroffenen, viele Pensionen, die nicht auf wirklichen dem Staate geleisteten Diensten beruhten, unterdrückt. Nur als er die Verschwendung im königlichen Hofhalte vermindern wollte, mußte er vor dem unüberwindlichen Widerstande zurückweichen, den er dabei fand. Ein anderes Mittel zur Wiederherstellung des Volkswohlstandes schien ihm das Verbot der Einfuhr aller fremden Fabrikate zu sein, das freilich nur eine Ausdehnung des Schmuggels zur Folge hatte. Der König selbst schien sich für die eifrigen Bemühungen des Ministers zu interessiren. Er zeigte demselben lebhafte Zuneigung und nahm mit etwas mehr Eifer als bisher an den Staatsgeschäften Antheil. Auch nach außen trat Spanien kraftvoller auf. Seine Diplomatie entfaltete eine bedeutende Thätigkeit zu Gunsten der Vertheidigung der europäischen Freiheit gegen die alle bedrohende Herrschaft Ludwig's XIV. Am 10. Juli 1686 schloß Spanien für seine niederländischen Besitzungen — den burgundischen Kreis — mit dem Kaiser, den vornehmsten deutschen Reichsfürsten und dem Könige von Schweden, als Herzoge von Pommern, Bremen und Verden, zu Augsburg ein Bündniß gegen jeden Verletzer des Reichsfriedens und zur Bewahrung der Verträge. Ludwig XIV. merkte wohl, daß die Spitze dieser Liga gegen ihn gerichtet war. Er rächte sich durch allerhand Gewaltthaten. So erschien unter dem Vorwande von Zollstreitigkeiten die französische Flotte vor Cadiz, nahm zwei Galeonen fort und erpreßte unter Androhung eines Bombardements eine Contribution von einer halben Million Goldthaler.

Zwei Jahre später (1688) nahm dann Ludwig seine endgültige Rache für das augsburger Bündniß, indem er unerwartet das Deutsche Reich zugleich am Nieder- und Oberrheine angriff. Indeß die gleichzeitige Umwälzung in England, wo seine Freunde, die Stuarts, gestürzt wurden, und Wilhelm III. von Oranien, sein entschiedenster Gegner, zur Herrschaft kam, machte allen seinen Feinden Muth. Spanien zeigte sich bereit, dem Kaiser zu Hülfe zu kommen. Gerade damals (12. Febr. 1689) starb Königin Marie Luise an einer plötzlichen Krankheit. Die Franzosen und ihre Freunde sprachen von Gift, das die Oesterreicherin Maria Anna ihrer bourbonischen Schwiegertochter beigebracht habe. Diese Anschuldigung ist ohne allen Grund. Die Königin-Mutter bedurfte ja jenes Todesfalles nicht, um der habsburgischen Familienpolitik in Madrid zum Siege zu verhelfen; mit Ausnahme der kurzen Verwaltung Don Juan's war sie immer die herrschende geblieben. Auch jetzt unterwarf sich ihr Karl II. bei der Wahl einer neuen Gemahlin, die ihm sofort auferlegt wurde. Er heirathete Maria Anna von Neuburg, Tochter des pfälzischen Kurfürsten und Schwester der Gemahlin Kaiser Leopold's I. Durch diese Ehe wurden die Bande zwischen Madrid und Wien noch enger geknüpft. Leider war die junge Maria Anna eine Fürstin voll Ehrgeiz und Herrschsucht, dabei gewissenlos und habgierig, eine neue Geisel für das unglückliche Spanien.

Im März 1689 war der Krieg zwischen diesem und Frankreich wieder ausgebrochen. Ludwig behauptete auch der neuen Coalition gegenüber einstweilen seine Ueberlegenheit sowol in Italien, wo die Spanier von Savoyen unterstützt wurden, als auch in Belgien, wo er jedes Jahr neue Fortschritte machte. Endlich fielen die Franzosen auch in Catalonien ein, wo die Bevölkerung ihrer Erbitterung gegen die unfähige castilische Regierung schon in wiederholten Aufständen Luft gemacht und den Soldaten förmliche Schlachten geliefert hatte. Ebenso brach in Mexico eine Empörung aus, die nur durch gänzliche Nachgiebigkeit der Regierung gestillt werden konnte. Gefährlicher waren die Zustände in Catalonien, wo der französische General Noailles mehrfache Siege erfocht und die ganze nördliche Hälfte des Landes sammt der starken Festung Gerona eroberte. Diese politischen und militärischen Mißerfolge erschütterten die Stellung des Grafen Oropesa. Dazu kam, daß auch er sich dem Intriguen- und Cliquenwesen des spanischen Hofes nicht völlig entziehen konnte und dadurch bisweilen zur Wahl ungeeigneter Individuen für die wichtigsten Staatsämter genöthigt wurde. Das Gefährlichste aber für ihn war, daß an die Spitze aller derjenigen, die sich in ihrem Eigennutze und in ihrer Habgier von den Reformen des Ministers verletzt fanden, die junge Königin trat. Eine Krankheit, in die sie verfiel, benutzte sie, um von dem gutmüthigen Könige, der sie dabei schonen wollte, alle Zugeständnisse zu erpressen. Noch eine kurze Zeit hielt die Königin-Mutter, die sich von der Schwiegertochter beleidigt und verdrängt sah, den Minister aufrecht. Indeß am 24. Juni 1691 wurde er, wenn auch mit allen Zeichen der Gnade, verabschiedet. Seitdem hatte die spanische Regierung allen Halt, alle Würde verloren. Der Staat schien nur noch für die Mächtigen da zu sein, die schamlos die letzten Reste seiner ehemaligen Blüte unter sich theilten.

Da auch Maria Anna von Neuburg dem Könige keine Kinder gebar, so stand im Vordergrunde des Interesses die Successionsfrage. Kaiser Leopold I. hatte von seiner spanischen Gemahlin Margarethe, die von Philipp IV. testamentarisch zur eventuellen Erbin seiner Monarchie erklärt worden war, die aber früh starb, nur eine Tochter, Maria Antonia, die mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Baiern vermählt war und demselben einen Sohn geboren hatte. Dieser war ohne Zweifel der bestberechtigte Erbe und wurde auch von der Königin-Mutter entschieden begünstigt. Allein Kaiser Leopold verlangte auf Grund der alten Verwandtschaft zwischen dem österreichischen und spanischen Hause die Erbschaft für einen seiner Söhne und fand dabei die Unterstützung der jungen Königin Maria Anna, deren Einfluß um so maßgebender wurde, als die Königin-Mutter im Frühjahre 1696 starb. Seitdem war Karl II. völlig in ihrer Gewalt; nicht die Königin war sie, sagt der venetianische Gesandte, sondern der König. Leider hatte sie nichts von planmäßiger Festigkeit und Sicherheit, sondern war nur ein heftiges, leidenschaftliches, empfindliches Weib, mehr die gerade vorliegenden kleinen Ereignisse als die großen Hauptziele im Auge. Die Spanier beleidigte sie durch stolzes Wesen und durch Vorliebe für ihre deutschen Vertrauten, zumal ihre Hofdame, die Hessin von Ber-

lepsch, welche ihre Herrschaft über die Königin zu schamlosem Stellenverkauf und ärgster Bestechlichkeit misbrauchte. So kam es, daß auf der ganzen Halbinsel keine haltbare Festung mehr existirte, das gesammte Heer nur aus 8000 zerlumpten und halbverhungerten Bettlern bestand. 1697 begann dann der Herzog von Vendôme die Hauptstadt Cataloniens, Barcelona, zu belagern. Vergebens erbat der spanische Hof dringend vom Kaiser Unterstützung. Leopold meinte schlau, das Geld für eine solche Ausgabe sparen zu können, da Barcelona im Frieden doch zurückgegeben werden müsse und Spanien ihm ohnehin sicher sei. Bei so thörichtem und eigennützigem Benehmen des kaiserlichen Hofes wuchs aber die Misstimmung gegen denselben in Spanien immer höher. Eine zahlreiche Partei bildete sich, die mit Frankreich Frieden schließen, als Erben der Monarchie den bairischen Kurprinzen, den Sohn der inzwischen verstorbenen Maria Antonia, aufstellen wollte. Ihr gehörten fast alle Granden sowie die Mehrheit des Staatsrathes an, und an ihrer Spitze stand der Primas des Reiches, der Cardinal-Erzbischof von Toledo, Graf Porto-Carrero, ein wenn nicht gerade hoch begabter, so doch muthiger, entschlossener und zielbewußter, endlich durch seine hohe kirchliche Würde und seine reichen Einkünfte sehr bedeutender Mann. Nun fiel, im August 1697, Barcelona; die wehrlose Reichshauptstadt selbst gerieth in die größte Bestürzung. In aller Eile vermochte man nur zwei schwache Regimenter zu bilden, kaum hinreichend, um die unzufriedene Bevölkerung im Zaume zu halten. Darauf fiel Spanien von dem Bündnisse mit dem Kaiser ab und schloß zu Ryswyk (1697) auf ziemlich günstige Bedingungen Frieden mit Frankreich. Das letztere gab ihm alle Eroberungen dieses Krieges und selbst Luxemburg zurück.

Diese Großmuth imponirte den Spaniern nicht wenig. Welch ein Gegensatz, daß Oesterreich sich weigerte, wie Karl II. es verlangte, 10—12,000 Mann nach Spanien zu senden, um hier die der habsburgischen Erbfolge Uebelwollenden im Zaume zu halten und etwaige Angriffe der Franzosen abzuwehren. Dadurch wurde selbst die Königin in ihren österreichischen Sympathien wankend. Und endlich benutzte der schlaue Cardinal-Primas eine schwere Erkrankung des unglücklichen Königs, ihm dieselbe als eine Strafe des Himmels für seine bisherige Regierungsweise zu schildern; er sei um seiner Frau und deren schlechter Verwaltung willen vom Teufel behext. Der fiebernde bigote Monarch glaubte dem Priester blindlings. Die Königin büßte seit dieser Zeit fast allen Einfluß bei ihm ein, Oropesa, ihr Gegner, ward aus der Verbannung zurückgerufen und zum leitenden Minister ernannt (März 1698): ein für die kaiserliche Sache sehr übler Wechsel. Als Wilhelm III. und Ludwig XIV. sich über eine Theilung der spanischen Monarchie nach dem Tode Karl's II. einigten, kam der Unwille, den diese Einmischung der Fremden bei allen Spaniern erregte, nicht dem Kaiser zugute. Vielmehr beschloß man, den bairischen Kurprinzen, gegen den auch Frankreich nicht viel einzuwenden haben werde, als alleinigen Erben zu proclamiren. Porto-Carrero und Oropesa trafen hierin mit Maria Anna überein, die durch ihre von Baiern bestochene Freundin Berlepsch jetzt vollends von der kaiserlichen Partei abgezogen wurde. Der unglückliche Karl II. selbst, seit seiner jüngsten Krankheit in dumpfer Apathie den Tod erwartend, während man ihm fortwährend von seinem Nachfolger sprach, raffte sich noch einmal auf, erschien am 14. Nov. 1698 im Staatsrathe und erklärte hier mit einer bei ihm sonst selten beobachteten Festigkeit, daß er sich entschlossen habe, seinen Neffen, den Kurprinzen, zum Nachfolger zu ernennen; ein entsprechendes Testament wurde veröffentlicht. Ganz Spanien jubelte dieser Entscheidung Beifall zu — als plötzlich (6. Febr. 1699) der Kurprinz in seinem siebenten Lebensjahre starb. Nun standen die österreichischen und französischen Interessen sich unvermittelt in Madrid gegenüber. Bei der gänzlichen Schlaffheit und Unthätigkeit des Kaisers traten fast alle Großen zu der französischen Partei hinüber, aus Furcht vor den Drohungen Frankreichs und in der Meinung, daß dessen Macht allein die Integrität der großen spanischen Monarchie werde erhalten können. Die Anhänger Ludwig's XIV. gewannen nur, als ein Aufstand des über eine Theuerung der Lebensmittel ergrimmten madrider Pöbels die Entlassung und Verbannung Oropesa's erzwang (April 1699). Denn nun übernahm Porto-Carrero die Regierung und brachte, wie die gesammte Geistlichkeit, so auch die ganze Verwaltung auf die Seite Frankreichs. Die Berlepsch wurde durch einen neuen Tumult in den Straßen Madrids zur Rückkehr nach Deutschland gezwungen. Karl II., der persönlich stets der deutschen Linie seines Hauses ergeben geblieben war, wandte sich — trotz der Abmahnungen seines Staatsrathes — noch einmal an den Kaiser. Allein dieser meinte, das spanische Erbe sei ihm jedenfalls sicher, und schickte weder Geld noch Truppen, während Ludwig XIV. drohende Vorbereitungen zu einer Invasion Spaniens traf. Da wurde auch Karl bedenklich; und als ihn alle seine Minister und Räthe, ja die ganze Nation mit der Vorstellung bestürmten, daß nur Anschluß an Frankreich seine Monarchie vor Bedrängniß und Zerfall retten könne; als auch der Papst das Gutachten des Staatsrathes billigte, vollzog er, wenn auch widerwillig, Anfang October 1700 ein Testament, in welchem er den zweiten Sohn des Dauphin, Philipp von Anjou, zu seinem Nachfolger im Gesammtgebiete der Krone Spanien erklärte: niemals aber sollte diese mit Frankreich vereint werden. Damals war Karl schon (seit dem 20. Sept. 1700) durch einen neuen Krankheitsanfall auf das Lager geworfen, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Selbst in diesen Momenten, wo der Todkranke sich nur mit religiösen Gedanken und Uebungen zu beschäftigen wünschte, wurde er von der Königin und ihrem Anhange bestürmt, seine Nachfolge anderweitig zu regeln, während die französische Partei ihn bei dem letzten Testament festzuhalten suchte. Diesen beständigen Aufregungen und Beängstigungen wurde der Unglückliche durch den Tod entrissen, zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, am 1. Nov. 1700. Mit ihm endigte das habsburgische Herrscherhaus in Spanien.

Vgl. Lafuente, Historia general de España (Bd.

14, Madrid 1850); Gebhardt, Historia general de España (Madrid 1804, Bd. V); Mignet, Négociations relatives à la succession d'Espagne (4 Bde., Paris 1835 fg.); Ch. Weiß, L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avènement des Bourbons (Bd. II., Paris 1844); K. v. Rotteck, Gesammelte Geschichte im 18. Jahrhundert (Bd. I, Freiburg 1870); Hippeau, Avènement des Bourbons au trône d'Espagne (2 Bde., Paris 1870); A. Gaedeke, Die Politik Oesterreichs in der spanischen Erbfolgefrage (2 Bde., Leipzig 1877); C. Klepp, Der Fall des Hauses Stuart (10 Bde., Wien 1875 fg.). (*M. Lehmann.*)

3) KARL III., König von Spanien (als König von Neapel Karl VII.), war geboren 20. Jan. 1716 als ältester Sohn König Philipp's V. von Spanien aus seiner zweiten Ehe mit Elisabeth Farnese. Der jungfrische Knabe erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung; zumal Geschichte und Mathematik bildeten die Gegenstände des Unterrichtes, zu denen sich auch französische und italienische Sprache und Literatur gesellten. Karl zeigte seinen Lehrern großen Eifer. Sein Ehrgeiz war, dereinst den Beinamen des Gelehrten zu empfangen. Er erfüllte sich mit der Ueberzeugung, daß jede Besserung in den Zuständen der katholischen Staaten mit der Befreiung des Staates von der Kirche beginnen müsse. Er erhielt frühzeitig Gelegenheit, diese Grundsätze zu bethätigen. Da ihm der spanische Thron durch seine Stiefbrüder aus seines Vaters erster Ehe verschlossen schien, erstrebte seine ehrgeizige Mutter anderweitige glänzende Versorgung für ihn. Zumal hatte sie dafür die italienischen Besitzungen des Hauses Oesterreich im Auge, die bis zum Utrechter Frieden einen Theil des spanischen Reiches ausgemacht hatten. Nachdem sowol der unter der Verwaltung Alberoni's unternommene Krieg gegen den Kaiser und Sardinien missglückt, als auch Ripperda's Versuch, den Infanten Karl mit Maria Theresia, der Erbin der österreichischen Monarchie, zu vermählen, gescheitert war, wurde Karl endlich durch einen Vertrag zwischen England, dem Kaiser und Spanien vom 22. Juli 1731 als Nachfolger im Großherzogthume Toscana und Herzogthume Parma anerkannt, die der männlichen Erben entbehrten. Der Großherzog sowie die Herzogin-Witwe von Parma wurden zu Vormündern des Infanten ernannt, der im October 1731 Spanien verließ, um seine Erziehung am Orte seiner zukünftigen Herrschaft zu vollenden. Er hielt sich zumal in den Städten Livorno, Florenz, Parma längere Zeit auf. Da er aber Besitz von seiner Erbschaft ergriff, ohne erst die kaiserliche Belehnung nachgesucht und erhalten zu haben, protestirte Kaiser Karl VI. gegen jene Thatsache und zog Truppen zusammen, um den Infanten anzugreifen. Allein ehe noch diese Dinge zum Austrage gekommen, führte (1733) den Thronstreit in Polen nach dem Tode August's des Starken den Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und dem Kaiser auf der einen, Frankreich, Spanien und Sardinien auf der andern Seite herbei. Sofort beschloß Elisabeth Farnese, diese Umstände zur Eroberung Neapels und Siciliens für ihren Sohn Karl zu benutzen. Während Franzosen und Sardinier die Oesterreicher am Rhein und in Oberitalien beschäftigten, landete eine spanische Armee von 10,000 Mann unter dem Grafen von Montemar in Toscana, um unter dem nominellen Oberbefehle des Infanten Karl gegen Neapel zu marschiren. Im März 1734 überschritt er die Grenze des Königreiches, „nur", wie seine Proclamation besagte, „darum von der Tyrannei und Unterdrückung der Oesterreicher zu befreien". Da der österreichische General Traun ihm nur eine ganz unbedeutende Streitmacht entgegenstellen konnte, die österreichische Herrschaft aber in der That sehr verhaßt war, so zog Karl schon am 10. Mai 1734 in die Hauptstadt ein. Bei Bitonto (25. Mai 1734) vernichtete dann Montemayor vollständig das kaiserliche Heer. Bis zum Ende des Jahres waren ganz Neapel und Sicilien Karl unterworfen, der sich nun König Karl VII. nannte und von den Unterthanen mit Begeisterung aufgenommen wurde, da er nach 200jähriger Fremdherrschaft diesen Ländern Unabhängigkeit und Selbständigkeit wiedergab. Zu seinem ersten Minister machte er Bernard Tanucci, bisher Professor des Staatsrechtes in Pisa, einen aufgeklärten und einsichtigen, von modernem Geiste erfüllten Gelehrten, dessen Geist und Gewandtheit Karl schon in untergeordneteren Aemtern erprobt hatte.

Die Präliminarien von Wien (October 1735) bestätigten Karl den Besitz von Neapel und Sicilien, doch mußte er dafür auf Toscana verzichten, welches der Herzog von Lothringen erhielt, sowie auf Parma und Piacenza, das dem Kaiser zufiel. Im Mai 1738 vermählte sich dann der neue König mit Marie Amalie, Tochter August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen. Bei ihrem feierlichen Einzuge in die Hauptstadt (2. Juli 1738) stiftete er den Ritterorden des heiligen Januarius. Wenn wir von seiner allzu großen Vorliebe für die Jagd absehen, ist die innere Regierung dieses ersten Bourbonen in Neapel nur als verständig und segensreich zu bezeichnen. Unter der Leitung Tanucci's wurde eine Reform der völlig verwilderten und verwirrten Gesetzgebung vorgenommen. Besonders lobenswerth war die Ordnung des Handelsrechtes und der Handelsgerichte in einem Geiste, der in der That der damaligen Zeit um vieles vorangeeilt war. Ebenso richtete man eine thätige Gesundheitspolizei, eine Seeschule, eine Lootsenschule ein. Er berief die Israeliten in sein Reich und gewährte ihnen vollständige Duldung. So hoben sich Handel, Gewerbthätigkeit und Ackerbau im Lande. Und so fromm Karl auch der Kirche ergeben war, wie er sich denn unermüdlich in der Ausübung der kirchlichen Ceremonien zeigte, trat er doch, von Tanucci berathen, den päpstlichen Anmaßungen unerschrocken entgegen. Ein Geistlicher selbst, der Abate Genovesi, ermunterte den König und den Minister auf diesem Wege. Der Streit begann, als der Papst 1735 am Tage des heiligen Petrus den üblichen Tribut des Königreiches beider Sicilien von dem Kaiser und nicht von Karl VII. annahm und dadurch dem letzteren die Anerkennung als Herrscher jenes Staates verweigerte. Feindseligkeiten gegen spanische Offiziere und Werber von seiten der päpstlichen Regierung hatten die Erbitterung vergrößert. Selbst die feierliche

Belehnung Karl's durch den Papst Clemens XII. (12. Mai 1738) konnte das gute Verhältniß zwischen den beiden Fürsten nicht wiederherstellen. Erst der Nachfolger Clemens', Benedict XIV., legte den Zwist bei, indem er durch das Concordat vom 2. Juni 1741 dem Könige eine Reihe höchst wichtiger Zugeständnisse zum Besten des Staates machte. Zunächst wurde die Steuerfreiheit der geistlichen Besitzungen — die fast die Hälfte des Reiches umfaßten — wesentlich beschränkt; die bisherigen Güter der Kirche sollten die Hälfte des allgemeinen Steuerbetrages, alle neu zu erwerbenden aber ihn ganz wie die übrigen Unterthanen bezahlen. Ebenso wurde den Geistlichen die bis dahin beanspruchte Immunität ihrer persönlichen Besitzungen genommen. Diese Maßregeln erhöhten beträchtlich die Einkünfte und damit die Kraft und Macht des Staates. Das Asylrecht der Kirche war bisher so ausgedehnt gewesen, daß es die Uebung der Justiz zum großen Theil illusorisch machte; das Concordat begrenzte es auf wenige und leichtere Fälle. Die geistliche Gerichtsbarkeit wurde nicht minder eingeschränkt, ein gemischter Gerichtshof aus Geistlichen und Laien eingesetzt, um über die Competenzconflicte zwischen den beiden Jurisdictionen zu entscheiden. Von diesem Concordat gingen dann Karl VII. und Tanucci aus, um die äußere Machtentwickelung der Kirche noch weiter zurückzudrängen. Königliche Gesetze bestimmten, daß es an keinem Orte mehr als zehn Geistliche auf tausend Bewohner geben dürfe; verboten die Erwerbung neuer Besitzungen durch die Kirche sowie die Errichtung neuer gottesdienstlicher Gebäude ohne königliche Erlaubniß; erkannten die päpstlichen Bullen als gültig nur an unter der Voraussetzung, daß der König sie ausdrücklich gebilligt; erklärten alle kirchlichen Censuren für ungeschehen, wenn sie die Unterthanen wegen Erfüllung der Gesetze oder amtlicher Befehle träfen. Auch die Zahl der Klöster ward vermindert. Zugleich ließ Karl zum Behufe einer gerechteren Steuervertheilung eine neue allgemeine Katasteraufnahme veranstalten, die zum Theil auch den gewünschten Erfolg hatte.

Alle diese Maßregeln machten den königlichen Namen geachtet, erleichterten eine gute Verwaltung und füllten den Schatz, während das Volk von übermäßigen Lasten frei war. So wurde die Regierung Karl's VII. überaus populär; man athmete wieder auf nach Entfernung der vielhundertjährigen Fremdherrschaft. Indessen wurde das Land für spanisch-bourbonische Familieninteressen in einen Krieg verwickelt, der dasselbe im Grunde gar nichts anging. Nach dem Tode Kaiser Karl's VI. (October 1740) wünschte Königin Elisabeth Farnese Parma und Piacenza für ihren zweiten Sohn Philipp zu erobern. Deshalb verbanden Spanien und Neapel sich 1741 mit Frankreich, Baiern und Sardinien zur Bekämpfung Maria Theresia's von Böhmen und Ungarn. Allein am 20. Aug. 1742 erschien ein englisches Geschwader vor der Hauptstadt Karl's VII. und bedrohte dieselbe mit einem Bombardement, wenn der König nicht binnen zwei Stunden schriftlich das Versprechen vollkommener Neutralität und der Abberufung seiner Truppen von dem französisch-spanischen Heere gebe. Da Neapel ganz wehrlos war, mußte Karl sich dieser Schmach unterwerfen. Die Befestigungen, die man darauf anlegte, die umfassenden Rüstungen, die man traf, waren nur dazu bestimmt, die Neutralität zu bewahren. Wirklich faßten die Oesterreicher, nachdem ihr General Lobkowitz die Spanier unter Gages völlig besiegt hatte, den Plan, Neapel zurückzuerobern. Sie nöthigten Gages, sich auf neapolitanisches Gebiet, hinter den Tronto, zurückzuziehen und folgten ihm auf dasselbe (Frühjahr 1744). Nun griff Karl VII. wieder zu den Waffen und führte selbst 17,000 Mann den Spaniern zu. Lobkowitz zog sich nach dem Kirchenstaate zurück und erlitt hier bei Velletri (August 1744) eine Niederlage durch Karl. Doch dieser Herrscher fand keinen Geschmack an dem kriegerischen Treiben. Nachdem er sein Land von jeder Gefahr befreit, kehrte er nach seiner Hauptstadt zurück, die er durch neue Straßen, Uferanlagen, schöne Bauten schmückte. Er errichtete unter andern das Schloß Capodimonte, das berühmte Theater San-Carlo. In Caserta wurde eine neue prächtige Residenz gegründet. Unter seiner Regierung entdeckte man 1738 Herculanum, 1750 Pompeji wieder und begann mit Eifer die Ausgrabungen, denen der König selbst häufig beiwohnte. Er stellte ein Alterthumsmuseum in Portici, eine herculanensische Akademie her, ließ außerdem gelehrte Schulen und die Universität verbessern. Als der Cardinal Spinelli, Erzbischof von Neapel, die Inquisition daselbst einführen wollte und das Volk sich dagegen empörte, gab Karl dem letzteren Recht und verbot jede geheime geistliche Gerichtsbarkeit (1745). Spinelli mußte Amt und Stadt verlassen. Das Volk, voll Begeisterung für den König, gab ihm eine freiwillige Steuer. Der Friede von Aachen (1748), der wirklich Parma, Piacenza und Guastalla an Don Philipp überlieferte, brachte Neapel keinen Vortheil für seine Opfer an Geld und Menschen.

Die letzten elf Jahre von Karl's Regierung in Neapel sind wenig durch hervorragende Ereignisse bezeichnet. Das wichtigste war, daß man, zum Besten der Staatsmacht und zugleich des größten Theiles der Unterthanen, wie früher die geistliche so jetzt die feudale Macht verringerte, indem man die Gerichtsbarkeit der Barone einschränkte und der Berufung an die königlichen Richter unterwarf, auch die Dienste der Unterthanen vielfach verminderte. Der aufgeklärte Absolutismus war eine wahre Erlösung für das Land, das eines langen und vollständigen Friedens genoß. Doch bewahrte Karl VII. seine dem kaiserlichen Hofe feindliche Stellung, auch als Spanien 1752 mit demselben ein Bündniß schloß. Es kam darüber zu einer dauernden Entfremdung zwischen den Cabineten von Madrid und Neapel. Karl trat mit Ludwig XV. in engere Beziehungen; doch ging er auch mit England einen Handelsvertrag ein. Inzwischen war Karl's VII. Vater, Philipp V., 1746 gestorben, und am 10. Aug. 1759 folgte demselben sein Sohn erster Ehe, König Ferdinand VI., ins Grab, ohne Kinder zu hinterlassen. Die spanische Krone fiel damit dem ältesten Sohne Philipp's aus zweiter Ehe, Karl von Neapel, anheim. Da nun aber dieses Reich nach dem wiener Ver-

trage nie mit Spanien vereint sein sollte, da ferner Karl's ältester Sohn (Philipp) blödsinnig war, so bestimmte der König den zweiten (Karl) zu seinem Nachfolger in Spanien und trat alsbald das Königreich beider Sicilien seinem dritten — damals neugebornen — Sohne Ferdinand (IV.) ab. Dann verließ er (6. Oct. 1759) Neapel, um sich nach Spanien einzuschiffen, wo er nunmehr als Karl III. herrschte. Mit Tanucci blieb er in regem brieflichem Verkehre.

Wirklich war Karl entschlossen, die in Neapel bethätigten Grundsätze auch in Spanien durchzuführen. Trotz strenger Frömmigkeit gedachte er doch vor allem seine fürstliche Vollgewalt aufrecht zu erhalten, die moralische und geistige Hebung des spanischen Volkes sowie die Stärkung des spanischen Staatswesens zu betreiben. Dabei war er mit den neuen politischen, sozialen und ökonomischen Anschauungen, wie sie sich damals in England und Frankreich entwickelt hatten, sehr wohl bekannt. Er beließ zunächst das Ministerium seines verstorbenen Bruders an der Regierung, besonders den Staatsminister Richard Wall, einen irischen Katholiken, der, wie viele seiner Landsleute, früh in den spanischen Dienst getreten war und in demselben bis zu den höchsten politischen Ehren sich emporgeschwungen hatte; nur der Finanzminister Graf von Valparaiso mußte sein Amt dem Sicilianer Squilace abtreten, einem fleißigen, ehrenhaften und aufgeklärten Emporkömmling, der sich schon in Neapel bewährt hatte. Ein schmerzlicher Verlust war für Karl der Tod seiner Gemahlin Marie Amalie von Sachsen (27. Sept. 1760), die er zärtlich liebte und der er auch nach ihrem Tode treu blieb.

In der äußern Politik zeigte Karl III. sich zunächst noch immer als eifriger Gegner Oesterreichs. Er suchte deshalb Frankreich von diesem zu trennen und mit England und Preußen zu versöhnen. Seiner Vermittelung war der Friedenscongreß von Ryswyk (November 1759) zu danken; allein derselbe löste sich bald ohne jedes Ergebniß auf. Sich dauernd von Frankreich zu trennen, gedachte der spanische König keineswegs. Vielmehr erblickte er, englischer Ueberlegenheit gegenüber, die einzige Rettung für den spanischen Handel und Wohlstand in enger Verbindung mit Frankreich. Die steten Gewaltthaten der englischen Kreuzer sowie der Schmuggelhandel der Engländer mit den spanischen Colonien bestärkten ihn in dieser Ansicht, daß es vor allem gelte, die englische Tyrannei zur See zu brechen. Am 15. Aug. 1761 unterzeichnete demnach Karl's Botschafter in Paris, der Marchese Grimaldi, mit Choiseul den „Familientractat". Durch diesen Vertrag versprachen sich die Könige von Frankreich und Spanien, in Zukunft jeden Gegner des einen als gemeinsamen Feind zu betrachten und gegenseitig sich ihre Besitzungen zu garantiren; ferner nie einer ohne den andern Frieden zu schließen; dann die Unterthanen des andern dieselben Handelsvortheile genießen zu lassen wie die eigenen; endlich niemand als den dritten bourbonischen König, den von Neapel, zu dieser Allianz zuzulassen. Kaum war die alljährliche Silberflotte aus Amerika eingelaufen, so erklärte wirklich Spanien Anfang 1762 an England den Krieg. Derselbe gestaltete sich freilich sehr unglücklich. Ein Angriff auf Portugal, das Karl vergeblich zum Eintritt in das spanisch-französische Bündniß hatte nöthigen wollen, mislang völlig. Graf Wilhelm von Lippe-Bückeburg, der mit englischem Gelde das portugiesische Heer reorganisirt hatte, trieb nicht nur die Spanier über ihre Grenze zurück, sondern nahm ihnen auch noch einige ihrer eigenen Festungen ab. Eine englische Flotte unter Sir George Pocock eroberte (August 1762) nach viermonatlicher Belagerung die Stadt Havanna mit allen Schiffen im Hafen; die Beute, die dabei an die Engländer fiel, war drei Millionen Pfund Sterling werth. Eine andere englische Expedition bemächtigte sich der Philippinen. Spanische Silberschiffe im Werthe von zwei Millionen Pfund Sterling wurden von den Engländern weggenommen. So war Spanien froh, im Frieden zu Paris (10. Febr. 1763) unter ziemlich glimpflichen Bedingungen mit England abzuschließen; zwar mußte es demselben Florida abtreten, wurde aber dafür von Frankreich großmuthig durch Ueberlassung von Louisiana entschädigt.

Damals verließ Wall freiwillig seine Stellung als erster Minister und wurde darin durch Grimaldi — einen Neapolitaner — ersetzt, den Hauptvertreter der französischen Allianz. Nach Herstellung des Friedens waren er und sein Landsmann Squilace eifrig auf innere Reformen bedacht: Verbesserung der Polizei, der Reinlichkeit der Straßen, der öffentlichen Leihanstalten, der militärischen Einrichtungen. Der Getreidehandel war freigegeben worden. Die Büchercensur der Inquisition wurde wesentlich beschränkt. Durch die sogenannte königliche Pragmatik des Exequatur vom 18. Jan. 1762 wurden alle päpstlichen Bullen, Breven und Provisionen der Prüfung des königlichen Rathes von Castilien unterworfen, ehe sie Geltung im spanischen Reiche haben sollten. Zahlreiche überkommene Misbräuche wurden abgestellt. Aber die Italiener kannten wenig die zähen Eigenthümlichkeiten des spanischen Nationalcharakters, den sie in vielfacher Beziehung durch ihre eilfertigen Reformen verletzten. Besonders haßte der Klerus in Squilace einen hartnäckigen Gegner seiner Privilegien. Er benutzte die Vorurtheile des stolzen und mistrauischen spanischen Volkes gegen alle Fremden, um am 23—25. März 1766 in Madrid selbst einen allgemeinen Pöbelaufstand hervorzurufen, welcher den König zur Entlassung und Verbannung Squilace's nöthigte, der sich nach Sicilien zurückzog. An seine Stelle wurde Graf Aranda gesetzt, ein milder und aufgeklärter, wohlwollender und doch kräftiger und selbstbewußter Staatsmann, Vertreter des vorgeschrittenen Liberalismus, welcher die überall in den Provinzen ausbrechenden, offenbar planmäßig vorbereiteten Aufstände mehr durch Güte als durch Gewalt zu beseitigen wußte. Aber Karl III. hat dem spanischen Klerus seine Mitschuld an der großen Empörung von 1766 nicht vergessen. Aranda ordnete zunächst die städtischen Verwaltungen von neuem und brachte es dahin, daß die Vertretung von Madrid selbst den König um Rücknahme aller den Meuterern gemachten Zugeständnisse anging. Dann wurde direct

gegen die Geistlichkeit eingeschritten. Es wurde ihr jede Aeußerung politischer Unzufriedenheit bei strenger Strafe verboten. Einzelne widerstrebende Prälaten wurden unnachsichtlich gemaßregelt. Besonders aber hatte sich der Grimm des Königs gegen die Jesuiten gerichtet, die damals schon aus Portugal und Frankreich vertrieben waren, und denen man auch einen hervorragenden Antheil an den Scenen des März 1766 zuschrieb. Karl setzte eine außerordentliche geheime Junta ein zur Untersuchung der Ursachen des Aufstandes, und diese glaubte den gegen die Jesuiten ausgesprochenen Verdacht in vollstem Umfange bestätigen zu müssen. Die Vernichtung des Ordens in Spanien wurde beschlossen. In der Nacht vom 31. März auf 1. April 1767 wurden in Madrid, während der nächsten Nacht in den Provinzen alle Jesuiten durch Polizei und Soldaten aufgehoben, nach verschiedenen Seehäfen geführt und dann sämmtlich nach dem Kirchenstaate überschifft, „unter die unmittelbare, weise und heilige Leitung Sr. Heiligkeit", wie sich Karl III. etwas spöttisch in seinem betreffenden Schreiben an den Papst ausdrückt. Clemens XIII., um den spanischen König in Verlegenheit zu bringen, verweigerte ihnen die Aufnahme. Allein Karl III. bewog die Genuesen, die Vertriebenen auf die rauhe und unruhige Insel Corsica zuzulassen, von wo der Papst sie dann doch nach dem Kirchenstaate abzuholen befahl. Den spanischen Universitäten wurde streng untersagt, die jesuitischen Lehren noch ferner vorzutragen. Karl's III. Einfluß gelang es bald, die Jesuiten auch aus Neapel (Nov. 1767) und Parma (Febr. 1768) sowie aus Malta zu vertreiben, bis endlich der vereinte Druck der vier bourbonischen Höfe 1772 die gänzliche Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens XIV. herbeiführte. Die bisherigen Häuser der Jesuiten in Spanien wurden übrigens zur Errichtung von geistlichen Seminarien verwandt. Sonst aber fuhr Karl unter der Beihülfe von vorzüglichen und gelehrten Rathgebern, wie Aranda, Campomanes — einem ausgezeichneten Nationalökonomen und Juristen — D. Manuel de Roda, unentwegt in seinem Kampfe gegen geistliche Anmaßung fort. Aranda, der früher Gesandter in Paris gewesen, hatte sich in der That ganz mit den dort herrschenden literarischen Meinungen und den entsprechenden Anschauungen des französischen Premierministers Choiseul erfüllt. Die Zahl der Klostergeistlichen wurde vermindert, die Einkünfte der Pfarrgeistlichkeit dagegen beträchtlich verbessert. Aranda fand bei seinen Versuchen einer Umgestaltung Spaniens in modernem Sinne freilich so viele Gegner, daß er schließlich (1773) seinen Posten verlassen mußte und die pariser Gesandtschaft wieder bekleidete. Allein nach der kurzen Verwaltung Grimaldi's erhielt (1777) die Stelle des ersten Ministers ein Gesinnungsgenosse Aranda's, der Graf Florida-Blanca, ein aus den bescheidensten Verhältnissen emporgestiegener Staatsmann, ein geschickter und aufgeklärter Diplomat, der als Gesandter in Rom die Verhandlungen geleitet, welche zur Aufhebung des Jesuitenordens geführt hatten; übrigens vor allem ein Anhänger der königlichen Allgewalt. Neben diesen beiden thatkräftigen Männern wirkte Campomanes für die wissenschaftliche und ökonomische Wiedergeburt Spaniens, eine echte Gelehrtennatur, kühn in seinen Theorien, aber doch für die Wirklichkeit überall auf historischem Boden wurzelnd, allen zu schroffen Umwälzungen im Staats- und Volksleben abgeneigt. Unter so ausgezeichneten und doch so eigenthümlichen und verschiedenartigen Männern, die vom Könige nachdrücklich und consequent unterstützt wurden, erlebte Spanien eine Periode der Blüte, die freilich nur zu kurze Zeit dauerte. Die öden Gebirge der Sierra Morena wurden durch deutsche Colonisten belebt und angebaut. Die ausgedehnten, völlig vernachlässigten Gemeindeländereien wurden zerschlagen und an die Einzelnen vertheilt. Magazine wurden auf Staatskosten zur Vorsorge gegen Hungerjahre angelegt. Das Münzwesen erfuhr eine neue und gewissenhafte Ordnung. Die Einfuhr aller Rohmaterialien in Spanien wurde freigegeben. Die Steuergesetzgebung, bisher durchaus unsinnig und verderblich, ward auf rationellen Grundlagen erneuert. Die Macht der bürgerlichen und zumal der richterlichen Gewalt erhob sich über militärische und klerikale Willkür. Das Polizeiwesen wurde auf eine Weise reorganisirt, welche die öffentliche Sicherheit, freilich auch die Allmacht der Centralregierung verbürgte. Der Volksunterricht erhielt überhaupt erst eine systematische Ausbildung; die Lehrer mußten sich einer staatlichen Prüfung unterwerfen, erhielten dafür jedoch zahlreiche Vorrechte. Die völlig zerrütteten und von Misbräuchen überwucherten Universitäten wurden reformirt. Eine nationalökonomische Gesellschaft bildete sich aus den ersten Granden, Staatsmännern und Gelehrten des Landes, um dessen Ackerbau, Handel und Industrie auf theoretischem und praktischem Wege zu fördern; sie hatte Zweigvereine in allen größeren Städten. Die Früchte ihrer Studien und Schriften wurden bald bemerklich. Man verbesserte in mustergültiger Weise die öffentliche Wohlthätigkeit, die Armen- und Vagabundengesetzgebung. Kanäle, zumal zur Bewässerung des dürren spanischen Bodens, wurden gezogen. Der König und seine Kinder legten Musterwirthschaften zur Hebung des Ackerbaues an. Die Gesetzgebung schützte und begünstigte den Landmann gegenüber der Unterdrückung und Ausbeutung durch den Gutsherrn. Ebenso berief man tüchtige Handwerker und Ingenieure aus dem Auslande, kaufte Maschinen und Modelle, um die Fabrikation zu fördern. Die schönen Künste wurden von allen Zunftfesseln befreit. Man legte 200 Leguas neuer Wege an, baute 322 neue Brücken, besserte die alten aus, richtete Postcurse ein. Diese Arbeiten zur Erleichterung des Handels kosteten neunzig Millionen Realen. Der Handel mit Amerika, der früher auf Cadiz und Sevilla beschränkt war, wurde freigegeben, wodurch er sich verdreifachte, die staatlichen Zolleinkünfte sich verdoppelten. Man errichtete eine Handelscompagnie für die Philippinen sowie, was wichtiger war, eine Nationalbank. — Blieben auch viele dieser Reformen noch unvollendet, so war doch überall der Antrieb zum Besseren gegeben. Damals begann frisches Leben die matten Adern Castiliens zu erfüllen. Materiell und geistig hob sich die Nation unter dem Einflusse dieser freilich streng monarchischen Reformen. Noch heute sehen die

Spanier auf die Regierung Karl's III. wie auf ein goldenes Zeitalter zurück. Zahlreich war die Flotte, 76 Linienschiffe und 61 Fregatten, in vorzüglichem Zustande; die Marineetablissements in Ferrol, Cadix, Cartagena galten für die trefflichsten der Welt.

Inzwischen wäre es 1770 beinahe zu einem neuen Kampfe zwischen Spanien und England gekommen um den Besitz der Falklandsinseln bei Südamerika. Sowol Engländer als Spanier besaßen dort eine Niederlassung. Auf königlichen Befehl vertrieb der Generalkapitän von Buenos-Ayres die Engländer aus ihrer Festung. Als England deshalb mit Krieg drohte, war Spanien wirklich entschlossen, denselben anzunehmen. Indeß Ludwig XV. verweigerte, mit offenbarer Verletzung des Familientractats, seinen Beistand, und allein wagte Karl III. der englischen Macht nicht zu trotzen. Es wurde ein ziemlich schimpflicher Rückzug angetreten, Port-Egmont auf West-Falkland den Engländern wieder eingeräumt (Januar 1771). Ebenso mißglückte eine von dem General O'Reilly geführte Unternehmung gegen die algierischen Piraten vollständig mit einem Verluste von 5000 Mann (1775). Man machte für diese Unglücksfälle Grimaldi verantwortlich, der nun das Ministerium verlassen mußte — das letzte Opfer der spanischen Nationalpartei — um durch Florida-Blanca ersetzt zu werden. Derselbe führte endlich den langen Grenzkrieg zwischen Spaniern und Portugiesen in Südamerika zu einem für die ersteren günstigen Abschluß (1777) und ging sogar mit Portugal ein enges Handels- und politisches Bündniß ein (1778), das für beide Staaten höchst vortheilhaft war. Und zwar um so mehr, als gerade damals für Spanien sich eine vorzügliche Gelegenheit bot, an England Rache zu nehmen für die zahlreichen Verluste und Demüthigungen, die dasselbe ihm in der jüngsten Vergangenheit bereitet hatte. Der Kampf zwischen den amerikanischen Colonisten Englands und dem Mutterlande war seit 1775 offen ausgebrochen, und Frankreich nahm immer unverhüllter für jene Partei, bis 1778 die förmliche Kriegserklärung erfolgte. Spanien zögerte zuerst, an dem Kampfe theilzunehmen, weil es — nicht mit Unrecht — von der Befreiung der englischen Colonien ein übles Beispiel für seine eigenen amerikanischen Gründungen fürchtete. Karl III. bot deshalb zunächst seine guten Dienste als Vermittler an. Indeß da England dieselben zurückwies, erhielten bei ihm die Bemühungen der französischen Diplomatie und die eigenen Rachegelüste gegen jenes die Oberhand über ruhigere und angemessenere Erwägungen. Unter unwahren Vorwänden erklärte er (Juli 1779) Großbritannien den Krieg. Während die spanisch-französischen Geschwader, an Zahl den englischen weit überlegen, das Meer beherrschten, begannen die Spanier zu Lande und zu Wasser Gibraltar zu belagern, das indeß von Lord Elliot, trotz seiner sehr geringfügigen Streitmacht, mit ebenso viel Entschlossenheit wie Geschicklichkeit vertheidigt wurde. Januar 1780 vernichtete Lord Rodney eine spanische Flotte bei Cadiz und brachte den Belagerten Verstärkung und Vorräthe. Einigen Trost gewährte den Spaniern die Wegnahme einer reichen englischen Kauffahrerflotte (9. Aug. 1780). In Amerika fochten die Spanier mit Vortheil: Galvez eroberte das westliche Florida zurück. Dagegen mißglückte das Unternehmen gegen Jamaica durch einen neuen Seesieg Rodney's (1781). Auch in Europa wurde mit wechselndem Glücke gekämpft. In aller Stille hatte Florida-Blanca eine große Expedition gegen Minorca vorbereitet, das seit der Einschließung Gibraltars die wichtigste Stütze der englischen Seemacht im Mittelmeere war. Unter dem Schutze eines französisch-spanischen Geschwaders landeten dort plötzlich 8000 Mann unter dem spanischen General Crillon (August 1781), und nach heroischer Vertheidigung sah sich der englische Gouverneur Murray zur Capitulation gezwungen (Februar 1782). Dagegen hatte die Belagerung Gibraltars keinen Erfolg, trotz der vereinten ungeheuern Anstrengungen Spaniens und Frankreichs. Als bald darauf England den Frieden anbot, forderte Spanien freilich neben allen seinen Eroberungen auch die Rückgabe Gibraltars, aber es vermochte diesen Anspruch nicht durchzusetzen. Die Friedenspräliminarien von Versailles (20. Jan. 1783) gaben ihm nur Minorca und das gesammte Florida zurück, indem sie zugleich die englischen Besitzungen in der Hondurasbai zu Gunsten Spaniens wesentlich beschränkten. Es war immerhin der Friede von Versailles der ruhmvollste, den Spanien seit dem Vertrage von Câteau-Cambrésis (1559) abgeschlossen. Und dabei waren die Finanzen in bester Ordnung, keine Anleihe nothwendig, die Steuern nicht allzu drückend. Solche Ergebnisse machen der Verwaltung Karl's III. und Florida-Blanca's alle Ehre. Zugleich hatte dieselbe einen furchtbaren Aufstand der Indianer im ganzen spanischen Südamerika (1780—1783) bekämpft und unterdrückt. Handelsverträge mit der Türkei und den Barbareskenstaaten sicherten die spanische Schiffahrt auf dem Mittelmeere. Selbst Englands Dankbarkeit und Freundschaft wußte Karl III. sich zu gewinnen, indem durch seine Vermittelung ein neuer Krieg zwischen dieser Macht und Frankreich wegen der holländischen Angelegenheiten vermieden wurde (1787). Allein diese mannichfachen Erfolge und seine Beliebtheit bei den Unterthanen wie im Auslande vermochten den greisen König nicht über mannichfaches Familienunglück zu trösten: den Undank und die Thorheit seines Sohnes Ferdinand von Neapel, den Tod seines Bruders Ludwig, einer Schwiegertochter, eines Enkels sowie endlich seines Sohnes Don Gabriel. Von diesen schnell aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen erschüttert, verfiel Karl in ein hitziges Fieber, das, unter Uebungen der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit, am 14. Dec. 1788 seinem Leben ein Ende machte zur großen Trauer seines Volkes.

Karl III. war von mittlerer Größe, von kräftigem Körperbau, dunkler Gesichtsfarbe — eine Folge seiner häufigen Beschäftigung mit der Jagd. Sein Antlitz war durch eine ungewöhnlich große Nase und überlange Augenwimpern verunstaltet, allein die Güte und Freundlichkeit, die sich in seinen Augen und Zügen aussprachen, wirkten anziehend und erfreulich. Seine Kleidung war — ausgenommen bei feierlichen Gelegenheiten — einfach und schmucklos. Ueber alles liebte er

die Regelmäßigkeit, sodaß alle Beschäftigungen als Mensch und Fürst bei ihm ein- für allemal auf das genaueste geordnet waren. Hundert Meilen von Karl entfernt, konnte man an jedem Tage und zu jeder Stunde mit vollkommener Sicherheit sagen, was er gerade thue. Sein Privatleben war von tadelloser Sittlichkeit, auch während seiner fast dreißigjährigen Witwerschaft. Seine Wahrheitsliebe war ebenso groß wie seine Anhänglichkeit an seine Familie und seine treuen Diener, die er nicht gern wechselte, und die er frei und ohne Eifersucht schalten und regieren ließ. Ohne ein Geist ersten Ranges zu sein, zeichnete er sich doch durch Klarheit des Verstandes und zutreffendes Urtheil aus. — Im J. 1771 hatte er den Orden Karl's III. gestiftet aus Freude über die Geburt des langersehnten Enkels. — Vgl. Beccatini, Vita di Carlo III. (Paris 1796); Colletta, Storia del reame di Napoli (1734—1825); Graf Fernan Nuñez, Compendio historico de la vida de Carlos III.; Muriel, Gobierno del Señor Rey D. Carlos III; Ferrer del Rio, Historia del Reinado de Carlos III. (4 Bde., Madrid 1856—58); Coxe, History of Spain under the Bourbons; Mod. Lafuente (Bd. 19—21).

(*M. Philippson.*)

d) KARL IV., zweiter Sohn und Nachfolger des Vorhergehenden, war den 12. Nov. 1748 zu Neapel geboren. Seine Erziehung wurde von seinem Vater durchaus vernachlässigt, und auch in den politischen Angelegenheiten war er als Prinz von jeder Theilnahme, selbst von jeder Unterweisung ausgeschlossen geblieben. Jagd und Hazardspiel waren seine einzigen Beschäftigungen gewesen. Uebrigens waren seine geistigen Anlagen von Hause aus sehr geringfügig, während er dem Aeußern nach ein vorzüglich kräftiger, stattlicher Mann mit angenehmen Gesichtszügen war. Gutmüthig und schwach von Charakter hegte er eine unüberwindliche Abneigung gegen jede andauernde ernste Thätigkeit. Vermählt seit 1765 mit Marie Louise, Prinzessin von Parma, die ihm zahlreiche Kinder gebar, stand er völlig unter dem Einflusse dieses ausschweifenden, selbstsüchtigen, intriguanten Weibes. Obwol auf den ausdrücklichen Wunsch des sterbenden Karl III. Florida-Blanca im Amte blieb, wurde er doch allmählich auf das Ministerium des Aeußern beschränkt und aller seiner Gehülfen bei seiner Reformthätigkeit beraubt: so des Jovellanos, Campomanes, Cabarrus (1790, 1791). Die noch großentheils erst auf dem Papiere stehenden Verbesserungen wurden nicht ausgeführt, Flotte und Heer verfielen, der Staatsschatz wurde von neuem eine Beute der gierigen Großen und Höflinge und zumal auch der Königin. Die Verwaltung löste sich unter dem widerstreitenden Einflusse der Ministerien und Hofcliquen völlig auf. Florida-Blanca selbst wurde durch den Ausbruch der Französischen Revolution in seinen bisherigen Bestrebungen irre, die er sich stets auf das engste mit der königlichen Akademie verknüpft gedacht hatte. Er erblickte jetzt in ihnen nur Gefahren für Thron und Staat und wandte sich bald einer blinden Reactionspolitik zu. Während er die Ostmächte gegen Frankreich aufzustacheln suchte, fesselte oder unterdrückte er im Innern Spaniens Zeitungen und Vereine, organisirte eine nichtswürdige Geheimpolizei, verhängte Kerker und Verbannung über die politisch Verdächtigen, fesselte überall die geistige Bewegung. Dabei erlitt er gegen England in der Frage des Nootkasundes, und gegen Marokko, dem man einige Festungen abtreten mußte, schlimme Niederlagen. So gelang es der Königin leicht (28. Febr. 1792), den Verhaßten, der sich ihr gegenüber in einer gewissen Selbständigkeit behaupten wollte, zu stürzen. Er wurde nach Murcia verbannt. Nach einem kurzen Zwischenregimente des Grafen Aranda, der altersschwach, sich der Königin in allem gefügig zeigte, glaubte diese die Wege genügend vorbereitet, um ihren persönlichen Günstling zur höchsten Macht zu führen: Manuel Godoy. Dieser, geboren am 12. Mai 1767 aus einer alten, aber heruntergekommenen Adelsfamilie aus Badajoz, hatte zu siebzehn Jahren einen älteren Bruder in der Leibgarde und zugleich in der Gunst der in ihren Lüsten unersättlichen Königin ersetzt. Er wußte durch Eleganz und persönliche Liebenswürdigkeit sich ihre leidenschaftliche Zuneigung, ja selbst die Anhänglichkeit des betrogenen, gutmüthigen Karl IV. zu gewinnen. Ohne jede Bildung, besaß er doch eine große Leichtigkeit, sich in Dinge und Personen zu finden, eine nicht unbedeutende geistige Gewandtheit; aber diese natürlichen Gaben wandte er nur zur Befriedigung seiner Hab- und Ehrsucht, seiner Gelüste und seines Uebermuths an. Er wurde zum Generallieutenant, zum Granden, zum Herzog von Alcudia, zum Mitglied des Staatsrathes ernannt; und am 15. Nov. 1792 erhielt Aranda seine gnädige Entlassung, um durch den Herzog in der Leituug des Ministeriums und der auswärtigen Angelegenheiten ersetzt zu werden. Die Hinrichtung Ludwig's XVI. und die fanatische Feindschaft des spanischen Volkes gegen die Revolution nöthigten ihn, im Februar 1793 an Frankreich den Krieg zu erklären. Indeß Godoy zeigte sich durchaus unfähig, die wirkliche Begeisterung der Spanier für diesen Kampf zweckmäßig zu organisiren und zu leiten. Trotz der völligen Zerrüttung der französischen Streitmacht im Süden, trotz der royalistischen Stimmung der dortigen französischen Provinzen bewahrte der spanische General Ricardos eine ängstliche Defensive; der einzige Erfolg des Feldzugs, die Einnahme von Toulon durch eine englisch-spanische Flotte, ging am 17. Dec. 1793 wieder verloren. Godoy hatte nur Sinn für die Hofcabalen, die Mittel des Staats wurden durch Corruption, Protectionswesen und Schlendrian vergeudet. Frankreich dagegen rüstete immer kräftiger und energischer, tüchtige Kriegsleute schwangen sich zu Führern seiner Heere auf. Ihr General Dugommier besiegte den Spanier De la Union vollständig in seinem Lager vor Boulou im Roussillon, warf ihn nach Catalonien zurück, eroberte die Grenzfestungen; ihre Westarmee überflutete, von der unzufriedenen Bevölkerung unterstützt, Guipuzcoa und Navarra (1794). Die Verbannung Aranda's, der sich dem verderblichen Treiben Godoy's widersetzt hatte, durch unmittelbares Eingreifen des Königs erweckte in dem misvergnügten Volke geradezu revolutionäre Gesinnungen. Godoy meinte um jeden Preis Frieden schließen zu müssen,

und Italien mit Frankreich Verhandlungen an. Neue Rüstungen, die Abberufung spanischer Capitalien aus England und wiederholentliche Forderungen des Königs, die Abberufung der Gesandten Jarmouth und Pitt von Madrid und Lissabon betreffend, waren die Folgen dieser Unterhandlungen. Am 22. Juli 1795 unterzeichnete in Basel der spanische Bevollmächtigte Yriarte den Frieden, welcher den spanischen Antheil der westindischen Insel San-Domingo an Frankreich abtrat und die alten Freundschafts- und Handelsbeziehungen zwischen beiden Nationen wiederherstellte. Die verhältnismäßig günstigen Bedingungen dieses Vertrages bestätigten die Stellung Godoy's ungemein, dem der dankbare König den Titel „Friedensfürst" und die Staatsdomaine Soto de Roma mit einem jährlichen Einkommen von einer Million übertrug. Godoy glaubte, mit allen seinen bisherigen Widersachern Frieden machen zu müssen: Florida Blanca, Aranda und alle ihre Anhänger wurden zu Gnaden aufgenommen, ja selbst wieder in die Reformbestrebungen Karl's III. eingelenkt. Indeß wie bald sollte man enttäuscht werden! Mit unglaublicher Leichtfertigkeit unterzeichnete Godoy zu Ildefonso (27. Juni 1796) mit Frankreich einen Vertrag, welcher die gesammte Politik, Flotte und Armee Spaniens völlig zur Verfügung jenes Staates stellte und zumal einen Krieg gegen England, den gefährlichsten Gegner Frankreichs, in Aussicht nahm. Und dabei hatte man die spanische Marine, damals noch die erste nach der englischen, völlig in Verfall gerathen lassen. Die übeln Folgen eines so fehlerlosen Verfahrens blieben denn auch nicht aus. Am 14. Febr. 1797 besiegte der englische Admiral Jervis eine spanische Flotte trotz ihrer gewaltigen Ueberlegenheit an Schiffen und Kanonenzahl gänzlich bei dem Vorgebirge San-Vicente. Darauf unterbrachen die Engländer vollständig den Verkehr Spaniens mit seinen Colonien, deren Erzeugnisse und Abgaben bisher zum großen Theil den nationalen Wohlstand und den Staatsschatz des Mutterlandes noch einigermaßen aufrecht erhalten hatten. Die bedeutendste von Spaniens westindischen Inseln, Trinidad, wurde von dem englischen Admiral Harvey genommen. Damals begannen die Engländer ihre Bemühungen, die spanischen Colonien in Amerika von dem Mutterlande loszureißen, und da die letzteren wirklich mit der ebenso drückenden und aussaugenden wie unfähigen und machtlosen Regierung der Heimat gründlich unzufrieden und durch den Befreiungskrieg der Nordamerikaner zur Nachfolge ermuthigt waren, gewann bei ihnen die revolutionäre Stimmung eine gefahrdrohende Ausdehnung. Dabei waren die Finanzen völlig zerrüttet. Trotz hoher Steuern brachte jedes Jahr ein Deficit von 200—580 Millionen; das Papiergeld betrug bereits 2 Milliarden; an eine Anleihe war bei der völligen Creditlosigkeit des spanischen Staates nicht zu denken. Unter solchen Umständen erhoben sich selbst der Generalinquisitor und die Erzbischöfe von Toledo und Sevilla, sowie der Rath von Castilien gegen das verderbliche Treiben Godoy's. Wirklich berief der König den edeln freigesinnten Gaspar Melchor Jovellanos und einige Gleichgesinnte ins Ministerium. Da Godoy auch die Königin durch seine schamlose Mannbarkeitswirthschaft nicht gekränkt hatte, erhielt er März 1798 seine Entlassung.

Indeß das Land zog daraus keinen Vortheil. Jovellanos und seine Freunde haben sich durch Hof und Altgläubige so bekämpft, ja mit zahlreichen Mordversuchen bedroht, daß sie bis Anfang 1800 sämmtlich ihre Stellen räumten. Sie wurden ersetzt durch José Antonio Caballero, einen Menschen, der durch die Heirath mit einer Kammerfrau der Königin seine Carriere gemacht hatte, einen gemeinen, niederträchtigen Charakter, der nur von der Rückkehr zum gewaltthätigsten politischen und geistlichen Despotismus volle Befriedigung für seine unlautern Gelüste erhoffte. Er wurde freilich wieder durch andere Minister gehemmt, wie durch den liberalthuenden Urquijo, auch einen Liebhaber der Königin, der allerdings um nichts besser war als Caballero. Unter solchen Leitern bot die spanische Regierung das Bild klagligster Zerfahrenheit und Zerrüttung. Als Urquijo die lunacre Sedisvacan nach dem Tode Papst Pius VI. (1799) benutzte, um durch ein Decret vom 5. Sept. die ehemalige Unabhängigkeit der spanischen Nationalkirche von Rom wiederherzustellen, entfesselte er gegen sich von seiten der Altgläubigen einen wilden Sturm, dessen sich Godoy schlau bediente, Urquijo zu stürzen (13. Dec. 1800) und in Wahrheit selbst an dessen Stelle zu treten, während er zum Schein seinen Neffen Cevallos zum Minister ernannte. Seitdem verzichtete Godoy auf die früher gelegentlich eingeschlagene fortschrittliche Richtung und machte sich zum Führer der altspanischen Reactionspartei. Inzwischen wurde Spanien von neuem an Frankreich ausgeliefert und zwar um der königlichen Familieninteressen willen. In dem sogenannten Präliminarvertrage von San-Ildefonso (1. Oct. 1800) versprach Frankreich dem Herzoge von Parma, dessen Erbprinz Schwiegersohn des spanischen Königspaares war, eine beträchtliche Gebietsvergrößerung und die Königskrone. Dafür trat Spanien an Frankreich Louisiana ab, überließ demselben sechs Linienschiffe und erneuerte das Bündniß von 1796. Die nächste Folge war eine neue furchtbare Niederlage der spanisch-französischen Flotte durch die Engländer bei Gibraltar (12. Juli 1801). Godoy hatte gehofft, wenigstens gegen das schwache Portugal Ruhm und Popularität zu gewinnen. Cevallos mußte daher am 29. Juni 1801 mit Lucian Bonaparte einen Vertrag schließen, durch welchen Frankreich und Spanien die Portugiesen zum Bündniß gegen England und zu bedeutenden Landesabtretungen an Spanien zu zwingen sich verpflichteten. Als Portugal sich weigerte, so schmähliche Bedingungen zu erfüllen, brach Godoy an der Spitze von 75,000 Mann in dieses Land ein und nöthigte es in dem sogenannten Pomeranzenkriege (guerra de las naranjas) im Juni 1801 zum Frieden von Badajoz, der den Engländern die portugiesischen Häfen verschloß und die Festung Olivenza an Spanien überließ. Dafür mußte freilich Spanien im Frieden von Amiens (23. März 1802) endgültig Trinidad an England abtreten.

Spanien genoß nun drei Jahre lang Ruhe. Aber der Staat trieb immer mehr dem Abgrunde zu. Einer Ein-

nahme von 600 Millionen ſtanden Ausgaben von 1800 Millionen gegenüber. Der größte Theil des Geldes floß in die Taſchen der hohen und niedern Günſtlinge, während die Beamten, Soldaten und Matroſen gar nicht oder mit dem gänzlich entwertheten Papiergelde bezahlt wurden. Der wieder allmächtige Godoy, zum Miniſterpräſidenten und Generaliſſimus ernannt, ſowie Caballero verfolgten jeden unabhängig denkenden Mann, wie denn auch Jovellanos in einen furchtbaren Kerker geworfen wurde. Gegen Frankreich nahm man eine hochmüthige Haltung an, um ſich dann bei der erſten Drohung demſelben völlig zu unterwerfen, und durch den Pariſer Vertrag vom 9. Oct. 1803 die Erlaubniß, die Neutralität England gegenüber zu bewahren, durch eine jährliche Subſidie an Frankreich von 72 Millionen Realen zu erkaufen. England rächte ſich, indem es (October 1804) vier reich beladene Schiffe der ſpaniſchen Silberflotte wegnahm, dann Spanien den Krieg erklärte und durch die beiden Schlachten bei Finisterre (22. Juli 1805) und Trafalgar (21. Oct. 1805) die ſpaniſche mit der franzöſiſchen Seemacht völlig vernichtete; es war ein geringer Troſt, daß die Spanier ſich tapfer und einſichtig benommen hatten und die Niederlage ausſchließlich den Franzoſen zuzuſchreiben war. Und doch mußte man ſich in vollkommener Hülfloſigkeit jedem Belieben Napoleon's unterwerfen. Die Engländer gaben jetzt alle Schonung gegen die Spanier auf. Sie überrumpelten (1806) Buenos-Ayres und riefen überall den Aufſtand gegen die ſpaniſche Herrſchaft wach. Und bei allen dieſen Unfällen griff Godoy's Ehrgeiz ſelbſt nach der geheiligten Macht des Königthums. Er und die Königin trugen ſich mit Plänen, durch den ſchwachſinnigen Karl IV. die Unmündigkeit des Prinzen Ferdinand von Aſturien bis zu deſſen dreißigſtem Jahre auszudehnen, damit nach dem Tode des Königs Godoy auch den Namen der Herrſchaft erhalte. Napoleon andererſeits, der ſchon begehrliche Blicke auf Spanien warf, ſuchte Ferdinand gegen ſeine Aeltern und gegen Godoy aufzuhetzen; in der That erhoffte das ganze ſpaniſche Volk eine Erlöſung durch den Prinzen. Godoy aber, der es geradezu darauf abgeſehen hatte, ſich ein ſouveränes Fürſtenthum zu ſichern, ſchon um der Rache des ſpaniſchen Volkes und des Prinzen von Aſturien nach dem Tode Karl's IV. zu entgehen, ſchloß ſich gleichfalls auf das engſte dem franzöſiſchen Kaiſer an. Einige Verſuche, gegen die Entthronung der neapolitaniſchen Bourbonen zu proteſtiren, dienten nur dazu, den Imperator zu reizen und ihn Spanien gegenüber deſto hochfahrender zu machen. Vierzehntauſend Spanier unter dem Marques de la Romana wurden auf ſein Geheiß nach Dänemark geſandt, um daſſelbe gegen England zu ſchützen (März 1807). Im October 1807 unterzeichneten Spanien und Frankreich in Fontainebleau einen Vertrag zur Theilung Portugals, deſſen nördliche Provinzen der bisherige König von Etrurien, aus dem Hauſe Parma, als Königreich Nordluſitanien, deſſen ſüdliche Godoy als Fürſt von Algarbien, deſſen mittlere einſtweilen Frankreich erhalten ſollte. Während 20,000 Franzoſen unter Junot gegen Portugal quer durch Spanien marſchirten, ließen die Königin und Godoy durch den ſchwachen Monarchen den Infanten Ferdinand wegen Verſuchs zum Hochverrath verhaften (30. Oct. 1807). Indeß die Volksſtimme ließ ſich ſo feindlich gegen Godoy vernehmen und zugleich nahmen die Franzoſen eine ſo drohende Haltung an, daß jener den Proceß des Prinzen niederſchlug und den letztern wieder in Freiheit ſetzte.

Ganz Spanien jubelte; man hoffte auf den Sturz Godoy's, glaubte den Infanten auf das engſte mit dem Kaiſer verbunden und jauchzte den maſſenhaft einrückenden Franzoſen als Befreiern entgegen. Portugal war inzwiſchen von Junot beſetzt. Unter Murat's Oberbefehl nahmen die Franzoſen alle dominirenden Feſtungen Nordſpaniens in Beſitz (Februar bis März 1808). Da die königliche Familie und Godoy, die ſich von den Franzoſen bedroht glaubten, aus der Reſidenz Aranjuez entfliehen wollten, erhoben Volk und Soldaten einen Aufſtand, verhinderten die Abreiſe (17. März) und erzwangen die Entlaſſung des Friedensfürſten, ſeine Gefangennahme. Am 19. März dankte Karl IV. zu Gunſten Ferdinand's VII. ab. Allein Murat gegenüber, der Madrid beſetzt hatte, proteſtirte er gegen dieſen Act als erzwungen und bat Napoleon, ihm wieder zu ſeinem Rechte zu verhelfen und den Friedensfürſten zu retten. Der Kaiſer aber wollte dieſe Gelegenheit benutzen, um ſich zum Herrn Spaniens zu machen. Durch argliſtige Verſprechungen lockte er ſowol das ſpaniſche Königspaar als Ferdinand nach Bayonne, wohin er ſich ſelbſt begeben. Bei ſeiner Ankunft wurde Ferdinand ſofort verhaftet (20. April). Dann langten Karl IV., Marie Louiſe, der von den Franzoſen befreite Godoy an. Karl IV., aus Rachſucht gegen ſeinen Sohn, fand ſich ſofort bereit, die ſpaniſche Krone an Napoleon zu überlaſſen. Ferdinand, mit dem Tode des Rebellen bedroht, wich nach einigem Widerſtande gleichfalls. Am 5. und 6. Mai 1808 dankten die beiden Bourbonen in die Hände des franzöſiſchen Kaiſers ab. Karl IV. erhielt das kaiſerliche Schloß von Compiègne mit allen Parks und Wäldern nebſt dem Schloſſe Chambord, ſowie eine Civilliſte von 7½ Millionen angewieſen. Er hielt ſich zunächſt in Compiègne und dann in Marſeille auf, wo er ſehr zurückgezogen mit der Königin und Godoy lebte. Mit Erlaubniß Napoleon's ſiedelte Karl IV. dann nebſt ſeinem kleinen Hofe nach Rom über. Er weigerte ſich, an irgendeiner politiſchen Combination theilzunehmen, und ſöhnte ſich mit ſeinem älteſten Sohne aus. Nach dem Tode ſeiner Gemahlin (2. Jan. 1819) bereitete er ſich auf ſein eigenes Hinſcheiden vor, das noch in demſelben Jahre (19. Jan.) erfolgte.

Vgl. Lafuente, Bd. 21. 22. 23; H. Baumgarten, Geſchichte Spaniens zur Zeit der Franzöſiſchen Revolution (Berlin 1861); Derſelbe, Geſchichte Spaniens vom Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution bis auf unſere Tage (Thl. I, Leipzig 1865); Sanchez, Coleccion de cedulas de Carlos IV. (Madrid 1801); Cartas del conde de Cabarrus (Madrid 1813); Memorias de Godoy (8 Bde., Paris 1836; deutſch von Diezmann (4 Bde., Leipzig 1836—37); Llorente, Noticia biografica (Paris 1818); Rehfues, Spanien nach eigener Anſicht im Jahre 1808

(Frankfurt 1813); Thiers, Histoire du Consulat et de l'Empire (Bd. 8); Galiano, Historia de España (Bd. V. VI., Madrid 1844); Coleccion de documentos inéditos para la historia de España (Bd. 1).

(*M. Philippson.*)

IX. Karl: Könige von Navarra.

a) Karl I., s. Karl IV., der Schöne, König von Frankreich und Navarra.

b) KARL II., oder der Böse, ältester Sohn König Philipp's, der auch Graf von Evreux war, und Johanna's II., war 1332 zu Evreux geboren. Dieser Fürst ist, wie auch sein Beiname es erweist, von den französischen Schriftstellern seiner und der folgenden Zeiten als ein Muster der Schlechtigkeit und Bosheit hingestellt worden. Indeß wir werden sehen, daß ihm von dem französischen Hofe von seiner Geburt an schweres Unrecht geschah, welches dann seinen heftigen leidenschaftlichen Charakter mit Erbitterung und Rachsucht erfüllte. Da scheute er allerdings vor keinem Mittel zurück, um seinen Widersachern zu schaden, zumal ihm dieselben nach seiner Meinung den französischen Thron vorenthielten. Auch haben sie ihm gegenüber nicht weniger verwerfliche Wege eingeschlagen, nur daß ihre überlegene Macht denselben schließlich die Weihe des Erfolges verliehen hat. — Karl war von seinen trefflichen Aeltern auf das sorgfältigste erzogen worden und den meisten Fürsten seiner Zeit an Bildung überlegen; sein lebhafter und beweglicher Geist leuchtete aus den feurigen Augen und den intelligenten Zügen. Obwol klein an Gestalt, war er doch kräftig und gewandt in allen ritterlichen Leibesübungen. Während die damaligen Herrscher ihren Ruhm in Prunk und Verschwendung suchten, wußte er, ohne geizig zu sein, seine Mittel trefflich zusammenzuhalten; nur so war es ihm, dem Könige eines sehr armen und kleinen Reiches, möglich, eine bedeutende politische und militärische Rolle zu spielen. Seine Liebenswürdigkeit und sein gewinnendes Wesen machten ihn zeitweilig bei allen Ständen Frankreichs populär, wozu seine stets bereite volksthümliche Beredsamkeit nicht wenig beitrug.

Seine Mutter hatte berechtigte Ansprüche auf die mächtige Grafschaft Champagne nebst der Grafschaft Brie gehabt; die französischen Könige aber hatten dieselbe genöthigt, auf sie zu verzichten für die viel geringeren Gebiete von Angoulême, Mortain und Longueville. Und als Karl, der 1345 durch das Ableben seines Vaters Graf von Evreux geworden war, durch den Tod seiner Mutter (6. Oct. 1349) auch das Königreich Navarra und deren französische Besitzungen erbte, scheinen ihm die letzteren gar nicht verabfolgt worden zu sein. Ein strenges Gericht, das er bald nach seiner Thronbesteigung in der Hauptstadt Pamplona über aufrührerische Vasallen hielt, soll ihm zunächst den Beinamen des „Bösen" verschafft haben.

Sonst war der Beginn seiner Herrschaft friedlich und rühmlich. Mit den beiden Nachbarstaaten Castilien und Aragon knüpfte er freundschaftliche Beziehungen an und ging dann, die Verwaltung seines kleinen Reiches seinem Bruder Grafen Ludwig von Beaumont überlassend, nach Frankreich, wo ihm König Johann die Statthalterschaft von Languedoc übertrug (1351). Indeß nicht lange, so sehen wir ihn im Bunde mit König Eduard III., mit dessen Hülfe er die ihm vorenthaltenen französischen Landschaften zurückzugewinnen suchte. Nun hielt Johann es allerdings für besser, den Navarrer von der Partei der Engländer abzuziehen. Im Februar 1352 zu Vivier in Brie vermählte der französische König seine Tochter erster Ehe, Johanna (geb. 1343), an Karl mit dem Versprechen von 100,000 Thalern baar und einer jährlichen Rente von 12,000 Livres. Es war eben eine politische Heirath; Karl hat seine junge Gemahlin schwerlich geliebt und stets zahlreiche Maitressen neben ihr gehabt. Er wurde aber wiederum auf das schändlichste von dem Könige von Frankreich betrogen. Man zahlte ihm die verheißene Pension nicht, man enthielt ihm das mütterliche Erbtheil fortdauernd vor. Vielmehr übertrug Johann die Grafschaft Angoulême seinem Lieblinge, dem Connétable Karl de la Cerda, einem erklärten Feinde des Navarrers, einem Manne, dem es gelang, das Herz Johann's völlig gegen seinen Schwiegersohn einzunehmen. Da wallte der heftige, leidenschaftliche Sinn des letzteren auf; er ließ den gehaßten Widersacher, den Connétable, im Schlosse Aigle ermorden (8. Jan. 1354). Laut rühmte er sich dieser Rachethat, und Johann sowie der Connétable waren derart verhaßt, daß viele Franzosen Karl's Partei nahmen. Auch von den Engländern bedrängt, sah der französische König sich gezwungen, im Vertrage von Mantes (12. Febr. 1354) Karl und dessen Anhängern volle Verzeihung zu gewähren, ihm alle seine Erbansprüche abzukaufen durch Ueberlassung der Grafschaft Beaumont-le-Roger, der Vicegrafschaft Valognes, des Cotentin und anderer normannischer Gebiete, für die Karl einen höchsten Gerichtshof ohne Berufung sollte errichten dürfen; endlich ihm die Auszahlung der 12,000 Livres jährlicher Renten von neuem zu versprechen. In Paris vor versammeltem Parlamente fand (4. März 1354) zwischen den beiden Königen eine Versöhnung statt, die aber von seiten Johann's nicht aufrichtig gemeint war. Er gewann die vertrauten Rathgeber seines Schwiegersohnes, die Grafen von Harcourt; er griff die normannischen Besitzungen desselben an und nahm sie zum größten Theil ein. Erst als Karl, wahrscheinlich durch persönlichen Aufenthalt in London, sich englische Hülfe verschafft hatte, bot ihm Johann eine abermalige Aussöhnung an, und es zeugt wahrlich nicht gegen die Versöhnlichkeit und den Patriotismus Karl's, daß er auf dieses Anerbieten bereitwillig einging (September 1355). Indeß Johann „der Gute" dachte nur an einen neuen Gewaltstreich gegen seinen Schwiegersohn. Johann's Zorn ward gesteigert, als Karl die vom Könige neu auferlegte Salzsteuer in seinen normannischen Lehen nicht erheben ließ. Damals hielt der Dauphin Karl, Johann's ältester Sohn, als Herzog der Normandie zu Rouen Hof, und es fand sich dort häufig sein Schwager von Navarra zum Besuche ein. Unter dem lächerlichen Vorwande, der Navarrer habe den Dauphin zum Bunde mit den Engländern.

zur Empörung gegen den eigenen Vater verlocken wollen, überfiel Johann den König von Navarra an der Tafel des Dauphins zu Rouen (16. April 1356), brachte ihn und sein Gefolge in Gewahrsam und ließ vier von dessen Baronen sofort enthaupten. Der wahre Zweck dieser Gewaltthat wurde klar, als Johann sogleich der Besitzungen der Hingerichteten und Gefangenen sich zu bemächtigen begann. Die Sympathie, welche das Volk überall dem Navarrer zeigte, machte wenig Eindruck auf den König. Indeß nun riefen Graf Philipp von Longueville, ein Bruder Karl's des Bösen, sowie die Familie Harcourt, deren eines Glied von Johann hingerichtet war, die Hülfe der Engländer an. Der Herzog von Lancaster landete in der Normandie, und bald darauf verlor Johann, einem zweiten englischen Heere unter dem Prinzen von Wales gegenüber, in der Schlacht bei Poitiers (19. Sept. 1356) sein Heer und seine Freiheit. Der Dauphin Karl übernahm für ihn die Regierung, fand indessen bei den Generalständen des Reiches, die er zur Aufstellung einer neuen Armee hatte versammeln müssen, den lebhaftesten Widerstand. Um dem Dauphin einen angesehenen Fürsten aus königlichem Geblüte entgegenstellen zu können, forderten die Generalstände die Freilassung Karl's des Bösen. Als der Dauphin sich weigerte, überfiel ein Deputirter des picardischen Adels, Johann von Pecquigny, nächtlicher Weile das Schloß Arleux, wo jener damals gefangen saß (9. Nov. 1357) und befreite ihn gewaltsam. Karl faßte nunmehr den Plan, den Kampf gegen die Valois zur Erlangung der französischen Krone aufzunehmen, auf die er als Enkel König Ludwig's X. die nächsten Ansprüche zu haben meinte. Wirklich sah er sich bei seinem Einzuge in Paris von dem Volke mit Jubel empfangen; in einer Rede, die er an dasselbe von einem hölzernen Gerüste herab im Freien hielt, sprach er seine Klagen und zugleich seine Absicht auf den Thron Frankreichs offen aus. Trotzdem mußte der Dauphin (12. Dec. 1357) ihm und allen seinen Anhängern volle Verzeihung und Versöhnung, auch Auslieferung der Leichname seiner zu Rouen hingerichteten Freunde, endlich Rückgabe aller seiner Besitzungen und eine beträchtliche Geldentschädigung gewähren. Wieder war es der Dauphin, der den Vertrag brach, erst heimlich die Auslieferung der ehemals navarrischen Plätze hintertrieb und sie dann laut verweigerte. Karl der Böse aber wußte durch seine populäre Redegabe das rouener Volk ebenso für sich zu gewinnen wie vordem das pariser. Da nun inzwischen die Generalstände und ihr Anhang in Paris das Uebergewicht erlangten und den Dauphin wie einen Gefangenen im Louvre hielten, so konnte Karl am 26. Febr. 1358 in die Hauptstadt einziehen und erhielt endlich Genugthuung von dem Regenten, der ihm zur Schadloshaltung noch 10,000 Livres jährlicher Rente zusichern sowie auf die Grafschaft Bigorre hypothekisiren mußte. Man sieht, daß Karl der Böse sein Uebergewicht nicht zu übertriebenen Forderungen misbrauchte. Beide Fürsten schienen nun in herzlichster Eintracht zu leben und speisten regelmäßig zusammen. Indeß der Dauphin meinte es nicht ehrlich. Kaum war er in die Champagne entkommen, als er dort den Adel des Reiches zum Kampfe gegen die Pariser und den König von Navarra aufrief. Die Entscheidung wurde noch eine Zeit lang durch den furchtbaren Bauernaufstand der Jacquerie verhindert. Daß Karl der Böse es nicht auf einen grundsätzlichen Bruch mit dem Dauphin abgesehen hatte, zeigt sein Benehmen gegen die Bauern, die ihm ein Bündniß antrugen; nicht nur wies er dasselbe zurück, sondern er bekämpfte und verfolgte sie allerorten und metzelte Tausende von ihnen nieder. Dagegen ging er auf das Anerbieten der Pariser ein, ihn zu ihrem Kapitän zu ernennen. Am 15. Juni 1358 hielt er im Stadthause an sie eine jener Ansprachen, die zündend und hinreißend zu seinen Gunsten wirkten. Er schwor den Parisern zu, sie gut und gesetzlich zu regieren, sie gegen jedermann zu vertheidigen, mit ihnen zu leben und zu sterben. Indeß er meinte es mit den Bürgern nicht aufrichtig; er fühlte sich doch vor allem als Edelmann und Prinz. Ueberdies hatte er keine Zuversicht zu dem Siege der Pariser, die von den andern großen Städten Frankreichs in Stich gelassen wurden. Unter dem Vorwande, den Dauphin bekämpfen zu wollen, der Paris blokirt hielt, zog er seine Truppen aus der Stadt und begann mit jenem geheime Unterhandlungen, die zumal eine reiche pecuniäre Entschädigung bezweckten. Inzwischen erlitt Marcel, der Bürgermeister von Paris, Niederlagen gegen die Truppen des Regenten, auch erhob sich wider ihn eine bedeutende Partei in der Stadt selbst. Marcel glaubte nun Rettung nur bei dem Könige von Navarra zu finden, der in St.-Denis stand. Er versprach demselben, ihm die Stadtthore nördlich von der Seine zu überliefern, und ihn dadurch zum Herrn von Paris zu machen. Allein als Marcel dies versuchte, wurde er von den Gegnern erschlagen (1. Aug. 1358). Nun ward die Stadt dem Regenten überliefert und jeder Einwirkung des Navarrers entzogen. Dieser setzte indeß den Krieg auf eigene Faust fort, sammelte zahlreiche Söldnerscharen aller Nationen um sich und bemächtigte sich einer großen Anzahl fester Plätze im nördlichen Frankreich. Nach dem Siege, den sein General Johann v. Pecquigny bei Mauconseil über die Truppen des Dauphins davontrug, konnte er selbst Paris belagern. Der Regent, auch von den Engländern hart bedrängt, sah sich gezwungen, mit Karl (August 1359) zu Pontoise Frieden zu schließen, durch den er diesem alle seine Besitzungen zurückgab und neben andern pecuniären Vortheilen eine Rente von 12,000 Livres zusicherte. Indeß Karl konnte sich in diesen Verlust aller seiner hochfliegenden Hoffnungen nicht finden. Er begann den Krieg von neuem, bis der Vertrag von Bretigny, der dem Kampfe zwischen England und Frankreich ein Ende machte, ihm alle Aussicht auf größeren Erfolg raubte. Da ging er, unter englischer Vermittelung, am 24. Oct. 1360 zu Calais einen endgültigen Frieden ein, der dem oben erwähnten Uebereinkommen zu Pontoise entsprach. Als König Johann aus der Gefangenschaft zurückgekommen, leistete er demselben zu St.-Denis den Lehnseid.

So schien der langjährige Kampf der Häuser Valois und Navarra beigelegt. Indeß König Johann milderte seinen Haß gegen seinen Schwiegersohn nicht und

bewahrte denselben, als 1361 mit Herzog Philipp II. die burgundische Herzogslinie ausstarb. Obwol Karl von Navarra der Enkel der ältern, Johann mit der Sohn der jüngern Tochter Robert's II., Urgroßvaters des soeben verstorbenen Herzogs war, zog der französische Herrscher Burgund zur Krone ein, um es zwei Jahre später seinem jüngsten Sohne, Philipp dem Kühnen, zu übertragen. Karl verlangte in einiger Entschädigung wenigstens die Rückgabe von Champagne und Brie — auch das wurde ihm verweigert. Trotzdem verübte Karl keine Feindseligkeiten, sondern begab sich in sein Königreich Navarra zurück, wo er sich in wechselnder und treuloser Politik an den Thronstreitigkeiten zwischen Peter dem Grausamen von Castilien und dessen unechtem Bruder Heinrich von Trastamare betheiligte, einiger aragonischer Grenzstädte sich bemächtigte und endlich (1361) mit Aragon ein Bündniß schloß. Das Ableben des Königs Johann von Frankreich im J. 1364 brachte Karl dem Bösen keinen Vortheil; denn Johann's Nachfolger Karl V. (der bisherige Dauphin) war ihm womöglich noch feindseliger gesinnt und war dabei bedeutend begabter und geschickter als sein Vater. Karl V. bestieg den Thron in der festen Absicht, unter Vertreibung der Engländer und Navarresen die nationale Einheit Frankreichs wiederherzustellen. Der Tod Philipp's von Longueville, des tapfern und geschickten Bruders Karl's des Bösen, erleichterte ihm seine Aufgabe dem letzteren gegenüber. Unter dem Vorwande von Feindseligkeiten, welche die Navarrer angeblich in der Normandie verübt haben sollten, griff er die dortigen Besitzungen seines Schwagers an. Dessen Feldherr, der Capital von Buch, wurde in der That von dem französischen General Bertrand du Guesclin bei Cocherel in der Nähe von Evreux (16. Mai 1364) völlig geschlagen und gefangen genommen. Der Sieger wurde vom Könige durch die Grafschaft Longueville belohnt, die dem Navarrer ebenso wie seine meisten andern normannischen Besitzungen entrissen ward. Endlich machte die Vermittelung seiner Schwester Blanca, Witwe König Philipp's VI. von Frankreich, dem Kampfe ein Ende durch den Vertrag von Paris (6. März 1365), in welchem Karl der Böse auf Meulan, Mantes und Longueville verzichtete und dafür im südlichen Frankreich, wo er ungefährlicher schien, die Herrschaft Montpellier erhielt. Indeß so groß war das Uebelwollen des französischen Königs gegen seinen Schwager, daß dieser noch ein ganzes Jahr hindurch die Uebertragung Montpelliers zu erwarten hatte. Die Entscheidung über das Herzogthum Burgund wurde dem Papste anheimgestellt, der, völlig im französischen Interesse befangen, alles beim alten ließ.

Karl der Böse würde sicher gut gethan haben, nun ruhig zu bleiben, da bisher ihm trotz unleugbarer Gewandheit und Thatkraft alles zum Uebeln ausgeschlagen war. Allein dazu war er zu ungeduldig, zu begierig, überall einen Vortheil herauszuschlagen. Doch verlieren seine Thaten, da es sich nicht mehr um ein großes Ziel handelt, auch sein Charakter mit zunehmendem Alter immer widerwärtiger und kleinlicher wird, von nun an sehr an Interesse. — Frankreich hatte sich damals mit Heinrich von Trastamare verbunden und ihm Söldner geschickt, damit er Castilien Peter dem Grausamen abnehme. Karl der Böse hatte sich auch zunächst Heinrich freundlich gezeigt; als ihm aber Peter größere Versprechungen machte, als dann der Prinz von Wales mit einem Heere dem castilischen Herrscher zu Hülfe kam, schloß Karl ein Bündniß mit dem letzteren. Dieser Verrath hatte die Wiederentziehung Montpelliers durch den französischen Herrscher (März 1367) zur Folge. Und selbst auf der Pyrenäenhalbinsel zog Karl aus seinen gewissenlosen Intriguen keinen Vortheil. Denn Peter der Grausame überwarf sich mit den Engländern; und während Karl bald mit ihm, bald mit Heinrich von Trastamare um einige territoriale Vortheile feilschte, fand der letztere bei den Franzosen so ausgiebige Hülfe, daß er seinen Bruder besiegen und tödten konnte. Um wenigstens das verlorene Montpellier wieder zu erhalten, begab sich Karl der Böse nach Frankreich, indem er seine Gemahlin Johanna als Regentin in Navarra zurückließ (Sept. 1369). Von seiner Stadt Cherbourg aus unterhandelte er nach seiner gewöhnlichen Art mit den Franzosen und Engländern zugleich, wer ihm für sein Bündniß den höchsten Preis zahlen werde. Schließlich begab er sich nach London, wo er, unterstützt von seinem Secretär Dutertre, im December 1370 einen Bündnißvertrag mit Eduard III. abschloß. Da ihm aber die durch denselben verheißenen Vortheile entzogen blieben, so wandte er sich wieder seinem Schwager zu und kam mit ihm über die Wiederherstellung des Friedens von Paris vom J. 1365 überein. Eine feierliche Versöhnung und die Lehnshuldigung Karl's des Bösen für seine französischen Besitzungen seinem Schwager gegenüber bekräftigten diese Verabredungen (März 1371). Er hielt sich nun längere Zeit in Frankreich auf, nahm Montpellier gegen Bestätigung der Privilegien und Rechtsgewohnheiten seiner Bewohner in Besitz und ließ, als er im Sommer 1372 nach seiner navarrischen Hauptstadt Pamplona zurückkehrte, seine Söhne Karl und Peter am französischen Hofe. Mit der Verwaltung Navarras während seiner Abwesenheit zeigte er sich sehr unzufrieden; in der That hatte die Regentschaft mit Nachtheil gegen Castilien gekämpft. Den beiden hauptsächlichen Rathgebern seiner Gemahlin, dem Bischofe von Pamplona und einem Dechanten von Tudela, ward wegen Hochverraths der Proceß gemacht. Jener wußte zum Papst zu entfliehen, dieser aber wurde auf geheimen königlichen Befehl im Kerker ermordet. Königin Johanna ging als Statthalterin von ihres Gemahls französischen Besitzungen dorthin ab, zeigte sich im Kampfe gegen die Engländer als eifrige Patriotin, starb aber schon am 3. Nov. 1373. Sie fand ein Grab bei ihren königlichen Vorfahren im Dome von St.-Denis.

Inzwischen hatte unter päpstlicher Vermittelung Karl der Böse seine Streitigkeiten mit König Heinrich II. von Castilien (Heinrich von Trastamare) dahin ausgeglichen, daß er demselben die ihm während der Thronstreitigkeiten entrissenen Städte Vittoria und Logroño zurückgab und dafür 20,000 Pistolen erhielt. Der älteste Sohn Karl's, der Infant Karl, der aus Frankreich zurückgekommen war,

vermählte sich, zur Befestigung des guten Einvernehmens zwischen den beiden Nachbarreichen, mit Heinrich's II. Tochter Eleonore, zu Soria (Mai 1375). Andererseits suchte Karl der Böse, über die steten Fortschritte der Franzosen erschreckt, von deren Feindschaft er alles fürchtete, sich um einen guten Preis ein Bündniß mit den Engländern zu verschaffen; nur in gemeinsamer Abwehr hoffte er gegen Karl V. seine Unabhängigkeit und seine französischen Besitzungen vertheidigen zu können. Er sandte zu diesem Behufe den Infanten sowie seinen vertrauten Rathgeber und Kammerherrn Jakob de Rue nach Frankreich, um in der Nähe mit den Engländern verhandeln zu können; auch Dutertre war jenen wieder beigegeben (1377); König Karl V. erhielt aber von diesem Vorhaben Nachricht. Er ließ de Rue am 25. März 1378 zu Corbeil verhaften und sofort in ein peinliches Verhör nehmen. Hier soll der Kammerherr nicht nur von einem Bündniß- und Vermählungsprojecte zwischen den beiden königlichen Familien von Navarra und England gesprochen haben — was an sich sehr wahrscheinlich ist — sondern auch von einem Anschlage auf das Leben Karl's V. Mag nun de Rue in seiner Angst wirklich alles bestätigt haben, was die Franzosen ihm in den Mund legten, oder seine angebliche Aussage völlig erfunden sein, sicher ist, daß Karl der Böse einen so abenteuerlichen Plan nicht gehegt hat, zumal dessen Ausführung ihm, bei der damaligen Lage der Dinge, keinerlei Nutzen gebracht hätte. Der Infant Karl zeigte sich auch sofort bereit, sich und seinen Vater persönlich bei dem französischen Herrscher zu rechtfertigen. Doch wurde er, trotz zugesicherten freien Geleites, in eine gelinde Haft genommen, auch alle normannischen Plätze Karl's des Bösen, mit Ausnahme des festen Cherbourg, von den Franzosen besetzt. Ebenso zog man Montpellier (April 1378) wieder für die französische Krone ein. Zugleich fiel Heinrich II. von Castilien, der getreue Bundesgenosse der Franzosen, in Navarra ein, eroberte einen beträchtlichen Theil des Ländchens und belagerte Pamplona. Die ganze Macht Karl's des Bösen schien mit einem mal zusammenzubrechen. Und doch hatte Dutertre, den man auch gefangen genommen, dessen angebliche Mordpläne auf das bestimmteste und überzeugendste in Abrede gestellt. Nichtsdestoweniger wurden er und de Rue vom pariser Parlamente zum Tode verurtheilt und (Juni 1378) hingerichtet.*) Um sich englische Hülfe gegen die Castilier zu verschaffen, trat Karl der Böse durch den Vertrag von Westminster (1. Aug.) seinen letzten französischen Platz Cherbourg den Engländern ab. Nun erhielt er wirklich englische Truppen in genügender Anzahl, um die Castilier aus Navarra zu vertreiben. Im J. 1379 schloß er mit Heinrich II. Frieden, indem er ihm für das zur Ablohnung der englischen Söldner erforderliche Geld sowie zum Unterpfand seines Wohlverhaltens zwanzig Schlösser auf zehn Jahre einräumte. Der Tod Karl's V. eröffnete dem Navarresen wieder günstigere Aussichten; im Februar 1381 ward der Infant Karl freigelassen und erhielt sogar die Wiedereinräumung der französischen Gebiete seines Vaters, mit Einschluß von Montpellier. Indeß dieser Besitz blieb ihm nicht lange. Nachdem die Regentschaft der Oheime des jungen Karl's VI. sich befestigt hatte, erfand man abermals eine Verschwörung Karl's des Bösen gegen das Leben des französischen Herrschers und seiner Verwandten; und unter diesem fadenscheinigen Vorwande zog man am 28. Oct. 1382 Montpellier und am 20. März 1385 die normannischen Gebiete des Navarrers wieder ein. Wahrlich, der französische Hof hat schwer wider denselben gesündigt, ihn nicht nur materiell, sondern auch in seinem Rufe bei Mit- und Nachwelt furchtbar geschädigt!

Bei seinen Unterthanen war Karl der Böse wegen seiner finanziellen Erpressungen nicht beliebter als seine valesischen Zeitgenossen in Frankreich. Er hatte noch einen Pöbelaufstand zu Pamplona zu unterdrücken und zu bestrafen, während dessen die Hauptstadt in Flammen aufging. Dann fühlte er den Tod nahen; vor der Zeit war er infolge seiner Ausschweifungen und einer schmerzhaften Krankheit, die er sich durch dieselben zugezogen hatte, gealtert. Unter Bezeigungen lebhafter Reue und Frömmigkeit starb er am 1. Jan. 1387. Die Nachrichten französischer Schriftsteller über sein qualvolles Ende durch Verbrennung sind erfunden. In Frankreich wollte man übrigens zuerst die Nachricht seines Todes nicht glauben, und setzte noch eine Zeit lang einen Proceß wider ihn vor dem pariser Parlamente fort, der ihn der scheußlichsten Verbrechen überführen und damit die fortdauernde Beschlagnahme seiner französischen Besitzungen rechtfertigen sollte; doch scheint derselbe nicht zum Austrage gekommen zu sein. — Von seiner Gemahlin Johanna hatte Karl folgende Kinder: 1) Karl, der ihm auf dem Throne von Navarra folgte; 2) Philipp, der vor dem Vater starb; 3) Peter, später Graf von Mortain, gest. 1412; 4) Maria, Gemahlin des Herzogs von Gandia; 5) Johanna, Gattin Johann's V. von der Bretagne; 6) Bona und 7) Blanca, die beide jung und vor dem Vater starben. Unter seinen natürlichen Kindern werden erwähnt: der Bastard Leonel von Navarra, von dem die Marquis von Cortez abstammen, und Johanna, die später Johann von Bearn heirathete.

Vgl. Chroniques de St.-Denis; Froissart; Continuateur de Nangis; Le Religieux de St.-Denis; Favyn, Histoire de Navarre (Paris 1612); Ferreras, Histoire générale d'Espagne (französische Uebersetzung, Paris 1751, Bd. V.); Lafuente, Historia general de España (Bd. VII.); Secousse, Mémoires sur Charles II. de Navarre (2 Bde., Paris 1755); H. Martin, Hist. de France (Bd. V.). (*M. Philippson.*)

c) KARL III. oder der Edle (el Noble), ältester Sohn des vorhergehenden, war 1361 zu Mantes in Frankreich geboren. Da seine Aeltern bald auf längere Zeit nach Navarra gingen, blieb er unter der Obhut seiner Vaterschwester Blanca, der Witwe König Philipp's VI. zurück, die ihrem Bruder und dessen Geschlechte stets größere Anhänglichkeit gezeigt hat als der Familie ihres Gatten.

*) Nach andern wurden Dutertre und D. Ferdinand Ayanza, Gouverneur der navarrischen Besitzungen in der Normandie, der auch mit verhaftet worden, freigelassen, nur de Rue hingerichtet.

Er wurde alle ganz als Franzose erzogen und hat sich infolge dessen stets mehr als französischer Prinz gefühlt denn als Spanier. Erst im Herbst 1366 nahm ihn seine Mutter, Johanna von Valois, mit seinem halbjährigen Bruder nach Pamplona zurück. Beide begleiteten dann aber ihren Vater, Karl den Bösen, 1370 nach Frankreich, wo der Infant Karl den Titel eines Grafen von Beaumont führte. Am französischen Hofe blieb derselbe auch nach der Abreise des Vaters, bis er sich zur Vermählung mit Heinrich's II. von Castilien Tochter Leonore nach Spanien begab, wo die Hochzeit am 27. Mai 1375 zu Soria stattfand. Zuerst war die Ehe recht glücklich; indeß später verfiel Leonore, vielleicht infolge des rauhen Klimas des navarrischen Gebirgslandes, vielleicht durch hysterische Leiden, in Krankheit und dadurch in Melancholie, die selbst in eine Art Verfolgungswahnsinn ausartete, sodaß sie glaubte, man wolle sie durch Gift aus dem Wege räumen. So war dies ganz unbegründet, da Karl vielmehr seiner Gattin herzlich zugethan blieb. Zwei Jahre nach der Vermählung (1377) mußte der Infant sich nach der Normandie begeben, um hier im Auftrage seines Vaters mit den Engländern zu verhandeln; die Folge dieser Umtriebe war aber nur die Verhaftung und Hinrichtung seines Gefährten de Rue sowie seine eigene Gefangenhaltung am französischen Hofe. Erst nach dem Tode Karl's V. von Frankreich brachte ihm von dessen Brudern, den Vormundern des jungen Karl's VI., die Fürbitte seines Schwagers, des Königs Johann I. von Castilien, die Freiheit wieder. Er durfte auch durch eine schriftliche Eingabe (Februar 1381) die Ueberlassung der väterlichen Besitzungen in Frankreich erwirken, selbstverständlich als Lehen der französischen Krone. Er übernahm zunächst die Verwaltung der normannischen Gebiete und begab sich dann, im October 1381, nach Montpellier, wo er gleichfalls als Herr auftrat. Wir wissen jedoch aus der Geschichte seines Vaters (s. o. Karl II.) daß man ihn schon in den allernächsten Jahren dieser sämmtlichen Lande wieder beraubte. Es scheint selbst, daß er eine Zeit lang abermals in Haft gehalten worden ist; jedenfalls kehrte er erst 1383 nach Pamplona zurück. Dort in Frieden und Ruhe zu verweilen, schien dem kühnen unternehmenden Geiste des Jünglings nicht erwünscht, und so nahm er, begleitet von seiner Gemahlin, Antheil an dem Kriege, den damals sein Schwager Johann I. von Castilien zur Verwirklichung seiner gerechten Erbansprüche auf Portugal gegen dieses Reich führte. Er brachte ihm eine Schar auserlesener Truppen mit und half ihm Lissabon belagern. Indeß eine furchtbare Seuche, die im castilischen Lager ausbrach, nöthigte Johann I. zum Rückzuge (Sommer 1384). Doch gab weder der König seine Pläne auf Eroberung Portugals noch der Infant Karl die Absicht auf, ihn dabei zu unterstützen. Der letztere sammelte vielmehr in Navarra neue Krieger zum portugiesischen Feldzuge und suchte auch französische Ritter und Soldner dafür zu gewinnen. Im Sommer 1385 überschritt er also mit beträchtlichen Streitkräften die portugiesische Grenze; da erhielt er die Nachricht, daß sein Schwager trotz beträchtlicher Uebermacht am 14. Aug. 1385 bei Aljubarrota eine vollständige Niederlage erlitten hatte. Hierauf kehrte auch Karl, unter nutzloser Verwüstung des feindlichen Gebietes, nach Castilien zurück, wo er noch eine Zeit lang blieb, um seinen tiefbetrübten Schwager zu trösten. Daneben beschäftigte er sich mit den Intriguen, welche der aragonische Thronerbe Johann gegen seinen Vater, König Peter IV., spann. Da aber der Infant Johann eben so kläglich und nichtsnutzig war, wie Peter IV. schlau und kraftvoll, so hatten alle diese Bemühungen keinen Erfolg. Vielmehr wandte sich der Infant Karl wieder seinem Schwager Johann I. von Castilien zu, der sich gegen einen Angriff des mit den Portugiesen verbündeten Herzogs von Lancaster zu vertheidigen hatte (1386). Er unterstützte seinen Schwager von neuem und weilte mit seiner ganzen Familie bei ihm zu Penafiel, als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters Karl's des Bösen erhielt. Als er zur Besitznahme seines Reiches sich von Johann verabschiedete, erließ ihm dieser aus Dankbarkeit die 20,000 Pistolen, die Navarra ihm noch schuldete, und gab ihm auch die zwanzig navarrischen Schlösser zurück, die er als Unterpfand für jene Summe noch innehatte. Am 28. Jan. 1387 wurde Karl III. in Pamplona als König ausgerufen.

Er verstand es, sich die Zufriedenheit aller Klassen seiner Unterthanen zu erwerben. Während sein Vater den Adel systematisch beeinträchtigt, durch Hinrichtungen und Confiscationen verfolgt hatte, wußte Karl III. denselben an sich zu fesseln und die Familien, die sich als treu und zuverlässig erwiesen, zu heben und zu bereichern. Um seine Hauptstadt machte er sich wesentlich verdient, indem er der Zertheilung derselben in drei durch Steuern und Rechtsgebräuche getrennte Viertel ein Ende bereitete und damit Pamplona durch Einigung und Ausgleichung der Gegensätze die Möglichkeit friedlichen Aufblühens verlieh. Durch strenge Sparsamkeit wußte er Schätze zu sammeln, ohne seine Unterthanen durch schwere Steuern zu drücken; und dies wurde ihm um so leichter, als er sorgfältig die Eintracht mit den Nachbarstaaten wahrte und jeden Krieg vermied. Seine Milde und Gerechtigkeitsliebe haben ihm den Beinamen des „Edlen" verschafft. Seine haushälterische Verwaltung artete nie in Geiz aus. Er pflegte die Wissenschaften und war ein freigebiger Freund der Gelehrten. Auch große und prächtige Bauten führte er aus; wie er denn die verfallenen Theile seiner Kathedrale wiederherstellte, auch zu Olite und Tafalla schöne Schlösser errichtete. Besonders war er um Ordnung der kirchlichen Verhältnisse seines Landes bemüht, die damals, wie in der ganzen Christenheit, unter den Folgen des 1378 ausgebrochenen großen Schismas, des Streites zwischen den römischen und avignoner Päpsten, litten. Wie alle seine Nachbarn wandte er und die Cortesversammlung, die er sogleich nach seiner Thronbesteigung einberief, sich zunächst Clemens VII. von Avignon zu. Doch schloß er sich den Bestrebungen der französischen Regierung, die zu jener Zeit hauptsächlich unter dem Einflusse des Herzogs Philipp von Burgund stand, zur Herstellung des kirchlichen Friedens an; wie er denn zu diesem Behufe einer Versammlung von Prälaten zu Paris im J. 1395 beigewohnt

haben soll. Sein hauptsächlichster Rathgeber in diesen wie in den politischen Dingen war der Bischof von Pamplona, Martin von Zalva, der später zum Cardinal erhoben wurde (starb 1403).

Inzwischen hatte der König unter häuslichem Kummer schwer zu leiden. Seine Gemahlin Leonore hatte sich 1389 mit ihren vier Töchtern nach Castilien begeben und verweigerte nun trotz aller Bitten und Bemühungen ihres Gatten die Rückkehr. Im Gegentheil beschwerte sie sich bei ihrem Bruder über die Vernachlässigung und Geringschätzung, die ihr in Navarra zutheil geworden seien, ja über Anschläge gegen ihr Leben. Johann I. scheint diesen Phantasien einigen Glauben beigemessen zu haben; nur die älteste Tochter, Johanna, ließ er nach Navarra zurückkehren, wo dieselbe, da der König keine Söhne von seiner Gemahlin hatte, von den Cortes als Thronerbin anerkannt ward. Uebrigens fand Leonore sich auch in Castilien nicht glücklich. Als Johann I. im J. 1391 starb, verband sie sich gegen dessen erst elfjährigen Sohn Heinrich III. mit zahlreichen aufrührerischen Großen. Indeß der junge König wurde der Empörung Herr, nahm seine feindliche Tante im Schlosse Roa gefangen und sandte sie 1395 nach Navarra zurück, nachdem ihr Karl III. Verzeihung, Sicherheit und liebevolle Behandlung zugesagt hatte. Wirklich ist seitdem die Eintracht zwischen den beiden Ehegatten nicht mehr gestört worden.

Karl aber meinte, nunmehr seine Aufmerksamkeit Frankreich zuwenden zu müssen, dem seine Neigungen vor allem galten, und wo er die väterlichen Besitzungen wieder zu erlangen hoffte. Zur Einleitung seiner desfallsigen Bemühungen kaufte er im März 1394 um 25,000 Livres Cherbourg den Engländern wieder ab, um so doch festen Fuß in Frankreich zu haben. Zwar suchte Karl VI. sich Cherbourgs zu bemächtigen, indeß der Navarrer Don Martin Lacarra wußte dasselbe für seinen Herrn zu bewahren. Eine Zeit lang freilich blieben alle Bestrebungen Karl's III., mit Güte oder Gewalt die alten navarrischen Gebiete in diesem Lande zurückzubekommen, ohne Erfolg; selbst eine längere Reise, die er 1397 bis 1398 nach Paris unternahm, führte zu keinem Ergebnisse. Während dieses Aufenthaltes in Frankreich wohnte er der Zusammenkunft bei, die zur Herbeiführung des Kirchenfriedens König Karl VI. im März 1398 zu Rheims mit dem römischen Könige Wenzel hatte. Schon damals bekannte er sich ganz zu den burgundischen Ansichten, die auf Einberufung eines Reformconcils, auf Beseitigung der avignoner Päpste hinzielten. Im J. 1404 kehrte er dann, nachdem er seine Gemahlin Leonore zur Regentin Navarras bestellt hatte, auf längere Zeit nach Frankreich zurück, um endlich die Erbstreitigkeiten mit diesem Lande zu einem definitiven Abschlusse zu bringen. In Paris, 9. Juni 1404, wurde das betreffende Uebereinkommen unterzeichnet. Der Gesichtspunkt, von dem man dabei vorzüglich ausging, war der, daß keine directe Verbindung zwischen den navarrischen Gebieten in Frankreich und den Engländern mehr gestattet werden dürfe; jene sollten also aus den Küstenprovinzen in das Innere Frankreichs verlegt werden. Es verzichtete demnach Karl III. auf alle seine normannischen Besitzungen — auch Cherbourg — und außerdem, der Form halber, auf Champagne und Brie (von Burgund war gar nicht mehr die Rede). Dafür erhielt er zum erblichen Besitz die Pairie und das Herzogthum Nemours, mit Nemours, Beaufort in der Champagne, Coulommiers in Brie, Nogent und Braye an der Seine, Pont, Saint-Florentin u. s. w., was alles zusammen zu 12,000 Livres jährlicher Einkünfte geschätzt wurde. Außerdem zahlte man Karl III., als er in die Hände des französischen Königs die Erbhuldigung für sein neues Herzogthum leistete, zur Entschädigung für die durch die lange Beschlagnahme seiner Güter erlittenen Verluste die Summe von 200,000 Goldthalern aus. Nun trat Karl III. gleich seinem Bruder Peter, der Frankreich und dessen Hof nie verlassen hatte, völlig als französischer Prinz auf, wurde Mitglied des Staatsrathes und mischte sich in die Intriguen, die damals in der Umgebung des wahnsinnigen Königs sich um die Leitung und die Schätze Frankreichs abspielten. Im Sommer 1406 ging Karl auf kurze Zeit nach Navarra, begleitet von dem Grafen Jakob von Bourbon-Lamarche, um diesem seine dritte Tochter Beatrix zu vermählen; in der That fand die Feier am 14. Sept. 1406 statt. Die Mitgift betrug 100,000 Goldthaler. Die Verheirathung seiner Töchter war für Karl III. um so wichtiger, als er keine männlichen Erben besaß, sein einziger Bruder Peter noch unverheirathet war und später in der Ehe keine Kinder erzielte. Ein Sohn mit Namen Karl, der ihm 1397 geboren worden, starb schon 1402; ihm folgte ein in letzterem Jahre geborener Prinz, Ludwig, noch vor Ablauf desselben in das Grab. Die älteste Tochter Johanna, der deshalb die Cortes noch einmal, 3. Dec. 1402, als Thronerbin huldigten, war 1401 an den jungen Grafen Johann von Foix vermählt worden. Seine zweite Tochter, Blanca, verheirathete er 1403 mit des Königs Martin von Aragon gleichnamigem Sohne, der König von Sicilien war; die Hochzeit wurde zu Palermo gefeiert.

Nachdem Karl III. seine häuslichen Angelegenheiten geregelt, begab er sich 1408 wieder nach Frankreich, nach Paris, wo ihm Genuß und Bereicherung winkten. Er fand das Land in der höchsten Verwirrung; Herzog Johann der Unerschrockene von Burgund hatte soeben seinen Nebenbuhler um die höchste Macht, den Herzog Ludwig von Orleans, ermorden lassen. Die meisten Prinzen nahmen sich der Familie des Getödteten an. Der Navarrer aber schlug sich, nach kurzem Zögern, auf die Seite seines alten Bundesgenossen, Burgunds. Am 7. Juli 1409 wurde die Allianz abgeschlossen. Auf Johann's Betreiben soll Karl III. versucht haben, den Herzog Ludwig den Bärtigen von Baiern-Ingolstadt, den Bruder der Königin Isabeau, der sich damals in Frankreich aufhielt, durch ein Heirathsversprechen an die burgundische Partei zu fesseln. Es war nämlich soeben König Martin von Sicilien im J. 1409 kinderlos gestorben; er hatte seinem Vater Martin von Aragon die Insel vermacht, die Verwaltung derselben aber seiner jungen Witwe Blanca, der Tochter Karl's III. von Navarra, anvertraut. Deren Hand scheint ihr Vater dem Baiern zugesagt,

dafür sie auch angenommen, dann aber, wahrscheinlich weil er sich nicht endgiltig der burgundischen Partei anschließen wollte, zurückgewiesen zu haben. Wenn Mentelle behauptet, die Heirath sei wirklich am 11. Nov. 1409 zu Melun vollzogen worden, der Herzog habe sich aber bald von Blanca getrennt, um dann definitiv Katharina von Alencon zu heirathen, so ist das wenig wahrscheinlich, denn einmal wissen die baskischen Schriftsteller nichts von dieser Heirath und ebenso wenig die französischen von einer Reise ihrer Regentin Blanca nach Frankreich; und dann, wie wäre es möglich gewesen, so schnell eine eben erst geschlossene Ehe zu trennen und zu einer andern zu schreiten? Wie dem auch sei, Karl III. blieb fest bei der burgundischen Partei. Doch vermittelnden Gemüthes, wie er war, führte er zwischen den feindlichen Factionen den Vertrag von Bicetre (2. Nov. 1410 herbei, der den Frieden herstellen, die Prinzen vom Hofe entfernen, die Regierung den Räthen des Königs überlassen sollte. Infolge dieses Vertrages beschloß Karl III., wieder nach Navarra zu gehen, jedoch nicht, ehe er mit dem Herzoge von Burgund gemeinsame Maßregeln gegen die gegnerische Partei, die „Armagnacs", verabredet hatte. Karl begab sich zunächst nach Aragon, wohin ihn das Interesse seiner Tochter Blanca rief.

König Martin von Aragon war im Mai 1410 ohne directe Erben gestorben. Ueber seine Nachfolge entbrannte lebhafter Streit, der mit der Erhebung des castilischen Prinzen Ferdinand, des Sohnes von Martin's Schwester, auf den aragonischen Thron endigte. Aber auch Sicilien war nun vollkommen herrenlos, und gegen die Regentin Blanca, die bisher von ihrem Schwiegervater unterstützt worden war, brach ein Aufstand aus, der ihre Belagerung in dem Schlosse Morchetto bei Syrakus zur Folge hatte. Indeß nun wirkte ihr Vater, Karl III., bei Ferdinand, dem neuen Könige von Aragon, den Befehl zu ihrer Befreiung, ja sogar ihre Bestätigung als einstweilige Regentin der Insel aus. Von da an wußte sich Blanca an der Spitze der aragonischen Partei zu behaupten, so große Schwierigkeiten ihr auch ihre Widersacher unter der Führung des Oberrichters Bernhard de Cabrera, Grafen von Modica, verursachten. Ihr Feldhauptmann Anton de Moncada nahm denselben endlich 1412 gefangen und schickte ihn nach Catalonien. Indeß 1415 sandte Ferdinand seinen zweiten Sohn Johann als seinen Statthalter nach Sicilien, worauf Blanca nach Navarra zurückkehrte. — Uebrigens stand Karl III. zu Ferdinand von Aragon, der zugleich für seinen unmündigen Neffen Johann II. Regent von Castilien war, im freundlichsten Verhältniß und half ihm unter andern die Empörung des Grafen von Urgel unterdrücken.

Wenn auch von Frankreich entfernt, blieb Karl doch ebenso wie der Gemahl seiner ältesten Tochter, der Graf von Foix, der burgundischen Sache treu. Beide kamen darüber in Zwist mit dem Grafen von Armagnac, und Karl führte selbst ein Heer über die Pyrenäen (1415), welches die Besitzungen dieses Dynasten verheerte. Zugleich verhandelte er mit dem römischen Könige Sigismund über die Theilnahme am constanzer Concil, zu dem er in der That seine Gesandten abschickte (1416), auch hierbei im engsten Einvernehmen mit Aragon, wo inzwischen Alfons V. seinem verstorbenen Vater Ferdinand auf dem Throne gefolgt war. Dieses gute Einvernehmniß mit Aragon hatte für die Familie und das Reich Karl's III. wichtige Folgen. Da nämlich seine älteste Tochter, Gräfin Johanna von Foix, nach kinderloser Ehe starb, so wurde die zweite Tochter Blanca, die Königin-Wittwe und einstige Regentin von Sicilien, Thronerbin von Navarra. Ihre Hand wurde viel umworben, indeß am 5. Nov. 1419 vermählte sie sich zu Olite mit dem Bruder Alfons' V., dem Regenten Siciliens und Herzoge von Montblanc und Penafiel, Johann. Die Bedingungen des Heirathsvertrages waren, daß Blanca und ihre Nachkommen die Nachfolge in Navarra, Nemours und zugleich allen Besitzungen ihres Gatten erhalten sollten, daß sie selbst eine Aussteuer von 420,000 Florenen bekomme. Diese für die damalige Zeit immense Summe zeugt von der Sparsamkeit und trefflichen Finanzverwaltung Karl's III. — Seine jüngste lebende Tochter, Isabella — zwei andere, Maria und Margaretha, waren jung gestorben — vermählte Karl III. zur Beilegung alter Feindschaft mit dem Grafen Johann IV. von Armagnac mit einer Mitgift von 100,000 Florenen. Als Blanca ihrem Gemahl einen Sohn, Karl, geboren hatte, ernannte Karl III. denselben im Januar 1423 zum Fürsten von Viana mit der Bestimmung, daß von nun an alle Thronerben von Navarra jenen Titel tragen und die Einkünfte des Gebietes von Viana genießen sollten. Die Cortes von Olite bestätigten dieses Hausgesetz und huldigten dem jungen Prinzen als präsumtivem Nachfolger. Zwei Jahre später, 8. Sept. 1425, starb plötzlich Karl III. an einem Schlagflusse zu Olite, wohin er sich begeben hatte, um den zwischen Alfons V. von Aragon und Johann II. von Castilien ausgebrochenen Zwist durch seine Vermittelung beizulegen. Sein Leichnam wurde nach Pamplona gebracht und im Chore der dortigen Kathedrale beigesetzt neben seiner Gemahlin, die ihm bereits am 27. Febr. 1415 im Tode vorangegangen war. Außer seinen schon erwähnten legitimen Kindern hatte er während des langen Aufenthaltes seiner Gattin in Castilien noch mehrere uneheliche Kinder gezeugt: Lancelote, Bischof von Pamplona und Patriarch von Alexandrien in partibus; sowie Johanna, die durch ihren ersten Gatten Iñigo Cortez de Zuñiga Stammmutter der Grafen von Nieve wurde, in zweiter Ehe aber mit Ludwig I. von Beaumont, Grafen von Lerin vermählt war.

Mit Karl III., dem Edlen, erlosch das kapetingische Königsbaus von Navarra und machte auf diesem Throne der Familie Trastamare Platz.

Monstrelet, Chroniques. — Favyn. — Ferreras Bd. V. und VI. — Lafuente Bd. VIII. — H. Martie Bd. VI. — Raynaldi Annales Ecclesiastici Bd. 17—19.

(*M. Philippson.*)

X. Karl: Könige von Ungarn.

a) **KARL I. MARTEL** (Karl von Anjou), König von Ungarn. Als ältester Sohn König Karl's II. von

Neapel und Sicilien aus dem älteren Hause Anjou und der Maria von Ungarn, Tochter des Königs Stephan V., 1272 (nach andern 1268) geboren, wurde Karl, dem man den kraftvollen Beinamen Martel gab, in Neapel und der Provence erzogen und aus Gründen der Politik mit der bereits dem Herzoge Andreas von Slawonien, Bruder des Königs Ladislaus IV. von Ungarn, verlobten Tochter Kaiser Rudolf's I. schon 1279 verlobt und zu Beginn 1281 vermählt. Der Papst Nikolaus III. stellte der Braut Clementia das Königreich Arelat in Aussicht, aber sie erhielt es nie, und ebenso entging Karl die Erbfolge in Neapel und Sicilien. Nach der Ermordung von Ladislaus IV. zog nämlich der Heilige Stuhl 1290 Ungarn als päpstliches Lehen ein; seine Mutter, Ladislaus' Schwester, übertrug Karl ihre Ansprüche, ernannte ihn zum König von Ungarn, Papst Nikolaus IV. belehnte ihn mit Ungarn. Unter Zuziehung mehrerer Erzbischöfe und Bischöfe krönte ihn ein päpstlicher Legat am 8. Sept. 1290 in Neapel, nachdem ihn sein Vater zum Ritter geschlagen hatte. Aber Karl hatte eine Anzahl Nebenbuhler um den Thron: des Kaisers Sohn Albrecht von Oesterreich, dem der Vater Ungarn als erledigtes Reichslehen übertragen hatte, und Andreas, ein Neffe König Bela's IV., der letzte Arpade, waren die gefährlichsten und Andreas wurde als Andreas III. in Stuhlweißenburg gekrönt. Der Vater wagte es nicht, Karl nach Ungarn zu senden, wo Andreas sich befestigte und nach einem glücklichen österreichischen Feldzuge Albrecht zum Verzicht seiner Ansprüche auf Ungarn zwang. Karl blieb noch in Neapel, welches er während der Abwesenheit seines Vaters verwaltete. Da seine Krönung in Ungarn, besonders von dem Klerus, nicht anerkannt wurde, verlieh ihm seine Mutter am 6. Jan. 1292 in Aix durch eine specielle Urkunde abermals das ganze ungarische Reich und ernannte den Grafen Heinrich von Vaudémont zum Empfänger von Krone und Reichspanier, die er Karl erobern sollte. Unter den weltlichen Großen schlossen sich Karl einige an, darunter der mächtige Güssinger Graf Johann, den er durch große Versprechungen gewann, und die höchst bedeutsamen Grafen von Brebir in Kroatien, welche im Verein mit Nikolaus IV. sich, freilich fruchtlos, bemühten, Spalato, Sebenico und andere Küstenstädte von Andreas ab zu Karl hinüberzuziehen. Karl's Botschaften an Spalato, Sebenico und andere Orte, sie sollten ihm huldigen, blieben erfolglos. Auch Cölestin V. krönte Karl, aber er ließ ihn ohne nachdrückliche Unterstützung, und Andreas befestigte seine Krone immer mehr. Karl erlag, ohne je den Thron bestiegen zu haben, im Sommer 1295 der Pest in Neapel, wo er ruht; seine Witwe wurde von derselben Krankheit in derselben Woche hingerafft. Sie hatte ihm einen Sohn, Karl Robert (s. d. Folgenden), und zwei Töchter geboren, von denen Clementine König Ludwig X. (den Zänker) von Frankreich und Beatrix den Dauphin Johann II. von Viennois heirathete. Vgl. M. Horváth, Geschichte der Ungarn (Bd. 1, Pest 1851). (*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL II. (I.) ROBERT (auch Karobert, Charobert), König von Ungarn. Als einziger Sohn des Vorigen 1288 geboren, verlor Karl schon 1295 die Aeltern. Er hatte seiner Geburt nach als ältester Sohn des ältesten Sohnes Karl's II. von Neapel das nächste Erbrecht auf dessen Thron, aber der Papst wünschte keine Vereinigung der Kronen von Neapel und Ungarn auf Einem Haupte, und Karl's Großmutter Maria von Ungarn übertrug nach dem Tode seines Vaters auf ihn die Ansprüche auf den ungarischen Thron. Bonifacius VIII. bestimmte, in Neapel solle der dritte Sohn Karl's II., Robert von Calabrien, folgen. So war Karl in seiner Jugend der Spielball der Päpste. Er wurde von den Großältern in Neapel im französischen Geiste erzogen. Im J. 1297 erklärte ihn Bonifacius VIII. zum König von Ungarn. Andreas III. entfremdete sich hier durch Strenge und starre Betonung seiner Autorität den Adel, die dalmatinischen Städte wurden durch die Grafen von Güssing und von Brebir so lange bearbeitet, bis sie Karl's Partei ergriffen, der Erzbischof Gregor von Gran schlug sich zu Karl, einer seiner Anhänger wurde Erzbischof von Spalato und seine Partei wuchs bedeutend. Die feilen Anhänger Karl's hofften unter dem Knaben ungestörter und sicherer ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgen zu können als unter dem nach Ordnung und Macht strebenden Andreas, hetzten den Papst, indem sie Lüge und Trug nicht sparten, gegen Andreas auf und fanden ein bereites Ohr; er ernannte den Erzbischof von Gran zu seinem Legaten in Ungarn mit größter Vollmacht, und dieser führte mit den Güssinger Grafen ein Heer gegen Andreas. Während dieses Krieges holte Graf Georg von Brebir Karl in Apulien ab, Karl landete im August 1300 in Spalato, wurde vom Grafen Paul von Brebir, Ban von Kroatien, nach Agram geführt und hier vom graner Erzbischofe Ende des Jahres gekrönt. Aber schon jetzt entstand eine Spaltung in seiner Partei, Graf Johann von Güssing überwarf sich mit dem Erzbischofe und verließ Karl. Andreas, dem der Plan zugeschrieben wird, Karl gefangen nach Rom zu schicken, erlag am 14. Jan. 1301 dem Gifte; der Nation fiel das Recht der Königswahl zu und eine mehr nationale Partei bestimmte sich im Gegensatze zu der päpstlich-neapolitanischen für einen Urenkel Bela's IV., König Wenzeslaw von Böhmen, der sehr viel Anklang fand, die Krone zwar für sich ablehnte, dafür aber seinen Sohn Wenzeslaw (III.) empfahl. So standen sich zwei Knaben als Prätendenten um die Stephanskrone gegenüber, beide unfähig selbst zu herrschen, beide Werkzeuge in den Händen Ehrsüchtiger. Außerdem strebte Albrecht von Oesterreich, Karl's Oheim, nach der Krone. Jetzt erschien der päpstliche Legat, Bischof Nikolaus von Ostia, im Mai 1301 in Ungarn und der Erzbischof Gregor krönte Karl abermals in Gran, während der Anhang Wenzeslaw's diesen mit einem böhmischen Heere über Gran nach Stuhlweißenburg führte, ihn bewog, sich in Ladislaus umzutaufen, und ihn im September 1301 krönen ließ. Die Einmischung des Papstes schadete Karl's Sache täglich mehr und spornte seine Gegner zum kräftigen Widerstande. Graf Johann von Güssing belagerte Karl in Gran und vertrieb ihn nach Oesterreich, wo ihm Herzog Rudolf ein Asyl gewährte; der Erzbischof Gregor floh nach Italien, wo er

bald Raab. Die Parteigänger Karl's aber verbreiteten, um Wenzeslaw Waffen zu bereiten, während des ganzen Sommers 1301 die Gerüchte jenseits der Donau, sogar bis Ofen hin. Der Papst entschied über den Thronstreit, trug dem Bischofe von Ostia auf, in jeder Weise für Karl zu wirken und besonders den ungarischen Klerus zu ihm hinzuziehen, was ihm entschieden mislang und mit seiner Flucht endete, citirte Wenzeslaw und Karl vor sein Forum in Rom, entband alle Anhänger Wenzeslaw's von dem ihm geleisteten Treueide, bedrohte alle, die ihn nicht binnen vier Monaten verlassen würden, mit dem Kirchenbanne und sprach am 30. Juni 1303 Karl den Thron zu, worauf er den Kaiser aufforderte, Karl mit aller Macht bei der Wiedergreifung zu unterstützen. Infolge des päpstlichen Entscheides verlor Wenzeslaw viele Anhänger und wurde 1303 von der Partei Karl's in Ofen belagert. Bonifacius erneuerte den Kirchenbann, Karl schloß mit Rudolf von Oesterreich am 24. Aug. 1304 in Preßburg ein Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung und die meisten Comitate jenseit der Donau nebst ganz Kroatien huldigten ihm. Bonifacius' Tod führte ihm neue Anhänger zu, die bisher der Verdruß über dessen Anmaßungen zurückgehalten hatte, und der als Benedict XI. Papst gewordene Bischof von Ostia besetzte 1304 die Bisthümer Gran und Agram mit Karl ergebenen Männern. Einen Krieg mit Oesterreich befürchtend, entschloß sich Wenzeslaw II. von Böhmen zum Rückzuge, kehrte mit seinem entarteten Sohne, Wenzeslaw III., nach Prag heim und nahm den Kirchenschatz mit den Kroninsignien räuberisch mit sich. Seine Partei berief einen andern Enkel Bela's IV., Herzog Otto von Niederbaiern, zu dessen Gunsten Wenzeslaw III. auf Ungarn verzichtete, und krönte ihn im December 1305 in Stuhlweißenburg. Die Großen von Karl's Partei fielen unterdessen, von Herzog Rudolf unterstützt, in Mähren und Böhmen unter entsetzlichen Verheerungen ein und verwüsteten dann die Güter der Güssinger Grafen. Von Karl bestimmt, brach Herzog Rudolf in Ungarn ein und verheerte die hauptsächlich den Gussingern gehörigen Güter zwischen Leitha und Raab, bis die Grafen ihn hinausschlugen und an dem Besitze der Gegenpartei Repressalien übten; als Rudolf 1306 nach Böhmen zog, mußte sich Karl nach Dalmatien wenden. An Papst Clemens V., einem Freunde der Anjou, fand er eine Stütze, während Parteikämpfe das Reich zerrissen, der feige Otto seine meisten Anhänger einbüßte und 1308 nach Baiern abzog. Clemens bestätigte am 10. Aug. 1307 alle Beschlüsse seiner Vorgänger wegen Karl's und Ungarns, verbot den Ungarn, bei Strafe des Bannes länger zu Otto zu halten, befahl Otto, bei Strafe des Bannes den Königstitel abzulegen, und hob die Oberhoheit des Heiligen Stuhls über Ungarn, womit er Karl belehnte, hervor; zugleich sandte er den Cardinal Gentilis als Legaten nach Ungarn. Um der allgemeinen Zügellosigkeit ein Ende zu machen, versammelte der Erzbischof Thomas von Gran im November 1307 die Reichsstände auf dem berühmten Rakoser Felde, wo sie, zahlreich erschienen, sich vor den Erzbischöfen und Prälaten eidlich verpflichteten, Karl als König anzuerkennen, die unrechtmäßig zurückgehaltenen königlichen Einkünfte herauszugeben, auf ihren Gütern den aeräußerten Adel wieder in seine Freiheiten einzusetzen, alle aber, die sich diesen Beschlüssen nicht unterwerfen sollten, als Feinde des Vaterlandes zu behandeln und mit dem Bannfluche belegen zu lassen. Dem gewandten Cardinallegaten Gentilis gelang es, Karl neue Anhänger zuzuführen, durch Versprechungen und Geschenke ließen sich seine ärgsten Widersacher, die Grafen von Güssing, gewinnen und im Juni 1308 schwur Graf Heinrich den Eid der Treue; ihm folgten der mächtigste Magnat, der in Oberungarn wie ein König hauste, Matthäus Csák, und der reiche Wojewode von Siebenbürgen, Ladislaw Apor, doch schwankten diese beiden bald in ihrer Treue. Die meisten Magnaten erschienen in Person auf dem am 27. Nov. 1308 in Pest eröffneten Reichstage, wo die unbesonnene Rede des Legaten Gentilis von der oberherrlichen Gewalt des heiligen Stuhles Karl's ganze Stellung beinahe umwarf, Gentilis aber bei der allgemeinen Empörung nachgab und Karl als bereits von der Nation gewählten König im Namen des Papstes bestätigte. Jubelnd schwuren die Stände Karl Treue. Damit war aber noch kein Friede erzielt, denn Csák schlug aus Gentilis' Ungeschicklichkeit Kapital, legte Verwahrung gegen die päpstliche Anschauung, den Reichstag und seine Beschlüsse ein und berief für 1309 eine von allem päpstlichen Einflusse freie Wahlversammlung, was großen Anklang auch bei vielen Magnaten fand, die Karl eben gehuldigt hatten. Voll Besorgniß hierüber versammelte Gentilis sofort die Bischöfe in Ofen, um mit ihnen zu berathen, was zur Befestigung von Karl's Thron zu thun sei, und man einigte sich, vor allem sei die Krönung Karl's mit der alten heiligen Krone nöthig. Diese aber gab der Wojewode von Siebenbürgen, der mit Csák unter Einer Decke spielte, nicht heraus. Gentilis schleuderte gegen ihn den Bann, weihte am 11. Juni eine neue Krone und der Erzbischof von Gran krönte Karl am 15. Juni 1309 in Ofen; Karl schwur den Königseid und die Stände huldigten ihm. Aber auch die dritte Krönung brachte Ungarn keinen Frieden, Csák griff im graner Gebiete verheerend um sich, alle Bannflüche schreckten die Feinde Karl's nicht ab, und dieser flüchtete mit seinen Bischöfen nach Preßburg. Deren letzte Hoffnungen beruhten immer wieder auf der heiligen Krone, und endlich ließ sich Ladislaw Apor durch Erzbischof und Palatin zur Auslieferung derselben gegen Lösegeld und zur Huldigung an Karl bewegen; der Palatin berief einen Reichstag nach Pest, wo Karl nochmals einstimmig als König proclamirt wurde, und unter dem Beisein aller Magnaten, außer Csák, fand in Stuhlweißenburg am 27. Aug. 1310 seine Krönung mit der heiligen Krone, seine vierte, statt. Jetzt erst galt er als der echte, legitime König. Das Reich war verarmt und verwüstet, die Schatzkammer erschöpft, die alte militärische Comitatsverfassung in absoluter Auflösung, die Sicherheit von Person und Eigenthum dahin. Es fehlte Karl nicht an edler Gesinnung und Begabung, aber er stand, 22 Jahre alt, allein auf fremdem Boden, ange-

wiesen auf die zweifelhafte Treue des an Wirren und Parteiungen gewöhnten Volkes. Mit eherner Stirne trat ihm Csák, der erste Magnat Ungarns, als Feind gegenüber und verheerte, den Adel aufwiegelnd, das Land; die sechs Söhne des Palatins und viele Krieger vereinigten sich mit ihm und übten eine despotische Gewalt über die ganze obere Gegend aus. Dalmatinische Unruhen und Venedigs Versuche, die Seestädte zu nehmen, verhinderten Karl lange, sich gegen diese Friedensstörer zu wenden; erst 1312 sammelte er einen Heerbann, bei dem die zipser Sachsen das Beste leisteten, und besiegte nach mehrern Treffen Csák bei Rozgony am 15. Juni völlig; dessen auf die Hälfte geschmolzenes Heer flüchtete, aber seine Macht war ungebrochen, er bekämpfte die werdende Neuordnung bis zum Tode, eroberte 1313 Komorn und Wissegrad und geberdete sich als unabhängig. Karl war durch die Kämpfe mit ihm und seinem Anhange fortgesetzt beschäftigt, dabei mußte er mit Venedig kämpfen, war hier unglücklich und verlor durch Verrätherei Zara, die Tataren verwüsteten 1314 den Nordosten des Reiches. Mit Freuden ging er 1314 auf das ihm von Friedrich von Oesterreich gemachte Anerbieten eines gegenseitigen Schutzbündnisses ein, und eroberte mit Hülfe des Herzogs 1314—15 Schütt, Komorn und Wissegrad. Der Tod Csák's war 1318 für Karl eine Erlösung, und bis 1324 gelang es ihm, dessen Anhang, die Geisel des Volkes und alles Verkehrs, zu vertreiben. Als Milutin, der Fürst von Serbien, das machower Banat von Ungarn losriß, schloß Karl 1318 mit seinem Verwandten Philipp von Tarent, dem Könige von Albanien, ein Bündniß gegen ihn, griff ihn 1319 von zwei Seiten an, eroberte Machow und Belgrad, ließ Bosnien verheeren, begnügte sich aber mit der Anerkennung der ungarischen Oberhoheit und dem Treueide Milutin's. Graf Andreas von Güssing, der sich während seiner Abwesenheit empört hatte, wurde nun von ihm geschlagen und seiner Güter beraubt, und als einige Große usurpirte Güter nicht herausgeben wollten und sich gegen Karl empörten, ließ er sie durch den Wojewoden Dozsa in Siebenbürgen schlagen, 1321 ächten und ihre Güter confisciren. Der Ban Mladin Brebir, welcher zu sehr auf seine Gunst pochte, weil seine Familie Karl zum Thron verholfen hatte, tyrannisirte die Städte Dalmatiens, bis Karl die Geduld verlor, ihn 1322 absetzte und verhaften ließ.

Der hohe Klerus zürnte über Karl, weil er 1317 mit dem Papste einen Vertrag schloß, dem zufolge er sich nur das Recht der Empfehlung vorbehielt, dem Papste das Ernennungsrecht überließ und einwilligte, daß dieser die Hälfte der erledigten Beneficien beziehe. Die Geistlichkeit stemmte sich dagegen, sandte Abgeordnete an Karl und erzwang unter Androhung des Kirchenbanns sein Versprechen, noch in demselben Jahre einen Reichstag abzuhalten, was im Juni 1318 geschah. Sie sandte auch unter einem Vorwande den Bischof von Agram heimlich nach Rom, um Karl wegen seines im Lande sehr übel vermerkten liederlichen Lebens und seiner Eitelkeit zu verklagen, und Papst Johann XXII., gewiß der unberufenste Sittenprediger, tadelte ihn scharf. Karl hatte sich 1306 mit Maria, einer Tochter des Herzogs Casimir II. von Teschen, vermählt, die aber schon am 15. Dec. 1317 kinderlos in Temesvar starb, wo Karl gern Hof hielt und sich mit Ritterspielen ergötzte. Seit ihrem Tode hing der Witwer, üppig wie er war, leichtsinnigem Liebesgenusse nach, bis er auf des Papstes Tadel hin sich zu einer neuen Ehe entschloß und durch Vermittelung König Johann's von Böhmen seine Wahl auf die jüngste Tochter des Kaisers Heinrich VII., Beatrix, fiel; er heirathete sie im Herbste 1318, ließ sie krönen, verlor sie aber schon 1319. Der Klerus fürchtete abermals eine Maitressenwirthschaft und drängte zu einer dritten Ehe, durch die Karl den Grund zur einstigen Vereinigung Ungarns und Polens und zur eminenten Weltstellung des Hauses Anjou gelegt hat, indem er im Juni 1320 Elisabeth, Tochter des Königs Wladislaw IV. Lokietek von Polen, heirathete, die feierlich gekrönt wurde. Seitdem entspann sich zwischen Karl und Wladislaw die innigste Freundschaft, deren Einfluß weit über ihr Leben hinausreichte, während Karl's galanter Hof den ersten Keim zur Verderbniß des bisher schlichten ungarischen und polnischen Adels legte. Als Johann von Böhmen in eroberungslustiger Absicht 1327 gegen Krakau vordrang, erklärte ihm Karl am 13. Febr., er dulde keinen Angriff auf seinen Schwiegervater; wolle Johann davon abstehen, so sei Karl zu einem Bündnisse mit ihm und zu einer Verheirathung seines Thronfolgers Ladislaus mit dessen jüngster Tochter Anna geneigt; hierauf ging Johann ein, schloß das Bündniß, verlobte die Tochter und erneuerte, obgleich sein Sohn Ladislaus 1329, fünf Jahre alt, starb, das Bündniß, unterstützte 1328 Johann gegen seinen eigenen bisherigen Alliirten Friedrich von Oesterreich, suchte aber Frieden zu vermitteln, was ihm alsbald gelang, und ging 1331 mit Albrecht und Otto von Oesterreich ein Schutz- und Trutzbündniß gegen jeden, selbst gegen den nach Polens Krone schielenden Böhmenkönig, ein. Ungarische Soldaten standen 1328 bei Wladislaw Lokietek, als er den Deutschen Orden bekriegte, und 1330 schickte ihm Karl ein neues Heer gegen diesen. Im J. 1322 unterstützte Karl Friedrich von Oesterreich im Ringen um die Kaiserkrone gegen Ludwig den Baier mit über 6000 Mann, meistens Kumanen, und als Friedrich und sein Bruder Heinrich in der Schlacht bei Mühldorf von Ludwig gefangen genommen wurden, verwandte er sich ritterlich für ihre Befreiung. In Dalmatien schien die Ruhe seit der Gefangennahme des Ban Mladin (s. oben) hergestellt, als 1323 dessen Bruder, Graf Georg, die Seestädte neuerdings beunruhigte; zweimal sandte Karl fruchtlos ein Heer gegen ihn und schließlich fielen die durch den beständigen Kampf erschöpften Städte an Venedig. Die siebenbürger Sachsen empörten sich wegen Eigenmächtigkeiten, deren sich Karl's Beamte bei der Erhebung des Kammergewinstes schuldig gemacht; zwar schlug sie der Wojewode Thomas und tödtete ihren Grafen Henning, aber seine Tyrannei steigerte noch ihre Unzufriedenheit; Karl hielt es für gerathen, ihre alte Freiheit 1324 wiederherzustellen und ihnen die Aufrechthaltung seines Vertrags von 1317 zu versichern, wonach sie

von jeder andern Besteuerung außer 1200 Mark, von der Zollentrichtung durch das ganze Land und vom Heerzuge außerhalb der Grenzen befreit waren. Unter denselben Bedingungen bestimmte er die Steuer der zipser Sachsen 1312 auf 1400 Mark. Ohne gerechte Ursache zum Kriege führte er, überredet von dem genannten Wojewoden Thomas, 1330 sein Heer gegen den walachischen Fürsten Michael Bazarad (Besaraba), wurde aber von ihm in einer Schlucht angegriffen, beinahe sein ganzes Heer zusammengehauen, er selbst entkam verkleidet dem gewissen Tode, und bis zur Thronbesteigung seines Sohnes blieb nun die Walachei unabhängig.

Der glänzende Hof Karl's in Ofen war einer der üppigsten der Welt und Frauentugend hier in hohem Grade gefährdet; die streng sittliche Nation sah mit Unwillen und Scheu auf dieses Treiben, ebenso dachte einer der vornehmsten Räthe und Vertrauten Karl's, Felician Zach. Da kam 1330 Prinz Kasimir, der Bruder der Königin, nach Ofen, um Karl um ein Heer gegen den Deutschen Orden zu ersuchen. Die Königin liebte den Bruder über alles, wurde seine Kupplerin und die Ehre von Zach's schöner Tochter Clara fiel ihm zum Opfer. Felician Zach war bis zum Wahnsinn ergrimmt, und als die Königsfamilie am 17. April 1330 bei Tische saß, stürzte er herein, hieb mit dem Schwerte um sich, traf Karl am rechten Arme, hieb der Königin vier Finger ab, wurde aber, als er über die Prinzen Ludwig und Andreas, deren Hofmeister sie mit ihren Leibern deckten, herfiel, von Dienern zu Boden geworfen und in Stücke zerhauen; seine Leiche ward geviertheilt und so in verschiedene Städte geschickt. Ein entsetzliches Los traf die ganze Familie, der einzige Sohn wurde von Pferden zu Tode geschleift und dann den Hunden hingeworfen, der Schwiegersohn starb im Kerker an Hunger, Clara verlor Nase, Lippen und Hände, wurde halbtodt auf einem Pferde um die Stadt herumgeschleppt und mußte rufen: So ergehe es jedem, der sich an seinem Könige vergreift! Ihre Schwester endete auf dem Schaffot. Am 23. April ächtete Karl die ganze Familie Zách, von allen Seiten strömten nun feile Angeber herbei, um persönliche Rache zu befriedigen, alle Verwandten des unglücklichen Hauses wurden bis ins dritte Glied zur Hinrichtung und Güterconfiscation und in weiteren Graden zu ewiger Knechtschaft verdammt; in den Comitaten wurden Generalcongregationen eingesetzt, die nach Verwandten Zách's fahndeten, und diese wanderten scharenweise nach Polen aus, wo ihnen der Urheber ihres Unheils, Kasimir, ein Asyl gab. Karl gewann durch diese Begebenheiten den Ruf eines unversöhnlichen Despoten und erweckte sich viele Gegner in den höheren Ständen.

Seit 1309 erhob Karl immer wieder Erbansprüche auf Neapel und Salerno, wurde mit 2000 Unzen Gold abgefunden, ließ aber seine Ansprüche nicht fallen und führte ihretwegen die Titel „Fürst von Salerno und Herr von Monte San-Angelo". Als 1328 der einzige Sohn des Königs Robert von Neapel, Herzog Karl von Calabrien, starb und zwei Töchter hinterließ, erneuerte er seine Ansprüche und forderte 1330 von Robert den wirklichen Besitz Salernos und Monte San Angelos, wurde aber abgewiesen. Immerwährend drang er in den Papst, bis Johann XXII. 1331 dahin vermittelte, daß Karl's jüngerer Sohn Andreas die ältere Enkelin und Thronerbin Robert's, Johanna, heirathen und dieses Paar mit gleichem Rechte nach Robert's Tode das Königreich erben sollte. Karl landete mit Andreas am 31. Juli 1333 in Apulien, zog in großem Pomp nach Neapel, wo die Kinder am 27. Sept. verlobt, Andreas von Robert an Sohnes Statt angenommen, zum Herzoge von Calabrien und Thronerben ernannt wurde. Anfang 1334 kehrte Karl ohne Andreas heim; ihn beschäftigte jetzt besonders Polen, auch mußte er Maßregeln gegen die lästigen Streifereien der Tataren und Russen an den nordöstlichen Grenzen Ungarns treffen; der Papst versprach ihm für den Fall, daß er im Kampfe gegen die Ungläubigen fiele oder verwundet würde, Vergebung aller Sünden.

Karl beschleunigte die Krönung seines Schwagers Kasimir 1333 in Krakau und hielt wie mit seinem Vater auch mit ihm die herzlichste Freundschaft ein, trat mehrfach in seinem Interesse handelnd auf, riß ihn aus mancher Verlegenheit und ebnete diplomatisch den Uebergang der Polenkrone an sein eignes Haus. Im J. 1334 vermittelte er einen Waffenstillstand zwischen Kasimir und dem Deutschen Orden, 1335 unterstützte er Kasimir gegen die Tataren und stritt so wacker, daß der Papst ihm zum Siege über die Heiden Glück wünschte. Am 3. Sept. 1335 schloß Johann von Böhmen mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß gegen jedermann außer den Königen von Polen und Neapel, und um einen Zwist zwischen Böhmen und Polen auszugleichen, veranstaltete Karl im November 1335 auf der Burg Wissegrad einen Congreß dem auch Johann's Sohn, der Markgraf von Mähren, und Abgesandte des Deutschen Ordens beiwohnten. Alle Zwistigkeiten wurden durch Verträge beigelegt. Karl hintertrieb die seinen Hoffnungen auf Polen höchst ungünstige Verlobung von Kasimir's Tochter Elisabeth mit Ludwig dem Römer von Brandenburg, verbürgte sich am 22. Nov. für die von Kasimir versprochene große Geldzahlung an Johann von Böhmen, nahm die Entsagungsurkunde Johann's auf Polen als Vertrauensmann der Parteien entgegen, erneuerte sein Bündniß mit ihnen und entließ seine Gäste reich beschenkt. Im J. 1336 zog er für Kasimir ins Feld gegen die Herzoge von Oesterreich, aber rasch wurde der Friede hergestellt, und am 11. Sept. 1337 im preßburger Friedensschlusse, bei Erneuerung des alten Bündnisses, erhielt Karl Preßburg, welches noch unter Stephan V. verloren gegangen, gegen 3000 Mark Silber zurück. Nun strebte er eifrig danach, im Frieden die Nachbarfürsten zu gewinnen und seinen Absichten auf Polen freundlich zu stimmen; besonders überhäufte er Johann von Böhmen mit Geschenken, da von ihm die meisten Schwierigkeiten zu erwarten waren. Im J. 1333 hatte er seinen Sohn Ludwig mit Maria, der zweiten Enkelin Robert's von Neapel, verlobt; jetzt löste er den Verspruch und verlobte Ludwig am 1. März 1338 mit Johann's Enkelin Margaretha, schloß mit ihrem Vater, Markgrafen Karl von Mähren, einen Vertrag, der diesen verband, nach

Kasimir's Tode Ludwig zur Erwerbung der Polenkrone behülflich zu sein, verpflichtete sich dagegen, Kasimir jede Hülfe zu verweigern, sobald er etwas gegen die Rechte Johann's und Karl's von Mähren unternehme, und garantirte Karl den Besitz Schlesiens. Karl trachtete danach, seinen überlebenden drei Söhnen drei Throne zu verschaffen, Ungarn, Polen und beide Sicilien. Kasimir's Gemahlin starb mit Hinterlassung von zwei Töchtern (1339). Karl hatte die Kasimir umgebenden Großen durch freigebige Spenden ganz in sein Interesse gezogen, einigen sogar regelmäßige Jahrgehalte ausgesetzt, um durch sie Kasimir stets für die Succession seines Sohnes Ludwig zu bearbeiten. Kasimir war leicht dazu bestimmt, die Großen des Reichs theilten seine Ansicht, er reiste im Juli 1339 nach Wissegrad und schloß hier mit Karl einen Erbvertrag ab. Stürbe er ohne männliche Nachkommen, so sollte Karl's Sohn Ludwig ihm in Polen succediren, doch mußte dieser geloben, Pommern und andere Gebiete auf eigene Kosten zurückzuerobern, nur Söhne des Landes mit Aemtern zu bekleiden und das Volk nicht willkürlich zu besteuern. So war Polen dem Hause Anjou gesichert und Karl hat bis zum Tode Kasimir's die treueste Allianz gehalten.

Voll Energie führte Karl Recht, Gesetz und Ordnung in Ungarn ein, während er seinen Einfluß über den ganzen Nordosten Europas ausbreitete und Ungarn eine Weltstellung verlieh. Um den ganz verarmten Staatsschatz zu heben, ließ er die Gold- und Silberbergwerke tüchtig bearbeiten und ausbeuten, wechselte wie schon Andreas II. jährlich das alte Geld gegen neues ein, wobei er den sogenannten Kammergewinn erzielte, und als dies große Unzufriedenheit erregte, verwandelte er diese Abgabe in eine stehende Steuer; 1342 führte er ein neues Steuersystem ein; er verbesserte das Münzwesen bedeutend und ließ zuerst Goldmünzen prägen, die man Floren nannte. Obgleich er ceremonielle Frömmigkeit befolgte und zur Schau trug, unzählige Gebete täglich herplapperte, besteuerte er den Klerus höchst willkürlich, was zu vielen Klagen Anlaß bot. War sein Schatz leer, so nahm er gern zu den geistlichen Gütern seine Zuflucht; war er gefüllt, so erwies er sich hingegen sehr freigebig. Oft ließ er die erledigten Bisthümer über die legale Zeit hinaus unbesetzt, nahm ihre Einkünfte und selbst den Nachlaß verstorbener Prälaten an sich. Klagte der Klerus in Rom, so blieb er ohne Recht, denn Karl wußte den Päpsten zu schmeicheln und alles anders vorzustellen; in mancher Hinsicht beraubte er die Geistlichkeit ihrer alten politischen Rechte und ihres Einflusses. Anstatt der Gottesurtheile führte er ein regelmäßiges gerichtliches Verfahren ein, verbot hingegen den der kriegerischen Nation zu sehr gewohnten Zweikampf nicht. Karl suchte möglichst viele abhanden gekommene Krongüter und Einkünfte der Krone wieder zu gewinnen, stieß aber hierbei auf den schroffen Widerstand des Adels. Um das zerrüttete Heersystem zu reformiren, erhob er das leibeigene Schloßvolk zu Schloßunterthanen und setzte die zum Kriegsdienst verpflichteten Völkerschaften wieder an ihren Platz. Unter dem Adel suchte er einen ritterlichen Geist zu erwecken, veranstaltete Kampfspiele, vertheilte Wappen, die bis dahin unbekannt waren, erlaubte den Adeligen, die größere Banderien errichteten, sie unter eigenen Zeichen in die Schlacht zu führen, regte dadurch aber auch Eitelkeit und Prunksucht an. Er erweiterte, um die Aemter gesuchter zu machen, den Wirkungskreis der königlichen Räthe, Obergespane und höchsten Hofdiener, gab auch einer Person mehrere Aemter und bevorrechtete andere, die kein Amt bekleideten, durch Befreiung von der Bezirksgerichtsbarkeit. Der ungewöhnliche Prunk des Hofs, der ganz Ungarn einen Nimbus verlieh, kam der Industrie sehr zu statten und in die größeren Städte zogen viele Italiener in Aussicht großen Erwerbs ein; der König vermehrte die Privilegien der Städte und schmückte sie mit schönen Bauten. Einer der größten Herrscher Ungarns, brachte Karl, obgleich er wegen seiner Härte und Willkür nie populär wurde, das Reich in Blüte. Er starb in Wissegrad am 16. Juli 1342 und ruht in Stuhlweißenburg. Seine Witwe starb erst 1381. Sie hatte ihm fünf Söhne geboren, von denen ihn Ludwig, Andreas und Stephan überlebten, die beiden älteren jedoch, Karl und Ladislaus 1327 und 1329 mit sechs und fünf Jahren starben.

Vgl. Katona, Historia critica regum Hungariae (Pest und Klausenburg 1779—97); M. Horváth, Geschichte der Ungarn (Bd. 1, Pest 1851); Caro, Geschichte Polens (Bd. 2, Gotha 1863). (*Arthur Kleinschmidt.*)

c) Karl III., König von Ungarn, s. Karl III., König von Neapel und Sicilien.

XI. Karl: Kurfürsten von der Pfalz.

a) KARL LUDWIG, Kurfürst von der Pfalz, geboren am 22. Dec. 1617, zweiter Sohn des Kurfürsten Friedrich V. und der Prinzessin Elisabeth von England, sah sich schon als Kind in das Unglück seines Vaters, der nach der Schlacht am Weißen Berge 1620 nach Holland fliehen mußte, vom Kaiser in die Acht erklärt und seiner pfälzischen Erbgüter beraubt wurde, verwickelt und brachte seine Jugend theils im Haag zu, theils in London am Hofe seines Oheims, des Königs Karl I., theils in Deutschland im Kampfe gegen die kaiserliche Macht. Mit englischem und holländischem Gelde brachte er an der westfälisch-friesischen Grenze ein Heer auf, wurde aber am 17. Oct. 1638 von dem kaiserlichen General Hatzfeld bei Vlotho (unweit Minden) vollständig geschlagen, sein Bruder, der Pfalzgraf Ruprecht, gefangen genommen. Als er nach dem Tode des Herzogs Bernhard von Weimar dessen treffliches Heer mit englischem Gelde in seine Dienste zu ziehen gedachte, und zu diesem Zwecke durch Frankreich nach Breisach reisen wollte, wurde er 1639 auf den Befehl Richelieu's, welcher das weimarische Heer für französische Zwecke auszubeuten wünschte, gefangen genommen und beinahe ein Jahr lang zu Vincennes in Haft gehalten. Durch den Westfälischen Frieden erhielt er von seinem väterlichen Erbe die Unterpfalz (jedoch nicht die Oberpfalz, die bei Baiern blieb) mit der neugeschaffenen achten Kurwürde und dem Erzschatzmeisteramte, nebst der Zusicherung völliger Restitution für den

Fall des Aussterbens des baierischen Hauses. Er trat 1649 die Regierung seines Landes an und bot nun alles auf, um das schrecklich verwüstete Land durch gute Verwaltung und durch Sparsamkeit im Staatshaushalte wieder emporzubringen. In einer Zeit religiöser Streitigkeiten übte er unbedingte Toleranz, gewährte allen christlichen Confessionen freie Religionsübung und zog dadurch fremde Ansiedler in das entvölkerte Land, das, von der Natur so sehr begünstigt, nach wenigen Jahren wieder eines blühenden Zustandes sich erfreute. Seine spätere Verbindung mit Frankreich war für ihn, für sein Haus und für sein Land verderblich. Er bezog, wie viele andere deutsche Fürsten, vom Könige Ludwig XIV. einen Jahresgehalt und ließ sich durch die Aussicht auf die Errichtung eines Königreichs „Austrasien", dessen Thron er befestigen sollte, bewegen, seine Tochter, Elisabeth Charlotte, mit Ludwig's XIV. Bruder, dem verwitweten Herzoge Philipp von Orléans, zu vermählen. Doch merkte er bald, daß für einen kleinen Fürsten Allianz mit Frankreich soviel als Vasallenschaft sei. In dem französisch-holländischen Kriege, der im folgenden Jahre ausbrach, wollte er völlige Neutralität bewahren, schlug daher das Gesuch des Kurfürsten von Brandenburg, seinen Truppen den Durchzug durch die Pfalz zu gestatten, und den Wunsch des Königs Ludwig, 3000 Mann französische Besatzung in Oppenheim aufzunehmen, ab. Erzürnt hierüber ließ Ludwig 1673 die Pfalz durch Marschall Turenne verwüsten und sandte diesen, als der Kurfürst nun mit dem Kaiser unterhandelte, 1674 aufs neue in die Pfalz. Viele Städte und Dörfer wurden von Turenne niedergebrannt, worauf diesem der Kurfürst ein Schreiben voll bitterer Vorwürfe und eine Herausforderung zum Zweikampf schickte. Turenne nahm den Zweikampf nicht an. Er kam 1675 noch einmal über den Rhein, das ganze Land vom Breisgau bis zum Neckar verwüstend, fand aber in dem Treffen bei Sasbach den Tod. In seinem ehelichen Leben hatte Karl Ludwig wenig Glück. Er hatte sich mit Elisabeth Charlotte vermählt, der Tochter des damals schon verstorbenen Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der hochgesinnten Landgrafin Amalie. Das kalte Wesen der Kurfürstin, ihr Hang zu glänzenden, kostspieligen Vergnügungen und ihre Launenhaftigkeit erzeugten in Karl Ludwig eine tiefe Abneigung. Das Misverhältniß steigerte sich, als der Kurfürst seine Neigung einem Hoffräulein der Kurfürstin, Luise von Degenfeld, zuwandte. Er beschloß daher gegen den Willen seiner Gemahlin, die förmliche Scheidung von ihr zu vollziehen und eine neue Ehe einzugehen, und ließ sich 1658 in Frankenthal mit Fräulein von Degenfeld morganatisch trauen. Die Kurfürstin blieb noch einige Jahre auf dem Schlosse zu Heidelberg und kehrte erst 1662, als sie jede Hoffnung auf Wiederherstellung der Ehe verloren sah, nach Kassel zurück. Darauf begab sich Luise, welche indessen in Schwetzingen gelebt hatte, nach Heidelberg und lebte dort bis zum J. 1677, wo sie starb. Der Kurfürst hatte sie zur Würde einer Raugräfin von der Pfalz erhoben, welchen Titel auch die Kinder dieser Ehe erhielten. Dies waren fünf Söhne und drei Töchter; jene kamen theils in fremden Kriegsdiensten oder auf eine elendere Art um; von diesen ist die Raugrafin Luise, mit welcher ihre Halbschwester Charlotte von Orléans in lebhaftem Briefwechsel blieb, geistig die bedeutendste. Karl Ludwig starb am 28. Aug. 1680, auf einer Reise von Mannheim nach Heidelberg, in dem Dorfe Edingen. Sein schönstes Lob war der ihm gegebene Beiname „Wiederherrsteller der Pfalz".

Ihm folgte als Kurfürst sein Sohn Karl, geboren 31. März 1651. Dieser war vermählt mit Wilhelmine Ernestine, einer Prinzessin von Dänemark. Er hatte keinen selbständigen Charakter, und ließ sich hauptsächlich von seinem Hofprediger Langhanns leiten, welcher ihn beredete, den durch den Kurfürsten Friedrich III. begründeten strengen Calvinismus wiederherzustellen und die Lutheraner in Ausübung ihres Gottesdienstes zu beschränken. Glänzende Feste wurden veranstaltet, da die Kurfürstin und die von Kassel wieder zurückgekehrte Mutter des Kurfürsten Pracht und Aufwand liebten; der von dem sparsamen Karl Ludwig angelegte Hausschatz war bald aufgezehrt; neue Steuern wurden dem Lande auferlegt. Kurfürst Karl starb kinderlos am 16. Mai 1685. Mit ihm war die pfalz-simmernsche Linie ausgestorben; die Regierung der Pfalz ging an den katholischen Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg als an den nächsten Erben über, während Ludwig XIV. für seine Schwägerin, Elisabeth Charlotte von Orléans, die Abtretung der pfalz-simmernschen Lande verlangte und, als ihm dies abgeschlagen wurde, seine Zustimmung zu dem Befehle seines Kriegsministers Louvois gab, „de brûler le Palatinat", welcher Befehl durch die berüchtigten Melac'schen Mordbrennerzüge ausgeführt wurde.

(*Wilh. Müller.*)

b) KARL THEODOR, Kurfürst von Pfalz-Baiern, geboren am 10. Dec. 1724, Sohn des Pfalzgrafen Johann Christian Joseph von Sulzbach, folgte diesem, als er am 20. Juli 1733 starb, in der Regierung der Pfalzgrafschaft Sulzbach, unter der Vormundschaft seines Vetters, des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz, der ihm in Mannheim eine gute Erziehung geben ließ. Seit 1742 mit Maria Elisabeth Auguste, der hinterlassenen Tochter des Erbprinzen Joseph Karl Emanuel von Pfalz-Sulzbach vermählt, erbte er, als mit dem Tode seines Vetters Karl Philipp am 21. Dec. 1742 das neuburgische Fürstenhaus erlosch, die Pfalz, die Kurwürde, Jülich und Berg und das Reichs-Erzschatzmeisteramt. Wie 1685 auf die pfalz-simmernsche Linie die pfalz-neuburgische gefolgt war, so folgte jetzt auf diese die pfalz-sulzbachsche. Am 1. Jan. 1743 trat er als achtzehnjähriger Jüngling die Herrschaft der Rheinpfalz an. Er war ein leichtsinniger, prachtliebender und ausschweifender Fürst, der in Mannheim und Schwetzingen ein versailler Leben führte, mit Maitressen und Schauspielerinnen sich vergnügte, eine glänzende Hofhaltung hielt, Lustschlösser erbaute, große Jagden veranstaltete, von den Jesuiten sich leiten und diese in ihrem Bekehrungseifer ungestört walten ließ. Die Jesuiten beherrschten unter ihm die Universität Heidelberg; alle Richter und Verwaltungs-

stellen, selbst die Gemeindeämter wurden nur an Katholiken vergeben, wodurch viele zur Convertirung, viele charaktervolle Leute dagegen zur Auswanderung bewogen wurden. Zur Bestreitung des übermäßigen Aufwandes war auch in der Pfalz der Aemterverkauf mit allen seinen Corruptionen im Schwunge. Daneben zeigte der Kurfürst, nach der Sitte jener Zeit, Vorliebe für Kunst und wissenschaftliche Anstalten. Er gründete die „pfälzische Akademie", die „physikalisch-ökonomische Gesellschaft" und die für die literarische Bildung thätige „Deutsche Gesellschaft" in Mannheim. Die Sternwarte, die Kunstcabinete, das Theater in Mannheim hatten einen großen Ruf. Auch die Landwirthschaft, das Fabrikwesen, der Handel wurden gefördert. In seiner auswärtigen Politik schloß er sich ganz an Frankreich an, von dem er einen Jahresgehalt bezog, und dem er gegen Subsidiengelder im Oesterreichischen Erbfolgekriege und im Siebenjährigen Kriege Beistand leistete. Trotz dieser bedeutenden Schattenseiten war seine Regierung bei dem Volke nicht unbeliebt. Auf der von ihm erbauten Neckarbrücke in Heidelberg steht sein Standbild, und das dortige Karlsthor wurde ihm zu Ehren in der Form eines Triumphbogens errichtet. Aus seiner Ehe mit der Pfalzgräfin von Sulzbach hinterließ er keine Nachkommenschaft; dagegen hatte er mehrere illegitime Kinder, unter welchen der mit der Schauspielerin Seyffert, die von ihm zur Gräfin von Haydeck erhoben wurde, erzeugte Sohn vom Kaiser die Würde eines Fürsten von Brezenheim erhielt. Das J. 1777 brachte ihm einen neuen Zuwachs an Macht. Der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern starb am 30. Dec. 1777; mit ihm erlosch die bairische, vom Kaiser Ludwig abstammende Linie des wittelsbacher Hauses, und kraft der alten wittelsbachischen Haus- und Erbverträge ging die Herrschaft über das Kurfürstenthum Baiern auf die pfälzische Linie über. So wurden die beiden Kurfürstenthümer Pfalz und Baiern unter Karl Theodor vereinigt. Diese Gelegenheit wollte Kaiser Joseph II. benutzen, um für das verlorene Schlesien einen Ersatz in Baiern zu erhalten. Im geheimen hatte er bereits mit Karl Theodor ein Abkommen getroffen, wonach Niederbaiern und Oberpfalz an Oesterreich fallen sollten. Der nächste Agnat, Herzog Karl II. von Pfalz-Zweibrücken, war um seine Genehmigung angegangen worden, hatte aber eine solche noch nicht ertheilt. Joseph's Rechtstitel war ein hinsichtlich seiner Echtheit zweifelhafter Lehnsbrief von 1426, worin Kaiser Sigismund dem Herzoge Albrecht von Oesterreich seine Erbansprüche auf Baiern wahrte. Nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian schloß Joseph mit Karl Theodor am 3. Jan. 1778 einen Vertrag, worin dieser gegen die Zusicherung verschiedener Vortheile, die seinen natürlichen Kindern zugewandt werden sollten, die Abtretung der zwei eben genannten Landschaften genehmigte. Darauf rückten österreichische Truppen in Baiern ein, besetzten das Land von Straubing bis Kehlheim, und am 31. Dec. wurde dem neuen Landesherrn gehuldigt. Aber der Widerspruch des Herzogs Karl von Zweibrücken, der die Könige von Preußen und von Frankreich als Garanten des Westfälischen Friedens um Schutz gegen Oesterreichs Ansprüche anrief und bei dem regensburger Reichstage eine Rechtsverwahrung einlegte, sowie die von Friedrich dem Großen unternommene militärische Intervention im Bairischen Erbfolgekrieg vereitelten das österreichische Project. Im Frieden von Teschen am 13. Mai 1779 mußte sich Oesterreich mit der Abtretung des Innviertels nebst Braunau begnügen. Doch machte Joseph einen neuen Versuch, sich Baierns zu bemächtigen. Er unterhandelte 1785 mit Karl Theodor über einen Tauschvertrag, wonach dieser die österreichischen Niederlande, das heutige Belgien, als Königreich Burgund erhalten und dafür Baiern an Oesterreich abtreten sollte. Der Kurfürst, in Baiern sich nicht heimisch fühlend, durch die reicheren Einkünfte und durch den Königstitel angelockt, war zu dem Tausche bereit; Rußland und Frankreich stimmten zu; aber Friedrich der Große vereitelte auch diesmal den Plan, und zwar durch Stiftung des Fürstenbundes, welcher die Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung und des deutschen Gleichgewichts zum Zweck hatte. Da Kaiser Joseph den größten Theil der deutschen Fürsten gegen sich sah, so mußte er das Project aufgeben. Die Regierung Karl Theodor's war in Baiern sehr unbeliebt. Die Maitressenwirthschaft konnte keine Achtung einflößen, das Volk wurde durch Steuern hart gedrückt, die Stellen in der Armee und im Civildienste wurden an Günstlinge verliehen oder verkauft, das Unterrichtswesen vernachlässigt, die Protestanten durch jesuitische Unduldsamkeit mishandelt, in der Verwaltung schrankenlose Polizeiwillkür geübt. Der Zustand des Landes am Ende seiner Regierung wurde als ein in jeder Beziehung heruntergekommener bezeichnet. Karl Theodor sah sich daher genöthigt, 1788 seine Residenz von München wieder nach Mannheim zu verlegen. Bei Annäherung der französischen Armee unter Moreau und Jourdan floh er 1796 nach Dresden und kehrte erst nach dem Rückzuge derselben in sein Land zurück. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (1794) vermählte er sich 1795 mit Marie Leopoldine, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Oesterreich, welche Ehe kinderlos blieb. Vom Schlage getroffen starb er am 16. Febr. 1799. Sein Erbe war Herzog Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, der nachherige König Maximilian I. von Baiern. (*Wilh. Müllller.*)

XII. Karl: Markgrafen und Großherzoge von Baden.

a) KARL I., Markgraf von Baden, folgte seinem Vater, dem Markgrafen Jakob I., nebst seinen Brüdern Bernhard II. und Georg, 1453 in der Regierung der Markgrafschaft Baden, welche er, da der eine der beiden Brüder in den geistlichen Stand trat, der andere bald starb, 1458 allein übernahm. In die Kriege mit dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz verwickelt, zog er mit seinen Verbündeten mehrmals gegen diesen zu Felde, ohne etwas auszurichten; sah dagegen seine Markgrafschaft wiederholt den Verheerungszügen des „Pfälzer Fritz" preisgegeben. Bei der Fehde um das Erzbisthum Mainz, welche sich 1461 zwischen dem Erz-

bischofe Lieber, Grafen von Henburg-Buchingen, und dem vom Papste an dessen Stelle geweihten Grafen Adolf von Nassau erhob, stand er auf Seiten des letzteren, während der Pfalzgraf gegen Abtretung mainzischer Städte die Rechte des abgesetzten Erzbischofs Diether verfocht. In dem darüber nun sich entspinnenden Streite zog Markgraf Karl, in dessen Land der Pfälzer aufs neue eingefallen war, nebst seinem Bruder Georg, Bischof von Metz, und dem Grafen Ulrich V. von Würtemberg, mit 8000 Mann zu Pferd und zu Fuß in die Pfalz. Die Dörfer um Heidelberg wurden verbrannt, die Felder verwüstet. Als sie bei St. Leon ihr Fußvolk zurückließen und mit etwa 500 Reitern einen Streifzug zwei Meilen hinunter nach Seckenheim am Neckar machten, wurden sie am 30. Juni 1462 von dem Pfälzer, der durch die Truppen des Erzbischofs Diether und des Grafen von Katzenelnbogen verstärkt worden war und plötzlich aus dem schwetzinger Walde herausbrach, mit einer Uebermacht von mehr als 3000 Mann angegriffen und vollständig geschlagen. Was nicht todt auf dem Schlachtfelde lag, wurde gefangen. Der Markgraf, sein Bruder und der Graf von Würtemberg fielen in die Hände des Pfälzers und wurden auf dem heidelberger Schlosse mehrere Monate in hartem Gewahrsam gehalten. Erst 1463 wurden sie gegen ein hohes Lösegeld freigelassen. Markgraf Karl starb 1475. Sein Nachfolger war sein Sohn Christoph I. (*Wilh. Müller.*)

b) KARL II., Markgraf von Baden-Durlach, Sohn des Markgrafen Ernst, des Stifters dieser Linie, geboren 1529, übernahm 1553 die Regierung des Landes, das unter seinem Vater in der Stille schon der Reformation zugeführt worden war, trat 1555 offen der Augsburger Confession bei und führte nun die Reformation in seinem Lande aufs eifrigste durch. Als Markgraf Philipp II., der Enkel seines Oheims Bernhard III., welch letzterer als Stifter der Linie Baden-Baden die evangelische Lehre bereits in seinem Lande eingeführt hatte, 1569, zehn Jahre alt, seinem verstorbenen Vater Philibert in der Regierung folgen sollte und bis zu seiner Volljährigkeit unter die Vormundschaft des Herzogs Albrecht IV. von Baiern, seiner Großmutter Jakobäa von Baiern und des Grafen von Hohenzollern-Sigmaringen gestellt wurde, widersetzte sich Markgraf Karl II. der Einsetzung dieser Vormundschaft, da er voraussah, daß diese katholischen Vormünder den jungen Markgrafen sammt dem Lande wiederum der katholischen Confession zuführen würden, was denn auch wirklich geschah. Um den Gegenstand des Streites zu beseitigen und den Zweck doch zu erreichen, erklärte Kaiser Maximilian II. 1571 den noch nicht dreizehnjährigen Philipp für mündig. Karl verlegte 1565 seine Residenz von Pforzheim nach Durlach, wo er die Karlsburg baute, und nahm den Namen eines Markgrafen von Baden-Durlach an, während bisher diese Linie sich „Baden-Pforzheim" genannt hatte. Er starb am 23. März 1577 mit Hinterlassung von drei unmündigen Söhnen, von welchen, nach dem Tode der beiden ältern, der jüngste, Georg Friedrich, die ganze Markgrafschaft Baden-Durlach erhielt. (*Wilh. Müller.*)

c) KARL WILHELM, Markgraf von Baden-Durlach, geboren am 28. Jan. 1679, Sohn des Markgrafen Friedrich VII. Magnus, übernahm 1709, nach dem Tode seines Vaters, die Regierung, sah sein Land während des Spanischen Erbfolgekriegs mehrmals den Einfällen der Franzosen preisgegeben und unterhandelte zuletzt 1714, als der Kaiser dem Utrechter Frieden nicht beitreten wollte, mit dem französischen Feldherrn über Abschluß eines Separatfriedens. Nach Beendigung des Kriegs war er aufs eifrigste bedacht, die dem Lande durch die langen Kriegsjahre geschlagenen schweren Wunden zu heilen, die Verwaltung des Landes zu verbessern und gemeinnützige Anstalten (in Pforzheim) zu gründen. Er erbaute die Stadt Karlsruhe und verlegte 1724 den Sitz der Regierung von Durlach dahin. Beim Ausbruch des Polnischen Erbfolgekriegs fielen 1734 die Franzosen noch einmal in sein Land ein. Er starb 1738 und hatte zum Nachfolger seinen Enkel Karl Friedrich (s. d.).

(*Wilh. Müller.*)

d) KARL FRIEDRICH, Großherzog von Baden, am 22. Nov. 1728 zu Karlsruhe geboren, verlor seinen Vater, den Erbprinzen Friedrich von Baden-Durlach, schon am 26. März 1732. Da seine Mutter, Anna Charlotte Amalie, eine Prinzessin von Nassau Oranien, an Schwermuth litt, so übernahm die Großmutter, Magdalena Wilhelmine, eine Prinzessin von Würtemberg, welche in Durlach residirte, die Erziehung des Prinzen. Als der Großvater, der regierende Markgraf Karl Wilhelm, am 12. Mai 1738 starb, leitete die Großmutter, in Verbindung mit dem Markgrafen Karl August, die vormundschaftliche Regierung, welche, nach dem Tode der Großmutter 1742, von Karl August, eine Zeit lang gemeinschaftlich mit seinem Bruder, Markgrafen Karl Wilhelm Eugen, bis zur Volljährigkeit Karl Friedrich's (13. Oct. 1746) fortgeführt wurde. Dieser, welcher eine treffliche Erziehung und einen guten Unterricht erhalten hatte, vervollkommnete seine Bildung durch wiederholte Reisen nach England, Holland u. s. w., widmete sich mit vollem Eifer den Staatsgeschäften, nahm Reformen in der Rechtspflege und in der Gemeindeverwaltung vor, sorgte für Hebung der Landwirthschaft und der Industrie und für Verbesserung des gesammten Unterrichtswesens. Unter seiner trefflichen Regierung wurde sein Land ein Musterstaat. Als die Linie Baden-Baden mit dem Tode des Markgrafen August Georg am 21. Oct. 1771 ausstarb, wurde, infolge eines 1765 abgeschlossenen Erbvertrags, die seit Jahrhunderten von Baden-Durlach getrennte Markgrafschaft Baden-Baden mit jenem vereinigt. Sofort wurden die liberalen Reformen auch auf diesen neuen Landestheil übertragen, die Leibeigenschaft abgeschafft und die Freizügigkeit eingeführt. Dem von Friedrich dem Großen zur Aufrechthaltung der deutschen Reichsverfassung und des deutschen Gleichgewichts 1785 gegründeten Fürstenbunde trat Karl Friedrich bei. Dem Vordringen der französischen Revolutionsheere konnte er keinen nachhaltigen Widerstand entgegensetzen. Bei dem Einfalle Moreau's 1796 floh er mit seiner Familie in das ansbach'sche Gebiet und schloß im August den Waffen-

stillstand und Frieden, wobei er versprechen mußte, von der Coalition zurückzutreten und seine überrheinischen Besitzungen gegen eine Entschädigung mit geistlichen Gütern an Frankreich zu überlassen. Hierüber wurden im Luneviller Frieden 1801 und bei dem Reichsdeputations-Hauptschluß 1803 definitive Bestimmungen getroffen. Der Markgraf erhielt für seine Abtretungen das Bisthum Konstanz, die rechtsrheinischen Gebiete der Bisthümer Straßburg, Basel, Speier, mehrere Klöster und Stifter, die Städte und Aemter Heidelberg und Mannheim und die Reichsstädte Pfullendorf, Offenburg u. a., und den Kurfürstentitel. An die Napoleonische Eroberungspolitik durch den Vertrag vom October 1805 gebunden, erhielt er durch den Preßburger Frieden die Stadt Konstanz, den österreichischen Breisgau und andere Gebietstheile und den Titel eines Großherzogs. Sein Enkel Karl wurde am 8. April 1806 mit der von Napoleon adoptirten und zur Prinzessin von Frankreich erhobenen Stephanie Beauharnais vermählt. Dem am 13. Juli 1806 geschlossenen Rheinbunde trat der Großherzog bei und erhielt durch Mediatisirung früher reichsunmittelbarer Reichsstände eine neue Vergrößerung seiner Macht, mußte aber zu den Kriegen Napoleon's in Deutschland und Spanien sein Contingent stellen. Die Verschmelzung der verschiedenartigen Gebietstheile zu einem einheitlichen Staate ging unter der wohlwollenden und einsichtsvollen Regierung ohne Störung vor sich. Die Verwaltung, das Heerwesen und die Landeseintheilung wurde nach französischem Muster umgestaltet, der Code Napoléon eingeführt und die Steuerkraft des Volkes, soweit es während des fortwährenden Kriegszustandes möglich war, geschont. Durch die während der Napoleonischen Zeit gemachten Erwerbungen hatte Karl Friedrich den Flächeninhalt seines Landes um das Vierfache, die Bevölkerung um das Sechsfache vergrößert. Seit dem J. 1808, wo sich bei dem achtzigjährigen Fürsten die Schwächen des hohen Alters bemerkbar machten, nahm sein Enkel, der Erbgroßherzog Karl, theil an der Regierung des Landes. Der Großherzog starb in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1811. Er war zweimal vermählt. Am 28. Jan. 1751 vermählte er sich mit Karoline Luise, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, und als diese 1783 starb, ging er am 24. Nov. 1787 eine morganatische Ehe ein mit der Reichsfreiin Luise Karoline Geyer von Geyersberg, welche 1796 vom Kaiser zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde und am 23. Juli 1820 starb. Aus der ersten Ehe gingen drei Söhne, aus der zweiten drei Söhne und eine Tochter hervor. Die Söhne erster Ehe waren: der Erbprinz Karl Ludwig (s. Karl Ludwig Friedrich); Markgraf Friedrich, geb. am 29. Aug. 1756, gest. am 28. Mai 1817; Großherzog Ludwig I., geb. am 9. Febr. 1763, gest. am 30. März 1830. Die Söhne zweiter Ehe wurden durch ein Staatsgesetz als ebenbürtig und successionsfähig anerkannt und zu Markgrafen von Baden ernannt. Dies waren der Großherzog Leopold (s. d.); Markgraf Wilhelm (geb. 1792, gest. 1859); Markgraf Maximilian (geb. 1796). (*Wilh. Müller.*)

e) KARL LUDWIG FRIEDRICH, Großherzog von Baden, wurde am 8. Juni 1786 zu Karlsruhe geboren. Er war der Enkel des Großherzogs Karl Friedrich. Seine Aeltern waren Karl Ludwig, Markgraf von Baden, der älteste Sohn Karl Friedrich's, geb. 14. Febr. 1755, und Amalie Friederike, Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Kinder dieser Ehe waren: ein Sohn, der oben genannte Karl Ludwig Friedrich, und sechs Töchter, wovon eine mit dem Kaiser Alexander von Rußland, eine andere mit dem König Gustav Adolf IV. von Schweden vermählt war. Bei einer Reise, welche die Aeltern mit ihrem Sohne 1801 nach Petersburg und Stockholm zum Besuche der Töchter machten, starb Karl Ludwig am 16. Dec. zu Arboga in Schweden, wo er aus dem umstürzenden Wagen fiel. So war der erst funfzehnjährige Prinz zum unmittelbaren Nachfolger seines Großvaters bestimmt, welchem er 1808 als Mitregent zur Seite trat und 1811 als Großherzog folgte. Als solcher mußte er 1812, durch die Bande des Rheinbundes an Napoleon geknüpft, 8000 Mann badischer Truppen gegen Rußland ziehen lassen, von denen nur wenige in die Heimat zurückkehrten. Nach der Schlacht bei Leipzig schloß sich Großherzog Karl in dem Vertrage von Frankfurt den Verbündeten an und nahm später Antheil an den Verhandlungen des Congresses zu Wien. Bei seiner Rückkehr von da beschäftigte ihn die Sorge für die Linderung des aus der Misernte von 1816 im Lande entstandenen Elends. Um jene Zeit wurde er von einer schweren Krankheit befallen, von der er sich nie mehr ganz erholte. In seine zwei letzten Regierungsjahre fielen jene zwei wichtigen Ereignisse, welche für das innere Leben des Staatswesens und für die Territorial- und Erbfolgefrage entscheidend waren. Auf den Vorgang des Königs von Baiern gab auch Großherzog Karl seinem Lande am 22. Aug. 1818 eine repräsentative Verfassung, welche in manchen Punkten noch freisinniger war als die bairische. Durch diese Verfassung wurde die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit des Großherzogthums in allen seinen Theilen garantirt, was gegenüber den bairischen Ansprüchen von Wichtigkeit war. Es war nämlich in mehrern Verträgen zwischen Oesterreich und Baiern dem letztern die Herstellung des Zusammenhanges zwischen dem östlichen Theile der Monarchie und der Rheinpfalz zugesichert und zuletzt bestimmt worden, daß beim Aussterben der directen Nachkommenschaft des Großherzogs Karl derjenige Theil von Baden, welcher früher zur Pfalz gehört hatte, an Baiern fallen solle. Da nun weder Karl, noch seine beiden Oheime, die Söhne Karl Friedrich's, männliche Nachkommenschaft hatten, so beruhte die badische Erbfolge nur auf den drei Söhnen Karl Friedrich's aus seiner zweiten Ehe mit der Freiin Geyer von Geyersberg, welche den Titel „Grafen von Hochberg" führten, aber 1817 durch Staatsgesetz für ebenbürtig und successionsberechtigt erklärt worden. Aber Baiern bestritt die Erbfähigkeit der Grafen von Hochberg und beanspruchte jene pfälzischen Gebiete. Es bedurfte der ganzen Festigkeit des Großherzogs und der geschickten Unter-

handlungen seiner Bevollmächtigten, um durch Abschließung von Verträgen mit den Großmächten die förmliche Anerkennung der Hochberg'schen Successionen und den ungeschmälerten Besitzstand des Großherzogthums durchzusetzen. Die Ansprüche Baierns wurden zurückgewiesen, dagegen mit Hartnäckigkeit noch über ein Jahrzehnt aufrecht erhalten. Die glückliche Entscheidung dieser Frage erhielt dem Lande seine Macht, die Ertheilung der Verfassung trug zur innigen Verschmelzung der alten und neuen Landestheile und zur Belebung des Staatsbewußtseins und des Staatsbürgerthums wesentlich bei. Bald nach der Lösung dieser wichtigen Frage, am 8. Dec. 1818, starb Großherzog Karl nach siebenjähriger Regierung im 55. Lebensjahre. Er war seit dem 8. April 1806 vermählt mit Stephanie Luise Adrienne, geb. 28. Aug. 1789, Tochter des Vicomte Claude de Beauharnais, dessen Vater ein Oheim des bekannten Generals Alexander von Beauharnais, des ersten Gemahls der Kaiserin Josephine, war. Sie wurde vor ihrer Vermählung vom Kaiser Napoleon I. als Tochter adoptirt und zur kaiserlichen Prinzessin von Frankreich erhoben. Nach dem Tode des Großherzogs nahm sie ihren Wittwensitz in dem Schlosse zu Mannheim und wählte zu ihrem Sommeraufenthalte bald Baden Baden, bald das von ihr erkaufte Umkirch bei Freiburg. Sie starb am 29. Jan. 1860. Von den Kindern dieser Ehe starben die beiden Söhne noch im zarten Alter; an ihren Tod knüpften sich unverhohlene Gerüchte, welche sich später bei dem Auftauchen des Findlings Kaspar Hauser in der abenteuerlichsten Weise erneuerten. Von den drei Töchtern vermählte sich Luise Amalie Stephanie mit dem Prinzen Gustav Wasa, Josephine Friederike Luise mit dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, Marie Amalie Elisabeth Karoline mit dem Herzoge Wilhelm Alexander von Hamilton. Nachfolger des Großherzogs Karl war sein Oheim Ludwig I., welcher von 1818 bis 1830 regierte.

(Wilh. Müller.)

XIII. Karl: Großherzoge von Sachsen-Weimar.

a) KARL AUGUST, Großherzog von Sachsen-Weimar, Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin und dessen Gemahlin, Anna Amalia, einer Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, geb. 3. Sept. 1757, verlor seinen Vater schon am 28. Mai 1758. Während seiner Minderjährigkeit führte zuerst sein Großvater, der Herzog von Braunschweig, von 1759 an seine Mutter, die in ebendiesem Jahre vom Kaiser für mündig erklärt war, die Vormundschaft über die beiden Söhne Karl August und Konstantin, und zugleich die Regentschaft bis zum Jahre 1775. Ausgezeichnet durch Eigenschaften des Geistes und des Herzens, sorgte die Großherzogin Amalia aufs beste sowol für das Wohl des Landes als für die Erziehung ihrer Söhne. Das durch den Siebenjährigen Krieg hart mitgenommene Land kam unter ihrer Regentschaft durch Förderung der Landwirthschaft und der Gewerbe und durch strengen Staatshaushalt wieder zum Wohlstand; durch Vervollkommnung alter und durch Gründung neuer Anstalten wurde das Unterrichtswesen verbessert und die Volksbildung gehoben. Nach dem Regierungsantritte ihres Sohnes widmete sie sich vorzugsweise der Pflege der Kunst und Wissenschaft. Ihr Schloß in Weimar und ihre Lustschlösser in Tiefurt und Ettersburg waren die Versammlungspunkte der einheimischen und auswärtigen Lichter, Künstler und Gelehrten. Sie gefiel sich im Verkehr mit geistreichen Personen und freute sich, neue Beziehungen anzuknüpfen und für die weimarischen Verhältnisse nützlich zu machen. Sie selbst besaß viel musikalisches Talent und componirte unter anderm die Operette „Erwin und Elmire". Am 10. April 1807 starb sie zu Weimar. Unter der Leitung dieser trefflichen Mutter, welche ihm zum Gouverneur den Grafen von Görz (nachmaligen preußischen Staatsminister), zu Lehrern den Dichter Wieland und den Hauptmann von Knebel gab, entwickelten sich die reichen Anlagen Karl August's aufs schönste. Auf einer Reise, die er mit seinem Bruder, in Begleitung des Grafen Görz, des Oberstallmeisters von Stein und Knebel's, 1774 nach Paris und der Schweiz machte, ließ er sich in Frankfurt Goethe vorstellen, dessen „Werther" und „Göz" so mächtig auf ihn gewirkt hatten, und schloß mit dem Dichter einen Freundschaftsbund, dessen funfzigjährige Dauer im J. 1825 unter allgemeiner Theilnahme gefeiert wurde. Auf dieser Reise kam er auch nach Karlsruhe an den Hof des trefflichen Markgrafen Karl Friedrich und lernte dort die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt kennen. Er verlobte sich mit ihr, und als er nach Zurücklegung des achtzehnten Lebensjahres am 3. Sept. 1775, seinem Geburtstage, die Regierung übernommen hatte, vermählte er sich vier Wochen darauf, am 3. Oct., mit der Prinzessin Luise (geb. 30. Jan. 1757, gest. 14. Febr. 1830). Im nämlichen Jahre berief er Goethe an seinen Hof und durch dessen Vermittelung im folgenden Jahre Herder als Oberhofprediger und Generalsuperintendent. An dem Hofe zu Weimar begann ein jugendlich-poetisches Leben, dem sich der verständnißvolle Fürst mit ganzer Seele hingab und dem das Liebhabertheater des Hofes besondern Reiz verlieh. Doch versäumte er darüber nicht die Regierungsgeschäfte, vielmehr bekümmerte er sich sorgfältig um die Einzelheiten derselben, ließ sich das Forst- und Jagdwesen, die Bau- und Feuerpolizei u. dgl. angelegen sein und suchte die tüchtigsten Männer für die Universität Jena zu gewinnen. In der deutschen Politik schloß er sich den Bestrebungen an, welche von dem Markgrafen Karl Friedrich von Baden und vom Herzoge Karl von Zweibrücken ausgingen und die Stiftung einer reichsständischen Union weltlicher und geistlicher Fürsten zum Schutze gegen die Vergrößerungspläne des Kaisers Joseph II. zum Ziel hatten. Karl August hatte 1783 und 1784 mehrere Unterredungen mit deutschen Fürsten und Ministern. Als im folgenden Jahre Friedrich der Große diese Projecte wieder aufgriff und zur Aufrechterhaltung der Reichsverfassung und des bestehenden Staatensystems mit Hannover und Sachsen den Fürstenbund schloß, war Karl August einer der ersten Fürsten, welche diesem Bunde beitraten. Er glaubte aber, daß derselbe auch nachdem das habsburgsche Project, den Kurfürsten Karl Theodor

von der Pfalz und von Baiern zu einer Abtretung Baierns gegen Uebernahme Belgiens zu bewegen, gescheitert und der Stifter des Fürstenbundes, Friedrich der Große, gestorben war, aufrecht erhalten werden sollte, und war längere Zeit, jedoch ohne Erfolg, thätig dafür, daß der Bund auf eine eingreifende Reform der Reichsverfassung, auf eine ersprießlichere Thätigkeit des Reichstags, auf eine nationalere Gestaltung des deutschen Reichs und des Verhältnisses der einzelnen Glieder sowol zum Ganzen als zueinander hinwirke. Im J. 1788 trat er als Generalmajor in preußische Kriegsdienste und machte als solcher die Feldzüge Preußens gegen die Franzosen 1792 und 1793 mit, wobei er in den Gefechten bei Pirmasenz und bei Kaiserslautern mit Auszeichnung kämpfte. Am 3. Dec. 1793 kehrte er von diesen Feldzügen nach Weimar zurück, und kurz darauf richtete er an König Friedrich Wilhelm II. von Preußen sein Entlassungsgesuch. Doch bald nach dem Regierungsantritte des Königs Friedrich Wilhelm III. trat er 1797 wieder in preußischen Dienst als Generallieutenant. Die Zeit von 1794 bis 1805, in welcher sein Land infolge der Neutralität Preußens vom Kriege verschont blieb, war für dieses eine Periode zunehmenden Wohlstandes, für den Herzog ein Zeitraum herrlichen Wirkens; es war Weimars Blütezeit. Karl August war fortwährend thätig in der Verwaltung des Landes und in der Verschönerung seiner Hauptstadt. Fichte und Schelling wurden nach Jena berufen, Schiller zuerst nach Jena, dann nach Weimar gezogen. Diese Stadt galt als die geistige Hauptstadt von Deutschland, das dortige Theater als die Musteranstalt für dramatische Aufführungen. Wer sich mit Literatur und Kunst beschäftigte, fühlte sich von Weimar angezogen; sogar Ausländer, namentlich Engländer, siedelten sich dort an. In diese reiche, friedliche Thätigkeit brachte der Ausbruch des preußisch-französischen Krieges von 1806 eine große Verwirrung. Karl August ging auf die Einladung Preußens, in den projectirten Nordbund einzutreten, bereitwillig ein, schloß im September zu Erfurt einen Vertrag mit Preußen, wonach er seine Truppen dem preußischen Heere einverleibte, und übernahm das Commando über eine Abtheilung, welche während der Entscheidungsschlacht bei Ilmenau und Arnstadt zu stehen hatte. Auf die Nachricht von der Schlacht bei Jena zog er mit seinen Truppen über Erfurt nach Braunschweig und Wolfenbüttel und erfuhr dort am 26. Oct., was inzwischen in Weimar vorgegangen war. Nachdem die Herzogin Amalie mit der Prinzessin Karoline, dem Erbprinzen und dessen Gemahlin (Maria Paulowna) aus Weimar sich geflüchtet hatten, drangen am Abend des 14. Oct. die siegreichen Franzosen in Weimar ein und fingen an zu plündern. Am 15. kam Napoleon im dortigen Schlosse an. Auf seine Frage: „Wo ist der Herzog, Ihr Gemahl?" erwiderte die Herzogin Luise mit unvergleichlicher Würde: „An der Stelle seiner Pflicht." Am folgenden Tage verlangte sie eine Audienz und vermochte Napoleon zu dem Befehl, daß der Plünderung Einhalt gethan werden solle. Dem Herzoge wollte Napoleon seine Souveränetät lassen, falls dieser binnen 24 Stunden das preußische Heer verlasse, sein Contingent zurückrufe und nach Weimar zurückkehre. Da aber niemand wußte, wo der Herzog sich befand, so dehnte Napoleon die Rückkehrsfrist auf drei Tage aus. Endlich traf Kammerjunker von Spiegel den Herzog in Wolfenbüttel. Dieser zog sofort nach Stendal, erzwang den Uebergang über die Elbe und schrieb am 27. Oct. einen zugleich für Napoleon bestimmten Brief an seine Gemahlin, worin er über seine Verbindung mit Preußen Aufschlüsse gab. Nach kurzem Aufenthalte in Güstrow und Schleswig traf der Herzog am 23. Nov. in Berlin ein, konnte aber bei Napoleon, der zu seiner Armee nach Polen abreiste, keine Audienz mehr erlangen, daher er Geh. Rath Müller im December nach Posen in das französische Hauptquartier sandte. Dort wurde am 15. Dec. der Friedensvertrag unterzeichnet, wonach Karl August sein Land behielt, aber in den Rheinbund eintreten und eine Contribution von 2,200,000 Fr. zahlen mußte. Damit diese schneller abgezahlt würde, gab die Herzogin Luise ihren Juwelenschmuck her. Erst als der König Friedrich Wilhelm III. ihn förmlich des Dienstes entließ, machte der Herzog von der Erlaubniß Napoleon's, nach Weimar zurückkehren zu dürfen, Gebrauch. Am 18. Juli 1807, als der siegreiche Napoleon nach Dresden kam, hatte Karl August dort eine kurze Unterredung mit ihm. Auch wohnte er dem Congresse zu Erfurt 1808 bei und bewirthete am 6. Oct. die Kaiser und Könige in Weimar. Das Contingent des Herzogs hatte unter französischen Fahnen in Tirol, Spanien und Rußland zu kämpfen. Da jedermann die nationale Gesinnung des Herzogs kannte, so wurde der Hof zu Weimar von den französischen Behörden und Spionen mit Mistrauen beobachtet. Auf seinem Zuge nach Rußland hatte Napoleon 1812 in Dresden eine zweistündige Unterredung mit dem Herzoge, worin er über die Motive zum Kriege und über seine gewaltigen Rüstungen mit ihm sprach. Neue Differenzen mit Napoleon erhoben sich im April 1813, als ein compromittirender Chiffernbrief des Geh. Raths von Voigt und Kammerherrn von Spiegel in die Hände der Franzosen fiel. „Euer Fürst ist der widerspenstigste von Europa", rief der erzürnte Imperator aus. Doch ließ er sich durch einen Besuch, den der Herzog am 27. April bei ihm in Erfurt machte, wieder begütigen. Nach der Schlacht bei Leipzig kamen am 24. Oct. die Kaiser von Rußland und von Oesterreich und der König von Preußen mit ihren Generalen und Diplomaten nach Weimar; der Herzog reiste am 24. Nov. nach Frankfurt und zog als russischer General und Befehlshaber eines aus Russen, Sachsen und Hessen zusammengesetzten Corps nach Belgien, wo er sowol die Niederlande als den Rücken der Verbündeten gegen die Truppen des Generals Maison zu decken hatte. Von da begab er sich nach Paris und London und kam erst am 1. Sept. nach Weimar zurück. Auf dem Wiener Congresse, dem er persönlich beiwohnte, vertrat Präsident von Gersdorff die weimarischen Ansprüche und bekämpfte den Plan der süddeutschen Könige, welche die kleinern deutschen Fürsten bei dem zu schließenden Bunde möglichst wenig gelten lassen wollten. Auf den Antrag des Kaisers Alexander wurde

dem herzoglichen Hause die großherzogliche Würde zuerkannt. Auch erhielt der Herzog als Ersatz für seine großen Opfer im Befreiungskriege eine Vergrößerung seines Gebietes. Von den französischen Kriegscontributionen verwandte er 800,000 Thaler zur Entschädigung derjenigen seiner Unterthanen, welche in den Kriegsjahren die härtesten Verluste erlitten hatten. Karl August war der erste deutsche Fürst und von den norddeutschen Fürsten der einzige, der seinem Lande eine repräsentative Verfassung gab. Am 7. April 1816 eröffnete er die constituirende Versammlung, zu welcher er die Stände seines Landes einberufen hatte, und legte ihr einen vom Prof. Schweitzer in Jena, dem nachherigen Staatsminister, ausgearbeiteten Verfassungsentwurf vor. Nachdem die Versammlung sich mit der Regierung hierüber verständigt hatte, wurde die neue Verfassung am 5. Mai veröffentlicht. Der neue Landtag, der 1817 zum ersten mal in Weimar zusammentrat, entfaltete auf dem Gebiete der Rechtspflege, der Verwaltung und des Finanzwesens eine den Staat neugestaltende Thätigkeit. Der Herzog beschäftigte sich viel mit der Hebung der Landwirthschaft, wofür er Musterwirthschaften hatte anlegen lassen, mit Verbesserung und Erweiterung der wissenschaftlichen und Kunstanstalten. Zum Zwecke der engern Verbindung der thüringischen Staaten untereinander wirkte er für Einsetzung eines gemeinsamen Oberappellationsgerichts, das 1816 in Jena eingerichtet wurde, und noch in seinen letzten Jahren für Gründung einer thüringischen Zolleinigung, wobei er „die wünschenswerthe Vereinigung des ganzen deutschen Vaterlandes zu einem europäischen Handelsstaate" ins Auge faßte. Die durch die Verfassung garantirte Preßfreiheit, gegen welche der 1817 in Weimar sich aufhaltende russische Staatsrath August von Kotzebue bei seiner Regierung Klage erhob, und die Freiheit der Universität Jena beschützte der Großherzog so lange und so sehr er konnte. Die auf die Wartburgfeier und die That Sand's folgenden karlsbader Beschlüsse führte er nur mit Widerstreben und so mild als möglich aus. Das schöne Verhältniß, das zwischen Fürst und Volk bestand, wurde durch nichts gestört. Sein Regierungsjubiläum 1825 wurde vom ganzen Lande unter Kundgebungen der innigen Liebe und Achtung gefeiert. Am 1. Juni 1828 traf Karl August im Lustschlosse zu Glienicke bei Potsdam ein, um den wenige Wochen vorher geborenen Urenkel (Prinz Friedrich Karl) zu sehen und die Enkelin, Prinzessin Karl, zu begrüßen, und brachte einige Tage in Berlin als Gast des Königs zu, den neuen Merkwürdigkeiten seine Aufmerksamkeit widmend und viel mit Alexander von Humboldt verkehrend. Auf der Heimreise starb er am 14. Juni 1828 im Schlosse Graditz bei Torgau, vom Schlage getroffen. Sein Nachfolger war sein Sohn Karl Friedrich (s. d.). Das Karl-August-Denkmal, eine von A. Donndorf verfertigte Reiterstatue, wurde am 3. Sept. 1875 in Weimar enthüllt. *(Wilh. Müller.)*

b) KARL FRIEDRICH, Großherzog von Sachsen-Weimar, geboren zu Weimar am 2. Febr. 1783 als der älteste Sohn des Großherzogs Karl August (s. d.) und der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, erhielt unter der Leitung Herder's und Böttiger's eine sorgfältige Erziehung und vermählte sich am 9. Nov. 1804 mit der Großfürstin Maria Paulowna (geb. am 16. Febr. 1786, gest. am 23. Juni 1859). Die Nachricht von dem am 14. Juni 1825 erfolgten Tode seines Vaters erhielt er während seines Aufenthalts in Petersburg. Er trat sofort die Regierung des Großherzogthums an und führte dieselbe in dem edeln, freisinnigen Geiste seines Vaters, jedoch mit mehr Sparsamkeit, besonders hinsichtlich der Ausgaben für den Hofhalt. Alle Zweige des Staatswesens erfreuten sich seiner Fürsorge; den Landständen wurden die den Bedürfnissen der Zeit entsprechenden Gesetzentwürfe vorgelegt; an dem Zustandekommen des Deutschen Zollvereins nahm er den eifrigsten Antheil. Gegenüber der Bewegung von 1848 verstand er es, rechtzeitig nachzugeben und Zugeständnisse zu machen. Die damalige Opposition verlangte Preßfreiheit, Vereinigung des Kammervermögens mit dem landschaftlichen Vermögen, Reform der landständischen Vertretung und eine liberale Gemeindeordnung. Der Großherzog, welcher den liberalen Staatsrath von Wydenbruck in das Ministerium aufnahm, entsprach diesen Wünschen und führte dadurch die revolutionäre Bewegung in die friedliche Bahn der Reform. Am 8. Juli 1853 starb Karl Friedrich. Wie er als Regent, so zeichnete sich seine Gemahlin durch umsichtige Hülfeleistung und Wohlthun aus. Die Kinder dieser Ehe waren: der Großherzog Karl Alexander, geb. am 24. Juni 1818, seit 8. Oct. 1842 vermählt mit Prinzessin Sophie, geb. am 8. April 1824, Tochter des Königs Wilhelm II. der Niederlande; Prinzessin Marie, geb. am 3. Febr. 1808, seit 26. Mai 1827 vermählt mit dem Prinzen Karl von Preußen, gest. am 18. Jan. 1877; Prinzessin Augusta, geboren am 30. Sept. 1811, vermählt seit dem 11. Juni 1829 mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen, dem spätern Deutschen Kaiser. *(Wilh. Müller.)*

XIV. Karl: Herzoge von Braunschweig.

a) KARL, Herzog von Braunschweig-Bevern, geb. 1. Aug. 1713, Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht II., erhielt von seinem Hofmeister, dem nachmaligen Geh. Rath von Heimburg, eine höchst einseitige Erziehung und Ausbildung, bei welcher über den religiösen Uebungen die eigentlichen Studien vernachlässigt wurden und die Entwickelung des Charakters gehemmt war. Um so zügelloser war sein Leben, als er sich von diesen äußerlichen Schranken befreit sah. Als er in seinem siebzehnten Lebensjahre mit seinem Vater nach Berlin an den Hof des Königs Friedrich Wilhelm I. kam, verlobte er sich, nicht aus eigener Neigung, sondern auf den Wunsch des Königs, mit dessen Tochter Philippine Charlotte, während der Kronprinz Friedrich (später König Friedrich II.), gleichfalls gegen seinen Willen, sich mit des Prinzen Schwester, Elisabeth Christine, verlobte. Nach der in Salzdalum am 12. Juni 1733 erfolgten Vermählung der beiden letztern reiste Karl mit der preußischen Königsfamilie nach Berlin und feierte dort am 2. Juli 1733 gleichfalls seine Vermählung. Im J. 1735, im Polnischen Erbfolgekriege, stand er mit seinem Vater im Heere des Prinzen

Eugen am Oberrhein, als der Tod des Herzogs Rudolf August den Vater zur Uebernahme der Regierung von Braunschweig berief. Doch starb derselbe schon nach sieben Monaten am 13. Sept. 1735, worauf Karl Herzog und Regent von Braunschweig wurde. Die Fehler vieler kleiner Fürsten jenes Jahrhunderts theilend, brachte er durch seinen Hang zu sinnlichen Vergnügungen, zu glänzender Hofhaltung, zum Soldatenspiel, zum Theater, das allein einen jährlichen Zuschuß von 70,000 Thalern erforderte, sein Land in große finanzielle Bedrängniß. Vergebens suchte Hieronymus von Münchhausen und nach ihm der Geh. Rath von Cramm Ordnung in den Hof- und Staatshaushalt zu bringen; die willkürlichen Eingriffe des genußsüchtigen und launenhaften Herzogs ließen keine geordnete Verwaltung aufkommen. Die Ausgaben überstiegen die Einkünfte des Landes um mehr als 80,000 Thaler, sodaß dieses zuletzt eine Schuldenlast von etwa 12 Mill. Thalern hatte, welche Summe in Holland, Genua und bei den Höfen von Hannover und Berlin aufgebracht wurde. Trotzdem dauerte die Verschwendung des Herzogs fort. Der Siebenjährige Krieg, in welchem der Herzog zuerst 6000, später 16,000 Mann gegen Zahlung englischer Hülfsgelder stellte, vermehrte die Finanznoth des Landes. In der Schlacht bei Hastenbeck befehligte der Herzog selbst seine Truppen, und flüchtete nach dem unglücklichen Ausgange derselben nach Hamburg, während die Franzosen sein Land überschwemmten, plünderten und verwüsteten. Erst nach dem Abzuge derselben kehrte er zurück. Nach dem Friedensschlusse war das Land in einer so trostlosen Lage, daß der Erbprinz, Karl Wilhelm Ferdinand (s. d.), selbst eingreifen und, unter dem Widerspruche seines Vaters, Maßregeln durchsetzen mußte, um der grenzenlosen Verwirrung in den Finanzen zu steuern und wenigstens die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Zu diesem Zwecke wurde ein Finanzcollegium errichtet, welches nach und nach die schlimmsten Schäden beseitigte. Gern griff der Herzog zu, als beim Ausbruch des englisch-amerikanischen Kriegs England deutsche Truppen zur Bekämpfung des Aufstandes der amerikanischen Provinzen warb. Nach dem Vertrage vom 9. Jan. 1776, welcher die Genehmigung der Landstände erhielt, überließ er der Krone England vier bis fünf Regimenter, wofür ihm jährlich 64,500 Thaler und bei Entlassung derselben 250,000 Thaler ausbezahlt wurden. Die Truppen kehrten erst 1783 in sehr reducirter Anzahl in die Heimat zurück. Am 26. März 1780 starb der Herzog, worauf sein Sohn, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, die Regierung übernahm. *(Wilh. Müller.)*

b) KARL WILHELM FERDINAND, Herzog von Braunschweig, geboren zu Wolfenbüttel am 9. Oct. 1735, ältester Sohn des Herzogs Karl und der Prinzessin Charlotte, einer Schwester Friedrich's des Großen, hatte zuerst den Abt Jerusalem zum Lehrer und Erzieher und besuchte dann das Collegium Carolinum. Er trat frühzeitig in den Militärdienst und machte den Siebenjährigen Krieg unter dem Oberbefehle seines Oheims Ferdinand mit, welcher die Aufgabe hatte, an der Spitze einer englisch-deutschen Armee die französischen Heere am Rhein und an der Weser zu bekämpfen. Der „Erbprinz", unter welchem Namen er bekannt war, zeichnete sich in mehrern Gefechten in hervorragender Weise aus: im Treffen bei Hastenbeck 1757 nahm er an der Spitze von zwei Bataillonen eine Batterie; der Sieg von Krefeld 1758 wurde hauptsächlich durch den persönlichen Muth des das Fußvolk des linken Flügels befehligenden Erbprinzen entschieden; in der Schlacht bei Minden 1759 kämpfte er so muthvoll, daß Friedrich der Große ihn durch eine Ode feierte und in seiner „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs" seine Verdienste rühmte. Darauf zwang der Erbprinz den Feind, Hessen zu räumen und schlug 12,000 Würtemberger, welche sich unter ihrem Herzoge Karl an die französische Armee angeschlossen hatten und bei Fulda standen. Im Juli 1761 vertrieb er den Prinzen Soubise, welcher im Münsterlande, im Osnabrückischen und in Ostfriesland plündernd die Einwohner mishandelte, aus diesen Landschaften. Nach Beendigung des Kriegs vermählte er sich 1764 mit der Prinzessin Auguste, Tochter des Prinzen von Wales. Im J. 1773 trat er als General der Infanterie in die preußische Armee ein und betheiligte sich an dem Bairischen Erbfolgekriege. Nach seines Vaters Tode, am 26. März 1780, übernahm er die Regierung von Braunschweig. Er führte sofort am Hofe und in der Verwaltung des Landes die strengste Sparsamkeit ein, da infolge der luxuriösen Hofhaltung seines Vaters das Land eine große Schuldenlast hatte, die Unterthanen verarmt, der Handel gelähmt war. Seiner persönlichen Thätigkeit, wobei er von dem Grafen von Hardenberg unterstützt wurde, gelang es, im Laufe der nächsten Jahre das Land wieder zu glücklichem Wohlstande zu bringen. Vom Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen zum Generalfeldmarschall der preußischen Armee ernannt, zog er 1787 mit einem preußischen Heere nach Holland und setzte den mit den demokratischen und republikanischen Parteien dieses Staates ganz zerfallenen Statthalter Wilhelm II. von Oranien, dessen Gemahlin eine Schwester des preußischen Königs war, wieder in seine Rechte ein. Nach der Kriegserklärung Preußens an Frankreich erhielt er den Oberbefehl über das preußische Heer und erließ am 25. Juli 1792 von Koblenz aus das von dem französischen Marquis de Linon verfaßte Manifest, das in Frankreich so große Erbitterung hervorrief. Er war mit der Fassung des Manifestes nicht einverstanden, erlaubte sich aber keine Einrede, weil es die Billigung des Königs hatte. Er hätte überhaupt diesen Krieg lieber vermieden, misbilligte das Bündniß mit Oesterreich und konnte sich mit den großsprecherischen Emigranten nicht vertragen. Mit allen andern Autoritäten theilte er den Fehler, daß er die militärischen Kräfte Frankreichs unterschätzte. Er rückte in Frankreich ein, brachte viel kostbare Zeit mit der Belagerung unbedeutender Festungen, wie Longwy und Verdun, zu und ließ dem Feinde Zeit, die wichtigsten Plätze im Argonnerwalde zu besetzen und zu befestigen und durch Heranziehung neuer Mannschaften sich zu verstärken. Daher war nach Eroberung jener beiden Festungen von einem raschen Marsche nach Paris, wie es der König von Preußen wünschte, keine Rede

mehr. Es kam nur noch zu kleinern Gefechten und zu der Kanonade von Valmy. Darauf folgten Unterhandlungen mit dem französischen General Dumouriez, infolge deren die deshalb mißtrauischen österreichischen Generale nach nach Belgien zurückzogen, worauf dem Herzoge, dessen Heer durch die Ungunst der Jahreszeit und durch den Mangel an Proviant sehr Noth litt, nichts übrig blieb, als den Rückzug nach Trier anzutreten. Der französische Nationalconvent trug nun den Revolutionskrieg in die Nachbarstaaten, und General Custine nahm Speier, Worms, Mainz, Frankfurt. Dies gab Veranlassung zum Abschluß der ersten Coalition. Custine wurde durch die preußisch-hessische Armee aus Frankfurt und vom ganzen rechten Rheinufer verjagt, und Friedrich Wilhelm und Herzog Karl verhandelten in Frankfurt mit den österreichischen Generalen über ein gemeinsames Vorgehen gegen den Feind. In dem Feldzuge von 1793 eroberte der Herzog wieder Mainz, schlug die Franzosen im September und November bei Pirmasenz und Kaiserslautern, konnte aber Landau nicht erobern und sah sich zum Rückzuge genöthigt. Verstimmt über diesen Ausgang des Feldzugs, verlangte er am 28. Dec. seinen Abschied und erhielt den Feldmarschall Mollendorf zum Nachfolger im Commando. Beim Ausbruch des Kriegs von 1806 übernahm aber der Herzog, welcher kurz zuvor im Auftrage des Königs von Preußen nach Petersburg gereist war, um die Besetzung Hannovers zu entschuldigen und nöthigenfalls dafür die Abtretung Ostpreußens anzubieten, aufs neue das Commando über die preußische Armee. Zu gleicher Zeit starb am 20. Sept. sein Erbprinz Karl Ludwig Georg August, welcher am 8. Febr. 1766 zu London geboren war und 1790 mit Luise, der Tochter des Erbstatthalters Wilhelm II., sich vermählt hatte. Die Ehe war kinderlos. Mit wenig Zuversicht und Freudigkeit zog der Herzog in den Krieg. In der Schlacht bei Auerstädt am 14. Oct. 1806 zerschmetterte ihm eine Kugel den Knochen oberhalb des rechten Auges und trieb das linke weit aus seiner Höhle. Er stürzte besinnungslos nieder, wurde nach Auerstädt gebracht und von da zu Wagen, dann auf einem Ruhebette nach Braunschweig, wo er am 20. Oct. ankam. Er fand dort niemand von seiner Familie, da alle Glieder des fürstlichen Hauses sich geflüchtet hatten. Da nur bei strengster Ruhe die Sehkraft des Verwundeten gerettet werden konnte, so sandte der Herzog den Oberhofmarschall von Münchhausen an Napoleon und bat um Neutralität für sein Land und um Sicherheit für seine Person, „damit er ruhig im Schlosse seiner Väter sterben könne". Aber Napoleon schlug beides ab. Daher verließ er auf einem Tragbette, das in einen Wagen gestellt wurde, am 25. Oct. Braunschweig und kam über Hamburg nach Ottensen. Bald fanden sich seine Gemahlin, seine Schwester Auguste Dorothea, Aebtissin von Gandersheim, und seine beiden Söhne, Georg Wilhelm Christian und August, ein und blieben bei dem blinden Herzoge bis zu seinem Tode, der am 10. Nov. 1806 erfolgte. Schon am 26. Oct. rückten die Franzosen in Braunschweig ein, ließen die herzoglichen Wappen abnehmen, schickten die werthvollsten Schätze der Kunstsammlung des Herzogs nach Paris und erklärten das Land für erobertes Gebiet. Dem Herzoge wurde 1874 in Braunschweig ein von Ponninger gefertigtes Denkmal, ein Reiterstandbild, errichtet. *(Wilh. Müller.)*

c) KARL (Friedrich August Wilhelm), entthronter Herzog von Braunschweig, geb. am 30. Oct. 1804, Sohn des bei Quatrebras am 16. Juni 1815 gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm und der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, floh nach der Schlacht bei Jena mit seiner Mutter und seinem jüngern Bruder Wilhelm nach Schweden, dessen König Gustav IV. Adolf die Schwester der Mutter zur Gemahlin hatte, hielt sich 1807 in Karlsruhe und nach dem Tode seiner Mutter (gest. April 1808) in England auf. Nach dem Tode seines Vaters unter die Vormundschaft des Prinz-Regenten, nachherigen Königs Georg IV. von England, gestellt, lebte er bis 1820 in Braunschweig, von da bis 1822 in Lausanne, darauf in Brüssel bei seiner Großmutter, der Markgräfin Amalie von Baden, und zuletzt in Wien. Das Unstete dieses Lebens, die Ungleichartigkeit seiner Erziehung und der Mangel tüchtiger Lehrer wirkten höchst ungünstig auf den Charakter des Prinzen, der schon in früher Jugend Neigung zu maßlosen Ausschweifungen und einen bis zum Despotismus gehenden Eigenwillen zeigte. In Wien wurde er mit dem Fürsten Metternich bekannt, der ihn in seinen Begriffen von fürstlicher Unverantwortlichkeit noch bestärkte. Als er volljährig war, wurde ihm am 23. Oct. 1823 die Regierung des Herzogthums Braunschweig übertragen, nachdem seither unter der vormundschaftlichen Regierung der hannoversche Minister Graf Münster und der Präsident des Geheimen Raths von Schmidt-Phiseldeck die Leitung der Staatsgeschäfte besorgt hatten. Herzog Karl hob, um selbständig regieren zu können, das Geheimraths-Collegium 1827 auf, unterließ die Berufung der Stände und bestritt die Rechtsgültigkeit der Verwaltungsdecrete der vormundschaftlichen Regierung. Schmidt-Phiseldeck mußte vor den Verfolgungen des Herzogs nach Hannover fliehen; seine Auslieferung und die Herausgabe gewisser Staatsschriften wurden von dem Grafen Münster verweigert, und darüber kam es zu einem skandalösen Streite zwischen dem Herzoge einerseits und dem Könige Georg und dem Grafen Münster andererseits. Karl ging in seiner Leidenschaft so weit, daß er das Bild des letztern in seinem Garten aufhängen ließ und beschoß, daß er ihn zum Zweikampf herausforderte und die Vormundschaft geradezu anklagte, sie habe ihn absichtlich durch Geistesläbmung zur Unselbständigkeit und Unwissenheit erziehen wollen. Sein Lebenswandel war höchst anstößig, seine Beamten waren zum Theil unfähige und unmoralische Menschen, welche seine Eingriffe in das Justiz- und in das Finanzwesen, den Verkauf von Domänen zu Gunsten seiner Privatkasse mit sklavischer Unterthänigkeit geschehen ließen. Das ganze Land, besonders auch der Adel und die höheren Beamten, waren empört über diese Regierung. Die Stände beschwerten sich beim Bundestag über den Herzog, der die Verfassung nicht anerkannte und durchaus ungesetzlich regierte. Inzwischen begab sich

dieser 1829 nach Frankreich und war 1830 in Paris Zeuge der Juli-Revolution und ihrer Folgen. Aber diese so vernehmliche Lehre ging spurlos an dem Fürsten vorüber. Er kehrte nach Braunschweig zurück in dem Gedanken, vorkommenden Falls energischer aufzutreten als König Karl X. Dort gingen Gerüchte um, der Herzog habe den Oberstallmeister von Oyenhausen vergiftet und wolle dessen Stelle einem Franzosen, Namens Aloard, den er von seiner Reise mitgebracht hatte, übertragen. Eine Bürgerdeputation schilderte ihm die Stimmung des Volkes, verlangte Abstellung der Beschwerden und Berufung der Stände. Als er statt einer zusagenden Antwort die Wachen verdoppeln und 16 Kanonen vor der Kaserne auffahren ließ, erhob sich das Volk am Abend des 7. Sept. 1830 und erstürmte, während der Herzog auf dem Schloßplatze mit den Truppen stand, an einer unbewachten Stelle das Schloß, ohne daß die Offiziere für ein Einschreiten sprachen, sodaß der Herzog sich zur Flucht genöthigt sah, während hinter ihm sein Schloß bis auf die äußern Mauern niederbrannte. Der ständische Ausschuß berief die Landstände und bat den Bruder des Herzogs, den Prinzen Wilhelm, welcher in Berlin in Militärdiensten stand, die Regierung zu übernehmen. Dieser übernahm sie als Generalgouverneur des Herzogthums, wozu er von Karl ernannt wurde, und ließ durch die Stände den König von England um seine Vermittelung angehen. Karl, welcher nach London geflohen war, fand dort nicht die gewünschte Unterstützung, begab sich daher nach Frankfurt, erließ von dort Proclamationen an die Braunschweiger, in welchen er die Einsetzung einer freisinnigen Regierung versprach, fand aber nirgends Theilnahme oder Glauben. Als er im November mit etwa 80 im Haag angeworbenen Leuten das braunschweigische Gebiet betrat, wurde er von einem Piket schwarzer Jäger zurückgewiesen. Sowol die Agnaten als der Bundestag erklärten ihn für regierungsunfähig, worauf Prinz Wilhelm am 25. April 1831 definitiv die Regierung übernahm, ein volksfreundliches Ministerium einsetzte und mit den Ständen eine neue Verfassung vereinbarte, welche am 12. Oct. 1832 als Grundgesetz des Landes verkündigt wurde. Der vertriebene Herzog Karl ging zunächst nach Paris, immer mit dem Gedanken beschäftigt, sich wieder in den Besitz seines Landes zu setzen, kam aber nie mehr nach Deutschland zurück. Er begab sich 1831 nach Spanien, von da nach London und wieder nach Paris, wo er durch seinen Lebenswandel und durch sein excentrisches Wesen Aufsehen und Anstoß erregte und Anlaß zu skandalvollen Processen gab. Im J. 1870 ließ er sich in Genf nieder. Dort starb er am 18. Aug. 1873. Sein bedeutendes, an Diamanten reiches Vermögen, das auf 30 Mill. Fr. geschätzt wurde, vermachte er, seinen nächsten Verwandten zürnend, der Stadt Genf, gegen die Verpflichtung, daß diese ihm auf einem öffentlichen Platze der Stadt eine Reiterstatue errichten lasse. Das Testament wurde am 27. März 1874 ratificirt, wobei einige Kostbarkeiten, wie die Vase von Mantua und der Sapphir-Ring der Königin Maria Stuart, an Braunschweig zurückgegeben wurden. *(Wilh. Müller.)*

XV. Karl: Herzog von Mecklenburg-Strelitz.

KARL (Friedrich August), Herzog von Mecklenburg-Strelitz, geboren in Hannover am 30. Nov. 1785, Stiefbruder des Großherzogs Georg von Mecklenburg-Strelitz und der Königin Luise von Preußen, Sohn des nachmaligen Großherzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz und der Prinzessin Charlotte von Hessen-Darmstadt, wurde, da seine Mutter schon im December 1785 starb, nebst seinen Geschwistern in Darmstadt unter der Aufsicht seiner Großmutter erzogen, bis er 1794 dem Vater, welcher in Hannover als hannoverscher Feldmarschall und Generalgouverneur lebte, nach Strelitz folgte. Nachdem er 1801 in die Kriegsschule zu Berlin eingetreten war, wurde er 1805 zum Major in der Garde ernannt. Er kämpfte 1806 bei Auerstädt, 1813 als Oberst bei Großgörschen und Bautzen, wurde zum Generalmajor befördert, zeichnete sich in allen Gefechten der schlesischen Armee unter Blücher's Obercommando an der Katzbach, bei Wartenburg und am 16. Oct. bei Möckern aus, und wurde in letzterer Schlacht schwer verwundet, sodaß er in dem Feldzuge von 1814 erst nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris im Hauptquartiere eintreffen konnte. Schon vorher war er zum Generallieutenant ernannt worden; 1815 wurde er commandirender General des Gardecorps, das er 1815 nach Frankreich führte und bis zu seinem Tode befehligte. Im J. 1817 wurde er zum Mitglied des Staatsraths, 1825 zum General der Infanterie, 1827 zum definitiven Präsidenten des Staatsraths ernannt mit der Befugniß, an den Sitzungen der Staatsminister theilzunehmen. Er starb am 21. Sept. 1837. Er zeichnete sich nicht blos durch militärische Tüchtigkeit, sondern auch durch staatsmännische Begabung und Gewandtheit aus, war aber den absolutistischen Ideen zugethan und übte großen Einfluß auf das Eintreten der preußischen Reactionsperiode, zumal nach dem 1822 erfolgten Tode des Staatskanzlers v. Hardenberg. Prinz Karl nebst dem Fürsten Wittgenstein stand an der Spitze jener mächtigen Hof- und Feudalpartei, welche bereit war, den größten Theil der Stein'schen Reformen wieder rückgängig zu machen, und auch manche derselben zu Gunsten der Großgrundbesitzer modificirte, und hatte schon wegen seiner verwandtschaftlichen Verhältnisse, als Schwager des Königs, eine vielvermögende Stellung. Er war auch Freund der Poesie und Literatur, versammelte in seinem Schlosse Monbijou zu Berlin einen Kreis von literarischen Celebritäten und schrieb in seinen letzten Lebensjahren unter dem Namen „Weißhaupt" das Lustspiel „Die Isolirten" und das Trauerspiel „Der ewige Jude". *(Wilh. Müller.)*

XVI. Karl: Herzog von Holstein-Gottorp.

KARL FRIEDRICH, Herzog von Holstein-Gottorp, der Stifter des gegenwärtigen Kaiserhauses von Rußland, war das einzige Kind Herzog Friedrich's IV. aus seiner Ehe mit Hedwig Sophia, der ältesten Tochter König Karl's XI. von Schweden. Am 30. April 1700 zu Gottorp geboren, hatte er kaum sein zweites Lebens-

zwar zurücklegt, als sein Vater, welcher der weltberühmte Gegner Karl's XII. von Schweden in allen tollen und verwegenen Streichen und zuletzt im ersten polnischen Feldzuge gewesen war, in der Schlacht bei Klissow am 19. Juli 1702 getödtet wurde. Die junge, kaum zwanzigjährige Herzogin-Wittwe, die sich mit ihrem Sohne beim Tode des Oheims gerade am Hofe zu Stockholm aufhielt, blieb auch fernerhin dort und übernahm unter Verzicht ihren eigenen Großmutter Hedwig Eleonore, der Wittwe Karl's X. und einer der acht Vaterschwestern Friedrich's IV., die Erziehung des Kindes und die Vormundschaft unter der Obervormundschaft des Königs von Schweden, ihres Bruders; sie starb aber schon am 23. Dec. 1708. Der junge Prinz wurde in den damals üblichen Schulwissenschaften nur höchst oberflächlich unterrichtet; von einer guten Ausbildung seines Charakters war vollends nicht die Rede, seitdem seine hochbejahrte Aeltermutter Hedwig Eleonore im J. 1715 gestorben war; denn nunmehr hatte er bei keiner der fürstlichen Personen des schwedischen Hofes Halt und Stütze, sah sich vielmehr überall zurückgestoßen und kam ganz in die Hände niederer Leute. Erst als Karl XII. aus der Türkei zurückkehrte, schloß er sich diesem in inniger Verehrung an und blieb trotz seiner Volljährigkeitserklärung vorläufig noch in Schweden, da er von der Hülfe des Königs den Wiedergewinn seines ihm inzwischen vom Dänenkönige Friedrich IV. entrissenen Antheils an Schleswig erhoffte.

Seit dem Tode Friedrich's I. von Dänemark (1533) waren die beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein zwischen den von ihm entsprossenen Hauptlinien des Hauses Oldenburg, der älteren oder königlichen und der jüngeren oder herzoglichen, getheilt, jedoch nicht etwa so, daß jedes derselben in zwei größere Stücke zerlegt gewesen wäre, sondern derart, daß die Antheile der beiden Linien immer aus mehrern kleineren, durcheinanderliegenden Stücken bestanden. Waren schon hierdurch häufige Competenzstreitigkeiten unvermeidlich, so nahm der Zwist beider Linien eine noch weit größere Erbitterung an, als die Könige über den herzoglichen Antheil in Schleswig Souveränetätsrechte in Anspruch nahmen und seit der Mitte des 17. Jahrh. auch auszuüben versuchten. Nicht immer waren die Herzoge aus solchen Streitigkeiten siegreich hervorgegangen, wenn sie sich auch wol der Hülfe Schwedens, Englands und Hollands zu erfreuen hatten. Erst durch den Frieden von Travendal vom 18. Aug. 1700 hatte Karl XII. seinen ihm eng verbundenen Schwager Friedrich IV. aus der dänischen Vasallenschaft befreit, sodaß beide Linien für ihre Antheile in Schleswig auf gleichen Fuß gesetzt waren; doch konnte die gegenseitige Erbitterung auch jetzt nicht ganz erlöschen, sie fand vielmehr immer neue Nahrung, da über Prälaten, Ritterschaft und einige Städte Schleswigs die gemeinsame Regierung beider Linien erhalten blieb. An der Spitze der Vormundschaft und Regentschaft für Karl Friedrich in Gottorp selbst stand als Administrator des gefallenen Herzogs jüngerer Bruder Christian August, Coadjutor und seit 1706 Bischof von Lübeck, welchem der König von Dänemark diese Würde streitig machte, indem er sich noch immer bemühte, sie für seinen eigenen Bruder durchzusetzen und demgemäß dem Administrator die Führung des entsprechenden Titels in den gemeinschaftlichen Verfügungen nicht gestatten wollte. Erst 1707 fand diese Sache ihren Abschluß, als endlich der König von seinen Bestrebungen auf Lübeck ganz zurücktreten mußte. Nebenher liefen wieder andere, noch nichtigere Titelstreitigkeiten, zuerst darüber, ob der Herzogin-Mutter, deren Antheil an der Vormundschaft dem Könige ebenso wenig genehm war wie die schwedische Obervormundschaft, die Bezeichnung Durchlauchtig oder Durchlauchtigst zukäme, und kaum war dieser Streit beigelegt, so brach der „Fracturstreit" aus, der darin seinen Grund hatte, daß der Administrator verlangte, sein Name solle in den Erlassen der gemeinschaftlichen Regierung mit ebenso großen Buchstaben gedruckt werden wie der des Königs. So nichtig an sich selbst besonders dieser letztere Hader war, so wichtig und nachtheilig wurde er durch seine Folgen, denn da der König den Umdruck eines Landgerichtspatents vom J. 1703, die herzogliche Regierung aber die Besiegelung verweigerte, so konnte volle acht Jahre hindurch kein Landgericht in Schleswig abgehalten werden; alle Processe, welche Mitglieder der Ritterschaft betrafen, mußten liegen bleiben, gegen Personen von ritterlicher Qualität war der Weg Rechtens verschlossen.

Die eigentliche Verwaltung der Herzogthümer selbst lag weniger in den Händen des Prinzen Christian August als in denen des ihm zur Seite gesetzten geheimen Raths, in welchem er selbst nur den Vorsitz zu führen hatte und kein weiteres Vorrecht besaß als die Entscheidung bei Stimmengleichheit. Sonst stand an der Spitze dieser Körperschaft der im Dienste des herzoglichen Hauses ergraute und um dasselbe hochverdiente Magnus von Wedderkopp, und zu den drei übrigen Mitgliedern gehörte gleich von Anfang an der junge Präsident der Rentenkammer und spätere Oberstthofmarschall Georg Heinrich Baron von Schlitz, genannt von Görtz. Während nun Wedderkopp der übermäßigen Hinneigung zu Dänemark in keiner Weise verdächtig werden konnte, ein möglichst friedliches Verhältniß aufrecht erhalten wissen wollte, war Görtz, der zuvor erst kurze Zeit als Kammerjunker im persönlichen Dienste des gefallenen Herzogs gestanden hatte, für die weitere Fortsetzung des engen Anschlusses an Schweden, wol zumeist, weil er auf diese Weise seine eigenen Interessen am besten fördern zu können hoffte; dieser Widerstreit im Schoße des geheimen Raths selbst führte bald zu unheilvollen Parteiungen. Bei der seltenen Begabung und Gewandtheit, welche Görtz unstreitig besaß, war er unersättlich, habgierig, verschwenderisch, herrschsüchtig und ehrgeizig; sehr bald ging er darauf aus, die alten Beamten, die seinen Plänen irgendwie im Wege stehen konnten, aus ihren Stellen zu entfernen und durch gefügige, von ihm abhängige Leute zu ersetzen. Am meisten stand ihm der Präsident Wedderkopp im Wege, doch wagte er nicht gleich anfangs offen gegen ihn vorzugehen, sondern wußte, äußerlich ein gutes Einvernehmen mit ihm wahrend, zunächst andere gegen ihn vorzuschicken, auch den Schein vieler Gehässigkeiten auf Wedderkopp

selbst zu wälzen. Gegen diesen wurde z. B. die Anklage erhoben, daß er fürstliche Güter widerrechtlich an sich gebracht und mit einem Juden unter Einer Decke gespielt hätte. Wie dort ganz offen alles käuflich und verkäuflich war, so mochte auch wol der alte Präsident hin und wieder seinen eigenen Vortheil gesucht haben, doch konnte ihm keine besondere Schuld nachgewiesen werden, und derjenige Rath, welcher die Anklagen erhoben und vertreten hatte, mußte schließlich Wedderkopp eine volle Ehrenerklärung abgeben und starb vor Aerger. Der dann an seiner Stelle in den geheimen Rath kam, war zwar ein braver Soldat, aber durchaus unwissend und wurde verpflichtet, über alles nach Schweden zu berichten. Zu den Leuten, die ferner durch Görtz einflußreiche und einträgliche Aemter erhielten, gehörten der Graf von der Rath, ein geschickter, aber heftiger Mann, der gleichmäßig nach Ehre und nach Geld strebte, sodann der Kammerrath Gackenholz, der wegen schlechter Streiche aus dem hannoverschen Dienste entlassen war, und der Justizrath Breyer, welcher wegen Dienstvergehen seiner Stelle bei der königlichen Regierung in Glückstadt entsetzt war und hatte schwören müssen, ohne Erlaubniß des Königs nicht in fremde Dienste zu treten. Da auch alle gewissenhaften Unterbeamten entsetzt wurden, so bot der Zustand des Landes bald ein Bild der furchtbarsten Corruption im ganzen Beamtenstande, immer neue Mittel zur Erpressung wurden erfunden, und als endlich die Unterthanen wagten, sich mit Beschwerden an die Herzogin nach Stockholm zu wenden, ließ Görtz ein solches Verfahren bei den schwersten Strafen verbieten. Dem Grafen von Rantzau, dessen Vorfahren 1649 ihren Besitz, das ehemalige Amt Barmstedt, mit Einwilligung des Königs und des ganzen oldenburgischen Hauses vom Herzoge Friedrich III. gekauft und gleich darauf vom Kaiser zur Reichsgrafschaft hatten erheben lassen, suchte man die Grafschaft wieder abwendig zu machen, indem man den Verkauf für übereilt und überhaupt für rechtsungültig erklärte, und als der Graf auch auf ein Geldangebot, welches in Wechseln vollzogen werden sollte, nicht einging, schritt man zur offenen Gewalt und besetzte Schloß und Gebiet unter Mitwirkung gewissenloser gräflicher Beamten und mit Unterstützung von Kreistruppen, welche Schweden als kreisausschreibender Fürst des niedersächsischen Kreises hergab. Für die angebliche Verbesserung der Einkünfte wußte sich Görtz von dem Administrator eine Provision von 1 % zu verschaffen, welche natürlich die Steuerzahler mit aufbringen mußten; später verkaufte er diese Einnahme sammt seinem Präsidentenamte für 45,000 Thlr. Ein Reservefonds von 80,000 Thlrn., der durch Vorausbezahlung der Domänenpacht erpreßt und zu 4 % belegt war, war plötzlich verschwunden und die gleiche Summe von einem Juden in Altona zu 8 % wieder aufgenommen. Endlich, als das Unwesen überhandgenommen hatte, wandte sich Wedderkopp mit einer Klage an die Herzogin, worauf der Administrator nach Stockholm berufen wurde. Wie dieser Görtz und die drei oben namhaft gemachten Creaturen desselben mitbrachte, so erschien auf der andern Seite Wedderkopp selbst, und es kamen bei der Untersuchung die ärgsten Unordnungen und Unterschleife zu Tage, aber Görtz selbst wurde vom Prinzen gedeckt und alle Schuld auf Gackenholz geworfen, welcher seines Amtes entsetzt und des Landes verwiesen wurde. Als noch in demselben Jahre (1708) die Herzogin starb, hielt es bereits Wedderkopp, der, obgleich noch Präsident des Raths, schon längere Zeit um nichts mehr befragt wurde, für sicher sich zu entfernen und blieb unter dem Vorwande seiner schwachen Gesundheit ganz in Hamburg, sodaß Görtz jetzt bei der Regierung selbst völlig freie Hand hatte. Um aber auch jeden andern Widerspruch im Keime zu ersticken, brachte er sogar einen Vertrag mit dem Könige von Dänemark zu Stande (zu Altona, 17. Juli 1709), welcher in seinem für die Oeffentlichkeit bestimmten Theile gewisse Abgaben und Lehnsangelegenheiten von Prälaten und Ritterschaft festsetzte und nicht ohne Verschärfung regelte, in seinen geheimen Artikeln aber bestimmte, daß, wenn die beiden Stände auf Berufung eines Landtages bestehen sollten, König und Herzog „nicht der Formalität eines Landtages (zu welchem auch die Städte erschienen) sich gebrauchen, sondern eine Convocation der Prälaten und Ritterschaft veranlassen und zugestehen" und dieser „nichts anderes als ein purum votum consultativum gestatten" würden. Zuletzt kam auch Wedderkopp persönlich an die Reihe und sollte, da seine Entfernung für Görtz keine ausreichende Sicherheit mehr bot, ganz unschädlich gemacht werden. Er wurde durch ein im Namen Christian August's abgefaßtes, sehr gnädiges Schreiben nach Gottorp eingeladen, dort, als er erschien, huldvoll empfangen und zur Tafel gezogen, aber am Abende, da er fortgehen wollte, verhaftet (20. Dec. 1709) und, obgleich von zehn Richtern nur fünf ihn für schuldig erkannten, auf die herzogliche Festung Tönningen gebracht. Die Anklage wußte nichts von unrechtmäßiger Art der Bereicherung gegen ihn vorzubringen, sondern wies nur im allgemeinen auf sein großes Vermögen hin und führte an Einzelheiten nur einige unbedeutende Thatsachen an. Dennoch wurde von den Kanzeln bekannt gemacht, daß jeder, der Beschwerden gegen den Verhafteten anzubringen, vollends wer von ihm durch Geschenke eine Resolution oder einen Bescheid erhalten hätte, sich melden solle, wer aber solche Angaben wissentlich unterlassen würde, Bestrafung zu gewärtigen habe. Wedderkopp's Papiere wurden mit Beschlag belegt und sein bewegliches und unbewegliches Vermögen, auf welches man es besonders abgesehen hatte, unter Sequester gelegt. Die Verwendung des Kaisers wurde geschickt zurückgewiesen, die des dänischen Königs auf andere Weise zum Schweigen gebracht, während man auf die schwedische Regierung gar keine Rücksicht nahm, da Karl XII. inzwischen die vernichtende Niederlage bei Pultawa erlitten hatte und fast als Gefangener in der Türkei lebte. Um das wahrhaft schamlose Verfahren, welches Görtz nunmehr, wo er völlig als alleinregierender Herr dastand, einschlug und andern gestattete, zu kennzeichnen, genügt dieser eine Zug: er hatte seinem Bruder die Besetzung einer Predigerstelle überlassen, dieser durfte dieselbe an der hamburger Börse öffentlich ausbieten und an

einen Anfall gen Wenden für 1000 Thlr. verkauften. Widerliche Sprache, die ihm nicht gefielen, wurden auf seinen Befehl entweder unter allerhand Vorwänden unkräftig gemacht oder gar im Protokoll einfach ausgelöscht.

Mit der königlichen Regierung gelang es in der nächsten Zeit durch geführte Unterhandlungen und durch Nachgiebigkeit, zum guten Theil freilich dadurch, daß die herzogliche Kammer dem Könige 100,000 Thlr. aus den eingezogenen Wedderkopp'schen Geldern vorschoß und andere Vergünstigungen ähnlicher Art zusagte, in der That wol ein friedliches Verhältniß herzustellen; in einem Vertrage, der zu Hamburg am 11. Dec. 1710 abgeschlossen, am 5. Jan. des folgenden Jahres unterregelt und am 30. April 1712 durch einen sogenannten Erläuterungsreceß zu Rendsburg noch mehr bestätigt wurde, fanden die hauptsächlichsten Streitpunkte ihre Erledigung. Da aber König Friedrich IV. sich eben damals von neuem den Feinden Karl's XII. angeschlossen und zu den Waffen gegriffen hatte, so brach über die unglücklichen herzoglichen Lande auch noch das Unheil des Kriegs herein. Nachdem der schwedische General Steenbock, von Pommern her kommend, dem Dänenkönige selbst bei Gadebusch am 20. Dec. 1712 eine schwere Niederlage beigebracht hatte, wandte er sich auf Erfordern, wie er später selbst angab, der vormundschaftlichen Regierung, anstatt weiter nach Bremen und Verden zu gehen, nach Holstein, wo er mit Brandschatzungen und Einäscherung offener Orte (Altona wurde bis auf zwei Kirchen und wenige Fischerbutten niedergebrannt) furchtbar hauste. Obwol sich schon am 2. Jan. Görtz beim Könige in Flensburg eingestellt und unter den feierlichsten Versicherungen die strengste Neutralität zugesagt hatte, wurde dennoch der schwedische General, als er, von Russen und Sachsen unter Peter's des Großen eigener Anführung verfolgt, über die Eider gegangen war und vor Tonningen erschien, vom 14. bis 18. Febr. sammt seinem ganzen Heere in diese herzogliche Festung eingelassen. Der herzoglichen Regierung, die jeden Verdacht des Einverständnisses von sich abzuwälzen bemüht war, wurde dennoch sogleich der Vorwurf des Neutralitätsbruches vom Könige gemacht, und in der That wurde wenig später bei der Uebergabe der Festung an den König unter den Papieren des Commandanten nicht blos ein vom 23. Juli 1712 datirter Befehl des unmündigen Herzogs Karl Friedrich, die Festung auf Verlangen dem General Steenbock zu öffnen, gefunden, sondern auch weitere Beweise dafür, daß der Administrator diesen Befehl zugleich mit eigenen entsprechenden Weisungen wenige Tage nach der Zusicherung der Neutralität nach Tonningen geschickt hatte. Sobald der König die Oeffnung Tonningens für die Schweden erfuhr, besetzte er das Schloß Gottorp und nahm durch Patent vom 13. März alle herzoglichen Aemter in Schleswig und das Bisthum Lübeck in Besitz. Tönningen selbst wurde sogleich belagert, und zunächst sah sich wenigstens Steenbock selbst genöthigt, am 16. Mai zu Oldenswort eine Capitulation abzuschließen, kraft deren er die Festung verließ und sich mit seiner ganzen Armee von 11,000 Mann in Kriegsgefangenschaft gab. Zwar zeigte sich König Friedrich IV. bei den weitern Verhandlungen nicht abgeneigt, die herzoglichen Lande unter gewissen Bedingungen, namentlich zu Gunsten Christian August's, da man für Karl Friedrich selbst auf den schwedischen Thron rechnen zu dürfen glaubte, wieder herauszugeben, als aber die herzoglichen Truppen in Tönningen sich nicht länger gegen die Dänen halten konnten und bei der Räumung der Festung (7. Febr. 1714) jene compromittirenden Papiere in die Hände des Königs kamen, konnte von einer solchen Nachgiebigkeit keine Rede weiter sein, und Schleswig blieb von nun ab dem gottorpischen Hause für immer verloren. Während dieser Monate schwebte auch das Leben des greisen Wedderkopp, der noch immer in Tönningen gefangen gehalten wurde, in größter Gefahr. Am 23. Juni 1713 ertheilte Görtz auf einem vom Administrator unterzeichneten Blanket, wie er deren stets zur Verfügung hatte, dem Commandanten der Festung den Befehl „zur Handhabung der Justiz und zur Abkehrung des sonst dem Etat bevorstehenden irreparablen Nachtheils den gefangenen Wedderkopp von unsern und von Rechts wegen vor der Uebergabe der Festung durch den Nachrichter mit dem Schwerte oder in Ermangelung eines Nachrichters durch den Profoß mit dem Strange vom Leben zum Tode bringen zu lassen". Als dieses ruchbar wurde und der König selbst den Commandanten für das Leben des Gefangenen verantwortlich machte, wurde der Befehl dahin geändert, daß dieser rechtzeitig sicher nach Helgoland zu bringen sei. Doch auch dies unterblieb und Wedderkopp wurde nach dem Falle Tönningens in Freiheit gesetzt. — Ein Ausschreiben des Administrators vom 27. Juli 1714, in welchem er die Einnahme des herzoglichen Antheils an Schleswig durch den Dänenkönig für ungültig erklärte, blieb völlig wirkungslos, und die jährlichen Einkünfte von 700,000 Thlrn., welche der König aus dem vereinigten Herzogthume bezog, gaben ihm neue Mittel zur Fortsetzung des Kriegs. Den Vortheil aber genossen seitdem Schleswig und Holstein, daß sie von den Kriegsunruhen frei blieben.

Schon in jener Zeit tauchte der erst später verwirklichte Gedanke auf, den jungen Herzog Karl Friedrich mit des Zaren ältester Tochter Anna zu verheirathen, indem Mentschikoff bei seinem Aufenthalte in Holstein von den Vortheilen einer solchen Verbindung zu sprechen Gelegenheit nahm. Als aber der durch große Gewandtheit und rücksichtslose Dreistigkeit ausgezeichnete von Bassewitz, ein Edelmann aus einem alten mecklenburgischen Geschlechte, der sein Vaterland hatte verlassen müssen und in den Herzogthümern, wo er durch seine Frau in enger verwandtschaftlicher Beziehung zu den tonangebenden Männern stand, gute Aufnahme gefunden hatte, mit einem entsprechenden Auftrage nach Petersburg kam, fand er bei dem Zaren, der über das zweideutige Verfahren der vormundschaftlichen Regierung in Betreff Tönningens sehr erzürnt war, nur eine kalte, ausweichende Antwort, obwol er auch das Versprechen geben konnte, Finland abzutreten, wenn der Herzog zum schwedischen Throne gelangen würde. Daraufhin befand es denn Görtz vorläufig für gut, die Sache so darzustellen, als wäre sie eine Eigen-

mächtigkeit des Gesandten gewesen, weshalb zwischen ihm und Bassewitz ein heftiger Schriftwechsel und widerwärtiger Zank entstand.

Kaum war Karl XII. aus der Türkei zurückgekehrt und in Stralsund angelangt, als sich der Administrator mit Görtz zu ihm begab und die holsteinischen Truppen in seinen Eid und Dienst treten ließ. Als dann zu Anfang nächsten Jahres mehrere misvergnügte Eingesessene der Herzogthümer eine gedruckte Klage überreichten, in welcher das Verfahren der Regierung in den grellsten Farben geschildert wurde, mag jenes schnelle Entgegenkommen wol die Ursache davon geworden sein, daß keine besondere Notiz von der Klage genommen wurde. Doch zog sich Görtz mehr und mehr von der holsteinischen Regierung zurück und stellte sich und seine Dienste, obwol er zugleich auch Minister Karl Friedrich's blieb, bald dem Könige Karl XII. ganz zur Verfügung. Auf der andern Seite aber hatte jener schnelle Anschluß an den Schwedenkönig die unangenehme Folge, daß Friedrich IV. sofort nicht blos das Bisthum Lübeck, sondern auch ganz Holstein besetzte.

Noch hatte Karl Friedrich sein 16. Lebensjahr nicht völlig vollendet, als er, von beiden Seiten dazu veranlaßt, von den Regierenden, die sich sichern, und von den Regierten, die sich Erleichterung verschaffen wollten, am 28. Jan. 1716 die Regierung selbst übernahm, doch war der Ausweg getroffen, daß die Vormundschaft nur für Schleswig, wo der Herzog freilich nichts mehr sein nennen konnte, wirklich aufhören, für Holstein aber vorläufig noch fortbestehen sollte. Daher blieb der Herzog auch ferner noch in Schweden und schloß sich seinem Oheim, Karl XII., der endlich zu Weihnachten 1715 heimgekehrt war, aufs innigste an. Seine erste Regierungshandlung war die Einsetzung einer aus schwedischen Räthen bestehenden Commission, welche eine Untersuchung der vormundschaftlichen Verwaltung vornehmen sollte; nachdem aber Görtz im Auftrage des Administrators die Vertheidigung geführt hatte, erfolgte am 18. April ein Spruch, welcher alle Klagen niederschlug. Sonst ließ sich Karl Friedrich von Regierungssorgen wenig anfechten. Da seine Ausbildung wesentlich nur auf das Einlernen und nebenbei auf theologische Subtilitäten gerichtet gewesen war, von dem aber, was einem zur Regierung bestimmten Fürsten zu wissen nöthig ist, nichts weder in den Kreis seiner Studien hineingezogen, noch ihm zur praktischen Ausübung nahegetreten war, so hatte er auch durchaus keine höheren Interessen gewinnen können. Sein besonderes Vertrauen genossen für gewöhnlich sein Kammerdiener Röpstorf, ein ganz unwissender Mensch, der Sohn eines Musikanten aus Schleswig und selbst ursprünglich Barbier, dem sich der junge Herzog wegen Errettung aus Wassersgefahr zu Dank verpflichtet hielt, und neben diesem der Küchenmeister Helmer. Als Karl XII. ganz unerwartet sein frühes Ende vor Friedrichshall gefunden hatte (11. Dec. 1718), war es wol vorzugsweise das Bewußtsein, jetzt ausschließlich auf jene Leute gewiesen zu sein, was seinen Schmerz so sehr erhöhte, daß er sich einige Zeit in seinem Zelte verschloß und für niemand zu sprechen war. Auch die Aufforderung des Generals Dücker, sich von der Armee in Norwegen, bei der er sich eben befand, zum Könige von Schweden ausrufen zu lassen und dadurch die auf Karl's jüngere Schwester gerichteten Pläne des stockholmer Reichsraths schnell zu kreuzen, konnte ihn nicht zu entschiedenem Handeln bewegen; der Schmerz über den Verlust des geliebten Oheims, das Vertrauen auf sein höheres Geburtsrecht, der völlige Mangel an Muth und Entschlossenheit bewirkten, daß ihm die schwedische Krone entging. Man schob überdies in Schweden ganz allgemein die Hauptschuld an dem nordischen Kriege auf das gottorpische Haus und haßte insbesondere Görtz und seine ausschweifenden Pläne. Schon zwei Tage nach Karl's Tode wurde seine jüngere Schwester unter Bedingungen, welche die Krone ganz in die Hände des Adels und des Reichsraths gaben, zur Königin von Schweden gewählt; am 13. März 1719 endete Görtz nach einem formlosen, empörenden Verfahren als das Opfer der Adelsaristokratie auf dem Blutgerüste, von welchem Ende übrigens Wedderkopp urtheilte, daß er es weniger um Schweden als um Holstein verdient hätte; in dem Frieden mit Dänemark, welchen die neue schwedische Regierung zu Frederiksborg am 3. Juli 1720 abschloß, verpflichtete sie sich, die herzogliche Linie nicht weiter in ihren Ansprüchen auf den schleswigschen Antheil zu unterstützen.

Gleich nachdem Görtz verhaftet war, hatte sich Bassewitz zu Karl Friedrich begeben, der durch den kühnen und gewandten Mann leicht gewonnen wurde und ihn in seine Dienste nahm. Da dem Herzoge für den Augenblick jede Aussicht auf den schwedischen Thron geschwunden war, so verließ er, mit einem Reisegelde von 50,000 Thlrn. ausgestattet, das Reich und begab sich im Mai 1719 nach Deutschland hinüber; zuerst nach Rostock, wo er den Titel „Königliche Hoheit" annahm, dann auf die mecklenburgischen Güter seines neuen Raths Bassewitz und endlich nach Hamburg, wo sein Oheim, der Bischof Christian August, seitdem er Kiel hatte verlassen müssen, Hof hielt. Hier übernahm er die volle Regierung in allen Landestheilen, besetzte den geheimen Rath, dessen Präsident Bassewitz wurde, und ernannte eine Reihe anderer hoher Beamten, unter diesen freilich auch zum Verdrusse des Adels Röpstorf zum Oberhofmarschall und Oberkammerherrn. Seinem Oheim, der gleich ihm selbst vorläufig seiner Lande (Lübeck) durch die Dänen beraubt blieb, machte er in Anerkennung der vormundschaftlichen Verwaltung das ansehnliche Geldgeschenk von 300,000 Thlrn., oder vielmehr, er verschrieb ihm, da baares Geld nicht vorhanden war, als Unterpfand dafür zwei holsteinische Aemter. Ob der frühere Administrator eine solche Anerkennung verdient hatte, könnte immerhin fraglich sein, durchaus zu billigen ist es aber, daß Karl Friedrich durch ein Rescript vom 1. Juli (1719) Wedderkopp für völlig unschuldig erklärte und ihm zur Entschädigung für 300,000 Thlr., welche die fürstliche Kammer ihm schuldig wäre, ein ganzes Amt auf 30 Jahre zum Nießbrauche übergab. Auch befolgte er den Rath des hannoverschen Hofes, den alten Wedderkopp wieder in seine Dienste zu

nehmen wenigstens insoweit, daß er ihn an seinen Hof berief. Aber die zur Mäßigung und Vorsicht mahnenden Rathschläge des greisen Mannes waren nicht nach Bassewitz Sinne, und dieser wußte den leicht beweglichen und unerfahrenen jungen Herzog leicht davon zu überzeugen, daß der alte Mann immer nur von alten Sachen und alten Zeiten rede, daß er im Gefängnisse stumpf geworden sei und den gegenwärtigen Zustand der Höfe nicht mehr kenne; ein kurzsichtiger Begriff, unterstützt durch Mutterwitz, regiere jetzt die Welt; durch Geld und gute Freunde, beim Spiel und beim Glase Wein wurden die Geschäfte weit leichter abgethan als mit der Feder durch zehnmal überlegte Rechtsausführungen; er selbst getraue sich in Zeit von drei Monaten die herzoglichen Angelegenheiten in eine andere Lage zu bringen. Wedderkopp's Rath wurde nicht weiter beachtet noch gesucht. Man reiste nach Hannover und ebenso unter thörichtem Gepränge nach Berlin und Dresden, wo man überall nichts erreichte. In Wien wußte man wenigstens, unter dem 9. Aug. 1720, einen kaiserlichen Befehl an die Directoren des niedersächsischen Kreises aus, dahin zu wirken, daß der König von Dänemark noch vor Ablauf des Jahres den herzoglichen Antheil an Holstein dem Herzoge einräume, und da Friedrich IV. inzwischen durch den Frieden mit Schweden wegen Schleswigs völlig sichergestellt war, machte er dieser kaiserlichen Verfügung gegenüber keine weiteren Schwierigkeiten, sodaß Karl Friedrich nunmehr in den wirklichen Besitz dieser einen Hälfte seiner Erblande kam und durch Verordnung den Sitz der Verwaltung und die Residenz von Hamburg nach Kiel zurückverlegen konnte.

Jetzt blieb dem getäuschten Fürsten, der trotz alledem Schleswig und Schweden noch immer nicht ganz aufgeben mochte, nur noch der Beistand des russischen Hofes übrig, an welchem sein Staatsrath Stambke inzwischen seine Angelegenheiten aufs eifrigste vertreten hatte. Auf des Zaren Einladung brach er, u. a. von Bassewitz und Repiter begleitet, im Februar 1721 von Breslau auf, wo er sich zuletzt einige Monate aufgehalten hatte, und begab sich nach Riga, wo er mit Peter dem Großen und seiner Gemahlin, die ihm entgegengekommen waren, zusammentraf und neben einer ausgezeichneten Aufnahme eine seiner inzwischen geleerten Kasse sehr nöthige Unterstützung von 20,000 Dukaten fand. Um ihn an sich zu fesseln, berief ihn der Zar im Juni nach Petersburg, doch hat er dort bei dem langen Aufenthalte viele Bitterkeiten und Enttäuschungen erfahren müssen, diente er doch im Grunde dem Zaren nur dazu, sich als Unterpfand eines vortheilhaften Friedens mit Schweden gebrauchen zu lassen. So sehr er sich in den Charakter, die Launen und wilden Sitten des russischen Monarchen geschmeidig fügte, hat man ihn doch in der Hoffnung, daß Ludwig XV. von Frankreich eine Zarentochter zur Gemahlin nehmen würde, in Ungewißheit darüber gelassen, welche der beiden Prinzessinnen für ihn bestimmt sei, während nebenher seine Diener und Räthe die Heirathssache mit einem Feuereifer betrieben, als wären sie selbst die Freier. Die erste grausame Täuschung bereitete ihm Peter durch den nystädter Frieden vom 10. Sept. 1721, in welchem der schleswigschen Ansprüche des Herzogs auch nicht mit einer Silbe Erwähnung geschah; dennoch mußte er der Friedensfeier zu Moskau beiwohnen, nach derselben aber noch so lange in Moskau ausharren, bis der Kaiser mit seiner Gemahlin (gegen Weihnachten 1722) aus dem persischen Kriege heimkehrte, während ihre Tochter zur Vermeidung des Verkehrs mit dem Herzoge, der sich inzwischen Vergnügungen nach seinem eigenen Geschmacke, wüstem Saufen und offenen Liebschaften mit verheiratheten Frauen hingab, nach Petersburg zurückgeschickt worden waren.

Da es mittlerweile Peter dem Großen für seine baltische Politik darauf ankam, die schwache schwedische Regierung, den Reichstag und den König sich in allen Dingen gefügig zu machen und zu erhalten, so griff er auch die Angelegenheiten des Herzogs, mit dessen Heirath es immer mehr Ernst werden wollte, als eine gute Handhabe an. Zu Anfang des Jahres 1723 wurde Bassewitz nach Stockholm geschickt, um gemeinsam mit dem dortigen russischen Gesandten die Sache seines Herrn zu fördern. So sehr auch der König anfangs widerstrebte, bewilligte doch der Reichstag, zumal sich eine russische Flotte unter Peter's Anführung der schwedischen Hauptstadt bis auf 12 Meilen näherte, den Titel „Königliche Hoheit" für den Herzog, wodurch er ihn als erbberechtigten Blutsverwandten des königlichen Hauses anerkannte, und stellte die Befriedigung der übrigen Ansprüche, die schwedische Thronfolge und den Beistand zur Wiedererlangung Schleswigs, wenigstens in günstige Aussicht. In dem Vertrage, welcher am 22. Febr. 1724 zwischen Schweden und Rußland zu Stande kam, verpflichtete sich sogar das erstere Reich in Verbindung mit dem letzteren für die Wiedereinsetzung des Herzogs in Schleswig nicht blos mit friedlichen Mitteln, sondern, wenn diese nicht fruchten sollten, auch auf anderm Wege einzutreten. Aber einen thatsächlichen Nutzen für seine stillen Hoffnungen hat Karl Friedrich von allen diesen Abmachungen nicht gehabt, nur ein Jahrgehalt von 25,000 Thlrn. verblieb ihm. Vom russischen Hofe selbst erhielt er zur Bestreitung seines kostspieligen Aufenthalts ein Monatsgeld von 6000 Rubeln. Erst kurz vor seinem eigenen Ende entschloß sich der Zar, den Herzog Karl Friedrich, dessen Aussichten jetzt einigermaßen gesichert erschienen, mit seiner ältesten, kaum sechzehnjährigen Tochter Anna (geb. am 7. Febr. 1708) zu verloben und vollzog diesen Act wider Anna's eigenen Willen am 6. Dec. 1724.

Am 8. Febr. 1725 starb Peter der Große, und ihm folgte bekanntlich seine Gemahlin Katharina auf dem russischen Kaiserthrone. Schon am 1. Juni wurde Anna Petrowna mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein vermählt. Die junge Herzogin erhielt außer den Juwelen noch 150,000 Dukaten zur Ausstattung, ihr Gemahl eine Vermehrung seiner Jahrgelder für die Dauer seines Aufenthalts in Rußland, wofür ihm die Insel Oesel mit ihren Einkünften angewiesen wurde, und einen prachtvoll eingerichteten Palast in Petersburg selbst. Sein ohnehin zahlreicher Hofstaat wurde nun noch glänzender. Seine Schwiegermutter, die aus Liebe zu ihrer Tochter seine Unfähigkeit

zu ernsten Geschäften übersah, räumte ihm zum Verdrusse Mentschikoff's den ersten Platz in ihrem Staatsrathe ein. Um Dänemark auch über die Zurückgabe Schleswigs fortdauernd in Furcht zu erhalten, ließ sie die russische Flotte in der Ostsee eine drohende Stellung einnehmen. Diese übergroße Begünstigung des unfähigen und unwürdigen Fürsten, die sinnlose Verschwendung an seinem Hofe, die immer steigenden Anmaßungen seiner Hofleute und Beamten erregten bald bei den maßgebenden Persönlichkeiten, zumal bei Mentschikoff, Haß und Erbitterung und machten überall, in der Hauptstadt und in der Provinz, böses Blut gegen die „Ausländer"; das Vertrauen der Kaiserin selbst verscherzte sich der Herzog in dem Maße, daß sich die Kaiserin durch Mentschikoff zu manchen Schritten bestimmen ließ, die gegen ihn und seine Leute gerichtet waren. Nur die Liebe zu ihrer Tochter, die in der Ehe nichts weniger als ihr Glück gefunden hatte, veranlaßte sie immer wieder, den Herzog nicht fallen zu lassen und ihm eine feste Stellung in Rußland zu sichern. Zuletzt bestimmte sie, da sie bereits schwer leidend war, mit Zustimmung der höchsten Würdenträger des Reichs für den Fall ihres Todes, daß, falls der zum Nachfolger bestimmte Großfürst Peter, der Sohn des unglücklichen Zarewitsch Alexei, minderjährig hinterbliebe, der hohe Rath bestehen bleiben und in demselben ihre beiden Töchter Anna von Holstein und Elisabeth den Vorsitz führen sollten, und setzte für jede von beiden Prinzessinnen neben ihren Juwelen noch je anderthalb Millionen Rubel aus. Aber nachdem ihr Tod am 17. Mai 1727 erfolgt war, wußte sich Mentschikoff vollständig der Regierung für den kaum elfjährigen Peter II. zu bemächtigen. Dem holsteinischen Hofe, der keine Partei für sich und selbst den jungen Kaiser gegen sich hatte, und ebenso der Prinzessin Elisabeth wurde jede Verbindung und Berührung mit dem kaiserlichen Hofe abgeschnitten, das mütterliche Vermächtniß wurde beiden Theilen sehr stark verkürzt, was besonders für den leichtsinnigen Karl Friedrich, der tief in Schulden steckte, sehr empfindlich wurde. Sehr bald wußte Mentschikoff dem Herzoge das Leben so sauer zu machen, daß er, um den unaufhörlichen Kränkungen zu entgehen, schon im Juli den Entschluß faßte, in sein Stammland zurückzukehren, und diesen auch im folgenden Monate zum großen Kummer seiner der Niederkunft entgegensehenden Gemahlin, die sich nunmehr seiner despotischen Gewalt hülflos preisgegeben sah, zur Ausführung brachte.

Am 24. Aug. 1727 langte Herzog Karl Friedrich mit den Seinigen in Kiel an und betrat hier zum ersten mal den Boden seines eigenen Landes. Am 21. Febr. des folgenden Jahres wurde der Erbprinz Karl Peter Ulrich geboren, der zwar schon bei dem frühen Tode Kaiser Peter's II. von einer Partei als Nachfolger in Vorschlag gebracht wurde, aber erst ein Menschenalter später den russischen Kaiserthron bestieg (als Peter III.). Schon ein Vierteljahr darnach, am 15. Mai, starb die Herzogin Anna; ihr Leichnam wurde nach St.-Petersburg zurückgebracht und in der kaiserlichen Gruft beigesetzt.

Auch in Kiel behauptete sich vorläufig Bassewitz, der vom Kaiser zum Grafen erhoben war und sogar Röpstorf zu verdrängen wußte, in der Gunst des Herzogs; er blieb Präsident des Geheimen Raths, bekleidete aber nebenbei auch noch mehrere andere hohe Aemter und wußte viele Mitglieder seiner Familie gleichfalls mit einträglichen Stellen in dem kleinen Staate zu versehen; berechnete man doch, daß allein die Besoldungen seiner Angehörigen mehr als den dritten Theil der Einkünfte des durch den Krieg und die statthalterliche Wirthschaft erschöpften Landes verschlungen hätten. Man darf eben nicht vergessen, daß dem Herzoge auch selbst von Holstein nur ein Theil zugehörte; es waren dieses außer der Landschaft Norder-Dithmarschen die Aemter Bordesholm, Neumünster, Oldenburg, Cismar, Tremsbüttel, Trittau und Reinbeck und die Städte Kiel, Oldenburg und Neustadt, die daraus fließenden Landeseinkünfte betrugen nur gegen 220,000 Thlr. Im J. 1730 gelang es endlich, dem Herzoge über das Treiben seines Vertrauten die Augen zu öffnen und die Entlassung desselben aus seinen Aemtern herbeizuführen. Karl Friedrich hat danach in der That die Zahl seiner Beamten vermindert, auch sonst Einschränkungen gemacht und einen etwas besserm Geist unter seinen Beamten zur Geltung zu bringen sich bemüht, wenngleich er sich selbst im allgemeinen nicht mit viel mehr Eifer als früher den Geschäften hingab. Zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehörte, wie er es schon in Petersburg getrieben hatte, das schematische Einexerciren seiner Soldaten. Seiner Prunk- und Vergnügungssucht huldigte er auch weiter über seine schwachen Kräfte hinaus; lediglich um jener Laune zu fröhnen, stiftete er im Januar 1735 zum Andenken an seine verstorbene Gemahlin und zu Ehren der regierenden Kaiserin Anna von Rußland den prächtigen St.-Annenorden, der später durch seinen Sohn Peter nach Rußland verpflanzt worden ist.

Karl Friedrich's äußere Politik, wenn sein Treiben mit diesem Namen bezeichnet zu werden verdient, blieb nach wie vor auf die Erlangung der schwedischen Krone und auf den Wiedergewinn des schleswigschen Antheils gerichtet, freilich ebenso erfolglos wie früher. Zu Dänemark blieb er in einem Verhältnisse, das weder Krieg noch Frieden war: öffentliche Bekanntmachungen der königlichen Regierung in Schleswig durften in seinen Landestheilen nicht bekannt gemacht werden; stets ernannte er Beamte und Geistliche für Schleswig, natürlich ohne ihnen dort Anerkennung verschaffen zu können. Zur Betreibung seiner Ansprüche hielt er an fast allen Höfen Gesandte, doch spielten diese, meist ohne ausreichende Mittel und daher auf Borgen und Geldgeschenke angewiesen, gewöhnlich eine klägliche Rolle, mußten sich wol gar einfach abgewiesen sehen. Höchstens brachten ihm die wechselnden Constellationen der großen europäischen Politik, die Parteistellung und Parteinahme der großen Staaten gegeneinander gelegentlich Hoffnungen, die aber nie zur Wirklichkeit wurden. Selbst eine sehr bedeutende Geldentschädigung, die ihm für einen ausdrücklichen Verzicht geboten wurde, wies er ab. Als nämlich der römische Kaiser Karl VI. mit Rücksicht auf das bevorstehende Aussterben seines Mannsstammes am 27. Mai 1732

mit der russischen Kaiserin Anna, an deren Hofe das holsteinische Haus damals seine Begünstigung fand, und dem Dänenkönige Christian VI. einen Schutzvertrag abschloß, garantirten beide Kaisermächte dem letzteren den Besitz von ganz Schleswig, verpflichteten ihn aber, an Herzog Karl Friedrich, falls derselbe gutwillig verzichten wollte, eine Million Thaler auszuzahlen. Der Herzog aber stellte den kaiserlichen Gesandten, der ihm den Inhalt dieser Abmachungen verlas und zugleich die Sicherstellung der schwedischen Thronfolge anbot, so bestig zur Rede, daß derselbe sich ohne weitere Erörterungen entfernte. Auch seine Hoffnungen, durch eine zweite Heirath, um die er sich an mehrern Höfen, auch am englischen, eifrig bemühte, zum Ziel zu kommen, schlugen fehl, da seine Bewerbungen überall zurückgewiesen wurden. In Stockholm selbst erhielt er in Betreff seiner Thronrechte, die er unaufhörlich in Erinnerung brachte, nur ungewisse Versprechungen. Ganz unberücksichtigt ließ man seine gar zu entfernten Ansprüche auf die Herzogthümer Jülich und Berg, die er kurz vor seinem Tode in einer ausführlichen Denkschrift hatte auseinandersetzen lassen.

Karl Friedrich starb an einer schweren Krankheit bei seinem damaligen Günstlinge, dem Oberforst- und Jägermeister v. Pahl, zu Rolfshagen bei Oldesloe am 18. Juni 1739. Sein Leichnam wurde in der Kirche zu Bordesholm beigesetzt.

Quellen: außer einem alten Manuscript von B. Rose und mit Hinzuziehung neuerer Arbeiten, besonders P. v. Kobbe, Schleswig-Holsteinische Geschichte von 1694—1808 (1834); Herrmann, Geschichte des russischen Staates (IV. Bd., 1849) und einiger Aufsätze im Archiv für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte und in den Schriften der Universität Kiel. *(Karl Lohmeyer.)*

XVII. Karl: Herzog von Kurland.

KARL (Christian Joseph), Herzog von Kurland, der fünfte unter den sieben (der dritte unter den überlebenden fünf) Söhnen August's III., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, aus seiner Ehe mit der Erzherzogin Maria Josephe, der ältesten Tochter Kaiser Joseph's I., wurde zu Dresden am 13. Juli 1733 geboren. Als königlicher Prinz von Polen am prunkvollen Hofe seines Vaters in Dresden erzogen, richtete er seine Neigung vorzugsweise auf Reiten, Schießen, Jagen, überhaupt auf die körperlichen Uebungen, in denen er es schon in seinem 14. Jahre zu einer gewissen Meisterschaft gebracht hatte. Weder zum Staatsmann noch zum Feldherrn herangebildet, gehörte er doch bei der ihm eigenen großen Lebendigkeit des Geistes mit seiner gefälligen und geschmeidigen Weltbildung, die durch die Kenntniß einiger neuen Sprachen veredelt schien, zu jenen angenehmen Personen seines Standes, welche sich schnell beliebt zu machen wissen und dadurch zu ersetzen suchen, was ihnen sonst an Tiefe der Einsicht und Festigkeit des Charakters abgeht. Seinen Anflug von kriegerischem Sinne befriedigte der Vater bald damit, daß er ihm ein leichtes Reiterregiment gab, welches nunmehr seinen Namen führte und später als Regiment „Herzog von Kurland" in Sachsen bekannt blieb. Er begleitete auch seinen Vater im Jahre 1752 zu einem kurzen Aufenthalte nach Polen, dessen Landessprache ihm ebenfalls nicht fremd war. Als die Preußen gleich nach dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges das kursächsische Heer im October 1756 bei Pirna gefangen nahmen, befand sich Prinz Karl mit dem nächstälteren Bruder Xaver und dem Vater in der Nähe zu Struppen und erhielt mit diesen beiden die Erlaubniß nach Polen zu reisen, während die Mutter, die ein Jahr darauf vor Gram starb, und der Kurprinz sammt seiner Familie in Dresden zurückbleiben durften, obschon ganz Sachsen bis zum Hubertsburger Frieden als eine eroberte preußische Provinz behandelt wurde.

Am 19. Oct. reiste der vertriebene König-Kurfürst mit den beiden jüngeren Söhnen nach Warschau ab, blieb aber auch fernerhin der Coalition Rußlands, Oesterreichs und Frankreichs gegen Friedrich II. getreu und gestattete den Söhnen Xaver und Karl, im Frühjahre 1757 zur österreichischen Armee nach Böhmen abzugehen. Am 18. März in Prag angelangt, nahmen sie zwar an der prager Schlacht keinen Theil, kämpften aber während der Belagerung der Stadt mit gegen die Preußen und halfen schließlich auch dieselben bis nach Schlesien verfolgen; nach der Beendigung des Feldzugs kehrten sie nach Warschau zurück. Während im März des folgenden Jahres Xaver über Wien nach Paris ging und für die Dauer des Krieges als französischer Generallieutenant das Commando über einen unter französischem Oberbefehle stehenden deutschen Heerhaufen im westlichen Deutschland übernahm, wurde Karl von seinem Vater zur russischen Kaiserin Elisabeth nach St.-Petersburg geschickt, weniger wol um sich unter den russischen Fahnen im Kampfe gegen Preußen Lorbern zu erwerben, als vielmehr um durch die Protection der Monarchin die seit achtzehn Jahren erledigten Herzogthümer Kurland und Semgallen zu erlangen. Am 31. März kam Karl in der russischen Hauptstadt an und wurde am kaiserlichen Hofe auf das zuvorkommendste empfangen, auch reich beschenkt und mit dem Andreasorden geschmückt; im Juli begab er sich zur russischen Armee nach Deutschland und focht in der Schlacht bei Zorndorf mit; gleich nach derselben kehrte er aber nach Warschau zurück, wo unterdessen zwischen seinem Vater und der Kaiserin die Verhandlungen wegen der Wiederbesetzung Kurlands ziemlich zu Ende geführt worden waren.

August III., durch russischen Einfluß den Polen aufgedrungen, hatte bei seiner Erhebung auf den polnischen Thron der Kaiserin Anna versprochen, ihren Oberkammerherrn und ersten Rathgeber, den Grafen Johann Ernst von Biron, einen Kurländer von Geburt, dem er zu einem guten Theile seinen Erfolg in Polen zu verdanken hatte, mit den von Polen zu Lehen gehenden und längst erledigten Herzogthümern Kurland und Semgallen nach vorangegangener Wahl durch die Stände der Lande selbst zu belehnen. Die Wahl war 1738, die Belehnung 1739 erfolgt. Ohne sich um die Regierung seiner Lande zu kümmern, die er nur zur Bereicherung seiner Familie be-

nutzte, war Biron nach wie vor in seiner petersburger Stellung verblieben. Da er nach dem Tode Anna's 1740 ihren letztwilligen Bestimmungen gemäß die Regentschaft über ihren jugendlichen Nachfolger Iwan übernahm und dabei die Mutter desselben ganz und gar zurückdrängte, so war er von dieser sehr bald gestürzt und mit seiner ganzen Familie nach Sibirien geschickt worden. Zwar hatten sich sowol sein Lehnsherr, der König August, als die kurländischen Stände wiederholt für seine Befreiung verwandt, allein der Herzogsstuhl war, da ihre Bitten nicht berücksichtigt wurden, unbesetzt geblieben, ohne daß eine förmliche Entsetzung jemals ausgesprochen worden wäre. Die Kaiserin Elisabeth hatte zwar den verbannten Herzog aus Sibirien zurückgerufen, ihm aber nur ein neues Exil in Jaroslaw angewiesen, die beiden Herzogthümer als Schutzherrin mit Truppen besetzt und die fürstlichen Einkünfte aus denselben in Beschlag genommen, während der Form nach diese Lande von den vier einheimischen Oberräthen in König August's Namen verwaltet wurden. Wie man unter diesen Umständen kaum mehr wußte, ob die Lande zu Rußland oder zu Polen gehörten, so schwankten auch die Stände selbst hin und her, indem sie ihren ehemaligen Landesherrn bald wieder herbeiwünschten, bald aber verabscheuten. Um sich nichts zu vergeben, überließ jetzt der König seinem Sohne Karl selbst die Sache. Dieser wußte sich auf seiner Durchreise in Mitau einem Theile des kurländischen Adels trotz des Glaubensunterschiedes angenehm zu machen, in Petersburg sparte er kein Geld und gewann durch sein liebenswürdiges Wesen schnell das Wohlwollen der Kaiserin selbst. Die Kaiserin erklärte ihm persönlich, daß sie aus wichtigen Staatsgründen niemals in die Zurückberufung Biron's und seiner Familie willigen könne, daß sie vielmehr, wenn Karl von den Ständen gewählt würde, ihn auf alle Weise unterstützen wolle, und ließ auch eine schriftliche Erklärung gleichen Inhalts dem polnischen Senate überreichen (November 1758). Auf die kurländischen Stände, die doch immer noch wegen des Herzogs Ernst Johann Bedenken trugen, mußte ihr Resident zu Mitau, der Staatsrath von Simolin, für den Prinzen Karl wirken, „da weder der Herzog noch seine Kinder in Betracht gewisser unabänderlicher Staatsursachen jemals aus Rußland herausgelassen werden könnten". Der Bevollmächtigte der Stände in Warschau, v. Schöpping, der den Auftrag hatte, zunächst die Rückberufung Biron's nachzusuchen und erst, wenn diese durchaus nicht zu erreichen wäre, die Wahl des Prinzen Karl zuzusagen, diese jedoch nur unter der Bedingung seines Uebertritts zum Augsburgischen Glaubensbekenntniß, unterließ, sei es durch Drohungen oder durch Ueberredungen und Bestechungen veranlaßt, beides und erbat vom Könige ohne jede Bedingung seinen Sohn. Der polnische Senat endlich, der, weil ein Reichstag nicht berufen werden konnte, um sein Gutachten angegangen wurde, erklärte mit 128 Stimmen gegen die 6 der Czartoryski und ihrer Anhänger Biron verschiedener Verletzungen seiner Vasallenpflichten für schuldig und daher, obwol er es vermied, seine Absetzung ausdrücklich auszusprechen, den Herzogsstuhl unter Berufung auf jene Erklärung Rußlands und auf die Constitution vom Jahre 1736, nach welcher Kurland stets von einem Herzoge beherrscht sein sollte, für erledigt. Daraufhin wurde dem Prinzen Karl am 16. Nov. ein königliches Provisionaldiplom über die beiden Fürstenthümer ausgefertigt, welches wieder auf die russische Weigerung im Betreff Biron's ausdrücklich Rücksicht nahm und die Voraussetzung aussprach, der neue Herzog werde sich seinem Vasallenverhältniß gemäß halten, die fürstlichen Tafelgüter, was eben Biron nicht gethan hätte, wieder einlösen, die Militärsubsidien für den Dienst der polnischen Republik abtragen und alle Rechte des einheimischen Adels in geistlichen und weltlichen Dingen anerkennen. Der neuernannte Herzog sandte sofort den polnischen Geheimrath von Mirbach, Starosten von Polangen, als seinen Bevollmächtigten nach Mitau, um mit den Landständen den Revers zu entwerfen und aufzusetzen, welchen ihnen der Herzog herkömmlich vor seiner Belehnung ausstellen mußte. Mirbach, selbst ein Kurländer, ließ, vielleicht um das Versehen Schöpping's wieder gutzumachen, geschehen, daß in dem Reverse vom 16. Dec. der Einfluß seines Gebieters vorzüglich zu Gunsten des Adels sehr stark beschränkt und in Hinsicht der Religion die lutherischen Lande gegen katholische und jesuitische Umtriebe so ängstlich verwahrt wurden, daß dem Fürsten kaum eine katholische Kapelle in seinem Residenzschlosse zu Mitau für so lange zugestanden wurde, als eben die Landesherrschaft nicht protestantisch sein würde. Nur den Vorschlag der Stände, daß der Herzog sich mit einer lutherischen Prinzessin verheirathen und die Söhne aus dieser Ehe in demselben Glauben erziehen lassen solle, mochte Mirbach doch nicht in den Revers aufnehmen. Obwol der Entwurf mehr als 200 Unterschriften, darunter auch diejenige Mirbach's selbst trug, so war doch Herzog Karl nicht geneigt, so harte Bedingungen zu unterschreiben, und da er durchaus bei dieser Weigerung verharrte, so mußten russische und polnische Drohungen angewendet werden, damit die eingeschüchterten Stände vorerst, während die Verhandlungen über den Revers verschoben wurden, nicht nur die feierliche Belehnung desselben am 8. Jan. 1759 guthießen, sondern auch die Landesbesitznahme durch seinen feierlichen Einzug in Mitau am 29. März geschehen ließen. Von dieser Feier begab sich der Fürst mit einem ansehnlichen Gefolge nach Petersburg und erlangte von der Kaiserin, da ihr schutzherrlicher Einfluß durch die polnische Einweisung und Belehnung nicht im geringsten geschmälert worden war, am 27. Juli eine Urkunde, in welcher sie auf die Sequestration der kurländischen Tafelgüter sowie auf alle Ansprüche und Forderungen an die Lande verzichtete, wogegen er versprach, die griechisch-russische Kirche zu Mitau sammt ihrer Geistlichkeit zu erhalten und nicht eingehen zu lassen. Am 4. Aug. in seine nunmehr von russischen Truppen befreiten Lande zurückgekehrt, hielt der Herzog sofort einen mehrmonatlichen Landtag ab, auf welchem hauptsächlich die Verhandlungen über die Reversalien, die zuvor zwei polnische Minister nicht zum Ziel hatten bringen können, von ihm selbst weiter fortgeführt wurden.

Trotz der Widersetzlichkeit der Stände, die an dem Entwurfe Mirbach's festhielten, verwarf er denselben auch jetzt und konnte in der That, nachdem es gelungen war, eine Spaltung unter jene zu werfen, am 25. Oct. neue Artikel unterzeichnen, durch welche die Zusagen des ersten Entwurfs im Wesentlichen umgestoßen wurden; wie der Anspruch des Adels auf die Erwerbung eingezogener Güter nicht ausdrücklich bestätigt wurde, so wurde das Recht des Herzogs auf den Ankauf adeliger Grundstücke nicht ausdrücklich aufgehoben; Jesuiten sollten fernerhin nicht weiter eingeführt werden, nur vier weltliche Rathsstellen den Katholiken offenstehen, das Asylrecht katholischen Kirchen nicht zustehen; ein Bischofsitz sollte im Lande selbst durch keine auswärtige Macht eingerichtet werden dürfen, dem Bischofe von Livland kein zu großer Einfluß gestattet sein.

Am 5. Nov. erfolgte die Huldigung von Land und Städten, obwol nicht allen jene Aenderungen gefielen, und obwol sogar einige von jenem Akte fern blieben. Den größten Anstoß beim Adel erregte es, daß der Herzog bei der Besetzung der Rathsstellen nicht blos Mitglieder dieses Standes berücksichtigte, sondern auch gelehrte bürgerliche Juristen dazu auswählte, und obwol der König ihm hierin rechtgab, bildete dieser Punkt den Gegenstand bittern Streites auf allen Landtagen. Auch sonst traf der Herzog mehrere Verordnungen, wie über die Juden, über das Münzwesen u. a., ohne Befragung der Stände. Viele auch mochten sich dadurch in ihren Erwartungen getäuscht sehen, daß der Herzog fast nur während der Landtage in Mitau residirte, für gewöhnlich aber in Warschau seinen Sitz nahm, und wenn er dort in den Sitzungen des polnischen Senats neben dem Könige auf dem Throne saß und sogar seine Stimme abgeben durfte, was keinem Herzoge von Kurland je gestattet war, so war das nicht gerade geeignet, ihre Unzufriedenheit zu mildern. Es bildete sich mit der Zeit eine immer stärkere Opposition gegen den Herzog im Adel, die sogar mit Biron wieder Anknüpfungen versuchte. Ueberdies hielt ihn in Warschau eine geheime Verbindung fest, welche er am 25. März 1760 durch seine Heirath mit der jungen und schönen Gräfin Franziska Korvin-Krasinska (geb. 9. März 1742) einging. Auffällig bleibt hierbei, daß sein königlicher Vater von dieser Ehe, in die er nie gewilligt haben würde, nie etwas erfuhr, obgleich sie durch alle Formalitäten unauflöslich gemacht wurde und bei der ganzen polnischen Nation ein offenes Geheimniß war*), und andererseits daß es den Polen bei ihrem Hasse gegen die Sachsen nie eingefallen ist, diese geheime Ehe zur Störung des Friedens in der königlichen Familie und der Liebe des Vaters zum Sohne zu benutzen. Es scheint, als ob der Herzog durch die angesehenen Familien, durch die hohen geistlichen und weltlichen Würdenträger der Krone und des Großfürstenthums, mit welchen er durch seine Heirath verwandt wurde, Einfluß und Anhang in Polen und Litauen hatte gewinnen wollen, um sich auch nach dem Tode seines Vaters durch die nationale Gunst in seinen Herzogthümern halten zu können. Denn er wußte sehr wohl, daß wie sein Vater so auch er selbst in Polen die ausgebreitete und einflußreiche Familie der Czartoryski, in Rußland aber den Thronfolger Peter und seine Gemahlin Katharina zu Gegnern hatte.

Eben lag der Herzog Karl wieder in heftigem Streite mit einem Landtage, welcher sich vom Ende 1761 ziemlich stürmisch in das folgende Jahr hineingezogen hatte, als die doppelte Nachricht in Mitau eintraf, zuerst daß die Kaiserin Elisabeth kurz vor ihrem Tode, der am 5. Jan. 1762 erfolgte, alle Staatsgefangenen begnadigt, und danach daß ihr Nachfolger Peter III. gerade diese Maßregel ausnahmsweise anerkannt und demgemäß auch Biron und seine Familie aus der Verbannung zurückgerufen hätte und ihn wieder als Herzog von Kurland einzusetzen geneigt wäre. Doch letzteres war nicht die wahre Absicht des Kaisers, vielmehr wollte er dem Herzoge Georg Ludwig von Holstein-Gottorp, dem jüngsten Brudersohne seines mütterlichen Großvaters und Bruder des Königs Adolf Friedrich von Schweden, die beiden Herzogthümer übertragen wissen. Daß Biron weder durch drängendes Zureden noch durch die Zusage einer Entschädigung zum Verzicht auf seine fürstliche Würde zu bewegen war, daß vollends der Erbprinz Peter ganz entschieden seine Einwilligung verweigerte, kümmerte ihn ebenso wenig wie das Bedenken, daß doch Prinz Karl von der vorigen russischen Regierung als Herzog von Kurland anerkannt worden war. Ohne jede persönliche Rücksicht, sei es auf Biron oder auf Karl, ohne sich die Frage nach der staatsrechtlichen Berechtigung eines solchen Schrittes vorzulegen, ließ er durch Simolin den kurländischen Ständen geradezu die Neuwahl eines Herzogs anbefehlen. Ihrem Delegirten sprach er viel von seiner Sorge um die Erhaltung ihrer Verfassung und von seinen Bemühungen um eine evangelische Obrigkeit für sie; den Abgesandten des Königs von Polen behandelte er mit derselben Nichtachtung wie den seines Sohnes. Schließlich befahl er sogar Simolin, die kurländischen Tafelgüter wieder mit Beschlag zu belegen und ihre Einkünfte dem Herzoge nicht auszahlen zu lassen. Der bald danach eintretende neue Thronwechsel in Rußland, die Entsetzung und Ermordung Peter's III. (9. und 17. Juli 1762) und die Erhebung seiner Gemahlin Katharina II. brachte dem Herzoge Karl keine Erleichterung, da die neue Kaiserin zwar den Günstling ihres Gemahls fallen ließ, dafür aber Biron selbst wieder auf den Herzogsstuhl zu erheben gedachte, um durch ihn die Gebiete gänzlich in ihre Hand zu bekommen. Von einem Verzichte Biron's war nun natürlich nicht mehr die Rede, vielmehr vereinigte sich die Kaiserin mit ihm sehr schnell über die Bedingungen, unter welchen seine Wiedereinsetzung geschehen sollte. Nachdem Herzog Karl die an ihn gerichtete Forderung, den aus Preußen zurückkehrenden russischen Truppen in Kurland Winterquartiere zu verstatten, nicht sogleich gewährt, sondern von der Genehmigung des Königs abhängig

*) Auch die europäischen genealogischen Handbücher jener Zeit (selbst 1776 noch) verschweigen diese Ehe und lassen den Prinzen als ledig erscheinen.

gemacht hatte, richtete die Kaiserin an letzteren das Ansinnen, den Herzog Ernst Johann, für welchen er selbst sowie der Senat von Polen und die Stände von Kurland sich einst wiederholt und dringend bei der Kaiserin Elisabeth verwandt hätten, und der jetzt wieder seine Freiheit zurückerhalten hätte, nun auch in seine Herzogswürde wieder einzusetzen, denn durch jene Verwendungen hätten sie ja selbst seine Entsetzung für ungerecht, demgemäß des Prinzen Karl Regierung für ungültig erklärt (5. Aug.). Biron selbst, der sich mit seiner Familie sofort zunächst nach Riga begab und dort mit vielen Ehren empfangen wurde, versäumte nicht, dem Könige von seiner Befreiung schriftliche Anzeige zu machen und ihn um Wiedereinsetzung in seine Rechte zu bitten, und schickte zugleich an die Oberräthe und an die Stände nach Mitau einen Protest gegen Karl's Regierung. Um die schwere Beleidigung, die für August III. in dieser Zumuthung lag, wenigstens in etwas abzuschwächen, wollte die Kaiserin ihm einen Ersatz auswirken und ließ in Warschau anzeigen, daß die deutschen Bisthümer Hildesheim und Paderborn säcularisirt und zusammen mit Erfurt dem Herzoge Karl gegeben werden sollten; die dazu nöthige Zustimmung des wiener Hofes hoffte sie dadurch zu erlangen, daß sie Oesterreich die Grafschaft Glatz verschaffen wollte.

Herzog Karl, der sich zu Anfang des Jahres, als der Landtag auf die Nachrichten von Petersburg hin sofort auseinandergegangen war, außer Landes begeben und abwechselnd in Warschau, Dresden, Karlsbad, München und Wien aufgehalten hatte, kam am 6. Aug. nach Mitau zurück, um dem von ihm einberufenen Landtage beizuwohnen, mußte aber bei seiner Ankunft sehen, daß sich derselbe durch Biron's von Simolin unterstützten Protest leicht auseinandertreiben ließ. Verlassen von seinen Unterthanen ging er abermals nach Warschau und von da nach Aachen, um die dortigen Bäder zur Stärkung seiner Gesundheit zu gebrauchen; doch verließ er den Ort schon nach wenigen Tagen wieder und eilte über Dresden und Warschau nach seiner herzoglichen Residenz zurück, wo er sich nun standhaft zu behaupten entschlossen war. Allein bei seiner Ankunft fand er bereits russische Truppen im Lande und seinen Nebenbuhler in nächster Nähe; ein großer Theil seines Adels strömte diesem zu, zu dessen Gunsten Simolin öffentlich handelte. Seit dem 24. Dec. wurden die fürstlichen Tafelgüter und alle fürstlichen Einkünfte in der That mit Beschlag belegt und bald darauf auch die Rentei und das Zollamt in Gewahrsam genommen, die Post, die Münze, das Archiv und andere Staatsgebäude mit Wachen besetzt, ja zuletzt dem Herzoge, der in seinem Schlosse nur von einer schwachen Leibwache umgeben war, sogar die Lebensmittel abgeschnitten, um ihn zur Abdankung zu nöthigen; nur insgeheim konnten ihm von seinem Anhange in der Stadt die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zugebracht werden. Die Druckerei in Mitau wurde gezwungen, in den Kalendern für das Jahr 1763 den Namen des Herzogs Karl zu tilgen und durch Ernst Johann zu ersetzen.

Ein Schriftwechsel und mündliche Unterhandlungen, welche in den letzten Monaten zwischen dem Könige und dem Senate von Polen einerseits und der russischen Regierung und ihrem Gesandten in Warschau andererseits stattgefunden hatten, waren natürlich ganz erfolglos geblieben, da jene keine Macht besaßen, um ihren Worten Nachdruck zu verschaffen. Und auch als dieser Streit nach Mitau hinübergezogen wurde, wo im Februar 1763 zwei polnische Senatoren, der Woiwode Plater und der Castellan Lipski, als königliche Commissarien zur Unterstützung des Herzogs Karl erschienen, blieb er den realen Machtverhältnissen gegenüber ein leerer Wortstreit. Es handelte sich dabei wesentlich um die Frage, ob der König von Polen die Belehnung mit den Herzogthümern Kurland und Semgallen allein mit der Zustimmung des Senats vornehmen dürfe, wie die polnische Regierung behauptete, oder ob er dazu die Einwilligung der gesammten Republik einholen müsse. Die 15,000 Russen, welche mittlerweile die Herzogthümer besetzt hatten, gaben einen kräftigeren Ausschlag als die Entscheidung der Rechtsfrage. Den wahren Grund der Gewaltschritte gegen die Polen, ihren König und den Herzog Karl gibt Katharina II. in einem nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriftstücke vom 6. Nov. 1763 mit folgenden Worten an: „Der directe Vortheil unseres Reiches erfordert es, daß wir in dieser benachbarten Landschaft einen Herzog haben, der in keiner unmittelbaren Beziehung zu dem Könige von Polen steht und uns allein verpflichtet ist."

Am 10. Febr. war Biron im stillen in Mitau eingetroffen, und am 22. hielt er sammt Familie und Gefolge seinen förmlichen Einzug, bei welchem er vom Rathe der Stadt, den der russische Resident durch Androhung von Execution dazu gezwungen hatte, feierlich empfangen wurde. Gleichzeitig trat der Landtag zusammen, den Biron auf Erfordern seines russischen Beschützers zuvor hatte ausschreiben müssen. Obschon König August den Ständen hatte Warnungen zugehen und sie ermahnen lassen, bis auf die weitern Beschlüsse des Senats in ihren Pflichten gegen Polen und gegen seinen Sohn unerschütterlich zu verharren, erschienen doch die meisten von ihnen, die einen aus Opposition gegen Karl, die andern freilich nur aus Furcht vor den Russen, nur wenige wagten auszubleiben. Am 21. Febr. brachten die versammelten Mitglieder eine Erklärung zu Stande, in welcher sie gegen die „ungesetzliche und aufgedrungene Belehnung des königlichen Prinzen Karl" Widerspruch erhoben. Die erwähnten Commissarien des Königs wurden im Schlosse des Herzogs gleich ihm selbst als Gefangene eingeschlossen und überall von den Russen gehindert, ihre mit öffentlichen Verfügungen zu Gunsten der Rechte Karl's ausgesendeten Boten wurden überall mit Drohungen und durch militärische Gewalt zurückgewiesen. Als der polnische Gesandte in St.-Petersburg auf Grund eines Senatsbeschlusses, der den Grafen v. Biron als Usurpator der in den Herzogthümern gelegenen fürstlichen Güter zur Rechtfertigung vorlud, mit stärkeren Weisungen versehen wurde, erklärte die Kaiserin dieselben

für einen Zwang, der in der kurländischen Sache gegen sie geübt werden sollte, und ließ ihm am 8. April den Befehl ertheilen, ihre Hauptstadt binnen zwei Tagen zu verlassen.

La auf einen einhelligen Beschluß des polnischen Reichstags nicht gerechnet, von keiner europäischen Macht eine Unterstützung erwartet werden durfte, da Preußen dieselbe, indem es den Russen bestimmte, nicht in die bukarester Friedensverhandlungen einschließen ließ, so fand König August, um einen Krieg zu vermeiden, der ihn leicht um seinen polnischen Thron bringen konnte, für gut, die Angelegenheit seines Sohnes auf günstigere Zeiten zu verschieben und ihn abzurufen, doch wartete er seine Rückkehr nicht in Warschau ab, sondern begab sich am 25. April in sein sächsisches Erbland zurück. Herzog Karl hatte inzwischen volle zwei Monate lang in seinem Schlosse zu Mitau standhaft ausgehalten und jede Aufforderung der Russen, seinem Nebenbuhler Platz zu machen, unter Berufung auf die Befehle seines Vaters und Königs mit Festigkeit zurückgewiesen, während die vierzig polnischen Edelleute, die, von einem litauischen Landtage kommend, sich ihm als Wache angeboten hatten, gegen die 5000 Mann starke russische Besatzung der Stadt freilich nichts hatten unternehmen können. Auf den Empfang des königlichen Befehls zur Abreise erließ er am 22. April eine gedruckte Protestation an die Stände der Herzogthümer zur Wahrung seiner Rechte und zur Warnung vor den russischen Eingriffen und reiste endlich am 26., nachdem er seine Anhänger um sich versammelt und zur Standhaftigkeit bis zu seiner hoffentlich baldigen Rückkehr ermahnt, dabei auch seinen Tadel gegen die Abtrünnigen nicht zurückgehalten hatte, von Mitau nach Warschau ab. Die beiden polnischen Senatoren, die im Schlosse zurückbleiben wollten, wurden sofort von den Russen verjagt.

Nachdem Herzog Karl sich nur einige Tage in Warschau aufgehalten, ging er zu Ende Mai nach Dresden weiter, wo er von nun an mit seinem kleinen Hofstaate fast seinen beständigen Aufenthalt nahm. Der Tod seines Vaters, am 5. Oct. 1763, schwächte zwar seine Hoffnung auf Rückkehr nach Kurland, konnte sie aber noch nicht ganz vernichten, da ein Theil des Adels unter Leitung des Landhofmeisters von Howen dem Herzoge Ernst Johann den Gehorsam verweigert hatte. Seine Partei sandte sogar im Februar 1764, nachdem auf ihr schriftliches Gesuch keine Antwort erfolgt war, eine Botschaft an den Primas von Polen nach Warschau, um Karl's Wiederherstellung zu erbitten. Der Primas konnte für den Augenblick nur auf die Verhältnisse des Interregnums hinweisen, während Rußland, das immer tiefer in die polnischen Angelegenheiten eingriff, jene Fürbitte sehr übel deutete und vielleicht daraus die Veranlassung nahm, den von Karl in Warschau zurückgelassenen Residenten am 2. Juli aus der Stadt weisen zu lassen. Selbstverständlich wurde Biron von dem durch russischen Einfluß gewählten neuen Polenkönige Stanislaus Poniatowski in seiner herzoglichen Würde anerkannt.

Daß bei der Frage nach einem Nachfolger für August III., nachdem sein ältester Sohn wenige Wochen nach ihm selbst gestorben war, neben dem Prinzen Xaver auch der Herzog Karl gelegentlich genannt wurde, hatte natürlich nichts weiter auf sich. Am kursächsischen Hofe gab man mehr und mehr alle Gedanken an die polnische Krone auf, wenngleich sich in Polen selbst immer noch eine sächsische Partei erhielt, weniger freilich aus wahrer Anhänglichkeit an die Wettiner, als vielmehr aus Opposition gegen das Bestehende. Als der Bischof von Kamieniec, einer der beiden Oheime der Gemahlin Karl's, auf seiner Flucht aus Polen nach Dresden kam, wurde er nicht einmal bei Hofe vorgelassen. Indessen reiste ihm Karl (im Sommer 1769) zusammen mit seinem oben genannten Bruder nach Frankreich nach und blieb über ein Jahr lang in Paris an dem ihm befreundeten königlichen Hofe. Obgleich seine politischen Absichten bei den bald folgenden Ereignissen, die zur ersten Theilung und zur unbedingten Unterwerfung Polens unter die russische Macht führten, vollends nicht mehr zur Wirklichkeit werden konnten, so behielt er doch wenigstens den Herzogstitel stets bei. Seine Gemahlin, die bisher in Warschau zurückgeblieben war, ließ er 1775, um sie nach Dresden zu sich nehmen und öffentlich mit ihr leben zu können, in den Reichsfürstenstand erheben. Er selbst starb in Dresden am 16. Juni 1796, nachdem ihm die Gattin am 1. Mai desselben Jahres im Tode vorangegangen war. Das einzige Kind aus dieser Ehe, eine Tochter Namens Marie Christine, welche am 17. Dec. 1779 geboren war, vermahlte sich am 25. Oct. 1797 mit dem Prinzen Karl von Savoyen-Carignan und ist die Mutter des späteren Königs Karl Albert von Sardinien wurden.

Quellen: außer einem Manuscript von B. Röse und mit Hinzuziehung der neuen einschlagenden Arbeiten, namentlich: Kruse, Kurland unter den Herzogen (II. Bd., 1837); E. Herrmann, Geschichte des russischen Staates (V. Bd., 1853); v. Richter, Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands (II. Thl., 3. Bd., 1858). Viele gute Einzelheiten bot ein Aufsatz von Ed. Reimann, Das preußisch-russische Bündniß vom Jahre 1764, in der Zeitschrift für preußische Geschichte (Berlin 1877).

(*Karl Lohmeyer.*)

XVIII. Karl: Herzog von Sachsen-Koburg-Meiningen.

KARL (August Friedrich Wilhelm), Herzog von Sachsen-Koburg-Meiningen[1]), der ältere Sohn des Herzogs Anton Ulrich aus dessen zweiter Ehe mit Charlotte Amalie, einer Tochter des Landgrafen Karl von Hessen-Philippsthal, wurde am 19. Nov. 1754 zu Frankfurt a. M. geboren, wohin sein Vater in den letzten Lebensjahren dauernd übergesiedelt war. Als dieser am

1) Hauptquelle: Ludw. Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen (Halle 1856), S. 80—193. 211—212. 215. — Außerdem vgl. man: Dav. Voit, Das Herzogthum Sachsen-Meiningen (Gotha 1844), S. 107 und G. Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen (1. Thl., Meiningen 1851), S. 70.

28. Jan. 1763 starb, übernahm die Witwe als Obervormünderin ihrer beiden minderjährigen Söhne Karl und Georg (s. d.) die Landesregierung und verlegte zugleich ihren Sitz nach Meiningen zurück. Hier begann für die Prinzen ein neues, freieres Leben. In Frankfurt nach dem Willen ihres allzu ängstlichen Vaters verzärtelt, auf das Haus beschränkt und nur selten ins Freie gelassen, durften sie sich nun in der Umgebung des Schlosses umhertummeln und bei ländlicher Arbeit ihre Kräfte versuchen. Trotz dieser vernünftigen Erziehungsweise gelang es doch nicht, den von Natur schwächlichen Körper des älteren auf die Dauer zu stärken, so vortheilhaft sich auch seine geistigen und gemüthlichen Anlagen entwickelten. Der anfangs in Meiningen durch einen Instructor gegebene Unterricht wurde nachher in Straßburg zum Abschluß gebracht. Bei diesem Aufenthalte, der im ganzen vom 2. Febr. 1775 bis zum 12. März 1776 dauerte, war es für den Prinzen freilich weniger auf eine tiefere wissenschaftliche Bildung als vielmehr auf Vervollkommnung in der französischen Sprache und in den sogenannten schönen Künsten abgesehen. Karl selbst hat über seine straßburger Erlebnisse eine Reihe von Briefen an seine ältere Schwester Wilhelmine geschrieben. In denselben offenbart sich ein empfängliches und unverdorbenes Gemüth, ein reger Sinn für wissenschaftliche und künstlerische Erscheinungen und eine erfreuliche Pietät für Männer, welche sich in dieser Hinsicht hervorthaten. Mehr als die Schilderung öffentlicher Festlichkeiten, an denen die Prinzen theilnahmen, fesseln in diesen Briefen die Mittheilungen über Concerte, Theatervorstellungen und Kunstwerke, sowie über die Begegnung mit hervorragenden Persönlichkeiten. Von solchen gedenkt er der weimarischen Prinzen, Karl August und Konstantin, des hannoverschen Leibarztes J. G. Zimmermann, des österreichischen Feldmarschalls Grafen v. Wurmser und vor allen Goethe's, mit dem er früher schon einmal in Frankfurt zusammengetroffen war und dessen ganzes Wesen auf ihn einen bedeutenden Eindruck machte. Als dann die Prinzen während der Ferien eine Reise nach der Schweiz unternahmen, besuchten sie den Kupferstecher von Mechel und den menschenfreundlichen Rathsschreiber Isaak Iselin, in Zürich den gefeierten Lavater, der sie nach seiner gewohnten Weise zum Gegenstande seiner physiognomischen Studien machte, und den Idyllendichter Sal. Geßner, sowie in Bern den bekannten Schriftsteller Karl Victor von Bonstetten. Nach der Rückkehr der Prinzen durch das südliche Frankreich erfolgte im September 1775 eine Zusammenkunft derselben mit ihrer Mutter in Frankfurt und bei dieser Gelegenheit auch eine dritte Begegnung mit Goethe, über welche sich dieser im 20. Buche von „Dichtung und Wahrheit" freundlich geäußert hat. Am 19. Nov. 1775 wurde Karl für mündig erklärt und trat nun als Mitregent an die Seite seiner Mutter, die für ihren jüngeren Sohn Georg die Vormundschaft noch beibehielt, worauf am 12. März 1776 die Studien in Straßburg ihren Abschluß fanden.

Seinem Volke machte sich der junge Herzog bald in vortheilhafter Weise bemerklich. Zunächst lag es ihm daran, die von seinem Vater ererbte schlimme Finanzlage seines Landes zu verbessern, und er ließ dazu bereits durch den Landtag von 1775 die einleitenden Schritte thun, während er selbst durch die Einfachheit seines Hofhaltes ein Beispiel der Sparsamkeit gab. Nicht weniger lag ihm die Hebung der Volksbildung am Herzen. Er ernannte eine Schulcommission, an deren Spitze er den trefflichen Geheimrath von Dürkheim stellte, und beförderte die Gründung eines Schullehrerseminars, eines der ersten in Deutschland (1776), welches nachmals (1827) mit demjenigen in Hildburghausen vereinigt worden ist. Die Bearbeitung eines neuen, übrigens erst 1794 gedruckten Gesangbuches übertrug er dem von ihm zum Hofprediger berufenen J. G. Pfranger, dem Verfasser des „Mönchs vom Libanon"; zum Leiter der herzoglichen Bibliothek ernannte er den nachmaligen Schwager Schiller's, den bisherigen Consistorialkanzlisten W. Fr. H. Reinwald, durch dessen Verdienst zuerst eine Benutzung dieser arg vernachlässigten Büchersammlung ermöglicht wurde. Aus dem gleichen Sinne für das Wohl seiner Mitmenschen war auch die bereits 1774 vom Herzoge Karl vollzogene Stiftung der Freimaurerloge „Charlotte zu den drei Nelken" in Meiningen hervorgegangen.

Einer mehr erheiternden und zugleich den Geschmack befördernden Thätigkeit wandte er sich dadurch zu, daß er, ein warmer Freund des Theaters, im Juni 1776 eine Liebhaberbühne einrichten ließ, auf welcher er neben seinem Bruder, seinen Schwestern und auserwählten Herren und Damen des Hofes öfters selber auftrat. Unter den Stücken, in denen dies geschah, befinden sich Diderot's „Hausvater", „Walder, ländliches Schauspiel nach Marmontel's Silvain", mit Musik von Georg Benda, Wieland's „Lady Johanna Gray", H. A. O. Reinhard's Lustspiel „Nacht und Ohngefähr" und Leisewitz' „Julius von Tarent", dessen Titelrolle der Herzog spielte. Bei der Aufführung dieses Stückes ließ der letztere eine besondere, wenig bekannte Ausgabe desselben drucken, welcher auch eine Anzahl kritischer Aeußerungen aus damaligen Zeitschriften beigefügt ist. Mit dem oben genannten Reinhard in Gotha, einem Sachverständigen, der einst mit Ekhof die dortige Hofbühne geleitet hatte, stand Herzog Karl in brieflichem Verkehr und erbat sich für sein eifrig gepflegtes Theater öfters dessen Rath und Mithülfe[2]). Dieses letztere hörte mit dem J. 1780 auf, fand aber schon im nächsten Jahre eine Fortsetzung in einer dadurch angeregten bürgerlichen Liebhabertheater-Gesellschaft, welcher die Gunst des Hofes nicht fehlte und der auch die Räume der bisherigen Hofbühne zur Benutzung überlassen wurden.

Noch sind als ein Verdienst des Herzogs die Verschönerungen zu erwähnen, durch welche er seine bisher von mittelalterlichen Befestigungswerken umgebene Residenzstadt in einen offenen Ort mit anmuthiger Umgebung umschuf, und zwar that er dies in Gemeinschaft mit seinem Bruder Georg, der seit dem 4. Febr. 1782

2) H. A. O. Reinhard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet und herausgegeben von Herm. Uhde (Stuttg. 1877, S. 150).

Mitregent geworden war. Wälle und Mauern wurden abgetragen, Gräben ausgefüllt und bessere freie Plätze und Alleen an deren Stelle angelegt. Noch heute trägt eine Allee vom Herzoge Karl herrührende Lindenalleen den Namen ihres Gründers. Ebenso ließ dieser das von Anton Ulrich neuerbaute Schloß Altentann im J. 1779 verschönern, worauf es 1798 durch seinen Nachfolger Georg mit geschmackvollen Gartenanlagen versehen und zur Sommerresidenz erhoben wurde.

Herzog Karl hatte sich am 5. Juni 1780 mit der klugen, liebenswürdigen und seine Neigung zur Bühne theilenden Prinzessin Luise von Stolberg Gedern vermählt. Diesen glücklichen Bund trennte bereits am 21. Juli 1782 ein vorzeitiger Tod. Erst achtundzwanzig Jahre alt, starb der Herzog im Oberamtshause des Städtchens Sonneberg am Südostrande des Thüringer Waldes und vererbte das Herzogthum seinem Bruder Georg, dessen Andenken noch heute im meininger Lande als ein gesegnetes fortlebt. Die eigene und seiner Mitbürger Trauer über Karl's frühes Scheiden sprach Reinwald in einem elegischen Gedichte aus („Gedanke an meinen verstorbenen Herzog"), welches in Schlözer's Staatsanzeigen[3]) abgedruckt ist und dessen vierte Strophe mit Recht lauten durfte:

„Er wandelt' auf so rauhen Bahnen; Er brach die Bahn
Durchs Brombeergestrüpp, mit Riesenschritten, den Felsen hinan.
Er war voll Thatigkeit und Strebens nach bessrem Ziel.
Darum war sein kurzer Act des Lebens. — Der Vorhang fiel."

Der Herausgeber nahm diese Verse um so bereitwilliger auf, als er den Herzog „einen der allergrößten Wohlthäter" seines Journals nennen konnte, und zwar deshalb, weil derselbe ihm mehrfach Beiträge für dasselbe übersandt und an dem Fortgange des Schlözer'schen Unternehmens den lebhaftesten Antheil genommen hatte.[4]) (*A. Schumann.*)

XIX. Karl: Herzog von Würtemberg.

KARL EUGEN, Herzog von Wurtemberg, 1737—1793, Sohn und Nachfolger Karl Alexander's, geboren am 11. Febr. 1728, war bei dem Tode seines Vaters erst neun Jahre alt, daher eine vormundschaftliche Regierung eintrat, an deren Spitze 1737—1738 Herzog Karl Rudolf von Wurtemberg-Neuenstadt, 1738—1744 Herzog Friedrich Karl von Wurtemberg-Oels stand. Die Erziehung des Prinzen war seiner Mutter, einer Prinzessin von Thurn und Taxis, überlassen. Von Vater und Mutter her gehörte Karl der katholischen Religion an. Er erhielt als Knabe einen gründlichen Unterricht und machte bei seiner schnellen Fassungskraft und seinem vorzüglichen Gedächtnisse trotz seiner Flüchtigkeit gute Fortschritte. Auf Betreiben seines zweiten Vormunds wurde er nebst seinen beiden Brüdern, den Prinzen Ludwig Eugen und Friedrich Eugen, 1741 nach Berlin geschickt, um sich unter Friedrich dem Großen in der Staats- und Kriegskunst auszubilden. Nachdem er sich dort etwas mehr als zwei Jahre aufgehalten hatte, wurde er auf die Empfehlung Friedrich's, der seine Geistesgaben schätzte und ihn an Preußens Politik zu fesseln hoffte, von Kaiser Karl VII. 1744 für volljährig erklärt, worauf er sich mit der Prinzessin Elisabeth von Brandenburg-Baireuth, einer Nichte Friedrich's, verlobte, am 10. März seinen Einzug in Stuttgart hielt und die Regierung übernahm. Beim Abschied von Berlin gab ihm Friedrich einen Aufsatz mit, worin er ihm die weisesten Vorschriften über seine künftige Regententhätigkeit gab. Bei seinem Regierungsantritt bestätigte er die Religions-Reversalien und sämmtliche Landesverträge. Die Leitung der Geschäfte überließ er den bisher erprobten Männern: Präsident Hardenberg leitete mit Umsicht das Finanzwesen, die Geheimräthe Bilfinger, Zech, Georgii sorgten aufs beste für die übrigen Zweige des Staatswesens, und der Landschaftsconsulent Johann Jakob Moser wahrte aufs gewissenhafteste die Rechte der Landschaft. Das Land erfreute sich der glücklichsten Verhältnisse. Mit dem Jahre 1755 trat hierin eine Aenderung ein. Die sinnlich und despotisch angelegte Natur des Herzogs trat auf einmal in ihrer ganzen Maßlosigkeit hervor. Die trefflichen Räthe wurden entlassen und durch charakterlose Menschen ersetzt, welche den Leidenschaften des Herzogs schmeichelten, jeden Befehl desselben ausführten und ihre Untergebenen aufs brutalste behandelten. Den schlimmsten Einfluß hatten Rieger und Graf Montmartin, von denen jener zum geheimen Kriegsrath und Oberst, dieser zum Präsidenten des Geheimen Raths ernannt wurde und alle innern und äußern Staatsgeschäfte leitete. Karl's Soldatenliebhaberei, seine Theilnahme am Siebenjährigen Kriege und sein unsinniger Hang zu Pracht und glänzenden Festen erforderten einen Aufwand, der die finanziellen Kräfte des kleinen Landes weit überstieg. Auf dem Reichstage zu Regensburg stimmte er, wegen des Einfalls der Preußen in Sachsen, für Eröffnung des Reichskriegs gegen Friedrich den Großen und stellte, schon durch den 1753 mit Frankreich abgeschlossenen Subsidienvertrag zur Betheiligung am Kriege verpflichtet, zuerst ein Heer von 6000, dann von 12,000 Mann auf. Aber seine Truppen wurden 1757 bei Leuthen, 1759 bei Fulda und 1760 bei Köthen geschlagen. Die Aushebungen konnten nur durch Gewaltmittel bewerkstelligt werden, da das Volk nicht gegen den König von Preußen, den Beschützer des evangelischen Glaubens, ins Feld ziehen wollte. Nicht weniger kostspielig war des Herzogs Leben in Friedenszeiten. Sein Hof war der prächtigste in ganz Deutschland. Er hatte eine italienische Kapelle, das beste Ballet, französische Schauspieler, eine Akademie für Maler und Bildhauer zur Verwendung für Theater und Feste, veranstaltete zum Ruin des Landvolks großartige Jagden, erbaute mehrere Jagdschlösser, legte die Lustschlösser Hohenheim und Solitude an, begann den Bau des neuen Schlosses in Stuttgart, verlegte, unzufrieden mit der Haltung der dortigen Bürgerschaft, seine Residenz nach Ludwigsburg und errichtete auch dort neue Bauten. Ein solches Leben verschlang ungeheuere Summen

3) 1. Bd., Heft 1—4 (1782), S. 528. 4) Drei bezügliche Briefe des Herzogs, darunter zwei an Schlözer, finden sich in Christian von Schlözer's Buche: „Aug. Ludw. von Schlözer's Oeffentliches und Privatleben aus Originalurkunden", 2 Bd. (Leipzig 1828), S. 209—211.

und wirkte demoralisirend auf die Bevölkerung. Mit den Landständen entstanden heftige Conflicte. Montmartin verlangte, daß sie jede Willensäußerung, jede Geldforderung des Herzogs als „absoluten Befehl" ansehen und befolgen sollten. Das im Landschaftshause vorräthige Geld wurde unter Mitwirkung von Soldaten weggenommen. Der Landschaftsconsulent Moser, welcher das Verlangen Karl's, daß er die Stände zur Bewilligung seiner Forderungen vermögen solle, zurückwies, wurde auf die Festung Hohentwiel gebracht und dort fünf Jahre lang in strengster Haft gehalten. Der Dichter Daniel Schubart, welcher in seiner „Deutschen Chronik" gegen die schlechten Regierungen in Prosa und Poesie zu Felde zog, wurde hinterlistigerweise gefangen genommen und zehn Jahre lang auf Hohenasperg festgehalten. Zur Eröffnung neuer Geldquellen bediente sich der Herzog ungesetzlicher und schändlicher Mittel. Alle Aemter waren käuflich, die Steuern wurden willkürlich erhöht, neue Steuern ausgeschrieben und nöthigenfalls durch Soldaten eingetrieben, der holländischen Republik gegen eine hohe Summe etwa 2000 Soldaten überlassen, welche nach Südafrika und Ostindien gebracht wurden, und von denen nur wenige ihr Vaterland wiedersahen. Die Landstände beschwerten sich wiederholt beim Kaiser über die ungesetzmäßige Regierung des Herzogs. Von 1763 bis 1770 dauerten die Verhandlungen theils zwischen den Ständen und der Regierung, theils zwischen jeder von diesen Parteien und dem Reichshofrathe zu Wien. In dem sogenannten „Erbvergleiche" von 1770 wurden die alten Landesverträge bestätigt, der Herzog versprach Abstellung der Missstände, und die Landschaft übernahm dessen Schulden. Zwar hatten die Landstände noch über manche Missstände zu klagen; aber eine Besserung der Zustände war unverkennbar, wozu auch das zunehmende Alter beitrug. An seinem funfzigsten Geburtstage (1778) ließ der Herzog auf allen Kanzeln des Landes ein Document vorlesen, worin er seine frühern Vergehen bekannte und versprach, von nun an nur dem Wohle des Landes zu leben. Auch die zweite Heirath des Herzogs trug viel zu dessen Sinnesänderung bei. Seine erste Gemahlin hatte sich, unter dem Eindrucke seiner Ausschweifungen, schon 1756 von ihm entfernt und kehrte nie mehr zu ihm zurück. Nach ihrem Tode heirathete er 1784 Franziska Theresia. Diese, am 10. Jan. 1748 geboren, war die Tochter des armen Freiherrn von Bernardin zu Adelmannsfelden unweit Ellwangen, und wegen ihrer Dürftigkeit vermählte sie sich mit dem häßlichen, aber reichen Freiherrn Richard von Leutrum. Diesem entführte sie der Herzog 1770. Er lebte zuerst mit ihr als einer Freundin, vermählte sich mit ihr 1784 und machte sie zugleich zur Gräfin von Hohenheim und 1786 zur regierenden Herzogin. Diese Frau, weniger durch Schönheit als durch Verstand und feine Bildung glänzend, gewöhnte allmählich den Herzog an die Annehmlichkeiten eines stillen Lebens und flößte ihm Interesse für Errichtung nützlicher Anstalten ein. Unter diesen ist keine berühmter geworden als die sogenannte „Hohe Karlsschule". Diese war ursprünglich (1770) ein militärisches Waisenhaus auf der Solitude, wurde 1771 „militärische Pflanzschule" und 1774 „Militärakademie". Sie wurde 1775 nach Stuttgart verlegt und zu einer Akademie erweitert, in welcher alle wissenschaftlichen Lehrfächer (außer der Theologie) und Künste gelehrt wurden. Vom Kaiser Joseph II., welcher 1777 die Akademie besuchte, wurde sie 1781 zur Hochschule erhoben und mit allen Privilegien einer Universität ausgestattet. Nach Karl's Tode wurde sie 1794 wieder aufgehoben, da sie zu viele Kosten verursachte und die Frequenz der tübinger Hochschule sehr beeinträchtigte. Der Herzog, welcher in späteren Jahren nach dem Ruhme eines Förderers der Wissenschaften strebte, an allen Zweigen der Staatsverwaltung den lebendigsten Antheil nahm, in freundlicher Weise mit jedermann verkehrte, machte sich bei seinen Unterthanen sehr beliebt. Der Wohlstand des Landes, in welchem mehrere Fabriken gegründet wurden, nahm sehr zu. Karl starb am 24. Oct. 1793 in Hohenheim. Da er keine Erben hinterließ, so folgte ihm in der Regierung 1793—1795 sein älterer Bruder, Herzog Ludwig Eugen, und als dieser ohne männliche Nachkommen starb, 1795—1797 sein jüngerer Bruder, Herzog Friedrich Eugen. Dieser war seit 1753 mit einer Nichte Friedrich's des Großen, der Tochter des Markgrafen von Brandenburg-Schwedt, vermählt, und in dem Ehevertrage wurde, auf Betreiben des Königs und mit Zustimmung des Herzogs Karl, festgesetzt, daß die Kinder dieser Ehe in der evangelischen Religion als der Landesreligion erzogen werden sollten. Dadurch wurde das württembergische Regentenhaus, das seit 1733, wo Herzog Karl Alexander, der Vater Karl Eugen's, die Regierung übernahm, katholisch war, wieder evangelisch. Die Herzogin Franziska zog sich nach dem Tode ihres Gemahls auf ihren Witwensitz zu Kirchheim (unter Teck) zurück, wo sie im J. 1811 starb. (*Wilh. Müller.*)

XX. Karl: Fürsten von Nassau-Weilburg.

a) KARL AUGUST, Fürst von Nassau-Weilburg, der zweite Sohn des Grafen Johann Ernst (s. über ihn den Art. Sect. II, Thl. 21, S. 150) und seiner Gemahlin Maria Polyxene von Leiningen-Hardenburg, wurde am 17. Sept. 1685 geboren und erhielt gemeinschaftlich mit seinem nicht volle zwei Jahre älteren Bruder Friedrich Ludwig (geb. am 28. Dec. 1683) eine sehr sorgfältige Erziehung. Dieselbe erstreckte sich besonders auch auf Vorbildung für die militärische Laufbahn, in welcher es der Vater zu der höchsten Stellung gebracht und sich großes Ansehen erworben hatte.[1]) Beide Brüder hatten

1) Johann Ernst wurde in hessen-kasselschen Diensten Oberstlieutenant (20 Mai 1684), Brigadier-Oberster zu Pferde (1. Febr. 1686), Generalmajor (1691), Generallieutenant (1. Mai 1696); in kurpfälzischen Diensten Geheimrath (25. Febr. 1697), Oberhermeister der Kurfürstin (e. d.), Capitaine des gardes et commandant de la maison Electorale (e. d.), General der Cavalerie (21. März 1697), Hofkriegsraths-Präsident (16. Dec. 1702), General-Feldmarschall (1703), Großhofmeister (5. Juni 1706), General der oberrheinischen Kreistruppen (13. Febr. 1697); kaiserlicher General der Cavalerie (19. April 1697), kaiserlicher Feldmarschall (18. Febr. 1704).

eine stattliche Gestalt und schöne Gesichtszüge, beide waren lebhaften Geistes, sehr talentvoll und lernbegierig, besonders rühmte man an ihnen Sittenreinheit und eine alle Herzen gewinnende Freundlichkeit des Benehmens. Im J. 1699 unternahmen die beiden Brüder in Begleitung ihres Hofmeisters Mettius eine größere Reise, auf welcher sie längere Zeit auch in Paris verweilten und bei Ludwig's XIV. Schwägerin, der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans[2]), freundliche Aufnahme fanden, welche sich dieselbe bemühte, den Aufenthalt in Paris für die Jünglinge möglichst angenehm zu machen und alles von ihnen fern zu halten, was ihren Sitten hätte Gefahr bringen können.

Im Herbste 1703 sammelte Graf Johann Ernst bei Speier eine aus pfälzischen und oberrheinischen Kreistruppen bestehende Kriegsmacht, um dem von den Franzosen belagerten Landau Entsatz zu bringen. Beide Söhne, der zweitgeborne Friedrich Ludwig, damals schon Oberst bei den oberrheinischen Kreistruppen, und der achtzehnjährige Karl August begleiteten den Vater bei diesem Kriegszuge, auf welchem derselbe von einem französischen Heere unter dem Marschall Tallard überfallen wurde und in dem äußerst blutigen Treffen am Speierbach (15. Nov. 1703) eine schwere Niederlage erlitt, die auch der zur Unterstützung herbeigeeilte tapfere Erbprinz Friedrich von Hessen-Kassel (Sohn des Landgrafen Karl) nicht abzuwenden vermochte. Den Grafen Johann Ernst traf an diesem Unglückstage auch noch ein herber persönlicher Verlust, denn unter den zahlreichen Todten befand sich sein Sohn Friedrich Ludwig, der heldenmüthig kämpfend gefallen war.

Johann Ernst starb am 27. Febr. 1719 in Heidelberg und Karl August[3]) folgte ihm in der Regierung. Nach dem Beispiele seines Vaters hatte auch er bei den Truppen des Oberrheinischen Kreises Dienste genommen und erhielt am 15. Sept. 1719 das Commando über ein Regiment zu Fuß, wurde am 31. März 1722 General-Wachtmeister (Generalmajor), erhielt 1726 das Patent über die von den gesammten Ständen des Oberrheinischen Kreises ihm aufgetragene Charge eines commandirenden Generals über die Truppen desselben, am 7. Juni 1727 das kaiserliche Patent als Feldmarschall-Lieutenant, 1735 das Patent als General der Cavalerie des Oberrheinischen Kreises, unter dem 31. März 1735 das kaiserliche Patent über das ihm ertheilte Generalat über alle kaiserlichen Regimenter zu Roß. Die reichsfürstliche Würde, welche bereits seinem Vater 1688 vom Kaiser Leopold I. ertheilt, von demselben aber nicht genutzt worden war, nahm er am 9. Sept. 1737 an.

Fürst Karl August, über welchen ein zuverlässiger Gewährsmann, der Geheimrath von Pozheim (s. über ihn den nachfolgenden Art.) ein sehr günstiges Urtheil fällt und von ihm sagt, „er sei in ganz Teutschland als ein Herr von sehr hellen Einsichten bekannt gewesen", wandte der Wohlfahrt seiner Unterthanen die eifrigste Fürsorge zu und bethätigte sie durch viele treffliche Verordnungen. Um die Stadt Weilburg hatte sich bereits sein Vater Johann Ernst durch Anlage neuer Straßen und des Marktplatzes, Erbauung des Rathhauses sowie durch Verschönerung und Vergrößerung des Residenzschlosses sehr verdient gemacht; Karl August faßte den Entschluß, die Stadt durch Anlage einer Vorstadt außerhalb der Halbinsel, auf der andern Seite der Lahn, zu erweitern und ließ am 20. Dec. 1736 ein Patent ausgeben, durch welches allen, welche sich dort niederlassen wollten und die Mittel, sich dort anzubauen, besaßen, ein Bauplatz und die erforderlichen Baumaterialien ohne allen Entgelt, nur mit Ausschluß der Zufuhrkosten, bewilligt, wie auch für die Dauer von zehn Jahren völlige Abgabenfreiheit zugesichert wurde. Nach demselben Patente sollten sich Reformirte sowol deutscher als französischer Nation völlig freier Religionsübung erfreuen, ihnen auch sogleich eine Kirche überlassen und ihrem Geistlichen aus der fürstlichen Rentkammer ein Besoldungszuschuß von 50 Gulden gezahlt werden.

Dieselbe religiöse Duldsamkeit bethätigte Karl August auch in seinen überrheinischen Besitzungen, den Herrschaften Kirchheim und Stauf[4]), indem durch ein von ihm zu Weilburg am 13. Jan. 1738 gegebenes Privilegium allen in Kirchheim vorhandenen oder sich künftig dort niederlassenden reformirten Glaubensgenossen freie und öffentliche Religionsübung gestattet und dieser Gemeinde nicht allein vorläufig ein Local zu gottesdienstlichen Handlungen im Amtshause eingeräumt, sondern auch die Erbauung einer Kirche erlaubt wurde. Dasselbe Privilegium bestimmte, daß zwei Mitglieder der reformirten

2) In dem an ihre Halbschwester, die Raugräfin Luise zu St.-Cloud am 22 Mai 1699 geschriebenen Briefe sagt sie, daß sie schon wegen der Freundschaft, deren sich ihre Halbschwester zu der Mutter und Tante der jungen Grafen erfreue, sich derselben annehmen und ihr Bestes thun wolle, sie vor allem Uebel zu bewahren, auch in dieser Beziehung dem Hofmeister nützliche Winke gegeben habe. (S. die Ausgabe der Briefe von Wolfg. Menzel in der Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart, VI, 37.)

3) Prinz Eugen, der dem Grafen Johann Ernst stets Wohlwollen und Vertrauen bewiesen hatte, richtete an Karl August folgendes Trostschreiben: „Hoch- und Wohlgeborner Graf! Ich habe aus derselben vom ersten hujus abzulassen beliebten Notificationsschreiben den seeligen Hintritt Ihrer Excellenz Dero Herrn Vaters sel. mit so großerem Betrauern vernehmen, als ich andurch eines altweyrten guten Freundes verlustiget worden, ich wünsche mir das Vermögen, dem Herrn Grafen nach der seinem Herrn Vater, sel. zugetragener Freundschaft viel angenehmes zu erweisen, inmaßen derselbe wohl versuadirt sein könne, daß in allem, was von mir dependirt, zur Vermehrung der Consolation und Auferhebung so beraitto als willig zu contribuiren mir jedesmahls eine freud machen werde, in allstater Verbleibung Derselben Dienstwilligster Diener

Wien, den 15. Martij 1719. Eugenio von Savoy."

4) Diese (jetzt zur bairischen Rheinpfalz gehörigen) Herrschaften waren 1394 durch die Heirath des Grafen Philipp I. zu Nassau-Saarbrücken mit Anna von Hohenlohe, der Enkelin des Grafen Heinrich II. von Sponheim, genannt Bolanden, erworben worden. Sie bildeten einen sehr reichen und wichtigen Besitz der weilburgischen Linie, deren Mitglieder oft dort ihren Wohnsitz nahmen, wie denn Herzog Wilhelm von Nassau im Schlosse zu Kirchheim-Boland geboren wurde (14. Juni 1792). Das einst so belebte schöne Schloß ist bis auf einen kleinen Ueberrest, der einen Theil der vormaligen Orangerie bildete, verschwunden.

Gemeinde in den Stadtrath aufgenommen und den Reformirten überhaupt alle Rechte zutheil werden sollten, in deren Genusse bisher die Lutherischen gewesen seien. Die neue Gemeinde erhielt durch dasselbe Privilegium, außer den bürgerlichen Freiheiten, welche ihr dasselbe einräumte, das Recht, ihren Pfarrer und Schullehrer selbst zu wählen und anzustellen, wobei nur dem Landesherrn die Bestätigung vorbehalten wurde, die jedoch nicht ohne erhebliche Ursache verweigert werden sollte; wie zur Berufung ihrer Prediger, so sollten die Gemeinden auch zur Suspension derselben ermächtigt sein. In Bezug auf die Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen bestimmte die gedachte Verordnung, daß es den Aeltern überlassen sei, vor Abschließung der Ehe darüber schriftlich sich zu vereinigen, in welcher Religion die Kinder erzogen werden sollten, und daß, wenn solche Ehepacten nicht abgeschlossen worden seien, in der Regel die Kinder männlichen Geschlechts der Religion des Vaters, die Kinder weiblichen Geschlechts der Religion der Mutter folgen sollten, jedoch auch in dieser Beziehung jeder Gewissenszwang zu vermeiden sei.[5])

Zu erwähnen ist noch, daß Karl August vom Jahre 1738 an alle Competenzgüter der Pfarreien im Weilburgischen einzog, um sie mit den Einkünften des Walpurgisstifts zu vereinigen, als der Centralkasse, aus welcher die Pfarrer, anstatt der ihnen entzogenen Güter, ihre Besoldungen in Geld und Naturalien beziehen sollten.

Eine sehr rühmliche Fürsorge widmete Fürst Karl August auch dem Schulwesen.[6]) Er wies durch eine Verordnung vom 27. Febr. 1723 alle Beamten, Pfarrer, Unterthanen und Eingesessenen an, ihre Kinder zur weilburger Schule zu schicken, und, wenn sie dieselben studiren lassen wollten, sie nicht früher herauszunehmen, als bis sie durch ein Examen ihre Reife für das Universitätsstudium nachgewiesen hätten. Diese Verordnung, welche 1765 erneuert wurde, ist gleichsam als Vorläufer der späteren Verordnungen über die Abiturientenprüfungen zu betrachten.

Auch erließ der Fürst „behufs der dringend nöthigen Verbesserung des Schulwesens" am 24. Oct. 1737 eine allgemeine Schulordnung zur genauesten Beachtung und Handhabung.[7]) Karl August, dessen für sein Land segensreiche Regierungsthätigkeit stets mit der hohen Auffassung des Herrscherberufs, welche er in seiner Seele trug, in Uebereinstimmung geblieben war, starb im Alter von 68 Jahren am 9. Nov. 1753. Seine Gemahlin Auguste Friederike (geb. 1699), Tochter des Grafen Georg August von Nassau-Idstein, mit welcher er sich am 17. Aug. 1723 vermählt hatte, war ihm am 8. Juni 1750 im Tode vorausgegangen. Die in dieser Ehe erzeugten Kinder, von welchen nur drei zu reiferen Jahren gelangten, sind: Henriette Marie Dorothee, geb. am 29. Mai und gest. am 29. Nov. 1724; Henriette, geb. am 13. Oct. 1726, gestorben am 18. Sept. 1757; Luise, geb. und gest. am 30. Juni 1727; Polyxene Wilhelmine Luise, geb. am 31. Oct. 1728, gest. am 27. Jan. 1732; (Christiane Luise) Charlotte, geb. am 12. Febr. 1730, gest. am 26. Jan. 1732; Luise, geb. 27. Jan. 1733, welche sich am 24. Aug. 1750 mit dem Grafen Simon August von Lippe-Detmold (geb. am 12. Juni 1727) vermählte und am 27. Sept. 1764 starb (ihr Gemahl starb am 1. Mai 1782, nachdem er sich noch dreimal verheirathet hatte); Karl Christian, der dem Vater in der Regierung folgte (s. d. folg. Art.). (*K. Schwartz.*)

b) KARL CHRISTIAN (gewöhnlich blos Karl genannt), Fürst von Nassau-Weilburg, geboren zu Weilburg am 16. Jan. 1735, wurde nach Vollendung des neunten Lebensjahres von seinem vortrefflichen Vater, dem nichts mehr am Herzen lag als die Erziehung seines einzigen vorzüglich begabten Sohnes, der Führung des dänischen Obersten de la Pottrie, der auch die Erziehung eines Erbgrafen von Lippe-Detmold geleitet hatte, anvertraut, eines vielseitig gebildeten, erfahrenen und charakter-

5) Köllner, Geschichte der Herrschaft Kirchheim-Boland und Stauf, S. 216 fg. 6) Die Geschichte des nassauischen Schulwesens hat in neuester Zeit eine sehr gründliche und ausführliche Darstellung erfahren in dem (in Wiesbaden erschienenen) verdienstvollen Werke: „Die Nassauische Simultanvolksschule. Ihre Entstehung, gesetzliche Grundlage und Bewahrung, nebst einer Geschichte der alten Nassauischen Volksschule dargestellt von Dr. C. G. Firnhaber, Geh. Regierungsrath a. D." Der erste Band (er enthält, ohne die ausführliche Vorrede, 368 Seiten), der im Herbste 1881 erschien, konnte von uns in den obigen Artikeln über nassauische Fürsten, die sich um das Schulwesen verdient gemacht haben, noch benutzt werden; der zweite Band, welchem ein möglichst vollständiger Index über beide Bände beigegeben werden soll, wird im Frühjahre 1882 erwartet. Dieses Werk, die Frucht vieljähriger mühevoller Forschung, welches durchweg aus amtlichen Quellen, namentlich aus Staats-, Kirchen- und Schularchiven geflossen ist, und neben einem werthvollen urkundlichen Materiale auch zahlreiche biographische Nachrichten über Schulmänner und andere Persönlichkeiten enthält, welche zu dem nassauischen Schulwesen Beziehungen hatten, wird fortan allen, die sich über die nassauische Schulgeschichte authentische Belehrung verschaffen wollen, unentbehrlich sein. Wir werden im Folgenden wiederholt Veranlassung haben, auf das gediegene Werk hinzuweisen.

7) Ihren wesentlichen Inhalt theilt Firnhaber S. 150 mit, die Schule sollte mit Gebet und Gesang eröffnet werden, und der Unterricht mit Lesung eines Kapitels aus dem Neuen Testamente oder eines andern die Religiosität der Kinder befördernden Buches beginnen, dieselben sollten nicht blos unterrichtet (im Lesen, Schreiben und womöglich auch im Rechnen), sondern auch „zur Gottesfurcht, zum Gehorsam gegen Obrigkeit und Aeltern und zur Sittlichkeit" angeleitet werden. Den Schullehrern stand das Züchtigungsrecht der ihnen anvertrauten Kinder zu, doch sollten sie dasselbe nur mit Maß ausüben. Die Pfarrer sollten die Schule ihres Wohnortes wöchentlich einmal, die Filialschulen ihres Sprengels alle drei bis vier Wochen „visitiren", Lob und Tadel spenden und insbesondere nicht gestatten, daß anderer Gewerbebetrieb des Schullehrers den Unterricht beeinträchtige, oder daß derselbe anstatt aus den festgesetzten Schulbüchern aus andern, nach eigener Wahl der Lehrer ertheilt werde. Vor vollendetem vierzehnten Lebensjahre durften die Kinder nur ausnahmsweise, mit Bewilligung des Superintendenten, zur Confirmation zugelassen werden und die Confirmirten waren verpflichtet, den Schulbesuch während des darauf folgenden Winters noch fortzusetzen. Gesuche sowol der weilburger Bürgerschaft als auch der linksrheinischen Unterthanen, von der letzteren Verpflichtung abzusehen, wurden von der Regierung, vorbehaltlich der Dispensation in Einzelfällen, zurückgewiesen. — Uebrigens mußte das Consistorium in Weilburg schon am 14. Sept. 1740 die sämmtlichen Pfarrer an eine strengere Durchführung dieser Schulordnung erinnern.

festen Mannes, der seinen Zögling, über welchen er die alleinige Aufsicht führte, im J. 1744 nach Lausanne brachte, größere Reisen mit ihm unternahm und den erhaltenen Auftrag mit der größten Gewissenhaftigkeit und mit vorzüglichem Erfolge ausführte. Herbert Friedrich Ludwig von Bothmer, auf welchen wir unten zurückkommen werden, führt auf diese Erziehungsweise die spätere ausgezeichnete Wirksamkeit des Prinzen, dem er während dessen Regierung als erster Beamter zur Seite stand, als auf ihre Quelle zurück, indem er in der über denselben verfaßten Memorie[1]) sagt: „Laß diese kluge Erziehungsweise der Erwartung und dem Wunsche durchaus entsprach, davon ist unser Fürst Karl der selbstredende Zeuge. Er war als Jüngling und Mann ein Muster der Bescheidenheit, auch von seinem Stande und den übrigen persönlichen Vorzügen so wenig eingenommen, daß er in seinem ganzen Leben mit niemand in persönlichen Widerspruch oder Rangstreit gerathen ist. Und ohne sich jemals, selbst in den Jugendjahren, herabzuwürdigen, war unserm Fürsten Karl ein bescheidenes und gefälliges Benehmen so eigen geworden, daß er dadurch in der Schweiz, in Frankreich, England und Holland Vorzüge einerntete, auf die er sich niemals Rechnung gemacht hatte. Er gehörte, um mich der Worte eines beliebten Schriftstellers zu bedienen, zu der kleinen Anzahl Fürsten, in welchen man, sobald sie wollen, den Prinzen zwar ehrt, aber noch mehr den Menschen liebt."

Der Fürst Karl August war für den Oberst de la Pottrie wegen der großen Verdienste, welche derselbe sich um die Erziehung des Erbprinzen erworben hatte, von der dankbarsten Gesinnung erfüllt und bethätigte diese und das Vertrauen, welches er in den trefflichen Mann setzte, besonders durch die Verfügung, durch welche er denselben für den Fall seines Todes, neben und unter der Fürstlich-Nassau-Usingen'schen Vormundschaft, während der Minderjährigkeit des Erbprinzen, zum Statthalter und Chef aller nassau-weilburgischen Dicasterien bestellte.

Dieser Fall trat am 9. Nov. 1753 wirklich ein, doch dauerte die Vormundschaft kein volles Jahr, da für den neunzehnjährigen Prinzen, in Anbetracht der sittlichen Reife und Charakterfestigkeit, durch welche er sich schon als Jüngling auszeichnet, mit vormundschaftlicher Einwilligung „venia aetatis" nachgesucht, ihm auch im September 1754 vom Kaiser Franz I. ertheilt wurde.

Der würdige de la Pottrie blieb in seiner Stellung an der Spitze aller Landesbehörden und stand dem jungen Fürsten mit seinem einsichtsvollen Rathe zur Seite. Dieser hatte, dem Beispiele seines Vaters und Großvaters folgend, bei den Truppen des Oberrheinischen Kreises Dienste genommen, in welchen er 1748 zum Oberst, 1754 zum General-Feldwachtmeister ernannt wurde. Auch trat er in kurpfälzische Dienste, in welchen er sich des besondern Vertrauens des Kurfürsten Karl Theodor erfreute, der ihn 1755 zum Oberst eines neuerrichteten Infanterie Regiments, 1757 zum General-Feldwachtmeister ernannte.

Bei der Wahl einer Lebensgefährtin wurde Fürst Karl auf die Prinzessin Karoline (geboren am 28. Febr. 1743, Tochter des (am 22. Oct. 1751 verstorbenen) Fürsten von Diez und Oranien Wilhelm IV., Erbstatthalters der Niederlande, aufmerksam gemacht, für deren Bruder, den nachmaligen Statthalter Wilhelm V. (geboren am 8. März 1748), seine und der Prinzessin Karoline Mutter, Anna, Tochter des Königs Georg II. von England, die vormundschaftliche Regierung führte. Der junge Fürst begab sich, um seine Bewerbung einzuleiten, im J. 1755 nach Holland, wo er durch seine schöne Gestalt und Gesichtsbildung sowol wie durch seinen Verstand, seine vielseitige Bildung und seine edle Haltung überall den günstigsten Eindruck hervorbrachte, namentlich der Mutter der Prinzessin großes Vertrauen einflößte und das Herz der letzteren bald in solchem Grade gewann, daß sie bestimmt erklärte, keinem andern als ihm ihre Hand reichen zu wollen. Im folgenden Jahre unternahm Fürst Karl eine Reise nach England, wo König Georg II. ihn freundlich empfing, bald Liebe zu ihm gewann und sich seinen Absichten auf eine Verbindung mit der Enkelin geneigt zeigte. In demselben Jahre wurde Fürst Karl auch als Generalmajor der Infanterie in den holländischen Dienst eingeführt.

Doch erhoben sich gegen die beabsichtigte Verbindung noch manche Anstände, von welchen der am meisten Gewicht hatte, daß der Bewerber nicht der reformirten, sondern der lutherischen Confession angehörte. Die Mutter der Prinzessin jedoch, welche die Verbindung sehnlichst wünschte, bemühte sich, die einflußreichsten Personen der Republik für dieselbe zu gewinnen und suchte noch auf ihrem Sterbebette, in einem an die Generalstaaten gerichteten Schreiben, die von mehrern Provinzen gegen das beabsichtigte Ehebündniß erhobenen Einwürfe zu beseitigen. Doch verging nach ihrem Tode, der am 12. Jan. 1759 erfolgte, noch ein volles Jahr, bis die am lebhaftesten widerstrebenden Provinzen Holland und Utrecht ihre Einwilligung unter der Bedingung ertheilten, daß alle aus der fraglichen Ehe zu erwartenden Kinder in der reformirten Religion erzogen werden sollten. Der Fürst ging auf diese Bedingung ein und alle Hindernisse wurden nun glücklich überwunden. Die Vermählung wurde am 5. März 1760 in der großen Kirche im Haag feierlich vollzogen und nach glänzenden Festlichkeiten[2]) nahmen die Neuvermählten in dem Nassau-Weilburgischen Palais ihre Wohnung, wo der Fürst am 16. Mai den vornehm-

1 Sie führt den Titel: „Kurze Lebensgeschichte des den 28 Nov. 1788 zu Münster Dreißen bei Kirchheim verstorbenen Fürsten Carl von Nassau-Weilburg", und ist 1789 bei Heinrich Frey in Wiesbaden gedruckt worden. Sie ist die wichtigste Quelle für die Lebensgeschichte des Fürsten Karl Christian und bei obigem Artikel vorzugsweise von uns benutzt worden. Man vergleiche auch den Aufsatz von Muth im nassauischen Schulblatt 1864, Nr. 5.

2 Sie sind beschrieben in von Stramberg's „Rhein. Antiq.", Mittelrhein, II, 3, S. 674 fg. — Die Prinzessin erhielt eine sehr reiche Mitgift, und in den Jahren 1754—83 kaufte der Fürst (nach einem vorhandenen Inventarium) von ihrem eingebrachten Vermögen für 1,350,000 Fl. Domanen in seinen Stammlanden an. S. Firnhaber Bd. I, S. 152, Anm. 3.

sten Bürgern im Haag, deren Zahl sich auf 2000 belief, ein glänzendes Festmahl gab, dessen Kosten auf 50,000 Gulden berechnet wurden. Noch vor der Vermählung hatte der Fürst den pfälzischen Dienst verlassen, wogegen er als General der Infanterie und Gouverneur von Bergen op Zoom für die Generalstaaten in Pflicht genommen wurde. Seitdem residirte er mit seinem ganzen Hoflager im Haag.

Am 18. Dec. 1760 wurde ihm ein Sohn, Georg Wilhelm (Belgicus)[3]), geboren, ein Ereigniß, welches ihm Veranlassung gab, das Erstgeburtsrecht in seinem Hause durch eine förmliche Primogeniturordnung einzuführen. Bemerkenswerth ist in dieser vom Kaiser Franz I. bestätigten Primogenitur-Constitution vom 4. März 1761 die Bestimmung, daß nachgeborene Prinzen nicht müßig im Lande bleiben, sondern sich nützliche Kenntnisse und Fähigkeiten für den Staats- und Militärdienst erwerben sollten, weshalb auch für Apanagirte keine Wohnung bestellt, dagegen jedem Prinzen, der in „anständige ausländische Dienste treten wolle", der Betrag von 2000 Gulden zur Ausrüstung ausgeworfen wurde. Im Frühjahre 1763 unternahm der Fürst in Begleitung seiner Gemahlin eine Reise nach Deutschland und traf am 8. Mai in Weilburg ein, zur großen Freude der Einwohner, welche ihren Fürsten seit vielen Jahren, ihre Fürstin aber noch gar nicht gesehen hatten. Noch in demselben Jahre kehrten beide nach Holland zurück. Am 26. März 1765 ernannten die Generalstaaten den Fürsten zum Gouverneur von Sluys in Flandern und am 17. April zum Chef der berittenen Garde, wobei zugleich das Infanterieregiment der Provinz Oberyssel, dessen Inhaber der Fürst seither gewesen war, seinem noch nicht vierjährigen Sohne Wilhelm[4]) (Ludwig Karl) mit der Bestimmung verliehen wurde, daß das Commando so lange, bis der junge Prinz dasselbe werde übernehmen können, in den Händen des Vaters bleiben solle.

Eine ganz unerwartete Auszeichnung wurde dem Fürsten, der in seinem bescheidenen Sinne nach äußern Ehren nie gestrebt hatte, zutheil, als ihm König Christian VII. von Dänemark am 30. Aug. 1766, dem Vermählungstage des Prinzen Karl von Hessen-Kassel mit der Prinzessin Luise von Dänemark, durch den dänischen Gesandten von Cheusses in einer zu diesem Zwecke verlangten Audienz den Elefantenorden überreichen ließ. Im J. 1769 begab sich der Fürst, um den wiederholt geäußerten sehnlichen Wunsch seiner Unterthanen zu erfüllen, mit seinem Hoflager nach Deutschland, wo er seitdem seinen bleibenden Aufenthalt nahm und seine ganze Sorgfalt dem Wohle seines Landes zuwandte. In diesen Bestrebungen fand er einen überaus tüchtigen und gewissenhaften Mitarbeiter und Rathgeber in dem bereits oben erwähnten Freiherrn von Botzheim[5]), der zu Anfang des J. 1770 als Nachfolger de la Pottrie's in weilburgische Dienste trat.

Aus demselben Jahre ist eine Handlung des Fürsten Karl zu erwähnen, die seinen Edelmuth und seine Gerechtigkeitsliebe im schönsten Lichte erscheinen ließ. Er hatte sich um die durch den Tod des Prinzen Friedrich von Pfalz-Zweibrücken erledigte Feldmarschallsstelle des Oberrheinischen Kreises beworben und zwar mit so günstigem Erfolge, daß seine Wahl, da die Mehrzahl der Kreisstände auf seiner Seite war, als völlig unzweifelhaft betrachtet werden konnte. Unter den Mitbewerbern des Fürsten Karl befand sich aber auch der Prinz Georg von Hessen-Darmstadt[6]), und als der eben in den nassauischen Dienst eingetretene Geheimrath von Botzheim dem Fürsten gegenüber die freimüthige Aeußerung that, der Prinz Georg habe weit größere Ansprüche auf die erledigte Stelle und die Gerechtigkeit verlange es, daß der Fürst von seiner Bewerbung zurücktrete, ging dieser sogleich auf diese Ansicht von Botzheim's ein, der sich alsbald in des Fürsten Auftrage nach Darmstadt begeben mußte, um den Prinzen Georg von dem Zurücktritte des Fürsten von der Bewerbung um die erledigte Stelle in Kenntniß zu setzen, ihm auch überdies die zweckmäßigsten Mittel anzugeben, durch welche seine eigene Wahl bewirkt werden konne. Der Prinz sprach seine Bewunderung einer so edeln Handlungsweise gegen von Botzheim mit dankbarer Anerkennung aus, und als dieser dem Kurfürsten von Mainz, Emmerich Joseph von Breidbach-Bürresheim, die Sache mittheilte, rief dieser freudig überrascht aus: „An diesem edeln Zuge erkennt man den braven Mann!"

Nicht lange nachher wurde Fürst Karl zum General-Feldmarschall-Lieutenant des Oberrheinischen Kreises ernannt (30. April 1772) und in demselben Jahre erhielt er das Gouvernement von Mastricht. Nach dem am 21. Juni 1782 erfolgten Tode des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt wurde Fürst Karl um einstweilige Verwaltung der General-Feldmarschallstelle des Oberrheinischen Kreises ersucht (Mainz und Mannheim 19./23. Juli 1782) und bald darauf ihm diese Stelle durch einhellige

3) Derselbe starb schon am 27. Mai 1762. 4) Derselbe war am 12. Dec. 1761 geboren und starb schon am 26. April 1770. 5) Friedrich Ludwig Freiherr von Botzheim, welcher der pfalzischen Linie dieser Adelsfamilie angehörte, wurde um 1730 geboren, studirte in Jena Rechts- und Staatswissenschaft und widmete nach seinem Eintritte in die Dienste des Fürsten Karl als Geheimrath den nassauischen Landen eine sehr segensreiche Thätigkeit, welche er namentlich dem Kirchen- und Schulwesen zuwandte. Nach dem Tode des Fürsten Karl legte er sein Amt nieder, lebte anfangs in Wiesbaden, seit 1792 in Nürnberg und starb am 20. März 1802 zu Schmölln bei Wurzen. S. Allg. D. Biogr. III, 209. Vgl. auch von Stramberg, „Rhein. Antiq.", Mittelrhein, Abth. II. Bd. 3, 675—688 und Meusel, „Gel. Teutschl". I. und IX. Ueber diesen kenntnißreichen, gewandten und tüchtigen, dabei sehr rechtschaffenen und uneigennützigen, überdies auch sehr originellen Mann wäre eine Monographie wünschenswerth, die aber aus archivalischen Quellen geschöpft werden müßte.

6) Er war der Sohn des Landgrafen Ludwig VIII. und Bruder des Landgrafen Ludwig IX. von HessenDarmstadt und am 21. Juli 1722 geboren. Am 26. Febr. 1742 trat er als Generalmajor aus preußischen Diensten, wurde am 28. Nov. 1748 Reichs-Generalmajor, im März 1754 Reichs-Generalfeldmarschall-Lieutenant, am 13. Jan. 1758 Reichs-General der Cavalerie, am 13. Oct. 1764 k. k. General der Cavalerie, am 18. Oct. 1764 Gouverneur der kaiserlichen und Reichsfestung Philippsburg, am 12. Febr. 1771 Generalfeldmarschall des Oberrheinischen Kreises.

Wahl übertragen (12 Nov. 178[illegible]). Da das Gouvernement von Maestricht ihm die Verbindlichkeit auflegte, einige Monate ob in dieser Stadt aufzuhalten, er jedoch seine Thätigkeit ungetheilt seinen deutschen Landen zu widmen wünschte, so verließ er im J. 1784 zugleich mit seinem Cousin Friedrich Wilhelm die holländischen Lande, indem er alle seine Stellen niederlegte und auf alle mit denselben verbundenen Einkünfte verzichtete. Mit seinem Schwager, dem Statthalter Wilhelm V., der im J. 1795 die Erbstatthalterwürde angetreten hatte[7]), blieb er im freundschaftlichsten Verhältnisse, und als ob die politischen Verhältnisse in den Niederlanden immer ungünstiger gestalteten, begab er sich im Winter 1787 nach Nimwegen und bot dem Statthalter seine Dienste an, was dieser zwar mit freundlichem Danke annahm, von dem Anerbieten jedoch keinen Gebrauch machte. Zu den verdienstlichsten Handlungen des Fürsten Karl, der nach allen Richtungen hin dem Wohle seiner Unterthanen die unermüdetste Fürsorge zuwandte, gehört die Begründung dreier Witwenkassen, für die weltliche Dienerschaft, für die Geistlichen und für die Schuldiener (31. Aug. 1765), die Stiftung eines ansehnlichen Armenfonds, durch welche alles Betteln vollständig aufgehoben wurde, die Belebung der Landescultur durch beträchtliche Prämien, die Errichtung eines ständigen Fruchtmagazins, welches das ganze Jahresbedürfniß für den Nothfall enthielt und alle Getreidesperre unnöthig machte; endlich die sehr bedeutenden Vermächtnisse, welche er seiner ganzen Dienerschaft und allen Stiftungen seines Landes hinterließ.[8])

Den Schulen, als den wichtigsten Pflanzstätten der Bildung und Gesittung, war aber seine größte Fürsorge gewidmet. Die „lateinische Schule" in seiner Hauptstadt Weilburg erhob er zu einem vollständigen Gymnasium, welches er mit tüchtigen Lehrkräften versah, mit Geldmitteln (auch für Bibliothek und Programm) freigebig ausstattete, der Aufsicht des Consistoriums entzog und der fürstlichen Regierung, deren Präsident de la Potrie war, unmittelbar unterstellte (1765). Auch erbaute er (1780), damit die Lehrstunden nicht mehr in der „deutschen Schule" gehalten zu werden brauchten, ein besonderes Gymnasialgebäude, welches noch jetzt vorhanden ist, dispensirte die Lehrer von jeder Kirchenarbeit und die Schüler von der Begleitung der Leichen, welche der „deutschen Schule" zugewiesen wurde, „da das fürstliche Gymnasium ein von dieser gänzlich unterschiedenes Institut sei".

Auch das Volksschulwesen suchte er auf jede Weise zu heben, verbesserte die äußere Lage der Lehrer, indem er ihnen aus seiner Schatulle jährliche Zulagen anwies (7. Nov. 1775) und gründete für die Witwen und Waisen der Volksschullehrer eine ähnliche Pensionskasse (der Plan zu derselben erschien am 18. Febr. 1777 im Drucke), wie er sie für die Pfarrer und Gymnasiallehrer errichtet hatte. Der Fürst und die Fürstin gaben sofort zu dieser Stiftung 1000 Thlr., bedachten sie auch später mit der gleichen Summe in ihrem Testamente. Auch für die bessere Ausbildung der Volksschullehrer sorgte der Fürst, in welcher Bemühung ihn besonders die weilburger Superintendenten Cramer und Hahn unterstützten, und als die lutherischen und reformirten Geistlichen in Kirchheim den Plan zur Errichtung einer gemeinschaftlichen Erziehungscommission entwarfen, nahm der Fürst an demselben großes Interesse und veranlaßte durch eine Verfügung vom 12. Sept. 1776, daß durch Rescripte der Regierung und des Consistoriums den Pfarrern die Förderung des gedachten heilsamen Plans dringend empfohlen und die Lehrer aufgefordert wurden, die von den Geistlichen beabsichtigten monatlichen Versammlungen regelmäßig zu besuchen, wobei für diejenigen, welche durch Fleiß und Eifer sich auszeichnen würden, besondere Belohnungen in Aussicht gestellt wurden. Die Erziehungscommission trat auch alsbald unter dem Vorsitze des Präsidenten von Bogheim in Thätigkeit.[9])

Gleiche Fürsorge wie den weilburgischen wandte Fürst Karl auch seinen überrheinischen Landen zu, worüber Kollner[10]) sagt: „Unter der Regierung Karl Christian's wurde die Stadt Kirchheim die gewöhnliche Residenz dieses Fürsten, der wie sein Vorgänger Karl August und sein Nachfolger Friedrich Wilhelm alle Sorge zum Emporkommen des Landeszustandes verwendete, sodaß die Herrschaft Kirchheim durch die Bemühungen ihrer Fürsten zu einer der schönsten und vielleicht einer der angesehensten damaligen Herrschaften Deutschlands gezählt werden konnte."

Fürst Karl war wie sein Vater Karl August ein eifriger Forderer religiöser Duldsamkeit[11]) und fand in diesem Bestreben eine tüchtige Stütze in der Wirksamkeit von Bogheim's, der bei seinem Amtsantritte von seinem Vorgänger de la Potrie auf den bis zur Verfolgungssucht gesteigerten Geist der Unduldsamkeit aufmerksam gemacht worden war, der in einem großen Theile des weilburgischen Landes noch herrschte, und dies auch durch eigene Wahrnehmungen bestätigt fand, wie er denn einmal in einem Dorfe eine halbe Grenadiercompagnie aufbieten mußte, um einen katholischen Bauer mit dem ihm

7) Während seiner Minderjährigkeit hatte seine Mutter Anna und, nach deren am 12. Jan. 1759 erfolgtem Tode, der ihm verwandte Herzog Ludwig von Braunschweig-Wolfenbüttel die vormundschaftliche Regierung geführt. 8) Vgl. von Bogheim's oben erwähnte Landesgeschichte des Fürsten, S. 22 und 23.

9) S. Ausführlicheres bei Firnhaber in dem angeführten Werke, I, 150 fg. 10) Geschichte der Herrschaft Kirchheim-Boland und Stauf, S. 206. 11) Er bethätigte gegen Andersgläubige die größte Toleranz, bei aller Anhänglichkeit an die lutherische Religion, in welcher er erzogen war. Als daher Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken (s. d. unten unter e), wahrscheinlich durch die Heirath seines Sohnes, des Erbprinzen Heinrich Ludwig, mit einer katholischen Prinzessin veranlaßt, zur Sicherung des Fortbestandes der evangelischen Religion die Assecurationsacte erließ (Saarbrücken, 25. März 1779), welcher Fürst Karl Wilhelm für die usingische Linie beigetreten war (Biebrich, 17. Mai 1779), unterzeichnete auch Fürst Karl die gedachte Urkunde (Mastricht, 7. Juni 1779), mit dem Vorbehalt, daß alles, was in der Urkunde zu Gunsten der evang.-lutherischen Religion festgesetzt worden, auch auf die evang.-reformirte Religion ausgedehnt werden solle. S. Firnhaber, S. 7 fg., wo auch die aus 12 Paragraphen bestehende Urkunde abgedruckt ist.

verweigerten Glockengeläute begraben zu lassen. Durch Ausdauer und besonnene Entschlossenheit erreichte er seine Zwecke, besonders seitdem einige der wichtigsten geistlichen Stellen mit Männern von seiner Gesinnung besetzt waren. Ihm verdankten die Katholiken, daß sie ihren sonntäglichen Gottesdienst ausüben durften, und die Reformirten, daß ihnen gestattet wurde, in der lutherischen Kirche ihren öffentlichen Gottesdienst abzuhalten; auch wurde ihm, wie er mit Genugthuung erzählt, die Freude zutheil, die edle Fürstin, welche reformirten Glaubens war, an den lutherischen Altar zur Communion führen zu können.

Im Amte Kirchheim stießen die Bemühungen Botzheim's für Ausgleichung religiöser Gegensätze auf mehrfachen Widerstand, den er jedoch, durch das Ansehen seines Fürsten unterstützt, zu überwinden wußte. Großes Aufsehen machte der durch Einführung eines neuen A-b-c-Buchs veranlaßte Aufruhr, zu dessen Unterdrückung 800 mannheimer Soldaten, welche noch durch 100 Dragoner verstärkt waren, herbeigeholt werden mußten.[12]) Einige Jahre nachher gelang ohne Widerstand die Einführung eines verbesserten Katechismus und einer Sammlung geistlicher Lieder, welche in den Nassau-Usingenschen Landen gebraucht wurden.

Des Fürsten Karl Thätigkeit verdient auch noch in der Beziehung rühmliche Anerkennung, daß er mehrmals vortheilhafte Länderaustauschungen durch geschickte Unterhandlungen zu bewirken wußte. So hatte das in der Nähe der Stadt Weilburg liegende Amt Löhnberg, welches im gemeinschaftlichen Besitze von Nassau-Oranien und Nassau-Weilburg war, zu steten Streitigkeiten Veranlassung gegeben; mehrmals war es zu blutigen Auftritten gekommen, bei welchen Nassau-Weilburg die große Unannehmlichkeit hatte, daß Nassau-Oranien die Gemeinschaft bis in die weilburgischen Gärten und bis auf die Hälfte der großen Lahnbrücke ausdehnen wollte. Durch unermüdliche und kluge Unterhandlungen bewirkte endlich Fürst Karl, welchem dabei das freundliche Verhältniß zu seinem Schwager, dem Erbstatthalter Wilhelm V., sehr zu statten kam, daß ihm zu dem einen Viertel des Amtes, welches Nassau-Weilburg besaß, auch die drei Viertel, welche in oranischem Besitze waren, durch Tausch überlassen wurden.[13]) Man hielt diesen Vertrag, der im J. 1773 unterzeichnet wurde, für so wichtig, daß auf denselben eine Denkmünze geschlagen wurde. „Und nun genießen", bemerkt von Botzheim, „die beiderseitigen abgetheilten Unterthanen die vorher im Streite befangenen und halb verwüsteten Wälder, Felder und Gärten in ungestörter Ruhe."

Auch das Amt Alsenz tauschte Fürst Karl ein (1755) und zwar von Pfalz-Zweibrücken, indem er demselben seinen Antheil an dem im Westrich gelegenen Amte Homburg, welches Nassau-Weilburg mit Pfalz-Zweibrücken gemeinschaftlich besaß, abtrat.

Auch einen seit Jahrhunderten mit der Grafschaft Falkenstein wegen eines Walddistrictes bestehenden Hoheits- und Grenzstreit, der noch in neuerer Zeit mit solcher Heftigkeit betrieben worden war, daß man mehrmals mit bewaffneter Mannschaft gegeneinander zu Felde zog, brachte der Fürst durch einen beide Theile befriedigenden Vergleich glücklich zu Ende (1772), wobei er sich der Billigkeit und des freundlichen Entgegenkommens des

12) S. über diesen kirchheimer A-b-c-Buch-Aufruhr das Coblenzer Intelligenzblatt vom 7. März 1777 und von Stramberg, „Rhein. Antiq.", Mittelrhein, II, 3, S. 681. Die Veranlassung des Aufstandes war, daß lutherische Landleute in dem „unschuldigen A-b-c-Buche", wie es von Botzheim nennt, die Absicht zu erkennen glaubten, die Jugend dem Christenthume zu entfremden. Was von Stramberg von dem A-b-c-Buche sagt, es seien einige den Lehrsatzen der reformirten Kirche entlehnte Stellen in demselben enthalten gewesen, ist entschieden unrichtig und beweist, daß er das Büchlein nicht gelesen hat. Dasselbe ist allerdings „harmlos", aber es fehlt in demselben gerade das positiv Christliche, namentlich das Vaterunser, der Glaube, die Einsetzungsworte der Sacramente und die zehn Gebote, welches alles in den bisher dort gebrauchten Brönner'schen lutherischen und reformirten A-b-c-Büchern gestanden hatte. Das „kirchlich vollkommen neutrale" A-b-c-Buch erschien unter dem Titel: „A-b-c-Buchstabir- und Lesebuch zum Gebrauch in den protestantischen Schulen der fürstl. nassau-weilburgischen Lande. Auf gnädigen Befehl herausgegeben von der gemeinschaftlichen Erziehungsanstalt zu Kirchheim-Bolanden." Worms, gedruckt mit Kranzbühlerischen Schriften, 1776.) Das königl. Staatsarchiv zu Wiesbaden bewahrt ein Exemplar des, wie es scheint, jetzt sehr selten gewordenen Büchleins, dessen Inhalt wir kurz angeben wollen. Dasselbe ist 10 Blatter stark, von welchen 3 die Buchstabirübungen enthalten; dann folgen neun kleine Erzählungen, überschrieben: Die Unterscheidungszeichen — Die zum Fleiß ermunterten Kinder — Das dankbare Kind — Das grausame Kind — Das wohlthätige Kind — Das muthwillige Kind — Der kleine Dieb — Das unflatige Kind — Das furchtsame Kind; daran schließen sich ein Kinderlied und zwei kleine Gedichte: Vom Nutzen der Frömmigkeit und: Vom Vorsatz. Den Schluß bildet: Das Einmaleins. — Das Büchlein rief, weil es nichts Christliches, nichts Dogmatisch-Confessionelles, sondern nur allgemeine Moral enthielt, große Aufregung unter der lutherischen Landbevölkerung hervor, ebenso bei vielen lutherischen Geistlichen. Das sei ein Buch, hieß es, das ebenso gut von Türken und Juden gebraucht werden könne, wie von Christen, von christlicher Religion enthalte es nichts; Gott zwar werde in ihm genannt, nicht aber Christus. Mehrere Gemeinden verweigerten die Annahme des Buchs und es kam zum förmlichen Aufstande. Der Fürst und v. Botzheim bemühten sich vergebens, die aufgeregte Menge zu beruhigen; man befreite die Rädelsführer, welche in das Gefängniß nach Weilburg abgeführt werden sollten, lautete Sturm und am 19. Febr. am frühen Morgen zog infolge eines „Verschwörungsbriefes", der überall im Lande verbreitet wurde, ein bewaffneter Haufen von mehreren Hunderten vor das Schloß und forderte die Abschaffung des Buches. Der Fürst mußte auf einige Tage nach Oppenheim flüchten, von wo er die Kreishülfe anrief, welche der Kurfürst von der Pfalz mit einem Bataillon leistete; in die rebellischen Dörfer wurden Soldaten gelegt und mit Zwang die Annahme des Buches durchgesetzt. So wurde der Aufstand, welcher dem kleinen Lande mehr als 60,000 Fl. gekostet haben soll, unterdrückt, und es kam schließlich noch zu einem Processe beim Reichskammergericht, über dessen Ausgang nichts bekannt geworden ist. Wir geben diese Details des A-b-c-Buchstreites, der damals in ganz Deutschland großes Aufsehen erregte, nach Firnhaber (I, 155 fg), der die erste ausführliche und gründliche, unmittelbar aus archivalischen Quellen geschöpfte Darstellung dieses vielbesprochenen Ereignisses geliefert hat.

13) Das Amt Löhnberg war bei der Brudertheilung von 1255, als rechts der Lahn gelegen, an die ottonische Linie gefallen. Ein Viertel kam 1536 durch Tausch an Nassau-Weilburg, welches durch obigen Vertrag vom J. 1773 die übrigen drei Viertel ebenfalls eintauschte.

Freiherrn Friedrich Karl von Moser, nachmaligen hessen-darmstädtischen Ministers, der damals kaiserlicher Administrator der Grafschaft Falkenstein war, zu erfreuen hatte. Ein ähnlicher Streit, der zwischen der Stadt Kirchheim und benachbarten kurpfälzischen und gräflich wartenbergischen Ortschaften wegen eines ansehnlichen Waldes bestand und noch im J. 1765 zu einem sehr blutigen Handgemenge geführt hatte, wurde von dem Fürsten Karl nach mitunter heftigen Verhandlungen durch einen Vergleich beigelegt (1771). Ebenso kam es über einen Bezirk von 29 Ortschaften, der den Häusern Hessen-Kassel und Rheinfels, sodann Oranien, Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg seit uralten Zeiten gemeinschaftlich zugehörte und das Vierherrische genannt wurde, zu einer alle Theilhaber dieser Gemeinschaft befriedigenden Abtheilung (1775). Im folgenden Jahre gelang es dem Fürsten Karl auch, die mit der Krone Frankreich seit vielen Jahren bestehenden Streitigkeiten, welche die an Lothringen grenzende Grafschaft Saarwerden betrafen, durch einen Tauschvertrag zu beendigen, der 1785 von Kaiser und Reich bestätigt wurde.

Endlich ist noch eine sehr verwickelte und schwierige finanzielle Verhandlung zu erwähnen, durch welche es dem Fürsten gelang, sich wegen einer Summe von einigen Millionen Gulden, auf welche die kurpfälzische Hofkammer, die geistliche Administration und die Universität Heidelberg Ansprüche an Nassau-Weilburg machten, durch Aufopferung von ungefähr einer halben Million Gulden, die er bei seiner vortrefflichen Oekonomie erspart hatte, abzufinden. Schon während seiner kurpfälzischen Dienstzeit hatte sich der Fürst bemüht, diese Angelegenheit zu ordnen, doch konnte er erst in den Jahren 1769 und 1775 die betreffenden Vergleiche abschließen, wobei ihm die Mitwirkung des ihm wohlgesinnten Kurfürsten Karl Theodor zu statten kam.

Das bedeutendste Werk aber, bei welchem Fürst Karl mitwirkte, war der Nassauische Erbverein, welcher im Juni 1783 zwischen der Walramischen, damals noch aus Nassau-Usingen, Nassau-Saarbrücken und Nassau-Weilburg bestehenden und der blos in dem Zweige Nassau-Diez fortblühenden Ottonischen Linie zu Stande kam und von den Fürsten Karl Wilhelm von Nassau-Usingen, Ludwig von Nassau-Saarbrücken, Karl Christian von Nassau-Weilburg und Wilhelm V. von Nassau-Diez, Prinzen von Oranien, abgeschlossen wurde. In diesem wichtigen Vertrage, der aus 48 Paragraphen besteht, wurde festgesetzt, daß die schon in der Brudertheilung von 1255[14]) angenommene ursprüngliche Gemeinschaft aller nassauischen Stammlande auch für die Folgezeit fortdauern und alle diese Länder zu ewigen Tagen ein einziges ungetrenntes Ganze bilden sollten, welchem auch die späteren Erwerbungen einzuverleiben seien. Alle Veräußerungen von erbvereintem Stammgute wurden verboten und nur untergeordnete Verfügungen, wie Austausch oder Veräußerung abgelegener Stücke u. dgl., sollten gestattet sein. Der Vorrang und das Hausdirectorium wurde Nassau-Oranien Diez eingeräumt; hinsichtlich der Erbfolge wurde das Recht der Erstgeburt als Regel anerkannt und der Walramischen Linie die Ottonische als Nachfolgerin bestimmt; für den Fall aber, daß der ganze nassauische Mannesstamm erlöschen würde, sollte die nächste Erbin des letzten Mannesstammes eintreten.

Das wichtige Actenstück[15]) wurde in vier gleichlautenden Exemplaren ausgefertigt und im Haag am 13. Juni von Wilhelm Prince d'Orange, Fürsten zu Nassau, in Kirchheim am 23. Juni vom Fürsten Karl zu Nassau-Weilburg, am 26. Juni zu Biebrich vom Fürsten Karl Wilhelm zu Nassau-Usingen und den beiden volljährigen Prinzen Friedrich und Adolf, am 30. Juni zu Saarbrücken vom Fürsten Ludwig eigenhändig unterschrieben, ebenso von den Bevollmächtigten der vier erbvereinten Fürsten: Thomas Isaak von Larrey, Georg Ernst Ludwig von Preuschen, J. W. Winter, Johann David von Passavant-Passenburg, Robert von Neufville für Oranien-Nassau, Friedrich Ludwig von Botzheim für Nassau-Weilburg, Karl Friedrich von Kruse für Nassau-Usingen, Johann Friedrich von Hammerer für Nassau-Saarbrücken. Am 29. Sept. 1786 wurde der Erbverein zu Prag vom Kaiser Joseph II. bestätigt.

Das Zustandekommen dieses wichtigen Vertrages mußte den Fürsten Karl mit um so freudigerer Genug-

14) Walram II.) und Otto (I.), die Söhne des Grafen Heinrich's II. des Reichen, welche anfangs gemeinschaftlich regierten, schlossen am 17. Dec. 1255 einen Vertrag ab, durch welchen ihre Besitzungen in zwei Theile getheilt wurden, deren Grenzlinie die Lahn bildete. Walram erhielt den südlichen Theil mit Idstein, Wiesbaden und Weilburg, bei welchem auch das gegenüberliegende Wehrburg belassen wurde; Otto erhielt den nördlichen Theil mit Siegen, Herborn, Dillenburg und der neuen Burg Ginsberg. Das Stammschloß Nassau mit seinem Zubehör, der Grafschaft Ehrich, nebst gewissen Gerechtsamen blieb gemeinschaftlich, ebenso auch die Lehnsherren und die nassauischen Dienstmannen (s. von Schütz, Geschichte des Herzogthums Nassau, S. 33.)

15) Einen Abdruck des Erbvereins enthalten „Friedemann's Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Nassau" (Bd. I, Heft 1, S. 96—132); früher ist er unter andern gedruckt worden in J. A. Reuß, „Deutsche Staatskanzlei", Thl. 16, S. 75 fg.; *De Martens*. „Recueil des principaux traités", III, 647 seq.: Moser's „Patriot. Archiv", VIII, 3: Journal von und für Deutschland, J. 1792, St. 2, S. 149 fg.; Moser (a. a. O.) empfiehlt diesen Erbvertrag „als ein Denkmal von Regentenweisheit, Vaterssinn und fürstlicher Bruderliebe eines der ältesten und edelsten deutschen Häuser allen deutschen Fürsten und fürstenmäßigen Dynasten zur Nachahmung". — In Bezug auf die Frage, ob die walramische Linie des Hauses Nassau eventuell auf die niederländischen Besitzungen der ottonischen Linie aus dem genannten Erbvereine Ansprüche ableiten könne, bemerkt Bertram, Das nassauische Privatrecht (2. Aufl., Wiesbaden 1881, S. 8): „In Gemäßheit des in dem Artikel 71 der Wiener Congreß-Acte bestätigten nassauischen Erbvereins befindet sich das herzogliche Haus Nassau (walramischen Stammes) im Civil-Mitbesitz des Großherzogthums Luxemburg. Successionsrechte in Bezug auf das Königreich der Niederlande stehen dem walramischen Stamme nach dem Erbvereine nicht zu; doch würde das herzogliche Haus insofern zur Erbfolge daselbst eventuell berufen sein, als die Mitglieder des herzoglichen Hauses von der am 6. Mai 1787 verstorbenen Prinzessin Karoline von Nassau-Oranien, Gemahlin des Fürsten Karl Christian zu Weilburg, Vaters des Fürsten Friedrich Wilhelm von Nassau-Weilburg und Großvaters des Herzogs Wilhelm abstammen."

thuung erfüllen, je größere Schwierigkeiten er bei diesem Werke zu überwinden gehabt hatte. Schon sein Vater Karl August hatte viele Jahre hindurch an einer solchen Erbeinigung gearbeitet und dieselbe im J. 1736 auch wirklich zu Stande gebracht. Der Prinz Wilhelm IV. von Oranien-Nassau erhob aber mancherlei Anstände, und obgleich von den übrigen betheiligten Fürsten über diese Verzögerung bei dem Reichshofrathe Beschwerde geführt wurde (1744), so konnte doch der wirkliche Vollzug des Erbvertrags nicht herbeigeführt werden. Fürst Karl nahm die ihm so sehr am Herzen liegende Angelegenheit im J. 1773 von neuem wieder in die Hand, und daß das Ziel endlich glücklich erreicht wurde, ist vorzugsweise den unablässigen Bemühungen des Fürsten sowol als des Geheimraths von Botzheim zu danken, welcher letztere übrigens die von den Präsidenten von Preuschen in Dillenburg und von Kruse in Wiesbaden bei dieser Sache bewiesene Geschicklichkeit und Ausdauer mit rühmender Anerkennung hervorhebt.

Am 13. März 1779 schrieb Fürst Karl in Kirchheim sein Testament nieder, aus welchem wir folgende Stelle, da sie zur Charakterisirung des Fürsten keinen unwesentlichen Beitrag liefern dürfte, hier mittheilen:

„Wir sehen weiter Zwölftens, um allen irgend eine Misdeutung künftig etwa erregenden Veranlassungen zu begegnen, Uns gedrungen, zweyer Stellen Anregung zu thun, welche in dem eilften und zwölften Artikel oftbelobten väterlichen Testaments eingeflossen sind, und welche den Verstand nicht haben sollen, der, dem Wortklang und den Ausdrücken nach, sonsten daraus erscheinen mögte, wannenhero Wir Uns auch nie schuldig erachtet, weder der einen noch der andern dieser unterschobenen und in sich unstatthaften Auflage ein Genüge zu leisten. Denn

1) so sollten Wir, ehe und zuvor Wir das fünf und zwanzigste Lebensjahr zurückgelegt, die Regierung selbst nicht antreten; daß Wir aber durch den früheren Regierungsantritt Unseren und Unseres Hauses Wohlstand befördert haben, davon leget der gesegnete Erfolg — worüber Wir die göttliche Güte unter dankvollen Empfindungen preisen — den untrüglichsten Beweis ab.

Wir geben dahero auch für die Zukunft der treuen und gewissenhaften Beurtheilung einer jeweiligen Vormundschaft lediglich anheim, den rechtmäßigen Landesnachfolger alsdann, wenn er sich zur eigenen Regierung tüchtig und fähig darstellt, bei der allerhöchsten Behörde, jedoch unter ihrer, der Vormundschaft, jedesmaliger vollständigsten Beistimmung, veniam aetatis suchen zu lassen.

2) sollten Personen von Adel zu Unserer Geschäftspflege nicht gezogen werden, wozu verschiedene mit der Ritterschaft obgewaltete Differenzen[16]) deren Wir gleichwohl einige sehr glücklich beendigt haben, oder wozu auch sonst andere mit den Zeitumständen sich veränderte Zufälle Anlaß gegeben haben mögen. Da aber hierunter die allgemeine Wahrheit: daß jeder Stand gute und böse Glieder in sich fasse, keinen Abbruch leidet, so überlassen Wir Unsern künftigen Nachfolgern um so mehr nach ihrem Willkühr, ohne Rücksicht des Standes, tüchtige und brauchbare Männer zu ihrem Dienst sich auszuwählen, als die fürstliche Dignität, sonderlich bei Lehensempfängnissen, Personen des Adelstandes ohnehin je zuweilen nothwendig macht."

Die treffliche Fürstin Karoline, die sich besonders durch Frömmigkeit und Wohlthätigkeit große Verehrung und Liebe erworben hatte, ging ihrem Gemahle, mit welchem sie 26 Jahre in glücklichster Ehe verbunden gewesen war, am 6. Mai 1787 im Tode voraus.[17]) Die elf in dieser Ehe geborenen Kinder sind: Georg Wilhelm (Belgicus), geb. 18. Dec. 1760, gest. 27. Mai 1762; Wilhelm (Ludwig Karl), geb. 12. Dec. 1761, gest. 26. April 1770; Marie, geb. 6. Febr. 1764, gest. 25. Jan. 1802, als Kanonissin zu Quedlinburg; Luise, geb. 28. Sept. 1765, gest. 10. Oct. 1837, sie wurde am 9. Jan. 1786 vermählt mit Heinrich XIII. von Reuß-Greiz (geb. 16. Febr. 1747, gest. 29. Jan. 1817); eine todte Prinzessin, geb. 21. Oct. 1767; Friedrich Wilhelm, geb. 25. Oct. 1768, gest. 9. Jan. 1816, er vermählte sich am 31. Juli 1788 mit Luise Isabella, Tochter des Burggrafen Wilhelm Georg von Kirchberg zu Hachenburg, diese war am 19. April 1772 geboren und starb am 6. Jan. 1827; Karoline, geb. 14. Febr. 1770, gest. 8. Juli 1828, sie wurde am 4. Sept. 1787 vermählt mit Karl Ludwig von Wied-Runkel (geb. 29. Sept. 1763, gest. 9. März 1824); Karl, geb. 19. Juli, gest. 27. Juli 1772; Karl, geb. 1. Mai 1775, gest. 11. Mai 1807; Amalie, geb. 6. Aug. 1776, gest. 19. Febr. 1841, sie vermählte sich am 29. Oct. 1793 mit Victor II. von Anhalt-Bernburg-Schaumburg (geb. 2. Nov. 1767, gest. 22. April 1812) und in zweiter Ehe am 15. Febr. 1813 mit Friedrich von Stein-Liebenstein (geb. 14. Febr. 1777, gest. 4. Dec. 1849); Henriette, geb. 22. April 1780, gest. 2. Jan. 1857, sie vermählte sich am 28. Jan. 1797 mit Ludwig von Würt (geb. 30. Aug. 1756, gest. 20. Sept. 1817), geschiedenem Gemahl der Maria Czartoryska.

Fürst Karl Christian starb am 28. Nov. 1788, durch sein segensreiches Wirken und die Vorzüge seines Charakters unstreitig einer der hervorragendsten unter den nassauischen Fürsten.[18]) Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm in der Regierung, der Vater des nachmaligen Herzogs Wilhelm von Nassau, welcher 1816 alle Besitzungen der Walramischen Linie vereinigte.

Noch haben wir schließlich eines falschen Gerüchtes

16) Karl August hatte mit der wetterauischen Ritterschaft Misverhältnisse gehabt und unter dem Einflusse einer dadurch herbeigeführten Verstimmung verfügt, daß Adelige in Zukunft im Hof- und Staatsdienste nicht mehr angestellt werden sollten.

17) Von tiefer Verehrung ihres Verfassers für die tugendreiche Fürstin zeugt die Schrift: „Das moralische Leben der am 6. Mai 1787 verherrlichten regierenden Fürstin Carolina von Nassau-Weilburg, geborenen Prinzessin von Oranien-Nassau. Eine öffentliche Rede von Joh. Friedrich Des Cotes, nassau-weilburgischem Hofprediger und evangelisch-reformirtem Pfarrer zu Kirchheim-Bolanden" (Frankenthal 1788, Gegel). 18) Daß er „im Denken, Leben und Wandel ein Fürst voll Gutmüthigkeit, Menschen- und Gottesliebe" gewesen, sagt von ihm der geniale Christian Friedrich Daniel Schubart in seiner berühmten „Deutschen Chronik".

Erwähnung zu thun, welches über den Fürsten Karl Christian nach seinem Tode verbreitet wurde, daß er im October 1788 (also wenige Wochen vor seinem Hinscheiden) „mit einer Bürgerstochter aus Kirchheim-Bolanden eine morganatische Ehe geschlossen habe". Bogheim, der in der unmittelbaren Nähe des Fürsten lebte, bezeichnet in der oben erwähnten Denkschrift über denselben jenes Gerücht als ein lügenhaftes, durch welches man den edeln Fürsten noch nach seinem Tode habe verleumden wollen, und wenn gleichwol der bekannte Staatsrechtslehrer Johann Ludwig Klüber („Genealogisches Staatshandbuch", 1835, S. 151) jene morganatische Ehe erwähnt, so läßt sich dies nur dadurch erklären, daß ihm die erwähnte Schrift Bogheim's nicht vorgelegen hat. Im J. 1856 ließ die Herzogl. Nassauische Landesregierung, veranlaßt durch die angeführte Stelle in dem vielverbreiteten Klüber'schen Handbuche, eine genaue Untersuchung der Sache vornehmen, und da diese die völlige Grundlosigkeit jenes Gerüchtes ergab, so richtete sie an Klüber, unter Vorlage der amtlichen Schriftstücke, die Aufforderung, die von ihm gemachte unrichtige Angabe öffentlich zu widerrufen. Klüber starb (am 16. Febr. 1857 in Frankfurt a. M.), bevor er dieser Aufforderung nachgekommen war, und so konnte es geschehen, daß sich jene Angabe in zwei neueren genealogischen Werken fortpflanzte, deren Verfasser offenbar weder mit der Schrift Bogheim's noch mit den erwähnten amtlichen Verhandlungen (die Acten über dieselben befinden sich im königl. Staatsarchive zu Wiesbaden) bekannt waren: „Genealogie der in Europa regierenden Fürstenhäuser von Dr. Gamill von Behr" S. 192 (2. Auflage 1870), und „Stammtafeln zur Geschichte der deutschen Staaten und der Niederlande" von Ludwig Adolf Cohn, Tafel 132 (Braunschweig 1871). Es wäre zu wünschen, daß die entschieden unrichtige Angabe über eine morganatische Ehe des Fürsten Karl Christian in etwaigen neuen Auflagen der genannten beiden Schriften berichtigt und überhaupt fernerhin nicht wiederholt würde.[19]) (*K. Schwartz.*)

19) Am 17. Sept. 1879 wurde die Fürstengruft in der vom Fürsten Karl August erbauten Paulskirche geöffnet, da der Balken, welcher die Verschlußplatten trägt, durchgefault war und durch eiserne Schienen ersetzt werden mußte. Die Gruft war zuletzt 1845 geöffnet worden.) Die ziemlich enge Ruhestätte einiger Mitglieder des nassau-weilburgischen Fürstenhauses enthält zwei größere und drei kleinere Särge. In einem der ersteren ruht Fürst Karl Christian, dessen Leiche, nach seinem auf seiner Besitzung Münsterhof am 2. Dec. 1788 plötzlich erfolgten Tode, in aller Stille nach Kirchheim-Bolanden gebracht und hier, zufolge einer von dem fürstlichen Rathe Zais an den damaligen Pfarrer Hahn erlassenen Verfügung, ohne Glockengeläute beigesetzt wurde. Der Verstorbene, dessen Leiche noch ziemlich gut erhalten ist, muß ein stattlicher Herr gewesen sein, da das Skelett 1 Met. 80 Centim. mißt. Neben ihm ruhen die irdischen Ueberreste einer Prinzessin, vermuthlich der älteren, mit dem Grafen Simon August von Lippe-Detmold vermählt gewesenen Schwester Karl Christian's, der Prinzessin Luise, welche im älterlichen Hause gestorben sein soll (27. Sept. 1764). Auffallend gut ist der Seidenstoff erhalten, mit welchem die Leiche bekleidet war. Auf Veranlassung des Presbyteriums wurde auch eine in der Gruft befindliche Wölbung geöffnet. Man fand in derselben einen sehr breiten Sarg, der ein fast vollständig zerfallenes Skelett enthielt, ohne Zweifel des Fürsten Karl August, der an den schwarzen Blattern gestorben sein soll und dessen Sarg der Vorsicht halber eingemauert wurde. In den Acten der evangelischen Gemeinde befindet sich ein Decret, durch welches der Pfarrer aufgefordert wird, namens des Fürsten und seiner Kinder, ein Dankgebet für die Erfindung des Impfens zu halten. Die Gruft wurde sofort wieder zugemauert. (Mittheilung aus Kirchheim-Bolanden vom 18. Sept. 1879 im „Anzeiger für Catzenelnbogen", 1879, Nr. 113.)

C) KARL, Fürst von Nassau-Usingen, Sohn des Fürsten Wilhelm Heinrich[1]) und seiner Gemahlin Charlotte Amalie, Tochter des Grafen Heinrich von Nassau-Dillenburg, wurde am 1. Jan. 1712 geboren. Da er bei dem Tode seines Vaters (14. Febr. 1718) noch minderjährig war, so führte seine Mutter für ihn und seinen jüngeren Bruder Wilhelm Heinrich (geboren am 6. März 1718) die Vormundschaft. In diese Periode fällt das Aussterben der beiden Nebenlinien Nassau-Saarbrücken (1723) und Nassau-Ottweiler (1728), deren Länder nunmehr der usingenschen Linie zufielen. Die Fürstin Charlotte Amalie bestimmte für die vereinigten Länder die Regierung in Usingen zur obersten Landesbehörde, unter welcher dort ein Oberconsistorium sowie in Idstein die General-Superintendentur bestanden, und erfüllte mit Einsicht und Energie die ihr als Regentin obliegenden Pflichten.

Die beiden Söhne theilten nach erlangter Volljährigkeit die Länder so, daß Karl alle Gebiete diesseit des Rheins, in welchen Usingen, Idstein und Wiesbaden lagen, Wilhelm Heinrich aber die saarbrücken-ottweiler'schen Gebiete erhielt.[2]) So wurde letzterer der Stifter der neuen saarbrückenschen Nebenlinie, welche jedoch bereits am 27. April 1797 mit seinen Enkel Heinrich Ludwig erlosch, der schon zuvor durch die französische Revolution seines Landes beraubt worden war. Fürst Karl übernahm im J. 1733, nachdem er von Kaiser Karl VI. für großjährig erklärt worden war, die Regierung. Im J. 1744 verlegte er durch Decret vom 30. Juni seine Residenz in das schöne, von dem Fürsten Georg August Samuel von Nassau-Idstein in den Jahren 1699 bis 1721 mit großem Kostenaufwande erbaute Schloß zu Biebrich und bestimmte die Stadt Wiesbaden zum Sitze der Regierung, wodurch dieselbe eine größere Bedeutung erhielt und in ihrem Wohlstande wesentlich gefördert wurde.

1) Er war der einzige Sohn Walrad's (geb. 7. Mai 1635, gest. 17. Oct. 1702), des Stifters der Linie Nassau-Usingen, welchem Kaiser Leopold I. am 4. Aug. 1688 die schon am 26. Sept. 1366 von Kaiser Karl IV. dem Grafen Johann I. von Nassau ertheilte, aber nicht zur Anwendung gekommene Fürstenwürde erneuerte. Walrad hatte sich in 27 Belagerungen und 17 Schlachten großen Kriegsruhm erworben und war einer der hervorragendsten Fürsten des walramischen Stammes. 2) Die von dem Fürsten Karl gegründete neue Linie nannte sich die nassau-saarbrücken-usingen'sche; die von dem Fürsten Wilhelm Heinrich gegründete die nassau-saarbrücken-saarbrückische. Karl erhielt demnach: Usingen, Idstein, Wiesbaden, das halbe Amt Kirberg und Lahr; Wilhelm erhielt: Saarbrücken, Saarwerden, Ottweiler, Homburg, Jugenheim, Wöllstein und die Kellerei Rosenthal, mit Ausschluß jedoch desjenigen Theils von Saarwerden und Homburg, den die Linie Nassau-Weilburg besaß, welcher 1629 auch Kirchheim und Stauf zugefallen waren.

Das Recht der Erstgeburt führte er durch ein Hausgesetz in seiner Familie ein (23. Dec. 1754), welches von Kaiser Franz I. bestätigt wurde (6. Oct. 1755), und erließ viele zweckmäßige Verordnungen[3]), durch welche der einsichtsvolle und thätige Fürst das Wohl seines Landes nach allen Richtungen zu fördern bestrebt war. Besondere Sorgfalt wandte der menschenfreundliche und wohlwollende Fürst auch der Jugendbildung zu, sowol dem Volksschulwesen als auch den gelehrten Schulen, namentlich dem Gymnasium zu Jostein und der lateinischen Schule zu Wiesbaden.[4])

In den letzten Jahren stand ihm als erster Beamter der durch umfassende Kenntnisse im Rechts- und Verwaltungswesen, geschäftliche Gewandtheit und Rechtschaffenheit ausgezeichnete Staatsmann Freiherr Karl Friedrich von Kruse (geb. am 22. Nov. 1737 zu Eichelsachsen bei Schotten) zur Seite, der vorher in Darmstadt als Geheimrath gewirkt hatte, 1768 aber in nassau-usingensche Dienste trat, in welchen er als Präsident der Regierung und der Hofkammer eine sehr verdienstvolle Thätigkeit entwickelte.[5])

Fürst Karl hatte sich am 26. Dec. 1734 mit des Herzogs Johann Wilhelm von Sachsen-Eisenach Tochter Christine (Wilhelmine), geboren am 3. Sept. 1711, vermählt, welche ihm schon am 27. Nov. 1740 durch den Tod entrissen wurde.[6]) Die dieser Ehe entsprossenen vier Kinder sind: Karl Wilhelm, geb. 9. Nov. 1735, gest. 17. Mai 1803; Franziska Christiane, geb. 17. Dec. 1736, gest. 19. Dec. 1741; Friedrich August, geb. 23. April 1738, gest. 24. März 1816; Adolf, geb. 19. Juli 1740, gest. 10. Dec. 1793.

Fürst Karl starb am 21. Juni 1775. Der Präsident von Kruse hielt an seiner Gruft eine „Standrede", welche in demselben Jahre zu Wiesbaden gedruckt erschien.[7]) (*K. Schwartz.*)

d) KARL (Wilhelm), Sohn des Fürsten Karl von Nassau-Usingen (s. d. vorangehenden Art.), folgte seinem Vater in der Regierung und nahm ihn in eifrigem und gewissenhaftem Wirken sich zum Vorbilde. Präsident von Kruse setzte seine ersprießliche Amtsthätigkeit während der ganzen Regierungszeit des Fürsten fort und trat erst nach dessen Tode in den Ruhestand. Ein großer Gewinn für das nassauische Land war es, daß Karl Wilhelm die würdigen älteren Beamten, welche er in seinem Regierungscollegium und Consistorium hatte, noch durch eine tüchtige jüngere Kraft verstärkte, indem er den durch seltene Fähigkeiten und die edelsten Eigenschaften des Charakters ausgezeichneten Freiherrn Friedrich Maximilian von Günderode[1]) aus Frankfurt sogleich nach dem Antritte seiner Regierung in seine Dienste berief und ihn zum Regierungsrath und Mitglied des Consistoriums, später auch zum Polizeidirector ernannte. Als der Fürst sich im J. 1784 zu längerem Aufenthalte nach Paris begab, begleitete ihn Günderode, um ihm als Cabinetsrath in den Angelegenheiten des Landes und der fürstlichen Familie Vortrag zu halten, und nur mit Schmerz trennte sich der Fürst von dem vortrefflichen Manne, als

3) Zu diesen Verordnungen gehört auch die Contract- und Hypothekenordnung vom 21. März 1774, welche von Schütz, S. 113 irrthümlich dem Fürsten Karl Wilhelm zuschreibt. 4) S. das Nähere hierüber bei Firnhaber, I, 105 fg. 5) Präsident von Kruse hat auch das große Verdienst, den nachmaligen Regierungspräsidenten Karl von Ibell, der unter den Herzogen Friedrich August und Wilhelm, besonders durch seine organisatorische Wirksamkeit, eine so hervorragende Stellung einnahm, zuerst in den nassauischen Staatsdienst eingeführt zu haben. In den von uns verfaßten „Lebensnachrichten" über den Präsidenten von Ibell finden sich einige den Präsidenten von Kruse betreffende Stellen, auf welche wir uns hinzuweisen gestatten (S. 15 und Anm. 1, wo auch dessen Schriften aufgeführt sind, S. 19, 20, 26). Präsident von Kruse (gest. in Wiesbaden am 9. März 1806) nimmt unter den nassauischen Staatsmännern eine sehr bedeutende, sein einziger Sohn, der General August von Kruse, der in Spanien und bei Waterloo die nassauischen Truppen so ruhmvoll befehligte, unter den militärischen Persönlichkeiten Nassaus unbestritten die erste Stelle ein, und es ist daher sehr zu bedauern, daß über beide ausführlichere Lebensnachrichten seither nicht veröffentlicht wurden, die sich freilich vorzugsweise auf archivalisches Material gründen müßten. Die Lebensskizze des Generals im „N. Nekrol. der D.", Jahrg. 26 (1848), S. 818—820 konnte nur sehr dürftig ausfallen, da es dem Verfasser derselben, wie er selbst bekennt, zu einer ausführlichen und ins Einzelne gehenden Biographie an den erforderlichen Hülfsmitteln fehlte. 6) Nach dem Tode seiner Gemahlin ging Fürst Karl mit Maria Magdalena Groß, Tochter des Stadtschultheißen Groß zu Wiesbaden, eine morganatische Ehe ein. Sie wurde als Freifrau von Biburg nobilitirt, auch die Kinder dieser Ehe erhielten den Namen von Biburg. Ein Sohn, Karl von Biburg, wurde vom Kaiser Joseph II. als Graf von Weilnau in den Grafenstand erhoben, stand als Husarenoberst in französischen Diensten und kehrte aus Paris mit zerrütteter Gesundheit nach Wiesbaden zurück, wo er in noch jugendlichem Alter starb. Eine Tochter, Philippina Katharina von Biburg, wurde die Gemahlin des Präsidenten von Kruse, dessen einziger Sohn, der ausgezeichnete Oberst, spätere General von Kruse, die nassauischen Truppen während der Rheinbundszeit in Spanien und 1815 in den Niederlanden ruhmvoll anführte. So standen also vermöge der gedachten morganatischen Ehe die beiden Kruse zu dem nassauischen Fürstenhause, der Präsident als Schwiegersohn, der General als Enkel des Fürsten Karl in verwandtschaftlichem Verhältnisse.

7) Vehse (Gesch. der deutschen Höfe, Bd. 38, S. 69) klagt darüber, daß „die Geschichte dieser kleinen Nassauer bisher nur sehr kümmerlich beschrieben worden sei und man nur die äußerlichsten Daten erfahre". Seine Leser haben darüber zu klagen, daß er, anstatt auch seinerseits kümmerliche Beschreibungen zu liefern, sich nicht der Mühe unterzogen hat, aus archivalischen Quellen zu schöpfen, was ihm sicher ebenso wenig wie andern Historikern würde verweigert worden sein und ihm reichen Stoff geliefert haben würde. Ueber den Fürsten Karl und dessen Erbprinzen Karl Wilhelm führt er (S. 70) folgende Stelle aus dem Berichte des schwedischen Touristen Björnstahl an, der 1774, ein Jahr vor dem Tode des Fürsten Karl, den Hof zu Biebrich besuchte: „Die Aussicht in Biebrich ist eine der schönsten, die man haben kann: Mainz nimmt sich von hier besser als zu Mainz selbst aus. Der hiesige Garten ist groß und gut eingerichtet. Wir besuchten den Hofmarschall Freiherrn von Dungern, einen angenehmen und mit vielen Kenntnissen versehenen Mann, der die Unterweisung seiner Kinder selbst besorgt. Er stellte uns bei Hofe vor. Der regierende Fürst Karl ist ein guter Vater in der Mitte einer ihn umgebenden Familie. Er kleidet sich bürgerlich und geht ohne Degen; der ganze Hofstaat, selbst die Offiziere folgen ihm hierin nach; der Fürst hat sie dieser Etikette entlassen. Er ist zweiundsechzig Jahre alt und Witwer. Sein Sohn und Erbe, Prinz Karl Wilhelm, ist ein guter und wohlerzogener Herr und liebt das Lesen. Die ganze Kriegsmacht des Fürsten besteht aus 150 Mann."

1) S. über ihn den von uns verfaßten Artikel „Günderode" (Allg. Encykl. Sect. I, Thl. 97, S. 131 fg., und S. 233—248).

dieser im J. 1785 als Senator in die Dienste seiner Vaterstadt berufen wurde. Karl Wilhelm, der besonders auf dem Gebiete der Gesetzgebung thätig war, hat durch viele zweckmäßige Verordnungen[2]), z. B. durch die Vormünder-Instruction (1780), das Verschollenheitsverfahren (21. Mai 1781), die Verordnung über Viehhandel (24. Oct. 1791) u. a. sich um sein Land sehr verdient gemacht. Nicht minder große Fürsorge widmete er dem Schulwesen und rief in demselben viele Verbesserungen ins Leben. Daß von ihm im Juni 1783 der nassauische Erbverein mit den Fürsten Ludwig von Nassau-Saarbrücken, Karl Christian von Nassau-Weilburg und Wilhelm V. von Nassau-Dietz, Prinzen von Oranien, abgeschlossen wurde, ist bereits oben in dem Artikel über Karl Christian gesagt worden. Noch sei bemerkt, daß Kaiser Joseph II. dem Fürsten Karl Wilhelm (sowie den Fürsten der weilburger und saarbrückener Linie) das Prädicat „Durchlaucht, Hochgeboren" verlieh (1784), sowie daß er Generallieutenant im Dienste der Vereinigten Niederlande und Ritter des polnischen weißen Adlerordens war. Das Aussterben der saarbrückenschen Nebenlinie, welches am 27. April 1797 erfolgte, brachte dem Fürsten Karl Wilhelm keinen Gebietszuwachs, da die saarbrückenschen Länder bereits von den Franzosen in Besitz genommen waren. In Karl Wilhelm's Regierung fällt auch der zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche am 9. Febr. 1801 abgeschlossene Lüneviller Friede, durch welchen das ganze linke Rheinufer an Frankreich abgetreten wurde, mithin die nassauischen Fürsten ihre überrheinischen Besitzungen verloren. Sie erhielten jedoch für diese Verluste durch den Reichsdeputations-Hauptschluß, der am 25. Febr. 1803 zu Regensburg erfolgte, reichliche Entschädigungen und zwar der Fürst von Nassau Usingen Theile des aufgehobenen Kurfürstenthums Mainz, namentlich die kurmainzischen Aemter Königstein, Höchst, Cronberg, Rüdesheim, Eltville, Oberlahnstein, Harheim und Castel; das kurpfälzische Amt Caub, ferner Theile des aufgehobenen Kurfürstenthums Köln, nämlich die Aemter Teutz, Königswinter, Villich; die hessischen Aemter Gazenelnbogen, Braubach, Ems, Oppstein und Cleeberg; die Reichsdörfer Soden und Sulzbach, die Dörfer Weiperfelden, Okriftel und Schwanheim, die Kapitel und Abteien Limburg, Romersdorf, Bleidenstadt und Sayn, endlich die Grafschaft Sayn-Altenkirchen; der Fürst von Nassau-Weilburg erhielt den auf der rechten Rheinseite gelegenen Theil des aufgehobenen Kurfürstenthums Trier, namentlich die Aemter Montabaur, Limburg, Hirschbach, Wellmich, Ehrenbreitstein, Vallendar, Engers, Camberg und Wehrheim nebst den Abteien Arnstein, Schönau und Marienstadt.

Fürst Karl Wilhelm starb am 17. Mai 1803, von seinen Unterthanen tief betrauert. Seinen Zeitgenossen galt er an Weisheit und Tugend als das Muster eines Regenten und Moser rühmt ihm als Vorzüge nach: die Unschuld seiner Sitten, die stete Aufmerksamkeit auf sich selbst, Wohlthätigkeit, die sich nie genüge, Gleichmuth und Mäßigkeit, Nachsicht und Güte gegen Fehlende, Gerechtigkeit, aber durch Gnade die Strenge des Gesetzes mildernd, Weisheit und Christenmilde, herzgewinnende Leutseligkeit und Freundlichkeit. Am Schlusse dieser Charakteristik des vortrefflichen Fürsten heißt es dann wörtlich: „Er verabscheut den leeren Hochmuth und die Vorurtheile, die den Sterblichen blenden und verderben und weiß, daß uns alles von Gott kommt, Weisheit wie Tugend, wie Glück".[3]) Beschwerden und Klagen seiner Unterthanen, von welchen auch der geringste zu ihm Zutritt hatte, prüfte er mit größter Gewissenhaftigkeit selbst, wohnte zweimal wöchentlich den Sitzungen des Regierungscollegiums bei, und da (nach der von seinem Vater veranlaßten Kanzleiordnung vom 20. Jan. 1770) der Regierungspräsident zugleich Geh. Referendar bei dem Fürsten war, so ließ dieser sich wichtige Angelegenheiten zu nochmaliger Prüfung vortragen, auf welche er dann oft eigenhändig verfügte.

Karl Wilhelm hatte durch die Fürsorge seines trefflichen Vaters eine vorzügliche Ausbildung und Erziehung erhalten, an welcher der nachmalige Hofprediger und Inspector in Usingen Karl Ludwig Schmidt[4]) den bedeutend-

---

2) Diese und andere ältere Verordnungen sind zwar durch die neuere Gesetzgebung zum Theil außer Kraft gesetzt worden, haben aber stellenweise noch jetzt Gültigkeit. Ueber die nassauische Gesetzgebung bemerken wir im allgemeinen Folgendes: Das Verordnungsblatt für das Herzogthum Nassau erschien zuerst am 1. Jan. 1809. Von der vier Bänden desselben enthält: der erste die Verordnungen von 1809—1815 incl. und überdies diejenigen älteren für Nassau-Usingen erlassenen Verordnungen, welche 1816 für das ganze Herzogthum Nassau eingeführt wurden; der zweite die umfassenden Organisationsverordnungen des für das Herzogthum Nassau so wichtigen Jahres 1816; der dritte die Verordnungen von 1817—1823 incl.; der vierte die Verordnungen von 1824—1845 incl. Dann folgten die zum October 1866 incl. die jährlichen Verordnungsblätter. In den J. 1867 und 1868 erschienen die Verordnungen, welche Nassau speciell betrafen, in den Beilagen zum Nassauischen Intelligenzblatt, und von 1869 an werden dieselben im Amtsblatte der königl. Regierung zu Wiesbaden veröffentlicht. — Eine reiche Sammlung nassauischer Gesetze und Verordnungen enthält das Werk Wilh. von der Nahmers: „Entwickelung der Territorial- und Verfassungsverhältnisse der deutschen Staaten vom ersten Beginn der französischen Revolution bis in die neueste Zeit u. s. w. Ein Handbuch für Staatsmänner, Rechtsgelehrte und Verwaltungsbeamte" (Frankfurt a. M. 1832). — Die privatrechtlichen Bestimmungen für die nassauischen Lande, welche noch gegenwärtig Gültigkeit haben, findet man in dem sehr verdienstlichen Werke: „Das nassauische Privatrecht", zusammengestellt von Dr. Philipp Bertram, Appellationsgerichts-Vicepräsident a. D. (Wiesbaden, 1. Aufl. 1873, 2. Aufl. 1881), welchem das früher erschienene Werk desselben Verfassers: „Das nassauische Familien- und Vormundschaftsrecht, zusammengestellt" (Wiesbaden 1876) als Einleitung, bezw. als Ergänzung dient. Schließlich bemerken wir, daß eine wohlgeordnete Sammlung aller älteren, im Verordnungsblatte nicht abgedruckten nassauischen Gesetze und Verordnungen sich im königl. Staatsarchive zu Wiesbaden befindet.

3) Friedrich Karl Freih. von Moser, der berühmte Patriot und fruchtbare Schriftsteller (gest. 10. Nov. 1798 in Ludwigsburg) hat diese Schilderung, für deren Uebereinstimmung mit dem Originale er einstehen zu können erklärt, in seinem „Patriotischen Archiv" (1785, II, 482) aus dem „Kirchenboten" (1782, V, 567) abdrucken lassen. Vgl. Firnhaber, Bd. I, S. 112, Anm. 1. 4) Seine einzige Tochter Franzieka verheirathete sich (4. Nov. 1773) mit dem Amtmann Ibell in Wehen, Vater des späteren Regierungspräsidenten Karl v. Ibell. Wir verweisen hier auf unsere Schrift:

sten Antheil hatte, der von dem Fürsten Karl zum Erzieher seiner drei Söhne (des Erbprinzen Karl Wilhelm sowie der Prinzen Friedrich August und Adolf) berufen worden war und dieses Amt funfzehn Jahre hindurch mit dem besten Erfolge verwaltet hatte. Dieser tüchtige Pädagoge wußte die Liebe und Begeisterung für das Bildungswesen, von welcher er selbst erfüllt war, auch seinem Zöglinge, dem Erbprinzen Karl Wilhelm, einzuflößen, der, sobald er zur Regierung gelangt war, eine durchgreifende Reorganisation der Volksschule sich vorsetzte und bis an sein Lebensende das Gedeihen der Jugendbildung in seinem Lande zu fördern eifrig bestrebt war. Zur besseren Ausbildung der Lehrer gründete er das Schullehrerseminar in Idstein (die Hochfürstliche Verordnung über dessen Errichtung vollzog er zu Biebrich am 2. Jan. 1779) und ließ zugleich, nach dem Gutachten bewährter Schulmänner eine neue Schulordnung (Statuta Seminarii) durch das Consistorium entwerfen, welches dieselbe am 28. Jan. 1779 zu Wiesbaden publiciren ließ. Vgl. das Ausführlichere über Karl Wilhelm's Verdienste um das Schulwesen bei Firnhaber (I, S. 112—145), wo auch die betreffenden wichtigen Actenstücke mitgetheilt und über alle verdienten Männer, von welchen der Fürst bei seinen Bestrebungen unterstützt wurde, Nachrichten gegeben werden.

Daß der edle Fürst auch religiöse Duldsamkeit, gleichsam die erbliche Tugend aller nassauischen Fürsten walramischen Stammes, in ausgedehntem Maße übte, ist so anerkannt, daß es näheren Nachweises nicht bedarf. Doch ist zu bemerken, daß er den in Wiesbaden ansässigen Katholiken, welche bis dahin in dem nahen kurmainzischen Dorfe Frauenstein den Gottesdienst besucht hatten, auf ihr Ansuchen die Ausübung des römisch-katholischen Gottesdienstes gestattete (1800), während früher und zwar erst seit 1750 den katholischen Badegästen, insbesondere der Aebtissin des mainzischen Klosters Tiefenthal, nur gestattet war, sich im Badehause zum Bären eine stille Messe lesen zu lassen, wozu der Besitzer des Badehauses in jedem Frühjahre die Erlaubniß nachzusuchen hatte.

Fürst Karl Wilhelm von Nassau-Usingen, den Vehse (Gesch. d. deutschen Höfe, Bd. 38, S. 70 u. 77) mit Recht einen ausgezeichneten und trefflichen Fürsten nennt, besaß die ungetheilte Verehrung seiner Zeitgenossen und war wegen der vollen Integrität seines sittlichen Lebenswandels, seiner gründlichen und vielseitigen Bildung, seiner edeln Gesinnung, seiner Herzensgüte und Leutseligkeit des einhelligen Lobes, welches seinen seltenen persönlichen Eigenschaften ertheilt wurde, in vollem Maße würdig.

In der einst vielgelesenen Sammlung der Reisen des berühmten Johann Bernoulli (geb. 1744 zu Basel, gest. 1807 zu Berlin als Director der mathem. Klasse der Akademie der Wissensch.) findet sich folgender Bericht eines ungenannten Touristen, der den Hof zu Biebrich im Sommer 1780, fünf Jahre nach dem Regierungsantritte des Fürsten Karl Wilhelm, besuchte:

„Die Gastfreundschaft ist an diesem Hofe so groß, als die Besuche häufig sind. Jeder Fremde, der mit Adressen versehen ist, wird liebreich aufgenommen und erhält die Erlaubniß, täglich ungebeten und unangemeldet zu erscheinen."

„Wir fanden den Fürsten in Gesellschaft verschiedener Herren seines Hofes im Garten, als wir in Biebrich ankamen. Dieser Herr ist von mittlerer Statur, wohlgewachsen und aus seiner guten Gesichtsbildung leuchten Güte des Herzens und Menschenliebe hervor. Seine schlichte Kleidung verräth den Mann, der überzeugt ist, wie wenig die Würde des Menschen auf äußerlichem Glanze beruht, der nur Kinder und Thoren blenden kann. Er spricht wenig, scheint die Einsamkeit mehr zu lieben als das Geräusch, und nimmt durch ein sanftes, gefälliges Betragen Jedermann für sich ein."

„Wir verfügten uns bald darauf zur Damengesellschaft, worunter sich die Fürstin, die beiden Prinzessinnen, eine Gräfin von Leiningen (Schwester der Fürstin) und eine Gräfin von Guntersblum mit ihrer Tochter (einer katholischen Nebenlinie des Hauses Leiningen angehörig) befanden. Es ging nun zur Tafel; man speiste in dem großen runden Saale, der das Hauptgebäude des biebricher Schlosses ausmacht; eine Kuppel bedeckt denselben und das von oben hereinfallende Licht macht eine herrliche optische Wirkung. Ganz oben in der Mitte schwebt Jupiter auf dem Adler und unter ihm ist die Götter- und Göttinnen-Versammlung. Nach dem Rheine hinaus geht ein freier Balkon. Man trat in bunter Reihe in den Saal und ein jeder erhielt bei der Tafel seine Dame zur Nachbarin. Ich führte und saß an der Seite der einen der jungen Prinzessinnen. Was sonst die Tafeln der Fürsten flieht, gesellschaftlicher Ton, Scherz und Munterkeit, das herrschte hier allgemein. Aller Augen waren nicht ängstlich auf den Wink eines Einzigen gerichtet. Man wagte es, laut zu reden, der Laune ihren Lauf zu lassen und sich satt zu essen. Herrliche Vorzüge der kleineren Höfe vor den größeren!"

„Nach der Tafel, bei der man kaum eine Stunde verweilt, verfügt man sich in die an den Saal stoßende Galerie, die den einen Flügel des Schlosses bildet und ihr Licht von der Gartenseite erhält; den Fenstern gegenüber sind Scenen aus Virgil und Homer auf den Wänden gemalt. Hier trinkt man Kaffee, liest Zeitungen, unterhält sich, man schlendert im Garten, man thut, was man will. Das Spiel wird nicht geachtet. Aller Zeitvertreib ist ländlich und ungezwungen. Sogar die Damen schämen sich nicht, ihre Hände mit edlerem Spielwerk zu beschäftigen als mit Karten, wobei ihnen die Lectüre oft zum Mittel dient, auch den Geist nicht müßig zu lassen. Man kann leicht denken, daß jeder schöne Sommerabend die Gesellschaft herauslockt in den Garten, oder hinab an das anmuthige Rheinufer, und daß dann

---

„Lebensnachrichten über den Regierungspräsidenten Karl von Ibell. Mit Briefauszügen als Beilagen" (Wiesbaden 1875, Separatabdruck aus den „Annalen des Vereins für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung", Bd. XIV.), in welcher Schrift der Fürst Karl Wilhelm, der Präsident von Kruse und sehr viele andere nassauische Persönlichkeiten besprochen sind.

der Anblick der schönen Natur eine gewisse Heiterkeit verbreitet, die man in den Prunksälen der Fürsten vergebens sucht."

„Die beiden Prinzessinnen, die ältere, Karoline, von siebzehn, die jüngere, Luise von sechzehn Jahren, sind so gut, so sanft und ungezwungen, daß man sie eher für Töchter der Natur als für Prinzessinnen halten sollte. Etwas unaussprechlich Einnehmendes ist über ihr ganzes Wesen verbreitet und ersetzt den Mangel einer glänzenden Schönheit vollkommen. Von Prätension, von Stolz, von Schmalstadt und von andern Lastern, zu welchen sie ihr Stand mehr als andere berechtigte, findet man in allen ihren Handlungen, Worten und Mienen nicht die geringste Spur. Eine glückliche Mischung von Freimüthigkeit und Schüchternheit macht ihren Umgang überaus angenehm. Sie sind wohlgewachsen und ihr Anzug ist einfach, aber geschmackvoll." (Vehse, a. a. O. S. 71 fg.)

Die zum Ehrengedächtniß Karl Wilhelm's nach seinem Tode erschienene Schrift: „Empfindungen der Wehmuth und Liebe am Grabe eines allgeliebten Fürsten, im Namen des fürstlichen Oberamts Höchst und Königstein, ausgedrückt durch Fliedner, Pfarrer in Eppstein" ist ein schönes Zeugniß von der Liebe und Verehrung, mit welcher auch die neuen Unterthanen für den trefflichen Fürsten erfüllt waren.

Karl Wilhelm hatte sich am 16. April 1760 mit Karoline Felicitas (geb. 22. Mai 1734), Tochter des Fürsten Christian Karl von Leiningen-Haidesheim vermählt, welche ihn überlebte (sie starb 8. Mai 1810). Die dieser Ehe entsprossenen drei Kinder waren: Karl Wilhelm, geb. 26. März 1761, gest. 10. März 1763; Karoline, geb. 4. April 1762, gest. 17. Aug. 1823; sie wurde am 2. Dec. 1786 vermählt mit Friedrich von Hessenkassel zu Rumpenheim (geb. 11. Sept. 1747, gest. 20. Mai 1837); Luise, geb. 14. Juni 1763, gest. 30. Mai 1845.

Da Karl Wilhelm keine männlichen Erben hinterließ, so folgte ihm sein Bruder Friedrich August in der Regierung, der infolge der Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 den herzoglichen Titel annahm und sich seitdem Herzog zu Nassau nannte. (*K. Schwartz.*)

e) KARL (Ludwig), Graf von Nassau-Saarbrücken, der zweite Sohn des Grafen Gustav Adolf, wurde am 6. Jan. 1665 geboren. Da der Vater durch seine Theilnahme an den damaligen Kriegen verhindert war, die Erziehung seines Sohnes zu leiten, so ließ ihn seine treffliche Mutter, die Gräfin Eleonora Clara, zu ihrem Bruder, dem Grafen Wolfgang Julius von Hohenlohe und Gleichen[1]) nach dessen Residenz Neuenstein (im Fränkischen Kreise) bringen, wo er aufs sorgfältigste erzogen wurde. Der Oheim ließ den sehr begabten Neffen das Collegium zu Tübingen besuchen und durch Privatlehrer weiter bilden, worauf der junge Graf im J. 1681 die Universität Paris bezog und hier bis zum Schlusse des folgenden Jahres verweilte. Sein Vater, der Graf Gustav Adolf, der als Generalmajor in kaiserlichen Diensten stand, war im Kriege gegen Frankreich am 7. Oct. 1677 in dem Gefechte beim Kochersberg (zwischen Straßburg und Zabern) tödtlich verwundet worden und schon am 9. Oct. gestorben. Er hatte durch testamentarische Verfügung seinen ältesten, damals vierzehnjährigen Sohn Ludwig Grato (geb. am 28. März 1663) zu seinem alleinigen Nachfolger ernannt und Kaiser Leopold I. seiner Witwe Eleonora Clara[2]) die Vormundschaft über die hinterlassenen Kinder übertragen.

Graf Karl Ludwig beschloß, nachdem er in die Heimat zurückgekehrt war, sich den vaterländischen Kriegsdiensten zu widmen, während sein Bruder, durch politische Rücksichten bestimmt, französische Dienste genommen hatte. Er trat demnach im Mai 1684 in ein Kürassier-Regiment des Markgrafen von Baireuth, verließ dasselbe aber schon nach zwei Jahren, da der zwischen Deutschland und Frankreich bestehende Waffenstillstand ihm keine Aussicht zu kriegerischer Thätigkeit darbot. Diese hoffte er in dem gegen die Türken noch fortdauernden Kriege zu finden und trat daher in das kaiserliche Kürassier-Regiment „Graf Palffy", mit welchem er im J. 1686 nach Ungarn zog und unter dem Herzoge Karl von Lothringen vor Ofen rückte, welches am 2. Sept. nach viermonatlicher Belagerung erstürmt wurde. Auch an den folgenden Kämpfen nahm er rühmlichen Antheil, namentlich an der siegreichen Schlacht bei Mohacz (12. Aug. 1687) und an der Eroberung von Belgrad (6. Sept. 1688). Auch in dem orléans'schen Kriege (dem dritten Raubkriege Ludwig's XIV.) kämpfte er mit gewohnter Tapferkeit, zuerst 1689 als Freiwilliger unter dem sächsischen General Grafen von Reuß, seit dem J. 1691 unter den fränkischen Kreistruppen, bei welchen er in dem Auffessäßischen Dragoner-Regimente (dasselbe wurde später das Bibra'sche genannt und gehörte zum gräflich hohenlohe'schen Contingent) eine Compagnie erhielt und bis zum Frieden von Ryswyck (1697) verschiedene Feldzüge mitmachte, auf welchen er zum Major, später zum Oberstlieutenant befördert wurde.

In dem im J. 1702 ausgebrochenen Spanischen Erbfolgekriege gerieth er in dem Treffen bei Friedlingen, in welchem der Marschall Villars über das Reichsheer unter dem Markgrafen Ludwig von Baden einen Sieg erfocht (4. Oct. 1702) in französische Gefangenschaft, aus welcher ihn der Hauptmann Truchseß („der schwarze Truchseß") befreite und ihm das Leben rettete, da er eben in Gefahr war, im Getümmel des Kampfes von den deutschen Truppen erschossen zu werden. Im folgenden Jahre focht er in der Schlacht bei Höchstädt (in Baiern), in

1) Dieser ausgezeichnete Mann (geb. 1622) war kaiserlicher Feldmarschall und Hofkriegsrath. Als Befehlshaber eines Theiles der Reichstruppen trug er viel zu dem glänzenden Siege bei, welchen am 1. Aug 1664 Montecuculi bei St.-Gotthard in Ungarn über die Türken erfocht. Er starb 1698 zu Neuenstein.

2) Diese edle Frau, welche die ihr obliegende Vormundschaft unter den schwierigsten Zeitverhältnissen mit Muth und Standhaftigkeit führte und sich auch durch ihre Wohlthätigkeit große Liebe erwarb, starb in einem Alter von 76 Jahren am 4. Mai 1709 zu Saarbrücken, wo sie in der Schloßkirche an der Seite ihres Gemahls bestattet ist.

welcher der Marschall Villars die kaiserliche und Reichsarmee unter dem General Grafen Styrum besiegte (20. Sept. 1703), und hatte hier abermals das Unglück, von den Franzosen gefangen zu werden. Nach seiner Auslösung kehrte er zu seinem Regimente zurück und nahm an dessen ferneren Feldzügen theil, bis ihn gegen Ende des J. 1712 die Nachricht von der bedenklichen Krankheit seines älteren Bruders, des regierenden Grafen Ludwig Crato (Kraft) nach Saarbrücken zurückrief. Dieser starb am 14. Febr. 1713 und da er keine männlichen Nachkommen hatte, so gelangte Karl Ludwig zur Herrschaft über die saarbrückenschen Lande. Um die französische Eroberungssucht nicht zu reizen, war er kurz vor dem Tode seines Bruders aus dem Kriegsdienste getreten, dennoch wurden die saarbrückenschen Lande von den Franzosen in Besitz genommen, weil der Erbe in Diensten des deutschen Reiches stehe und der Krieg Frankreichs mit diesem noch fortdauere. Karl Ludwig sandte, um gegen diese Gewaltthätigkeit Einspruch zu erheben, den saarwerdenschen Amtmann von Savigny[3]) an den Hof Ludwig's XIV. und zwar mit so glücklichem Erfolge, daß dieser bald nachher den Befehl zur Aufhebung der Beschlagnahme ertheilte.

Karl Ludwig, dem bisher wegen seiner Kriegsdienste der Gedanke an eine eheliche Verbindung ferngelegen hatte, wählte bald nach seinem Regierungsantritte Christiana, die liebenswürdige und durch die edelsten Eigenschaften des Herzens ausgezeichnete Tochter des Grafen Friedrich Ludwig von Nassau-Ottweiler, zur Gemahlin[4]) und schon am 22. April 1713 wurde die Verbindung gefeiert. Noch in demselben Jahre stattete Karl Ludwig dem französischen Könige für die Bereitwilligkeit, mit welcher er die Beschlagnahme aufgehoben hatte, persönlich seinen Dank ab und bewirkte durch diese Annäherung, daß sein Land bei dem noch fortdauernden Kriege sich friedlicher Beziehungen zu Frankreich zu erfreuen hatte.

Karl Ludwig, der an Gesinnung und Charakter seinem vortrefflichen Bruder Ludwig Crato ähnlich war, richtete sein ganzes Streben auf die Beförderung des Wohles seiner Unterthanen. Von ihm, dem ernsten, einfachen Manne, dem die stille Treue der That mehr galt als vieles Reden, sagt Köllner[5]): „Ein Feind alles eitlen Gepränges suchte er durch weise Sparsamkeit sich in den Stand zu setzen, seine Unterthanen zu schonen und ihre Lasten zu erleichtern. In Geschäften der Landesregierung war er unermüdet thätig; die vorgefundenen guten Einrichtungen hielt er mit kräftiger Hand fest, suchte dieselben durch geeignete Verordnungen zu erweitern und zu vervollkommnen, und erwarb sich durch strenge Handhabung der Gerechtigkeit, durch Leutseligkeit und Wohlthätigkeit die Liebe seiner Untergebenen in nicht geringem Maße. Diesen seltenen Tugenden lag eine tiefe und ungeheuchelte Religiosität zu Grunde, die alle seine Handlungen leitete und ihn oft zu stillem Gebete, zu Betrachtungen und zum Nachdenken über seine Pflichten zurückführte; um so mehr als er zu vielem umständlichen Reden nicht geneigt war, und lieber zu denjenigen gezählt werden wollte, welche wenig reden und viel thun, als zu solchen, die viel reden und wenig thun."

Am 26. Oct. 1721 starb der Fürst Georg August Samuel zu Nassau-Idstein, und da er keine männlichen Nachkommen hinterließ, so fielen die Herrschaften Idstein und Wiesbaden an Karl Ludwig von Nassau-Saarbrücken und seinen Schwiegervater Friedrich Ludwig von Nassau-Ottweiler[6]), welche am 17. März 1722 in Idstein die Erbhuldigung der erwähnten Lande empfingen und dieselben gemeinschaftlich verwalteten. Karl Ludwig nahm mit seiner Hofhaltung seinen Wohnsitz anfangs in Wiesbaden, später in Idstein und widmete allen Zweigen der Landesverwaltung, besonders dem Kirchen- und Schulwesen, eifrige Fürsorge. Am 5. Nov. 1722 verlegte er, den Bitten seiner saarbrückenschen Unterthanen nachgebend, seinen Sitz wieder nach Saarbrücken, überließ aber seinem Schwiegervater die Landesverwaltung. Am 27. Aug. 1723 kehrte er nach Idstein zurück, wo ihn jedoch schon am 28. Sept. eine schwere Krankheit befiel, die ihn am 6. Dec. dahinraffte. Am 21. Dec. erfolgte unter großen Feierlichkeiten in der Stadtkirche zu Idstein die Beisetzung des trefflichen Mannes, dessen Tod von seinen Unterthanen aufrichtig betrauert wurde.[7])

Graf Friedrich Ludwig zu Ottweiler, der bereits im 73. Lebensjahre stand, wurde nun der Nachfolger seines Schwiegersohnes in der Regierung der saarbrückenschen und der übrigen ihm zugefallenen Lande. Er nahm seinen Wohnsitz abwechselnd zu Saarbrücken, Ottweiler und Idstein, doch war Ottweiler sein Lieblingsaufenthalt, wo er auch die bisher dort bestandene Hofhaltung und Regierungsbehörde beibehielt. Nach einer achtundvierzigjährigen Regierung, welche er nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Wohlwollens geführt hatte, verschied er am 25. Mai 1728 im siebenundsiebzigsten Lebensjahre zu Saarbrücken. Seine Leiche wurde der von ihm getroffenen Bestimmung gemäß nach Ottweiler gebracht und in dem dortigen Erbbegräbnisse beigesetzt. Da sein einziger Sohn sogleich nach der Geburt gestorben war, so erlosch mit ihm die Linie Nassau-Ottweiler und die Besitzungen derselben gingen an die Linie Nassau-Usingen über. Diese war durch die beiden noch minderjährigen Söhne des am 14. Febr. 1718 ver-

3) Ueber die Familie von Savigny, welcher auch der berühmte Rechtslehrer Friedrich Karl von Savigny entstammt, vgl. unsern Aufsatz in den Miscellen zum IX. Bande der Annalen des nassauischen Alterthumsvereins (Wiesbaden 1869). 4) Die beiden Kinder dieser Ehe, Friedrich Karl, geb. am 19. Febr. 1718, und Ludwig Karl, geb. am 9. Nov. 1720, starben frühzeitig, ersterer am 11. Jan. 1719, und letzterer am 7. Sept. 1721. 5) „Geschichte des vormaligen nassau-saarbrückischen Landes u. s. w." (S. 424 fg.), eine sehr verdienstliche Schrift, welche wir bei dem obigen Artikel vorzugsweise benutzt haben.

6) Er war der älteste Sohn des Grafen Johann Ludwig zu Nassau-Ottweiler und der Pfalzgräfin Dorothea Katharina und am 3 Nov. 1651 zu Ottweiler geboren. 7) Lebensnachrichten über ihn enthält die Schrift: „Oeffentliches Ehrendenkmal des weiland hochgeborenen Grafen und Herrn Herrn Karl Ludwig, regierenden Grafen zu Nassau-Saarbrücken u. s. w.; bei seiner Beisetzung am 21. Dec. 1723 aufgerichtet." Gedruckt zu Idstein bei E. A. Lyce 1724, 212 S. gr. Fol.

storbenen Fürsten Wilhelm Heinrich[8]) vertreten. Karl und Wilhelm Heinrich II., welche, nachdem ihre Mutter Charlotte Amalie[9]) die vormundschaftliche Regierung für sie geführt hatte, nach erlangter Volljährigkeit die Länder so unter sich theilten, daß Karl die Länder diesseit des Rheins, Wilhelm Heinrich aber die saarbrücken-ottweilerischen Gebiete erhielt und eine neue saarbrückensche Nebenlinie stiftete, welche jedoch nur drei Fürsten aufzuweisen hatte und nur etwas länger als ein halbes Jahrhundert fortdauerte. Wilhelm Heinrich, der in Genf seine wissenschaftliche Ausbildung erlangt, dann einige Jahre am Hofe Ludwig's XV. verweilt und später in französischen Diensten (im Oesterreichischen Erbfolgekriege) einen Feldzug in den Niederlanden und in Böhmen mitgemacht hatte (Ludwig XV. ertheilte ihm in Anerkennung seiner Dienste die Würde eines maréchal de camp), trat 1742 die Regierung des saarbrückenschen Landes an. Er war ein sehr thätiger, einsichtsvoller und menschenfreundlicher Fürst, der das Wohl seines Landes in jeder Beziehung (namentlich durch zweckmäßige Verordnungen über den Ackerbau) zu fördern bestrebt war und sich um dasselbe, besonders um die Stadt Saarbrücken, große Verdienste erwarb.[10]) Eine seiner letzten Regierungshandlungen war die Errichtung eines Primogeniturgesetzes für sein Haus (13. April 1768), welches durch Kaiser Joseph II. bestätigt wurde (25. April 1769). Mitten in seiner thätigen Laufbahn wurde der treffliche Fürst am 24. Juli 1768 im funfzigsten Lebensjahre, nach achtundzwanzigjähriger segensreicher Regierung, seiner Familie und seinen Unterthanen durch einen Schlagfluß entrissen. „Sein Tod verbreitete allgemeine Trauer über das Land, und jeder fühlte den schmerzlichen Eindruck, den das Ableben eines geliebten Vaters auf seine Familie zurücklässt. Und wirklich, wer hätte aufrichtiger von seinen Unterthanen beweint zu werden verdient als Wilhelm Heinrich, der mit so unermüdetem Eifer für das Beste seines Landes besorgt war und sich durch seine persönlichen Verdienste so viele Ansprüche auf Liebe und Verehrung erworben hatte"[11]) Sein Sohn Ludwig (geb. 3. Jan. 1745), durch große Geistesgaben ausgezeichnet, war, nachdem er in Straßburg seine Studien vollendet hatte, in französische Militärdienste getreten und (1765) zum Obersten des neuerrichteten Regiments Nassau-Infanterie ernannt worden. Er vermählte sich, von siebenjährigen Reisen zurückgekehrt, mit der Prinzessin Wilhelmine von Schwarzburg-Rudolstadt (30. Oct. 1766), und folgte seinem Vater in der Regierung der saarbrückenschen Lande (1768). Daß er den nassauischen Erbverein von 1783 mit abschloß, ist oben (unter Karl Christian) bemerkt worden. Der sehr thätige Fürst machte sich durch zahlreiche zweckmäßige Verordnungen und Einrichtungen um sein Land verdient, auch durch eine neue Schulordnung (20. Nov. 1783) und die den Landschullehrern gewährte Gehaltsverbesserung (26. Aug. 1784). Die Französische Revolution und die durch dieselbe herbeigeführten Kriege brachten schreckliche Drangsale, Verwüstungen und Plünderungen über die saarbrückenschen Lande; Fürst Ludwig entzog sich durch die Flucht nach Neunkirchen der ihm drohenden Verhaftung durch die Franzosen (8. Jan. 1793), welche durch die vandalische Zerstörung seines Lustschlosses Karlsberg an ihm Rache nahmen. Nach mehrmaligem Wechsel seines Aufenthalts fand er endlich einen Zufluchtsort in Aschaffenburg und starb hier am 2. März 1794, nachdem er kurz vorher noch die traurigen Nachrichten von der Verwüstung seines Landes, dem Brande seines Residenzschlosses und der Zerstörung aller seiner schönen Parkanlagen erhalten hatte. Der schmerzliche Eindruck aller dieser Vorfälle hatte den Tod des schon leidenden Fürsten, der nur ein Alter von 49 Jahren erreichte, beschleunigt; seine Leiche wurde nach Usingen gebracht und in der Familiengruft beigesetzt.[12])

Sein einziger Sohn Heinrich Ludwig, der letzte Fürst von Nassau-Saarbrücken (geb. 9. März 1768), ebenfalls sehr begabt, hatte sich durch Studien in Göttingen und mehrjährige Reisen gebildet und war 1793 in preußische Dienste getreten, in welchen er Oberst der Cavalerie wurde. Nach seines Vaters Tode nahm er den Titel eines Fürsten von Nassau-Saarbrücken an und bezog, durch die Franzosen vertrieben, das königliche Schloß in dem Städtchen Kadolzburg (unweit Ansbach), wo er infolge eines Sturzes mit dem Pferde, 29 Jahre alt, starb (27. April 1797).[13])

Die Ansprüche auf die von der französischen Re-

8) Er war der einzige Sohn und Nachfolger des berühmten Grafen Walrad, eines der hervorragendsten nassauischen Regenten, des Stifters der Linie Nassau Usingen (geb. 7. Mai 1635, gest. 17. Oct. 1702). 9) Sie war eine Tochter des Grafen Heinrich von Nassau-Dillenburg, welche (geb. 13. Juni 1680) sich am 15. April 1706 mit dem Fürsten Wilhelm Heinrich vermählt hatte und am 11. Oct. 1738 (im Schlosse zu Biebrich) starb. 10) Sein Leben und seine segensreiche Regierung ist ausführlich dargestellt von Köllner S. 448—464, wo insbesondere seine Verdienste um Kirchen und Schulen namentlich auch um das Gymnasium zu Saarbrücken), seine Sorge für Hebung des Handels und der Industrie, für die Hüttenwerke u. s. w. umständlich geschildert werden. Das Schloß zu Saarbrücken mit schönen Gartenanlagen ließ er von 1742 an aufführen und in den folgenden Jahren mehrere Kirchen und andere Gebäude (z. B. das Hospital und Waisenhaus (S. Köllner S. 450) [illegible] welchem [illegible] auch Goethe „Aus meinem Leben" 2 Thl. II, Buch IX) [illegible] von ihm sagt: „Solche Männer, wie Wilhelm Heinrich, haben den Vorzug auf zweierlei Weise Wohlthäter zu sein, einmal für die Gegenwart, die sie begründen, und sodann für die Zukunft deren Gemüth sie nähren und aufrecht erhalten."

11) Köllner S. 463 und 464, wo auch die lateinische Inschrift des Monuments mitgetheilt wird, welches seine Witwe Erdmuthe, geb. Gräfin von Erbach, auf seinem Grabe in der Schloßkirche zu Saarbrücken errichten ließ, wo er in einem zu diesem Zwecke neuerbauten Gewölbe beigesetzt wurde. 12) Das Nähere über den Fürsten Ludwig, welchem Schubart in seiner „Vaterlandschronik" 1788) einen Platz in der „Deutschen Fürstenhalle" einräumte, auch über seine kostspieligen Bauten und Jagdvergnügungen, seine nach dem Tode seiner trefflichen Gemahlin (17. Juli 1780) mit Katharina Kost geschlossene zweite Ehe u. s. w. siehe bei Köllner, S. 466—488. 13) Heinrich Ludwig hatte sich als Erbprinz mit der Prinzessin Franziska von Saint-Maurice Montbarrey (geb. 2. Nov. 1761) vermählt (6. Oct. 1779), doch blieb die Ehe kinderlos und wurde später durch Scheidung aufgelöst.

publik weggenommenen saarbrückenschen Länder erbte nunmehr, da Fürst Heinrich Ludwig ohne Nachkommen war, der Fürst Karl Wilhelm von Nassau-Usingen, der Sohn des am 21. Juni 1775 verstorbenen Fürsten Karl; doch blieb es bei den bloßen Ansprüchen und die Länder fielen infolge des Congresses zu Rastatt (11. März 1798) und des Friedens von Luneville (9. Febr. 1801) definitiv an Frankreich. Ueber die beiden letztgenannten usingenschen Fürsten vergl. die voranstehenden Artikel.

(*K. Schwartz.*)

XXI. Karl: Herzoge von Savoyen.

a) **KARL I.** (der Kriegerische), Herzog von Savoyen, König von Armenien, Cypern und Jerusalem. Als dritter Sohn des Herzogs Amadeus IX. von Savoyen und Yolantha's, der Tochter König Karl's VII. von Frankreich, am 29. März 1468 in Carignan geboren, verlor Karl am 30. März 1472 den Vater und wuchs unter der Obhut seiner Mutter heran, welche für seinen älteren Bruder, Herzog Philibert I., die Regentschaft führte und in allen Fragen von Belang ihren Bruder, König Ludwig XI. von Frankreich, zu Rathe zog. Am 27. Aug. 1478 verlor er die Mutter, Ludwig XI. nahm ihre Kinder unter seine Obhut, wie er sie bereits 1476 aus der Gefangenschaft Karl's des Kühnen von Burgund in Rouvre befreit hatte. Ludwig wurde nun ihr Vormund und schaltete in Savoyen, als wäre es seine Provinz; Graf Johann von Dunois wurde beauftragt, für die Erziehung Karl's und seines jüngeren Bruders, Jakob Ludwig, Marquis von Gex, zu sorgen und sie erhielten in Châteaurenault durch Anton de la Foret eine gründliche Bildung. Trotzdem die Stände in Chambéry dagegen sprachen, rief der König Philibert, Karl und Jakob Ludwig 1479 zu sich nach Tours und verheirathete ihre Schwestern, und als Philibert bereits am 22. April 1482 in Lyon starb und Karl ihm als Herzog von Savoyen succedirte, hielt ihn Ludwig XI. in Lyon zurück. Als Vorwand diente ihm, er wolle die Lande Karl's vor Unruhen und Wirren bewahren. Aber er erreichte letzteren Zweck nur sehr unvollständig, denn Karl's Oheim, Graf Philipp von Bresse, wollte sich gegen den Willen Karl's und des Königs als Statthalter in Piemont behaupten, wozu ihn Philibert in seinen letzten Tagen gemacht hatte. Der vierzehnjährige Herzog forderte ihn schriftlich auf, seinen Posten niederzulegen; er weigerte sich unter der Versicherung, er wolle einzig Piemont dem Neffen erhalten. Den Städten und Beamten wurde verboten, Philipp als Statthalter anzuerkennen, Karl forderte sogar von ihm die Huldigung für die Grafschaft Bresse; Ludwig XI. drohte, in diese Truppen zu senden, und Philipp flüchtete darum nach Deutschland, nachdem der Bürgerkrieg seit 1482 Savoyen und Piemont zerriß, Savoyarden und Piemontesen sich verfolgten.

Der Tod Ludwig's XI. am 30. Aug. 1483 gab den Dingen eine andere Wendung, indem er Savoyen von dem französischen Joche erlöste. Karl erklärte sich für majorenn, obwol er erst 15 Jahre zählte, verließ Lyon, zog feierlich in Chambéry und am 1. Nov. 1483 in Turin ein. Seine einflußreichsten Räthe waren Antelme von Myolans, Marschall von Savoyen, Georg von Menthon, Anton de la Foret (s. oben) und Claudius von Marcossey, die besonders auf die Demüthigung des hohen piemontesischen Adels hinarbeiteten; Myolans bekriegte darum den Herrn von Racconigi, entriß ihm die Statthalterschaft von Vercelli und einen großen Theil seiner Güter und trieb die Adelsföderation 1484 zu Paaren; der Herr von Racconigi war seitdem ein persönlicher Gegner Karl's.

Wegen der Besetzung des bischöflichen Stuhls in Genf gerieth Karl mit dem Papste Sixtus IV. in mehrjährigen Streit, der durch sein festes entschiedenes Auftreten zu seinen Gunsten ausfiel. Der Bischof von Genf, Johann Ludwig, Karl's Oheim, war am 11. Juni 1482 gestorben und Karl ernannte dessen Bruder Franz zum Nachfolger; das Kapitel aber wählte einen andern, der Papst einen dritten, den Bischof von Turin, um dann über dessen Bisthum disponiren zu können, das er seinem sogenannten Vetter, dem Cardinal Dominicus della Rovere, zugedacht hatte. Trotz aller Einsprüche Karl's schickte Sixtus IV. unter Androhung des Bannes gegen die Widerspenstigen 1484 die Provisionsbreven ab und seine Candidaten ergriffen von den Bisthümern Genf und Turin Besitz. Karl hatte sich mittlerweile mit seinem Oheim, Grafen Philipp von Bresse, ausgesöhnt; nun ließ er durch ihn den päpstlichen Candidaten aus Genf vertreiben und Franz, Philipp's Bruder, als Bischof einsetzen. Der päpstliche Candidat, Compeys, suchte in Rom Schutz, und Sixtus belegte Karl's Staatsrath mit dem Banne, die Stadt Genf mit dem Interdicte. Innocenz VIII. erwies sich nachgiebiger, als Karl sehr geschickt Unterhandlungen in Rom führen ließ, hob die Kirchenstrafen auf, bestätigte Franz als Bischof von Genf und fand Compeys mit dem Erzbisthume Tarantaise ab. Karl zog an der Spitze des Adels 1484 in Genf ein und wurde mit großem Gepränge empfangen.

Karl entfaltete früh ungewöhnliche Energie und Charakterstärke, machte sich einen allgemein geachteten Namen und berechtigte zu den stolzesten Hoffnungen; er befreite Savoyen vom fremden Einflusse, stellte die Ordnung in seinen Staaten wieder her und gewann sich durch ritterliches und anmuthiges Wesen wie durch Großmuth die Liebe aller Unterthanen. An seinem Hofe waren edle Ritterlichkeit und Bildung in hohem Ansehen; Karl studirte eifrig lateinische und griechische Classiker, und ließ sich 1483 vom Rector Fichet in Paris Buchdrucker kommen, die er in Chambéry unter der Leitung Anton Neyret's installirte und auf seine Kosten ausrüstete. Der so berühmt gewordene Bayard, Pierre du Terrail, war seit 1487 Page an Karl's Hofe. Die Titularkönigin Charlotte von Cypern, Witwe von Karl's Oheim Ludwig, die ihre Ansprüche auf Cypern, Armenien und Jerusalem festhielt, schenkte ihm durch eine feierliche, in der Peterskirche zu Rom vor Cardinälen und Großen ausgestellte Urkunde am 25. Febr. 1485 das Königreich Cypern für sich und seine Nachfolger; nach Charlottens

Tode am 16. Juli 1482 nahm Karl den Titel „König von Armenien, Cypern und Jerusalem" an, ließ Münzen mit dem cyprischen Wappen schlagen, aber Verlezz blieb im Besitze Cyperns und dem Hause Savoyen stehen um den leere Titel, das Prädicat „Königliche Hoheit" und im Wappen die goldbelegte Krone zu. Nach langen Verhandlungen kam am 31. März 1485 die Verlobung Herzog Karl's mit Blanca von Montferrat, einer Tochter des Markgrafen Wilhelm VIII. von Montferrat, in Carale zu Stande, und im Ehevertrage wurde Karl für den Fall des Erlöschens des Hauses im Mannsstamme der Besitz aller montferrat'schen Gebiete rechts des Po als Mitgift zugesichert. Am 1. April 1485 fand die Hochzeit statt, aber gleich darauf heirathete der Markgraf Bonifacius V. von Montferrat, Blanca's Oheim, nochmals, erhielt Söhne und die Aussicht auf das Aussterben des Hauses erwies sich als Trugbild.

Karl ernannte seinen Oheim, den Bischof Franz von Genf, zum Statthalter von Savoyen und eilte nach Piemont zum Kriege mit seinem Schwager, dem Markgrafen Ludwig II. von Saluzzo. Ludwig II. wollte Karl die Lehenshuldigung nicht in Person, sondern nur durch einen Stellvertreter leisten und unterhandelte in Rom, um die Kirche von Saluzzo zu einer bischöflichen mit eigenem Sprengel in den saluzzischen Territorien erheben zu lassen. Einige Vettern, besonders Manfred von Saluzzo, Herr von Cardetto, und Claudius von Racconigi (s. oben), alliirten sich mit ihm und 1486 ergriffen sie die Waffen unter dem Vorwande, Karl von seinen schlechten Räthen (s. oben) befreien zu wollen. Herzog Karl war eben in Vercelli beschäftigt, alles zur Vermählung des nachmaligen Kaisers Maximilian I. mit der Witwe seines Bruders Philibert, Blanca Maria, zu rüsten, als die Herren von Racconigi und Cardetto Racconigi, Pancalieri und Cavour überfielen, Markgraf Ludwig II. Sommariva und ein Schloß bei Carmagnola wegnahm. Aber Karl der Kriegerische verdiente seinen Beinamen; flugs sammelte er Truppen, der Herzog von Mailand stellte ihm 200 Mann schwerer Reiterei, Bern und Freiburg 2000 Landsknechte, Vercelli 1200 Kriegsleute, die Grafen von Greyerz 1200 Landsknechte, und sein Vasall, Graf Valperga, 50 schwere Reiter. Rasch nahm er Pancalieri, ließ zum abschreckenden Beispiele die saluzzische Garnison hangen und den Befehlshaber köpfen; die Garnisonen von Cavour, Cardetto, Racconigi und Sommariva liefen entsetzt davon, ohne Karl's Erscheinen abzuwarten. Karl drang in die Markgrafschaft Saluzzo ein, eroberte Costigliole und andere Orte, Saluzzo selbst ergab sich im März 1487. Der Markgraf entfloh nach Frankreich und bediente sich eines alten, schon 1375 gegen Savoyen angewendeten Hülfsmittels seines Hauses: er erklärte Saluzzo für ein französisches Lehen und rief die Hülfe König Karl's VIII. an. Karl VIII. verwendete sich vergeblich bei dem Herzoge für den Markgrafen, der Herzog verstand sich zu einem Waffenstillstande erst, als auch Carmagnola übergeben worden war. Nun fand seit September zwischen französischen und savoyischen Abgesandten unter Mitwirkung von Mailand, Bern und Freiburg eine Conferenz in Pont de Beauvoisin statt, wo ein Grenzvertrag zwischen Dauphiné und Savoyen zu Stande gebracht, aber die Frage, ob der Markgraf von Saluzzo ein Vasall Savoyens oder Frankreichs sei, nicht zur Entscheidung gebracht wurde. Noch vor Ablauf des Waffenstillstandes ließ der Markgraf Costigliole und St. Front überfallen, Villetallet nehmen und die Feindseligkeiten mit Brand und Plünderung neuerdings beginnen, zumal er Schlimmes von dem Besuche Karl's bei dem Könige in Lyon befürchtete. Karl nahm selbst Costigliole und St.-Front, wo er die ganze Besatzung niederhauen ließ, wieder ein, zwang Trenero zur Capitulation und eroberte 1488 die ganze Markgrafschaft Saluzzo bis auf die Burg von Revello, die er seiner Schwägerin Johanna, des Markgrafen Gemahlin, als Asyl beließ. Der König aber wollte den Markgrafen nicht zu Grunde richten lassen und schlug sich abermals ins Mittel; er drohte, ein Heer gegen Karl zu senden, falls der Streit nicht ausgeglichen wurde. Obgleich ohne Vollmacht dazu, machte Karl's Abgesandter, sein Oheim, der Bischof Franz von Genf, Erzbischof von Auch, dem Abgesandten Karl's VIII., dem Herzoge von Bourbon, den Vorschlag, bis zur Entscheidung der Frage über die Lehensverbindlichkeit des Markgrafen sollten einstweilen Saluzzo und Carmagnola Ludwig von Marazin, Herrn von Ambre, und Merle von Piozasco, Admiral von Rhodus, zur neutralen Verwahrung übergeben werden. Karl VIII. war damit zufrieden, nicht aber Herzog Karl, der die Frucht seiner Siege nicht verlieren wollte; da er aber wohl fühlte, er könne keinen Krieg mit Frankreich wagen, hoffte er die Streitfrage durch eine persönliche Begegnung mit seinem königlichen Vetter rascher zu erledigen. Mit seinem Oheim Franz, 400 Edelleuten und 1000 Berittenen zog er in Tours ein, wurde vom Könige mit Ehre und Huld überhäuft, konnte aber die Unterhandlungen nicht zum erwünschten Ziele führen (April bis Juli 1488). Die Haltung des Herzogs und seines Gefolges erregte die gerechte Bewunderung der Franzosen, der König und Karl gefielen einander und eine Allianz verknüpfte sie näher: Karl's Cousine Louise heirathete im Februar 1488 den Grafen Karl von Angoulême. Karl kehrte nach Turin zurück, ohne daß die Streitfrage mit Ludwig II. von Saluzzo entschieden worden war, und erlag einem schleichenden Fieber in Pignerol am 13. März 1489. Das Gerücht seiner Vergiftung auf Anstiften Ludwig's II. gewann um so mehr an Boden, als seine Reisebegleiter, Antelme von Myolans (s. oben), Marschall von Savoyen, und sein Oberschenk Ritter von Fieschi an der nämlichen Krankheit gleich nach ihm starben, doch ist keinerlei Beweis für dies Verbrechen. Sein früher Tod wurde allgemein betrauert, Karl war nur 21 Jahre alt geworden und hatte so viel versprochen. Er hinterließ eine Tochter, Yolantha Louise, die Herzog Philibert II. von Savoyen, ihren Vetter, heirathete, und seinen Nachfolger, Herzog Karl II. Johann Amadeus. Seine Witwe wurde Regentin und starb erst 1509.

Vgl. S. Guichenon, Histoire généalogique de la

royale maison de Savoie (Bde. 1 u. 2, Turin 1778); H. Leo, Geschichte der italienischen Staaten (Bd. 3, Hamburg 1829); A. Gallenga, History of Piedmont (Bd. 2, London 1855); V. de Saint-Genis, Histoire de Savoie (Bd. 1, Paris und Chambéry 1868).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL II. (Johann Amadeus), Herzog von Savoyen, König von Armenien, Cypern und Jerusalem. Als einziger Sohn des vorigen von Blanca von Montferrat am 24. Juni 1488 in Turin geboren, zählte Karl bei des Vaters Tode erst neun Monate, und die Anordnung von Regentschaft und Vormundschaft verursachte, als er am 13. März 1489 succedirte, heftige Bewegungen. Die Großonkel Karl's, Bischof Franz von Genf und Graf Philipp von Bresse, erhoben Ansprüche auf die Leitung des Staats und der Erziehung des jungen Herzogs, aber seine Mutter prätendirte sie für sich. Dabei stritten die Savoyarden, an deren Spitze der Graf de la Chambre stand, mit den Piemontesen unter Ludwig von Cavour und forderten, Karl müsse in Savoyen anstatt in Turin erzogen werden. Die Parteikämpfe führten zu einem großen Aufstande in Turin, der manches Leben kostete, aber den Vergleich vom Juli 1490 veranlaßte, wonach Blanca die Regentschaft behielt, der Bischof von Genf Generallieutenant in Savoyen und der Graf von Bresse in Piemont wurde, Merle von Piozasco, Admiral von Rhodus, mit der Leitung der Erziehung Karl's, Sebastian Ferrero, Herr von Gallianico, mit dem Finanzministerium betraut und ein Staatsrath gemäß Blanca's Ideen zusammengesetzt wurde.

Von Karl I. vertrieben, benutzten Markgraf Ludwig II. von Saluzzo, der Herr von Cardetto und Claudius von Racconigi das Frauenregiment, um ihre Gebiete wieder zu nehmen, überfielen mit einer Schar französischer Söldner Dronero, und der in ihr Interesse gezogene Herzog Ludwig Moro von Mailand rückte trotz Blanca's Vorstellungen in das savoyische Land, wo er sich zwischen Carignan und Carmagnola lagerte. Da sich auch Karl VIII. von Frankreich wieder des saluzzischen Hauses annahm, so mußte sich die Regentin, um die Milanesen aus dem Staate zu bringen, zur Nachgiebigkeit bequemen und gab den drei Vertriebenen 1490 ihre Besitzungen wieder. Der Tod des Bischofs Franz von Genf 1491 verursachte neue Unruhen; die Regentin ernannte den Grafen Philipp von Bresse, einen höchst energischen Fürsten, zum Generalstatthalter von Savoyen und Piemont, ihren Großkanzler Anton von Champion, Bischof von Mondovi, zum Bischof von Genf, was der Papst bestätigte. Das genfer Kapitel aber ließ sich durch den ewig unruhigen Grafen de la Chambre bestimmen, seinen Vetter Karl von Seyssel zum Bischof zu wahlen, dem der Papst die Bestätigung versagte. Der Graf de la Chambre begann nun, in Savoyen eine Partei zu bilden und die Durchführung seiner Absichten auf dem Wege der Gewalt zu versuchen. Durch die Erklarung, es sei für Savoyen eine Schande, wenn alle Staatsämter und Würden mit Piemontesen besetzt würden, gewann er viele Savoyarden für sich, bemächtigte sich der Stadt Chambéry und wollte Seyssel mit den Waffen nach Genf führen. Philipp von Bresse eilte herbei, eroberte Chambéry wieder, schlug den Grafen de la Chambre bei Chanci unweit Genf, setzte Champion hier als Bischof ein, eroberte das Schloß Aix und die andern Besitzungen de la Chambre's, ließ sie schleifen, zerstreute seinen Anhang und beendete die Unruhen. De la Chambre, der nach Frankreich geflüchtet war, wurde von dem turiner Staatsrathe der Majestätsbeleidigung schuldig und seiner Güter verlustig erklärt, doch beseitigte Blanca auf Fürbitte Karl's VIII. von Frankreich dieses Urtheil. Blanca regierte weise und hielt die Ruhe möglichst aufrecht. Sie vereitelte die Versuche der Walliser, einen Theil des Chablais an sich zu reißen, und unterdrückte die beständigen Grenzstreitigkeiten zwischen den Einwohnern der Grafschaft Nizza und den Genuesen. Auch suchte sie mit dem Auslande in guten Beziehungen zu bleiben. Im J. 1493 erwirkte sie für Karl von Kaiser Friedrich III. die Belehnung mit Savoyen und schloß mit König Ferdinand I. von Neapel im Juni d. J. ein Freundschaftsbündniß, wobei eine Vermählung des jungen Karl mit des Königs Tochter Johanna (spätere Königin von Neapel) verabredet wurde. Trotzdem ergriffen Blanca und der Graf von Bresse die Partei Karl's VIII. von Frankreich, als er 1494 seinen Eroberungszug nach Neapel antrat, denn sie waren außer Stande, isolirt ihm Widerstand entgegenzusetzen. Am 3. Sept. langte Karl VIII. in Piemont an, Blanca begrüßte ihn in Susa und führte ihn nach Turin, wo sie ihm am 5. Sept. große Feste bereitete; da er ganz von Geld entblößt war, unterstützte sie ihn reichlich damit, gab ihm gleich der Regentin von Montferrat ihre Juwelen, die er alsbald in Genua verpfändete, um 25,000 Dukaten daraus zu lösen, schenkte ihm ein wundervolles Streitroß und ließ seine Truppen durchs Land ziehen. Als er am 27. Oct. 1495 auf dem Rückzuge Turin passirte, fand er einen ebenso herzlichen Empfang.

Karl starb in Moncalieri schon am 16. April 1496 (nach andern 1497) an den Folgen eines Sturzes, acht Jahre alt; ihm succedirte sein Großoheim, Philipp von Bresse.

Vgl. Muratori, Annali d'Italia dell' era volgare sino all' anno 1749 (Mailand 1744 fg., Bd. 9); V. de Saint-Genis, Histoire de Savoie (Bd. 1, Paris und Chambéry 1868). (*Arthur Kleinschmidt.*)

c) KARL III. (der Gütige), Herzog von Savoyen, König von Armenien, Cypern und Jerusalem. Als zweiter Sohn des Herzogs Philipp II. von Savoyen aus zweiter Ehe mit Claudine von Bresse, Gräfin von Ponthièvre, am 10. Oct. 1486 zu Chasey en Bugey geboren, wurde Karl von Janus de Douin de la Val d'Isère erzogen, der das geringe Feuer seines ohnehin der Thatkraft entbehrenden Zöglings völlig erstickte, ihn kleinmüthig und indolent machte; seine Devise wurde „Nil deest timentibus Deum". Am 11. Sept. 1504 folgte er seinem Bruder, Herzog Philibert II., unfähig einen klaren, verständigen Regierungsplan zu verfolgen. Es war ein großes Unglück für das Land, daß gerade in der für-

mischen Zeit von 1504—53 ein so schwacher Mann regierte, den seine Unterthanen bald den Gütigen, bald den Unglücklichen nannten. Wie so viele Fürstlinge war er manchmal kalt und grausam, eitel und frivol; zum Unterschiede von fast allen Gliedern seiner kriegerischen Dynastie war der etwas verwachsene und kränkliche Herzog durchaus unerfahren und unbeholfen in kriegerischen Leistungen.

Der Schatz war so gut wie leer und die meisten Einkünfte wurden von den Prinzessinnen des Hauses beansprucht: die Herzogin-Witwe Blanca bezog die Einkünfte aus Piemonts besten Plätzen, die Herzogin-Witwe Claudine besaß ganz Bugey, die Herzogin-Witwe Margarethe Bresse, Waadt, Faucigny und die Grafschaft Villars; Louise, die Tochter des Janus von Savoyen, Grafen von Genf, besaß als Pfand den größten Theil von Chablais, und die Tochter Philipp's, Markgrafen von Baden-Hochberg Sausenberg, mit einer Tochter Herzog Amadeus' IX., Johanna, prätendirte deren Erbtheil und mehr als ihr zukam. Der ängstliche Herzog war trotz seiner Sparsamkeit um des lieben Friedens willen stets zur Nachgiebigkeit geneigt. Nicht wenig Sorgen machte ihm der standesgemäße Unterhalt seiner Geschwister, denn sein Vater hatte 15 Kinder hinterlassen, von denen viele Karl besonders durch ihr Liebäugeln mit Frankreich viel zu schaffen machen sollten. Anstatt zu einer wohl bewaffneten Neutralität, die seinen Staat gerettet hätte, griff Karl zu einer allzu bereitwilligen und bedingungslosen Unterwürfigkeit und betrat damit die Bahn traurigster Verleugnung seiner und des Staates Ehre und Würde, tauschte im Innern Abneigung, im Auslande Verachtung ein. Nach allen Seiten wurden die alten Verträge bestätigt und am 5. Mai 1505 erfolgte die kaiserliche Belehnung. Aber alsbald gerieth der friedfertige Herzog in Krieg, der Bischof von Sitten und die Walliser drangen erobernd im Chablais vor; zwar stellte ihnen Karl 10,000 Mann unter Franz von Martignes entgegen; da dieser jedoch sich ohne Schwertstreich zurückzog, so mußte Karl unter Berns Vermittelung einen Waffenstillstand abschließen und hierin den Feinden ihre Eroberungen lassen. Um sich gegen solche Nachbarn eine starke Stütze zu verschaffen, trat Karl in nahe Beziehungen zu Ludwig XII. von Frankreich. Als dieser 1507 als Rächer gegen Genua zog, welches das französische Joch abgeschüttelt hatte, gestattete er ihm den Durchzug, unterstützte ihn mit Truppen, Geschütz und Verräthen, ging ihm mit dem Hofe bis Oulx entgegen, geleitete ihn nach Genua und Mailand, und der König bezeugte sich dankbar, indem er ihm ein Jahrgehalt von 20,000 Livres aus den Einkünften des Herzogthums Mailand anwies und den in Chambery und Genf geschlagenen savoyischen Münzen den Cours in Frankreich gestattete. Papst Julius II. muß Karl für einen tüchtigen Kriegsmann gehalten haben, denn er schickte ihm einen geweihten Hut und Degen. Durch einen Specialgesandten vom Kaiser aufgefordert, trat Karl 1509 der Ligue von Cambray bei; er hoffte, bei der Theilung der venetianischen Lande zum Besitz des seit 1485 (s. Karl I.) von seinem Hause prätendirten Königreichs Cypern zu gelangen, sollte aber enttäuscht werden. Er wurde in Feindseligkeiten mit den Schweizern verwickelt, weil er seinen Bundespflichten gegen Frankreich gemäß den vom Bischofe von Sitten in der Schweiz für den Papst angeworbenen Truppen den Durchmarsch verweigerte und im J. 1510 Paß und Thal von Aosta besetzte, um sie am gewaltsamen Durchbruche zu hindern. Dieser Schritt zog ihm auch den heftigen Unwillen Julius' II. zu, der inzwischen den Plan gefaßt hatte, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Als Karl einen Vermittelungsversuch zwischen Frankreich und Julius wagte, ließ dieser seinen nach Rom gesandten Agenten als Spion einkerkern und foltern, und auch ein zweiter mit ähnlichem Auftrage betrauter Agent fand den Zorn des Papstes ungebrochen. Karl's Geheimsecretär Du Four war in die Schweiz entflohen, Bürger in Bern und Freiburg geworden und zeigte hier zwei vorgebliche Urkunden Karl's I. von Savoyen (s. d.) vor, deren erste den Schweizern 300,000, die zweite 600,000 Thlr. als Geschenk verhieß, für dessen Auszahlung ihnen Waadt und die wichtigsten Plätze Savoyens verpfändet wurden; die Schweizer forderten nun Zahlung. Karl erklärte die sorgfältig geprüften Urkunden für gefälscht und, selbst wenn sie echt wären, sich nicht zur Zahlung von Geldern Karl's I. verpflichtet, worauf die Schweizer mit Krieg drohten. Karl's Beschwerden hierüber bei Kaiser und Papst führten nur Abmahnungsschreiben derselben an die Schweizer herbei, die nichts danach fragten und auf Genf marschirten. Karl rüstete ebenfalls, erschien mit einem Heere in Genf, wurde jubelnd aufgenommen, fühlte sich aber doch den Schweizern nicht gewachsen, knüpfte Unterhandlungen an und erkaufte unrühmlich mit einem Theile der von jenen beanspruchten Summe den Frieden. Im Mai 1512 schloß er sodann in Baden mit den verbündeten Cantonen der Schweiz ein Bündniß auf 25 Jahre: die beiderseitigen Unterthanen sollten in Frieden und freiem Handel miteinander leben, Streitigkeiten aber durch Schiedsrichter in Brienne entschieden werden; so oft die Schweizer Krieg, der Herzog aber in seinem Lande keinen hätte, sollte er ihnen 600 Reiter stellen; hätte der Herzog Krieg, so müßten sie ihm 6000 Mann zu Fuß, aber nur zum Landdienste liefern; keiner der Contrahenten sollte den Unterthanen des andern Bürgerrecht gewähren, wenn diese nicht selbst mit ihrer Habe übersiedelten. Die Schweizer zogen Karl von Frankreich ab, mit dem Papste und Venedig trat er in die heilige Ligue, der er bis 1513 angehörte. Um etwaigen Kriegen besser begegnen zu können, ließ er Yverdun und Nizza befestigen. Seit 1513 sein Verwandter Johann von Savoyen Bischof von Genf war, gebot Karl daselbst mittelbar; der Bischof überließ ihm alle weltlichen Rechte, aber eine mächtige Partei war Savoyen feind, strebte nach einer Union mit den Schweizer-Cantonen und höhnte, während sie sich Eidgenossen nannte, Karl's Anhang als Mameluken, von den Cantonen, besonders Freiburg, unterstützt.

Mit Papst Leo X. suchte Karl sich auf den besten Fuß zu stellen, im Februar 1515 vermählte er seine Schwester Philiberta mit des Papstes Bruder Giuliano

de' Medici und Leo erhob Turin zum Metropolitansitze. Die andere Schwester Karl's aber, Louise, war die Mutter des Königs Franz I. von Frankreich; so hatte er die glänzendsten Familienverbindungen. Seine Bemühungen, die Schweizer mit Frankreich auszusöhnen, scheiterten besonders am Franzosenhasse des Cardinals Bischofs von Sitten, und als Franz I. Anstalten traf, das Herzogthum Mailand wieder zu erobern, drangen, ohne daß Karl es verhüten konnte, die Schweizer und mailändische Truppen unter Prospero della Colonna in Piemont ein, um den Franzosen den Alpenübergang zu verwehren, nahmen, Karl's Neutralität verhöhnend, Bricherasco, Cuneo, Pignerol, Susa und Saluzzo und durchstreiften ganz Piemont; Colonna nahm sogar den Titel Graf von Carmagnola, der Cardinal von Sitten den eines Herzogs von Savoyen, sein Bruder den eines Markgrafen von Saluzzo an. Auf den Rath des landkundigen Marschalls Trivulzio und unter der Leitung Karl's von Solaro, Herrn von Moretta, den ihm Karl entgegengesandt hatte, bewerkstelligte Franz' I. Vorhut 8.—13. Aug. 1515 den Uebergang aus dem Thale der Durance über den Col d'Argentiera ins Thal der Stura und nach Coni; das übrige Heer folgte unter ungeheuern Strapazen nach und die Franzosen standen in Piemont, ehe die Schweizer, die ihr Augenmerk besonders auf die Pässe des Mont-Cenis und Mont-Genèvre gerichtet, den Uebergang bemerkt hatten. Bayard überfiel Colonna bei Villafranca am 15. Aug. und nahm ihn mit den Seinen gefangen; Verwirrung riß bei den Feinden Franz' I. ein und nach der Zerstörung von Chivasso und der Plünderung Vercellis zogen die Schweizer aus Piemont ins Mailändische; Franz I. wurde in Turin von Karl glänzend bewirthet, mit Geschütz und Lebensmitteln unterstützt und zog sein Heer zusammen. Beständig setzte Karl die Unterhandlungen mit den Schweizern fort, um sie zum Frieden mit Franz zu bestimmen, erwirkte aber vorerst nur, daß sich der Auszug von Bern, Freiburg, Solothurn und Biel von den Genossen trennte und nach Arona ging. Karl und der Bastard Renatus von Savoyen leiteten die Unterhandlungen in Gallarate, denen besonders der Cardinal von Sitten entgegenarbeitete. Im October 1515 unterhandelte Karl einen Vertrag und Bund Frankreichs mit dem Papste, und nach der Schlacht von Marignano und dem Abzuge aller Schweizer gelang es ihm in Genf, im Januar 1516 zwischen den meisten Schweizercantonen und Franz Frieden und ein Bündniß zu vermitteln; am 29. Nov. d. J. kam es in Freiburg zum „ewigen Bündnisse" zwischen Franz und den Schweizern, ebenfalls durch Karl's Vermittelung. So war er der Mediator zwischen beiden und nützte Franz mehr als eine Armee, aber allen Parteien verdächtig, erntete er von Franz nur schnöden Undank; überall suchte dieser ihm Hindernisse zu bereiten, er wollte die Eroberung Italiens mit der Savoyens und Piemonts beginnen und wurde zu seinem treulosen Auftreten immerzu angespornt von seiner savoyischen Mutter und vom Bastarde Renatus von Savoyen. Leo X. hatte 1515 Karl zu Liebe in Chambéry und Bourg-en-Bresse neue Bisthümer errichtet und zu ihren Sprengeln alle Territorien in Savoyen, Bresse, Bugey, Dombes und der Grafschaft Burgund geschlagen, die bisher zum Bisthume Grenoble und zum Erzbisthume Lyon gehört hatten. Hatte Leo die Proteste Franz' I., des als Herrn von Dombes interessirten Herzogs Karl von Bourbon, des Bischofs von Grenoble, des Erzbischofs und Kapitels von Lyon nicht beachtet, solange er mit Franz I. verfeindet war, so widerrief er nach dem Bündnisse mit ihm die Circumscriptions-Bullen; Karl aber verweigerte die Zulassung der hierüber an ihn gesandten Commissäre, beschwerte sich bei Leo und war bereit, zur Ausgleichung die auf französischem Gebiete liegenden Theile der Bisthümer Turin und Genf an französische Kirchen abzutreten. Obgleich sich Kaiser Maximilian I. verwendete, blieb Franz I. unerbittlich und drohte Karl mit Krieg; er forderte von ihm die Auflösung der beiden neuen Bisthümer, das älterliche Erbtheil seiner Mutter Louise, die Grafschaft Villars für den Bastard Renatus, beanspruchte Vercelli als zum Herzogthume Mailand und Nizza als zur Provence gehörig. Im J. 1518 erschien ein königlicher Herold mit der Kriegserklärung in Susa, höhnend wurde Karl als ein „schlechter Pförtner" bezeichnet, der „seine Schlüssel in die Hände der Schweizer ausgeliefert habe". Aber die Schweizer sahen in Savoyen ihren Wall gegen Frankreich, verwandten sich kräftig für ihn und drohten Franz, wenn er mit Savoyen Krieg führe, würden sie ihr Bündniß mit Frankreich lösen und den Herzog schützen. Franz lenkte ein, das drohende Schwert war von Karl's Haupt abgelenkt. Hingegen unterstützten die Schweizer nach wie vor die Partei der „Eidgenossen" in Genf gegen die „Mameluken" (s. oben); Freiburg dehnte auf sie sogar sein Bürgerrecht aus und Karl wollte nicht länger geduldig zusehen; mit Truppen kam er heran, drang durch eine Bresche am 28. Mai 1519 in Genf ein und ließ einen Hauptdemagogen, Berthelier, hinrichten. Freiburg ließ zu Hülfe Genfs marschiren, aber die andern Cantone, denen jetzt ein Bruch mit Savoyen ungelegen kam, bewogen Freiburg zur Preisgabe Genfs, wo hingegen die große Härte Karl's die Unzufriedenheit immer steigerte.

Karl's politische Lage wurde jährlich bedenklicher, indessen seine verwandtschaftlichen Beziehungen sich mehrten; bereits Schwager des Bruders des Papstes, Oheim des Königs von Frankreich und Vetter Kaiser Karl's V., wurde er am 26. März 1521 auch des letztern Schwager, indem er die Schwester von dessen Gemahlin, Beatrix, eine Tochter König Emanuel's des Glücklichen von Portugal, heimführte, eine Frau von ungewöhnlichen Geistesgaben und hoher Schönheit. Er stellte sie den Piemontesen in Vigon und den Ständen Savoyens 1522 in Moûtiers feierlich vor, wobei er einige Reformedicte erließ; ihr maßloser Hochmuth aber stieß zurück und Karl's Freundlichkeit konnte nicht wieder gut machen, was sie verdarb, wie auch ihr offenkundiger Franzosenhaß ihm schadete. Zwischen Neffe und Schwager, die sich auf Tod und Leben bekämpften, stehend, suchte der Herzog wiederholt bei ihnen auf den Frieden hinzuwirken, wollte eine neutrale Stellung zwischen ihnen einnehmen, zeigte sich aber so ängstlich bemüht, beiden zu gefallen, daß er beider Achtung

verbarg. Seine Schwäche und seine Position mitten zwischen ihnen brachte ihn dahin, ihren Heeren abwechselnd den Durchzug durch seine Lande zu gestatten, was die größten Drangsale und Opfer mit sich führte, und unglücklicherweise wurde gewöhnlich derjenige gerade vom Erfolge gekrönt, dessen Gegner Karl zuletzt willfährig gewesen war. Dem savoyischen Hause war der Damenfriede von Cambray 1529 zwischen Franz I. und Karl V. zu danken: ihn negocirten Louise von Savoyen, Franz' Mutter, und Margarethe von Oesterreich, Herzog Philibert's II. Witwe. Karl schien zu glauben, er sei durch den Einfluß seiner ihn völlig beherrschenden Gemahlin, die ihn zu Karl V. hinzog, zu weit geführt worden, und um nicht Frankreich vor den Kopf zu stoßen, verlobte er 1527 sein Knäblein Ludwig, Prinzen von Piemont, mit Franz' Tochter Margarethe; sein Bruder Philipp heirathete 1528 Charlotte von Orléans, Tochter Herzog Ludwig's von Longueville, und begründete das Haus der Herzoge von Nemours. Im J. 1530 aber schickte Karl den Prinzen von Piemont nach Madrid, um hier mit dem Erben Oesterreichs erzogen zu werden. Wie es scheint, trat er auch mit Karl V. in geheime Beziehungen, als dieser für den mit dem französischen Hofe verfeindeten Connétable von Bourbon ein Königreich Provence construiren wollte, und sollte für die Abtretung der savoyischen Provinzen jenseit der Alpen mit italienischem Gebiete entschädigt werden. Nach der Schlacht von Pavia trug Karl wieder auf beiden Achseln, er condolirte Franz I. zu seiner Gefangennahme und erbot sich, persönlich in Madrid Schritte zu seiner Befreiung zu thun, was Franz' Mutter jedoch ablehnte, und gratulirte durch einen Boten Karl V. zum Siege. Mit pomphaftem Gefolge huldigte er Karl V. als Vasall in Bologna, wo er am 24. Febr. 1530 dessen Kaiserkrönung durch Clemens VII. beiwohnte. Der Kaiser zeichnete ihn und Beatrix vor allen anwesenden Fürsten aus, und gab ihm am 13. April 1531 die Franz abgenommene Grafschaft Asti, was Franz noch mehr gegen Karl reizte. Franz' Mistrauen und Feindseligkeit gegen Karl stiegen bedenklich, während die Gunst des Kaisers diesem keinen zuverlässigen Rückhalt bot.

Seine Gewaltthätigkeiten in Genf hatten Karl die Bürgerschaft großentheils entfremdet und der seit 1522 amtirende Bischof Peter de la Baume, sein Schützling, war maßlos verhaßt, schließlich blieb ihm 1526 nichts übrig als nach Gex auszuwandern; am 24. Febr. d. J. unterzeichnete Genf einen Mitbürgerschafts-Vertrag mit Bern und Freiburg, das ganze Volk beschwor am 12. März das Schweizer-Bündniß, zündete Freudenfeuer an, sagte dem Herzoge ab und Calvin's Lehre verbreitete sich in Genf und Savoyen, von Bern aus begünstigt. Der Adel des Landes Gex, in Waadt, Chablais und Faucigny traf sich im October 1527 im Schlosse Bursinel und verband sich unter dem Spottitel „Ritter vom Löffel", um Genf „abzuschäumen" und es „Papst und Herzog" zurückzugeben; der Adel rüstete auf eigene Kosten seinen Anhang aus und führte von 1527—36 einen Krieg gegen Genf, dem Freiburg, Bern und Solothurn 1529 ihre Milizen zu Hülfe schickten. Karl zog mit dem zahlreichen Adel und einem Heere vor Genf; Clemens VII. gestattete ihm, weil Genf ketzerisch war, den Kirchenzehnten und die Verwerthung des Silbergeräths der savoyischen Kirchen. Am 19. Oct. 1530 kam in Saint-Julien ein Vertrag zu Stande, den aber der Adel nicht hielt; hingegen einigte sich der Herzog mit den Cantonen am 31. Dec. 1530 in Payerne, zahlte Genf, Freiburg und Bern 21,000 Thlr. Entschädigung, erkannte Genf als Freistadt an und behielt das Vicedominat; die Mameluken und die Ritter vom Löffel sahen sich preisgegeben, setzten für sich den Krieg fort, beherrschten das flache Land und schickten sich zur Belagerung Genfs an.

Franz I. von Frankreich aber wurde Genfs mächtiger Alliirter. Mit dem Tode seiner Mutter (1531) erschien ihm das letzte Band mit Savoyen zerrissen. Karl schloß sich immer entschiedener an den Kaiser an und hoffte bei ihm Berücksichtigung seiner Ansprüche auf die Markgrafschaft Montferrat zu finden, deren Fürstenhaus 1533 im Mannsstamme mit Markgraf Johann Georg erloschen war. Daß der Herzog ihm, als er Mailand erobern wollte, den Durchzug gestattete, hielt Franz I. nicht davon ab, mit ihm zu brechen, denn er wollte keinen kaiserlich gesinnten Fürsten in seinem Rücken lassen. Als der Kaiser mit der tunesischen Expedition 1535 beschäftigt war, hielt Franz den Moment für sehr günstig, den Zug gegen Mailand mit der Eroberung Savoyens und Piemonts zu eröffnen. Um Vorwände nicht verlegen, sandte er den Präsidenten des pariser Parlaments, de Poyet, nach Turin und ließ Karl auffordern: die Erbschaft der Luise von Savoyen auszuliefern, die Rechte der französischen Krone auf Nizza, Faucigny und die Suzerainetät Piemonts und des Hauses Orléans auf Asti und Vercelli anzuerkennen, sowie einige Plätze der Markgrafschaft Saluzzo abzutreten. Karl verweigerte diese Forderungen entschieden, und als Franz ihm anbot, ihn für seine Verluste an Land durch reiche Domänen in Frankreich zu entschädigen, wies er ihn entrüstet zurück. Bevor Franz gegen ihn ins Feld zog, unterstützte er die Genfer, welche sich am 27. Aug. 1535 vom Katholicismus losrissen und für unabhängig erklärten, gegen den schwachen Karl, aber seine französischen und italienischen Subsidialtruppen wurden von den Löffelrittern in Stücke gehauen. Trotz heftiger Opposition der katholischen Cantone kam jetzt Bern mit voller Macht am 21. Jan. 1536 Genf zu Hülfe, welches Karl seit 2. Jan. berannte. Karl nebst den Mameluken und Löffelrittern war durchweg unglücklich, die Berner drangen in Waadt ein, entsetzten am 2. Febr. Genf, bemächtigten sich Lausannes, des ganzen Waadt, Gex und eines Theils des Chablais, die Freiburger besetzten die Grafschaft Romont, die Walliser drangen ihrerseits vor; am 29. März fiel Chillon, Savoyens letzte Feste im Waadt, in die Gewalt der Berner, die den hier seit 1530 in unterirdischem Kerker gehaltenen Patrioten Franz Bonivard befreiten. Am 11. Febr. bereits hatte König Franz I. den Krieg mit Karl direct begonnen. Im Fluge durcheilte der Admiral Philipp von Chabot die Lande Bresse und Bugey und

erschien am 24. Febr. in Chambéry, dessen oberste Behörden vom Grafen von Saint-Pol, dem Commandanten des Vortrabs, alle einem freien Lande schuldigen Garantien erlangten. Montmélian, welches allein ernstlichen Widerstand zu leisten fähig war, capitulirte sofort feige. Chabot ließ hier und in Chambéry schwache Détachements zurück, warf einige deutsche Compagnien nach Tarantaise, um den Weg ins Thal von Aosta zu sperren, überschritt den Mont-Cenis, und da Karl nicht bei Zeiten den wichtigen Paß von Susa befestigt hatte, kam der Feind im März durch diesen nach Piemont. Karl selbst rieth Turin, ehe er es am 27. März verließ, zur Uebergabe und die zur Gegenwehr bereite Stadt capitulirte darum am 2. April, fast alle andern Städte folgten diesem Beispiele. Karl schickte seine Gemahlin, seinen Sohn Ludwig und seine Kostbarkeiten nach Mailand, überschritt die Dora Baltea und vereinigte sich in Chivasso mit einem kleinen kaiserlichen Corps unter Gian Giacomo de' Medici; dann aber erzwang Chabot am 15. April den Doraübergang und trieb Karl's Truppen nach Vercelli zurück. Der kaiserliche Statthalter in Mailand, Antonio da Leyva, eilte Karl mit Truppen zu Hülfe, warf eine starke Besatzung nach Vercelli, suchte, in Verbindung mit Karl, Chabot am weitern Vordringen zu hindern, und infolge von zwischen Kaiser und König eingeleiteten Unterhandlungen verließ Chabot mit einem Theile des Heers Italien. Als Karl V. aus Tunis heimkehrte, rief ihn der Herzog schon in Neapel durch Gesandte um Hülfe an; der Kaiser forderte von Franz die sofortige Räumung der herzoglichen Staaten, in Savigliano wartete ihm Karl am 8. Mai 1536 auf und hielt mit ihm und Leyva Rath; hier wurde der unglückliche Einbruch in Frankreich beschlossen. Am 24. Juni nahm Leyva Fossano und der unzuverlässige Markgraf Franz von Saluzzo trat von Franz I. zu Karl V. über. Anstatt mit dem in Oberitalien gesammelten Heere von 40—50,000 Mann die Franzosen aus Piemont und Savoyen zu vertreiben, ließ Karl V. Turin fallen, verzichtete auf Piemonts Rettung, brach in die Provence im Juli ein — Karl begleitete sein Heer — und scheiterte gänzlich. Mittlerweile hatte Graf Guido de Rangoni von Modena für Franz I. ein Heer in Mirandola gesammelt, Tortona erobert und sich nach einem misglückten Anschlage auf Genua nach Piemont gewendet, wo er Carignano, Chieri, Carmagnola und Chierasco nahm und die kaiserlichen Generale zur Aufhebung der Belagerung Turins zwang. In diesen Kriegsläuften zeigte sich neben der Zaghaftigkeit und Schwäche Karl's mancher ritterliche Zug bei seinen Unterthanen. Die Bergbevölkerung in Tarantaise und Maurienne erhob sich in Masse, vertrieb die Franzosen aus ihren Thälern und entriß ihnen selbst Chambéry; dann aber verloren die treuen Leute Chambéry, der Feind verfolgte sie und verheerte ihre Heimat mit Feuer und Schwert. Aosta blieb unerschüttert, Ivrea widerstand dem französischen Anpralle, Coni pflanzte das Kreuz Savoyens auf und ließ weder Kaiserliche noch Franzosen ein.

In Genua traf Karl V. seine Entscheidung wegen der von verschiedenen Seiten erhobenen Prätensionen an die Markgrafschaft Montferrat (s. oben); Karl, der Markgraf Franz von Saluzzo und Herzog Friedrich von Mantua aus dem Hause Gonzaga kamen vor allen in Frage. Karl berief sich auf ältere und neuere Lehenspflichten der Herren von Montferrat gegen sein Haus und auf die Ehepacten Yolantha's von Montferrat, welche den 1343 verstorbenen Grafen Aymon von Savoyen, seinen Ahnherrn, geheirathet und für sich und ihre Descendenz die Zusicherung der Erbfolge in Montferrat nach dem Abgange des Mannesstamms erhalten hatte; seine Rechte auf die Montferrat'schen Besitzungen rechts des Po begründete er auf den Ehecontract Herzogs Karl I. (s. d.) von Savoyen mit Blanca von Montferrat von 1485, der ihre Mitgift von 80,000 Dukaten nie ausgezahlt worden war und die ihrem Gatten alle Rechte an ihre väterliche Erbschaft übermacht hatte. Anstatt diese Ansprüche eines Fürsten zu berücksichtigen, der ihm stets die größte Ergebenheit bewiesen, sich dadurch die Feindschaft des Königs von Frankreich und den Verlust fast aller Lande zugezogen hatte, befragte der Kaiser sein eigenes Interesse, und da er sich von dem ruinirten Karl nichts mehr versprach, entschied er zu seinen Ungunsten; am 3. Nov. 1536 sprach er in Genua dem Herzoge Friedrich von Mantua Montferrat zu und überließ es den andern Prätendenten, ihre Ansprüche auf das ganze Erbe oder Theile desselben auf dem Rechtswege geltend zu machen. Karl fühlte sich tief gekränkt und verlassen, der Kaiser segelte am 15. Nov. nach Spanien ab, ohne sich um die Vertreibung der Franzosen aus Savoyen und Piemont zu kümmern. Der Herzog begab sich mit Gemahlin und Sohn nach Nizza, welches er in guten Vertheidigungszustand setzte, während der Kleinkrieg in Piemont zwischen den Franzosen und Kaiserlichen mit abwechselndem Erfolge fortgeführt, Piemont von beiden ausgepreßt und ausgeplündert wurde. Als die französischen Truppen neue Vortheile errangen, erschien Franz I. selbst in Piemont und schloß am 16. Nov. 1537 einen dreimonatlichen Waffenstillstand für Piemont und die Lombardei. Um Frankreich von dem Bunde mit der Türkei zu trennen, veranstaltete Papst Paul III. einen Congreß in Nizza, wo Karl V. und Franz I. sich persönlich verständigen sollten. Paul III. bat Karl, ihm für den Congreß das Schloß in Nizza auf vierzig Tage zu überlassen; aber gegen alle Welt mistrauisch geworden, wollte der Herzog den letzten Ort, der seine Souveränetät noch anerkannte, nicht auch noch in Gefahr bringen, und als der Papst am 17. Mai 1538 bei Nizza landete, wurde er nicht einmal in die Stadt, geschweige denn ins Castell eingelassen. So fanden die Conferenzen durch die neutrale Person des Papstes bei Nizza statt und am 18. Juni d. J. kam ein zehnjähriger Waffenstillstand zu Wege, während dessen jeder Theil behielt, was er innehatte. So blieben die Franzosen in Turin, Pignerol, Centallo und Bene, Bresse, Savoyen und zwei Dritteln von Piemont, die Kaiserlichen in Asti, Vercelli, Ivrea, Fossano, Chieri und Chierasco; nur die Bewohner von Cuneo (Coni) hielten fest an Karl und ließen keine Besatzung des Kaisers ein. Die von den Kaiserlichen be-

letzten Orte blieben nur dem Namen nach savoyisch, denn militärisch wie administrativ führte der Marchese del Guasto, der kaiserliche Generalkapitän in Mailand, die Verwaltung. In Nordsavoyen griffen die Berner und Walliser fortwährend um sich; um ihnen entgegenzuwirken, ging Karl 1541 auf den regensburger Reichstag und erwirkte einen Reichsbeschluß, wonach ihm die Schweizer die widerrechtlich occupirten Gebiete zurückgeben und 200,000 Thlr. Entschädigung zahlen sollten; da es aber an Zwangsmitteln zur Execution fehlte, so blieb der Beschluß resultatlos. Im J. 1542 eroberten die Franzosen Chierasco, Alba widerstand ihnen und die tapfere Haltung von Cuneo veranlaßte sie, auseinanderzulaufen; Guasto aber entriß ihnen nun Villanuova d'Asti, Carmagnola, Carignano und einige unbedeutendere Plätze. Karl hatte hiervon seinen Vortheil, er blieb in Nizza der betrübte Zuschauer des Ringkampfs Frankreichs und des Kaisers in seinen Staaten. Aber auch Nizza gönnte ihm sein Neffe Franz nicht. Nachdem ein Versuch, das Castell zu überrumpeln, mißlungen war, schickte er eine Flotte unter Franz von Bourbon, Herzog von Enghien, der sich eine türkische unter Hairedin Barbarossa anschloß, zur Eroberung Nizzas aus. Vom 10.—22. Aug. 1543 vertheidigten die Einwohner ihre Stadt voll Tapferkeit gegen das ununterbrochene Geschützfeuer und die Stürme der Türken; als sie jedoch die Unmöglichkeit längern Widerstands einsahen, verstanden sie sich unter ehrenvollen Bedingungen zur Uebergabe. Sie zogen sich ins Castell zurück, nahmen alles mit sich, selbst die Kirchenglocken, und widerstanden unter Andreas von Montfort und dem Malteser-Ritter Paolo Simeone, willens sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen. Alle Angriffe der Belagerer waren erfolglos und als am 8. Sept. die Nachricht einlief, Guasto mit einem kaiserlichen Heere und Karl nahten, hoben sie die Belagerung auf und segelten ab, nachdem sie die Stadt ausgeplündert hatten. Am 13. Sept. trafen Guasto und Karl ein; letzterer legte frische Truppen ins Castell, rief die entflohenen Bewohner der Stadt zurück und ging mit Guasto nach Piemont, wo sie Mondovi zur Uebergabe brachten, Caramagna, Racconigi, Carmagnola und Carignano nahmen. Aber 1544 eroberten die Franzosen Carmagnola und andere Plätze wieder, die Kaiserlichen erlitten am 14. April bei Cerisola eine schwere Niederlage und Carignano mußte sich nach mehr als fünfmonatlicher Belagerung am 22. Juni den Franzosen ergeben. Ohne Karl wieder in den Vollbesitz seiner Staaten zu setzen, führte der Friede von Crespy am 18. Sept. 1544 Piemont zu einiger Ruhe; sobald der Herzog von Orléans Flandern oder Mailand erhalten hätte, sollte Karl von Franz I. alle eroberten Territorien außer Pignerol und Montmélian zurückbekommen; bis dahin aber sollten ihm nur die seit dem Waffenstillstande von Nizza von den Franzosen neu eroberten Gebiete zurückerstattet werden. Karl erhielt vorerst nur zurück Chierasco, Crescentino, Verrua, San-Germano und ähnliche Plätze geringer Bedeutung. Da Orléans starb, blieb ganz Savoyen in französischer Gewalt und die Hauptpunkte Piemonts behielten französische oder kaiserliche Garnisonen. Trotz aller Vernachlässigungen durch den kaiserlichen Hof aber hielt Karl treu zu diesem, ließ seinen Sohn Emanuel Philibert (s. d.) im kaiserlichen Heere dienen, und wartete 1548 bei Mailand mit einem glänzenden Gefolge Karl's V. Sohn Philipp auf.

Im September 1551 wurde Piemont abermals Kriegsbühne. Der französische Marschall Brissac eroberte San-Damiano, Brusasco, Chieri und andere Plätze, 1552 Saluzzo und San-Germiano; hingegen entrissen Emanuel Philibert und Ferdinand von Gonzaga den Franzosen die ganze Markgrafschaft Saluzzo bis auf zwei Burgfesten wieder, eroberten Bra, zwangen den Feind zur Aufhebung der Belagerung von Chierasco, aber im großen Ganzen blieb der Krieg ohne eigentliches Resultat. Von Vercelli aus sah Karl die Franzosen und Kaiserlichen in seinen Staaten schalten. Mit dem Verluste seiner Besitzungen schmälerten sich seine Einkünfte furchtbar; anstatt 70—80,000 Scudi bezog er jetzt nur 10—12,000; seine werthvollsten Kleinodien waren an den Herzog von Ferrara und genuesische Kaufleute verpfändet, schwere Schulden drückten ihn; seine Proteste am speierer Reichstage 1544 gegen Nizzas Vergewaltigung waren fruchtlos geblieben und die Schweizer hatten über des Reichstags Mahnungen gelacht.

Am 25. Dec. 1536 war sein Kronprinz Ludwig, am 8. Jan. 1538 seine Gemahlin, Herzogin Beatrix, gestorben; sieben andere Kinder schieden in zarter Jugend dahin: ihn überlebte nur ein Sohn, Emanuel Philibert. Aus seiner kummervollen Lage erlöste der Tod den beklagenswerthen Fürsten; er erlag einem schleichenden Fieber am (16.) 18. Aug. 1553 in Vercelli.

Vgl. Muratori, Annali d'Italia etc. (Bd. 10); Leo, Geschichte der italienischen Staaten (Bde. 3 und 5, Hamburg 1829—32); H. Martin, Histoire de France etc. (4. Aufl., Bd. 8, Paris 1865); A. Gallenga, History of Piedmont (Bd. 2, London 1855); de Saint-Genis, Histoire de Savoie (Bde. 1—2, Paris und Chambéry 1868—69). (*Arthur Kleinschmidt.*)

d) **KARL EMANUEL I.** (der Grosse), Herzog von Savoyen, König von Armenien, Cypern und Jerusalem. Am 12. Jan. 1562 auf Schloß Rivoli als einziger Sohn des Herzogs Emanuel Philibert von Savoyen und der Margaretha von Frankreich geboren, entfaltete Karl früh bedeutende Geistesgaben, einen feurigen und beweglichen Geist. Klein und schmächtig, etwas verwachsen, rang er sich durch schwere Krankheiten durch, stählte seinen Körper in strenger Zucht, wurde Meister in allen ritterlichen Uebungen, eignete sich ebenso gewinnende Anmuth wie imponirende Hoheit an und „alles an ihm war Muskel und Geist". Am 30. Aug. 1580 bereits succedirte er dem Vater als Herzog.

Der Staat war fester und geschlossener als seit einem Jahrhundert, der Wohlstand im Wachsen, die Gewalt in der Hand des Landesherrn concentrirt, das Heer ausgezeichnet, der Kronrath erprobt und tüchtig. Aber auf Emanuel Philibert's Epoche sorgsamer Pflege und Erstarkung sollte unter Karl eine Zeit aben-

teuerlich kecken Wagens in der auswärtigen Politik folgen, in ergebnißlosen Anschlägen das Wohl des Volks verbluten; die Politik weiser Neutralität wurde begraben und eine Beutepolitik kam ans Ruder. Karl begann sein Walten mit der Aufhebung einer Reihe drückender Steuern und der Beseitigung von Misbräuchen; mit jugendlich energischem Wollen ging er an die Besserung von Rechtspflege und Verwaltung, leutselig verkehrte er mit allen und wurde rasch sehr beliebt; diese Popularität blieb ihm auch, als er seinem Volke die schwersten Opfer zumuthete. Nach außen schien er anfänglich Neutralität zu suchen, bald aber entpuppte er sich als von kriegerischem Ehrgeize verzehrt. Karl war ein ungewöhnlich gebildeter Fürst. Derart Meister der Rede, daß persönlicher Verkehr in diplomatischen Dingen mit ihm gar leicht zu seinem Siege führte, liebte er den Umgang von Gelehrten und Künstlern und trat als Mäcen neben die Medici und Este, dichtete auch selbst artige Sonette, war Dilettant in Musik und Malerei, besaß Vorliebe und bedeutendes Verständniß für antike Sculpturen und Gemmen, ging lebenslang seinen literarischen Neigungen nach und trieb besonders historische Studien, schrieb auch mehrere historische Arbeiten. An seinem Hofe lebten eine Zeit lang die gefeierten Dichter Gabriello Chiabrera, Giambattista Marini und Alessandro Tassoni; zahlreich waren seine Palast-, Kloster- und Kirchenbauten.

Karl gierte nach kriegerischem Ruhm, wollte vor allem Genf wieder unterwerfen und traf Vorkehrungen dazu. Genf schrie nach Hülfe, alle reformirten Staaten antworteten ihm sympathisch; Karl theilte 1582 dem Papste und dem Könige von Spanien sein Vorhaben mit, die Ketzerstadt zu unterwerfen, erhielt die Zusage kräftigster Unterstützung, von Heinrich III. von Frankreich hingegen eine abschlägige Antwort, da Genf unter dem Schutze seiner Krone stehe. So mußte Karl seinen Anschlag vertagen, denn an Aufgebung dachte er nicht, und trug seitdem Haß gegen Heinrich III. im Herzen. Er schlug sich völlig auf die Seite Spaniens, um von ihm Unterstützung zu erhalten. Zum großen Jubel der Unterthanen entschloß sich Karl früh zur Heirath, vermählte sich am 25. März 1585 zu Saragossa mit Philipp's II. von Spanien jüngerer Tochter Katharina Michaëla (geboren 10. Oct. 1567) und hielt mit ihr am 10. Aug. d. J. seinen Einzug in Turin. Mehr als je hoffte er auf die Erwerbung Genfs; an die spanischen Minister und Räthe vertheilte er an 500,000 Thlr. und verbrauchte bei der Reise mehr als ihm die Infantin zubrachte, deren Mitgift von 500,000 Dukaten nie bezahlt, 1659 im pyrenäischen Frieden mit den aufgelaufenen Zinsen als spanische Schuld anerkannt und 1703 im turiner Vertrage vom Könige Victor Amadeus I. von Sardinien aufgegeben wurde. Ein spanisches Contingent diente dem Herzoge in Savoyen, wo ein Bauernkrieg befürchtet wurde; schwere Steuern wurden den Provinzen Savoyen, Genevois, Faucigny und Bresse auferlegt, um die Befestigungen von Annonciada und Saint-Maurice zu beendigen. Auf Savoyen wie auf Piemont lastete militärischer Druck; während aber in Savoyen das Milizwesen nicht anschlagen wollte, bildete es Karl in Piemont bestens aus; er sagte, er habe so viel Soldaten wie Unterthanen, und ohne daß unter ihm bereits die Frucht reifte, legte er den Keim zur militärischen Erziehung seines Volks.

Durch die spanische Heirath und den Groll gegen Frankreichs König wurde Karl in die Politik Philipp's II. hineingerissen und unter dem beliebten Vorwande, die katholische Religion zu schützen, suchte er aus den Parteikämpfen in Frankreich für sich Nutzen zu ziehen. Mit Philipp II. eng verbündet, conspirirte er mit den Guises und der Ligue gegen Heinrich III. und die Thronfolge Heinrich's von Béarn und Navarra; die Häupter der Ligue suchten den Schwiegersohn Philipp's, spiegelten ihm Trugbilder vor, stellten seinem flammenden Ehrgeize selbst den Königsthron in Paris in Aussicht. Karl schwor, den Tod Maria Stuart's durch die Schleifung Genfs zu sühnen, beauftragte René de Lucinge, Heinrich III. vom Schweizer-Bündnisse und von Elisabeth loszureißen, bot ihm an, einige piemontesische und spanische Regimenter in die Markgrafschaft Saluzzo zu werfen, um sie vor dem Eindringen der ketzerischen Lehre zu behüten und gegen die im Dauphiné für Heinrich von Navarra commandirenden Generale Herzog von Lesdiguières und Lavalette besser zu vertheidigen, aber der König traute ihm nicht und lehnte seine Hülfe ab. Im J. 1587 benutzte Karl eine verheerende Pest, um bei Genf Truppen zusammenzuziehen, aber Bern legte nun Truppen ins Waadt und veranlaßte die Aufnahme des Waadt und Genfs in den Schutz der Eidgenossenschaft. Der Papst und Philipp II. riethen Karl entschieden vom genfer Unternehmen ab; Philipp sandte ihm 4000 Landsknechte und große Geldsubsidien, um einen Schlag gegen Saluzzo zu wagen. Mittlerweile hatte sich der schlaue Karl auch an den Herzog von Guise gewendet, ihm heimlich seine Unterstützung gegen die Abtretung des Dauphiné, der Provence und Saluzzos angeboten, aber eine ausweichende Antwort erhalten. Saluzzo war die letzte Besitzung der Franzosen in Italien und ein altes Lehen des Hauses Savoyen, längst trachtete dieses nach seiner Wiedererwerbung. Als die Reichsstände eben in Blois tagten, fiel Karl plötzlich ohne Anlaß und ohne Ankündigung in die völlig wehrlose Markgrafschaft Saluzzo am 27. Sept. 1588 ein, eroberte den Hauptwaffenplatz Carmagnola, wo ihm große Magazine und 400 Kanonen in die Hände fielen, dann mit Unterstützung aus Mailand Centallo, Revel, endlich Saluzzo selbst und Castel Delfino; bis zum 2. Dec. war die ganze Markgrafschaft erobert. Dies war ein offener Bruch mit Heinrich III., von dem er wußte, daß er außer Stande sei, ihn zu bestrafen. In Blois erregte die Occupation Saluzzos einen Sturm, der ganze Adel rief nach Züchtigung des frechen Savoyarden und nach Sühne der französischen Ehre, aber Guise gelang es, die beiden andern Stände gegen den Krieg mit Savoyen zu stimmen. Vergebens suchte Heinrich III. durch Unterhandlungen die Markgrafschaft Saluzzo wieder zu gewinnen und dachte an ihren Verkauf, resp. ihre Verpfändung an den Großherzog von Toscana oder den Papst; Karl blieb aber Herr

derselben. Bern und Genf waren auf Karl nicht weniger erbost als Heinrich III.: im December 1588 entdeckten die Berner in Lausanne eine von Karl angezettelte Verschwörung und er verstärkte seine Besatzungen in Thonon, Gex und Rivaille; durch Patent vom 4. Juli 1589 beschlagnahmte er dann alle Ausstände der genfer Bankiers, Kaufleute und Bürger an seine Unterthanen und stieß damit dem Rechtsgefühle ins Gesicht. Heinrich III. spornte die Schweizer an, sein gewiegter Agent de Sancy erlangte von Bern 100,000 Thaler für Heinrich unter der Bedingung, daß er sie zum Kriege mit Savoyen verwende, und Heinrich warb dafür 12,000 Schweizer. Mit ihnen überschritt Sancy am 2. April die Arve, nahm das Schloß Saint-Joyre, zündete das Priorat Contamine an und wich bei dem Anrücken der Spanier nach Chablais zurück. Thonon und Rivaille capitulirten. Aber ihr absoluter Mangel an Cavalerie machte es den Schweizern Frankreichs unmöglich, lange Karl's überlegener Macht gegenüber im Vortheile zu bleiben; Sancy bewog sie, nach Frankreich zu kommen, und versprach, Heinrich III. werde dafür Genf Retterei tenden. Nach ihrem Abzuge fiel die Last des Kriegs auf die Genfer und Berner. Im Juli übernahm Karl das Commando, schlug die Eidgenossen bei Gollonges und errichtete in zwei Monaten die trefflich armirte Citadelle Sanct-Katharina bei Genf, dessen Blokade nun begann. Während er in Chambéry mit dem Cardinal Cajetan wegen katholischer Besetzung des französischen Thrones unterhandelte, nahm Sancy's Nachfolger, de Lurbigny, in kecken Handstreichen Versoix, Bellegarde, Gex und l'Ecluse weg; Amadeus von Savoyen hingegen ergriff mit den Milizen in Genevois und Faucigny die Offensive, verband sich bei Genf mit Olivares und verwüstete beide Ufer des genfer Sees von Nyon bis Sanct-Gingolph. Die Savoyer erlitten durch 10,000 Berner und Genfer unter dem Schultheißen Johann von Wattenwyl bei Saint-Joyre eine Niederlage, aber die Sieger erlahmten. Karl hingegen erhielt vom spanischen Statthalter in Mailand Hülfstruppen und mit Erlaubniß des Herzogs von Ferrara trat Philipp von Este, Marchese von San-Martino, als Generalkapitän an die Spitze seiner italienischen Streitkräfte. Thonon und andere Punkte wurden rasch zurückerobert und am 11. Oct. 1589 schloß Karl mit Bern einen Frieden in Nyon, in welchem die Bestimmungen des Vertrags von Lausanne (1570) erneuert wurden. Von Frankreich unterstützt, setzte Genf den Kampf allein fort, widerstand heldenmüthig 1589—91 der Blokade, und erst 1593 kam ein Waffenstillstand mit Savoyen zu Stande.

Karl's Unternehmungsgeist hatte eine andere Richtung eingeschlagen und sich größeren Zielen zugewendet. In Heinrich III. erlosch das Haus Valois und Heinrich IV. wurde von der Ligue und Philipp II. nicht als König anerkannt, sondern eifrigst bekriegt. Karl selbst erhob Ansprüche auf die französische Krone und trat mit ihnen in einem Manifeste an den französischen Adel als Enkel Franz' I. von Frankreich hervor. An das Parlament des Daupbiné schickte er den Senator Chabod; es sollte seine Zustimmung zu Verschmelzung von Dauphiné und Savoyen zu einem Alpenkönigreiche geben; statt dessen erklärte es sich für incompetent und verwies die Frage an die Reichsstände. Anders erging es in der Provence, wo als spanische Agenten der Bischof von Riez und der Präsident Jeannin für Karl wirkten, die ligistische Partei sich für ihn erklärte, bei ihm Schutz gegen die erobernd vordringenden Generale Heinrich's IV., Lesdiguieres und Lavalette, suchte und von Spanien und dem Papste Vorschub erhielt. Der ligistische Gouverneur de Vins rief ihn nach Aix, und umsonst bemühte sich der Herzog von Mayenne, ihn zurückzuhalten. Er überschritt am 3. April 1590 die Alpen und zog langsam der Provence zu, wo zwei ligistische Parteien sich untereinander befehdeten, die Mayenne's aber schließlich der savoyischen unterlag. Er besetzte Barcelonnette, Antibes und Fréjus, zog festlich in Draguignan ein und wurde am 18. Nov. mit ungeheurem Jubel in Aix empfangen, wo ihn ein Decret des provençalischen Parlaments am 23. Nov. zum „Gouverneur und Generallieutenant in Provence unter der Krone Frankreich" machte. Er wurde nicht zum Grafen der Provence ernannt, wie oft irrthümlich behauptet wird, sondern nur zum Protector, und war verständig genug, bei dem Einzuge in Aix den Thronhimmel abzulehnen; wer brauchte zu wissen, daß er in der That daran dachte, ein neues Königreich Arelat zu gründen und Fetzen von Frankreich zu reißen! Im Dauphiné bildete sich ebenfalls eine Partei, die für ihn stritt und von ihm unterstützt wurde; der royalistische Generallieutenant Ornano gerieth in seine Gefangenschaft. Bald aber fegte Lesdiguières mit eisernem Besen das Dauphiné von seinem Anhange rein und Grenoble mußte Heinrich IV. am 22. Dec. als König anerkennen, worauf der rastlose Lesdiguières sich dem Vordringen Karl's in der Provence entgegenstellte. Dieser hatte dem Ständetage in Aix präsidirt und trotz des Widerstandes eines großen Theils der Bevölkerung dank den Intriguen der schönen Gräfin Sault am 2. März 1591 in Marseille seinen feierlichen Einzug gehalten. Die Liguisten und Philipp II. wurden mistrauisch auf sein Wachsthum; erstere stellten ihm als Gegengewicht in Italien den Großherzog von Toscana gegenüber, letzterer verweigerte ihm neue Subsidien, hielt ihn mit den alten so knapp wie möglich, scheute Drohungen gegen den unruhigen Schwiegersohn nicht, dachte selbst an Ländertausch, um ihn aus Italien los zu werden, und wollte nicht dulden, daß er sich auf eigene Füße stelle. Ohne daß Karl es hindern konnte, besetzten toscanische Truppen unter französischer Fahne Is. Karl suchte auch Lyon in seine Berechnung zu ziehen, die städtischen Behörden nahmen seine Bundesgenossenschaft an, während sein Vetter, der Herzog von Nemours, hier eine souveräne Krone für sich erhoffte. Lesdiguières und Lavalette eroberten Grenoble, schlugen Karl's Truppen im April 1591 und ermuthigten die Partei, welche von seiner Herrschaft in der Provence nichts wissen wollte. Karl war bei seinem Schwiegervater in Madrid, wohin er eine provençalische Gesandtschaft geführt, welche Philipp II. um Hülfe gegen eine zu Gun-

sten Heinrich's IV. angeblich geplante türkische Invasion bitten sollte, aber unverrichteter Dinge abzog, da Philipp die Intrigue Karl's durchschaute und nie daran dachte, ihm zum Besitze Marseilles verhelfen zu wollen. Marseille brach mit Karl, der im Juli 1591 mit spanischen Fußtruppen zurückkehrte. Lesdiguières warf sich nach einigen Scheinmanövern plötzlich auf das Thal der Isère und bedrohte Chambéry. Amadeus von Savoyen, der die Blokade Genfs leitete, hob sie sofort auf und eilte herbei. Lesdiguières aber vernichtete die italienisch-savoyische Armee von 16,000 Mann bei Pontcharra an der Isère und machte die Pläne Karl's, von neuem im Dauphiné einzugreifen, zu Schanden; er nahm Barcelonnette, und während die Spanier sich in Chambéry einschlossen, die Genfer ihre Wuth am Chablais und dem Lande Faucigny stillten, drang er in Piemont selbst ein, eroberte die Castelle Ozasco, Perosa, Cavour und Bricherasco, kehrte um und erschien neuerdings vor Grenoble, welches eben vom Marquis de Treffort bedroht wurde. Karl's Vettern, Nemours und Marchese von Saint-Sorlin, erreichten in Lyon und Vienne nichts für die Dauer. Im J. 1592 ging Antibes durch Verrath an Lesdiguières verloren, aber Karl gelang es, die Stadt wiederzunehmen, und im Februar raffte der Tod den General Lavalette hin. Lesdiguières blieb der gefährlichste Gegner des Herzogs. Indem er es dem Herzoge von Epernon leicht machte, Antibes wieder für Heinrich IV. zu erobern und die Savoyarden aus allen kleinen Orten der Provence zu jagen, drang er immer mehr vor und trieb Karl von Ort zu Ort bis Nizza zurück; eine savoyische Verschwörung in Arles scheiterte, Arles brach mit Karl und in Marseille war schon im November 1591 der definitive Bruch erfolgt, der Anhang des Herzogs durch eine Kanonade vertrieben worden. Lesdiguières kam abermals von den Alpen herab nach Piemont, insurgirte das Waadt, welches sich enthusiastisch erhob und seiner Sache überall Vorschub leistete, nahm Exilles trotz des tapfern Widerstandes des Grafen Sonnaz, Perosa und andere Orte, scheiterte aber mit seinem Anschlage auf Pignerol, welches die Gräfin von Piozasco Ende 1592 rettete. Im J. 1593 dauerte der Krieg besonders um die Paßfesten oberhalb Susas fort; Karl nahm das Castell Exilles und das von Lesdiguières angelegte Fort Miradolo im Sturme, legte selbst im Thale von Perosa ein Fort an, eroberte das Castell von Lucerna und die Stadt Cavour wieder, konnte aber das dortige Fort nicht nehmen. Die Eidgenossen nahmen die Stadt Saint-Genix und verbrannten die Kirchen; Lesdiguières zog längs des Rhône hin, um Pierre-Châtel, Seyssel und Fort de l'Ecluse zu nehmen, wurde aber vom Marquis de Treffort zurückgewiesen, der im Dauphiné vergebens versuchte, Karl den Weg zu ebnen. Um Spanien zu neuen Opfern für seine Sache zu bestimmen, trat Karl im Winter 1592 in Unterhandlungen mit Heinrich IV. und Lesdiguières, und sofort machte Spanien alle Anstrengungen, um den Abschluß eines Vertrags zu vereiteln und ihn bei dem Kriege zu halten. Nach dem französischen Throne lüstern, bot Karl dem Generallieutenant der Ligue, Herzoge von Mayenne, um ihn zu gewinnen, eine Doppelheirath ihrer Kinder an; aber bald sah er seine Aussichten scheitern; das pariser Parlament erklärte sich entschieden gegen jede fremde Throncandidatur, Heinrich IV. convertirte sich, ein Waffenstillstand trat in ganz Frankreich ein und Karl mußte befürchten, das wegen Saluzzos gereizte Frankreich werde seine Waffen gegen ihn kehren. Da sich seine spanischen Hülfstruppen höchst zweideutig erwiesen, sandte Karl sie nach Mailand heim, und schloß am 1. Sept. 1593 mit Lesdiguières und Heinrich IV. einen Waffenstillstand, der ihm den Vortheil gewährte, einstweilen im Besitze Saluzzos zu bleiben, und der über den Winter verlängert wurde. Aber 1594 entbrannte neuerdings der Kampf; in Provence und Dauphiné machten die Savoyarden rasch wieder verlorene Eroberungen, und von den französischen Hugenotten aufgestachelt, verwüsteten die Waldenser Piemont. Karl belagerte Bricherasco, welches trotz Lesdiguières' Befestigungen nach blutigen Stürmen fiel, eroberte das Fort Benedetto und unterwarf wieder die Waldenser-Thäler Lucerna, Angrogna und Perosa. Im J. 1595 entriß ihm Lesdiguières Exilles, er aber eroberte das Fort Cavour. Im April 1595 fiel Vienne an Heinrich IV., dem fast die ganze Provence gehorchte; Karl hatte keine Aussichten auf den Sieg mehr, sah ein, daß er nur dem Ehrgeize Philipp's II. dienen sollte, und schloß abermals mit Heinrich IV. Waffenstillstand, worauf im October 1595 eine Begegnung beider in Bourgoin erfolgte und wegen eines Friedens unterhandelt wurde. Bald aber scheiterten die Verhandlungen an Saluzzo, das Karl behalten, Heinrich zurückhaben wollte, und 1597 brach der Krieg mit erhöhter Wuth aus. Karl schloß sich wieder enger an Spanien, an das er hohe Forderungen für seine Allianz stellte, erwirkte die freie, von Mailand aus unbeeinflußte Führung seiner spanischen Hülfstruppen in Italien, mußte sich jedoch einen spanischen Kriegsrath gefallen lassen; stets war sein Streben völlige Selbständigkeit des Handelns, frei von jeder Vasallität, was aber für einen Kleinstaat ohne Reichthum gegenüber einer Großmacht meistens eine Chimäre bleiben mußte. Savoyen war furchtbar verheert; die Spanier unter Olivaros, die Italiener unter Belgiojoso, die Savoyarden unter Saint-Rambert kannten keine Disciplin und hausten gewaltthätig, anstatt schützend aufzutreten; ganz Piemont war erschöpft und außer den gewöhnlichen hohen Steuern mit besondern Contributionen für den Krieg belastet. Mit Aemterverkauf, Confiscationen, Verwandlung von Strafen in Geldbußen u. s. w. füllte der despotische Herzog manche klaffende Lücke seiner Kassen aus. Das äußerste Mistrauen waltete zwischen ihm und Philipp II., obgleich ihm dieser alle im Mailändischen entbehrlichen Streitkräfte zur Verfügung gegen das Dauphiné stellte. Lesdiguières kam 1597 über die Alpen, verfolgte die Spanier von Maurienne durch Berg und Fluß bis Bramans und Lanslebourg; Karl, unterstützt von seiner Gemahlin, welche das Thal von Pragelaz angriff, sammelte seine Mannschaft bei Rumilly, bot den Adel auf und machte es den Spaniern möglich, ins Franche-Comté einzutreten; Lesdiguières nahm das kleine La Rochette

und brach die Brücke bei Montmelian ab, Karl überschritt die Isère bei Chamouffet und bestand ein Gefecht mit Lesdiguières, der auch des Forts Charbonnières, der Schlösser Montmayeur und Lucille bemächtigte, stellte die Brücke bei Montmelian wieder her, kämpfte sechs Tage mit den Lauphineern und errichtete bei Barraux das Fort Saint Barthelemy auf französischem Boden, aber es war kaum fertig, so erstürmte es Lesdiguières in der Nacht des 15. März 1598. Sein Plan, Karl bei einem seiner galanten Besuche bei Charbonnblanc, wo er eine Dame liebte, aufzuheben, scheiterte, hingegen gelang es ihm, Saint Jean de Maurienne zu erobern und fast die ganze Grafschaft Maurienne zu nehmen.

Am 6. Nov. 1597 verschied Karl's Gemahlin, Katharina; sie hinterließ ihm fünf Söhne, deren ältester, Philipp Emanuel, jedoch am 9. Febr. 1605 starb, und zwei Töchter. Spaniens ohnehin laues Interesse an Karl erkaltete seit dem Tode der Herzogin immermehr. In den zu Vervins zu unterhandelnden Frieden schloß Philipp II. Karl ein; ein Gesandter Karl's traf am 1. März 1598 in Vervins ein, und Heinrich IV. erklärte sich bereit, mit Karl Frieden zu schließen, sobald er Saluzzo herausgebe. Karl verweigerte letzteres und Spanien bewirkte, daß die päpstlichen Gesandten Heinrich und Karl dahin vermochten, es solle die Frage wegen Saluzzo dem Schiedsgerichte des Papstes anheimgestellt werden. Karl mußte Berre, seine letzte Eroberung in der Provence, räumen. Am 2. Mai wurde der Friede unterzeichnet. Spanien hatte auf Karl's Interessen keinerlei Rücksicht genommen, sie vielmehr preisgegeben. Daß die Frage über Saluzzo unentschieden blieb und der Papst sie binnen Jahresfrist lösen sollte, mußte eine Handhabe zu neuen Verwickelungen werden, denn ebenso sehr, wie Karl entschlossen war, Saluzzo nie herauszugeben, verlangte Heinrich nach Rache für die Wegnahme. Gemäß den in Vervins getroffenen Bestimmungen schickten Karl und Heinrich 1599 Abgeordnete an den Papst, um ihre Ansprüche an Saluzzo darzulegen; diese Frage wurde dadurch besonders verwickelt, daß die frühern Markgrafen von Saluzzo bald zu Savoyen bald zu Frankreich in Lehensverhältnisse getreten waren. Der Papst schlug vor, die Markgrafschaft solle einstweilen in seine Hände deponirt werden, dann wolle er entscheiden. Heinrich ging hierauf bereitwillig ein, Karl aber befürchtete, es möchte eine ihm gelegte Falle sein, ließ diesen Verdacht bei dem Papste durchblicken und dieser legte entrüstet sein Schiedsrichteramt nieder. Auf seinen Scharfsinn und seine allbewunderte Ueberredungsgabe vertrauend, stand Karl mit Frankreich und Spanien in lebhaften Unterhandlungen; die Minister des neuen Königs Philipp III. von Spanien mahnten zur Standhaftigkeit und versprachen Unterstützung für den Kriegsfall; Heinrich versuchte bei Karl freundschaftliche Unterhandlungen; Karl aber wünschte vor allem, Zeit zu gewinnen, und hoffte, bald würden die Unruhen in Frankreich wieder beginnen. Der französische Gesandte forderte den Herzog auf, seine Streitigkeiten mit Genf auszugleichen. Er stand in der widrigsten Stellung; weder der Papst, noch Spanien, noch Frankreich trauten ihm, und doch erwies er sich als treuer Diener der römischen Kirche, indem er im Gegensatze zu der von seinem Vater bewilligten Gewissensfreiheit durch Franz von Sales, Kapuziner u. a. das Chablais zur katholischen Kirche zurückführen ließ und am 6. Oct. 1598 durch das Edict von Thonon die härtesten Maßnahmen gegen die Reformirten traf, in Thonon ein Jesuitencolleg errichtete und überall Jesuitismus und Mönchthum verbreitete. An Mannschaft und Geld verarmt, suchte Karl seine Kassen zu füllen und traf dafür gediegene Maßregeln; er stellte die Achtung vor dem Gesetze her, trieb Marodeurs und Frevler aus dem Lande und ließ die Diener der Gerechtigkeit gnadenlos unter ihnen aufräumen; aber er besteuerte sein Volk voll Härte, verkaufte die Aemter außer den Senatorenstellen und schaltete ganz willkürlich. Ueberdies verheerte seit 1580 die Pest und in ihrer Folge entsetzliche Hungersnoth das arme Land viele Jahre lang und verhinderte die Wunden des schwer heimgesuchten Volks am Heilen.

Indem er vollstes Vertrauen in den Edelmuth Heinrich's IV. vorgab, erklärte Karl, wegen Saluzzos in Zukunft nur persönlich mit ihm unterhandeln zu wollen; er war im höchsten Maße über seinen Schwiegervater erbost, der seinen Enkeln, Karl's Kindern, so gut wie nichts hinterlassen und die Mitgift seiner Gemahlin nie ausbezahlt hatte, dachte an Preisgabe der spanischen und Eintausch der französischen Allianz als lucrativer und werthvoller und wollte entweder eng mit Heinrich zusammenhalten, wenn dieser ihm Saluzzo überlasse, oder ihm in Frankreich so viel Wirren bereiten, daß ihn der Bürgerkrieg an Saluzzos Wiedereroberung verhindern müsse. Er hatte bereits in Frankreich Verbindungen in der Meinung angeknüpft, Heinrich's Eheproject mit Gabriele d'Estrées werde Unruhen erregen, aber Gabriele starb und niemand wagte die Ruhe zu stören. Mit großem Gefolge verließ Karl Chambéry, mit königlichen Geleitsbriefen versehen, entschlossen, durch Liebenswürdigkeit und Ueberredungskünste zu siegen; am 14. Dec. 1599 erschien er bei Heinrich in Fontainebleau, wurde ehrenvoll aufgenommen und verschwendete an die amtirende Maitresse, an Minister, Generale und Höflinge 400,000 Thlr. an Werth. Heinrich wich geschickt persönlichen Verhandlungen mit ihm aus und bestand in den zwischen Karl's und seinen Bevollmächtigten geführten Unterhandlungen strict auf seiner Forderung der Herausgabe Saluzzos. Vergebens suchte der Herzog den mächtigen Minister Rosny (später Herzog von Sully) zu überzeugen, seine Allianz nütze Heinrich mehr als Saluzzo, bot Heinrich seine Hülfe zur Wiedereroberung Mailands und Neapels und zur Erlangung der Kaiserkrone an, während ihn Rosny durch leere Versprechungen mürbe zu machen suchte. Alle Intriguen des pfiffigen Savoyarden erwiesen sich nutzlos; Heinrich ließ ihm nur die Alternative, die Markgrafschaft Saluzzo zurückzugeben oder die Grafschaft Bresse, das Thal von Barcelonnette und jenseit der Berge das Thal von Stura, Perosa und Pignerol abzutreten. Am 27. Febr. 1600 unterzeichnete Karl in Paris das Versprechen, binnen drei Monaten eine oder die andere Partei

zu ergreifen. Ebenso wenig wie mit Saluzzo gelang Karl seine Absicht auf Genf; Heinrich gab um keinen Preis den Schutz über Genf auf. Karl wurde am französischen Hofe zum Mittelpunkte der lustigen Gesellschaft, ruinirte sich in tollen Ausgaben, spann aber auch Intriguen mit unzufriedenen Großen an, und als er vernahm, daß einige Höflinge über ihn spotteten, er nähme aus Frankreich nur Koth mit, rief er doppelsinnig aus: der Koth, den er mitnähme, sei bereits getrocknet und habe keine Spuren auf seinen Kleidern gelassen, er aber lasse in Frankreich Spuren, die man nur mit dem Degen tilgen könne. In der That suchte Karl die Unzufriedenheit des Adels mit den Reformen und den monarchischen Institutionen Heinrich's zu schüren, seine feudalen Träume zu nähren, fand offenes Ohr bei allen Anhängern des Königs, die ihre Dienste nicht genug belohnt glaubten, und vor allem bei dem Marschall von Biron; ihm bot er eine seiner Töchter mit prächtiger Mitgift an und ließ ihn hoffen, daß Spanien ihm das Gouvernement von Burgund als souveränes Land garantiren würde; er dachte an die Umgestaltung Frankreichs in eine Wahlmonarchie nach deutscher Art. Dem Complot traten bei: der natürliche Sohn König Karl's IX., Graf Karl (s. d.) von Auvergne (später Herzog von Angoulême) und der Herzog von Bouillon; Karl und Biron glaubten, es werde ihnen gelingen, den Connétable sowie den Herzog von Epernon, den Grafen Karl von Soissons und den Herzog von Montpensier zu sich zu ziehen, Paris und andere Städte zu insurgiren. Von seinen Absichten unterrichtete Karl Philipp III. von Spanien, um ihn zur Mitwirkung zu bewegen; Heinrich mag wol die Umtriebe zeitig geahnt haben, denn er ließ Karl wissen, er wünsche seine Abreise, und voll Bitterkeit reiste der Herzog am 7. März 1600 von Paris ab. Spanien erklärte ihm, es liefere weder einen Mann noch einen Thaler, bevor er nicht Pignerol und Montmélian Spanien überlasse; der französische Gesandte erinnerte ihn in Chambéry und in Turin immerzu an sein Abkommen vom 27. Febr., welches zu halten er keineswegs beabsichtigte. Als der Termin für dasselbe verstrichen war, forderte er bald einen Aufschub, bald eine Milderung, während er höchst ungenügend sein Land befestigte, und hoffte auf den Ausbruch der Wirren in Frankreich, zu deren Aussaat er das meiste beigetragen hatte. Heinrich mochte nicht dupirt werden und verlangte unverzügliche Entschließung; Karl, in die Enge getrieben, erklärte sich endlich zur Räumung Saluzzos bereit, machte aber, als Heinrich Boten zur Besitzergreifung aussandte, neue Schwierigkeiten, verweigerte die Herausgabe und Heinrich sammelte seine Truppen im Saône-Thale; ein letzter Ausgleichsversuch ging fehl; Heinrich war gewillt, „den Herzog von Savoyen, den seine Vorfahren bis aufs Wams ausgezogen, bis aufs Hemd auszuziehen", durchschaute Karl's Hinterlist, nahm der Sicherheit willen Biron mit sich und kündete am 11. Aug. 1600 Karl den Krieg an. Sein Heer unter den Marschällen Lesdiguières und Biron drang sofort in Savoyen ein, Biron erstürmte am 13. Aug. Bourg-en-Bresse und begann die Kanonade der Citadelle, Lesdiguières eroberte Montmélian an demselben Tage und richtete seine Geschütze gegen das Fort, Crillon berannte mit 2000 Mann Chambéry und Heinrich traf selbst bei dem Heere ein. Der Gouverneur Savoyens hatte nur 300 Soldaten, konnte damit keinen Widerstand leisten und Heinrich wurde am 21. Aug. der Stadt Chambéry, wenige Tage darauf des Schlosses Meister. Die Franzosen nahmen Myolans, Conflans und Charbonnières, die Thäler von Maurienne und Tarantaise, und Lesdiguières trieb in 20 Gefechten Karl's Armee ins Thal von Aosta zurück. Trotz heldenmüthiger Vertheidigung gingen die wichtigen Positionen des Col von Aigueblanche, Saint-Jacquemot, Saix, Villette, Aime und Bellentre für Karl verloren, Lesdiguières drang, Schlösser und Archive anzündend, vor und dem Herzoge blieben in ganz Savoyen nur die Citadellen von Montmélian, Bourg-en-Bresse und Sainte-Catherine, welche blokirt wurden. Trotz der Unzufriedenheit der Höflinge bei dem Heere bestand Sully auf der ernstlichen Belagerung Montmélians und ließ, während Karl in seinen Festungen keine genügende Artillerie hatte, von Paris noch 20 Geschütze kommen, sodaß der Herzog von Créqui mit 40 Kanonen das Schloß von Montmélian beschoß, von Sully tüchtig unterstützt. Der zaghafte Commandant capitulirte am 14. Oct. mit dem Versprechen der Uebergabe, wenn er bis 16. Nov. keine Hülfe erhalten habe. Heinrich ließ sofort nach Bourg und Sainte-Catherine die Uebergabe melden, aber die tapfern Commandanten blieben unerschütterlich. Heinrich bereiste Savoyen wie ein erobertes Land, überschritt aber die Alpen nicht, indessen Clemens VIII., dem es vor allem um die Entfernung der Franzosen aus Italien zu thun war, im November seinen Neffen, den Cardinal Aldobrandini, in Heinrich's Lager sandte, um zu Karl's Gunsten zu interveniren, Heinrich aber diesem versicherte, er wolle nur, was ihm gehöre, und könne nicht eher den Degen in die Scheide stecken, als bis er es bekommen habe. Endlich war Karl so weit gerüstet, um kurz vor Mitte September über den kleinen St.-Bernhard ins Thal von Aosta und von da nach Savoyen zu kommen; er hatte etwa 15,000 Mann bei sich, darunter 4000 ihm vom spanischen Statthalter in Mailand geliehene Schweizer, und sah gerade mit an, wie Montmélian am 9. Nov., also vor dem Termin, feige überliefert wurde. Am 11. erschien sein Heer in Tarantaise; Heinrich hoffte, sich in einer entscheidenden Schlacht mit Karl messen zu können, aber dichter Schneefall machte alle Operationen in den hohen Alpen unmöglich. Lesdiguières blieb Karl gegenüber, ein starkes Detachement wurde nach Saluzzo entsandt, Heinrich aber ging zu Biron, der Sainte-Catherine, Genfs Zwingburg, belagerte und trotz seiner geheimen Beziehungen zu Karl ihm erobernd gegenüberstand. Am 6. Dec. capitulirte das Fort und besonders auf Theodor Beza's Drängen gestattete Heinrich den Genfern, die verhaßte Burg einzureißen, was den Cardinal Aldobrandini in Wuth versetzte und beinahe die begonnenen Verhandlungen in Lyon abgeschnitten hätte. Karl war in verzweifelter Lage, alle auf Frankreich gesetzten Hoffnungen logen, niemand rührte sich dort und Biron that nichts für ihn, kein einziger

spanische Söldner wurde ihm gegeben, um etwas gegen Savoyen zu unternehmen, wo sich die Franzosen festsetzten. Piemont und Saluzzo waren von Spaniern besetzt und Karl ein Gefangener in seinem Lande, der über die spanischen Söldner keine Macht hatte. Die Citadelle von Bourg allein hielt sich noch, während Karl Mitte December nach Piemont zurückkehrte, Heinrich IV. in Lyon Maria von Medici heimführte und mit Aldobrandini, dem spanischen Gesandten und Karl's Bevollmächtigten conferirte. Der Cardinallegat und Spanien lagen Karl an, er solle in einen Friedensschluß willigen; am 8. Jan. 1601 schrieb Karl seinen Vertretern, sie sollten sofort unterzeichnen, dann schwankte er und lavirte lange hin und her, bis Aldobrandini sich rasch entschloß und am 17. Jan. 1601 den Frieden von Lyon durch Pressen verbeschleunigte, worauf Bourg erst am 9. März seine Thore öffnete. Der Herzog trat dem Könige ab die Provinzen Bresse, Bugey, Valromey und die Baronie Gex, den ganzen Lauf des Rhone seit seinem Austritte aus Genf, und in Savoyen auf dem linken Ufer die Thäler und Gerichtsbarkeiten von Ause, Chamonix, Anuliy, Pont d'Arlod, Seyssel, Chanaz, la Balme de Pierre-Châtel, während er die Brücke von Grésin unter den Kanonen des Fort de l'Ecluse, die Kirchspiele Lea, Lancran, Chézery, Malgrecombes und die Lange des Berges Grand-Crest-d'Or behielt und 100,000 Thlr. bezahlte. Diese Gebiete waren der beste Theil seines Landes diesseit der Alpen, reich, fruchtbar und trugen ihm reichlich ein Viertel seiner Jahreseinnahme, 200,000 Scudi, ein. Der König überließ Karl die Markgrafschaft Saluzzo mit den Plätzen Centalle, Demente und Roccasparviera und gab ihm alle seit 1588 besetzten Orte zurück, wogegen Karl Castel Delfino räumen und die Redouten um Bèche-Dauphin sprengen mußte. Karl verlor bei dem Tausche mehr Edelleute der Bresse als er Bauern in Piemont gewann und Lesdiguières sagte dem Könige, er habe gemarktet wie ein Jude, Karl aber wie ein König gehandelt. In Savoyen erregte die Zerstückelung des Landes, dessen Reste zum schlechten Appendix Piemonts wurden, großen Kummer und Unzufriedenheit. Karl wollte anfänglich den Friedensschluß nicht ratificiren und gab vor, seine Bevollmächtigten hätten ihren Auftrag überschritten, denn er wußte in Marseille an einer Empörung gegen Heinrich IV. und setzte Hoffnungen auf den kriegerischen spanischen Statthalter in Mailand, aber es waren neue Täuschungen, und er mußte ratificiren. Biron, auf den er rechnete, machte mit Heinrich Frieden, gestand ihm alles, auch seine Verbindung mit Karl ein, und erlangte Vergebung. Bis 1610 intriguirte jedoch Karl, um Frankreichs Zerstückelung herbeizuführen — ein hartnäckiger Verschwörer. Hochwichtig für Karl war die im lyoneser Frieden erlangte Erwerbung von Saluzzo und die Abrundung seiner Staaten, die erst von da an ein in sich geschlossenes Land und auf die Bahn italienischer Politik geführt wurden. In Anspielung auf Karl's Medaille mit der Legende „Opportune" ließ Sully jetzt eine mit der triumphirenden „Opportunius" prägen.

Als 1602 Biron neuerdings gegen Heinrich IV. conspirirte, trat Karl sofort mit ihm in Beziehungen, die aber bald Biron's Sturz und Hinrichtung abbrach; als Karl heuchlerisch Heinrich zu seiner Rettung vor Biron's Anschlägen gratulirte, ließ der König ihm antworten, er wisse ihm und Philipp III. von Spanien hierfür um so mehr Dank, als er ihren Antheil an Biron's Machinationen genau kenne.

Ein eigentlicher Friedensabschluß zwischen Karl und den von Heinrich IV. geschützten Schweizern war nie erfolgt und Karl hatte niemals die Hoffnung aufgegeben, die früher savoyischen Theile der Schweiz zurückzugewinnen. Darum beließ er, zur Verwunderung der italienischen Fürsten, nach dem lyoneser Frieden sein Heer auf dem Kriegsfuße. Heimlich ließ er die Festungswerke von Gent genau auskundschaften und erfuhr von ihrer nachlässigen Bewachung. Ein großer Vorrath an Leitern wurde angeschafft und auf Maulthiere geschnallt, alles zur Ueberrumpelung des ketzerischen Genf vorbereitet. Spanien war mit im Geheimnisse; Karl's Freund, der ehrgeizige Graf Fuentes, war glücklich, Heinrich IV. durch Genf einen Schlag versetzt zu sehen; im December 1602 kam Karl heimlich über den Mont-Cenis und versteckte sich in Saint-Julien; in der Nacht vom 11/12. (21/22.) Dec. erstiegen 300 auserlesene Soldaten mittels der Leitern die Mauern und drangen kühn in Genf ein, ein Corps rückte heran, um in die Stadt einzuziehen und der Herzog, der verkleidet folgte, meldete alsbald durch Couriere die Eroberung nach Rom, Madrid und Paris. Aber die Genfer fielen über die 300 mit Waffen und Werkzeugen her, sobald sie ihrer ansichtig wurden, es kam zu einem Gemetzel, das heranrückende Corps wagte nicht, einen Sturm auf Genf zu unternehmen, Karl entfloh mit verhängten Zügeln. Von seinen Leuten wurden 54 getödtet, 14 gefangen, sehr viele verwundet, und die Genfer schändeten ihren Sieg durch die Aufknüpfung von 13 Gefangenen. Das Mislingen der „Genfer Escalade" erboste Karl ebenso sehr, wie Heinrich IV. und die protestantische Welt sich darüber freute; in ganz Europa sprach man davon als von einem schmählichen Friedensbruche. Hatte der stets zwischen Frankreich und Spanien lavirende Herzog bisher zumeist auf Spaniens Seite gestanden und als Alliirter in letzter Zeit jährlich über 200,000 Scudi Zuschuß bezogen, ja von 1601—1605, wo mit der Geburt Philipp's IV. dieser Traum zerrann, an die eventuelle Thronfolge eines seiner Söhne in Spanien und Indien gedacht, so sann er, seit Heinrich IV. fest auf dem Throne saß, auf eine nähere Verbindung mit Frankreich, um sich vom spanischen Uebergewichte zu emancipiren und zu seinem höchsten Streben, zur Selbstständigkeit des Handelns und Wollens, zu gelangen. In Heinrich's Interesse lag es, Karl's Absichten entgegenzukommen, um ihn von Spanien zu lösen. Als die Genfer, von Bern und Zürich mit Truppen unterstützt, ins Rhône-Thal vordrangen, Belley nahmen und sich in Saint-Genix befestigten, vermittelte Heinrich ein Abkommen zwischen ihnen und Karl; im Vertrage von Saint-Julien am 21. Juli 1603 wurde Friede zwischen Savoyen und Genf abgeschlossen und die Unabhängigkeit Genfs aner-

kannt. Karl suchte nun während einiger Friedensjahre die seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, und vermehrte sein Ansehen in Italien durch die Vermählung seiner Töchter (1608) mit Franz, ältestem Sohne des Herzogs Vincenzo von Mantua und Montferrat, und Alfons, ältestem Sohne des Herzogs Cäsar von Modena. Trotzdem fühlte er sich isolirt, machte bald da bald dort Versuche, sich Allianzen zu verschaffen, sandte geheime Missionen aus und 1609 mislang ihm ein neuer Anschlag, Genf von der Seeseite her überrumpeln zu lassen; seine in Genf angeknüpften Beziehungen wurden entdeckt und die Schuldigen hingerichtet. Um diese Zeit knüpfte Karl, dessen Ruhm- und Ländersucht stets zu Ausschweifungen geneigt war, mit dem Erzbischofe von Nicosia, dem Bischofe von Paphos und den Häuptern der christlichen Bevölkerung auf Cypern Einverständnisse an, um die alten Ansprüche seines Hauses auf dieses Königreich geltend zu machen; 35,000 cyprische Christen versprachen, sich zu erheben und das türkische Joch abzuschütteln, sobald ein starkes herzogliches Heer auf der Insel erscheinen würde. Verkleidete Unterhändler gingen hin und her, bis ein von den Türken aufgefangener Brief das Unternehmen enthüllte und vereitelte; auch an Macedoniens Erwerbung hat Karl ebenso erfolglos gedacht; kein Plan war ihm zu abenteuerlich, seine Ehrsucht ebenso maßlos wie sein Unternehmungsgeist. Mit Heinrich IV. stand er in beständigen diplomatischen Beziehungen und spielte eine nicht unwichtige Rolle in den Combinationen desselben zum Sturze des Hauses Habsburg und zur französischen Weltmonarchie. Dabei aber hütete er sich, mit Spanien offen zu brechen, bezog nach wie vor spanische Subsidien, ließ mehrere Söhne am madrider Hofe leben, obgleich Philipp III. ihn haßte und z. B. eine Heirathsverbindung Savoyens mit Toscana verhinderte. Mit langsamen Schritten nahte er einer engen französischen Allianz und es währte lange, bis er sich von Heinrich bestimmen ließ, von ihm ein geringeres Jahrgehalt anzunehmen, als ihm Spanien zahlte. Um sich gegen das französische Uebergewicht von vornherein zu schützen, suchte er sich mit der Republik Venedig näher zu verbinden und wollte 1606—7 im Interdictstreite zwischen ihr und dem Papste die Mediation an sich ziehen, wurde aber von Spanien und von Frankreich beiseitegeschoben. Dann machte er den Versuch, Venedig zu einem Separatbündnisse zu bestimmen, wobei er die Gemeinsamkeit der Interessen aller italienischen Fürsten gegenüber Frankreich und Spanien betonte, und stellte als Empfehlenswertheste ein Defensivbündniß sämmtlicher Fürsten und Staaten Italiens hin, aber ohne Erfolg zu ernten. Heinrich proponirte ihm einen Tausch Savoyens gegen die Lombardei, er hingegen bot Heinrich Mailand gegen die Restitution von Bresse, Bugey, Valromey und Gex und die Eroberung der Grafschaft Burgund an und forderte freie Hand gegen Genf; er wollte die alte Rittlingsstellung auf den Alpen behaupten und Herr eines Staates werden, der sich von Lothringen bis Nizza ausdehnen, sich mit Frankreich, dem Reiche, der Schweiz und Italien berühren sollte; wenn es ihm gelang, die Rhônegebiete, Burgund und die abgetretenen Theile Savoyens zu erhalten, so nahm er die südwestliche Schweiz mit Genf und Waadt völlig in die Mitte und konnte leicht auf Erfüllung seiner schweizer Prätensionen rechnen. Um Heinrich, der sein Mistrauen gegen ihn nicht verbarg, seiner guten Gesinnungen zu versichern, warf er seinen ersten Minister, Charles de Simiane d'Albigny, früher ein Haupt der Ligue in Frankreich, ins Gefängniß, wo man ihn bald todt fand. König und Herzog kamen überein, letzterer solle Mailand mit seinem Gebiete im Namen seiner verstorbenen Gemahlin, die im väterlichen Testamente zu schlecht bedacht worden sei, erhalten und den Titel eines Königs der Lombardei annehmen. Venedig versprach Hülfe gegen Ueberlassung einiger Theile des Mailändischen und Sicilien; Frankreich verzichtete auf seine Prätensionen an Italien. Der Prinz von Piemont, Karl's Sohn Victor Amadeus, sollte Heinrich's IV. älteste Tochter Elisabeth, Heinrich's dritter Sohn, Herzog Gasto von Anjou (später von Orléans), die Erbin von Mantua und Montferrat heirathen. So hoffte Heinrich, Savoyen und vielleicht Nizza zu erhalten. Karl traf sofort Anstalten zu einem Einfalle in Mailand, setzte aber seine Unterhandlungen mit Madrid fort, entschlossen, da ein Bündniß einzugehen, wo ihm der reichste Lohn winkte, und im Grunde des Herzens ebenso antifranzösisch wie antispanisch. Heinrich IV. wollte dies Schwanken nicht länger mitansehen, sandte Lesdiguières, Karl's alten Feind, ihm mit 14,000 Mann zu Hülfe, um mit ihm das Herzogthum Mailand zu erobern, wobei Venedig und die Graubündener mithelfen sollten. Am 25. April 1610 wurden in Brusol (Bruzolo) zwischen Karl und Heinrich die Abmachungen des Bündnisses gegen Spanien unterzeichnet, aber mit der Ermordung Heinrich's am 14. Mai d. J. scheiterte die geplante französisch-savoyische Allianz; Spanien war gerettet.

Karl's Lage war sehr peinlich, Spanien kannte seine feindlichen Absichten, in Frankreich ließ die Regentin Maria alsbald die savoyische Allianz fallen und lenkte offenkundig nach Madrid hin. Der Statthalter in Mailand, Graf Fuentes, bedrohte Piemont mit einer Invasion, starb aber für Karl, der sich zur Abwehr rüstete, zur gelegensten Zeit und Spanien unterließ vorerst den Krieg gegen Savoyen; ja Fuentes' Nachfolger wurde der Karl persönlich zugethane Mendoza. Im J. 1610 fielen in den piemontesischen Bergen ungeheuere Schneemassen, im Januar d. J. trat der Tanaro plötzlich aus, im Thale von Ceva kamen über 4000 Menschen und unzähliges Vieh um, 32 Dörfer und zwei feste Schlösser wurden zerstört.

Karl drang in Maria, Heinrich's IV. Witwe, die Vermählung seines Thronfolgers mit ihrer Tochter zu vollziehen, aber Maria bestand darauf, dieselbe müsse Königin von Spanien werden. So entging ihm diese Aussicht wie Mailand und die Königskrone. Maria entließ das Heer unter Lesdiguières, vernichtete den Vertrag von Brusol und war feige genug, in Madrid keinerlei versöhnenden Schritt für Karl zu thun. So blieb diesem nichts anderes übrig, als in Madrid seinen Sohn Emanuel

Philibert Philipp III kniefällig um Verzeihung für die Allianz von Brüssel bitten zu lassen. Karl soll entschlossen gewesen sein, Maria zu heirathen, um Vormund ihres Sohnes Ludwig XIII zu werden, der spanische Hof aber das Project verhindert haben. In ein wahres Labyrinth von Doppelsinnigkeiten verwickelt, näherte Karl sich bald Frankreich, bald Spanien, nährte die Rivalität der Häuser Habsburg und Bourbon meisterlich, kann auf die Heirath seines Thronerben, dem Elisabeth von Bourbon entging, mit einer Tochter Jakob's I. von England, forderte in Madrid die Auslieferung Genfs und in Paris die Erlaubniß zur Eroberung Genuas, ließ bei Papst Paul V. seinen Eifer für die katholische Sache, in Venedig seine Liebe zur Freiheit des Handels betheuern, schickte den Grafen Gabaleone nach London, um sich mit Jakob I. zu verständigen, der ebenso schwankend und unzuverlässig wie Karl war, aber mit dem Prinzen von Wales sank seine Hoffnung auf England 1612 ins Grab. Um Maria von Frankreich neue Schwierigkeiten zu bereiten, suchte er des Grafen von Soissons Intriguen zu unterstützen, aber auch ihn entfernte 1612 der Tod von der Bühne. Nachdem er auf Verlangen des französischen Gesandten im Mai 1611 die savoyischen Milizen verabschiedet hatte, schlug er Lesdiguières am 15. Nov. d. J. in Susa eine Quadrupelallianz Savoyens, Venedigs, Englands und Hollands vor, um die Medici aus Frankreich und die Habsburger aus Italien zu jagen, aber auch diese kam nicht zu Stande. Seine Finanzen waren in der ärgsten Unordnung und Noth, die Spanier hausten in seinem Lande und hatten seit 1601 in Turin Garnison; ohne die italienischen Truppen beliefen sich die Militärkosten 1611 auf über 700,000 Livres, indessen die ganzen Einkünfte nur 1,598,674 Livres betrugen. Eine Unzahl geheimer Agenten in den verschiedenen Ländern und Höfen kostete gewaltige Summen, die eine offene Politik erspart hatte. Der spanische Hof vor allen trat den beständigen Heirathsprojecten Karl's für seine Söhne in den Weg und erbitterte ihn immer mehr. Trotz des schweren Druckes, mit dem Karl's Regiment auf seinem Lande lastete, war er beliebt; dies zeigte sich am deutlichsten am 6. Juni 1611, als auf das Gerücht hin, er sei in seinem turiner Parke von Franzosen getödtet worden, der Pöbel sofort über die Franzosen und Spanier in der Residenzstadt herfiel und sie ermordet haben würde, wenn sich nicht Karl rasch auf dem Balkon gezeigt und dann unter das jubelnde Volk begeben hätte.

Im J. 1611 dachte Karl abermals daran, Genf wegzunehmen; aber die Königin-Regentin Maria bemerkte sein Vorhaben, nahm die Stadt trotz der Abmahnungen des Nuntius in Schutz und vereitelte das Gelingen. Spaniens Machtstellung in Italien, die Stagnation, zu der Italien unter dem Drucke der Spanier verdammt war, erschien Karl höchst bedenklich, und in einem Manifeste an die Italiener sagte er geradezu: „Wenn ich abrüste, so wird die Halbinsel nur noch Verräther und Sklaven zählen!" Darum nahm er keine Abrüstung vor; er wollte bei der ersten Gelegenheit beweisen, daß er der Stagnation nicht unterliege. Diesen Fall fand er in Montferrat.

Am 22. Dec. 1612 starb sein Schwiegersohn, Herzog Franz I. von Mantua und Montferrat, mit Hinterlassung eines Töchterchens, Maria, und das Herzogthum Mantua fiel seinem Bruder, dem Cardinal Ferdinand zu, der alsbald dem geistlichen Stande entsagen und die Regierung übernehmen wollte. In Montferrat war die weibliche Erbfolge nicht ausgeschlossen und Karl prätendirte sie für seine Enkelin Maria; auch veranlaßte er seine Tochter, die Herzogin Witwe, um die Besitzergreifung durch Ferdinand zu verzögern, einige Monate eine Schwangerschaft zu fingiren, verlangte, sie und Maria sollten unter seine Obhut gestellt oder an einen neutralen Ort, z. B. Mailand, geschafft werden, was Ferdinand verweigerte. Mit seinen eigenen alten Ansprüchen an Montferrat, die er erneute, vereinigte Karl die Maria's, die nach dem Rechte erst mit dem Erlöschen des ganzen Mannsstammes der Gonzaga, der Herrscher in Mantua und Montferrat, in Frage kommen konnten. Ferdinand hob letzteres hervor, erhielt vom Kaiser die Vormundschaft über Maria und ließ Margaretha nicht abreisen, da er sie heirathen wollte; erst als sich die Fabel ihrer Schwangerschaft herausstellte, ließ er sie ziehen, behielt aber Maria bei sich, so sehr auch Karl auf ihrer Auslieferung bestand. Während der Statthalter in Mailand, Mendoza, in dieser Frage zu Karl hielt, standen Spanien und Toscana auf Seite Ferdinand's, der jetzt den Herzogstitel annahm, und machten Frankreich und Venedig geneigt, in jeder Weise für die Erhaltung des Friedens zu wirken. Der Kaiser erklärte, Karl dürfe keine Gewalt gebrauchen, die Entscheidung gebühre dem Reichshofrathe. Karl aber berief sich jetzt immer mehr auf seine eigenen Ansprüche als auf die Maria's, seine Ländersucht trat offen zu Tage, und er war gewillt, dem Federkriege mit dem Schwerte ein Ende zu machen. Zu seinen erprobten Soldaten ward er neue an; Montferrat schien ihm leicht zu erobern, da es außer Casale nur wenige haltbare Plätze habe und Ferdinand nicht einmal Truppen zu ihrem Schutze zusammenzog. Im Gegensatze zu seinem Statthalter in Mailand wollte Philipp III. von Spanien Frieden, ebenso der Kaiser und Papst Paul V., der väterlich nach beiden Seiten hin ermahnte. Der Großherzog von Toscana wollte Ferdinand Hülfstruppen senden, um das Eingreifen Spaniens in die Frage möglichst zu verhüten, aber furchtsam ließen Paul V. und der Herzog von Modena sie nicht durchziehen, sodaß sie sich, 4600 Mann stark, den Durchzug durch Modena erzwingen mußten. Da Karl auf die Vorstellungen der für Ferdinand eintretenden Königin-Regentin Maria von Frankreich nicht achtete, befahl sie Lesdiguières, ein Heer zu sammeln und sich zum Einfalle in Piemont zu rüsten; ein spanisch-französischer Krieg stand am Horizont. Am 22. April 1613 fiel Karl in Montferrat ein, begleitet von seinen Söhnen Victor Amadeus und Thomas, und nahm Trino; Graf Guido von San-Giorgio nahm am 25. April Alba, seine Soldaten plünderten und mishandelten den gefan-

genen Bischof. In kurzer Zeit waren Diano, Moncalvo und fast das ganze Land in Karl's Händen; es widerstanden nur Casale, welches das Haupt der jüngeren Linie der Gonzaga, der Herzog von Nevers, vertheidigte, Pontestura, das Schloß von Moncalvo und Nizza della Paglia. Venedig unterstützte nun Ferdinand mit Geld und Truppen und brach den diplomatischen Verkehr mit Karl ab, während Philipp III. die äußerste Kälte gegen Karl bekundete und seinem nach Madrid gesandten ältesten Sohne so lange den Hof verbot, bis Karl nachgegeben habe. Mendoza empfing Weisung, unbedingt auf der Herausgabe der in Montferrat besetzten Festungen zu bestehen (Juni), drohte, da Karl sich weigerte, mit Gewalt, rückte mit einem Heere aus und zwang die savoyische Armee zur Aufhebung der Belagerung von Nizza della Paglia. Manifeste flogen herüber und hinüber, Karl zwang das Schloß von Moncalvo zur Uebergabe und nahm neuerdings Burgunder und Schweizer in Sold. Der Herzog von Nevers brachte Ferdinand Hülfstruppen aus Frankreich; Kaiser Matthias sandte den Fürsten Castiglione an Karl, um ihn zur Zurückgabe der Plätze in Montferrat aufzufordern, Mendoza erneuerte seine Drohungen, und Karl sah sich endlich gezwungen, der Uebermacht zu weichen. Aus Achtung vor den Wünschen des Papstes, des Kaisers und des Königs von Spanien, behauptete er, gebe er nach und versprach am 18. Juni, die im Montferrat gemachten Eroberungen den kaiserlichen und spanischen Bevollmächtigten zu überantworten; diese übergaben sie Ferdinand, während Savoyens Prätensionen durch richterliche Entscheidung bestimmt werden sollten. Hiermit endeten aber die Streitigkeiten nicht, denn Ferdinand schleuderte einen furchtbaren Erlaß gegen den Grafen von San-Giorgio (s. oben) und forderte Schadenersatz für die Verheerung Montferrats, Karl verlangte Amnestie für seine Anhänger daselbst, Spanien trat für die Verheirathung Ferdinand's mit Margarethe (s. oben) ein, wie es überhaupt den Vertrag vom 18. Juni erreicht hatte. Karl grollte Spanien wegen seiner dominirenden Einmischung in Italien und wurde neuerdings durch die Forderung gereizt, seine Enkelin Maria von Mantua nach Spanien zu senden. Mehr und mehr strebte er nach der Emancipation Italiens vom madrider Joche. Während Mendoza in Mailand seine Söldner beisammen behielt, verfügte Philipp III. gebieterisch, wie wenn er mit einem Diener rede, die Entlassung von Karl's Truppen. Dies beleidigte tief den Stolz und das fürstliche Bewußtsein Karl's, in seiner Antwort stellte er sich auf Eine Stufe mit dem Könige, indem er für seine Abrüstung auch die Spaniens verlangte. Aus Madrid erklärte man ihm, der König könne keine andern Gesetze als die seiner eigenen Mäßigung annehmen, und forderte drohend sofortigen Gehorsam, indessen Mendoza seine Truppen gegen die piemontesische Grenze rücken ließ, hoffend, Karl werde aus Furcht geschmeidiger werden. Der Herzog aber protestirte öffentlich gegen die spanische Arroganz, ließ alle Scrupel fallen, äußerte, in seinem Hause sei das Wort Gehorsam nicht überliefert, und sandte das goldene Vließ zurück, da er keine Ehrenketten von einem Fürsten wolle, der ihm mit Sklavenketten drohe. Er verstärkte sein Heer und schritt zum directen Kriege mit Spanien. Mit Recht konnte er sich jetzt den Vorkämpfer für den letzten Rest italienischer Freiheit nennen. Alsbald näherte sich ihm Venedig und knüpfte den Verkehr mit ihm wieder an, und obgleich die Königin-Regentin mit schweren Strafen den Eintritt in seine Dienste verbot, eilte ihr mit ihrer spanischen Politik unzufriedener Adel in Scharen unter Karl's Fahnen; der Kern seiner Truppen bestand aus französischen Zuzüglern und Lesdiguières unterstützte ihn überall, während er Verbindungen mit den Niederlanden, England und der deutschen Union anknüpfte und Venedig gleichzeitig mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich Krieg begann. Mit den italienischen Contingenten betrug das Heer, welches Mendoza gegen Karl heranführte, an 30,000 Mann, denen Karl nur 17,000, meist Franzosen und Schweizer, entgegenstellen konnte. Aber als Feldherr wie als Soldat war er unermüdlich, von selten erreichter Tapferkeit und Gewandtheit, bot unerschrocken Trotz, und seine Milizen aus Savoyen waren von ungestümem Eifer beseelt. Am 27. Sept. 1614 drang Mendoza ins Gebiet von Vercelli ein und nahm Motta und Caranzona, der Herzog aber zwang ihn durch einen Angriff auf das schlechtbesetzte Novara zum Rückzuge. Voll Eifer bemühten sich der Nuntius, der kaiserliche und der französische Gesandte, den Frieden zu vermitteln, entwarfen mit Karl am 17. Nov. seine Grundzüge, aber Mendoza wollte davon nichts hören. Der Marchese von Santa-Croce kam mit spanischen Galeren aus beiden Sicilien und eroberte die Karl gehörigen Marquisate Oneglia und Marro an der genuesischen Westküste, Mendoza unternahm die Belagerung von Asti, um welchen Platz sich der Krieg hauptsächlich abspielte, wurde aber, als gleichzeitig Karl mit seinem Heere und der Winter herannahten, bewogen, den durch jene Vermittler gemachten Friedensvorschlägen zu lauschen. Am 1. Dec. verabredete man zu Asti, Karl sollte, um Spanien seine Willfährigkeit zu zeigen, zuerst entwaffnen, die eroberten Plätze sollten gegenseitig herausgegeben und zur Entscheidung der Streitigkeiten zwischen Savoyen und Mantua Schiedsrichter ernannt werden, der Herzog Ferdinand von Mantua sollte Karl die Kleinodien der Herzogin-Witwe Margaretha herausgeben und in bestimmten Fristen ihre Mitgift und die von Blanca, Karl's I. (s. d.) von Savoyen Gemahlin, auszahlen. Unter dem Vorwande mangelnder Vollmacht verweigerte plötzlich Mendoza seine Unterschrift; Prinz Thomas, Karl's Sohn, eroberte Candia im Novaresischen, Mendoza erließ ein wüthendes Edict gegen Karl, worüber dieser lachte, und wurde von seinem Hofe am 22. Jan. 1615 mit der Fortsetzung des Kriegs betraut. Mit überlegenen Streitkräften rückte Mendoza im März 1615 wieder ins Feld und nahm Ricoveran in den Langhe, Karl aber belagerte Bastagno. In mehrern heißen Gefechten blieb er im Vortheile, als er aber hörte, daß Mendoza von Neapel, Urbino und Toscana Zuzug erhielt, zog er sich unter die Mauern von Asti zurück. Mendoza nahm das Castell Castiglione und begann Asti zu belagern. Karl entfaltete sein an Auskünften

reiches Kriegstalent, warf Mendoza stets neue Hemmnisse in den Weg, ermüdete ihn durch beständige Angriffe und schlug, von Thomas (s. oben) begleitet, den Statthalter in einem blutigen Treffen. Epidemien machten das spanische Lager zum Kirchhofe und Mendoza mußte sich glücklich preisen, als der französische Bevollmächtigte, Marquis de Rambouillet, eine Vermittelung versuchte und ihm drohte, wenn er nicht darauf eingehe. Mit Rambouillet bemühten sich der englische und der venetianische Gesandte um einen friedlichen Ausgleich und Karl's Beichtvater sprach ebenfalls darum. Am 21. Juni kam der Vertrag von Asti zu Stande: Karl versprach, zuerst zu entwaffnen und nur die nöthigen Garnisonen zu behalten; Mendoza mußte die Belagerung Asti's aufheben, Piemont räumen und sich zur Verabschiedung seiner Truppen verpflichten; ohne Mantuas Herzog zu befragen, wurde im Karl's Anhang im Montferrat Amnestie ausbedungen; Karl gelobte, Montferrat nicht weiter anzugreifen, und der Reichshofrath sollte in der Frage wegen Montferrats zwischen Savoyen und Mantua entscheiden; sollte Spanien den Vertrag nicht halten, so durfte Lesdiguières, ohne die Befehle des französischen Hofes abzuwarten, ihm mit seinen Truppen zu Hülfe eilen. Mit Mendoza unzufrieden, berief Philipp III. ihn ab und ersetzte ihn durch Toledo. Ohne in diesem Kriege einen Zoll Landes zu erwerben, ging Karl doch daraus als moralischer Sieger hervor; alle italienischen Patrioten jubelten ihm als dem künftigen Befreier Italiens zu, in der Literatur vermählten sich die Bewunderung Karl's und der Hohn auf Spanien. Toledo zeigte alsbald, daß er den Vertrag von Asti befestigen wolle; er verweigerte die Zurückgabe von Oneglia und Marro und warb neue Truppen, anstatt die alten zu verabschieden, ließ aber Karl bedeutende Vortheile durch Spanien hoffen, wenn er sich zu einem Acte der Unterwürfigkeit verstände; auf spanisches Anstiften unterzeichnete der Herzog von Mantua nicht und ließ die Güter des Grafen von San-Giorgio (s. oben) in Montferrat verkaufen. Karl demüthigte sich nicht und sah nicht ungern, daß der Krieg wieder ausbrechen würde, denn er hoffte auf Eroberungen; er entwaffnete darum nicht, immer bitterer lauteten die Noten zwischen Spanien und Savoyen und vergebens suchte der Papst zu vermitteln. Karl verband sich eng mit Venedig, welches mit Ferdinand von Oesterreich rang; französische Edle ergriffen seine Sache, Lesdiguières unterstützte ihn trotz aller Verbote der Regentin wie ein offener Alliirter und berief sich auf die französische Garantie des Vertrags von Asti. Um diese Zeit entdeckte Karl, daß sein Vetter, der Herzog Heinrich von Nemours, im Einverständnisse mit Toledo in Frankreich einige tausend Mann zusammenbrachte, um Savoyen unversehens zu überfallen und sich mit den Spaniern zu verbünden; sofort ließ er durch den Thronerben die Päße von Annecy und Rumilly besetzen, ihn über die Alpen gehen und Nemours über den Rhône zurückwerfen; in größter Angst erwirkte sich Nemours Verzeihung.

Karl ließ Asti und Vercelli befestigen, Brücken über den Po und die Sesia schlagen, und Toledo rückte im September 1616 mit 23,000 Mann ins Feld, ebenfalls die Sesia überbrückend. Karl erschien mit 8000 französischen Söldnern und noch mehr Savoyarden, Piemontesen, Schweizern und Wallisern im Montferrat, wo er Villanuova, Murano und andere Plätze eroberte; mit seiner Cavalerie konnte sich die spanische nicht messen. Sein Versuch, die spanische Brücke über die Sesia zu zerstören, mislang, und das spanische Heer, welches sie am 14. Sept. überschritt, wollte ihm bei Villanuova eine Schlacht liefern. Sein Ueberfall der spanischen Vorhut endete unglücklich, aber es gelang ihm, Toledo's Absichten auf Crescentino zu vereiteln; in Montferrat lächelte ihm das Glück, aber Santia und San-Germano fielen in des Feindes Hand, worur der Herzog den feigen Gouverneur von San Germano enthaupten ließ, und bei Lucedio wurde sein Heer durch Toledo völlig geschlagen und zersprengt. Toledo eroberte Gattinara und begann Vercelli zu blokiren; Hannibal von Gribaldi, Herr von Broglia, eröffnete in Nizza von der See aus den Krieg gegen Karl, wurde aber rasch überwunden. Um Zeit zu gewinnen, ließ Karl durch päpstliche und französische Unterhändler bei Toledo auf einen Vergleich hinarbeiten. Frankreich gab ihm die Versicherung, es werde ihn nicht im Stiche lassen, die Republik Venedig zahlte ihm 300,000 Dukaten und versprach ihm monatlich 50,000, solange der Krieg dauern wurde. Darum schlug er wieder einen zuversichtlicheren Ton an. In Toledo's Heere rissen Krankheiten und Desertion derart ein, daß er nach starker Besetzung San-Germanos und der Zerstörung Santias Piemont räumte. Karl ließ durch seinen Kronprinzen Victor Amadeus Masserano besetzen, dessen Fürst mit Toledo gegangen war; Victor Amadeus zwang auch Crevacuore im Januar 1617 zur Uebergabe. Während der französische Hof eng mit Spanien ging, führte Lesdiguières im Januar 7500 Mann Karl zu Hülfe, von ihm mit Jubel begrüßt. Seitdem war Karl vom Glücke begünstigt; rasch fielen ihm, als das alliirte Heer in Montferrat einrückte, San-Damiano, Alba und Montiglio in die Hände. Aber in dem Augenblicke, da Toledo aus Flandern und Neapel bedeutende Verstärkungen erhielt, mußte Lesdiguières wegen der in Frankreich eintretenden Begebenheiten ins Dauphiné heimkehren, und kaum hatte Karl noch etwas Reiterei und Ingenieure nach Vercelli geworfen, als Toledo am 24. Mai mit dessen Belagerung begann. Um zu Gelde und Mannschaft zu kommen, schloß Karl am 23. Juni mit Bern unter Bestätigung der Verträge von Nyon und Saint-Julien ein Offensiv- und Defensivbündniß und erhielt gegen Abtretung der Rechte seines Hauses auf das Waadt und der 1611 von Frankreich erlangten Rechte Subsidien und Söldner (100,000 Goldthaler und 4000 Büchsenschützen) für einen halbjährigen Feldzug in Piemont. Die Garnison Vercellis wehrte sich tapfer und brachte den Belagerern wesentliche Verluste bei, während bei diesen Krankheiten auftraten; da aber alle Versuche, frische Mannschaft und Munition in die Stadt zu werfen, abgeschnitten wurden, mußte sie am 26. Juli unter ehrenvollen Bedingungen capituliren. Der venetianische Gesandte Gritti in Madrid gab sich, auch von Karl autorisirt, alle Mühe,

den Frieden zu negociiren, aber dessen Bedingungen wies Karl unwillig zurück und verlangte Vercelli, ehe er abrüsten würde. Als nun die Spanier in Piemont eindrangen und Asti bedroht war, durfte sich Karl glücklich preisen, daß Ludwig XIII. in Frankreich selbst zu regieren begonnen hatte, sich energisch gegen Spanien für ihn erklärte und sich auf den Standpunkt des Vertrags von Asti stellte; mit seiner Zustimmung führte Lesdiguières die Blüte des französischen Adels, viel Infanterie und Cavalerie im August nach Piemont, auch viel deutsche Truppen kamen Karl unter Fürst Christian I. von Anhalt-Bernburg und dem Markgrafen Karl von Baden zu Hülfe. Gegen den Befehl Ludwig's hielt Lesdiguières zugleich Mendoza durch eine Diversion ins Mailändische vom weitern Vordringen in Piemont ab. Asti wurde gerettet und die spanischen Quartiere vor der Stadt theilweise genommen. Am 1. Sept. erstürmte Karl Felizzano, dann Quattordici, Refrancor, Ribaldone, Soleri, Corniente und andere Plätze im Alessandrinischen, Annone und Rocca d'Arasso. Der Papst und Ludwig XIII. drängten zum Frieden hin, Spanien bedurfte desselben, da es sein ganzes Augenmerk auf Deutschland richten mußte, und so wurde im madrider Frieden vom 26. Sept. 1617 verfügt, Karl und der spanische Statthalter in Mailand sollten entwaffnen und ihre Eroberungen zurückerstatten, der montferratische Streit vom Reichshofrathe entschieden und den in Montferrat Compromittirten Amnestie ertheilt werden. Bis diese Bedingungen ausgeführt wurden, verstrich aber noch geraume Zeit, denn Karl mistraute Spanien und Toledo wollte nicht abrüsten. Auf Ludwig's Versicherung hin, Spanien werde entwaffnen, begann Karl abzurüsten und gab im April 1618 seine Eroberungen heraus. Toledo folgte sehr ungern seinem Beispiele, unterließ es aber, Vercelli zu restituiren, versuchte zahllose Ausflüchte, und erst als Ludwig XIII., der Garant des madrider Friedens, ihm kategorisch drohte, gab er Vercelli am 15. Juni heraus; auch Ferdinand von Mantua fügte sich endlich, begnadigte den Grafen von San-Giorgio und restituirte ihn in seinem Besitze. Karl schickte seinen Sohn, den Cardinal Moritz, im October mit glänzendem Gefolge nach Paris, um Ludwig für seine zahlreichen Freundschaftsdienste zu danken und, wie es auch Richelieu gewünscht, um die Hand der zweiten Schwester Ludwig's, Christine, für den Prinzen von Piemont anzuhalten. Dieselbe wurde bewilligt und am 11. Febr. 1619 die Hochzeit in Paris gefeiert. Diese Ehe knüpfte das savoyische Haus enger an Frankreichs Interesse und Frankreich gewann neuen Einfluß in Italien. Als Karl 1619 daran dachte, mit Frankreich den rebellischen Vicekönig in Neapel, Herzog von Ossuña, gegen den spanischen Hof zu unterstützen, hielt ihn Venedig davon zurück.

Hatte sich Karl früher umsonst bemüht, mit der deutschen Union in Beziehung zu treten, so blickte diese seit dem Kriege um Asti achtungsvoll auf ihn, 1615 trat Graf Mansfeld mit ihm in Verbindung, Karl knüpfte mit dem Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach, dem General der Union, an und sein Gesandter Biandra ging nach Deutschland, um durch Vermittelung Joachim Ernst's, Mansfeld's und Christian's von Anhalt (s. oben) das Nähere festzustellen. Karl wollte geradezu in die Union eintreten, und auf irgendeine anzukaufende Herrschaft in Deutschland hin hoffte er um so leichter dies Recht zu erlangen, zumal er immer die deutsche Herkunft seines Hauses, seine Stellung als Reichsvicar in Italien u. s. w. betonte. Biandra's Schritte auf den Fürstentagen in Stuttgart und Heilbronn 1616 blieben erfolglos, er wurde immerzu vertröstet und Karl nie in die Union aufgenommen, während Landgraf Moritz von Hessen 4000 Mann unter seinen Fahnen kämpfen ließ. Im J. 1616 kam Mansfeld nach Turin, trat in Karl's Dienste und warb für ihn 2000 Deutsche an, 1617 erschien bei Karl der Hauptdiplomat der Union, Graf zu Dohna, und Karl beschäftigte sich längere Zeit mit ihm wegen der deutschen Angelegenheiten. Noch ehe die unirten Fürsten gegenüber dem böhmischen Aufstande bestimmte Maßregeln trafen, befahl Karl Mansfeld im Juli 1618, die 2000 Geworbenen, die meist in Ansbach lagen, Kurpfalz als dem Haupte der Union zur Verfügung zu stellen; nun glaubte er sich berufen, inmitten der Action zu stehen. Aber in Heidelberg lehnte man eine sofortige Beschlußfassung über seine Anträge ab und verwies sie zur Erwägung an Anhalt und Ansbach, zumal Karl deutlich durchblicken ließ, daß er für seine Hülfeleistungen Kaiser werden wolle, sobald Matthias stürbe. Das Phantom der Kaiserkrone beschäftigte jetzt den maßlos ehrgeizigen und an Sprünge der politischen Combination gewöhnten Fürsten, der selbst einmal an die Tiara dachte; er hielt sich für den ersten Feldherrn der Christenheit und nichts erschien seinem Ehrgeize zu hoch, keine Höhe zu steil. In der Verbindung Ferdinand's von Oesterreich mit Spanien sah er die äußerste Gefahr für sich und die deutschen Fürsten, der Herzog von Baiern war zu sehr Ferdinand's Freund und Jesuitenschüler; beiden gegenüber stellte er sich als den besten Candidaten für die Kaiserkrone auf. Es begannen Unterhandlungen, in denen Kurpfalz sich sehr vorsichtig zurückhielt, Mansfeld aber erstürmte am 21. Nov. mit Karl's 2000 Mann Pilsen, und Anhalt wie Ansbach riethen Kurpfalz, sich Karl mehr zu nähern. Mansfeld ging 1619 abermals nach Turin, und hier forderte nun Karl plötzlich die böhmische Krone von den verbündeten deutschen Fürsten; auf den Erfolg von Pilsen hin dachte er an eine böhmische Wahl als Basis für die einstige Kaiserwahl und wieder war Mansfeld sein eifrigster Parteigänger. So gingen die Verhandlungen hin und her, aus Krailsheim suchten die unirten Fürsten Karl auf und sandten Christian von Anhalt an ihn ab. Doch blieb diese Mission in tiefes Geheimniß gehüllt, Christian hielt sich auf Lustschlössern Karl's auf, verkehrte nur mit ihm, seinen eingeweihten Räthen und den venetianischen Gesandten Zeno und Pesaro. Nach langem Hin- und Herreden, worin sich Karl's Inconsequenz und beständig chamäleonartig wechselnde Politik im hellsten Lichte zeigten, wurde zwischen Karl und Anhalt im Mai 1619 eine Vertragsurkunde aufgesetzt, worin der Herzog statt der verlangten zwei bis drei Millionen 1,200,000 Dukaten

und Karpfen; die Bekämpfung seiner Wahl in Böhmen zutrug und Anhalt mündlich beauftragte, die Wahlsache in Böhmen und im Reiche bei ganz unabhängig vorzunehmen. Nun trat ein Stillstand in den Verhandlungen ein, den Karl zu neuen Intriguen mit Ossuna (s. oben) und zu Verabredungen mit Lesdiguières wegen eines Unternehmens gegen das reiche Genua benutzte, welches aber mit Ossuna's Sturze 1620 zusammensank. Bei der letzten Zusammenkunft unterzeichneten Anhalt und Karl in Rivoli am 25. Mai 1619 die eben erwähnte Convention, dann reiste Anhalt nach Torino ab. Ihnen wie Karl war es bereits nicht mehr recht Ernst mit ihren Erklärungen und beide Theile behielten sich freie Hand vor, wie sie finden damit agiren wollten; Karl ärgerte sich bei seiner stets wechselnden Anschauungsweise rasch über die Nichterfüllung dieses Projects, das eben seine Stelle neben denen von Cypern, Macedonien und andern fand. Kaum war noch ernstlich von ihm die Rede für Böhmen oder den Kaiserthron, wenn auch Anhalt deswegen im Verkehre mit Karl blieb und der Gesandte des letzteren, de Bausse, in Deutschland verhandelte; Friedrich V. von der Pfalz wurde König von Böhmen, Erzherzog Ferdinand deutscher Kaiser als Ferdinand II. Letzterem näherte sich Karl alsbald, um den königlichen Titel, nach dem er lange schon für Savoyen strebte, zu erlangen, aber die Eifersucht des Großherzogs Cosimo II. von Toscana ließ dies nicht zu und arbeitete 1620 in Wien, Madrid und Rom mit dem besten Erfolge dagegen; er fürchtete Karl's wachsendes Ansehen in Europa und die Vermählung Ferdinand's II. mit einer savoyischen Prinzessin. Mit Venedig, seinem getreuen Alliirten, blieb Karl zu gegenseitigem Schutze gegen spanische Uebergriffe verbündet; dabei suchte er aber auch mit dem Kaiser, der über Montferrat zu entscheiden hatte, gut zu stehen und trat dadurch zu Spanien wieder in freundlichere Beziehungen, zumal sein Feind, Philipp III., gestorben war.

Längst schürte der spanische Gouverneur von Mailand, Herzog von Feria, die Zwietracht zwischen den katholischen Einwohnern des Veltlin und ihren protestantischen Herren, den Graubündenern; im Juli 1620 empörten sich erstere offen, von Feria unterstützt, vereinigten sich mit der antivenetianischen Partei, eroberten Sondrio, Morbegno und Bormio und nöthigten die venetianische Partei, bei Zurich und Bern Hulfe zu suchen, um Chiavenna zu halten und das Veltlin wieder zu nehmen. Sie metzelten, zu den Waffen eilend, alle Protestanten im Veltlin nieder und warfen sich Spanien in die Arme. Die Spanier besetzten alle festen Punkte im obern Adda-Thale und vergebens suchten die Graubündener, mit berner und zurcher Hülfe das Veltlin mit Gewalt niederzuwerfen; Venedig und Savoyen waren direct bedroht; die Frage um den Besitz der veltliner Pässe schien von europäischer Bedeutung werden zu sollen, denn wenn es dem Hause Habsburg gelang, sich ihrer zu bemächtigen, so kamen seine Besitzungen von Neapel bis Böhmen in strategische Verbindung und seine Machtstellung wurde ganz Italien gefährlich. Der Papst war gegen den Erwerb Veltlins durch Spanien, Frankreich noch mehr, und beide erwirkten den madrider Tractat vom 25. April 1621, wonach das Veltlin in den Zustand von 1617 zurückversetzt, von Graubunden eine Generalamnestie bewilligt und die der katholischen Religion nachtheiligen Neuerungen beseitigt werden sollten. Aber weder Graubunden noch Feria kümmerten sich um den Vergleich, der nie zur Ausführung gedieh; Feria eroberte Chiavenna, Erzherzog Leopold besetzte das Engadin. Diese Fortschritte der Habsburger machten Karl bange und eine natürliche Interessenverbindung führte ihn mit Venedig und Frankreich gegen die spanische Uebermacht zusammen; er interessirte sich für das Recht Graubündens auf das Veltlin. Erbittert über die Spanier und Kaiserlichen, vertrieben die Graubündener im April 1622 deren Besatzungen aus Mevenfeld, Chur und dem Engadin; Erzherzog Leopold kehrte aber im Herbste aus Deutschland wieder bei ihnen ein, nahm Chur, verheerte die Thäler Graubündens und zwang die Bundener, sich des Veltlin zu begeben, an das Haus Habsburg das Engadin und acht conföderirte Districte im October 1622 abzutreten. Karl drang nun in Ludwig XIII., Graubunden zu helfen, eilte zu ihm nach Lyon und am 17. Nov. nach Avignon, ohne ihn jedoch zu einem entscheidenden Schritte bereden zu können; Ludwig begnügte sich mit leeren Versprechungen an Karl und dessen Sohn Victor Amadeus und mit der Forderung, der Vertrag vom 25. April 1621 müsse erfüllt werden. Schließlich kam am 7. Febr. 1623 in Lyon eine Tripleallianz Frankreichs, Savoyens und Venedigs zur Sicherstellung der Neutralität des Veltlin zu Stande und die Contrahenten vereinigten sich, sofort 40,000 Mann aufzubieten. Hierüber erschrak Philipp IV. und verstand sich schon am 17. Febr. dazu, die festen Plätze des Veltlin in die Hand des Papstes zu deponiren, bis dieser über die künftigen politischen und kirchlichen Verhältnisse des Veltlin eine Entscheidung träfe. Gregor XV. war damit zufrieden und im Mai erfolgte die Deponirung, doch behielten die Spanier die Festungen in Chiavenna und die Kaiserlichen blieben in Graubünden. Als Urban VIII. erstere anging, sie sollten endlich abziehen, erklärten sie im December kurzweg, sie könnten dies nur thun, wenn ihnen freier Durchzug durch das Veltlin verbrieft würde, und als sie ihm die Festungen in Veltlin und Chiavenna übergeben hatten, konnte er sich nicht entschließen, Veltlin den ketzerischen Graubündenern zu restituiren, und Spanien sah dies gern. Richelieu dachte anders; er wollte die spanische Macht in Oberitalien unterwühlen und bediente sich trefflich Karl's gleicher Politik. Karl, der Connétable Lesdiguières und der venetianische Gesandte unterzeichneten in Susa im October 1624 ein Bündniß Savoyens, Frankreichs und Venedigs, wonach Savoyen und Frankreich die Stadt Genua und das Gebiet der Republik, womöglich auch Montferrat und Mailand erobern und theilen, Venedig aber Graubünden bei der Eroberung Veltlins heimlich unterstützen sollte. Geschickt benutzte Karl das französische Bündniß, um seine Rachepläne gegen die Republik Genua auszuführen; die von ihm beanspruchte Markgrafschaft Zuccherello an der piemontesischen Grenze war ihr von den Reichsgerichten zuge-

sprochen worden und der Pöbel in Genua hatte sich wiederholt Beleidigungen gegen ihn erlaubt. Karl sollte die Genuesen angreifen und Frankreich, welches in Madrid die friedfertigsten Gesinnungen erheuchelte, ihm Hülfstruppen stellen. Der französische Hof drang in Urban VIII., er solle rasch die veltliner Streitfrage lösen oder die von ihm im Veltlin besetzten Plätze den Graubündnern oder den Spaniern überantworten. Da er zu keinem Entschlusse kam, brachte in Richelieu's Auftrage ein außerordentlicher französischer Gesandter, Marquis de Coeuvres, trotz spanischer und päpstlicher Intriguen die protestantischen Schweizer-Cantone dazu, für die Graubündener zu rüsten, und erwirkte nicht nur die Neutralität der katholischen Cantone, sondern selbst ihren Anschluß an die Sache Graubündens. Im December 1624 brach er plötzlich mit 10,000 Franzosen und Schweizern in Graubünden ein, die von den Kaiserlichen besetzten Districte revoltirten sofort, die Kaiserlichen räumten ohne Widerstand das Land und die drei graubündener Bünde lösten sich von dem ihnen durch das Haus Habsburg aufgedrungenen Pacte los. Coeuvres drang ins Veltlin ein und December 1624 bis Februar 1625 capitulirten alle Plätze des Veltlin und Chiavenna, überall unterlagen die Schlüsselsoldaten, nur Riva hielt sich mit spanischer Besatzung. Karl schloß während seiner Rüstungen weitere Theilungsverträge wegen Mailands, Montferrats und Corsicas mit dem Könige von Frankreich und dieser versprach nicht nur, seine Galeren und Galeonen, aber ohne französische Flagge, in seinen Dienst zu stellen, sondern schloß auch mit den Generalstaaten in Holland einen Vertrag, wonach diese mit 20 wohlausgerüsteten Schiffen die Seemacht Karl's, resp. Frankreichs an den italienischen Küsten verstärken sollten. Der alte Lesdiguières führte dem Herzoge ein starkes Hülfsheer zu, und im März 1625 umfaßte die französisch-savoyische Kriegsmacht 24,000 Mann Fußvolk, 3000 Reiter und einen tüchtigen Artillerietrain. Da sie weder Savoyen noch Frankreich Anlaß zum Kriege gegeben hatten, wollten die Genueser lange nicht glauben, daß der Angriff des Heeres gegen sie abziele; dann aber rafften sie sich auf, besetzten Savona und die Pässe von Gavi und Rossiglione, um den Feind von Genua selbst möglichst lange fernzuhalten, verlangten Hülfe in Mailand und Madrid und erhielten sie in erwünschtem Maße, da Spanien um Mailands willen an Genuas Erhaltung viel lag. Von Novi her drangen Karl, sein Thronfolger und der Connétable Lesdiguières im März 1625 ins Genuesische ein, nahmen einige Plätze und Schlösser, schlugen die Genueser bei Rossiglione und Ottaggio, bevor diese aus Mailand Zuzug erhielten, und nahmen Gavi ohne Mühe. Karl wollte sogleich gegen Genua marschiren, der Connétable aber war anderer Meinung, Karl gab sein Vorhaben auf und wandte sich der Eroberung der Riviera di Ponente, die er sich zutheilen wollte, zu; sein Sohn Victor Amadeus eroberte und plünderte Terra della Pieva, nahm das von den Genuesen eroberte Oneglia wieder, brachte rasch Albenga und Ventimiglia, die festen Plätze Alassio, Porto Maurizio, San-Remo, Loano, Castel Diano und überhaupt die ganze Westküste von Finale bis Villafranca in einer Ausdehnung von 60 Miglien in seine Gewalt. Karl selbst besetzte das Genua benachbarte Savignano und die Republik zitterte. Jetzt aber brachte ihr eine spanische Galere eine Million Golddukaten, bald folgten weitere sechs Millionen aus Spanien; Feria sandte 3000 Mann Fußvolk, 33 spanische Galeren mit etwa 4000 gedienten Soldaten erschienen unter dem Marchese von Santa-Croce in den genuesischen Gewässern, aus Neapel und Sicilien kam Zuzug an Schiffen und Mannschaft, der Markgraf von Bozzolo führte Truppen zur Hülfe heran, und Riva wurde von Feria trefflich gegen Coeuvres vertheidigt. Feria zog in Pavia neue Truppen für Genua zusammen, auch die mit genuesischem Golde in Deutschland geworbenen Söldner unter Freiherr von Pappenheim und Graf Solms, polnische und kroatische Reiter trafen ein. Dies Anwachsen der genuesischen Streitkräfte veranlaßte Karl und Lesdiguières um so mehr zum Rückzuge, als sie unter sich uneins geworden waren und sich voll Mistrauen betrachteten. Karl und Lesdiguières räumten das ganze genuesische Gebiet, Truppen und Geschütz glücklich rettend, indessen Feria Acqui eroberte und daselbst viel Munition, Karl's Garderobe und reiches Silbergeräth erbeutete, die Genueser Gavi, wo sie viel savoyisches Geschütz vorfanden, und Novi nahmen und Santa-Croce die Westküste vom Feinde säuberte; in wenigen Wochen gehorchten die 174 von Karl und dem Connétable binnen drei Monaten eroberten festen Plätze und Schlösser wieder dem Dogen in Genua. Jetzt begannen die Gegner Karl's aus der Defensive in die Offensive überzugehen; Santa-Croce erstürmte unter entsetzlichem Blutbade das savoyische Ormea und verbreitete solchen Schrecken, daß Garessio und Bagnasco sich freiwillig ergaben. Feria selbst drang mit 22,000 Mann in Piemont ein und begann die Belagerung der Festung Verrua, ging aber so langsam zu Werke, daß der findige Karl Zeit fand, den Platz ansehnlich zu verstärken. Karl warf sich nach Crescentino, verband diesen Punkt mit Verrua durch eine Brücke, die zwar von den Spaniern zweimal zerstört, von ihm aber wiederhergestellt wurde. Dem Kriegstalente Karl's gegenüber mühte sich Feria umsonst ab, und als er vernahm, 6000 Franzosen seien in Piemont angelangt, hob er die Belagerung Verruas auf und zog im November 1625 in das Mailändische heim. Man erwartete fast allgemein, der Krieg werde im Frühjahre 1626 um so wilder wieder ausbrechen, und Karl sandte Victor Amadeus nach Paris, um größere Rüstungen zu veranlassen; der König ertheilte in der That Karl den Rang eines Obergenerals seiner Heere in Italien: er sollte weder von Lesdiguières noch einem andern Feldherrn irgend abhängig operiren. Der Papst rüstete andererseits, um Feria bei der Wiedereroberung des Veltlin zu unterstützen, und schickte im März 1626 6600 Mann nach der Lombardei. Richelieu aber suchte Frieden und leitete, während er die Alliirten des Königs mit Kriegsrüstungen betrog, Unterhandlungen mit Spanien hinter ihrem Rücken ein. So kam am 6. März 1626 der Friede von Mon-

zen mit Philipp IV. zu Stande, wonach Graubünden wieder die Hoheit über Veltlin, das Veltlin aber Religionsfreiheit und die freie Wahl katholischer Obrigkeiten zugesichert erhielt, die festen Orte vom Papste besetzt und geschleift werden sollten. Frankreich gab die Interessen Venedigs und Karl's schmählich preis, von seinen ungeheuren Anstrengungen erntete der Herzog keinerlei Vortheil, nur Opfer und Nachtheil. Er sah sich gezwungen, jetzt auch den Frieden zu suchen, und Spanien gab seine Fehde mit Genua dahin aus, daß der Territorialbesitz Savoyens und Genuas auf den status quo ante bellum zurückgeführt wurde und Karl von Genua die eroberten Geschütze und eine Galere zurückerhielt. Er war außer sich vor Wuth über Richelieu, der ihn vergebens dadurch zu beschäftigen suchte, daß er seinem Eidame, als Erbe des Hauses Lothringen den Titel eines Königs von Cypern zu prätendiren, bestimmte und ihm die Anerkennung Frankreichs und des Papstes im Königstitel zu erwirken versprach; Venedig bestritt Karl den Titel auf das entschiedenste und die Türken blieben die Herren Cyperns. Karl haßte Richelieu mit unversöhnlichem Sinne und intriguirte seitdem ohne Unterlaß gegen ihn und den partier Hof; er leistete in Frankreich den Verschwörungen gegen Richelieu jeden Vorschub; sein Gesandter, der Abbate Scaglia, intriguirte so lange in Paris, bis ihn Richelieu auswies; er und Karl reizten die Hugenotten gegen den Cardinal und den König auf und versprachen Karl I. von England und dem Herzoge von Buckingham bewaffnete Hülfe gegen sie; auch conspirirten sie mit dem Herzoge Karl IV. von Lothringen und Karl näherte sich Spanien wieder, indem er mit der Statthalterin der spanischen Niederlande gegen Frankreich complotirte; doch wagte er 1627 nicht, die Waffen für England zu erheben. Gegen Genua blieb er nach wie vor ein erbitterter Widersacher; als Giulio Cesare Vachero das Volk Genuas gegen den Adel aufhetzte, unterstützte ihn der Herzog, aber Vachero scheiterte, als er am 1. April 1628 eine radicale Umwälzung herbeiführen und sich zum Dogen machen wollte, und büßte mit dem Kopfe; es kam zum Kriege mit Genua, Karl's Angriff auf Corsica mislang und sein Nachfolger erbte den Krieg mit den Genuesen.

Am 26. Dec. 1627 starb der letzte Herzog von Mantua und Markgraf von Montferrat, Vincenzo Gonzaga, und Herzog Karl von Nevers, dessen Sohn, Herzog Karl von Rethel, Vincenzo's Nichte Maria, eine Enkelin Karl's, geheirathet hatte, ergriff von seinen Landen am 17. Jan. 1628 Besitz. Aber die Habsburger wollten nicht zulassen, daß der französische Einfluß in Oberitalien neuen Boden gewanne, und Karl schloß sich, um Rache an Frankreich zu nehmen, ihrer Politik völlig an, was ihm höchst verderblich werden sollte. Spanien unterstützte die Prätensionen des Herzogs von Guastalla, der Kaiser verhing Sequester über das Erbe Vincenzo's, erklärte die Reichslehen Mantua und Montferrat für erledigt und bedrohte Karl von Nevers mit der Reichsacht. Karl trat mit dem Statthalter von Mailand in Verbindung, forderte die Morgengabe seiner Tochter, der Herzogin-Witwe, Maria's Mutter, heraus und drohte, er werde seine Ansprüche an Montferrat mit Gewalt geltend machen. In einem Theilungsvertrage mit Spanien wurde Karl Montferrat zur Hälfte zugesichert und der Herzog, der Richelieu zu sehr mit dem Bürgerkriege beschäftigt glaubte, um ihm zu Gunsten Nevers' in den Weg zu treten, fiel, durch Spanier verstärkt, im Febr. 1628 in Montferrat ein, wo ihm der ausgesprochene Haß des Volks begegnete. Während der Gouverneur Mailands, Gonsalvo Fernandez von Cordova, Casale belagerte, eroberte Karl Alba, Trino, Pontestura und Moncalvo, erregte aber bald das Mistrauen des Gouverneurs; der Kaiser wollte von Karl's eroberndem Auftreten nichts wissen und dieser mußte um so mehr einhalten, als der Marquis von Uxelles 14,000 Soldner für Nevers aus Frankreich herbeiführte. Glücklich hielt Karl diese Mannschaft vom Uebergange über die Alpen nach Italien ab. Unterdessen bekam Richelieu durch die Niederwerfung von La Rochelle freiere Hand und Ludwig XIII. selbst erschien mit 25,000 Mann am 14. Febr. 1629 in Grenoble. Ohne sich durch Karl's Versuch von Unterhandlungen beirren zu lassen und ohne auf seine Weigerung, Spaniens Allianz zu entsagen, falls ihm nicht Mailand, Genua oder Genf von Frankreich geopfert würden, irgend Gewicht zu legen, überschritt der König am 1. März den Mont Genèvre. Karl sandte ihm und Richelieu seinen Sohn Victor Amadeus nach Chaumont entgegen, um durch Besprechungen die nöthige Zeit zur Verstärkung der Befestigungen des Passes von Susa und zum Eintreffen der schleunigst berufenen piemontesischen und spanischen Truppen zu gewinnen, was jedoch Richelieu durchschaute. Karl verweigerte den Franzosen den Durchgang durch den Paß von Susa, den sie mit vollendeter Bravour am 6. März erzwangen; ohne die Aufopferung eines spanischen Offiziers wäre Karl selbst in die Hände der erbitterten Franzosen gefallen. Ludwig XIII. zog in Susa ein, ordnete die Blokade der Citadelle an und erbot sich, Karl als Freund zu behandeln, wenn er sich als solcher bekunde. Karl sah sich zum Nachgeben gezwungen und mit seiner Einwilligung unterzeichnete Victor Amadeus am 11. März in Susa mit Richelieu ein Abkommen, wodurch Karl den Franzosen den freien Durchzug, die Errichtung von Etappenstationen nach Montferrat und die Lieferung von Munition für Casale auf königliche Kosten versprach, die Citadelle von Susa und die Paßfestung einstweilen in die Obhut der Schweizer in Ludwig's Heer überantwortete und hingegen die Stadt Trino mit 15,000 Goldthalern Einkünften gegen Verzichtleistung auf alle weiteren Ansprüche an Montferrat und Herausgabe seiner Eroberungen in diesem Lande empfing; in geheimen Artikeln versprach Karl, binnen vier Tagen Getreide und Wein nach Casale zu liefern, und der König, bis dahin nicht weiter zu marschiren; Karl verhieß im Namen des Gouverneurs von Mailand, die Spanier würden Montferrat verlassen und Karl von Nevers nicht länger behelligen; sollten sie sich dem widersetzen, so würde er seine Waffen mit den französischen vereinigen. Victor Amadeus unterzeichnete einen Entwurf defensiver Allianz zwischen Savoyen, Frankreich, Venedig, Mantua und dem Papste gegen das Haus Habsburg. Freudig ging

Cordova auf diese Beredungen ein und hob die Belagerung von Casale auf. Karl drang nun in Ludwig, ihm in Mailand Entschädigung zu verschaffen und Mailand anzugreifen; Venedig unterstützte sein Begehren, aber Richelieu wollte davon nichts hören. Dies erboste den jähzornigen Herzog derart, daß er an den Bruch des Vertrags mit Frankreich dachte, die Räumung Montferrats in die Länge zog und Spanien ein freundlicheres Gesicht zeigte. Ludwig und Richelieu beobachteten ihn genau, da sie dem verlogenen Manne mit Recht mistrauten, und schickten im April neue Truppen nach Montferrat; nachdem beide nach Frankreich heimgekehrt waren (April und Mai), blieb der Marschall von Créqui mit 6000 Mann in Susa und erklärte Karl, er werde Susa ihm zurückgeben, sobald Philipp IV. sein Abkommen vom 11. März mit Richelieu ratificirt habe. Der Kaiser trat jetzt energisch gegen Nevers auf, schickte ein Heer unter Graf Collalto im September nach Mantua und die Spanier fielen unter Spinola in Montferrat ein, wo sie die Franzosen in Casale zusammendrängten. Collalto begann die Blokade Mantuas, mußte sie aber ausbrechender Seuchen wegen bald aufheben. Der Herzog spielte wieder sein verschlagenes Schaukelspiel und Richelieu verlor einige Wochen Zeit, indem Karl, anstatt sich mit den Franzosen zu verbinden, ihren Marsch aufzuhalten, sich die schiedsrichterliche Rolle über den kriegführenden Parteien zuzuwenden suchte und bei dem Durchzuge der Franzosen durch sein Land hundert Schwierigkeiten machte. Um Savoyen von Spanien loszureißen und Frankreich zuzuführen, bot Richelieu Karl 1630 an, gemeinsam Mailand anzufallen und es ihm zuzuwenden, aber Karl, der Richelieu's Anerbieten nicht für ernst hielt, forderte außer Mailand noch Genua und strebte als sein Ziel an die Schleifung von Casale und die Räumung Graubündens durch die Kaiserlichen, Susas durch die Franzosen.

Im Februar 1630 stieg die französische Armee durch Savoyen und das Dauphiné nach Susa über die Alpen herab, Richelieu hatte 4. bis 8. März in Bussolino Besprechungen mit Victor Amadeus, aus denen er ersah, daß Karl die Franzosen im Montferrat festhalten und der Straßen in ihrem Rücken Herr bleiben wolle, um ihnen Gesetze geben zu können. Mitte März erließ er an Karl ein Ultimatum, sich für Ludwig XIII. zu erklären, sein Contingent mit den Franzosen zu vereinigen, große Vorräthe zu liefern und das verschanzte Lager bei Vegliana zu zerstören, wogegen ihm Aussichten auf Mailand und Genua eröffnet wurden. Karl aber, der Spinola und Collalto um Hülfe angegangen, antwortete, er sei ein Lehnsträger des Reichs und könne sich nicht gegen den Kaiser erklären; seine Verfügungen bewiesen Richelieu evident, daß er gegen Frankreich gesinnt sei; seine Truppen besetzten die Wege der kleinen Dora, seine Unterthanen durften den Franzosen keine Lebensmittel verkaufen und die französischen Münzen wurden discreditirt. Richelieu zog nun in der Nacht zum 18. März alle französischen Truppen, an 23,000 Mann, bei Casalete zusammen, wollte rasch den Weg erzwingen und hoffte, in Rivoli Karl und den Thronfolger aufzuheben, aber Karl erhielt Kunde von seinem Anschlage, eilte mit seinen 15,000 Mann schleunigst nach Turin und wartete hier, freilich umsonst, auf die Franzosen. Diese wendeten sich nach den Alpen und am 23. März ergab sich ihnen Pignerol, am 31. März auch das Schloß daselbst, am 23. März das Fort Perosa, bald waren die Hauptzugänge der dauphinesischen Alpen zu Piemont in ihren Händen, Frankreich besaß die Schlüssel zu Italien. Der Herzog war wie niedergeschmettert, während Frankreich zu neuen Streichen gegen ihn ausholte. Am 12. Mai drangen 20,000 Mann unter den Marschällen von Créqui, von Bassompierre und von Châtillon in Savoyen ein, am 15. capitulirte Chambéry an Créqui, am 17. zog Ludwig feierlich daselbst ein und ganz Savoyen wurde fast ohne Widerstand unterworfen. Bassompierre und Châtillon ergriffen von den Provinzen Besitz, Annecy capitulirte am 23., Rumilly am 24. Mai, Evian am 7., Thonon am 8. Juni. Karl's jüngerer Sohn Thomas suchte sich am Eingange zu Tarentaise mit 11,000 Soldaten zu halten; als ihm aber eine Umgehung durch den Feind drohte, eilte er über den kleinen St.-Bernhard ins Thal von Aosta hinüber. Nur Montmélian widerstand noch den Franzosen. Ludwig XIII. erzwang die Uebergabe der Schlösser im Thale der Isère, nahm am 18. Juni die Stadt Montmélian, blokirte ihre Citadelle und rückte ungeachtet der verheerenden Pest mit dem Gros des Heeres in Maurienne ein, von wo aus Créqui die Piemontesen bedrohte. Créqui durchzog Maurienne und am 6. Juli kamen 10,000 Mann unter dem Herzoge von Montmorency und dem Marquis d'Effiat über den Mont-Cenis nach Piemont; Karl, der mit nahezu 18,000 Italienern, Spaniern und Deutschen bei Vegliana ihre Vereinigung mit dem in Pignerol stehenden Heere unter dem Marschalle de la Force verhindern wollte, wurde in einem glänzenden Kampfe am 10. Juli geworfen und die Franzosen eroberten die Markgrafschaft Saluzzo. So war auch diese theure Eroberung für Karl verloren; er sah seine Staaten in Gefahr, zwischen Spanien und Frankreich erdrückt zu werden, und völliger Auflösung nahe; die Einnahme Mantuas durch die Kaiserlichen tröstete ihn nicht über sein Elend, er dachte an Abdankung, begann an jeder Besserung der Lage zu verzweifeln, erkrankte an einem hitzigen Fieber und starb nach 50jähriger Regierung am 26. Juli 1630 am Schlage in Savigliano. Sein Tod wurde zum Heil seines Hauses. Durch seinen unmäßigen Ehrgeiz und seine Eroberpolitik hatte er die schwersten Zeiten über sein Volk heraufbeschworen, seine Treulosigkeit ihn sprüchwörtlich gemacht. Seine Fehler wogen seine großen Vorzüge nahezu auf.

Vgl. Erdmannsdörffer, Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl von 1619 (Leipzig 1862); Leo, Geschichte der italienischen Staaten (Bd. 5, Hamburg 1832); de Saint-Genis, Histoire de Savoie, (Bd. 2, Paris und Chambéry 1869); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Auflage, Bände 10 und 11, Paris 1865); Muratori, Annali d'Italia etc. (Bände 10 und 11, Rom 1754). *(Arthur Kleinschmidt.)*

c) KARL EMANUEL II., Herzog von Savoyen, Konig von Armenien, Cypern und Jerusalem. Als zweiter Sohn des Herzogs Victor Amadeus I. von Savoyen und der Christine von Frankreich Schwester Ludwig's XIII. am 20. Juni 1634 in Turin geboren, verlor Karl schon am 7. Oct. 1637 den Vater und succedirte am 4. Oct. 1638 seinem älteren Bruder, dem Herzoge Franz Hyacinth auf dem Throne. Seine Mutter führte, wie unter legitimen, die Regentschaft, die ihre Schwäger, der Cardinal Moritz und Prinz Thomas von Savoyen-Carignan, ihr streitig zu machen suchten, zumal Moritz darauf ausging, sich den Herzogshut zuzuwenden. Da ihnen Spanien zur Seite stand, blieb der Regentin keine andere Wahl als sich Frankreich gänzlich in die Arme zu werfen und alle festen Plätze des Landes mit Franzosen zu besetzen; ihre Lage war äußerst kritisch und sie wußte alle Klugheit aufbieten, um sich Feinden wie ihren Schwägern und Spanien, sowie verdächtigen und eigennützigen Freunden wie Frankreich gegenüber ehrenvoll zu behaupten. Frankreich machte ihr bedeutende Vorstellungen, that aber nichts für sie und spielte in Piemont den Herrn; Spanien wollte dies nicht dulden und seine Truppen waren unter dem Vorwande, Piemont vom fremden Joche befreien zu wollen, daselbst eingedrungen; sie schürten die Unzufriedenheit im Volke und stellten Christinens Neigung zu Frankreich als Quelle alles Elends hin; eine ansehnliche Partei glaubte, unter der Regentschaft ihrer Schwager wurde Savoyens Unabhängigkeit von Frankreich besser gewahrt als unter Christine, und viele beargwohnten die legitime Geburt Karl's, während Moritz und Thomas sehr populär waren. Savoyen hielt zu Christine, Piemont aber wurde der Schauplatz der Intriguen gegen sie. Der Cardinal Moritz, der unter ihren Dienern Anhänger hatte, erschien verkleidet in Piemont und wollte sich der Citadellen von Turin und Carmagnola bemächtigen, wurde aber von Christine hieran gehindert und über die Grenze geschafft; das Haupt der antifranzösischen Partei, sein Genosse Pazero, Graf von Cervera, wurde in Turin ergriffen, entkam jedoch. An der Spitze der französischen Partei standen hingegen der Günstling der Herzogin, Graf von Aglie, der Graf von Saint-Maurice und ihr einflußreicher Beichtvater, der Jesuit Monot, ein Todfeind Richelieu's; Monot sprach für eine neutrale Stellung Savoyens zwischen Frankreich und Spanien, die Richelieu's Absichten auf Mailand durchaus zuwiderlief, und Richelieu rastete nicht, bis Christine, um Frankreichs Schutz nicht einzubußen, sich des treuen Dieners beraubt und ihn nach Coni verwiesen hatte. Prinz Thomas eilte nach Mailand und suchte spanische Hulfe gegen Christine nach. Er und Moritz brachten ihrer Ehrsucht die Unabhängigkeit ihres Hauses zum Opfer, forderten Kaiser Ferdinand III. auf, die Vormundschafts- und Regentschaftsfrage zu entscheiden, was keiner seiner Vorgänger je gewagt hätte, und ein kaiserliches Decret vom 6. Nov. 1638 erklärte das Testament Victor Amadeus' I. für ungültig, bezeichnete anstatt Christinens ihre Schwäger als die rechtmäßigen Vormünder Karl's und forderte die Savoyarden auf, die Franzosen zu vertreiben. Moritz und Thomas stießen zu dem spanischen Statthalter Mailands, Marchese de Leganez, fielen mit ihm in Piemont ein, wo sich viele Städte für sie erhoben, andere von den Spaniern genommen wurden, und drangen bis in die Gegend von Turin vor, wo sich der Cardinal von La Valette mit Mühe behauptete. Am 17. März 1639 schlossen sie mit Leganez den unwürdigen Vertrag von Marignano, wonach die mit Waffengewalt eroberten Plätze in Piemont spanische Besatzung erhalten und nur die, welche freiwillig übergehen wurden, ohne solche in ihren Händen bleiben sollten, bis der allgemeine Friedensschluß entscheide, wem die sämmtlichen Plätze gehörten; die oberste Gerichtsbarkeit, die Erhebung der Staatseinkünfte und alle Verwaltungsgeschäfte sollten einstweilen den Prinzen als Vormündern zustehen. So war Piemont dem Hause Habsburg ausgeliefert. Im März ließ Leganez Cencio in den Langhe angreifen, lockte La Valette mit den Franzosen und den Marchese Villa mit den Savoyarden dahin und bot den Prinzen die erwünschte Gelegenheit, gegen Christine frei operiren zu können. Die Spanier schlugen La Valette und Villa zurück; Christine rief diese, von den Prinzen bedrängt, nach Turin heim, Cencio capitulirte an die Spanier und die Lage der Regentin wurde immer bedenklicher. Sie rief in beredten Worten am 17. April die Hulfe ihres Bruders für sich und ihre Kinder an und sandte, da ihr Turin zu unsicher dünkte, ihren Sohn und seine Schwestern nach Chambéry, später nach Montmélian, was die Erbitterung der Turiner erhöhte. Während die Prinzen erobernd vordrangen, schloß ein kaiserliches Decret vom 18. Mai Christine formell von der Regentschaft aus, übertrug sie den Prinzen, erklärte alle Regierungsacte seit dem Tode Victor Amadeus' I. für nichtig und jeden für einen Majestätsverbrecher, der Christine Gehorsam leiste. Die Prinzen publicirten diesen Erlaß frohlockend und befahlen allen Civil- und Militärbeamten, in Person die Bestätigung in ihren Aemtern bei ihnen nachzusuchen. Christine bestürmte Ludwig XIII. und Richelieu fortwährend um Hulfe; Richelieu aber wollte diese nur leisten, wenn die Alpenplatze in der Nachbarschaft von Pignerol und die zwischen Pignerol und Casale als Stationen liegenden Punkte Frankreich verpfändet würden. Um dieses Ziel leichter zu erreichen, bestach er Christinens Räthe außer dem unbestechlichen Grafen Philipp von Aglie, der im Staatsrathe entschieden gegen Richelieu's Begehren sprach; Richelieu forderte deswegen seine Entfernung vom Hofe, aber Christine hielt noch an dem treuen Diener fest. Sie theilte ihren Schwägern das Ansinnen Frankreichs mit, um durch einen Ausgleich die gefährliche Hülfe Frankreichs entbehrlich zu machen; da aber die Prinzen auf keinen Vergleich eingingen, blieb ihr keine Wahl mehr und sie mußte durch den Vertrag vom 1. Juni den Franzosen für die Dauer des Kriegs gestatten, Savigliano, Carmagnola und Cherasco mit Besatzung zu belegen; ihrem Sohne verblieben Oberbefehl, Civilverwaltung und Rechtspflege daselbst. Der König versprach, nicht eher mit Spanien Frieden zu schließen, als bis alle von den Spaniern besetzten savoyischen Plätze

nebst Vercelli Karl zurückgegeben wären, und verzichtete im voraus auf jede Entschädigung für die ihm aus der Vertheidigung von Carmagnola, Cherasco und Savigliano erwachsenden Unkosten. Insgeheim wurde noch verabredet, daß der König nur seiner Schwester, ihrem Sohne Karl, dessen Schwestern und Nachkommen gegenüber zur unentgeltlichen Zurückgabe dieser drei Plätze verpflichtet sein, die Prinzen Moritz und Thomas als Feinde Frankreichs von dieser Vergünstigung ausgeschlossen sein und die von ihnen, falls sie zur Succession kämen, an Frankreich zu leistenden Geldentschädigungen Christine und ihren Töchtern zufallen sollten. Bevor Verstärkungen aus Frankreich eintrafen, nahm Thomas am 14. Juni Santia, Moritz aber eine lange Reihe von Städten. Als aber der Herzog von Longueville 6000 Mann aus dem Dauphiné herbeiführte, fiel Chivasso in seine Hände und wurde trotz der Capitulation schauderhaft mishandelt. Vergebens griffen Parteigänger der Prinzen die waldenser Thäler an; während der größte Theil der Katholiken Piemonts untreu wurde, standen die Waldenser treu bei Christine und Karl und vertheidigten sich muthig. Die Franzosen unter La Valette und Longueville, die Savoyarden unter den Marchesen Villa und Pianezza eroberten rasch einige Plätze wieder, mußten aber die Belagerung des Cardinals Moritz in Coni abbrechen, weil sie in Turin nöthig waren. Thomas beabsichtigte nämlich einen Ueberfall Turins und spann dort geheime Einverständnisse mit Bürgern und Soldaten an. Mit Leganez vereinigt, überfiel er in der Nacht vom 26.—27. Juli Turin und brachte es rasch in seine Gewalt; kaum konnte sich die Regentin mit ihrem Ministerium und Hofhalte, einigen Papieren und Juwelen in die Citadelle retten, wohin ihr savoyische Offiziere Bahn brachen. Seine habgierige Umgebung verleitete Thomas, Einkerkerung, Verbannung und Confiscation über die Anhänger Christinens in Turin zu verhängen; mit Leganez aber, der mit seinem Heere in Turin einzog, kam er wegen dessen dreister Ansprüche früh in Differenzen, was die Eroberung der Citadelle von Turin verzögerte. Ohne jede Bequemlichkeit und ohne genügende Lebensmittel, konnte Christine nicht hier bleiben; sie mußte die Citadelle den Franzosen überlassen, die sie stark besetzten, und flüchtete unter französischem Geleite nach Susa, während der höchste Gerichtshof in Turin sie der Regentschaft entkleidete. Ein Waffenstillstand zwischen Thomas und Leganez einerseits, Christine und den Franzosen andererseits unterbrach am 24. Aug. die Feindseligkeiten bis zum 24. Oct., der Cardinal Moritz trat demselben nicht bei und eroberte Nizza und Villafranca. Während der Waffenruhe versahen die Franzosen die Citadelle Turins reichlich und sogen mit den Spaniern um die Wette Piemont aus. Von Montmélian, wohin sich die Herzogin zu Karl begeben hatte, unterhandelte sie vergeblich mit Thomas wegen einer Aussöhnung und sah sich genöthigt, auch in die Castelle von Susa, Cavour und Avegliana französische Besatzung aufzunehmen. Hiermit noch nicht zufrieden, verlangte Richelieu, es solle auch in das uneinnehmbare Montmélian französische Besatzung gelegt, der junge Herzog aber und seine Schwestern in Frankreich mit dem Dauphin erzogen werden, angeblich um sie den Gefahren des Bürgerkriegs zu entziehen. Allein Christine und Graf Aglie befürchteten, Richelieu wolle auf diese Art die Einverleibung Savoyens und Nizzas in Frankreich einleiten, und waren gewillt, niemals zuzustimmen. Ludwig XIII. entbot Christine zu sich nach Grenoble, sie aber schlug hier seine Forderungen ebenso entrüstet wie bestimmt ab; Richelieu versuchte umsonst, Aglie durch Schmeicheln und Drohen gefügig zu machen. Um nicht eingekerkert zu werden, entfloh der Graf nach Montmélian, und ohne in die ihr zugemutheten Opfer zu willigen, kehrte Christine misvergnügt und entschlossen, sich bis aufs Blut zu vertheidigen, ebendahin zu Karl zurück.

Der neue Oberbefehlshaber der Franzosen in Italien, Graf Harcourt, nahm am 30. Oct. Chieri und zog sich im Angesichte der vierfach stärkeren Heere Leganez' und Thomas', meisterhaft nach Crescentino zurück. Indessen die Truppen in den Winterquartieren lagen, unterhandelten Frankreich, Spanien, Christine und die Prinzen wegen eines Vergleichs, konnten aber zu keiner Einigung kommen, da jeder die andern übervortheilen wollte. Im J. 1640 war es Leganez vor allem um die Erwerbung von Casale zu thun, weshalb er in Piemont die Prinzen nicht genügend unterstützte, denen die Einnahme der turiner Citadelle weit mehr am Herzen lag. Als er aber Casale umschlossen hatte und sich bereits für den Sieger hielt, eilte Harcourt auf geflügelten Sohlen herbei, vertrieb ihn am 29. April trotz seiner numerischen Ueberlegenheit aus allen Verschanzungen, entsetzte Casale und jagte die Spanier unter enormen Verlusten über den Po. Nun begann er die Belagerung des von Thomas vertheidigten Turin, schloß es am 16. Mai von allen Seiten ein und nach einer wechselvollen Belagerung von $4^1/_2$ Monaten fiel Turin am 22. Sept. in Harcourt's Gewalt; Thomas durfte mit dem Reste seiner Truppen nach Ivrea abziehen. Die Franzosen besetzten Turin, wo Christine mit Gepränge und unter Jubelgeschrei des wetterwendischen Volkes am 19. Nov. einzog. Anfangs mild, verfolgte sie bald den Anhang der Prinzen und opferte Richelieu ihren besten Rathgeber Aglie feige auf, sodaß er bis 1642 im Kerker von Vincennes schmachtete. Richelieu behandelte Savoyen wie eine französische Provinz und verfügte über die piemontesischen und savoyischen Truppen, wie wenn es seine eigenen wären; der französische Obergeneral spielte den Gebieter Christinens. Andererseits traten die Spanier in Piemont wie in einem eroberten Lande auf und verletzten vielfach Thomas und Moritz. Der schlaue nach Turin entsandte Mazarin suchte die Prinzen zur Aussöhnung mit Christine und Frankreich zu vermögen; sie aber stellten zu unbillige Forderungen, Thomas ließ sich durch die Preisgebung des Leganez von neuem bei Spanien festhalten, wurde aber von dessen Nachfolger in Mailand, Graf Siruela, nicht wirksamer unterstützt. Am 6. März 1641 eroberten die Franzosen Moncalvo, verloren es aber bald wieder, Ivrea widerstand ihnen, und während Thomas und Siruela Chivasso nicht nehmen konnten, fielen Ceva und Mondovi in die Gewalt der

Piemontesen unter Villa und Pianezza. Nachdem Villa die Plätze um Gent weggenommen hatte, begann Harcourt die Belagerung von Gent selbst und der hochwichtige Platz capitulirte am 15. Sept. Die Franzosen gaben Gent, Lemente und Revel an die Regentin zurück doch mußte sie in die Schleifung der Befestigungen Revels willigen. Immer deutlicher erkannten die Prinzen die unchristliche spanische Politik, die am Ruin des Hauses Savoyen arbeitete; das Auftreten Siruela's und der Truppen konnte ihnen keinen Zweifel mehr lassen; Siruela übte in den von den Spaniern besetzten Gebieten alle Hoheitsrechte im Namen des Königs aus, verlangte für ihn sogar den Treueid vom Volke und verbot den Gemeinden, an die prinzlichen Beamten Abgaben zu entrichten. So durften Mazarin und der französische Gesandte, von Aiguebonne, jetzt hoffen, mit ihrem Versuche, einen Ausgleich der Prinzen mit Christine herbeizuführen, glücklicher zu sein. Die Prinzen wiesen die spanischen Besatzungen aus Nizza und Ivrea, und nach langwierigen Verhandlungen beendete der turiner Vertrag vom 14. Juli 1642 zwischen Christine und den Prinzen den Bürgerkrieg. Christine behielt die Vormundschaft über ihre Kinder und die Regentschaft in Savoyen und Piemont, die Prinzen durften nach Belieben den Staatsrathssitzungen beiwohnen und bei wichtigeren Fragen sollte ihre Mitunterschrift erforderlich sein; Moritz wurde Generalstatthalter Karl's in der Grafschaft Nizza, Thomas in den Provinzen Ivrea und Biella, zu deren Schutz er 3000 Soldaten halten durfte; alle sonstigen Civil- und Kriegsbeamten waren aus den Landeskindern von der Regentin zu ernennen; alle eingezogenen Güter sollten restituirt und alles Geschehene vergeben werden. Die Prinzen schworen, sich ganz von Spanien zu lösen und Frankreich nebst Karl zu dienen; Ludwig XIII. versprach, die von den Franzosen seit dem Tode Victor Amadeus' besetzten Plätze in Piemont auszuliefern, sobald die Spanier Piemont völlig geräumt hätten. Dem jungen Karl sollte nochmals Treue geschworen werden; sturbe er kinderlos, so sollten ihm Moritz, resp. die nach diesem berechtigten Prinzen succediren. Moritz sandte den rothen Hut zurück und heirathete mit 50 Jahren am 21. Sept. Christinens vierzehnjährige Tochter Louise Maria, doch blieb die Ehe kinderlos. Trotz dieses Vergleichs blieb das Mistrauen Christinens gegen ihre Schwager lebendig, zumal das pariser Cabinet letztere zu begünstigen schien, und die Parteien der Madamisti und Principisti lebten im Volke fort, ohne jedoch neuen Krieg zu entflammen. Die Prinzen stießen zu dem französischen Heere, mit dem sie gegen Spanien kämpften. Franzosen und Piemontesen nahmen Crescentino, Verrua, Nizza della Paglia und Acqui im Herbste 1642 und drangen im Mailändischen ein, nahmen die Stadt und am 25. Nov. die Citadelle Tortona in Besitz. Thomas wurde von Frankreich mit dem Fürstenthume Tortona belehnt, doch verlor er Tortona schon am 16. Mai 1643 wieder an die Spanier unter Siruela. Der König machte ihn zum französischen Oberbefehlshaber in Italien, was das Mistrauen der Herzogin-Regentin gegen ihn steigerte. Nach dem Tode Ludwig's XIII. unterwarf Villa am 12. Juli 1643 Villanueva d'Asti wieder der Regentin von Savoyen und Thomas wurde am 24. Sept. der Festung Trino Meister; Asti mußte französische Truppen aufnehmen. Die Gesahren des Kriegs schienen Christine jetzt bedeutend gemildert und sie übte den jungen Herzog, dessen Erziehung in hohem Grade vernachlässigt war, 1644 aus Montmélian wieder nach Piemont; da aber in Turin französische Garnison lag, nahm sie mit ihm in Fossano Residenz, welcher Platz gegen Frankreich große Popularität erzielte. Graf Aglie verließ den Kerker von Vincennes und gewann wieder auf Christinens Entschlüsse mächtigen Einfluß. Piemont erfreute sich noch keines Friedens, einzelne feste Plätze waren noch in den Händen der Spanier, die sogar manchmal erobernd vordrangen. Thomas entriß ihnen das Castell Ponzone, am 6. Sept. 1644 Santia und nahm die von ihnen überrumpelte Citadelle von Asti am 30. Sept. wieder. Christine unterhandelte mit Frankreich, um die von den Franzosen in Piemont besetzten Plätze wieder zu erhalten; Mazarin ging darauf ein und am 3. April 1645 kam zwischen der Roman-Regentin Anna und Christine der Vertrag von Valentino zu Stande, der die früheren Verträge beider Staaten bestätigte und bestimmte, Carmagnola, Asti, Demonte und Lauset sowie die Stadt Turin sollten von den französischen Truppen geräumt und Christinen für Karl zurückgegeben werden, nur die Citadelle von Turin, Verrua, Santia und Savour noch französische Garnison behalten. Sobald Turin geräumt war, kehrten Karl und Christine unter endlosem Jubel des Volks am 11. April 1645 dahin zurück.

Thomas, der Geld und Verstärkungen aus Frankreich erhalten hatte, ging über die Sesia, eroberte die Stadt und am 15. Sept. das Castell Vigevano, gewann unter steten Gefechten mit den Spaniern den Rückzug nach Piemont, verlor aber am 16. Jan. 1646 Vigevano an sie. Der mailandische Statthalter drang in Piemont ein, eroberte Acqui, nahm am 17. Aug. 1646 Ponzone zurück, und während Thomas mit einer französischen Flotte die Eroberung des Stato degli Presidi versuchte, ging Nizza della Paglia 1647 an jenen über. Der eigentliche Schauplatz des spanisch-französischen Kriegs um Italien wurden aber jetzt Lombardei und Neapel. Die Prinzen hielten den Bund mit Christine schlecht, Thomas besonders intriguirte unaufhörlich, um die Herrschaft über den jungen Herzog zu erlangen. Im J. 1647 machten Mönche auf das Leben der Regentin und Karl's ein Complot, dem die Prinzen nicht fremd gewesen zu sein scheinen, dasselbe wurde aber entdeckt und im Dunkeln ereilte die Gerechtigkeit ihre Opfer. Mit dem 20. Juni 1648, an dem Karl sein vierzehntes Jahr vollendete, sollte er nach dem Hausgesetze die Regierung übernehmen. Seine Oheime beabsichtigten, sich mit Hülfe des pariser Cabinets der Leitung des ganz unselbständigen Jünglings zu bemächtigen; Christine aber durchschaute sie, und während Thomas in Neapel kämpfte, verließ sie unter dem Vorwande einer Jagdpartie Turin, nahm durch einen Handstreich am 19. Juni 1648 Besitz von Ivrea, wo sie Ein-

verständnisse angeknüpft hatte, und beraubte Thomas seiner Generalstatthalterschaft. Vor zahlreicher Versammlung legte sie am 20. Juni in Ivrea die Regierung in Karl's Hände nieder, doch trat Karl sie nur dem Namen nach an, bis zu ihrem Tode (1663) behielt die Mutter den größten Einfluß auf alle Angelegenheiten. Von Ivrea aus erhielten die savoyisch-französischen Truppen Befehl, zur Offensive vorzugehen, am 29. Juni wurde das spanische Lager erstürmt, aber der Einfall in die Lombardei scheiterte und von der Belagerung Cremonas mußten die Truppen gedemüthigt abziehen. Im Westfälischen Frieden von 1648 wurde verfügt, daß die Streitigkeiten zwischen den Herzogen von Savoyen und von Mantua wegen Montferrats durch Intervention des Kaisers und des Königs von Frankreich definitiv geregelt würden, Pignerol aber in aller Form an Frankreich abgetreten.

Die Spanier machten nach wie vor Einfälle in Piemont. Im September 1649 überrumpelte der mailändische Statthalter, Marchese von Caracena, Ceva, konnte aber das dortige Castell nicht nehmen; 1651 nahm er Castigliola, dessen Befestigungen er schleifen ließ, und drang bis Moncalieri vor, um Karl und Christine einen Vergleich mit Spanien abzupressen. Prinz Thomas, der noch immer die französischen Truppen in Piemont commandirte, befürchtete, Christine sei in geheimem Einvernehmen mit Caracena, der die turiner Citadelle nehmen wolle; darum sandte er rasch französische Mannschaft nach Turin, bei deren Nahen Caracena den Rückzug antrat. Christine aber lehnte jeden Vergleich, den ihr Caracena anbot, entschieden ab. Frankreich konnte innerer Unruhen wegen Savoyen nicht unterstützen; dies erleichterte Caracena im Mai 1652 die Eroberung der wichtigen Festung Trino, Crescentinos und des Castells Masino, worauf er den Landstrich zwischen Dora und Po verwüstete, in Montferrat einfiel und Casale eroberte. In Frankreich befürchtete man, wegen des Waffenglücks der Spanier werde sich Savoyen auf ihre Seite stellen, und um dessen Regierung bei Frankreich festzuhalten, gab die französische Regierung ihr 1653 die Citadelle von Verrua zurück. Im J. 1655 sandte Karl seine und französische Truppen unter Thomas dem von Spanien bekriegten Herzoge von Modena zu Hülfe, aber die Unternehmung scheiterte, Thomas starb im Januar 1656. Mazarin's Absicht, seine Nichte Maria Mancini an Karl zu verheirathen und ihn ganz in das französische Interesse zu ziehen, schlug fehl; Graf Aglie erklärte ihm kurzweg, sollte dies möglich sein, so müsse Maria in ihrer Schürze Genf, Waadt und Wallis mitbringen.

Die Waldenser oder Barbetti in den Thälern von Lucerna, San-Martino, Angrogna und Perosa waren längst durch die Schmälerung ihrer Gewissensfreiheit gereizt, und da sie den größten Theil des herzoglichen Heeres in der Lombardei beschäftigt sahen, hielten sie den Moment für besonders günstig, um sich mit den Waffen freie Ausübung ihrer Religion zu erzwingen; sie verfolgten die Mönche und erlaubten sich Verhöhnungen der herrschenden Kirche. Karl und seine Mutter sandten die Marchesen Villa und Pianezza mit zahlreicher Mannschaft gegen sie aus und befahlen ihnen mitten im Winter, binnen drei Tagen bei Vermeidung der Todesstrafe alle Orte zu verlassen, die nicht in den drei obern waldenser Thälern lagen. Ihr Elend jammerte ihre Genossen in den Hochalpen derart, daß sie zu den Waffen eilten und die Hülfe Genfs und der schweizer Protestanten anriefen. Karl und Christine ließen hingegen die Truppen furchtbar unter ihnen hausen; ihre Dörfer und Felder wurden verheert und geplündert, ein Krieg mit Feuer und Schwert gegen sie geführt. Zwanzig Monate währte das Gemetzel, ganze Scharen von Banditen wurden unter Pianezza gegen die Waldenser losgelassen, die sich heldenhaft unter einem Janavel und Jahier schlugen, aber bei diesem „blutigen Ostern" von 1655 beinahe aufgerieben wurden. Ein Schrei der Entrüstung durchtönte das protestantische Europa; in Holland, Deutschland und der Schweiz wurden Proteste gegen die schmachvolle Haltung des turiner Cabinets laut; Cromwell erhob drohend seine gefürchtete Stimme, entflammte die protestantische Welt gegen Karl, sandte den Waldensern 2000 Pfd. Sterl. aus seiner Schatulle, schrieb Bettag und Collecte für sie aus und übte so lange einen Druck auf Mazarin, bis dieser sich verpflichtete, ihnen in Turin zu ihrem Rechte zu verhelfen. Mazarin und der französische Gesandte Servien erwirkten in der That die Uebereinkunft zu Pignerol vom 18. Aug. 1655, worin Karl den Waldensern Generalamnestie bewilligte und die freie Ausübung der calvinistischen Lehre in den Thälern, in denen früher Gewissensfreiheit gewaltet hatte, von neuem gestattete. Aber die Bedrückungen der Waldenser hörten hiermit nicht auf; im J. 1663 und 1664 kam es zu neuen Greueln und Blutscenen; die Milizen von Maurienne, Piemontesen, ungarische und bairische Söldner wurden nacheinander gegen die Waldenser losgelassen und hausten grauenhaft, bis Frankreich am 3. Febr. 1664 abermals eine Amnestie herbeiführte. Der wackere Graf von Brichanteau wurde an die Spitze der waldenser Gebiete gestellt und führte geordnete und friedliche Zustände zurück.

Im Juli 1658 gelang es Villa, die Spanier aus Trino zu vertreiben, und Karl behielt diese Festung, so sehr auch Herzog Karl II. von Mantua sie als sein Eigenthum reclamirte. Auf die Verwendung des Herzogs von Modena in Paris hin wurde die turiner Citadelle von den französischen Truppen geräumt und am 10. Febr. 1657 Karl übergeben. Christine fühlte, daß Frankreich die Allianz Savoyens Spanien gegenüber von Werth sei, und ließ der Königin-Regentin Anna und Mazarin erklären, Savoyen werde neutral bleiben, wenn nicht Ludwig XIV. ihre Tochter heirathe. Beide Höfe gaben sich in Lyon im November 1658 ein Rendezvous, aber Ludwig fand keinen Gefallen an Margarethe von Savoyen und zog ihr eine spanische Infantin vor; erbittert kehrten Karl, Christine und Margarethe nach Turin heim. In den Pyrenäischen Frieden vom 7. Nov. 1659 wurde der Herzog von Savoyen miteingeschlossen; der König von Spanien verpflichtete sich, ihm Vercelli und Cencio in den Langhe wiederzugeben; um den Streit mit Mantua wegen Montferrats zu beenden, sollte der Vertrag von

Genfer von 1603 vergessen und Karl Ernst zugetheilt werden; ein abermaliger Spruch schlichte den alten Streit über die Mitgift der Infantin Katharina (s. Karl Emanuel I. von Savoyen) regeln; Frankreich werde der Prinz von Piemont garantiren. Als 1659 in Herzog Heinrich die Nebenlinie Savoyen-Nemours erlosch, vereinigte Karl ihre Provinzen Genevois, Faucigny und Beaufort wieder mit seinem Staate.

Anstatt die Wunden seines durch den langen Krieg blutenden Volks mit Umsicht und Sparsamkeit zu heilen, erschöpfte Karl die Kräfte desselben im Interesse seiner Prachtliebe. Eine Reihe kostspieliger Bauten wurde aufgeführt, unter andern der königliche Palast, die Kapelle des heiligen Schweißtuches, die Venaria, der Palast Carignan, das Adelscollegium und mehrere Kirchen in Turin; Miraflori und Rivoli wurden ausgebaut, Valentino verschönert. Die Festung in Montmélian wurde bedeutend verstärkt. Zur Beförderung von Handel und Verkehr wurden wichtige Straßen angelegt, mit ungeheuern Kosten und Anstrengungen die bequeme und sichere Straße des Passes Les Échelles 1670 geschaffen, die allgemeine Bewunderung erregte. Karl beförderte Wissenschaften und Künste, suchte durch ihren Einfluß sein Volk zu veredeln, errichtete in Turin eine literarische Gesellschaft und eine Malerakademie und zog die bedeutendsten Gelehrten und Künstler dahin. Seine Mutter hielt ihn von der Regierung möglichst fern, verführte ihn zu Ausschweifungen, die seinen Körper entnerven, seinen Geist schwach und fügsam machten. Sie vermählte ihn 1663 mit Franziska Magdalena von Orleans, einer Tochter des Herzogs Gaston (geb. 15. Oct. 1648), die am 6. Mai in Turin einzog, aber schon am 14. Jan. 1664 starb, worauf er am 20. Mai 1665 Maria Johanna Baptista, eine Tochter des verstorbenen Herzogs von Nemours aus dem Hause Savoyen (geb. 11. April 1644), heirathete, die ihm einen Sohn, Victor Amadeus (II.), gebar. Sein natürlicher Sohn, Marchese Karl de Sales, fiel 1707 vor Toulon. Auch nach dem Tode seiner Mutter (27. Dec. 1663) zeigte der Herzog wenig Befähigung zur Regierung; gewohnt, sich stets nach fremden Rathschlägen umzusehen und zu richten, wurde er die Beute seiner Günstlinge; je gewagter und thörichter ihr Rath war, um so lieber befolgte er ihn.

Seit Victor Amadeus I. 1633 einen Tractat des Jesuiten Monot über den seinem Hause gebührenden Königstitel in Turin hatte drucken lassen, war Venedig wegen der darin entwickelten Ansprüche Savoyens auf Cypern und verschiedener Anzüglichkeiten verletzt und auf sehr gespanntem Fuße mit den Herzogen; umsonst bemühten sich Frankreich und die Curie zu vermitteln. Aus Friedensliebe ließ sich Karl durch Pianezza bestimmen, 1662 Monot's Buch zu unterdrücken und die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Venedig wurden wieder eröffnet. Im J. 1665 unterstützte er die Republik im Türkenkriege auf Candia mit zwei Regimentern, gestattete auch Villa und vielen andern Adeligen, in venetianische Dienste zu treten; freilich rief er, bevor der Krieg zu Ende war, sie alle wieder heim und erneuerte die Ansprüche auf Cypern. Im übrigen nahm er wenig Antheil an den italienischen Angelegenheiten und spielte die unbedeutende Rolle, zu der ihn Ludwig XIV. verurtheilte. Zur catalanischen Armee ließ er 3000 savoyische Schützen stoßen. Ludwig war sein Ideal und er fügte sich oft seinem Willen, wofür ihm freie Hand gegen Genf gelassen wurde. Die Genfer und Karl hatten einander manchen Streich gespielt, und während erstere protestirten, erklärte er den Vertrag von Saint Julien von 1603 für zerrissen. 4000 Piemontesen überschritten den Mont-Cenis, ein Edict verfügte die Massenaushebung der ländlichen Miliz. Genf rief die Hülfe Zürichs und Berns an, aber die katholischen Cantone verhinderten deren Intervention; der Marchese de Sales hetzte Karl immer mehr gegen Genf auf, dem nichts übrigblieb, als seine Syndici mit Entschuldigungen nach Turin zu senden. Karl ahmte Ludwig XIV. nach, verweigerte den Gesandten acht Monate hoffärtig den Zutritt, bis auf die Vermittelung Frankreichs hin im Mai 1669 in Chambéry Conferenzen begannen. Genf trat ihm Corsinge ab und willigte in eine Grenzberichtigung, die freilich die Aussaat neuer Zerwürfnisse werden sollte; dabei blieb die Stadt beständig auf der Hut vor neuen Angriffen und ließ sich in der Folge nicht überraschen. Als Mazarin Karl Genf angeboten, wenn er dafür die Grafschaft Nizza an Frankreich abtrete, hatte ihn der Herzog zurückgewiesen.

Wie mancher seiner Vorfahren sann Karl auf Genuas Eroberung; als Vorwand zum Kriege dienten Grenzstreite und Räubereien zwischen den Bewohnern des savoyischen Conova und des genuesischen Rezzo. Er wollte Genua überrumpeln und ein piemontesischer Priester suchte ihm in Savona eine Partei zu bilden. Der zu Karl geflüchtete, wegen Verbrechen exilirte Genueser Rafaele della Torre dachte sich mit Banditen der Stadt Genua zu bemächtigen, deren Thore ihm Spießgesellen öffnen würden, und stellte Karl das Gelingen des elenden Anschlags als selbstverständlich hin; Karl's Günstling, Baron Levaldis, sprach in demselben Sinne, und der 24. Juni 1672 war zum Tage des Ueberfalls bestimmt. Karl zog ein starkes Heer unter dem Grafen Catalano Alfieri und dem Marchese Livorno in Salicetto zusammen und suchte lügnerisch den Argwohn Genuas abzulenken. Aber ein Mitverschworener verrieth am 22. Juni Torre's Plan dem Senate der Republik; der Senat sandte sofort Verstärkung nach Savona und rüstete. Torre entfloh, die Savona bereits nahe gekommene piemontesische Armee trat am 26. Juni den Rückzug an, auf dem sie sich der Brücke von Nava und des Städtchens La Pieve bemächtigte. In Manifesten warfen beide Theile einander alles Unrecht vor. Karl schickte seinem Heere Geld und Zuzug, Genua warb viele Corsen an und bewaffnete seine Bauern; selbst Banditen wurden von beiden Seiten losgelassen. Die Piemontesen eroberten, nachdem sie das Castell Rezzo demolirt, das für Piemont hochwichtige Pornasio, erstürmten am 18. Juli die Brücke von Pieve und eröffneten sich hierdurch nebst der Einnahme von Mozzo und Vezasco den Weg zur Meeresküste. Da Alfieri und Livorno untereinander haderten, sandte Karl Gabriel

von Savoyen mit großen Verstärkungen als Oberfeldherrn zum Heere; dieser aber legte durch zwecklose Zweitheilung der ganzen Armee den Grund zu dem Mislingen des Feldzugs. Der kluge Corse Restori verhinderte nicht nur seine Wiedervereinigung, sondern schlug auch die von Gabriel geführte Abtheilung am 25. und 28. Juli und zwang ihn, im Reichslehen Stananello eine Zuflucht zu suchen. Von hier ging Gabriel nach Oneglia zurück, wo er die Garnison verstärkte, und nur durch eine Kriegslist glückte es ihm, Piemont zu erreichen. Die andere Abtheilung unter Alfieri hatte Castelvecchio und Zuccarello besetzt und sich am 26. Juli in Chiusano gelagert, wo sie umsonst auf Gabriel wartete; Alfieri verbrannte schließlich Chiusano und ging am 3. Aug. nach Zuccarello zurück, um den Rückzug nach Garessio einzuleiten. Aber Restori schloß ihn in Castelvecchio ein, wo es ihm an allem gebrach, und mehrere Versuche, durchzubrechen, kosteten Alfieri ungeheure Opfer; als er wie durch ein Wunder mit 250 Mann nach Garessio entrann, mußten sich 1300 Mann in Castelvecchio ergeben. Feige überlieferte der Befehlshaber am 15. Aug. Oneglia den Genuesen. Karl ließ seine blinde Wuth an Alfieri aus, stellte ihn und Livorno vor ein Kriegsgericht, und während letzterer nach Frankreich entfloh, starb Alfieri aus Gram im Kerker. Karl hob neue Truppen aus, bald eroberten die Genuesen, bald die Piemontesen kleine Plätze im Küstengebiete, bis sich Ludwig XIV., den Karl um Hülfe gebeten, einmischte. Karl und Genua wurden, ersterer höflicher, die Republik herrisch, aufgefordert, die Waffen niederzulegen und mußten sich fügen. Nachdem die Piemontesen in Oneglia eingerückt waren, welches die Genuesen geräumt hatten, gaben beide Theile gegenseitig ihre Eroberungen heraus, wechselten die Gefangenen aus und stellten die Entscheidung ihres Streits Ludwig XIV. anheim. Dieser entschied am 18. Jan. 1673 im Frieden von Saint-Germain-en-Laye dahin, die Ansprüche auf Entschädigung für die Kriegskosten seien beiderseitig aufzugeben, der frühere Verkehr der beiderseitigen Unterthanen wiedereinzuführen, der Waffenstillstand in einen Frieden zu verwandeln, und die noch schwebenden Streitigkeiten sollte die Universität Ferrara schlichten. Mit großer Liebe hingen seine Unterthanen an Karl, der gütig, herablassend und freigebig waltete. Als er sein Ende nahe fühlte, ließ er die Thore des Palastes öffnen, damit ihn sein Volk sterben sehen und er sich des Anblicks seiner geliebten Piemontesen erfreuen könne. Der schwache Herzog starb in Turin am 12. Juni 1675 und seine Witwe übernahm die Regentschaft für seinen Sohn.

Vgl. Muratori, Annali d' Italia (Bd. 11, Rom 1754); Botta, Storia d'Italia (Bde. 5 u. 6, Paris 1837); Leo, Geschichte der italienischen Staaten (Bd. 5, Hamburg 1832); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Auflage, Bände 11—13, Paris 1865); Gallenga, History of Piedmont (Bd. 3, London 1855); De Saint-Genis, Histoire de Savoie (Bd. 2, Paris und Chambéry 1869).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

XXII. Karl: Herzoge von Mantua.

a) KARL I., in der Reihe der Herzoge von Mantua der achte (1628—1637), geb. 1576, war nach dem Erlöschen der männlichen Hauptlinie des Hauses Gonzaga (s. diesen Art.) zum Besitze von Mantua und Montferrat gelangt, jedoch unter schwierigen und höchst verwickelten Verhältnissen.

Sein Vater Lodovico Gonzaga, ein jüngerer Bruder der Herzoge Francesco III. (1540—1550) und Guglielmo (1550—1587) von Mantua und Montferrat, hatte in Frankreich durch seine Vermählung mit der hinterlassenen Tochter des Herzogs von Nevers die Herzogthümer Nevers und Réthel erheirathet. In diesen französischen Besitzungen war Karl seinem Vater nachgefolgt (1585) und hatte durch seine Gemahlin, Katharina von Lothringen, auch noch das Herzogthum Mayenne erworben.[1])

Da nun mit dem Tode des kinderlosen Herzogs Vincenzo II. (1626—1627) von Mantua und Montferrat die männliche Hauptlinie des Hauses Gonzaga erlöschen mußte, so war Karl von Nevers als Enkel Federigo's II. (1519—1540), des ersten Herzogs von Mantua, der seit 1536 auch Montferrat zuerst besessen hatte, unzweifelhaft der nächstberechtigte Erbe dieser italienischen Staaten und suchte seine Rechte durch Verträge mit Vincenzo sicher zu stellen, der ihn auch testamentarisch zum Erben und Nachfolger erklärte.[2]) Auf die Kunde von Vincenzo's bedenklichem Gesundheitszustande sandte daher Karl von Nevers sofort seinen Sohn, den Herzog Karl von Réthel, nach Mantua, der noch in den letzten Lebensaugenblicken Vincenzo's dort anlangte und, um die Rechte der weiblichen Linie auf die Nachfolge in Montferrat mit den Rechten seines Vaters auf das Herzogthum Mantua zu vereinigen, in der nämlichen Nacht, in welcher Vincenzo noch starb (25/26. Dec. 1627), dessen Nichte Maria, die Tochter des früheren Herzogs Francesco IV. (1612) heirathete.

Sonstige Prätendenten auf die mantuanische Erbschaft waren:

1) Don Ferrante (Ferdinando) Gonzaga, Herzog von Guastalla, der seine Ansprüche auf die Nachfolge in Mantua von seinem Urgroßvater Francesco II., dem achten Beherrscher und vierten Markgrafen von Mantua (1484—1519) herleitete und somit der erloschenen Hauptlinie um einen Grad ferner stand als der Herzog Karl von Nevers.

2) Margaretha Gonzaga, die verwitwete Herzogin von Lothringen, die Schwester der drei letzten Herzoge von Mantua und Montferrat, welche zwar nicht auf Mantua, als ein Mannlehn, Ansprüche erheben konnte, wohl aber auf Montferrat, als auch auf die weibliche Linie vererbbar.

3) Don Giacinto, ein natürlicher Sohn des vor-

1) Biographie universelle, Tom. XVIII, pag. 97. 2) Vgl. darüber *Muratori*, Annali d'Italia (Rom 1754), Tom. XI, part. I, pag. 134 sqq. und nach ihm Le Bret, Geschichte von Italien, VIII, 542.

letzten Herzogs Ferdinando (1612—1626) und der Camilla Faa.

Mehr Gefahr als von diesen Prätendenten drohte indeß dem Herzoge Karl von Nevers von der Macht des Herzogs Karl Emanuel I. von Savoyen, welcher, in feindseliger Gesinnung gegen das Haus Nevers, die Morgengabe seiner Tochter Margaretha, der Witwe des drittletzten Herzogs Francesco IV. von Mantua und Mutter der ohne sein Verwissen mit dem Herzoge Karl von Rethel vermählten Prinzessin Maria, zurückverlangte und die alten Ansprüche seines Hauses auf Montferrat erneute. Für seine Absichten fand er bereitwilligste Unterstützung bei der Krone Spanien und bei dem Kaiser. Denn Spanien sah es ungern, daß ein durch die Bande des Blutes an das französische Interesse gefesselter Prinz im Herzen der Lombardei und an den Grenzen der spanischen Provinz Mailand einen ansehnlichen Staat erhalten sollte. Deshalb schlug die spanische Krone als Auskunftsmittel vor, die Verbindung des verstorbenen Herzogs Ferdinando von Mantua mit der Camilla Faa als eine gültige Ehe und Don Giacinto als einen legitimen Sohn zu erklären. Von diesem Project aber abgebracht, unterstützte nun Spanien die Ansprüche des Herzogs von Guastalla auf Mantua und die der Herzogin Margaretha von Lothringen auf Montferrat. Ebenso war es dem Kaiser Ferdinand II. nicht gleichgültig, daß Mantua und Montferrat, zwei der bedeutendsten Reichslehen in Italien, in die Hände eines französischen Prinzen übergehen sollten, und deshalb neigte auch er sich mehr auf die Seite des Herzogs von Guastalla. Er erklärte daher, daß der Herzog von Nevers als Seitenerbe ohne seine Erlaubniß von der Herrschaft über Mantua und Montferrat nicht Besitz ergreifen dürfe, daß vielmehr der Erbfolgestreit auf dem Wege Rechtens geordnet werden sollte in der Weise, daß er die Entscheidung über den Besitz der erledigten Lehen seinem Richterstuhle vindicirte. Karl Emanuel von Savoyen glaubte dagegen, die Sache durch ungesäumtes Handeln einer raschen Entscheidung zuführen zu können, und nach Verständigung mit Don Gonzalez von Cordova, dem spanischen Statthalter in Mailand, über eine Theilung Montferrats, wonach Alba und Trino nebst Gebieten an Savoyen, Casale nebst Gebiet aber an Spanien fallen sollten, traf er Anstalten, den für ihn bestimmten Antheil sofort mit Waffengewalt in Besitz zu nehmen.

Nur von Frankreich hatte der Herzog Karl von Nevers auf Anerkennung seiner Ansprüche und nach Umständen auf wirksame Unterstützung zu rechnen, unter den italienischen Mächten von der Republik Venedig; auch der im Herzen französisch gesinnte Papst Urban VIII. war den Ansprüchen des Herzogs von Nevers nicht abgeneigt, und ebenso wollte der Großherzog Ferdinando II. von Toscana lieber den Herzog von Nevers als die Spanier im Besitze von Mantua und Montferrat sehen. Allein von allen diesen Seiten konnte vorerst etwas Wirksames nicht geschehen, und so war also der Herzog von Nevers beim Ausbruche des gegen ihn heranziehenden Sturmes zunächst auf seine eigene Kraft beschränkt.

In Mantua selbst hatten inzwischen die Anhänger des Hauses Guastalla mancherlei Intriguen angesponnen und sich mit Waffen versehen. Ihre Anschläge waren jedoch vereitelt worden durch den Herzog Karl von Rethel, welcher jetzt den Titel eines Prinzen von Mantua annahm, sich Portos (Name der Festung von Mantua) wie aller andern festen Plätze bemächtigte und von der Bevölkerung sich den Eid der Treue schwören ließ.

Am 27. Jan. 1628 war der Herzog Karl von Nevers selbst aus Frankreich in Mantua angelangt, um von seinen neuen Landern Besitz zu ergreifen. Ohne Verzug hatte er den Bischof Vincenzo Agnello von Mantua an den Kaiser Ferdinand II. abgesandt, um diesem seinen Gehorsam und seine Unterwürfigkeit zu bezeigen und die Belehnung mit den Herzogthümern Mantua und Montferrat zu erbitten. Allein der Kaiser blieb dabei, daß die beiden Herzogthümer so lange, bis auf dem Rechtswege entschieden sei, wer die gegründetsten Ansprüche habe, zu seinen Handen sequestrirt werden sollten und ernannte zur Vollziehung dieses Sequestrationsdecrets den Grafen Johann von Nassau. In dieser Lage beschloß nun der Herzog Karl von Nevers, alles aufzubieten, um seinen Besitzstand wenigstens so lange, bis ihm der König von Frankreich ein Hülfsheer zusenden könne, zu vertheidigen. Aus dem Erlöse für den Verkauf eines Theils seiner französischen Besitzungen warb er Truppen in Frankreich; auch Montferrat lieferte ihm Söldner, nach und nach traten auch Italiener in seinen Dienst, und diese Mannschaft, gegen 5000 Fußknechte und 1000 Reiter, vertheilte er als Besatzung nach Mantua und Casale, welche Festungen er überdies mit Munition und Vorräthen aller Art gut versah. Gegen Ende März rückte nun Gonzalez, der spanische Statthalter von Mailand, ins Feld und zog geraden Wegs vor Casale, fand aber so tapfern Widerstand, daß er nichts auszurichten vermochte. Glücklicher war der Herzog von Savoyen, der zu gleicher Zeit von seinem Lande aus in Montferrat eindrang. Ohne Mühe eroberte er das ihm zugetheilte Alba und Trino, dann darauf in dem den Spaniern vorbehaltenen Antheil auch Pontestura und Moncalvo, in der unverkennbaren Absicht, auch diese Plätze für sich zu behalten. Gonzalez war nicht im Stande, dieses zu verhindern; er mußte sogar seinen Verdruß darüber und sein Mistrauen unterdrücken, um nicht etwa den Herzog von Savoyen zu einem Uebertritt von der spanischen Partei zur französischen zu veranlassen. Um indeß nicht vor Casale nutzlos seine Zeit zu verlieren, zog Gonzalez von dieser Stadt ab und unternahm einen Angriff auf Nizza della Paglia, welches sich ihm nach mannhaftem Widerstande schließlich auch ergeben mußte. An weitere Eroberungen konnten jedoch weder er noch der Herzog von Savoyen denken. Einerseits langten von Kaiser Ferdinand Befehle an, die Eroberung des Montferrat, als eines Reichslehns, einzustellen, und andererseits mußte man auf die Abwehr eines von Frankreich her drohenden Angriffs bedacht sein, indem 12,000 Mann Fußvolk und 1500 Reiter, für den Herzog von Nevers geworben, bestimmt waren, unter dem Befehle des Marquis d'Uxelles in Italien einzumarschiren. Zu An-

fange des Monats August drang der Marquis d'Uxelles mit seinem Heere durch den Paß dell' Agnello wirklich vor, stieß aber auf den Herzog von Savoyen und auf dessen Sohn, den Prinzen Victor Amadeus von Piemont, die mit einem doppelt so starken, theils savoyischen, theils spanischen Heere sein weiteres Vordringen hinderten. Nach vergeblichen Anstrengungen war d'Uxelles genöthigt, nach Frankreich zurückzukehren, wo seine Söldner aus Mangel an Zahlung auseinanderliefen.

Der Herzog von Nevers, durch dieses Mißgeschick entmuthigt und in der Befürchtung, die Reichsacht möchte über ihn verhängt werden, sandte seinen Sohn, den Herzog Karl von Réthel, nach Wien, um den Kaiser zu besänftigen. Da jedoch der Kaiser erklärte, daß bis zur Entscheidung der Erbfolgefrage die eroberten Plätze in Montferrat in seinem Namen von den Spaniern und Savoyern besetzt bleiben sollten und daß er selbst inzwischen eine Besatzung nach Casale legen wolle, so kehrte der Herzog von Réthel, der nicht einmal als Prinz von Mantua anerkannt worden war, misvergnügt nach Italien zurück, wo er auch seinen Vater, der inzwischen neuen Muth geschöpft hatte aus der Hoffnung, Casale gegen die von Gonzalez neuerdings unternommene, aber schlecht geleitete Blokade vertheidigen zu können, wenig geneigt fand, sich den Bedingungen des Kaisers zu unterwerfen. Karl Emanuel von Savoyen, der einen größeren Theil des Montferrat in Besitz genommen hatte, als ihm nach dem Theilungsvertrage mit Spanien zukam, würde es übrigens auch ungern gesehen haben, wenn die wichtige Festung Casale in die Hände der Spanier gefallen wäre, und so nimmt man an, daß er unter der Hand selbst mitgewirkt habe, diese Stadt reichlich mit Lebensmitteln zu versehen. Wenigstens ist es Thatsache, daß diese in dem blokirten Casale in Ueberfluß vorhanden gewesen, während bei dem spanischen Blokadeheere großer Mangel herrschte.

Auf diese Weise gelang es dem Herzoge von Nevers, dessen Muth durch Zusicherungen von seiten des Cardinals Richelieu und des Königs Ludwig XIII. von Frankreich aufrecht erhalten wurde, den Krieg in die Länge zu ziehen, bis die endlich erfolgte Uebergabe von La-Rochelle (30. Oct. 1628) die Absendung eines französischen Heeres nach Italien möglich machte. Ludwig XIII., von Richelieu für den in Italien zu erwerbenden Kriegsruhm angefeuert, entschloß sich mitten im Winter zu einem Heereszuge dorthin und näherte sich mit 20,000 Fußsoldaten und 3000 Reitern den italienischen Grenzen. Zugleich wurde Befehl gegeben, in der Provence eine Flotte auszurüsten, und nun versprachen auch die Venetianer, mit 12,000 Mann zu Fuß und 500 Reitern im Felde zu erscheinen. Die Annäherung der Franzosen gegen die Grenzen seines Landes machte den Herzog von Savoyen zu einem Vergleiche geneigt. Man konnte sich aber nicht einigen, und da Richelieu den wol unbegründeten Verdacht hegte, Karl Emanuel ziehe die Sache absichtlich in die Länge, damit Casale inzwischen in die Hände der Spanier fallen möchte, so erhielt das französische Heer Befehl zum Vorrücken und zum Angriff auf die savoyischen Grenzbefestigungen.

Am 4. März 1629 setzte sich das Heer in Bewegung, überstieg den Mont Genèvre und kam am sechsten Tage in das Thal von Susa, wo Karl Emanuel, von dem spanischen Statthalter in Mailand verstärkt, sich verschanzt hatte. Hier entspann sich ein bedeutendes Gefecht, in welchem Karl Emanuel selbst in große Gefahr gerieth und die Franzosen entschieden Sieger blieben. Die Stadt Susa überschickte hierauf sofort dem Könige die Schlüssel; die Citadelle dagegen war entschlossen, sich zu vertheidigen. Der Herzog von Savoyen zog sich mit dem größten Theile seines Heeres nach Avigliana zurück, wo er sich verschanzte. Aber zu der Einsicht gelangt, daß er der französischen Macht nicht zu widerstehen vermöge, knüpfte er die abgebrochenen Vergleichsverhandlungen wieder an. Der Prinz von Piemont brachte auch in Susa einen Frieden zu Stande (11. März 1629), in welchem Karl Emanuel dem französischen Heere freien Durchzug und Lebensmittel verwilligte und zum Unterpfand seiner Treue dem Könige die Citadelle von Susa und das Castell San-Francesco übergab. Auch versprach er, mit dem Könige, dem Papste, der Republik Venedig und dem Herzoge von Mantua in ein Bündniß zu treten und den spanischen Statthalter in Mailand, Gonzalez, zur Aufhebung der Belagerung von Casale zu bewegen. Dagegen verpflichtete sich der König, dem Herzoge von Savoyen den Besitz Trinos und anderer Güter in Montferrat im Betrage von 15,000 Thalern jährlichen Einkommens zu sichern. Aus Furcht vor Schlimmerem billigte Gonzalez diesen abgeschlossenen Vergleich und gab die Belagerung von Casale auf, welches unverzüglich eine ansehnliche französische Besatzung erhielt. Zufrieden mit dem so leicht erlangten Erfolge, entschloß sich infolge ausgebrochener Unruhen der Hugenotten in Languedoc Ludwig XIII., mit dem Cardinal und dem Heere nach Frankreich zurückzukehren.

Wie der Heereszug Ludwig's XIII. der Republik Venedig zur offenen Unterstützung des Herzogs von Mantua Muth gemacht hatte, so war auch dieser selbst dadurch ermuthigt worden, einen Einfall ins Cremonesische auszuführen, wobei er die große und reiche Stadt Casalmaggiore eingenommen und geplündert hatte. Der Kaiser, ohnedies aufgebracht darüber, daß die Franzosen in Italien eingerückt waren und in Reichsangelegenheiten entscheidend eingegriffen hatten, war durch diese Unternehmung des Herzogs von Mantua noch mehr gegen denselben gereizt worden. Der spanische Hof, der die Ratification des Vertrags von Susa verweigerte, schickte den Marchese Ambrosio Spinola mit Geld und Truppen an die Stelle des Gonzalez von Cordova als Statthalter nach Mailand mit dem Auftrage, den Krieg in Montferrat zu erneuern. Auch der im vollen Einverständnisse mit Spanien gehende Kaiser rüstete gegen Italien; bereits zu Anfang des Herbstes rückte ein kaiserliches Heer von 22,000 Mann zu Fuß und 3500 Reitern ins Mantuanische ein und besetzte ohne Widerstand mehrere Plätze in der Nähe des Sees und der Stadt Mantua. Spinola, der neue mailändische Statthalter, durch das Erscheinen eines so bedeutenden kaiserlichen Heeres in Italien mit Mistrauen erfüllt, ließ dem Herzoge von Mantua Vorschläge zur

Einstellung der Feindseligkeiten machen, aber dieser lehnte im Vertrauen auf den Schutz Frankreichs und die Hülfe der Venetianer jedes Zugeständniß ab. So drang denn auch Spinola in Monferrat ein, eroberte Acqui, Nizza della Paglia, Ponzone und nach und nach die übrigen Orte, welche sein Vorgänger Gonzales bereits eingenommen, dann aber wieder geräumt hatte. Dort vertheilte er seine Truppen in die Winterquartiere, weil ihm die vorgerückte Jahreszeit nicht mehr geeignet erschien, die Belagerung von Casale noch zu unternehmen. Nach Ablauf der schlechten Jahreszeit wußte Collalto den Herzog Karl gegen Weihnachten zu einem Waffenstillstande auf 10 Tage zu bestimmen, während dessen er sein Geschütz zurückzog und seine Truppen in entferntere Plätze vertheilte, jedoch die Stadt Mantua noch ferner blokirt hielt. Der Herzog von Mantua eroberte hierauf Cartatone, Marmirolo und einige andere kleine Plätze wieder; aber ohne bedeutende fremde Hülfe war er nicht im Stande, die Feinde aus seinem unglücklichen Lande, welches die in den Religionskriegen in Deutschland verwilderten kaiserlichen Truppen in eine Wüste verwandelten, zu vertreiben.

Das Jahr 1630 schien endlich durch Hülfe von außen eine Aenderung in der bedrängten Lage des Herzogs von Mantua herbeiführen zu wollen, allein das unglückliche Herzogthum mußte erst noch den Leidenskelch bis auf die Hefe leeren, ehe ihm die gegen das Ende dieses Jahres eröffneten Friedensunterhandlungen Aussicht auf einen erträglicheren Zustand gewährten. Ludwig XIII., durch die Besiegung der Hugenotten in Languedoc wieder frei geworden, gedachte nun, dem Herzoge von Mantua eine nachdrückliche Hülfe zu gewähren. Zu diesem Zwecke stellte er den Cardinal Richelieu mit allen Vollmachten für Krieg und Frieden an die Spitze eines ansehnlichen Heeres, welches, von den Marschällen Bassompierre, Schomberg und Créqui befehligt, am 28. Jan. 1630 von Lyon aus seinen Marsch gegen Susa antrat. In Susa ließ sich jedoch Richelieu durch Unterhandlungen mit dem Herzoge von Savoyen lange in Unthätigkeit enthalten. Erst gegen Mitte März näherte er sich heimlich der Dora in der Absicht, den Herzog von Savoyen und den Prinzen von Piemont durch einen Handstreich in Rivoli aufzuheben. Dieses Verhaben mislang jedoch; Karl Emanuel, von einem Freunde im französischen Lager gewarnt, entfloh eilig nach Turin. Entrüstet über diesen hinterlistigen Streich des Cardinals, warf sich nun Karl Emanuel ganz den Spaniern und dem Kaiser in die Arme. Richelieu drang nun ungehindert gegen Turin vor und stellte sich, als wolle er diese Stadt angreifen, um die Hauptmacht Karl Emanuel's dorthin zu locken. Dann aber rückte Créqui unvermuthet vor das 12 Miglien von Turin entfernte Pignerol. Richelieu folgte dorthin mit dem ganzen Heere nach und brachte nach kurzem Widerstande die Stadt und die Citadelle in seine Gewalt (30. März). Sogleich ließ er diesen Platz bedeutend befestigen, um daraus einen Zügel für Savoyen und ein offenes Thor für das Eindringen der Franzosen in Italien zu machen. Auch das feste Bricherasco und andere umliegende Orte fielen in die Hände der Franzosen.

Karl Emanuel, Collalto und Spinola verabredeten jetzt eine Zusammenziehung ihrer Heere, um die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Allein als es zur Ausführung kommen sollte, verweigerte Spinola seine Mitwirkung; ihm genügte es schon, wenn die Franzosen die Unternehmungen in Monferrat nicht hindern konnten, zu denen er jetzt schritt. Er eroberte Pontestura, San-Giorgio und Rosigliano in der Umgegend von Casale und ordnete dann eine abermalige Belagerung dieser Stadt an. Zu eben dieser Zeit, gegen Ende Mai, drang König Ludwig XIII. selbst mit einem frischen Heere in Savoyen ein und bemächtigte sich Chambery's und des ganzen Herzogthums mit Ausnahme der sehr festen Citadelle von Montmelian. Inzwischen hatte auch Richelieu seine Vereinigung mit dem Könige bewirkt, der nun eine Heeresabtheilung zur Verstärkung nach Pignerol abschickte. Das französische Hauptheer machte inzwischen vergebliche Versuche, durch Piemont in Monferrat einzudringen, um Casale zu entsetzen, und breitete sich dann bis gegen Saluzzo aus, wobei diese Stadt nebst Citadelle und andere umliegende Plätze zum großen Verdruß des Herzogs von Savoyen in die Gewalt der Franzosen fielen.

Während dieser Zeit war in der seit Beginn des Frühlings neuerdings von dem kaiserlichen Heere eingeschlossenen Stadt Mantua die Noth aufs Höchste gestiegen. Des Herzogs Karl einzige Hoffnung beruhte auf der Hülfe Venedigs, aber erst auf dringende Vorstellungen des französischen Gesandten entschloß man sich in Venedig zu dem Versuche, eine ansehnliche Verstärkung an Truppen und Vorräthe von Lebensmitteln in das hartbedrängte Mantua zu bringen. Zu diesem Zwecke versammelten sich venetianische Truppen in Valleggio und versuchten, einige Plätze im Mantuanischen zu erobern; sie wurden jedoch von den Deutschen in die Flucht geschlagen und gaben sogar Valleggio preis. In Mantua selbst richtete inzwischen die Pest fürchterliche Verheerungen an. Das sehr zusammengeschmolzene Häuflein der Vertheidiger war entmuthigt und versah den Wachdienst nur mit großer Unlust. Dieser Zustand der unglücklichen Stadt war den Deutschen nicht unbekannt; sie trafen daher geheime Vorbereitungen zu einer Ueberrumpelung, die ihnen auch vollständig gelang. Darüber, ob Verrath in der Stadt selbst zu dieser Katastraphe mitgewirkt habe, sind die gleichzeitigen Geschichtschreiber verschiedener Meinung.[3]) Nach Erstürmung der Stadt und des herzoglichen Palastes von seiten der Kaiserlichen flüchtete sich Herzog Karl in die Citadelle Porto; die Zahl der Vertheidiger war aber klein, noch geringer waren die Vorräthe an Munition und Lebensmitteln, überdies wüthete auch in dieser Festung die Pest. In Erkennung seiner verzweifelten Lage sah sich daher Herzog Karl am 18. Juli genöthigt, mit den kaiserlichen Generalen eine Capitulation abzuschließen, der

3) *Muratori*, Tom. XI, part. I, p. 158.

zufolge er, fast von allem entblößt, sich nach Crespino im Ferrareſiſchen begab in Erwartung einer beſſeren Zukunft.

Noch trauriger als die Lage des Herzogs war das Schickſal der Stadt Mantua, die bereits durch die Peſt faſt 25,000 Bewohner verloren hatte und jetzt noch durch eine furchtbare dreitägige Plünderung in das tiefſte Elend herabſank, von dem ſie ſich nie mehr zu ihrer frühern Blüte erheben konnte.[4]) Ein unglaublicher Haß gegen den Kaiſer und die deutſche Nation verbreitete ſich infolge einer ſolchen Art von Kriegführung durch ganz Italien.

Um den Fortſchritten der Franzoſen einen Damm entgegenzuſetzen, zog Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen mit allen ſeinen Streitkräften und mit den Hülfstruppen ſeiner Verbündeten am 20. Juli nach Savigliano, ſtarb aber dort am 26. Juli. Sein Sohn und Nachfolger Victor Amadeus I. wollte hierauf am 7. Aug. den Franzoſen Carignano wieder entreißen, welches dieſe eingenommen hatten; allein er wurde von ihnen geſchlagen. Während dann einerſeits Collalto zu dem ſavoyiſchen Heere ſtieß, langte andererſeits der Marſchall von Schomberg, der auf dem Marſche die Stadt und das Caſtell Avigliana erobert hatte, bei dem franzöſiſchen Heere an und machte dadurch der augenblicklichen Ueberlegenheit der Verbündeten ein Ende.

In Montferrat wurde inzwiſchen Caſale von den Spaniern unter Spinola immer enger eingeſchloſſen, und die Franzoſen waren nicht im Stande, dieſe Stadt zu entſetzen. Den päpſtlichen Vermittelungen zwiſchen den kriegführenden Parteien gelang es endlich, zwiſchen den Franzoſen einerſeits, dem Herzoge von Savoyen und dem Grafen Collalto andererſeits am 4. Sept. einen Waffenſtillſtand zu Stande zu bringen. In Bezug auf Caſale wurde dabei beſtimmt, daß die Stadt und das Caſtell ſogleich dem Spinola zu übergeben ſeien; dafür ſollte Spinola verpflichtet ſein, die Citadelle, welche bis zum letzten October von dem franzöſiſchen Marſchall Toiras beſetzt bleiben ſollte, mit Lebensmitteln zu verſehen. Würde die Citadelle bis zu dieſem Termin nicht von den Franzoſen entſetzt, ſo ſollte ſie dann auch den Spaniern überliefert werden, während im Falle des Entſatzes Spinola den Franzoſen auch die Stadt und das Caſtell zurückzugeben hätte. Spinola, dem dieſer Waffenſtillſtand wol zu nachtheilig erſcheinen mochte, verweigerte daher deſſen Ratification. Da er jedoch bald darauf ſtarb (25. Sept.), und der Marcheſe di Santacroce, ſein Nachfolger in der mailändiſchen Statthalterſchaft und im Oberbefehl über das ſpaniſche Heer in Italien, den Vertrag ratificirte, ſo wurde die Stadt Caſale nebſt dem Caſtell den Spaniern übergeben; die Citadelle aber blieb in der Gewalt der Franzoſen und dem Namen nach auch in den Händen des Herzogs von Mayenne, des zweiten Sohnes des Herzogs Karl von Mantua.

Eine unverhoffte Aenderung in der unglücklichen Lage des Herzogs Karl von Mantua wurde hervorgebracht durch Guſtav Adolf's Einfall und glückliche Fortſchritte in Deutſchland. Dadurch ins Gedränge gebracht, gab Kaiſer Ferdinand den Friedensvorſchlägen Gehör, welche von den Bevollmächtigten des Papſtes und des Königs von Frankreich auf dem Reichstage zu Regensburg gemacht und von den deutſchen Reichsfürſten unterſtützt wurden. Am 15. Oct. 1630 wurden dann in Regensburg die Bedingungen eines Friedens unterzeichnet, in welchen dem Herzoge Karl von Gonzaga unter gewiſſen Modificationen die Belehnung mit Mantua und Montferrat zugeſichert wurde. Danach ſollten bis auf weiteres Mantua und Canneto von den Kaiſerlichen beſetzt bleiben; ferner ſollte der Herzog Karl dem Herzoge von Savoyen die Stadt Trino und ſo viel andere Plätze in Montferrat abtreten, als zu einem jährlichen Einkommen von 18000 Thalern erforderlich wären; endlich ſollte er dem Herzoge von Guaſtalla Beſitzungen von 6000 Thalern jährlicher Einkünfte überlaſſen, zu welchem Zwecke dieſem Luzzara und Reggiuolo eingeräumt wurden. Dagegen ſollte der Kaiſer ſeine Truppen aus Italien und der König von Spanien die ſeinigen aus Caſale und Piemont zurückziehen; ebenſo ſollten die Franzoſen die Citadelle von Caſale ſowie Piemont und Savoyen räumen und nur eine mäßige Beſatzung in Pignerol, Suſa, Bricherasco und Avigliana laſſen. Nach erfolgter Erfüllung dieſer Bedingungen ſollten auch aus allen dieſen genannten Plätzen die kaiſerlichen und franzöſiſchen Beſatzungen abziehen, und Mantua, Pignerol u. ſ. w. den Herzogen von Mantua und Savoyen zur freien Verfügung überlaſſen werden.

Dieſer Friede misfiel jedoch dem Könige von Spanien, weil er ohne deſſen Mitwirkung geſchloſſen worden war; er misfiel den Herzogen von Savoyen und Mantua, weil ihnen die Bedingungen zu läſtig erſchienen, und auch Richelieu bewog ſeinen König, denſelben nicht zu ratificiren. Unter dieſen Umſtänden gingen denn die Verwickelungen und Wirren weiter. Obwol namentlich der ſpaniſche Hof und der wieder zum Statthalter von Mailand ernannte Don Gonzalez von Cordova ſich alle Mühe gaben, die Ausführung des regensburger Friedenstractats zu hintertreiben, ſo war doch der Kaiſer inzwiſchen in Deutſchland durch die Schweden ſo ins Gedränge gekommen, daß er die bereits nach Mantua abgeſchickten Truppen, deren er jetzt in Deutſchland ſelbſt benöthigt war, zurückberufen und dem Baron Gallas Befehl und Vollmacht zur Beendigung des noch immer ſchwebenden Friedensgeſchäfts zuſenden mußte. So traten denn die Bevollmächtigten der betheiligten Parteien in Chierasco zuſammen, wo es am 6. April 1631 zu einem Endvergleiche kam, demzufolge der Herzog von Savoyen ſtatt mit 18,000 nur mit 15,000 Thalern jährlicher Einkünfte auf Beſitzungen in Montferrat angewieſen werden ſollte. Zu dieſem Zwecke wurde ihm Trino nebſt einer Anzahl anderer Plätze und Caſtelle, überhaupt der fruchtbarſte Landſtrich des Montferrat, beſtimmt; dazu wurde auch jetzt noch die Stadt Alba nebſt ihrem Gebiete gefügt, an welche vorher niemand gedacht hatte. Der räthſelhafte Umſtand, daß Frankreich in dieſem Tractate ſeinen Schützling, den Herzog Karl von Mantua, des beſten Stückes ſeiner Ländereien berauben half und dagegen

4) *Muratori*, l. c. pag. 161, 162.

den bisherigen entschiedenen Feind der Franzosen, den Herzog von Savoyen, mit diesem Länderzuwachse bereicherte, kam später seine natürliche Erklärung. Der schlaue Richelieu hatte nämlich den Herzog Victor Amadeus von Savoyen bereits am 31. März 1631, also noch vor dem Abschlusse des Vertrags von Cherasco, zu einem geheimen Tractate zu verleiten gewusst, in welchem Victor Amadeus die Stadt und das Castell von Pignerol, Riva, Pubenasco, das Fort Perouse und andere Plätze an den König von Frankreich abzutreten versprach. Eine andere Bestimmung des Vertrags von Cherasco war, daß dem Herzoge von Savoyen alle von den Franzosen gegen ihn gemachten Eroberungen, namentlich Pignerol, zurückgegeben werden sollten, während zu gleicher Zeit Mantua, Casale und Gamneto dem Herzoge von Mantua zurückzugeben waren.

Infolge dieses Friedens wurde endlich der Herzog Karl I. von Gonzaga-Nevers vom Kaiser wirklich mit dem Herzogthume Mantua und mit Montferrat außer den an Savoyen abgetretenen Theilen belehnt, und als zur allseitigen Ausführung der Friedensbedingungen geschritten wurde, erhielt er Mitte September 1631 Porto und Gamneto, am 20. Sept. auch seine Hauptstadt Mantua zurück, während gleichzeitig die Franzosen alle savoyischen Besitzungen und zum Schein auch Pignerol räumten, letzteres aber sofort durch List und mit scheinbar erzwungener Zustimmung des Herzogs von Savoyen angeblich nur für sechs Monate wieder in Besitz nahmen, die sich aber zu Jahrhunderten ausdehnten.

Als für den Herzog Karl von Mantua mit der Rückkehr in seine Staaten das äußere Unglück endlich sein Ende erreicht zu haben schien, wurde er um so empfindlicher von häuslichem Unglück heimgesucht. Sechs Tage vor der Zurückgabe der Stadt Mantua starb sein älterer Sohn, der Herzog Karl von Rethel, in Goito am 14. Sept. 1631, und hinterließ nur ein Söhnchen, den nachherigen Herzog Karl II., sowie ein Töchterchen. Wenige Monate darauf starb in Casale auch Karl's I. zweiter Sohn, der Herzog Ferdinand von Mayenne, und so beruhte die einzige Hoffnung des Herzogs für die Erhaltung seines so schwer zur Nachfolge in Mantua gelangten Geschlechts auf seinem noch in der Wiege liegenden Enkel. Der mantuanische Staat war durch den Krieg halb ruinirt; der beste Theil des Montferrat war verloren; die Privatgüter des Herzogs waren verkauft oder verpfändet, und die früher gewöhnlichen Einkünfte aus dem Herzogthume Mantua waren versiegt, weil das Land noch lange entvölkert und unbebaut blieb. So war denn der Herzog bis an sein Ende zur größten Sparsamkeit gezwungen. Er war daher auch nicht im Stande, seine Festungen aus eigenen Mitteln mit genügenden Besatzungen zu versehen. In der fortwährenden Befürchtung, der spanische Statthalter in Mailand möchte, gereizt durch die hinterlistige Besetzung Pignerols durch die Franzosen, irgendeinen Gewaltstreich gegen ihn unternehmen, wußte er die Republik Venedig zu bestimmen, daß diese eine hinreichende Besatzung nach Mantua legte und lange Zeit dort unterhielt. Andererseits wußten die Franzosen auch in Bezug auf Casale, nach dessen Besitz sie schon längst lüstern waren, solche Besorgnisse vor den Absichten der Spanier bei dem Herzoge zu erregen, daß sie ihm die Zustimmung entlockten, diese Stadt durch eine französische Besatzung sichern zu lassen; so erschienen denn plötzlich französische Truppen in Casale, übernahmen die Bewachung der Stadt, des Castells wie der Citadelle und blieben auch dort trotz der Beschwerden des spanischen Hofs gegen Richelieu. Den Rest seiner Tage verlebte Karl I. in durch die Umstände bedingter großer Sparsamkeit. Er starb am 25. Sept. 1637 und hatte seinen minderjährigen Enkel Karl II. zum Nachfolger.

(R. — W. C.)

b) KARL II. Mit diesem Namen wird von Einigen irrthümlich der Herzog Karl von Réthel, der ältere Sohn Karl's I. von Mantua, bezeichnet und in der Reihe der mantuanischen Herzoge aufgeführt, wo dann natürlich dessen Sohn, der eigentliche Nachfolger Karl's I., als Karl III. gezählt werden muß. Karl von Rethel aber, der noch vor seinem Vater, dem regierenden Herzoge von Mantua, am 14. Sept. 1631 in Goito starb, war niemals Herzog, sondern nur Prinz von Mantua, und nahm als solcher während des mantuanischen Erbfolgestreits an den Kämpfen und Unterhandlungen seines Vaters theil (s. Karl I.). Der Irrthum, infolge dessen er unter die regierenden Herzoge gezählt wurde, mag entweder durch seine Heirath mit der eigentlichen Erbin der älteren Linie des Hauses Gonzaga, oder, was wahrscheinlicher ist, durch die Zweideutigkeit des italienischen Wortes principe veranlaßt worden sein, welches sowol Prinz als Fürst bedeuten kann.[5]) *(R.—W. C.)*

c) KARL III., richtiger Karl II. genannt, der neunte Herzog von Mantua, Herzog von Montferrat, Nevers und Réthel (1637—1665), war erst sieben Jahre alt, als er seinem Großvater Karl I. (s. d.) am 25. Sept. 1637 in der Regierung nachfolgte. Während seiner Minderjährigkeit führte seine Mutter, Prinzessin Maria aus der älteren Linie Gonzaga, verwittwete Herzogin von Réthel, die Regentschaft mit Kraft, dabei von der Republik Venedig getreulich unterstützt. In dem noch immer fortdauernden Kampfe zwischen Frankreich und Spanien um das Uebergewicht in Italien neigte sich die Regentin mehr auf die spanische Seite und bald entstand Mistrauen zwischen ihr und den Franzosen. Denn die Prinzessin schloß nicht nur alle erklärten Anhänger der Krone Frankreichs aus dem Staatsrathe aus und ersetzte sie durch Spanisch-Gesinnte, sondern man beschuldigte sie auch eines mit den Spaniern eingefädelten Complots, infolge dessen alle in Casale befindlichen Franzosen ermordet und eine spanische Besatzung in diese Festung geworfen werden sollte.[6]) Zwar wurde ein derartiges Vorhaben nachher von der Prinzessin in Abrede gestellt, allein die Franzosen behaupteten, dafür überzeugende Beweise zu haben. Auf französischen Befehl wurde daher Monteglio, der Gouverneur von Casale, verhaftet und, nachdem ihm der Proceß

5) *Muratori*, Tom. XI, part. I, pag. 135. 6) *Muratori* l.c. pag. 213.

gemacht worden, enthaupter; viele andere Offiziere und Beamte der Prinzessin wurden aus Casale verjagt und die französische Besatzung daselbst bedeutend verstärkt (1638).

So bemächtigten sich die Franzosen im Wesentlichen der unumschränkten Herrschaft über die Stadt Casale, ohne auf das Geschrei der Spanier zu achten, welche diese angebliche Verschwörung als ein bloßes Gaukelspiel erklärten, um die Wegnahme fremden Eigenthums zu bemänteln. Trotz der Abneigung der Regentin scheint jedoch Frankreich allmählich wieder Einfluß am mantuanischen Hofe erlangt zu haben, wenigstens wurde die Verheirathung der Maria Gonzaga, der Tochter des verstorbenen Herzogs Karl I. von Mantua und Nevers, mit dem Könige Ladislaus von Polen hauptsächlich durch französische Vermittelung zu Stande gebracht (25. Sept. 1645).[7])

Ueber ihrer wenn auch geheimen Betheiligung an den politischen Händeln jener kriegsbewegten Zeit scheint die Regentin Maria die Erziehung ihres Sohnes völlig vernachlässigt zu haben. Wenigstens gab sich Karl II., als er kaum aus den Kinderjahren getreten war, den zügellosesten Ausschweifungen hin. Auch seine Heirath mit der Erzherzogin Isabella Clara von Innsbruck (1649) vermochte nicht, ihn auf bessere Wege zurückzubringen. Er lebte nach wie vor mit seiner erklärten Maitresse, der Gräfin Margaretha della Rovere.[8]) Zum Aergerniß von ganz Italien war das Leben seiner Gemahlin nicht tadelloser als das seinige.

Karl II. ergriff, gegenüber Frankreich und Spanien, zwar nicht offen die eine oder andere Partei, scheint sich aber, da er noch immer in Frankreich begütert war, trotz seiner Verschwägerung mit dem habsburgischen Hause anfänglich mehr auf die Seite der Franzosen geneigt zu haben. Um den Herzog noch fester an das Interesse des Kaisers und des Königs von Spanien zu ketten, bewog die verwitwete Kaiserin Eleonora von Gonzaga, die Schwester der drei letzten mantuanischen Herzoge von der älteren Linie, ihren Sohn, den Kaiser Ferdinand III., daß er sich in dritter Ehe mit Karl's II. Tochter Eleonora von Gonzaga-Nevers vermählte (März 1651). Um eine angemessene Mitgift aufzubringen, war Karl II. genöthigt, alle Besitzungen zu verkaufen, die ihm in Frankreich von dem Erbe seiner Väter noch übriggeblieben waren. Damit verschwand denn auch die letzte Rücksicht, welche den Herzog bisher abgehalten hatte, offen gegen Frankreich Partei zu ergreifen, und um so leichter gelang es nun dem Marchese von Caracena, dem gegenwärtigen spanischen Statthalter von Mailand, nach glücklichen Eroberungen im savoyischen Montferrat den Herzog von Mantua dahin zu bringen, daß er sich unter den Schutz der Krone Spanien stellte und in einem Manifeste diesen Schritt als das einzige Mittel darstellte, den Verlust aller seiner Staaten zu verhüten. Schon längst hatte Caracena nach dem Ruhme gegeizt, die französische Besatzung aus Casale zu verjagen; daher bot ihm jetzt der Anschluß Karl's II. an Spanien einen willkommenen Vorwand zur Beschwichtigung des Mistrauens der übrigen italienischen Fürsten, indem er nun vorschützen konnte, daß der Angriff auf Casale nur im Interesse des Herzogs von Mantua geschehe. Nach Vereinigung des mantuanischen Heeres unter dem Markgrafen Camillo Gonzaga mit dem spanischen in Montferrat wurde gegen Casale vorgegangen. Als von dem Herzoge an den Senat von Casale der Befehl und an die Franzosen die Bitte erging, die Stadt mit ihren Festungswerken ihrem rechtmäßigen Herrn zurückzugeben, öffneten, nachdem die Franzosen in das Castell und in die Citadelle sich zurückgezogen[9]), die Bürger die Thore der Stadt, in welche dann Camillo Gonzaga und Caracena einrückten und sofort die Laufgräben gegen das Castell eröffneten. Dieses, obschon mit allem wohl versehen, capitulirte zum allgemeinen Erstaunen schon nach drei Tagen. Mit Eifer schritt jetzt Caracena zum Angriff auf die noch allein von den Franzosen besetzte Citadelle, die in vierzehn Tagen von Verschanzungen völlig umschlossen war. Schon sollte der Sturm beginnen, da ergab sich die Besatzung mit allen kriegerischen Ehren (22. Oct. 1652), und so gelangte der Herzog von Mantua endlich wieder zum vollständigen Besitz des seit zwanzig Jahren von den Franzosen besetzt gehaltenen Casale. Camillo Gonzaga legte in die Citadelle 1000 Mantuaner und 500 Mann aus dem Montferrat, und in ganz Italien pries man die Großmuth und Uneigennützigkeit Spaniens, welches mit so bedeutenden Opfern dem Herzoge von Mantua wieder zum Besitz eines so wichtigen Platzes verholfen hatte. Diese Loblieder verstummten jedoch bald, als der Herzog Karl selbst nach Casale kam, seine Truppen aus der Citadelle herauszog und 800 Deutsche vom spanischen Heere als Besatzung hineinlegte, die fortan ihren Sold von Mailand aus bezogen. Um den Schein zu retten, ernannte jedoch der Herzog Karl den Gouverneur und spielte anscheinend auch in der Citadelle den Herrn; in der That war jedoch Casale nur aus den Händen der Franzosen in die der Spanier übergegangen. Als Lohn seines Anschlusses an Spanien erhielt Karl II. den Titel eines Reichsvicars in Italien (1653), zum großen Verdruß des savoyischen Hauses, welchem diese Würde seither gewöhnlich übertragen worden war.[10]) Andererseits war aber wegen dieses Benehmens der französische Hof sehr aufgebracht gegen den Herzog Karl. Als die Franzosen an dem Herzoge Francesco I. von Modena einen treuen Anhänger gefunden hatten und dadurch auch in der Lombardei wieder kräftiger auftreten konnten, hielt es Karl II. für gerathen, sich wieder mit dem französischen Hofe auszusöhnen. Bei einer Reise zu diesem Zwecke nach Paris zu Anfang des Jahres 1656 scheint ihn jedoch die Aufnahme, welche er dort fand, schlecht befriedigt zu haben. Wenigstens blieb er fortwährend auf spanischer Seite, und als Kaiser Ferdinand III. die Sache Spaniens zu seiner eigenen machte

7) *Muratori*, Tom. XI, part. II, pag. 33. 8) *Muratori*, Tom. XI, part. II, pag. 149.

9) *Muratori*, Tom. XI, part. II, pag. 88, 89. 10) *Muratori*, Tom. XI, part. II, pag. 92. 93.

und Kriegsanstalten gegen den Herzog von Modena und gegen die Franzosen machte, erhielt Karl durch spanische Vermittelung zu Anfang 1657 den Titel eines kaiserlichen Generalissimus in Italien und gab sich der Hoffnung hin, die Staaten des Herzogs von Modena verschlingen zu können. Diese seine Hoffnungen zeigten sich jedoch bald als vereitelt: nur 3000 Mann Fußvolk und 1500 Reiter zogen ihm aus Deutschland zu, die sich unter seinen Befehl stellten, und der bald erfolgte Tod des Kaisers Ferdinand III. (2. April 1657) verhinderte weitere Truppensendungen. Mit diesem Häuflein stieß Karl zu dem Heere des Grafen von Fuentaldegno, des neuen Statthalters von Mailand, suchte vergebens den Franzosen Valenza zu entreißen, während das französisch-modenesische Heer in Montferrat glückliche Eroberungen machte, und erlitt am 6. Aug. 1657 eine blutige Niederlage bei dem Versuche, in das von dem Herzoge von Modena belagerte Alessandria Succurs zu werfen. Zu Anfang des Jahres 1658 ließ der Herzog von Modena sein Heer Winterquartiere im Mantuanischen beziehen, und Karl II., dadurch im eigenen Lande bedroht, nahm spanische Besatzung in die Vorstadt San-Giorgio in Mantua auf und suchte auf allen Seiten Hülfe. Da jedoch die Franzosen zu gleicher Zeit Montferrat bedrohten, so sah er sich zu einer Neutralitätserklärung und zu dem Versprechen gezwungen, die Staaten des Herzogs von Modena nicht mehr angreifen und nicht mehr gegen die Franzosen Krieg führen zu wollen. Karl hatte an Francesco I. von Modena einen edelmüthigen Gegner. Infolge des abgeschlossenen Vertrags führte der Herzog von Modena das französische Heer sobald als möglich aus dem mantuanischen Gebiete weg; allein der savoyische Hof glaubte sich durch diesen Neutralitätsvertrag nicht gebunden und nahm Trino weg, welches spanische Besatzung hatte, aber unter der Jurisdiction des Herzogs von Mantua stand. Zu gleicher Zeit erfuhr Karl die Demüthigung, daß ihm durch ein Schreiben des Kurfürstencollegiums verboten wurde (4. Juni 1659), noch ferner den Titel eines kaiserlichen Generals und Reichsvicars zu führen.

Im Jahre 1660 begleitete Karl II. seine Mutter Maria nach Judenburg in Steiermark zu einem Besuche bei seiner Schwester, der verwitweten Kaiserin Eleonora, und bei dieser Gelegenheit traf er auch mit dem Kaiser Leopold zusammen, welcher durch Steiermark und Kärnten nach Triest reiste. Bald nach ihrer Rückkehr starb die Herzogin Maria in Mantua.

Aus der ferneren Regierung Karl's II. ist nur noch zu erwähnen, daß auf dringende Verwendung des Kaisers Leopold, des Beschützers des Hauses Gonzaga, die Stadt Mantua endlich von der venetianischen Besatzung geräumt wurde (1662), welche seit dem Jahre 1630 dort gelegen hatte, um diese Stadt gegen einen Handstreich der Franzosen oder Spanier zu sichern. Karl sandte jetzt den Markgrafen Odoardo Valenti Gonzaga nach Venedig, um der Republik für den seither geleisteten Beistand den gebührenden Dank auszusprechen. Am 15. Sept. 1665[11]) starb Karl II. in einem Alter von 35 Jahren und hatte seinen Sohn Karl Ferdinand zum Nachfolger.

(R. — W. C.)

d) KARL FERDINAND, der zehnte und letzte Herzog von Mantua und Montferrat (1665—1707), war bei dem Tode seines Vaters, Karl's III. (II.) erst dreizehn Jahre alt; daher übernahm einstweilen seine Mutter Isabella Clara von Oesterreich (Innsbruck) die Regentschaft.

Karl Ferdinand's Tante, die verwittwete Kaiserin Eleonora Gonzaga, war bestrebt, ihrem Neffen durch eine vortheilhafte Heirath zu einer Vergrößerung seiner Staaten zu verhelfen. Als daher der Herzog Ferrante Gonzaga von Guastalla seinen siebenjährigen Sohn Cäsar durch den Tod verlor und wenig Hoffnung mehr auf fernere Nachkommenschaft hatte, brachte sie es dahin, daß dessen ältere Tochter Anna Isabella sich mit dem jungen Herzoge von Mantua vermählte (1670). Dadurch hoffte sie, das Herzogthum Guastalla an das herzogliche Haus von Mantua zu bringen. Als nun Herzog Ferrante starb (1679) und außer Karl Ferdinand's Gemahlin nur noch eine jüngere Tochter hinterließ, beeilte sich der Herzog von Mantua, als Gemahl der Erstgeborenen, die Staaten seines Schwiegervaters alsbald in Besitz zu nehmen. Dagegen aber erhob eine im Königreiche Neapel begüterte Nebenlinie der Beherrscher von Guastalla, wiewol vergeblich, Einspruch. Auch die Herzoge von Modena und Parma unternahmen in Mailand und Madrid Schritte, um die Spanier zum Eingreifen gegen den Usurpator zu vermögen. Der spanische Hof selbst war bei diesem Vorgange auch nicht gleichgültig, indem er hoffte, Guastalla selbst an sich zu bringen und die neapolitanische Nebenlinie durch andere Besitzungen im neapolitanischen Gebiete zu entschädigen. Daraufhin erschien ein spanischer Bevollmächtigter in Mantua und machte Vorstellungen über die Zurückgabe Guastallas; allein er fand taube Ohren. Spanien stellte nun die Soldzahlungen ein, welche es seit 1652 für die Besatzung in Casale geleistet hatte und der mit fortwährenden Geldverlegenheiten kämpfende Karl Ferdinand wurde dadurch an seiner empfindlichsten Stelle verwundet. Seine Beschwerden bei dem spanischen und kaiserlichen Hofe blieben unbeachtet, und dies scheint hauptsächlich bei ihm den Entschluß zur Reife gebracht zu haben, sich ganz in die Arme Frankreichs zu werfen, mit welchem er schon seit einiger Zeit in geheimen Unterhandlungen stand.

Mittlerweile hatte am mantuanischen Hofe Ausgelassenheit und Ausschweifung den höchsten Grad erreicht und selbst der Kaiser sah sich zu Vorstellungen veranlaßt. Der Herzog Karl Ferdinand aber setzte sein unzüchtiges Leben fort und ließ, seiner Gemahlin Anna Isabella bald überdrüßig, seinen Leidenschaften und Lüsten, die sogar

11. *Muratori*, Tom. XI, part. II, pag. 149. — In der Geschichte Italiens in dieser Encyklopädie (Sect. I, Thl. 25, S. 466) ist nach Le Bret's Geschichte von Italien und Lee's Geschichte von Italien wol irrthümlich das Jahr 1666 als Todesjahr Karl's II. angegeben.

in Druckwerken beschrieben wurden [12]), die Zügel schießen. Die Einkünfte seines Landes verprasste er in tausenderlei Ausschweifungen. Um die Mittel für eine solche Lebensweise aufzubringen, war ihm für Geld alles feil [13]) und zuletzt schritt er sogar zum Verkauf von Casale an die Franzosen.

Karl Ferdinand war nicht blos durch die Besitznahme Guastallas in Zerwürfniß mit Spanien gerathen, sondern die dereinstige Vererbung des Montferrat hatte ihn auch in ein gespanntes Verhältniß zu dem Kaiser gebracht. Denn da er keine Aussicht hatte, Kinder zu bekommen, mußte voraussichtlich mit ihm die Nachkommenschaft des ersten mantuanischen Herzogs Federige erlöschen, der durch seine Gemahlin Margaretha die Markgrafschaft Montferrat an das Haus Gonzaga gebracht hatte. Als nächstberechtigte Erbin von Montferrat erschien dann die Gemahlin des Herzogs von Lothringen, die Tochter der Kaiserin Eleonora Gonzaga. Der Kaiser wünschte nun die Ansprüche des Herzogs von Lothringen auf Montferrat schon bei Karl Ferdinand's Lebzeiten gesichert zu sehen. Dadurch fühlte sich dieser verletzt und erklärte, er werde an dem Könige Ludwig XIV. von Frankreich eine Stütze suchen, sofern der spanische und kaiserliche Hof fortfahren würden, ihn zu drängen und zu mishandeln.

Nun stand damals der Graf Ercole Mattioli aus Bologna, wo er früher Professor gewesen, am mantuanischen Hofe in höchster Gunst bei dem Herzoge. Ehrgeizig, brannte er vor Verlangen, sich durch irgendeinen schlauen Streich politisch wichtig zu machen. Da er die Hinneigung des Herzogs zu Frankreich kannte, hatte er sich schon 1677 zu dem Abbé d' Estrades, dem französischen Gesandten in Venedig, begeben, demselben seine Projecte mitgetheilt und ihn vermocht, darüber nach Paris zu berichten. Ludwig XIV., längst lüstern nach dem Besitze von Casale, bevollmächtigte hierauf seinen Gesandten zu Unterhandlungen mit dem Herzoge von Mantua über die Abtretung jener Festung. Mattioli war im Besitze eines leeren Blattes mit der eigenhändigen Unterschrift des Herzogs, welches er entweder zur Vereinigung dieses Geschäfts, oder nur zum Abschluß der Präliminarien irgendeines Liebeshandels für den Herzog erhalten hatte. Mit diesem Papiere begab sich Mattioli nach Frankreich und schloß mit dem Staatssecretär am 8. Dec. 1678 zu Versailles einen geheimen Vertrag, durch welchen den Franzosen das Oeffnungsrecht in Casale, dem Herzoge von Mantua aber der Oberbefehl über die französischen Truppen in Italien für den Fall eines Krieges und eine Summe von 100,000 Scudi zugesagt wurde. Auf der Heimreise verrieth aber Mattioli für 400 Dublonen das Geheimniß an den Grafen von Melgar, den spanischen Statthalter in Mailand, und an die Regentin von Savoyen. Trotzdem waren indessen doch schon alle Anstalten zur Besetzung Casales durch die Franzosen getroffen; am 10. März 1679 sollten die Vertragsurkunden zu Increa bei Casale ratificirt und ausgewechselt und dann zur Ausführung geschritten werden. Allein Mattioli erschien hier nicht. Jetzt erhielten auch die Franzosen Gewißheit über dessen Verrätherei. Nichtsdestoweniger ließ sich aber derselbe, der mit dem Titel eines Gesandten nach Turin geschickt worden war, durch die Vorspiegelung einer ihm zu leistenden Zahlung nach Pignerol locken und wurde schon unterwegs von den Franzosen gefangen genommen (2. Mai 1679). Wahrscheinlich wanderte er dann mit St.-Mars, dem Gouverneur von Pignerol, bei dessen mehrmaligen Versetzungen von einer Festung zur andern und endlich in die Bastille (1698), wo er aller Wahrscheinlichkeit nach als der vielbesprochene Unbekannte mit der eisernen Maske sein Leben beschloß. [14])

Der auf diese Weise offenkundig gewordene Vertrag erregte großes Aufsehen. Spanien, der Kaiser und Venedig waren höchst entrüstet. Der Herzog Karl Ferdinand stellte ihn völlig in Abrede und betheuerte, daß er Mattioli gar keine Vollmacht dazu gegeben habe. Ludwig XIV. dagegen verlangte die Erfüllung jenes Vertrags, sparte weder Schmeicheleien, noch Drohungen, noch Geld, um das Widerstreben des Herzogs zu überwinden, und nach Vereinbarung einiger Modificationen wurde sofort zur Ausführung geschritten. Schon im Laufe des Sommers waren große Scharen Franzosen nach Pignerol gekommen. Jetzt setzten sich die französischen Truppen, für die am savoyischen Hofe freier Durchzug erwirkt worden, unter dem Marquis von Boufflers in Bewegung und langten am 30. Sept. 1681 in Casale an. Die Citadelle ergab sich auf die erste Aufforderung; die italienische Besatzung zog ab, das französische Heer aber legte eine Besatzung unter dem Befehle Catinat's in die Citadelle und kehrte sogleich nach Piemont zurück. Die Civilverwaltung blieb in den Händen des Herzogs. Gegenüber der Entrüstung des savoyischen Hofes, der Republik Venedig, des Kaisers und des Königs von Spanien ließ Karl Ferdinand es zwar nicht an Betheuerungen fehlen, daß die Besetzung Casales durch die Franzosen gegen seinen Willen erfolgt und daß er von seinen Ministern verrathen worden sei, allein er fand keinen Glauben, am wenigsten bei den Venetianern, die ihm fortan ihre Verachtung auf die unzweideutigste Weise zu erkennen gaben.

Im Jahre 1689 ließ Karl Ferdinand auf Anstiften Ludwig's XIV. und ohne Zweifel mit französischem Gelde die Stadt Guastalla befestigen. Unversehens erschien jedoch der spanische Statthalter von Mailand vor Guastalla mit einem hinreichenden Heere und bewirkte die Zerstörung der angelegten Festungswerke. Der Herzog erhob bei den Höfen bittere Beschwerden über diese Gewaltthätigkeit, aber vergeblich.

12) *Muratori*, Tom. XI, part. II, pag. 209. 13) *Muratori*, Tom. XI, part. II, pag. 219.

14) *Muratori* l. c. pag. 219 sagt ausdrücklich, daß Mattioli zu Pignerol im Gefängnisse gestorben sei. Aber Bercht im „Archiv für Geschichte und Literatur" von Schlosser und Bercht, II. Bd., S. 193 fg. hat über Mattioli's letzte Schicksale helleres Licht verbreitet, und höchst wahrscheinlich hat das strenge Incognito der eisernen Maske den Augen der Welt die völkerrechtswidrige Gefangenschaft des mantuanischen Gesandten verdecken sollen. Den Inhalt der Bercht'schen Abhandlung hat Leo in seiner Geschichte Italiens, V, 689, in einer Anmerkung aufgenommen.

Ganz unvermuthet wurde im Jahre 1692 Don Vincenzo Gonzaga, Graf von Paredes, von der neapolitanischen Nebenlinie der Beherrscher von Guastalla, auf Grund seiner Näherrechte auf die Erbfolge durch kaiserliche und kaiserliche Truppen in den Besitz von Guastalla gesetzt. Nun erhob der neue Herzog Anspruche auf Entschädigung für die Einkünfte, welche der Herzog von Mantua seit 1679 widerrechtlich aus dem Herzogthume Guastalla bezogen, und Karl Ferdinand sah sich genöthigt, demselben dafür die Städte Luzzara und Reggiuolo mit ihren fruchtbaren Gebieten abzutreten. Dagegen erhielt Karl Ferdinand Casale zurück, welches den Franzosen von den Verbündeten nach einer langeren Blokade wieder entrissen wurde, und die französische Besatzung zog nach Pignerol ab (18. Sept. 1695).

Inzwischen führte trotz der ungünstigsten äußern Verhältnisse der Herzog Karl Ferdinand sein ausschweifendes Leben fort. Eigene Rentende durchzogen in seinem Auftrage die Welt, um für ihn auf Frauen nach seinem Geschmack Jagd zu machen, die er dann zu einem förmlichen Harem in Mantua vereinigte.[1]) Als sich der Kanonendonner des spanischen Erbfolgekriegs den Mauern Mantuas naherte, war es seine erste Sorge, zunächst seine Weiber in Sicherheit zu bringen, während seine Gemahlin Anna Isabella gramvoll in ihren öden Gemächern in Mantua lebte.

Die Hauptstadt Mantua war wegen ihrer festen Lage ein wichtiger Punkt für die beiden kriegführenden Hauptmächte; deshalb suchte der Kaiser sowol als Ludwig XIV. den Herzog auf ihre Seite zu bringen. Die Venetianer aber, welche die an den Grenzen ihres Gebiets gelegene Festung Mantua nicht in den Händen eines übermächtigen Fürsten sehen mochten, suchten den Herzog zu bestimmen, die Bewachung seiner Hauptstadt den Truppen neutraler italienischer Fürsten anzuvertrauen, und daraufhin erklärte er, daß er seine Neutralität und Unabhängigkeit bis zum letzten Blutstropfen behaupten und niemals von irgendeinem ausländischen Fürsten Besatzung in Mantua aufnehmen wolle. Zum Schein knüpfte Karl Ferdinand mit dem Papste und mit der Republik Venedig Unterhandlungen darüber an, daß Mantua eine päpstliche und venetianische Besatzung erhalte, und suchte zugleich an den Höfen von Wien und Paris eine Gutheißung dieses Schrittes zu erwirken. Ludwig XIV., der den Zweck dieser Unterhandlungen durchschaute, gab bereitwillig seine Zustimmung; der Kaiser aber, der dem Herzoge nicht traute und Mantua als ein Reichslehn auch von kaiserlichen Truppen besetzt zu sehen verlangte, verweigerte seine Zustimmung. Der venetianische Senat versprach in gutem Glauben, Truppen zur Besatzung Mantuas zu stellen, der Papst Clemens XI. aber zögerte anfänglich. Als jedoch die päpstlichen Truppen schon marschfertig waren, langte die unerwartete Nachricht an, daß Karl Ferdinand einen Vertrag mit Frankreich geschlossen habe. Durch die Androhung, daß das mantuanische Gebiet und Montferrat mit Feuer und Schwert verwüstet werden solle, wenn sich der Herzog den Wünschen Ludwig's XIV. nicht füge, mehr aber noch durch die Auszahlung von 60,000 Scudi und das Versprechen einer monatlichen Zahlung von 36,000 Scudi hatte sich Karl Ferdinand zu einem geheimen Vertrage bestimmen lassen, in welchem das Possenspiel verabredet ward, welches den Franzosen den Besitz von Mantua verschaffen sollte.[16])

Am 5. April 1701 erschienen demgemäß gegen 15,000 Mann Franzosen und Spanier, mit allen Kriegsbedürfnissen ausgerüstet, unter dem Grafen von Tesse vor den Mauern von Mantua, und Karl Ferdinand, scheinbar eingeschüchtert, ließ die Franzosen und Spanier in die Stadt ein. Damit hatte er seinen Untergang angebahnt. Zwar suchte er sich bei dem Papste und dem Kaiser damit zu rechtfertigen, daß er außer Stande gewesen, dem plötzlichen Angriffe eines überlegenen Heeres zu widerstehen. Allein in Rom und Wien durchschaute man ihn. Der Kaiser erklärte den Herzog für einen der Felonie schuldigen Verräther, entsetzte ihn kraft seiner kaiserlichen Oberherrlichkeit seines Herzogthums, belegte ihn mit der Reichsacht und bezeichnete ihn als einen feilen Menschen.[17])

Die Folgen der unklugen Handlungsweise Karl Ferdinand's ließen nicht lange auf sich warten. Noch im nämlichen Jahre fiel das ganze mantuanische Gebiet, mit Ausnahme von Goito und Viadana und der Hauptstadt Mantua, in die Hände der Kaiserlichen unter Prinz Eugen und die gebrandschatzte Bevölkerung mußte jetzt für die Thorheit ihres Herzogs harte Buße bezahlen. Mantua blieb blokirt, bis Prinz Eugen durch die glücklichen Fortschritte eines ihm überlegenen französischen Heeres unter Vendôme, welches den größten Theil des mantuanischen Gebiets wieder eroberte, zur Aufhebung der Blokade gezwungen wurde (Juli 1702). Jetzt hatte Karl Ferdinand sogar die Freude, noch einmal in den Besitz von Guastalla zu gelangen, welches von den Franzosen erobert (September 1702) und an ihn abgetreten wurde.[18])

Nachdem die Herzogin Anna Isabella durch den Tod aus ihrem traurigen Ehebunde erlöst worden war (1703), begab sich Karl Ferdinand nach Paris (1704), wo er die schmeichelhafteste Aufnahme am Hofe fand. Beehrt mit dem Titel eines Generalissimus der französischen Heere in Italien, wurde er bei seiner Heimkehr im Lager Vendôme's mit allen diesem Range gebührenden Ehren begrüßt (28. Oct. 1704). Um womöglich noch legitime Nachkommenschaft zu erhalten, hatte er in Paris in Uebereinstimmung mit den Wünschen des französischen Hofs Vorbereitungen zu seiner zweiten Vermählung mit der ebenso schönen als klugen Prinzessin Susanne Henriette von Lothringen, der Tochter des Herzogs Karl von Elbeuf, getroffen, und am 8. Nov. 1704 wurde die Hochzeit vollzogen; jedoch auch diese Ehe blieb kinderlos.

Die Niederlage, welche Prinz Eugen dem fran-

15) *Botta*, Storia d'Italia, Tom. VII, pag. 185.

16) *Botta*, Tom. VII, pag. 189. — *Muratori*, Tom. XII, part. I, pag. 44. 17) *Botta*, Tom. VII, pag. 190. 18) *Muratori*, Tom. XII, part. I, pag. 20.

zösischen Heere unter den Mauern von Turin beibrachte (7. Sept. 1706), entschied auch über das Schicksal Karl Ferdinand's. Ludwig XIV. wurde durch diesen Unfall zum Abschluß des mailander Vertrags bewogen (13. März 1707), in welchem er sich verpflichtete, alle noch von den Franzosen und von den bourbonischen Spaniern besetzten Plätze in der Lombardei und in Oberitalien, darunter auch Mantua, den kaiserlichen Truppen zu überliefern. So wurde Karl Ferdinand das Opfer der Undankbarkeit und Treulosigkeit Ludwig's XIV.; denn dieser gab in ihm nicht nur einen Verbündeten preis, dessen feste Hauptstadt Jahre lang einen bedeutenden Stützpunkt für die Unternehmungen der Franzosen in Italien gebildet hatte, sondern er verfügte auch über die Stadt Mantua, wo er nur das Besatzungsrecht erhalten hatte, wie über sein Eigenthum. Während die Kaiserlichen Mantua besetzten, eroberte Herzog Victor Amadeus II. das ganze mantuanische Montferrat und wurde damit von dem Kaiser Joseph I. belehnt. Karl Ferdinand, der auf den Rath der Franzosen zu Anfang des Jahres 1707 wenigstens seine Person nach Venedig in Sicherheit gebracht hatte, benahm sich in seinem Unglücke mannhafter, als sich von einem Weiberhelden seiner Art hätte erwarten lassen. Frankreich suchte sich bei dem Herzoge damit zu entschuldigen, daß das Misgeschick ihm keine andere Wahl gelassen habe, als die Staaten von Mantua und Montferrat an Oesterreich abzutreten; bei dem allgemeinen Frieden wolle es aber dahin wirken, daß ihm seine Besitzungen zurückgegeben würden und inzwischen biete es ihm einen Jahrgehalt von 400,000 Frcs. an.[19]) Karl Ferdinand antwortete: er habe bei seinem Bündnisse mit den beiden Kronen Frankreich und Spanien als guter italienischer Fürst nur die Erhaltung der Ruhe in Italien im Auge gehabt und sich deshalb dem Stärkeren angeschlossen; er wundere sich, daß er sich jetzt seiner Staaten durch denjenigen beraubt sehe, der aus Rücksichten der Dankbarkeit und des Rechts dies am wenigsten hätte thun sollen; niemand könne über Mantua und Montferrat verfügen, die er weder an den König von Frankreich noch an irgendeinen andern Fürsten jemals verkauft habe; er sei fern von so niedriger Gesinnung, daß er Geld annehmen wolle als Entschädigung für eine Souveränetät, die von seinen Ahnen auf ihn vererbt worden; und da er sich seiner Besitzungen beraubt sehe, so bleibe ihm nichts übrig, als sein Blut zu vergießen für die Wohlfahrt Italiens. Es war jedoch dem unglücklichen Karl Ferdinand nicht vergönnt, ein unrühmliches Leben durch einen rühmlichen Tod zu sühnen. Zu den furchtbaren Seelenleiden, wie sie ihm seine Lage verursachen mußte, gesellten sich, als Folge seiner früheren Ausschweifungen, bald ebenso furchtbare Körperschmerzen, gegen die er bald in Venedig, bald in Padua Hülfe suchte, aber nicht fand. Noch in seinen letzten Tagen traf ihn ein strenges Strafurtheil des Kaisers Joseph I., der ihn der Felonie schuldig und seine Staaten dem kaiserlichen Fiscus verfallen erklärte. Nach diesem letzten Wermuthstropfen aus dem Leidensbecher starb Karl Ferdinand zu Padua um 5. Juli 1708 in einem Alter von 57 Jahren. Seine zweite Gemahlin Susanne Henriette, statt ihrem Gemahl ins Elend zu folgen, hatte es vorgezogen, nach Paris zu gehen und dort auf Kosten des französischen Hofes zu leben, bis am 19. Dec. 1710 auch sie starb.

Da Karl Ferdinand keine Nachkommen hinterließ, so suchte der Herzog Vincenzo Gonzaga von Guastalla seinen Ansprüchen auf die Nachfolge in dem Herzogthume Mantua, gegründet auf alte Belehnungsurkunden und auf besondere Verträge mit dem verstorbenen Kaiser Leopold, bei dem Kaiser Joseph I. Anerkennung zu verschaffen. Der Kaiser wußte aber die Angelegenheit mit Vertröstungen hinzuhalten, und schließlich bekam Vincenzo nichts als das Fürstenthum Bozzolo, Sabbioneta, Ostiano und Pomponesco; der Rest des Herzogthums Mantua aber blieb österreichische Provinz. *(R. — W. C.)*

19) *Muratori*, Tom. XII, part. I, pag. 73.

XXIII. Karl: Land- und Markgrafen.

a) KARL, Landgraf von Hessen-Kassel, geb. am 3./14. Aug. 1654, gest. am 23. März 1736, war der zweite Sohn des Landgrafen Wilhelm VI. und dessen Gemahlin Hedwig Sophia, einer Schwester des großen Kurfürsten von Brandenburg, welche ihm in der Taufe den Namen des damals mit Hessen-Kassel eng verbundenen Königs Karl Gustav von Schweden beilegten.

Die lange Regierung Karl's, das blutige Zeitalter der Kriege gegen Ludwig XIV. von Frankreich, gegen die Türken, des spanischen Erbfolge- und des nordischen Kriegs, zeichnete sich durch die außerordentliche, nach innen und außen gerichtete Kraft aus, womit dieser ruhmwürdige Fürst nicht nur die Ausbildung eines stets schlagfertigen Heerhaufens und den Glanz seines Hofes, sondern auch den Anbau seines Landes, die Industrie seiner Unterthanen und Künste und Wissenschaften förderte.

Nach dem frühzeitigen Tode seines älteren, durch Hedwig Sophia bevormundeten Bruders Wilhelm VII. im J. 1670 noch unmündig, blieb auch Karl sieben Jahre hindurch der kräftigen Leitung seiner staatsklugen Mutter unterworfen. Im J. 1677 trat er mit großer Selbständigkeit, selbst seinem brandenburgischen Oheim gegenüber, die Regierung an. Hedwig Sophia zog sich auf ihr Witthum zu Schmalkalden zurück.

Im J. 1673 hatte sich Karl mit Marie Amalie, des Herzogs Jakob von Kurland und einer brandenburgischen Prinzessin Tochter, verheirathet. Sie nahm sich bis zu ihrem Tode (1711) aller bedrängten Glaubensgenossen, besonders nach der Aufhebung des Edicts von Nantes der französischen Flüchtlinge an, denen Karl eine Freistätte in Hessen bereitete. Die Ehe mit ihr war eine glückliche und kindergesegnete. Drei Söhne Karl's starben in der Kindheit, die andern, Friedrich, nachheriger König von Schweden, Karl, Wilhelm (VIII. als Landgraf), Leopold, Ludwig, Maximilian, Georg, zeichneten sich insgesammt in den Kriegen gegen Frankreich aus.

Hedwig Sophia hatte sich schon 1671 mit Dänemark, Brandenburg und Hannover dem nordischen Bünd-

nisse angeschlossen, welches unter dem Schutze des Kaisers Frankreichs Einfall in die Niederlande und das Herzogthum Kleve rächen und die Vergrößerungspläne Ludwig's XIV. hemmen sollte. Karl, dessen Truppen 1676 die Eroberung von Philippsburg am Rhein beförderten, betheiligte sich, dieser vaterländischen Politik folgend, bei allen gegen Frankreich gerichteten Bündnissen. Als Ludwig XIV. nach dem Nimweger Frieden die dem deutschen Reiche nachtheiligen Reunionskammern im Elsaß errichtete und Straßburg überfiel, übernahm er die Unionsdirection bei dem Oberrheinischen Kreise, verband sich zum Schutze der Reichsgrenze mit Kaiser Leopold, eilte, wiewol um einen Tag zu spät, 1683 zum Entsatz von Wien gegen die von Frankreich begünstigten Türken, welche er auch als Verbündeter des Kaisers 1686—1688 in Ungarn, und nach einem Soldvertrage mit der Republik Venedig in Griechenland 1687, 1688 bekämpfte*), und trat 1686, als Frankreich nach dem Erlöschen der pfälzischen Kurlinie im Namen der Herzogin von Orleans einen Theil der pfälzischen Erbschaft in Anspruch nahm, nebst andern oberrheinischen Ständen dem Augsburgischen Bündnisse bei. In dem zunächst wegen der streitigen kurkölnischen Wahl gegen Frankreich 1688 wieder ausgebrochenen Kriege behaupteten die Truppen des mit den Niederlanden und Großbritannien verbündeten Landgrafen ihren alten Ruhm bei der Befreiung von Koblenz, bei der Eroberung von Mainz und Bonn und halfen Lüttich schützen. Die Belagerung von Ehrenburg hatte zwar keinen günstigen Erfolg, aber desto glänzender war die Vertheidigung der vom französischen Marschall Tallard 1693 mit überwiegenden Streitkräften angegriffenen hessen-rotenburgischen Festung Rheinfels, welche unter Karl's persönlicher Leitung entsetzt wurde. Auch nahmen die Hessen rühmlichen Antheil an der Eroberung von Namur.

Der Friede von Ryswyk (1697) war wenig geeignet, des Landgrafen patriotische Anstrengungen zu belohnen. Durch denselben ward Karl genöthigt, die Feste Rheinfels, der er so große Opfer gebracht, an die katholische, vom wiener Hofe stets zur Schwächung Hessen-Kassels benutzte Nebenlinie Hessen-Rotenburg wieder abzutreten, und durch die für die evangelische Religion nachtheilige Clausel dieses Friedens, welche in den von Frankreich reunirten Orten die Beibehaltung der daselbst eigenmächtig eingeführten katholischen Religion festsetzte, wurde er schmerzlich berührt. Er widersetzte sich dieser Bedingung mit den fünf andern Reichskreisen, verlangte für den Oberrheinischen Kreis, dessen beide Directoren damals reichsverfassungswidrig katholische Reichsstände waren, ein evangelisches Condirectorium, und war auch später nebst Brandenburg äußerst thätig, um Kurpfalz, welches seine reformirten Unterthanen zum Vortheil der Katholiken drückte, durch Repressalien in seine Schranken zurückzuweisen. Den altgläubigen Deutschen Orden hatte er schon 1681 nach langen Zwistigkeiten genöthigt, einen Vergleich einzugehen, wonach die hessische Landcommende abwechselnd von einem Katholiken, Lutheraner und Reformirten besetzt wurde. Der Graf August von der Lippe-Schaumburg, ein Günstling des Landgrafen, unter dessen Anführung Koblenz von den Franzosen befreit wurde, war der erste Landkomthur reformirter Confession (1684).

Der Spanische Erbfolgekrieg ward für die hessischen bis auf 16,000 Mann gesteigerten Truppen und für Karl's Heldensohne eine denkwürdige Epoche des Kriegsruhms, ohne je die hessischen Erblande (mit Ausnahme des vom Landgrafen Karl wiederbesetzten Bezirks von Rheinfels) zu berühren. Nach einem mit Großbritannien und den Niederlanden noch unter dem großen Vertheidiger der europäischen Freiheit, Wilhelm von Oranien, 1701 zuerst geschlossenen, nachher erneuerten Soldvertrage zogen Karl's Truppen, von dem tapfern Erbprinzen geführt, an den Rhein und in die Niederlande. Sie trugen wesentlich zur Eroberung von Bonn und Limburg bei (1703). Friedrich, zum Entsatz der belagerten Festung Landau eilend, ward zwar bei Speierbach durch Marschall Tallard geschlagen, rächte sich aber an den Franzosen bei Schellenberg, bei Hochstädt, durch die Eroberung von Trarbach, und bei der Erstürmung der französischen Linien zu Tirlemont (1704, 1705). Nach dem für die hessische Mannschaft fast verderblichen italienischen Feldzuge, wo Friedrich unweit Castiglione den Franzosen unterlag, aber dennoch dem Prinzen Eugen zur Eroberung Mailands und Piemonts nützliche Dienste leistete, erfolgten die glänzenden Siege in den Niederlanden, bei Lille, Tournay, Malplaquet u. s. w. Ungern sahen sich Landgraf Karl und dessen Sohn Friedrich nach dem Sturze Marlborough's und dem für Frankreich äußerst vortheilhaften Abzuge der Engländer zur Unthätigkeit genöthigt und trotz der Garantie der alliirten Hauptmächte des Hauptpreises ihrer Mitwirkung, der Festung Rheinfels beraubt. Der Friede von Utrecht (1713) sprach zwar dem hessischen Hause den Besitz dieser Feste und ihres Bezirks gegen ein Aequivalent an die Nebenlinie zu, aber nach dem Badener Friedensschlusse 1714 zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche, wodurch der Spanische Erbfolgekrieg beendigt wurde, drang Hessen-Rotenburg auf die Restitution von Rheinfels. Eine kaiserliche Execution nöthigte den dadurch tiefverletzten Landgrafen zur Nachgiebigkeit.

Der Nordische Krieg, bei welchem Landgraf Karl anfangs im Bunde mit dem Kaiser und den Seemächten (Haager Concert 1710), hierauf in der Allianz mit Preußen und andern deutschen Staaten die Neutralität des Reichs zu erhalten suchte, und die Verbindung seines Sohnes Friedrich mit der Schwester Karl's XII., der Erbprinzessin von Schweden (1715), gaben seiner Politik eine neue Richtung. Nach vergeblichem Versuche, einen Vergleich zwischen Schweden und Preußen wegen Pommerns und des von Preußen an sich gebrachten Besitzes der Festung Stettin zu Stande zu bringen, stellte er ein hessisches Truppencorps zur Disposition Karl's XII., unterhandelte für ihn bei allen andern Mächten (Dänemark, Hannover, Rußland), welche schwedische Provinzen erobert hatten und suchte dem Schwedenkönige (als einem Garanten des Westfälischen Friedens) die Gunst und Mitwirkung des Kaisers zur Erhaltung der schwedischen Provinzen

*) Pfister's Hessischer Feldzug in Morea (Kassel 1845).

im deutschen Reiche zu erwerben. Der Eigensinn Karl's XII. und sein plötzlicher Tod hemmten diese Entwürfe. Auch eine große gegen den moskowitischen Koloß gerichtete Coalition, welche Landgraf Karl im Einverständnisse mit Ulrike Eleonore und deren Gemahl, dem Erbprinzen von Hessen, 1719 und 1720 mit benachbarten Reichsfürsten und den Seemächten bereitete, zerstieß sich an der Eilfertigkeit, mit welcher der schwedische Senat und die Reichsstände um den Preis großer Geldsummen mit den bisher feindlichen Mächten Frieden schlossen. Landgraf Karl, dessen Erbe nunmehr den schwedischen Thron bestiegen hatte, dessen jüngerer Sohn Georg auf Frankreichs Anregung dem russischen Zar zum Gemahl seiner ältesten Tochter vorgeschlagen ward, der mit den letzten Herzogen von Kurland in naher Verbindung stand, gab sich manchen trügerischen Hoffnungen für die Vergrößerung seines Hauses hin. Sie wurden durch die Verbindung der holsteinischen Partei mit dem russischen Hofe, durch die Abneigung des hessischen Prinzen gegen eine russische Heirath, durch anderweite Pläne Peter's des Großen und durch die Kinderlosigkeit des Königs Friedrich von Schweden vereitelt.

Nach vielen Bemühungen, die im Utrechter Frieden und in der Quadrupelallianz noch nicht genugsam bestimmten Rechte der europäischen Potentaten auszugleichen, theilte sich fast ganz Europa durch die großbritannisch-hannoverische und durch die wiener Allianz in zwei Hälften. Landgraf Karl erklärte sich, im Einverständnisse mit seinem Sohne, dem Könige von Schweden, 1726 gegen Garantie seiner Ansprüche auf Hanau zur hannoverischen Allianz und schloß mit Großbritannien einen Subsidientractat, der späterhin mehrmals erneuert, die politische Richtung des hessen-kasselschen Hauses bestimmte. Während der langen Regierung dieses Fürsten wurde das landesherrliche Gebiet durch verschiedene Lehnsanfälle, Kauf, Pfandschaften und Umtausch nicht unbeträchtlich vermehrt.

Landgraf Karl, der nebst dem erbverbrüderten Hause Brandenburg eine Hauptstütze des Protestantismus in Deutschland war, gewährte auch, nebst Brandenburg, den von Ludwig XIV. vertriebenen französischen reformirten Glaubensgenossen freundlichste Aufnahme und die ausgedehntesten Freiheiten. Dadurch ward er der wohlthätige Beförderer der seit dem Dreißigjährigen Kriege in Hessen untergegangenen feineren Gewerbe und Manufacturen, der Schöpfer der Oberneustadt, des schönsten Viertels von Kassel, der Stadt Karlshafen und etlicher zwanzig französischer Dörfer. Im J. 1696 begann er am Habichtswalde bei Kassel den Bau des weltberühmten Winterkastens (des Karlsberges mit der kolossalen Statue des Herkules und den Cascaden), unternahm inzwischen eine für seine Kunstsammlungen ersprießliche Reise nach Italien, und brachte jenen Bau 1714 zu Ende. Aus seiner Neigung für schöne Künste und Bauwerke, deren die Hauptstadt bisher entbehrt hatte, ging das mit Sculpturen, Gemmen und andern Alterthümern angefüllte Kunsthaus mit einem astronomischen Observatorium, die Orangerie nebst dem Marmorbade, die Achatmühle und anderes hervor. Selbst geschickter Drechsler und Maler, versammelte er Künstler jeder Art an seinem Hofe und verbreitete durch Unterstützung einheimischer Talente den guten Geschmack in seinem Lande. Besonders vertraut war er mit den mathematischen, physischen und naturhistorischen Wissenschaften. Landgraf Karl gab 1723 dem aus Preußen vertriebenen Philosophen Wolf, trotz des Zorns des preußischen Monarchen, eine sichere Zufluchtsstätte auf der Philippina (Marburg), deren Ruhm dieser scharfsinnige Gelehrte siebenzehn Jahre verherrlichte. Das in Verfall gerathene Gymnasium zu Hersfeld verdankt diesem Fürsten seine Wiederherstellung; 1709 stiftete er das Collegium Carolinum, eine Vorschule des mathematischen, medizinischen und philosophischen Unterrichts vor dem Abgange auf die Landesuniversität; auch ein Modell- und Gießhaus war u. a. sein Werk. Unermüdlich war er für die Verbesserung der Straßen und die Sicherung der Grenzen thätig.

Landgraf Karl, der 1727 zugleich mit dem zweiten Universitätsjubiläum von Marburg die Feier einer funfzigjährigen ruhmvollen Regierung beging, fand seine größte Freude und liebste Erholung in den Wissenschaften und Künsten, in dem Umgange mit allen Ständen seines Volkes und in dem Schose seiner zahlreichen Familie.

Zwar wurden seine verheiratheten Töchter, Sophie Charlotte, Gemahlin des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, und Marie Luise, Gemahlin des tapfern Johann Wilhelm Friso von Oranien, frühzeitig in den Witwenstand versetzt (1713 und 1711), und er erlebte noch, nachdem der blutige Krieg drei seiner tapfern Söhne geraubt hatte, 1722 den Tod seiner jüngsten Tochter Wilhelmine Charlotte. Aber einen trostreichen Ersatz für diese Verluste fand er in der Erhebung seines Erbprinzen und in den ausgezeichneten Eigenschaften der drei andern ihn überlebenden Söhne, des tapfern und staatsklugen Wilhelm (nachher des achten Landgrafen dieses Stammes), Maximilian's, der sich zu der Würde eines Reichs-Generalfeldmarschalls emporschwang, und Georg's, der zugleich ein muthiger Soldat, ein kluger Kriegführer und ein frommer in dem Andenken der Hessen lebender Prinz war.

Literatur. Außer den Werken über hessische Geschichte von Curtius, Strieder und Dieffenbach vorzugsweise Rommel's Hessische Geschichte. *(R. — W. C.)*

b) KARL (Wilhelm Friedrich), Markgraf von Ansbach, dem Titel nach auch Markgraf von Brandenburg, Burggraf von Nürnberg ꝛc., Sohn des am 27. Jan. 1723 gestorbenen Markgrafen Wilhelm Friedrich, wurde am 12. Mai 1712 geboren. Nach dem Tode seines Vaters führte seine Mutter Christiane Charlotte, eine würtembergische Prinzessin (gest. 27. Dec. 1729), die vormundschaftliche Regierung für ihn, neben ihr als Obervormünder Markgraf Georg Wilhelm von Brandenburg-Culmbach, nach dessen Tode (1726) sein Nachfolger (nicht Sohn) Georg Friedrich Karl und Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt. Der junge Markgraf reiste zu seiner Ausbildung 1725 in die Niederlande, begab sich darauf 1727 nach Berlin und unternahm 1728 eine Reise nach Frankreich, wo er Studien halber einen längeren Aufenthalt in Angers nahm. Wegen einer gefährlichen Erkrankung der Mutter kehrte er im November

wieder in die Heimat zurück. Nachdem ihm der Kaiser die venia aetatis ertheilt hatte, übernahm er am 12. Mai 1729 (nach Fischer I, S. 68 am 30. Mai) die selbständige Regierung seines Landes. Gleich nach dem Regierungsantritte reiste der Markgraf nach Potsdam an den Hof König Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, um sich mit Friederike Luise (geb. 14. Sept. 1714), der zweiten Tochter Friedrich Wilhelm's I., zu vermählen. Das Zustandekommen der Heirath war hauptsächlich ein Werk des österreichischen Gesandten am preußischen Hofe, von Seckendorf. Am 19. Mai traf der Markgraf in Potsdam ein, am 23. siedelte der Hof nach Berlin über, wo am 30. die Vermählung gefeiert wurde.[1]) Der König gab dem Markgrafen die ihm heimgefallene Grafschaft Gever.[2]) Am 13. Juni reiste das junge Paar von Berlin ab, und am 28. Juli nahm der Markgraf die Huldigung der Stände in Ansbach entgegen. Die Ehe war keine glückliche; die Gatten waren zu jung. Die Markgrafin von Baireuth schreibt in ihren Memoiren[3]) beim J. 1731: „Der Markgraf war ein junger, sehr schlecht erzogener Prinz. Er lebte wie Hund und Katze mit meiner Schwester, die er fortwährend mishandelte. Diese gab freilich manchmal Veranlassung dazu. — Sie war schlecht erzogen worden. Man hätte diese Vernachlässigung wieder gut machen können, wenn man ihr eine geistreiche Frau als Gouvernante gegeben hätte, denn sie war erst 14 Jahre, als sie heirathete; aber man verdarb alles dadurch, daß man ihr eine Dame vom Lande gab, vor der sie keine Achtung hatte. Endlich war der Markgraf ihrer Launen müde geworden. Zwei unwürdige Günstlinge, der Obermarschall von Seckendorf und ein Herr von Schenk, beherrschten ihn gänzlich und hatten ihn zu Ausschweifungen verführt." In der Regierung des Landes ist der Einfluß des königlichen Schwiegervaters auf den Markgrafen nicht zu verkennen. Seinen Eifer für die evangelische Lehre zeigte der Markgraf 1730, indem er das Jubelfest der Augsburgischen Confession in seinem Lande festlich begehen ließ. In demselben Jahre reformirte er das Verwaltungswesen, indem die Hof- und Justiz-Collegia, bisher eine Behörde, voneinander getrennt wurden. Um die Baulust bei seinen Unterthanen in Ansbach zu wecken und die Residenz zu verschönern, gewährte der Markgraf denen, die sich in oder bei Ansbach anbauten, ein Viertel der Baukosten als Entschädigung (Edict von 1731). Die 1732 vertriebenen salzburger Protestanten fanden wie in Preußen so auch in Ansbach freundliche Aufnahme. Im J. 1733 erschien ein Hochzeit-, Kindtauf- und Trauer-Reglement, durch welches der Luxus bei Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen eingeschränkt werden sollte; 1739 eine Wechsel- und Feuer-, 1740 eine Auctionsordnung. Eine Almosenordnung von 1741 war gegen das Unwesen des Bettelns gerichtet und suchte eine geordnete Armenpflege herzustellen. Die Gründung des Gymnasium illustre, nach ihm Carolinum genannt, zu Ansbach (12. Juni 1737) und einer Bibliothek (1738) bezeugen das Interesse des Markgrafen für Kunst und Wissenschaft. An mehrern Orten ließ er Kirchen bauen, vor allen die schöne St.-Gumpertskirche in Ansbach. Friedrich II. von Preußen zeichnete ihn 1741[4]) durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens aus, und Georg II. von England machte ihn 1749 zum Ritter des Hosenbandordens. Im J. 1741 fiel nach dem Tode des Herzogs Wilhelm Heinrich von Sachsen-Eisenach, der am 26. Juli kinderlos starb, die Grafschaft Sayn-Altenkirchen[5]) an Ansbach. Von geringerer Bedeutung war die Uebertragung der Grafschaft Limpurg durch Friedrich II. 1742. Der letzte Graf zu Limpurg, Vollrath, war den 19. Aug. 1713 ohne männliche Erben gestorben und König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte die Reichslehen der Grafschaft in Besitz genommen der Anwartschaft gemäß, die Kaiser Leopold 1693 seinem Vater ertheilt hatte. Es waren noch weibliche Angehörige des gräflichen Geschlechts vorhanden, und zwischen ihnen als Allodialerben und Kurbrandenburg als Reichslehnerben wurden heftige Streitigkeiten geführt. Friedrich II. übertrug die Reichslehen an Brandenburg-Ansbach, welches sich mit den Allodialerben dahin einigte, daß es ihnen am 15. Aug. 1746 die meisten Lehnstücke abtrat. Friedrich II. erkannte den Vergleich an.[6]) Der Markgraf war ein eifriger Protestant und wurde 1750 vom Reichstage in Regensburg beauftragt, die in der Grafschaft Hohenlohe-Waldenburg ausgebrochenen Religionszwistigkeiten mit bewaffneter Hand beizulegen. Er entledigte sich seines Auftrages zur Zufriedenheit der protestantischen Stände, die ihm eine Zufriedenheits-Erklärung ausstellten. Er starb am 3. Aug. 1757 zu Gunzenhausen und wurde in der Johannes-Kirche zu Ansbach begraben. Sein erster Sohn wurde am 7. April 1733 geboren, starb jedoch schon am 9. Mai 1737. Sein zweiter und letzter Sohn, der ihm in der Regierung folgte, Christian Friedrich Karl Alexander, am 24. Febr. 1736 geboren, wurde der letzte Regent dieses Seitenzweiges der Hohenzollern, indem er

1) Als sich die Prinzessin entschloß, den Markgrafen zu heirathen, machte der König aus, sie solle ihm aus Ansbach Mehl, er wolle ihr dafür Schinken und geräucherte Würste schicken. Allen denjenigen, sagt halbironisch Faßmann (Leben und Thaten Friedrich Wilhelm's, S. 394), welche die Gnade gehabt, eine so liebreiche, zärtliche und leutselige Conversation anzuhören, sind fast die Thränen aus den Augen gedrungen. 2) Diese „Grafschaft Gever" ist mir nicht nachweisbar. Wahrscheinlich ist es Schloß und Dorf Geyern (jetzt Dorf im bairischen Mittelfranken, Bezirksamt Weißenburg); ein Theil dieses Schlosses gehörte dem Hause Brandenburg; vgl. Fischer I, 341. 3) Natürlich ist nicht alles wörtlich zu nehmen; denn die Markgräfin liebte es sehr, Sachen, die ihre Familie angingen, zu übertreiben.

4) Ich übernehme diese Angabe aus älteren Quellen, ohne sie zu vertreten. Auffallend ist mir, daß nach Fischer I, 70 der Sohn und Erbprinz schon im J. 1740 den Schwarzen Adlerorden erhalten hat. 5) Im J. 1750 ließ Karl Wilhelm Friedrich in der Münzstätte zu Altenkirchen die kleinen medaillenförmigen Ausbeutethaler prägen aus dem ersten Silberblick des Bergwerks Krautgarten im Fischbacher Bezirke. Vgl. Leitzmann, Wegweiser auf dem Gebiete der deutschen Münzkunde (Weißensee 1869, S. 166). 6) Vierzehn Schriften über die limburgische Angelegenheit in (v. Kamptz) Literatur der Verfassung des Königl. Preuß. Hauses. Die Vergleichsconvention von 1746 mit einem kurzen Vorberichte und mit des Königs von Preußen Ratification ist 1748 im Druck erschienen.

1791 (Dec.) seine Besitzungen an die Hohenzollern in abtrat. — Vgl. Bibl. Historica Brandenburgica a Georg. Gothof. Küstero (Breslau 1743, p. 631 sq.). — J. H. von Falckenstein, Antiquitates et Memorabilia Nordgaviae (Schwabach und Leipzig 1743, III, p. 645 sq.). — Matthias Groß, Brandenb. Landes- und Regenten-Historie (Schwabach 1749). — Lochner, Sammlung merkwürdiger Medaillen (1738). — Stieber, Nachrichten vom Fürstenthum Brandenburg (Onolzbach). — J. B. Fischer, Statistische und topographische Beschreibung des Burggrafthums Nürnberg unterhalb des Gebirgs oder des Fürstenthums Brandenburg-Ansbach. (Ansbach 1787; 2 Bde. 8). (*R. Pallmann.*)

XXIV. Karl: Grafen (von Charolais; Etampes; Flandern; Maine; Valois; Soissons) und Herzoge (von Alençon; Angoulême; Aumale; Berry; Bourbon; Bretagne; Burgund; Calabrien; Lothringen).

a) KARL (von Bourbon-Condé), Graf von Charolais. Als zweiter Sohn des Herzogs Ludwig III. von Bourbon, Prinzen von Condé, und der Luise Franziska, natürlichen Tochter König Ludwig's XIV. von Frankreich von Madame de Montespan, am 19. Juni 1700 geboren, erhielt Karl den Titel eines Grafen von Charolais und wuchs ohne ordentliche Erziehung auf. Schon am 4. März 1710 verlor er den bedeutungslosen Vater. Er wurde ganz nach der Schablone geformt, die der alte König ausgedacht hatte, sollte in geistiger Unfähigkeit bleiben, in zuchtlosem Lebensgenusse sein Ziel suchen und ihm blind gehorchen. Die herrlichen Anlagen des Grafen blieben unentwickelt, sein Geist konnte nicht aufstreben, sein Muth und seine Entschlossenheit fanden keinen würdigen Tummelplatz und bald überwucherten schlechte und niedrige Eigenschaften den guten Samen. Der Graf wurde ein Scheusal, das auf dem Throne in Rivalität mit Nero getreten und unter einer gerechten Justiz zehnfach dem Henker verfallen wäre, nach den Schilderungen des Marquis d'Argenson eine Art wahnsinnig Besessener. Schon früh verrieth er Hang zur Grausamkeit, quälte voll Bosheit die Thiere, war ein Tyrann gegen die Diener, später tödtete er Menschen mit äußerster Kaltblütigkeit; an seinem Namen hafteten die Anklagen von Mord und zahlreichen Verbrechen; von Betrug, Diebstahl und Raub hielt er sich frei. Selbst in der Wollust fand er nur dann den vollen Reiz, wenn sie mit Grausamkeit versetzt war; er beseitigte durch Mord 1724 einen Bedienten, bevor er dessen Frau verführte, und mishandelte die ihm zugeführten Buhlerinnen rücksichtslos. Ohne irgend etwas dabei zu erreichen, ohne Ehrgeiz und ohne Interesse, ohne Rachsucht oder Zorn, beging er seine Scheußlichkeiten; besonders belustigte es ihn, Dachdecker von den Dächern herabzuschießen und ihre letzten Zuckungen zu betrachten. Bei Gelegenheit eines Mordes flehte er die Gnade König Ludwig's XV., der ihn nicht leiden mochte, an und erhielt die derbe Antwort, Ludwig gewähre ihm Gnade, aber auch denjenigen, die ihn tödten würden. Nachmals besserte er sich im Gefühle eigener Unsicherheit, seine Blutgier nahm ab; dafür verletzte den empfindlichen König der Hochmuth, mit dem Karl ihm, seinen Maitressen und Rathgebern begegnete; sein Dünkel war überhaupt lächerlich.

Obgleich Prinz von Geblüt, Pair und Ritter der königlichen Orden, war Karl pecuniär bescheiden gestellt, auf den Mitgenuß der väterlichen Erbschaft und auf die Unterstützung durch seine reiche Mutter angewiesen, die erst am 16. Juni 1743 starb. Aber der liederliche Regent, Herzog Philipp von Orléans, warf ihm 1716 eine außerordentliche Apanage von 60,000 Livres aus, obgleich Karl den Haß seiner Aeltern und seines älteren Bruders, des Herzogs Ludwig Heinrich von Bourbon, gegen das rivale Haus Orléans theilte. Am 12. Sept. 1715 erschien er bei dem lit de justice des kleinen Königs Ludwig XV. im Parlamente. Voll brutalen Hasses gegen die legitimirten Kinder des verstorbenen Monarchen Ludwig XIV., nahm er an allen Intriguen gegen sie theil und strebte besonders danach, den Herzog und die Herzogin von Maine, die Schwester seines Vaters, zu demüthigen. Am 22. Aug. 1716 forderten er, sein Bruder, der Herzog von Bourbon, und der Prinz von Conti von Ludwig XV., er möge den legitimirten Söhnen Ludwig's XIV. die ungerechterweise ertheilten Rechte eventueller Thronfolge und Prärogative von Prinzen von Geblüt entziehen. Maine hingegen suchte auf jede Weise das Einverständniß zwischen den Condé und Orléans zu verhindern. Karl's Bruder und seine Mutter wollten Maine alle Vorzüge rauben, sich aber auswärtigen Einfluß erobern, und ließen Karl heimlich ins Ausland gehen, um dann von seinem plötzlichen Verschwinden als tollem Jugendstreiche zu reden. Am 30. April 1717 verschwand somit der Graf in Begleitung eines Edelmanns seines Bruders und auf dessen Pferden unter dem Vorwande einer Eberjagd aus Chantilly, sandte bald aus Mons Briefe voll Entschuldigungen über seinen Ungehorsam, damit dieselben von den Seinen dem Regenten unterbreitet würden, ging unter dem Namen eines Grafen von Dammartin über Lüttich und Bonn nach München, wo er bei Hofe die freundlichste Aufnahme fand und vom Kurfürsten 40 Pferde zum Geschenk erhielt; von den Prinzen Karl und Ferdinand geleitet, kam er nach Wien, besuchte aber den ihm verwandten Kaiserhof nicht und eilte zum Heere, welches Eugen von Savoyen gegen die Türken befehligte, um als Freiwilliger unter ihm zu dienen. Eugen empfing ihn voll Auszeichnung, lud ihn ein, stets bei ihm zu speisen, bei ihm zu wohnen und über seine Börse zu verfügen, da ihm einst Karl's Oheime, die Prinzen von Conti, hülfreich unter die Arme gegriffen hätten, um die Reise nach Wien bestreiten zu können. Karl scheute keine Gefahren, schoß gern mit gezogenen Büchsen auf die Türken, focht in der Schlacht von Belgrad ausgezeichnet tapfer, ging dann nach Wien, und als er vom Hofe sehr frostig empfangen wurde, wieder nach München, um abzuwarten, bis der Kurfürst ihm für sein Verschwinden nach Ungarn die Verzeihung Ludwig's XV. und des Regenten verschafft haben würde. Er blieb bis zum Februar 1718 in München, wo ihm

große Feste veranstaltet wurden, ging über Venedig nach Rom, wo ihn zwei Söhne des baierischen Kurfürsten, der Cardinal de la Tremouille u. a. mit Ehren empfingen; er machte große Bekanntschaften, küßte dem Papste die Füße, besuchte Neapel und kehrte im Juni 1718 über Genua und Mailand abermals nach München zurück, um hier noch anderthalb Jahre zu bleiben. Der Kurfürst Maximilian II. Emanuel betrachtete ihn wie ein Familienglied, wies ihm eine Tafel für 12 Gedecke ein, gab ihm Pferde, Jagdgeräthe u. s. w. Unterdessen tauchte das wunderliche Gerücht auf, da er nichts in Frankreich zu erwarten habe, suche er sich durch den Cardinal de la Tremouille in Rom durch Verwendung von dessen bereits gestürzter Schwester, der Prinzessin Orsini, die Gunst Philipp's V. von Spanien und eine hohe Stellung an seinem Hofe zu erbuhlen; die Prinzessin und der Cardinal Aquaviva sollten ihm das Amt eines Generaladmirals von Spanien mit 20,000 Pistolen Jahreseinkommen, das Vicekönigthum in Catalonien und das Commando in Barcelona auswirken, und schon sei er durch Urkunde zum ersten Prinzen von Geblut in Spanien ernannt. Diese auch in Paris auftretenden Märchen wurden von den Condé geflissentlich genährt, um ihrer Familie dem Regenten gegenüber Nimbus zu geben; sie verhinderten auch stets Karl's Heimkehr, da sie große Zugeständnisse für ihn vom Regenten wünschten, bevor er sich wieder in Frankreich einfinde. Vielfach fürchtete man in Paris, der Graf werde nach Spanien gehen, von französischen Flüchtlingen dahin gelockt; dem Cardinal Alberoni traute man alles Ernstes zu, er werde einem unerfahrenen Taugenichtse die Würde eines Vicekönigs von Catalonien verschaffen. Der Regent fühlte sich beunruhigt, fürchtete, Karl werde bei dem drohenden Kriege mit Spanien das Haupt aller Aufrührer werden und die Tage der Fronde erneuern. Der Herzog von Bourbon erklärte, Karl komme nur dann nach Frankreich zurück, wenn ihm reicher Unterhalt gesichert werde, forderte für ihn die Hand einer Tochter des Regenten, Mademoiselle de Valois, und eine große Statthalterschaft, und wollte nicht eher in Karl's Rückkehr willigen, bis dieses Verlangen erfüllt sei. Der Regent ließ sich einschüchtern und erkaufte die Rückkehr des Grafen noch vor seiner Aussöhnung mit Spanien mit großen Opfern, anstatt Geld dafür zu zahlen, wenn der rohe Mensch niemals den heimischen Boden betreten würde. Der königliche Schatz mußte für die Heimreise verhalten und im November 1719 wurde ihm die Statthalterschaft der Touraine zuerkannt. Am 3. Mai 1720 traf Karl in Chantilly ein, wenig herzlich vom Hofhalte seines Bruders empfangen. Bei seiner Statthalterschaft war es ihm wenig um die Verwaltung, desto mehr um die Einkünfte zu thun; auch von dem Rechte des Zutritts in den Regentschaftsrath machte er selten Gebrauch; er wohnte der Krönung Ludwig's XV. in Rheims bei, ging aber sehr wenig an den Hof und lebte der Völlerei, war fast immer betrunken. Seine Heirath mit der Tochter des Regenten kam nicht zu Stande; den Vorschlag, Maria Leczynska von Polen zu heirathen, wies er wie andere Vorschläge zurück und blieb ledig, zumal es ihm um ungebundenste Selbständigkeit und Unabhängigkeit bei seinem wüsten Treiben zu thun war. Sein Hauptvergnügen war die Jagd, 1752 büßte er bei einer Eberjagd fast sein Leben ein, nachdem er 1722 einmal in Versailles mit genauer Noth dem Ertrinkungstode entronnen war. Im J. 1733 ging er auf kurze Zeit zu Berwick's Heer an den Rhein, kehrte bald zurück und fuhr fort, ein Gegenstand des Abscheus für alle redlich Gesinnten zu sein. Nach dem Sturze seines Bruders durch Cardinal Fleury hatte aller Einfluß der Condé bei dem Könige auf, nach dem Tode jenes, 1740, wurde er Ehrenvormund des Sohnes, Prinzen von Condé; als solcher bewährte er sich musterhaft, sorgte wie ein Vater mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, gab dem Knaben eine treffliche Erziehung, hielt sein Vermögen in bester Ordnung, nachdem er die Schulden seines Bruders bezahlt hatte, betrieb für den Neffen und für sich 1748 auf dem Aachener Congresse, freilich erfolglos, die Berücksichtigung der von der Großmutter ererbten Ansprüche an Mantua und Montferrat, und verschaffte ihm eine reiche und glückliche Ehe. Für den minderjährigen Neffen verwaltete er das Amt des Oberstthofmeisters, vernachlässigte es aber und erschien selten bei Hofe. Mit aller Macht widersetzte er sich dem Eintritte seiner Mutter unter die Vormünder des Neffen, denn er haßte und mied sie, wie sie ihn. Als er wie andere Prinzen des Hauses Bourbon Ludwig XV. 1742 um die Erlaubniß bat, in Böhmen unter dem Marschalle Maillebois dienen zu dürfen, lehnte der Monarch es ab. Karl begegnete der Marquise von Pompadour mit Verachtung, und als er ihr einen Besuch machen mußte, setzte er sich und ließ sie vor sich stehen; seinem jüngeren Bruder, Grafen Ludwig von Clermont, nahm er es sehr übel, als er sich von ihr das Commando des Heeres in Deutschland ertheilen ließ. Eine Maitresse entführte er ihrem Gatten, dem Maître des requêtes de Courchamp, und hielt sie jahrelang in einem kleinen Hause wie eine Sklavin eingesperrt, um sie dann für Madame Breton aufzugeben, die ihn jedoch trotz seiner Drohungen gegen ihren Vater verschmähte; hierauf kehrte er zu Madame de Courchamp zurück, um sie nach wie vor in strengstem Gewahrsam zu halten. In den letzten Jahren besserte sich der Graf, mildere Regungen traten bei ihm auf, er wurde wohlthätig, aufrichtig und suchte die Welt mit sich auszusöhnen, ohne ihr je zu schmeicheln. Mit Mademoiselle Margarethe Craon de la Saône (de Raucurel) erzeugte er zwei im December 1769 unter dem Namen „von Bourbon" legitimirte Töchter, von denen Maria am 17. Dec. 1769 den Grafen Ludwig Nikolaus von Puget, Obersten der königlichen Grenadiere, Charlotte Margarethe Elisabeth am 4. Febr. 1772 den Grafen Franz Xaver Joseph von Löwendahl, französischen Brigadier, heirathete. Karl starb in Paris unerwartet an zurückgetretener Gicht am 23. Juli 1760 und ruht in Montmorency.

Vgl. Lemontey, Histoire de la régence (Paris 1832, 2 Bde.); die Memoiren Dangeau's und des Herzogs von Saint-Simon; J. Buvat, Journal de la régence (1715—1723, 2 Bde., Paris 1865); E. J. F.

Barbier, Journal historique et anecdotique du règne de Louis XV. (4 Bde., Paris 1847—1856); Ch. Lacretelle, Histoire de France pendant le dix-huitième siècle (3. Aufl., Bd. 2, Paris 1812).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL (von Evreux), Graf von Etampes (Estampes). Als zweiter Sohn des Ludwig von Frankreich, Grafen von Evreux, und der Margaretha von Artois, und Enkel zweiter Ehe König Philipp's III. von Frankreich geboren, verlor Karl am 19. Mai 1319 den Vater, als er noch minorenn war, und erhielt laut Testaments vom 11. Juni 1318 die Herrschaften Etampes, Gien und andere Besitzungen des Hauses. Mit seinem ebenfalls minorennen älteren Bruder Philipp (s. d.), späterem Könige von Navarra, kam Karl, der ganz verwaist war, unter die Vormundschaft der Könige Philipp V. und Karl IV., deren letzterer seine Schwester Johanna heirathete und die Herrschaft Etampes im September 1327 zur Grafschaft erhob. Im April 1325 heirathete Karl Maria de la Cerda, eine Enkelin Königs Alfonso X. von Castilien und Ludwig's IX. von Frankreich, und König Philipp VI. von Frankreich gab ihm einen jährlichen Zuschuß von 5000 Livres. Den Parteiungen des französischen Hofes unterworfen, schloß sich der Graf 1334 mit seinem Bruder Philipp der Partei an, welche dem Schwager beider, Herzog Johann III. von Brabant, in seinem Streite wegen Mecheln mit dem Grafen von Flandern Hülfe brachte. Im J. 1335 ergriff er im Streite Johann's II. von Arlay aus dem Hause Chalon mit Herzog Eudo IV. von Burgund wegen der Herrschaft Salins und Einkünften aus den Salinen des Franche-Comté für ersteren Partei, dieser war im Kriege unglücklich, und bei der Belagerung von Pimorain verlor Karl am 5. Sept. 1336 das Leben. Er ruht in der Franziskanerkirche zu Paris. Seine Witwe heirathete bald den Grafen Karl II. von Alençon (s. d.). Mit Karl's Sohne, Grafen Ludwig von Etampes, erlosch 1400 sein Mannsstamm.

Vgl. Duchesne, Histoire des roys, ducs et comtes de Bourgogne. (*Arthur Kleinschmidt.*)

c) KARL (der Gute), auch der Däne genannt, Graf von Flandern. Karl, der einzige Sohn König Kanut's IV. des Heiligen von Dänemark aus dem Hause der Estrithsiden und der Adele von Flandern und Artois, Tochter Robert's I. des Friesen, wurde um 1083 geboren, verlor durch Mord am 10. Juli 1086 den Vater, und seine Mutter flüchtete mit ihm zu ihren Aeltern nach Flandern, um nie mehr nach Dänemark zurückzukehren. Nachdem sich die Mutter 1090 mit Herzog Roger von Apulien wieder vermählt hatte, erzogen ihn die Großältern und der Oheim, Graf Robert II. von Flandern, mit aller einem Königssohne gebührenden Sorgfalt, denn obschon Karl sein Anrecht auf den dänischen Thron nie zur Geltung brachte, nannte er sich doch in öffentlichen Urkunden stets einen Königssohn. In allen ritterlichen Künsten Meister, sehr gut beanlagt, eine stattliche Erscheinung, beseelt von wahrer Frömmigkeit, voll Wohlwollen und Gerechtigkeitsliebe, ward Karl einer der vortrefflichsten Fürsten der Zeit. Vier Jahre lang stritt er im heiligen Lande für das Kreuz gegen die Mohammedaner, kehrte um 1112 nach Flandern zurück, wo sein Vetter, Graf Balduin VII. der Strenge, die Grafenkrone trug, und wurde diesem eine wackere Stütze im Kampfe mit dem in Flandern einreißenden Räuberunwesen und der Verwilderung. Balduin wußte seine Hülfe und seinen Rath zu würdigen, gab ihm 1115 das eroberte feste Schloß der Saint-Pol, Ancre in der Picardie, und vermählte ihn 1117 mit Margaretha, der Tochter des Grafen Rainald II. von Clermont, durch die er die Grafschaft Amiens empfing. Da Karl sich seit 1117 Erbe und Nachfolger Balduin's VII. nannte und schrieb, so wird er wol von diesem auch zum Nachfolger ausersehen worden sein, was das alte Erbfolgerecht der in Hennegau herrschenden Linie der Grafen von Flandern schwer schädigte. Außer dieser Linie war mit Karl's eventueller Thronfolge die Witwe Robert's II. von Flandern, Clementia von Burgund, nunmehrige Gemahlin des Herzogs Gottfried von Nieder-Lothringen, eine Schwester des Papstes Calixt II., höchst unzufrieden und reizte den Gemahl ihrer Nichte, Wilhelm von Loo, Vicomte von Ypern, den eine unebenbürtige Mutter ihrem Schwager Philipp geschenkt hatte, und die wilden Flämänger dagegen auf, heimlich vom Könige Ludwig VI. von Frankreich unterstützt, der mit ihrer andern Nichte vermählt war. Am 17. Juni 1119 starb Balduin VII. kinderlos in Roulers, Karl zum Nachfolger bestimmend. Alsbald begann über seiner Leiche ein blutiger Erbfolgekrieg.

Balduin III. von Hennegau wollte seine Nachfolge in Flandern mit Gewalt durchsetzen. Clementia und Gottfried von Nieder-Lothringen, die Grafen Hugo II. von Saint-Pol und Walther von Hesdin, der Baron Thomas von Coucy, der Graf von Boulogne und andere Herren erhoben sich für Wilhelm von Loo (s. oben), aber das Volk schlug sich zu Karl, huldigte ihm und leistete ihm im Kriege treulich Beistand. Clementia bemächtigte sich Oudenardes, Saint-Pol griff Westflandern an, als Karl mit seinen Truppen heranzog. Alsbald kettete sich der Sieg an die Fahnen des frommen Grafen. Wilhelm von Loo wurde gefangen und entsagte allen Ansprüchen auf die Grafenwürde, wogegen er einige Besitzungen als Apanage erhielt; Clementia wurde besiegt, bat um Frieden und erwirkte ihn gegen Auslieferung der zu ihrem Witthume gehörigen Städte Dixmuyden, Aire, Bergues und Saint-Venant, der Graf von Hesdin wurde aus seinen Besitzungen vertrieben, der Graf von Saint-Pol verlor sein Schloß und wurde Karl's Vasall. Dieser befreite die von ihrem Vogte gedrückte Kirche in Térouanne und trieb die Truppen der Grafen von Hennegau und Boulogne und des Herrn von Coucy zu Paaren. Bei Brenneville (Bremule) 1119 vom Könige von England geschlagen, suchte Ludwig VI. von Frankreich das Bündniß Karl's, der rasch alle inneren Wirren in Flandern beilegte und bei Ludwig zu großem Ansehen gelangte. Er half dem Könige im Kriege und eroberte für ihn Chartres, 1120 trat er dem englisch-französischen Friedensschlusse bei. Im J. 1122 überließ ihm zwar Kaiser

Heinrich V. Cambray, aber Karl fühlte sich vor allem als Vasall der französischen Krone und eilte darum 1124 mit 10.000 Mann Ludwig VI. gegen Heinrich V. zu Hülfe.

Von klugen Räthen unterstützt, verwaltete Karl sein Land kraftvoll, gewissenhaft und umsichtig, sah auf Gehorsam und Unterthanentreue und übte gegen die Uebermüthigen und Gewaltthätigen eine zuweilen grausame Gerechtigkeit, daß meist selbst zu Gericht und war ein strenger Richter, vermehrte und verbesserte die mangelhaften Gesetze. Nach dem Herkommen bezog er die Einkünfte seiner Vasallen noch ein Jahr nach ihrem Tode, er verbannte die Juden wegen ihres Wuchers und Betrugs, verbreitete Sicherheit und Wohlstand im ganzen Lande, gewährte Kirchen und Klöstern Schutz und Schenkungen und war allen Armen ein Wohlthäter, sodaß er den Beinamen des Guten verdiente. Die Geistlichkeit liebte ihn herzlich wegen seiner Tugenden und seiner Vorliebe für sie, alle Raufeisenmede, Raufbolde und Unehrenhaften hingegen haßten ihn, weil er sie an Gewaltacten und Freveln gegen ihre Nachsten hinderte. Sein Ansehen im Auslande war groß. Nach der Gefangennahme König Balduin's II. von Jerusalem durch die Ungläubigen boten ihm dessen Barone die Krone 1124 an, er aber schlug sie aus. Bei dem Tode Kaiser Heinrich's V. dachte ein Theil der deutschen Fürsten 1125 an den Grafen, dessen Frommigkeit den Bischofen und geistlichen Kurfürsten die Hoffnung auf großen klerikalen Einfluß erwecken durfte und dessen Hausmacht zu klein war, um Besorgnisse einer zu starken Herrschaft zu erregen. Erzbischof Friedrich von Köln begann mit Karl Unterhandlungen; eine Gesandtschaft, an deren Spitze sein Kanzler und Graf Gottfried (von Namur) standen, forderte Karl in Brügge zur Annahme der Candidatur für den deutschen Königsthron auf, aber Karl war zu klug, bei seiner nicht ausreichenden Macht auf das Anerbieten einzugehen und mit Herzog Friedrich von Schwaben um den Thron zu ringen. Indem er die Pflichten für seine geliebten Unterthanen, die er nicht durch häufige Abwesenheit schädigen wolle, vorschützte, lehnte er die gleißende Krone ab und bewies damit großen Verstand. Im J. 1127 ließ er durch Gesandte in Aachen dem Könige Lothar für Reichs-Flandern, den kleineren Theil seines zum größten Theile unter französischer Lehenshoheit stehenden Landes, huldigen. Sein strenges Vorgehen gegen die Räubereien und Privatfehden des zuchtlosen Adels machte Karl bei Volk und Klerus ebenso beliebt wie bei dem Adel verhaßt, besonders widmete ihm eine tödtliche Feindschaft die mächtige und zahlreiche Familie der Cremboldiner.

Furchtbare Wassersnoth suchte Flandern heim, der Blitz traf das Kloster Watten, Feuersbrünste verzehrten zum größten Theile Gent, die Abteien Saint-Winoc und Hasnon; die auf über 3000 Köpfe anlaufende Bande eines gewissen Tanchelin durchzog Flandern, in ihrer Mitte eine Mutter Gottes und zwölf Apostel, überließ sich Orgien und trieb Polygamie, bis ein Priester den Tanchelin todtschlug. Der entsetzliche Winter von 1125—26 wollte kein Ende nehmen und führte eine ebenso grausige Hungersnoth 1126 herbei. Karl ging mit Wohlthaten allen Reichen Flanderns würdig voran; er entband seine sämmtlichen Meier von ihren Abgaben, verpflichtete sie dagegen zur Aufnahme und Beköstigung der Armen, speiste eine Zahl der letzteren von seiner Tafel, vertheilte in Ypern an einem Tage 7800 Brote, verbot das Getreide zur Bierfabrikation zu verwenden und ließ rasch wachsende Gemüse überall anpflanzen. Er öffnete die Getreidevorräthe, ließ mehrern Aufkäufern von Getreide es vom Speicher wegnehmen, zu niederem Preise verkaufen und unentgeltlich den Armen vertheilen, erließ Verordnungen gegen den Kornwucher und traf damit manchen empfindlich, so vor allen die reiche Familie des Propstes Bertulf von Sanct-Donat. Diese schwur ihm Rache. Sie besaß die Burggrafschaft von Brügge, gehörte zwar zum Stande der Unfreien, hatte sich aber durch Ansehen und Reichthum so gehoben, daß dieser Makel vergessen schien; unter Karl's Regierung ging man jedoch in ihre Vergangenheit zurück und fand, daß sie zu den Knechten zähle, sie also ihrer hervorragenden Stellung unter den Edeln des Landes verlustig gehen müsse; Karl wollte die gräflichen Rechte über sie als Unfreie geltend machen. Schon 1126 wollte die Familie sich an Karl rächen, während er Ludwig VI. in den Krieg gegen Auvergne und Aquitanien folgte, und benutzte seine Abwesenheit zu beständigen Fehdezügen; nach seiner Rückkehr strömten die Bedrängten scharenweise zu ihm nach Ypern und riefen seine Hülfe an. Mit seinen Baronen verurtheilte er die Frevler und ließ das Haus Burchard's, des Neffen des Propstes Bertulf, anzünden. Ohne auf die Warnungen vor Gefahr zu achten, ging Karl am 2. März 1127 in die Kirche von Sanct-Donat in Brügge, nachdem er seiner Gewohnheit gemäß Almosen vertheilt hatte; während er am Altare betete, stürzten Burchard und fünf andere Verschworene des Propstes, mit dem auch Wilhelm von Loo in Verbindung stand, über ihn her und führten den sorgfältig überlegten Mord in scheußlichster Weise aus. Wer vom Gefolge Karl's nicht rasch entfloh, wurde niedergehauen, Raub und Plünderung begann in ganz Brügge. Der Propst erklärte, an allem unschuldig zu sein, wollte die Leiche nach Gent schaffen lassen, wurde aber durch einen Aufruhr von Bürgerschaft und Klerus verhindert. Der Stiefbruder der Gemahlin des Grafen, der Bischof Simon von Tournay, belegte die entweihte Kirche und die Mörder mit dem Banne. Als siegreicher Rächer des Gemordeten erschien Ludwig VI. in Flandern, ließ die Leiche am 25. April 1127 in die St.-Christophskirche in Brügge schaffen und hier feierlich beisetzen. Bald hieß es, sie verrichte Wunder, was Anlaß zu Karl's Versetzung unter die Heiligen und Märtyrer gab. Der König ließ Karl's Mörder hinrichten. Um den Wirren ein Ende zu machen, belieh er Wilhelm Clito, einen sehr weitläufigen Verwandten Karl's und Sohn Robert's von der Normandie, mit der Grafschaft Flandern, da Karl kinderlos war. Karl's Witwe heirathete den Grafen Hugo von Saint-Pol, und als dieser 1131 starb, Balduin von Ancre; sie starb im September 1133. Am 2. März jedes Jahres wur-

den der Bann und die Verwünschung über Karl's Mörder und ihr Geschlecht vor der Sanct-Donatskirche verkündigt, was seit 1590 in eine jährliche Messe zu Karl's Gedächtniß verwandelt wurde.

Vgl. Galterus, Vita Caroli (1128); Gualbertus, Passio Caroli; Dahlmann, Geschichte von Dänemark (Bd. 1, Hamburg 1840); Warnkönig, Histoire de Flandre et de ses institutions civiles et politiques jusqu'à l'année 1305, traduit de l'Allemand par Gheldolf (Bd. 1, Brüssel 1835); Kervyn van Lettenhove, Histoire de Flandre (Bd. 1, Brüssel 1847); W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit (Bde. 3 und 4, Braunschweig 1875—77); W. Bernhardi, Lothar von Supplinburg (Leipzig 1879).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

d[a]) KARL I. (von Anjou), Graf von Maine. Als dritter Sohn Ludwig's II., Titularkönigs von Sicilien, Herzogs von Anjou und Grafen von Provence, und Yolantha's von Aragonien zu Montils-les-Tours 1414 geboren, verlor Karl schon im April 1417 den Vater und erhielt eine wenig sorgfältige Erziehung. Sein Vater hinterließ ihm La Roche-sur-Yon und andere Domänen mit einer Gesammtrente von 4000 Livres. Er verlebte seine erste Jugend in der Hut seiner ränkesüchtigen Mutter, wurde am 26. Febr. 1424 in die Offensiv- und Defensivallianz von Abbiate-Grasso zwischen Frankreich, Mailand, Castilien, Schottland u. s. w. eingeschlossen, empfing 1438 von seiner Mutter die Nutznießung von Lunel, Berre und Martigues, welche Besitzungen er bei ihrem Tode am 14. Nov. 1442 erbte. Karl kämpfte unter seinem ältesten Bruder Ludwig III. in Calabrien, ging an den Hof Karl's VII. von Frankreich, seines Schwagers, nach Chinon und nahm eifrigen Antheil an allen Intriguen wie an den Begebenheiten, um sich eine wichtige Stellung zu erringen. Der Günstling de la Trémouille sollte fallen, um Karl Platz zu machen. Karl, seine Mutter und mehrere Große verbanden sich zu seinem Sturze, er wurde im Juni 1433 im Bette überfallen und mußte schwören, sich nicht mehr am Hofe zu zeigen. Karl wurde des Königs beständiger Gefährte und erlangte auf ihn einen gewaltigen Einfluß, ließ sich aber selbst ganz von der Mutter leiten und schloß einen engen Bund mit dem Connétable Grafen von Richemont; während letzterer das Kriegswesen verwaltete, stand Karl an der Spitze des königlichen Raths und seine Mutter ertheilte ihm im Ganzen glückliche Rathschläge. Er wohnte der Ständeversammlung in Tours 1433 an. Seine Mutter gab Karl VII. Agnes Sorel zur Maitresse und lenkte somit ihren Schwiegersohn dreifach. Im Frieden von Arras mit Burgund, September 1435, stellte der König Karl den Grafen zum Bürgen seiner treuen Ausführung. Karl befestigte seine Autorität bei dem Könige immer mehr, begleitete ihn überallhin, wurde von ihm in Chinon am 29. Jan. 1436 zum Kapitän und Gouverneur von Paris ernannt, zog mit ihm an der Spitze der Infanterie am 12. Nov. 1437 in Paris ein, wohnte der Publication der Pragmatischen Sanction in Bourges am 7. Juli 1438 an, erschien im März 1439 mit Karl VII. in Limoges und im Herbste d. J. in Orléans und nahm hier an den wichtigen Berathungen über die Umgestaltung des Kriegswesens theil, was ihm viele Feinde unter den Großen machte. Diese hetzten den Dauphin Ludwig gegen die Rathgeber des Königs, besonders gegen Karl und Richemont auf, es kam zur Praguerie von 1440, aber der König zog mit seinen Räthen rasch gegen Poitiers, dämpfte die Rebellion und unter burgundischer Vermittelung wurde im Juli Frieden geschlossen, nachdem wenige Tage zuvor, am 5. Juli, Karl zum Statthalter in den vom Aufruhr ergriffenen Provinzen Languedoc und Guyenne bestellt worden war. Nach wie vor blieb Karl der Vertraute und erste Rath des Monarchen.

Durch eine Abkunft vom 4. Aug. 1440 trat ihm sein älterer Bruder, der Titularkönig Renatus von Sicilien, die Grafschaft Maine, die Herrschaften Château-du-Loir, La Ferté-Bernard, Mayenne und Sablé als erbliches Eigenthum ab; er nannte sich nun Graf von Maine, Guise, Mortain und Gien, Vicomte von Châtellerault. Trotz langen Zwistes mit den Prinzen von Geblüt, die Anjou und Maine nicht trennen lassen wollten, blieb der Graf Herr seiner Gebiete, deren Hauptstadt Mans ihm jedoch die Engländer erst am 16. März 1448 räumten. Im J. 1441 zog er mit Karl VII. gegen Pontoise, welches Ende September fiel, und wurde bei der Belagerung verwundet. Der König ernannte ihn 1443 zum Gouverneur des Languedoc, am 16. April 1444 war er in Tours bei dem feierlichen Empfange der englischen Gesandtschaft unter dem Grafen von Suffolk und wohnte der Verlobung Margaretha's von Anjou mit Heinrich VI. von England an. Mit Karl VII. und Renatus zog er gegen Epinal, welches sich im September ergab, und im März 1445 unterzeichnete er die Uebereinkunft seines Bruders mit der Stadt Metz, worauf er in Nancy zur Hochzeit Margaretha's eintraf. Er war einer der eifrigsten Festordner und sorgte bei jeder Gelegenheit für Abwechselung und Unterhaltung, ein würdiger Bruder des „guten Königs" Renatus. Im J. 1445 verwandte er sich bei Karl VII. für den gefangenen Grafen Johann IV. von Armagnac. Man machte ihm, Renatus, den Grafen von Richemont und Saint-Pol in diesem Jahre den Vorwurf, sie planten eine neue Praguerie, aber es gelang ihnen rasch, sich zu rechtfertigen, und Karl nahm regen Antheil an der Neugestaltung des Heeres. Nach der Eroberung von Mans (s. oben) wurde ihm im April 1448 ganz Maine übergeben, wofür er Renatus und dieser dem Könige von Frankreich huldigen mußte; sollte Renatus' Stamm erlöschen, so fiele ihm die Nachfolge zu. Er stand in bestem Einvernehmen mit Renatus, dem er mehrfach wiedererstattete Darlehen machte und der zu seinen Gunsten Berre und Martigues in der Provence zur Vicomté erhob, und mit Karl VII., der ihm zu seinem Hôtel Barbette noch das Hôtel Duguesclin's, Cachan, in Paris schenkte, ihm die Grafschaft Gien und die Vicomté Châtellerault verlieh, während ihm seine zweite Gemahlin die Grafschaft Guise zubrachte, mit der ihn Karl VII. am 4. Febr. 1443 belieh. Als Karl in Maine die Salz-

steuer erheben wollte, wurde sie ihm abgeschlagen und die Rechnungskammer in Angers erklärte, diese Steuer sei von den Lomanen unabhängig. Der Graf begleitete Karl VII auf dem Feldzuge in die Normandie, zog am 10. Nov. 1449 mit ihm und Renatus in Rouen ein und diente ihm in den Feldzügen der nächsten Jahre mit Rath und That, ohne hervorragenden Antheil zu nehmen. Er nährte das Mißtrauen des Königs gegen dessen auf seinen Einfluß argwöhnischen und neidischen Dauphin und hätte gern gesehen, wenn Karl VII. seinem jüngeren Sohne, Karl von Berry (s. d.), die Erbfolge zugewendet hätte. Im Processe des Herzogs Johann von Alençon sprach er sich 1458 für den Tod als Strafe des Hochverraths aus und erhielt aus den confiscirten Gütern die Herrschaft Nogent le-Rotrou. Mit Entsetzen sah der Graf, mit dem Dauphin versendet, wie des Königs Krankheit sich beständig verschlimmerte; am 17. Juli 1461 benachrichtigte er den Dauphin von der bedrohlichen Wendung und bat um seine Befehle, indem er ihm seine Treue versicherte. In den letzten Zeiten des Königs hatte er sich erfolglos um seine Versöhnung mit dem Sohne bemüht; bis zum letzten Moment hielt er bei dem Sterbenden aus. Dann begab er sich nach Amboise zur Königin Witwe und fehlte bei dem Einzuge Ludwig's XI. in Paris. Scheinbar war der neue König ihm gütig und bestätigte ihn am 28. Oct. 1461 in Amboise als Statthalter in Languedoc und Guyenne. Im Hinblick auf die elende Lage Margaretha's von Anjou (s. oben) in England beschwor Karl den König Ludwig um Unterstützung. Mit dem Tode der verwitweten Königin, seiner Schwester, lockerte sich das ohnehin lose Band zwischen Karl und Ludwig bedenklich; trotzdem übertrug ihm letzterer 1463—64 das schiedsrichterliche Amt in seinem Streite mit dem Herzoge von Bretagne und Karl entschied zu Gunsten des Königs. Am 18. Dec. 1464 wohnte er der Ständeversammlung in Tours an. Als Karl von Berry und andere Große die Ligue des öffentlichen Wohls 1465 bildeten, blieb Karl dem Könige treu; aber im Kampfe erwies er sich höchst unfähig. Er hielt in Anjou die bretonischen Truppen nicht auf und stritt äußerst schwachlich im Juli 1465 bei Montlhéry, wo die Burgunder seine Truppen zersprengten; am 28. Aug. kehrte er mit Ludwig nach Paris zurück und am 4. Sept. unterhandelte er für ihn einen Waffenstillstand mit den rebellischen Fürsten. Er trat an die Spitze der zu den Friedensverhandlungen ernannten Commission und erhielt im Frieden von Conflans im October die Herrschaft Taillebourg für den Verlust von Parthenay, das ihm aus Dunois' confiscirten Gütern zuertheilt worden war und jetzt an Dunois zurückkam. Aber Ludwig's Argwohn gegen Karl war durch dessen schlaffes Betragen rege geworden; er sprach ihn Karl geradezu aus, der jedes Einverständniß mit den rebellischen Großen entschieden in Abrede stellte; bald darauf ließ er Karl sagen, man beschuldige ihn, er habe den Feinden Languedoc, Paris und ihn selbst ausliefern wollen und sich mit seinem Schwiegersohne Nemours verrätherisch geeinigt. Immer von neuem betheuerte der Graf schriftlich und durch Vertrauensmänner, auch durch seinen Bastard, dem Könige seine Treue, dieser aber wollte nichts davon wissen, zwang ihn, seine Garde von 100 Mann zu verabschieden und entzog ihm 1466 seine Statthalterschaft, um sie dem Herzoge von Bourbon zu geben. Alle Interventionen Renatus' zu seinen Gunsten blieben nutzlos, Ludwig ließ diesem durch einen Abgesandten eine Reihe Intriguen seines Bruders mittheilen. Man bemerkte im April 1468 Karl's Abwesenheit bei der Ständeversammlung in Tours. Obgleich ein Feind des Königs und ein Freund seiner Gegner, trat er doch nie mehr offen gegen ihn hervor. Er starb in Aix am 10. April 1473 und ruht in Mans. Sein Bruder Renatus hat ihm sein berühmtes Turnierbuch gewidmet.

Seine 1434 geschlossene Ehe mit der sicilischen Prinzessin Gambella Ruffo, Herzogin von Sessa, blieb kinderlos; er heirathete in zweiter Ehe am 9. Jan. 1443 Isabella von Luxemburg, die Tochter des Grafen Peter I. von Saint-Pol und Brienne, die ihm zwei Kinder schenkte, Karl II. von Maine (s. d. folgenden) und Louise, die am 12. Juni 1452 in Poitiers Jakob von Armagnac, Herzog von Nemours, heirathete. Außerdem hatte Karl drei Bastarde: Ludwig, Bastard von Maine, Stammvater der wieder erloschenen Marquis von Mézières, Johann, Bastard von Maine, Herr von Chareux, der keine Kinder hinterließ, und Maria von Maine, vermählt mit einem Herrn von Aurichet.

Vgl. H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. 6. und 7., Paris 1865); Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII., Roi de France et de son époque, 1403—1461 (3 Bde., Paris 1862—65); Legeay, Histoire de Louis XI. (2 Bde., Paris 1874); Lecoy de la Marche, Le roi René, sa vie, son administration, ses travaux artistiques et littéraires (2 Bde., Paris 1875). (*Arthur Kleinschmidt.*)

d[b]) KARL II. (von Anjou), Graf von Maine, als Titularkönig von Sicilien Karl IV., als Graf von Provence Karl III. Als einziger Sohn des Vorigen von Isabella von Luxemburg um 1436 geboren, heirathete Karl am 21. Jan. 1473 seine Cousine, Johanna von Lothringen, Tochter des Grafen Friedrich II. von Vaudémont, doch blieb die Ehe kinderlos. Am 10. April 1473 folgte er seinem Vater als Graf von Maine, Herr von Mayenne-la-Juhée, de la Ferté-Bernard, Sablé, Longjumeau, Chailly u. s. w., und nach dem Tode seines Vetters, des Herzogs Nikolaus von Calabrien, nahm er im Sommer 1473 den Titel „Herzog von Calabrien" an in der Hoffnung, die Anwartschaft auf Neapel und Sicilien zu erben. Am 22. Juli 1474 sicherte ihm der Titularkönig Renatus, sein Oheim, testamentarisch in Marseille die Erbfolge in Anjou und Provence zu. Karl, der am 18. April 1475 in Mans Einzug hielt, war bei allen Intriguen gegen Ludwig XI. thätig, wahrscheinlich von seinem Oheim, dem Connétable von Saint-Pol, dazu verleitet, bereute aber und der König war geneigt zu verzeihen, wenn er ihm enthülle, was er von Complotен wisse. Dies that Karl 1475 und überlieferte so

Saint-Pol dem Henker, wie er andern Heimsuchungen mancher Art zuzog. Renatus suchte den König für sich günstig zu stimmen, sandte Karl mit Versicherungen tiefer Ergebenheit an ihn, ließ ihn bitten, die Beschlagnahme von Anjou und Bar aufzuheben, und ihn, Karl, als Erben von Provence und einigen andern Besitzungen anerkennen zu wollen. Bei der Zusammenkunft beider Könige in Lyon wurde im Mai 1476 das Testament vom Juli 1474 bestätigt und die Bestimmung getroffen, falls Karl und der nach ihm erbberechtigte Renatus von Vaudémont ohne Erben stürben, sollte die Provence an das französische Königshaus fallen. Karl wünschte, einst die ganze Erbschaft des Königs Renatus anzutreten, ganz Provence und entweder das Herzogthum Anjou außer der Hauptstadt und ihrem Weichbilde oder eine vom Herzogthume abhängige Grafschaft Anjou (Saumur, Loudun, Champtoceaux, Mirebeau und La Roche-sur-Yon) zu erhalten, aber der König von Frankreich bestritt sein Erbrecht und selbst das einstige Erbrecht des Königs Renatus bei dem Tode seines Bruders Ludwig III. Trotzdem schien man zu einem friedlichen Uebereinkommen gelangt zu sein, als man sich in Lyon Lebewohl sagte, und Renatus versicherte nochmals Karl, er werde sein Erbe in der Provence sein. Während Anjou wie eine königliche Provinz von Ludwig XI. verwaltet wurde, drohte auch die Provence Karl verloren zu gehen, indem König Renatus daran dachte, sie Renatus II. von Lothringen zu vermachen, doch kam der Greis hiervon zurück, und als er am 10. Juli 1480 verschied, fielen Karl die Grafschaft Provence und der leere Titel eines Königs von Sicilien und Jerusalem zu; Anjou wurde mit Frankreich vereinigt. Aber dem kränklichen Fürsten war kein langes Leben beschieden. Ludwig XI. verhinderte seine Feinde, ihm die Provence streitig zu machen; Karl trat in ihren Vollbesitz und setzte Ludwig, eventuell dessen Dauphin, am 10. Dec. 1481 in Marseille zum Erben der Provence, aller Güter und der Thronansprüche an Sicilien ein. Tags darauf erlosch in ihm der jüngere Zweig der Anjou. Karl ruht in Aix.

Vgl. die bei seinem Vater genannten Werke von H. Martin, Legeay und Lecoy de la Marche.

(*Arthur Kleinschmidt.*)

e) KARL, Graf von Valois (Anjou, Maine, Alençon und Perche). Als vierter Sohn König Philipp's III. von Frankreich und Isabella's von Aragonien, seiner ersten Gemahlin, am 12. März 1270 geboren, verlor Karl, noch nicht ein Jahr alt, seine Mutter, der sein Vater in Maria von Brabant eine Nachfolgerin gab. Wegen seines bewegten Lebens und des vergeblichen Trachtens nach einer Krone haben ihn die Italiener höhnend Carlo senza Terra, den Länderlosen, genannt; Dante, sein erklärter Feind, geißelte ihn wiederholt in der Göttlichen Komödie.

Martin IV. schleuderte 1283 den Bann gegen Peter III., König von Aragonien, den die Sicilianer zum Könige erkoren hatten, erklärte ihn Aragoniens für verlustig und übertrug durch eine Bulle vom 26. Aug. d. J. das Königreich Aragonien und die Grafschaft Barcelona an Karl mit den Bedingungen, daß Karl sich zum Vasallen und Tributpflichtigen des Heiligen Stuhls bekenne und Aragonien nie mit Frankreich vereinigt werden dürfe; er bewilligte ihm für die Expedition den Zehnten in Frankreich auf drei Jahre und ließ das Kreuz gegen Peter predigen. Nach feierlicher Berathung mit seinen Prälaten und Baronen am 20. Febr. 1284 nahm Philipp III. für Karl die Krone an und rüstete gewaltig zum Kriege, um sie ihm zu erobern, zu welchem Zwecke er Bündnisse mit dem Papste, mit Karl I. von Neapel (s. d.) und Jakob von Majorca schloß. Nach Ostern 1285 ging Philipp mit seinen Söhnen Philipp und Karl zu seinem im Gebiete von Toulouse sich sammelnden Heere ab, drang in Roussillon ein, eroberte Elne unter Greueln, fand willige Verräther, die es ihm ermöglichten, am 20. Juni in Catalonien einzudringen, und nach der Einnahme des Castells Lery wurde Karl hier vom päpstlichen Legaten zum König von Aragonien gekrönt. Vom 23. Juni bis 7. Sept. widerstand Gerona der Belagerung, während die französische Flotte auch auf zahlreiche Hindernisse stieß. Philipp III. dachte nur noch an den Rückzug, begann ihn am 20. Sept., verlor fast seine ganze Flotte und kam mit den Resten seines Heeres, von den Aragonesen verfolgt, nach Perpignan, wo er am 5. Oct. 1285 starb. Karl's Bruder, König Philipp IV., wollte ihm zwar die Krone Aragoniens zuwenden, doch gelang es auch ihm nicht. Auf der Conferenz in Bordeaux zu Weihnachten 1286 forderte der Schiedsrichter, Eduard I. von England, Karl's Verzichtleistung auf diese Krone, wovon Karl nichts hören wollte; erst in Tarascon, wohin er sich selbst begab, willigte Karl mit Einwilligung Philipp's IV. am 19. Febr. 1291 auf dem Friedenscongresse in die Verzichtleistung auf Aragonien und Barcelona, wogegen ihm Karl II. (s. d.) von Neapel die Grafschaften Anjou und Maine abtrat. Trotzdem gab Karl seine Prätensionen nicht auf, wie er 1292 bekundete, indem er Eustach von Conflans mit Entgegennahme der Huldigung in seinen aragonischen Städten betraute; erst infolge des Congresses von Anagni verzichtete Karl im Juni 1295 endgültig auf Aragonien, Valencia und Barcelona, deren Titel er bisher geführt hatte.

Am 28. Febr. 1285 war Karl die erbliche Belehnung mit der Grafschaft Valois ertheilt worden, welche der König aus den Vogteien Crépy, La Ferté-Milon, Pierrefonds und Bétisy-Verberin zusammengesetzt hatte. Am 16. Aug. 1290 heirathete er Margaretha von Anjou, Tochter König Karl's II. von Neapel, was Anlaß zur Cession der Grafschaften Anjou und Maine (s. oben) an ihn wurde, und im September 1297 erhob sein Bruder Anjou zur Pairie; 1294 gab er Karl noch die Grafschaften Alençon und Perche als erbliches Kronlehen mit der Vergünstigung, der souveräne Gerichtshof in Alençon solle auch in Zukunft bestehen, falls Karl's Nachfolger um dieses Recht besonders nachsuchten; 1317 trat Karl Maine seinem ältesten Sohne Philipp (s. d.) ab.

Als die vom deutschen Könige Adolf bedrängte Stadt Valenciennes sich eng an Philipp IV. anschloß, übergab dieser im October 1292 das Commando des bei Saint-

Quentin gesammelten Heeres seinem Bruder Karl, worauf Adolf den Grafen von Hennegau, Johann von Avesnes, fallen ließ und Philipp IV. ihn zu bethören verstand. Im Frühling 1295 sammelten Karl und der Connétable Raoul de Nesle in Anjou, Maine und Poitou Soldaten und führten im Auftrage des Königs in Aquitanien den Krieg gegen England; die meisten Edeln der Gascogne schlossen sich ihnen an und ein kurzer Feldzug hätte zur Vertreibung der Engländer genügt, wenn nicht Karl durch scheußliche Grausamkeit die Bürger empört hätte. Als er La Reole erobert hatte, ließ er 60 angesehene Bürger hängen und die wehrlosen Einwohner niedermetzeln, worauf die englische Partei in Gascogne ihren Widerstand verdoppelte. Mit seiner Führung unzufrieden, rief ihn sein Bruder ab und ersetzte ihn im Commando durch den Grafen Robert von Artois. Karl wurde bald darauf gegen Flandern verwendet; dem Könige selbst folgten er und Artois im Juli 1297 mit bedeutenden Streitkräften gegen Lille, welche Stadt am 29. Aug. capitulirte. Brügge bot Unterwerfung an, im October ergriffen Karl und de Nesle Besitz davon, und beinahe wäre es ihnen gelungen, sich der englischen Flotte im Hafen von Dam (Damme) zu bemächtigen. Im J. 1298 und 1299 befestigte Karl Brügge nach Kräften, vertiefte die alten und schuf neue Gräben. Ganz irrthümlicherweise ist vielfach behauptet worden, schon 1298 habe er auf die deutsche Kaiserkrone speculirt. An der Spitze eines zahlreichen Heeres drang Karl im Januar 1300 in Flandern vor, überrumpelte Douay, nahm Béthune, schlug den Herrn von Maldeghem und seine Scharen, belagerte und nahm das dem brügger Handel bedrohliche Dam, warf Robert und Wilhelm von Bethune und bedrohte Gent, den letzten Zufluchtsort des Grafen Guido (Gui) und seiner Söhne. Um Dante's Wort zu gebrauchen, siegte Karl „mit der Lanze des Meineidigen und Judas", er begann geheime Verabredungen mit dem genter Magistrate in Ardenburg, und Gent gelobte gegen das Versprechen, seine Gesetze und Rechte sollten unverändert bleiben, Unterwerfung. Der unglückliche Graf von Flandern verzweifelte und sah keinen andern Ausweg, als Karl um Frieden zu bitten; er ging zu ihm nach Ardenburg, wurde achtungsvoll empfangen und Karl, der froh war, ohne Schwertstreich das wichtige Gent und andere Plätze zu erhalten, erklärte Guido, sein Bruder werde ihm nur dann Frieden bewilligen, wenn er sich und den ihm noch gehörigen Theil Flanderns ihm vertrauensvoll überlasse; thue er dies, so schwur ihm Karl, werde der König zufriedengestellt sein und ihm alle seine Domänen und Prärogative lassen; Karl schwur ihm auch, er und sein ganzes Gefolge dürften unbehelligt Frankreich wieder verlassen, wenn nicht binnen einem Jahre der Friede zu Stande käme. Hierauf öffnete Gent seine Thore, Guido, seine Söhne Robert und Wilhelm von Béthune, seine Enkel Ludwig und Robert und viel Gefolge überlieferten sich Karl und dieser schaffte sie nach Paris. Sein Bruder aber erklärte Guido, ihn bänden Karl's Versprechungen, zu denen er kein Recht habe, nicht, und setzte ihn gefangen. Flandern wurde durch den Connétable de Nesle als französisches Land verwaltet. Karl, der am Verrathe des Königs unschuldig war, wurde vielfach der Mitschuld gezieben.

Papst Bonifacius VIII., welcher das Haus Capet bei allen Prätensionen unterstützte, wollte durchaus Sicilien den Aragonesen entrissen sehen und forderte Karl, für den er auch an den deutschen Kaiserthron dachte, auf, nach Italien zu kommen; als Beisteuer zu den Kriegskosten sollte die französische Geistlichkeit Karl den Zehnten entrichten; doch müßte der Graf vor dem 2. Febr. 1301 mit genügenden Streitkräften erscheinen. Außer der Aussicht auf den Thron Albrecht's I. von Deutschland eröffnete ihm Bonifacius, er solle den Kaiser Andronikos II. Paläologos in Byzanz verdrängen, hier dem katholisch-römischen Cultus und dann in Palästina dem Christenthume den Sieg verschaffen. Um gewissermaßen ein Anrecht auf das griechische Reich zu erhalten, sollte sich der Graf, seit 31. Dec. 1299 Witwer, mit der Titularkaiserin Katharina, der Enkelin Kaiser Balduin's II. und Tochter des Titularkaisers Philipp von Courtenay, vermählen. Der Papst und Philipp IV. begünstigten seine Werbung, und am 28. Jan. 1301 fand in Saint-Cloud die Trauung Karl's mit der „Kaiserin" statt, die ihm außer ihren Ansprüchen Courtenay und andere Besitzungen zubrachte. Karl verpflichtete sich, ohne Einwilligung seines Bruders die Heerfahrt in den Orient nicht anzutreten, und landete mit Katharina und 500 Rittern in Pisa; viele Guelfen schlossen sich ihm an, über Lucca, Pistoja und Florenz kam er nach Rom, wo er aber auf päpstlichen Antrieb und zu seinem Misvergnügen nicht zum Senator gewählt wurde. Am 3. Sept. 1301 wurde er in Anagni vom Papste ehrenvoll aufgenommen, auch Karl II. von Neapel und seine Söhne kamen, um ihn zu begrüßen. Karl's Kasse war erschöpft und der Papst dehnte darum die Bewilligung des Zehnten auf Sicilien, Sardinien, Corsica, das Fürstenthum Achaja und andere Länder aus. Karl erhielt den Titel „Graf von Romagna" mit dem Auftrage, das Herzogthum Spoleto, die Mark Ancona und den ganzen Kirchenstaat zu verwalten, wo ihm alles gehorchen sollte, wurde am 3. Sept. vom Papste zum Oberfeldherrn und Vertheidiger der römischen Kirche und zum Reichsvicar und Friedensstifter in Toscana ernannt. Der Papst verschob den sicilianischen Feldzug auf Frühjahr 1302 und beauftragte Karl, vorerst die Ghibellinen und die ihnen befreundeten Guelfen der Weißen Partei in Toscana zu unterdrücken, eine dauernde Abhängigkeit Toscanas von der Curie zu begründen und zu verhindern, daß die geächteten Colonna und die Sicilianer hier Unterstützung fänden. Schwarze Guelfen unterstützten Karl mit Geld und führten ihn nach Siena; vom Schlosse Staggia sandte er Boten nach Florenz mit der Versicherung, er komme nur zum Besten der Florentiner, die er so sehr liebe. Die Boten baten um Vertrauen und gewannen das Volk durch Versprechungen und schöne Redensarten; der große Rath und alle Zünfte außer den Bäckern beschlossen, Karl in Florenz einzulassen, sobald er zuvor schriftlich erkläre, Freiheiten, Gesetze und Einrichtungen von Florenz zu achten und zu erhalten. Karl

that dies und traf am 1. Nov. in Florenz ein, wo er bei den Frescobaldi abstieg; absichtlich erschienen er und sein Gefolge unbewaffnet. Dies entzückte die armen Leute und sie strömten dankbar zusammen, als er tags darauf feierlich als Friedensstifter installirt wurde; zahlreiche schwarze Guelfen fanden sich bei ihm ein und bald hatte er 1200 Mann zu Pferde. Das niedere Volk sah voll Vertrauen auf den Mann des Friedens, viele Scharfsinnige aber mistrauten ihm. Obgleich er sein Prinzenwort gab, Frieden und freies Regiment in Florenz zu wahren, warf er alsbald die Maske ab, sobald er im Besitze der Macht war; der Stadttheil jenseit des Arno, wo er wohnte, glich einem Lager, alles starrte von Bewaffneten, und viele Verbannte kehrten zurück, denen die von den Franzosen besetzten Stadtthore sich sofort öffneten. Die Prioren geriethen in Bestürzung, lieferten auf Karl's Wunsch die Angesehensten der Schwarzen und Weißen an ihn aus, um die öffentlichen Uebelstände zu untersuchen, und er entließ die Schwarzen auf der Stelle, behielt aber die Weißen in strenger Haft. Diese Nichtswürdigkeit öffnete dem Volke die Augen; die Signoria ließ die Sturmglocke läuten, aber das bestürzte Volk achtete nicht darauf, ganz desorganisirt blieb es daheim. Sechs Tage wütheten Raub, Brand und Mord in Florenz, kein Gesetz galt mehr, Karl waltete nicht als Friedensstifter, sondern als öffentlicher Feind. Vergebens beschworen die Prioren die ersten Bürger, dem Frevel zu steuern, legten ihr Amt nun nieder, welches am 11. Nov. neue Prioren, Schützlinge Karl's, antraten. Karl hielt sich heuchlerisch im Hintergrunde, gab sich den Anschein, als wisse er nichts von Brand und Plünderung, von Verbrechen und Gewaltthat, und war nur bedacht zu schwelgen und seine Kasse zu füllen. Wegen erdichteter Vergehen sollten ihm die alten Prioren, die er zu sich eingeladen hatte, Gelder liefern müssen, da Frankreichs Ehre diese Sühne verlange; er sperrte viele Reiche ein und drohte ihnen, sie als Gefangene nach Süditalien zu schicken, wenn sie nicht große Lösegelder zahlten; er erpreßte Geld, wo er konnte. Als er nach Rom reiste, um Bonifacius um neues Geld zu bitten, fertigte ihn dieser Mitschuldige mit den Worten ab, er habe ihn an die wahre Goldquelle nach Florenz gesandt. Die Sendung des Cardinals Acquasparta nach Florenz, um in päpstlichem Auftrage Frieden zu stiften, blieb resultatlos. Karl kehrte nach Florenz zurück und belangte reiche Männer von der Partei der Cerchi unter dem Vorwande, sie hätten sich gegen sein Leben verschworen; als sie sich nicht stellten, verurtheilte sie Karl zum Verlust ihrer Güter. Eine Verludung folgte nun der andern, feile Richter verbannten ganze Familien der Weißen Partei, z. B. die Cerchi, Lamberti und Uberti im April 1302; deren Häuser wurden zerstört. Nachdem er den Unfrieden in Toscana enorm gesteigert hatte, verließ der „Friedensstifter" im April 1302 Florenz, allgemein von allen Guten verwünscht, und trat von Rom aus den unrühmlichen Zug nach Sicilien an. Der Papst hatte ihm und seiner Gemahlin die Kaiserkrone des byzantinischen Reichs verliehen, doch führte Karl in Urkunden nie den Kaisertitel, den er Katharina überließ. Als Karl nach Süditalien zog, begleitete ihn der Bischof von Salerno, und auf der von dem großen Seehelden Roger de Lauria geführten Flotte fuhren Karl, Herzog Robert von Calabrien, der Sohn Karl's II. von Neapel, und ihre Heereshaufen nach Sicilien. Termini ergab sich, aber Karl wagte nicht, ins Innere der Insel vorzudringen und sich zu weit von den Schiffen und Vorräthen zu entfernen, wurde vor Curilione zurückgeschlagen und wandte sich nach Sciacca. Als aber in seinem Heere eine Seuche ausbrach, wartete er nicht ab, bis König Friedrich von Sicilien ihn angreife; er hatte von der französischen Niederlage bei Courtray in Flandern gehört und sann auf die Erwerbung von Byzanz, der Krieg in Sicilien lag ihm wenig am Herzen; darum ließ er Robert von Calabrien Unterhandlungen mit König Friedrich anknüpfen und schloß mit ihm am 31. Aug. 1302 bei Calatabellota Frieden, dem der König von Neapel beitrat. Die Zugeständnisse, welche Karl an Friedrich machte, bewiesen, daß er der Besiegte war; der Papst und Karl II. von Neapel sahen sie nicht gern, bestätigten sie jedoch. Karl galt als unfähig oder als Verräther, verlor aller Welt Vertrauen, und die Eroberung des byzantinischen Reiches war in weite Ferne gerückt. Karl mußte sich selbst gestehen, er habe weder sich noch andern genügt, als er im November 1302 unter dem Vorwande, in den flandrischen Wirren seinem Bruder dienen zu wollen, nach Frankreich abzog. In dem gewaltigen Kampfe Philipp's IV. mit Bonifacius VIII. sagte er letzterem seine Vermittelung zu, Bonifacius schrieb ihm am 13. April 1303, forderte Genugthuung von Philipp und drohte diesem mit geistlichen und weltlichen Strafen; aber ein Ausgleich der beiden Gegner war undenkbar.

Flandern erhob sich gegen die Franzosen, der König sammelte ein Heer, Karl stieß in Arras zu demselben und es kam am 13. Aug. 1304 bei Lille zur Schlacht von Mons-en-Puelle (Mons-en-Pévèle); die Flamänder warfen seine Schwadron, er stürzte sich ohne Helm und Panzerhemd auf ein nothdürftig geschirrtes Roß und wandte sich zur Flucht; als er aber auf Philipp IV. stieß, welcher der Schlacht eine neue Wendung geben wollte, schämte er sich seiner Feigheit und warf mit ihm die Feinde zurück. Seinem Bruder war Karl auch in Paris zur Seite, als derselbe strenge Maßregeln gegen seinen Bürgerstand ergriff. Alle Versuche, die Karl seit 1302 machte, um im byzantinischen Reiche Boden zu gewinnen, seine diplomatischen Beziehungen zu Großen desselben, zu Venedig, dem Papste und selbst Serbien scheiterten und von 1302—1313 gab er für den Kaisertraum unnütz 115,960 Lires aus. Benedict XI. verwilligte ihm zur Realisirung seiner Anrechte auf Byzanz eine außerordentliche Abgabe von den geistlichen Gütern in mehrern Ländern und Ablaß für die Theilnehmer der Kreuzfahrt nach Byzanz. Karl wohnte am 14. Nov. 1305 der Krönung Clemens' V. in Lyon bei, führte, seinen königlichen Bruder ablösend, mit seinem jüngeren Bruder, Grafen Ludwig von Evreux, und dem Herzoge Johann von Bretagne das Pferd, auf dem der Papst saß, am Zügel

bis zu deren Wehrung und wurde hierbei, da eine von Schaulustigen überfüllte Mauer einstürzte, schwer verletzt. Clemens bewilligte Karl dieselben Vortheile wie Benedict XI. auf zwei Jahre, es wurde Geld zur Kreuzfahrt gesammelt, Clemens betrieb sie eifrig, zumal aus dem zerrütteten Griechenlande manches Anerbieten an Karl kam, der 1305 die Ansprüche des Herzogs Robert II. von Burgund auf das titulare Königthum von Thessalonike bestätigte. Venedig zeigte grosses Interesse an der Kreuzfahrt und schloß am 19. Dec. 1306 mit Karl einen Vertrag, wonach, vom künftigen März gerechnet, binnen einem Jahre dieselbe begonnen und bis dahin alles gerüstet werden sollte. Clemens V. versprach, zwei Drittel der großen Summe, die ihm die Krone Neapel schuldete, zur Unterstützung der Heerfahrt, forderte die Christenheit auf, sich Karl anzuschließen, den er zum Haupte der Expedition ernannte, und verwilligte ihm auf der mit großem Gepränge anberaumten Conferenz mit Philipp IV. in Poitiers, im Frühling 1307, außer andern Begünstigungen zwei Zehnten der Revenuen der Gallikanischen Kirche. Sobald der Kanst von Serbien, Stephan Uroich II. Milutin, erfuhr, wie es Ernst mit dem Kreuzzuge würde, kam er, um Nutzen aus der orientalischen Frage zu ziehen, Karl entgegen, sandte ihm Boten mit Anerbietungen und schloß mit ihm am 27. Mai 1308 in der Abtei Lys bei Melun einen Vertrag, wonach er Karl bei der Eroberung seines Kaiserthums und dieser ihm gegen alle Feinde außer Philipp von Tarent Hülfe leisten und ihm alle vom Kaiserreiche losgerissenen Gebiete belassen sollte. Stephan ließ Karl's Sohn, Grafen Karl (von Alençon), seine Tochter Zaritza anbieten und versprach, er wolle sie durch Geistliche zum Uebertritt in die römische Kirche vorbereiten lassen. Karl sandte die Botschaft mit eigenen Bevollmächtigten wieder zu Stephan und ließ mit Ausnahme der Heirath am 15. Juni 1308 den Vertrag zum vollen Abschlusse bringen; der Papst sandte Geistliche, um Stephan zu bekehren; dieser aber unterließ den Religionswechsel und schickte die Geistlichen an den Papst zurück. Schon 1303 hatte Karl seine älteste Tochter zweiter Ehe, Katharina, die Erbin der Courtenayschen Ansprüche ihrer Mutter auf das Kaiserthum, an den Erbprinzen und seit 1305 Herzog Hugo V. von Burgund verlobt, dessen Schwester Johanna die Braut seines ältesten Sohnes erster Ehe, Philipp, wurde; aber der Papst und Philipp IV. traten seit 1307 der burgundischen Heirath Katharina's entgegen, weil sie Hugo V. weder für fähig noch mächtig genug hielten, um die Reiche von Byzanz und Thessalonike zu erobern. Nachdem Karl's zweite Gemahlin am 1. Jan. 1308 gestorben und ihre Ansprüche auf Katharina übergegangen waren, wurde zu ihrem Gemahle anstatt Hugo's der Sohn Karl's II. von Neapel, Fürst Philipp von Tarent, ausersehen, der selbst Ansprüche auf das byzantinische Reich hatte. Hugo wollte nicht zurücktreten und erst am 6. April 1313 trat er seine zwölfjährige Braut an Philipp von Tarent ab, der sie am 29. Juli d. J. heirathete. Einer von Karl's Agenten, Ritter Theobald de Cepoy, kam auf den Gedanken, die „Catalanische Compagnie" für Karl anzuwerben; diese huldigte Karl, Cepoy übernahm in Kassandria das Obercommando, erwarb sich viel Sympathie, ließ den bisherigen Oberfeldherrn de Roccaforte und einige Anhänger verhaften, worauf sie in Aversa Hungers starben, und führte die Compagnie 1309 durch das Thal Tempe nach Griechenland; längere Zeit ließ er es sich in Thessalien wohl sein, bald aber erkannte er, daß er für Karl nichts erreichen könne, verließ heimlich im September 1309 seine Leute und kehrte ins Abendland zurück. Karl fühlte sich in anständiger Weise der Pflicht, für den byzantinischen Kaiserthron zu kämpfen, überhoben, seitdem sein Schwiegersohn, Philipp von Tarent, danach trachtete, ohne freilich besseren Erfolg zu ernten. Philipp IV. sann seit Jahren darauf, Karl die deutsche Kaiserkrone zuzuwenden, sobald Kaiser Albrecht I. gestorben sein würde, und hoffte auf die willfährige Unterstützung des demüthigen Papstes Clemens V., der diese Bedingung bei seiner Wahl beschworen hatte. Als er Albrecht's Ermordung erfahren hatte, schrieb Philipp IV. am 27. Mai 1308 an den Kurfürsten von Böhmen, um ihn zu einer neuen Kaiserwahl einzuladen, und während er noch den Namen Karl's verschwieg, schlug er ihn in einem zweiten Briefe an denselben Wähler am 9. Juni geradezu vor. Er forderte Clemens V. auf, alles daranzusetzen, daß Karl zum Kaiser gewählt würde, während ihm sein Rath Pierre du Bois in den Ohren lag, er solle dem Papste befehlen, das Wahlrecht der Kurfürsten zu suspendiren, damit Karl's Wahl um so sicherer erfolge, wozu aber Clemens V. keineswegs geneigt war. Der Cardinaldiacon von Santa-Maria la Nuova empfahl in Philipp's Auftrage Karl dem Kurfürsten von Köln, Heinrich II. von Virneburg, stellte ihm die Vortheile vor, welche seine Wahl besonders für den Kreuzzug haben würde, und die nach Köln abgehenden Abgesandten Philipp's IV., Girard de Landry, Pierre Barrière und Hugues de la Celle, streuten in Karl's Interesse mit vollen Händen das Geld aus, welches Karl von Philipp entliehen hatte. Auch an die Kurfürsten von Mainz und Trier, an den Markgrafen von Brandenburg, an die Herzoge von Sachsen und Baiern ergingen königliche und päpstliche Schreiben zu Gunsten Karl's. Der kölner Erzbischof gab kein bindendes Wort ab, versprach aber, sein Möglichstes zu thun; Clemens V. bestärkte ihn brieflich in seinen wohlwollenden Gesinnungen für Karl und schlug Philipp vor, einen Vertreter am Kurfürstencollegium zu ernennen. Dabei spielte er aber ein doppelzüngiges Spiel, arbeitete selbst an der Wahl des Grafen Heinrich von Luxemburg, sandte an die Kurfürsten den Cardinal del Prato, und die Kurfürsten, denen vor der Uebermacht Frankreichs bangten, verwarfen in Rhense und Frankfurt am 15. und 27. Nov. 1308 Karl, um Heinrich VII. zu proclamiren. So war auch diese Krone dem Grafen entgangen.

Karl leistete seinem Bruder thätigste Hülfe bei seinem harten Verfahren gegen die Tempelherren und zog im Juni 1310 mit seinen Neffen Ludwig, Philipp und Karl und seinem Bruder Ludwig von Evreux gegen Lyon aus, welche Stadt, mit Sturm bedroht, im Juli capitulirte und mit Frankreich vereinigt wurde. In dem schmäh-

lichen Ehebruchsprocesse gegen die Gemahlinnen seiner Neffen, Margaretha von Burgund, Johanna und Blanca von Franche-Comté, saß Karl mit zu Gericht, 1314. Er unterstützte die oft sehr verwerfliche Politik Philipp's IV. in allen Stücken, wurde von ihm sehr geliebt, doch, wie es scheint, von der Theilnahme an der Regierung fern gehalten; darum warf Karl einen heißen Haß auf die Räthe Philipp's, die sein Ansehen bei diesem verdunkelten. Der neue König Ludwig X., der Zänker, hatte nur Sinn für Streit und Unordnung und übertrug seinem Oheime Karl die Regierungsgeschäfte. Karl war der eigentliche Monarch. Ein mittelmäßiger Kopf, hoffärtig und gewaltthätig, haßte er die Legisten und verfolgte mit der blinden Wuth bornirter Machthaber die Vertrauten seines verstorbenen Bruders Philipp IV. Der Kanzler und Bischof von Châlons, Pierre de Latilli, wurde sofort abgesetzt, eingekerkert, vor einem Provinzialconcil der Giftmischerei und Zauberei angeklagt, der Generaladvocat Raoul de Nesle unter denselben Vorwänden verhaftet, gefoltert und, da er standhaft blieb, wie Latilli freigegeben, doch erhielt er seine während seiner Haft weggenommenen oder verschleuderten Güter nicht zurück; erst 1317 wurden beide entschädigt und restituirt. Den ersten Rath Philipp's IV., Enguerrand von Marigny, Grafen von Longueville, haßte Karl mehr als jeden andern; er rastete nicht, bis ihn Ludwig X. im Thurme des Louvre einsperrte, ließ dann seine zahlreichen Feinde aus allen Klassen kommen, um ihre Klagen anzubringen, und bewirkte seine Einkerkerung im Temple; auf sein Anstiften klagte ihn ein Rechtskundiger der Falschmünzerei, des Unterschleifs, der Bestechung und anderer Verbrechen an. Marigny forderte, man solle seine Vertheidigung hören, Karl war mächtig genug, dies zu hintertreiben. Als der König ihn nach Cypern verbannen wollte, verhinderte Karl auch dies, indem er plötzlich einen Nekromanten, Jacques Delor, dessen Frau und seinen Diener Paviot auftreten ließ, die Marigny der Schwarzkünstelei in bedenklichster Weise ziehen. Ludwig überließ ihn hierauf völlig der Wuth des nichtswürdigen Grafen von Valois, der Marigny's Frau und deren Schwester mit Delor's Frau und Diener im Louvre einsperren ließ, während Delor sich erdrosselte. Karl erwirkte rasch die Verurtheilung Marigny's durch ein Scheingericht und ließ ihn wie einen gemeinen Verbrecher am 30. April 1315 in Montfaucon hängen, Delor's Frau wurde lebendig verbrannt, Paviot gehängt, Frau von Marigny und ihre Schwester kamen in enge Haft im Temple. Karl verschaffte seinem Kammerherrn Stephan von Maruges das Kanzleramt; ganz gegen alle Staatsweisheit begünstigte er überall den von Philipp IV. gebändigten Adel, verschaffte ihm während der Unruhen von 1315 die alten Freiheiten wieder und veranlaßte dadurch neues Elend und neue Wirren. Seinem Neffen gefällig, der gern eine neue Ehe schließen wollte, ließ Karl die Königin Margaretha im Schlosse Gaillard d'Andéli, wo sie als Ehebrecherin auf Lebenszeit eingekerkert worden, im April 1315 zwischen Matratzen ersticken. Den Staatsschatz plünderte er nach Herzenslust und am 28. Juni 1315 saß er in dem kläglichen Pairshofe, der Robert von Flandern, weil er Ludwig nicht huldigte, zum Verlust seiner Lehen verurtheilte. Am 5. Juni 1316 starb Ludwig X., seine Gemahlin hinterblieb schwanger. Sein Bruder Philipp machte sich zum Regenten, Karl wollte ihm diese Würde streitig machen, aber der Connétable Gaucher de Châtillon trieb an der Spitze der pariser Bürger die Bewaffneten des bei letzteren verhaßten Grafen aus dem Louvre. Karl versprach der Königin-Witwe Clementia, sie treu zu vertheidigen, und blieb bei ihr in Vincennes und dann im Louvre, erkannte Philipp als Regenten an und dieser überantwortete ihm und seinem Bruder, Ludwig von Evreux, zur einstweiligen Verwahrung die Grafschaft Artois. Clementia gebar am 15. Nov. den König Johann I., der aber schon am 21. d. M. starb, worauf Philipp als Philipp V. den Thron bestieg. Da er seinen Eudes IV. von Burgund am 17. Juli 1316 geleisteten Eid brach, bekundeten Karl und sein Bruder von Evreux offen ihren Unwillen, wohnten jedoch der Krönung in Rheims an und blieben bei Philipp V. Seit dessen Sohn Ludwig im Februar 1317 gestorben war, schloß sich Karl eng an Philipp an, da seine Thronaussichten stiegen. Im J. 1320 pflichtete er dessen Schwure bei, niemals dem Grafen von Flandern die Städte Lille, Béthune und Douay mit voller Souveränetät zurückgeben zu wollen. Bei allen harten Maßregeln Philipp's wie seines Nachfolgers trug Karl große Mitschuld, wie sein Charakter voll Härte war. Am 3. Jan. 1322 bestieg Philipp's Bruder, Karl IV., den Thron. Mit ihm stand Karl in den besten Beziehungen und auf seinen Wunsch vermählte er seine Tochter Blanca mit dem Erben Böhmens, dem späteren Kaiser Karl IV. Im J. 1324 brach der Krieg Frankreichs mit England wieder aus und König Karl IV. sandte seinen Oheim Karl und dessen Sohn Philipp mit einem Heere nach Guyenne. Fast ohne Widerstand nahm der Graf Agen, Condom, Bazas und La Réole und alle Plätze des englischen Aquitanien außer Bordeaux, Bayonne und Saint-Sever, worauf im September der Bruder Eduard's II. von England, Graf Edmund von Kent, mit ihm einen Waffenstillstand bis zum nächsten Frühjahr abschloß. Karl, der fast ununterbrochen unter Ludwig X., Philipp V. und Karl IV. die Staatsgeschäfte geleitet hatte, wurde vom Schlage gerührt; zu seinen Leiden kamen die ärgsten Gewissensbisse über manche Unthat, besonders über die Verfolgung Marigny's. Er ließ unter die pariser Armen Almosen vertheilen, wobei ihnen gesagt wurde: „Betet für den Herrn Enguerrand (Marigny) und den Herrn Karl!" Nach langen Leiden starb er in Patay am 16. Dec. 1325, er ruht bei den Jakobinermönchen in Paris. Karl ist der Ahnherr des valesischen Hauses, welches in seinem Sohne Philipp VI. den Thron von Frankreich bestieg und in 261 Jahren 13 Könige zählte. In dritter Ehe war er seit 1308 vermählt gewesen mit Mathilde von Châtillon, Tochter des Grafen Guido von Saint-Pol, die als seine Witwe am 3. Oct. 1358 starb.

Aus erster Ehe hatte er sieben Kinder: Philipp (s. Philipp VI., König von Frankreich), Karl (s. Karl II.,

Graf von Alençon und Perche), Ludwig, Graf von Valois, Alençon, Chartres und Anjou, der schon 1329 starb, Isabella, 1299 verlobt mit Eduard Baliol, Prinzen von Schottland, und 1296 vermählt mit Herzog Johann III. von Bretagne, Johanna, seit 1305 Gemahlin Wilhelm's III., Grafen von Hennegau, Holland und Seeland, Margaretha, seit 1310 Gemahlin Guido's von Chatillon, Grafen von Blois und Herrn von Avesnes, und Katharina, die als Kind verlobt. Aus zweiter Ehe stammten: Johann, Graf von Chartres, der jung starb, Katharina (s. oben), Gemahlin Philipp's von Tarent, Johanna, 1313 verlobt mit dem Fürsten Karl von Achaja und 1318 vermählt mit Robert III. von Artois, Grafen von Beaumont-le-Roger, und Isabella, Priorin zu Poissy und seit 1342 Aebtissin von Fontevrault. Aus dritter Ehe waren: Ludwig, etwa zehnjährig am 2. Nov. 1328 gestorben, Maria, seit 1324 Gemahlin Karl's, Herzogs von Calabrien (s. d.), Isabella, seit 1336 Gemahlin Peter's I. (s. d.), Herzogs von Bourbon, und Blanca, seit 1323 Gemahlin des späteren Kaisers Karl IV.

Vgl. Nikolaus Bergeron, Le Valois royal; H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. IV., Paris 1865); G. A. Schmidt, Geschichte Aragoniens im Mittelalter (Leipzig 1828); Baron de Nervo, Histoire d'Espagne depuis ses origines (Bd. III., Paris 1873); Graf A. de Saint-Priest, Histoire de la conquête de Naples par Charles d'Anjou, frère de Saint-Louis (Bd. IV., Paris 1848); Kervyn van Lettenhove, Histoire de Flandre (Bd. II., Brüssel 1847); W. Drumann, Geschichte Bonifacius des Achten (2 Bde., Königsberg 1852); E. Boutaric, La France sous Philippe le Bel (Paris 1861); A. Trollope, A history of the commonwealth of Florence, from the earliest independence of the Commune to the fall of the Republic in 1531 (Bd. I., London 1865); Scheffer-Boichorst, Florentinische Studien (Leipzig 1874); G. F. Hertzberg, Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart (Theil II., Gotha 1877); J. E. Kopp, Geschichte der eidgenössischen Bünde (Bd. IV., Luzern 1853—1856); A. Lecoy, Recherches critiques sur les relations politiques de la France avec l'Allemagne de 1292 à 1378 (in Bibliothèque de l'école des hautes-études, Fascikel 50, Paris 1882).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

f) KARL (von Bourbon), Graf von Soissons. Als jüngster Sohn des Prinzen Ludwig I. von Bourbon-Condé aus zweiter Ehe mit Franziska von Orléans-Longueville am 3. Nov. 1566 zu Nogent-le-Rotrou geboren, wurde Karl der Stifter des Grafenhauses Soissons aus der Dynastie Bourbon-Vendôme. Im J. 1568, als sein Vater von Noyers flüchtete, hielt er Karl vor sich im Sattel, und im März 1569, als der Vater bei Jarnac fiel, erbte er unter mütterlicher Vormundschaft die Grafschaft Soissons, die Herrschaften Château-Chinon, Beauge, Noyers und Blandi, und 1584 kam hierzu noch die Grafschaft Dreux. Den Bemühungen seines Oheims, des Cardinals Karl (II.) von Bourbon (s. d.), gelang es, ihn, seinen Stiefbruder Franz von Conti und seine Schwägerin für die katholische Kirche zu gewinnen; als Kind trat er am 14. Sept. 1572 in der Augustinerkirche von Paris zu ihr über, wurde in ihrer Lehre erzogen und wuchs am Hofe auf. Er war sehr schön, aber geistig nicht hervorragend, wandte seine Gaben schlecht an, war charakterlos, eitel, unverträglich, höchst unzuverlässig, ein wahrer Proteus, hochmüthig; eifersüchtig hielt er auf die Vorzüge seiner Rolle als Prinz von Geblüt und jagte der Erwerbung großer Glücksgüter nach, um fürstlichen Prunk entfalten zu können. Gemein in seinen Gesinnungen, falsch von Natur, entbehrte er nicht der Tapferkeit. Beständig wechselte er die Partei, sobald er bessere Aussichten dabei gewann; ebenso hielt er es mit seinen Liebschaften; das Wort Treue kannte er nicht; auch der katholischen Religion war er wol mehr aus Interesse als aus Ueberzeugung dauernd zugethan. König Heinrich III., der ihn sehr liebte, gab ihm 1584 die Grafschaft Dreux und 1585 seine Orden; trotzdem zerfiel Karl 1586 mit ihm. Er war es müde, am Hofe zu vegetiren, lechzte danach eine Rolle zu spielen, und ging trotz seiner Religion zu seinem geächteten Vetter Heinrich von Béarn und Navarra über, der ihm seine lahme aber geistvolle Schwester Katharina und Mittel zur Werbung von Truppen versprach. Im August 1587 stieß er bei Montsoreau an der Loire mit 300 Edelleuten und 1000 Büchsenschützen, die er unter den Hugenotten und „Politikern" von Normandie, Beauce, Maine und Anjou ausgehoben hatte, zu Heinrich und dem Prinzen von Condé, seinem Stiefbruder. Durch Heinrich's Beispiel und Wort angefeuert, that sich der Graf bei Coutras am 20. Oct. 1587 glänzend hervor, fing selbst mehrere Feinde und trug wesentlich zum Siege der Hugenotten bei. Anstatt nun Heinrich zur Seite zu bleiben, ging er nach Béarn, um Katharina zu huldigen, mit deren Hand er wenigstens die Albret'schen Güter an der Loire zu erhalten hoffte; er zweifelte nicht am endlichen Sturze Heinrich's, wollte sein Schwager werden, um leichter dazu beitragen zu können, dachte Katharina zum Katholicismus zurückzuführen und sich in den Besitz der Domänen zu setzen, die dem Ketzer Heinrich abgenommen würden; vielleicht handelte er im Einvernehmen mit der pariser Klerisei. Heinrich durchschaute den Machiavellisten, verweigerte ihm Katharina's Hand, obwol sie Karl liebte, und brach mit ihm, worauf Karl sich im Frühjahre 1588 wieder zu Heinrich III. schlug und ihm seine Dienste in der Hoffnung anbot, zu herrschendem Einflusse bei ihm zu gelangen; mancher ahmte ihm nach, der bisher zu Heinrich von Navarra gehalten hatte. Am 21. Juli in Mantes am Hofe Heinrich's III. eingetroffen, wurde er theils aus Abscheu wegen seines Bündnisses mit Navarra, theils aus Vorurtheil, als trage er die Schuld am Falle des Herzogs von Joyeuse bei Coutras, sehr schlecht aufgenommen, und erst als der päpstliche Legat Morosini ihn mit Zustimmung des Papstes wegen seines Anschlusses an die Ketzer auf seine Bitte absolvirt hatte, stellte ihm der Monarch eine Urkunde aus, in welcher er für ausgesöhnt mit dem Papste und einen guten Katholiken erklärt wurde. Das liguistische Par-

lament von Paris wollte diesen Verzeihungsbrief nicht einregistriren, eine von den „Sechzehn" inscenirte Emeute bestärkte es in dieser Opposition, Karl wurde zum Feinde der eifrigen Liguisten, die ihn nach wie vor als Ketzer betrachteten, und befestigte sich in der Gunst des feigen Monarchen. Im September 1588 erschien er auf dem Reichstage in Blois, welchen die Guise leiteten, und stieß auf die größte Abneigung; der Klerus wollte ihn und seinen Stiefbruder Conti nicht zugelassen wissen, aber der dritte Stand und der Adel waren versöhnlicher und den Guise gelang es nicht, sich der beiden Brüder zu entledigen. Bei der Eröffnung des Reichstags saß er an der Seite des Königs, und der im Cahier von Paris enthaltene Wunsch, ihm alle eventuellen Rechte auf den Thron zu nehmen, wurde von der Majorität des dritten Standes am 3. Nov. zurückgewiesen. Der Streit der Bourbons mit den Guise wurde heftiger als zuvor und es kam zu blutigen Zwisten zwischen ihrem Gefolge; Karl lag auch in Fehde mit dem Herzoge von Nevers, der Heinrich III. zur Aussöhnung mit der Ligue rieth, während Karl für kräftige Bekämpfung derselben war, eine günstige Stellung an der Loire und die Verbindung mit Heinrich von Navarra vorschlug. Der Graf eilte, als der Monarch auf seinen Plan einging, Heinrich III. nach Tours zu Hülfe, versuchte des Herzogs von Mayenne Truppen Ende April 1589 zu durchbrechen und hielt im Mai in einer Vorstadt von Tours rühmlich einen Tag lang Mayenne's Ansturm aus. Ihm wurde das Commando in der Bretagne gegen die Liguisten übertragen; auf dem Wege hielt er sich wegen Ermüdung in Château-Chinon auf, als der Herzog von Mercoeur ihn bei Nacht überfiel, seine Wohnung anzündete, seine Begleiter niederhieb und ihn gefangen nach Nantes führte. Im September gelang es Karl mit Hülfe seiner Diener in einem Brotkorbe aus Nantes zu entfliehen. Das Commando in der Bretagne war anderwärts vergeben, der Monarch ermordet worden und Karl ging nach Tours, um sich der gemäßigten katholischen Partei, die Heinrich von Navarra als Heinrich IV. anerkannte, anzuschließen, ohne aufrichtige Neigung zu diesem als König zu fühlen. Beabsichtigte er einerseits, sich des jungen Herzogs Karl von Guise (s. d.) zu bemächtigen, so wollte er andererseits die Befreiung des als Karl X. ausgerufenen Cardinals von Bourbon verhüten, was Mayenne zur Ergreifung von Gegenmaßregeln veranlaßte; der eifrig für Heinrich IV. thätige Gouverneur von Saumur, du Plessis-Mornai, argwöhnte, Karl und sein Stiefbruder, der Cardinal von Vendôme, spännen mit dem Herzoge von Epernon Intriguen, um sich Karl's X. zu bemeistern, und bewirkte dessen Ueberführung nach Poitou unter die Hugenotten. Es scheint, der intriguante Graf habe an ein gemeinschaftliches Königthum Heinrich's IV. und Karl's X. gedacht. In der Picardie vereinigte er sich mit den Herzogen von Longueville und Aumont und mit de la Noue, um Heinrich IV. Hülfe zu bringen; es gelang ihm nicht, den Commandanten in Vendôme in der Treue zu Heinrich IV. zu bestärken, und an Intriguen ließ er es nicht fehlen. Als Befehlshaber der Reiterei leistete er bei der Belagerung von Paris gute Dienste, wurde im J. 1590 Befehlshaber in Poitou und Touraine, 1591 aber abgesetzt, weil seine eifrige Begünstigung der politischen oder Mittelpartei zu Ohren Heinrich's IV. kam; an ihrer Spitze stand sein Stiefbruder, der Cardinal von Bourbon (früher von Vendôme), den er drängte, nach der Krone zu greifen. Als er im Namen des katholischen Adels Heinrich IV. bei der Belagerung von Paris aufforderte, katholisch zu werden, wies ihn Heinrich ab; unter Aufsicht gestellt, mußte ihm Karl bei der Belagerung von Chartres dienen und dem königlichen Heere 1592 in die Normandie folgen. Die frühere Maitresse Heinrich's IV., die Gräfin von Grammont, begünstigte aus Rache Karl's Liebschaft mit Heinrich's Schwester Katharina und vermittelte ihren Briefwechsel, während Heinrich sich entschieden hatte, Karl, der auch früher sein Rival bei Gabriele d'Estrées gewesen war, nie zum Schwager zu erheben. Unter einem Vorwande reiste Karl heimlich nach Béarn, um sich hinter des Königs Rücken mit Katharina zu vermählen, allein Heinrich IV., der ihn nie außer Augen ließ und Katharina mit dem Herzoge von Montpensier vermählen wollte, vermuthete sein Vorhaben, ließ das Schloß in Pau besetzen, Karl zur Rückreise nöthigen und Katharina sorgfältig bewachen. Karl zog sich verletzt zu seiner Mutter nach Regent-le-Rotrou zurück, mied des Monarchen Nähe über ein Jahr, setzte seine heimliche Correspondenz fort und mischte sich ununterbrochen in die Intriguen der Mittel- oder dritten Partei, welche Heinrich IV., falls er Protestant bleibe, die Krone aberkennen und sie einem katholischen Bourbon übertragen wollte. Wie Villeroi Mayenne in diesem Falle auf ihn hinwies, so dachte er selbst daran, sich als Throncandidat zu betrachten, und war nicht abgeneigt, durch Vermählung mit der Infantin Isabella Spaniens Unterstützung zu erbuhlen. Seinen Ehrsuchtsplänen bereitete Heinrich's Conversion im Sommer 1593 ein Ende, Karl wohnte am 27. Febr. 1594 dessen Krönung in Chartres an und vertrat als weltlicher Pair das Herzogthum Normandie. Mehrere Wochen nach der Einnahme von Paris kam er mit Gepränge am 17. April hier an, Katharina war ebenfalls eingetroffen und in königlichem Auftrage unterhandelte der Baron von Rosny (Sully) mit beiden, bis sie auf ihr Eheversprechen schriftlich verzichteten. Heinrich hatte ihn zum Oberstthofmeister von Frankreich ernannt; der Herzog von Guise trat seine Ansprüche an diese Stelle im December 1594 ab. Bald treu, bald misvergnügt und ungehorsam, diente Karl dem Könige im Cabinete und im Felde, wohnte der Belagerung von Laon an, kehrte mit dem Könige aus der Picardie nach Paris heim und war bei dem Attentate Chastel's im November 1594 an seiner Seite. Als Heinrich IV. 1595 vor dem Abgang zum Heere einen Verwaltungsrath für die innern Angelegenheiten unter Prinz Franz von Conti einsetzte, erboste Karl, denn er forderte für sich dessen Präsidium. Der Monarch nahm ihn mit ins Feld, um ihm Gelegenheit zu Kriegsruhm zu geben; er ging in sehr übler Laune mit, begann Zwistigkeiten wegen des Oberbefehls, den er in Abwesenheit des Königs an-

statt des Connetable beanspruchte, mußte deshalb das Heer verlassen, verführte einen Theil desselben zum Ungehorsam und zur Störung von Sully's Quartieren. Den alten Heirathsplan mit Katharina griff Karl abermals auf, aber Heinrich IV. vermählte sie endlich nach Lothringen und Karl heirathete nun am 27. Dec. 1601 die 1576 geborene Erbtochter des Grafen Ludwig von Montafié, Anna; bald mußte er erfahren, daß die wirkliche Geltendmachung der Erbrechte seiner Gemahlin ihn in endlose Processe verwickeln würde, da auch der Papst, mehrere Cardinale und der Herzog von Savoyen Ansprüche an die Güter erhoben. Karl's offenbare Unzufriedenheit mit dem Monarchen veranlaßte 1600 die Giftmischerin Nicole Mignon, die dessen Mord plante, ihn ins Vertrauen zu ziehen, worauf er sie anzeigte. Im J. 1600 hofften Karl Emanuel I. von Savoyen und der Herzog von Biron, Karl leicht in ihr Complot gegen Heinrich zu ziehen, er aber ging mit Heinrich in den Krieg gegen Savoyen und arbeitete 1602 nach Kräften dem Complot Biron's, Bouillon's und Auvergne's gegen Heinrich entgegen. Seit 1601 Statthalter des Dauphiné, verlangte er 1603, als Sully in England war, von Heinrich 30—50,000 Livres Zulage aus dem Ertrage der Leinenzeuge; sobald aber Sully zurückkam und die Forderung prüfte, fand er, daß durch ihre Gewährung Karl 900,000 Livres jährlich zufließen würden, Flachs- und Hanfbau Frankreichs jedoch dabei zu Grunde gingen. Mit seinem Gesuche abgewiesen, stachelte Karl die Maitresse, Marquise de Verneuil, gegen Sully auf, es kam zu gehässigen Auftritten zwischen ihnen und Sully, bei Hofe circulirte eine Schrift über die Differenzen Karl's und Sully's; langwierige Verhandlungen wegen einer Aussöhnung schlug Heinrich am 5. Oct. 1603 nieder, Sully mußte den Grafen um Verzeihung bitten und dieser versprechen, sich nie an ihm zu rächen. Von Gläubigern bedrängt, grollte Karl dem Könige und Sully, und als ihm Heinrich 1605 150,000 Livres schenkte, befriedigte dies den Habgierigen nicht. Bei dem Marsche aus Limousin nach Paris machte Karl einen Einbruch in Sully's Quartiere, was zu neuen Klagen Anlaß bot. Er blieb ein Misvergnügter und fing mit aller Welt Streit an, zerfiel oft selbst mit seinen nächsten Verwandten, wie er z. B. mit seinem Bruder, dem Prinzen von Conti, sich 1611 wegen des Vortritts entzweite, in der Folge dieses Vorfalls mit Guise in heftigen Zwist gerieth u. s. w. Wegen des Ceremoniels bei Gelegenheit der Krönung der Königin Maria kam er mit dem Könige in solchen Streit, daß er am 13. Mai 1610 nach seinem Landhause Montigny abreiste; auch zürnte er Heinrich, weil er ihm die Generallieutenantschaft des Heeres verweigerte und ihm die Statthalterwürde des Dauphiné abgenommen hatte. Als Heinrich IV. ermordet worden war und seine Witwe die Regentschaft antrat, war niemand, der sich lieber für Karl als Regenten ausgesprochen und auf sein Anrecht hingewiesen hätte, denn die Großen haßten ihn wegen seiner Unverträglichkeit, die öffentliche Meinung wegen seiner Heftart; man wählte ihn nicht einmal in den engern Kronrath. Wegen dieser Zurücksetzungen erbittert und über seine Ohnmacht, sich zu rächen, kam der Intriguant am 17. Mai 1610 mit 300 Edlen nach Paris, erhob laute Klagen und Vorwürfe und machte der Regentin, trotzdem er ihr und dem jungen Könige gelegentlich mit kriechender Demuth begegnete, wünschenswerth, sich gütlich mit ihm abzufinden. Er forderte, des Geldes stets bedürftig, 200,000 Thaler baar, 50,000 als jährliche Pension und erhielt sie; er forderte zur Dauphine noch die Statthalterschaft der Normandie und während Sully die Königin-Regentin bestürmte, sie ihm zu verweigern, erlangte er sie durch Bestechung des Günstlings Concini; auch wurde ihm für seinen Sohn die Anwartschaft auf die Statthalterschaft des Dauphiné und die Oberstbofmeister-Charge ertheilt. Trotzdem blieb er unzufrieden, suchte gierig seine Einkünfte zu vermehren, ohne vor dem gemeinsten Betruge zurückzuschrecken, wurde durch eine Reihe abscheulicher Händel der Schrecken aller Redlichen. Sein Haß gegen Sully rastete nicht, bis dessen Sturz erreicht war; auch mit den andern Ministern gerieth er in Hader und als Mitglied des weiteren Regentschaftsraths erregte er, wo er konnte, Unfrieden. Der Regentin schien er ganz zu Willen, engstens schloß er sich an den verächtlichen Favoriten Concini an, um durch seine Gunst Macht und Geld zu ernten, und dachte, ohne Gefühl für die allgemeine Verachtung, an die Verheirathung seiner Tochter mit Concini's Sohn, wenn Concini seinem Sohne zur Hand der reichen Prinzessin von Montpensier verhülfe. Die Regentin aber zerriß erstere Verbindung und weigerte Karl neue Gnaden. Er sohnte sich nun, um ihr und seinen Widersachern Verlegenheiten zu bereiten, mit seinem bisher gehaßten Neffen, Heinrich II. von Condé, aus, schloß mit ihm und vielen Großen einen Bund zu gegenseitigem Beistande, drohte, den Kanzler todtprügeln zu lassen u. s. w. War er für die spanischen Heirathen gewesen, so verweigerte er 1612 seine Unterschrift zu ihrem Abschlusse und verließ, da er sich nicht genügend bereichert fand, murrend den Hof mit Condé, März 1612. Maria sandte Villeroi und Concini an beide, um sie zu begütigen; sie ließen sich mit Versprechungen ködern und kehrten, gierig nach deren Erfüllung, nach Fontainebleau an den Hof zurück, unterschrieben die Heirathsartikel, erreichten aber ihre Anliegen nicht. Karl wollte Einräumung von Vernon und Quilleboeuf, die Schloßhauptmannschaften von Caen und Rouen und den Zoll auf die Leinenzeuge; aber alles wurde ihm abgeschlagen. Erbost darüber, daß er seiner Rache keinen Lauf lassen konnte, und voll Haß gegen die Minister, verließ Karl den Hof und ging auf sein Schloß Blandy in der Landschaft Brie, wo er an Frieseln erkrankte und — zur wahren Erleichterung Maria's — am 1. Nov. 1612 starb. Er ruht in der Karthause zu Gaillon. Seine Witwe beschloß ihre Tage am 17. Juni 1644. Mit seinem Sohne, Grafen Ludwig (s. d.), erlosch der Mannsstamm dieses gräflichen Hauses Soissons am 6. Juli 1641. Seine Töchter waren Louise, vermählt mit Heinrich II., Herzog von Longueville, Maria, vermählt mit Thomas Franz (s. d.), Prinzen von Carignan, Charlotte Anna, ledig 1623 und Elisabeth, October 1610

in der Wiege gestorben. Von Anna Maria Bohier hatte Karl zwei Bastarde: Charlotte, im October 1626 als Aebtissin zu Maubuisson bei Pontoise, und Katharina, 1650 als Aebtissin zu La Perrine in Maine gestorben.

Vgl. Mémoires du Cardinal de Richelieu (Bd. I.); de l'Estoile, Journal de Henry IV.; Derselbe, Journal de Louis XIII.; Mémoires de Sully (Paris 1745, Bde. I.—III.); Sully, Oeconomies royales; Sismondi, Histoire des Français (Bde. XX.—XXII.); H. Martin, Histoire de France etc., (Bde. X. und XI., 4. Auflage, Paris 1865); R. de Bouillé, Histoire des Ducs de Guise (Bde. III.—IV., Paris 1850). (*Arthur Kleinschmidt.*)

g[a]) Karl I., Graf von Alençon, s. Karl I., Graf von Valois.

g[b]) KARL II. der Großmüthige, Graf von Alençon und Perche. Im J. 1295 oder 1296 als zweiter Sohn des Grafen Karl (s. d.) von Valois und der Margarethe, Tochter König Karl's II. (s. d.) von Neapel geboren, wurde Karl zum Krieger erzogen, in welchem Stande er mehr als in jedem andern auf eine angesehene Rolle unter den Königen von Frankreich hoffen durfte. Er nahm an den Feldzügen des Vaters theil, und 1320 kam es in Lyon zwischen seinem und seines Bruders Philipp Gefolge einerseits und dem niedern Volke andererseits zu Händeln. Im Januar 1322 vermachte ihm sein Vater letztwillig die Grafschaften Alençon und Perche, wozu sein älterer Bruder Philipp, Graf von Valois, am 3. April 1326 die Vogteien Moulins, Bons-Moulins, Mortagne und Mannes fügte. Sobald Philipp den Königsthron von Frankreich als Philipp VI. bestiegen hatte (1328), suchte er Karl's Ansehen zu mehren und erweckte in ihm Prunksucht und Eitelkeit. Karl wohnte Philipp's Krönung und seinem Feldzuge gegen Flandern bei, wurde verwundet, aber im März 1329 mit der Herrschaft Fougères und der Grafschaft Porhoet belohnt. Als 1331 König Eduard III. von England in Guyenne rüstete, erhielt Karl von Philipp VI. Befehl, an den Grenzen dieser Provinz Sicherheitsmaßregeln zu treffen, überschritt aber den Auftrag, überraschte mehrere Plätze, zerstörte Saintes bis auf den Grund und Philipp mußte am 13. April 1331 Eduard eine Entschädigung von 30,000 Livres versprechen, als er sich mit ihm versöhnte. Im J. 1332 bemühte sich Philipp, Karl bei dem Papste in Avignon die italienische oder wenigstens die lombardische Königskrone zu verschaffen, und als er hierbei ohne Erfolg blieb, gab er ihm aus der Erbschaft seines 1329 verstorbenen jüngeren Bruders Ludwig im Mai 1333 die zur Grafschaft Chartres gehörigen Gebiete von Verneuil, Châteauneuf, Champrond, Sainte-Scholasse und Regent-le-Rotrou, sowie 1345 das dem Grafen von Montfort entrissene Gebiet von Aigle; hingegen überließ ihm Karl alle Juden in seinen Besitzungen erblich gegen 20,000 Livres und Philipp schuf für sie ein Sondergericht. Während des 1334 entbrennenden Parteistreits zwischen Flandern und Brabant wegen Mechelns stellte sich Karl unter der Leitung des Königs von Navarra auf die Seite des Herzogs von Brabant, doch legte Philipp den Krieg bei. Bei den Rüstungen gegen die Engländer unterstützte Karl im J. 1337 und 1340 seinen königlichen Bruder und Wohlthäter, und im bretonischen Erbfolgekriege zwischen Karl (s. d.) von Blois und Johann von Montfort stritt er 1341 unter seinem Neffen Herzog Johann von der Normandie wacker für ersteren. Bei Crécy drang er auf eine Schlacht gegen Eduard III. von England und den Schwarzen Prinzen, eröffnete sie unbesonnen mit der Vorhut des Heeres und fiel am 26. Aug. 1346, eins der zahlreichen Opfer dieses Unglückstages. Er ruht im Jakobskloster zu Paris. Karl ist der Stammvater des valesischen Hauses Alençon. Seine erste Gemahlin (1314) Johanna, Erbtochter des Grafen Johann II. von Joigny und Mercoeur, brachte ihm 1324 diese Grafschaft zu, die er nach ihrem Tode gegen Simon de Sainte-Croix behauptete; aber nachdem er diesem eine Entschädigung gezahlt hatte, vertauschte er die Grafschaft an Johann von Noyers gegen Besitzungen in der Champagne. Johanna starb kinderlos am 21. Nov. 1336 und sehr bald darauf führte Karl in zweiter Ehe Maria de Lacerda, die Witwe Karl's (s. d.) von Evreux, Grafen von Etampes, heim, die ihm vier Söhne und eine Tochter gebar und erst am 19. Nov. 1369 starb.

(*Arthur Kleinschmidt.*)

g[c]) KARL III., Graf von Alençon und Perche, Erzbischof von Lyon. Als erster Sohn des Vorigen aus zweiter Ehe — unbekannt, wann — geboren, erhielt Karl 1344 von seinem Pathen, König Philipp VI., die Herrschaft Domfront zum Geschenk. Am 26. Aug. 1346 folgte er unter mütterlicher Vormundschaft seinem Vater in dessen Landen, aber das Beispiel seines jüngeren Bruders Philipp, der Geistlicher geworden war, 1356 das Bisthum Beauvais und 1359 das Erzbisthum Rouen erlangt hatte, und die Unruhen seit der Schlacht von Poitiers ließen in ihm den Wunsch wach werden, ebenfalls den geistlichen Rock anzuziehen. Seine Mutter war zwar untröstlich darüber und versuchte alles, ihn bei der Regierung zu halten; er aber legte im pariser St.-Jakobskloster sein Mönchsgelübde ab und trat zwischen 1359 und 1361 in den Dominikaner-Orden. Seinen Brüdern, Peter II. und Robert V., überließ er seine Grafschaften Alençon, Chartres, Perche und Porhoet nebst seinen andern Gebieten, und nach Robert's kinderlosem Tode 1377 fiel alles Peter zu, der die Dynastie fortsetzte.

Karl blieb nicht lange Mönch, sondern durch Verwendung König Karl's V. wurde er, als wegen Besetzung des Erzbisthums Zwietracht herrschte, zum Erzbischof und Grafen von Lyon erwählt, mit päpstlicher Genehmigung am 13. Juli 1365 geweiht. Anstatt Karl V. hierfür dankbar zu sein, bereitete er ihm großen Verdruß. Verwaltung der Justiz und Polizei in Erzstift und Stadt Lyon hatten seit Philipp IV. dem Schönen oft Fehden erzeugt; 1320 war das Erzbisthum unter die Lehenspflicht der Krone gestellt worden, aber der steigende Einfluß der Krongewalt machte sich den Erzbischöfen immer widerwärtiger fühlbar, während sie den Bürgern oft Anlaß zu Beschwerden boten. Karl wollte aus Hoffart wegen

seiner Herkunft und aus hierarchischem Selbstgefühle weder den königlichen Statthalter noch den königlichen Gerichtshof in Lyon dulden und bald kam es zu den feindseligsten Schritten zwischen Dienern und Beamten beider Theile, von denen jeder die Seinen in Schutz nahm. Karl war zu nachsichtig gegen seine Leute und rücksichtslos gegen den Statthalter, gerieth mit diesem in offene Feindschaft und mußte sich, da die Stadt gegen ihn gehetzt wurde, in sein festes Schloß Pierre-en-Cise vor derselben flüchten. Hier wurde er belagert, während Mannschaft in die Häuser seines Anhangs in Lyon gelegt ward. Karl blieb keine andere Waffe als das Interdict, womit er, nachdem die Stiftsherren ihre Einwilligung dazu gegeben, am 4. Dec. 1371 Lyon bestrafte. Aber schon am 17. Juli 1372 hob er es wieder auf, von der Krone genöthigt, seine Lehensabhängigkeit anzuerkennen; auch mußte er es geschehen lassen, daß Domkapitel und Stadt dem Könige den Treueid leisteten. Das ruhmredige Denkmal, welches Karl als Zeugniß seines Trotzes gegen den König im Hofe seines Palastes errichten ließ, war rasch zum Anachronismus geworden, und der von ihm bei dem pariser Parlamente eingeleitete Proceß wegen Ausschließung der königlichen Gerichtspersonen aus Lyon wurde auf halbem Wege eingestellt. Der Erzbischof starb auf Pierre-en-Cise am 4. Juli 1375.

(*Arthur Kleinschmidt.*)

g[d]) KARL IV., Herzog von Alençon. Als einziger Sohn des Herzogs René von Alençon und Margaretha's von Lothringen am 2. Sept. 1489 geboren, succedirte Karl am 1. Nov. 1492 dem Vater, während die Mutter in das St.-Clara-Kloster zu Argentan ging und hier am 1. Nov. 1521 starb. Unter Vormundschaft aufwachsend, gab er keinen Anlaß, große Erwartungen in ihn zu setzen. Trotz seiner Jugend figurirte er 1498 bei der Krönung König Ludwig's XII. als weltlicher Pair. Zu den großen ererbten Gebieten erbte der Herzog 1497 noch die Grafschaften Armagnac und Rouergue vom Bruder seiner Großmutter, dem kinderlosen Grafen Karl I. von Armagnac, obschon diesem kein Verfügungsrecht über seine Lande nach seinem Tode zustand; während die Krone behauptete, kraft der Bestimmung König Karl's VIII. von 1484 habe dem Erblasser nur der Genuß auf Lebenszeit gebührt, berief sich Karl mit den Vormündern auf die alte Erbfolgeordnung im Hause Armagnac und es kam zum Streit, der günstig für ihn ausging. Der alte Herzog Peter II. von Bourbon verlobte ihn mit königlicher Zustimmung im Februar 1501 in Moulins mit seiner Erbtochter Susanna, was ihm in Aussicht stellte, der mächtigste Prinz von Geblüt in Frankreich zu werden; um aber Streitigkeiten beizulegen, bewog der König 1505 Susanna, den Connétable Karl von Bourbon zu heirathen, und Karl erhielt 100,000 Livres Entschädigung. Vollen Ersatz für den Verlust der reichen Erbin bot ihm im December 1509 seine Vermählung in Blois mit Margaretha von Angoulême, der Schwester des nachmaligen Königs Franz I., ein Werk der intriguanten Louise von Savoyen, Franzens Mutter. Obwol zeitig in den Waffen geübt, ragte Karl nie als Krieger hervor, auch glänzte er weder im Staatsrathe noch bei Hofe, war höchst unbedeutend und wurde von seiner geistreichen Gemahlin, der er aufgezwungen worden war, verachtet. Trotz seiner Schwächlichkeit machte er alle Feldzüge Ludwig's XII. und Franz' I. mit; Ludwig XII. gab ihn und andere Prinzen des Hauses 1503 in Valenciennes den Niederländern als Geisel zur Sicherheit der Durchreise Erzherzog Philipp's von Oesterreich. Ludwig XII. stellte ihn stets hinter Karl von Bourbon zurück, Franz I. hingegen erhob ihn 1515 zum ersten Prinzen von Geblüt, sicherte ihm die Armagnac'sche Erbschaft unter der Bedingung zu, daß sie, wenn seine Ehe kinderlos bleibe, der Krone anheimfallen sollte, und schenkte dem geliebten Schwager am 11. Oct. 1517 das Herzogthum Berry; hierzu kamen noch viele andere Beweise königlicher Huld, so wenig er auch leisten mochte. Als 1521 die Kaiserlichen unter dem Grafen von Nassau von den Niederlanden her in die Picardie eindrangen, erhielt Karl die Statthalterschaft der Champagne und das Commando der Vorhut des königlichen Heeres; da er aber unfähig hierzu war, trat ihm der Marschall von Châtillon als Rathgeber zur Seite. Der Herzog und Connétable von Bourbon fühlte sich durch seine stete Bevorzugung beleidigt und ergriff schließlich die kaiserliche Partei; Karl aber erschien mit Franz I. am 8. März 1524 im Parlamente, wo Bourbon als Rebell verurtheilt wurde. Auch 1524 folgte er wie gewöhnlich Franz I. ins Feld; als Führer der Vorhut nahm er in Italien an allen Kämpfen theil. Nachdem er zur Belagerung Pavias mitgeholfen, führte er in der denkwürdigen Schlacht vom 24. Febr. 1525 bei Pavia den linken Flügel; als er aber hörte, der rechte Flügel unter dem Marschalle von Chavannes sei geschlagen und dieser gefallen, das Mitteltreffen unter Franz I. selbst in großem Gedränge, ergriff ihn feige Rathlosigkeit, er verlor alle Besinnung, achtete nicht auf die Vorstellungen seiner Umgebung und ergriff hastig die Flucht. Seine Feigheit führte zur vollen Niederlage des Heeres und zur Gefangennahme des Königs. Die Nachhut wurde von ihm nach Lyon zurückgeführt, wo ihm seine Schwiegermutter die bittersten Vorwürfe nicht ersparte. Kummer und Scham tödteten ihn; schon am 11. April 1525 starb er im Schlosse St.-Just zu Lyon. Mit ihm erlosch das Haus Alençon. Er ruht in Alençon. Seine Witwe heirathete 1527 König Heinrich II. von Navarra. Franz I. ließ Karl's Gebiete als der Krone heimgefallen sequestriren und die Ansprüche, welche die Schwäger Karl's, hiergegen protestirend, erhoben, brachten ihnen unter Heinrich II. von Frankreich eine Entschädigung ein. Margaretha behielt die Armagnac'sche Erbschaft und brachte sie an Navarra, auf Lebenszeit blieb ihr Perche. Anstatt Alençon's wurde der Herzog von Vendôme der erste Prinz von Geblüt. Vgl. H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu' en 1789 (4. Auflage, Bd. 8., Paris 1865).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

h[a]) Karl, Graf von Angoulême, Vater Königs Franz I. von Frankreich, s. den Artikel Orléans in Sect. III., Bd. 5, S. 342.

h[b]) KARL von Orléans-Valois, Herzog von Angoulême, dann von Orléans. Als dritter Sohn Königs Franz I. von Frankreich aus erster Ehe mit Claudia von Frankreich, Tochter Ludwig's XII., am 22. Jan. 1522 zu Saint-Germain-en-Laye geboren, erhielt Karl den Titel eines Herzogs von Angoulême. Früh zeigte er aufgeweckten Geist, eine bis zur Ausgelassenheit gesteigerte Lebendigkeit, seltene Frische von Leib und Seele, ungezwungenes, offenes und liebenswürdiges Benehmen, war geschmeidig, liebte wie sein Vater über alles Zerstreuungen, war aber nicht ohne Sinn für militärische Studien. Der schöne Jüngling, dem die Blattern nur ein Auge entstellt hatten, war des Vaters erklärter Liebling und ähnelte ihm ungemein; seine tollen Streiche wurden übersehen; mit seinen Jugendgenossen übte er sich in allen ritterlichen Künsten und Exercitien, wurde ebenso behend wie unerschrocken und suchte die Gefahr geradezu auf; im Kriege wußte nachher niemand derart die Soldaten zu begeistern wie er. Fahrendes Gesindel war einmal mitten im Frieden nahe daran, ihn zu tödten, und sein Liebling Castelnau rettete sein Leben nur durch Preisgabe des eigenen. Große Erwartungen wurden auf Karl gesetzt, als er mit dem Vater ins Feld zu ziehen begann. Kaiser Karl V. erbot sich, als der Herzog Francesco Sforza von Mailand gestorben war, Karl mit dessen Witwe Christine, seiner Nichte, zu vermählen und mit dem Herzogthume Mailand zu belehnen; Franz I. aber wollte hievon nichts wissen, prätendirte Mailand für seinen zweiten Sohn, Herzog Heinrich von Orléans, und wies auch das Project der Vermählung Karl's mit einer Tochter des römischen Königs Ferdinand von der Hand. So oft Karl V. das Anerbieten wegen Karl's stellte, verwarf es Franz I. Der Krieg brach aus und während desselben starb der Dauphin Franz am 10. Aug. 1536; Heinrich wurde Dauphin, Karl an seiner Stelle Herzog von Orléans. Franz I. willigte nun in die Belehnung Karl's mit Mailand, doch sollte dies Land nicht als Mitgift Christinens, sondern als rechtmäßiges Erbe der Valentine Visconti, der Urgroßmutter des Königs, angesehen werden, worauf der Kaiser nicht eingehen konnte. Um jedoch für den Frieden zu wirken, war Karl V. für Heirathsverbindungen der Häuser Habsburg und Valois und schlug für Karl bald eine seiner Töchter, bald seine Nichte vor, aber es kam keine Entscheidung zu Wege, auch nicht als der Kaiser bei Franz in Frankreich weilte. Am 1. Febr. 1539 unterzeichnete Karl V. Präliminarien wegen der Heirath Karl's mit der Tochter König Ferdinand's und als er ins Land kam, schickte ihm Franz I. den Dauphin, Karl und den Connétable bis Bayonne entgegen; als ihm die Prinzen als Geiseln angeboten wurden, um sie während seiner Reise nach Spanien zu schicken, lehnte Karl V. dies ab und behielt sie als Reisegefährten bei sich; sie begleiteten ihn zu dem Könige nach Loches und verließen ihn erst in Valenciennes. In seiner ausgelassenen Weise sprang Karl eines Tages hinter dem Kaiser auf dessen Pferd, umfaßte ihn mit den Armen und rief übermüthig: „Kaiserliche Majestät sind jetzt mein Gefangener!" Der Kaiser glaubte, der Herzog habe von einem Handstreiche gegen ihn gehört, und wurde argwöhnisch; Karl gewann die Maitresse des Königs, die Herzogin von Etampes, für sich, die sich Karl anschloß, seit Franz kein langes Leben mehr versprach und der Dauphin in den Banden der Diana von Poitiers lag. Sobald der Kaiser in Belgien war und mit König Ferdinand Rücksprache genommen hatte, bot er Franz I. für Karl Mailand oder lieber die Niederlande, Franche-Comté und Charolais mit seiner ältesten Tochter an; hieraus könnte ein Königreich gemacht werden; vorerst sollte das junge Paar diese schönen Lande gouverniren und nach Karl's V. Tode als Eigenthum regieren; Franz sollte seinen Sohn der Mitgift würdig ausstatten (März 1540). Sollte Karl's Gemahlin kinderlos sterben, so würden der Kaiser, resp. seine Erben die ganze Mitgift an Land zurückbekommen und ohne Entschädigung würde dann der Verzicht Frankreichs auf Mailand und die Rückgabe Piemonts erfolgt sein — darauf mochte Franz I. nicht eingehen. Seine Gesandtschaft antwortete Karl V., er wolle vorerst Mailand nicht reclamiren, wenn Karl sofort nach Vollzug seiner Ehe mit des Kaisers Tochter die Niederlande, Franche-Comté und Charolais erhielte, und falls er vor seiner Frau stürbe, der König wieder in alle Rechte auf Mailand einträte. König Ferdinand war entschieden gegen die französische Heirath und gegen die Freundschaftsbewerbung seines Bruders bei Franz I., während Karl V. 1540 diesem nochmals das Anerbieten seiner Tochter mit obigen burgundischen Gebieten sammt Geldern und Zütphen, sobald diese erobert sein würden, machte, wogegen Frankreich seine Ansprüche an Italien aufgeben und sich gegen Cleve und Jülich erklären sollte. Franz ging hierauf nicht ein und schloß sich Cleve-Jülich an. Die Bevorzugung Karl's einerseits durch den Kaiser, andererseits durch den Vater machte den Dauphin Heinrich auf ihn eifersüchtig, Zwischenträger erweiterten die Spannung, die Herzogin von Etampes und Diana von Poitiers standen einander gegenüber; mit Mühe nur hielt Franz I. offene Zerwürfnisse zurück.

Im Jahre 1542 brach neuer Krieg Frankreichs und des Kaisers aus; Franz I. stellte den Dauphin und den Herzog Karl von Orléans an die Spitze zweier Heere, zumal beide leidenschaftlich nach Kriegsthaten verlangten. Wegen seiner Jugend wurde Karl, der die Nordarmee erhielt, der erfahrene Herzog Claudius von Guise beigegeben; freilich arbeitete ihm oft Karl's Favorit, Gaspard von Tavannes, störend entgegen und führte Karl zu seiner Ansicht. Am 10. Juni 1542 trat Karl das Commando in Ligny-en-Barrois an, vereinigte sich in Luxemburg mit 10,000 Landsknechten und 2000 Reitern des Herzogs von Cleve, und die alliirten Truppen drangen Juli und August so rasch vor, daß schließlich nur noch Thionville im ganzen luxemburger Herzogthume Karl V. verblieb. Unüberlegt und ruhmsüchtig, verlangte der junge Herzog nach einer großen Schlacht und da er diese bei dem Heere des Dauphin zu erleben vermuthete, übertrug er in Ueberhast Guise den Schutz der eroberten Gebiete und die Deckung der französischen Grenzen, legte eine Besatzung deutscher Söldner nach Luxemburg, ent-

ließ den beseren Theil seiner Truppen, da es ihm an Geld gebrach, und eilte spornstreichs nach dem Süden; am 16. September traf er bei Vater und Bruder vor Perpignan ein. Der König konnte ihm die Zollheit kaum vergeben, und Karl fand bei dem Stubberne seinerlei Gelegenheit sich auszuzeichnen, es kam zu keiner Schlacht und der ganze Feldzug scheiterte. Kaum war Karl von Verdun abgezogen, so griffen Truppen der Statthalterin der Niederlande die Stadt Luxemburg an, die sogar capitulirte, und ohne Karl's Thatkraft würden alle andern Eroberungen dasselbe Los gehabt haben. Im J. 1544 erhielten Karl und der Dauphin unter der Leitung des Admirals von Annebaut den Oberbefehl der großen französischen Armee, die wenig Muth hatte. Im Frieden von Crepy (am 18. Sept. 1544) zwischen Karl V. und Franz I. wurde durch ersteren Karl das Versprechen gegeben, binnen vier Monaten solle er erfahren, ob er Maria, die Tochter des Kaisers, oder Anna, eine Tochter Ferdinand's, zur Ehe bekäme; mit Maria würde er als Mitgift die burgundische Erbschaft (s. oben) empfangen; stürbe sie ohne Kinder und der Kaiser nähme die Mitgift zurück, so sollten Franz I. seine Ansprüche an Mailand verbleiben, und der Kaiser wahrte sich für diesen Fall seine Rechte auf Burgund. Mit Anna's Hand hingegen würde Karl das Herzogthum Mailand zufallen, worauf Philipp, Karl's V. Sohn, Verzicht leisten und welches Karl unter allen Umständen bleiben sollte. Der Kaiser wahrte sich das Recht, von den von Karl zu ernennenden Offizieren den Eid zu fordern; Savoyen sollte von den Franzosen bei der Uebergabe der ersten oder zweiten Mitgift an Karl geräumt werden. Seinerseits bestimmte Franz I. als Karl's Ausstattung die Herzogthümer Orléans, Bourbonnais, Châtellerault und Angoulême.

War die Herzogin von Etampes, welche sich immer mehr an Karl anschloß, mit diesen vortheilhaften Aussichten sehr einverstanden, so äußerte der Dauphin offen seinen Ingrimm gegen die hervorragende Rolle, die dem jüngeren Bruder auf seine Kosten zugedacht wurde, und protestirte heimlich am 12. Dec. in Fontainebleau gegen den Vertrag von Crépy. Im November reiste Karl mit seiner Stiefmutter, Königin Eleonore, zu Karl V. nach Brüssel, den er durch seine Munterkeit und Offenheit entzückte; man glaubte zuversichtlich, Karl V. werde ihm seine Tochter geben und ihn so zum mächtigen Rivalen des künftigen Königs von Frankreich machen. Lange schwankte der Kaiser, ob er ihm Tochter oder Nichte zur Ehe geben sollte; schließlich scheint er sich für letztere und Mailand erklärt zu haben, falls nicht Franz I. dem Sohne ein größeres Stück von Frankreich überlasse. Während sich das Heer gegen England sammelte, brach unter ihm die Pest aus; Karl war unvorsichtig genug, mit einigen jungen Herren in ein Bauernhaus bei Abbeville einzudringen, in dem acht Personen der Seuche erlegen waren, drehte die Matrazen ihrer Betten um, um sich hineinzulegen, und antwortete auf die Warnungen: nie sei ein Sohn von Frankreich an der Pest gestorben. Zwei Stunden darauf legte er sich — seine Gesundheit war ohnehin zerrüttet — in der Abtei von Forêt-Moutier nieder, um alsbald am 9. Sept. 1545, 23 Jahre alt, zu sterben. In seinen letzten Jahren hatte er nach Brantôme eine Liebschaft mit einer verheiratheten Frau unterhalten, was ein ihr Schmerz über seinen Tod verrieth. Karl war auch Pair und Großkammerer von Frankreich gewesen. Sein Tod zerriß den Vertrag von Crépy und erneuerte die alten Streitobjecte zwischen Kaiser und König. Der Herzog wurde 1547 in St.-Denis bestattet.

Vgl. Brantôme, Mémoires (Bd. 2, Paris 1787); Simonde de Sismondi, Histoire des Français, Bd. 16; H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. 8, Paris 1865).

(Arthur Kleinschmidt.)

5) KARL von Valois, Graf von Auvergne, dann Herzog von Angoulême. Als natürlicher Sohn Königs Karl IX. von Frankreich und der Apothekerstochter aus Orleans, Marie Touchet, — nach andern war ihr Vater lieutenant particulier am Landgerichte in Orléans — am 28. April 1573 auf Schloß Javet (bei Montmélian im Dauphiné) geboren, wurde Karl sofort legitimirt. Er wuchs am königlichen Hofe auf; seine Mutter heirathete, zur Frau von Belleville erhoben, 1578 den Gouverneur von Orléans, François de Balzac d'Entragues, und gebar ihm zwei Töchter, deren eine als Marquise de Verneuil König Heinrich's IV. Maitresse, die andere in ärgerliche Liebeshändel mit dem Marschall von Bassompierre verflochten werden sollte. Sterbend empfahl der unglückliche Karl IX. seinen Sohn seiner Mutter Katharina von Medici und sie wie König Heinrich III. nahmen sich herzlich des einjährigen Kleinen an. Im J. 1584 in den Johanniterorden aufgenommen, seit dem J. 1586 im Besitze der reichen Abtei Lachaise-Dieu in der Auvergne, wurde er auf Anregung Heinrich's III. in einer Versammlung von Johannitern am 2. Aug. 1587 zum Großprior von Frankreich ernannt. Aber auf Grund eines Vermächtnisses Katharina's wurde er von Heinrich III. am 26. Juni 1589 mit den Grafschaften Auvergne und Clermont, der Herrschaft Latour und andern Gütern im Languedoc belehnt, trat aus dem Johanniterorden, wenn er auch einige geistliche Pfründen behalten durfte, und während man ihn früher den Bastard von Valois oder von Orléans genannt hatte, hieß er jetzt Graf von Auvergne. Der Papst gestattete ihm, zu heirathen.

Sterbend empfahl ihn Heinrich III. seinem Nachfolger Heinrich IV. und dieser versprach ihm Huld und Gnade. Am 20. Aug. 1589 bestätigte er ihn in seinen Grafschaften u. s. w., am 1. April 1590 ernannte er ihn zum Statthalter und Generallieutenant der Auvergne und wie sein Vorgänger begünstigte er seine Bewerbung um Charlotte, die älteste Tochter Herzogs Heinrich I. von Montmorency, des späteren Connétable von Frankreich, die er am 6. Mai 1591 zu Pézénas heimführte.

Karl war unter den ersten, die Heinrich IV. in St.-Cloud als König huldigten. Heinrich behielt ihn in seiner Nähe, ließ ihn vom Marschall Herzog von Biron im Kriegswesen unterweisen, und als er infolge seiner Anstrengungen in der Schlacht bei Arques (Sep-

tember 1589), wo er den General der feindlichen leichten Cavalerie niederstreckte, in Meulan bedenklich erkrankte, ließ er ihn durch seinen ersten Arzt pflegen. Er soll durch heftiges Lachen besonders schnell genesen sein, begleitete nun Heinrich IV. wieder ins Feld, zeichnete sich bei der Belagerung von Rouen und bei Ivry aus. Bald aber schlug er sich zu den Misvergnügten; schon im J. 1594 erfuhr der große Minister Sully, Graf Karl, seine Mutter und sein Stiefvater spännen Intriguen gegen Heinrich IV., bei ihnen versammelten sich nachts seine Feinde in Paris, unter denen die Herzoge von Biron und von Epernon hervorragten. Doch kam es weder zu einer Untersuchung noch zu einer Verschwörung. Karl focht mit bei Fontaine-Française und kam in den Staatsrath, ohne eine Rolle zu spielen. Während Sully am liebsten Karl und seine Familie, die Entragues, aus Paris verwiesen hätte, nöthigten Karl und sein Stiefvater, der zum Grafen von Entragues erhoben wurde, den nach der Liebe Henriettens von Entragues lüsternen König trotz Sully's Einspruch zu einem schriftlichen Ehegelöbniß, welches ihr Vater an sich nahm, und übergaben ihm im October 1599 die zur Marquise von Verneuil Erhobene als Concubine; die Ehe unterblieb, da Henriette ein todtes Kind gebar. Karl war bereits in mehrere Verschwörungen gegen Heinrich IV. verwickelt; so hatte er im April 1597 den Hof verlassen, als Heinrich von allen Seiten mit Krieg bedroht wurde, und mit dem ewig unruhigen Herzoge von Bouillon complotirt, doch der Friede mit Spanien unterdrückte diese Meuterei 1598 im Werden, Karl erschien wieder bei Hofe und wohnte der Friedensfeier bei. Im J. 1600 wurde er eins der hauptsächlichen Mitglieder der Verschwörung der Herzoge von Biron und von Savoyen zur Zerstückelung Frankreichs und hoffte dabei, unabhängiger Herr zu werden. Aber Savoyen wurde im Kriege besiegt und Biron erlangte Heinrich's Verzeihung, um sie alsbald wieder zu verscherzen; im August 1601 begleitete Karl den Herzog auf seiner Gesandtschaft nach London. Nach ihrer Rückkehr aber schlossen Biron, Karl und der Herzog von Bouillon 1602 einen engen Bund zu gegenseitiger Vertheidigung; die verrätherischen Unterhandlungen mit Savoyen und Spanien wurden erneut, die Verschworenen suchten hervorragende Männer zu gewinnen und das Volk durch falsche Gerüchte aufzuwiegeln, sahen es besonders auf Poitou, Guyenne, die Seeplätze und Städte an der spanischen Grenze ab und es gelang ihnen, Gärung hervorzurufen. Aber das ganze Gewebe der Intrigue wurde durch einen Mitwisser in die Hand des Monarchen gelegt und als Karl am 13. Juni 1602 in Fontainebleau bereits zu Bette gegangen war, verhaftete ihn der Kapitän der Garden, von Praslin, im Namen des Königs; ohne Widerstand gab er seinen Degen ab; Biron hatte dasselbe Los. Karl kam in die Bastille, war heiter und guter Dinge, während sein Freund Biron hingerichtet wurde. Er hatte 6000 Dukaten von Spanien angenommen, aber seine Correspondenz scheint nicht beschlagnahmt worden zu sein; jetzt überantwortete er sich der Gnade Heinrich's IV.; seine Stiefschwester, die Maitresse Verneuil, sein Schwiegervater, der Connétable, und seine Familie bestürmten den beleidigten König zu seinen Gunsten, und Biron selbst suchte ihn in dessen Augen zu entsühnen. Die öffentliche Stimme verdammte mit Recht die Parteilichkeit des Urtheils und im Hinblick auf die gleiche Schuld Biron's und Karl's rief sie aus:

„O grand dieu, quelle iniquité!
Deux prisonniers ont mérité
La peine d'un même supplice.
L'un qui a toujours combattu,
Meurt, redouté par sa vertu,
L'autre vit pour l'amour du vice."

Der erbärmliche Sohn Karl's IX. erbot sich Heinrich zu Spiondiensten; er wollte seine Verbindungen mit Spanien zum Schein fortsetzen, um alles, was er aus Madrid erfahre, Heinrich mitzutheilen — freilich hielt er nicht Wort und verharrte auch als königlicher Spion in seiner Illoyalität. Nachdem er jetzt Heinrich alles gestanden und alle seine Mitschuldigen genannt hatte, sollte er auf ewig in das Gefängniß von Loches wandern, aber Heinrich gab ihm am 2. Oct. 1602 die Freiheit und er verließ die Bastille, eilte zum König, dankte ihm fußfällig, unterhielt sich zwei Stunden mit ihm, klagte verschiedene Große als seine Helfershelfer an, und erlangte volle Verzeihung mit der Aussicht unbarmherziger Bestrafung, wenn er abermals complotiren sollte. Karl wußte sich die Gunst Heinrich's wieder zu erschleichen, aber schon 1603 fand ihn Sully, der ihn zu beobachten fortfuhr, geheimer Einverständnisse mit Bouillon, La Trémouille und andern verdächtig; er zog sich abermals durch Schlauheit aus dem Spiele. Im Interesse des seiner Halbschwester gegebenen königlichen Eheversprechens strebte Karl danach, im Bunde mit Spanien ihren Sohn zur Königskrone zu bringen; sein Stiefvater arbeitete mit ihm zusammen und ein Engländer, Thomas Morgan, vermittelte beider hochverrätherischen Briefwechsel mit dem spanischen Gesandten in Paris, der ihn nach Madrid weiter bestellte: in dieser Weise übte Karl seine Rolle als Spion seines Königs gegenüber Spanien aus. Unter dem Vorwande, für die Marquise von Verneuil und ihre Kinder in Spanien ein Asyl zu suchen, ließen Karl und Graf Entragues, sein würdiger Stiefvater, den König von Spanien von dem Eheversprechen in Kenntniß setzen; Karl sollte König und Dauphin nach dem Leben streben; Philipp III. versprach, wenn man ihm den Sohn der Marquise übergebe, ihn als Dauphin anzuerkennen und ihm, Karl und Entragues große Gehalte nebst sicherem Asyle anzuweisen. Von England her wurde Heinrich IV. von der ganzen Conspiration unterrichtet, ließ Morgan verhaften und kam so 1604 der Sache auf die Spur. Er versprach auf die Intervention der Marquise ihrem Vater Verzeihung, wenn er alles bekenne, und forderte Karl vor sich; dieser aber verließ seine Statthalterschaft nicht, erwiderte, er könne nur nach vollständiger Verzeihung seiner Verbrechen kommen, sandte schriftlich das Détail der Verschwörung ein und machte dadurch alles fernere Leugnen Entragues' unmöglich. Im Gegensatze zu dem nach strengster Rache verlangenden Staatsrathe

war Heinrich IV. zur Milde geneigt; er erhielt von Entragues das Ehrenversprechen zurück. Karl war trotz aller Aufforderungen nicht zum Erscheinen bei Hofe zu bewegen; er hielt sich im Innern der Auvergne, setzte seinen Verkehr mit Spanien fort, was Heinrich verrathen wurde, und traf Vertheidigungsmaßregeln gegen eine Ueberrumpelung. Man mußte ihn darum in einem Falle fangen und dies war bei seinem unsteten Herumirren nicht leicht; er traute niemand, nicht einmal seiner Maitresse, Frau von Entragues, die er bald da bald dorthin kommen ließ. Als er sich aber in Clermont zur Musterung der Reiterei einfand, warfen ihn zwei dazu beauftragte Hauptleute mit einigen Soldaten von seinem Rennen, entwaffneten und verhafteten ihn am 9. Nov. 1604, ohne daß er in seiner Bestürzung Widerstand versuchte. Auf einem Klepper wurde er nach Aigueperse geführt, zu Briare in den Wagen gesetzt und nach der Bastille geschafft, wo er Biron's Zimmer bezog. Unterwegs war er heiter, erlegte im Fluge Vögel, erzählte Liebesabenteuer und warf die Schuld an seinem Verbrechen auf die Marquise und ihren Vater, der am 11. Dec. ebenfalls in die Bastille kam, während die Marquise Hausarrest erhielt. Vergebens bat die Gräfin den König um Gnade für den Verbrecher Karl, während seine Stiefschwester, die sich einer Gefangennahme freute, für ihn einen Strick, für ihren Vater Gnade und für sich Gerechtigkeit forderte. Der Graf zeigte sich in seinem Kerker ebenso gelassen wie noch vor seinen Richtern. Er legte den Parlamentscommissären seine Freisprechung von Biron's Schuld und den königlichen Auftrag zur Spionage mit Spanien vor und schob alle Schuld auf die Marquise und Entragues, der sich sehr demüthig verhielt. Das pariser Parlament verurtheilte am 1. Febr. 1605 Karl und seinen Stiefvater als Majestätsverbrecher zum Tode und befahl, die Marquise bis auf weiteres in sicherer Haft zu halten. Bald aber nahm Heinrich sie wieder als Maitresse an. Er konnte sich nicht entschließen, Karl, den letzten Valois, enthaupten zu lassen, schenkte Entragues völlige Verzeihung und änderte das Urtheil Karl's in ewige Gefangenschaft in der Bastille um. Entragues knüpfte mit ihm geheime Beziehungen an, um ihm zur Flucht zu verhelfen, doch wurde das Vorhaben entdeckt, Entragues verhaftet, bald aber freigegeben, Karl hingegen schärfer bewacht.

Margaretha von Valois, die geschiedene Gemahlin Heinrich's IV., beanspruchte schon lange die Grafschaften Auvergne und Clermont, die Karl besaß, und fußte dabei auf den Heirathsvertrag ihrer Mutter, die freilich später anders verfügt hatte. Heinrich IV. begünstigte jetzt ihre Forderung, da Karl sich so undankbar gegen ihn bewiesen, das pariser Parlament sprach ihr am 17. Juli 1606 die Grafschaften zu, womit Karl jährlich 120,000 Livres Einkünfte verlor, und beließ ihm nur die Titel. Nur selten wurde jemand der Zutritt zu dem Gefangenen gestattet, der aus Langeweile studirte; 1609 erlaubte man ihm, unter Bewachung sich in frischer Luft auf dem Pavillon über dem Wasser am Garten des Arsenals zu ergehen. Seine Gemahlin, der neben ihrer Mitgift die Einkünfte aus der Statthalterschaft Auvergne verblieben, weilte am Hofe und teilt den Liebeskranken des Monarchen nicht fremd gewesen sein. Karl wußte nichts von den Mordabsichten gegen Heinrich IV., dessen Tod 1610 seine Aeltern und Geschwister in den Schatten drängte. Im J. 1612 nahm man ihm die Statthalterschaft der Auvergne. Alle Verwendungen seitens seiner Freunde und Verwandten für ihn fuhrten zu nichts, der Hochverräther blieb im Kerker und war beinahe vergessen.

Da erinnerte sich seiner, von allen Seiten durch rebellische Prinzen und Große umdroht, die Königin-Regentin Maria von Medici; sie wußte niemand, auf den sie bauen konnte, und beschloß, den Grafen von Auvergne zu ihrem und Ludwig's XIII. Vorkämpfer zu machen. Am 26. Juni 1616 öffneten sich nach zwölfjähriger Haft die Thore der Bastille für Karl, doch wandte sich außer dem Hofe alle Welt verachtend von ihm ab. Er dankte Maria und dem Könige, gelobte Treue und Gehorsam, und seine neuen Wohlthäter hofften auf unverbrüchliche Ergebenheit; auf Bitten seines Schwagers, des Herzogs Heinrich II. von Montmorency, gab ihm Maria die früher innegehabte Würde eines Generaloberſten der leichten Reiterei zurück und sandte ihn sofort mit einem Heerhaufen zur Belagerung von Péronne, wo der Herzog von Longueville eine Faction gegen den Marschall von Ancre bildete; als sie aber im September einen Kriegsrath einrichtete, erschien Karl am 6. d. M. in Paris und nahm den Vorsitz ein. Dies wollten die andern Mitglieder, die ihn noch immer als geachtet ansahen, nicht dulden; es kam zu heftigem Zwiste, bis Maria den Kriegsrath aufhob und Karl volle Begnadigung für seine Vergangenheit ertheilte. Nachdem Longueville Péronne ausgeliefert hatte, wurde Karl mit einem andern Heerhaufen zur Beobachtung der misvergnügten Prinzen ausgeschickt, und 1617 übernahm er bei Crépy den Befehl einer Armee, mit der er Isle-de-France säuberte und sich gegen Soissons wandte, wo der Herzog von Mayenne sich vertheidigte; Karl und der Herzog von Rohan belagerten Soissons März bis April, Mayenne's Anhang zog Truppen zum Entsatz zusammen, da traf die Nachricht der Ermordung Ancre's ein, Mayenne öffnete sofort die Thore von Soissons und die beiderseitigen Truppen begrüßten sich freundschaftlich. Mit 15,000 Mann stieß Karl zum Marschall Lesdiguières, um Karl Emanuel von Savoyen gegen Spanien zu unterstützen, bald aber endete diese Campagne. Vergebens suchte er den König mit dem Prinzen von Condé, seinem Schwager, auszusöhnen.

Am 11. Jan. 1619 starb die Karl stets huldreiche greise Herzogin Diana von Angoulême, natürliche Tochter König Heinrich's II. und Witwe des Herzogs von Montmorency, und hinterließ Karl, dessen Grafschaften 1615 mit der Krone Frankreich vereinigt worden waren, das Herzogthum Angoulême und die Grafschaft Ponthieu; Ludwig XIII. belehnte ihn hiermit und seitdem hieß Karl Herzog von Angoulême, Graf von Ponthieu. Der König war ihm günstig, schenkte ihm sein Vertrauen und nahm ihn am 31. Dec. 1619 unter die Ritter seiner Orden auf. Am 6. April 1620 stellte er ihn an die

Spitze einer glänzenden Gesandtschaft, um, von den Rathschlägen des Präsidenten Jeannin unterstützt, das durch die Unruhen in Deutschland und Böhmen erschütterte europäische Gleichgewicht zu befestigen, Frankreich dauernden Einfluß auf den Gang der deutschen Angelegenheiten zu verschaffen und den Verkehr der deutschen Calvinisten mit den Hugenotten zu zerstören; aber nur der letztere Zweck wurde erreicht, alle andern Theile des Programms vereitelt. Mit seinen Begleitern, Graf Béthune und Abbé Préaux, einer Menge Gefolge und 400 Pferden reiste der Herzog am 8. Mai 1620 von Paris ab, fand zwar bei mehrern geistlichen Fürsten in Deutschland taube Ohren, da sie sich nur an Kaiser Ferdinand II. und Maximilian von Baiern halten wollten, beschied aber in Ulm die Ligua und die Union zu einem Tage und vermittelte mit Hülfe des päpstlichen Legaten hier den gegenseitigen Vertrag vom 3. Juli, dem zufolge die Union entwaffnete, Friedrich V. von Böhmen mit seinen pfälzischen Erblanden dem Kaiser, der Ligua und Spanien preisgegeben wurde. Nach Rücksprache mit Maximilian von Baiern traf die Gesandtschaft unter großem Gepränge bei Ferdinand II. in Wien ein; bald aber zeigte ihr Ferdinand, er bedürfe Frankreichs Beistand weniger als Ludwig des seinen; die Spanier spielten die Herren und Ferdinand, der den Gesandten jeden Einfluß verweigerte, benutzte sie nur vor und nach der Schlacht von Prag, um die Ungarn und Bethlen Gabor von der Verbindung mit Böhmen abzuhalten. Auch hierin kamen sie zu keinem Ziele, 1621 wurden die Verhandlungen plötzlich abgebrochen. Der Union konnten die schönen Worte der Franzosen nicht helfen, Ferdinand wurde übermächtig und am 2. Mai 1621 kehrte die Gesandtschaft Wien den Rücken.

Als Generaloberst der leichten Cavalerie focht Herzog Karl 1621 gegen die Hugenotten, 1622 führte er dem Könige 10,000 Mann zu Fuß und 800 zu Pferd nach Südfrankreich zu, 1624 ging er mit einem starken Heere zur Beobachtung der deutschen und lothringischen Grenze in die Champagne und 1625 bewachte er Metz und andere Grenzplätze gegen eine spanische Invasion. Als Ludwig 1627, im Begriffe nach Poitou zu ziehen, erkrankte, erbot sich Karl, ein Heer zumeist aus leichter Cavalerie zu sammeln, es dem Herzoge von Orléans zuzuführen und es, sobald der König in Poitou erschiene, ihm zu übergeben. Der König und der Cardinal von Richelieu schlossen aus seinen Worten, er wolle im Range den Marschällen nachstehen, und gingen gern auf seinen Antrag ein. Herzog Karl stieß mit seinen Truppen zu denen des Herzogs von Orléans, versah mit dessen Einwilligung das Amt eines Generallieutenants, wollte aber, als der König im October eintraf, nicht darauf verzichten. Dies führte zu bitterm Zwiste mit den Marschällen von Bassompierre und von Schomberg, denen Ludwig die Generallieutenantswürde verheißen hatte, und schließlich blieb kein anderer Ausweg, als Karl und beiden Marschällen als Generallieutenants besondere Heerhaufen vor La Rochelle zu übergeben. Karl bewies so wenig Umsicht, daß nicht nur die Einwohner ruhig ihre Ernte einführen, sondern auch die wichtigen Befestigungen von Tadon ausbessern konnten, anstatt Tadon zu nehmen und damit La Rochelle's Sturz einzuleiten. Richelieu übernahm den Oberbefehl und am 30. Oct. 1628 fiel La Rochelle in seine Hand.

Als im Juni 1631 eine Commission die Falschmünzerei unter den hohen Herren in Frankreich verfolgte, hätte auch Karl, der sie betrieb, zum Tode verurtheilt werden müssen, wie es dem Herzoge von Roannez geschah, aber zu seinem Glücke unterwarf er sich sofort Richelieu und ging straflos aus. Im folgenden Jahre nützte seine beredte Fürsprache zu Gunsten seines Schwagers, des Herzogs von Montmorency, bei Ludwig XIII. nichts, derselbe wurde enthauptet. Im J. 1635 erhielt Karl einen Heerbefehl in Lothringen, um mit dem steinalten Marschall de la Force dem Herzoge Karl von Lothringen und Johann von Werth die Spitze zu bieten, den Unternehmungen des Herzogs Bernhard von Weimar und des Cardinals von La Valette am Mittelrhein Erleichterung zu verschaffen. Bald aber wurden sie in ihre Schanzen bei Epinal eingeengt und verloren einen Vortheil um den andern; ihre Zaghaftigkeit brachte schwere Gefahren über Frankreichs Grenzen. Um die Verbindung Lothringens, Werths und des kaiserlichen Generals Gallas zu vereiteln, trieb Ludwig XIII. vergebens La Force und Karl an, die beiden ersteren aufzuhalten; ängstlich wichen sie überall vor ihnen zurück; dies wurde auch nicht besser, als ihnen Ludwig nach dem Verluste St.-Mihiel's Verstärkung sandte. Weimar konnte die Feiglinge zu keinem raschen Entschlusse bewegen und ihre Waffen dauernd mit den seinen verbinden, indessen die Feinde sich vereinigten. Schließlich gingen sie am 17. Nov. in die Winterquartiere nach Bassigny. Karl fiel deshalb in Ungnade und wurde nach seinem Schlosse Grosbois verwiesen, von wo er bei der Bedrohung Frankreichs durch eine Invasion von der Picardie her 1636 nach Paris ging.

Wol nur Mangel an Ansehen und Feigheit hielten den alten Ränkeschmied davon ab, an den Adelsintriguen gegen Richelieu Antheil zu nehmen; ja er zitterte, als der Beichtvater des Königs, der Jesuit Caussin, ihn 1637 zu Richelieu's Sturz gebrauchen wollte und dem Könige als dessen Nachfolger vorschlug, eilte bestürzt zum Staatssecretair Chavigny und beichtete alles, was er gehört hatte. Sein Dünkel, der letzte Valois zu sein, war unter Richelieu tief gedemüthigt worden; er ragte nur durch seine Laster hervor. Als verschlagener Höfling wich er schlau der Zuchtruthe Richelieu's aus; mit allen Gaunerkünsten ausgestattet, trieb er, um seiner Prasserſucht und Prunkliebe zu genügen, nicht nur Falschmünzerei, sondern füllte sich in jedem Feldzuge die Taschen, um kein Mittel verlegen. Seine Ausschweifungen zogen ihn immer tiefer herab. Dabei erlebte er keine Freude an seinen drei Kindern von Charlotte von Montmorency.

Sein ältester Sohn, Heinrich Graf von Lauragais, verfiel früh in Wahnsinn, lebte funfzig Jahre eingesperrt im Schlosse Montigny-Lancoux und starb hier am 8. Jan. 1668; der zweite, Ludwig Emanuel, geboren 1596, zum geistlichen Stande bestimmt, wurde Abt von

St.-Allire und Lachaise Dieu, 1612 Bischof von Agen, nahm nach der Erkrankung des älteren und dem Tode des jüngeren Bruders des letzteren Titel und Güter an, behielt seine geistlichen Pfründen noch lange, that aber Kriegsdienste, wurde 1637 anstatt seines Vaters Generaloberst der leichten Cavalerie und Statthalter der Provence; hier erlaubte er sich jedes Unrecht und jeden Uebergriff, brach Gesetze und Verfügungen, beleidigte alle städtischen Behörden und lebte in stetem Zwiste mit dem Parlamente in Aix, die empörten Bürger von Aix nahmen ihn, den Herzog von Richelieu und 150 Edle im Januar 1649 gefangen und gaben ihn nur auf Conde's Fürsprache frei, doch mußte er später der Statthalterschaft entsagen. Der dritte Sohn Franz, Graf von Alais, heirathete am 26. April 1622 in Paris die Erbtochter des Marschalls de La Châtre, Louise Henriette, starb aber schon am 19. Sept. 1622 in Pezenas.

Charlotte, die leichtsinnig gewesen zu sein scheint, starb am 12. Aug. 1636, am 28. März 1638 starb in Vergessenheit Karl's Mutter. Er aber heirathete trotz seiner 71 Jahre am 25. Febr. 1644 die 20jährige Franziska von Nargonne, Tochter Karl's von Nargonne, Barons von Marueil, die ihm keine Kinder gebar und am 10. Aug. 1715 in Paris starb. Karl starb in seinem pariser Hôtel am 24. Sept. 1650 und wurde in der Kapelle der Minimes am Königsplatze bestattet.

Mit seinem Sohne Ludwig Emanuel (s. oben), der am 8. Febr. 1629 Henriette de la Guiche geheirathet hatte, erlosch dieser Bastardzweig der Valois am 13. Nov. 1653 im Mannsstamme; seine einzige Tochter Maria Franziska erbte Angoulême und Ponthieu, heirathete den Herzog Ludwig von Joyeuse, verwitwete und starb kinderlos als Wahnsinnige am 4. Mai 1696.

Karl hatte mehrere Bastarde, von Isabella von Crécy die 1634 legitimirte Maria von Auvergne, die sich zweimal verheirathete, von einer andern die 1638 als Nonne des Klosters Morimval genannte Anna von Valois. Die ihm zugeschriebenen „Mémoires très particuliers pour servir à l'histoire des règnes de Henri III. et IV.", die 1662 zum ersten mal in Paris erschienen, beruhen zwar auf seinen Mittheilungen, sind aber wol nicht von ihm selbst verfaßt; sie wurden mehrmals edirt (1756, 1759 u. s. w.) Vgl. Les grandes et signalées victoires obtenues par Mrs. le duc d'Angoulême, le prince de Joinville et le duc de Montmorency, (Paris 1621); Les harangues prononcées en l'assemblée de M. M. les princes protestans d'Allemagne par M. le duc d'Angoulême, ambassadeur extraordinaire du roi (Paris 1620); Ambassade du duc d'Angoulême, du comte de Béthune et de l'abbé de Preaux, en 1620—1621 (Paris 1667); Simonde de Sismondi, Histoire des Français (Bd. 19); H. Martin, Histoire de France etc. (4. Auflage, Bände 10 und 11, Paris 1865); B. Zeller, Henri IV. et Marie de Médicis (Paris 1877); M. Philippson, Heinrich IV. und Philipp III. (3 Bände, Berlin 1870—1876).

(Arthur Kleinschmidt.)

5) KARL von Lothringen, Herzog von Aumale. Als ältester Sohn Herzogs Claudius II. von Aumale und der Louise de Brezé am 25. Jan. 1556 geboren, wurde Karl, dem es an überwiegenden Talenten fehlte, dazu erzogen, ein Werkzeug der Guise'schen Politik und ein fanatischer Papist zu werden; besonders trug hierfür der Cardinal Karl von Lothringen (s. d.) Sorge. Nachdem er sich seit früher Jugend in den Waffen geübt hatte, erbte Karl durch den Tod seines Vaters vor La Rochelle am 3. März 1573 das Herzogthum Aumale, die Pairie und das Oberjägermeisteramt in Frankreich, 1574 durch den Tod der Mutter die Grafschaft Maulevrier und die Herrschaft Anet, welche Heinrich III. im Februar 1584 zum Fürstenthume erhob. Letzterer ernannte ihn zum Statthalter der Picardie. Im J. 1575 stritt er unter Herzog Heinrich von Guise in der Champagne und am 10. Nov. 1576 heirathete er in Joinville seine Cousine Marie, Tochter des Marquis René von Elbeuf. Im J. 1577 diente er wie Guise als Generallieutenant bei dem Heere des Herzogs von Anjou an der Loire, leitete eine Batterie bei der Beschießung von La Charité, schoß eine Bresche und am 30. April wurde die Stadt von Anjou genommen. Heinrich III. gab Karl am 31. Dec. 1578 den neuen Orden vom Heiligen Geiste. Nicolas Salcède behauptete bei seinem Verhöre 1582, Karl sei in die Verschwörung des Herzogs von Anjou verwickelt und habe wie die andern Guise dazu helfen wollen, Frankreich in Spaniens Gewalt zu bringen. In der Picardie war Karl die beste Stütze der Guise, gewann Adel und Volk für sie; auch als Mitglied des königlichen Staatsraths und Hauptmann über hundert geharnischte Reiter war er ihnen wichtig. Im Juni 1584 ging er in ihrem Interesse nach Rom, um den Papst für das ehrgeizige Streben Heinrich's von Guise zu gewinnen; als Vorwand diente ihm ein dem heil. Franz von Assisi und Unserer lieben Frau von Loretto geleistetes Gelübde. Kaum von schwerer Krankheit erstanden, erledigte er seine Aufgabe voll Geschick und bestimmte den Papst zur Ausfertigung eines Breve, worin derselbe Guise für seinen glühenden Eifer für die heilige katholische Kirche und die Ausrottung der Ketzerei verherrlichte, was der entstehenden Ligue großen Vortheil brachte. Am 31. Dec. wohnte er dem Congresse in Joinville bei und ließ am 16. Jan. 1585 daselbst den Geheimvertrag der Ligue durch Guise und Mayenne auch für sich unterzeichnen. Karl wurde eins der eifrigsten und hartnäckigsten Häupter der Ligue, bereitete Heinrich III. tausend Schwierigkeiten und haßte Heinrich von Navarra als Haupt des Calvinismus, dessen Thronbesteigung in Frankreich er um keinen Preis dulden wollte; wenn er sich eng an Heinrich von Guise, das Oberhaupt der Ligue, anschloß, so setzte er ihm doch auch Sinn für Unabhängigkeit entgegen, sobald seine Uebermacht drückend zu werden schien. Der liguistische Adel der Picardie unter Karl führte den Cardinal von Bourbon nach Péronne. Unter dem Vorwande, die Hugenotten aufzusuchen und zu vertilgen, zog Karl im Mai mit zusammengerafftem Gesindel aus, trug Raub, Mord

und Brand in die Picardie. Der Herzog von Guise forderte am 2. Juni für ihn von der Königin-Mutter Katharina das Befehlshaberrecht in Péronne, Ham, Montdidier, Corbie, Roye und Montreuil, während Karl Rheims bedrängte und alle umliegenden Dörfer besetzen ließ. Der Hof gerieth über die Fortschritte der Ligue in solche Bestürzung, daß am 7. Juli der Friede von Nemours abgeschlossen wurde, der Karl die Stadt Saint-Esprit-de-Rue und eine Garde von vierzig Soldaten als Sicherheitspfand auf fünf Jahre überließ. Karl kam mit den andern Guise nach Paris, verließ es am 30. Juli wieder und stieß in Montereau zum Heere Heinrich's von Guise. Heinrich III. entzog ihm 1586 das Gouvernement der Picardie und übertrug es dem Herzoge von Nevers; um sich zu rächen, nahm Karl den Königlichen Doullens weg, verheerte nach wie vor die Picardie und versuchte einen Handstreich auf Boulogne, der aber zeitig vereitelt wurde; dann nahm er Montreuil und schlug die von Epernon detachirten königlichen Truppen; im October 1587 stieß er in Joigny zum Heere von Guise und focht am 27. Oct. tapfer bei Vimory gegen die Reformirten, verließ Guise und ging zur Deckung der Picardie zurück. Er strebte danach, hier souveräne Gewalt zu erlangen. Das mächtige Comité der Sechzehn in Paris fürchtete einen Handstreich des Königs und wollte ihm zuvorkommen; als Karl im Februar 1588 in Paris erschien, zogen die Sechzehn ihn an sich und beredeten mit ihm die Aufhebung oder Ermordung des königlichen Mignon Epernon und die Gefangennahme Heinrich's III. am Fastnachtsdienstage, aber Heinrich ging diesen Tag nicht unter die Masken, der Plan scheiterte und Karl kehrte in die Picardie zurück, wo er dem Könige offen Trotz zu bieten fortfuhr. Um seine Scharte vor Boulogne auszuwetzen, begann er 1588 die Belagerung dieser Stadt, aber die Garnison von Calais half den Boulognern und trieb die Liguisten zurück. Er beeinflußte im Bereiche der Picardie sehr sichtbar die Wahlen zur Ständeversammlung in Blois. Trotz seines Eifers für die katholische Religion und das Familieninteresse sah er misgünstig auf die Stellung Heinrich's von Guise, bildete mit den Herzogen Karl von Elbeuf und Karl von Mayenne die „Karolinische Faction" gegen ihn und soll durch seine Gemahlin den König vor der Gefahr haben warnen lassen, die Guise's längeres Leben ihm drohe. Er besuchte den Reichstag in Blois nicht und erfuhr in Paris am 24. Dec. 1588 die Ermordung des Herzogs Heinrich und des Cardinals von Guise, während er im Karthäuserkloster Weihnachten feierte. Weil er ein Guise war, wandten sich die Behörden sofort an ihn, theilten mit ihm das entsetzliche Ereigniß den Provinzen schriftlich mit und beriethen mit ihm; auf Antrag des Schöffen Roland wurde er zum provisorischen Gouverneur von Paris bis zum Eintreffen des Herzogs von Mayenne ernannt und vom Volke umjubelt; ein aus den städtischen Behörden genommener Rath wurde ihm beigegeben; nicht mehr im Namen des Königs, sondern in dem des Herzogs von Aumale, des Prévôt und der Schöffen ergingen alle Erlasse, Ordonnanzen und Statute. Karl stimmte in das exaltirte Gebaren der Liguisten völlig ein; anstatt ihre Ausschreitungen zu zügeln, erlaubte er sich und ihnen grobe Gewaltacte gegen die Anhänger des Königs, sandte durch das ganze Reich Aufforderungen zur Empörung gegen den königlichen Tyrannen und Meuchelmörder, und vergebens suchte ihn Heinrich III., indem er ihm seine bei der Ermordung der beiden Guise in Blois gefangengesetzte Gemahlin zuschickte, mit großen Verheißungen zum Rücktritt zu seiner Partei zu bewegen; Karl legte eine schwarze Feldbinde an, fuhr fort, Heinrich als abgesetzt zu erklären, die Flut der Schmähungen gegen ihn zu begünstigen und seine Anhänger zu verjagen, während er über die Drohung mit der Acht lachte. Zum Oberanführer der Ligue keineswegs befähigt, mußte er vor Mayenne in den Schatten treten. Als dieser am 4. März 1589 vom Generalrathe der Union in Paris zum Generallieutenant des Königreichs ernannt wurde, erhielt Karl den Titel eines Connétable der Ligue, blieb Gouverneur der Picardie und legte den Oberbefehl in Paris nieder. Heinrich III. aber erklärte ihn in Tours am 27. April aller seiner Besitzungen verlustig und dieselben zu Gunsten der Kriegskosten für confiscirt, ebenso die seines Bruders, des Chevalier Claudius von Aumale, und Mayenne's. Hatte Karl dem Herzoge von Guise gegenüber seinen Eigenwillen und unabhängigen Sinn bekundet, so wahrte er seine Selbständigkeit noch mehr gegenüber dem Herzoge von Mayenne, auf den er ohnehin eifersüchtig war. Setzte er den Verlockungen des Königs, ihn der Ligue abtrünnig zu machen, die entschiedenste Ablehnung entgegen, so wünschte er hingegen als Connétable der Ligue mit Mayenne im Oberbefehle des Heeres abzuwechseln. Als das Unionsparlament in Paris ihn aufforderte, mit seinen Truppen dem durch drei Heere bedrängten Mayenne Hülfe zu bringen, entschuldigte er sich am 28. April aus Noyon damit, er dürfe die Picardie nicht verlassen und den Feinden preisgeben, und sandte nur 300 Berittene. Die Königlichen eroberten Senlis, Karl eilte mit 1200 Mann dem General Mayenne's, de Maineville, zu Hülfe, um die Stadt wiederzunehmen; mit ihnen verband sich der Gouverneur von Cambray, Montluc de Balagny; die Belagerung begann und die Aufforderung der Uebergabe wurde durch Aushängen eines riesigen Bildes beantwortet, auf dem Mayenne und Karl am Galgen, unter ihnen die Herzogin von Montpensier (s. d.) in Thränen, abgebildet waren. Am 17. Mai unternahmen die Belagerer einen Sturm, aber die Belagerten in Senlis erhielten Entsatz durch den Herzog von Longueville und François de la Noue; es kam zum heftigen Kampfe, die Liguisten wurden völlig besiegt, Maineville fiel, Karl wurde verwundet und durch die Flüchtlinge bis Saint-Denis fortgerissen; voll Scham scheute er sich anfangs, Paris zu betreten. Die Herzogin von Montpensier, seine bisherige Beschützerin, schrieb ihrem Bruder Mayenne, als Karl nach Paris zurückgekehrt war, er möge schleunigst herbeieilen und sich nicht auf einen unvorsichtigen, feigen und unfähigen Vetter verlassen, den das Unglück überall begleite; der Brief fiel in die Gewalt der Truppen Heinrich's von Navarra, der

sich über die Zwietracht unter den Guisen herzlich freute und Karl den Brief durch einen Trompeter nach Paris zustellte. Nach der Ermordung Heinrich's III. verband sich Mayenne mit Karl, um Troyes dem Ketzer Heinrich von Navarra zu entreißen, aber am 21. Sept. erlitten sie die Niederlage von Arques. Es gelang ihnen, Paris gegen Heinrich zu schützen, und Karl siegte am 21. Nov. bei Pont-Audemer, welche Stadt capitulirte; dann ging er nach Rouen. Als sich das Gerücht verbreitete, er neige sich Heinrich von Navarra zu und werde sich mit ihm verständigen, wenn man ihm nicht in Rouen Hülfe bringe, machte er es als „größte Falschheit der Welt" Lügen und schwur, für die katholische Sache sterben zu wollen. An der Schlacht von Ivry nahm er nicht theil; als aber Mayenne nach derselben in Soissons sein Heer reorganisirte, brachte er ihm im Juli 1590 großen Zuzug aus der Picardie. Da die Pariser ihn für unfähig zu ihrem Gouverneur hielten, stand Mayenne von ihm ab und gab ihnen den Herzog von Nemours. Nachdem der Herzog von Parma Ende August in Meaux zu Mayenne gestoßen war, befehligten Karl und La Chatre den Vortrab des Heeres, im November kehrte er in die Picardie zurück. Er machte Ham zum Stützpunkte seiner Operationen gegen Heinrich (IV.), suchte von hier aus Noyon zu retten, konnte aber den Fall der Stadt am 17. Aug. 1591 nicht verhüten, nachdem er das blutige Treffen vom 7. d. M. verloren hatte. Als das Heer der Ligue nach der Normandie vorrückte, erhielten Karl und Graf Chaligny im Januar 1592 den Befehl der Nachhut. Die von ihm angeregte Kanonade von Saint-Esprit-de-Rue am 28. März blieb ohne Resultat; mit Mayenne setzte er nun den Feldzug fort, bewachte Picardie und Artois und half Rouen entsetzen. Philipp II. von Spanien fand bald, Karl sei eine der kräftigsten und zuverlässigsten Stützen seines Interesses in Frankreich.

Nach der Wiedereroberung von Noyon ging Karl mit Mayenne im April 1593 nach Rheims, um über die Zukunft Frankreichs mit ihm und den andern Guise zu berathen, und kam mit ihm am 6. Mai in Paris an, wo er ihn am 10. Mai in die Ständeversammlung begleitete; am 29. Mai wohnte er in derselben der Audienz der spanischen Gesandten an, welche die Wahl der Infantin Isabella von Spanien zur Königin von Frankreich vorschlugen, aber auf fast allgemeine Abneigung stießen. Am 23. Juli schwur Karl mit seinen Vettern und andern Lianisten dem päpstlichen Legaten und den spanischen Gesandten, die katholische Ligue aufrecht zu erhalten, sich nicht davon zu trennen und mit Heinrich von Navarra keinerlei Vergleich einzugehen, wogegen die Gesandten ein spanisches Heer von 22,000 Mann und Geld versprachen. Karl gab sich immer mehr dem spanischen Interesse hin und gerieth darüber in Zwist mit Mayenne, der französischer als er dachte. Am 30. März 1594 forderte ihn das pariser Parlament unter Bedrohung mit der Strafe der Majestätsbeleidigung auf, der Ligue zu entsagen und Heinrich IV. als König anzuerkennen. Er aber warf sich Spanien in die Arme, als er die Ligue untergehen sah, und hielt Soissons und Ham gegen die Königlichen; Amiens ging ihm am 14. Aug. verloren, Beauvais, Péronne, Doullens und Noyon folgten rasch. Karl allein von allen Guisen setzte den Krieg gegen Heinrich IV. fort, nahm die spanische rothe Feldbinde an, verharrte in offener Revolte und nahm spanische Garnison in der Stadt Ham auf; er wollte auch das Schloß den Spaniern in die Hände spielen, aber der Schwager seines Commandanten verrieth ihn und überlieferte es am 20. Juni 1595 den Franzosen. Der Unwille gegen Karl war allgemein, das pariser Parlament erklärte ihn am 6. Juli 1595 für der Pairswürde verlustig, für einen Majestätsbeleidiger ärgsten Grades, Rebellen, Verräther und öffentlichen Ruhestörer, und verurtheilte ihn, von vier Pferden aus dem Gefängnisse der Conciergerie nach dem Grèveplatze geschleift und dort in vier Theile zerrissen zu werden; seine Glieder sollten auf den vier Hauptthoren der Stadt, sein Haupt auf einer Pike über dem Thore St.-Denis aufgesteckt werden; überall sollten seine Wappen ausgelöscht, sein Hab und Gut confiscirt, seine Nachkommenschaft als unadelig und plebejisch, infam und zu keinem Amte zulässig gestempelt werden. An Karl's Bilde wurde das furchtbare Urtheil, von dem Heinrich IV. nichts wußte, zum Erstaunen der Pariser am 6 Juli vollzogen. Im Vergleiche in Folembrai vom Januar 1596 mit Mayenne bot Heinrich IV. Karl volle Verzeihung an, falls er binnen sechs Wochen sich unterwerfen würde, und suspendirte die Wirkungen des Parlamentsbeschlusses gegen ihn. Karl aber wies voll Haß seine Gnade von sich, ging nach Brüssel und focht gegen Frankreich bis zum Frieden von Vervins. Kurz vor diesem bat er, vielleicht aus Familienrücksichten, Heinrich IV. um Gnade, erlangte sie aber nicht, weil er auf keine Bedingungen eingehen wollte. Hierüber beklagte er sich im November 1598, als er mit dem Erzherzoge Albert von Oesterreich den Cardinal von Ossat in Rom besuchte, hob hervor, er sei keiner der schlimmsten Liguisten gewesen, habe als Fürst die harte Behandlung durch das Parlament nicht verdient und seine Schuld könne mit der von Antonio Perez nicht auf eine Stufe gestellt werden; Ossat konnte ihm keinen Trost geben, und es ist sehr fraglich, ob Karl aufrichtig bereute. Die Spanier erwiesen ihm Ehre und gaben ihm ein ansehnliches Jahrgeld; über seine Güter in Frankreich erhielt er auch die Verfügungsrechte wieder, doch grollte er Frankreich bis zum Tode und starb als Anhänger Spaniens 1631 in Brüssel. In einem Aufsatze von 1616 beschuldigte er den Herzog von Epernon der Ermordung Heinrich's IV., während er selbst oft der Mitschuld am Morde Heinrich's III. geziehen worden war, ohne je eine Rechtfertigung zu unternehmen; im Auszuge steht der Aufsatz im vierten Bande von Etoile's „Journal du règne de Henri IV." Karl's Gattin, der sein unbeugsamer Starrsinn viel Leid und Kummer bereitet hatte, war 1616 gestorben. Von ihren vier Kindern starben Karl (geboren 1581), Heinrich und Magdalene in der Jugend, Anna, die des Vaters Besitzungen in Frankreich erbte, heirathete am 14. April 1618

den Herzog Heinrich von Savoyen-Nemours und starb als Witwe in Paris am 10. Febr. 1638. Mit Karl erlosch der Mannsstamm des Hauses Aumale.

Vgl. René de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bde. III. und IV., Paris 1850); Henri Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu' en 1789 (4. Auflage, Bde. IX. und X., Paris 1865); Lettres du Cardinal d'Ossat (Bd. I.)

(*Arthur Kleinschmidt.*)

k[a]) KARL (I.) von Frankreich, Herzog von Berry, dann von der Normandie, endlich von Guyenne. Als dritter Sohn König Karl's VII. von Frankreich und Mariens von Anjou am 28. Dec. 1446 auf Schloß Montils-lez-Tours geboren, wuchs Karl inmitten beständiger Hofintriguen unter den Augen seines wankelmüthigen, mistrauischen und wollüstigen Vaters auf und sollte lebenslang der Spielball von Ränkeschmieden bleiben. Unter seinen Lehrern ragte der Dichter Robert Blondel hervor. Der König verabscheute den Dauphin und wollte Karl — der zweite Sohn war schon 1435 gestorben — die Thronfolge zuwenden, den Dauphin enterben und für unwürdig zur Succession erklären. Seit der Flucht des letzteren nach Burgund 1456 wurde „der kleine Herr" wie ein Thronerbe behandelt; am 18. Dec. 1457 war er dem Vater in Montils-lez-Tours zur Seite, als eine stattliche Gesandtschaft bei diesem um die Hand seiner Tochter Magdalene für König Ladislaus VI. (V.) von Böhmen und Ungarn anhielt, am 21. Aug. 1458 zog er mit dem Vater in Vendôme ein, „gekleidet wie ein König", und saß ihm zur Rechten, als er über den Herzog Johann von Alençon Gericht hielt (26. Aug. d. J.). In den letzten Lebenstagen wich er Karl VII., der eine Vergiftung durch den Dauphin befürchtete, nicht von der Seite, kostete vor seinen Augen alle Speisen, um ihn zum Essen zu bewegen, aber der Monarch nahm nichts zu sich und erlag der Schwäche am 22. Juli 1461 in Mehun-sur-Yèvre. Der Dauphin wurde König als Ludwig XI. Eine ansehnliche Partei hatte daran gedacht, Karl zum König zu proclamiren, aber der Herzog Philipp von Burgund schlug sich offen zu Ludwig XI. und dieser bestieg ungehindert den Thron.

Sein Vater hatte Karl das Herzogthum Berry bestimmt, aber ihm testamentarisch nichts angewiesen. Ludwig XI. kannte die Abneigung des vom Vater gegen ihn eingenommenen Bruders, dessen geheime Beziehungen zu seinen Feinden, und sah, wie er mit Vorliebe von ihm entlassene Diener in Sold nahm, aber er gab ihm für sich und seine legitime männliche Descendenz für immer im November 1461 in Montrichard das Herzogthum Berry mit allen Städten, Festungen, Plätzen u. s. w. unter seiner Souveränetät, dazu 12,000 Livres Rente und die Pairie. Karl erschien ihm als verderbt, leichtsinnig und verdächtig; er hingegen hielt sich für bedeutend genug, um von Ludwig mehr Beachtung beanspruchen zu dürfen, war als Herzog von Berry nicht zufrieden und lieh allen Intriguanten geneigtes Ohr, die ihm schmeichelten, um durch ihn gedeckt ihre unlautern Ziele zu erreichen; mit allen Großen, denen die Bestrebungen Ludwig's XI., aus dem Feudalstaate einen französischen Einheitsstaat zu machen und den Adel zu bändigen, ein Dorn im Auge waren, stand der ebenso nichtige und charakterlose wie eitle Prinz in engen Beziehungen. Im J. 1464 besuchte er mit dem Könige Philipp von Burgund in Hesdin, trat zwar bald darauf zu den Unzufriedenen gegen Ludwig, wohnte aber mit ihm am 18. Dec. der Versammlung der Großen in Tours bei und schwur ihm ewige Treue bis in den Tod. Er stand in geheimer Verbindung mit dem Ludwig feindseligen Herzoge Franz II. von Bretagne, obwol Ludwig ihn durch Erhöhung seiner Rente um 10,000 Frcs. zu gewinnen versucht hatte, beredete sich mit dessen Gesandten Odet d'Aidie, Herrn von Lescun, ließ sich als Haupt der Prinzenverschwörung aufstellen, bat den König unter dem Vorwande einer Jagd, ihn nicht auf seiner Wallfahrt nach Limousin begleiten zu müssen, stieß anstatt zu jagen in der Gegend von Poitiers, wo sich der Hof aufhielt, am 19. März 1465 zu den bretonischen Abgesandten und entfloh mit ihnen nach Nantes. Ludwig XI. war außer sich, die Verschwörer aber machten den Herzog von Berry, der sich nicht wenig geschmeichelt fühlte, zu ihrem Bannerträger; hatte es ihn stets im höchsten Grade verdrossen, daß sein Bruder, dessen klausnerischer Hof ohne alle Pracht und Feste ihm ein Greuel war, ihn von allen Staatsgeschäften fern hielt, so durfte er jetzt eine Führerrolle spielen. Er erhielt die Initiative bei allen Maßregeln der Ligue du bien public, wie sich die misvergnügten Großen wohltönend betitelten, erließ aus Nantes Aufrufe zur Mitwirkung an Herzog Philipp von Burgund, seinen Sohn Karl, Grafen von Charolais, und Herzog Johann von Calabrien. Gegen seinen Bruder schleuderte er aus Nantes am 25. März ein leidenschaftliches Manifest voll unreifer Vorwürfe gegen ihn und seine Räthe, sprach von den Leiden des Volks und meinte dabei seinen gekränkten Ehrgeiz. König Renatus von Sicilien, des Königs Oheim, ging in dessen Auftrage nach La Roche-sur-Loire, um Karl und Franz II. von Bretagne zur Rückkehr zu seiner Sache zu bereden, der König erließ Ende März eine Amnestie für alle, die binnen spätestens sechs Wochen sich reuig unterwürfen, und beantwortete am 1. April aus Saumur voll Kraft und Verstand die Vorwürfe seines verführten Bruders, dem er abermals Gnade verhieß, wenn er sein unpassendes und nichtswürdiges Verfahren einsehen und bereuen wollte. Gleichzeitig griff er zu raschen Maßregeln, drang mit einem schnell gesammelten Heere in Berry ein, unterwarf die ganze Landschaft außer Bourges und Bourbonnais westlich vom Allier und eilte dann Paris zu, welches von den Liguisten unter Charolais, der sich Karl's Lieutenant nannte, bedroht war. Karl und der Herzog von Bretagne durchzogen mit einem Heere Anjou und Touraine; Karl forderte am 4. Juli den Grafen von Vendôme vergeblich zum Abfall auf, dieser aber konnte Vendôme nicht halten und während er dem Könige treu blieb, zogen die beiden Herzoge am 10. Juli ein; am 17. standen sie erst in Châteaudun, während Charolais sie sehnlichst vor Paris erwartete; schließlich beschloß letzterer, ohne sie den

Kampf mit dem Könige zu waren, die blutige Schlacht von Montlhery aber am 16. Juli blieb unentschieden. Die Herzoge von Berry und Bretagne, Graf Dunois, Graf Lammarten u. a. hielten am 19. in Etampes mit Charolais zusammen, das Bündniß du bien public wurde am 24. Juli erneuert. Karl zeigte sich unkriegerisch bis zur Feigheit, bereute, den Kampf unternommen zu haben, erregte das Mißtrauen Charolais' u. Karl der Kühne, Herzog von Burgund, und dieser verhandelte ohne ihn mit Franz II. von Bretagne, da er glaubte, er könne sie plötzlich im Stiche lassen. Gut am 31. Juli verließen die liguistischen Fürsten Etampes; anstatt sich sofort nach Paris zu wenden, breitete sich ihr Heer in der Brie aus, dann aber wendete es sich, über 50,000 Mann stark, nach Paris, verstärkt durch Herzog Johann's von Calabrien Beitritt. Karl, der sich gern als Candidaten für die Krone seines Bruders betrachtet sah, lagerte sich vor Paris im Schlosse Beaute und ließ am 22. Aug. durch von Herolden überbrachte Briefe an den Bischof, den Klerus, das Parlement, die Universität und die städtischen Obrigkeiten von Paris die Waffenerhebung der Ligue du bien public rechtfertigen und die Aufforderung richten, je drei Deputirte an die Fürsten abzusenden und ihre Klagen anzuhören. Am 23. erschienen die Deputirten in Beaute, Karl saß auf einem Fauteuil, umstanden von den andern Fürsten. Wollten die Deputirten gern dem Wunsche der Berufung von Reichsständen beipflichten, so waren sie abgeneigt, das Heer der Fürsten nach Paris zu lassen, ihnen Paris und den König zu überliefern; man konnte sich nicht einigen und Paris erklärte sie offen seine Treue zu Ludwig, daß von Uebergabe nicht die Rede sein durfte. Die Deputirten verkündeten dies in Beaute, am 28. brachte der König aus der Normandie großen Zuzug nach Paris und es blieb den Fürsten nichts übrig, als sich in ihr Lager einzuschließen. Sie wagten keine Schlacht, forderten am 4. Sept. einen Waffenstillstand, der bis zum 10. verlangert wurde, beobachteten ihn aber schlecht; ihre Banden, denen alle Disciplin fehlte, verwüsteten die ganze Umgegend. Am 14. Sept. gelobten die Fürsten einander, nur gemeinsam mit Ludwig XI. unterhandeln zu wollen; der König aber bemerkte, daß die Genossen Karl's ihm mistrauten und ihn für wankelmuthig hielten, begann darum mit den Fürsten zu unterhandeln und Bevollmächtigte von beiden Seiten eröffneten in La Grange-aux-Merciers Mitte September Conferenzen, denen Karl bisweilen präsidirte, er allein sitzend, die andern Fürsten stehend. Der König ließ ihm proponiren, seine Apanage auf dem Fuße derjenigen des 1407 verstorbenen Herzogs Ludwig von Orléans zu regeln, sich darüber mit den nahe verwandten Fürsten, König Renatus von Sicilien, Herzog Johann von Calabrien und Graf Karl von Maine zu berathen, auch erfahrene Legisten zu befragen; aber Karl wies, obgleich die andern Liguistenführer es misbilligten, alle billigen Vorschläge zurück, forderte die Normandie oder Guyenne als Herzogthum. An ihm schien alle Friedensaussicht scheitern zu sollen. Im Einvernehmen mit dem einberufenen großen Rathe der Notabeln lehnte der König, so oft auch Karl auf der Forderung der Normandie bestand, diese ab; ebenso wenig wollte er ihm Champagne und Brie geben. Da erfuhr er, daß Rouen verrätherisch in die Hände des Herzogs von Bourbon gerathen sei, bald darauf den Abfall der ganzen Normandie. Dies bestimmte ihn zur Nachgiebigkeit und seit 29. Sept. war er entschlossen, seinem Bruder die Normandie zu bewilligen. Im Vertrage von Conflans, (5. Oct. 1465) bewilligte er die Forderungen der Ligue, Karl erhielt das Herzogthum Normandie unter der Souveranetät des Königs, die Herzoge von Bretagne und Alençon und der zukünftige Graf von Eu mußten ihm huldigen und sein Mannsstamm sollte ihm succediren. Zu Saint-Maur-des-Fossés bestimmte Ludwig am 29. Oct., er behalte sich die Regalien in der Normandie, die Jurisdiction der Kathedralen, den Rückfall an die Krone, die persönliche Huldigung des Grafen von Eu u. s. w. vor; während er Karl darin nicht entsprach, das Herzogthum Alençon der Normandie einzuverleiben, gestattete er ihm die Erhebung von Steuern und Salzzöllen, was das beste Mittel war, ihn in der Normandie von vorn herein unpopulär zu machen. Er zeigte sich voll heuchlerischer Freundlichkeit gegen die verhaßten Fürsten, bewilligte Karl und Charolais schon am 29. Sept. Gastfreundschaft im Schlosse zu Vincennes; ebenda nahm er am 29. Oct. von ihm die Huldigung als Herzog der Normandie entgegen; am 30. wurde der Friede in Paris verkündigt. Ludwig schwur, die Verträge zu halten, der Herzog leistete in Ponteise in Gegenwart des Grafen Dunois denselben Eid, dann ging er nach Rouen, um seinen Hof einzurichten. Von hier richtete er alsbald klagende Briefe an den König und rief seine Hülfe an; Bretonen und Normannen waren uneinig, die Stellenjagd machte ihm sehr zu schaffen, den Normannen war sein Joch sehr rasch verhaßt, mit Herzog Franz II. von Bretagne gerieth er in heftigsten Streit, der Anhang beider Herzoge überließ sich offenen Feindseligkeiten. Karl war in Begleitung von Franz II. auf dem Mont-Sainte-Catherine und zum feierlichen Einzuge in Rouen wurden die Vorkehrungen getroffen, als seine Leute in Rouen aussprengten, er sei bei Franz nicht sicher; die Bürger von Rouen rotteten sich sofort zusammen, eilten zu ihm hin und führten ihn am 25. Nov. ohne allen Prunk in ihre Stadt ein, wo er einem Te deum anwohnte, während Franz II. und sein Gefolge schwer beleidigt nach der Bretagne abzogen. Am 1. Dec. empfing Karl in Rouen den herzoglichen Ring, wodurch sich die Normandie nach alter Rechtsanschauung mit ihm vermählte, versprach den Normannen Beobachtung ihrer Freiheiten und setzte ihre Steuern auf die Hälfte herab, ließ sich aber bald von diesem bald von jenem Rathe beeinflussen. Ludwig XI. bereute, Karl die Normandie gegeben zu haben, und sann auf ihre Wegnahme. In Louviers wollte er mit Karl zusammenkommen, dieser erschien im December, reiste aber sofort wieder ab, als er erfuhr, königliche Truppen rückten von Chartres herbei. Ludwig blieb einige Tage in Caen und schloß hier am 23. Dec. ein Schutz- und Trutzbündniß mit Franz II. von Bretagne,

in das er Dunois, Dammartin, Lohéac, Lescun u. a. einschloß. Dann rückte er in die Normandie ein, drei Heere unter ihm, dem Herzoge von Bourbon und Karl von Melun vereinigten sich vor Rouen. Karl war nicht ohne Anhang, aber Karl von Charolais, auf dessen Unterstützung er zählte, hatte mit Lüttich zu kämpfen. Der König suchte ihn auf gütlichem Wege zum Verzicht auf die Normandie zu bewegen, begann Unterhandlungen mit ihm und Karl schien einem Abkommen geneigt, verwarf aber als Ersatz für die Normandie Roussillon, forderte Champagne und Vermandois oder die Rückgabe von Berry, vergrößert um Poitou und Saintonge. Rouen und Karl's eigener Anhang baten Ludwig um Gnade, Karl fühlte sich in Rouen nicht mehr sicher und entfloh nach Honfleur, wo ihn Franz II. von Bretagne, der nun wieder sein Schützer wurde, im Januar 1467 aufnahm. Während seiner kurzen Regierung hatte sich Karl absolut unfähig zum Herrschen gezeigt, leichtsinnig und frivol gehaust, tolle Ausgaben gemacht. Ludwig nahm Rouen und entzog Karl am 21. Jan. 1467 die Normandie; seine Proteste blieben wirkungslos; Charolais, an den er sich wiederholt wandte, brachte keine Hülfe; die Intervention des burgundischen Hofs beirrte den König nicht, der sich auf die Normannen selbst berief. Im königlichen Auftrage ging der Herzog von Calabrien nach der Bretagne, um Karl und Franz II. zum Anschluß an Ludwig's Politik zu bewegen. Der Herzog von Berry forderte, bis zur Erledigung seiner Rechtsansprüche auf die Normandie, Champagne und Brie oder Berry mit Poitou, aber der König wies sein Begehren zurück. Von Caen begab er sich nach Nantes, wo er neue Abgesandte des Königs zurückwies, auch vom Anerbieten der Grafschaften Roussillon und Cerdagne nichts wissen wollte; vergebens bemühte sich Franz II., die feindlichen Brüder auszusöhnen. Daß Ludwig Karl durch Johann von Calabrien habe greifen lassen wollen, ist eine Fabel. Indessen Franz II. sich an England eine Stütze suchte, erließ Monsieur — wie der Herzog als Bruder des Königs oft genannt wurde — aus Vannes am 3. Juli 1466 ein Manifest, worin er an seine Verpflichtungen gegen Franz erinnerte und einen merkwürdigen Ton anschlug; der Herzog ließ Karl am 19. Juli 3000 Thaler und seinen Leuten eine weitere Summe zukommen. Monsieur war im Einvernehmen bei allen gegen Ludwig geplanten Schritten, bei dem Plane, den Prinzen von Piemont von Ludwig's Hofe zu entfernen und ihm zu überantworten u. s. w.; er blieb in der Bretagne der Mittelpunkt aller Intriguen. Ludwig bot ihm Roussillon und Dauphiné an; er lehnte mit den Worten ab, er sei dann zu fern von seinen Freunden, und Ludwig forderte nun von Franz II. seine Abreise aus der Bretagne. Er aber blieb, 1467 unterstützte er die Rebellion des Herzogs von Alençon gegen den König und mit Schrecken erfuhr er von Karl von Burgund's Waffenstillstande zu Vernon mit letzterem (1. Nov.), da er und sein Anhang auf dessen Hülfe rechneten. Der König rüstete zur kräftigsten Abwehr einer etwaigen Invasion der Normandie durch Monsieur und Franz II. von Bretagne, während er den Weg friedlichen Verständnisses noch offen ließ; Franz II. aber handelte perfid und alliirte sich mit England gegen ihn. Ludwig erfuhr alle Intriguen der Fürsten, und auch der geheime Plan, den nichtigen Karl an seine Stelle zu setzen, um unter ihm nach Willkür schalten zu können, blieb ihm nicht verborgen. Im Namen Karl's überströmten bretonische Truppen 1467 die Normandie, am 13. Jan. 1468 kam es zum Waffenstillstande in Mans auf fünf Monate mit dem Könige und mittlerweile behielt Karl provisorisch die untere Normandie. Im Vereine mit Franz II. von Bretagne schloß Karl mit König Eduard IV. von England am 2. April 1468 einen neuen Vertrag ab. Der König von Frankreich hingegen versammelte zum 6. April 1468 die Reichsstände in Tours, sein Kanzler stellte ihnen alle Bedenken gegen die Verleihung der Normandie an Monsieur vor und forderte sie um ihre Meinungsäußerung auf; sie entschieden dahin, die Normandie dürfe nicht von der Krone getrennt werden und Ludwig möge seinem Bruder 60,000 Frcs. Rente bewilligen; gegen jeden Angriff auf Frankreich solle er kräftige Maßregeln treffen, sie aber wollten ihm alle Hülfe leisten. Bis die Apanage Monsieurs völlig geregelt sein würde, beschloß Ludwig im Mai, als er den Waffenstillstand mit Burgund verlängerte, ihm monatlich 4000 Frcs. zu zahlen. Dann schickte er Truppen gegen die normannischen Städte, welche Franz II. von Bretagne noch besetzt hielt, und zwang letzteren am 10. Sept. zum Frieden von Ancenis; hier wurde bestimmt, daß Monsieurs Apanage dem Urtheile des Herzogs von Calabrien und des Kanzlers der Bretagne unterworfen werden solle. Monsieur verwarf nach vierzehntägiger Bedenkzeit die Entscheidung und blieb in der Bretagne, sich nach wie vor als Herzog der Normandie geberdend; Franz II. fuhr fort, sich zweideutig zu zeigen. In der Gewalt Herzog Karl's von Burgund sah Ludwig XI. sich in Péronne am 14. Oct. gezwungen, seinem Bruder anstatt der Normandie Champagne und Brie zu bewilligen, wodurch dem burgunder Herzoge der Weg nach Paris offen lag; Ludwig gab das Versprechen nur aus Noth, war aber nie gewillt, es zu halten, obwol er Karl von Burgund noch am 2. Nov. bei dem Abschiede Versicherungen gab. Ludwig dachte für seinen Bruder an Roussillon oder das Herzogthum Aquitanien, wollte ihm die Hand Isabella's von Castilien verschaffen, ja bot ihm Guyenne an. Während Franz II. und sein Minister Lescun ihm zur Annahme von Guyenne riethen, schwankte Monsieur, unschlüssig, schwach und für alle ernsten Geschäfte untauglich, hin und her; bald bestand er auf Champagne und Brie, bald wollte er mit Guyenne zufrieden sein. Der nichtswürdige Cardinal La Balue und der Bischof von Verdun suchten im Interesse ihres Einflusses jeden Vergleich des Königs und seines Bruders heimlich zu verhindern, schrieben in diesem Sinne an Karl von Burgund, um ihn aufzuhetzen, und vertrauten ihr hochverrätherisches Schreiben einem Priester an, der aber in des Königs Hände fiel; Cardinal und Bischof büßten ihr Verbrechen in grauenhaftem Kerkerleiden. Monsieurs einflußreiche Rathgeber

haben hat von Ludwig gewinnen und am 29. April 1469 nahm er zu Amboise das Herzogthum Guyenne mit Agenais, Perigord, Quercy, Saintonge, Aunis und La Rochelle mit Ausnahme der Grafschaften Foix, Armagnac und Albret an; der König erließ am 20. Mai eine Generalamnestie für seine Anhänger. Alsbald aber ließ sich Monsieur wieder von Feinden Ludwig's bearbeiten, wollte königliche Rechte, beanspruchte die Huldigung der Grafen von Foix, Armagnac und Albret, zumal er sich da Ludwig keinen Thronerben belaß, als zukünftigen König betrachtete; es kam noch zu langen Debatten über die einzelnen Punkte der Abtretung Guyennes und Monsieur erneuerte nicht nur am 17. Mai in Nantes sein Bündniß mit Franz II. von Bretagne in den bindendsten Formen, auch für den Fall seiner Thronbesteigung in Frankreich, sondern sicherte sich voll Mistrauen gegen seinen Bruder durch burgundische Vermittelung im Nothfalle mit allen Schätzen und 500 Anhängern ein Asyl in England und erhielt am 6. Mai einen Paß von Eduard IV. Endlich verließ er, mit dem Bruder ausgesöhnt, die Bretagne, wurde ehrenvoll von Redon nach La Rochelle geleitet, und erneuerte hier nochmals in unterwürfigster Weise am 10. Juni sein Bündniß mit Franz II., ohne dessen förmliche Zustimmung er einst als König nichts unternehmen wolle. Der König gelobte am 10. Juni in Amboise, von allen Verfolgungen gegen Karl's Anhang abzustehen, ließ am 10. Juli in der Oberrechnungskammer die Apanage Guyennes einregistriren, und Franz II. lieferte ihm anstatt Karl's die Schenkungsbriefe über Berry und Normandie mit Karl's Verzicht aus. Bei der Stiftung des Ritterordens von St.-Michael am 1. Aug. übersandte Ludwig Karl das erste Kreuz. Am 19. Aug. schwur Karl in La Rochelle den Bevollmächtigten Ludwig's als Herzog von Guyenne den Eid der Treue, versprach nie nach dem Leben des Königs zu streben, nicht an die Vermählung mit Maria von Burgund zu denken, außer wenn sein Bruder frei zustimme, ihm weder davon zu sprechen noch sprechen zu lassen. Seine Apanage war enorm, aber er ließ sich kaum bereden, mit dem Könige zum Zeichen der Versöhnung zusammenzutreffen. Die Zusammenkunft fand an der Sèvre Niortaise bei Charon am 7. und 8. Sept. unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln statt; beide umarmten und küßten sich, versicherten einander Liebe, Treue und Ergebenheit und am 8. vergrößerte Ludwig die Apanage Karl's, der allen Ansprüchen an Anjou und Poitou entsagte, noch um Mauléon de Soule und andere Herrschaften. Er that alles, um Karl, seinen präsumtiven Thronfolger, an sich zu ketten und forderte jetzt für ihn die Hand Isabella's von Castilien; Isabella aber wollte selbst entscheiden und zog ihm Ferdinand von Aragonien vor. Karl dem Kühnen von Burgund kam die Versöhnung der Brüder höchst ungelegen; er sandte Vertraute nach Guyenne, um Karl seine Hülfe zu neuem Kriege gegen Ludwig anzubieten, versicherte ihm, er würde seine Tochter und Erbin Maria gern als seine Gemahlin sehen, und bot ihm das Goldene Vlies an. Karl aber fühlte sich durch seinen Eid vom 19. Aug. an Ludwig gebunden, antwortete den Burgundern, er sei völlig mit seinem Bruder zufrieden, sei der Freund seiner Freunde, der Feind seiner Feinde, und verzichtete verbindlich auf Maria und den Orden. Ende December besuchte er Ludwig in Plessis-lez-Tours und Fest reihte sich an Fest, dann ging er nach Guyenne. Nach dem Sturze Armagnacs gab ihm Ludwig noch Bigorre und einige Herrschaften. Mit der Geburt eines Dauphin am 30. Juni 1470 brach die Hoffnung des Herzogs von Guyenne auf die Thronfolge zusammen; nach der Taufe begleitete er den König nach Angers, wo die Hochzeit des Prinzen von Wales gefeiert wurde, und versprach hier schriftlich für sich und seine Nachkommen, Heinrich VI. von England zur Wiedergewinnung der Krone gegen Eduard IV. helfen und mit aller Macht zur Ausführung der Ehestipulationen des Prinzen von Wales mit Warwick's Tochter beitragen zu wollen. Im December 1470 war er wieder bei Ludwig in Amboise und schien sehr einträchtig mit ihm, doch war Ludwig zu schlau, ihm zu trauen; er wußte, daß Karl unausgesetzt über Plänen brüte, die ihm nicht genehm sein konnten, und daß er darauf ausgehe, sich durch den Papst von den ihm geleisteten Versprechungen entbinden zu lassen; in Betreff des letzteren Punkts ließ nun der König durch Lorenzo von Medici auf den Papst im Karl entgegengesetzten Sinne hinarbeiten. Da Isabella von Castilien Karl verschmähte, so dachte Ludwig für ihn an ihre Nichte Johanna, die Tochter König Heinrich's IV. von Castilien, der gern darauf einging, um Frankreich an der Vertheidigung der sehr bestrittenen Erbrechte der Infantin zu interessiren; Karl beauftragte den Grafen von Boulogne, sie durch Procuration zu heirathen, ihr Vater bezeichnete sie am 26. Oct. 1470 als seine Erbin und die Trauung fand sofort in Campo de San Jago bei Bultrago statt. Heinrich IV. bat Ludwig XI., er möge Karl mit einem Heere nach Castilien senden, um den Anhang Isabella's, „die Aragonesen", zu demüthigen, aber trotz aller Verheißungen und Bitten beschloß der König anders zu handeln. Karl selbst war die Infantin Johanna ganz gleichgültig. Als der König in den Krieg gegen Karl von Burgund zog, war Karl bei ihm; während St.-Quentin, Vimeu, Roie, Amiens 1471 in die Gewalt der Königlichen fielen, hielten sich die Brüder in Beauvais auf; in Ham überwachten sie und der Connétable die Unterhandlungen wegen eines definitiven Friedensschlusses. Anstatt Karl nach Castilien zu lassen, behielt ihn der König bei sich in der Picardie, ließ ihm dann in Paris die größten Ehren erweisen, beschenkte seine Räthe reichlich; kaum aber war Karl im Juli 1471 wieder in Guyenne, als er den Verführungen Karl's von Burgund lauschte und alles daran setzte, sein Schwiegersohn zu werden; der Connétable von St.-Pol nährte die Entfremdung vom Könige, der sich Karl hingab. Als sein Bruder 1471 in Savoyen intervenirte, stellte Karl ihm Truppen aus Guyenne, Agénais und Armagnac, die den Grafen von Romont in Chambéry belagerten, und in die Offensiv- und Defensivallianz mit der Herzogin-Regentin wurde er im Juli einbegriffen. Ludwig war entschieden gegen

die Heirath Karl's, der die Infantin gar nicht berücksichtigte, mit Maria von Burgund; er wollte ihn nicht übermächtig werden lassen, erinnerte ihn im August 1471 durch seinen Rath du Bouchage an sein feierliches Versprechen, nichts dem Könige Widriges zu thun, nicht mehr an Maria zu denken, und warnte ihn vor Treubruch; zugleich ließ er ihm seine brüderliche Treue versichern und wie er jederzeit bereit sei, den Eid auf das Kreuz des Heiligen Laud zu erneuern. Ludwig gab deutlichst zu verstehen, daß er allen Schlichen des Bruders auf der Spur sei, und forderte von ihm formellen Verzicht auf Maria's Hand, während er in Rom alle Hebel gegen die Ehe mit Maria ansetzte. Vergebens suchte Ludwig den Bruder an sich zu fesseln, indem er ihm noch Angoumois, Rouergue, Limousin und Poitou anbot. Der Herzog rief den vom Könige als Hochverräther verurtheilten Grafen von Armagnac zu sich, gab ihm seine Güter zurück und ernannte ihn zum Statthalter von Guyenne; mit dem Kanzler der Bretagne und dem Abte von Bégar hatte er in Orléans heimliche Zusammenkünfte; immer wurde der nichtige Fant in seinem Streben nach der burgundischen Erbin unterstützt und war so siegesgewiß, daß er sich brüstete, er werde Ludwig zur Rückgabe seiner letzten Eroberungen an Karl von Burgund zwingen. Zu diesem Zwecke knüpfte er mit letzterem und Franz II. von Bretagne neuerdings an und rief Odet d'Aidie, Herrn von Lescun, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte, zu sich; nur Schmeichler und Schleicher umgaben ihn; wer gegen Maria sprach, fiel in Ungnade, und Lescun setzte die festen Orte Guyennes in Vertheidigungszustand. Auch der Graf von Foix schloß sich der neuen Verschwörung gegen Ludwig XI. an, Lescun plante die Verheirathung seiner jüngsten Tochter mit Karl, wogegen sich Ludwig entschieden auflehnte, da er keine Allianzen mit den Häusern Aragonien, Armagnac und Bretagne wünschte. Er befahl darum Bouchage, Karl nicht von der Seite zu weichen, bis Lescun abgereist sei, und genau alle Intriguen, besonders auch Englands Haltung zu beobachten (20. Aug. 1471). Karl legte keinen Werth auf die Verbindung mit Eleonore von Foix, forderte hingegen von Karl dem Kühnen im August Maria's Hand und führte große Worte auf den Lippen. Dann rüstete er offen gegen den Bruder, berief Bann und Reservebann und auch die andern Fürsten (s. oben) rüsteten. Karl stand nicht nur unter dem Einflusse des intriguanten Lescun, sondern auch einer Maitresse, die mit Lescun fortwährend um die Leitung des Schwächlings stritt und nur in seiner Aufstachelung gegen Ludwig mit ihm Einen Weg wandelte. Es war Colette de Jambes, Tochter des Herrn von Montsoreau, Witwe von Ludwig von Amboise, Vicomte von Thouars, eine Intriguantin gewöhnlichen Schlags. Während Ludwig Karl vergebens zur Vernunft zu bringen suchte, starb die Favoritin am 14. Dec. 1471; natürlich sprach man sofort von Gift, das ihr Karl's Almosenier und Beichtvater, Jean Favre, Abt von St.-Jean d'Angély, im Auftrage Ludwig's beigebracht habe. Karl war damals krank am viertägigen Fieber, wurde von St.-Sever nach St.-Jean d'Angély, dann nach Bordeaux gebracht und trachtete mit Feuereifer nach Maria, denn die ihn umgebenden Günstlinge bauten alle auf die reiche Erbin; immer wieder schickte er Botschaften nach Burgund. Ludwig sandte jetzt ein Heer gegen die Grenze von Guyenne, Karl gab den Befehl seiner Truppen an Armagnac. Der König schloß mit Burgund den unehrlich gemeinten Vertrag von Crotoy; er opferte St.-Quentin und Amiens, der Herzog Karl hingegen gab die Herzoge von Bretagne und Guyenne auf. Ludwig ließ seine Truppen nicht in Guyenne einrücken, wartete den Tod seines kranken Bruders ab und begrüßte ihn als beste Lösung der Wirren. Karl starb in Bordeaux am 24. Mai 1472 und ruht im Chore der St.-Andreaskirche. Im Testamente setzte er den König zu seinem Erben und Testamentsvollstrecker ein, bat ihn, seine Schulden zu tilgen und seine Diener zu belohnen, forderte und bewilligte ihm gegenseitige Verzeihung. Ludwig wurde als Anstifter der Vergiftung Karl's genannt, die der Abt von St.-Jean d'Angély und der Küchenmeister de la Roche vollzogen haben sollten; Lescun nahm beide gefangen mit nach der Bretagne und kerkerte sie in Nantes ein. Ludwig amnestirte alle Anhänger seines Bruders und vereinigte seine Lande mit der Krone, während Karl von Burgund ihn offen des Mordes desselben zieh.

Von Karl's natürlichen Kindern von Madame de Thouars wurde eine Tochter Unterpriorin zweier Dominikanerklöster in Périgord, wo sie noch 1533 lebte, die zweite heirathete 1490 den königlichen Rath und Kämmerer Franz von Volvyre.

Vgl. Mémoires de Messire Philippe de Comines, seigneur d'Argenton, contenans l'Histoire des Rois Louis XI. et Charles VIII. depuis l'an 1464 jusqu'en 1498 (Brüssel 1714, 3 Bde.); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. VI. und VII., Paris 1865); Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII., Roi de France et de son époque, 1403—1461 (Bd. III, Paris 1865); U. Legeay, Histoire de Louis XI. etc. (2 Bde., Paris 1874). (*Arthur Kleinschmidt.*)

k[b]) KARL (II.), Herzog von Berry. Als dritter Sohn des Dauphin Ludwig, ältesten Sohns König Ludwig's XIV. von Frankreich und Navarra, und der Maria Anna von Baiern am 31. Aug. 1686 in Versailles geboren, als „Sohn von Frankreich" begrüßt, erhielt Karl den Titel eines Herzogs von Berry und den Heiligen-Geistorden, am 2. Febr. 1699 alle französischen Orden und wurde Kapitän von zwei Compagnien Gensdarmes. Seine vortreffliche Mutter starb, als er, dessen Geburt ihre Gesundheit zerstört hatte, noch nicht vier Jahre zählte, und sein unwissender und unfähiger Vater trieb sich zu eifrig mit Buhlerinnen umher, um dem Sohne ein Führer ins Leben sein zu können. Für die geistige Ausbildung Karl's wurde höchst wenig gethan, er wurde ein Opfer der tyrannischen Erziehungsmethode des eifersüchtigen und eigenwilligen Großvaters; seine Erzieher weckten die in ihm schlummernden guten Anlagen nicht, brachten ihm keine Lust am Lernen bei, schreckten ihn eher von ernsten

Stellen ab, und ihre schmutzige Freude machte sie [illegible] und [illegible] Spottlieder gegen sie, die sie [illegible] Bastarde [illegible] Ohne Zahl anhäufte. [illegible] Unterrichts nun entbehrte, [illegible] und Reiten lernte, war er [illegible]; an weitere Fortschritte dachte [illegible] aber nachher [illegible] Umgebung ein und tadelte [illegible] Er konnte, was er selbst war, nichts als spielen, tanzen und reiten, [illegible] man werde ihn als Ehemann und Hausvater in der Abgeschiedenheit, war aber viel zu träge und müßig, [illegible] Er wurde im Hause des Vaters erzogen, der seit 1707 heimlich mit seiner Maitresse de Maintenon vermählt war, sah wie [illegible] und wurde immer mehr verschlossen. Diese gänzliche Verödung und Einsicht, ohne jede Menschenkenntniß, war der Herzog doch sehr beliebt, denn er war eine liebenswürdige, heitere Erscheinung, natürlich gut, harmlos, wohlwollend und weltklug, der ausgesprochene Freund heiterer und geselliger Gesellschaft; aber nur bei genauem Bekannten ließ er sich gehen, war heiter und aufgeräumt. Fremden gegenüber verlor er alsbald die Fassung, vor dem Könige zitterte er, wenn dieser ihn streng ansah oder sprach; aber Vergnügungen mit ihm sprach. Wie seine Brüder mußte er dem Großvater blinden Gehorsam und Respect zollen; dem ältesten Bruder Ludwig, Herzog von Burgund, als vermuthlichem Thronerben nach dem Vater, wurde von ihm ebenfalls besondere Ehrfurcht erwiesen.

Sein zweiter Bruder Philipp, Herzog von Anjou, an dem Karl mit unendlicher Liebe hing, wurde König von Spanien und falls er kinderlos blieb, durfte Karl selbst eines Tags auf die Krone von Spanien und Indien hoffen. Mit Erlaubniß des Großvaters, der ihnen reichliches Reisegeld und bedeutende Summen zu Gnadengeschenken einhändigte, begleiteten die Herzoge von Burgund und von Berry den jungen Monarchen bis zur Brücke der Bidassoa, wo sie ihn lange umarmt hielten, bevor sie am 22. Jan. 1701 von ihm schieden. Karl, der auf der Reise voll Heiterkeit gewesen, bedauerte dagegen, Philipp V. nicht nach Madrid begleiten zu dürfen, weil dieser dort weder spielen noch lachen könne, verscherzte ihm aber zum Trost, er werde ihn nächstes Jahr besuchen.

Philipp übersandte ihm das Goldene Vlies und trat ihm seine eventuellen Anrechte auf den französischen Thron ab. Im J. 1707 sollten die Herzoge von Burgund und Berry zum Entsatz der von Prinz Eugen von Savoyen hartbedrängten Stadt Toulon ausrücken und unter der Leitung des Herzogs von Berwick die Sporen verdienen; da sich aber der Feind zurückziehen mußte, blieben die Prinzen in Meudon. Im J. 1708 hingegen begleitete Karl den Herzog von Burgund, dem der Oberbefehl in Flandern zufiel, als Freiwilliger ins Feld, wo Burgund wenig Ruhm erntete und in steter Fehde mit den Herzogen von Vendome und Berwick war. Karl, der Mitglied des Kriegsraths gewesen, kehrte mit ihm tief beschämt nach Versailles heim, wo Ludwig XIV. ihn freundlicher als Burgund empfing. Die Prinzen zogen nun nicht mehr

im [illegible] Krieg, erhielten [illegible] Ludwig XIV. daran dachte, sie an den Rath zu ziehen. Man ging an Karl's Verheirathung. Zu Berathung kamen Louise Maria Theresia, Enkelin der Königin Anna von Großbritannien, eine Tochter des Herzogs Heinrich von Bourbon, und Marie Louise Gabriele, Tochter Herzog Philipp's II. von Orléans, welche am 20. Aug. 1695 geboren war. Nach wurden die beiden ersten Prinzessinnen dem dritten gezogen, aber überhaupt Rücksichten und Bedenken verzögerten auch diese Angelegenheit von 1708 bis 1710.

Die schlechten Eigenschaften der Tochter Orléans' wurden nicht in Betracht gezogen; sobald Ludwig XIV. sie empfohlen, verstummte jeder Widerspruch, und der willenlose Herzog von Berry sah jubelnd der Stunde entgegen, wenn er ein eigenes Haus begründen und aufgeben würde, Sklave zu sein. Am 6. Juli 1710 fand ohne Prunk die Vermählung in Versailles statt. Da dem jungen Paare keine feste Ausstattung angewiesen ward, so kam es bald in große Schulden und Ludwig XIV. sah sich zur Auswerfung einer bestimmten Apanage an Karl genöthigt. Er gab ihm die Einkünfte der Herzogthümer Alençon und Angoulême und der Grafschaft Gisors, doch durfte er nur den bisherigen Titel führen, der ihm nichts aus Berry eintrug, und blieb ohne ein eigenes Schloß. Auch als sein Vater am 14. April 1711 starb, durfte er keins seiner Schlösser erben, weil der König fürchtete, die Trennung von seinem Bruder, dem nunmehrigen Dauphin Ludwig, könne leicht Entfremdung und Zwietracht herbeiführen; er mußte dem Dauphin alles überlassen und in bescheidener Stellung abwarten, bis dieser König würde; ihm fielen nur die Diamanten des Vaters und einige Mobilien zu.

Weit mehr als diese stete Abhängigkeit lastete auf dem Herzoge seine hochmüthige, leidenschaftliche und maßlos liederliche Gemahlin; sie suchte aus Haß gegen die Dauphine Karl gegen den Dauphin zu hetzen, was ihr aber nicht gelang, und kränkte nun die Dauphine, wo sie konnte. Mit ihrem eigenen Vater, dem scheußlichen nachmaligen Regenten, lebte sie auf so vertraulichem Fuße, daß beide öffentlich der Blutschande geziehen wurden, Karl einmal in Marly seinen Schwiegervater in wilder Eifersucht mit blanker Waffe angriff und demselben seine Besuche bei der Tochter verboten wurden. Sie trank unmäßig, rauchte Taback, fluchte in den gemeinsten Ausdrücken, und ihre hohe geistige Begabung versank im Morraste unzüchtigen Wandels. Anfangs sterblich in sie verliebt und geduldig bei ihren Ausschreitungen, wurde Karl endlich so erbost, daß er seine Gemahlin trat und mit lebenslänglicher Einsperrung im Kloster bedrohte. Ebenso sehr wie Karl der Tod des Dauphin und der Dauphine im Februar 1712 betrübte, erfreute er die entartete Herzogin von Berry. Durch dieses Ereigniß erwuchs dem Herzoge eine Erhöhung seiner Einnahmen um 400,000 Frcs. und es fiel ihm die Wohnung des Dauphin im versailler Schlosse zu. Jetzt dachte endlich der alte König daran, den Herzog an ernste Geschäfte zu gewöhnen, denn mit Schrecken sah er den großen Familienkreis furchtbar gelichtet. Er ließ ihn in den Rath der De-

peschen eintreten, aber Karl war ganz unfähig, etwas zu leisten, wovon Saint-Simon wunderbare Beispiele zu erzählen weiß. Um diese Zeit hatte er das Unglück, bei einer Jagd auf dem Glatteise dem jungen Herzoge von Bourbon ein Auge auszuschießen. Am 3. Febr. 1714 trat er aus dem Depeschenrathe in den Rath der Finanzen, aus dem er in den Staatsrath übergehen sollte. Beim Ausreiten vom Pferde an der Brust verletzt, bekam er aber furchtbares Bluterbrechen, verhehlte aus falschem Ehrgeize den Grund des Uebels, verschlimmerte es, indem die Aerzte ihn falsch behandelten, und gestand den Grund erst, als keine Rettung mehr möglich war. Mit herzzerreißenden Klagen verließ er in Marly die Welt am 4. Mai 1714; er ruht in St.-Denis. Seine Gemahlin hat ihn nicht vergiftet, ebenso wenig ihr Vater. Der greise König bezahlte von seinen Schulden 400,000 Frcs., die übrigen 100,000 ließ er die Witwe abtragen, die alle Mobilien und Juwelen erbte und die Sorge für Karl's natürliche Tochter von einer Kammerfrau übernahm. Die Kinder Karl's mit ihr starben alle früh; es waren eine todte Prinzessin am 21. Juli 1711, ein am 26. März 1713 geborener und schon am 16. April d. J. gestorbener Sohn, Herzog von Alençon, und die nach zwölf Stunden Leben am 17. Juni 1714 verstorbene Posthuma, Anna Louise Gabriele. Als Witwe sank die Herzogin in den Tagen der Regentschaft immer tiefer; ohne alle Scham gab sie sich dem und jenem preis und überbot den ganzen entarteten Hof an Wollust. Brachte sie bisweilen einen Tag bei den Carmeliterinnen in der Straße Grenelle zu, beichtete, fastete und geiselte sich, so glaubte sie damit ein Anrecht auf neue Schwelgereien erworben zu haben. Oft hatte sie mehrere Geliebte gleichzeitig und wurde darum von ihnen mishandelt. Seit April 1719 soll sie mit Graf Riom heimlich vermählt gewesen sein, ihre Tochter wurde Nonne in Pontoise. Sie lebte meist im Luxembourg zu Paris und starb im Schlosse La Muette bei Meudon, allgemein verachtet, am 21. Juli 1719.

Vgl. Journal du Marquis de Dangeau, publié en entier pour la première fois par MM. Soulié, Dussieux, de Chennevières, Mantz, de Montaiglon avec les additions inédites du Duc de Saint-Simon, publiées par Feuillet de Conches (Paris 1854—1860, 19 Bde.); Mémoires complets et authentiques du Duc de Saint-Simon sur le siècle de Louis XIV. et la Régence collationés sur le manuscrit original par Chéruel (Paris 1856—1858, 20 Bde.); Capefigue, Louis XIV., son gouvernement et ses relations diplomatiques avec l'Europe (Bde. IV. bis VI., Paris 1838); Hippeau, Avènement des Bourbons au trône d'Espagne (2 Bde., Paris 1875). (*Arthur Kleinschmidt.*)

k[c]) Karl Ferdinand, Herzog von Berry, s. Berry, Sect. I, Bd. 9, S. 227 fg.

l[a]) KARL I. (von Bourbon), Herzog von Bourbon und Auvergne. Als ältester Sohn Herzog Johann's I. von Bourbon und der Maria von Berry 1401 geboren, wuchs Karl, der den Titel „Graf von Clermont" erhielt, in wilderregter Zeit auf und schulte sich am Beispiele seines der burgundischen Partei feindlichen Vaters, eines glänzenden Cavaliers. Als dieser 1415 in der Schlacht von Azincourt in englische Gefangenschaft fiel, in der er bis zum Tode blieb, übernahm die Mutter Karl's die Vormundschaft und die Verwaltung seiner großen Besitzungen. Wegen der mächtigen Stellung seines Hauses wurde der junge Graf früh von der armagnac'schen und von der burgundischen Partei umworben, schlug sich aber sofort zur ersteren. Herzog Johann von Burgund errang im Mai einen vollkommenen Sieg über diese Partei und warf Karl und seinen jüngeren Bruder, den Grafen Ludwig von Montpensier, in einen Thurm des Louvre; nur auf den Schwur hin, ihm treu zu sein, gab er sie frei. Karl mußte der Hoffnung entsagen, die ihm theuere Tochter König Karl's VI., Katharina, heimführen zu dürfen, mit der er verlobt war, und sich mit des Herzogs jüngster Tochter Agnes verloben, wegen deren Jugend die Ehe noch nicht vollzogen werden konnte. Der Herzog wurde sein Gönner, Karl trat zur burgundischen Partei, suchte an der Spitze des großen Rathes Paris bei ihr zu halten, bis die Königin Isabeau eintreffe, und begleitete im September 1419 den Herzog zur Zusammenkunft mit dem Dauphin nach Montereau, wo ihn Mörderhand traf; als er fiel, bespritzte sein Blut den Grafen von Clermont. Der Dauphin ließ ihn greifen und entwaffnen; er mußte der burgundischen Sache abschwören, seine Verlobung auflösen und dem Dauphin den Treueid leisten, that dies ohne alle Bedenken und blieb in seinem Lager. Er begleitete ihn nach Languedoc, widerstand nach dessen Rückkehr hier mit geringen Mitteln offenen und geheimen Feinden, nahm im Januar 1421 Aigues-Mortes und nach langen Anstrengungen Béziers, konnte aber die Landschaft nicht einschüchtern und hatte mit den offenen Angriffen des Fürsten von Orange und den geheimen Ränken des Grafen von Foix einen schweren Stand. Während er dem Dauphin Geld und Leute stellte, war nicht nur Clermont in der Gewalt der Engländer, sondern auch seine andern Besitzungen Beaujolais und Forez wurden vom Feinde verwüstet; auf das Flehen seiner Vasallen hin sandte er den Grafen von Perdriac mit Truppen; dieser vertrieb den Feind und nahm seinem Führer de la Rochebaron Besitzungen in Forez ab.

Als der unselige Karl VI. im October 1422 starb, ließ der Graf den Dauphin als Karl VII. ausrufen, während ein großer Theil des Reichs sich für Heinrich VI. von England als König von Frankreich aussprach. In dem furchtbaren Kriege trug Karl sehr wesentlich zur Behauptung der Ansprüche Karl's VII. bei, sicherte ihm Languedoc und Guyenne, befestigte in Nevers, Lyon, Mâcon und andern Gegenden die Ordnung, sandte ihm Verstärkungen und half dem haltlosen, faulen Fürsten nach besten Kräften in seiner bedrohten Stellung. Daneben näherte er sich dem Herzoge Philipp von Burgund durch Vermittelung des Herzogs Amadeus von Savoyen, es kam zum Waffenstillstand Karl's VII. mit Burgund und am 25. Febr. 1424 erfolgte ein Ehevertrag Karl's mit Agnes von Burgund (s. o.), am 17. Sept. 1425 die Hochzeit. Trotzdem blieb der Graf auf Seite

Karl's VII., denen Hof der Sammelplatz der Intriguanten wurde, trat in genaue Beziehungen zu dem herrschenden Favoriten, dem Connetable von Richemont, stellte sich auch mit Peter von Giac günstig, der Richemont zu verdrängen suchte, und erlangte durch ihn 1425 die Grafschaft Auvergne. Nach Giac's Sturze schloß er sich um so fester an Richemont an und traf mit ihm in Moulins am 20. Jan. 1427 zusammen. Im April d. J. fand er Grund, sich über den Bischof von Clermont, Kanzler von Frankreich, Martin Gouge de Charpaignes, zu beklagen, ließ ihn ohne weiteres festnehmen und entfernen, als eine Deputation des Parlaments von Poitiers ihn am 5. Mai im Namen des Königs um Freilassung des Kanzlers bat, wies er sie ab; Papst Martin V. richtete nun eine Bulle an ihn und endlich gefiel es Karl im September 1427 den Prälaten gegen hohes Lösegeld frei zu geben. Karl war gegen George de la Tremouille, verabredete sich im October in Chauvigny mit Richemont u. a., diesen neuen Favoriten nicht aufkommen zu lassen und ihn zu stürzen, nachdem er mit Richemont schon am 4. Aug. 1427 ein Offensiv- und Defensivbundniß geschlossen hatte. Karl brach den Verkehr mit dem Monarchen ab, der ganz in das Garn La Tremouille's gerieth. Während Karl VII. in Loches weilte, unternahmen Karl, der Graf de la Marche, der Graf von Pardiac und ihr Anhang einen Separatkrieg gegen La Trémouille, drangen im Einverständnisse mit der Bürgerschaft im Juli 1428 in Bourges ein, konnten aber das Schloß nicht zur Uebergabe zwingen, auch der große Thurm widerstand, und bevor Richemont zur Hülfe herbeieilte, erschien der König mit dem Favoriten und viel Truppen, zwang die Verbündeten von ihrem Vorhaben abzustehen, Bourges am 26. Juli ihm zurückzugeben und bewilligte ihnen, ohne Richemont darin einzubegreifen, am 27. Juli vollkommene Verzeihung des Unternehmens.

Die durch England drohende Gefahr vereinigte alle guten Franzosen um den legitimen König; als ihn die Reichsstände zu seiner Unterstützung aufforderten, führte der Graf aus Blois zahlreichen Adel von Bourbonnais, Auvergne, Berry, Poitou u. s. w. nach dem belagerten Orléans. Ein großer Zug Lebensmittel sollte den Engländern abgefangen werden; der Bastard von Orléans stieß in Blois zu Karl, der 3000 bis 4000 Mann gesammelt hatte. Zwecklos hielt sich Karl in Rouvrai auf, gab den Orléanesen Auftrag, ihn zu erwarten, sie aber ließen sich nicht zügeln und machten einen unglücklichen Angriff auf den Convoi. Karl kam nur an, um Zeuge der Niederlage zu sein; ohne es zu versuchen, dem Kampfe eine andere Wendung zu geben, eilte er spornstreichs mit den Seinen (12. Febr. 1429) feige nach Orléans zurück und sein Heer stob auseinander. Er machte schöne Worte, pomphafte Versprechungen für die Zukunft, während die entmuthigte Stadt ihm sein Benehmen vorwarf, und überließ sie ihrem Schicksale (18. Febr.); obwol er schwur, mit Ersatz an Lebensmitteln und Mannschaft an einem bestimmten Tage zurückzukehren, kam er nicht, sammelte keine neuen Truppen und die Reste der alten lösten sich bei der Ankunft in Blois auf. Karl wohnte dem Zuge Karl's VII. nach Rheims und seiner Krönung im Juli 1429 als einer der sechs weltlichen Pairs bei. Er schloß sich der Jungfrau von Orleans an, stritt unter ihr in der Isle-de-France, half bei der Einnahme von Corbie, Saint Denis und Vincennes, streifte bis an die Thore von Paris, bildete mit seinen und des Herzogs von Alençon Truppen am 8. Sept. die Reservearmee der Jungfrau vor Paris und sollte die Ausfälle aus der Stadt abschlagen, erreichte aber keinen Erfolg. Bei dem Rückzuge seines Monarchen an die Loire (13. Sept.) blieb er zurück, aber die Generale gehorchten ihm nicht, überall brachte der Bürgerkrieg anarchische Zustände hervor. Saint-Denis ging an die Engländer verloren, die Schwierigkeiten wuchsen dem Grafen über den Kopf, die Unterhandlungen mit dem Herzoge von Burgund ergaben keinen Frieden als Resultat und so verließ er bald seinen Posten, um auf seine Güter zu gehen. Im December 1429 war er wieder für Karl VII. thätig, am 20. d. M. finden wir ihn mit dem Kanzler in Rheims. Als die Engländer unter Sir Thomas Kiriel die Landschaft um Beauvais, wo sich Karl befand, verheerten, sammelte er Truppen und Landvolk, war aber wie bisher unglücklich und seine Leute flohen im Januar 1430 auf Beauvais zurück; ebenso erging es im folgenden Monate. Der König nahm ihm das Gouvernement der Champagne und gab es Barbazan. Im J. 1430 unterstützte Karl den König durch eine Truppensendung, wegen seiner Besitzungen in Beaujolais in Unruhe. François de la Palu, Herr von Warambon, sein geschworener Feind, warf sich am 18. März 1431 auf seine Stadt Trévoux in Dombes, erstürmte und plünderte sie, nur das Schloß widerstand. Vom Könige von England geächtet, suchte der Graf den in einen offenen Krieg ausgearteten Hader zwischen den Herzogen von Bretagne und Alençon beizulegen und gab sich mit Richemont alle Mühe, La Tremouille zu stürzen, was im Juni 1433 gelang; Karl von Anjou und Maine nahm nun die erste Rolle am Hofe ein.

Durch den Tod seines Vaters im Januar 1434 wurde Karl Herzog von Bourbon. Im April d. J. weilte er bei dem Könige in Vienne, wo dieser den Besuch der Königin Margarethe von Neapel empfing. Der Herzog von Bourbon fühlte sich durch Nichterfüllung mancher Bedingungen seines Ehevertrags durch Philipp von Burgund verletzt und wollte ihm und dem Herzoge von Savoyen für einige Besitzungen keine Lehenspflicht leisten. Beide schlossen am 12. Febr. 1434 ein Bündniß zu Karl's Verderben; Philipp sollte die Karl gehörigen Gebiete rechts der Saône und Beaujolais, Amadeus von Savoyen Dombes und die Gebiete links der Saône erobern und behalten. Karl kam ihnen zuvor; während der Abwesenheit seines Schwagers Philipp in Flandern brach er mit Hülfe des von Philipp abgefallenen Herrn von Château-Vilain im Beginn von 1434 in Franche-Comté ein und drang erobernd vor, bis Philipp erschien; der König ließ Karl ohne Beistand, Philipp drängte ihn mit überlegener Macht zurück, eroberte die festen Plätze Château-Vilains, schloß Karl in Villefranche ein und verheerte Dombes, Forez und Beaujolais. Trotz der Festig-

keit von Villefranche wäre Karl unterlegen und erkannte darum die Lebensverhältnisse an; seine Gemahlin und der junge Graf Karl von Nevers interreniren, eine Waffenruhe kam zu Mâcon zu Stande und in Nevers, wohin sich Karl mit seiner Familie begab, söhnte er sich im Januar 1435 mit Philipp aus. Auf dem Friedenscongresse in Arras war Karl das Haupt der französischen Gesandtschaft; er ging auf Philipp's harte Forderungen im Namen Karl's VII. ein und am 21. Sept. 1435 wurde der Friede von Arras zwischen Frankreich und Burgund unterzeichnet; Karl war unter den vom Könige aufgestellten Garanten. Im Februar 1436 unterstützte Karl den Handstreich auf Vincennes, er erleichterte die Rückkehr Karl's VII. nach Paris und begab sich auf seinen Wunsch mit glänzendem Gefolge zu Philipp von Burgund nach Dijon, um die Befreiung des Königs Renatus von Neapel zu erwirken; Philipp gab ihn frei, nachdem Karl und die Grafen von Vendôme und Richemont für ihn garantirt hatten. Das Verhältniß Karl's zu Philipp blieb seitdem äußerst herzlich und vererbte sich in diesem Tone auf ihre Kinder; hingegen erkaltete seine Zuneigung zu Karl VII. Er sah unwillig den großen Einfluß der Grafen von Maine, Pardiac, Richemont und anderer Herren auf Karl VII., fand sich zurückgesetzt und nicht genug an der Staatsverwaltung betheiligt, wollte völlig unabhängig werden und kein einfacher Vasall bleiben. Am 8. Juni 1437 versammelten sich die Herzoge von Alençon und Bretagne und König Renatus unter dem Vorsitze des herrschsüchtigen Karl in Angers, während Karl's Verwandter, Rodrigo de Villa Andrando, gegen den König ins Feld zog und auf den Anschluß der Fürsten wartete; der König schlug ihn, Rodrigo floh durch Karl's Gebiete und fand in Dombes ein Asyl; Karl VII. war außer sich über die Fürsten, zumal über Karl, den er zwei Monate trotz aller Bitten nicht vorließ, bis sich derselbe vor ihm demüthigte und Rodrigo verbannt wurde. Im Frühjahre 1439 begleitete der Herzog den König auf seiner Reise, war mit ihm im März in Limoges und im October auf dem Reichstage in Orléans. Aber bald ließ er sich von La Trémouille, zu dessen Sturz er wesentlich beigetragen hatte, verführen, an seiner Verschwörung gegen die Räthe des Königs theilzunehmen; wie er dachten der Herzog von Alençon, die Grafen von Dunois und Vendôme, der Bastard Alexander von Bourbon, die sogenannten Ecorcheurs und andere vornehme Unzufriedene, und man rechnete auf den Beitritt des Dauphin, der in der That erfolgte. Bourbon, Alençon, Vendôme und Dunois verließen plötzlich den Hof in Angers und eilten nach Blois, wo sie zu Anfang 1440 das Bündniß der Praguerie unterzeichneten und ein Manifest gegen die Misbräuche von Karl's VII. Regiment abfaßten. Als der Connétable Richemont hier auf der Durchreise zum König zufällig eintraf, wagten sie nicht, ihn zu verhaften, reizten ihn aber derart mit Worten, daß er rasch abreiste und den König von ihrer feindseligen Haltung unterrichtete. Karl VII. schritt sofort gegen sie ein, der Krieg wurde von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung geführt. Die Rebellen konnten sich in Poitou nicht gegen Karl VII. halten und führten den Dauphin in das Gebiet Bourbon's, der große Rüstungen gemacht hatte; sie wurden aus Marche und Auvergne gejagt, in der Auvergne verweigerten die Vasallen dem Herzoge Karl die Dienstfolge, Clermont und Montferrand verschlossen dem Dauphin die Thore, viele Ecorcheurs ergriffen die Partei des Königs und die Fürsten selbst begannen Unterhandlungen mit Karl VII. Der Herzog entfloh nach Moulins, dann nach Décize an der Loire, erlangte aber hier den von Burgund erbetenen Beistand nicht; Philipp bot ihm seine Vermittelung zur Aussöhnung mit Karl VII. an. Der König drang in Bourbonnais ein, nahm alle Plätze fast ohne Widerstand, die meisten herzoglichen Vasallen unterwarfen sich aus eigenem Antriebe. Neben Philipp von Burgund unterhandelte der Graf von Eu zwischen den gedemüthigten Rebellen und dem Könige; Alençon, dann der Dauphin und Karl unterwarfen sich. Am 19. Juli 1440 erschienen die letzteren mit La Trémouille vor Karl VII. in Cusset, wurden eisig empfangen und baten demüthigst um Gnade; Karl übergab dem Könige die Schlösser in Loches, Sancerre, Corbeil, Brie-Comte-Robert, Vincennes und alles was er und sein Anhang außer eigenen Domänen besaßen; dagegen erhielten sie vollste Verzeihung. Da der König die Prinzen von der Staatsregierung fern hielt, so erneuerten sie jedoch unter dem Schutze Philipp's von Burgund ihre Feindseligkeiten, zogen den Herzog von Orléans an sich und trafen in Nevers im März 1442 zusammen; wir finden hier die Herzoge von Orleans Alençon, Bretagne und Bourbon, die Grafen von Nemours, Angoulême, Etampes, Vendôme, La Trémouille u. a.; sie theilten Karl VII. ihre Klagepunkte mit, machten Vorschläge zu Reformen, hatten aber einzig ihr Interesse und ihre Herrschlust im Auge. Karl VII. gab ihnen Versprechungen, schreckte sie durch seinen Freimuth von neuem Kriege ab und söhnte sich mit ihnen aus. Nach dem Beispiele Orleans' schloß Bourbon mit dem Monarchen Frieden und die Tochter Karl's VII., Johanna, wurde seinem Sohne Johann zugesagt. Der Herzog zog sich auf seine großen Domänen zurück, um seiner Familie und dem Wohle seiner Unterthanen zu leben, nachdem er mit seinen Ränken stets unglücklich gewesen war, trat durch Heirathen seiner Kinder in nahe Verwandtschaft mit dem Könige und dem Hause Anjou und hielt treu an Burgund fest. Sein Reichthum war ungeheuer, er stand kaum dem Könige und dem Herzoge von Burgund nach. Um seine Gebiete durch einstige Theilung nicht zu sehr zu zerstückeln, bestimmte er zwei Söhne, obwol sie gar keine Neigung dazu hatten, zum geistlichen Beruf.

Anstatt Feurs erhob er Montbrison 1441 zur Hauptstadt der Grafschaft Forez. Karl weigerte sich nicht, eine Jahressteuer zum Unterhalt eines stehenden Heeres an Karl VII. zu zahlen, wofür er jährlich mit 14,000 Frcs. Pension bedacht wurde; diese Vergünstigung blieb den Herzogen von Bourbon bis zum Abfall des Connétable Karl III. (s. d.) Er erhielt eine Ordonnanz-Compagnie und übertrug ihre Führung Jakob von Chabannes. Auch

war er Oberbefehlshaber von Frankreich. Im J. 1445 intervenirte er bei Karl VII. zu Gunsten des gefangenen Grafen Johann IV. von Armagnac. Der Herzog starb in Moulins am 4. Jan. 1456 und wurde in der Kirche Notre-Dame-de-Bourbon-l'Archambault beigesetzt. Seine Gemahlin Agnes von Burgund starb am 1. Jan. 1476. Von ihren 12 Kindern überlebte Johann II. seinen Vater als Herzog von Bourbon. Peter von Beaujeu, seit 1474 Gemahl der jüngsten Tochter Karl's VII., Anna, Karl II., Herzog von Bourbon, Johann, Bischof von Lüttich, Isabella, Herzog Karl des Kühnen von Burgund, Katharina, Abtissin von Jouarre, Herzog von Orleans, Johanna, Johann I. von Alençon, Isabella von Savoyen, und Margaretha, Herzog Philipp II. von Savoyen; der Graf Louis starb als König Ludwig I. von Frankreich. Herzog Johann hatte außerdem einen Sohn, Namens Jean, mit Jeanne de Vendôme, welche 1465 Gemahlin des Grafen Ludwig von Luxemburg, Connétable von Frankreich, wurde, und am 26. Febr. 1466 die natürliche Tochter König Ludwig's XI., Johanna, zur Welt gebar, die 1486 legitimirt, 1465 Gemahlin des Grafen Louis von Dunois, Enkel des berühmten Bastard von Orleans, Jean, Bastard von Bourbon, Graf von Vendôme und Vigny, 1403 legitimirt, 1465 Großprior von Frankreich, heirathete am 26. Febr. 1466 die natürliche Tochter König Ludwig's XI., Johanna, und starb am 10. Jan. 1486; mit seinem Sohne Karl erlosch dieser Zweig im Mannsstamme. Reinhold wurde 1472 Erzbischof von Narbonne und starb am 7. Juni 1484, Peter diente unter Herzog Johann II. von Bourbon, widmete sich dann dem geistlichen Berufe und starb als päpstlicher Protonotar. Von Johanna von Soudet hatte Karl die 1402 legitimirte Jovanna, welche den Baron Jovann von Fau, königlichen Hausbetmeister, heirathete; Sidonie wurde schon 1469 die Gemahlin des Barons Rene von Gautiers, Charlotte 1488 die Gemahlin Odillo's von Senat und die 1452 legitimirte Katharina Rebillon von St.-Clara in Auvergne.

Vgl. Achaintre, Histoire généalogique et chronologique de la maison royale de Bourbon (Bd. I, Paris 1825); Dussieux, Généalogie de la maison de Bourbon (Paris 1860); Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII., Roi de France et de son epoque 1403—1461 (drei Bände, Paris 1862—65); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu' en 1789 (4. Auflage, Bd. VI., Paris 1865).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

1) Karl II., Herzog von Bourbon und Auvergne, s. Karl I., Cardinal von Bourbon und Erzbischof von Lyon.

2) Karl III., Herzog von Bourbon und Auvergne, Connetable Frankreich's, s. den Artikel Bourbon.

3) Karl IV., s. Karl I., Herzog von Bourbon-Vendôme.

4) KARL I., der Großmuthige, Herzog von Bourbon-Vendôme. Dieser Großvater König Heinrich's IV. von Frankreich und Navarra erblickte am 2. Juni 1489 das Licht der Welt in Vendôme als ältester Sohn des Grafen Franz von Bourbon-Vendôme und Mariens von Luxemburg. Karl verlor den Vater schon am 3. Oct. 1495, kam unter die Vormundschaft seiner Mutter und wurde von König Ludwig XII., der ihn wie sein Kind liebte, sorgfältigst erzogen, um ein vollendeter Ritter zu werden. Sein Wahlspruch war: „Karl gelangte zu richtigen reiflichen Ermessungen und richtigem Urtheile, wurde gewandt, flug und klug, in ritterlichen Augenblicken seinem Vaterlande Dienste zu leisten, betau großen Edelmuthes und die schöne Tugend der Uneigennützigkeit, der er seinen Namen verdankt. Im J. 1501 war er unter den Prinzen, die für die schöne Rene Philipp's von Oesterreich durch Frankreich in Valenciennes Bürgschaft leisten mußten, begleitete dann Ludwig XII. auf den italienischen Feldzügen, wohnte 1507 der Eroberung Genuas bei, focht mit Auszeichnung in der Schlacht bei Agnadello 1509, wurde vom Könige auf der Wahlstatt zum Ritter geschlagen und für mündig erklärt. Unter de Vienne diente er in der Picardie. König Franz I. erweiterte die Grenzen der Grafschaft Vendôme, erhob sie im Februar 1515 in einem Pairie-Herzogthume und übergab Karl am 18. d. M. die Statthalterschaft von Valois und Isle-de-France. Nachdem er in Brüssel Unterhandlungen wegen der Heirath Karl's von Oesterreich mit Renata von Frankreich gepflogen hatte, begleitete Herzog Karl den König nach Oberitalien, focht in der blutigen Schlacht von Marignano mit ungewöhnlicher Bravour und half zur Eroberung des Herzogthums Mailand. Zum feierlichen Kriege lieh er Franz I. von seinem Silber 449 Mark. Er trat seinem jüngeren Bruder, Grafen Franz von Saint-Pol, 1519 sein bisheriges Gouvernement ab und wurde Pienne's Nachfolger als Statthalter der Picardie. Hier fand er jahrelang die Plätze und ihre Umgebung durch blutige Streifzüge der Engländer und Kaiserlichen bedroht, wußte letztere jedoch mit geringen Mitteln fast ganz unschädlich zu machen, administrirte voll Weisheit und alle Welt nannte seinen Namen voll Ehrerbietung. Er entsetzte das belagerte Mezières, nahm Hesdin, schleifte die Werke von Landrecies, setzte alle picardischen Städte in guten Vertheidigungszustand und ließ den Feind durch Elite-Détachements fortwährend beunruhigen. De la Trémouille führte ihm aus Burgund Verstärkungen zu, mit deren Hülfe er 1522 den Kaiserlichen und Engländern kräftig widerstand. Im J. 1523 drang Karl in Flandern ein und entsetzte Térouanne, konnte aber den Feind nicht zu einem entscheidenden Treffen zwingen; an größeren Leistungen hinderte ihn Franz I. selbst, indem er einen Theil seiner Truppen nach Italien abrief. Durch den Verrath des Connétable von Bourbon gegen das ganze bourbonische Haus mistrauisch geworden, glaubte Franz I. Karl im Briefwechsel mit diesem Geächteten, befahl ihm, zu ihm nach Lyon zu kommen und den Oberbefehl in der Picardie dem alten La Trémouille zu überantworten. Alsbald wurde die Picardie vom Feinde überfallen und Paris selbst war bedroht. Jetzt sah der König seinen Misgriff ein, gab sein grundloses Mistrauen gegen Karl auf und sandte ihn im Herbste 1523 mit 400 gebarnischten Reitern zur Deckung von Paris; hier erregte seine unerwartete Ankunft Staunen und theilte der Stadt un-

begrenztes Vertrauen mit; nachdem er die nöthigen Sicherheitsanstalten getroffen, ging er in die Picardie, vereitelte mit Hülfe La Trémouille's die Pläne des Feindes und warf ihn über die Grenze zurück. Er übernahm wieder den Oberbefehl in der Picardie und erschien zum Beweise unerschütterlicher Ergebenheit mit Franz I. und Alençon am 8. März 1524 im pariser Parlamente, wo über den Connétable das Todesurtheil ausgesprochen wurde. Der König erklärte ihm als dessen nächsten Erben ausdrücklich, es sollten seine Ansprüche wenigstens auf die Grafschaften Clermont und La Marche und die Herrschaft Montaigut dadurch keineswegs geschmälert werden, wovon sich jedoch das Gegentheil herausstellen sollte.

Bevor Franz I. nach Italien zog, betraute er seine unbeliebte, herrschsüchtige Mutter mit der Regentschaft, Karl mit der Generalstatthalterschaft im nördlichen Frankreich. Durch die Aechtung des Connétable und den Tod Alençon's wurde Karl 1525 erster Prinz von Geblüt, was ihm Ansprüche auf die Regentschaft verlieh. Sobald Franz bei Pavia in Gefangenschaft gerathen war, dachten darum Unzufriedene aus allen Ständen an eine Regentschaft des Herzogs. Das pariser Parlament ließ ihm durch den Bischof von Paris und mehrere Räthe Anträge machen und nachdrückliche Unterstützung zusichern, um des Königs Mutter von ihrer Stelle zu verdrängen. Der Herzog aber war ein Ehrenmann und Patriot ohne Ehrsucht, schreckte vor solcher Verantwortung zurück, da eine Spaltung im Staate in so kritischer Zeit den Ruin herbeiführen könne, lehnte den Ruf nach Paris ab und ging, von der Regentin eingeladen, zu ihr nach Lyon. Er überwand selbst seinen gerechtfertigten Unmuth darüber, daß sich die Herzogin-Regentin infolge angeblicher Näherrechte in den Besitz der Güter des geächteten Connétable setzen wollte, verschmähte alle verlockenden Anerbietungen und folgte nur dem Gebote der Pflicht und Vaterlandsliebe. Er gab dem Patriotismus, als er in Lyon eingetroffen, neue Nahrung, belebte das Vertrauen in die Geschicke des Reichs und riß die Regentin aus ihrer Verzweiflung. Sie ernannte den hochherzigen Mann zum Präsidenten des Staatsraths; er trat mit ihr an die Spitze der Geschäfte, erntete durch weise Maßregeln allgemeinen Beifall, setzte die Grenzen Frankreichs in guten Vertheidigungszustand, arbeitete einsichtsvoll an der Auslösung des Königs und bewog die Regentin zur Aussöhnung mit England. Seine Treue blieb unerschüttert, als der gefangene König die Verfügung traf, im Falle des Ablebens seiner Mutter solle die Regentschaft auf seine Schwester, die Herzogin Margarethe von Angoulême, übergehen; auch daß Franz bei seiner Rückkehr nach Frankreich 1526 zu verkennen schien, was er ihm schuldig war, beirrte ihn nicht. Franz zog 1527 alle Güter des Connétable als erledigte Kronlehen ein, ohne auf Karl's erneuert geltend gemachten Ansprüche zu achten und seine alten Versprechungen (s. oben) zu erfüllen. Ebenso wenig wurde seine Gemahlin, die Ansprüche an das Herzogthum Alençon machte, vom Könige dabei gefördert. Am 18. Mai 1513 hatte Karl die Witwe des Herzogs Franz von Longueville und älteste Tochter des Herzogs Renatus von Alençon, Franziska, geheirathet, deren einziger Bruder, Herzog Karl von Alençon, 1525 starb. Sie wie ihre Schwester, die Markgräfin Wilhelm von Montferrat, hofften, Alençon und Perche würden ihnen verliehen; der König aber wies sie zurück und Franziska erhielt nichts als die Vicomté Beaumont, die Herrschaften La Flèche, Sonnois, Frênai, Sainte-Susanne und Château-Gonthier. Trotz aller Zurücksetzungen und Täuschungen murrte der edle Karl nicht, sondern bekundete nach wie vor in trüben Zeiten seine Treue für König und Vaterland, in welchen Gesinnungen er auch seine Kinder erzog. Als Franz I. im December 1527 in Paris die Notabeln versammelte, um Subsidien zur Lösung seiner Verbindlichkeiten an Karl V. zu erlangen, erklärte der Herzog von Bourbon-Vendôme, er und alle anwesenden Herren seien bereit, für ihren König Gut und Leben einzusetzen, und er hoffe, der ganze Adel werde ebenso denken. Der König ernannte ihn abermals zum Statthalter in Picardie und Isle-de-France und vermehrte, um ihm große Verluste zu ersetzen, 1529 seine Einkünfte um ein Jahrgeld von 24,000 Livres; auch versorgte das königliche Haus später seine Nachkommen reichlich und wollte seine Tochter Maria mit König Jakob V. von Schottland vermählen, der aber nicht darauf einging. Gern weilte Karl im Schoße seiner zahlreichen Familie auf seinem Schlosse La Fère an der Oise. Im J. 1536 sah sich der Staat abermals von außen bedroht, am meisten von den Niederlanden her, indem die Grafen von Nassau und von Reur die ärgsten Verheerungen in der Picardie anrichteten. Karl's Truppen waren gering an Zahl, noch geringer an Kriegsgewandtheit; trotzdem gelang es ihm und dem Herzoge von Guise, die Feinde zurückzuwerfen; die Bewohner von Saint-Riquier thaten Wunder der Tapferkeit, die Kaiserlichen mußten die Belagerung Péronne's abbrechen und bald war die Picardie von allen Feinden gesäubert. Im Winter warb Karl für Verstärkung des Heeres, um 1537 mit Guise gemeinsam den Krieg in die Niederlande hineinzuspielen, aber in Amiens erlag er einem Fieber am 25. März 1537.

Von seinen dreizehn Kindern mit Franziska starben zwei Söhne Namens Ludwig in zarter Jugend; Anton, Herzog von Bourbon-Vendôme, wurde durch Heirath König von Navarra; Franz, Graf von Enghien, siegte bei Cerisoles und erlag einem Unfalle am 23. Febr. 1546; Karl (s. d.) wurde Cardinal; Johann, Graf von Soissons, fiel in der Schlacht von Saint-Quentin am 10. Aug. 1557; Ludwig (s. d.) begründete die Häuser Condé, Conti und Soissons; Maria starb als Verlobte des Herzogs Franz I. von Nevers am 28. Sept. 1538, Margaretha als dessen Witwe am 20. Oct. 1589; Magdalene endete als Aebtissin des Klosters vom heiligen Kreuze in Poitiers, Katharina am 27. April 1594 als Aebtissin des Klosters Unserer Lieben Frau in Soissons, Renata am 9. Febr. 1583 als Aebtissin zu Chelles und Eleonore als Aebtissin zu Fontevrault am 11. März 1611. Mit der Genterin Nicole von Board zeugte Herzog Karl den Bastard Nicolaus von

Beaubeau-Beard, der noch 1565 lebte, deren zahlreiche Nachkommenschaft aber rasch erlosch. Des Herzogs betrübte und fromme Wittwe erbtente sich der Herrschaften La Roche und Beaumont-le-Vicomte als Leibgedings, welches König Franz I. 1543 in ein Herzogthum verwandelte. Sie starb am 15. Sept. 1560 und ruht neben ihrem Gatten in Vendome.

Vgl. Oeuvres du Seigneur de Brantome (neue Ausgabe, Bd. V., Paris 1787); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Auflage, Bd. VIII., Paris 1860).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

[1] KARL (von Blois), Herzog von Bretagne. Als zweiter Sohn des Grafen von Blois, Herrn von Avesnes, Guy I. von Châtillon und der Margaretha von Valois, Schwester des späteren Königs Philipp VI. von Frankreich, 1319 geboren, konnte Karl von seinem Vater eine nicht mehr als 5000 Livres jährlicher Einkünfte aus der Herrschaft Guise erwarten und erhielt sie bei dessen Tode im August 1342, aber die Verwandtschaft seiner Mutter mit königlichen und andern hohen Häusern war für ihn ein mächtiger Hebel. Verkehrterweise weckten seine Erzieher in ihm mehr die Neigung zu beschaulicher Frömmigkeit und einsiedlerischer Weltflucht als Kampflust und schlagfertige Tapferkeit, deren kein Seigneur des fröhlichen Frankreichs entbehren konnte; Gebete, Messen, die Bibel und die Heiligen schienen die Zielpunkte seines Strebens. Trotz seines Hanges zum Klosterleben und zum beständigen Beten verlobten ihn die Aeltern im Juni 1337 mit der fast gleichalterigen Johanna der Lahmen, einzigen und Erbtochter des Grafen Guy von Penthièvre, Vicomte von Limoges, und 1338 war die Hochzeit. Diese Heirath schleuderte Karl mitten in das bewegteste Sturmleben, während sie ihm die Grafschaft Penthièvre eintrug. Da Johanna's Aeltern früh gestorben waren, stand sie unter der Vormundschaft ihres kinderlosen Oheims, Herzogs Johann III. des Guten von Bretagne, der sie aus Haß gegen seinen jüngeren Stiefbruder, Grafen Johann von Montfort, zur Nachfolge in der Bretagne ausersah; ihre frühere Verlobung mit dem Kronprinzen Karl (I.) von Navarra wurde gelöst und Karl von Blois mußte ihm bei dem Verlobnisse 20,000 Livres, falls er und sie die Bretagne erhalten würden, sonst nur die Hälfte als Abfindung versprechen. Der Ehecontract ist verloren gegangen und ein Testament Johann's III., welches Karl und Johanna die Bretagne vermachte, existirte nicht; ihre ganzen Ansprüche beruhten im Willen des Herzogs und auf der Unterstützung, die ihnen Karl's Oheim, König Philipp VI., zuwenden würde. Die Bretagne war der That nach kein wirkliches Kronleben Frankreichs, die Herzoge hielten sich nach Kräften von dem Machtspruche des Königs in Paris zurück, liebäugelten hingegen häufig mit dem Könige von England, von dem sie die Grafschaft Richemont zu Lehen trugen. Dem staatsklugen Philipp VI. war es in seinem Kriege mit England darum zu thun, die Bretagne König Eduard III. zu verschließen, damit er nicht durch sie nach Frankreich gelange; darum mischte er sich in die Heirathsfrage, nahm keine Rücksicht auf das nähere Anrecht Johann's von Montfort an die bretonische Herzogskrone und stiftete die rein politische Heirath Karl's mit Johanna von Penthièvre. Durch den Ausschluß der weiblichen Descendenz hatte Philipp VI. den französischen Thron erhalten, in der Bretagne wurde er der Anwalt der weiblichen Successionen; kraft des weiblichen Erbrechts forderte Eduard III. von England den französischen Purpur und in der Bretagne verfocht er die Rechte Johann's von Montfort gegen Johanna von Penthièvre; es war ein wundersamer Rollentausch. Beiden Königen war von hohem Interesse, daß der Herzog von Bretagne bei ihrem Ringkampfe um die Krone der Capetinger auf ihrer Seite stehe; darum mischten sie sich beständig direct oder indirect in die bretonische Successionsfrage.

Am 30. April 1341 starb Johann III. von Bretagne, bis zuletzt ohne festen Entschluß in der Successionsfrage. Sofort riß sein Bruder Johann von Montfort das Land an sich, ehe Karl einen Schritt gethan hatte, und Karl bat den König Philipp VI. um Beistand und Entscheidung, anstatt zu handeln. Er ging ganz in Gebet und Ascese auf; in seine Schuhe legte er Kieselsteine, ließ sich vom Ungeziefer zerfleischen, trug einen dreifachen Gürtel mit so eng gerafften Knoten, daß sie ihm tief ins Fleisch drangen, geißelte sich sehr oft und schlug sich die Brust derart mit Fäusten, daß sein Gesicht sich grün färbte (Morrice, Histoire de Bretagne, Bd. 2, Preuves), fastete wöchentlich zweimal bei Wasser und Brot und sein härenes Bußgewand wimmelte von Läusen. Sein Haus war immer den Kranken und Armen wie allen schwangern Frauen offen, oft bediente er sie selbst barhäuptig und wusch ihre Füße; hatte er kein Geld, so schenkte er seine Kleider weg. Am liebsten wäre er jetzt noch in ein Kloster gegangen, aber die männlich starke Gemahlin hielt ihn zurück und zwang ihn, um den Thron zu kämpfen.

Philipp VI. entbot Karl und Johann vor den Pairsgerichtshof in Paris; beide Rivalen erschienen, ihre Ansprüche vertretend; dann machte sich Johann, Gefahr witternd, heimlich davon und setzte sich noch fester in der Bretagne (Froissart, Chronique de France etc.); Philipp aber und die Pairs sprachen im Schlosse Conflans am 7. Sept. 1341 Karl und Johanna das Herzogthum Bretagne zu. Karl war somit Herzog der Bretagne und Pair von Frankreich. Er huldigte Philipp, während sich Eduard III. für Johann erklärte. Philipp ermunterte ihn, schleunigst Besitz zu ergreifen; eine große Zahl mächtiger Seigneurs ergriff für Karl die Waffen und in Ancenis sammelten sich 5000 Schwerbewaffnete, 3000 genuesische Armbrustschützen und ein großer Train. In der Bretagne konnte Karl auf den größten Theil des Adels und einige Prälaten, Johann anfänglich, aber nicht auf die Dauer, auf die Städte zählen. Nach der Einnahme von Châteauceaux gingen Karl und der Herzog Johann von der Normandie, der Thronerbe Frankreichs, auf Nantes los, wo sich Johann befand, begannen die Belagerung unter Greuelthaten, wurden bei dem Schrecken der Bürgerschaft der Stadt bald Meister, nahmen diese

durch Capitulation, setzten Johann gefangen und ließen ihn in einem Thurme des Louvre in Paris einsperren. Jetzt aber galt es, seine heroische Gattin, Margaretha von Flandern, zu bekriegen, die wie eine Löwin von Rennes aus für Mann und Kind stritt, das ganze Land in Waffen rief und sich, auf englische Hülfe harrend, in Hennebont festsetzte. Im Frühlinge 1342 zog Karl gegen Rennes, welches bald capitulirte; so besaß er die beiden Hauptstädte Nantes und Rennes und mußte nun suchen, Margaretha und ihren Sohn in seine Gewalt zu bekommen. Margaretha wußte ihrer Mannschaft in Hennebont Begeisterung einzuhauchen, entfaltete ungewöhnlichen Muth und erhielt englische Hülfe, als die Belagerung einen ihr ungünstigen Ausgang zu nehmen drohte; der Feind hob diese auf und griff andere Plätze, die zu Johann von Montfort hielten, an. Aurai, Vannes und Guerrande wurden rasch von Karl erobert, und während ein Theil seiner Truppen unter Ludwig von Spanien vernichtet wurde, nahm Karl Karhaix, begann neuerdings Hennebont zu belagern, war aber nicht glücklicher als das erste mal. Eduard III. beschloß jetzt, mit aller Macht die Eroberung der Bretagne zu versuchen, und sandte auf 46 Schiffen ein Armeecorps unter Robert von Artois, einem Frankreich untreu gewordenen Capetinger, und andern Großen ab, während Philipp VI. 32 Schiffe mit 1000 bewaffneten Franzosen und 3000 genuesischen Armbrustschützen unter Karl's Befehl stellte. In einem blutigen Seegefechte, welches ein Sturm beendete, verloren die Engländer mehrere Schiffe. Margaretha belagerte nun Vannes, nahm es, verlor es aber alsbald wieder. Eduard III. brachte ihr in Person neue Hülfe; seine Truppen belagerten erfolglos Rennes, Vannes und Nantes, er nahm Roban und Pontiov, ließ sich vom Bischofe von Quimper huldigen und hauste in der Bretagne ebenso rücksichtslos als Alliirter Johann's von Montfort wie Philipp VI. und der Herzog Johann von der Normandie, die bis Ploërmel vordrangen, als Alliirte Karl's von Blois hausten. Zwei vom Papste Clemens VI. abgesandte Cardinäle vermittelten am 19. Jan. 1343 in Malestroit einen dreijährigen Waffenstillstand zwischen Philipp und Eduard; die Bretagne war in denselben eingeschlossen, doch sollten Kämpfe zwischen den Parteien Karl's von Blois und Johann's von Montfort stattfinden können, ohne den Bruch des Waffenstillstands herbeizuführen. Die Truppen der Könige verließen die Bretagne.

Die große Masse der Bevölkerung war für Johann und seine Heldengattin, deren Sache als nationale auftrat, wenn auch England sie unterstützte. Viele Barone von Karl's Partei waren insgeheim mit Eduard III. einig geworden, Philipp VI. erfuhr dies, lud sie zu einem Turniere nach Paris und ließ ohne Proceß am 29. Nov. 1343 vierzehn enthaupten; bald sandte er ihnen weitere Opfer in den Tod nach. Eduard III. sah in diesen Gewaltacten einen Bruch des Waffenstillstands und sandte ein neues Heer in die Bretagne; Johann entwich aus dem Louvre, eilte zu Eduard und huldigte ihm für die Bretagne; er trat hier an die Spitze der Seinen und starb zu Hennebont am 26. Sept. 1345, worauf seine Witwe den Krieg fortsetzte und die Rechte ihres Sohnes Johann verfocht.

Während Philipp VI. allen Anhängern des Hauses Montfort mit dem Tode drohte, nahm Karl die Stadt Quimper im Frühlinge 1344 unter Greueln ein und alle Bigoterie hinderte ihn nicht, seine Gefangenen enthaupten zu lassen. Die Kämpfe in dem unglücklichen Lande, welches 1346 noch von einer Hungersnoth heimgesucht wurde, nahmen kein Ende. Der englische Feldherr, Graf Northampton, nahm Karhaix, La Roche-Derrien, Lannion und andere Punkte von Belang weg und sein Nachfolger, Thomas von Agworth, widerstand mit wenig Mannschaft siegreich Karl's ganzem Heere. Im Juni 1347 suchte Karl den Engländern und der Partei Montfort's das Schloß La Roche-Derrien wieder zu entreißen, wurde aber in furchtbarem Kampfe, trotzdem er mit seltener Bravour stritt und 18 Wunden erhielt, überwunden, ergab sich einem bretonischen Seigneur am 18. Juni und wurde nach Vannes, von da nach London geschafft, wo er neun Jahre im Tower saß. Seine Gemahlin setzte für ihn und ihre Söhne den Kampf mit Margaretha von Flandern, der Witwe seines Rivalen, fort; die Bretagne blieb das Theater greulichster Verheerungen und Fehden, unter denen der Zweikampf der Dreißig 1352 berühmt geworden ist. Karl wurde in London in barbarischer Haft gehalten und schrieb eine Abhandlung zu Ehren des heiligen Yves. Erst 1356 erhielt er die Freiheit gegen das Versprechen von 100,000 Goldgulden, die er aber niemals zahlte noch zahlen konnte, zurück und mußte seine beiden Söhne zu Geiseln dafür stellen. Er kehrte in die Bretagne zurück, als England im Zenith der Macht stand. Bei der Versammlung der Reichsstände in Paris im October 1356 wählte der Adel Karl mit Uebergehung von Oheim und Bruder des Königs zu seinem Präsidenten. Seine Sache in der Bretagne wurde von Paris aus schlecht gefördert und nach dem Frieden von Brétigny (1360) zwischen England und Frankreich, wo wiederum die Rechtsfrage, ob die Bretagne Karl und seiner Gemahlin oder dem jungen Johann von Montfort zukomme, unerledigt blieb, strömte das entlassene Kriegsvolk beider Theile in die Bretagne, um auf einer der beiden Seiten mitzukämpfen. War Karl manchmal geneigt, unter Bedingungen Frieden zu machen, so wollte Johanna, seine Gemahlin, von keiner Abrede wissen, in der sie eine Hand breit Land aufgeben müßte. Der Krieg dauerte ohne eine entscheidende Schlacht Jahr um Jahr fort; auf der Seite Johann's von Montfort that sich Olivier de Clisson, auf der Karl's Bertrand Duguesclin in erster Linie hervor. Im J. 1363 nahm der Krieg einen noch leidenschaftlicheren Charakter an. Duguesclin eroberte Karhaix, Montfort eilte zum Entsatze von Bécherel herbei, welches Karl belagerte; Karl bot eine Entscheidungsschlacht an, aber statt deren leiteten einige Bischöfe in Evran Unterhandlungen zwischen den Rivalen ein; am 12. Juli 1363 kam in Evran ein Theilungsvertrag der Bretagne zu Stande, beide Prätendenten beschworen ihn dreimal auf Altar, Evangelium und Hostie, aber Karl's Gemah-

ihn erkannte ihn entrüstet nicht an und zwang Karl, sein Wort zu brechen, worauf der Kampf neuerdings entbrannte. König Karl V. schickte Karl Duguesclin mit 1000 Lanzen zu Hülfe, der Prinz von Wales unterstützte Montfort; Karl's letzte Neigung zum Frieden mußte vor seiner herrlichen Frau verstummen und es kam am 29. Sept. 1364 zur Schlacht bei Auray, wo Karl im heftigsten Kampfe focht, von den Seinen getrennt und gefangen genommen wurde, ein englischer Soldat über ihn herfiel und ihn niederstach. Die Bretagne war mit seinem Tode für sein Haus verloren und fiel Johann von Montfort zu. Karl wurde in Guingamp bestattet. Seine Wittwe behielt Penthièvre und wurde mit etwas Land, darunter die Vicegrafschaft Limoges, abgefunden; ihre Söhne blieben in englischer Gefangenschaft. Um aber den Ansprüchen des Hauses Montfort einen tödtlichen Streich zu versetzen, beantragte König Karl V. bei dem Papste die Kanonisation Karl's, der seit seinem Ableben von den Bretonen wie ein Heiliger verehrt wurde und an dessen Grabe Wunder geschehen sollten. Der Papst ernannte 1368 eine Commission, die über 300 Zeugen vernahm, aber Johann IV. von Bretagne, der junge Montfort, parirte den Schlag gegen seine Autorität, indem er den Papst dahin bewog, die Kanonisation hinauszuziehen, bis sich die Angelegenheit im Sande verlief.

Vgl. Graf Daru, Histoire de Bretagne (Bd. 2, Paris 1826); Pitre-Chevalier, La Bretagne ancienne et moderne (Paris 1844); Henri Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. 5., Paris 1857).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

n) KARL DER KÜHNE, Herzog von Burgund, war der einzige Sohn des Herzogs Philipp des Guten und seiner dritten Gemahlin Isabella von Portugal. Er war geboren am 10. Nov. 1433 zu Dijon und erhielt den Titel eines Grafen von Charolais, den er bis zu seinem Regierungsantritte führte. Er genoß eine vorzügliche Erziehung, nicht nur in den ritterlichen Kämpfen, in denen sich der kräftige, wenn auch nicht hochgewachsene Prinz stets ausgezeichnet hat, sondern auch in literarischer und gelehrter Bildung. Er verstand lateinisch, englisch, vlamisch neben dem Französischen; auch griechische Autoren las er eifrig in Uebersetzungen. Künste und Wissenschaften standen am burgundischen Hofe in hohem Ansehen. Karl liebte besonders die Musik. Er zeigte frühzeitig einen großen Thätigkeitsdrang, Mäßigkeit, strenge Sitte, vielen Ernst; aber sein Charakter war verunstaltet durch seine Härte, seine Anmaßung, sein gebieterisches Wesen, seinen unbeugsamen Starrsinn. Sein unersättlicher Ehrgeiz, den er mit der ganzen burgundischen Linie des valesischen Hauses gemein hatte, war mit furchtbarer Leidenschaftlichkeit, mit loderndem Jähzorn gepaart. Erfüllt von den Erinnerungen des Ritterthums, das ja an dem glänzenden burgundischen Hofe mit Vorliebe gepflegt wurde, war er doch begehrlich nach Landerwerb, stets bereit, sich auf die krummsten Pfade der modernen Diplomatie einzulassen. Seine unerschütterliche Gesundheit und Körperkraft ließen ihn dabei vor keiner Anstrengung zurückschrecken. — Im Jahre 1454 vermählte er sich mit Isabella von Bourbon; während der elf Jahre ihrer Ehe blieb er ihr stets treu zugethan. Mit seinem Vater zerfiel er, weil dieser sich ganz habgierigen und unfähigen Günstlingen, den Herren von Croy, hingab. Während einiger Zeit, im Frühjahre 1457, zog er sich tagelang von dem Hofe seines Vaters nach Dendermonde zurück, bis der Dauphin Ludwig (Ludwig XI.), der damals sich in Brabant aufhielt, eine Aussöhnung zu Stande brachte. Allein der Gegensatz blieb bestehen und brach von neuem aus, als Ludwig, König geworden, durch Bestechung der Familie Croy den Herzog Philipp dahin brachte, die Picardie an Frankreich zurückzugeben (1463). Damals zog sich der Prinz mit seinem kleinen Hofe nach dem Städtchen Gorkum zurück. Seitdem hegte Karl von Charolais heftige Feindschaft und Rachsucht gegen den französischen Herrscher. Und als Ludwig seine Intriguen noch weiter trieb, Anton von Croy zum französischen Gouverneur der Picardie machte, den Zwist zwischen Philipp und seinem Sohne noch zu verschärfen suchte, begann auch der Herzog zu merken, daß der König sein Haus und sein Land nur in Verwirrung bringen wollte. Gerade diesen Machinationen Ludwig's gegenüber wünschte der alternde Philipp sich mit seinem Sohne gut zu stellen. Im Januar 1464 fand die definitive Versöhnung statt, welche durch die zum ersten mal zusammenberufenen Generalstände der gesammten Niederlande sanctionirt wurde. Seitdem überließ der Herzog dem Grafen von Charolais vollständig die Regierung. Karl vertrieb die Croy vom burgundischen Gebiete und zog alle ihre Besitzungen ein. Frankreich gegenüber wurde eine entschieden feindselige Politik eingeschlagen. Der Graf von Charolais war eins der eifrigsten und mächtigsten Mitglieder des Bundes des französischen Hochadels gegen Ludwig XI., der „Liga des öffentlichen Wohls", die 1465 die Waffen gegen den König ergriff. Er fiel in Nordfrankreich ein und drang bis Paris vor. Am 16. Juli 1465 lieferte er in der Nähe der Hauptstadt, bei Montlhery, dem Könige ein unentschiedenes Treffen. Indeß durch die Truppen seiner Verbündeten verstärkt, schloß Karl denselben in Paris ein und nöthigte ihn zu dem Frieden von Conflans und St.-Maur (29. Oct. 1465), der den Aufständischen große persönliche Zugeständnisse machte und dem Burgunder im Besondern die picardischen Städte nördlich von der Somme zurückgab. Dafür verzichtete Karl ebenso gut wie alle seine Verbündeten auf die großen grundsätzlichen Reformen, die sie als Ziel der „Liga des öffentlichen Wohls" aufgestellt hatten.

Ludwig begann sofort seine Intriguen gegen den soeben geschlossenen Frieden. Er suchte dabei Karl, dessen Gemahlin, Isabella von Bourbon, gestorben war, durch das Anerbieten der Hand seiner Tochter Anna — eines Kindes — zu gewinnen, aber auch, durch heimliche Aufreizung der unter burgundischem Schutze stehenden Städte Lüttich und Dinant zum Aufstande, zu beschäftigen. Indeß Karl setzte in Lüttich den verjagten Fürstbischof wieder ein, und die Stadt Dinant wurde förmlich ausgemordet; 800 Bürger ließ Karl im Beisein seines Vaters in der Maas ertränken (1466). Am 15. Juni 1467 starb

Philipp der Gute und die längst thatsächlich geführte Regierung fiel nun auch dem Namen nach Karl dem Kühnen zu. Phantastische Pläne erfüllten ihn, ohne daß er sie doch ruhig und consequent zu verfolgen vermochte: Losreißung von Frankreich, Gründung eines burgundischen Königthums — woran übrigens auch schon sein Vater gedacht hatte — Erlangung des römisch-deutschen Kaiserthums! Einer solchen Rolle glaubte er sein ganzes Auftreten anpassen zu müssen. Seine Hofhaltung war, trotz seiner persönlichen Mäßigkeit und Frugalität, die bei weitem glänzendste und prächtigste in ganz Europa, zu der man von allen Seiten wie zur hohen Schule des Luxus und der guten Sitte herbeieilte. Seine Wohlthaten an Kirchen, Klöster und Arme waren grenzenlos. Allein auch Dichter und Künstler fanden in Brüssel stets die freundlichste und reichste Aufnahme. Jedes Buch, das der Herzog gebrauchte, ließ er durch die besten flämischen und italienischen Meister illuminiren.

Zunächst fand er aber allerorten innere Schwierigkeiten, die auf eine grundsätzliche Leitung von außen, durch Ludwig XI., schließen ließen, welcher sein Versprechen betreffs der Heirath der Prinzessin Anna zurückgezogen und ihm auch die picardischen Städte keineswegs eingeräumt hatte. Gent empörte sich wider ihn und zwang ihn, der Stadt die nach der Schlacht bei Gavre ihr entzogenen Freiheiten zurückzugeben; in Brüssel, Antwerpen und Mecheln fanden gleichfalls Unruhen statt. Lüttich versagte von neuem seinen ganz burgundisch gesinnten Bischof Karl von Bourbon und belagerte ihn in Huy; Ludwig nahm sich der rebellischen Stadt eifrig an. Indeß Karl der Kühne kam ihm zuvor und schlug die Lütticher entscheidend, mit einem Verluste von 6000 Mann, bei St.-Trond (28. Oct. 1467). Nach dieser Niederlage ergab sich Lüttich. Es wurde seiner Mauern und aller seiner Freiheiten beraubt und zu 120,000 Goldgulden Strafe verurtheilt. Seitdem begann Karl systematisch ein Gewaltregiment in den Niederlanden, die mit Steuern schwer belastet wurden. Niemand wagte ihm mehr zu widerstehen, auch die Genter mußten sich jetzt die völlige Vernichtung ihrer Unabhängigkeit gefallen lassen, während die übrigen unruhigen Städte mit schweren Geldopfern davonkamen.

Karl erkannte wohl, woher ihm alle die Gegner gekommen waren, und nahm eine gegen Frankreich durchaus feindselige Stellung ein. Er vermählte sich im Juli 1468 mit Margaretha von York, der Schwester des englischen Königs Eduard IV. Ludwig XI. dachte ihn durch persönliche Verhandlungen, durch seine eigene bewährte diplomatische Geschicklichkeit zu fangen. Nachdem er sich vollkommene Sicherheit ausbedungen und versprochen erhalten hatte, suchte er den Herzog selbst in dessen picardischer Stadt Peronne auf (October 1468). Indeß er sah sich bald in die Netze seiner eigenen schlauen Diplomatie verwickelt. Er hatte vorher Agenten nach Lüttich gesandt, um dort den Aufstand wieder zu erregen, und die Lütticher hatten eher Feuer gefaßt, als man es vermuthet hatte. Die Bürger, der französischen Hülfe versichert, nahmen ihren Bischof und den burgundischen Gouverneur Humbercourt gefangen. Jetzt, in Peronne, kam die falsche Nachricht an Karl, sie seien auf Anreizung der Franzosen von den Lüttichern erschlagen worden. Sein Ingrimm, ja seine Wuth kehrte sich gegen seinen Gast, den König, den er zwei Tage im Schlosse von Peronne gefangen hielt, den er hinzurichten oder doch zur Abdankung zu nöthigen gedachte. Erst als bessere Nachrichten aus Lüttich kamen, milderte er seinen Zorn. Doch zwang er den König zu einem ungünstigen Vertrage, den Ludwig auf ein Stück des wahren Kreuzes beschwören mußte. Die Einräumung der nördlichen Picardie an den Herzog, Zugeständniß des Urtheils in letzter Instanz an die flandrischen Gerichte, Abtretung der Champagne an seinen eigenen, mit Karl dem Kühnen verbündeten Bruder Karl waren die Hauptbedingungen dieses Vertrags; außerdem mußte Ludwig verheißen, persönlich dem Herzoge gegen die Lütticher beizustehen. So erhielt er seine Freiheit wieder (14. Oct.).

Die letzte jener Bedingungen, die entehrendste, erfüllte Ludwig am ehesten. Nach tapferm Widerstande fiel Lüttich am 30. Oct. in die Gewalt der Burgunder und des französischen Hülfscorps. Karl nahm an der widerspenstigen Stadt furchtbare Rache. Alle Einwohner, die sich nicht gerettet hatten, wurden getödtet, alle Gebäude, mit Ausnahme der kirchlichen, niedergebrannt.

Die Aussöhnung des französischen Herrschers mit seinem übermächtigen Vasallen war nur eine scheinbare. Jener suchte diesen zu demüthigen und zu schwächen, dieser sich von jenem auch rechtlich unabhängig zu machen. Er verweigerte dem Könige die Huldigung und suchte nach Vorwänden, mit ihm zu brechen. Dabei dehnte er unausgesetzt seine Macht aus. Erzherzog Sigismund von Tirol und Vorderösterreich hatte an die Schweizer, mit denen er einen unglücklichen Krieg geführt, 50,000 Gulden Kriegskosten zu zahlen; da er sie nicht besaß, entlehnte er sie von Karl dem Kühnen, dem er als Pfand die vier Waldstädte im Schwarzwalde sowie die österreichischen Besitzungen im Elsaß und Breisgau übergab (Vertrag von St.-Omer, 9. Mai 1469); bei Sigismund's lockerm Leben und schlechter Wirthschaft schien Wiedereinlösung kaum denkbar. So hatte der Burgunder sich auch am obern Rheine festgesetzt. Dabei mischte er sich zu Gunsten seines Schwagers Eduard IV. in den Krieg der beiden Rosen. Die holländische Flotte unter dem Admiral Heinrich van Borselen brachte dem gegen jenen empörten Grafen Warwick eine Niederlage im Kanal bei. Mit Ludwig von Frankreich kam es bald zu neuen Streitigkeiten. Da berief der König eine Notabelnversammlung nach Tours (November 1470), die den Herzog des Majestätsverbrechens für schuldig, Ludwig deshalb von den Bedingungen von Peronne frei erklärte. Der Herzog wurde sogar zur Verantwortung vor das pariser Parlament geladen (December 1470). Damit war der Krieg erklärt. Es zeigte sich, daß der König besser auf denselben vorbereitet war als der Herzog. Ein großes französisches Heer fiel in die Picardie ein und nahm St.-Quentin, dann die Hauptstadt Amiens selbst. Der Herzog sah sich genöthigt, sich zu demüthigen und Ludwig um einen Waffenstillstand zu

bitten den dieser entscheidenden Kämpfen stets abgeneigt, in der That annahm (April 1471). Indeß Ludwig sah sich bald aufs neue von furchtbaren Feinden umringt. Der definitive Sturz der Lancaster durch Eduard IV. (1471) beendigte diesen unversöhnlichen Feind Ludwig's auf dem englischen Throne. Karl der Kühne hatte ihn dabei unterstützt; Warwick, der mit Ludwig stets in freundschaftlicher Verbindung gestanden, hatte im Kampfe das Leben verloren. Durch diese Umstände ermuthigt, begann des französischen Königs Bruder, Karl von Guyenne, einen Aufstand, verbündete sich mit den Armagnacs und dem Herzoge von der Bretagne und suchte mit Karl dem Kühnen anzuknüpfen. Karl selbst hatte, von den trüben Erfahrungen der letzten Monate belehrt, die Errichtung einer stehenden Macht schwerbewaffneter Reiter betrieben und sich dazu von seinen Unterthanen eine bleibende Steuer von 120,000 Goldgulden bewilligen lassen, die später auf 360,000 vermehrt wurde zur großen Unzufriedenheit der Niederländer. Die Zahl der „Lanzen", jede zu etwa sechs Mann, welche das stehende Heer ausmachten, betrug 1250. So bildete der Burgunder den Mittelpunkt des gegen den französischen Herrscher gerichteten Bundes. In dieser Noth versuchte Ludwig wieder seine diplomatischen Künste. Er machte dem Burgunder die glänzendsten Anerbietungen, wenn dieser die Herzoge von Bretagne und Guyenne im Stiche lasse. Nach einigem Zögern war Karl illoyal genug, seine Freunde aufzugeben; zumal die Rückgabe der picardischen Städte war die Lockspeise, der er bei keiner Gelegenheit zu widerstehen vermochte. Indeß wie der burgundische Abgesandte mit dem unterzeichneten Vertrage zum König kam, wies dieser ihn ab. Ludwig hatte soeben die Nachricht erhalten, daß sein Bruder Karl von Guyenne am 24. Mai 1472 in Bordeaux gestorben sei. Es ruht auf Ludwig der dringende Verdacht, seinen Bruder durch den Abt von St.-Jean d'Angeli vergiftet zu haben.

Von Ludwig getäuscht, verfiel Karl der Kühne in einen seiner gewöhnlichen Wuthanfälle. Er beschloß, ohne weitere Erklärung zum Angriff auf den König überzugehen. Wirklich eroberte er einige kleine picardische Städte und verübte dabei entsetzliche Greuel, die an seine in Dinant und Lüttich bewiesene Grausamkeit erinnerten und ihn dauernd bei dem französischen Volke verhaßt machten. Des Herzogs Plan war, in die Normandie einzufallen und so die Verbindung mit Franz II. von der Bretagne herzustellen. Aber gleich die erste normannische Stadt, Beauvais, setzte ihm einen heldenmüthigen Widerstand entgegen. Der ganze Norden des Königreichs, über Karl's Wüthen entrüstet, sandte viele Tausende freiwilliger Krieger der Stadt Beauvais zur Hülfe. Karl mußte die Belagerung aufheben und sich mit der ebenso schändlichen wie nutzlosen Verwüstung des flachen Landes in der nördlichen Normandie begnügen. Ludwig hatte inzwischen den Herzog von Bretagne zu einem Waffenstillstande gezwungen, ein Beispiel, dem Karl der Kühne nach seinem ergebnißlosen Feldzuge zu folgen sich veranlaßt sah.

Der ebenso unersättliche wie unstete Burgunder hatte seine Blicke schon auf einen ganz andern Punkt gerichtet: auf die linkserheinischen Provinzen Deutschlands und auf die Krone Karl's des Großen. Zunächst erhielt er hier einen neuen Landzuwachs. Arnold von Egmont, Herzog von Geldern, hatte durch seine klägliche Regierung sein gesammtes Land wider sich aufgebracht. Diese Unzufriedenheit benutzend, hatte, von Philipp dem Guten angereizt, Arnold's eigener Sohn Adolf sich gegen denselben aufgelehnt und schließlich 1465 den Vater eingekerkert und zur Abdankung gezwungen. Karl der Kühne nahm sich des gefangenen Arnold an, wahrscheinlich um sich unter solchem Vorwande auch des letzten noch unabhängigen Gebietes der Niederlande zu bemächtigen. Unter dem Scheine von Verhandlungen hatte er 1471 Adolf in sein Lager gelockt und hier festgehalten. Aber die geldernschen Städte weigerten sich entschieden, Karl's Schutzling Arnold wieder als Herzog anzuerkennen und widersetzten sich demselben mit gewaffneter Hand. Es blieb Arnold nichts übrig, als sein Herzogthum Geldern und seine Grafschaft Zütphen für 300,000 Goldgulden dem Herzoge von Burgund zu verpfänden (December 1472). Als er schon im Februar 1473 starb, rückte Karl mit einer bedeutenden Armee in das Land und nahm es auf völlig widerrechtliche Weise als verfallenes Pfandobject in Besitz. Auch hier wurden die bis dahin sehr weitgehenden Privilegien der Städte vernichtet, fast unerschwingliche Steuern auferlegt. Doch wurde andererseits auch die Rechtspflege besser geordnet, ein Appellgericht in Arnheim errichtet. Prompte und unparteiische Justiz war überhaupt eine Lichtseite von Karl des Kühnen Regierung. Gerade damals traf er eine Maßregel, die einerseits eine gute Ausübung jener verbürgen, andererseits die gesammten nun von dem burgundischen Herrscherhause besessenen Niederlande zu wahrer Einheit zusammenfassen sollte; er errichtete einen höchsten ständigen Gerichtshof (Parlament), sowie eine oberste Rechnungskammer in Mecheln für alle seine niederländischen Provinzen, mochten dieselben von dem französischen Könige oder von dem römisch-deutschen Kaiser zu Lehen gehen. Mit dem letzteren hatte er damals, vom 30. Sept. 1473 an, eine Zusammenkunft in Trier, angeblich um die Belehnung mit Geldern und Zütphen zu erhalten. In Wahrheit gingen die beiderseitigen Pläne viel weiter. Karl forderte von Friedrich III. den Königstitel von Burgund, das Reichsvicariat in den Niederlanden und damit die Herrschaft über die vier niederländischen Bisthümer Utrecht, Lüttich, Cambrai und Tournai; endlich selbst die Nachfolge im Kaiserthume. Der Preis, den er dafür in Aussicht stellte, war freilich sehr verlockend; er versprach seine einzige Tochter und Erbin Maria mit des Kaisers Sohn Maximilian zu vermählen. Indeß die Zusage war keineswegs aufrichtig gemeint. Karl betrachtete die Hand Maria's als ein unschätzbares Mittel, sich Freunde und Verbündete zu erwerben und zu sichern, indem er sie und mit ihr die ungeheuere burgundische Erbschaft bald diesem bald jenem in Aussicht stellte. Es scheint, daß Friedrich III., der sich in seiner Aermlichkeit schon von der unglaublichen Pracht, mit der Karl auftrat, gedemüthigt und erdrückt fühlte, dessen Aufrichtigkeit zu mistrauen begann. Am Tage vor der schon festgesetzten Krö-

nung Karl's entwich der Kaiser heimlich aus Trier. Uebrigens wurden die Verhandlungen keineswegs gänzlich aufgegeben, zumal der Kaiser mochte auf die Hoffnung der burgundischen Heirath für Maximilian nicht verzichten. Sehr wider seinen Willen wurde er aber zu offenen Feindseligkeiten gegen Karl den Kühnen genöthigt.

In Ermangelung des Königstitels wollte Karl doch auch als Herzog sein burgundisch-austrasisches Königreich verwirklichen, sich immer umfassender am Rheine festsetzen. Hierzu bot ihm wieder der innere Zwist eines Nachbarlandes den Vorwand. Der Erzbischof Ruprecht von Köln, ein Wittelsbacher, war von dem Papste abgesetzt worden, wollte aber dem vom Kapitel eingesetzten Administrator, Hermann von Hessen, den auch der Kaiser begünstigte, nicht weichen. Er erbat die Hülfe des Burgunders, dem er dafür die Vogtei über das Erzstift ertheilte. Im December 1473 zwang dann Karl den Herzog Renatus von Lothringen (aus der Familie Anjou), ihm vier Grenzfestungen und das Recht des Truppendurchzuges zu übertragen — als Einleitung der völligen Occupation Lothringens, das Karl unentbehrlich schien zur Verbindung seiner niederländischen Besitzungen mit den eigentlich burgundischen und oberrheinischen. Noch in demselben Monate suchte er diese letzteren, zumal das Elsaß heim und setzte hier Peter von Hagenbach, einen grausamen und gewissenlosen Mann, als Landvogt ein. Im Sinne seines Herrn erweiterte Hagenbach unbedenklich des Herzogs Rechte und Einkünfte auf Kosten der freien Herren und Städte der Gegend; von einer eventuellen Rückgabe der Pfandbesitzungen war gar nicht mehr die Rede.

Das Ungeheuerlichste, weitest Auseinanderliegende wollte Karl auf einmal umfassen. Damals schloß er mit Eduard IV. von England einen Vertrag zum gemeinschaftlichen Angriff auf Frankreich. Zugleich aber traf ihn ein harter Schlag. Die freien Städte und die Ritterschaft im Elsaß fanden sich von Peter von Hagenbach bedrückt und bedroht; da alle Klagen bei dem Herzoge nichts nutzten, so dachten sie an gewaltsame Abhülfe. Zu diesem Behufe wandten sie sich um Unterstützung an die Schweizer, mit denen sie seit lange in Verbindung standen. Die Schweizer hatten schon seit geraumer Zeit Gründe zur Klage über Karl. Dieser hatte trotz des Freundschaftsbundes, den er 1467 mit Bern und Zürich geschlossen, sich in St.-Omer 1469 mit ihrem Gegner Sigismund alliirt. Sein Streben nach Wiederaufrichtung des alten burgundisch-lotharingischen Königreiches mußte die Schweizer in ihrem eigenen Gebiete unmittelbar bedrohen. Er hatte dann im Januar 1474 eine Gesandtschaft der Schweizer, die bei ihm zu Gunsten der Elsässer Vorstellungen machten, zurückgewiesen — andererseits fand Erzherzog Sigismund, daß er mit Karl noch übler fahre als mit den Schweizern. Er hatte sich diesen genähert und zugleich von dem französischen Könige, dem unversöhnlichen Gegner des Burgunders, die nöthigen Summen erbeten, um von diesem die oberrheinischen Pfänder wieder einlösen zu können. Ludwig's Diplomatie benutzte mit Eifer alle diese Karl dem Kühnen feindlichen Elemente. Unter des Königs Vermittelung kamen vom 30. März bis4 . April die Verträge von Konstanz zu Stande, die ein Defensivbündniß zwischen den Schweizern und den elsässischen Städten sowie den erstern und Sigismund festsetzten, auch dem letzteren die zum Rückkauf der verpfändeten Länder nöthigen 80,000 Gulden zur Verfügung stellten. Zwei Tage später kündigte Sigismund dem Burgunder den Rückkauf an. Die bedrängten Elsässer aber, durch diese Vorgänge ermuthigt, wollten nicht länger warten. Die Breisacher nahmen Hagenbach gefangen und ließen ihn im Mai 1474 enthaupten. Da rächte es sich an Karl, daß er schon seine Hauptanstrengungen nach einer andern Seite gerichtet hatte. Er konnte nur 25,000 Mann gegen den Elsaß senden, die denselben freilich greulich verheerten. Als aber, von Ludwig XI. angestachelt und von ihm bezahlt, eine schweizer Armee den Elsässern zu Hülfe kam, schlugen die letzteren die Burgunder vollständig bei Héricourt (13. Nov. 1474).

Karl konnte sich nicht hinreichend an diesen Dingen betheiligen, da er inzwischen schon am Niederrheine genug zu thun hatte. Mit einem wohldisciplinirten Heere von 60,000 Mann war er in das Erzstift Köln eingerückt, um Ruprecht von Baiern und seine eigene Vogtei gegen den Erkorenen des Domkapitels zu vertheidigen. Seit Ende Juli 1474 belagerte er die Festung Neuß, die jedoch heldenmüthigen Widerstand leistete. An den Mauern von Neuß scheiterte Karl's Glück. Wie er Monat auf Monat in fruchtlosem Eigensinne vor der Stadt verbrachte, fühlten sich alle seine Widersacher ermuthigt, seine Freunde, Eduard IV. von England, Franz II. von der Bretagne, Renatus von Lothringen — mit denen er schon auf dem Papiere Frankreich getheilt hatte — entnervt und mistrauisch. Es gelang Ludwig, Renatus von Lothringen zu sich herüberzuziehen, sodaß er dem Burgunder den Krieg erklärte. Die Engländer zögerten mit dem Angriffe auf Frankreich, da trotz ihrer wiederholten Aufforderungen Karl nicht von Neuß ablassen wollte. Des kecken und eigensinnigen Burgunders Lage wurde immer verzweifelter; alle seine Feinde begannen den Angriff. Herzog Renatus fiel in das Luxemburgische ein, König Ludwig in die Picardie. Zugleich drängte Bern die Schweizer zu einem Angriffskriege gegen den Burgunder. Es wollte sich des Waadtlandes bemächtigen, das einer Verbündeten Karl's, der Herzogin von Savoyen, gehörte, und deshalb den Burgunder in seinem eigenen Lande beschäftigen. Ludwig XI. sagte auf alle Fälle seine Hülfe zu. Deshalb begannen auch Bern und Luzern trotz des Widerspruches der andern Cantone im Frühjahre 1475 die Feindseligkeiten gegen die savoyische Waadt und die burgundische Freigrafschaft. Unter andern Festen wurde auch Granson, das, damals in der Waadt gelegen, doch einem burgundischen Herrn gehörte, von den Bernern besetzt. Nicht minder hatte Ludwig in Deutschland gegen Karl gearbeitet. Wirklich brachte die gemeinsame Gefahr, die derselbe den westlichen Reichsfürsten bereitete, ganz Deutschland in Bewegung, ein mächtiges Reichsheer wurde aufgestellt, und Kaiser Friedrich III. mußte selbst dessen Führung übernehmen. Griffen hier (Mai 1475) die Deutschen tüchtig

zu, so waren die Burgunder verloren. Allein vergebens rieth hierzu der General des Reichsheeres, Kurfürst Albrecht von Brandenburg. Der Kaiser wollte die Hoffnung auf die Verbindung seines Sohnes mit Maria von Burgund nicht aufgeben. Deshalb zog er gütliche Verhandlungen vor. Ende Juni 1475 verließ Karl das Erzstift Köln. Die Belagerung von Neuß hatte seine schöne Armee vollständig aufgelöst.

So landen die Engländer, als sie unter ihres Königs Führung im Juli 1475 in Calais landeten, von seiten des militärisch und pecuniär geschwächten Herzogs keineswegs die erwartete Unterstützung. Deshalb ließ sich Eduard IV., ein weichlicher vergnügungssüchtiger Fürst, bald von Ludwig bestimmen, demselben für 75,000 Goldthaler und eine jährliche Pension von 50,000 Thalern einen neunjährigen Waffenstillstand zu verkaufen (August 1475); ein etwas schmähliches Geschäft für den englischen König, der soeben noch die Krone Frankreichs beansprucht hatte! Da hielt auch Karl es nur gut, mit Ludwig Frieden zu schließen, zumal er von demselben sehr günstige Bedingungen erhielt. Denn einerseits sah der schlaue Monarch voraus, daß der Herzog an seinen abenteuerlichen Unternehmungen doch binnen kurzem zu Grunde gehen werde; andererseits wollte er ihn gewinnen, in Hinsicht auf eine Vermählung der burgundischen Erbin mit dem freilich viel jüngeren Dauphin. So trat Ludwig im Frieden oder vielmehr zehnjährigen Waffenstillstande zu Solwer im Luxemburgischen (13. Sept. 1475) die ganze Picardie ab. Ferner gab er der Rache des Herzogs den Connétable von St. Pol preis, der an jenem wie am Könige selbst wiederholt zum Verräther geworden war und nun zu Paris enthauptet wurde. Endlich ließ Ludwig seinen Bundesgenossen, den Herzog Renatus von Lothringen, einstweilen im Stiche. Denn an diesem wollte Karl der Kühne sich für alle letztjährigen Demüthigungen rächen und zugleich durch die Erwerbung von Lothringen eine Verbindung zwischen seinen niederländischen und seinen eigentlich burgundischen Provinzen herstellen. Die Allianz des Renatus mit den Schweizern und Elsässern gab dem Burgunder die äußere Veranlassung, und wirklich wurde in wenigen Wochen das ganze Herzogthum mitsammt der Hauptstadt erobert; Renatus mußte sich zu den Schweizern flüchten. Noch einmal erhob sich siegreich die burgundische Macht. Die Sforza von Mailand schlossen sich ihr eng an, der alte Titularkönig von Neapel, Renatus, versprach dem Herzoge die Nachfolge in der Provence. Dann wäre das ehemalige Reich Kaiser Lothar's I. fast wiederhergestellt gewesen. Es wäre nur nothwendig gewesen, daß Karl diese günstigen Verhältnisse besonnen ausgenutzt und entwickelt hätte. Anstatt dessen zog er sofort zu neuem Kampfe aus, um ebenso wie Renatus von Lothringen nun auch die Schweizer für die von ihnen verübten Feindseligkeiten zu züchtigen. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Schweizer die Angreifer gewesen waren; allein er hätte jetzt ihren Bitten um Vergebung und Anerbietungen völliger Entschädigung nachkommen sollen. Ludwig XI. rieth ihm dringend dazu. Was war gegen die armen Schweizer zu gewinnen? Ueberdies war sein Heer durch den neußer und lothringischen Krieg der besten Elemente beraubt und noch nicht in der ehemaligen Zahl und Tüchtigkeit wiederhergestellt. Indeß Karl gehorchte nur seiner Rachgier. Mit 40,000 Streitern rückte er zunächst gegen das von den Bernern besetzte waadtländische Gebiet vor. Die Besatzung von Granson, die sich tapfer vertheidigte, wurde nur durch das Versprechen freien Abzuges zur Uebergabe bewogen. Karl aber, von Wuth und Zorn gegen die schweizer „Räuber" erfüllt, ließ die Wackern, 450 an der Zahl, theils hängen, theils im neuenburger See ertränken (Februar 1476). Die Rache war nahe. 20,000 Schweizer und Elsässer eilten herbei und schlugen (2. März 1476) am Schlosse Vaumarcus bei Granson die ermüdete und vom Herzoge ungeschickt geleitete Armee der Burgunder. Die Verluste an Menschen waren auf beiden Seiten gering. Dagegen fielen unermeßliche Schätze, große Mengen von Kriegsmaterial in die Hände der Sieger.

Und was die Hauptsache, die politisch-militärischen Folgen der Schlacht bei Granson waren um vieles bedeutender als diese selbst. Karl sah sich plötzlich von allen seinen Bundesgenossen verlassen, die nun eifrigst mit Ludwig XI. anknüpften. Indeß das alles kümmerte ihn wenig: außer sich, fast wahnsinnig vor Zorn und Scham, dachte er nur daran, die Niederlage an ihren Urhebern zu rächen. Trotz alles Widerstrebens der Niederländer mußten dieselben neue Soldaten stellen, den sechsten Theil ihrer Einkünfte steuern. Die Unzufriedenheit war allgemein, da die schweizer Ereignisse ja im Grunde die Niederlande gar nicht berührten. Immerhin raffte der Herzog wieder 30,000 Mann zusammen und zog gegen Murten, die Grenzfestung des berner Landes. Anstatt dieselbe durch regelmäßige Belagerung zur Uebergabe zu zwingen, wandte der Herzog seine gewöhnliche verderbliche Taktik an. Er ließ zehn Tage hintereinander Sturm laufen und wurde jedesmal mit großem Verluste zurückgeschlagen. Dann kamen die Schweizer und Elsässer, die vorderösterreichische und tiroler Ritterschaft herbei, 35,000 Mann, den Burgundern auch an Zahl überlegen. Sie stürmten das burgundische Lager, auf welches die Besatzung von Murten ebenfalls einen Ausfall unternahm; es wurde genommen, die burgundische Armee nach kräftigem Widerstande zusammengehauen (22. Juni 1476). Diese neue schmachvolle Niederlage brachte Karl völlig von Sinnen. Im Weingenusse suchte der sonst so mäßige Fürst sich zu betäuben. Er ließ niemand vor sich als den verrätherischen Neapolitaner Grafen Campobasso, für den er eine übel begründete Vorliebe hegte. Oft erschien er wie geistesabwesend. Die Stände von Flandern und Brabant, denen er von neuem die Stellung von 40,000 Kriegern, die Bezahlung des vierten Theiles alles Vermögens abverlangte, fühlten sich jetzt der Furcht vor ihm erledigt und schlugen ihm rundweg alle Unterstützung für die ihnen fremden Unternehmungen ab. Trotzdem wies Karl die Friedensanerbietungen der Schweizer zurück, weil sie selbstverständlich die Wiederherstellung ihres Verbündeten, des Herzogs von Lothringen, forderten. So trat denn die endliche Katastrophe

ein. Renatus erschien mit Elsässern und lothringischen Freiwilligen in seinem Herzogthume, das er schnell zurückgewann. Am 6. Oct. 1476 nahm er auch Nancy wieder. Karl raffte sich endlich aus seiner Betäubung auf und begann mit einem kleinen Heere die Belagerung der lothringischen Hauptstadt. Seine Leute litten furchtbar unter Kälte und Hunger; er behielt kaum 3000 Kampffähige. Alle seine Treuen riethen ihm zum Rückzug. Aber er folgte lieber den verrätherischen Eingebungen Campobasso's, der mit Renatus in Einvernehmen stand. So wartete er, bis die verbündete Armee, 20,000 Mann stark, über ihn kam. Im Augenblicke der Gefahr ging Campobasso mit seinen Truppen zu den Feinden über. Der Rest von Karl's Soldaten wurde zersprengt, er selbst fand hier den Tod, noch nicht 44 Jahre alt (5. Jan. 1477). Nach drei Tagen erst fand man seine in einem Sumpfe festgefrorene Leiche.

So fiel für immer das stattliche Gebäude der burgundischen Macht. Karl hinterließ keinen männlichen Erben, nur eine wehrlose unvermählte Tochter, und dabei sein Reich entehrt, besiegt, in voller Auflösung, die Unterthanen unzufrieden und unbotmäßig. Ungezügelte Herrschsucht, thörichter Eigensinn, Mangel an allen großen militärischen und politischen Gaben hatten die mühe- und geistvolle Arbeit seiner großen Vorgänger vernichtet.

Vgl. Barante, Histoire des ducs de Bourgogne. — E. von Rodt, Die Feldzüge Karl's des Kühnen (Schaffhausen 1844, 2 Bände). — Kasp. Zellweger, Versuch, die wahren Gründe des burgundischen Krieges darzustellen; Arch. f. Schweiz. Gesch. V. (1847). — J. Foster Kirk, History of Charles the Bold (3 Bände, London 1863—68). — Frèd. de Gingins de la Sarra, Episode des guerres de Bourgogne; Mémoires publiés par la Société d'histoire de la Suisse romande, t. VIII. — Daendliker, Ursachen und Vorspiele der Burgunderkriege (Zürich 1876). — P. Vaucher, Causes et préliminaires de la guerre de Bourgogne; Revue historique, t. III. — Henrard, Appréciation du règne de Charles le Téméraire; Mémoires couronnés par l'Acad, de Belgique t. 24 (1875). — Essai sur le rôle politique et social des ducs de Bourgogne dans les Pays-Bas, par P. Frédéricq (Gent 1875). — Chastellain ed. Kervyn de Lettenhove (8 Bände, Brüssel 1863—68). — Mémoires de Commines ed. Mlle. Dupont vol. I. (Paris 1843). — Jacques du Clercq, ed. Reiffenberg (Brüssel 1823, 4 Bände). — Jean Molinet ed. Reiffenberg (Brüssel 1836).

(M. Philippson.)

o) KARL, Herzog von Calabrien. Als ältester Sohn König Robert's von Neapel aus erster Ehe mit Jolanthe von Aragonien um 1298 geboren, erhielt Karl als Thronerbe den Titel „Herzog von Calabrien", genoß eine treffliche Erziehung, wurde das Ebenbild seines klugen, aber ehrsüchtigen Vaters und von ihm zeitig mit den Staatsgeschäften bekannt gemacht. Früh entfalteten sich seine bedeutenden Anlagen, er wurde ein staatskluger, gütiger und frommer, aber auch zu freigebiger und prunkliebender Fürst. Sein Bruder Ludwig starb früh, so war er Robert's einziger Sohn. Papst Clemens V. wünschte die Häuser Luxemburg und Anjou zu verschwägern und darum sollte Karl die Tochter Kaiser Heinrich's VII., Beatrix, heirathen; Robert und Philipp IV. von Frankreich waren hierfür; Robert forderte am 12. Mai 1312 von Heinrich VII., er solle Karl auf Lebenszeit zum Reichsvicar in Toscana mit dem Rechte ernennen, die von den toscanischen Städten gewählten Behörden zu bestätigen, und bot als Ersatz einen Jahrestribut; Karl verpflichtete sich, gegen etwaige Weigerung dieser Städte für die Erfüllung der sie betreffenden Leistungen an Heinrich zu wirken. Bald aber brach der Plan zusammen und Karl vermählte sich 1313 mit der liebenswürdigen Tochter Kaiser Albrecht's I., Katharina von Oesterreich, die kinderlos am 15. Jan. 1324 starb; am 11. Jan. 1325 heirathete er Marie, eine Tochter des Grafen Karl I. von Valois (s. d.) aus dritter Ehe, die sich einem lockeren Lebenswandel hingab, den Astrologen aber, der ihr und ihrer Tochter Johanna dies weissagte, auf den Scheiterhaufen lieferte.

Als König Robert 1318 nach Genua ging, wo ihm die volle Staatsgewalt übertragen wurde, und sich 1319—1324 in der Provence aufhielt, führte der junge Karl die Reichsverweſung in Neapel und verdiente sich das Lob aller. Er verbesserte das Rechtswesen, gab zweckdienliche Gesetze, reiste jedes Jahr durch das Reich, um Zustände und Gebrechen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, controlirte genau die Beamten und sorgte für Ordnung; er führte den Krieg mit Sicilien nur durch Streifereien an den Küsten der Insel fort, bis er nach des Vaters Rückkehr im Mai 1325 mit 113 Galeren und zahlreicher Streitmacht nach der sicilianischen Küste segelte; fast zwei Monate belagerte er fruchtlos Palermo, zog verheerend durch die Insel und kehrte, ohne irgend eine Eroberung gemacht zu haben, nach Neapel heim.

Castruccio Castracani, der mächtige Herr von Lucca, bedrohte die Florentiner nach ihrer Niederlage bei Altopascio und in ihrer Noth boten sie am 23. Dec. 1325 Karl auf zehn Jahre die höchste Gewalt, die Signoria, in Florenz an; er sollte nicht später als April 1326 eintreffen, in Person wenigstens dreißig Monate hintereinander in Florenz leben oder im Dienste des Gemeinwesens im Felde stehen, in Kriegszeiten tausend Mann Reiterei von jenseits der Alpen unterhalten und von den Florentinern jährlich 200,000 Goldgulden beziehen; in Friedenszeiten sollten ihm 100,000 zukommen und er 400 Berittene stellen; wünschte er in Friedenszeiten nicht in Florenz zu residiren, so hätte er dort einen Statthalter aus seiner Familie oder irgendeinen Großen zu unterhalten, müßte auch einen Vicar zur Verwaltung der Justiz ernennen; in keiner Weise dürfte er die Form der Verfassung alteriren, sondern müßte den Gonfaloniere, die Prioren, den Vollstrecker der Ordini di giustizia und die Häupter der sechzehn Milizcompagnien vertheidigen und im Amte halten. Eine feierliche Gesandtschaft überbrachte dies Abkommen nach Neapel. Da der Krieg in Sicilien Karl noch aufhielt, so sandte er Walther von

Brienne den Titularherzog von Athen, einstweilen Mitte Mai 1326 als Vicar mit 400 Reitern, und versprach, bald selbst zu kommen. Auf seinem Wege nach Florenz verkündete der Herzog von Calabrien die Erhebung seines Vaters durch den Papst zum Reichsverweser in ganz Italien, in Siena hielt er sich achtzehn Tage auf, um den Parteikampf zu stillen, und als er die ewige Herrschaft dieser Republik forderte, gab man sie ihm nur auf fünf Jahre und mit weniger günstigen Bedingungen als die von Florenz. Mit 1100 Bewaffneten, von denen hundert Ritter des Goldenen Sporns waren, zog Karl am 30. Juli 1326 in Florenz ein; ihm voraus traf eine Rechnung ein, worin er für seine Leistungen bis jetzt von Florenz 16,000 Goldgulden verlangte. Die Florentiner empfingen ihn mit ungewöhnlichen Ehrbezeigungen, erkannten ihn in aller Form als Signore an und waren gegen sein zahlreiches Gefolge äußerst freigebig; sie waren stolz darauf, einen königlichen Prinzen mit 2000 Rittern gemiethet zu haben; er nahm im Palaste des Podesta Wohnung.

Karl war kein Feldherr und that darum nichts, seine wichtigste Aufgabe, den Entscheidungskampf gegen Castruccio, zu beginnen; hingegen forderte er alsbald mehr Macht und mehr Geld, das Recht der Ernennung jedes öffentlichen Beamten von den Prioren abwärts, wünschte nach Belieben Krieg und Frieden erklären zu können, Rebellen und Verbannte selbst im Gegensatze zu den Gesetzen zurückführen zu dürfen, und wollte, daß seine Autorität am 1. Sept. 1326 auf zehn Jahre begründet würde; durch einfache Decrete wollte er Auflagen verhängen u. s. w. Der Adel der Republik sah in Karl den Mann, der die demokratische Verfassung umstürzen würde, und bot ihm seine Dienste an, um ihn auf unbegrenzte Zeit mit absoluter Souveränetät zu bekleiden; Karl aber war schlau genug, es mit dem Volke zu halten, protestirte gegen eine solche Machtstellung und stieß den verblüfften Adel zurück. Hierdurch erlangte er vom Volke, was er wollte, außer dem Rechte, Taxen aufzuerlegen, welches sich die Signoria vorbehielt; ihm wurden 30,000 Goldgulden mehr für weitere Werbung von Truppen, die er zum Kriege für nöthig erklärte, ausgesetzt, große Rüstungen wurden gegen Castruccio unternommen, alle alliirten guelfischen Städte schickten ihr Contingent. Am 28. Aug. erhielt Karl das Recht, Krieg und Frieden zu beschließen und volle Gewalt über die Beamten. Im October endlich zog er mit großer Truppenmacht gegen Castruccio, konnte aber nichts ausrichten und kehrte zu allgemeiner Misbilligung schmählich nach Florenz um. Nichts war geschehen, um Florenz zu rächen, nichts, um es zu schützen, und als das erste Jahr von Karl's Herrschaft herum war, ergab sich, daß er der Freistadt über 450,000 Goldgulden gekostet hatte, während seine Räthe und Creaturen alles leiteten, die Signoria um alles Ansehen kam und von Bürgerfreiheit nichts mehr übrigzubleiben drohte. Konnte Karl im Felde gegen Castruccio nichts ausrichten, so war er ebenso unglücklich, als er den Weg der Verschwörung gegen ihn einschlug; Castruccio wußte sie zu vereiteln. Die Unzufriedenheit in Florenz gegen den Herzog stieg täglich; die Männer zürnten ihm und der leichtlebigen Herzogin noch besonders wegen des maßlosen Prunkes, den die Frauen trieben, seit er die wohlthätige Kleiderordnung aufgehoben hatte. Die kleineren Nachbarstädte von Florenz hingegen übertrugen Karl zu Anfang 1327 ihre Signorie und Prato unterstellte sich ihm als erblichem Fürsten.

Jetzt rückte Kaiser Ludwig der Baier in Italien vor, um die Ghibellinen zu schützen und Robert von Neapel in Schach zu halten. Karl that nichts, um ihm den Eintritt in Toscana zu verwehren, sondern hielt es für gerathen, trotz seines Abkommens mit den Florentinern, denen er in neunzehn Monaten 900,000 Goldgulden gekostet hatte, mit seiner Familie und 1500 Reitern am 28. Dec. 1327 Florenz zu verlassen; daselbst blieben ein Statthalter und 1000 Reiter zurück. Karl versprach den Florentinern, wiederzukommen, wenn das Königreich Neapel gerettet sei. Ueber Siena, Perugia und Rieti traf er am 16. Jan. 1328 in Aquila ein; er wollte Robert bei den Rüstungen gegen den eben gekrönten Kaiser und gegen König Friedrich von Sicilien, die einen gemeinsamen Angriff auf Neapel beschlossen hatten, kräftig unterstützen, aber die Gefahr ging an Neapel vorüber. Florenz, vom Kaiser bedroht, rief Karl zurück und drohte ihm im Weigerungsfalle mit Entziehung seines Gehalts; höchstens wollte es dann die in Florenz gebliebenen Truppen mit 120,000 Goldgulden berechnen; Karl kam nicht, sondern schickte seinen Verwandten, Grafen Beltram dal Balzo, mit 400 Reitern. Karl erlag einem Sumpffieber am 9. Nov. 1328 und ruht in der St.-Clara-Kirche zu Neapel. Sein Vater war untröstlich über sein frühes Ende, das Florenz nicht beklagte. Seine Witwe starb schon am 6. Dec. 1328. Sein einziger Sohn Karl Martell war im April 1327 nach achttägigem Leben in Florenz gestorben; Johanna wurde als Johanna I. (s. d.) Königin von Neapel, Maria starb jung noch vor den Aeltern und eine andere Maria heirathete den Herzog Karl von Durazzo (s. d.).

Vgl. Scipione Ammirato, Storia Fiorentina; Cronica di Giovanni Villani, ed. Dragomanni (Florenz 1845); P. Giannone, Storia civile del regno di Napoli (14 Bde., Mailand 1823 fg.); H. E. Napier, Florentine history, from the earliest authentic records to the accession of Ferdinand the Third, grand duke of Tuscany (Bd. I., London 1846); T. A. Trollope, A history of the commonwealth of Florence, from the earliest independence of the commune to the fall of the republic in 1531 (Bd. I, London 1865); R. Pöhlmann, Der Römerzug Kaiser Heinrich's VII. und die Politik der Curie, des Hauses Anjou und der Welfenliga (Nürnberg 1875); K. Müller, Der Kampf Ludwig's des Baiern mit der römischen Curie (Bd. I, Freiburg und Tübingen 1879). (*Arthur Kleinschmidt.*)

p) KARL I. (II.; der Kühne), Herzog von Lothringen. Als ältester Sohn Herzogs Johann I. von Lothringen und Sophiens von Würtemberg, einer Tochter Eberhard's III. des Greiners, um 1365 geboren, wurde Karl am glänzenden Hofe Philipp's des Kühnen von

Burgund erzogen, zog mit ihm in den Krieg, stritt unter ihm 1382 in der Schlacht von Rosebeke und in den folgenden Jahren gegen die Flandrenser und 1388 gegen den Herzog von Geldern, und succedirte seinem Vater am 21. Sept. 1390 als Herzog von Lothringen. Den sofort einberufenen Landständen scheint Karl keinerlei Frage von besonderm Gewichte unterbreitet zu haben, wie er denn auf seine Autorität sehr eifersüchtig war. Im März 1391 theilte er mit seinem Bruder Friedrich (Ferri) die väterlichen Güter und beglich den Streit des Vaters mit Neufchâteau, doch zeigte er dieser Stadt bald den angeerbten Haß, beschuldigte sie, den Tod seines Vaters durch Gift veranlaßt zu haben und dem Könige von Frankreich mehr Gehorsam als ihm zu leisten, und legte ihr im Anklange an die Jacquerie das Schimpfwort „Jacques" bei; nach langen Streitigkeiten schloß er am 13. April 1403 in Neufchâteau einen Vertrag mit der Bürgerschaft, erhielt das Recht, in seinem Schlosse beliebige Ausfallthüren und Ausgänge anzulegen, und erließ ihr 7000 Frcs., die sie noch von seines Vaters Zeiten her zu zahlen hatte. Karl hatte seinen Bruder beauftragt, für ihn um die Hand der Erbgräfin Margaretha von Vaudémont anzuhalten, dieser aber sie selbst geheirathet, und Karl nahm am 6. Febr. 1393 in Kaiserslautern Margaretha (geb. 1376), eine Tochter des Kurfürsten Ruprecht III. von der Pfalz, der 1400 deutscher König wurde, eine Frau von ungewöhnlicher Frömmigkeit, zur Ehe. Einen Streit mit Philipp von Burgund wegen einiger auf lothringisches Gebiet übergreifenden und dabei gefangenen Reiter legte Karl am 13. Dec. 1393 bei. Im J. 1396—1397 stritten viele Lothringer in Ungarn gegen die Türken, Karl hielt sich von diesen Feldzügen fern, zog hingegen 1399 mit einigen Edeln aus Metz dem Deutschen Orden zu Hülfe, blieb aber zu kurz, um ihm nützen zu können. Im J. 1400 erklärte er sich sofort für die Thronbesteigung Ruprecht's von der Pfalz und der Herzog von Bar verband sich mit ihm; beide hofften, Metz werde sich selbst Ruprecht unterwerfen, und scheuten vor einem Angriffe auf diese Stadt zurück. Karl war auf Toul erbost, weil es sich weigerte, das alte Jahrgeld von 100 Livres an ihn zu zahlen. Die Stadt traf alle Anstalten zu kräftiger Gegenwehr und hielt zu Wenzel's Sache. Im April 1402 begannen Karl und sein Bruder Friedrich, verstärkt durch den Sohn des barer Herzogs, die Belagerung und verheerten die Umgegend Touls im ärgsten Maße; obgleich der in Frankreich die Regentschaft führende Herzog von Orléans auf die Bitten der Touler hin die reichen Domänen Karl's und seines Bruders im Amte Vermandois mit Beschlag belegen ließ, setzte Karl die Belagerung fort. Der Hunger stellte sich in Toul ein, die Bürgerschaft erklärte sich zur Capitulation bereit und es kam zu einem provisorischen Abkommen mit Toul, dem am 24. April 1406 ein definitiver Vertrag folgte. Karl verzichtete auf seine prätendirten Regierungs- und Vogtrechte und die Bürger versprachen ihm die Zahlung von 8000 Frcs. in Renten von 400 Frcs. Später kam es freilich zu neuen Zwisten (1419—1420), die ein neuer Vertrag beendete. Da der Marquis von Pont-à-Mousson, Sohn der Herzogs von Bar, in der Nähe von Nancy in das Schloß Avant-Garde eine französische Besatzung aufnahm, fühlte sich Karl, der dem Könige von Frankreich abhold war, dadurch beengt, griff das Schloß an, nahm es und zerstörte es theilweise. Der König wurde vom Herzoge von Bar, der sich neuerdings mit Karl verfeindet hatte, um so eher zum bewaffneten Einschreiten vermocht, als seit 1401 lothringische Edle beständig über die französische Grenze schweiften und Verheerungen wie Räubereien begingen. Im J. 1406 sandte der König ein Heer von 3000 Mann gegen Karl, der seine Truppen versammelt hatte, aber den offenen Kampf mit ihm scheute, seine Truppen in die Nachbarfesten von Neufchâteau legte und durch seinen Bruder und einige Adelige im Juli 1406 ein provisorisches Abkommen mit dem Könige schloß; jedoch handelte er nicht nach demselben, erschien nicht, wie er versprochen, zu seiner Vertheidigung in Paris und 1407 begannen die Grenzfrevel von neuem. Hatte er sich 1405 in Melun mit Truppen auf die Seite Ludwig's I. von Orléans gegen die andern Prinzen gestellt, so trat dieser 1407 gegen ihn auf, verband sich mit dem Herzoge von Bar, dem Bischofe von Verdun, den Grafen von Salm, Saarbrücken und Saarwerden, dem Herrn von Commercy u. a., und ein Heer fiel in Nordlothringen ein, verheerte es und griff bis ins Bisthum Metz über, weil der Bischof zu Karl hielt, ging die Mosel hinauf und der Herzog von Bar rieth zur Eroberung der Feste Frouard; da seine Alliirten hierauf nicht eingingen, verließ er das Heer. Dieses zog gegen Nancy, der es befehligende Marschall von Luxemburg forderte höhnend Karl zum Kampfe; Karl zog mit seinen Truppen dem Feinde entgegen, der gegen Champigneulles zurückwich, schlug ihn vollständig, nahm den Marschall, die Grafen von Salm, Saarbrücken und Saarwerden nebst andern Seigneurs gefangen und sperrte sie in seinem Schlosse ein, dann verheerte er ihre Lande und der Bischof von Verdun mußte den Abzug seiner plündernden Soldaten mit 400 Frcs. erkaufen. Gegen großes Lösegeld kamen die Gefangenen frei, für die sich besonders Pfalzgraf Stephan bei Rhein, Karl's Schwager, verwendete. Der Graf von Saarwerden versprach Karl am 4. Sept. 1407 3000 Gulden und verpfändete dafür die Herrschaft Bockenheim; seinen Nachfolger zwangen die Herzoge von Lothringen und von Bar zum Frieden mit dem Bischofe von Metz. Laut dem Vergleiche vom 25. Juli 1408 sollten die andern Gefangenen auf den status quo vor Beginn des Kriegs versetzt und nur der Herr von Commercy davon ausgenommen werden; er mußte ein gewaltiges Lösegeld zahlen und Karl's Vasall werden. Dies alles verdroß die Herren so, daß sie 1409 neuerdings Einfälle in Lothringen machten; Karl aber traf sie bei Pont-à-Mousson und schlug sie, worauf der Friede ins Land einzog. Wie Karl Frankreich haßte, so liebte er Burgund, wo er seine Jugend verlebt hatte, und er pochte auf die Allgewalt, die Johann von Burgund jetzt in Paris besaß. Durch eine List machte er sich im Februar 1410 zum Herrn der Stadt Neufchâteau, sperrte die bedeutendsten Bürger ein, ließ

das französische Wappen, welches mancher zum Schutze aufgehangen hatte, durch den Koth schleifen, eine Anzahl Bürger in eine Festung schleppen und elend behandeln, und scheute selbst vor Mord nicht zurück. Der pariser Kronrath lud Karl vor das Parlament, wenn er nicht vorziehe, sofort den ganzen Schaden zu ersetzen, und ließ die Confiscation der von Frankreich abhängigen lothringischen Gebiete androhen; Karl kümmerte sich nicht darum, sondern beging neue Gewaltacte, während er wiederholt nach Paris vorgeladen und endlich am 1. Aug. 1412 vom Parlamente verurtheilt wurde, vollsten Schadenersatz zu leisten und seinen Opfern 20,000 Frcs. Bußgeld zu zahlen; ferner sollte er dem Könige 1000 Mark in Gold wegen seines Ungehorsams erlegen, die durch die Einfälle an der Grenze geschädigten königlichen Unterthanen mit 40,000 Livres entschädigen, in Neufchâteau alles auf den alten Fuß stellen, alle Kronlehen einbüßen, wegen Felonie aus Frankreich verbannt werden u. s. w.; seine Gefährten erhielten ähnliche Strafen und die Execution des Urtheils wurde dem Herzoge von Bar nebst dem ersten Parlamentspräsidenten anvertraut, jedoch trat der wirre Zustand der französischen Verhältnisse lähmend dazwischen. Karl war dreist genug, jetzt in Paris zu erscheinen, um dem Könige zu trotzen, sah sich aber im Gegentheil gezwungen, ihn demüthig um Verzeihung anzugehen, erhielt sie, kam aus dem Banne und behielt die Lehen, verließ aber Paris, wüthend über das Parlament und den wahnsinnigen König Karl VI. Fester als je schloß er sich an Johann von Burgund an, begleitete und unterstützte ihn bei seinen Unternehmungen, bis Johann gezwungen wurde, im J. 1414 die Gewalt in Frankreich niederzulegen. Karl blieb nun in Lothringen, wohnte aber im November 1414 der Krönung König Sigismund's in Aachen bei und weilte im März 1415 mit seinem Bruder auf dem Konstanzer Concil.

Wegen Ausfälle, welche die Besatzung der Festung Prény ins Gebiet von Metz machte, kam es zu einer Fehde Karl's mit Metz, die aber, weil Metz eine große Truppenzahl aufbieten konnte, mit Einleitung einer Waffenruhe endete. Wie der Herzog von Burgund, hielt er sich 1415 neutral, als Heinrich V. von England seinen siegreichen Feldzug nach Azincourt unternahm. Die ihm verwandte Königin Isabeau, welche von Johann von Burgund an die Spitze Frankreichs gestellt wurde, ernannte Karl zu Beginn 1418 in Troyes zum Connétable von Frankreich, was Karl VI. in Paris zum Schein bestätigte, doch blieb ihm diese Würde nur wenige Monate, worauf sie Claude de Rochefort erhielt und Karl heimkehrte. Die Schwiegermutter Karl's VII., Jolantha von Aragonien, gab seinem ganzen Geschicke eine andere Wendung; sie unterstützte, um die entzweiten Häuser Lothringen und Bar zu versöhnen, den Wunsch ihres Sohnes Renatus von Anjou, des designirten Herzogs von Bar, Karl's älteste Tochter und Erbin, Isabella, zu heirathen und es wurden Verhandlungen eingeleitet. König Heinrich V. von England wollte diesem Bündnisse, welches Karl auf die Seite Karl's VII. zu führen drohte, entgegentreten und bot ihm seinen Bruder, den Herzog von Bedford, zum Schwiegersohn an, was Karl höflich ablehnte. Mehr und mehr löste sich Karl von der burgundisch-englischen Partei, zumal seit 1419 Philipp ermordet worden war, und am 14. Oct. 1420 verheirathete er seine Erbin an Renatus. Da letzterer noch zu jung war, um das Herzogthum Bar zu administriren, übernahm Karl diese Aufgabe, bekriegte den Ansprüche an Bar erhebenden Herzog Adolf IX. von Berg, der siegreich vordrang, nahm ihn gefangen, ließ ihn nach einem Jahre aus Nancy frei, zwang ihn aber, allen Ansprüchen auf Bar zu entsagen und ein hohes Lösegeld zu zahlen; er ließ das Herzogthum Bar von Graf Johann V. von Salm gouverniren, bis Renatus am 4. Aug. 1424 die Zügel selbst ergriff. Mit dem Herrn von Commercy, Robert von Saarbrücken, kam Karl in neuen Streit; Robert ließ 800 Abenteurer auf seine Domänen los, die furchtbar hausten, Karl aber schlug sie völlig, belagerte Commercy, von wo Robert zum Herzoge von Burgund entfloh, und stellte 1424 den Frieden wieder her.

Am 11. Jan. 1425 bestimmte Karl in einem neuen Testamente seine älteste Tochter zur Erbin Lothringens; hierüber erboste seines Bruders Sohn, Anton Graf von Vaudémont, der sich für den Nächstberechtigten ansah, und setzte stillschweigend beharrlichen Widerstand entgegen. Karl ahnte, daß seine Tochter in Anton einen gefährlichen Widersacher haben würde, ließ darum den Adel am 13. Dec. 1425 schwören, daß er Isabella sofort nach seinem Tode als Herzogin anerkenne und ihr Erbrecht, falls sie ohne Einwilligung Karl's, resp. der drei Stände, nach kinderlos gebliebener Ehe nochmals heirathe, an ihre jüngere Schwester Katharina übergehen solle. Bereits im Juni d. J. sandte er ein kleines Heer zur Belagerung von Anton's Hauptstadt, Vézelise, aus, welche standhafte Gegenwehr leistete, 1428 aber aus Mangel an Nahrungsmitteln capituliren mußte, nachdem die Belagerung längst in eine Blokade umgewandelt worden war; Vaudémont hingegen war von Renatus nicht zu nehmen und er mußte 1428 abziehen. Als Herr der Abtei Saint-Martin bei Metz kam Karl 1427 wegen einer Lappalie mit Metz in einen ernsten Krieg, der ganze lothringische Adel sprang ihm bei und er verbot, als die Metzer das Kloster zerstört und die umliegenden Häuser angezündet hatten, seinen Unterthanen allen Verkehr mit Metz; er hoffte, die verhaßte Stadt aushungern zu können, aber trotz seines dringenden Ansuchens ließ die Herzogin von Luxemburg ihr die Straße in ihr Land offen. Im Juni 1429 zog ein lothringisches Heer von 1500 Rittern und 5000 Soldaten zu Fuß verheerend auf Metz los; Renatus von Anjou, der andere Schwiegersohn Karl's, Jakob Markgraf von Baden, der Erzbischof Dietrich II. von Köln u. a. schickten der Stadt Fehdebriefe; im Juli belief sich das alliirte Heer bereits auf 10,000 Ritter und 20,000 Mann zu Fuß, Karl führte den Oberbefehl und da ihm die Gicht nicht gestattete, zu Pferde zu sitzen, zog er in einer Sänfte mit. Die Soldaten mähten das noch nicht reife Korn, schnitten die Weinreben ab und steckten die Dörfer in

Brand; einige von Karl losgefeuerte Kanonenschüsse auf die Stadt blieben wirkungslos. Die Metzer machten verschiedene Ausfälle, verheerten und verbrannten Moyeuvre und Rodemachern, wurden zweimal geschlagen und verloren viele Gefangene. Ende September begannen Karl und Renatus von neuem ihre Verheerungen um Metz, und auf dem Rückzuge setzten ihnen 400 metzer Reiter nach; es kam am Thore Saint-Symphorien zum hitzigen Gefecht und beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Der Bischof von Metz und der Graf von Salm vermittelten eine Waffenruhe vom 7.—26. Dec. und am 1. Jan. 1430 publicirte Salm den Frieden auf dem status quo ante bellum; Karl war hiermit höchst unzufrieden, verweigerte seine Zustimmung und obwol der Krieg nicht mehr ausbrach, hielt er trotz der Vorstellungen des Bischofs über 400 Metzer bis zu seinem Tode in Gefangenschaft.

Von schweren Leiden heimgesucht, rief er im J. 1429 das Wundermädchen Jeanne d'Arc zu sich nach Nancy, um sich wegen Heilung bei ihr Rath zu holen; sie erklärte ihm, daß sie von ärztlicher Kunst nichts verstehe, rieth ihm hingegen, seine Maitresse zu verabschieden und zu seiner edeln Gemahlin zurückzukehren, empfing ein Pferd und Geld und zog alsbald nach Vaucouleurs heim. Auch einige Lothringer folgten später ihrer Fahne. Ein Mädchen aus dem Volke, Alison (Alix) May, die Tochter einer Obst- und Gemüsehökerin von einem Kanonikus, hatte, ebenso schön wie klug, den alternden Herzog ganz in Fesseln geschlagen, leitete ihn nach ihrem Belieben, bereicherte sich und die Ihren und gebar ihm drei Söhne und zwei Töchter, die Karl innig liebte. Der älteste Sohn, Friedrich von Bilstein, erhielt Schloß Bilstein mit allen Dependenzen und einer Rente von 200 Gulden, seine Nachkommenschaft erlosch 1656 in Nikolaus von Bilstein, Herrn von Frôville und Domjulien; die andern Bastarde Jean Pillelipille, Friedrich, Isabella und Katharina, die mit Geld abgefunden wurden, hinterließen keine Spuren in der Geschichte.

Karl hielt in seinem Lande strenge Zucht und erließ im J. 1429 ein hartes Gesetz gegen Lästerer. Im Testamente bedachte er reichlich Abteien und Kirchen; er stiftete Hospitäler. Karl liebte Gelehrte und Künstler, besonders die Musiker, konnte die römischen Classiker im Original lesen und war vor allen von Livius und Cäsar eingenommen, die er auf seinen Zügen mit sich führte.

Karl starb als letzter Herzog der älteren Linie am 25. Jan. 1431 in Nancy und ruht in der Collegiatkirche Saint-Georges, in der er eine Kapelle gestiftet hatte. Sobald Karl gestorben war, stürzte sich das erbitterte Volk auf Alison May, mishandelte sie, schleppte sie auf einem Karren durch alle Straßen der Residenz und warf ihr Schmuz ins Gesicht; den Folgen der Mishandlungen scheint sie erlegen zu sein. Die fromme Herzogin-Witwe Margaretha zog sich ins Schloß Einville zurück, wo sie ein Spital gründete, wurde die Wohlthäterin der Klöster und Kirchen und wie eine Heilige verehrt; sie starb in Sierck am 27. Aug. 1434 und ruht in Nancy. Ihre mit dem Markgrafen Jakob I. von Baden vermählte Tochter Katharina erhielt als Mitgift die Städte Bruyères, Saint-Dié, Arches und Raon l'Etape, die Renatus von Anjou, der Gemahl der succedirenden Herzogin Isabella, später zurückkaufte.

Vgl. Dom A. Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de la Lorraine (Nancy 1745, Bde. 2 und 3); A. Digot, Histoire de Lorraine (2. Aufl., Bd. 2, Nancy 1880); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. 6, Paris 1865). (*Arthur Kleinschmidt.*)

q) KARL V. IV.; (Leopold), Herzog von Lothringen und Bar. Als zweiter Sohn des Prinzen Nikolaus Franz von Lothringen, früheren Bischofs von Toul und Cardinals, und seiner Cousine Claudia von Lothringen in Wien am 3. April 1643 geboren, wurde Karl sorgfältig erzogen, blieb 1654 in Brüssel zurück, als sein Vater und sein älterer Bruder Ferdinand nach Arras zogen, um gegen Turenne zu kämpfen, wurde auf Befehl des Vaters von dessen Vertrautem, Herrn von Hennequin, aus Brüssel entführt, über Antwerpen und Holland nach Köln, von da über Koblenz nach Trier gebracht und Anfang 1656 nach Paris geleitet, wo ihm der König die ihm zustehenden Pfründen, die Abteien Moyen-Moutier, Senones, Saint-Pierremont und das Priorat Flavigny, übertrug. Im Jahre 1658 hätte ihm ein Sturz vom Pferde beinahe das Leben gekostet und in der Nacht zum 2. April d. J. verlor er den älteren Bruder. Die Nichte des Cardinals Mazarin, Maria Mancini, welche bisher Ludwig XIV. geliebt hatte, verliebte sich in ihn; er war schön, edel in Form und Weise, von frühreifem Verstande, sehr empfänglich für Frauengunst, obgleich sonst über sein Alter besonnen und bedacht, und konnte als der Erbe des Herzogthums Lothringen betrachtet werden. Karl erwiderte die Neigung, aber sein Oheim, Herzog Karl IV. von Lothringen, bewarb sich nun ebenfalls um Maria's Gunst; Onkel und Neffe waren überall neben ihr zu sehen, ersterer legte letzterem stete Hindernisse in den Weg, wurde aber von Mazarin abgewiesen und seit August 1660 auch Karl der Zutritt zu Maria verboten, für die ein Colonna bestimmt worden war. Karl blieb in Paris und man glaubte, er werde eine der Töchter des Herzogs Gaston von Orléans heirathen; sein Vater wünschte, daß er die reiche Herzogin von Montpensier, die berühmt gewordene Mademoiselle, wähle, die doppelt so alt wie Karl war, dieser aber zog ihre mit ihm aufwachsende sechzehnjährige Schwester Margaretha Louise vor und beide liebten einander. So sehr ihm auch seine ganze Familie und sein Gouverneur, Marquis von Beauvau, anlagen, er solle den Reichthum der Jugend vorziehen und im Interesse Lothringens handeln, wollte er nicht sein Lebensglück opfern; Margaretha Louise aber zweifelte an seiner Treue, hielt ihn für den Geliebten Mademoiselles, reichte aus beleidigtem Stolze Cosimo III. von Toscana ihre Hand, wollte dann ihre Zusage widerrufen, was aber der König nicht zugab, und reiste nach einem herzerschütternden Abschiede von Karl 1661 nach Florenz ab. Mademoiselle zürnte ihm wegen seiner Spöttereien über sie, ließ sich zwar erweichen und trat in Unterhandlungen ein, aber Karl IV. von Lothringen und Ludwig XIV.

bemmten deren Lauf. Karl IV betrachtete seinen Neffen voll Eifersucht und Abneigung, denn er wollte statt seiner seinem natürlichen Sohne, dem Prinzen von Vaudemont, den Thron vererben, und um Karl zu verdrängen, machte er abermals neben ihm Mademoiselle den Hof. Ludwig XIV. aber, der stets nach dem Besitze Lothringens trachtete, wünschte seinen der beiden Herzoge mit einer französischen Prinzessin vermählt und sich selbst dadurch Rücksichten auferlegt zu sehen; er ließ die Befestigungen von Nancy demoliren und Mademoiselle brach allen Verkehr mit Karl ab, da es für sie keinen Reiz haben konnte, in der wehrlosen Stadt Nancy Herzogin zu werden. Stillschweigend ertrug Karl die tief empfundene dreimalige Demüthigung des eigenwilligen Königs in seine privatesten Angelegenheiten; er hoffte, durch Unterwürfigkeit die Abneigung und den bösen Willen Ludwig's zu besiegen, aber er täuschte sich. Die Königin Mutter Anna war dem Prinzen gnädig und wollte ihn mit Maria von Savoyen-Nemours, einer Tochter des Herzogs Karl Amadeus von Nemours, verbinden, während sein Vater noch immer auf die reiche Mademoiselle hoffte. Ludwig XIV. war für dieses Project, Karl's Vater ließ sich umstimmen, Herzog Karl IV. erklärte sich günstig und der Ehecontract wurde unterzeichnet. Nun aber begannen neue Intriguen, in denen Karl IV. die verächtlichste Rolle spielte. Der Prinz, welcher Gefallen an Maria von Nemours fand, beschwor den König, die Frage zu einem glücklichen Resultate zu führen, und dieser ließ Karl IV. im Januar 1662 kategorisch wissen, er müsse sich fügen, da das königliche Wort den jungen Leuten verpfändet sei. Der Herzog fuhr fort, Ausflüchte zu machen und seine Antworten klangen möglichst vag. Der Staatsminister Ludwig's, Lyonne, sann auf die Verschmelzung Lothringens mit Frankreich, gewann dafür rasch den König und schürte die Abneigung des Herzogs gegen seinen Neffen und legitimen Erben. Seitdem spielte Ludwig in der Ehefrage Karl's ein lügnerisches Spiel und suchte Karl IV. zum Aeußersten zu drängen, Lyonne jagte ihn immer tiefer in das Netz des Königs. Durch und durch gewissenlos, stellte sich der Herzog an, als habe sein Neffe ein Attentat auf ihn geplant, und schloß mit Lyonne ab; kniefällige Bitten des Prinzen fruchteten nichts, am 6. Febr. 1662 unterzeichnete der Herzog in der Abtei Montmartre den Vertrag, worin er Ludwig XIV. zum Erben der Herzogthümer Lothringen und Bar ernannte, hierfür eine Jahrespension und bis zum Tode den friedlichen Genuß seiner Staaten garantirt erhielt, für den Prinzen von Vaudémont (s. oben) bedeutende Bestallungen empfing, mit seinem Hause unter die Prinzen von Geblüt aufgenommen und demselben im Falle des Erlöschens der Dynastie Bourbon die Succession auf dem französischen Throne in Aussicht gestellt wurde. Während der König über diesen Handel triumphirte, waren Karl und sein Vater außer sich, das lothringische Volk empört über den nichtswürdigen Landesvater. Karl und sein Vater schrieben am 7. Febr. an die Gouverneure der Festungen in Lothringen und Bar, befahlen ihnen, sie sorgsam zu hüten und unter keinem Vorwande französische Truppen einzulassen, und Karl versprach gleichzeitig den Mitgliedern der alten Ritterschaft, damit sie sich zu ihm schlugen, die Erfüllung aller ihrer Wünsche. Er scheute sich nicht, an die Ehrenhaftigkeit und Pflichttreue Ludwig's persönlich zu appelliren, da er sein Wort für die Ehe mit der Prinzessin von Nemours und für seine Erbfolge verpfändet habe, wurde aber hoffärtig zurückgewiesen, da die Staatsraison den Vertrag von Montmartre gebiete, und als bester Rath ward ihm blinde Unterwürfigkeit unter Ludwig's Willen empfohlen. Von einem mythologischen Ballete, in dem er mitwirken mußte und voll Selbstbeherrschung entzückend zu spielen verstand, entwischte er aus Paris, durcheilte rasch die Champagne, kam nach Neufchâteau und wandte sich nach Besançon, von wo er im Tone sicherer Ueberzeugung und stolzer Mäßigung in einem Briefe an den König gegen die Vergewaltigung protestirte; sein Vater handelte alsbald in gleichem Geiste und Karl IV. selbst erhob Protest gegen den Vertrag von Montmartre, weil das Parlament bei dem Eintrage in seine Register Abänderungen an dem Paragraphen wegen der Erbfolge der Lothringer in Frankreich gemacht hatte. Auf Antrieb seines Bruders bestimmte der Herzog am 18. April 1662 in seinem Heirathsvertrage mit Marianne Pajot Karl zu seinem Nachfolger in Lothringen, Bar und allen Dependenzen, aber der pariser Hof verhinderte diese Heirath.

Aus dem Franche-Comté eilte der Prinz nach Italien; in Florenz litt ihn der eifersüchtige Cosimo III. nicht lange; er ging nach Rom, um den Papst für seine Sache zu interessiren, dieser aber fürchtete den Zorn Ludwig's XIV. und bat ihn, Rom zu verlassen. Ueber Venedig und München schlug Karl den Weg nach Wien ein, wo er zu bleiben beschloß. Kaum aber in Wien angelangt, erfuhr er, daß ein französisches Heer zur Besetzung der Festung Marsal heranrücke; mit nur zwei Dienern jagte er verkleidet mit verhängten Zügeln nach dem bedrohten Platze, um ihn in Vertheidigungszustand zu setzen, ihn zu halten oder sich unter den Trümmern begraben zu lassen. Der Herzog war hierüber sehr gereizt, befahl ihm sofort, Marsal zu verlassen, welches er am 1. Sept. 1663 Frankreich überlieferte, und Karl mußte, Trauer und Scham im Herzen, nach Wien zurückkehren; so viele ihn auch wegen seines unvorbereiteten Auftretens in Marsal tadeln mochten, mußten doch alle seiner Mannhaftigkeit und seinem Muthe ungetheiltes Lob zollen. Sein Vater gerieth mit dem Herzoge in ein gespanntes Verhältniß und rief Karl aus Wien nach Lothringen; als aber Karl sich der Grenze nahte, verbot ihm Karl IV., sie zu passiren, da er es an Respect gegen ihn habe fehlen lassen und da Ludwig XIV., wie er lügnerisch hinzufügte, ihn nicht in der Nähe Frankreichs dulde; den Gouverneurs der lothringischen Festungen gab er Befehl, den Neffen zu verhaften, falls er auf dem Eintritte ins Land beharre. Der Prinz beschloß, einen Besuch in Paris zu wagen und sich von den Intentionen des Monarchen in Betreff seiner zu orientiren; niemand ahnte seine Ankunft, er stieg bei dem Minister Le Tellier ab, betheuerte, nie unehrerbietig vom Könige gesprochen oder sich gegen

den Respect vergangen zu haben, und gab sich als Beweis seiner Unschuld in die Gewalt des sichtlich bewegten Ministers. Der König aber wollte ihn nicht sehen und den nichtswürdig Behandelten nicht im Lande haben, befahl ihm, sofort Paris zu räumen und Frankreich binnen vier Tagen zu verlassen, und ließ ihm einen Offizier der Garde als beständige Bewachung, so lange er innerhalb der Grenze sei, beigeben. Die Herzogin von Orléans, Karl's Tante, beschwor Ludwig, dem Prinzen wenigstens zu gestatten, daß er eine Nacht in Paris schlafe; sie konnte es nicht erlangen, nur zwei Stunden wurde ihm zu bleiben erlaubt. Karl besuchte seine Tante, wagte aber, um Ludwig nicht noch mehr zu reizen, nicht, seine Verlobte zu sehen, und verließ Paris. Der König ließ ihm sagen, er habe nichts gegen seine Niederlassung in Lothringen, wenn sein Oheim dafür sei. Karl ging nach Luxemburg, mußte hier aus Mangel an Geld bleiben, bis sich ein fremder Lothringer, Herr von Gennetaire, seiner erbarmte und ihm eine kleine Summe gab, die ihm die Rückkehr nach Wien ermöglichte. Sein Vater zog sich verstimmt nach Pont-à-Mousson zurück. Als sich Herzog Karl IV. 1665 mit Marie Louise von Aspremont verheirathete, erkannte er, falls er keine Söhne bekommen sollte, Karl als einzigen legitimen Erben an, und im sogenannten Familienfrieden bestimmte er ihm die Nachfolge im Herzogthume Bar, den Aemtern Nancy und Vogesen, indem er seinem Bastarde Vaudémont zu Liebe das Land zerstückelte, wogegen Karl Einspruch that. Die Herzogin von Nemours wollte endlich die Heirath ihrer Tochter vollzogen wissen und bot Karl an, sie ihm in Deutschland, wo er wolle, zuzuführen; Karl aber lehnte dies ab, was die Braut beleidigte und später zur Heirath mit Karl Emanuel II. von Savoyen veranlaßte. Als 1669 Ludwig XIV. dem Herzoge Karl IV. neue Propositionen wegen der Succession in Lothringen und Bar machte, sah Karl darin eine Schlinge, war für ihre Ablehnung, erbat sich aber zum Schein Bedenkzeit und wollte nichts ohne Einwilligung des Oheims thun. Im Januar 1670 verlor Karl den vielgeprüften Vater, und in demselben Jahre riß Ludwig XIV. Lothringen und Bar an sich. Der kaiserliche Hof war wie Karl empört hierüber, Karl IV. erklärte sich bereit, an Karl abzudanken, versöhnte sich mit ihm und suchte wie er den Kaiser gegen Ludwig XIV. aufzureizen.

Karl trat in kaiserliche Kriegsdienste, erhielt ein Regiment altbewährter Cavalerie, machte sich damit heimlich auf den Weg nach Ungarn, kam bei Serinwar zu spät, stellte sich unter das Commando des Feldmarschalls Grafen Montecuculi und zeichnete sich trotz seiner Jugend in hervorragendster Weise am 1. Aug. 1664 in der Schlacht von St.-Gotthard an der Raab gegen den Großvezier aus; die Schlacht wäre verloren gewesen, wenn nicht der Prinz mit seinem Regimente den Anprall eines Theils des türkischen Heeres standhaft ausgehalten und dem Feldmarschall dadurch Zeit gegeben hätte, seine Reserven vorrücken zu lassen. Allgemeine Bewunderung lohnte dem jungen Helden, der eine von ihm eroberte Fahne in die Heimat sandte, um sie bei Nancy in der Kapelle der Burgunder vor dem Altare der Jungfrau von der guten Hülfe aufhängen zu lassen. Kaiser Leopold I. ernannte Karl zum General der Cavalerie und setzte ihm ein bedeutendes Jahrgehalt aus; der wiener Hof zeichnete ihn aus, wo er nur konnte, und die Witwe Kaiser Ferdinand's III., Eleonore von Mantua, wünschte ihn mit ihrer Tochter Eleonore Marie zu verbinden. Karl sah auf eine lange Kette zerrissener Hoffnungen zurück, ging vorsichtig seinen Weg, ließ sich durch seine Freunde nicht verleiten, seine Feinde gering zu achten, und fand, da er für den Repräsentanten einer nach Krieg mit Frankreich lüsternen Partei galt, einen erbitterten Gegner in dem von Ludwig XIV. erkauften Minister Fürsten Lobkowitz. Als 1668 durch die Abdankung Johann's II. Kasimir der polnische Thron erledigt wurde, bestimmte die Kaiserin-Witwe den Kaiser Leopold dahin, Karl als Candidaten für die Krone aufzustellen; der niedere Adel Polens schlug sich auf seine Seite, während die Magnaten für einen französischen Prinzen eingenommen waren; wegen seiner Frömmigkeit erwärmte sich der Klerus, wegen seiner Tapferkeit das Heer für Karl. Aber Lobkowitz fürchtete für die Erschütterung des Friedens und seinen Credit, bewog Leopold zu einem Abkommen mit Ludwig XIV., beide ließen ihre Candidaten fallen und traten für den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg ein, ohne aber die Anhänger ihrer bisherigen Schützlinge entmuthigen zu wollen. Die Candidatur kostete Karl, der mit der Krone auch die Hand der Erzherzogin Eleonore Marie zu erringen hoffte, enorme Summen, die ihm die kaiserliche Familie und sein Vater gaben; um ihn scharten sich viele Parteigänger, denen er fortwährend Geld und Unterhalt geben mußte, was ihn sehr schwer ankam; als Verfechter seiner Candidatur schickte er den gewandten, thatkräftigen und schlauen Grafen von Chavagnac auf den Reichstag von 1669, der mit den ihm zur Verfügung gestellten schwachen Mitteln seine Sache bestens vertrat, den Magnaten großartige Geldsummen und Geschenke versprach und im Abbé de Riguet, Karl's einstigem Lehrer, einem feinen Jesuiten, einen trefflichen Helfer fand; als letzterer in donnerndem Tone verkündete, Karl werde mit dem Degen die Krone Polens gegen alle Bewerber vertheidigen, erhob sich ein grenzenloser Enthusiasmus. Karl reiste bis Targowicza, um dem Reichstage näher zu sein und früher seine Erwählung vernehmen zu können; da wählten die Polen plötzlich einmüthig einen von den Piasten abstammenden obscuren Edeln, Michaël Wiśniowiecki, am 19. Juni 1669 zum König und Leopold I. gab ihm seine Schwester Eleonore Marie 1670 zur Ehe; Karl war wieder eine Gemahlin und dazu ein Thron entgangen. Er kam, seinen Groll verbeißend, nach Wien zurück. Als in Ungarn Unruhen ausbrachen, ging er unter dem Commando des Grafen Sporck mit seinem Cavalerieregimente 1670 dahin ab, stritt kühn gegen die Insurgenten und eroberte im Schlosse Murány das Archiv der Verschwörung. Im Kriege des Kaisers mit Frankreich stritt er seit 1672 mit seiner Reiterei für die Sache Leopold's, machte die Schlachten von 1673 und 74 mit und wurde bei Seneffe leicht verwundet.

Der Tod des Königs Michael von Polen am 11. Nov. 1673 erledigte abermals den polnischen Thron und machte die Karl liebende Eleonore Marie zur Witwe. Von neuem bewarb sich Karl um die Krone, der wiener Hof unterstützte den berühmt gewordenen General nach besten Kräften, so ungern Frankreichs Monarch dies sah, und Eleonore Marie ließ bei den Polen kein Mittel unversucht, um sie für Karl zu begeistern. Wiederum gebrach es Karl an Geld, und um sich solches zu verschaffen, gab er seinem Oheime Karl IV. eine Erklärung, wonach er als seine Nachfolger, falls er kinderlos stürbe, den Bastard Prinzen von Vaudemont und seine Nachkommen einsetzte. Dies wirkte; Karl IV. schickte ihm seine Diamanten und suchte ihm nützlich zu sein; der französische Gesandte aber arbeitete in Polen mit solchem Geschick gegen Karl und stachelte derart den nationalen Eigenwillen der Polen an, daß sie am 21. Mai 1674 einmüthig Johann III. Sobiesk wählten. Eleonore Marie verließ Polen, unglücklich, Karl die Krone nicht verschafft zu haben, und verwies ihn in einem betrübten Schreiben auf eine ihnen vielleicht beschiedene bessere Zukunft. Karl fühlte die Hand seines Verfolgers in Versailles, die ihm abermals die Krone raubte, und sein Haß wuchs immer mehr. Unter Montecuculi machte er 1675 den Rheinfeldzug gegen die Franzosen mit, als ihm in der Gegend von Lauterburg durch Oberst von Mercy im Auftrage des Prinzen von Vaudemont mitgetheilt wurde, daß sein Oheim am 18. Sept. 1675 gestorben sei. Er succedirte ihm, freilich ohne in Besitz der Lande zu treten, als Herzog Karl V. von Lothringen und Bar.

Karl verließ das kaiserliche Heer, übernahm den Oberbefehl der im Hundsrück stehenden lothringischen Truppen, regelte die häuslichen Geschäfte mit dem Prinzen von Vaudemont, ließ sich von den Soldaten huldigen und kündigte seine Thronbesteigung in Brüssel, Haag und Wien an, wo sie mit Freuden vernommen wurde, da Karl auch ferner seine Waffen gegen Frankreich kehren wollte. Mit seinen Truppen stieß er zum kaiserlichen Heere und wurde nach dem Rücktritte Montecuculi's Ende 1675 Generalissimus desselben, obgleich erst 32 Jahre alt; Montecuculi hatte ihn noch speciell zu seinem Erben im Commando empfohlen, denn Karl galt bereits als großer Feldherr. Seine Ernennung war ein Fehdehandschuh Leopold's an Ludwig und Karl fühlte sich in der Lage überglücklich, kriegerische Lorbern ernten und die Hand der Königin-Witwe von Polen erringen zu dürfen. Er überschritt den Rhein, schlug den berühmten Marschall Herzog von Luxembourg mehrmals, belagerte Philippsburg und ließ Lauterburg befestigen, um die Franzosen an der Unterstützung von Philippsburg zu hindern; im April 1676 berannte er letztere Festung; Luxembourg suchte vergeblich, sie zu entsetzen, und am 17. Sept. d. J. mußte sie sich ergeben. Karl nöthigte die Franzosen, den Breisgau zu räumen, bedrohte Oberelsaß und Franche-Comté und dachte 1677 auf Nancy zu marschiren, weshalb er seinen Fahnen die Devise: „Aut nunc aut nunquam" gab. In Wien aber wollte man hiervon nichts wissen; Karl sollte nicht seine Interessen verfolgen, sondern denen des kaiserlichen Hofes dienen. Frankreich andererseits ließ die von Karl nach Nimwegen zur Wahrung seiner Rechte entsandten Präsident Canon und Marquis von Serincamp nicht zum Congresse zu, während der Kaiser und die Generalstaaten im Haag sich verpflichteten, keinen Vertrag einzugehen, bevor die Rückgabe Lothringens und Bars an Karl stipulirt sei. Durch die geschickten Operationen der Franzosen wurde es Karl erst im Mai 1677 ermöglicht, gegen sie vorzugehen; ihm stand der Marschall von Crequi als Feldherr gegenüber, dem er am 11. Aug. 1675, unterstützt von Georg Wilhelm und Ernst August von Braunschweig, an der conzer Brücke eine entscheidende Niederlage beigebracht hatte. Karl nahm mit leichter Mühe die meisten kleinen Plätze an der Saar; als er am 8. Juli 1677 ins Seille-Thal eindrang, erfuhr er, daß Crequi starke Positionen auf dem linken Ufer hatte; trotzdem passirte er den Fluß bei Nomeny und campirte in Clemery. Crequi zog sich hierauf bis Sainte-Barbe bei Metz zurück, täuschte Karl mit der Vorspiegelung eines Seille-Ueberganges und fiel unvermuthet über eine Abtheilung bei Morville her, Karl eilte ihr zur Hülfe, wurde aber geschlagen, zurückgetrieben und mußte sich bis Ennery entfernen. Crequi trat ihm überall in den Weg, fing seinen Proviant ab und erhielt Verstärkungen. Herzog Karl überschritt darum in der zweiten Hälfte des Juli die Mosel bei Grevemachern und ging nach Mouzon, um die Champagne anzugreifen und dem Prinzen von Oranien, der Charleroi belagern wollte, die Hand zu reichen. Crequi folgte ihm auf dem Fuße, auch als er sich nach dem Elsaß wandte, um den von den Franzosen umschlossenen Prinzen von Sachsen-Eisenach zu befreien. Die Franzosen besiegten die Kreistruppen und traten Karl mit Siegesbewußtsein entgegen, als er sich Straßburg näherte; am 7. Oct. kam es zu einem Reitergefechte, in dem Karl unterlag; bald darauf bezog er die Winterquartiere, und bevor er etwas zum Schutze unternehmen konnte, fiel Freiburg i. Br. am 25. Nov. den Franzosen in die Hände. Der Feldzug war für Karl sehr ungünstig verlaufen. Mittlerweile verzichteten seine Vertreter in Nimwegen auf den Titel Gesandte, begnügten sich mit dem von Bevollmächtigten und wünschten von den französischen Gesandten zu wissen, unter welchen Bedingungen Ludwig XIV. Lothringen und Bar restituiren würde; die Antwort war ein von Ludwig selbst entworfener Vertragsvorschlag, Karl sollte entweder einfach die demüthigenden Bedingungen des Pyrenäischen Friedens annehmen oder an Frankreich gegen Toul und ein kleines Stück der Bisthümer Metz, Toul und Verdun die Stadt Nancy, Longwy mit seinem Gerichtsbezirke und das zur Errichtung von vier Militärstraßen von Verdun nach Metz, von Metz nach Zabern und nach Nancy, von Nancy nach dem Elsaß, Franche-Comté und Champagne nöthige Terrain abtreten. Die Bevollmächtigten Karl's waren entsetzt über diese Forderungen, der Kaiser und die meisten deutschen Fürsten bestärkten sie in ihrem Widerspruche, Karl war nicht gewillt, seine Hauptstadt um Toul zu opfern und sein Land durch Militärstraßen zerreißen zu lassen, bot hingegen die theilweise Zerstörung der Befestigungen

von Nancy an und wünschte sein Abkommen mit dem Könige auf der Basis von dessen Vertrag von Montmartre mit seinem Oheime (1662) geregelt zu wissen. Ludwig blieb unbeugsam und forderte alsbaldige Annahme oder Ablehnung; Spanien und Holland riethen Karl zur ersteren.

Der Krieg dauerte fort und Karl blieb kaiserlicher Generalissimus. Leopold I. hätte seiner verwitweten Schwester Eleonore Marie gern wieder die Hand eines Königs verschafft, sie aber wollte keinen andern Gatten als Karl und dieser ließ Leopold's Beichtvater, den Erzbischof von Wien, in seinem Interesse arbeiten. Auf der Reise nach Wien hatte er das Unglück, bei der Besichtigung der Festung Philippsburg einen tiefen Sturz zu thun, der ihm leicht hätte das Leben kosten können, in dem Badeorte Baden holten ihn befreundete Große ab, um ihn an den kaiserlichen Hof nach Wienerisch-Neustadt zu führen, wo er mit Souveränen zustehenden Ehren empfangen und am 6. Febr. 1678 in der Schloßkapelle mit der treuen Geliebten (geboren am 21. Mai 1653) getraut wurde.

Im März ging er, überglücklich in ihrem Besitze, als Gouverneur mit ihr nach Tirol, lebte still und zurückgezogen, unterhielt selbst in Lothringen und Bar keine Beziehungen mit seinen Anhängern, um ihnen keine Verlegenheiten zu bereiten, wurde aber mit Anliegen ununterbrochen bestürmt und ertheilte Adelsbriefe und Anwartschaften auf von Ludwig unterdrückte Stellen, die von den Empfängern wohl verwahrt gehalten wurden, bis sie nach der Restauration von Karl's Sohne Leopold zur Geltung kamen. In der glücklichsten Ehe gebar die Herzogin Karl fünf Söhne und eine todtgeborene Tochter; der älteste Sohn Leopold Joseph Karl wurde sein Nachfolger als Herzog von Lothringen und Bar, welche Lande er 1697 im Ryswyker Frieden zurückerhielt, der zweite, Karl Joseph Johann Anton, wurde Kurfürst und Erzbischof von Trier, Ferdinand Joseph Philipp kaiserlicher Generalfeldzeugmeister, Joseph Innocenz Emanuel kaiserlicher Kürassieroberst und Franz Anton Joseph Fürstabt zu Stablo und Malmedy.

Bald nach seiner Heirath mußte Karl Innsbruck verlassen und zur Fahne eilen. Wieder stand ihm Créqui entgegen und machte seine Bemühungen, im Elsaß einzufallen und Freiburg zurückzuerobern, zu Schanden. Der Feldzug endete durch den Nimweger Frieden vom 5. Febr. 1679 zwischen Kaiser und Reich und Frankreich, in den Karl eingeschlossen war. In seinem Namen protestirte der Präsident Canon gegen die harten Karl und sein Land betreffenden Artikel, erklärte aber, Karl wünsche nicht, in Feindschaft mit Ludwig zu bleiben. Der Herzog suchte mit Ludwig neue Verhandlungen anzuknüpfen, um günstigere Bedingungen zu erlangen, und bat mit Ludwig alliirte Fürsten, die Herzogin von Mecklenburg, den Kurfürsten von Baiern und den Fürsten Wilhelm Egon von Fürstenberg, um gütige Vermittelung bei Ludwig, der sie aber kühl abwies und ebenso wenig auf die Vorstellungen des Kaisers einging, der ihm die Entfestigung Philippsburgs gegen Nancy anbot. Da Ludwig allen bei fremden Mächten bediensteten Lothringern am 3. Juli befahl, vor Ende September 1679 zurückzukehren, widrigenfalls ihre Güter confiscirt und ihre Häuser geschleift würden, entließ der Herzog die lothringischen vier Gardecompagnien und die Regimenter und hieß alle Offiziere heimkehren: in der Heimath fanden sie freilich oft ihre Güter bereits confiscirt und ihr Haus zerstört. Karl kehrte nach Innsbruck um, wo ihn die Gemahlin sehnsüchtig erwartete, und verbrachte hier die glücklichsten Jahre seines wechselvollen Lebens.

In Ungarn unterstützte die Pforte die Insurgenten, die sich um Tököly scharten, Frankreich schürte ebenfalls. Leopold stellte Karl als Generalissimus an die Spitze eines Heeres von 35,000 Mann; Karl machte einen ebenso einfachen wie klugen Feldzugsplan, fürchtete aber seine Kreuzung durch die unzuverlässige Umgebung seines Schwagers, des Kaisers. Er begann Neuhäusel zu belagern, welches wacker widerstand, wurde aber durch Chicanen des Präsidenten des Hofkriegsraths, Markgrafen Hermann von Baden-Baden, der auf ihn eifersüchtig war, gelähmt, mußte bei dem Herannahen des türkischen Heeres die Belagerung aufheben und sich in Streit mit dem Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, der nicht unter ihm stehen wollte, in der kritischsten Lage auf Wien zurückziehen. Entsetzt über das Anrücken der Türken ergriff der Hof die Flucht, Karl führte seine auf 20,000 Mann zusammengeschmolzene Armee unter die Kanonen Wiens, 9. Juli 1683, und Graf Starhemberg organisirte die heldenhafte Vertheidigung der Stadt, von Karl bei der Anordnung beständig unterstützt. Karl unterdrückte mit seiner Cavalerie die überall umhertreibenden Ungarn und Tataren, fing den Türken die Lebensmittel weg, unterhielt glücklich die Verbindungen mit Deutschland und Polen, wo sich Hülfsarmeen sammelten, zog die Kreistruppen an sich und verband sich am 31. Aug. mit dem von seinem einstigen Rivalen, Johann III. Sobieski, in Person befehligten Polenheere. Die Türken beschossen Wien voll Wuth, sprengten einige Minen und unternahmen achtzehn Stürme, aber am 11. Sept. erschienen Karl, Johann III., Waldeck und die Kurfürsten von Sachsen und Baiern mit dem Entsatzheere auf dem Kahlenberge, am 12. erfolgte der allgemeine Angriff auf die Türken, Karl führte den linken Flügel des Heeres, welcher zuerst ins Lager des Feindes einbrach, und nahm hervorragenden Antheil an dem großen Siege, der mit der wilden Flucht der Türken endete. Den Siegesfesten entzog sich der bescheidene Herzog, so viel er konnte, und nicht wenig verdroß ihn die maßlos hochmüthige Weise, in der Leopold gegen Johann III. sich gefiel. Trotz aller Intriguen seiner zahlreichen wiener Feinde gewann Karl seit der Rettung Wiens großen Einfluß auf Leopold, der ihn bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath bat, wenn auch oft nur heimlich, und ihm meistens folgte.

Anstatt das bei Wien geschlagene Türkenheer energisch zu verfolgen, wie Karl rieth, ließ man ihm Zeit, sich zu erholen, und am 8. Oct. wäre Johann III. bei Párkány geschlagen worden, wenn nicht Karl der Schlacht eine glückliche Wendung gegeben hätte. Am 10. Oct. schlugen

Buda die Türken capitulirte und nahmen Pardany, Gran capitulirte am 27. Oct. und Karl kehrte nach Wien zurück. Der Papst und fast alle Fürsten der Christenheit beglückwünschten ihn für seine glorreichen Thaten und 1684 erhielt er wieder das Commando eines Heeres von 60,000 Mann. Er eroberte am 16. Juni Wittgrad, gewann am 27. Juni Waitzen und Pesth, schlug am 10. Juli den Grosswesir und belagerte nun Ofen, er nahm zwar die Unterstadt am 19. Juli, aber die Oberstadt hielt sich, am 22. Juli besiegte er ein Entsatzheer bei Hamlabeg, trotzdem fiel die Oberstadt nicht und Karl zog mit seinem Heere am 29. Oct. nach Gran ab, nachdem er erkrankt war; wiederum bemmte man ihn in Wien beständig. Im J. 1685 belagerte er Neuhäusel wieder, von wo er nach Gran ging, als die Türken daselbst erschienen waren, und ihnen am 16. Aug. eine Niederlage bereitete. Am 19. Aug. erstürmte er Neuhäusel und überall drangen die Kaiserlichen siegreich in Ungarn vor. Am 18. Juni 1686 begann Karl mit einem Heere von 60,000 Mann, in dem auch Freiwillige aller Nationen standen, die energische Belagerung von Ofen, welches von den Türken mit großer Tapferkeit vertheidigt wurde; die äußere Mauer mußte von ihnen preisgegeben werden, der untaugliche Großvezier konnte die Stadt nicht entsetzen und nachdem sie 145 Jahre türkisch gewesen war, wurde sie am 2. Sept. erstürmt. An der gründlichen Verfolgung des türkischen Heeres verhinderte Karl der Kurfürst von Baiern, der auf wiener Befehl handelte. Der Herzog eroberte jedoch Simontornya, Fünfkirchen, Siklos, Szegedin und andere feste Plätze; 1687 marschirte er auf Essegg und brannte die Brücke nieder, eroberte Peterwardein, Slawonien und Syrmien und vernichtete im Vereine mit dem Kurfürsten von Baiern am 12. Aug. das türkische Heer unter dem Großvezier bei Mohacz. Die Beute war ungeheuer. Der Herzog zog nach Siebenbürgen, zwang Michael Apaffy, in zwölf Festungen Kaiserliche aufzunehmen und dafür 700,000 Gulden zu zahlen, und Michael wie ganz Siebenbürgen mußten Leopold als König von Ungarn huldigen. Dieser war undankbar genug, Karl, seinen treuesten und berühmtesten General, wegen einer Ceremonienfrage von der Krönung seines Sohnes Joseph I. zum Erbkönig von Ungarn am 9. Dec. 1687 auszuschließen. Seine Vorschläge, das Misgeschick der Türken zu benutzen und sie über den Bosporus zurückzuwerfen, wurden von den auf Karl eifersüchtigen kaiserlichen Ministern abgewiesen und unter dem Vorwande seiner erschütterten Gesundheit entzog man ihm den Oberbefehl. Mit klarem Blicke die politische Lage betrachtend, legte Karl in Leopold's Hände im November 1687 ein politisches Testament nieder, welches den Habsburgern zur geheimen Richtschnur dienen sollte, 1696 aber gedruckt in Leipzig erschien, und von Leopold und seinen Nachfolgern in vielen Punkten befolgt wurde. Schwer erkrankt, wohnte Karl 1688 der Eroberung Belgrads durch den Kurfürsten von Baiern, seinen Nachfolger, bei. Er rieth Leopold zum Frieden mit der Pforte, um alle Kräfte gegen Frankreichs Uebermacht wenden zu können; in Ludwig XIV. sah er lebenslang seinen Todfeind, denn alle Bemühungen, ihn zur Rückgabe seiner Herzogthümer zu bestimmen, scheiterten, obwol er selbst durch den Beichtvater, Père la Chaise, auf das Gewissen des Monarchen einzuwirken versuchte. Es war für ihn eine hohe Genugthuung, 1689 von seinem Schwager mit dem Obercommando des kaiserlichen Heeres am Rheine gegen Ludwig betraut zu werden; mit Feuereifer widmete er sich der neuen Aufgabe, gesonnen, die Franzosen aus dem Reiche zu treiben. Vor allem wollte er ihnen Mainz und Bonn abnehmen. Die Einleitung der Belagerung von Mainz nahm sehr viel Zeit weg, erst im Juli begann die Berennung, der Marquis d'Huxelles vertheidigte sich wacker und capitulirte erst am 8. Sept. Bonn wurde vom Chevalier d'Asfeld drei und einen halben Monat ritterlich gegen Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg und Karl vertheidigt, mußte sich aber am 12. Oct. ergeben. So lachelte Karl das Glück in verheißungsvoller Weise, ohne daß er darum seiner Bescheidenheit untreu wurde. Ganz Deutschland nannte den Namen des Türken- und Franzosensiegers mit Ehrfurcht und Liebe, der Kaiser schenkte ihm sein volles Vertrauen; man hoffte, 1690 werde er in Frankreich eindringen und seine Staaten zurückerobern. Im October 1689 besuchte er den Reichstag zu Augsburg, legte seinen Kriegsplan für 1690 vor und erinnerte die Stände an ihr Versprechen, ihm zur Wiedergewinnung Lothringens und Bars verhelfen zu wollen, worauf sie ihm im Gegensatze zu früher eine befriedigende Antwort gaben. Dann kehrte er auf seinen Statthaltersitz nach Innsbruck heim. Von hier rief ihn der Kaiser nach Wien, um einem Kriegsrathe anzuwohnen, in dem der Feldzugsplan definitiv festgestellt werden sollte, aber in der Burg Wels ergriff ihn am 17. April 1690 plötzlich die Bräune. Da er nicht mehr sprechen konnte, nahm er schriftlich ergreifenden Abschied von Eleonore Marie, den Kindern und dem Kaiser, dem er sie empfahl, verlor bald das Bewußtsein und starb am 18. April 1690. Vielfach wurde eine Vergiftung vermuthet. Sein Ableben machte ungeheures Aufsehen in Europa und Ludwig XIV. rief aus: „Ich habe den größten, klügsten und hochherzigsten Feind verloren." Karl ruht in Nancy. Seine Witwe starb in Innsbruck am 17. Dec. 1697. Eine natürliche Tochter Karl's, die ihm in seiner Jugend geboren worden war, ging nach merkwürdigen Erlebnissen nach seinem Tode ins Nonnenkloster Sanct-Elisabeth in Ormes-sur-Madon, nahm als Schwester Charlotte von Sanct-Alexis den Schleier und starb 1730.

Vgl. Vie de Charles V., duc de Lorraine et de Bar, et généralissime des troupes impériales, (Amsterdam 1691); Mémoires du Marquis de Beauvau, pour servir à l'histoire de Charles V.; Graf d'Haussonville, Histoire de la réunion de la Lorraine à la France (Band 3, Paris 1857); Digot, Histoire de Lorraine (2. Auflage, Bd. 5, Nancy 1880).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

Ende des dreiunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AE
27
E7
Sect.2
Bd.32-
33

Ersch, Johann Samuel
Allgemeine Encyclopä-
die der Wissenschaften
und Künste

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY